image
not
available

4 Per. 5 i

30.1
1857

Digitized by Google

<36612234490013

<36612234490013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreißigster Jahrgang

1857.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857

Digitized by Google

4° Per. 5 i/30,1

Wo[illegible]kreis-
bücherei VII
München

Altbestand 38630

121 6

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1857.

A.

Abessynien, s. Habesch.
Acon, die glorwürdige Stadt – im 14ten Jahrhundert: 646; von der Zerstörung – s: 669.
Aegypten, Chevreuls Restauration - ischer Bronzestatuen: 240; ein Gang durch das - ische Museum des Louvre in Paris: 273; die - ischen Städtenamen in der Bibel: 480; die Prunksucht im alten –: 552; die – ische Bilderschrift: 1019; – s Stelle in der Weltgeschichte: 1132.
Affen, Waterton's Versuch einer Naturgeschichte der –: 1190, 1204.
Afghanistan, s. Ferrier.
Afrika, s. Ostafrika, s. Südafrika, s. Goldküste, s. Baumwolle; Roscher über das ptolemäische –: 2000.
Akwapim, s. Goldküste.
Albatroß, s. Pinguin.
Ale-nten, s. Vulcane.
Algonkin, Eroneniera oder ein Besuch beim großen Geiste, Legende der – s: 25.
Aluminium, das –: 24.
Amboina, s. Niederl. Indien.
Ameisen, Sitten und Verfassungen der: 649.
Amerika, s. Nord –, s. Mittel –, s. Süd –; frühere Verbindung des Festlandes von – mit Europa: 405; Erforschungsexpedition nach dem nordwestlichen –: 479; Einführung einer neuen Pferdeart in –: 766.
Amulette, s. archäologische Notizen.
Amur, neue Karte des – stromes: 168, s. Schrenk.
Andersson's Reisen in Südwest-Afrika: 1224.
Anthropologie, Studien über –: 97.
Antiparos, ein Besuch der Insel –: 403.
Araber, – ische Goldkörner: 476.
Arabien, s. Ostafrika.
Arbeit, die – seinstellung in Preston: 889.
Arbeitslohn, s. Maschinen.
Archäologische Notizen, die Amulette der Alten: 93; Farben und Purpur der Alten: 233; Alterthum der Blutwürste: 432; die Porphyr- und Granitgruben der Römer: 538; Einführung asiatischer und afrikanischer Thiere im römischen Alterthum: 654; über die Stellung der Juden im Alterthum:: 755; die Surrogate der Presse im römischen Alterthum: 841; der Geldverkehr im Alterthum: 869; Landwirthschaft der alten Römer: 949; die Gladiatorenspiele im Römerreich und außerhalb Italien: 961; Straßen, Post- und Wirthshäuser der Römer: 988; Einbalsamirung bei den Alten: 1199.
Arctische Notizen. 1) Die Wallrosse; 2) Schlauheit - r Raben; 3) Wölfe: 117; die – Expedition der Lady Franklin: 702.
Assyrien, angebliches Alter – scher Cultur: 312.
Athen, s. griechische Notizen.
Andh, s. Indien.
Austern, über - gift: 165.
Australien, Tripang und Perlenfischerei in Niederländ. –: 142; Sitten und Gebräuche der – r: 185; Gregory's nord - ische Expedition: 648; die süd – ische Erforschungsexpedition: 815; die Forschungen in –: 1032; Adresse von Kang-tscheu, einem Chinesen in Australien, an die englischen Behörden: 1167; Gregory's neueste Entdeckungen: 1176.

B.

Bali, s. Niederl. Indien.
Banda, s. Niederl. Indien.
Baniane, der größte - nbaum: 960.
Barrakuta, die Bucht von –: 617.
Baumwolle, der – nhandel im Jahr 1856: 68; s. Indien, Sklaverei und – ncultur in Afrika: 1033; s. Californien.
Bengalen, s. Indien.
Birma, s. Irawaddi.
Blindmans, die ungarische –: 600.
Blutwürste, s. Archäologie.
Bombay, s. Indien.
Bonin, s. Japan.
Borneo, s. Dajacen.
Bourbourg, s. Tabasko.
Brahmanen, s. Indien.
Brasilien, neue – anische Expedition: 24; eine – ianische Färberröthe: 911.
British Association, Notizen vom 27. Meeting der – –: 934, 957.
Brooke, Radscha Sir James - und Sarawak: 802.
Buddha, über den – istischen Reliquiendienst: 385, 418.
Bulgarien, Blutegel in –, die Wirkung des Tansimat in –: 143.
Bundehesch, das erste Capitel des –: 292; das 31ste Capitel des über die Auferstehung: 433.
Burton, – s Reise nach dem Binnenmeere Ukerewe: 48; die ostafrikanische Expedition: 72; weitere Nachrichten über die letztere: 888; letzte Nachrichten: 1176.
Byssus: 120.

C.

Californien, s. Gold. Gigantische Vegetation in –: 158; Indianerunruhen in –: 432; Besorgnisse vor den Chinesen: 648; isches Quecksilber; – ische Baumwolle: 1198.
Camargue, die wilden Pferde und Stiergefechte in der –: 1099.
Canal, Project eines – s aus der caribischen See nach dem stillen Meere: 495.
Canton, ein Seeräuber-Abenteuer im – Flusse: 435.
Castrèn, s. Sibirien.
Catalonien, Sitten und Glauben in –: 166.
Chicago, s. Nordamerika.
Chimborazo, Besteigung des –: 269.
China, die Begründung der evangelischen Mission in –: 113, 138, 259, 475, 596; Banksystem in –: 504; der russische Handel in –: 211; Geschichte der mittelalterlichen Missionen in Indien und –: 89; der - esische Krieg: 519; die drei Religionsstifter, eine – esische Parabel: 537; die geheimen Gesellschaften der – esen: 809; Elfenbeinkugeln, Milchverkauf: 815; Auswanderung der esen zur See: 836, 861; Ausführung der – esen als Kulis: 886; s. Molukken; Armenwesen im – esischen Reiche: 896; die Engländer in – und die Cantone - esen: 1023; das Theater der - esen: 1023; Unterhaltungen und Spiele

Digitized by Google

der - eisen: 1043; der Arzt in - und das kaiserliche Collegium der Aerzte in Peking: 1073; f. Vereinigte Staaten, f. Australien, f. Melukken, die Erfindungen der - eien: 1178.
Chinabaum, der -: 389.
Chippewas, f. Nordamerika.
Chriſtian, f. Perſien.
Cretinismus, der endemiſche -: 305.
Cuba, f. Zucker, f. Sklaven.
Cypern, die Inſel - ein Lieblingsaufenthalt: 1022.

D.

Dajaken, ein Raubzug - iſcher Piraten auf Borneo: 937.
Damascus, Marktscenen in -: 817.
Dampfſchiff, die amerikaniſchen - fahrtslinien: 168; Schnelligkeit der Fahrten über das atlantiſche Meer: 576.
Darius, Grabſchrift des erſten - in Naksch Rustam: 168.
Dattel, die - palme: 1003.
Debit, f. Juden.
Dieb, die europäiſchen - ſprachen: 518.
Domenech, f. Nordamerika.
Donaufürſtenthümer, die Vereinigung der -: 480.
Draviu, Caldwells vergleichende Grammatik der - iſchen Sprachen: 141; über die Verwandtſchaften der - Sprachen mit den turco-tatariſchen: 1087.
Durchfahrt, f. Mac-Clure.

E.

Eisfabrication, f. New York.
Eiſenbahnen, Länge und Koſten der befahrenen -: 168; die Wunder der -: 1009.
Elektriſch, Prof. Loomis über - e Phänomene in den Vereinigten Staaten: 809; lebende - Fiſche: 935.
England, das Chriſtfeſt in -: 33, 61; im Norden von Großbritannien: 81; das große Siegel von -: 102.
Enyphrat, die - bahn: 351.
Everest, der Berg -: 935.

F.

Fallland, die Natur auf den - einſeln: 17, 43, 68, 94.
Faraday, - über die Unverſehrbarkeit der Kraft: 361; - 's Verſuche mit blumen Goldplättchen: 1223.
Farben, f. Archäologie; über - blindheit: 336, 1056.
Färberröhe, f. Brasilien.
Federn, Verfertigung von Kautſchuk -: 432.
Felſengebirge, ein Ritt durch die große Wüſte und die -: 257, 285, 306, 356, 389.
Ferrier, General - s Reiſen durch Afghaniſtan und Beludſchiſtan: 1) Herat und der indiſche Kaukaſus: 317; 2) im Fürſtenthum Kandahar: 342; 3) Gedichtſan: 370.
Feuer, Mittel gegen - gefahr auf Schiffen: 216; - verſicherungen: 456.
Fidſchi, europäiſches Proletariat auf den - Inſeln: 936.
Finnen, Anton Punhuara, ein - iſches Märchen: 611; Bruchſtücke - iſcher Kosmogonie aus dem Kalewala: 974.
Fiſche, ſchottiſche - zucht: 41; - regen: 164; f. nordert. Indien, f. elektriſch.
Fixſterne, über einige Rätſel des - himmels: 745.
Fizeau, f. Licht.
Flut, die höchſte - im Thamſichang: 860.
Foreſle, une Naturgeſchichte der -: 504.
Frankreich, der letzte Cenſus - s und Bemerkungen über die Dauer des menſchlichen Lebens: 326; der Selbſtmord in -: 848; Polizei der Könige von - der erſten und zweiten Dynaſtie: 1807; Inventarſtücke franzöſiſcher Theater: 1176; f. Rückſtöcke, die Phyſiognomie - s am Ende des 30jährigen Krieges: 1220.

G.

Gadames, Bemerkungen über die Oaſe - (Rhames): 730.
Gälen, die - in Schottland und Irland: 935.
Galvanismus, Greve's - elektriſche Experimente: 263.
Ganges, der - Canal: 526.
Ganchos, f. Pampas.
Gelb, das - e Fieber in Montevideo: 688.
Gerſte, Mittheilung künſtlichen - e an - loſe Pflanzen: 744.
Gladiatoren, f. Archäologie.
Gold, f. Silber; die - gewinnung in Californien: 115; f. Faraday.
Goldküſte, Land- und Seeſtreifzerungen von der -: 133, 156; Volksſagen im Akrapsmande: 159; Cruciffixe über den Fetiſchismus an der -: 953, 980.
Great Eastern, das größte Schiff der Welt: 840, 936.
Gregory, f. Auſtralien.
Gretna Green, das Prieſterthum von -: 168.
Griechenland, Weltſtaunen in -: 288; das Schulweſen im Königreich -: 505; engliſche Zeitſchriften über -: 912; Reiſen in -: 984; Unterrichtsweſen in -: 1176.
Griechiſche Notizen, die Univerſitätsbibliothek in Athen: 128; die Länge der Griechen: 431; Conſtantin Dikemenos, die neu - Sprache im Ausland: 575; neu - Litteratur in Nordamerika. Ecole française in Athen: 694; die polytechniſche Schule in Athen und die ſchönen Künſte in Griechenland: 815; Literatur: 1055.
Grönland, f. Rink; Thierleben im nördlichen -: 1) die Seehunde; 2) das Wallroß; 224; 3) das Renuthier: 4) die Bären: 243.
Guanahani, die Inſel -: 466.
Gwalior, f. Indien.

H.

Habeſch, Dr. Reiß und Th. v. Heuglin in -: 1184; Leopardenjagd in -: 1217.
Hakodadi, Bericht eines Amerikaners über die Stadt -: 406.
Hamerton, f. Sanſibar.
Hekla, der letzte Ausbruch des -: 30.
Herat, f. Ferrier; die Feſtungswerke von -: 399.
Hilaire, Leben und Lehren Geoffroy St. -'s: 1081, 1110.
Honduras, Reiſeberiche aus -: 378, 449; die - Eiſenbahn: 624.
Horn, eine Fahrt unno Cap -: 824.
Humboldt, A. v. - über Weltumſegelungs Reiſe: 902.

J.

Japan, Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften der - ſchen: 19; das - ſche Schachſpiel: 66; Tod der Kaiſerwittwe der - ſchen: 87; Bäder und Bäder der - ſchen: 137; die Bucht von Jonquière: 619; die Beminſeln, ein Verſuch zu gegen -: 921; eine - ſche Grammatik: 983; die einheimiſche Religion in -: 1094; Gränze zwiſchen den ruſſiſchen Beſitzungen und -: 1104.
Java, f. Riedel, Indien, Sitten und Gebräuche der - nen: 629; (Sitte und Vergnügungen, Feierordnung): 659; (Regende von Watu Gunung): 684; (die urſprünglichen Vorheiten der - nen): 821; die - ſchen Frauen: 715.
Jeſſidis, eine hypothetiſche heidniſche Sekte der Teufelsanbeter: 360.
Jilyrier, mit welchem Recht nennen ſich die Südſlaven -: 881.
Indianer, f. Nordamerika.
Indien, f. Niederländiſch -.
Indien, das britiſche -. Reiſerouten und Brahmanenthum: 27; eine Ueberlandreiſe nach -; Rückreiſe nach Europa: 143, 166, 191; die Herrſtraßen nach -: 180; litterariſche Bewegung auf dem Gebiet der Hinduſtani 1854: 262; die - iſch-chineſiſche Handelsbilanz: 293; die - iſchen Parſen und Schamieſiden: Dichterſchulen: 396; Sociale Zuſtände im altren - : 376; G. v. Liebigs Reiſeberiefe aus Indien: 401, 427; (in der Thalwegel): 451, 473; (Monſun): 500; (Tichitor): 545; (Nach Rajputaland): 572; (Hunterghur): 593; (Auffſtand): 621, 645, 667, 691; (Ajmichmir): 737; (Pokaſp): 786; Gwalior und die Seindhidynaſtie: 560; die Rabſchputen: 587; die Baumwollencultur in -: 635; der Niamſtaat: 677; der Aufſtand der Bengaliſchen Armee: 706; ein engliſcher Ball in der Präſidentſchaft Bombay: 743; Delhi: 761; Mädchenmord in -: 768; die engliſch - iſche Armee: 769; das - iſche Kaſtenweſen und die Einzelne der Engländer: 793; der König von Ava und ſeine Verbindung durch die Britten: 843; die oft - iſche Compagnie und die oberſte Regierung in England: 874; die Engländer im nordweſtlichen -: 894; Pensionen von Hindus gegen die Anmaßung der Brahmanen: 898; die Silbe: 905; die Wohnammedaner in -: 913; - iſcher Fürſtenjungen eines Rabob von Arab: 913; die - iſche Preſſe: 930; der Lotus oder die bl. Bohnenpflanze -: 936; Alt- und Neu - von Muſſinan: D. Allen: 955; engliſcher Handel mit -: 983; Nepal und die Gurkhas: 977, 1006; Einführung engliſcher Gerichtshöfe in -: 1025; - iſche Märchen: 1040; Polizei- und Gerichtsweſen in -: 1053, 1077; die Civil- und Militärverbreennung: 1057; Aufhebung des Kindermordes im weſtlichen -: 1071; f. Luxuſlab, der Civildienſt der oft - ſchen Compagnie: 1097, 1126.
Jonquières, f. Japan.
Joruba, das Reich -: 543, 559.
Irawaddi, Schilderungen von der -; 1) ein birmaniſches Sanctuarium: 638; 2) ein Hinterhalt von Dacoits: 639; 3) Pagodenſpiele und Theater: 652; 4) die Tamen von Prome: 652; 5) die Erſtürmung von Rangun 1852: 708.
Iſſikul, erſte Erforſchung des - Sees: 337.
Italien, Einwanderungen nach -: 840; - iſches Familien- und Gaſtenleben: 1045.
Juden, f. Archäologie, f. Syrinam.
Jungfer, über - Geburten bei Inſecten -: 632.
Jupiter, über die letzte Bedeckung des -: 457.
Jura, Reſte von Säugethieren im - ſyſtem: 840.

K.

Kaffern, f. Sulu, eine Hochzeitsfeier bei den -: 912.
Kalewala, f. Finnen.
Kanaken, f. Sandwich.
Kandahar, f. Ferrier, die neue britiſche Reſidentſchaft in -: 360.
Kane, Dr. - s Entdeckungen im Smithſunde; 1) der Humboldtgletſcher: 169; 2) das offene Polarmeer: 202; Mekrolog: 1291.
Karakorum, Höhenmeſſungen der - kette: 1175.
Karte, eine alte - mit der Inſelgruppe 1489: 154; f. Amur, neuere - n merke: 377.
Kaukaſus, ruſſiſcher -, f. Ferrier.
Keilſchrift, Rawlinſons - ſammlung: 66; die Entzifferung der -: 893; über die ſyſtiſche Gränze des Vorkommens der - en: 576.
Kirgis, die - Kaiſaken und ihre Stellung zu Rußland: 1201.
Kleinaſien, Skizzen aus - - von Mordtmann. Nr. 4: 109, 126, 176, 200, 227, 253, 280; Schlußfolge: 759, 784, 805, 829, 851, 871, 891.
Kohlen, Beluch in einer - grube: 968.
Kometen, Anſichten Arago's über die -: 529.
Konſtantinopel, die Umgebung - s: 1080.
Korea, ruſſiſche Schilderung der Bewohner von -: 163.
Krähen, aus den Handwörterbüchern einen Hauptlings der -: 9; letzte Schickſale: 56.

Digitized by Google

Kraft, f. Faraday.
Krapf, f. Ostafrika, Sansibar.
Kuen-Luen, Wanderungen der Gebrüder Schlagintweit über den -: 186.

L.

Lachs, zur Naturgeschichte der - e: 323.
Ladislaus Magyar, Nachrichten über -: 696; letzte Reise - 6 in Südafrika: 825; - 6 Schilderung der Negerreligion Nambambi: 1001.
La Gnayra, nach -: 588.
Laotse, Aphorismen aus dem -: 359.
Larissa, Datum der Sonnenfinsternis bei der Belagerung - 6: 213.
Leben, Dauer des menschlichen - 6, f. Frankreich.
Leber, - strümpfe, f. Nordamerika.
Liambye, f. Silbafrika.
Licht, Fizeau's Experimente über die Geschwindigkeit des - es: 313, 338.
Livingstone, f. Südafrika, f. Staken.
London, Emst und Jetzt: 121; ein Winterbild von -: 241.
Lotus, f. Indien.
Lusiana, Mittheilungen aus -: 582.
Luftmeer, auf - 6 Dunkelrichtigkeiten: 1095, 1118, 1142, 1156.

M.

M'Clure, - 's Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt: 49; 2) die Rettung der Zweifigator: 78; zur Charakteristik - 6: 960.
Märchen, f. Rumänen, f. Algonkin, f. nordamerikanische Indianer, f. Indien, f. Wales, f. Finnen.
Magyaren, f. Ungarn.
Malacca, Schilderungen von der Halbinsel -, Bewenigh: 583; Angriff malayischer Piraten auf eine chinesische Dschunke: 584; indianische Vogelnester: 606; Gespensterfurcht malayischer Matrosen: 608.
Malayen, f. Malacca, f. Niederl. Indien über die - ische Race: 601.
Masai, f. Ostafrika.
Maschinen und Arbeitslohn: 855.
Matebele, Moffat's Besuch beim König von -: 485.
Meer, die warmen - eströmungen: 502.
Mégara: 209, 236.
Meighrir, der -: 144.
Melville, Tod des Capitäns - de Corvière: 263.
Menschen, f. Racen, über das Auftreten des - geschlechtes in geologischen Zeitaltern: 576.
Meteorologische Briefe: 130, 469; - Lichterscheinungen: 930.
Methana, die Halbinsel - und ihre Thermen :765.
Mexico, - anische Hieroglyphen: 96.
Mikroskop, Werd und -: 7.
Minnesota: 548.
Missouri: 1198.
Missionen, f. China.
Mittelamerika, f. Vulcane.
Moffat, f. Matebele.
Mohammedan, f. Indien.
Molukken, f. Niederl. Indien.
Mond, der Schwerpunkt des - es: 263.
Montevideo, f. gelbes Fieber.
Mormonen, ein Journal der -: 72; Polygamie bei den -: 676; die Religion der -: 775; Zuflüchte im - lande: 864.
Morne Garou, f. Vincent.
Mostau, die Märker in -: 37.
Mosquitia, Ausfluß nach dem Plateau von -: 727.
Murray, Besichtigung des -: 1175.
Muscatpflanzungen, f. Niederl. Indien.

N.

Nambambi, f. Ladislaus.
Natur, Fortschritte der - wissenschaftlichen 1856; 1) Betrachtungen über die niedrigen Thiere: 217; 2) Die Experimental-Physiologie; 3) Nebenwissenschaften: 245; weitere Fortschritte der - wissenschaften: 865.
Neger, das - französisch auf Haiti: 23; f. Sklaven.
Nepal, f. Indien.
Neptun, Geschichte der Entdeckung des Planeten -: 359
Neu-Guinea, ein Ausflug in das Innere - 6: 523.
Neu-Seeland, Edward Sweetland über die Waffen und Kriege der - er: 721; frühere Civilisationszustände, Aderbau u. Industrie: 752; Tauschhandel, Kalender: 777; gesellschaftliche Zustände: 797.
New-York, Einwanderung nach -: 144; Fabrikation in -: 187; Statistik des Staates New-York: 455; zur Sittengeschichte - 6: 557; der Broadway in - und die Handelskrisis: 1171.
Niagara, die Eisenbahnkettenbrücke über den -: 840.
Niederländisch Indien, Notizen über - von Friedmann: 21, 46, 70; das wilde Meer u Huhn auf den Molukken: 43; Notizen über die Insel Bali und ihr Krieg 1848 und 1849: 105; Opiumrauchen und Spielhäuser: 95; Reise von Amboina nach Batjan auf malayischen Fahrzeugen: 161, 188; Fischfang in der Banda-See: 261; Spielwuth u. Diebstähle der Malayen u. Javanen: 221; die Banda-Molucca-Inseln: 277; die schwarzen Holländer: 281; die Christen auf den Molukken: 301; die Leiang in -: 519; Baumwolle auf den molukkischen Inseln: 541; Besitzung der Banda-Inseln in -, Ausrottung des Tigers, Tigerjeeche, Besseberung der Geistescultur, Schulwesen, Mortalitätsverhältnisse: 549, 573, 599; Vogelfang und Jagden auf den Molukken: 647; die Militär-Cantinen in -: 663; die Dyaks, Art und Leben: 742; Verbreitung der Frauen auf Bali: 880; die Chinesen auf den molukkischen Inseln: 929; die Banda-Insel und ihre Bewohner: 1066.
Nigara, f. Tschuanen.
Niger, die neue - expedition: 552.
Nil, Nachrichten von der Expedition nach den - quellen: 264; Nachrichten über die Expedition des Grafen d'Escayrac: 864; derselbe über seine mißglückte - fahrt: 1049.
Nizam, f. Indien.
Nordamerika, Charakter der Indianerstämme - 's: 109; Fußtegsbräuche der - nischen Indianer: 120; Gaukeleien der - nischen Indianer: 73; das Schaumwein, eine Legende der Ottawa, der Sonnenfänger: 121; ein civilisirter Häuptling der Lederstrümpfe: 312; die Rapp'sche Colonie in -: 331; Fortschritt des Katholicismus in -: 377; Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten: 392, 421, 443; eine Heirathsgeschichte in den Ver. Staaten: 407; idyllische Fremden in der neuen Welt: 431; eine Indianerscene im Staat Iowa: 696; Notizen aus den Ver. Staaten: 717, 1134; geschichtliche Uebersicherung der Chippewas: 791; das Schulwesen in -: 811; landwirthschaftliche Statistik der Ver. Staaten: 816; häusliche Gewohnheiten der Indianer in ihren Winterlagern: 858; von Chicago nach Louisville: 882; Louisville: 908; künstliche Fabrication von Eis in -: 911; die Indianer - 6: 917, 944; Chicago und der - nische Getreidehandel mit Europa: 971, 992; die häuslichen Verhältnisse der indianischen Stämme: 996; das deutsche Element in den Ver. Staaten - 6: 1052; Missionär Domenech über die öffentlichen Spiele der Rothhäute: 1092; die Stellung der Ver. Staaten zum chinesischen Reiche: 1116; über die Tänze der Rothhäute: 1145; das Territorium Utah: 1152; f. Rückblicke, aus dem - nischen Volksleben, Greenwood Cemetery: 1153; der rothe Fluß - 6: 1192; der directe Handel zwischen Chicago und Liverpool: 1198; Luxus in den Vereinigten Staaten: 1198; die - nische Dampforgel: 1224.

O.

Ocean, amerikanische Expedition nach dem nördlichen großen -: 660.
Ohio: 1198.
Omnibus, der Ursprung der -: 556.
Opium, f. Niederl. Indien.
Orang, f. Niederl. Indien.
Orgel, f. Nordamerika.
Orient, Begräbnißceremoniell in der - alischen Kirche: 92, 118.
Orinoco, Erforschung des - Flusses: 96.
Ostafrika, f. Afrika, f. Burton. Krapf über die Mosai und Wakuafstämme im -: 437, 461: die Insel Sansibar in -: 748, 779; über die Südschriftbinsamme der Somali in -: 833; Tod des Obersten Hamerton in Sansibar: 960; Krapf's Secreise an der südarabischen und an der - nischen Küste von Guardafui bis Sansibar: 985, 1000, 1037, 1059, 1088.

P.

Paläßina, f. Tupern, f. Neus.
Pampas, die -: 951; Burmeister über die Gauchos der -: 1148.
Papageien, Verbreitung der - in Amerika: 96.
Paris, die Strafen des alten -: 932, 958.
Parry, Lebensbeschreibung des Contre-Admirals Edward -: 214.
Parsen, f. Indien.
Patagonier und Feuerländer: 1031.
Patmos, f. Samos.
Peiong, f. Niederl. Indien.
Perfien, der Krieg Großbritanniens mit -: 145; der Hof und die Gesellschaft in -: 197; zur Geographie von Süd -: 216; der - sche Meerbusen: 282, 310; die Küstenbevölkerung - 6: 498, 525; Mohammedan und der Schah el Arab: 547; der Aufgang von Schiras zum - schen Plateau: 569; die Südprovinzen - 6, Christian und Curistan: 719, 766.
Pflanzen, zur Geschichte des - reiches: 1.
Phönikien, über die Entstehung des - schen Alphabetes: 355.
Phönix, über den - der Alten: 24.
Pisa, Häuserbau in -: 567.
Photographie, Darstellung natürlicher Farben auf - lichen Bildern: 48; zur Geschichte der -: 577; - sche Reduction von Karten: 1104.
Pinguin, eine Colonie von Albatrossen und - en: 1008.
Plata, nach dem la - Gebiete: 685.
Polen, ein Ausflug in das Königreich -; 1) von Posen in -: 297; Eigenthümlichkeiten des Landes und der Bevölkerung: 348; Ackerbau, Handel und Gewerbe: 374; Landespolizei und Gerichtspflege: 472.
Pontius, das Grab des - Pilatus: 1008.
Porphyr, f. Archäologie.
Prairie, die - hunde: 526.
Purpur, f. Archäologie.
Pyramiden, über die - der alten und neuen Welt: 1123, 1149, 1172.

Q.

Quecksilber, f. Californien.
Quebec, Ereignisse eines britischen Seemannes auf einer Expedition gegen -: 505, 534.

R.

Racen, über die Einheit der Menschen -: 494.
Radschputen, f. Indien.
Rapp, f. Nordamerika.
Ratten, die -: 302.
Rawlinson, f. Keilschrift.
Reis, die - papierpflanze: 216.
Römer, f. Archäologie.
Roscher, f. Afrika.

Digitized by Google

Roth, der - e Fluß, f. Nordamerika.
Rothhäute, f. Nordamerika.
Rückblicke auf die auswärtige Politik; 1) Großbritannien: 1129; 2) Frankreich: 1164; 3) die Vereinigten Staaten: 1185; 4) Rußland: 1190; 5) Oesterreich:
Rumänen, - ische Märchen und Sagen; 17) der betrogene Sohn; 18) wie der Sohn des Armen des Kaisers Etzam wurde: 234; 19) die drei Popanschen; 20) Tschenuschenko: 287; 21) wie der Türke eine Schuld zahlt: 1027; 22) die Schildbürger; 23) der grausame Bruder: 24) Christus und der Erdmann; 25) Juan in tayor: 1028; 26) Schlange, die ein Weib gebar: 1029; 27) Christus und der Zigeuner; 28) die Abercteher: 1075; 29) der Glaubensheld wird Kaiser; 30) die Zwölfzig Siebenbürgensa: 1080.
Rumunje, f. Walachen.
Rußland, f. Nichtlicke, die Raskolniken oder Staroweryi - e: 230; Fata Morgana in -: 384; alte Mißbräuche, neue Reformen in -: 414; die Priesterweihe in der russischen Kirche: 689, 718; aus den Memoiren eines russischen Schauspielers: 998; die Pferdezucht in Süd -: 1068; f. Krrgisen.

S.

Sachalin, f. Schrenk.
Salamid, die französische Flotte bei -: 925.
Samen, Lebensfähigkeit der -: 930.
Samos, die Insel - und Patmos: 738.
Sandwich, ein Blick in die Journale der - inseln: 14; Reisen über die - inseln: 720; fanatische Bestrafung im stillen Meer: 2000.
San francisco, ein Straßengemälde - 's 1851: 304; Besuch des chinesischen Theaters in -: 446; - s Straßenjungen: 740.
San Miguel, Befreiung des - in San Salvador: 734.
Sanfibar, f. Ostafrika.
Santiago, von Valparaiso nach -: 614.
Saracenen in der Schweiz: 957.
Saraswat, f. Brooke.
Sardinien, eine Hochweisheit auf der Insel -: 553.
Sati, f. Indien.
Schiras, f. Persien.
Schlangen, Singende -: 360.
Schrenk, Leopolds - s Erforschung der Insel Sachalin und des Amurgebietes: 353.
Schwamm, die - fischerei im Orient: 400.
Sebschitan, f. Ferrier.
Selbstmord, f. Frankreich.
Seneca, die Saus-taw-ray-see oder die Abstammung der - stämme: 605.
Sherland, die - inseln: 425, 453.
Siam, der - esische Hof: 330; eine Gesandtschaftsreise nach -: 1169, 1196, 1221.
Sibirien, Castréns Reisen in -: 481, 512.
Silber, die Gold und - ausbeute nach dem Morgenlande: 24; Gegenwart von - im Meerwasser: 394.
Scandinavien, Ursprung - ischer Ortsnamen: 264.
Slaven, Livingstone über den - handel: 165; ein neuer Proceß gegen - händler in Baltimore: 184; Kosten der Negerarbeit in den - staaten: 430; die - stauten der amerikanischen Union: 521; der - handel nach Cuba: 592; f. Afrika.
Sklavenküste, das Gebiet am der -: 696.
Slavonische Notizen: 1030.
Somali, f. Ostafrika.
Spitzbergen, Reise nach Island und -: 763.
Spruner, v. - s historischer Schulatlas: 1199.
Stephenson, aus dem Leben Georg - s: 625.
Styr, über die -: 567, 694.
Südafrika, Livingstone über die gesellschaftlichen Zustände der - nischen Volksstämme: 175; siehe Lobotsiaus, David Livingstone's dritte große - nische Entdeckungsreise: 1165; desselben erste Entdeckungsreise: 1137; aus dem Innern nach der Westküste - s: 1158; Thierleben auf dem Limpopo: 1177; naturgeschichtliche Notizen aus Livingstone's Reisen in -: 1214.
Sulu, Dr. Bleek's Reise in das - land: 480; über die Religion der - fassern: 743; Bemerkungen über die - fassern: 888.
Sumatra, Bevölkerung von Pasummah Lebar auf -: 894, 909.
Surinam, die Djoe-tonge oder Judensprache in -: 768.

T.

Tabasco, Brasseur de Bourbourg über die alte Cultur von -: 681, 703.
Tamasi, der Bildhauer in - in Ungarn: 585.
Tamulen, Mittheilungen über - ische Litteratur (die freisinnigen Schriftsteller): 458.
Tanhäuser, zur Sage vom -: 192.
Taufe, Michaelis Wörterbuch der - namen: 526; f. Orient.
Telegraph, der transatlantische -: 788.
Teleskop, ein - von vorzüglichem Glas: 1125.
Texas, Frederick v. Climsted über -: 637.
Theater, f. Frankreich.
Thermopylen, über die Heilquellen der -: 1157.
Tiger, die klaue (Novelle): 265.
Timbuktu, Reise Mac Carthy's von Algerien nach -: 592.
Tom, Tod des Urbildes vom Onkel -: 744.
Tripang, f. Australien.
Tuarek, über die Sprache der -: 72; die Thierfabeln der -: 928.
Tübet, Schlagintweits Bericht über Thiergattungen Indiens und - s: 988.
Türken, - ische Notizen. Der große Mörser in Konstantinopel, - ische Civilisation: 383; die Sophienkirche in Konstantinopel, Umwelhenheit der - ischen Grossen, Abgaben der -, - ische Knechte: 550.
Turkmanen, - ische Raubzüge: 289; die Einführung der Prinzessin Nigara: 409; Volksgesänge der -: 697.

U.

Ukerewe, f. Burton.
Ungarn, die Steinkohlenlager - s: 487; der Moggaren in der Moldau und in Bessarabien: 565; Bemerkungen über die - sche Weinindustrie: 857.
Utah, f. Nordamerika.

V.

Vereinigte Staaten, f. Nordamerika.
Victoria, die - Brücke: 384.
Vincent, Besteigung des Mterne Gurou auf St. -: 1198, 1217.
Visp, Oberwallis und die - Thäler: 1063.
Volta, Theorie der - schen Säule: 383.
Vulcane, die Reisen - Mittelamerika's: 52, 83; ein unterseeischer - in der Nähe der Azoren: 840.

W.

Wärme, die - erscheinungen in Flüssigkeiten: 198.
Wahlberg, Tod des schwedischen Naturforschers -: 408.
Walachen, die Rumunje oder -: 1103.
Wales, Volksmärchen aus -; 1) der schwarze Stein und die Entstehung des Lyon tegid: 397.
Walker, Biographie William - s: 732.
Wallis, f. Visp.
Wasserglas, - als Körnerdüngung: 647.
Werchowina, die - in der Marmarosch: 447.
Westen, Briefe aus dem - von A. Schott. Ausflug nach dem Hudson und Lake George: 251, 271; Rückkehr vom Hudson: 610; ein Saitantan: 712; ein Papagagrab: 808; Schonung von Schlangen bei Wasserquellen: 832.
Wildenten, die Enideu der -: 55.

Y.

Yesso, die Ureinwohner - s: 48.

Z.

Zambesi, Livingstone über den - Fluß. 336.
Zend, der Thronsaeno des - Kreuz: 335.
Zodiakal, Beobachtungen über das - licht: 673.
Zucker, das deutsche - rohr: 480; eine - plantage auf Cuba: 531.
Zulu, f. Sulu.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. 2 Januar 1857.

Zur Geschichte des Pflanzenreiches.

Wie die Oberfläche unserer Erde, wie die Geschlechter unserer Thiere, wie die Bevölkerungen unseres Planeten, so haben auch die Gewächse ihre eigene Geschichte. Die Geologen wissen uns von manchen verlornen Art der Thiere zu erzählen, und von den physikalischen Veränderungen welche ihren Untergang bewirkten. Alle Chroniken geben uns Aufklärung über den Zeitpunkt wo da und dort der letzte Bär, der letzte Wolf erlegt wurde, und wie allmählich das Verbreitungsgebiet der Raubthiere abnahm. Auch wissen wir daß früher oder später ein Zeitpunkt eintreten wird, wo der Mensch gänzlich diese oder jene Art vertilgt haben wird. Dem Biber werden bald die stillen Einöden im amerikanischen Westen fehlen, wo er seine Wasserarbeiten ungestört verrichten könnte; der Büffel, den die Rothhäute jagen, und der jetzt schon vergleichsweise selten geworden ist, wird schwerlich noch das zwanzigste Jahrhundert erleben, und der Wallfisch, der einst alle Oceane bevölkerte, ist jetzt schon in die äußersten arktischen und antarktischen Breiten verdrängt worden, und seine Art dem Erlöschen nahe. Aber nicht bloß Menschen und Thiere, auch die Gewächse haben eine historische Gegenwart und Vergangenheit. Sie führen unter sich große Kriege, der Stärkere vertilgt den Schwächern, und der Besiegte verliert sein Gebiet an den Eroberer. Andere Arten gerathen der Cultur in die Hände, sie entwickeln sich, sie nehmen andere Formen an, so daß das historisch Gewordene völlig unähnlich wird mit den wild gebliebenen Arten. Die Pflanzen wandern auch — freiwillig oder absichtlich. Sie erscheinen als Auswanderer und Fremdlinge an fernen Gestaden und in neuen Welttheilen um ihre Art auf Kosten eingeborner zu verbreiten. Oft genug sind sie die Träger der Civilisation und die letzten Ursachen der höchsten Begebenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes und innerhalb der Schöpfung geworden. Der drm Halm des Weizenkornes klärt sich der tausendjährige Eichenurwald. Die reichbewachsene Oberfläche der Erde wird kahl, es treten sogar Veränderungen im Klima ein; das gehörnte Wild, das Pelzthier flüchtet, und mit ihnen weichen die Jägervölker zurück, und alles dieß vor der historischen Allmacht eines kleinen Kornes, welches nun seit Jahrtausenden ein gleiches Schicksal theilt mit der nach Gesittung ringenden Menschheit, welches vielleicht als Fremdling in unsern Welttheil gekommen, unsere Vorältern gezähmt, welches die entdeckenden Seefahrer nach neuen Continenten begleitet, welches die ersten seßhaften Ansiedlungen gegründet und alle großen Städte erbaut, alle Wunder unserer Civilisation bewirkt hat, und doch in seiner gegenwärtigen Form, wie viele vermuthen, erst ein Product menschlicher Erziehung gewesen ist, welches ohne unsere Pflege, ohne künstliche Abwartung nicht überall gedeihen will, das dennoch beinahe über die ganze Erde sich verbreitet hat und über dessen Heimath wir nichts sicheres wissen.

Ueber solche Begebenheiten sollten wir nun eine genaue Chronik und Chronologie besitzen, da uns die historischen Vorgänge im vegetabilischen Theil der Schöpfung so nahe angehen. Wer die ersten Thatsachen zu dieser Geschichte des Pflanzenreichs sammelte, den müßten wir als den Begründer einer neuen Wissenschaft begrüßen. Einen solchen Namen verdient der ungleich größere Sohn eines großen Gelehrten, Alphonse de Candolle, der Verfasser der Betrachtungen über botanische Geographie, welche im vorigen Jahre erschienen sind. [1] Eine Geschichte der Pflanzen muß aber nothwendig beginnen mit ihrer Schöpfung, sie soll uns Rede und Antwort geben auf die Frage ob die Arten gleichsam von Einem Elternpaar abstammen oder nicht. Jedes Nachdenken über dieses Problem muß zu Vermuthungen führen, die innerhalb zweier extremen Meinungen fallen. Es gibt nämlich sehr geistvolle und wissenschaftlich geachtete Botaniker, welche es für möglich halten daß aus einer einzigen Pflanzenzelle allmählich sich der ganze Reichthum der vegetabilischen Welt erschloß. Der erste organische Keim der zu einem Pflanzenorganismus sich entwickelte, verbreitete sich nach dieser Ansicht in fremde Klimate; er erlitt allmählich durch die dauernden physikalischen Gegensätze in seiner neuen Heimath eine Veränderung seiner Merkmale, die sich befestigten und zu neuen Arten ausbildeten. Die Individuen dieser neuen Arten sonderten sich wieder ab. Aus Variationen entstanden Varietäten, aus Varietäten Racen, die allmählich bleibende wurden; die Mittelglieder zwischen den extremen Varietäten starben aus oder wurden durch geologische Vorgänge getrennt, und zuletzt, als der beobachtende Geist des Menschen sich den Arten zuwandte, vermochte er nicht mehr die gemeinsame Abkunft der verschiedenen Abarten zu erkennen, und

[1] Alph. de Candolle, Géographie botanique raisonnée. Paris 1855. 2 Bde.

Digitized by Google

sah sich genöthigt einen besondern Schöpfungsact für jede derselben anzunehmen. Für diese Theorie erklären sich viele Erscheinungen die noch gegenwärtig beobachtet werden können, und die Vertheidiger dieser Anschauung geben ihren Gegnern an Scharfsinn durchaus nichts nach. Zu den letztern aber zählt jedenfalls der große Genfer Gelehrte, der jüngere De Candolle. Er sieht für zwei Sätze, welche von vornherein die Frage entscheiden müssen. Erstens behauptet er daß ohne künstliches Dazwischentreten in der Natur keine neuen Arten mehr entstehen, keine entstanden sind, so weit das Wissen der Menschen rückwärts in der Zeit reicht. Zweitens daß jede Pflanzenart ihr eigenes Klima nie verändert hat, und daß, wenn die Landwirthe von Acclimatisation fremder Pflanzenformen reden, sie nur einem süßen Trug nachgehen; daß in der Natur niemals die Arten ihr Klima, das heißt die Summe aller physikalischen Erfordernisse ihres Wachsthums verändert haben, und daß, wenn wirklich einzelne Gewächse außerhalb ihres Klima's „heimisch" geworden sind, sie dieß nur dem menschlichen Einschreiten zu verdanken haben, welches die physikalischen Mängel der neuen „Heimath" durch künstliche Ersatzmittel beseitigte.

An der Schwelle solcher Untersuchungen liegt aber ein Dreifuß. Das schlimmste ist daß die Gelehrten nicht wissen was sie unter Art verstehen sollen. Dem Laien scheint die Feststellung des Begriffs außerordentlich leicht, während De Candolle offen bekennt, daß, je länger er nachgedacht, die Lösung des Problems ihm schwieriger geworden sey. Wir alle wissen oder glauben zu wissen was ein Dorf und was eine Stadt sey; es setze sich aber jemand hin und suche die richtige Definition, es könnte ihm dann begegnen daß er, wie De Candolle nachweist, auf eine Feststellung des Begriffs fiele wie im Wörterbuch der französischen Akademie, nach welcher London ganz unzweifelhaft für ein Dorf erklärt werden muß. Der große Botaniker musterte alle ältern und neuern Begriffsbestimmungen der Art, und gelangt schließlich zum Ergebniß daß die Zoologen immer den größten Nachdruck auf die Gegenwart einer dauerbaren gemeinsamen Abstammung aller Individuen der Art, die Botaniker mehr auf die Uebereinstimmung der Individuen in den Merkmalen der Gleichartigkeit gelegt haben, und dieß letztere ist logischer, insofern ja die Möglichkeit einer gemeinsamen Descendenz zu den Merkmalen der Gleichartigkeit gehört. Seine Begriffsbestimmung lautet daher daß wir unter Art verstehen müssen: „die Gesammtheit aller Individuen die sich so weit gleichen daß man ihnen eine gemeinsame, oder die Möglichkeit einer gemeinsamen Abkunft von Einem Paar oder Einem Individuum zutrauen dürfe" (une collection de tous les individus qui se ressemblent assez, pour qu'on puisse croire qu'ils sont sortis, ou qu'ils auraient pu sortir d'un seul couple ou d'un seul individu.) Innerhalb der Arten kommen aber verschiedene Abweichungen von physiologischem Werthe vor, die sogenannten Variationen. So werden immergrüne Arten, die aus ihrer warmen Heimath in ein rauhes Klima gebracht werden, jährig. Unser Kirschbaum, der auf Corfu in großen Exemplaren gebaut wird, verliert dort nie seine Blätter. Würde man einen solchen Baum jetzt noch nach Europa zurückverpflanzen, so würde er wahrscheinlich wieder die Jahreszeiten einhalten. Allein wenn man mit diesem Versuch zögert, wenn man Kirschbäume europäischer Abkunft erst nach fünfzig Jahren oder länger zurückversetzen wollte, so würden sie vielleicht gar nicht mehr unser Klima vertragen. Befestigt sich nämlich die Variation, so entstehen daraus die Varietäten. Die Weinreben auf Madeira und am Cap sind bekanntlich Auswanderer aus Europa, und erst seit etwa 400 Jahren nach jener neuen Heimath gelangt. Die Rebe vom Cap oder von Madeira, die nach Europa zurückverpflanzt wird, behält sämmtliche Merkmale ihrer Varietät bei. Nun ist aber die Befestigung der Varietät bei allen Pflanzen leichter, die nicht durch Samen erzogen werden; würde man Madeirareben aus Samen ziehen wollen, so wäre die Behauptung der Varietät außerordentlich unwahrscheinlich; umgekehrt, weil der Weinstock seit den Römerzeiten immer aus Ablegern, nie aus Samen gezogen worden ist, haben sich seine unzähligen Varietäten ausbilden können. Wo aber die Varietät auch durch Samen sich fortpflanzen läßt, spricht man gewöhnlich von Racen, Weinlerne von weißen Trauben geben weiße, Weinlerne von blauen Trauben blaue Trauben. Der weiße oder der schwarze Mohn liefert weiße oder schwarze Früchte. Die heilenden Spargel bewahren ihre Merkmale ebenfalls nach der Zucht aus Samen. Weiße Hyacinthen liefern beinahe immer wieder weiße Hyacinthen. Bei andern Arten aber ist die Race nicht erblich. Man hat hundert gelbe Kirschen (Cerasus padus) gesäet, von denen auch nicht ein Kern gelbe Früchte geliefert hat; man hat 100 gelbe Sanct Lucienkirschen (Cerasus Mahaleb) gesäet, und sie haben rothe, braune oder schwarze Kirschen getragen, und von 100 gelben Kornelkirschen (Cornus mas) hat nur der zwölfte Theil gelbe Früchte gebracht. Nun ist nichts leichter als Racen im Thier- wie im Pflanzenreich zu erzeugen. Man braucht nur die Individuen, bei denen sich Racenqualitäten zeigen zu isoliren, und aus ihren Abkömmlingen immer wieder die Individuen welche die gesuchten Eigenschaften im höchsten Grade besitzen auszuwählen, bis sich nach Ablauf etlicher Generationen die Race befestigt hat. Bei den Pflanzen gehört zur Bildung von Racen eine Organisation, welche der Fortpflanzung durch Samen nicht hinderlich ist, eine Abneigung von allen andern Formen derselben Art, die Forttauer der Einflüsse welche die Bildung der besondern Form hervorrief, endlich der Ablauf einer gewissen Zeit bis zum Erblichwerden der Racenqualität. Diese Bedingungen finden sich äußerst selten in der Natur, während ein geschickter Gärtner sie leicht herstellen kann. Der Mensch vermag auch Racen zu entdecken, die veränderte physikalische Verhältnisse zu vertragen vermögen. So hat man frühreifenden Mais entdeckt und die verzeitige Race zu erhalten vermocht, so daß jetzt Mais gebaut wird wo er vor 50 Jahren nie zur Reife kam, und darauf zum Theil beruht die „süße Chimäre" der sogenannten Acclimatisationen. Eben so ist es mit den Hybriden oder Bastarden. Im Garten sind sie leicht zu erzielen, selten aber tragen die Abkömmlinge verschiedene Arten fruchtbaren Samen, und dieser wiederum trachtet in der zweiten oder dritten Generation immer entschiedener zur Rückkehr nach einer der beiden Arten. Nun handelt aber die botanische Geographie von den spontanen Gewächsen allein, und in der freien Natur sind Hybriden die größten Seltenheiten; auch können die Samen, wenn sie je fruchtbar seyn sollten, die Bastardform mitten unter den Individuen reiner Art nie in folgenden Generationen aufbewahren. Daß also die Mannichfaltigkeit der Arten durch Erzeugung von Bastarden zunehmen soll, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Ferner verläßt nie die Art

Digitized by Google

die Gränzen ihres Verbreitungsgebietes. Seit Jahrhunderten nun strengen sich alljährlich verschiedene Arten an ihre Polar- oder ihre Aequatorialgränze zu überschreiten, nach einem wärmern oder rauhern Klima vorzudringen, und immer wirft sie die Natur in den alten Gürtel zurück.

Nun ist es allerdings nicht zu leugnen daß die Gattungen und Arten an Mannichfaltigkeit mit den fortschreitenden geologischen Zeitaltern zunehmen. Es wäre also doch möglich, daß das was wir jetzt Arten nennen, ursprünglich nur Rassen gewesen sind. Zur Bildung erklicher Rassen war aber Isolirung erforderlich. Was der Hand des Gärtners leicht ist, würde der Natur, die jeden Zwang vermeidet, unendlich schwer werden; allein man kann sich recht wohl denken daß große geologische Vorgänge das Aufsteigen von Gebirgen oder das Versinken von Festländern die variirenden Individuen einer Art räumlich getrennt, also isolirt hätten. An den verschiedenen Punkten hätte dann die Mehrzahl einer Varietät über die andern gesiegt. Gesetzt nun es waren die Varietäten *α β, γ, δ, ε, ζ, η, ϑ* vorhanden gewesen, aber nach der geologischen Umwälzung die Individuen getrennt worden, an dem einen Punkt die Varietät *ε*, am andern die Varietät *δ* übrig geblieben, die Uebergänge aber verschwunden, so müssen wir jetzt, wo wir nur die Extreme der Varietät vor uns haben, sie für verschiedene Arten halten. Sie können sich nicht fruchtbar begatten, weil sie getrennte Gebiete, Inseln und Festländer bewohnen, oder weil die eine Varietät früher blüht als die andere. So konnten wirklich neue Arten entstehen, indem die geologischen Kräfte die Rolle des Gärtners übernahmen. Allein wenn auch ein solcher Fall denkbar ist, so sieht doch jedermann ein, daß die Zahl solcher abgeleiteten Formen unendlich klein seyn müsse gegen die wahren ursprünglichen Arten. Die Verzweigung der Arten könnte doch nur sehr ähnliche Formen hervorgebracht haben, es bleiben aber immer genug Arten übrig wo keine Aehnlichkeit auf eine gemeinsame Abkunft mit dritten Arten deutet. Endlich aber finden sich gerade die meisten dieser angeblichen Pflanzenarten noch heutigen Tages in größter Nähe oder durcheinander in demselben Lande, man müßte also denken daß ein geologisches Ereigniß sie zuerst isolirt, ein anderes sie wieder vereinigt hätte.

Andere Gelehrte haben sich damit geholfen, daß in früheren geologischen Zeitaltern die Arten größere Anlage zum variiren besessen hätten. De Candolle belehrt uns an einem schlagenden Beispiele wie wenig eine solche Annahme Wahrscheinlichkeit besitzt. Zwischen den Gipfeln des Aetna und dem glühendem Ufersaum Siciliens liegen klimatische Unterschiede wie zwischen zwei verschiedenen geologischen Zeitaltern. Wenn nun Samenkörner von dem Gipfel des Aetna herabgetragen werden, was doch fortwährend stattfindet, so ertragen sie daselbst wie einen Uebergang geologischer Epochen, und zwar einen plötzlichen, wenn sie unmittelbar vom Gipfel nach dem Ufersaum gelangen, oder einen langsamen, wenn sie von Geschlecht zu Geschlecht den Berg herabrücken, dennoch aber zeigen in beiden Fällen die Arten niemals eine neue Anlage zu variiren. Noch andere Gelehrte haben gesagt daß das Pflanzenreich in seiner Jugendzeit eine größere Fähigkeit zu variiren besessen habe, und daß die älteren Pflanzenformen daher schärfer bestimmte Arten besitzen sollten als die vergleichsweise modernen. Dieß ist aber nicht der Fall, die Flechten und noch mehr die Algen gehören zu den ältesten Pflanzenformen und sind heute noch variabler als die modernen Formen, und übrigens zeigt sich daß die Kryptogamen, die allgemein als die ältern angesehen werden, im Durchschnitt genau so viel Arten in den Geschlechtern zählen als die Phanerogamen, während es doch umgekehrt seyn müßte, wenn jene Hypothese statthaft wäre.

Die Mehrzahl der gegenwärtigen Arten war vorhanden als bereits die Oberfläche der Erde ihre jetzige geographische Gestalt empfing. Selbst aus der heiligen Schrift darf man folgern daß durch die Noachische Fluth die vorhandenen Formen nicht vernichtet wurden, wenigstens heißt es doch daß die Taube ein Oelblatt nach der Arche brachte und daß der Weinstock erhalten geblieben war. Für ein großes Alter der jetzigen Arten sprechen ferner die untersenonischen Wälder, die man in America angetroffen hta. In New Jersey fand man in Moräßen, welche das Meer noch zur Zeit der Ebbe bedeckt, Stämme mit 1080 Jahresringen, und unter einem solchen einen zweiten von 500 Jahren, der bereits versunken gewesen seyn muß ehe der andere keimen konnte, also hatten die Wälder 1500 Jahre gestanden ehe das Land unter das Niveau des Meeres sank. In Georgien haben sich, seit der Urwald gelichtet worden ist, in Folge der Austrocknung tiefe Spalten in dem Erdreich gebildet. Anfangs fand man eine solche nur drei Fuß tief. Rasch aber gewann sie 55 Fuß Tiefe, 300 Yards Länge und eine Breite zwischen 20 und 180 Fuß. Daraus schloß der große Geolog Sir Charles Lyell daß Wälder den Boden Carolina's vom Augenblick an bedeckt haben müssen wo er sich über das Wasser erhob.

Die erste Erschaffung organischer Wesen ist für das Auge des Naturforschers verhüllt. Entweder er nimmt an, daß die ersten organischen Wesen aus dem unorganischen Stoffe nach einem unbekannten und für uns unbegreiflichen Gesetze hervorgingen, oder er schreibt diese Schöpfung dem Zwischentreten einer höheren außerhalb der Materie liegenden Ursache zu. Beides ist unerfaßlich für uns, und in solchen Fällen ist immer diejenige Vermuthung vorzuziehen welche unserer Einbildungskraft die geringere Anstrengung zumuthet. Lange Zeit geflel man sich darin die Schöpfung der organischen Welt einer allmähligen Entwickelung aus einer Monade, einem einzigen organischen Keim, einer einzigen belebten Zelle zuzuschreiben. De Candolle hat als Botaniker diese Ansicht widerlegt, die uns überhaupt nicht viel weiter bringt. Offenbar macht es der Phantasie weit weniger Anstrengung, eine fortgesetzte Erschaffung jeder einzelnen Art sich vorzustellen, als die wissenschaftlich unmögliche Entwickelung aus Einem Lebenskeime zu verfolgen. Nicht darin liegt das Wunderbare daß 100,000 Arten erschaffen, sondern daß überhaupt ein Uebergang von der unorganischen Materie zu Organismen gefunden wurde. Die erste Monade mußte immer geschaffen werden, nimmt man aber Einen Schöpfungsact an, so muß man auch an einen Schöpfer denken, und es ist dann völlig werthlos zu streiten, ob die Schöpfung aus einem einzigen oder vielen historisch getrennten Arten bestand. Wer aber an einen Uebergang der leblosen Materie zu Organismen ohne Zwischentreten eines Schöpfers glaubt, der stellt sich als möglich vor, was völlig unbegreiflich ist. Er glaubt an dieses Unbegreifliche wie andere an einen Schöpfer glauben, so daß also der Atheist

Digitized by Google

genau seiner Einbildungskraft dieselbe Anstrengung zumuthen muß als der Offenbarungsgläubige.

Die wissenschaftliche Untersuchung kann also nie das Entstehen der Arten ergründen, sondern sie wird uns nur einige andere Fragen beantworten können. Linné nahm an daß sämmtliche Thiere und Pflanzen von einem Brennpunkt der Schöpfung gleichzeitig ausgingen. Diese Hypothese ist gänzlich aufgegeben worden, und im Widerspruch damit steht daß kein, auch kein größeres Gebiet nur den zehnten Theil der vorhandenen Arten aufzuweisen hat. Buffon nahm dafür zwei Ausgangspunkte oder Centren der Schöpfung an den Polen an, wo zuerst die hohe Temperatur für das Erscheinen des Pflanzenkebens erniedrigt worden sein sollte, so daß also das Auftreten der organischen Welt am Aequator am spätesten gefallen wäre. Allein in früheren geologischen Zeitaltern fand nicht der heutige Temperaturunterschied zwischen den Polargegenden und dem Aequator statt, denn die Atmosphäre empfieng durch die innere Erdwärme ihre Temperatur und wenig oder nichts davon durch die Sonnenstrahlen. Andere Gelehrte haben geglaubt, das organische Leben müßte auf den höchsten Bergzipfeln begonnen haben, die am, frühesten eine gemäßigte Temperatur genossen hätten. Allein nach den neuesten Fortschritten der Geologie muß man annehmen daß die Gebirge sich viel später erhoben haben als die Ebenen. De Candolle nimmt daher verschiedene Schauplätze der Schöpfung an und er illustrirt den Vorgang durch das Erscheinen neuer und Untersinken älterer Festlande unter das Meer, so daß also die Pflanzen Zeit hatten sich nach verschiedenen Theilen der Erdoberfläche zu verbreiten. Nur durch eine Mehrheit von Brennpunkten der Schöpfung läßt es sich erklären daß z. B. an beiden Polen sich identische Arten finden, während doch zwischen ihnen die gemäßigte und warme Zone sich ausbreitet und die Transportmittel der Samen nicht ausreichen um diesen räumlichen Abstand zu bewältigen, Ebenso finden sich alpine Arten zugleich auf Gebirgen die durch große Länder- oder Wassermassen getrennt sind. Unter den räumlich gesonderten Arten zeichnen sich vorzüglich Wasserpflanzen aus, deren Samen unter der Oberfläche des Wassers reifen und die mitunter eine große specifische Schwere besitzen. Solche Pflanzen haben jedenfalls die geringste Fähigkeit selbst für ihre Verbreitung zu sorgen, und dennoch findet man identische Arten solcher Gewächse an den verschiedensten Punkten der Erde. Man kann sich ihre Verbreitung nur dadurch erklären, daß früher ein anderer Länderzusammenhang existirte, daß neue Continente sich erhoben haben und ältere wieder untergiengen, so daß der Zusammenhang der gleichartigen Gewächse unterbrochen wurde.

Die Trennung des Gleichartigen kann auch andern Vorgängen zugeschrieben werden. Jede Pflanze wird danach trachten sich zu verbreiten. In diesem Vorrücken wird sie nicht aufgehalten werden, bis sie die physikalischen Gränzen ihres Wachsthums findet. Viele Pflanzen haben die Eigenschaft an große klimatische Gegensätze sich zu gewöhnen, indessen gibt es doch für jede ein Maximum und Minimum, welches sie zu ertragen im Stande ist. Erreicht sie ein Gebirge, so wird sie stehen bleiben müssen, wenn sie die niedrigen Temperaturen der Gebirgsscheide nicht zu überwinden vermag. Man findet aber dennoch bisweilen dieselben Arten diesseits und jenseits der Anden, ohne daß man sich den Transport der Samen zu erklären vermöchte. In solchen Fällen muß man entweder an doppelte Herde der Schöpfung denken, oder annehmen daß die Pflanzenart älter sei als das Gebirg, welches später aufstieg und die gleichartigen Individuen von einander schied. Es gibt aber auch noch Vorgänge welche eine Trennung des Gleichartigen leichter zu erklären vermögen. Eine Pflanze wird sich nur verbreiten wo sie die Oberfläche noch unbewachsen findet. Fallen dagegen Samen auf einen dichtbewachsenen Boden, so werden sie nur kümmerlich aufkommen und leicht wieder vertrieben werden. Es gibt auch jahrelche Pflanzen die gesellig auftreten. Wo sie einen geeigneten Boden antreffen, da verbreiten sie sich mit Ausschluß alles Fremdartigen. Stoßen nun zwei solche Arten aufeinander, so beginnt der Kampf. Die Pflanzen führen beständig Krieg gegen einander um die Herrschaft ihrer Domänen, der Stärkere wirft den Schwächern zurück, der Kräftige überwuchert und tödtet den Zartern. Jede Veränderung des Klima's, jede örtliche Hebung der irdischen Oberfläche, überhaupt der kleinste Wechsel in den physikalischen Verhältnissen des Pflanzengebietes wird die eine Art auf Kosten der andern begünstigen. So kämpft jede Pflanze beständig um ihr Leben, und zwar weit mehr als die Thiere, denn diese betrieben sich nur gelegentlich, die Pflanzen aber setzen ihren Kampf ununterbrochen fort. Die Eroberer im Pflanzenreich haben dasselbe Unheil angestiftet wie in der menschlichen Geschichte die Geschwader der Völkerwanderung. Manche Arten wurden auf ihren Heerzügen völlig vernichtet und verschwanden unter dem Boden. Einzelne solcher Arten fanden eine Zuflucht als frühere Continente versanken und Reste von ihnen als Inseln noch über dem Meer sich erhielten. So z. B. besitzt die Insel St. Helena ihre eigene Flora, allein gerade die Arten welche dort ausschließlich auftreten, sind gegenwärtig im Absterben begriffen, weil eingewanderte Pflanzen kräftiger gedeihen und ihnen die letzte Zuflucht streitig machen. Es sind dort namentlich Acacia longifolia und andere australische und capländische Arten welche gegen den eingebornen Pflanzenwuchs Krieg führen. Bekannt ist daß die Distel erst mit den Europäern nach der neuen Welt gekommen ist, aber ungeheuer rasch über die Pampas Südamerika's sich verbreitet hat, wo sie jetzt der Schafzucht außerordentlich hinderlich geworden ist. Ein ganz modernes Beispiel ist das Erscheinen der Wasserpest (Anacharis alsinastrum) in England, die dort im Jahre 1841 zuerst gesehen wurde und seitdem unglaublichen Schaden in allen Canälen und ruhigen Wassern angerichtet hat. (S. Ausl. 1856 S. 456).

De Candolle nimmt nicht bloß eine Mehrzahl von Brennpunkten der Schöpfung an, sondern auch eine chronologische Trennung der Schöpfungen. Die Erdoberfläche konnte nicht gleichzeitig der Aufenthalt verschiedener Arten seyn. Der aus dem Meer gehobene Boden vermochte anfangs nur eine Salzflora zu ernähren. An den Felsen konnten sich nur Flechten und Moose anhängen, und endlich zeigt die fossile Flora z. B. die aus der Zeit der Kohlenbildungen große Aehnlichkeit, um nicht zu sagen vollständige Gleichheit zwischen den Pflanzenformen der entferntesten Gegenden, während in spätern Epochen die verschiedenen Regionen ihre abgesonderten und wenig gemeinsame Arten besitzen. Nach der Bildung einer Oberfläche für den Pflanzenwuchs erschienen zuerst die Kryptogamen, die Meerpflanzen und solche Arten welche die Feuchtigkeit liebten, sehr spät dagegen die zweisamenlappigen Gewächse. Wenn auch große Paläontologen in Bezug auf das Thierreich nicht

Digitized by Google

die Ansicht gelten lassen wollen, der Botaniker muß es aussprechen daß die verwickelteren Organismen immer den einfachen in der Zeit nachfolgten. Merkwürdig ist auch noch daß die Samen der einfacheren und ältern Formen wenige, der verwickelten Formen die besten Transportmittel besitzen. Wenn nun die ersteren in Gebieten angetroffen werden wohin ihre Transportmittel nicht reichten, so müssen sie sehr frühe dagewesen seyn, wo noch ein anderer Ländereinsammenhang bestand. Uebrigens ist die Hypothese einer gleichzeitigen Schöpfung schon deßwegen unhaltbar, weil viele Arten nur im Schatten anderer gedeihen (Cacaobaum), so daß also die schattengebende Pflanze jedenfalls früher als der Schützling vorhanden gewesen seyn muß. Das gleiche gilt von den Schmarotzerpflanzen. Ebenso war es nothwendig daß es Pflanzen und Früchte gab, ehe es Pflanzen- und Früchtefresser geben konnte.

Die letzte Frage die man sich noch beantworten kann, betrifft die Controverse, ob die Arten von einem Individuum oder einem Paar, oder von mehreren abstammen. De Candolle entscheidet sich dafür daß man bei gewissen Arten sich die Abstammung von einem, bei vielen von mehreren Individuen denken kann. Das wunderbare liegt nicht darin daß 10,000 Individuen auf einmal, sondern daß überhaupt das Individuum einer Art geschaffen wurde. Denkt man an eine gleichzeitige Pluralität der Individuen, dann ist man aller Sorge überhoben, wie eine einzelne Pflanze den vielen Gefahren, die sie bedrohten, entgehen konnte.

Von allgemeinem Interereffe in De Candolle's Werk sind die Untersuchungen über die Heimath der Culturpflanzen. Die ursprüngliche Heimath einer Pflanze wird sich nur dann entdecken lassen wenn man die Art wild antrifft. Allein es gehört eben das Auge des Botanikers dazu, um zu unterscheiden ob die Pflanze, die er ungepflegt trifft, nicht eine verwilderte oder der Cultur entsprungene, oder eine naturalisirte sey. Wo man eine Pflanze nicht wild trifft, oder wo sie schon vor unvordenklichen Zeiten naturalisirt worden ist, muß man philologische Hülfsmittel gebrauchen, um zu sehen welches Volk zuerst der Pflanze ihren Namen gegeben hat.

Die Kartoffel (Solanum tuberosum) stammt nicht aus Carolina, sondern wird wild in Chile und auf der Insel Chiloe angetroffen, und ist erst durch Europäer in Nordamerika naturalisirt worden. Die Manioewurzel (Jatropha Manihot, Janipha M.), wovon die giftige und die unschädliche zwei getrennte Arten bilden, ist nicht aus Afrika nach Amerika gekommen, sondern hat ihre Heimath in dem tropischen Theil der neuen Welt. Die Yamswurzeln oder Dioscoreen gehören dem hinterindischen Archipel an, und sie haben sich in derselben Richtung wie die malayische Cultur verbreitet. Die Dioscoreen, welche auf Tahiti und den Freundschaftsinseln gebaut wird, trägt einen Namen (Ubi) malayischen Ursprungs. Die süße Batate (Convolvulus Batatas) ist wahrscheinlich heimisch in Amerika gewesen. Von den 15 Arten Bataten befinden sich 11 allein auf diesem Festlande, vier andere auch noch in andern Welttheilen. Sie ist daher wahrscheinlich in Indien und China naturalisirt worden. Die Artischole (Helianthus tuberosus) wird erst seit dem 17ten Jahrhundert in Europa gebaut. Sie kam aus einem gemäßigten Himmelsstriche Amerika's, vielleicht aus Mexico, vielleicht aus Peru, denn beides ist möglich. Der Name Radieschen läßt uns beinahe vermuthen daß der Raphanus sativus in Klostergärten bei uns naturalisirt worden. Wild wächst das Radieschen auf der Insel San Pietro bei Sardinien und in Griechenland. Unsere gemeine Zwiebel (Allium Cepa) wurde von altersher in Europa gebaut, und die Alten kannten verschiedene Barietäten unter dem Namen cyprische, cretensische, samothracische Zwiebel. Weßhalben, Palästina, vielleicht auch Indien ist die Heimath dieser Art. Sie ist aus Europa nach Amerika gelangt, denn das mexicanische Lovacatl gehörte nicht zur Gattung Lauch. In unserer Küchensprache hört man zuweilen eine Zwiebelart „Charlotte" nennen. Es ist dieß eine komische Verstümmelung des lateinischen Namens Ascalonia, nach der Stadt dieses Namens. Im französischen échalote hat sich der Name des Allium ascalonicum viel reiner erhalten.

Für unsern Hanf (Cannabis sativa), der im nördlichen Indien wild getroffen wird, findet sich ein Sanskritname. Im allgemeinen aber scheint sein Vaterland das gemäßigte Asien bis zum caspischen See gewesen zu seyn. Da die altägyptischen Mumien in Leinen gebüllt waren, so hat die Cultur des Linum usitatissimum am Nil ein sehr hohes Alter, obgleich die in Aegypten erzeugte Art oder Abart wahrscheinlich verschieden ist von der welche wild in Kenkovan am kaspischen See, in Rußland und Sibirien getroffen wird. Das Zuckerrohr wird nirgends wild angetroffen. Der Name selbst, der in seiner arabischen Umwandlung zu uns gekommen ist, stammt aus dem Sanskrit und Indien, oder das tropische Asien ist das Vaterland des Saccharum officinarum. Die Barietät, welche auf Tahiti wächst und die seit dem letzten Jahrhundert als einträglicher allgemein in Amerika gebaut worden ist, war auf den Gesellschaftsinseln nicht heimisch, sondern ist erst dort naturalisirt worden.

Der Klee (Trifolium pratense) wurde erst im 16. Jahrhundert und zwar zuerst in Deutschland der Cultur unterworfen. Der Spinat (Spinacia oleracea), den weder Griechen noch Römer kannten und dessen Name nicht auf ein spanisches Vaterland deutet, sondern zunächst aus dem Arabischen Isfanadsch entstanden ist, während die Perser ihn Isponadsch nennen und er im Hindustani Isfanj heißt, ist wahrscheinlich nicht vor dem 16 Jahrhundert nach Europa gekommen. Der Tabak (Nicotiana Tabacum) ist bis jetzt noch von keinem Botaniker wild in Amerika angetroffen worden. Den Namen Tabak haben wir aus der Sprache der Antillenbewohner entlehnt, die aber nicht das Kraut, sondern das Instrument zum Rauchen so nannten. Man streutet noch ab Nicotiana chinensis und persica eingeborne Arten Asiens sind. De Candolle verneint es. Uebrigens ist in den asiatischen Sprachen der Name des Krautes überall von unserm Tabak herzuleiten, und endlich gesteht der große Sinologe Stanislas Julien in chinesischen Schriften vor der Berührung mit Europäern nie den Tabak erwähnt gefunden zu haben. Der Thee (Thea chinensis) wird wild in Assam gefunden, doch besitzt die Sanskrit-Sprache keinen Ausdruck für die Pflanze und auf die Theecultur finden sich Anspielungen in den ältesten Sagen der Chinesen. Der Indigo (Indigofera Anil) stammt aus Indien, doch gibt es auch Arten die in Amerika heimisch sind und die bereits vor der Entdeckung dort gebaut wurden, wenn sich A. v. Humboldt's Wahrnehmung bestätigt, daß bereits die mexicanischen Maler bei den Hieroglyphen des Indigoblau gebrauchten. Der Maulbeerbaum, und zwar sowohl Morus alba wie nigra, wächst ungepflegt in Klein-

Digitized by Google

asien, Armenien, Thracien, Theſſalien, Griechenland und Italien, obgleich er dort vielleicht erſt naturaliſirt worden iſt. Erſt ſeit dem 16. Jahrhundert wurden in Italien die Seidenwürmer mit **Morus albagefüttert**, während man vorher die Blätter der nigra gab. **M. alba** iſt eine Gartenpflanze in Indien, wächſt aber ungepflegt im Norden China's. Der Name Safran (Crocus sativus) haben wir den Arabern entlehnt. Der griechiſche Ausdruck κρόκος ſtammt vielleicht aus dem Hebräiſchen. Weſtaſien ſcheint das Vaterland geweſen zu ſeyn. Indien empfängt ſeinen Safftran aus Kaſchmir, und daher der Name **Kaschmirajamma**. Dem gemeinen Citronenbaum (Citrus medica) wird von Theophraſt Medien als Vaterland angewieſen. Erſt im 3ten und 4ten Jahrhundert nach mehreren mißlungenen Verſuchen wurde er in Italien naturaliſirt. Zu Moſes Zeiten kannten ihn die Hebräer jedenfalls noch nicht, wohl aber bereits unter der Römerherrſchaft. Sein Vaterland ſcheint Nordindien zu ſeyn, da die Sanskritſprache ihn unter dem Namen Bidſchapura kennt. In China iſt er wahrſcheinlich nur naturaliſirt worden. Die faure Citrone (Citrus Limonum) hat das gleiche Vaterland. Aus dem Sanskritnamen Nimbuka iſt im Hindoſtani Nimu, Limu, Libu entſtanden, woher der europäiſche Ausdruck Limone rührt. Die Araber brachten dieſes Cultnrgewächs nach dem Abendlande, und Kreuzfahrer aus Paläſtina nach Italien. Die bittere Pomeranze (Citrus vulgaris) hieß im Sanskrit Nagrunga, woraus im Hindoſtani Narundſchi entſtand, welches durch arabiſche Vermittlung (Narunſch) zum Italieniſchen Naranzi ſich umwandelte. Die Araber kannen die Frucht ſeit dem 9ten Jahrhundert n. Chr. in ihrem Vaterland, und Kreuzfahrer brachten die Pflanze nach Europa, doch waren ihnen die Araber (1002 n. Chr.) auf Sicilien ſchon zuvorgekommen. Die ſüße Orange (Citr. Aurantium dulcis, nach De Candolle nur eine Race von C. vulg.), wächſt jetzt wild in den Neilgherries, allein ihre Cultur in Indien iſt vergleichsweiſe modern. Die urſprüngliche Heimath iſt das ſüdliche China, Cochinchina, Birma. Die Frucht wurde am Beginn des 16ten Jahrhunderts bereits in Italien gebaut, iſt alſo nicht durch portugieſiſche Indienfahrer zuerſt nach Europa gebracht worden. Der Wein wächſt in allen Ländern ſüdlich vom Kaukaſus wild. Auch gibt es einen Sanskritnamen dafür, was auf ein hohes Alter der Cultur in Nordindien deutet. Von den Kirſchenarten iſt **Prunus avium** im ſüdlichen Europa heimiſch, namentlich in Griechenland, und wenn Plinius davon ſpricht, daß Lucullus erſt aus dem Pontus die Kirſche nach Italien gebracht habe, ſo iſt die ſaure Kirſche (**Prunus Cerasus**) darunter zu verſtehen. Unſer deutſcher Name Kirſche hat einen lateiniſchen oder beſſer griechiſchen Urſprung (κέρασος) was auf eine Naturaliſation in Kloſtergärten ſchließen läßt. Der Name Weichſel dagegen iſt auf uns durch ſlaviſche Völker gekommen. Die Pflaume (**Prunus domestica** griech. προυνε, lettiſch Pluhme) wächſt wild ſüdlich vom Kaukaſus. War ſie im ſüdlichen Europa nicht heimiſch, ſo iſt ſie doch ſeit hohem Alter dort naturaliſirt worden. Die Aprikoſe (**Prunus armeniaca**) hat ihre Heimath ſüdlich vom Kaukaſus. Schon die Alten gaben ihr einen armeniſchen Urſprung (μῆλα ἀρμενιακα **malum armeniacum**.) Zu Theophraſts Zeiten war dieſer Baum in Griechenland noch nicht bekannt, dagegen kennt ihn bereits Dioskorides (1 Jahrh. nach Chr.) unter dem Namen πρικοκκια, woraus Aprikoſe entſtanden iſt. Der Name Pfirſich (**Amygdalus Persica**), den die Alten **Malum persicum** nannten, deutet auf einen perſiſchen Urſprung, wenigſtens empfiengen ihn von dort Griechen und Römer. In Nordindien wird er gebaut, da aber ein Sanskritname fehlt und der Pfirſich in den älteſten chineſiſchen Legenden eine große Rolle ſpielt, ſo iſt ſein Vaterland wahrſcheinlich China. Die Hellenen erhielten erſt Kenntniß von ihm ſeit Alexanders Heerzügen. Nach Japan wurde er von den Chineſen gebracht. Der Mandelbaum welchen Cato **Nux graeca** nennt, iſt wahrſcheinlich aus Griechenland nach Italien gekommen. Theophraſt behauptet daß die alten Gartenkünſtler die ſüße in die bittere Race, und umgekehrt zu verwandeln verſtanden, was aber vermuthlich ein Irrthum iſt. Die Hebräer bauten beide Formen des Mandelbaumes. Vielleicht iſt ſein Vaterland Perſien, Weſtaſien, Algerien, und die Pflanze in Griechenland und Italien erſt naturaliſirt worden. Der Birnbaum (**Pyrus communis**) wächſt ungepflegt im gemäßigten Europa. Wir haben unrecht, wenn wir über den Ausdruck Bire in der Pfälzer Mundart lachen, denn das Wort ſtammt aus dem Celtiſchen **Peren**, wofür auch das lateiniſche Pyrus entſtanden iſt. Daſſelbe Vaterland hat auch der Apfelbaum (Pyrus Malus.) Die Bretonen und Wälliſchen ſagen Aval, die Gallier Aſalan, woraus Apfel und Apple entſtanden iſt. Die Melone (**Cucumis Melo**, Πεπων, Μηλοπεπων, Melo) wurde ſchon in hohem Alter gebaut, iſt aber noch nie in den mediterraniſchen Ländern wild gefunden worden. Vielleicht ſtammt ſie aus Transkaukaſien.

In Bezug auf unſere Halmfrüchte gibt es getheilte Meinungen. Es kann bei der eigenthümlichen Organiſation der Blüthe nie Hybriden der Halmfrüchte geben, und De Candolle neigt ſich zu der Anſicht daß unſere Körnerfrüchte die geringſte Neigung zu variiren beſitzen. Er beruft ſich dabei auf den Weizenſamen, den man in altägyptiſchen Särgen gefunden und geſäet haben will. Allein wir dürfen nicht verſchweigen daß viele Botaniker dieß für eine Myſtifikation halten. Andere Gelehrte meinen, der Weizen ſey als ein Product der Cultur aus den Aegilopsarten (Walch) entſtanden. Dieſe Anſicht iſt in Bezug auf **Aeg. ovata** erſt neuerdings wieder von einem brittiſchen Botaniker [1] vertheidigt worden. Man hat aber dieſe Aegilopsart in botaniſchen Gärten jahrelang gebaut, ohne daß es in Weizen ſich verwandelt hätte; auch iſt es ſehr unwahrſcheinlich daß dieſe Graminee barbariſche Völker zum Ackerbau verführen konnte. Die Cultur des Weizens (Triticum vulgare) iſt in unſerm Welttheil ſo alt wie der Ackerbau; in China wurde dieſe Frucht im Jahre 2822 v. Chr. vom Kaiſer Chi-nong, einer hiſtoriſchen Perſon, eingeführt. Nach der ägyptiſchen Mythologie fand Oſiris Waizen und Gerſte wild wachſend im Lande. Moſes nennt Paläſtina das Weizenland. Uebrigens läßt ſich das Vaterland des Weizens nicht mehr entdecken. Daſſelbe gilt von der Gerſte (**Hordeum**), dagegen ſtammt der römiſche Name des Roggens (**Secale cereale**) auf dem Celtiſchen Secal oder Segal. Die eigenthümlichen Ausdrücke Rog, Roggen in den germaniſchen, Zyto in den ſlaviſchen Sprachen, beweiſen wenigſtens ſo viel daß die Pflanze von dieſen Völkern von Alterher gebaut worden ſey. Weder Aegyptier noch Griechen kannten die Frucht, und Plinius erwähnt daß ſie am Fuß der Alpen von den Taurinern gebaut

[1] Edinburgh Review October 1856. De Candolle's Geographical Botany. p. 816.

Digitized by Google

wurde. Ihre Heimath iſt wahrſcheinlich das gemäßigte Europa, obgleich man ſie doch nicht mehr wild antrifft. Den Hafer (Avena sativa), aus welchem von den alten Germanen und jetzt noch von den Schotten Brod gebacken wurde und wird, kannten weder Hebräer noch Aegypter, weder Griechen noch Römer, und er iſt in Griechenland bis auf den heutigen Tag noch eine Curioſität geblieben, nach Indien aber erſt durch die Engländer gebracht worden. Das Wort Hafer iſt älter als der römiſche Ausdruck avena, dagegen ſtammt das engliſche oats aus dem Böhmiſchen oder Ruſſiſchen. Das wahre Vaterland iſt jetzt nicht mehr zu entdecken. Der Reis (Oryza sativa) iſt indiſchen Urſprungs und erſt ſeit 2822 v. Chr. in China eingeführt worden. Auch für den amerikaniſchen Urſprung des Mais (Zea Mais), den man wild noch nie angetroffen hat, ſtreitet der Verfaſſer mit triftigen Gründen. Er hält es nicht für bewieſen daß Mais in China ſchon frühzeitig im 16. Jahrhundert gebaut worden ſey.

Mord und Mikroſkop.

(Aus Chambers's Journal.)

Unter der unermeßlichen Anzahl von Aenderungen und Verbeſſerungen, welche in den letzten Jahren in der Behandlung der Criminal-Juſtizpflege in England ſtattgefunden haben, ſind vielleicht keine bemerkenswerther als diejenigen welche auf die Vernehmung wiſſenſchaftlich gebildeter Zeugen über die Schuld oder Unſchuld einer angeklagten Perſon Bezug haben. Eines der werthvollſten Hülfsmittel aber iſt das Mikroſkop. Natürlich iſt der Beweis den dieſes Inſtrument bietet, in allen Fällen in welchen man ſeine Zuflucht zu demſelben nimmt, ein ſehr umſtändlicher; allein dieſer umſtändliche Beweis iſt von der höchſten Wichtigkeit für die Sache ſelbſt. Das Mikroſkop kann uns ſagen daß ein gewiſſer brauner Roſt auf einem Taſchen- oder Raſirmeſſer Blut iſt — ja noch mehr, daß es Menſchenblut iſt; es kann uns bekannt machen mit der Eigenſchaft eines dem unbewaffneten Auge völlig unſichtbaren Stückchens Giftſtoff, das daher, ohne deſſen Beihülfe, der Entdeckung gänzlich entgangen wäre, und ſo vermag dieſes Inſtrument in zahlloſen Fällen eine Lücke in dem Beweisverfahren auszufüllen, das ſonſt gänzlich unzureichend geweſen wäre einen Geſangenen zu verurtheilen oder von der Schuld an dem Verbrechen freizuſprechen.

Wir wollen als erſtes ſprechendes Beiſpiel den Fall eines Mannes mit Namen Munroe nehmen, der im Frühjahr 1855 vor die Aſſiſen in Cumberland geſtellt wurde. Die von irgent jemand verübte Mordthat, ſo wie die Art und Weiſe ihrer Vollziehung, lag vollkommen klar vor. Man hatte dem Ermordeten an einem einſamen Ort aufgelauert, ſeinen Hals von einem Ohr zum andern durchſchnitten, und ſeinen Leichnam in eine Hecke geworfen. Der Mörder, wer er auch war, hatte zweifelsohne die entſetzliche That um etwa dreißig Schillinge halber begangen, welche der Getödtete, Zahlmeiſter eines Kohlenbergwerks, damals bei ſich trug.

Eine umſtändliche Anklageacte der verwickeltſten Art wurde gegen den Gefangenen vorgebracht. Man hatte ihn auf dem Feld nahe dem Ort der That geſehen; er hatte bald darnach einen Halbſovereign wechſeln laſſen, und, wie man behauptete, ſich dadurch unkenntlich zu machen verſucht daß er einen Hufſchmied hat ihm ſeinen Backenbart abzuſchneeren. Dieſe und viele andere Thatſachen wurden gegen ihn angeſagt, und nahmen in der Berichterſtattung zwei Tage in Anſpruch. Allein all dieß reichte, im Einzelnen wie im Ganzen, noch nicht aus um ihn vollſtändig zu überführen. Jetzt aber kam der Beweis des Mikroſkops. Ein gelehrter Mikroſkopiſt, dem man früher ein Paar Manchester-Hoſen und ein Raſirmeſſer vorgelegt hatte, die beide zur Zeit des Mords, durch weſſen Hand er immer verübt worden, im Beſitz des Gefangenen geweſen waren, wurde von dem Gerichtshof vernommen. An dieſen Hoſen, ſagte der Zeuge, habe er nach einer höchſt ſorgfältigen Unterſuchung mehrere kleine Flecken entdeckt, deren größter nicht ganz den Umfang eines Schwanſchreis hatte: das Mikroſkop enthüllte ihm daß dieſe Flecken von Menſchenblut herrührten, und aus ihrer eigenthümlichen Geſtalt und ihrem Ausſehen ſchloß er mit Zuverläſſigkeit daß ſie aus kleinen, von der durchſchnittenen Arterie eines lebendigen Körpers aufwärts ſpritzenden Blutſtrömen gebildet worden ſeyen. Als er jeden dieſer Flecken rund herum unterſuchte, entdeckte er Seifenſpuren, und unwiderlegliche Zeichen daß man verſucht hatte die Flecken auszuwaſchen; ja einen oder zwei derſelben hatte man ſorgfältig mit Dinte überſtrichen. An der Schneide des Raſirmeſſers befand ſich einiger Roſt; an dem Elfenbeinhandgriff eine Blutſchmiere, die ſich ebenfalls als Menſchenblut erwies. Natürlicherweiſe ſtellte man an den Gelehrten eine Menge Kreuzfragen, um die Glaubwürdigkeit ſeiner Behauptung, daß dieſe Flecken von Menſchenblut herrührten, außer allen Zweifel zu ſtellen. Dieſe Behauptung gründete ſich auf die genaueſte Meſſung jener winzigen Körpertheile, die man Corpuskeln oder Kügelchen nennt, und welche den färbenden Stoff des Bluts bilden. In Bezug auf dieß war daher die Ausſage des Zeugen unerſchütterlich — die im menſchlichen Blut gefundenen Körperchen haben ſtets etwa $1/3200$ eines Zolls im Durchmeſſer, und weichen in ihrer Größe mehr oder weniger von denen irgend eines bekannten Vierfüßers ab: die des Schafs betragen nur $1/1000$ eines Zolls, die des Hundes $1/3252$ u. ſ. f.

Bei den Frühjahrsaſſiſen von Ehelmsford wurde im Jahr 1852 C. H. wegen abſichtlichen Mords in Anklageſtand verſetzt. Das Opfer war in dieſem Fall eine alte Frau, die allein lebte und in ihrem Schlafzimmer eine anſehnliche Summe Geldes hatte. Eine Nachbarin, welche ihr eines Morgens um 11 Uhr einen Beſuch abſtatten wollte, fand das Haus verſchloſſen, und keine Spur von jemand außerhalb deſſelben. Sie fühlte ſich beunruhigt, ſtieg durch ein Fenſter in die Wohnung, begab ſich in das Schlafzimmer, und fand dort das arme Geſchöpf in ihrem Bette, vollkommen todt, den Hinterkopf eingeſchlagen — ohne Zweifel mittelſt eines in ihrer Nähe liegenden großen Hammers — und den Kopf faſt ganz vom Rumpfe getrennt. Sie machte augenblicklich Lärm, man ſtellte Nachforſchungen an, und die Polizei war bald in thätiger Verfolgung des Mörders begriffen. Bald fiel nämlich der Ver-

Digitized by Google

dacht auf H. Man hatte um das Haus herum Fußstapfen bemerkt, welche ganz zu den Stiefeln desselben paßten; der Hammer, den man nahe dem Bett der ermordeten Frau gefunden hatte, wurde von einem Nachbar als Eigenthum H.'s erklärt, und ein Mädchen hatte ihn am fraglichen Morgen von jenem Hause herkommen sehen. Allein mehr noch als all dieß: in einem ungefähr eine (engl.) Meile von der Wohnung, in welcher der Mord begangen worden, entfernten Bache fand man ein baumwollenes Sacktuch, und fest darein gewickelt ein mit Blut bedecktes Rasirmesser, welches, wie dargethan wurde, dem Gefangenen angehörte. Dieses Rasirmesser wurde nun nebst dem Sacktuch sofort einem geschickten Mikroskopisten in London übersendet, welcher beide Gegenstände nach sorgfältiger Untersuchung mit der Erklärung zurückſandte, es unterliege keinem Zweifel daß das daran haftende Blut Menschenblut sey. Die Acten schienen daher vollständig gegen den Gefangenen zu sprechen, und er wurde vor die nächsten Assisen gestellt. Eine Frage indeß blieb noch ungelöst. Wenn man annahm daß Rasirmesser und Sacktuch dem Gefangenen angehörten, und daß das an denselben haftende Blut menschliches sey, so fragte es sich doch noch wie man beweisen sollte daß beide Gegenstände gerade mit diesem Mord in Verbindung ſtünden, da man sie mehr als eine (engl.) Meile von dem Hause, in welchem er begangen worden, gefunden hatte. Das Mikroskop gab auf einmal eine conclusive Antwort auf diese Schwierigkeit. Auf der Scheide des Rasirmessers fanden sich, als man es genau und sorgfältig untersuchte, außer dem Blut einige Fibern, welche als eine Mischung von Flachs und Baumwolle erklärt wurden, da die Fibern dieser beiden Producte mittelst eines Mikroskops sich vollkommen von einander unterscheiden lassen — eine Thatsache welche allen bei der Reinheit der Linnenzeuge Betheiligten wohl bekannt ist. Als man den Leichnam der Ermordeten näher untersuchte, entdeckte man daß das Werkzeug mit welchem die Wunde gemacht worden war, eines der Bänder an der Nachthaube der armen Frau durchschnitten hatte, und daß der Stoff dieses Bandes aus einer Mischung von Baumwolle und Flachs bestand! Ein überzeugenderer Beweis von der Schuld des Gefangenen hätte sich kaum wünschen lassen. Indessen blieb noch ein Glied in der langen Kette der Beweisgründe festzustellen — die Identität des Hanktuchs und des Rasirmessers. Diesen Mangel vermochten nur zwei Personen zu ergänzen: der Vater und die Schwester des Gefangenen. Vor den Instructionsrichtern hatte der alte Mann beide Gegenstände als Eigenthum seines Sohnes, wenn auch mit Widerstreben, anerkannt; als er aber seinen Sohn im Gerichtssaal vor sich sah, und dieser einen flehenden Blick auf ihn, als den Schiedsrichter über Leben oder Tod, warf, sank dem alten Mann der Muth, und er erklärte er könne die Identität weder des einen noch des andern beweisen. Dasselbe sagte die Schwester, und so sahen sich die Geschwornen wider Willen genöthigt ein freisprechendes Verdict zu fällen. Dieß nützte dem Angeklagten aber, wie ich nebenbei bemerken will, nicht viel. Von Dorf zu Dorf umherirrend, bat H. vergebens um Beschäftigung oder Almosen, und zwei Monate nach seiner Freisprechung fand man ihn todt unter einer Hecke liegen, „verhungert," wie die Todtenschau erklärte.

In diesen beiden Fällen nun gab das Mikroskop die wichtigste Hülfe zur Feststellung der Schuld der Gefangenen; es verdient aber bemerkt zu werden daß der eigenthümliche Werth der Beihülfe welche das Instrument bot, nicht sowohl in der Entdeckung von Blut in dem einen, sowie von Blut und gewissen Fibern im andern Fall bestand, als darin daß es schlußgerecht die eigenthümliche Art von Blut und die Beschaffenheit der Fibern zeigte. Wenn, was Munroe betrifft, das Mikroskop nur gesagt hätte daß sich Blut auf dem Messer desselben befinde, würde diese Aussage bloß geringen Werth gehabt haben, da der Gefangene auf einem Landwerke lebte, wo zwanzig verschiedene Geschäfte diese Flüssigkeit auf sein Messer und seine Kleider hätten bringen können. Allein als die Thatsache enthüllt war daß das Blut menschliches war, so bot es natürlicherweise einen sehr starken Beweis für die Schuld des Angeklagten. Ebenso verhält es sich mit den Pflanzenfibern am Rasirmesser; als einfache Fibern hätten sie von dem Sacktuch, in welches das Rasirmesser eingewickelt war, herrühren können. Da sie jedoch theils baumwollen, theils flächsern waren, so gewann der Fall ein ganz anderes Ansehen.

Der Werth dieser eigenthümlichen Unterscheidungskraft des Mikroskops wurde in auffallender Weise ins Licht gestellt durch einen vor einigen Jahren in Norwich vorgekommenen Fall. Auf einer kleinen Pflanzung ward eines Morgens ein etwa neun Jahr altes Mädchen, gänzlich todt, auf dem Boden liegend gefunden, und als die Ursache dieses Todesfalls zugleich eine große und tiefe Halsschnittwunde, durch die Halsschlagadern, die Luft- und die Speiseröhre hindurch, erkannt. Der Verdacht fiel auf die Mutter des ermordeten Mädchens, welche, wie mehrere Personen gesehen, am Morgen des Tages an welchem das Verbrechen muthmaßlich begangen worden war, das Mädchen auf die Pflanzung geführt hatte. In Gewahrsam gebracht, benahm sich das Weib mit äußerster Kaltblütigkeit: sie gestand zu daß sie das Kind mit auf die Pflanzung genommen auf welcher der Leichnam gefunden worden war, behauptete aber, das Mädchen sey, nachdem sie dort angekommen, herumgelaufen um Feldblumen zu sammeln; sie habe es aus dem Gesicht verloren, und sey nach langem Suchen endlich nach Hause zurückgekehrt. Man stellte Hausdurchsuchung bei ihr an, und fand sie im Besitz eines großen und scharfen Messers, das zugleich der genauesten und sorgfältigsten Prüfung unterzogen wurde. Man fand jedoch nichts daran als einige Stücke Haar, welche an der Handhabe hingen, und so klein waren daß man sie kaum sehen konnte. Die Prüfung wurde in Gegenwart der Gefangenen vorgenommen, und als der Beamte bemerkte: „Hier ist ein wenig Pelz oder Haar an dem Handgriff Eures Messers," erwiderte das Weib sofort: „Ja, so ist's, und wahrscheinlich sind auch noch einige Blutflecken daran, denn als ich nach Hause kam, fand ich ein in einer Schlinge gefangenes Kaninchen vor, und schnitt ihm mit diesem Messer den Hals ab." Das Messer wurde nach London gesandt, und mit den Haartheilchen einer mikroskopischen Untersuchung unterzogen. Anfangs ließen sich keine Blutspuren auf dem Messer entdecken, das gewaschen worden zu seyn schien; als man aber den Horngriff von seiner Eisenbekleidung trennte, fand man daß zwischen beide einige Flüssigkeit eingedrungen war, welche sich als Blut erwies, das durchaus nicht das Blut eines Kaninchens war, sondern die höchste Aehnlichkeit mit dem des menschlichen Leibes an sich trug. Man schritt nun zur Prüfung des Haars, welche die Muthmaßung von der Schuld der Gefangenen in hohem Grade verstärkte. Ohne

Digitized by Google

daß der Mikroskopist die Thatsachen des Falls auch nur im geringsten kannte, erklärte er augenblicklich das Haar als das eines Eichhörnchens. Er konnte sich hierin nicht täuschen, denn die Haare des einen Thiers sind, nicht nur was ihre Größe, Farbe u. s. w., sondern auch was ihren wirklichen Bau betrifft, so gänzlich verschieden von denen eines andern, daß es, wenn sie sich unter dem Mikroskop befinden, durchaus unmöglich ist sich zu täuschen. Nun aber trug das Kind, zur Zeit des Mords, um den Hals einen Kragen oder eine „Victorine," über welche das Messer, habe es gehalten wer da wolle, hatte hinweggleiten müssen — und diese Victorine war aus einem Eichhörnchens-Pelz gefertigt! Diesen starken umständlichen Beweis von der Schuld der Gefangenen erachteten die Geschwornen für genügend zu einer Verurtheilung, und noch vor der Hinrichtung legte das ruchlose Weib ein volles Geständniß ihres Verbrechens ab.

Nach solchen Beweisen wie diese, welche nur ein Beispiel sind aus den hundert andern, die nöthigenfalls angeführt werden könnten von dem Werth wissenschaftlicher Beweisführung bei gerichtlichen Untersuchungen, können wir kaum glauben daß jemand den Muth habe den Nutzen oder die Wichtigkeit einer solchen Beweisführung in Abrede zu ziehen; allein wir wissen wohl daß dennoch bei vielen die Frage sich erheben wird: „Wie machten's unsere Vorväter um die Verbrecher ohne die Anwendung des Mikroskops, ohne chemische Analysen, oder sonst etwas der Art, der Gerechtigkeit zu überantworten?" Nun, Thatsache ist daß in den Zeiten unserer Vorväter Verbrechen meist auf sehr stümperhafte Weise verübt, und sehr geringe Schuldbeweise für genügend erachtet wurden zur Sicherstellung einer Verurtheilung. Vor den neueren Fortschritten in der Mikroskopie gab es z. B. kein directes Mittel sich Gewißheit zu verschaffen ob ein Flecken durch Blut oder irgend eine andere Flüssigkeit verursacht worden sey. Die Chemie gab zwar im Laufe der letzten zwanzig Jahre den Gerichten einige Entdeckungsmittel an die Hand, allein sie waren, trotz allem, immer noch sehr ungenügend — sie führten bloß zur Entdeckung des Vorhandenseyns eines eigenthümlichen, den Namen Hämatosin führenden Körpers, d. h. des färbenden Stoffes im Blute, ließen es aber unentschieden ob es das Blut eines Menschen oder eines untergeordneteren lebenden Wesens war.

Sodann kamen die Enthüllungen des Mikroskops, das unausgesetzt zartere und feinere Gegenstände in seinen Bereich zog. Zuerst zeigte man, wie wir oben gesagt, daß das Blut jeder Art lebenden Wesens aus einer zahllosen Menge winziger, meist rothgefärbter, in einer farblosen Flüssigkeit schwimmender Kügelchen bestehe. Hernach entdeckte man daß diese Kügelchen bei den Säugethieren gleichförmig von kreisförmiger, nicht sphärischer Form, sondern Scheiben setzen deren Dicke etwa einem Viertheil des Durchmessers gleichkomme; daß sie dagegen bei Vögeln, Fischen, Kriechern eine eirunde Gestalt besaßen, und endlich machte man die merkwürdige Entdeckung daß jede Art Thier in ihrem Blut Kügelchen habe die an Größe von denen jeder andern Art abweichen.

Nichts that in der That der gerichtlichen Medicin mehr noth als ein zuverlässiges und sicheres Mittel zur Entdeckung von Blutflecken; denn mehrere andere Substanzen ließen Spuren zurück welche denen des Blutes so genau glichen, daß selbst die ausgezeichnetsten Fachmänner dadurch getäuscht wurden. Orangen- und Citronensaft, auf einem Messer oder einem andern Stück Eisen gelassen, wird im Laufe weniger Tage einen Flecken zurücklassen der einem durch Blut verursachten so ähnlich steht, daß der sorgfältigste Beobachter getäuscht werden kann. Vor noch nicht vielen Jahren war in Paris ein Mann nahe daran eines Mords halber verurtheilt zu werden, weil man ein Messer in seinem Besitz fand, das Flecken hatte von welchen mehrere Zeugen behaupteten daß sie von Blut herrührten, die man aber später als einfache Citronensaftflecken erkannte.

Ebenso verhält es sich mit den vom rothen Eisenoxyd gebildeten Malerflecken. Vor etwa fünfzehn Jahren fand man in Islington eine Person ermordet. Der Verdacht fiel auf einen Privatmann; er wurde verhaftet, und in seinem Besitz fand man einen Sack mit vielen Flecken tragenden, die man für getrocknetes coagulirtes Blut erklärte. Prof. Graham unterzog diese Flecken einer sorgfältigen chemischen Prüfung, und bewies daß sie rothe, „Eisen-Hyperoxyd" enthaltende Malerfarbe seyen; auch zeigte es sich daß der Sack zuletzt von einem jungen Mann, Lehrling bei einem Papierkunstfärber, als Schürze getragen worden war. Der Angeklagte wurde sofort auf freien Fuß gesetzt.

In diesen beiden Fällen nun würde das Mikroskop augenblicklich erklärt haben daß die Flecken nicht von Blut herrührten. Unsere Vorfahren aber, denen weder die Chemie noch das Mikroskop bei ihren gerichtlichen Untersuchungen zu Gebote stand, hätten jene Flecken höchst wahrscheinlich für starke und unwiderlegliche Beweise von der Schuld des Angeklagten betrachtet, und wer vermag zu sagen wie viele Menschen ungerecht gelitten haben zu einer Zeit wo übelbegründete Verdächtigungen und Behauptungen nicht durch eine Appellation an die Beweise welche die wissenschaftlichen Forschritte uns an die Hand geben, widerlegt werden konnten!

Man darf indeß nicht vergessen daß das Mikroskop und ähnliche wissenschaftliche Werkzeuge und keineswegs das Zeugniß gelehrter Männer bei Criminalfällen entbehrlich machen; sie geben ihm vielmehr nur einen noch höhern Werth. Denn obgleich es sehr wahr ist daß die durch ein so einfaches Werkzeug wie eine neun oder zehn Zoll lange Röhre mit einigen Gläsern an jedem Ende gemachten Enthüllungen in vielen Fällen genügen um einen Mann an den Galgen zu befördern, so kann doch die Aussage die ein solches Werkzeug macht, nur von denen verstanden werden welche durch lange Beobachtungund Erfahrung die „Sprache" gelernt haben in welcher es spricht.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Häuptlings der Krähenindianer.

Unter den Krähen.

Wir haben die frühern Schicksale des Pelzhändlers Beckwourth bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit den Krähen mitgetheilt.

Digitized by Google

Eine ganz eigenthümliche Verknüpfung von Umständen sollte ihm das Bürgerrecht in diesem Stamme geben, der lange Zeit als der tapferste und stärkste östlich von den Felsengebirgen galt, und zwar nur deßwegen weil die „Krähen“ nicht die Einfuhr von Branntwein litten. Unter der Jägergesellschaft, zu welcher Beckwourth gehörte, befand sich ein gewisser Greenwood, welcher eine Krähenindianerin zur Frau und von ihr die Stammessprache erlernt hatte. Als man eines Tages im Lager den friedlichen Besuch von „Krähen“ und „Schlangen“ erhielt, welche beide Stämme immer in Frieden mit den Weißen gelebt hatten, erkundigten sich die Krähen neugierig, wie die Jäger in Besitz der Kopfhäute von Schwarzfüßen, ihrer geschworenen Feinde, gekommen seyen. Greenwood pries die heroischen Thaten Beckwourths, und band dabei den leichtgläubigen Rothhäuten ein Märchen zum Zeitvertreib auf. Er theilte ihnen mit daß das „Messer mit weißem Griff,“ wie Beckwourth unter den „Schlangen“ hieß, ein Krähe von Geburt sey. Die Indianer fragten, wie so etwas möglich sey. „Ihr erinnert Euch noch, erwiderte Greenwood, daß vor vielen Wintern die Cheyennen die Krähen schlugen, viele Krieger ihnen tödteten und eine Anzahl Frauen und Kinder wegführten. Wohl! Damals war er ein Knabe und die Weißen kauften ihn von den Cheyennen. Seitdem ist er ein großer Krieger geworden, der mit den Weißen gesechten hat und von Euren Feinden gefürchtet wird.“ Die Krähen theilten dem Stamm diese Neuigkeit mit, und alle Mütter die damals ihre Knaben verloren hatten, schworen darauf daß Beckwourth ihr Sohn seyn muß sie

Kurze Zeit nachher hatte sich der Jäger in Begleitung eines einzigen Cameraden vom Lager entfernt, als sie auf ihrer Streiferei mitten unter eine Heerde herrenloser Pferde geriethen. Ehe sie noch recht wußten wie sie zu diesen Thieren kamen, sahen sie sich von Rothhäuten umringt, die ihnen Waffen und Biberfallen abnahmen. Widerstand war nicht möglich und das Aeußerste nicht zu befürchten, da man die Indianer als Krähen erkannte, welche bisher noch keinem Europäer Leids zugefügt hatten. Beckwourth wurde nach der Hütte des Häuptlings geführt, wo unter der Menge sich einige befanden welche Greenwood gesprochen hatten. „Das ist der verlorne Krähe! riefen sie, unser Bruder, der so viele Feinde erschlagen hat!“ Das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, und alle alten Weiber kamen herbei, um den Jüngling als Frucht ihres Schooßes zu reclamiren. Beckwourth mußte sich jetzt einer genauen Untersuchung unterwerfen. Eine der Mütter nach der andern forschte nach Malen oder Narben am Körper, aber keine fand was sie suchte. Eine Art „Untersuchungsausschuß“ war bei der Operation gegenwärtig, um die Titel der Reclamanten zu prüfen. Endlich erschien eine Matrone, die den Patienten scharf prüfte. „Wenn es mein Sohn ist, so hat er ein Mal über einem der Augen.“ Die Augenlieder wurden jetzt herabgezogen, und wirklich fand sich etwas Aehnliches wie ein Mal am linken Augenlied. Alle übrigen Reclamanten ließen jetzt ihre Ansprüche fallen, und der verlorne Sohn wurde im Triumph zur Hütte des „dicken Napfes“ seines „Vaters“ gebracht, wo ihn seine neuen Bettern fast zu Tode herzten und bewillkommneten. Seine vier neuen Schwestern versahen ihn sogleich mit Kleidern und Schuhwerk von zierlichster Arbeit, und der alte Vater sorgte sogleich für eine Frau, indem er dem Sohn die drei heirathsfähigen Töchter des Häuptlings „Schwarz-Hütte“: Namens Stillwasser, Schwarzfisch, und drei Wege vorschlug. Beckwourth wählte die älteste, weil ihr Name hauptsächlich Frieden zu verheißen schien. Unter den Krähen ist es Sitte daß der Schwiegervater noch der Heirath nie zwieder ein Wort mit dem Schwiegersohn spricht. Auch eine Mitgift wird nicht verabreicht. Die neuen Verwandten sorgten für das „Trousseau“ des neuen Paares, welches in Bezug auf den Ehemann hauptsächlich aus Pferden und Waffen bestand. Beckwourth wurde zum ersternmal gelaust, und erhielt vorläufig den Namen „Morgenstern.“ Er war entschlossen die Vortheile seiner neuen Lage auszubeuten, da er unter dem Schutz der Krähen viel gefahrloser jagen und Pelze erbeuten konnte. Allein bald wurde er in alle Streitigkeiten des Stammes verwickelt, der damals (1826) nur mit den Flachsköpfen und den Schlangen in Frieden lebte, hauptsächlich aber die Schwarzfüße und die einst so gefürchteten Cheyennen bekämpfte, auch die Comanchen und Apachen bisweilen heimsuchte. Früher hatten die Krähen 16,000 Krieger gezählt, aber kurz vor Beckwourths Ankunft war der Stamm durch die Blattern auf die Hälfte herabgesetzt worden. Im allgemeinen blieben die Krähen stets Meister ihrer Feinde, aus den einfachen Gründen, weil sie Frieden mit den Weißen hielten und keinen Branntwein duldeten. Diese beiden Umstände erhielten bei ihnen den europäischen Handel blühend, und während ihre Feinde ihr Pelzwerk gegen Feuerwasser vertauschten, oder die Europäer durch Grausamkeit verscheuchten, waren die Krähen immer mit Schießgewehr und Munition reichlich versehen, und kamen nicht in die Lage aus Mangel an letzterem ihre Büchsen im Lager lassen zu müssen. Die Fehden der Stämme haben immer nur Einen Ursprung. Der Stolz der Indianer sind nämlich ihre Pferde. Sie halten deren stets viel mehr als sie brauchen können. Schlecht bewacht, sind die Pferde beständig den Diebereien unterschiedener Feinde ausgesetzt. Wird der Verlust bemerkt, so beginnt die Verfolgung, und es kommt dann in der Regel zum Gefecht. Die verlierende Partei muß dann durch einen Vergeltungsstreich sich Rache verschaffen, so daß das Blutvergießen nie aufhört. Außerdem gibt es eine Menge kriegerischer Institutionen unter den Rothhäuten, welche auf die Indianer dieselbe Anziehungskraft ausüben wie die Orden auf europäische Soldaten. Einige dieser Einrichtungen lernt uns der Verfasser kennen, das Skalpiren selbst ist ein großes Reizmittel für die Krieger, da nach der Anzahl der erbeuteten Kopfhäute das Ansehen im Stamme sich steigert. Bei den Krähen brobachtet man die Sitte daß der Krieger, der sich auf einem Streifzug ausgezeichnet hat, bei der Heimkehr seine Frauen mit gewissen Zeichen bemalen darf. Diese Schminke wird allgemein bereitet, da sie äußerlich den Rang der Frau zu erkennen gibt. Die Eitelkeit der Frauen drängt also abermals zu Blutvergießen und Raubzügen. Umgekehrt je tapferer ein Krieger ist, desto mehr Frauen wird er erhalten, eben weil die Weiber Aussicht haben recht oft gemalt zu werden. Wir haben früher schon mitgetheilt daß Beckwourth ein Liebchen in St. Louis zurückgelassen, und daß er unter den Schwarzfüßen seinen beiden Frauen desertirte. Unter den Krähen war er schon reichlich versorgt mit häuslichem Glück, allein ihm gelüstete noch außerdem nach einer rothen Schönheit, die Bar-ehee-am-pe, „Fichtennadel“ hieß. Ein Holzschnitt zeigt uns dieses verlockende Kind zu Roß mit dem Speer in der Hand. Fichtennadel hatte ihren Zwillingsbruder, einen geachteten Krieger,

Digitized by Google

im Gefecht verloren, und einen Schwur vor dem großen Geiste abgelegt, nicht eher die Keuschheit zu brechen als bis sie seinen Tod gerächt haben würde, aber nicht eher sollte die Rache vollkommen seyn als bis ihr hundert Cus zugefallen seyen. Am Beginn jedes Jahres bauen nämlich die Priester oder Medicinleute ein neues Heiligthum oder eine Medicinhütte. Bei dieser Gelegenheit zählt dann jeder Krieger seine Thaten auf und erhält dafür eine Anerkennung (Cu), z. B. eine für ein erbeutetes Gewehr und ein paar für eine Kopfhaut. Nach dieser Heroine trug Beckwourth ein Gelüste. Erinnern wir unsere Leser daß die rothen Frauen eine eigenthümliche Art haben zu trauern, indem sie sich nämlich einen Finger abhacken. Auch hatte Fichtennadel bereits etliche Kopfhäute abgezogen, und galt selbst unter Männern als der beste Reiter und Schnellläufer. Alle diese Eigenschaften die uns abstoßen würden, erregten nur den Appetit der Wilden. Fichtennadel wies Beckwourths Werbung ab, weil er zu viel Frauen schon habe. Später aber versprach sie ihn zu heirathen wenn das Fichtenlaub gelb werden würde, und ein anderes Mal, wenn er einen rothhaarigen Indianer in den Felsengebirgen treffen würde; endlich wurde sie doch so erweicht daß sie versprach, wenn einen, nur ihn zu heirathen, und zwar sobald sie ihr Gelübde gelöst hätte. Als galanter Krieger wußte es daher Beckwourth immer bei den Streifzügen so einzurichten daß der Amazone das Abziehen der Kopfhäute zufiel.

Beckwourth machte allmählich „Carriere." Die Krähen waren in zwei große Dörfer getheilt, die unter zwei Häuptlingen standen, und die sich in äußersten Gefahren beistanden. Ueber die höchsten Angelegenheiten der Nation aber beschloß ein Rath von Sechs und in diesen Rath war Beckwourth gewählt worden. Diese sechs Senatoren hatten Rang nach dem Dienstalter, so daß beim Absterben eines Bordermanns ein Avancement eintrat. Der älteste Senator (counselor) besaß gleichen Rang mit den beiden Häuptlingen, die jeder Rathsöffnung beiwohnen. Sind die Stimmen getheilt, so beruft der Rath einen der Aeltesten aus dem Stamme, trägt ihm die Angelegenheit vor, und dieser entscheidet dann den Zwiespalt. Der Rath hat über Krieg und Frieden zu beschließen, und jede Streifpartei muß bei ihm die Erlaubniß zum Auszug holen. Versäumt sie diese Vorschrift, so wird jeder Krieger mit Ruthen gepeitscht und bei Widersetzlichkeit getödtet. Beckwourth bekleidete bereits einen sehr hohen Rang im Senat, als er ein pikantes Abenteuer bestand.

Das eine Dorf hatte auf sechs Monate „Dickregen," einen wackern Krieger, zum Dorfhäuptling erwählt, das heißt so viel als zum Quartiermeister, denn er mußte die Plätze zum Aufschlagen des Lagers wählen, den Patrouillendienst organisiren, die Polizei handhaben, und stand unmittelbar nur unter dem Oberhäuptling. Dieser Mann besaß die schönste Frau unter den Krähen, die allgemein bewundert und der von allen galanten Krähen nachgestellt wurde, aber ohne Glück, denn die Frau war klug und sehr hochmüthig. Beckwourth hatte ihr bei allen Gelegenheiten den Hof gemacht, ohne daß sie ihm die geringste Ermunterung gegeben hätte. Seit ihr Gemahl zu seiner neuen Würde emporgestiegen war, wußte sie nicht mehr wo sie mit ihrer Vornehmheit hinaus sollte, Beckwourth aber war jetzt fester als je entschlossen einen Staatsstreich auszuführen, und sie zu stehlen. Als Helfershelfer wählte er ihren Bruder, dem er offen mittheilte, er beabsichtige eine Entführung, und ihn nur bat er möge in der nächsten Nacht seine Verwandten einladen und sie in seiner Hütte so lange als möglich unterhalten. Der Bruder war stolz darauf dem „großen Manne" einen Dienst zu erweisen, und ein anderer Busenfreund stand Schildwache in der Nähe der Hütte, wo die Gäste sich versammelten. Als nun „Dickregen" dort eintrat, begab sich Beckwourth, mit höchster Eleganz bemalt und bekleidet, in die Hütte der Schönen. Sie war bereits eingeschlafen als sie der Abenteurer weckte. Sie fragte: „Wer ist da?" — Ich bins, und komme weil ich Euch liebe. — „Bliebt ihr nicht daß ich des Häuptlings Weib bin?" — Wohl, weiß ichs, aber er liebt euch nicht, wie ich es thue. Er zieht nicht in den Krieg, sondern bleibt faul im Dorfe. Ich bin einer der Tapfern und ziehe immer in den Krieg; so lange ihr aber Dickregens Weib bleibt, wird er nie eure Wangen mit neuen Rus bemalen. — „Mein Mann wird euch erschlagen." — Gut! dann werden die Krähen noch lange erzählen daß der große Krieger blutiger Arm [1] für eine schöne Frau gefochten sey. — „Euer Bater, entgegnete sie, wird alle seine Pferde und sein Eigenthum verlieren und arm werden in hohem Alter." — Wenn er seine Rosse einbüßt, stehle ich ihm frische. Er wird stolz auf seine Verluste seyn, wenn sein Sohn eine Frau gewinnt, schön wie ihr seyd. Ihr sollt mich mit in den Kampf begleiten und meinen Schild tragen. An eurer Seite würde ich gar viele Feinde erlegen und manche Kopfhaut heimbringen, und wir könnten oft zusammen tanzen." Die Dame widerstand nicht länger. Die Aufsicht auf die Decorationen, auf das Bemalen ihrer Wangen war zu verführerisch, und sie gab endlich dem Galan einen Ring zum Zeichen daß sie auf seinen Befehl ihm willfährig seyn werde. Nachdem nun Beckwourth zweimal von glücklichen Streifzügen heimgekehrt war, gab er der Geliebten Bachua-bish-a (Rothkirsche) den Befehl ihn außerhalb des Dorfes zu erwarten, wenn er zum drittenmal ausgehen würde. Auch fand sie sich an dem bezeichneten Platze ein und machte in Begleitung der Krieger den Streifzug mit, der glücklich ausfiel, insofern hundert und etliche Pferde erbeutet wurden. Der Ehebruch war jetzt consumirt und Dickregen wurde bald seinen Verlust inne. Als daher die Sieger einzogen, gieng er in Begleitung eines halben Dutzend Schwestern ihnen entgegen und Beckwourth wurde gepackt und mit Geißeln geschlagen. „Ich legte mich dazu nieder, erzählt er, und ertrug es mit indianischer Standhaftigkeit, obgleich ich fast meinte sie wollten mich umbringen. Hätte ich Widerstand geleistet, so würden sie mich von Rechtswegen haben tödten dürfen, wie es mir zustand sie zu erschlagen, sobald sie mir einen einzigen Tropfen Blut entzogen hätten. Sie arbeiteten so unbarmherzig daß ich aus Aerger wünschte Blut kommen zu sehen. Nach vollzogener Geißelung wurde mein Vater und ich unserer sämmtlichen Rosse und Habe beraubt mit Ausnahme der Waffen. Mein Vater verlor 500 Pferde, ich achzig Stück."

Am Abend führten die Sieger den Rostanz auf, und Beckwourth fand Gelegenheit der Rothkirsche wissen zu lassen, sie möchte ihn morgen wieder an dem bezeichneten Platze erwarten. Dieß geschah, und die Frau des Dickregens machte einen zweiten Streifzug mit, der den Kriegern etliche Kopfhäute eintrug. Bei ihrer Rückkehr wurde Beckwourth abermals gegeißelt. Als er aber nach

[1] Ein Ehrenname, den mittlerweile Beckwourth erworben.

Digitized by Google

seiner Hütte gieng, trat ihm ein Weib entgegen und zeigte ihm ein neugebornes Kind welches bereits den Namen Schwarz-Panther empfangen hatte. Dieser Knabe, der einzige seiner Sprößlinge, von dem uns Beckwourth etwas erzählt, soll gegenwärtig (1855) bereits zum obersten Rath der Krähen aufgerückt seyn. Da Beckwourth schon aller Habe entblößt worden war, so konnte er für seinen zweiten Ehebruch nicht um Geldeswerth gebüßt werden. Diese glückliche „Conjunctur" benutzte er um den Streich zum drittenmale auszuführen. Er begab sich wieder auf den Kriegspfad in Begleitung der Rothkirsche und hatte das Glück von den Schwarzfüßen 200 Pferde „leihen" zu können. Auch dießmal entgiengen ihm nicht die gesetzlichen Peitschenhiebe, als er aber zum viertenmale mit der Frau des Dickregens entwich, wurde der legitime Ehemann vom Stamm gesäthigt die Frau gegen ein Geschenk an Waffen und sonstigen Kostbarkeiten abzutreten. Diese Art von Ehescheidungen, sagt Beckwourth, kommt äußerst häufig bei den Stämmen der Felsengebirge vor. „Meine neue Frau, fügt er hinzu, war ein Modell von Ebenmaß. Wenige Exemplare kaukasischer Abkunft dursten sich anmuthigerer Gesichtszüge rühmen, und nur die tiefe Olivenfarbe ihrer Haut bezeugte ihren indianischen Ursprung. Dickregen sah mich nach dem geschlossenen Handel immer scheel an und versuchte mehrmals seine Frau zur Rückkehr zu bewegen. Viele Krieger hatten schon ihren pflichtvergessenen Frauen die Nasen abgeschnitten um ihre Reize zu zerstören, und ich warnte Rothkirsche, daß Dickregen ihr einen ähnlichen Streich spielen möchte."

Man sollte nun meinen daß bei solchen lockern Sitten es um die Reinheit der Ehe und die Festigkeit der Familienbande schlecht bestellt seyn müsse. Die Rothhäute haben aber als Gegenmittel eine merkwürdige Institution erfunden, welche die Frauen, wenn auch nicht vor Fehltritten zu bewahren, doch zur Tugend außerordentlich zu ermuntern vermag. Es ist dieß das sogenannte Kriegspfad-Geheimniß. Die Frauen wissen wohl daß ein solches Mysterium existirt, aber sie haben keine Ahnung worin es eigentlich bestehe, denn nie wird eine Frau zugelassen, und die Männer sind verschwiegen wie die Freimaurer. Hichtennadel, die Heroine, beklagte sich oft bitter daß sie alle Gefahren des Gefechtes mit den Männern theile und doch nie zum Kriegspfad-Geheimniß gezogen werde, worüber sie natürlich ausgelacht wurde. Beckwourth erzählt uns den Vorgang sehr genau. Es geschah dieß als er zum erstenmale sich mit auf den Kriegspfad begab. „Wir versammelten uns und zogen aus. Am Vormittag wurde ein schöner feister Büffel getödtet und Rast gehalten um das Frühmahl zu genießen. Die Eingeweide wurden herausgenommen, ein Theil davon gereinigt und geröstet. Ein langes Stück davon wurde jetzt den Tischgenossen, zehn an der Zahl, gebracht, die im Kreise standen, und von denen jeder das Stück mit Daumen und Finger angriff. In dieser Stellung, der alle im Kreise einen besondern religiösen Werth beilegen, beginnt man einem nach dem andern gewisse Fragen über seine geschlechtliche Aufführung im Dorfe vorzulegen. Jeder ist heilig verpflichtet eine volle und klare Antwort auf die Fragen zu geben, wessen Ruf er auch durch sein Geständniß gefährden möge. Jeder unerlaubte Vorgang, der seit dem letzten Kriegszuge begangen worden ist, wird hier eingestanden zugleich mit dem Namen der treulosen Sünderin und sogar mit dem Datum des Vollzugs. Alles dieß wird nach der Rückkehr der Partei den Medicinleuten gemeldet und von ihnen auf eine Weise angemerkt, daß es bis zum Tod der geständigen Sünder unvergeßlich bleibt. Jeder neue Krieger wird bei der ersten Weihe unter den schrecklichsten Eiden verpflichtet, das Kriegspfad-Geheimniß keiner Frau zu verrathen bei Strafe des augenblicklichen Todes. Er schwört bei seiner Büchse, seiner Pfeife, seinem Messer, bei Erde und Sonne, welches unter den Indianern die höchsten Eide sind und stets genau beobachtet werden."

Die Medicinleute kommen also in den Besitz der Beichtgeheimnisse und sind aufs genaueste von der schlüpfrigen Chronik des Stammes unterrichtet. Dieß geschieht aber im Zusammenhang mit einer andern großen religiösen Feier des Stammes, die uns Beckwourth bei einer spätern Gelegenheit schildert. „Als die beiden Dörfer, erzählt er, ihre Handelsgeschäfte beendigt hatten, begaben wir uns nach Dick-Horn zurück um eine neue Medicinhütte zu bauen, worin die Medicinleute, [1] Propheten und Traumseher ihre Offenbarungen zu erwarten und ihre Berathungen abzuhalten pflegen. Diese Häuser werden in jedem Jahr errichtet und zwar am Neumond im Mai. Der ganze Stamm versammelt sich dazu und die Feierlichkeit dauert sieben Tage. Bevor die Pfähle aufgerichtet werden, ziehen sich die Medicinleute von der Menge zurück und wählen einen Krieger, den sie würdig halten, das Amt eines Medicinhäuptlings zu führen. Der Erwählte muß ihnen dienstbar seyn und darf unter keinem Vorwande ablehnen. Er wird dann an das eine Ende eines der Pfähle gebunden, eine Boothmannspfeife zwischen seine Lippen gesteckt und ihm in jede Hand ein Adlerflügel gegeben. So ausgerüstet wird er auf eine Höhe von 40 Fuß gehoben, bis der Pfahl senkrecht in der Erde steht und befestigt worden ist. Das Aufrichten des ersten Pfahls gilt so viel als wie die Legung des Grundsteins. Die andern Pfähle werden dann rasch aufgerichtet, bis der gehörige Raum eingeschlossen ist. Sie erhalten hierauf eine Wand von frischen Büffelhäuten, die bis auf sechs Fuß zur Erde herabreichen, während man die Einfriedigung nach oben offen läßt. Durchschnittlich sind 120 Häute erforderlich, und man erhält dann einen Raum, der 7—800 Personen fassen kann. Dießmal wurde ich erwählt, und als man mich auf die beschriebene Art an dem Pfosten aufhob, erklärten die Vorstände daß ich meine Erhöhung allein durch Kraft meiner Flügel bewirkt habe, womit sie verstanden wissen wollten daß meine Medicin sehr kräftig sey.

„Sobald das Haus vollendet ist, lassen die Medicinleute und die andern Festordner die ausgezeichnetsten Krieger in das Gebäude treten, um ihre Thaten noch einmal zu berichten und ihre Kus aufzuzählen. Jeder Tapfre gibt über seine Leistungen etwa so Rechenschaft: „Ich tödtete einen oder mehrere Cheyennen an diesem Tage, an diesem Orte und erwarb diese und diese Beute. Ihr wißt es, Krähen!" Der Medicin-Häuptling öffnet dann seine Vormerkungen, erklärt des Kriegers Aussagen richtig und bestätigt sie durch seine

[1] Der indianische Begriff, den die amerikanischen Schriftsteller durch Medicine auszudrücken suchen, ist ein sehr vielfältiger. Ursprünglich heißt wohl nur so der oder die Talismane welche der Krieger im Medicinbeutel mit sich trägt. Dann kommen aber Anwender vor wie bis medicine was strong, his medicine told him etc. So ist denn dieser Begriff das Aequivalent für Glück, Genius, Schicksal. Das Unglück im Kriege wird der „Schwäche der Medicin," das Glück ihrer Stärke zugeschrieben. Lehnt ein Anführer ab in den Krieg zu ziehen, so sagt er, seine Medicin sey schlecht geworden.

Digitized by Google

Noten, wobei sehr selten Zwiespalt zwischen den Angaben und den Vormerkungen eintritt. Scheingefechte werden dann aufgeführt zur Illustration der Art, wie die Trophäen erbeutet wurden. Ist dieser Act vorüber, so wird das Haus von den Medicinleuten, Weissagern und Traumdeutern für die Ceremonie der Weihung einer sitzsamen Frau vorbereitet. Die Männer welche das Conclave bilden, enthalten sich sieben Tage vor der Ceremonie jeder Nahrung und jedes Trankes, wenn nicht die Erschöpfung bis zu Ohnmachten sich steigert, in welchem Falle dem Leidenden eine leichte Speise gereicht wird. Dann werden die Krieger mit dem Gesicht einwärts in eine Gasse ein paar Schritte von einander aufgestellt, und der weibliche Candidat für den „heiligen Orden" erscheint an dem Thor des Heiligthums. Sie redet die Männer an bevor sie in die Gasse tritt, und geht dann durch die Reihe der düstern Krieger durch. Nun beginnt das gefährliche Gottesgericht. Hat sie sich jemals vergangen, so wird der Berufung auf ihre Unschuld von einem Dutzend Stimmen widersprochen und tausend Kugeln durchbohren ihren Leib, der augenblicklich zu kleinen Stücken zusammen gehackt wird.

„Dieß ist der Sinn des furchtbaren Kriegspfad-Geheimnisses. Man wird sich erinnern daß meine kleine Frau schon als Kind gelobt hatte in das Medicinhaus einzugehen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihre Bewerbung zugelassen. Sie kam zu mir in feierlichem Anzug; sie trug ihre beste Habe, und ich bemalte sie nach dem Brauche. Die Krieger stehen jetzt in Reihe und Glied, und die Geweihte ist in Bereitschaft. Der Herold verkündigt daß Nem-ne-bit-chee (die Eins welche drei schlägt) das Weib des Oberhäuptlings Medicin-Kalb sich zur Wahl angeboten habe. Spannung herrscht in der Versammlung als ihr Name genannt und im Echo von den Kriegern wiederholt wird. Sie tritt an das Thor des Gebäudes und begegnete ruhig den tausend auf sie gerichteten Blicken während einer athemlosen Stille.

Nun begann sie ihre Anrede: „Darf man sagen daß es unter den Krähen keine keuschen Frauen gebe? Wäre es wahr daß unsere Medicinleute keine Medicin bereiten, unsere Propheten nicht prophezeien, unsere Träumer nicht mehr träumen könnten, weil so wenige von euch tugendsam sind? O ihr Frauen! Welche Schande, so treulos zu seyn! Der große Geist zürnt euch, und hat Schmach gebracht auf unsere Krieger wegen eures üblen Wandels u. s. w." Sie wendet sich dann an die Krieger, und verkündet ihren Entschluß, Sand, Holz und Hornspäne in das Haus zu tragen. Schließlich fordert sie jeden auf gegen ihre Unschuld zu zeugen. „Auch ich bin bereit in das Land der Geister zu ziehen, denn dort wohnt einer der da weiß daß ich nicht schuldig bin der Thaten, welche die Frauen unseres Landes entwürdigen!"

„Sie gieng, fährt Beckwourth fort, sichern Schrittes durch die Gasse der Krieger nach dem Sandhaufen. Ein wenig davon nahm sie in ihren Napf und kehrte damit zu dem Heiligthum zurück, später vollzog sie noch zwei Gänge für das Holz und die Hornspäne. Als sie das drittemal wiederkehrte, erhielt sie den Zuruf der versammelten Menge. Die Priester kamen ihr entgegen, strichen mit der Hand ihr über Haupt, Schultern und Hände, erhoben sie bis zum Himmel und verkündigten daß eine tugendsame Frau in dem Krähenstamm sey. Sie erhielt dann von dem Medicinoberhäuptling mein Medicinschild, um es aufzubewahren und für mich zu tragen, welches ihr fortan niemand, außer mir, abnehmen durfte."

Wird der Candidat bei dem gefährlichen Gang getödtet, so darf nichts weiter in dem Medicinhaus vorgenommen werden. Man reißt es sogleich ein, und der Stamm wählt einen andern Platz, wo ein neues Heiligthum unter den nämlichen Ceremonien erkant wird. Da Beckwourth schon oben als Häuptling genannt wurde, so müssen wir nachträglich bemerken wie er zu dieser Würde gelangte. Erster „Kangler" oder Rath der Krähen wurde er nach der feierlichen Abdankung seines Vorgängers wegen Altersschwäche, und erhielt zugleich Aufsicht Häuptling beim Abeleben des Aera zuzusch zu werden, eines Kriegers, den der Verfasser etwas wie die Rolle eines rothen Don Quixotte spielen läßt, insofern er immer auf eine höchst theatralische Weise den Tod im Gefecht suchte und seine Leute in die tollsten Gefahren führte. Seinen Wunsch erreichte er auch bald darauf, und tödlich verwundet empfahl er mit einer Art von Römerstinn den „klugen Arm" (Beckwourth) als seinen würdigen Nachfolger, obgleich ihn dieser erst kurz zuvor gekränkt hatte, indem er mitten auf einem Kriegszug umgekehrt war, um nicht in die kopflosen Anschläge des Häuptlings verwickelt zu werden. Uebrigens wurde Beckwourth nicht unmittelbar Häuptling, sondern die Nation erwählte ihn dazu, so daß also bei dieser Würde kein regelmäßiges Aufrücken stattzufinden scheint. Die Gelegenheit wurde benützt ihm einen neuen Namen, „Medicin-Kalb," zu bescheren, dessen Sinn wir nicht zu errathen vermögen. Wir müssen hier bemerken daß der Name Krähenindianer nur den Europäern gebräuchlich, und entweder wie so viele andere Stammesbezeichnungen (Flachköpfe, Schwarzfüße, Dickbäuche, Schlangen) von den Pelzhändlern erfunden worden ist oder auf einem Mißverständniß indianischer Ausdrücke beruht, denn die Krähen selbst nennen sich Ax-sah-ro-ki, das „Volk des Lerchenfalken." Beckwourth stand fortwährend in Geschäften mit den Comptoiren der Pelzhandelsgesellschaft, von der er einen Jahresgehalt von 3000 Dollars bezog, mit der einzigen Aufgabe, so viel wie möglich die Krähen vom Kriegspfad ab- und zur Jagd anzuhalten, denn so lange die Fehden dauern, haben die Biber und Büffel Frieden und die Handelsgesellschaften machen schlechte Geschäfte. Beim Beginn seiner Laufbahn als Häuptling hatten die Krähen viel Jammer zu überstehen. Fast immer waren sie unglücklich auf ihren Streifzügen, und die Trauer um verlorne Krieger hörte nicht auf. Erst später neigte sich das Glück wieder auf ihre Seite, aber Beckwourth war das Einerlei dieses Blutvergießens und Rossdiebstahls endlich satt, und verkündigte der Nation, er müsse in Geschäften zu seinen Erziehern in das Land der Weißen sich begeben, er werde aber zurückkehren „ehe die Kirschen wieder roth würden." Aber schon im folgenden März kam ein Eilbote von Fort Laß, wo die Pelzhandelsgesellschaft ihre befestigten Magazine besaß, und bat ihn gegen eine hohe Summe schleunigst zurückzukehren.

In St. Louis nämlich, wo Beckwourth seine Geschwister heimgesucht hatte, war ihm von Widersachern im Büffetzimmer des Theaters ein Hinterhalt gelegt worden, und es hatte eine jener Scenen mit Messern gegeben, wie sie in der großen Demokratie von jeher sehr gelüftig waren. In Folge dessen hatte sich durch weiße Hausirer das falsche Gerücht bis zu den Krähen verbreitet, die Weißen hätten das Medicinkalb ermordet. Die Krähen be-

Digitized by Google

ſchloſſen exemplariſche Rache zu nehmen und umſtellten das Fort Caß, indem ſie ſchworen daß keiner der Bewohner lebendig heimkehren werde. Die Leute des Comptoirs geriethen dadurch in keine geringe Gefahr; wenn auch ein Sturm auf das Blockhaus den Krähen viel Blut gekoſtet haben würde, ſo war man doch nicht auf eine längere Belagerung vorbereitet. Zuletzt gelang es aber doch mit den Krähen eine Abkunft zu treffen. Man verſicherte ihnen das Gerücht ſey falſch, ihr Häuptling könne jeden Augenblick zurückkehren, noch ſey es Winter und weit entfernt daß die Kirſchen roth würden. Sie möchten nur verſtatten daß ein Bote ſich nach St. Louis begebe, um den Häuptling heimzuholen. Dieß wurde endlich zugeſtanden, und Beckwourth ſäumte keinen Augenblick die Leute im Fort Caß von ihren Belagerern zu befreien, die bereits monatelang dicht vor der Befeſtigung lagen, feſt entſchloſſen ſämmtliche Europäer, gegen die ſie bisher ſo freundlich geſinnt waren, umzubringen. Beckwourth machte den Krähen bittre Vorwürfe daß ſie falſchen Gerüchten getraut, daß ſie das Rothwerden der Kirſchen nicht abgewartet und den Europäern nach Leben getrachtet hätten, die ihnen doch nur wohlthätig geweſen waren. Um den Zorn des Häuptlings zu beſänftigen, trat Fichtennadel vor. Sie gedachte feierlich ihres ehemaligen Gelübdes der Jungfräulichkeit, erinnerte die Nation daß ſie ihre Aufgabe längſt gelöſt und mehr als hundert Feinde erſchlagen habe, nahm dann den den Cameraden des Kriegspfades Abſchied, und erklärte rund heraus ſie wolle Medicin-Kalbs Frau — Nummer Sechs wenn wir richtig zählen — werden, um den Zorn des Häuptlings zu beſänftigen. Dieß geſchah denn auch noch am nämlichen Tage, und Beckwourth verſichert uns, „für ein indianiſches Mädchen beſaß ſie ſo viel gewinnende Anmuth und weibliche Reize, daß ſie unſerm Ideal vom Weibe weit näher kam als ihre Herkunft von Wilden es glaublich ſcheinen läßt.“ Mit dieſem Ideal lebte Beckwourth ein paar Monate, und er gibt uns die Beruhigung, daß es ſeine letzte Ehe unter den Krähen geweſen ſey, was auch viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, inſofern er wenige Monate nachher dieſen Stamm verließ, unter dem Vorwand er habe weil er ſo eilig zurückkehren mußte, ſeine Geſchäfte in St. Louis nicht beendigen können. Später erfuhren die Krähen dann und wann von ihm, daß er ſich als Handelsagent bei feindlichen Stämmen, Schwarzfüßen und Cheyennes gezeigt habe. Sie tröſteten ſich dann mit den Worten: „Medicin-Kalb iſt ein großer Häuptling, er ſchleicht in Feindesland umher um alle Pfade und Schupfwinkel auszukundſchaften und die Krähen nach ſeiner Rückkehr deſto ſicherer zur Ueberraſchung ihrer Feinde führen zu können.“

Ein Blick in die Journale auf den Sandwich-Inſeln.

Vor vierzig Jahren kamen, als Pioniere der Civiliſation mit ihren Licht- und Schattenſeiten, die erſten Miſſionäre nach den Sandwich-Inſeln. Es gelang ihnen das Herz des Königs zu gewinnen, ſo daß dieſer ſich taufen ließ und das Chriſtenthum als Staatsreligion proclamirte. Seitdem gieng es raſch vorwärts. Es wurde Kirche auf Kirche gebaut, eine Miſſionsſchule entſtand nach der andern, daneben entwickelte ſich aber auch immer mehr ein blühender Handel. Im Jahr 1822 wurden ſchon Bücher chriſtlichen Inhalts in der Landesſprache gedruckt, die hawaiiſchen Inſeln von den Großmächten als ſelbſtſtändiges Königreich anerkannt, und durch England, Frankreich, Nordamerika, Rußland und Spanien mit reſidirenden Conſuln beglückt. Die Staatsverfaſſung iſt der engliſchen nachgebildet. Die Macht des Königs iſt auf jede Weiſe beſchränkt, und er ſpielt keine viel wichtigere Rolle als Ihre brittiſche Majeſtät. Die Miniſter regieren das Land in ſeinem Namen. Die Geſetze werden durch ein vom Volk gewähltes Repräſentantenhaus und eine Adelskammer erlaſſen.

Die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche Geiſtlichkeit haben einander hier wie anderswo wiederholt in den Haaren gelegen und oft beträchtliche Confuſion im Staat angerichtet. Auch trug die Rivalität der amerikaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Conſuln und Anſiedler oben keine Heſperidenfrüchte für die glücklichen Inſeln, deren Bewohner, bevor man ſie getauft und civiliſirt, immer in Ruhe und Frieden gelebt hatten. Dieß aber konnte der faſt beiſpielloſen Proſperität des Miniatur-Königreichs keinen Eintrag thun, und daſſelbe wird im gangen bis auf den heutigen Tag gar nicht übel regiert.

Hr. Jarvis, welcher ein Werk über dieſe Inſeln geſchrieben, erklärt daß dieſelben fähig ſind die dichteſte Bevölkerung zu ernähren. Der Boden liefert alles was zum Leben erforderlich iſt, nur keine Metalle. Sie liegen ungefähr in der Mitte zwiſchen den beiden großen Continenten, faſt gleichweit von Centralamerika, Mexico und der amerikaniſchen Nordweſtküſte auf der einen, von den ruſſiſch-aſiatiſchen Beſitzungen, China, Japan und den Philippinen auf der andern Seite entfernt. Wenn eine civiliſirte, unternehmende Bevölkerung die Reſſourcen des Archipels entwickelt hat, wird er dieſen Ländern verhältnißmäßig eben ſo wichtig ſeyn wie die weſtindiſchen Inſeln es Nord- und Südamerika ſind.

Aber Hr. Jarvis dürfte in dieſen Worten die Wichtigkeit, welche die hawaiiſche Gruppe mit der Zeit erlangen wird, viel zu gering angeſchlagen haben, denn ſchon die nächſte Generation wird ſie als einen der bedeutendſten Handelspunkte der Welt erkennen. Zur Zeit in welcher Jarvis ſein Werk verfaßte, war Auſtralien mit Rückſicht auf dieſe Inſeln noch verhältnißmäßig unbedeutend; jetzt hat es ſich anders geſtaltet!

Den beſten Spiegel eines Landes bieten immer die Zeitungen desſelben. Auch auf den Sandwichinſeln hat die Tagespreſſe ſchon ſeit vielen Jahren ihr Geburtsfeſt gefeiert. In Honolulu erſcheinen drei Wochenblätter. Der „Polynesian“ iſt das halboffizielle Organ der Regierung. Eine wichtigere Zeitung ſcheint trotz alledem die „New Era and Argus“ zu ſeyn.

Durchfliegen wir die Nummer derſelben, welche vom 8 Junius 1854 datirt iſt. Die New Era iſt ein vierſeitiges Blatt von recht

Digitized by Google

anſtändigem Format, koſtet einen Schilling amerikaniſch (18¾ kr.) per Exemplar und 6 Dollars Pränumerando jährlich — ein Preis der ſich nur durch unmäßig hohe Koſten oder eine ſehr geringe Verbreitung erklären läßt; vielleicht walten beide Gründe ob. Auf den erſten Blick erinnert New Era an ein gewöhnliches amerikaniſches Localblatt, iſt übrigens gut gedruckt und ziemlich manierlich ausgeſtattet. Werfen wir einen Blick über die Spalten, ſo ſchwinden wie durch einen Zauberſchlag alle Illuſionen, welche ſich allenfalls noch an die Sandwich-Inſeln als eine Art Otahaiti knüpfen möchten. Man glaubt eine New-Yorker Zeitung in der Hand zu haben, ſo ſehr ſchwecht alles nach dem proſaiſchen Geſchäftsleben der Yankees. Jede Anzeige, jede Notiz bezieht ſich auf Dollars und Cents. Die Nummer enthält nicht weniger als 175 Anzeigen, welche von den zwanzig Spalten der Zeitung dreizehn einnehmen. Alle Handels- und Geſchäftszweige erſcheinen ſich hier der Beachtung des Publicums. Ein Dutzend Hotels und noch einige darüber ſtrecken ihre ſehnenden Arme nach Gäſten aus, verſprechen allen möglichen Comfort und Luxus, ſchweigen aber wohlweislich vom Preiſe derſelben. Tuchhändler, Grocer, Kaufleute jeder Gattung, Fleiſcher, Bäcker, Conditoren, Brauer, Schneider, Hut- und Uhrmacher, Kleiderhändler, Sattler, Schmiede, Juweliere, Parfümeurs, Auctionäre, Makler, Commiſſions- und Schiffsagenten, Maurer, Advocaten, Aerzte, Chirurgen, Apotheker ꝛc. ſtehen in bunter Reihe neben und durcheinander, alle preiſen ihre Leiſtungen im reinſten Engliſch und im orthodoxeſten Anouncenſtyl an. Selbſt die meiſten Straßen haben engliſche Namen, und nur hier und dort werden wir durch eine Nuuano-, Kuahmmann-, Nanu-, Makea-, Alakea-Straße daran erinnert wo wir uns befinden.

Einen ſehr bedeutungsvollen Fingerzeig bietet der Umſtand, daß ſich nicht unter einziger Anzeige ein hawaiiſcher Name befindet. Vier Fünftheile ſind von Engländern oder Amerikanern, die übrigen von Deutſchen und Franzoſen unterzeichnet. Gegenſtände aller Art, zuweilen ſogar ganze Schiffsladungen, werden zum Verkauf angeboten. Nutz- und Luxusgegenſtände aus allen Theilen der Welt, alles was den Gaumen des Epikuräers kitzelt, womit der Stutzer ſich gern behängt, iſt in Honolulu eben ſo gut zu haben wie in New-York.

Was aber die Litteratur betrifft, ſo ſcheint es um dieſelbe kümmerlich beſtellt zu ſeyn. Kein einziger Buchhändler gibt ein Lebenszeichen von ſich. Nur die „Honolulu Circulating Library Association“ macht bekannt, daß ſie Donationen, ſey es an Büchern oder an Geld, mit Dank entgegennehmen werde. Nur eine Annonce iſt zugleich auf engliſch und hawaiiſch abgefaßt, nämlich die Ankündigung auf Befehl des Königs, daß Se. Majeſtät allergnädigſt geruht haben, William Webſter Esq. zum Aſſiſtenz-Agenten für den Verkauf und die Verpachtung der königlichen Ländereien und die Einkaſſirung der fälligen Gelder zu ernennen.

Auch verſchiedene Freimaurer und andere Logen kludgen dem Theil in ziemlich myſtiſchen Ausdrücken und unter geheimnißvollen Zeichen ihre Verſammlungen an. Viele Anzeigen ſind hauptſächlich auf die Schiffscapitäne berechnet, welche im Hafen ankommen oder denſelben zu verlaſſen im Begriff ſind. In der That verſieht Honolulu jährlich viele hundert Schiffe nicht nur mit allem was zu ihrer Ausrüſtung erforderlich iſt, ſondern es bildet zugleich gewiſſermaßen ein Generaldepot, von welchem ganze Cargos der verſchiedenſten Güter von den Fahrzeugen der Länder welche das ſtille Meer beſpült, abgeholt werden.

Von den ſieben übrigen Spalten der Zeitung werden beinahe vier von Berichten über die Parlamentsverhandlungen in Beſchlag genommen. Die Nachrichten vom Auslande ſind auf eine Spalte beſchränkt.

Die Verhandlungen der Legislatur ſind eigenthümlich und intereſſant genug. Gleichwie in England, ruht die eigentliche Laſt der Staatsgeſchäfte auf dem Unter-, oder, wie man es hier nennt, Repräſentantenhaus. Die Geſchäftsordnung ſcheint der in England und Amerika üblichen nachgebildet. Es waren viele Petitionen von localem Charakter eingereicht worden. Eine derſelben zeigt daß das Hundegeſchlecht ſich in Honolulu wie anderswo zur Landplage gemacht hat, indem die Legislatur angegangen wird die Hundeſteuer auf 6 Dollars per Kopf zu erhöhen. Man hielt hier Discuſſionen u. ſ. w. über Landlord und Tenant Bill (Haus und Landpachts-Geſetz), über die Bill zu Amendirung der Schmuggelgeſetze, über die Miliz-Bill, kurz, ein Engländer oder Amerikaner muß ſich, wenn er die New Era durchblättert, ganz heimiſch fühlen.

Fanden wir unter den Anzeigen die Eingebornen nicht vertreten, ſo ſcheinen ſie dagegen im Parlament eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Hr. Kaumana, ſagt der Reporter (Berichterſtatter) hielt eine glänzende Rede über die Honolulu-Hafen-Bill; die Hrn. Kalama und Maika redeten derſelben warm das Wort, Hr. Kamairpelekane dagegen opponirte ſehr heftig.

Ungefähr die Hälfte der Repräſentanten ſcheinen Engländer, oder wohl vielmehr Amerikaner, die übrigen Eingeborne zu ſeyn. Komiſch klingt folgende Notiz: Hr. Mehakuaina las zum erſtenmal ſeine Bill, wonach alle illegitimen Perſonen zu Soldaten gemacht werden ſollen. Auf den Tiſch gelegt. — Hr. Uma verlas zum erſtenmal eine Bill, welche dem König verbieten ſoll Ländereien an Fremde zu verkaufen. Es gibt demnach auch auf den Sandwich-Inſeln New-Yorkiſche.

Eine merkwürdige Debatte kam bei der Debatte über einen Beſchluß, den Zoll auf Spiritus, welcher zu medicinischen und Fabricationszwecken eingeführt werde, herabzuſetzen, zur Sprache. Hr. Bowlin behauptete, indem er der Bill das Wort redete, es ſey gegenwärtig in Honolulu ein trefflicher Brandy unter dem anſprachsloſen Namen „Hearb's Sarſaparilla“ vorhanden, welcher als Sarſaparilla eingeführt, als Brandy gebucht, dann mit Erlaubniß eines Miniſters zu medicinischem Gebrauch vom Cuſtomhaus (Zollhaus) bezogen, mit einer gelinden Tinctur von Gewürznelken geſchwängert und als Hearb's Sarſaparilla verkauft werde.“ Mit einem Worte: man verkaufe den Brandy um den Zoll zu umgehen unter einem falſchen Namen.

Die Verhandlungen des Oberhauſes werden unter der Rubrik „House of Nobles“ mitgetheilt. Beide Häuſer ſcheinen höchſt reſpectable Verſammlungen zu ſeyn, in denen keine Prügeleien vorfallen, und welche ſich ihrer Geſchäfte mit Takt, Fleiß und Talent entledigen. Einige Reden, ſowohl von eingebornen wie von adoptirten Repräſentanten, würden ſelbſt im engliſchen Parlament Aufſehen erregt haben.

Im editoriellen Theil der New-Era lenkt der Redacteur die

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit der Legislatur auf die Erweiterung und Vertiefung des Hafen von Honolulu, und da keine Maſchine aus England oder Amerika dazu ſobald zu erwarten iſt, ſo bietet er 200 Dollars demjenigen an, welcher binnen Monatsfriſt von heute an der Regierung den billigſten und ausführbarſten Plan, den Sand und Schlamm aus dem Hafen zu entfernen, zur Approbation vorlegen werde.

Hierauf folgen verſchiedene andere Notizen von localem Intereſſe. Eine enthält die Bemerkung daß dem Editor ein Sack mit Mehl, welches auf der Dampf-Mahlmühle von Honolulu gemahlen worden, als Geſchenk zugeſandt worden ſey. Aus einer andern Notiz geht hervor daß die Leſer der New-Era ſich lebhaft für das körperliche Wohlbehagen des würdigen Editors intereſſiren. Sie lautet: „diejenige Perſon, ob Lady oder Gentleman, welche geſtern während unſerer Abweſenheit unſer Sanctum mit einem bequemen Reactions-Stuhl bereicherte, nehme dafür unſere dankbare Anerkennung entgegen."

Noch bemerkenswerther als das was die Zeitung enthält, iſt das was nicht in ihr zu finden iſt. Sie enthält keine einzige Notiz über Verbrechen, Proceſſe oder Unglücksfälle. Auch werden keine Geburten, keine Todesfälle, keine Heirathen angezeigt; auch weder Poeſie noch die ſchöne Literatur iſt vertreten.

Es möchte etwas gewagt ſeyn, hieraus zu ſchließen daß man in Honolulu nicht geboren wird, nicht heirathet, nicht den Hals bricht, nicht ſtirbt, und keine Proceſſe führt. Vielleicht iſt dergleichen dort zu alltäglich, um erwähnt zu werden.

Die Nachrichten vom Auslande beſchränken ſich auf eine kurze Ankündigung des großen europäiſchen Krieges. Die guten Leute ſcheinen ſich dort nur für das zu intereſſiren was einen unmittelbaren Einfluß auf ihren Geldbeutel hat. Trotz alldem aber iſt die New-Era eine überaus intereſſante journaliſtiſche Curioſität, und man gewinnt aus ihr einen richtigeren Einblick in die Zuſtände der hawaiiſchen Inſeln und in ihre Zukunft, als hundert Reiſebücher ihr geben könnten.

Ein Officier auf dem „Preſident," Flaggenſchiff des engliſchen Geſchwaders, welches kurz darauf beim Archipel ankam, ſchreibt von dort: „Honolulu iſt eine wohlgebaute Stadt von etwa 15,000 Einwohnern, in welcher alles das Gepräge des Aufſchwungs und der fortſchreitenden Civiliſation trägt. Der König Kamehameha (ſeitdem bekanntlich geſtorben) hält ganz auf dieſelbe Weiſe Hof wie Ihre britiſche Majeſtät. Er hat ſeine Pallaſtwache, ſeine Departementsminiſter — meiſtens Eingewanderte — und alle Attribute des Königthums. Ihre Majeſtät die Königin iſt mit einer Tochter geſegnet, welche nach der unſrigen den Namen Prinzeſſin Victoria führt, und außerdem gibt es noch verſchiedene Prinzen von königlichem Geblüte. Die eingebornen Häuptlinge ſind eingefleiſchte Ariſtokraten und rühmen ſich ihrer Ahnen mit der Ausgelaſſenheit des vollblütigſten Lord. Uebrigens ſind die hieſigen Adeligen hübſche, wohlgewachſene Leute, und man ſieht ſogleich daß ſie mit dem übrigen Volke nicht deſſelben Stammes ſind.

„Nirgends traf ich im ſtillen Ocean einen günſtigeren Platz zur Verproviantirung von Schiffen. Natürlich ſteigerte die Ankunft unſeres Geſchwaders (drei engliſche und vier franzöſiſche Schiffe) die Preiſe mehr als um das Doppelte. Aber alles iſt hier zu haben, Waſſer im Ueberfluß, Kohlen, ſchöneres Rindvieh als in England, Schafe und Schweine, Geflügel, Vegetabilien — alles iſt vollauf vorhanden, und was nicht gerade die Inſeln ſelbſt hervorbringen, kann in kurzer Friſt von San Francisco bezogen werden. Es iſt jammerſchade daß unſere Regierung ſich hier nicht feſtgeſetzt hat. Ein brillanteres Depot für Kriegs- und Handelsſchiffe iſt nicht denkbar."

„Wenn die Häfen dieſer Gruppe — ſagt ein anderer — dem neutralen Handel geſchloſſen wären, ſo müßte man mehrere tauſend Meilen ſegeln, bevor man einen Platz träfe welcher die zur Ausbeſſerung und Verproviantirung eines Schiffes nöthigen Eigenſchaften beſäße. Schon dieſe Thatſache zeigt ihre ungeheure Bedeutung vom nautiſchen Geſichtspunkt aus. Sollte eine der großen Nationen ſich ihrer bemächtigen, ſo beſäße ſie damit den Schlüſſel zum nördlichen Theile des ſtillen Meeres, denn kein Handel kann ringsum blühen oder auch nur exiſtiren, wenn eine feindliche Macht, die eine ſtarke, thätige Marine beſitzt, ihre Kreuzer ausſendet um denſelben aufzulauern.

Wohl uns, daß jetzt nicht Rußland Eigenthümer der Sandwich-Inſeln iſt!"

Im vorigen Jahr legten im Hafen von Honolulu an: amerikaniſche Schiffe 637, engliſche 32, franzöſiſche 24.

Im Jahr 1853 wurden Güter eingeführt: amerikaniſche für eine Million, engliſche für 20,000, franzöſiſche für 30,000 Dollars. Ob die Inſeln ferner noch einen eigenen Staat bilden, oder ſich einer andern, mächtigern Nation anſchließen wollen, ſo viel iſt gewiß daß ihrer eine große, glänzende Zukunft harrt.

Ihr Handel und die Zahl der Einwanderer, welche, namentlich aus den Vereinigten Staaten, dorthin ſtrömen, muß in ungeheuern Proportionen zunehmen, und ihrem commerciellen wie politiſchen Wachsthum iſt gar kein Ende abzuſehen. Die hawaiiſchen Inſeln bilden gegenwärtig unbeſtreitbar den intereſſanteſten kleinen Staat der Erde.

Digitized by Google

Die Natur auf den Falklands-Inseln.

[Von Willibald Lechler.] [1]

Die Falklands-Inseln wurden am 14 August 1592 von John Davis, welcher Cavendish auf seiner zweiten Reise begleitete, aber mit seinem Schiff, getrennt von ihm, an der Südspitze von Südamerika umhersegelte, um den Eingang in die Magelhaensstraße zu suchen, entdeckt. Er war durch schlechtes Wetter weit von der Küste weggetrieben worden, und befand sich unvermuthet zwischen diesen Inseln, die vorher noch niemand gesehen hatte. Sie liegen fast in der gleichen Breite, wie der Eingang in die Magelhaensstraße zwischen dem 51. und 53. Grad südl. Br., dehnen sich von Ost nach West vom 57—62. Grad westl. L. v. Greenw. aus, und bilden einen Archipel von etwa 200 Inseln, wovon aber nur zwei eine bedeutendere Größe haben, Ost- und West-Falkland, durch einen Canal, den Falklands-Sund, getrennt. Sie bedecken einen Raum von ungefähr 120 geographischen Meilen Breite und 60 Meilen Länge, und sind etwas mehr als halb so groß wie Irland.

Nachdem sich Frankreich, Spanien und England um den Besitz dieser traurigen Inseln gestritten hatten, blieben sie längere Zeit unbewohnt, bis die Regierung von Buenos-Ayres, deren Territorium sie zunächst gelegen sind, sie an eine Privatperson verkaufte, aber noch nebenbei, wie das alte Spanien früher gethan hatte, als eine Verbrechercolonie gebrauchte. Wenige Jahre nachher beliebte es England eine Station zum Schutz von Schifffahrt und Handel daselbst zu errichten; es sprach sein Recht an diese Inseln aus und nahm sie in Besitz. Der Engländer, in dessen Händen die Flagge gelassen, wurde einige Zeit später ermordet; dann wurde ein englischer Officier geschickt, aber ohne genügende Macht, und dieser war längere Zeit umgeben von einer Bevölkerung, von der weit über die Hälfte geflüchtete Rebellen, Mörder und sonstige Uebelthäter, hauptsächlich aus den Laplata-Staaten waren. Ich selbst traf noch zwei Landsleute dort, die ebenfalls aus den argentinischen Staaten hinübertebefördert worden waren, und mir ganz offen ihre wenig beneidenswerthe Lebensgeschichte erzählten, ob sie gleich ihre Muttersprache fast nicht mehr sprechen konnten; der eine war mit einer Irländerin, der zweite mit einer Argentinerin verheirathet. Dem erwähnten Officier gelang es aber doch sich zu halten, eine feste bleibende Niederlassung auf Ost-Falkland, mit nachheriger Unterstützung der Regierung zu gründen.

Im August des Jahres 1850 hatte ich Gelegenheit diese Niederlassung, sowie auch einen großen Theil von Ost-Falkland kennen zu lernen; es hatte nämlich das Schiff, auf dem ich mich befand, um eine Reise nach der Westküste Südamerika's zu machen, im Treibeis des Südmeers das Steuerruder verloren und ein sehr bedeutendes Leck am Vordertheil bekommen. Sturm und schlechtes Wetter hatten uns viel zu weit nach Osten getrieben, so daß wir am 1 August unter 56° 30′ südl. Br. und 46° 30′ westl. L., also etwa 10 Längegrade östlich von Falkland, in solche Eismassen gerathen waren, daß wir oft kein Fahrwasser mehr sehen konnten. Die dadurch verursachten Beschädigungen des Schiffs waren der Art daß sie an Bord nicht ausgebessert werden konnten; wir hatten ein neues Steuerruder nöthig und 6 starke 16′ lange Bohlen, die mittelst Dampf zuerst so erwärmt und erweicht werden mußten daß sie am Vordertheil des Schiffes über das Leck der gebogen und übergenagelt werden konnten. Zu diesen beiden Operationen mußte das Schiff bei hoher Fluth auf den Strand gelegt, und bei Ebbe die Arbeit vollbracht werden können. Diese Umstände nöthigten uns, sobald es uns gelungen war, aus den Eisbergen herauszukommen, die Falklands-Inseln als den nächst gelegenen Hafen aufzusuchen; am 13 August gelangten wir in eisfreies Fahrwasser unter 55° 23′ südl. Br. und 49° 3′ westl. L., und segelten nun, so gut es mit einem schlechten Nothsteuerruder gehen konnte, Westnordwest.

Am 23 August, als sich der nasse Nebel, den wir den ganzen Morgen gehabt hatten, allmählich verlor und die Sonne durchbrach, sah man in einer Entfernung von 4—5 Seemeilen zwei Punkte, die einige für Wolken, andere für Berge hielten. Da sie immer wieder unverändert zum Vorschein kamen, und wir sie endlich von umhergelagerten Wolken unterscheiden konnten, überzeugten wir uns und daß es Berge der längst mit Sehnsucht erwarteten Falklands-Inseln waren. Gegen Abend sahen wir die ganze Ostküste der Insel in prachtvoller Abendbeleuchtung, und konnten die Schneemassen auf einzelnen Bergen deutlich unterscheiden; allein die Küste ist hier so auffallend zerrissen, und durch eine Menge Buchten und Gaukle getrennt, daß es uns schwer wurde die richtige Einfahrt nach dem Hafen zu finden, in dem der Sitz des Gouvernements ist, und wo wir alles nöthige zu finden hoffen konnten, nämlich Holz, Werkstätten und Arbeiter.

Am Morgen des 24 August lagen wir südöstlich von der Küste; die letzte Nacht, sowie der Morgen waren sehr schön und hell, aber den größten Theil des Vormittags hatten wir Windstille, und um Mittag kam und der Wind vom Lande her gerade entgegen; wir kreuzten den ganzen Tag vollends, ohne in die Einfahrt des Hafens gelangen zu können, und gegen Abend zwang uns der Nebel wieder von der Küste abzuhalten, wodurch wir das Land wieder aus den Augen verloren.

Am 25 August gelang es uns in eine Bucht hineinzufahren, die uns die Einfahrt nach Port-William zu seyn schien; sie war etwa eine Meile breit; wie weit sie sich landeinwärts erstrecke, konnten wir nicht sehen, weil die Atmosphäre, dick und neblicht, keine feele Aussicht gestattete. Die Bergrücken auf beiden Seiten der Bucht waren aus zerrissenen, zackigen Felsen gebildet, etwa 5—600 Fuß hoch und mit einer dunkelgrünen Vegetation spärlich bewachsen. Circa 4—5 Meilen innerhalb der Bucht entdeckten wir am östlichen Ufer eine an einen Pfahl befestigte Tafel; der Anker rasselte hinab, und ein Steuermann wurde ans Land gesetzt, um zu sehen was hier geschrieben stehe; er war bald wieder zurück, und brachte die Nachricht daß auf der Tafel in englischer Sprache stehe, diese Bucht führe zum Hafen Port-Louis, früherem Sitz des Gouvernements; dieses sey seit 1844 von hier verlegt worden und befinde sich in dem Hafen von Port-William, 4 engl. Meilen südlich von dieser Bucht. Wir hatten guten Ankergrund getroffen und 10 Faden Tiefe; der Anker war also bald wieder oben,

[1] Der Verfasser ist den Lesern dieser Blätter durch seinen Aufenthalt unter den Araucanern bekannt, Ausl. 1856, S. 331 ff. Leider hören wir daß dieser tüchtige und vielgewanderte Naturforscher kurz nach seiner Rückkehr in Südamerika am 5 August 1856 am gelben Fieber gestorben ist. Die vorliegende Arbeit war bereits auf den frühern Reisen von Hrn. Lechler verfaßt.
Die Red.

Digitized by Google

wir segelten aus dieser Bucht zurück und bemerkten erst jetzt große Heerden Hornvieh, die an den grasigen Hügeln weideten, was uns nebst der Tafel ein freundlicher Beweis war daß hier Menschen wohnen, und daß wir auch in kurzer Zeit frisches Fleisch zu essen bekommen werden, nach dem wir uns bei einer Schifffahrt von mehr als 100 Tagen sehr sehnten.

Die Bucht mit der Niederlassung war dicht neben der, in die wir vergeblich gefahren waren, wir versuchten daher noch am gleichen Abend hineinzukreuzen, es wollte aber mit dem herrschenden Winde nicht gelingen, und wir mußten den Plan wieder aufgeben, weil uns die Nacht auf den Hals kam. Während der Nacht wurden wir nach Norden getrieben, und befanden uns an dem feuchten, neblichten, naßkalten, höchst unfreundlichen Morgen des 26 August an einem ganz anderen Theil der Insel, den wir bisher noch nicht gesehen hatten, und wo wir uns lange nicht mehr zurecht finden konnten. Der Wind kam uns auch heute wieder gerade vom Lande entgegen; wir kreuzten bis gegen 4 Uhr Nachmittags, wo wir mit einem leichten Ostwind bis an die richtige Einfahrt in den Hafen von Port-William kamen, aber wegen der Nacht und des mit ihr sich einstellenden Nebels wieder die Einfahrt nicht wagen konnten. Die Nacht über wurden wir südöstlich von der Insel getrieben, und lagen am Morgen den 27 August an der gleichen Stelle, wie am 25sten, an dem wir Falkland zum erstenmal erblickt hatten!

Gegen 2 Uhr führte uns ein leichter Wind der Einfahrt von Port-William näher, hörte aber gegen 4 Uhr ganz auf, und noch einmal drohte und das gleiche Schicksal, wie schon seit drei Tagen. Dießmal aber wurden zwei Schaluppen, mit je vier Matrosen bemannt, vorgeschickt, um das Schiff vollends in den Hafen, an dessen Eingang wir uns ganz hart befanden, hinein zu bugsiren, was auch gelang. Am Fockmast wurde nun die Nothflagge aufgehißt, und zwei Stunden nachher war das Lootsenboot von Stanley neben unserem Schiff! Der Lootse blieb an Bord, schickte sein Boot nach Stanley zurück, um dem Gouverneur seine Meldung zu machen, führte uns am folgenden Morgen vollends in den Hafen, wo wir um 11 Uhr, auf etwa eine Meile Entfernung vor der Niederlassung, ankamen. Näher zu kommen, erlaubte der immer heftiger werdende Wind nicht.

Port-William ist ein prachtvoller, gegen jeden Wind geschützter Hafen, der von einer von Ost nach West sich hinziehenden, 8 engl. Meilen langen und 3 Meilen breiten Bucht gebildet wird, und an zwei kleinen Inseln, die dicht an seinem Eingang liegen, erkannt wird; diese beiden Inseln sind vollständig mit 4—5 Fuß hohem Tussack-grass bewachsen, was von Ferne gesehen wie ein niederes Unterholz aussieht; dieses schöne und als Viehfutter vorzügliche Futtergras wächst wohl überall auf Falkland, besonders an den Küsten, wird aber durch das frei umherstreifende Vieh abgefressen, wogegen es auf diesen kleinen Inseln, wo kein Vieh sich aufhält, üppiger als anderwärts wächst.

Auf der Südseite der Bucht, etwa 3 Meilen von der Einfahrt, ist eine sehr schmale, höchstens 500 Fuß weite Oeffnung; dieß ist der Eingang zu dem Hafen der Niederlassung, und erst wenn man ihn passirt hat, erblickt man die Häuser und Flaggenstöcke von Stanley.

Die zweite Bucht bildet ein natürliches Becken, das mit dem Meer nur durch die kleine Einfahrt in Verbindung steht, und hätte durch alle mögliche Kunst nicht sicherer angelegt werden können; denn hier hat alle Dehnung die das Wasser in fast jedem Hafen noch hat, aufgehört. Durch die hier wohnenden heftigen Winde wird es freilich manchmal tüchtig aufgeregt; allein die mächtige Einwirkung des Oceans ist vollständig gebrochen.

Wir sahen also wieder einmal Häuser, rauchende Kamine, und Menschen, was uns nach den überstandenen Gefahren ungemein beruhigte. Neben uns lag im Hafen noch eine englische Brigg, die nach Californien bestimmt, und hier eingelaufen war um frisches Fleisch und Wasser einzunehmen.

Wenn man sich zum erstenmal einem fremden Weltstelle nähert, so ist man ungemein begierig auf die ersten Gegenstände des Naturreichs, die sich darbieten werden; dieß waren zwar schon einige Tage früher die Ochsen gewesen, die wir mit lüsternen Blicken vom Schiffe aus versorgt hatten; jetzt lagen wir aber sehr nahe am Lande, und ich hätte nun auch alsbald die Pflanzen vom Schiff aus erkennen mögen, und gab mir alle erdenkliche Mühe um dieß zu erreichen; es waren wohl kleine Büschel einer Pflanze, die sich 1—2 Fuß hoch über die übrige Vegetation erhoben, zu unterscheiden; allein es gelang mir nicht einmal zu erkennen in welche Familie sie gehören.

Stanley heißt die Niederlassung in Port-William, und besteht aus etwa 50 Häusern, die an zwei mit dem Strand parallel laufenden Straßen erbaut sind. Das Gouvernementshaus und das Lebensmittelmagazin sind aus Stein, die übrigen von Holz und in England gezimmert. Bei jedem Haus ist ein mit einem 8—10 Fuß hohen Wall aus Torf umgebener Garten; ohne diesen Schutz wäre es unmöglich irgendetwas eßbares zu cultiviren. Es sind übrigens nur wenige Gewächse, die sich hier pflanzen lassen. Kartoffeln gedeihen sehr schwierig, bleiben klein, etwa wie die Castanien und werden nur als große Seltenheit auf den Tischen einiger Beamten gesehen; einige Rüben, Kohl, Salat und Zwiebeln, ist so ziemlich alles was angepflanzt wird; alle übrigen Lebensbedürfnisse muß die englische Regierung hinschicken, ausgenommen Ochsenfleisch.

England hat diese Niederlassung nur zum Schutz von Handels und Schifffahrt hier errichtet. Die ganze Einwohnerzahl beschränkt sich auf etwa 150 Personen, meistens Angestellte der Regierung, Gouverneur, Proviantmeister, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, einige Kaufleute, Wirthe und einige Privatpersonen, welche Viehzucht in großartigem Maßstab treiben; ferner 30 Mann Soldaten mit zwei Kanonen. Wenn die Soldaten nachdem sie fünf Jahre hier gedient haben, auf den Inseln bleiben wollen, so erhalten sie von der Regierung ein kleines niedliches Haus und Gärtchen als Eigenthum, wollen sie aber das nicht, so werden sie wieder nach England zurückgebracht. Die meisten Soldaten die ich daselbst traf, waren verbetrarbter, hatten die Feldzüge in China mitgemacht, und sich entschlossen nach ihrer Capitulation auf Falkland zu bleiben.

Das Land ist wellenförmig und bietet einen öden, traurigen Anblick dar; überall Torfboden von groben Grasarten bedeckt, die eine einförmige braune Farbe haben; dazwischen stehen Büsche von einer kleinen holzigen Aster-Art, Chiliotrichum amelioideum (Cass.) und Empetrum rubrum (L.). Beide Pflanzen sind höchstens 2 Fuß hoch, aber auf ganz Ost-Falkland sind sie die Riesen der Baumvegetation!

Hier und dort bricht ein Pic oder eine Hügelkette von grauem Quarzfelsen durch die glatte Oberfläche; die höchsten Kämme, zur Zeit als ich daselbst war, August und September, noch mit Schnee bedeckt, mögen 1000—1500 Fuß sich über das Niveau des atlantischen Oceans erheben. Am auffallendsten ist der eben erwähnte gänzliche Mangel an Bäumen, ja nicht einmal ein wahrer Strauch unterbricht das Einerlei dieser traurigen Oeden; der Reisende findet nicht den geringsten Schutz gegen die hier Sommers und Winters wehenden furchtbaren Winde, die nach der Erklärung des

Digitized by Google

Capitäns Kink, der mit Fitzroy im Jahr 1834 die Küsten von Patagonien, dem Feuerlande, der Magalhaensstraße und Chile auf Befehl der englischen Regierung aufnahm, schwerlich auf einem anderen Punkte der Welt in dieser Heftigkeit gefunden werden. Sie sind so heftig daß die Bewohner von Falkland ihre Schaluppen und kleineren Boote, die sie am Strande liegen haben, stets mit großen Steinen beschweren müssen, damit sie nicht davon fliegen.

Ohne Zweifel ist es der hier fahraus und fahrein wüthende Wind, der jede Baumvegetation verhindert, und jeden Versuch Waldbäume dort anzupflanzen, vereiteln würde, indem er die höheren Gewächse auf die Erde niederdrückt und sie zwingt auf ihr fortzukriechen, wie man es bei der Zwergvegetation der dortigen Gebüsche Empetr. rubrum, Baccharis magellanica, Chillotrichium u. s. f. ganz deutlich sehen kann. Alle die nicht im Schutz eines Felsens oder einer Schlucht wachsen, sind auf die Erde niedergedrückt, und doch wachsen auf dem Feuerlande und in der Magelhaensstraße, also in gleicher geographischer Breite mit den Falklands-Inseln, unermeßliche Wälder, die hauptsächlich aus zwei Buchenarten, einer immergrünen, der Fagus betuloides (Mirb.) und einer, die den Winter über ihr Laub verliert, der Fagus antarctica, bestehen und zwar erreichen diese beiden Bäume einen Durchmesser von 3—4 Fuß, so ich habe bei Sandy-Point, in der Magelhaensstraße eine Fagus antarctica gemessen, deren Stamm an seiner Basis 7 Fuß im Durchmesser hatte.

(Beschluß folgt.)

Handwerke, Künste und Wissenschaften bei den Japanesen.

(Aus Francis L. Hawks' Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan.)

In den praktischen und mechanischen Künsten zeigen die Japanesen große Geschicklichkeit. Ihre Wißbegierde sich mit den Resultaten der materiellen Fortschritte anderer Völker bekannt zu machen, und ihrer Gewandtheit dieselben ihren eigenen Gebräuchen anzupassen, würde sie, bei einer minder ausschließlichen Regierungspolitik, welche sie jetzt von dem Verkehr mit fremden Nationen fern hält, bald auf gleiche Höhe mit den begünstigtsten Ländern stellen. Jeder Amerikaner bewunderte die Geschicklichkeit der Zimmerleute bei der Herstellung des Holzwerks in den Häusern, die zierliche Zurichtung und glatte Vollendung der Fugen, die Regelmäßigkeit der Fußböden und die nette und leichte Arbeit an den Fenstereinfassungen und beweglichen Thürfüllungen und Schirmen. Die allgemeinen Abrisse der Häuser und öffentlichen Gebäude standen hinter der Ausführung der baulichen Einzelnheiten sehr zurück. Wie in der Zimmermannskunst, so ist es auch in der Maurerei: nirgends Freiheit oder Kühnheit der Auffassung, überall aber die vollendetste Ausführung. Ihre Steine waren gut gehauen, ihre Mauern stark und regelmäßig gebaut, meist im massiven cyklopischen Styl.

Die Faßbinder zeigten sich, wie man sehen konnte, als sehr erfahrene Leute in Hakodadi, wo beständig eine große Anzahl Fässer zur Verpackung der getrockneten und gesalzenen Fische im Arbeit sind. Die Fässer sind vierteilsfassartig, oben bauchig, und werden rasch und geschickt mit geflochtenen Bambu-Reifen umgogen. Es gibt viele Metallarbeiter, welche Schmuckſachen und andere nützliche Gegenstände verfertigen. Die Japaneien verstehen sich sehr gut auf das Carbonisiren des Eisens, und die Härte eines großen Theils ihres Stahls ist gut, wie sich an der Politur und Schärfe ihrer Säbelklingen erkennen ließ. Die in Hakodadi im gewöhnlichen Gebrauche befindlichen Messerschmiedwaaren dagegen sind untergeordneterer Art, und der Barbier eines der Schiffe erklärte ein Rasermesser, das er in der Stadt gekauft hatte, für abscheulich schlecht: es schnitt weder, noch war er im Stande es schneidend zu machen. Die Hufschmiede sind zahlreich und stark beschäftigt in der Stadt, allein sie verfertigen nur kleinere Gegenstände, da sie die Metalle nicht in großen Massen in Anwendung bringen, sondern hauptsächlich als Theile verschiedener Werkzeuge und Waaren, von welchen Holz den Haupttheil bildet.

Ihre Blaisbälge sind eigenthümlich, sie bestehen aus einem hölzernen Kasten mit Luftkammern, und enthalten Klappen und einen Stempel, welcher am einen Ende wie eine Handpumpe in Bewegung gesetzt wird, während die zusammengepreßte Luft aus zwei Oeffnungen an den Seiten ausströmt. Holzkohlen sind als Feuerungsmaterial allgemein im Gebrauch; große Massen werden in den Wäldern der Gebirge im Innern des Landes bereitet und von Packpferd-Heerden, die beständig durch die Straßen trotten, nach der Stadt gebracht.

Da der Handel von Hakodadi sehr ausgedehnt ist, so zeigten die Schiffs- oder vielmehr Dschunkplätze große Rührigkeit, und man sieht dort stets eine Menge Schiffe im Bau begriffen. Tannenholz ist das Material aus welchem die Schiffe aller Größen gebaut werden, und Kupfer wird in ausgedehntem Maße zu diesem und zu andern Zwecken verwendet.

Von den höhern und verwickeltern Zweigen gewerblicher Betriebsamkeit war nichts zu sehen, obgleich die Kaufläden mit Zeugen versehen waren, die bei verschiedenen Manufacturgegenständen eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit und Vollkommenheit verriethen. Indeß schienen die Leute mit Wollengeweben nicht bekannt zu seyn, und legten bei der Untersuchung der Kleider der Amerikaner große Neugier an den Tag. Die untern Classen tragen viel Baumwollenzeuge, welche gewöhnlich grob gewoben sind, da sie auf Privatwebstühlen zu Hause verfertigt werden. Jedes japanesische Weib versteht sich mehr oder weniger auf die Handhabung des Rades, der Spindel und des Weberschiffes, und man sieht sie oft mit der Zurichtung der Fäden und dem Weben der rohen Zeuge beschäftigt, aus denen die Gewänder der ärmern Classen gewöhnlich verfertigt werden. Ihre Baumwollenzeuge sind zuweilen mit Farben bedruckt welche hübsche Calico-Muster bilden, allein die Farben schießen schnell ab und werden das Waschen nicht ertragen. Die Breite der Calico-Stücke, wie die der Seidenund Kreppzeuge, beträgt gleichförmig achtzehn Zoll. Dieß paßt nicht für einen amerikanischen oder europäischen Markt. Ihre Seidenzeuge sind reich und schwer, und gleichen der Textur nach einigermaßen unserm Brocat, sind aber stärker und weniger biegsam. Oft sieht man darauf sehr vollendete Figurenmuster, zwischen welche Goldfäden gewoben und die ungemein schön sind. Diese werden meistens für Staatsgewänder der hohen Beamten und Würdenträger des Landes gebraucht. Für diese Seidenzeuge verlangt man gewöhnlich einen sehr hohen Preis, obgleich einmal

Digitized by Google

einer der Offiziere, aus dieser oder jener Ursache, in Hakodadi ein Stück um dreizehn Cents die Elle kaufte. Unter den buntfarbigen Kreppzeugen gibt es einige sehr dünne, welche einen wesentlichen Theil der japanesischen Zimmereinrichtung bilden; man sieht sie oft als Decken an Divans oder Sitzen, und als Vorhänge an Gemächern. Andere Stücke sind weit vorzüglicher als die chinesischen Kreppe. Die lackirten Waaren haben alle Leichtigkeit und Sauberkeit der sogenannten Cabinetsstücke, sowie die vollendete Politur die sich einer derartigen Arbeit nur immer geben läßt, und das Porcellan steht dem vorzüglichsten chinesischen vollkommen gleich. Die Formen und Verzierungen der verschiedenen Artikel, obgleich häufig grotesk, zeigten viel Anmuth und Geschicklichkeit, und geben Zeugniß für große Fortschritte in der Anwendung der Zeichnungskünste auf Manufacturgegenstände.

Bei der Prüfung des Kunstcharakters welchen die Japanesen in den von den Offizieren nach Hause gebrachten illustrirten Büchern und Gemälden, von denen mehrere Exemplare vor uns liegen, zeigten, ließ sich, wie in so vielen andern Beziehungen, derselbe überraschende Fortschritt dieses Volkes wahrnehmen. Diese Gegenstände erinnern uns, in wahrhaft erstaunlichem Grade, an die monochromatischen Zeichnungen auf den etruskischen Vasen. Wir finden darin eher Einfachheit des Ausdrucks als, wie man erwarten sollte, Ueberladung und Grotesktheit; sodann eine Nüchternheit der Färbung, die so weit entfernt ist von den bunkscheckigen Tendenzen des orientalischen Geschmacks, daß wir fast zu der Ueberzeugung gelangen, wir stünden hier am Anfang jenes ungeschminkten Naturausdrucks welcher in den frühesten Werken griechischer Kunst, wenn auch noch unausgebildet hervortretend, dem Alterthumsfreund und Künstler so hohes Interesse erregt. Charakter und Form dieser japanesischen Illustrationen sind augenscheinlich, obgleich der chinesischen Kunst weit überlegen, immer noch mehr typisch als naturalistisch; indeß zeichnen sie sich durch eine Naturbeobachtung aus welche sie von allem entfernt hält was Convention allemus oder Manier heißt.

Eines dieser Musterstücke ist ein Buch in zwei Bänden, das von dem Prinzen Hayashi, dem Hauptmitglied der für die Vertragsunterhandlungen ernannten Commission, geschrieben und von ihm dem Commodore Perry zum Geschenk gemacht worden ist. Der darin besprochene Gegenstand sind „die Punkte eines Pferdes," und das Werk ist mit einer großen Anzahl Abbildungen illustrirt. Diese Illustrationen sind Holzschnitte von kühnen Umrissen, und augenscheinlich mit einer Tinte gedruckt um jeden Punkt in den verschiedenen Gruppen der Thiere, durch einfaches Grau, Roth und Schwarz, unterscheiden zu können. Was den Styl betrifft, so kann man ihn zu dem mittelalterigen zählen, und die Pferde können für solche gelten wie man sie zur Zeit Albrecht Dürers skizirte, obgleich sie größere Naturtreue zeigen. Sie sind, was sich auch an den Elgin Marmoren wahrnehmen läßt, von kleiner Statur und haben schön geformte Glieder, wie man sie in südlichen Ländern findet. In der Zeichnung zeigt sich eine große Freiheit der Hand. Die Thiere sind in verschiedenen Stellungen dargestellt, kurbettirend, springend und sich auf dem Boden wälzend — Stellungen welche eine Geschicklichkeit im Verkürzen erheischen und zeigen, die man zu nicht geringer Ueberraschung in asiatischer Kunst findet.

Ein anderes Beispiel japanesischer Kunst, das wir vor uns liegen haben, ist eine Art Fries, wenn wir es so nennen dürfen; es ist aus Holz geschnitten und in Farben auf Papier gedruckt. Es stellt eine Reihe oder Linie gewaltiger Ringer dar. Der Hauptpunkt des Interesses an dieser Illustration, in künstlerischem Sinn betrachtet, ist, daß — abgesehen davon daß wir ein gelungenes Muster ihres Farbendrucks, der bei uns selbst zu den neuen Erscheinungen gehört, vor uns haben — sich darin eine Breite und Kraft der Umrisse zeigt gegen welche ein großer Theil unserer eigenen Zeichnung schwach und vor allem unentschieden erscheint. So viele Mängel auch die japanesische Kunst haben mag, in der Auffassung ihrer wahren Grundsätze zeigen der Styl, die Anmuth und selbst eine gewisse manierirte Geschicklichkeit, welche sich in ihren Zeichnungen wahrnehmen läßt, daß sie eine unerwartete Fertigkeit und Genauigkeit des Pinsels besitzen, was in diesem Ringer-Gemälde in ganz vorzüglicher Weise an den Tag tritt. Man sieht keine Steifheit oder Eckigkeit darin. Da ist auch ein Gemälde von einem Amphitheater, in welchem die Ringer auftreten: es berichtigt einen Irrthum früherer Schriftsteller, als ob die Japanesen nichts von Perspective verständen.

Als Beleg für die Raschheit und Geschicklichkeit womit die japanesischen Künstler arbeiten, haben wir das Zeugniß eines Captains des „Mississippi," des Hrn. Jones, welcher einen Künstler in Hakodadi verwendete um für ihn eine Anzahl Zimmerschirme zu malen. Hr. Jones setzte sich neben den Maler und beobachtete ihn bei seiner Arbeit. Er machte keine vorläufige Skizze, sondern zeichnete auf einmal die verschiedenen Theile der Landschaft, und stellte darein seine Häuser, Schiffe, Pferde, Bäume, Vögel, mit wundervoller Fertigkeit — das Ganze war ein Phantasiestück. Als er an das Malen des Blätterwerks einiger Pinien kam, nahm er zwei Pinsel gleichzeitig in die Hand, um so seine Arbeit zu beschleunigen. Das Resultat war, wenn auch kein hohes Kunstwerk, so doch ein besseres Muster von Zierschirm als es sich wohl in den präsentiösesten Manufacturanstalten unsers eignen Landes finden läßt. Hier können wir auch beifügen daß Hr. Jones Gelegenheit hatte ein merkwürdiges Stück japanesischer perspectivischer Linearzeichnung zu sehen. Bei dem ersten Besuch des Geschwaders in Japan nahmen die Maschinen der Dampfschiffe die Aufmerksamkeit der Eingebornen ganz besonders in Anspruch. Ihre Wißbegierde schien unersättlich, und die japanischen Künstler beschäftigten sich, so oft sie konnten, mit Anfertigung von Zeichnungen einzelner Theile der Maschinerie, und suchten ihren Bau sowie die Principien ihrer Wirksamkeit sich verständlich zu machen. Bei dem zweiten Besuch des Geschwaders sah Hr. Jones in den Händen eines Japanesen eine vollkommene Zeichnung der ganzen Maschine im richtigen Maßstab, mit ihren verschiedenen Theilen an Ort und Stelle, die, wie er sagt, so genau und gut war, wie sie nur irgend anderswo gemacht werden konnte. Der japanesische Künstler hatte sie gemacht, schätzte sie sehr hoch, und wollte sich nur keinen Preis von ihr trennen. Hr. Jones hätte sie gerne gekauft, und machte ein entsprechendes Angebot, mit dem Bemerken er wolle sie als ein Muster japanesischer Geschicklichkeit mit nach Hause nehmen.

Das dritte Beispiel japanesischer Kunst bietet ein anspruchsloses illustrirtes Kinderbuch, das in Hakodadi für einige chinesische Kupfer-Cash gekauft wurde. Dieses beschiedene kleine Buch macht und die Japanesen an tausend verschiedenen Punkten interessant, und belehrt uns zugleich, schon wenn wir die erste Seite umwenden, über eine wichtige Thatsache in Betreff ihrer künstlerischen Vorangeschrittenheit. Wir finden hier den Beweis daß, ungleich den Chinesen, die Künstler Japans, wie wir bereits angedeutet, Kenntniß in der Perspective besitzen. Es ist hier ein Ballon in Winkelperspective abgebildet; sein Spartwerk ist in genauen Einklang gebracht mit dem Princip daß Perspectivlinien sich in einem verschwindenden Punkt schroff am Horizont endigen. Auf einer andern Seite ist eine Abbildung welche einen tatarischen Hercules

Digitized by Google

oder einen japanesischen St. Patrick, das Land von Schlangen und Ungeziefer reinigend, darzustellen scheint: der tapfere Zerstörer schwingt sein Schwert auf die mannhafteste Weise. Das Ganze ist mit einer Freiheit und einem humoristischen Sinne für das Groteske und Scherzhafte gezeichnet, den man in ähnlichen zur Belustigung der Kinder bei uns veranstalteten Büchern selten findet. In einer der Illustrationen ist ein schmucker alter Krämersmann abgebildet, der durch eine auf seiner Nase steckende Brille schaut, die genau so gemacht ist wie die jetzt so gebräuchlichen doppeläugigen Gläser, ohne Draht oder Arme um sie an den Kopf zu befestigen. Eine Anzahl Thierlisten sind neben ihm aufeinander gebäuft, und die Perspective dieser ist vollkommen richtig. Eine Glaskugel mit Goldfischen, welche die Habgier einer Katze erregt haben, die aufmerksam die Bewegungen jener Thierchen im Wasser beobachtet, ist eine weitere Abbildung. Ein Paar Sänftenträger, welche ihre Sänfte niedergestellt haben um der Ruhe zu pflegen, sind mit dem Anzünden ihrer Pfeifen beschäftigt, und ein Professor, wie es scheint der Phrenologie, steht inmitten der Paraphernalien seiner Kunst, welche es auch sey, und nimmt mit einem Stockzirkel das Maaß von einem fahlköpfigen Schüler. Alle diese Scenen kommen in den Illustrationen dieses kleinen Buchs vor.

Ein großer Spielraum für die Sculptur liegt in der Bilderanbetung der japanesischen Religion, und so gibt es denn eine Menge steinerner, metallener und hölzerner Standbilder in den Tempeln, den Schreinen und an den Wegen. Die mechanische Ausführung zeigt im allgemeinen eine große Geschicklichkeit der Hand, keines der Bilder aber läßt sich ein Kunstwerk im eigentlichen Sinn des Wortes nennen. Die Holzschnitzerei ist oft ausgezeichnet gearbeitet, und wenn die Bilder natürliche Gegenstände darstellen, besonders die niedrigeren Thiere und die bekannteren Theile der Vegetation, sind sie häufig ungemein wahrheitgetreu. Die ausgebauenen Krauiche, Schildkröten und Fische, welche auf dem Balkenwerk und den Karniesen der Häuser und Tempel am häufigsten vorkommen, wurden ihrer Naturtreue wegen stets bewundert.

Mit Ausnahme eines Tempels oder Thorwegs da und dort, der im Vergleich mit den umliegenden niedern Häusern ein ziemlich imponirendes Aeußere hatte, sah man keine Gebäude, welche den Amerikanern einen hohen Begriff von japanesischer Architektur beigebracht hätten. Die besten Musterstücke dieses Kunstzweigs findet man in einigen Steinkämmen und Brücken, welche oft über eingeine kühne römische Bögen gebaut werden, und an Zeichnung und Maurerarbeit den wissenschaftlichsten und künstlerischsten Bauten andermärts gleichen.

Druckereien sah man weder in Simoda noch Hakodadi, Bücher aber fand man überall in den Läden: meist waren es wohlfeile Werke über Elementargegenstände, oder volksthümliche Märchenbücher, oder Novellen, und es herrschte augenscheinlich starker Begehr darnach, da die Leute durchgängig lesen können und sehr wißbegierig sind. Erziehungsanstalten sind über das ganze Reich verbreitet, und die japanesischen Weiber nehmen — ungleich hierin den chinesischen — an den geistigen Fortschritten der Männer Theil, und sind nicht nur geschickt in den ihrem Geschlecht eigenthümlichen Beschäftigungen, sondern häufig auch wohl bewandert in ihrer einheimischen Litteratur. Die höhern Classen der Japanesen, mit welchen die Amerikaner in Berührung kamen, waren nicht nur vollkommen bekanat mit ihrem Vaterland, sondern besaßen auch ziemlich schöne Kenntnisse in der Geographie, den materiellen Fortschritten und der zeitgenössischen Geschichte der übrigen Welt. Die Japanesen stellten häufig Fragen, welche eine Gelehrsamkeit bewiesen, die, wenn man ihre isolirte Lage in Betracht zieht, ganz merkwürdig war, die ihre Erklärung aber darin findet, wenn man vernimmt daß sie durch die in Nagasaki befindlichen Holländer alljährlich periodische Schriften über Litteratur, Wissenschaft, Künste und Politik aus Europa erhielten, diese dann übersetzten, druckten und durch das ganze Reich vertheilten. So haben sie sich in den Stand gesetzt einigermaßen sachkundig über unsere Eisenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypen, Paixhans-Kanonen und Dampfschiffe zu sprechen, deren keines sie vor Commodore Perry's Besuch je zuvor gesehen hatten. So konnten sie sich auch verständig über den europäischen Krieg, über die amerikanische Revolution, Washington und Bonaparte äußern. Als ein auffallendes Beispiel von dem Umfang ihrer Kenntnisse über das was außerhalb ihres Reichs vorgieng, erzählt Lieutenant Bent daß, als er im Jahr 1849, nach dem Schluß des Kriegs mit Mexico im Preble war, die Dolmetscher in ihrer ersten Unterredung mit Capitän Glynn sagten: „Ihr habt einen Krieg mit Mexico gehabt?" — „Ja." — „Ihr schlugt sie?" — „Ja!" Ihr habt ihnen einen Theil ihres Gebiets genommen?" — „Ja!" — Und ihr habt große Goldmassen darin entdeckt? Und als die Matrosen, deren Auctieferung Capitän Glynn verlangte, freigegeben wurden, sagten diese unsern Officieren daß die Wachen ihres Gefängnisses in Matsmai (mehrere hundert (engl.) Meilen von Nagasaki) sie von jeder Schlacht welche wir den Mexicanern geliefert, und von jedem Sieg den wir davon getragen, in Kenntniß gesetzt hätten. Die Japanesen erfuhren diese Thatsachen von den Holländern.

Notizen über Niederländisch-Indien.

[Von Dr. Friedmann.]

III. Die Bodencultur. — Der Reis. — Die Cocospalme. — Der Kaffee. — Das Zuckerrohr. — Der Theestrauch. — Der Zimmet. — Die Cochenille. — Der Tabak. — Die Vanille. — Das Budget der ostindischen Colonie. — Die jährliche Abrechnung mit dem Mutterlande.

Unter allen Ländern des Archipels ist Java das am meisten bebaute, während auch die Bewohner dieses schönen Eilandes auf einer weit höhern Culturstufe als die der übrigen Inseln stehen. Nach dem Berichte von 1853 ist die Zahl der ackerbautreibenden Dessas und Campong (Flecken und Dörfer) auf Java ohne die Districte Batavia, Buitenzorg, Surakarta und Djokjakarta, welche theils als Regierungs-Domänen, theils als Besitzthümer inländischer Fürsten der allgemeinen administrativen Aufsicht nicht untergeordnet sind 32,725. Ohne Ackerbau, also von Jagd, Fischerei und Viehzucht leben 2041 Dörfer. Die Zahl der landbautreibenden Familien auf Java beträgt mit Ausnahme der Bevölkerung der genannten Districte 1,231,273 und ihre Seelenzahl ungefähr 5,800,000.

Der Grund und Boden auf Java wird im allgemeinen als Eigenthum der Regierung betrachtet, doch macht letztere von diesem Recht einen sehr beschränkten Gebrauch. Jener cultivirte Grund nämlich, welcher von den Inländern zur Anpflanzung von Reis,

Digitized by Google

Mais, Cocospalmen und andern für die Consumtion im Lande oder den außereuropäischen Handel bestimmten Gewächsen benützt wird, kann als vollkommen freier Grund betrachtet werden, von welchem die Regierung nicht einmal irgendeine Abgabe fordert. In einem andern Verhältnisse zur Regierung stehen jene Ländereien, welche zwar für die Cultur von Colonialproducten bestimmt sind, von der Regierung aber Privatpersonen gegen Entrichtung eines geringen Pachtes entweder in Geld oder in Naturalien abgetreten werden. Man kann diese Ländereien im gewöhnlichen Sinne besteuert betrachten, wie solches in Europa mit fast allen Ländereien der Privaten der Fall ist. Die Ausdehnung dieses Grundes ist auf Java ziemlich bedeutend und beträgt 1,660.000 Quadratbaum (1 Baum = 500 Quadratruthen rheinl.). Der Ertrag dieser Ländereien an Colonialwaaren ist dem Handel ebenfalls gänzlich frei gegeben, und ausländische Schiffe werden gewöhnlich mit dem Ertrag dieser Ländereien befrachtet. Endlich gibt es ausgedehnte Strecken die unter unmittelbarer Aufsicht von Regierungsbeamten bebaut werden und deren Ertrag gegen Bezahlung eines festgesetzten Preises in die Regierungsmagazine geliefert wird. Die Hauptnahrung des Javanen besteht in Reis, mit oder ohne Zuspeise weich, im Dampfe gekocht, doch so daß die einzelnen Körnernoch getrennt sind. Im Jahr 1853 wurden auf Java nicht weniger als 28,916.839 Pikols (1 Pikol = 125 Amsterd. Pfunde) Reis producirt. Diese ungeheure Quantität wird im Lande selbst bei weitem nicht verzehrt, und da der Handel mit diesem Product gänzlich frei gegeben ist, so sind es europäische und amerikanische Schiffe verschiedener Nationen welche auf Java Ladungen Reis einnehmen um sie in anderen Welttheilen abzusetzen. Schon aus den verschiedenen Benennungen des Reises in seinen differenten Zuständen kann man erkennen daß die Reiscultur auf dem indischen Archipel seit undenklichen Zeiten eingebürgert ist. Die Reispflanze selbst (oryza saliva) heißt in der malayischen Sprache Padi, der enthülste Reis oder die Körner Bras und der gekochte Reis Nasi. Ebenso ist die Benennung des zur Reiscultur verwendeten Bodens verschieden. Jene Felder nämlich welche jährlich ein- oder zweimal überschwemmt werden können, wie dieß an den nördlichen Alluviatebenen und in den Centralebenen Java's der Fall ist, werden Sawah genannt. Hingegen heißt man Tipar jene Gebirgsgegenden, denen das zum Reisbau nöthige Wasser noch künstlich zugeführt werden kann. Endlich werden jene Stellen, wo ehemals Waldgrund war und die gegenwärtig zum Reisbau verwendet werden, von den Javanen Umah oder Gagah genannt. Der Reis verträgt zwar keine sehr niedrige Temperatur, doch bedarf er zu seiner Reife keineswegs der anhaltenden Wärme der Küstenstriche; deßhalb wird diese wichtige Culturpflanze auf Java bis zu 2500—3000 Fuß Höhe an Bergesabhängen und Hochebenen cultivirt. Die tägliche mittlere Wärme auf solchen Höhen beträgt 14—16° R. Der Fleiß den der Javane bei der Cultur des Reises verwendet, ist erstaunenswerth. Er führt seine Wasserleitungen von den Quellen zu den Flanken der Berge, wo die Reisfelder terrassenförmig angelegt sind, und von den höhern Stufen zu den niedern das Wasser in kleinen Wasserfällen herabströmt. Sobald der Reis die nöthige Höhe erreicht hat, läßt man das Wasser, in welchem bisher die Pflanzen zu einem halben bis ganzen Fuß Tiefe standen und worin eine Unzahl von Reisern (Ciconia leu cocephala und andere Arten) herumspazierten, ablaufen. Der Anblick der Reisfelder ist nun ein ganz anderer. Unabsehbare, zuerst grüne, dann gelbe Flächen ziehen sich bis zu den Höhen der Berge hin. Die Reiher sind verschwunden, dafür sieht man zahllose Schaaren von Reisdieben (Fringilla oryzivora), spatzengroße, niedliche Vögel mit schwarz und weiß gefleckten Köpfen, welche sich an den jungen Körnern gütlich thun. Zur Abwehr der die Saaten dreimirenden Vögel ziehen die Javanen Netze von Stricken, an welchen klappernde Gegenstände befestigt sind, durch die Felder. Der im einsamen Hüttchen befindliche Wächter zieht von Zeit zu Zeit im Centrum der Stricke, und sogleich bewegen sich wie die Fäden eines Spinngewebes alle durch die Felder laufenden Stricke mit ihren rauschenden Vorrichtungen, worauf dann die Schaar der kleinen Diebe in die Höhe fliegt um bald wieder nach eingetretener Ruhe von neuem an die Aehren sich zu hängen. Wir zweifeln daß durch die complicirten Apparate welche die Javanen, wie es scheint schon seit undenklichen Zeiten, gegen die Reisdiebe anwenden, diese im ganzen weniger sich an ihrer Lieblingsspeise sättigen als wenn das von Zeit zu Zeit erfolgende Schreckmittel gar nicht in Anwendung käme. Sobald der Reis die gehörige Reife erhalten, wird er mit langen Messern geschnitten und mittelst Stöcken gedroschen. Die Enthülsung von den den Körnern anhängenden Spelzen geschieht in der Regel dadurch daß man mit einem hölzernen Kolben eine innerhalb eines ausgehöhlten Pflockes befindliche Quantität Reis stampft, wobei die Spelzen hinwegfliegen. In neuester Zeit hat man zu diesem Zweck eigene Mühlen erbaut. Der enthülste Reis wird in viereckigen, aus Pandanus-Arten geflochtenen Säcken aufbewahrt und verschickt.

Es ist bemerkenswerth wie sehr sich die Europäer in Indien an den Genuß des Reises gewöhnten und denselben in der Regel der europäischen Küche bei weitem vorziehen. Sowie die vornehmen Javanen vermengen auch die Europäer in Indien den Reis mit allerlei Zuspeisen, die man erst am Tische zusetzt. Außer einer kleinen Quantität der Schoten des spanischen Pfeffers (capsicum annuum) ist der Kerri, eine Sauce aus der gelben Wurzel einer Cucumis in Cocosmilch gekocht, ein Hauptzusatz zum Reis, der ihm einen angenehmen aromatischen Geschmack verleiht. Ebenso werden Gemüse, wozu Amaranthus oleraceus oder eine Phaseolus-Art dient, nebst Eiern und etwas gebratenes Hühnerfleisch dem Reise beigefügt, und das Ganze als ein mixtum compositum genossen.

Eine weitere, allenthalben an den Küsten und im Innern der Länder des Archipels wild wachsende Pflanze, welche in neuerer Zeit auch angepflanzt wird und fast ebenso viel Nutzen als der Reis gewährt, ist die schöne schlanke Cocospalme (Cocos nucifera). Es gehört diese Palme zu den vorzüglichsten sogenannten physiognomischen Pflanzen der Tropenzone, denn die allenthalben sich vorfindende Cocospalme ist es welche viel dazu beiträgt den Landschaft ihren eigenthümlichen Tropencharakter zu ertheilen. Die flachen, kleinen, zu Hunderten die indischen Meere bedeckenden Koralleninseln, die aus der Tiefe des Meeres hervorragenden kegelförmigen Bergspitzen, sowie der felsige Küstensaum der größeren Länder sind großentheils mit Cocosbäumen bedeckt, welche dem Menschen sowohl Speise als Trank, Wohnung, Hausgeräthe und selbst Kleidung liefern. Denn reifgekocht ist die süße Cocosmilch, von welcher die ostindische Nuß, die weit ergiebiger und wohlschmeckender als die westindische ist, ungefähr ein halb Maß liefert, sowie die weiße, den innern Kern auskleidende Schale ein gesundes Nahrungsmittel gewährt. Die Palmenwedel, sowie der innere Blattstiel dienen den Javanen als Dach für seine Hütten, durch welches selbst der starke Tropenregen nicht zu dringen im Stande ist; der faserige Stoff der äußeren Schale dient zur Verfertigung von Tauen, Segeln und Gewändern, sowie die sich erhärtende innere Schale und das Holz zu vielfachen Zwecken benützt werden. Als Handelsartikel wird aber unter den Bestandtheilen der Cocos-

Digitized by Google

palme nur das Oel benützt. Das Cocosnußöl ist als feines, in der Küche statt der Butter zu gebrauchendes Oel nur in ganz frischem Zustande verwendbar, da es nach einigen Tagen schon etwas ranzig wird. Man kocht zu letzterem Zweck in jedem Hause eine gewisse Quantität der weißen innern Schale der Cocosnuß in Wasser, wodurch das helle reine Oel auf der Oberfläche zu schwimmen kommt. Aber auch zur Bereitung der ungeheuren Quantitäten Brennöl welche auf Java aus den Cocosnüssen gewonnen werden, sind zur Zeit noch keine Mühlen vorhanden, so daß durch die wenig vortheilhafte Art der Gewinnung des Oels auf Java ein guter Theil des Productes verloren geht. Nach den officiellen Angaben waren im Anfang des Jahres 1853 auf Java mit Ausnahme der vier obengenannten Districte 11,142,696 Cocospalmen, und am Ende des Jahres deren 12,352,669, also ungefähr eine Million mehr als am Anfang desselben Jahres, da nur diejenigen Palmen gezählt wurden bei welchen sich die erste Fruchtentwicklung gezeigt hatte. Von diesen Cocospalmen wurden nicht weniger als 24,700 Pikols (1 P. = 125 Pfd.) Oel verfertigt. Das Cocosöl gefriert schon bei einer Temperatur von + 10° R., so daß dasselbe auf den Höhen der Gebirge oder in höhern Breiten fast immer im gefrorenen Zustande erscheint. Der Preis eines Pikols Cocosöl ist auf Java 20—30 fl., und der Handel mit diesem Producte ist gänzlich frei gegeben.

Eine vorzüglich für den europäischen Markt bestimmte Culturpflanze ist der Kaffee (Caffea arabica). Die Heimath dieser wichtigen Culturpflanze ist bekanntlich die subtropische, also die gemäßigte Zone, weßhalb auf Java wie in allen Tropen der Kaffee eigentlich als ein exotisches Gewächs angesehen werden muß. Die ersten Kaffeepflanzen wurden auf Java im Jahr 1710 angepflanzt. Seit jener Zeit hat sich die Cultur dieses Strauches so vermehrt daß nach amtlichen Berichten im Jahr 1853 auf Java allein 223½ Millionen fruchttragende Kaffeebäume sich befanden. Als Abkömmling der gemäßigten Zone liebt der Kaffeebaum weniger die heißen Küstenstriche und niedrigen Thäler, als vielmehr die hohen Bergabhänge und Hochebenen von 1000—3500 Fuß über der Meeresfläche. Aber auch in jenen Höhen die auch für den Menschen den angenehmsten und gesündesten Aufenthalt gewähren, werden zur Beschattung der jungen Kaffeebäumchen verschiedene Waldbäume verwendet. An Stellen wo früher ein dichter Wald war, den man ausgerottet und zu Kaffeegärten verwendet hat, läßt man zum Zweck der Beschattung hie und da einzelne Bäume stehen. Es wird an solchen Stellen der sogenannte Waldkaffee gewonnen. Weit häufiger aber werden die die jungen Kaffeebäume überragenden und schnell wachsenden Waldbäume gepflanzt. Es dienen zu diesem Zweck der Maulbeerbaum (Morus indica), auch Visenia indica, am häufigsten aber der Dadapbaum (Erythrina indica), weßhalb auch die durch künstliche Beschattung mittelst der Anpflanzung von Waldbäumen neben den Kaffeesträuchern gewonnene Frucht Dadapkaffee genannt wird. Endlich gibt es auf Java noch eine dritte Art, und zwar eine vorzügliche, nämlich den Zaunkaffee, welcher neben den Hecken und Gesträuchern der die Dörfer umgebenden Gebüsche wächst. Der Anblick der Kaffeepflanzungen ertheilt den glücklichen Gefilden der gemäßigten Zone einen ungemein reizenden Anblick. Im Anfang des Jahres erscheinen die Bäumchen von 8—10 Fuß Höhe im dunklen Grün, überragt von den hellen Dadapbäumen und ihren rothen Blüthen. Bald darauf erscheinen die schneeweißen Blüthen des Kaffeestrauches, wodurch die Flächen viel Aehnlichkeit mit einem Schneefeld erhalten. Zwischen den Sträuchern schreitet der wilde Hahn (Gallus Bankiva), sowie viele Insecten, Vögel und vierfüßige Thiere diesen wohlgeordneten künstlichen Wald beleben. An die Stelle der weißen Blüthen tritt bald die kirschrothe Frucht, deren etwa eine Linie dickes Fleisch, welches die beiden Bohnen umhüllt, sehr wohlschmeckend und aromatisch ist. Zu dieser Zeit schleicht ein marderähnliches Raubthier, der Musang (Paradoxurus Musanga) durch die Kaffeepflanzungen, und richtet viel Schaden an der Frucht an. Das Thier verdaut aber nur die fleischige Frucht des Kaffee, während die Kerne unversehrt mit den Excrementen abgehen. Die Javanen welche diesen in nicht geringer Menge gesammelten Kaffee noch benützen, versichern daß er von ganz vorzüglicher Qualität sey.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Negerfranzösisch auf Haiti. Proben davon finden sich im letzten Heft der Revue Contemporaine. Wir wählen daraus zunächst das Sprüchwort: Si pas té gagué soupi nen moune, moune ta touli, d. h.: Si tu n'avais pas le soupir dans le monde, le monde l'étoufferait. Du bemerken ist jedoch daß diese gleichsam die sentimentale Hauche der Negerpoesie in der Regel fremd sind. Das nachfolgende ist ein Negerlied aus der Zeit der französischen Herrschaft und bezieht sich auf das Verbot des Dodo-Gesanges, einer Art Negermarseillaise, welche durch einen Richter, Namens Achilles aus Furcht vor Aufständen der Sklaven untersagt wurde.

Juge Achil fai yo publié
Pous nous pas chanté la dodo.
Aqué juge Achil, oh!
Ona bo publié
N'a chanté la dodo.

Bon temps la qui fait cachimbo
Cé li mém qui fait la dodo,
A qué juge Achil, oh! etc.

Nous pauvr diabl qui chanté la dodo,
Nous pas fait cont, nous pas complo.

Aqué juge Achil, oh! etc.

Le juge Achille fait publier
Que nous ne devons pas chanter la dodo.
Avec le juge Achille, oh!
Vous avez beau publier
Nous allons chanter la dodo.

Le bon temps qui invente la pipe
Est celui même qui a fait la dodo.
Avec le juge Achille, oh! etc.

Nous pauves diables qui chentons la dodo,
Nous n'avons pas fait de conte, nous n'avons pas fait de complot.
Avec le juge Achille, oh! etc.
(Les Noirs et les Jaunes en Haiti.)

•

Digitized by Google

Neue brasilianische Expedition. In der letzten Versammlung der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde ein Schreiben Hrn. Capanema's, vom Ingenieurcorps, d.d. Rio Janeiro, 14 Oct., verlesen. Hr. Capanema meldet darin daß die brasilianische Regierung die nothwendigen Voranstalten zu einer wissenschaftlichen Expedition ins Innere des Kaiserreichs getroffen habe. Die Expedition wird sich in fünf Sectionen theilen: Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, physische Astronomie, und endlich Ethnographie. Hr. Capanema, der als Commissär für Brasilien bei der großen Ausstellung im Jahr 1851 fungirte, wird die Expedition begleiten, welche zunächst die Provinzen Ceara, Piauhy und Goyaz in den Kreis ihrer Forschungen zu ziehen gedenkt, da diese Landstriche bis jetzt noch wenig bekannt sind. Hr. Capanema fügt bei, der Kaiser von Brasilien zeige großes Interesse an der brasilischen Expedition, und sie werde in acht oder zehn Monaten abgehen.

•

Aluminium kommt bereits in Gebrauch, wenigstens beginnt es bereits die französische Industrie zu verarbeiten. Die Adler der Regimenter wurden bisher aus Kupfer gemacht und galvanisch vergoldet. Jetzt werden sie aus Aluminium verfertigt und sind daher 2¾ Pfund leichter. Aluminium hat einen weit volleren Klang als Bronze, und wird jetzt schon zu vielen musikalischen Instrumenten benützt. Löffel, Gabeln, Becher ꝛc. hat man ebenfalls schon verfertigt. Da das neue Metall nur den vierten Theil der Schwere des Silbers besitzt, feines Silber 225 Frcs., Aluminum aber 300 Frcs. das Kilogramm kostet, so wird jeder Gegenstand aus Silber der 50 Frcs. kostete, in Aluminum sich für 16 Frcs. herstellen lassen. (Londoner Athenäum.)

•

Gold- und Silberausfuhr nach dem Morgenlande. Aus England wurden durch die Dampfboote der Peninsular und Oriental-Company verschifft:

	Gold.	Silber.
1851	162,280 Pfd. St.	1,716,100 Pfd. St.
1852	921,739 „	2,630,238 „
1853	880,202 „	4,710,665 „
1854	1,174,299 „	3,132,008 „
1855	948,272 „	6,409,888 „
1856	404,749 „	12,118,985 „
Zusammen	4,431,541	30,717,880 „

Dazu müssen wir aber noch zählen, was aus den mediterraneischen Häfen (Marseille, Malta, Gibraltar) nach und über Alexandrien gieng, nämlich:

	Gold	Silber.
1853	93,528 Pfd. St.	848,362 Pfd. St.
1854	48,456 „	1,451,014 „
1855	243,239 „	1,524,240 „
1856	74,039 „	1,989,916 „
Zusammen	459,262 „	5,813,532 „

Das Gold scheint meistens nur nach Alexandrien zu gehen. Malta und Gibraltar schicken 1856 zusammen noch nicht 150,000 Pfd. St., so daß also auf Marseille die Hauptsache trifft. Man sieht daß Europa in 6 Jahren 36¼ Mill. Pfd. St. Silber oder 9 Milliarden Frcs. nach Südasien geliefert hat. Im letzten Jahr über 14 Mill. Pfd. St., d. h. mehr als eine jährliche Ausbeute Australiens an Gold im Werth bis jetzt betragen hat. Das Jahr 1856 beginnt in diesem Nachweis mit dem 4 Januar und schließt mit dem 20 December. (Economist. p. 1437).

•

Ueber den Phönix der Alten. Hr. Brugsch hat schon in seiner französischen Schrift über die altägyptische Zeiteintheilung die Vermuthung ausgesprochen, daß der Bennu-Vogel der Aegyptier identisch sey mit dem Phönix der Griechen und Römer. Genaueres aber enthalten seine altägyptischen Studien. Die Berichte der Alten, sagt er, schildern ihn als einen durch Farbenpracht ausgezeichneten Vogel, mit einem Federnschmuck am Kopf. Selbst in den flüchtig geschriebenen Linear-Hieroglyphen fehlt dem Bennu-Vogel das lange Federnpaar am Hinterkopf nicht. Seine Schönheit wird z. B. an folgender Stelle im Todtenbuche hervorgehoben: C. 77, 3, wo von dem schönen (neferr) Goldsperber gemeldet wird, daß sein Kopf wie der des Bennu-Vogels sey (mithin sehr prächtig) und daß die Sonne aufgehe um seinen Gesang zu hören. Aehnliche Stellen im Todtenbuch beweisen das nämliche. Ferner war, nach der Erzählung der Alten, die Stadt Heliopolis dem Phönix geweiht. In der That bestätigen die altägyptischen Inschriften diese Behauptung. Nach dem Todtenbuch C. 17, Col. 9—10 heißt es: nuk bennu pui as nti em An „ich bin der Vogel-Bennu, welcher in An (On, Heliopolis) weilt," ein paar Gruppen später wird erklärend hinzugefügt: ar bennu Asiri pu enti em An „der Bennu-Vogel, das ist der Osiris von Heliopolis." In den Bennu-Vogel hatte sich Osiris verwandelt, daher in dem hieratischen Kalender des Sallier Papyrus im britischen Museum (p. 11, l. 2), ein Tag angegeben wird, der 12. Choiak, an welchem sich der Gott Osiris in den Bennu-Vogel verwandelt hatte. Der Phönix der Alten entsteht bekanntlich aus seiner eigenen Asche. Die hieroglyphischen Inschriften auf manchen Sarkophagen und sonstigen Stücken, die dem Leichencultus angehören, nennen ihn, gewiß nicht ohne Bezug auf diesen Mythos, bennu cheper l'es.f „der Bennu-Vogel, welcher sich selbst erzeugt," ein Titel, welcher nicht selten dem Sonnengott beigefügt wird. Der Phönix endlich kehrte nach bestimmten Zeitperioden wieder, über deren Dauer verschiedene Angaben bei den Alten vorhanden sind. Die Denkmäler geben auch hier ganz unerwartet Aufkunft, da eine astrologische Stelle aus der Zeit der 30sten Dynastie (im Besitz des Fürsten Metternich) den Vogel Bennu so angeredet werden läßt: entek bennu as mas ap.ter.n „du bist der große Bennu-Vogel, welcher entstehen läßt die Zeitabschnitte." Diese wenigen Angaben werden im ganzen und großen die Ueberzeugung verschaffen, daß der Bennu-Vogel der altägyptischen Denkmäler unzweifelhaft derselbe ist als der Phönix der Alten. Wir gehen weiter, und wollen nachweisen daß der Phönix der Alten überhaupt Namen und Form nach aus dem Aegyptischen hervorgegangen ist. Der Name φοῖνιξ bedeutet im Griechischen bekanntlich die Palme und den Vogel des Namens. Im Altägyptischen heißt die erstere Benar oder Ben, ebenso lautet ein Vogel, welcher nach Peyron's Lexikon (irrthümlich) φοίνιξ bedeuten soll. Kein anderer Name ist im Koptischen mit mehr Wahrscheinlichkeit für eine frühere Form des hieroglyphischen Bennu zu halten als dieser. Der Bennu-Vogel stellt, nach den Untersuchungen meines werthen Freundes und Landsmannes Dr. Wilhard in Cairo, die von den Naturforschern sogenannt Ardea garzetta, also einen Reiher, dar, welcher regelmäßig um die Zeit der Nilüberschwemmung in Aegypten einzieht. (Deutsche morgenl. Zeitschrift.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. 9 Januar 1857

Eroneniera,

oder Besuch eines Indianers bei dem großen Geiste.

Eine algonquinische Legende.[1]

(Aus Schoolcraft's Myth of Hiawatha and other oral Legends of the North American Indians.)

Ein Delaware-Indianer, mit Namen Eroneniera, der den Wunsch hegte den „Herrn des Lebens" kennen zu lernen, beschloß, ohne jemand von seiner Absicht etwas zu sagen, eine Reise ins Paradies zu unternehmen, das ihm als der Wohnsitz Gottes bekannt war. Um aber diesen Plan glücklich auszuführen, war es nothwendig für ihn den Weg in die himmlischen Regionen kennen zu lernen. Da ihm niemand bekannt war, der, als selbst dort gewesen, ihm behülflich zu seyn vermochte den Weg zu finden, so fieng er an durch allerlei Gaukelkünste sich in den Schlaf einzuhüllen, in der Hoffnung ein gutes Wahrzeichen aus einem Traume zu schöpfen. In seinem Traume nun gewann der Indianer die Vorstellung er dürfe seine Reise nur antreten, und fort und fort gehen um zu der Himmelswohnung zu gelangen. Am nächsten Morgen in aller Frühe legte er daher seine Jagdkleidung an, nahm ein Gewehr, Pulverhorn und Schießbedarf, sowie einen Kessel um seine Lebensmittel zu kochen. Der erste Theil seiner Reise gieng ziemlich gut von statten; er zog lange Zeit fort ohne entmuthigt zu werden, und hatte stets die feste Ueberzeugung er werde bald sein Ziel erreichen. Acht Tage waren bereits verflossen, ohne daß er jemanden, der seinem Wunsch Widerstand geleistet, getroffen hätte. Am Abend des achten Tags machte er bei Sonnenuntergang wie gewöhnlich an dem Ufer eines Baches, an dem Eingang in eine kleine Prairie, an einem für sein Nachtlager, wie ihm dünkte, günstig gelegenen Platze, Halt. Als er seine Lagerstätte herrichtete, bemerkte er am andern Ende der Prairie drei sehr weite und gutbegangene Pfade. Dieß fiel ihm zwar einigermaßen auf, allein er setzte seine Arbeiten an dem Wigwam, der ihm Schutz gegen das Wetter bieten sollte, dennoch fort. Er zündete auch ein Feuer an. Während des Kochens sah er daß, je dunkler es wurde, jene drei Pfade um so deutlicher sich hervorhoben. Dieß überraschte, ja erschreckte ihn sogar. Er wurde einige Augenblicke bedenklich, und fragte sich, was besser für ihn sey: in seinem Lagerplatze zu verbleiben, oder in einiger Entfernung einen andern zu suchen? In dieser Unentschlossenheit erinnerte er sich seiner Gaukelkünste, oder vielmehr seiner Traums. Er dachte, sein einziges Ziel bei Unternehmung dieser Reise sey gewesen den „Herrn des Lebens" zu sehen. Dieß brachte ihn wieder zur Besinnung. Es dünkte ihm wahrscheinlich daß einer der drei Wege zu dem Platz führe den er zu besuchen wünschte. Er beschloß daher in seinem Lager zu bleiben bis zum andern Tage, und dann auf gut Glück einen der Pfade einzuschlagen. Seine Neugier ließ ihm indeß kaum Zeit sein Mahl einzunehmen; er brach von seinem Lagerplatz und von seinem Feuer auf, und schlug den breitesten der Pfade ein. Er folgte ihm bis um die Mitte des Tags, ohne auf etwas zu stoßen das sein Weitergehen gehindert hätte; als er aber ein wenig ausruhte um Athem zu schöpfen, sah er ein großes Feuer aus dem Boden hervorbrechen. Es erregte seine Neugier; er gieng darauf zu, um zu untersuchen was es wohl seyn möge. Als jedoch das Feuer zu wachsen schien, je näher er ihm kam, so wurde er von solcher Furcht befallen daß er umkehrte, und den breitesten der beiden andern Pfade einschlug. Nachdem er diesem eben so lange nachgegangen war wie dem ersten, nahm er ein ähnliches Schauspiel wahr. Seine Furcht, die sich durch den Wechsel seiner Straße gelegt hatte, erwachte wieder, und er sah sich genöthigt den dritten Pfad einzuschlagen, auf welchem er einen ganzen Tag dahinzog ohne etwas zu sehen. Plötzlich fiel ihm ein Berg von wunderbarer Weiße ins Auge, was ihn in großes Staunen versetzte. Dessen ungeachtet faßte er Muth, und gieng weiter um ihn näher zu untersuchen. Nachdem er am Fuße desselben angekommen, verloren sich die Wegspuren völlig. Dieß stimmte ihn sehr traurig, denn er wußte nun nicht wie er seine Wanderung weiter fortsetzen sollte. In dieser Ungewißheit warf er seine Blicke ringsumher, und siehe, da zeigte sich plötzlich ein auf dem Berge sitzendes weibliches Wesen; ihre Schönheit war blendend, und die Weiße ihres Gewandes übertraf weit die des Schnees. Das Weib redete ihn in seiner eigenen Sprache an: „Du scheinst erstaunt daß du keinen Pfad mehr siehest der dich deinen Wünschen entgegenführt. Ich weiß daß du dich

[1] Pontiac erzählte dieses Märchen den versammelten Indianern im Jahr 1763, um dieselben seinem Plan geneigt zu machen sich der Uebertragung des Landes an die englischen Behörden beim Fall der französischen Macht in den Canadas zu widersetzen.

Digitized by Google

schon lange gesehnt hast den „Herrn des Lebens“ zu sehen und zu sprechen, und daß zu diese Reise eigens unternommen um ihn mit deinen Augen zu schauen. Der Weg welcher zu seiner Wohnung führt, ist auf diesem Berge. Um ihn zu besteigen, mußt du dich vollständig entkleiden, und all dein Rüstzeug und deine Kleidung am Fuße desselben zurücklassen. Niemand wird sie beschädigen. Dann wirst du gehen, und dich in dem Flusse baden den ich dir zeigen will. Hast du dieß gethan, so besteige wohlgemuth den Berg.“

Der Indianer gehorchte pünktlich den Worten des Weibes; allein Eine Schwierigkeit blieb noch übrig. Wie konnte er auf den Gipfel des Berges gelangen, der steil, pfadlos und so glatt war wie Glas? Er fragte das Weib wie er es anfangen müsse um dieß zu vollbringen? Sie erwiederte: wenn er wirklich den „Herrn des Lebens“ zu sehen wünsche, so müsse er beim Ersteigen nur seine linke Hand und seinen linken Fuß gebrauchen. Dieß schien dem Indianer fast unmöglich. Ermuthigt indeß von dem weiblichen Wesen, fieng er an bergauf zu klettern, und nach vieler Mühhal gelang es ihm. Als er sich auf dem Gipfel befand, sah er zu seinem Erstaunen niemanden, und auch das Weib war verschwunden. Er fand sich allein, und ohne Führer. Drei unbekannte Dörfer lagen vor ihm; sie waren nach einem ganz andern Plane gebaut als seine eigenen, viel schöner und regelmäßiger. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, richtete er seine Schritte dem schönsten zu. Halbwegs vom Gipfel des Berges herab erinnerte er sich daß er nackend war, und scheute sich weiter zu gehen; eine Stimme aber rief ihm zu, seines Weges fortzuwandeln und seinen Befürchtungen in seinem Herzen Raum zu geben; da er sich gebadet, könne er vertrauensvoll weiter schreiten. Er gieng nun unbedenklich auf die Stelle zu, welche ihm das Thor des Dorfes zu seyn schien, und blieb dann stehen bis jemand kam um es zu öffnen. Während er das Aeußere des Dorfes betrachtete, that sich das Thor auf, und der Indianer sah einen schonen ganz weiß gekleideten Mann auf sich zukommen, der ihn bei der Hand nahm, und ihm sagte, er wolle seine Wünsche befriedigen und ihn vor den „Herrn des Lebens“ führen.

Der Indianer folgte seinem Führer, und sie gelangten an einen Platz von unvergleichlicher Schönheit. Der Indianer versank in Bewunderung. Er sah da den „Herrn des Lebens,“ der ihn bei der Hand nahm und ihm zum Sitz einen mit Gold eingefaßten Hut gab. Der Indianer, fürchtend er möchte den Hut verderben, trug Bedenken sich niederzusetzen; allein da ihm aufs neue geheißen wurde es zu thun, so gehorchte er ohne weitere Widerrede.

Nachdem er sich gesetzt, sagte Gott zu ihm: „Ich bin der Herr des Lebens, den du zu sehen und mit dem du zu sprechen wünschtest. Höre auf das was ich dir für dich und für alle Indianer sage. Ich bin der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Bäume, der Seen, der Flüsse, der Menschen, und alles dessen was du siehest oder gesehen hast auf der Erde oder in den Himmeln; und weil ich euch liebe, so mußt ihr meinen Willen thun; ihr mußt auch das meiden was ich hasse; ich hasse, wenn ihr trinket wie ihr thut, bis ihr euren Verstand verlieret; ich wünsche daß ihr nicht Krieg führt wider einander; ihr nehmt zwei Weiber, oder laufet den Weibern anderer Leute nach; ihr thut unrecht; ich hasse ein solches Betragen; ihr sollt nur Ein Weib haben, und sie behalten bis zum Tode. Wenn ihr in den Krieg zieht, macht ihr Gaukelkünste, ihr singet den Medicingesang, und glaubet ihr sprächet mit mir; ihr täuscht euch: ihr sprecht mit dem Manito; er ist ein böser Geist, der euch verleitet übles zu thun, und weil ihr mich nicht kennt, hört ihr auf ihn. Das Land in welchem ihr wohnet, habe ich für euch gemacht, nicht für andere: warum duldet ihr also daß die Weißen auf euren Ländereien wohnen? Könnt ihr nichts thun ohne sie? Ich weiß daß diejenigen welche ihr die Kinder eures großen Vaters nennt, für eure Bedürfnisse sorgen. Wenn ihr aber nicht so böse wäret wie ihr seyd, würdet ihr sie nicht brauchen. Ihr könntet leben wie ihr gelebt, ehe ihr sie gekannt habt. Hat denn, bevor diejenigen welche ihr eure Brüder nennet zu euch gekommen, euer Bogen und Pfeil euch nicht zu Schuß und Schirm gedient? Ihr brauchtet weder Gewehr, noch Pulver, noch irgend einen andern Gegenstand. Das Fleisch der Thiere war eure Nahrung, ihre Felle eure Kleidung. Als ich aber euch zum Bösen geneigt sah, entfernte ich die Thiere in die Tiefen der Wälder, auf daß ihr für die Bedürfnisse eurer Kleidung abhängen möchtet von euren Brüdern. Werdet wieder gut und thut meinen Willen, dann will ich euch Thiere schicken für euren Lebensunterhalt. Ich verbiete euch indeß nicht eures Vaters Kinder unter euch zu dulden; ich liebe sie, sie kennen mich, sie beten zu mir; ich sorge für ihre Bedürfnisse, und gebe ihnen das was sie euch bringen. Nicht so aber verhält es sich mit denen welche kommen um eure Besitzthümer zu stören. Treibt sie hinweg, führet Krieg wider sie. Ich liebe sie nicht. Sie kennen mich nicht. Sie sind meine Feinde, sie sind eurer Brüder Feinde. Schickt sie zurück in die Länder welche ich für sie gemacht habe. Dort sollen sie bleiben.

„Hier ist ein geschriebenes Gebet, das ich dir gebe; lern' es auswendig, und lehr' es beten alle Indianer und alle Kinder.“ (Als der Indianer bemerkte er könne nicht lesen, sagte der „Herr des Lebens“ zu ihm, er solle es bei seiner Rückkehr auf die Erde dem Häuptling seines Dorfes geben, der es lesen, und auch ihn sowie alle Indianer darin unterweisen werde.) „Es muß, sagte der „Herr des Lebens,“ Morgens und Abends gebetet werden. Thu alles was ich dir gesagt habe, und verkündige allen Indianern daß es vom „Herrn des Lebens“ kommt. Sie sollen an Einem Tag nur Einen Trank zu sich nehmen, oder höchstens zwei. Sie sollen nur Ein Weib nehmen, und aufhören den Weibern und Töchtern anderer Leute nachzulaufen. Sie sollen keinen Krieg gegen einander führen. Sie sollen den Medicingesang nicht singen, denn beim Singen des Medicingesangs sprechen sie zu dem bösen Geiste. Treibt aus euren Ländern, sprach der „Herr des Lebens“ weiter, jene Hunde aus in rothen Kleidern, sie sind nur ein Schaden für euch. Wenn ihr etwas bedürfet, so wendet euch an mich, wie eure Brüder thun, und ich will beiden geben. Verkaufet euren Brüdern nicht das was ich als Nahrung auf die Erde gelegt habe. Kurz, werdet gut, und es wird euch nichts fehlen. Wenn ihr einander begegnet, so verbeugt euch und grüßt einander die . . . . Hand des Herzens. Vor allem empfehle ich dir, Morgens und Abends das Gebet herzusagen das ich dir gegeben habe.“

Der Indianer versprach den Willen des „Herrn des Lebens“ zu thun, und ihn auch streng den Indianern zu empfehlen, und fügte bei: der „Herr des Lebens“ werde mit ihnen zufrieden seyn.

Nun kam sein Führer wieder, und führte ihn an den Fuß des

Digitized by Google

Berges, hieß ihn seine Kleider nehmen und in sein Dorf zurückkehren, was der Indianer augenblicklich that.

Seine Rückkehr setzte die Bewohner des Dorfes, welche nicht wußten was auß ihm geworden war, in großes Erstaunen. Sie fragten ihn wo er herkomme; allein da ihm anbefohlen worden mit niemanden zu sprechen, ehe denn er den Häuptling des Dorfes gesehen, gab er ihnen ein Zeichen mit der Hand, andeutend daß er von oben komme. Nachdem er in das Dorf eingetreten, begab er sich sogleich in den Wigwam des Häuptlings, und händigte ihm das Gebet und die Gesetze ein welche der „Herr des Lebens“ seiner Obhut anvertraut hatte.

Die englische Reformation im Brahmanenthum.

(Von Professor Neumann.)

Montesquieu hat es sich in der Erklärung auffälliger Sitten und Gebräuche sehr leicht gemacht. An die Stelle der Thatsachen, woraus sie hervorgehen, welche ihm nicht bekannt waren oder zu seiner Zeit nicht bekannt seyn konnten, setzte er witzige Einfälle (esprit), welche sich theilweise forterben bis auf den heutigen Tag. Einige Beispiele welche mit den indischen Zuständen zusammenhängen, mögen zur Bezeichnung dieser Weise hinreichen. Die Weiber zweier und vierter Kaste dürfen in Malabar nacheinander, nicht zu gleicher Zeit, mit vielen Männern Verbindungen eingehen. Die Frau empfängt vom neuen Gatten einen neuen Anzug und erklärt vor vier Zeugen, sie trenne sich von ihrem Manne. Dieser Anzug kann zu jeder Zeit wieder abgelegt werden, und die leichte Heirathsceremonie, sobald sich frische Liebhaber einfinden, wiederholt vorgenommen werden. Die Väter kennen ihre Kinder nicht, weßhalb diese sich auch ihrer Liebe und Vorsorge nicht erfreuen. Die Kinder der Schwestern und nächsten weiblichen Verwandten folgen im Erbe. Die Ursache welche Montesquieu für diese Vielmännerei ersonnen, ist weder in der Natur der Dinge noch in der Natur der Menschen begründet. Die Sitte sollte nämlich bei der Kriegercaste stattfinden, damit sie den Todesmuth bewahren und nicht an Frau und Kinder denken mögen. Aber auch die vierte Kaste ist der Vielmännerei ergeben, und die Malabaren hängen mit gleicher Liebe an den Kindern der Schwestern wie an den eigenen. Ebensowenig ist die östliche Vielweiberei, wie Montesquieu ebenfalls behauptet, in der größeren Anzahl des weiblichen Geschlechtes begründet. Im Gegentheile sollen sich, nach dem Ausspruche der sorgfältigsten und kundigsten Männer, wie Francis Buchanan in seinen Forschungen und Reisen in Maisor, allenthalben im Morgenlande, wo man genaue Volkszählungen vornehmen konnte, eine größere Anzahl Männer und Jünglinge, als Frauen und Mädchen vorfinden.

Wir sind geneigt auch dieses Verhältniß, wo immer es in höherem Grade stattfindet, nicht aus der Natur der Dinge, welche sich gleich bleibt allenthalben auf Erden, sondern aus den Sitten, aus den Vergehen und Verbrechen der Menschen herzuleiten. Die Natur wirkt nach ewigen und unabänderlichen Gesetzen, nur wo der Mensch mit seinen Leidenschaften, mit seinem Unverstand eingreift, da kommt, freilich nur scheinbar, das Gesetz abhanden und das Maßlose tritt an seine Stelle. Dieß ist sicherlich auch mit der größern Männerzahl, wo sie die Weiber bedeutend überragt, der Fall. Der Grund liegt in der Ermordung der Mädchen, welche, wie wir jetzt wissen, nicht bloß in China, sondern in den meisten Ländern des Orients und namentlich in Indien stattfindet. Ein Buch des Herrn Wilson, des verdienstvollen Vorstehenden der asiatischen Gesellschaft zu Bombay, [1] gibt uns hierüber sichere quellengemäße Aufschlüsse. Wie schwindet doch vor dieser furchtbaren Wirklichkeit die vielfach gerühmte hohe Bildung im Lande der ehrwürdigen Männer, wie sich die Hindu zu nennen pflegen. Wie wichtig ist doch alle jene Weisheit der Brahmanen, das tausenderlei Ceremonienwesen und der ewig sich wiederholende Klingklang, wenn er den Erdgebornen nicht zum bessern Menschen, zum tüchtigern Bürger heranbildet, wenn alle jene Bräuche nicht auf Zähmung der wilden Lust hinstreben, sondern, wie nicht selten geschieht, im Gegentheile sie heiligen, wenn Räuber und Mordbanden unter den Schutz irgend eines Gottes sich stellen und dann ihrem furchtbaren Geschäfte in behaglicher Gewissensruhe leben. In der That, es ist ein großes Stück Arbeit für die Engländer, die frommen Hindu zu Menschen zu erziehen. Die heiligen Mörderbanden haben sie bereits vernichtet; die Wittwenverbrennung haben sie beseitigt; die Menschenopfer werden seit langer Zeit als Mord behandelt. Während der letzten Jahre ward, wie wir von verschiedenen andern Seiten wissen und Herr Wilson mit vielen Belegen zeigt, alles aufgeboten um auch jene häufigen Gräuel der Kindertödtung abzuschaffen.

Wilson gibt eine ausführliche Geschichte der Kindermordung in Hindostan und Dekhan, sowie der Maßregeln welche die Engländer mit größerem oder geringerem Erfolge dagegen ergriffen haben. Die gütige Gottheit, sagt der Verfasser mit Recht, wurde und wird zum Theil noch für einen im Bösen sich gefallenden Teufel gehalten, welchem man mit Blut und vorzüglich mit dem Blute unschuldiger Kinder versöhnen könne, versöhnen müsse. Der Kindermord ist zwar in den Puranas ausdrücklich verboten. „Der Mensch, welcher Kinder umbringt, Brahmanen und Kühe, hat jedes Gesetz übertreten und ist zur dunkeln Hölle verdammt, so lange die 14 Indras existiren.“ Dieß Verbot der Puranas wurde aber mißachtet. Die Engländer fanden die Kindermordung, vorzüglich der weiblichen, unter den Radschkumars oder Radschputen bei Benares, zu Kathiawad und Katsch, in Gubscharat und unter allen Radschputenstämmen in Radschastan. Zuerst wurde die Ermordung weiblicher Kinder im Jahre 1789, als eine herkömmliche Sitte, unter den Radschkumars entdeckt. Die Wittwenverbrennung war längst bekannt und von den Mörderbanden wurden sichere Spuren seit dem Beginne unseres Jahrhunderts aufgefunden. Viele edle Britten versuchten es diesen mannichfachen Gräueln entgegen zu

[1] History of the supression of infanticide in Western India, under the government of Bombay. By John Wilson. Bombay 1855.

Digitized by Google

treten. Vergebens. Die ostindische Hansa, fürchtend durch gewaltsame Reformen Aufstände zu erregen, hat die Kühnheit ihrer Beamten zur Ruhe verwiesen. Die entschiedene Reformperiode im anglo-indischen Reiche beginnt erst mit der Ankunft des Oberstatthalters Lord Bentinck zu Kalkutta (4 Julius 1828). Sie dauert fort bis auf den heutigen Tag und wird fortdauern so lange die Angelsachsen über Indien herrschen.

Die Sendboten des Evangeliums in Hindostan waren es welche zuerst und wiederholt ihre Stimme erhoben gegen die Scheußlichkeiten im Brahmanenthum. Die Menschenfreunde und Frommen der Heimath ergreifen Partei gegen die Regierung und die ostindische Hansa; die Kaufherren sind zu Bekehrungen und Maßregeln gezwungen, um der vielfachen und wiederholten Anklage zu begegnen. Oberstatthalter Marquis Wellesley verlangt (1805) das Gutachten der indischen Gerichtshöfe. Die Herren waren unbedingt entgegen. „Ein Verbot der Wittwenopferung könnte dem anglo-indischen Reiche die größte Gefahr bereiten, man müsse sich auf Abschaffung der Mißbräuche, welche nicht selten bei jenem Selbstmord vorfallen," beschränken. Es sind auch in der That einige zum Theil im indischen Gesetz selbst begründete vorsorgliche Maßregeln getroffen worden. Die Obrigkeit mußte vom Vorhaben unterrichtet werden, sie mußte sich von der Freiwilligkeit der Handlung überzeugen, das Weib durfte keine berauschenden Getränke erhalten und keine Drohungen erdulden. Frauen unter 16 Jahren und Schwangere erhalten niemals, so will es selbst das blutige Gesetz der Brahmanen, die Erlaubniß. Dieß führte jedoch zu keinem befriedigenden Ergebniß; die Anzahl der Opfer schien seit dem Versuch sie zu mindern, im Steigen begriffen. Unter diesen Umständen erhob sich unerwartet und plötzlich, mitten aus der brahmanischen Gemeinde selbst, eine einflußreiche Stimme gegen diese und andere Gräuelthaten. Rammohun Roy lehrte (1820), mittelst einiger in bengalischer und englischer Sprache geschriebenen Flugschriften: „Die Wittwenverbrennung ist von Menu nicht vorgeschrieben, Stellen des Veda sind ihr geradezu entgegen, selbst viele spätere Gesetzbücher erheben das reine tugendhafte Leben der Wittwe über ihre Opferung." Die Beweise des kenntnißreichen Brahmanen beruhen auf festem Grunde, sie konnten nicht umgestoßen werden. Sie sind es welche vorzüglich das entschiedene Auftreten des Oberstatthalters hervorriefen und begründeten; Rammohun Roy hat sich um sein Vaterland und die Menschheit große Verdienste erworben.

Lord Bentinck setzte einen Ausschuß nieder, welchem oblag, alle auf die Wittwenverbrennung bezüglichen Vorschriften und Ordnungen, sowie die Gefahren eines Verbots, zu untersuchen. Eingeborne und Europäer, die Aufkunft geben könnten, wurden nach der schönen Sitte Altenglands aufgefordert, vor dem Ausschusse zu erscheinen, zur Mittheilung ihrer Kenntnisse und Erfahrungen. Bentinck verfolgt selbst den Verlauf der Untersuchung mit der innigsten Theilnahme, denn der Lord war keineswegs, wie seine zahlreichen indischen und europäischen Feinde behaupten, ein selbstsüchtiger, ehrgeiziger Staatsmann. Unter einer rauhen, abstoßenden Außenseite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntschaft mit den Nachtseiten der menschlichen Natur hervorgegangen, war ein für alles Gute und Edle schlagendes Herz verborgen. Das Ergebniß der vielen Zeugschaften und Berichte — sie füllen einen großen Foliobund im ostindischen Hause — war keineswegs erfreulicher, ermunternder Art. Viele Beamte der indischen Verwaltung, alle angesehenen, einsichtsvollen Eingebornen widersprachen einem allgemeinen unbedingten Verbote. Ihnen hatte sich auch Horace Haiman Wilson angeschlossen — eine Thatsache welche der große Kenner des indischen Volkes und seiner Literatur in seiner Fortsetzung von Mills Geschichte nicht berichten mochte. Selbst Rammohun Roy erschrack, als er von dem gänzlichen durchgreifenden Verbote hörte. „Man möge im Beginne das Gesetz bloß unter der weichlichen Bevölkerung Bengalens verkünden lassen, gefährlich sey es den kräftigen Menschenschlag der nordwestlichen Marken in religiöse Aufregung zu versetzen." Ein theilweise gegebenes Verbot, erwiderte der Oberstatthalter, würde von Schwäche und Unsicherheit zeugen, die Regierung möchte dadurch bloßgestellt und in der Unterthanen Augen herabgesetzt werden.

Die aus lichtvoller Erwägung aller Umstände hervorgegangene, von einer seltenen moralischen Kraft getragene Ueberzeugung hat den Lord, gleich wie so viele andere großartige Menschen, in dieser und andern wichtigen Angelegenheiten, aus dem Wirrsal entgegengesetzter Ansichten und Meinungen schnell auf den rechten, dem Ziele entgegenführenden Weg geleitet. Das Verbot der Wittwenverbrennung wird für die ganze Präsidentschaft Bengalen erlassen, und bald hernach auch in Madras und Bombay verkündet. Der oberste peinliche Gerichtshof zu Kalkutta erhält den Auftrag, alle bei solchen Vorfällen Betheiligten als Mörder zu verfolgen und nach Umständen zu bestrafen.

Nirgendwo eine Spur der schrecklichen Folgen, welche schüchterne, und selbst in Vorurtheilen befangene Gemüther von dieser kühnen, Großbritannien und die Menschheit ehrenden Maßnahme erwarteten und befürchteten. Eine Anzahl altgläubiger Hindu bestürmte die Regierung mit Bittschriften, angebend der Rigweda verordne bereits die Wittwenverbrennung. Es ist unbegründet. Die Stelle ward von den indischen Leuten absichtlich falsch gedeutet. Andere, an deren Spitze die Reformatoren Rammohun Roy und Dwarkanath Tagor, dankten der obersten Behörde für diesen „ewigen Segen," und baten fortzufahren in diesem reformatorischen Wege. Die Altgläubigen erschöpften jedes gesetzliche Mittel um die Aufhebung des Verbots zu bewirken. Vom Oberstatthalter im Rathe zurückgewiesen, wendeten sie sich nach England. Der Fall wird von dem geheimen Rothe (Junius 1832) verhandelt. Die Anwälte beider Parteien, der Hindu und der ostindischen Hansa, wurden in gewöhnlicher Weise vernommen, und die Kläger, wie nicht anders zu erwarten stand, abgewiesen. In wenigen Jahren steht sich die Regierung zu Kalkutta theils durch Verträge, theils durch Eroberungen in Stand gesetzt, ihr Gebot über alle Länder vom Himalaja zum Meere, von China's Gränzen zu den Engpässen Afghanistands auszudehnen. Hiefür zeugt das Dankschreiben Lord Hardinge's (Dec. 1847) an dreiundzwanzig Fürsten und Fürstinnen, so wie an Golab Singh, den Lehensherrn Dschamu's gerichtet. „Sie seyen die letzten in Hindostan welche auf Wunsch der englischen Behörden jene scheußlichen Bräuche ihrer Väter, Wittwen-, Kindermord und Sklaverei abgeschafft hätten."

Lord Bentinck war ein Christ, ein Mann. Des Evangeliums Verbreitung galt ihm bloß für das vorzüglichste Mittel der Civilisation, der geistigen und gemüthlichen Erneuerung der Menschheit. Nun trat aber das indische Erbrecht dieser Erhebung hindernd ent-

Digitized by Google

gegen. Nach Menu, welcher noch immer der Grund ist des ganzen bürgerlichen Wesens im Brahmanenlande so wie nach andern indischen Gesetzbüchern, muß der Sohn irgend einer Kaste angehören; jeder Hindu der sich zu einer andern Religion bekennt, heiße sie Islam oder Christenthum, verliert seine Kaste, verliert seinen Antheil an väterlichen Gute. „Wer in herkömmlicher Weise, durch Umstürzen des Wasserkruges, von den Verwandten ausgestoßen wird, der ist seines Erbes, des Leichenkuchens und der heiligen Ausgießung verlustig.“ Auch dem Muselmann entgeht, sowohl bei den Sunniten wie Schiiten, durch Uebertritt zu einer andern Religion sein Erbrecht. „Und unser geschriebenes Gesetz, unsere Ueberlieferung,“ sagen die Muselmanen Bombay's in einer Eingabe ans Parlament (19 Nov. 1855) „ist ein Theil der Religion des Propheten; es darf nicht geschmälert werden durch Satzungen der Ungläubigen. Verfahrt ihr Engländer nicht in ähnlicher Weise? Würden wohl einem Vater eures Reiches, welcher Muselman wird, sein väterliches Erbe und seine Rechte verbleiben?“

Die christlichen Vereine und Sendboten in Indien und England erhoben sich seit längerer Zeit gegen diese intolerante, unmenschliche Satzung. Petitionen und Flugschriften erschienen in Menge, und es mußte, wie im Lande der Angelsachsen gewöhnlich, dem Drang von außen nachgegeben werden. Der Directorenhof veranlaßte (1832) den Oberstatthalter, dem Unfug auf gesetzlichem Wege entgegenzutreten. Auch der Muselmann hätte das indische Gesetz nicht anerkannt, der zum Islam bekehrte Hindu behielt sein väterliches Erbe; Warren Hastings (1772) und Lord Cornwallis (1793) haben gegen die bestehende Sitte verordnet es solle nach den Normen des indischen Erbgesetzes verfahren werden. Dieß könne aber Regierung und Parlament keineswegs für alle Zukunft binden. Die Beseitigung des Gesetzes geschieht jedoch nur zu Bengalen, und zwar versteckt mitten unter andern Verordnungen, in dunkler schwankender Fassung, damit sie keine neue Besorgniß erregen möge. Die Regierung hat seit der Zeit diese wichtige Angelegenheit niemals aus den Augen verloren. Dreißig Jahre später (1845) erging eine lex loci, richtiger Gesetz über Genissenfreiheit genannt, wonach Einfluß der Religion aufs Erbrecht in allen Ländern des anglo-indischen Reiches aufhören sollte. Der Widerspruch der Hindu-völkerung war fast allgemein. Gegen das Gesetz fand Bittschriften eingelaufen, dafür nicht eine einzige. Die lex loci, hieß es, sey nicht bloß eine Mißachtung heiliger Vorschriften der Hindu und Muselmanen, sondern auch ein Bruch der frühern englischen Norm, der feierlichen Verheißung Großbritannniens; man werde jede Religion bei ihrem herkömmlichen Gesetz belassen. Die anglo-indische Regierung, ward mit gutem Grunde entgegnet, dulde und beschütze alle Glaubensgenossen. Vor dieser unerschütterlichen Grundregel müssen alle die frühern Gesetze und Ordnungen zurückweichen. Die Regierung ist auch immerdar dem Bestehenden entgegengetreten, wenn es der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zuwider befunden ward. Und sie wird unbeirrt auf dieser breiten Straße fortfahren. Es gibt kein Recht gegen das Recht.

In den Sagar- und Narbeddah-Provinzen, wo es Sitte war Neugeborne wilden Thieren vorzuwerfen, hat Lord Wellesley diese Schmach abgethan, und man sucht mit allen Mitteln der Ermordung weiblicher Kinder, so häufig unter den Sikh und Radschputen, entgegenzutreten. Wider die Wittwenverbrennung ist ebenfalls im Gegensatz zum Wunsche der Altgläubigen, ein Verbot ergangen. Würde man solchen Widerspruch beachten, so wäre jede Reformation unmöglich. Mit Recht ward hinzugefügt, Bittschriften dieses Inhalts geben das sicherste Zeugniß von der geringen Bildungsstufe der Eingebornen, so daß es auch vom höhern menschlichen Standpunkt nicht wünschenswerth erscheine, ihnen jetzt schon großen Einfluß auf die Landesregierung zu gestatten. Dieses ohne Zweifel folgereiche Gesetz — das 21ste der Gesetzsammlung fürs Jahr 1850 — verdient seinem wörtlichen Inhalt nach mitgetheilt zu werden. Die Entwicklung der hier niedergelegten Idee, ihr Einfluß aufs wirkliche Leben muß den Umsturz des ganzen indischen Wesens zur Folge haben. Die Kaste ist hiemit, vor dem Staatsgesetze, nicht mehr vorhanden. Für die unterdrückten Millionen hat eine neue glücklichere Zeit begonnen.

Ein Gesetz zur Ausdehnung des Princips der Abtheilung 9, Ordnung VII 1832 des bengalischen Gesetzbuches über alle der Regierung der ostindischen Compagnie unterworfenen Länder.

Sintemal durch Abtheilung 9, Ordnung VII 1832 des bengalischen Gesetzbuches bestimmt wurde, daß „wenn immer in irgend einem bürgerlichen Proceß die Parteien dieses Processes verschiedenen Glaubens sind, wenn eine Partei dem Hindu, die andere dem mohammedanischen Glauben angehören würde, oder wenn eine oder mehrere Parteien des Processes weder dem mohammedanischen noch dem Hindnglauben angehören würde, so soll den Gesetzen dieser Religionen keine Wirkung gestattet werden, um die Partei oder Parteien irgend eines Eigenthums zu berauben, worauf sie, die Wirkung jener Gesetze beseitigt, ein Recht hätten;“ und da es wohlthätig seyn wird das Princip dieser Satzung über alle der Regierung der ostindischen Compagnie unterworfenen Länder auszudehnen, so wird hiemit gesetzlich bestimmt wie folgt:

Welche Gesetze oder Bräuche immer jetzt in Kraft bestehen innerhalb der Länder unter Regierung der ostindischen Compagnie; in so weit sie irgend eine Person mit Verlust an Rechten oder Eigenthum bestrafen, oder in irgend einer Weise ihr Erbrecht schmälern oder beruhren aus dem Grunde, weil er oder sie ihre Religion aufgeben oder von irgend einer religiösen Genossenschaft ausgeschlossen, oder einer Kaste verlustig wurden: sie sollen aufhören in den Gerichtshöfen der ostindischen Compagnie als Gesetz zu gelten, und in den Gerichtshöfen, angeordnet unter dem königlichen Freibrief innerhalb der besagten Länder.

Man sieht nicht bloß das Erbe, auch alle andern Rechte und Befugnisse bleiben dem vorbehalten der seine Religion verläßt, aus diesem und jenem Grunde die Kaste verliert. Hiernach wird auch verfahren. Eine Frau, welche indischem Gebrauche gemäß ihren zum Christenthum übergetretenen Mann verließ, ist ihm mitten unter brahmanischen Verwünschungen und der Altgläubigen Geschrei durch Richterspruch zurückgegeben worden: „Frauen könnten unter keine bessere Aufsicht gestellt werden.“ Der Bekehrte hat eine Regierungsstelle erhalten — die gewöhnliche Belohnung der Neubekehrten, wie die Altgläubigen in ihrer Beschwerdeschrift ans Parlament behaupten. Eine Rückwirkung des Gesetzes liegt bereits am Tage. Die Hindu beschlossen den Rückkehrenden, im Gegensatz zur strengen Glaubensnorm, wieder in seine frühere Kaste einzuweisen. Alle Folgen des Abfalls sollten getilgt seyn.

Digitized by Google

„Die Vorsehung“ sprach Charles Grant der Sohn, einer der edelsten Männer Großbritanniens unsrer Tage — und es gibt dort eine einflußreiche Classe dieses Sinnes — „die Vorsehung hat uns in ganz andrer Absicht über das Volk der Brahmanen die Herrschaft verliehen, als unsere gemeinen Landsleute wollen und wähnen. Nicht des Gewinnstes wegen an Indigo und Opium, nicht damit die jüngern Söhne der höhern und mittlern Classen eine Versorgung erhalten, nicht deßhalb ist uns das indische Reich geworben. Wir sollen das Volk zur Menschlichkeit erziehen. Hindu und Muselmann sollen an unsrer Hand nach und nach die schwierige Kunst der Selbstregierung erlernen. Die Pflicht Großbritanniens erheischt, selbst die gewöhnliche Klugheit fordert es daß wir den Einheimischen jetzt schon viele untere und mittlere Stellen einräumen. Nur dadurch werden wir die höhern Classen der Gesellschaft, namentlich die guterzogenen, ämtergierigen Muselmanen, wenigstens theilweise mit unserm Regimente aussöhnen.“

Der letzte Ausbruch des Hekla 1845.

Eine Beschreibung der nächsten Umgebungen des Hekla, welche der vorvorige Jahrgang des Auslandes brachte, sollte zur Grundlage für eine auf authentischen Nachrichten beruhende Darstellung des letzten Ausbruches dienen, welche, aus denselben Quellen geschöpft, nun hier etwas verspätet nachfolgt.

Die Fumarolenthätigkeit des Vulcans im Zustande seiner Ruhe seit 1766 war allmählich so vollkommen erloschen, wie man es an den Vulcanen nur selten gewahrt, aber die Ueberlieferung der Schrecken welche er einst verbreitet hatte, war nicht untergegangen. Daher wurden schon 1839 unbedeutende Dampfentwicklungen und ein etwas erhöhtes Schneeschmelzen an seinem Gipfel als schreckende Vorboten eines neuen Ausbruches gedeutet, der jedoch nicht eintrat.

Erst im Jahre 1845 sollte dieser erfolgen, und heißt es, daß auch damals die Einwohner des Landes, durch mancherlei Vorzeichen aufmerksam gemacht, eine Ahnung des Kommenden gehabt haben. Der Winter soll ungewöhnlich warm, der Sommer, nach einem frühzeitigen Lenze, auffallend dürre gewesen seyn — das Milchvieh in hohem Maße seine Ergiebigkeit verloren haben.

Zwar nimmt der Anwohner des Hekla, durch uralte Ueberlieferung belehrt, solche Zeichen für die Vorboten eines Ausbruches, allein sein wichtigster und untrüglichster Vorbote, das Erdbeben, welches das südwestliche Vorland nach Reykianaes hinüber zu erschüttern pflegt, war nicht eingetreten, und so mag denn mancher, der nachher von den Anzeichen fabelte, dieselben, wie es gewöhnlich geht, vorher gar nicht bemerkt haben.

Wenigstens geht aus den sorgfältig angestellten, und genau notirten Witterungsbeobachtungen des Physikus Thorstensen, zu Reykiavik hervor, daß ein wesentlicher Unterschied der Temperatur und des Barometerstandes gegen andere Jahrgänge nicht abzuwarten hat. Dürre fand allerdings während des Sommers statt, und dauerte bis zu dem 22 August, wo erst so anhaltende nasse Witterung eintrat. Aber vorzugsweise ausgezeichnet war das Wetter während dieser ganzen Zeit durch Mangel an Wind. Eine träge Ruhe und eine unheimliche Stille lag über der ganzen Natur, beängstigend an und für sich, und noch mehr durch den eingewurzelten Glauben, daß dadurch ein vulcanischer Ausbruch angezeigt werde. Dieselbe träge Ruhe blieb in dem Luftkreise selbst, als schon die requirirte Zeit begonnen hatte, und ebenso beschaffen war auch das Wetter am Dienstag den 2 September, als der Hekla nach 79jähriger Ruhe seinen achtzehnten historisch bekannten Ausbruch eröffnete.

Dunkle tiefhängende Wolken verdeckten die ganze Berglandschaft vor den Augen der Bewohner des benachbarten Vorlandes, als um 9 Uhr Morgens eine leise Erderschütterung wahrgenommen, und zugleich die stille Luft von wiederholtem dumpfem Knall erschüttert wurde. — Vielen, welche auf freiem Felde arbeiteten, entging das Getöse gänzlich, andere glaubten einen fernen Donner zu hören, noch andere fürchteten einen heftigen Sturm aus Osten, der sich hierlandes gerne durch Donnerschläge zwischen den östlichen Bergzipfeln ankündigt.

Bald aber sollte die Ahnung derer welche sogleich an den Hekla gedacht hatten, zur Gewißheit werden, denn der Knall wiederholte sich öfter, und zuletzt so regelmäßig, wie der Donner der Meeresbrandung zur Winterzeit an der südlichen Küste. Den ganzen Vormittag blickten die Bewohner der westlichen und südlichen Landschaft unverwandt nach der Himmelsgegend, wo sie den Hekla wußten; der sie sie mit seinem ganzen Gebirgsstock in die dichteste Wolkenfinsterniß gehüllt war, während andere Gegenden des Landes schon von den unverkennbaren Wirkungen des Ausbruches mit Schrecken und Zerstörung heimgesucht wurden.

In dem Küstenstriche welcher südöstlich vor dem Hekla liegt, sah man etwa um 10 Uhr das Gewölk über dem nordwestlichen Bergen finsterer sich erheben, und unter lautem Donner von jener Seite her sich über den ganzen Himmel ausbreiten. Schon gegen 11 Uhr begann diese Wolke einen dichten Regen grauer Schlackenstücke von der Größe der kleinsten Gartenbohnen fallen zu lassen, und schnell verbreitete sich eine zunehmende Finsterniß über die Gegenden, wo die Wolke ihren Inhalt ausschüttete. Der Mittag glich an Dunkelheit der finsterlichen Winternacht, und kann vermöchten die erschreckten Leute von den Feldern und ihre Wohnungen zu führen. Nach einer Stunde begann es wieder zu dämmern, aber erst um 3 Uhr war es wieder Tag geworden. Nicht-destoweniger fielen die kleinen leichten Schlacken noch eine Stunde lang, mit dann begann ein eigentlicher Regen vulcanischen Sandes von schwarzer und stahlgrauer Farbe mit schwachem Metallglanz, welcher den ganzen Tag anhielt, und nur stellenweise stets kleinere und feinere Asche streute. Nachts und am Vormittag des dritten Septembers fiel nunmehr grobkörniges dieselbige Asche, wenn gleich langsamer, so daß gegen Mittag an manchen Stellen die Erde anderthalb Zoll hoch bedeckt war.

Bemerkenswerth bleibt es daß alle diese Erscheinungen des beginnenden Ausbruches von so geringem Donner begleitet waren, daß er an manchen Stellen in der Nähe des Berges völlig überhört, an anderen nur dann bemerkt werden konnte, wenn man gegen

Digitized by Google

den leise wehenden Wind geschützt war. Und doch wurde in entlegenen Gegenden derselbe Donner, wahrscheinlich durch andere, feste, unterirdische Medien fortgepflanzt, viel erhöhter vernommen, so daß die Pferde in den Ställen scheu wurden, und an einer Küste die Bewohner an das Meer liefen, um zu sehen wo der Wallfisch gestrandet sey, dessen Plätschen und Schlagen man zu hören glaubte. Selbst auf der 50 Meilen entlegenen kleinen Insel Grimsö vernahm man den Donner, und hielt ihn für die Schüsse der in dem umgebenden Fahrwasser kreuzenden französischen Kutter.

Ebenso unbedeutend wie der Donner im ganzen Lieb, war das in der Nähe des Hekla beobachtete Erdbeben, das nur als ein einziger leichter Ruck an wenigen Orten gefühlt wurde, sonst aber auf der ganzen Insel unbeachtet vorüberging.

Auf den südwestlichen Wohnplätzen erschien das Getöse nach dem ersten erschütternden Donnerschlagen gering, bis nach Mittag, dann aber erneuerte es sich mit Heftigkeit und glich einer donnerbrochenen Folge von Kanonenschüssen. So konnte man schon um drei Uhr, als auch die Luft sich ein wenig aufklärte, nicht länger in Zweifel bleiben was geschah: denn nun sah man eine dunkle Aschensäule sich über dem Gipfel des Berges erheben, welche, dann und wann von leuchtenden Blitzen durchzuckt, nach oben hin mit den lichteren Wolken des Himmels zusammenschmelzend, sich den unermeßlichen östlich gelegenen Einöden zuneigte.

Bei Eintritt der Dämmerung um 7½ Uhr erfolgte ein Schlag, welcher stärker war als alle früheren, und die gesammte Menschen- und Thierwelt in Schrecken setzte. Die Hunde, welche durch ihre verschiedenen Dienste für den Haushalt des Isländers so wichtig, auf jedem Gehöfte in großer Anzahl vorhanden sind, verliessen entsetzt ihre Herren und ihre schützende Behausung, und stoßen heulend in die südlichen Districte, aus denen sie erst nach Verlauf einer Woche zurückkehrten.

Gleich auf diesen Schlag kam der Wiederschein des glühenden Innern der Bergspitze in den ausströmenden Dämpfen zu Gesicht, und bald gewährte dieß den Eindruck, als wenn eine stets wachsende Flamme aus dem Gipfel hervorbräche; große, leuchtende Feuerblöcke sammelten auf und nieder in dem leuchtenden Baal, wie der Isländer diese scheinbare Feuersäule nennt, und als die Abendfinsterniß einbrach, sah man bereits den Feuerstreifen der ausströmenden Lava an der Westseite des Hekla gegen das Uuterland zueilen. Bei der ersten plötzlichen Sprengung des Berges müssen bedeutende Massen schladiger Lava nach allen Seiten geschleudert seyn, denn obgleich die Aschensäule von Anfang an gegen Westen hin völlig scharf begränzt war, und beständig stark nach Osten hinüberneigte, so führten doch alle Bäche auf der westlichen Seite des Heklagebirges eine Menge von Grus und Schlamm mit sich zu Thal.

In der westlichen Rängan sank zuerst der Wasserstand beträchtlich, weil wahrscheinlich ihre Zuflüsse im Gebirg durch Schlacken, Sand und Asche verdünnt wurden; Nachmittags aber wuchs sie wiederum so daß sie allenthalben ihre Ufer überstieg, und mit einer Fahrt, wie in der stärksten Schneeschmelze, eine solche Menge Schlacken und Schlamm hinunterführte, daß die sonst klare Au nun wie ein ausgebrochener Morast anzusehen war. Zugleich ward ihr Wasser so heiß daß man kaum die Hand hineinhalten konnte, und an mehreren Stellen wurden die Forellen zu Hunderten todt und Aller geworfen, wo man sie halb gargekocht vorfand. Durch das aufgestaute Wasser des Hauptstromes stiegen auch die Nebenbäche so an daß in einem derselben, in welchem sonst der Reiter kaum das Fesselgelenk des Pferdes netzt, der heimreisende Bauer von Raerheit auf seinem Pferde durchschwimmen mußte.

Auf der Insel selbst herrschte zwar, wie schon gesagt, eine verhältnißmäßig große Windstille, allein aus der Richtung der Aschensäule ging doch zur Genüge hervor daß in höhern Regionen ein starker Nordwestwind blies. Dieß wird auch durch andere Erfahrungen hinlänglich bestätigt, denn am 2 und 3 September wurden mehrere Islandsfahrer, die schon auf der Heimreise begriffen waren, in der Nähe der Färöer, Shetland- und Orkneyinseln von Aschenregen beschüttet. Auf die Inseln selbst fiel bei den Färöer schon in der Nacht nach dem Eintritt des Vulcanismus, bei den Orkney am folgenden Tage, die Asche nieder, und aus den verschiedenen Beobachtungen geht eine, auf verschiedenen Strichen abgetheilte, Geschwindigkeit von 8 bis 18 Meilen in der Stunde hervor. In der Nähe des Hekla sind, wie in andern Gegenden des Landes, die Schafe im September noch überall auf der Gebirgsweide, von der sie erst nach der Mitte des Monats heimgeholt werden. Man hatte denken sollen daß von ihnen Tausende erschlagen oder durch glühende Schlacken verbrannt wären; allein dieses Schicksal ereilte nur wenige. Gleich mit dem Beginn des Ausbruchs stürzten sie in ihren Heerden fliehend den menschlichen Wohnungen zu, schwarz von der in ihrem Vließe hangenden Asche, zum Theil mit versengter Wolle, und einzelne mit Brandwunden versehen. Die Nachjagden und die Lämmer, welche später theilweise von Reitern zusammengehetzt werden mußten, waren außerdem durch das Warten in den scharfen Schlacken an den Füßen blutig geschunden, und letztere sah man lange Zeit nachher immer nur hinken graien. Den Männern aber, welche die verlorenen Schafe in der Einöde an den Zuflüssen des Markaofstromes aufsuchten, zeigte sich das überraschende Phänomen daß alle heißen Quellen der Gegend, namentlich eine am östlichen Ende des Tertja Jökel seit langer Zeit zur Kaffeebereitung benutzte Quelle, ihre hohe Temperatur verloren hatten.

Vom 4 bis 9 Sept. sah man den Hekla gar nicht vor Nebel und Regen, und nur ein dohles ununterbrochenes Donnern, bei dem die Erde in weiten Umkreisen erzitterte, verkündete die fortgesetzte, wenn auch minder heftige Thätigkeit des Vulcans, dessen Aschenregen durch die nun wehenden südlichen und südöstlichen Winde über die nördlichen Weideflächen geführt wurde, welche großentheils schon zerstört waren, als die Einwohner hinauseilten um ihre Schafe zu retten.

Während der Ausbruch bis zum 12 Sept. an Kraft merklich abnahm, schritt der Lavastrom über das Flachland am Fuße des Hekla in ungefähr westlicher Richtung ganz gleichmäßig vorwärts. Der Gang des Stromes, verschieden auf Terrain von wechselnder Neigung, war durchschnittlich 50 Fuß in der Stunde, und nach Verlauf einer Woche hatte er im ganzen noch keine halbe Meile zurückgelegt. Schon begann er zu erhärten, da der Nachschub von oben geringer wurde, überall aber leuchtete doch noch seine innere Rothgluth durch die Spalten zwischen den schwarzen Schlackenschollen, und eine eingetauchte Eisenstange glühete nach wenigen Minuten. Die strahlende Wärme belästigte die Zuschauer im Gesicht und trocknete schnell ihre von dem Regen durchnäßten Kleider.

Digitized by Google

Mit dick aufwirbelnden Dämpfen schritt so die Lavamasse unwiderstehlich langsam vorwärts unter Knacken und Knarren ihrer Schollen, welche unaufhörlich an den Seiten und Vorderrändern des Stroms abstürzten.

Am 12 Sept. erhielt der Lavastrom neuen Nachschub, während das Getöse im Innern des Berges sich steigerte; die Aschensäule erhob sich wieder, und stand am 13ten eben so hoch und schwarz als zu Anfang. Ein östlicher Wind beg hier in der Höhe um, und zum erstenmal fiel nun die Asche in den bewohnten südwestlichen Landstrich nieder, zwar nicht dicht, aber doch so daß jeder Fußtritt eine dicke Staubwolke aufwirbelte. Nach Verlauf eines Tages war der Kohl im Garten erstorben, das Gras legte sich und vergieng, das Vieh lief ruhelos auf den Weiden hin und her, wie im Winter wenn Schnee gefallen ist, Kühe und Pferde eilten von Hunger getrieben zu den Höfen zu, wo sie mit Begierde das Gras von den Hausmöllen und Dächern fraßen, das auf seinem steilen Rande nicht so dick beschüttet war; Kühe und Schafe verloren die Milch, und selbst das Trinkwasser nahm einen unangenehmen Geschmack an.

Am 14 Sept. dauerte die Gewalt des Ausbruchs gleichmäßig fort, nur das Getöse wurde heftiger und verursachte vielen einen schneidenden Kopfschmerz. Es erfolgte in regelmäßigen Pausen übereinstimmend mit den kugeligen Dampf- und Aschenwolken, die der Schlund ausstieß, wie das Athmen oder Stöhnen eines unterirdischen Riesen, und wurde nur durch den unregelmäßigen Donner einer schwarzen, von Norden her gesammelten Wetterwolke unterbrochen, der im Wiederhall von den Bergwänden sich verdreifachte, so daß Menschen und Thiere, zitternd vor Angst, schlaflos alle Schrecken der Nacht empfinden mußten. In den nächsten Tagen schwankte die Aschensäule vor wechselnden Winden hin und her, bald diese bald jene Landschaft beschüttend, indem sie sogar die ewig schneebedeckten Zinsels und Oefsetsjökeln, die noch kein Menschenauge anders als weiß gesehen hatte, auf eine Zeitlang schwarz überzog, und dabei einen strengen Geruch in die Luft entsandte, den die verständigen Anwohner weder mit brennendem Schwefel noch mit dem „Oefelstouk“ (v. h. Schwefelwasserstoff) vergleichen wollen. Nachdem darauf noch einige Tage der Vulcan beständig getobet, ohne Schaden zu thun, schien sich seine Wuth zu legen, und nur der Lavastrom verfolgte gemessen seinen Gang, zum Theil rascher als vorher, da er durch einen entgegenstehenden Hügel in ein engeres Thal gelenkt worden war.

Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zum 8 October, wo die Donnerschläge des Vulcans wieder gewaltiger wurden und am Abend die Lava aufs neue in einem breiten glühenden Strom sich die Böschung des Berges hinabwälzte. Unbedeutende Aschenfälle und verhältnißmäßige Ruhe bezeichnen die nachfolgenden Wochen, und erst am 4 Nov. Abends schien der Berg abermals vom Gipfel bis zum Fuß in Flammen zu stehen, während die glühende Lava in drei Strömen herunterschoß, und in den nächsten Tagen war unter beständigem Aschenfall der Gluthschein gegen die Dampf- und Aschensäule so hell, daß man ihn selbst vor Sonnenuntergang gewahren konnte.

Bis über die Mitte des März hinaus blieb der Hekla in gleicher Thätigkeit, einzelne Tage, auch wohl wochenlang, den Augen durch Nebel und atmosphärische Ungewitter verhüllt und nur durch sein Dröhnen vernehmbar; einzelne Tage gleichsam beruhigt nur mit einer dünnen, weißen durchsichtigen Dampfwolke über seinem Krater in der klaren Luft spielend, dann aber aufs neue Lava nachdrängend, aufs neue mit Donnerschlägen oder ununterbrochenem Sausen seine Aschensäule emporschiebend, die durch den wechselnden Wind bald hierhin bald dahin gebogen, eine Landschaft nach der andern heimsuchte, oder wie ein undurchsichtiger Teppich große Flächen des Himmels überzog, oder von rasendem Ost-Nord-Ost-Sturm hinabgepeitscht, auch wohl vom Erdboden aufgewirbelt wie ein Schneegestöber in der Luft taumelte.

Am 25 März bei Abends leuchtete der Feuerschein mit nie gesehenem Glanze wieder aus dem Schlund hervor, erst klar und zusammengeschlossen, dann sich nach allen Seiten zertheilend, in funkelrothe Strahlen, welche so schnell wechselten daß das Auge ihren Bewegungen kaum folgen konnte, und das ganze Phänomen dem Nordlichte in einer stürmischen Winternacht ähnlich wurde. In später Nacht nahm allmählich dieser Feuerschein ab, aber gleichzeitig wuchs der Donner und eine zunehmende Lavagluth drängte sich hervor. Das aber war des Vulcans letzte Kraftanstrengung, denn am 26 März bei Sonnenuntergang erschien zum erstenmal seit länger als einem halben Jahre der Gipfel des Berges frei von Rauch, Asche und Feuerszluth, und nur unbedeutende Rauch- und Aschenzeichen verriethen in den nächsten Wochen daß eine Bewegung stattgefunden habe; nach dem 6 April hörten auch diese auf; am 10 April sah man nahe unter dem Krater auf dem Lavastrom schon einzelne Schneeflocken liegen, und alles was nachher von Bewegungen des Hekla berichtet wird, scheint nur die Frucht der einmal aufgeregten Einbildungskraft zu seyn, welche jedes Getöse und jede Staubwolke die der östliche Wind aus den aschenbedeckten Umgebungen des Berges brachte, als einen Wiederbeginn des furchtbaren Schauspiels betrachtete.

Es ist in der bisherigen Darstellung immer nur von einer einzigen Aschensäule die Rede gewesen, doch ist es ausgemacht daß der Hekla diesesmal nicht aus einem, sondern aus drei Kratern gewühlet hat, von denen einer die Nordostspitze, einer den höchsten, mittlern Gipfel einnahm, und einer weiter abwärts nach Südwesten lag. Zuweilen sah man diese drei Krater ganz deutlich geschieden, indem der mittlere nur die schwarze Aschensäule ausgab, während die Seitenkrater einen weißen, dicken Dampf ausstießen, der Nachts, durch den Wiederschein aus dem Innern beleuchtet, mit seinen Wirbelbewegungen einem flammenden riesenhaften Scheiterhaufen glich. Nur zuweilen unterstützte der nordöstliche Krater den mittlern im Aschenauswurf, doch auch dann war seine Säule von geringer Höhe und Schwärze und periodisch unterbrochen. Aber nur selten gestatteten Windstille und Klarheit des Wetters eine so bestimmte Unterscheidung der drei Krater. Meist fiel der Auswurf aller drei in eine einzige finstere Aschensäule zusammen, die nach der Windseite hinüber einen scharf begränzten Bogen, nach der Gegenseite eine an ihren Rändern verschwimmende finstere Wolke bildete, und zu keiner Zeit den symmetrischen Umriß der von Plinius geschilderten pelmischen Pinie erkennen ließ.

Nur der Dampf der Seitenkrater unterbrach die Finsterniß der Säule und brachte häufig bewegliche Kränze darin zum Vorschein, deren Gestalt und Aussehn sich änderte, und die mit bräunlichen, röthlichen dunkel- und lichtblauen Farbentinten wechselten.

Digitized by Google

Von den mit der Asche ausgeworfenen glühenden Steinen fielen die größern in den Krater zurück oder auf seine Ränder, über deren Böschung sie dann niederrollten, während die kleinern garbenförmig in divergirenden Bögen weiter fortgeschleudert wurden.

Die Höhe der gesammten Aschensäule wird beträchtlich angegeben, und machte den Eindruck als habe sie das doppelte Maß der Bergshöhe selbst. Die von dem Artsuecten Gunlögsen gemachten tirecten Beobachtungen setzen ihre Höhe zu verschiedenen Zeiten zwischen 6774 und 13,926 Fuß, so daß es nicht mehr Wunder nehmen kann, wenn selbst zu Reykiavik die Fenstern und leuchtenden Erscheinungen des Ausbruchs wahrgenommen wurden.

Gewitter und überhaupt elektrische Erscheinungen haben den Ausbruch nur spärlich begleitet. Man hat in der Nähe des Berges einen heißen Regenfall beobachtet, eigentlichen Blitz und Donner aber nur am 14 Sept. vernommen. Ob durch die Reibung des Aschenfalles Luftelektricität sich irgendwie entwickelt, und ob damit ein leuchtendes Phänomen über dem metallenen Wetterhahn des Bauernhofes Keldur zusammenhängt, muß dahingestellt bleiben.

Ein gleiches gilt von den Beziehungen zum Nordlicht. Einzelne behaupten daß während des Winters die Nordlichter sich so um die Hekla spritze gruppirt haben, daß sie scheinbar von da ihren Ausgang nahmen; andere aber läugnen es und behaupten daß dieselben in gewöhnlicher Weise sich nach dem Winde gerichtet, und dort gezeigt wo dieselben hergekommen. In Reykiavik sollen die Nordlichter sich eben so wie sonst von allen Himmelsgegenden gezeigt haben, und zwar am häufigsten in einem Bogen von Nordost quer über den Zenith nach Südwest, einer vorwaltenden Richtung, auf welche schon Henderson aufmerksam gemacht hat. Die Erdbeben welche den Ausbruch begleiteten, waren im ganzen sehr schwach und konnten wenigstens nur in den Häusern deutlich wahrgenommen werden, so daß nur nächtliche Erdstöße überall bemerkt wurden die am Tage vorgefallen waren, vielerwärts spurlos vorübergingen. Der Lavastrom nahm im Verlauf des Ereignisses nur gegen den Bauernhof Raefrholt ein drohendes Wesen an, da er schon in den ersten Tagen seine Richtung dahin nahm. Zuerst flohen die Bewohner, unbedauut mit dem Maaße der Gefahr, in die Landschaft hinunter, bald jedoch kehrten sie zurück, da der Strom einen bestimmten Thalstrich abwärts verfolgte. Nochmals aber richtete sich der Strom wieder gerade aus gegen Raefrholt. Daher flohen die Bewohner am 23 Sept. mit ihrem Vieh, Heu und nothdürftigem Hausrath. Als der Strom in die Nähe des Hofes kam, stürzte er sich unerwartet gänzlich in eine Schlucht, die als Wasserriß den tuffartigen Boden furchte, und so blieb der Hof selber verschont.

Der Schaden welchen die ausgeworfene Asche und Schlacken anrichteten, wurde ebenfalls durch glückliche Umstände möglichst eingeschränkt. Wie bei dem letztvorhergegangenen Ausbruch des Hekla 1766 betrafen die ersten Auswürfe eine völlig unbewohnte Gegend, die östlichen Bergweiden. Wären diese außerordentlichen Massen von Schlacken über die westliche oder südliche Landschaft ausgeschüttet worden, dieselben wären vielleicht gänzlich vernichtet und viele Menschen zum Opfer gefallen. Die im Laufe des Winters über diese Landschaften ausgeschüttete Asche war niemals beträchtlicher, als daß sie nicht durch Regen und Schnee allmählich weggespült oder in den Rasen niedergeschlämmt worden wäre.

Diejenigen Landstriche, welche, durch den Verlust ihrer Bergweiden genöthigt, einen Theil ihres Viehstandes für alle Zukunft aufgeben mußten, schlachteten bereits im Herbst so viel als nöthig, um wenigstens am Winterfutter für die Ueberlebenden keinen Mangel zu leiden, und mehrere große Bauernhöfe mußten so über die Hälfte ihres ganzen Viehstapels opfern.

In vielen Fällen trug auch Krankheit oder drohende Krankheit zur Beschleunigung des Abschlachtens bei. Es ist schon erwähnt worden daß die Schafe, in den Schlachten watend, wund an den Füßen wurden und zum Theil erst langsam sich erholten. Auch die Wolle löste sich in ihrem Vließe, besonders in der Bauchgegend auf ungewohnte Weise, und brachte dadurch den Eigenthümern großen Verlust.

In Folge des nicht ganz unterbrochenen Weideganges verloren Kühe und Schafe sowohl Milch als Fleisch, und nach dem Schlachten fand man ihre Eingeweide mehr oder minder mit Asche gefüllt, ihre Zähne mit einem eigenthümlichen bronzefarbenen Häutchen, gleichsam metallisch überzogen. Bei den Schafen zeigte sich auch ganz allgemein eine Knochenkrankheit, welche in mürben Auswüchsen der Knochen bestand, und oft bis in das Mark hinein hatte sich an solchen Stellen die mürbe Beschaffenheit eingestellt. Etwas Aehnliches fand an den Backenzähnen derselben statt, welche im Unterkiefer am innern Rande, im Oberkiefer am äußern Rande dicker und länger wurden und sich mit spitzen Auswüchsen besetzten, so daß das Wiederkäuen unmöglich wurde, wenn man nicht diese neuen Spitzen mit der Zange abbrach.

Gleichsam als ein Ersatz für die armen, in ihrem wichtigsten Nahrungszweig so bitter heimgesuchten Anwohner, blieb aber die sonst jährlich sich wiederholende Schafsenche in diesem Jahre gänzlich aus.

Das Vogelwild, dessen Fang den Nachbarn der Stadt Reykiavik, wo viel dergleichen genossen, auch viel nach Kopenhagen versandt wird, eine wichtige Nahrungsquelle ist, zog sich mit dem Beginn des Ausbruchs gänzlich von dem Südlande zurück, und mied es sogar auch noch im nächsten Frühling sichtlich.

Trotz all diesem, für ein armes Volk so großen Verluste lehrt doch die frühere Geschichte der Insel, daß dieser letzte Ausbruch des Hekla an Stärke, Dauer und Verderblichkeit weit hinter manchen ältern Ausbrüchen zurückbleibt.

Das Christfest in England.

I.

Mistelkränche und Stechpalmen! Die Mistel in der Kirche und im Festzimmer, wo unter ihrem Strauß, in der Nähe des Kamins, der Freundschaftskuß gewechselt wird. Die Stechpalme überall: im Tempel, in der Schenke, im Palast, in der Hütte, im Herrensaal, in der Küchenhalle, auf dem Markt, auf dem Miethwagen, in der Fleischersbude, zur Zierde der fetten Hämmel, der saftigen Lenden und Rippenviertel des Ochsen in Leadenhall, zum Schmuck der feisten Waitschhühner, Gänse und Fasanen, und auf der Schmaustafel zur Verschönerung der Plumpuddings! Wir wissen nicht ob die reichlich hängenden Strafgesetze der frühern Zeit eine

Digitized by Google

Ausnahme für den Diebstahl der Stechpalme um Weihnachtszeit gestatteten. Billig hätte sie es thun sollen, wäre es auch nur um ihre Vorschriften mit der Volksmoral, die diese Ausstattung um keinen Preis missen will, wild auflag sehe in Widerspruch zu setzen. Diese Flora des Immergrüns, verbunden mit der „Realität" der riesenmäßigen Fleisch- und Geflügelbraten, der umfang- und gewürzreichen Plumpuddings, des starken Weins und Branntweins, und des süßen Ale, sind wohl die nationalsten Abzeichen des englischen Christfestes.

Der traditionelle Gebrauch eines besondern Weihnachtsklotzes im Kamin ist nicht ausschließlich brittisch. Er besteht anderwo. Er hat in der französischen bûche de Noel einen Doppelgänger, wahrscheinlich seinen Vorgänger. Wenigstens tragen die ältern Poesien zu seiner Verherrlichung sehr stark das normännisch-französische Gepräge. Sonstige Begleitungen der Christmas sind vor dem Fest die nächtlichen Musikständchen von Leuten die ihr Gewerbe daraus machen, und später ihre Belehnung in den Häusern der Wohlhabenden sammeln; an dem Tag des Festes selbst Austausch von Geschenken, luxuriöse Gastmähler, Familienvereinigungen und Kartenspiel; am folgenden Tag, dem boxing day, in allen Theatern die Eröffnung der Pantomimen, wo Harlekin und Columbine, der zaubernde Clown, der täppische Pantalon und der finstere Sprite ihre tollsten Schwänke und mitunter den unanstandigsten, aber sehr beliebten Blödsinn zur Schau bringen. Daß durch diese ganze Jubelzeit, wie ein rother Faden, sehr starkes Trinken (hard drinking) durchläuft, braucht kaum bemerkt zu werden.

Früher, so hört man die Londoner sagen, war die Erscheinung von Christmas viel belebter und lustiger, als nämlich noch die altväterlichen Eil- und Briefposten, von Pferden gezogen, bestanden. Um Weihnachtszeit konnte man deren oft sechs hinter einander durch Oxford Street oder Piccadilly einherrasseln sehen, reich beladen mit Wildpret und Früchten jeder Art, und geschmückt mit dem fetten Grün und den rothen Beeren der Stechpalme. Jetzt schleichen sich diese Spenden der Grafschaften an ihre Freunde in der Hauptstadt so zu sagen verstohlen, in bedeckten Wagen und hinter hohen Mauern in das Innere von London hinein, und werden auf hundert verschiedenen Wegen über seine Fläche vertheilt. Nur Bruchstücke sind noch hier und da auf den Vertheilungswagen der Eisenbahnen sichtbar. Diese Epoche des Dampfes hat alles zur nüchternen Prosa des Geschäfts verwandelt.

Christmas ist der Sieg der Liebe, der allgemeinen Brüderlichkeit, der Versöhnung und Vergebung aller Unbilden. Kein Groll, kein Hader kann unter dem Zauber des Mistletoe bestehen. Damit die Heilung nachhaltiger sey, wahrscheinlich, wird sie jedes Jahr von neuem wiederholt.

Auch die Wohlthätigkeit gehört in ihr Bereich, und das ist vielleicht die schönste Seite der Feier, wenn auch nicht ohne entstellende Flecken. Die Königin läßt alljährlich, durch ihr Almosenamt, ihre Gaben an mehrere hundert Arme beiderlei Geschlechts, über 60 Jahre alt, in London vertheilen. Die Spende besteht aus zwei Halbkronenstücken, zu diesem Zwecke in der königlichen Münze neu geprägt. Bei der jüngsten Vertheilung fanden sich zehn Personen ein die über 90, und zwei die über hundert Jahre alt sind. In Windsor werden die Armen zu einem Mahl von Roastbeef und Plumpudding geladen. Die verschiedenen Polizeirichter empfangen die mildthätigen Sendungen der Körperschaften und Gilden, wie die der Goldschmiede, der Wechsler und Kaufleute in der City, und übernehmen die Austheilung an die Hülfsbedürftigen ihres Amtskreises. In den Armenhäusern, in den Hospitien, in den Armenschulen, selbst in den Gefängnissen, ist Galatag. Die Bewohner werden mit Extrakost, die unabänderlich aus dem oft erwähnten Rinderbraten und Plumpudding, nebst einer Pinte Porter besteht, bewirthet. Die Engländer erwähnen gern daß an diesem Tage kein Magen hungrig ausgehe. Möge es wahr seyn! Das wäre ein Privilegium dessen sich unglücklicherweise kein anderer Tag des Jahres rühmen kann. Wir lesen in einem Wochenblatt, als Bestätigung dieser Angabe, daß irgend ein Nothleidender, irgend ein Hungernder am Christtag in das erste beste Armenhaus eintreten und sich sein Essen auftragen lassen kann. Das ist dichterische Verschönerung der Wahrheit, die aller thatsächlichen Begründung ermangelt. Leider weicht die niedrige Unehrlichkeit, der schamlose Betrug vor der Heiligkeit des Festes und seinem reinen Charakter nicht zurück. Ein Tag nach der diesjährigen Christmas stand der Verwalter einer der Londoner Wohlthätigkeitsanstalten vor dem Polizeigericht, unter der schweren Anklage die ihm von Privatleuten zur Vertheilung unter die Armen eingesandten Geschenke an Getränken und Eßwaaren zu seinem persönlichen Gebrauch verwandt und mit seiner eigenen Familie verzehrt zu haben.

Es ist bei den Engländern stehende Gewohnheit nicht nur ihr Christfest als etwas ausnehmend schönes und beneidenswerthes zu schildern, sondern auch die ähnliche Feier jedes andern Landes daneben in den Schatten zu stellen (?) Mit ihnen darüber zu streiten, wäre vergebliche Mühe. Es ist das glückliche Loos ihrer insularen Abgränzung, durch eine Vergleichung mit den Dingen anderwärts selten in der Bewunderung ihrer heimathlichen Errungenschaft gestört zu werden. Wir bescheiden uns einfach zu sagen daß unsers Erachtens das deutsche Christfinkenchen der englischen Christmas an Innigkeit, an Sinnigkeit und wahrer Poesie unendlich vorzuziehen ist.[1]

II.

Ueber die jährliche Epoche des Christfestes besteht heute kein Streit mehr. Es ist in England, wie in der übrigen europäischen Christenheit, wo es überhaupt gefeiert wird, anerkanntermaßen der 25 December.

Das war nicht immer so. Seit dem Ende des ersten Jahrhunderts, wo die Christen zum erstenmal wagten die Geburt des Heilands in feierlicher Weise zu ehren, wo sie ihren Cultus unter dem tollen Gepränge und den Ausschweifungen der Saturnalien verbargen, um ihren Dominus und Rex anziehen, was eben so gut auf den Cäsar gedeutet werden konnte, sind über das Fest mancherlei Wechselfälle hingegangen, ist über sein Datum mancher harte Strauß gefochten worden. Es ist zweifelhaft ob bereits in der Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wie einige Schriftsteller annehmen, oder erst im vierten, wie andere behaupten, der 25 December als der ächte Jahrestag der Geburt Christi von der obersten Kirchenbehörde genehmigt wurde. So viel indessen ist gewiß daß diese Entschei-

[1] Im Londoner Athenäum schilderte in Nro. 1 1836 ein Engländer das Christfest, wie er es in Dresden gesehen, und stellte es unendlich höher als die brittischen Weihnachtsfeierden. D. Red.

Digitized by Google

dung die Controverse nicht hob, vielmehr erst recht entflammte. Von den verschiedensten Seiten in der Christenheit erhob sich ein bunter Widerspruch gegen die Richtigkeit der Feststellung. Scharfsinnige griechische Kirchenväter und fromme Patriarchen Afrika's sprachen sich für den 6 Januar, als den wahren Tag aus. Andere entgegneten daß die geringste Einsicht hinreiche um zu begreifen, daß dem 6 April der Vorzug gebühre. Clemens von Alexandrien war stets entschieden auf der Seite dieser letztern. Aber längst vor ihm hatten Männer, nicht minder begabt als er, sich abweichend zu Gunsten des 15, des 20 und 25 Mai erklärt. Noch andere suchten zu beweisen daß das große Ereigniß nur am Ende des Septembers oder am Anfang des Octobers stattgefunden haben könne. Dieß war die Ansicht des Origenes, und auch Scaliger vertheidigte dieselbe später mit all dem Eifer den er in der Durchführung seiner Lehren an den Tag legte.

Vergeblich rief einer der frühesten Päpste, daß es von wenig Belang sey an welchem Tag die große Feier begangen würde, wofern sie aufrecht erhalten bliebe und die Lehren des göttlichen Meisters nicht in Vergessenheit geriethen. Diese weise Mahnung überzeugte, wie es scheint, die wenigsten. Noch im Jahr 1722 hatte das Jesuitencollegium von dem Streite wieder, der sich in seinem Schooß über diese Frage entsponnen hatte. Der Kampf wurde mit großer Heftigkeit geführt, und die Mehrheit der frommen Glieder neigte sich zur Annahme des 20 Mai, als des heilig zu haltenden Tages.

Auch über den Namen des Festes herrschte erst wenig Uebereinstimmung. Es wurde bald Epiphania, die Offenbarung, bald Theophania, die göttliche Offenbarung, sodann Dies Luminarium, der Tag der Lichter genannt, und um besser auszudrücken daß es das Fest der Feste sey, belegten es ältere Führer der Kirche mit der Bezeichnung: Mutterfest aller Feste, metropolis reliquorum festorum omnium.

Mit dem Fortschreiten der Jahre legte sich nicht bloß ein weit verzweigtes Sagengespinnst um die Feier, sondern auch Auswüchse und abergläubische Verunstaltungen nisteten sich ein. Es bestand lange der Wahn daß in der Christnacht alles Wasser in den Häusern in Wein sich verwandelte. Daß die Wirklichkeit der Erwartung nicht entsprach, war unmächtig um den Aberglauben zu zerstören. Der Fehlschlag wurde durch mannichfaltige Ursachen mit standhafter Umgehung der Wahrheit gedeutet. Selbst Chrysostomus konnte sich des Trugglaubens seiner Zeit nicht entschlagen. Er lehrte in vollem Ernst daß das am Vorabend des Weihnachtsfestes gezogene Wasser in unverderblicher Reinheit sich erhalte, ohne indessen die Dauer dieser Tugend näher zu bestimmen. In derselben Nacht sollten die Thiere die Gabe besitzen in menschlichen Zungen zu sprechen. Wahrscheinlicher war es daß früher schon die Menschen sich, unter dem Vorwand der Feier, wie Thiere gebärdeten. In der That, unter der Herrschaft Nero's bereits, klagten die Frommen, daß in manchen christlichen Familien, Alt und Jung sich solchen Tollheiten hingäben, daß das Bedenken sich aufdrängte, ob es nicht besser wäre das Fest lieber ganz zu unterdrücken als seine Ausartung zu gestatten.

Natürlich suchte der Geist des Gewinns und Schachers den Aberglauben zu seinem Vortheil auszubeuten. Man verkaufte Blumen, die angeblich aus dem einzigen Grunde erblühten, weil sie am Christabend mit geweihtem Wasser begossen worden. Ein besonderer Trödel wurde mit Sporen und Zugketten getrieben, die, in der heiligen Nacht unter Anwendung gewisser Förmlichkeiten geferigt, die Eigenschaft besaßen auch das müdeste Roß in schnellen Lauf zu versetzen, und den schwersten Karren aus dem tiefsten Schlamm zu ziehen.

Wir haben uns hier nicht mit der Legende des deutschen Mönchs Ruprecht und der fünfzehn tanzenden Bursche und Jungfrauen zu beschäftigen, und wie aus der Jahresfeier dieses Wunders sich allmählich der Gebrauch von Vermummungen und Maskeraden entwickelt haben mag. Er gehört nicht ins „Ausland."

Nachdem das Christfest in England während Jahrhunderten in ungehemmter Feier bestanden, brachte das Jahr 1647 die Veranlassung zu einem halb komischen, halb tragischen Tumult. Cromwells Puritaner hatten die Christmas, als papistisch, aus dem Kalender gestrichen und ihre Heilighaltung untersagt. Das Volk wollte von dem Verbot nichts hören, und zeigte sich unendlich willig der seinen König als sein Weihnachtsfest zu verlieren. Es remonstrirte mit Lärm und Geräusch. Das Parlament, harnäckig auf die Vollziehung seines Beschlusses bestehend, ließ den fernern Befehl ergehen daß am 25 December alle Kramläden offen, alle Kirchen verschlossen bleiben sollten. Wir können an jedem andern beliebigen Tag eine Predigt haben, riefen die Londoner Lehrburschen, die schwerlich jedesmal die Gelegenheit benutzten, warum nicht am Christtag? — Es ist fortan gegen das Gesetz den Tag zu heiligen, antworteie man ihnen. — Nein, erwiederten sie, Ihr selbst heiligt ihn, indem Ihr ihn durch Eure Entweihung auszeichnet. Sie erklärten daß es ihr fester Wille sey in die Kirche zu gehen. Zahlreiche Prediger erhoben sich, mit Gebet und Vortrag ihren Dienst zu erfüllen, und die Last- und Pfafferträger von Cornhill in der City schworen daß sie ihre Brunnen mit Stechpalmen schmücken wollten, wäre es auch nur um zu beweisen daß in dieser rechtgläubigen und schwer tragenden Zunft noch einiger Respect für das Christenthum und für das „Maß" lebte, denn zwischen der Aufpflanzung der Stechpalme und der Lüpfung des Kruges bestand von jeher ein inniger, ungertrennlicher Zusammenhang.

Demgemäß wurden am entscheidenden Tag einige Kramläden zugeschlossen und einige Kirchen geöffnet. Aber die Constabel ergriffen die Kirchenwesteher und die Rädelsführer der Versammlung und schleppten sie vor das hohe Parlament, das natürlich seine Sitzung hielt. Prediger wie Dr. Griffiths, Dr. Yones und Hr. Ball wurden vor denselben Richterstuhl gebracht. Die Antichristmaßrichter verhängten Geldbußen gegen die geringern Inculpaten und sandten die geistlichen Herren zur Aburtheilung vor das ausnehmend spruchfähige Collegium des Ausschusses der Londoner Miliz!

Die Wasserträger in der City folgten ihrem Sinn. Sie krönten ihre Brunnen mit Epheu, Rosmarin und den Rothbeeren der Stechpalme, und als der Mayor, sein Galarock und der Citymar schall, alle in höchst eigner Person, in Pontificalibus, heranrückten, um den Spuk niederzubrennen, fand es sich daß er zu hoch war für den Arm der Obrigkeit, selbst mit einer Fackel in der Hand. Bei diesem Anblick erhoben die Citybjungen ein unbändiges Freudengeschrei, das Roß des Mayors wurde scheu und die Obrigkeit mußte sich zum Rückzug bequemen. Seht, schallte es von allen Seiten, das Thier ist vernünftiger und frömmer als der Reiter — ein Thema,

Digitized by Google

das der Mercurius mit sehr unliebsamen Anspielungen weiter ausführte.

Die Provinzen wollten der Hauptstadt an muthiger Bahrung ihrer Christmasgerechtsame nicht nachstehen. Zu Oxford setzte es blutige Köpfe die Menge. In Ipswich verloren mehrere Personen das Leben, aber die Feier gieng don statten. Canterbury zeichnete sich vor allen andern durch seinen rebellischen Widerstand gegen die Befehle der Municipalität aus, und wollte unter keiner Bedingung traurig sehn. Es kam zum förmlichen Kampf, wobei der Mayor weidlich durchgeprügelt wurde und nur mit zerschlagenen Fenstern und Knochen wegkam. Der Aufruhr war so ernst, der Sieg des Volkes so vollständig, und der Jubel darüber so groß, daß Tausende der „nie besiegten Männer von Kent" in Canterbury sich versammelten und den feierlichen Beschluß faßten, wenn man ihnen ihre Weihnachtsfeier nicht lassen wolle, so würden sie alles daran setzen um den König auf seinen Thron zurückzubringen.

Die Presse war damals noch keine Macht wie heute. Gleichwohl trat sie offen auf die Seite der Widerspänstigen. Sie verspottete die bestehende Regierung und warf ihr vor, daß sie allen Gewissensfreiheit gönnte, nur den Leuten von Gewissen nicht. Der mercurius pragmaticus, in Ermanglung von Weihnachtsgesängen (Carols), die untersagt waren, schleuderte der Behörde folgendes Pasquill ins Gesicht:

> Live, drink and laugh, our worthies may,
> And kindly take their fills;
> The Subjects must their reckonings pay,
> The king must pass their bills.
>
> No princes now but they; the crown
> Is vanish't with our quiet;
> Nor will they let us love our own
> De-vo-ti-ons and diet.
>
> The plums these prophets' sons defy.
> And spin-broths are too hot;
> Treason's in a December pie,
> And death within the pot.
>
> Christmas farewell; thy Day (I fear)
> And merry days are done;
> So they may keep feasts all the year,
> Our Saviour shall have none.

Mit der Restauration Karls II wurde die Christfeier in ihre Rechte wieder eingesetzt und behielt sie unangefochten, in der Sache wie im Datum, bis zum Jahre 1752, wo eine wundersame Umwälzung über die Welt kam. Die vom Parlament angenommene Gregorianische Zeitrechnung machte plötzlich aus dem dritten September den vierzehnten, und strich aus dem Lebensbestiphum eilf Tage weg, die das Volk sich nicht wollte nehmen lassen, weil es nicht das geringste Benutzbare hatte dieselben je genossen zu haben. Noch weniger war es geneigt seine Weihnachten durch Willkür der Menschen und ein Stück Papier des Parlaments auf eine unechte Manier verrückt zu sehen. Als daher der 25 December des neuen Kalenders herankam, verhielt es sich mäuschenstill, behauptete daß es den Tag nicht kenne und daß sein Christtag erst am 5 Januar des neuen Jahres, das heißt am ächten 25 December eintreffe. An keinem andern Tage wollte es in die Kirche gehen, noch Christmaskuchen oder Fleischpastetchen essen oder Punsch trinken. Die Geistlichkeit hatte einen harten Stand mit diesen Renitenten ganz neuer Art, und Stöße von Papier wurden verschrieben, und eine Fluth von Reden und Predigten ergossen um sie zu belehren. Ein Auszug aus einer dieser Predigten, von Mr. Francis Blackburne, gehalten am Freitag den 5 Januar 1753, der im Kalender als „der alte Christmastag" verzeichnet stand, möge eine Probe von der naiven Rhetorik liefern, mit welcher dieser brave Mann seine Pfarrkinder einst bessern zu belehren trachtete. Als er in die Kirche trat, fand er sie ungewöhnlich dicht von einer Versammlung besetzt, die hoffte daß der Tag als das wahre Fest des Erlösers gefeiert würde. Die hiefür vorgeschriebene besondere Liturgie wurde aber nicht befolgt. „Ich will, sagte der Prediger, Euern Wünschen insofern entsprechen, daß ich Euch einen Vortrag über den heutigen Tag halte, um so mehr als ich wohl merke daß Ihr in Eurer Erwartung eines andern getäuscht seyd." Der Sinn seiner Predigt war sodann, daß die Veränderung der Zeitrechnung wünschenswerth und zweckmäßig, und da sie durch Parlamentsacte zu Stande gekommen und vom König genehmigt sey, so bleibe nichts anderes übrig als sich in Geduld zu ergeben. „Denn," sagte der Würdige in seiner Einfalt, „wollte ich Euch zu Gefallen der Vorschrift des Parlaments den Gehorsam versagen, so würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach meine Pfründe einbüßen, sie, wie Euch allen bekannt, mein einziger Lebensunterhalt in dieser Welt ist. Und das würde mir ganz recht geschehen. Denn wer bin ich daß ich Sr. Majestät und dem Parlament die Stirne bieten dürfte? Solche Angelegenheiten bleiben der Anordnung der höhern Gewalten anheimgestellt, und in einem Falle wie dieser möge der Himmel mich bewahren, mich klüger als der König, der ganze Adel und die Hauptpersonen der Gentry von Großbritannien zu dünken!"

Die Bauern von Buckinghamshire waren gleichfalls in großer Perplexität. Sie geriethen auf eine ganz eigenthümliche Methode, um mit der Christmasfrage, die der Mr. Blackburne so gemüthlich „dem König, dem Adel und den Hauptpersonen der Gentry" überlassen, ins Reine zu kommen. Sie ersahen sich einen Schlehdorn in der Nähe eines ihrer Dörfer aus, und erklärten ihn ohne weiteres für einen Ableger des um Weihnachten blühenden Dornstrauchs in Glastonbury. Im Fall unser Schlehenbusch von Buckinghamshire in der Nacht vom 24sten auf den 25 December in Blüthen steht, so räsonnirten die Bauern, wollen wir am folgenden Tag in die Kirche gehen, und die Parlamentschristmas als die wahre Christmas anerkennen; wo nicht, nicht, keine Blüthen, keine Weihnachtsfeier, und aller Jubel soll bis auf den Vorabend des alten Christmastages verschoben bleiben. Sie widmeten ihrem Dorn die liebevollste Pflege und tranken einstweilen auf sein Gedeihen. Als aber der Morgen des bestimmten Tages anbrach und nicht die entfernteste Aussicht auf Blüthen eröffnete, giengen sie heim so gut sie konnten, im übrigen vollkommen befriedigt mit der angestellten Probe. Einige darunter wurden unterwegs von ihren Reverends angehalten. Diese nahmen sie beim Arm und gaben sich alle Mühe um sie zu bereden in die Kirche zu gehen. Die Verhandlung wurde über Feld, Weg und Steg fortgeführt bis an die Kirchenthüre. Aber kein einziger Bauer wollte in den Tempel selbst treten und einen Sieg einnehmen, bis der Pfarrer ihnen versprochen an dem einzigen für sie geltenden Christtage eine Predigt zu halten und eine Pfeife mit ihnen zu rauchen.

Digitized by Google

Die Mäkler in Moskau.

(Aus Jagoschin's Moskau und die Moskowiter.)

Das Gewerbe der Mäkler oder Commissionäre in Moskau ist durch keine gesetzlichen oder zunftmäßigen Bestimmungen gebunden, es ist so zu sagen eine freie Kunst, die von Individuen der verschiedensten Gattung ausgeübt wird. Unter ihnen herrscht kein Innungs- oder Corpsgeist. Jeder denkt nur an sich, manövrirt nur für sich, verlästert seine Collegen so viel er kann, und spielt ihnen jeden Streich der ihm gelingen will. Da sehen wir einen, der ist nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, trägt buttergelbe Handschuhe und fährt in eleganter Droschke durch die Stadt. Ein zweiter erinnert an die jüdischen Schmuser durch sein armseliges, schmutziges Aussehen, durch das unermüdlich rührige Wesen, die nämliche fieberhafte Thätigkeit, dieselbe unwiderstehliche Beredsamkeit, denselben Grad von Ehrlichkeit, den man an jenen verachteten Allerweltsvermittlern kennt. Die moskowitischen Mäkler nehmen es mit jedem jüdischen oder christlichen auf. Niemand weiß gewandter und wortreicher als sie eine Waare anzupreisen. Jedes Landgut das sie zum Kauf anbieten, ist ein Paradies auf Erden durch seine reizende Lage, ein Californien durch seine erstaunliche Fruchtbarkeit; Wälder, Wasserkräfte machen es zum Mittelpunkt großartiger industrieller Unternehmungen. Brennholz freilich verwandelt sich in ihrem Munde in Bauholz, ein Bach in einen Fluß, ein wüster Sumpf in einen See. Sie haben schon manchen „bran gekriegt," mich auch, diese Diplomaten letzten Rangs.

Vor einigen Jahren hatte ich die Grille, mir ein kleines Landgut in der Umgegend von Moskau kaufen zu wollen. Ich griff nach den Zeitungen, las die Annoncen, setzte selbst eine Anzeige in öffentliche Blätter, und Tags darauf standen zwei Mäkler in meinem Vorzimmer. Der erste dieser HH. Commissionäre den ich in meinem Cabinet empfieng, war ein Mann von gesetztem Alter, ziemlich proper gekleidet, mit starkem, grauem Bart, mit ernster, fast verdrießlicher Miene.

Excellenz, sagte er, Sie wünschen ein Landgut zu kaufen.

O ja, etwas schönes, nicht allzu klein. Aber es muß nahe bei Moskau seyn.

Ganz gut! Welchen Preis? wenn ich fragen darf.

Vierzig bis fünfzigtausend Rubel Scheine (ein Papierrubel ist nach unserm Geld etwa 33 kr., ein Silberrubel etwas über 2 fl.).

Ganz gut! Vor allem, Excellenz, muß ich Ihnen sagen daß ich als Commissionär nie weniger als zwei vom Hundert nehme.

Vom Verkäufer?

Auch vom Käufer.

Vier Procent! Nicht so übel! Indessen, wenn Sie was vortheilhaftes wissen —

Vortheilhaft? Verstehen Sie darunter einen schönen Reinertrag?

Ich sehe nicht gerade auf eine hohe Rente, ich begnüge mich mit drei Procent.

Ganz gut! Und die Lage?

In angenehmer Lage, versteht sich! Das ist das erste was ich verlange, ein hübsches Landhaus, ein Gehölz, ein Fluß —

Auch ein Fluß? Excellenz, das findet sich so leicht nicht. Die Güter um Moskau herum, die eine hübsche Aussicht haben, stehen hoch im Preis. Man fordert bis zu 2000 Rubeln per Seele.[1]

Sie haben also nicht was ich brauche.

Erlauben Sie, doch, doch! Ich habe Ihnen ein kleines Gut anzubieten, nicht gerade in der nächsten Umgebung von Moskau, aber immer noch nahe genug. Man fordert dafür 55,000 Papierrubel; wir bekommen es vielleicht für 50. Auserlesene Liegenschaft, prächtiges Wohngebäude! Ueberaus fruchtbares Land! Bei auch nur ein wenig sorgfältigem Anbau läßt sich eine enorme Rente daraus ziehen! Wasser, kein so rother Grund, schwarzer, fetter Boden, ein wahres Goldland. Die Gegend ist hübsch, unmittelbar am Haus ein Fluß, man kann eine Mühle daran bauen, Wassermangel ist nie zu fürchten.

Und an welcher Straße liegt das Gut?

An der Straße nach Mozaika.

Das heißt also an der Straße nach Smolensk, Schon gut! Das ist nicht allzu weit von meiner Wohnung entfernt.

Das Gut ist ganz nahe bei der Stadt.

Wie, bei Moskau?

Nein, Excellenz, bei Wazma.

Gehorsamster Diener! Ich will ein Gut das höchstens 30 Werste von Moskau entfernt liegt.

Nun, wie weit ist's denn? Kaum 200 Werst, die Straße glatt wie ein Stubenboden. Eine Teleka rollt eben so leicht dahin wie eine Kalesche mit englischen Federn. Und was für ein Gut, Excellenz! Der Eigenthümer ist in Geldverlegenheit, sonst würde er es nimmermehr verkaufen.

Schon gut! Schon gut! Packen Sie nur wieder ein; da ist nichts zu machen.

Nun, dann erlauben Sie mir Ihnen ein anderes Gut vorzuschlagen, ganz nahe dabei!

Auch im Gouvernement Smolensk?

Nein, im Gouvernement Rjäsan.

Aber ich hab' Ihnen ja gesagt, es muß in der Nähe von Moskau seyn.

Adieu, mein Lieber, adieu! Es wartet schon ein anderer Mäkler draußen!

Hab' ihn gesehn, Excellenz, hab' ihn gesehn! Ich bin nicht so unbescheiden Ihnen einen Rath geben zu wollen. Aber es wäre schlecht von mir wenn ich Sie nicht warnte. Ums Himmels willen, Excellenz, sehen Sie sich vor. Ich kenne das Individuum. Gregor Kulakof heißt er. Er ist schon zweimal aus Moskau ausgewiesen worden. Den ganzen letzten Winter saß er hinter Schloß und Riegel, lassen Sie sich mit dem nicht ein, es ist ein Gauner. Ihr ergebenster Diener, Excellenz.

Kaum war der erste Mäkler hinaus, ließ ich den zweiten eintreten. Sein Aeußeres wollte mir nicht recht gefallen. Er trug einen langen Rock, etwas abgeschabt; er war klein, mager, hatte einen langen Judenbart, graue Augen von verdächtigem Ausdruck.

Excellenz, begann er, Sie haben also mit Krivoplasof nicht ins reine kommen können?

[1] In Rußland gehört bekanntlich zu jedem Landgut eine bestimmte Zahl Leibeigene. Der Preis des Landes berechnet sich nach der Anzahl der „Seelen," ein Bauer wird durchschnittlich zu 50 Rubel Rente angeschlagen.

Digitized by Google

Nein, erwiederte ich, er hat das nicht was ich brauche.

Ohne Zweifel hat er Ihnen ein Gut im Gouvernement Smolensk oder Rjäsan angeboten. Seit drei Monaten ist das sein alles, weiter hat er nichts.

Kennen Sie die Grundstücke? Sind sie gut?

Mein Gott, nicht geschenkt nähm' ich sie. Und dann verlangt der Mensch zwei Procent, da geniet er sich gar nicht. Ich begnüge mich mit der Hälfte. Freilich, unsereins — wir sind kleine Leute, er ist ein großer Herr.

Ist er von der Regierung angestellt?

Er war im Civildienst, wurde aber entlassen. Ach Herrje, damals war er gar nicht stolz!

Aha, dachte ich, die Herrn recommandiren einander aufs beste.

Sie wollen ein Gut in der Nähe von Moskau kaufen, Excellenz?

Ja, und so nahe wie möglich.

Das wird sich finden. Ach, hätten Sie sich nur vor vierzehn Tagen an mich gewendet, da hatt' ich ein halb Dutzend Landgüter in nächster Umgebung, jetzt hab' ich nur eins noch, aber das — man sieht's von hier aus, so nah ist es. Wenig Seelen, fünfzig im ganzen, zweihundert Morgen, zehn Morgen Wald, nicht sehr hochstämmig, aber schöner Anwuchs. Das Herrenhaus zierlich wie eine Bonbonière, und gar nicht alt, erst seit der Franzosenzeit erbaut. Eine wunderschöne Treppe, große Terrasse — zum Entzücken schön! Zwei Morgen Garten, Orangerie, Höhneehof, Gesindewohnungen doch alles ein wenig vernachlässigt, das ist nicht zu längnen; die Herrschaft wohnt nicht auf dem Gut, und eine Verwaltung ist nicht da. Auf den ersten Anblick könnte man allerdings glauben das Gut sey nicht im besten Stand. Allein das ist erst seit gestern so. Man braucht nur den Anstrich etwas auszubessern, hie und da einen Dachziegel, eine Fensterscheibe einzusetzen, so hat man ein wahres Schlößchen.

Ist ein Fluß da?

O ja, eine halbe Werst von dem Wohnhaus, ein wundermetter Fluß! Es ist eine wahre Lust das Wasser zwischen seinen grünen Ufern hinschleichen zu sehen.

Kann man darin baden?

Gewiß! Die Kinder der Bauern liegen den ganzen Tag darin. Es gibt Stellen, wo einem das Wasser bis an die Hüften geht.

Den Kindern, ja! Aber Erwachsenen bis ans Knie?

Seyn Sie ganz unbesorgt, Sie werden darin baden ganz nach Herzenslust. Vor dem Haus ist ein ansehnlicher Weiher — ein See könnte man sagen.

Und da gibt's wohl auch Frösche drinn?

Das will ich meinen! Die musiciren köstlich . . .

Es war mir nicht möglich länger ernsthaft zu bleiben.

Sie lachen? — Möglich, daß man heutzutage darauf nicht mehr sieht, aber vor Zeiten hatten alle Herrschaften in der Umgegend gern Frösche in ihren Weihern, die recht lebhaft musicirten. Sie hielten große Stücke darauf, Excellenz.

Ganz richtig, ich erinnere mich, das war einst Mode. Ich trage dieser Musik ganz und gar nichts nach, in meinem Teich hab' ich lieber Fische.

Die gibt's auch, Excellenz, in großer Menge. Der Garten hat zwei Bassins, voller Hechte, und was für Hechte! Die meisten eine Elle lang.

Eine Elle? Wirklich?

Excellenz, ganz genau kann ichs nicht sagen, gemessen hab' ich sie nicht. Aber das ist sicher, prächtige Hechte sind's.

An welcher Straße liegt das Gut?

An der Straße nach Zwenigorod.

Zwenigorod? Ich kenne die Gegend. Wie viel Werste entfernt?

Sechsundzwanzig.

Sechsund zwanzig Werste? Man geht linke, kommt an einer Mühle vorbei . . .

Ganz richtig!

Dann kommt Wald, zwei Werste lang.

Nicht ganz Excellenz, nur anderthalb.

Nun, dann ist es das Gut des Andreas Stepanowisch Waznikof.

Dasselbe, Excellenz.

In diesem Fall — Ihr Diener!

Wie so?

Das ist das schlechteste Gut weit und breit! Schlechtes Land, elende Baracke, das Wohnhaus ist das Anzünden nicht werth.

Verzeihen, Excellenz. Das Haus steht ein wenig schief, das ist wahr, das macht das Dach ist zu schwer. Man darf es nur wegschaffen . . .

Ja, und ein anderes darauf setzen, und die Gesindewohnungen neu aufbauen, und Scheunen und Ställe repariren! Danke schön!

Wie Sie wollen, Excellenz. Allein so wahr ich lebe, das Gut ist vortrefflich und ist um ein Spottgeld zu haben.

Entschuldigen, Excellenz! Da fällt mir eben ein anderes Gut ein — ein wahres Prachtstück! Wegen Abreise zu verkaufen! Morgen bring' ich Ihnen den Plan. Ganz in der Nähe, bei Klasmo, zwei Schritt davon. Schönes Land, wundervolle Hügelpartien, Birkengehölz, Lindenalleen.

Gut, recht gut, mein Lieber! — Auf Wiedersehen!

Noch keine halbe Stunde war verstrichen, da meldet sich ein dritter Mäkler, ich lasse ihn eintreten, der sah gar nicht aus wie die beiden andern. Der Mann war ein Fünfziger oder Sechziger, trug einen grauen Rock, ganz anständig. Grauen Kopf, röthliche Gesichtsfarbe, hellblaue Augen, ehrlich und bieder! Ganz das patriarchalische Aussehen eines jener alten, wahren Diener, die zwar nicht sehr schlau, nicht sehr flink sind, aber ihr Leben ließen um ihrem Herrn eine Kopeke zu retten.

Habe ich nicht die Ehre Se. Excellenz Herrn Bogdan Elitsch Belokei zu sprechen?

Der bin ich, mein Freund.

Gott sey gelobt! ich bin lang gelaufen bis ich Sie gefunden habe. Sie wünschen ein Gut zu kaufen 20 Werst von der Stadt?

Warum nicht — vorausgesetzt daß das Gut mir gefällt und angefähr den Preis hat den ich zahlen will.

Wir werden uns verständigen Excellenz! Lesen Sie dieß.

Der Mäkler gab mir ein überschriebenes Blatt Papier in die Hand, und ich las wie folgt: „Dorf Bilino, 20 Werst von Moskau entfernt, an der Straße nach Serpuhof, am Fluß Athanasia. Zahl der Bauern, zur Zeit der letzten Volkszählung, 61 Seelen; dermalen 85, mit dem Zuwachs seit jenem Zeitpunkt. Diese dieser Bauern treiben ein Handwerk und geben eine Rente bis zu 100 Rubel. Morgenzahl 400, wovon 20 auf das Herrenhaus, den Park und

Digitized by Google

die Wohnungen der Leibeigenen kommen. Das Schloß ist von Ziegelsteinen erbaut, die Möbel sind Mahagony, Bäder, Stallungen und Remisen, alles im besten Stand. Gekurfeiertes Dach. Prachtvolle Aussicht. Zwei Gärten, ein Zier- und ein Nutzgarten. Zwei Gewächshäuser, eins für Pfirsiche und Ananas, das andere für Trauben. Großartige Gesindewohnungen ꝛc.“

Ah, das ist ein Landgut, das man wohl nicht für 100,000 Rubel bekömmt?

Excellenz, haben Sie die Gnade und lesen Sie gefälligst bis zum Ende.

„Am Ufer des Flusses Athanasia: 15 Morgen Wiesen, unter den Fenstern des Schlosses eine Mühle mit den erforderlichen Nebengebäuden, Korndoben gefüllt mit den Früchten der letzten Ernte. 24 Morgen schöner Wald, fast lauter Birken. Aeußerster Preis! 90,000 Papierrubel.

Gehen Sie, rief ich, das kann nicht seyn, Holz allein ist für 200,000 Rubel da.

Wenigstens so viel, Excellenz.

Hör' einmal, guter Freund, eins oder das andere. Entweder du täuschest mich, oder es waltet da ein Irrthum ob.

Keineswegs, Excellenz. Ich täusche Sie nicht, und nicht der Schatten eines Irrthums waltet hier ob. Wollen Sie nur einen Augenblick die Geduld haben mich anzuhören. Der frühere Eigenthümer dieses Gutes, Anton Fedorowitsch Werklighin, ist vergangenen Winter gestorben, sein ganzes Vermögen fiel an seinen Neffen Iwan Tichonowitsch Ballekof. Der Erbe hat das Gut nie mit einem Fuß betreten, er dient in einem Husarenregiment gegenwärtig in Polen. Es scheint, er ist ein leidenschaftlicher Spieler und hat schon zwei Erbschaften durchgebracht. Die Pique-Dame scheint ihm nicht hold zu seyn, denn er hat seinen Bauern in Bilino geschrieben, er wolle sie um 90,000 Rubel Papier abtreten, wenn sie einen Käufer finden. Nun erlauben Sie mir zu bemerken, Excellenz: ich selbst bin in Bilino geboren, ein Freigelassener des letzten Herrn. Deßhalb wandten sich die armen Muschiks (Bauern) an mich, und baten mich, Ihnen einen guten Herrn zu suchen. Jetzt ist uns geholfen. Unser Bater heißt Bogdan Elitsch Belskoi, unter seiner Herrschaft wird keine Seele daran denken sich loszukaufen. Setzen Sie ihnen ein gnädiger Herr, kaufen Sie sie!

Kaufen soll ich sie, mein Freund! das ist bald gesagt, aber woher soll ich 90,000 Rubel nehmen?

Was das Geld anbelangt, das ist bereits gefunden.

Es ist ein Kaufmann von hier, erster Classe. Vorige Woche begleitete er mich nach Bilino, und wir haben miteinander folgende Uebereinkunft getroffen. Er kauft das sämmtliche vorhandene Holz um 150,000 Rubel. Das ist nicht theuer, allerdings, und da er das Holz sogleich auf dem Stamm wieder verkauft, ohne alle Kosten für Macherlohn, so macht er ein glänzendes Geschäft. Allein was kann man machen? Der Mann ist sicher und zahlt baar.

Ich gestehe, zuerst freut' ich mich, aber dann kam mir ein Scrupel.

Höre, Freund, sagte ich, warum schreiben denn die Bauern nicht an ihren Herrn, daß ein Käufer gefunden sey der 150,000 Rubel für das Holz allein biete, während er das ganze Anwesen um 90,000 Rubel verkaufen will?

O Excellenz, davor bewahr' uns der Himmel! Die Bauern wären verlorene Leute! Der Herr würde das Holz verkaufen, das Geld verschleudern, und dann gute Nacht!

Wahrhaftig, sagt' ich zu mir, das alles klingt ganz logisch.

Der Verschwender — fuhr der Mäkler fort — was kümmern Sie sich nun den? Ihm nützt das Geld doch nichts.

Da hast du Recht, mein Freund!

Also, Sie kaufen das Gut?

Ich kauf' es.

Bogdan Elitsch! mein verehrter Bater! rief der Mäkler, indem er sich mir zu Füßen warf; da die Sache nun abgemacht ist, so erlauben Sie mir noch eine Bitte an Sie zu richten.

Welche?

Ich habe einen Bruder in Bilino, haben Sie die große Gnade und schenken Sie ihm die Freiheit. Für all meine Mühewaltung ist das der einzige Lohn, den ich verlange.

Von Herzen gern! Er sey frei! Hast du nicht noch andere Verwandte?

O ja, Excellenz, aber ich wage nicht davon zu reden. Ich habe einen Neffen . . .

Auch deinem Neffen schenk' ich die Freiheit!

Der Mäkler schwamm in Thränen.

O mein Bater, rief er, wie soll ich Ihnen danken für diese große Gnade?

Immer vorausgesetzt daß du mich nicht anführst.

Guter Gott im Himmel, haben Sie immer noch Zweifel? — Ach, was fällt mir ein? Schade daß Iwan Fedorowitsch nicht in der Stadt ist.

Wo ist er denn?

Zu Hause, auf seiner Campagne. Ich habe wenig Geld bei mir; sonst würd' ich gleich hinfahren, um ihn zu holen.

Hier, da hast du 20 Rubel, und bring' mir den Mann gleich her.

Das ist das beste, Excellenz, Sie können sich dann direct mit ihm verständigen.

Du bist morgen wieder zurück.

Ganz gewiß. Und wenn es ihm zufälligerweise nicht möglich wäre, mich zu begleiten, so werd' ich ein Schreiben von ihm mitbringen. Aber er kommt gewiß in Person mit. Für ihn ist's schon der Mühe werth, er gewinnt vielleicht 100 Procent. Empfehle mich zu Gnaden, Excellenz! Ich laufe auf die Post, nehme Pferde, und fort!

Der Mäkler gieng, aber einige Minuten darauf stand er schon wieder im Zimmer.

Was hast du, mein Lieber? fragte ich ihn.

Halten zu Gnaden, Excellenz! Ich habe etwas vergessen.

Iwan Fedorowitsch Bibkin ist darauf erpicht, ein Verkaufsholz zu bekommen, das an seinen Garten stößt. Lassen Sie sich nicht bereden, verkaufen Sie es nicht! Der Großvater des letzten Eigenthümers schon hat die Bäume gepflanzt, sie geben herrlichen Schatten, und es wäre ein wahrer Mord sie niederzuhauen.

Aber wenn der Kaufmann darauf beharrt?

Um so schlimmer! Sagen Sie ihm aber, Sie kaufen das Gut hauptsächlich wegen dieses Gehölzes, das Ihnen ganz besonders wohlgefalle. Es ist kaum ein halber Morgen. Seyn Sie ruhig, deßwegen geht der Handel nicht zurück.

Gut, dabei bleibts. — Ei, mein Lieber, wie heißt du denn?

Digitized by Google

Prokowitsch Sawelief. Ihr ergebenster Diener, Excellenz.

Man kann ſich denken daß mir dieſer Tag in den angenehmſten Träumereien hingieng. Bald warf ich das Netz im Fluß Athanaſia, und fieng die ſchönſten Fiſche, bald gieng ich unter meinen jahrhundert alten Birken ſpazieren, ich gieng in meinen geräumigen Gewächshäuſern herum, beſichtigte meine Pfirſiche und Trauben. Ich war der glückliſchſte Menſch der Welt.

Es iſt nicht möglich, ſagte ich zu mir, daß mich der Alte betrügt. Angenommen, er hätte ſich all die Mühe gemacht, nur um mir einige Rubel abzujagen, — warum wäre er dann, nachdem er ſeinen Zweck erreicht, noch einmal zurückgekommen, um von dem Birkenwäldchen zu reden; das wäre denn doch mehr als ſchlau und gänzlich überflüſſig.

Gegen neun Uhr kommt einer meiner alten Freunde zu mir, Andreas Danilowitſch Erustapof.

Guten Morgen, Bogdan Elitſch, begann er. Nach Deinem Befinden frag' ich nicht. Du ſiehſt ja ganz fröhlich aus.

Nun, Du ſiehſt eben auch nicht aus, wie ein Unglücklicher.

Es iſt ſo, Freund, ich bin froh, ſeelenvergnügt, der Himmel iſt mir überaus gnädig.

Wirklich?

Höre mich an. Ich habe die Ausſicht ein prächtiges Landgut zu kaufen, oder vielmehr, man ſchenkt es mir, einzig und allein weil man mich für einen ehrlichen Mann hält.

Wie ſo?

Ein Gut, wie man wenige ſieht, eine wahrhaft fürſtliche Domäne, 20 Werſt von Moskau.

Zwanzig Werſt?

Ja, Bogdan Elitſch, an der Straße nach Serpukof.

Der Teufel, dacht' ich, das ſieht nicht gut aus.

Der Eigenthümer, fuhr Erustapof fort, iſt noch nie ins Dorf gekommen, es iſt durch Erbſchaft an ihn gelangt. Der Herr braucht Geld, er ſchreibt ſeinen Muſchik: ſchafft einen Käufer an, und nun laſſen mich die guten Leute bitten, einzukaufen.

Ich bin ertappt, brummte ich vor mich hin.

Denke Dir, Bogdan Elitſch, der ſeltſamſte Handel von der Welt. Man fordert nur für das Gut 90,000 Papierrubel, und das Holz allein iſt 200,000 werth. Es iſt ein Schloß da, ganz von Ziegelſteinen erbaut, eine Mühle.

Und das Dorf heißt Bilino?

Ja, woher weißt Du das?

Ich kenne die ganze Geſchichte. Wenden ſich die Bauern direct an dich?

Das nicht, ſie haben mir einen Abgeſandten geſchickt.

Einen Mann mit weißen Haaren, er trägt einen grauen Paletot, hat ein ehrliches, einnehmendes Geſicht.

Wie, Du kennſt ihn?

Alle Wetter — Prokowitſch Sawelief.

Nein, Sawelitſch Prokowick.

Es iſt all eins, und gewiß haſt Du ihm auch etwas Vorſchuß gegeben?

Eine Kleinigkeit, 10 Silberrubel.

Wann war er bei Dir?

Heute, um 2 Uhr.

Ja, um 12 Uhr war er bei mir. Nun, mein Lieber, wenn Du mirs nicht übel nehmen willſt — das Gut hab ich bereits angekauft.

Nicht möglich! rief Andreas Danilowitſch, indem er vom Seſſel aufſprang.

Ja, mein Lieber, angekauft, und wohlfeiler als Du, Du haſt ihm 10 Silberrubel gegeben, ich nur 5.

Was ſoll das alles bedeuten?

Sag einmal, hat er dich nicht auch gebeten, ſeinen Bruder frei zu geben?

Ganz richtig.

Und Du haſt es ihm verſprochen?

Natürlich.

Dann hat er Thränen vergeſſen?

Geſchluchzt, es war herzbrechend.

Ein verdammter Komödiant! Nur ſinde ich, daß er zu wenig abzuhandeln. Hat er Dich nicht auch um Geld gebeten, um Pferde zu nehmen und den Holzhäuſer zu holen.

Genau ſo. Er bat mich um 5 Rubel und ich gab ihm 10.

Alſo iſt er, nachdem er mich verlaſſen, geraden Weges zu Dir gegangen.

Alles, ſelbſt der Fluß Athanaſia, rief Erustapof noch einmal, alles trifft zu. Ich hatte bereits beſchloſſen dort ein Badhaus zu bauen. Ein infamer Betrüger!

Warum ſich erhitzen, Bruderherz? Sieh, ich bin ruhig, und mich hat er geprellt wie dich.

Erustapof lachte endlich doch.

Meiner Treu, ſprach er, ich hab' in meinem Leben ſchon viele Spitzbuben geſehen, aber noch keinen von dieſer Sorte! Du magſt thun was du willſt, aber ich laſſe die Sache nicht ruhen.

Und was gedenkſt du zu thun?

Ich werde den wahrlich Mann aufſuchen.

Wirklich? Nun, dann geh nur nach Bilino, dort wirſt du ihn ohne Zweifel finden.

Nein, nein! Dieſe Herren verlaſſen Moskau nicht. Ich werde mich auf der Polizei erkundigen ob man mir ſagen kann wo ein gewiſſer Prokowitſch Sawelief oder Sawelitſch Prokewick wohnt; ich werde den Vogel aus dem Neſt nehmen.

Und dann?

Und dann? Dann geb' ich ihm noch ein Fünfrubelſtück dafür, daß er und wie Buben behandelt hat die eben aus der Schule kommen. Das verjüngt uns.

Gut! Gut! Gib ihm auch einen Fünfrubel von mir, aber aus einem andern Grund.

Der wäre?

Weil ich ihm einen der glücklichſten Tage meines Lebens verdanke.

Meiner Seel', du haſt Recht. Auch ein Glück, oder auch nur einen Schatten von Glück für einen ganzen Tag um ein Paar Rubel einkaufen — das iſt ein guter Kauf.

Digitized by Google

Die schottische Fischzucht.

(Aus Chambers's Journal.)

Die unermeßliche Fruchtbarkeit aller Arten Fische ist wohl bekannt. Sie breiten eine solche Menge Laich aus daß Myriaden Junge entstehen können. Ein Salm (Lachs) z. B., der zehn Pfund wiegt, wird, wie man berechnet hat, 10,000 Jungen das Leben geben. Ist aber der Laich nach dem gewöhnlichen Gange der Natur in den von den Fischen besuchten Flüssen niedergelegt, dann ist er so mannichfachen Gefahren ausgesetzt daß stets nicht mehr als ein Viertheil der abgesetzten Masse zum Leben kommt. Hr. Robert Buist aus Perth führte in der Versammlung der Tay-Salmfischerei-Eigenthümer an daß es im Almond-Miver eine Menge Laichbette gebe, und eines davon habe man, wegen des langanhaltenden schönen Wetters, ganz ausgetrocknet und den Laich zerstört gefunden. Allein selbst wenn das Junge ausgeschlüpft ist, sind die kleinen Fische noch unzähligen Gefahren preisgegeben. Wenn die Laichbette der von Hrn. Buist erwähnten Gefahr der Austrocknung entgehen, so sind sie dem Aufspülen ausgesetzt, und der Same wird von den Winterstürmen weggeweht; sind sie aber vor diesen beiden Fährlichkeiten geschützt, so bricht das Wasserhuhn in dieselben ein und pickt den Laich auf. Die Eier sind auch sehr häufig eine Beute anderer Fische. Aus dem Schlund einer großen Forelle hat man während der Laichzeit mehr als 600 Salmen-Eier herausgenommen, und alle Arten unbarmherziger Feinde fallen über die Brut in ihren verschiedenen Ei- oder Fischgestalten her, und verschlingen sie. Wilde Enten und anderes Geflügel zerstören große Mengen Laich; die Mode vieler Fliegen welche im Wasser ausgebrekt werden, ist gleichfalls ein gefährlicher Feind der schutzlosen Eier. Ueber diesen Feind des Salmen macht Hr. Buist aus Perth folgende Bemerkungen in einem Schreiben an die Regierungs-Inspectionscommissäre der irischen Fischereien: „Ich fand in dem Bericht über eine zu Ballina abgehaltene Versammlung angeführt daß ein kleines schwarzes Insect in den dortigen Versuchsteichen eine Menge Eier zerstört habe. Ich beobachtete dieses Insect während unsere Eier im Jahr 1854 in der Brut begriffen waren; ich hatte einige Exemplare desselben beigebracht, und sah in einer Krystallflasche die ganze Operation des Wurms an den Eiern. Er befestigte sich an das Ei mit seinen Fühlhörnern und machte eine kleine Oeffnung in dasselbe. Er ist die Larve der Frühlingsfliege, welche im Monat Mai Flügel bekommt, und seinerseits wieder von Tausenden von Flossern verschlungen wird. Dieß ist das Wiedervergeltungsrecht; allein man merke die Reaction. Dieses kleine Tageinsect legt, während es im Wasser spielte und Myriaden winziger Fischlein verschlang, Eier, welche in der nächsten Saison von der Frühlingssonne ausgebrütet werden, in ihrem Larvenzustande dann Beute zu machen suchen an den Eiern des Salmen, und dem Embryo das Herzblut aussaugen. So ist das Leben — „der Starke lebt von dem Schwachen." Es ist daher dringend nothwendig zur Fortbringung der Jungen sie in diesen Zuchtteichen vor den verheerendsten ihrer natürlichen Feinde zu schützen, und vor allem den ins Leben tretenden Fischen eine unverletzliche Freistätte zu gewähren, bis die Zeit herannaht wo man sie ohne weiteren Nachtheil ihrem Weiterziehen überlassen kann.

Der größte in der Salmenzucht bis jetzt in Großbritannien vorgenommene Versuch wurde an den Ufern des Tay-Flusses gemacht, an einer den Namen Colinhaugh führenden Stelle, die jedoch als Stormontfield besser bekannt ist und dem Grafen v. Mansfield gehört. Die Versuche in Stormontfield wurden angeregt in einer Versammlung der Eigenthümer des Flusses, die im Jahr 1852 gehalten ward und in welcher Dr. Gisdale eine Mittheilung über künstliche Fortpflanzung verlas. Hr. Thomas Ashworth aus Poynton erläuterte die in seiner irischen Fischerei-Station gemachten Experimente. Er sagte: „er habe schon längst die Ansicht gehegt daß es ebenso leicht sey den Salmen in unsern Flüssen künstlich fortzupflanzen, als die Seidenraupe mit Maulbeerblättern zu erziehen, obgleich ersterer unter dem Wasser, letztere in freier Luft lebe. Es sey eine ausgemachte Thatsache daß Salmen und andere Fische in Teichen mit geringen Kosten zu Millionen künstlich fortgepflanzt und solchergestalt für ihr erstes Lebensjahr gegen ihre natürlichen Feinde geschützt werden könnten. Nach Verfluß dieses Jahrs würden sie dann im Stande seyn sich viel besser selbst zu schützen, als dieß in ihren früheren Lebensstufen der Fall seyn könne. Sein Bruder und er hätten im gegenwärtigen Augenblick in Teichen ungefähr 20,000 junge Salmen auf diese Weise erzeugt, welche täglich mit passender Speise gefüttert würden. Hr. Ashworth bemerkte auch daß noch gar manche Entdeckungen in der künstlichen Fortpflanzung und Ernährung der Salmen zu machen seyen. Man wisse vergleichsweise nur wenig von der Lebensart dieser Fische; um diesem Uebelstand abzuhelfen, habe er den Fischerei-Commissären in Irland vorgeschlagen einen Theil der auf die von ihm angegebene Weise fortgepflanzten Fische aus den Teichen zu nehmen, sie alljährlich auf drei Monate ins Meer zu versetzen, für die übrigen neun Monate dann wieder in die Teiche zu bringen, und dieses Verfahren mehrere Jahre hindurch zu wiederholen. Die Commissäre hätten etwa ein Dutzend dieser jungen Salmen aus den Teichen genommen und sie viele Wochen lang in der Dublyner Ausstellung gehabt, wo sie in einem Modell eines Wehrs (wear), mit einer Salmenleiter darin, aufbewahrt wurden; das Modell ward durch eine Röhre beständig mit frischem Wasser versehen. Diese kleinen Geschöpfe zeigten ihre Behendigkeit durch Ersteigung der Leiter, und giengen so zur Belustigung der Umstehenden über das Wehr hinüber; wie er erfahren, hätten sie sich in diesem kleinen Strom reinen Wassers vollkommen wohl befunden, sich munter darin umgetrieben, und seyen täglich mit zerhacktem Fleisch gefüttert worden. Nur bei einer solchen Verfahrungsweise lasse sich eine genauere Geschichte des Alters und der Gewohnheiten der Salmenarten schreiben. Die Kosten für diesen Plan künstlicher Fortpflanzung betrügen nach seiner Schätzung höchstens ein Pfund für Tausend Stück, was im Durchschnitt einen Farthing für jeden Salmen ausmache." Schließlich sagte Hr. Ashworth: „Die Hauptrücksicht, die bei ihm den Ausschlag gegeben, sey die gewesen daß durch die künstliche Fortpflanzung des Salmen die Masse der menschlichen Nahrung einen bedeutenden Zuwachs erlange." Sodann legte er der Versammlung in kräftigen Worten die Wichtigkeit ans Herz Hrn. Ramsbottom (einen bekannten Fischzüchter) aufzufordern zu lassen die Operationen im Tay zu beginnen, und eine Anzahl Leute in das zur Vermehrung der Salmen in diesem Fluß einzuschlagende Verfahren einzuweihen. Der von Hrn. Ashworth in Vorschlag gebrachte Plan wurde einstimmig angenommen, und

Digitized by Google

zugleich ein Ausschuß bestellt um die in der Versammlung gefaßten Beschlüsse in Ausführung zu bringen.

Die Zuchtteiche in Stormontfield befinden sich in einer schönen Lage an einer abhängigen Stelle des Tay-Flusses, und sind im Rücken durch eine Baumpflanzung geschützt. Wir haben den etwa fünf Meilen von Perth und ungefähr anderthalb Meilen von einer Eisenbahnstation liegenden Platz besucht. Der Boden ist aufs vortheilhafteste hergerichtet und das Ganze der Teiche, Wasserzuflüsse ꝛc. von Hrn. Peter Brown entworfen und ausgeführt worden, und soll dem Zweck auf bewundernswerthe Weise entsprechen. Neben dem Flusse befindet sich ein reißendfließender Mühlbach, welchem das benöthigte Wasser entnommen wird. Die erforderliche Menge läuft aus diesem Bach zuerst in ein Reservoir, von wo aus es durch Röhren in einen kleinen mit einer Reihe Kisten versehenen Wassercanal geleitet wird. Die Kisten sind an einem sanften Bodenabhang auf dem lieblichen Ufer des silbergleich dahin strömenden Tay befestigt, und durch die sanfte Abdachung fällt das Wasser schön von einem Behälter (oder Teich) auf den andern in einem stufenweisen, aber beständigen Strom, sammelt sich am Boden in einer Art Damm, und läuft von da in einen tiefen See oder ein Depot, in welchem die Fische gehalten werden. Eine aus feinem Drahtwerk verfertigte Schleuse läßt das überflüssige Wasser in den Tay abströmen, und bewirkt daß stets ein gleichmäßiger Vorrath vorhanden ist. Sie dient auch als Auslaßstelle für die Fische, wenn man es für zweckdienlich erachtet sie hinauszulassen um ihr Glück in einem nahe liegenden tiefern Wasser zu versuchen, worauf sie im Teiche gewissermaßen vorbereitet werden. Die Kisten, Teiche und Schleusen sind mit besonderm Scharfsinn ausgeführt worden, und wir vermögen und nichts zweckentsprechenderes zu denken. Unser einziges Bedauern ist daß man das Ganze nicht in viel größerm Maßstab angelegt hat. Hätte man die Anzahl der Kisten verdoppelt, so würde man Gelegenheit gehabt haben eine Million Salmen zu gewinnen.

Das Geschäft der Vorbereitung des Laichs für die Kisten begann hier am 23 Nov. 1853, und im Lauf eines Monats waren 300,000 Eier in 300 Kisten niedergelegt, welche mit Kies ausgefüllt und zur Aufnahme der Eier vollständig hergerichtet waren. Hr. Ramsbottom, der das ganze Verfahren leitete, hält den Tay für einen der schönsten Zuchtflüsse in der Welt, und sagt: „es wäre anmaßend die Zahl der Fische beschränken zu wollen die sich darin aufziehen ließen, wenn der Fluß zu diesem Zweck hergerichtet würde." Wir geben unsern Lesern hier in Hrn. Ramsbottoms eigenen Worten eine Schilderung des Verfahrens beim Ausgießen des Laichs und der Art und Weise der Befruchtung desselben. „Sobald ein Paar passender Fische gefangen waren, wurden die Eier des Weibchens alsbald in eine zum vierten Theil mit Wasser angefüllte Kufe gebracht, was durch einen sanften Druck der Hände vom Thorax (dem Brustbiedl) abwärts bewirkt wird. Die Milch des Männchens ward in ähnlicher Weise ausgespritzt, und der Inhalt der Kufe dann mit der Hand umgerührt. Nach Verfluß einer Minute wurde das Wasser abgegossen, und nur so viel in der Kufe gelassen daß die Eier unter Wasser blieben; hierauf ließ man frisches Wasser ein. Auch dieses wurde wieder abgegossen und durch frisches ersetzt, ehe man den befruchteten Laich in die zu seiner Aufnahme vorbereiteten Kisten brachte. Die Eier wurden in die Kisten versetzt auf eine dem natürlichen Verlauf der Sache so viel als möglich nahe kommende Art, mit dem wichtigen Vortheil jedoch daß die Eier im Flußbett der Beschädigung und Vernichtung auf gar mannichfaltige Weise unterworfen sind; der Alluvialstoff, der zur Zeit der Fluth abgelagert wird, bedeckt oft die Eier zu tief als daß die Brut sich, selbst wenn sie ausgebrütet ist, herauswinden könnte; der Ungestüm der Strömung schwemmt beim Eintreten der Fluth häufig ganze Laichbette sammt ihrem Inhalt weg. Legt man die Eier dagegen in Kisten nieder, so sind sie vor Nachtheil geschützt, ihre Lebendigwerdung in sehr großen Mengen ist so zur Gewißheit gemacht, und die jungen Fische wachsen in Sicherheit heran."

Am 31 März beobachtete man daß das erste Ei ausgebrütet war; im Laufe der Monate April und Mai waren die meisten Eier ins Leben getreten, und man sah die Brut in den Zuchtkästen herumschwimmen; im Junius wurden sie in den Teich versetzt und waren dann etwas mehr als einen Zoll lang. Sir William Jardine sagt in einem in der neulichen Versammlung der British Association verlesenen Aufsatz, von dem wir Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatten: das Ergebniß des erstjährigen Versuchs sey ein befriedigendes; die Thunlichkeit eine große Anzahl junger Fische auszubrüten, aufzuziehen und sie zwei Jahre lang gesund zu erhalten, sey bewiesen, und die Kosten hiefür seyen — wenn man die Anlegungskosten in Abzug bringe — höchst unbedeutend. Sir William berichtet auch daß die zweite Reihe der Versuche im letzten Winter eben so befriedigend begann. Man fieng mit dieser Arbeit am 22 Nov. an, und war am 19 Dec. damit zu Ende, um welche Zeit 183 Kisten, jede mit 2000 Eiern, bestockt worden waren.

Wie wir aus dem Bericht ersehen, scheint es als ob großer Mangel an männlichen Fischen herrsche. „Als wir, sagen die HH. Ashworth und Buist aus Perth, am Fluß ankamen, hatte man zwei weibliche Fische gefangen, und am nächsten Tage bekam man abermals zwei Weibchen. Am dritten Tage fieng man einen schönen männlichen Fisch, welcher zweiundzwanzig bis achtundzwanzig Pfund wog. Wir hatten nun volle Gelegenheit zu sehen wie der Laichungsproceß vor sich gieng. Die Weibchen schwammen, nachdem man ihnen die Eier entnommen, lebhaft hinweg, und jedes wurde durch Streichung eines Loches in den Schwanz bezeichnet." Dieselbe Ungleichheit zwischen der Menge der Männchen und Weibchen zeigte sich auch in Irland. Man fand das Verhältniß der Männchen zu den Weibchen in Lough Corrib wie 1 zu 14; allein wir erwähnen dieß bloß nebenbei, und wollen uns für dießmal nicht mit dem Streit über die Salmen befassen, und die jungen Fische nicht weiter verfolgen als bis zu ihrer Geburt.

Diejenigen unserer Leser denen es um genauere Kenntniße über die Fischcultur zu thun ist, mögen sich Rarts erholen in einem Aufsatz der Revue des deux Mondes für 1854 (Vol. VI); auch sind eine große Menge Flugschriften im französischen Buchhandel erschienen; wir führen davon an: „Pisciculture. Du Repeuplement des Eaux de la France, par Mr. C. Millet — eine Schrift die in einem der Pariser Gelehrtenvereine verlesen wurde, und die manche merkwürdige Gedanken und viel belehrendes über den Gegenstand enthält. Wer Stormontfield zu besuchen wünscht, kann bei seiner Ankunft in Perth die erforderlichen Weisungen über den Besuch der Teiche von Hrn. Robert Buist erhalten, der für die künstliche Fischzucht stets großes Interesse an den Tag legte. Befindet man sich einmal an den Zuchtteichen selbst, so wird der treue Wächter der Fische, Peter Marshall, dem Wißbegierigen jede weitere Auskunft gern ertheilen.

Digitized by Google

Das wilde Mele-u-huhn auf den Molukken.

Durch allzu viele Jagden sind die so nützlichen Mele-u-hühner auf den zahlreicher von Weißen und Mischlingen bewohnten kleinern molukkischen Inseln nunmehr fast gänzlich verschwunden, und nur noch in Menge auf den menschenleeren, größern Eilanden anzutreffen, wo sie dem Schrotfeuer der Flinten weniger ausgesetzt sind, da die daselbst wohnenden dunkelfarbigen Eingebornen — selbst wenn sie Feuergewehre besitzen — Schießpulver und Blei viel zu sehr schätzen um es leichtsinnig zu vergeuden. Denn solchen Leuten ist ein todtgeschossener oder tödlich verwundeter Vogel gewöhnlich keinen Schuß Pulver werth.

Das wilde Mele-u-huhn, von den Eingebornen Siam Meleu [1] genannt, hat schwarzes Gefieder, ist so groß wie ein großer Haushahn, hat aber dünnere Beine und einen kürzern Hals als letzterer; es hat weder Schwanz noch Kamm, kann aber sehr schnell laufen, und flattert oder fliegt nur wenn es verfolgt wird, und sich auf Bäume oder von diesen herab begeben will. Hahn und Henne dieser Hühnerart sind in ihrer Gestalt nur wenig verschieden. Gewöhnlich sind diese Siam Mele-u auch sehr mager und deren Fleisch alsdann nicht schmackhaft. Allein sehr nützlich wird dieß wilde Huhn den Menschen in den Gegenden wo man es nicht verscheucht, dadurch daß es das ganze Jahr hindurch fast täglich und zwar sehr große, nahrhafte Eier legt, dabei durch sein Geschrei die Orte verräth wo es seine Eier gelegt hat. Die Mele-u-hühner legen ihre Eier nämlich nicht in Nester, sondern jedesmal einzeln auf einen gewöhnlich mit dürrem Gras, Rohr oder vertrocknetem Schilf bedeckten Ort, am häufigsten in der Nähe des Strandes, aber selten auf feuchter Erde oder im kühlen Schatten dichtbelaubter Bäume; denn sie brüten ihre Eier nicht selbst aus und überlassen dieß der Wärme der Sonnenstrahlen. Auch bekümmern sie sich nicht um die Pflege der Jungen; wahrscheinlich können einzelne Ausnahmen hierin stattfinden, wie dieß mit den Enten in dießigen Ländern auch der Fall ist, welche das ganze Jahr hindurch (jedoch während sie mausern nicht) Eier legen und nur sehr selten brüten. [2] So daß man genöthigt ist Entenvier von Hühnern ausbrüten zu lassen. Wahrscheinlich wird das Mele-u-huhn zur Zeit wenn es mausert keine Eier legen; allein hier mausern die meisten Vögel von einer Art nicht alle zu derselben Zeit, sondern das ganze Jahr hindurch; einige Vögel in diesem Monat, andere im folgenden Monat u. s. f.

Die Eier der Mele-u-hühner sind fünf bis sieben Zoll lang und haben in der Mitte reichlich zwei Zoll im Durchmesser. Von den Eiern anderer Vögel unterscheiden sich die Mele-u-eier besonders dadurch daß sie nur sehr wenig Eiweiß enthalten, welches höchstens den achten Theil ihres Inhalts beträgt. Die Schale dieser Eier ist weit härter wie die der Haushühner, und hat die Farbe des Sohlleders. Der Inhalt eines Mele-u-eies — welcher dem von 6—8 Eiern ostindischer Haushühner gleichkommt — dürfte zureichend für eine Mahlzeit eines Europäers seyn, da ein Eingeborner nur bei starkem Appetit ein solches Ei, wenn es gesotten ist, in einer Mahlzeit aufzuessen vermag. Solcher nahrhaften Eier wegen wäre es natürlich sehr wünschenswerth die wilden Mele-u-hühner zu zähmen; allein bisher haben noch alle derartigen Versuche kein günstiges Resultat geliefert. Die Jungen aus Mele-u-eiern welche man Haushühnern oder in Reis [3] gesteckt, ausbrüten ließ, ergriffen augenblicklich die Flucht, wenn sie die Schale des Eies gebrochen hatten und ins Freie entstiehen konnten, oder sie starben sehr bald wenn man sie einkerkerte. Letzteres geschah auch mit eingefangenen alten Mele-u-hühnern; wahrscheinlich war vieles Körnerfutter ihnen nicht tauglich, da sie in den Wildnissen meist Gezieser und Pflanzenknospen genießen. Auf den Inseln Obi, Buro, Geram und Kula sind die Mele-u-hühner am zahlreichsten.

(Merkwürdig ist daß diejenigen Mele-u-eier welche man in Reis steckte, schon in 10—12 Tagen ausgebrütet wurden, während Hühner 15—16 Tage darauf brüten mußten; freilich ließ sich nicht entdecken ob diese Eier nicht schon von der Sonnenwärme ausgebrütet waren. Indeß hat man dieses zu wiederholtenmalen versucht, dabei auch noch befunden daß die Hühnern untergelegten Mele-u-eier häufiger verdarben, wie die welche man in Reis steckte.) Man sollte wohl vermeinen daß die Mele-u-hühner — in den Ländern wo sie der Menschen nicht ausrottet — sich massenhaft vermehren müßten, allein die vielen hier heimischen großen [4] Schlangen tragen ungemein viel zur Verminderung der hiesigen Vögel bei, und suchen diese und deren Eier — gewöhnlich des Nachts — nicht nur auf ihren Schlafplätzen und Nestern im Gebüsch, sondern auch auf hohen Bäumen auf. Die hiesigen großen Ratten fressen ebenfalls allerhand junges Geflügel und Eier, wenn sie ihrer nur habhaft werden können.

---

[1] Da die wilden Mele-u-hühner sich von andern Hühnerarten auch dadurch unterscheiden daß sie keinen Schwanz haben, was beim Haushuhn doch zuweilen vorkommt, so nennt man die ungeschwänzten Haushühner hier auch Siam Meleu, weil sie den ersteren ähnlich sind.

[2] Ich habe in einem Zeitraum von 21 Jahren auf den molukkischen und Sunda-Inseln nur drei Enten gehalten, welche ihre Jungen selbst ausgebrütet hatten und sich um deren Pflege bekümmerten; dagegen besitzen die hiesigen Haushühner zwei- oder dreimal jährlich, und legen nur zehn bis zwanzig kleine Eier, worauf sie wieder brüten.

[3] Der Reis, welcher aus andern Ländern in Bastsäcken hier eingeführt und aufbewahrt wird, ist warm, und kühlt selbst in den Magazinen nicht leicht ab.

[4] Große Schlangen nenne ich hier diejenigen, welche eine Länge von 7—12 Fuß und 4—6 Zoll im Durchmesser haben; diese größere Schlangen begeben sich nicht auf hohe Bäume, diese suchen ihre Kost auf dem Fußboden.

Die Natur auf den Falklands-Inseln.

(Fortsetzung.)

Die geologische Formation der Falklands-Inseln ist meist einfach. Das niedere Land besteht aus Thonschiefer und Sandstein, und die Hügel aus weißem körnigem Quarzfelsen. In dem Thonschiefer finden sich zahllose Abdrücke organischer Ueberreste, hauptsächlich Muscheln, welche mit der Terebratula vermandt sind. Alle Ebenen und Thäler die ich daselbst gesehen habe, bestehen aus Torflagern, die durch ihren Graswuchs vortreffliche Viehweiden darbieten; sie sind öfters durch einzelne, zu ½stein von einem Farrnkraut, der zierlichen Lomaria alpina, welche vom Vieh nicht gefressen wird, bedeckte Flecken unterbrochen. Hie und da trifft man einen Torfsumpf, der einem kleinen Bach als Ursprung dient. Süßes Wasser ist überall in großem Ueberfluß vorhanden, es ist

Digitized by Google

zwar oft etwas gefährlich gefärbt, weil es über große Torfstrecken läuft, der Geschmack wird aber dadurch nicht verschlechtert. Der größte Fluß auf Ost-Falkland ist der San Carlos; er hat 30 Meilen Länge, ist 8 Meilen weit für Boote schiffbar, etwa 250 Fuß breit, mit hohen Ufern, und im ganzen tief, obschon er stellenweise zu Pferde überseyt werden kann; der nächste an Größe ist der Mafton. Was jedem Reisenden, der Falkland besucht hat, am meisten auffaellen ist und auffallen muß, sind die Felsenströmen. Von Zeit zu Zeit trifft man ein Thal quer überseyt von großen eckigen Quadern von Quarz, oft gehen diese Reihen von Felsblöcken an den Hügeln hinauf bis an den Kamm derselben, und hören entweder da auf, indem die einzelnen Stücke eine kolossale Form annehmen, oder aber überschreiten sie den Kamm, und gehen auf der andern Seite hinab; vielleicht hatten sie ihren Ursprung auf der Spitze des Berges und verbreiteten sich von da nach beiden Seiten hin. Charles Darwin hat sie in der Beschreibung seiner Reisen sehr treffend Steinströme genannt. Die Felsblöcke die einen solchen Steinstrom bilden, haben nicht immer die gleiche Größe, sie sind meistens länglich-viereckig, und wechseln in ihrer Größe von 3' Breite und 5' Länge bis zum zehnfachen dieser Größe; ihre Ränder sind scharfkantig und sehen gar nicht aus wie wenn sie durch irgendeine bewegende Kraft dahin gebracht worden wären. Der ganze Strom erscheint als ein Streifen von verschiedener Breite, von 50 bis zu 150' nicht aus unregelmäßigen Haufen gebildet, sondern aus größeren und kleineren Blöcken, die ordentlich neben einander gereiht, fast alle die gleiche Höhe erreichten und deren Basis in den Torfboden eingesenkt ist; die Blöcke liegen oft hart neben einander, oft bilden sie Zwischenräume, so daß man einen Sprung machen muß, um von einem Felsen zum andern zu gelangen. Alle sind vollständig nach allen Richtungen hin mit höchst interessanten Flechten überzogen; wie sie entstanden sind, wird schwer zu erklären seyn, vielleicht sind es Gänge, die früher gleiches Niveau mit dem sie umgebenden Terrain hatten, und durch Senkung des sie umgebenden Torfes hervorgehoben wurden.

Der englische Geolog Darwin spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Die geringe Neigung dieser Steinströme ist der merkwürdigste Umstand bei den selben. An der Seite der Hügel bemerkte ich daß sie in einem Winkel von 10 Graden sich gegen den Horizont neigten; aber in einigen von den flachen, breitgründigen Thälern ist die Neigung so daß man dieß nur eben gewahr wird. Auf einer so ungeheuren Oberfläche konnte man den Neigungswinkel nicht messen, um aber einen Vergleich zu geben, will ich bemerken daß die Neigung allein die Schnelligkeit einer englischen Postkutsche nicht gehemmt haben würde. An einigen Stellen lief ein zusammenhängender Strom dieser Trümmer ein Thal hinauf und erstreckte sich bis zu dem Kamm des Hügels. Auf diesem Kamm schienen ungeheure Massen, größer als ein kleines Haus, in ihrem Laufe plötzlich aufgehalten worden zu seyn; dort lagen auch die gekrümmten Schichten der Gewölbe über einander aufgethürmt, wie die Ruinen einer ungeheuren alten Kathedrale. Man wird versucht von einem Gletschniß zum andern zu gehen, wenn man diesen wilden Anblick beschreiben will. Wir können uns vorstellen als wenn Ströme weißer Lava von vielen Theilen der Berge in das niedere Land geflossen, und bei ihrem Festwerden durch eine gewaltsame Convulsion in Myriaden von Bruchstücken zerborsten wären."

„Der Ausdruck „Felsenströme," der sich jedem aufdrängt, gibt dieselbe Vorstellung. Der Gegensatz der niedrigen, abgerundeten Formen der benachbarten Hügel macht diese Scenen um so auffallender. Auf dem höchsten Gipfel einer Hügelreihe fand ich, ungefähr 700 Fuß über dem Spiegel des Meeres, ein großes, gewölbtes Bruchstück, das auf seiner convexen oder oberen Fläche lag. Ist es möglich daß es in die Luft geworfen und auf diese Weise herumgedreht wurde? Oder was wahrscheinlicher, ist daß früher ein Theil derselben Hügelkette vorhanden war, höher als die Spitze, auf der dieses Denkmal einer großen Naturconvulsion jetzt liegt? Da die Bruchstücke in den Thälern weder gerundet, noch die Spalten mit Sand ausgefüllt sind, so müssen wir den Schluß ziehen daß die gewaltsame Periode flutfand, nachdem das Land über die Wasser des Meeres erhoben war. In einem Querdurchschnitt in diesen Thälern ist der Boden beinahe horizontal, oder erhebt sich nur sehr wenig nach jeder Seite. Die Trümmer könnten deßhalb von dem oberen Theile des Thals herunter gekommen seyn; aber in der Wirklichkeit scheint es am wahrscheinlichsten daß sie entweder von den nächsten Abhängen heruntergeschleudert, oder daß Felsenmassen in der Lage, in der sie früher waren, zerbrochen und dann durch schwingende Bewegung einer überwiegenden Kraft die Trümmer in eine zusammenhängende Masse gebracht wurden!"

Ueber die Flora der Falklands-Inseln haben schon mehrere berühmte Naturforscher geschrieben; der erste, Hr. Gaudichaud, Naturforscher des Schiffes Uranie, das auf den Falklands-Inseln strandete, übergab der Academie des Sciences im Jahr 1825 eine „Flora des Iles Malvines," in der er 128 Species von Pflanzen aufzählte. Schon im vorigen Jahre erschien eine ähnliche Arbeit in den Mémoires de la Société Linnéenne von Dumont d'Urville.

„Wie verschieden," sagt Hr. d'Urville, „ist die Vegetation, wenn man von der Küste Brasiliens plötzlich auf das Flachland der Malvinen versetzt wird. Statt der unermeßlichen Wälder, zahllosen Sträuche, und undurchdringlichen Dickichte, die unser Vorschreiten dort aufhielten, finden sich hier nackte Hügel, endlose Ebenen; kein Baum, selbst nicht einmal ein wahrer Strauch unterbricht das Einerlei dieser Oeden. Aber ungeachtet dieser außerordentlichen Nacktheit gibt es kein Land wo der Boden eine so dichte, wenn auch niedere Pflanzendecke hat; denn fast alle einheimischen krautartigen Pflanzen und niedrigen Sträucher haben kriechende Wurzeln und Ausläufer, die in den Boden gehen, ihn fest machen und in einander verweben; eine wunderbare Einrichtung der Natur, die ohne Zweifel dazu dient die Vegetation vor dem zerstörenden Einflusse jener heftigen Winde, die in diesen Breitengraden so gewöhnlich sind, zu schützen."

Ein dritter Naturforscher ist Dr. Joseph Hooker, der den Captain Ross auf seiner Südpol-Expedition begleitete, und in seiner Flora antarctica sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Vegetation dieser Inseln lieferte.

Die Seepflanzen, Algen oder Tange, Kelp der Engländer, welche die submarine Vegetation des Oceans bilden, treten in der Nähe der Küsten und in den Buchten von Falkland in solcher Menge und so enormer Größe auf, wie man sie nicht leicht in anderen Meeren zu sehen Gelegenheit hat; es haben daher verschiedene Gegenden dieser Inseln von ihnen ihren Namen: z. B. Kelp-Sound, Kelp-Point, Kelp-Islands. Sie bilden einen dichten Submarine-Gürtel um ganz Falkland, der an manchen Stellen sich eine Meile breit in die See erstreckt, und diese Massen sind so bedeutend daß kleinere Fahrzeuge, wenn sie in diese schwimmenden Wälder hineingerathen, augenblicklich in ihrem Laufe gehemmt werden, selbst wenn sie mit gutem Wind segeln. Kommt ein Ruderboot hinein, so verwickelt sich alle Augenblicke ein Ruder in den Fäden der Algen, das Boot bleibt stehen bis das Ruder

Digitized by Google

wieder herausgezogen und in die Ruderndgel eingelegt worden ist; die Ruderer ermüden auf diese Weise furchtbar und können das Boot nur langsam vorwärts bringen. Denn die Fäden und Blätter dieser Pflanzen legen sich so dicht an den Kiel und die im Wasser sich befindenden Seitenwandungen des Boots an, daß man das durch ihren Widerstand bei der Bewegung des Boots verursachte Geräusch recht deutlich vernehmen kann. Auch wenn die Ruder einige Minuten sich nicht verwickeln, hindern sie die Pflanzen doch gehörig in das Wasser einzutauchen und erschweren somit auf alle mögliche Weise das Rudern. Selbst in dem kleinen Zwischenraum zwischen dem Steuerruder und dem Hintertheil des Boots, der höchstens ½ Zoll beträgt, zwängen sich die Fäden hinein und sind hier auf zweifachewelse hindernd; das Steuer läßt sich nicht mehr gehörig bewegen und das Boot hat einen Schlepp von oft 20—30 Fuß Länge nachzuziehen, der den Lauf noch mehr als alles vorher Angeführte hemmt. Die Pflanze die hauptsächlich hier gemeint ist, heißt Macrocystis pyrifera, oder Fucus giganteus L. Sie entspringt auf dem Meeresgrunde mit einem ¾ Zoll dicken, runden, glatten, schleimigen Stamm, der im frischen Zustande eine sehr bedeutende Zähigkeit besitzt; er geht von da unter einem sehr spitzigen Winkel bis an die Oberfläche des Wassers, wo er sich oft noch 50—60 Fuß lang ausbreitet; er ist seiner ganzen Länge nach mit 2—3 Fuß langen und 2—3 Zoll breiten Blättern besetzt, die an ihrer Basis einen kurzen Blattstiel haben, der zu einer 1—1½ Zoll langen, mit Luft gefüllten Blase anschwillt, wodurch sich die Blätter leicht auf der Wasserfläche schwimmend halten können. Die Macrocystis wächst noch in einer Tiefe von 250—300 Fuß, und die ganze Pflanze erreicht eine Länge von 4—500 Fuß und übertrifft somit alle Landpflanzen an Ausdehnung der Längen-Achse; denn bei den Landpflanzen kommt die größte Ausdehnung der Längenachse in der Form der Nadelhölzer vor, die größte Conifere aber, die Sequvia giganten Endl. auf Neu-Californien wird nicht über 280—300 Fuß hoch. Es harmonirt also in diesem Punkt das Pflanzenreich vollkommen mit dem Thierreich; denn, so weit wir vergleichen können, hat jede Thiergruppe ihren größten Repräsentanten im Wasser. Das größte Säugethier und überhaupt das größte jetzt auf Erden lebende Thier, der Wallfisch ist, völlig ausgewachsen, mindestens fünfmal so lang als der größte Elephant. Von den Vögeln hat der fast nur über dem Meer schwebende Albatros die größte Flügelspannung, 15 Fuß. Aus der Gruppe der Eidechsen lebt die furchtbarste Art, das Krokodil, im Wasser. Die Riesenschlangen die bis zu 1000 Pfund schwer wird, lebt im Meer; die größte aller bekannten Schlangen die brasilianische Anaconda, lebt wenigstens vorzugsweise im Wasser.

Die Makrocystis wächst nicht einzeln, sondern geselllig, so daß man sich den Meeresgrund mit dichten Wäldern dieser Pflanze, die sich viele Meilen in die Länge und Breite ausdehnen, bedeckt vorstellen muß, wodurch dann die oben angeführten Schwierigkeiten bei der Schifffahrt besser begreiflich werden. Sogar größere Fische und Seethiere haben Schwierigkeit sich durch die Algen-Labyrinthe durchzuarbeiten; dadurch bieten dieselben den kleineren Fischen sichere Zufluchtsstätten vor den Verfolgungen der Raubfische.

In der Magalhaensstraße beobachtete ich mehrere Stunden lang einen kleinen Seethiere, der sich in die Makrocystis verirrt hatte; er kam alle 3—4 Minuten an die Oberfläche mit großem Geräusch, schöpfte frische Luft und fieng dann wieder an sich durchzuarbeiten; als es ihm endlich gelungen war in freies Wasser zu kommen, gieng er ganz ermattet ans Land um von seiner Anstrengung auszuruhen, und kroch in ein Boot, das am Strande auf der Seite lag, so daß ich ihn dann ganz leicht mit einem Ruder erlegen konnte.

Die Makrocystis ist aber jedenfalls für die Schifffahrt auch von bedeutendem Nutzen. Alle Untiefen und Klippen die sich in der Nähe der Küsten und in den Canälen befinden, werden durch sie angezeigt; sie dient daher den größeren Schiffen als Wegweiser oder Warnungszeichen, und sie sind stets genöthigt das Senkbiei werfen zu lassen, so lange sie in der Nähe dieser Pflanze sich befinden.

Ferner sind diese Pflanzen ausgezeichnete Wellenbrecher. Bei bewegter See wird die Brandung an denjenigen Stellen der Küste die durch einen Langwall geschützt sind augenblicklich gebrochen, während andere Stellen, die diesen Schutz nicht haben, die volle Gewalt der Wellen erdulden müssen. Sodann ist an der Lage und Richtung der umherziehenden Fäden und Blätter ganz genau zu erkennen ob Ebbe oder Fluth ist, indem sie sich stets in der Richtung ausdehnen wohin sich das Wasser bewegt, also bei der Ebbe dem Ocean, bei der Fluth dem Lande zu. Sonst ist dieß schwer zu erkennen, besonders wenn man sich auf dem Meer selbst befindet, wo man oft nicht weiß ob das Wasser zu- oder abnimmt; stellt man sich eine Stunde an den Strand hin, dann ist's freilich bald entschieden; allein bei Wasserfahrten hat man nicht immer Zeit und Gelegenheit zu solchen Beobachtungen.

Schaaren von Möven lassen sich auf dem Tang nieder, um die Krabben und Schaalthiere, die in unzähliger Menge darauf leben, zu verzehren!

Außer dieser zuerst in die Augen fallenden Alge sind die felsigen Ufer der Inseln noch mit einer Menge anderer Arten, die sich bald durch zierlichen Bau, bald durch lebhafte Farben auszeichnen, überziert; andere werden gegessen, wie die Lessonia, die zuerst getrocknet und dann mit Fleischbrühe gekocht, oder das Nitophyllum Smithii, das zuerst mit Fett gedämpft, dann mit gesottenen und zerquetschten Kartoffeln vermischt und zu einem dicken Mus eingesotten wird, und so ein ganz wohlschmeckendes und nahrhaftes Gericht abgibt.

Die Brandung wirft, besonders während eines Sturmes und nach demselben, so ungeheure Massen dieser Seegewächse an den Strand, daß sie an manchen Stellen 20—30 Fuß hoch aufgeschichtet liegen, und nach einiger Zeit verfaulen, wodurch sie einen pestilenzialischen Geruch erzeugen; denn mit ihnen werden eine Menge Fische und niederere Seethiere angeworfen, was alles nach und nach in Verwesung übergeht.

Diese Anhäufungen trocknen an ihrer Oberfläche durch die hier herrschenden Winde zwar bald ab, und man glaubt, darüber weggehen zu können, wenn man dem Strande entlang an eine Schlucht kommt die theilweise oder ganz mit solchen organischen Massen ausgefüllt ist, sieht sich aber oft gewaltig getäuscht, denn die obere erhärtete Schicht bricht zusammen, und man läuft Gefahr, in die in Verwesung begriffene Masse zu versinken, wo nicht leicht wieder herauszukommen wäre.

Sind die Pflanzen nur einzeln ans Ufer geworfen, so trocknen sie schnell, schrumpfen zusammen, verlieren ihren sehr bedeutenden Wassergehalt, und werden nun, ein Spiel der Winde, nach allen Himmelsgegenden verweht.

(Beschreibung folgt.)

Digitized by Google

Notizen über Niederländisch-Indien.

III. Die Bodencultur. — Der Reis. — Die Cocospalme. — Der Kaffee — Das Zuckerrohr. — Der Theestrauch. — Der Zimmet ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wenn die Kaffeebäume einmal 15—20 Fuß hoch sind, so saugen sie auf Java an zu altern und tragen keine Früchte mehr. Die alten Kaffeebäume erreichen einen Stamm von $^1/_2$—1 Fuß Durchmesser, sie vegetiren noch viele Jahre, aber es kommt nur zur Blattbildung, nicht zur Entwicklung der Blüthen. Man hat als Ursache des Absterbend der geschlechtlichen Function den Mangel an Kali und Natron angegeben, der durch den bereits ausgesaugten Boden entstehen soll. Da nämlich die Kaffeebohne nach der chemischen Analyse aus 42 Proc. Kali und 11 Proc. Natron besteht, dem Boden daher nach und nach seinen Gehalt an diesen Substanzen entzieht, so ist dieser am Ende nicht mehr im Stand die zur Frucht nöthigen Laugensalze zu liefern. Nun bemerkt man in Arabien, dem Vaterland des Kaffees, ein solches frühzeitiges Altern des Baumes keineswegs, man findet dort im Gegentheil viele alte, 60—70 Fuß hohe fruchttragende Kaffeebäume, ohne daß der Boden sich weigert, oder vielmehr die Pflanze nicht die Kraft besitzt, die zu ihrer Existenz nöthigen Stoffe sich anzueignen. Außerdem ist es ebenfalls factisch feststehend daß wiederholte Versuche die man auf Java mit Düngung des Bodens durch Asche, deren Hauptbestandtheile bekanntlich Kali und Natron sind, anstellte, die alten Kaffeebäume keineswegs zum Fruchttragen bringen konnte. Es sind vielmehr klimatische Verhältnisse, besonders die hohe Temperatur, der Mangel an gehörigem Wechsel in den Jahreszeiten und insbesondere auch die größere relative Feuchtigkeit, welche den Kafferbaum auf Java in seiner Lebenskraft schwächen und ihn überhaupt kein hohes Alter erreichen lassen. Die Acclimatisation des Kaffeebaums auf Java ist daher, bei all dem daß der Mensch seinen Zweck bei der Ueberpflanzung vollkommen erreicht, dennoch nur eine unvollständige und bedarf der beständigen Nachhülfe von Seite des menschlichen Fleißes.

Der Ertrag des Kaffeebaums ist verschieden je nach den atmosphärischen und Bodenverhältnissen. In den Districten Bosuruan und Beguli lieferten durchschnittlich 126—144 Bäume einen Pikol Kaffee, wogegen zu Buitenzorg erst 2314 Bäume eine solche Quantität lieferten. In Banjumas lieferten 1115, zu Rembang 908, zu Cheribon 865 Bäume einen Pikol Bohnen. Die Ernte von 1853 ist weniger günstig als jene von 1852 ausgefallen, und zwar wegen der im ersten Jahre geringern Anzahl fruchttragender Bäume, die sich seit dem vorausgegangenen Jahre um etwa 4 Millionen vermindernten. Was die Fruchtbarkeit der einzelnen Bäume anbelangt, so hat sich dieselbe ebenfalls vermindert, indem im Jahr 1852 durchschnittlich 262 Bäume einen Pikol Kaffee lieferten, während im darauf folgenden Jahre hiezu 328 Bäume nöthig waren. In Folge dieser ungünstigen Verhältnisse gewann man im Jahr 1853 um 190,401 Pikol Kaffee weniger als im vorausgegangenen. „Besondere Ursachen hievon anzugeben," heißt es im Bericht des General-Gouverneurs, „ist mühsam. Indessen lehrt die Erfahrung daß anhaltende Trockenheit in dem guten Mussen (Ostmussen), besonders in den höhern Gebirgsgegenden das sicherste Vorzeichen einer ausgezeichnet guten Ernte ist, daß hingegen öfters fallende Regen die Entwicklung der Kaffeeblüthen hindern und den Baum mehr zum Holzansetzen treiben." Dieser Bericht stimmt mit der eben aufgestellten Ansicht überein daß der Kaffee überhaupt ein trockenes Klima, wie es in Arabien gefunden wird, zu seiner Entwicklung bedarf.

Im Jahr 1853 wurden auf Java in den vor den Regierung verwalteten Ländereien 686,499 Pikols Kaffee gewonnen. Den Besitzern wurde von der Regierung durchschnittlich 9½ fl. für jeden in die Magazine eingelieferten Pikol vergütet, während der Erlös in Holland 28½ fl. betrug. Der Erlös in Holland für die aus Indien kommenden Producte wird durch die niederländische Regierung der Colonie, wie sich später aus den Jahresrechnungen ergeben wird, zu gute geschrieben.

Sowie die gemäßigte Region, und auf Java die Höhen von 1—4000 Fuß über die Meeresfläche als der Strich der sich vorzüglich für die Kaffeecultur eignet, betrachtet werden können, so gedeiht das Zuckerrohr (Saccharum officinarum) als eigentliche Tropenpflanze vorzüglich in den heißen Niederungen und erhebt sich nicht über 1000 Fuß über die Meeresfläche. Zum Anbau des Zuckerrohrs, einer im feuchten Boden am bestrn gedeihenden Pflanze, eignen sich vorzüglich die Alluvialgründe, welche jährlich durch den Austritt der Flüsse oder auf künstliche Weise bewässert werden; dieser Grund heißt auf Java tanuah tarabang. Andere Zuckerpflanzungen werden auf schwarzem Lehmgrund tanuah besaar angelegt. Man hat auf Java verschiedene Varietäten des Zuckerrohrs, die sich durch Reichthum an Zuckerstoff unterscheiden, und wohl nur durch die auf verschiedenem Boden fortgesetzte Cultur geschaffen wurden. Von diesen Arten sind das Japara-Ried, das Awu und Klaga die vorzüglichsten. Die einzelnen Stücke werden in einem Abstand von 1½ Fuß in Reihen welche drei Fuß von einander abstehen, eingesetzt, wo sie bis zu einer Höhe von 8—10 Fuß in Kürze heranwachsen. Sobald das Ried die gehörige Höhe erlangt hat, wird es einige Zolle über dem Wurzelstock abgeschnitten, und auf Karren die von kräftigen Karrenochsen (bos sundaicus) gezogen werden, nach den Zuckermühlen verführt. Diese werden entweder durch fließendes Wasser getrieben oder es ist die erst in neuester Zeit eingeführte Dampfkraft, welche das Ried mittelst Walzen seines Saftes beraubt, der dann durch Kochen eingedickt und vom Syrup befreit wird. Das Kaffiniren des Zuckers geschieht in den holländischen Raffinerien. Wer in Ost- oder Westindien raffinirten (Hut-) Zucker genießen will, muß sich denselben von Europa kommen lassen. Zur Heizung der Mühlen dient in waldarmen Gegenden, außer den bei den Dampfmühlen gebrauchten Steinkohlen das an der Sonne getrocknete ausgepreßte Ried selbst. Die Besitzer von Zuckermühlen auf Java sind gewöhnlich Europäer oder deren Abkömmlinge, welche von der Regierung zur Betreibung ihres Geschäftes Vorschüsse von 50,000 bis 150,000 fl. erhalten. Sie übernehmen das Ried von den Javanen zu einem von der Regierung festgesetzten Preis, und liefern den Zucker in die Regierungsmagazine zu einem ebenfalls festgesetzten Preis. Dem Zuckerfabricanten bleibt hiebei ein nicht unbeträchtlicher Gewinn.

Folgende statistische Zusammenstellungen über die Zuckercultur auf Java in den Jahren 1850—1853 werden mehr Aufschlüsse über die Quantität des gewonnenen Productes in den von der Regierung verwalteten Ländereien und den Erlös aus denselben geben:

Digitized by Google

Jahrgang.	Zahl der Zuckerfabriken.	Flächenraum auf welchem der Zucker angebaut wurde, 1 Baum = 500 Quadrat-Ruthen.	Quantität des gewonnenen Zuckers. 1 Pikol = 125 Pfd.	Der Regierung wurden davon überliefert.
1851	97	41,588	1,374,715	999,067
1852	97	42,276	1,373,993	936,014
1853	100	42,834	1,411,295	941,751

	Kosten für die gesammte Quantität: Gulden.	Ausgaben der Regierung für den Pikol.	Zur Verfügung der Fabricanten und zum freien Verkauf wurden gestellt:	In Niederland war der Erlös für den Pikol:
1851	9,849,148	fl. 9.10	367,781 Pikol.	Brutto 16,40. Netto 9,71
1852	9,138,014	„ 9.91	437,679 „	„ 15,57. „ 9.65
1853	9,250,032	„ 9.99	469,514 „	„ 17,42. „ 11,47.

Die weiten Ebenen Java's bedeckt in vielen Gegenden, besonders in den Distrikten Bakelen, Pakalongan, Banjumas und Cheribon die Indigerpflanze (Indigofera Cœrulea und tinctoria). Je heißer und feuchter der Boden, desto besser gedeiht diese Pflanze. In jenen Jahren wo es auch während des Ostmussons häufig regnet, hat man die reichlichsten Indigoernten zu erwarten. In neuester Zeit hat die Cultur dieser Pflanze auf Java etwas abgenommen. Sowohl die Mühe und der anhaltende Fleiß welchen der Anbau des Indigo erfordert, als auch der Umstand daß diese Pflanze dem Boden sehr viel Nährstoffe entzieht, mag die Ursache hievon seyn. Man hat seit einigen Jahren mit mehr oder weniger Erfolg die Düngung des Bodens, was bisher auf Java nicht geschah, vorgenommen. Im Jahr 1853 waren auf Java 365 Indigofabriken die den beliebten Färbestoff von der auf 18,683 Baum cultivirten Pflanze verfertigten. Es wurde eine Quantität von 5387 Pikols gewonnen, welche einen Kostenaufwand von 1,370,650 Gulden erforderten. Der Regierung kostet ein Pikol Indigo demnach 220 fl., während die Netto-Einnahme für dieselbe Quantität in Holland 428 fl. beträgt.

Von den heißen Alluvialebenen und den Küstenländern steigen wir wieder hinan zu den Höhen von 3000—4500 Fußen, wo uns die kahlen Bergklüfte zuweilen und die Repräsentanten der nordischen Flora uns wie Bekannte in der Ferne an die geliebte Heimath erinnern. Dort sehen wir neben dem schon näher bezeichneten Kaffeebaum in etwas höherer Region mehrere europäische Culturgewächse welche dem Europäer auf Java doppelt werth sind, wie die Erdäpfeln (Solanum tuberosum), welche sehr schmackhafte Knollen ansetzen, sowie ausgestreckte Weizenfelder welche eine gute Frucht liefern, sowie endlich auch den Theestrauch (Thea Bohea und T. viridis). Es ist noch nicht lange her daß diese berühmte Culturpflanze auf Java gepflegt wird. Es war ein gewisser Jakobson aus Amsterdam, welcher, so viel wir wissen, noch jetzt Inspector der Theecultur auf Java ist, der durch anhaltendes Bemühen die Theecultur in China erlernte und mit Hülfe einiger chinesischer Pflanzer die ersten Theegärten an den Abhängen des Merbabu in einer Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche anlegte; derselbe schrieb auch ein Werk über die Theecultur, worin er bis ins kleinste Detail die bei der Wahl der Pflanzer und des Bodens in Anbetracht kommenden Umstände, sowie die Fabrication des Thees selbst ausführlich beschrieb. Noch sind es auf Java meistens Chinesen welche die Aufsicht über die Cultur der Pflanzen und die Bereitung des Thees haben. Es wird der Theestrauch in Reihen von 4 Fuß Abstand gepflanzt, die noch jungen und zarten Blätter abgepflückt und entweder in der Sonne oder in einem über dem Rauch sich drehenden Leinwandcylinder getrocknet. Der auf erstere Weise gewonnene Thee ist der grüne, zartere, aber weniger den Verderben widerstehend, der auf letztere Weise gewonnene Thee aber ist der schwarze, welcher am meisten in den Handel kommt. Sowie der Kaffee im Tropenlande nie so heimisch als in seiner Heimath wird, in noch viel höherem Grad ist dieß mit dem Thee der Fall, der in weit nördlicheren und kälteren Ländern China's seine Heimath hat. Auch der Thee verlangt eine Abwechslung in den Jahreszeiten, einen Sommer und einen Winter, während die stets gleichmäßige Temperatur ihn zum beständigen Vegetiren zwingt, was seiner Organisation nicht angemessen zu seyn scheint; deßhalb muß auf Java beständig für neue junge Sträucher, die man aus den Samen gewinnt, gesorgt werden, indem die alten sowohl wegen der Härte der Blätter als ihres weniger üppigen Wuchses für die Theebereitung sich nicht mehr eignen. Die Regierung legte anfangs auf eigene Rechnung Theepflanzungen an, wie eine solche noch zur Stunde in Wonosobo im Distrikt Lodok besteht. In neuester Zeit aber übergab die Regierung die Cultur des Thees Privatpersonen, welche sie dadurch unterstützt daß sie von ihnen den Thee zu einem bestimmten guten Preis abnimmt. Bei diesem System bleibt die Regierung zwar bis jetzt noch sehr im Nachtheil, indem der Erlös auf den europäischen Märkten noch nicht die Kosten deckt welche die Regierung bestreiten muß, oder wie es in dem Bericht von 1852 heißt, das Resultat der Theecultur ist vortheilhaft für die Contractanten, aber nachtheilig für die Staatscassen. Doch hofft man durch Ausbreitung und Verbesserung der Theecultur auch von diesem Product

Digitized by Google

einst Gewinn zu erzielen. Es ist die Theecultur auf Java in stetem Zunehmen, und wurden im Jahr 1853 allein anderthalb Millionen neue Sträucher angepflanzt. Es lieferte dieses Jahr um 267.173 Pfund Thee mehr als das vorausgegangene. Manche Besitzer von Theeplantagen liefern ihre Producte nicht an die Regierungsmagazine, sondern schicken sie auf eigene Rechnung nach Europa, wobei sich ihnen, wie es scheint, noch Gewinn herausstellt. Die Ursache daß Privatpersonen mit dem Javathee bessere Geschäfte als die Handelsgesellschaft macht, die im Namen der Regierung abschließt, mag wohl in dem Umstand zu suchen seyn daß erstere das Javaproduct für chinesischen Thee, mit welchem es dem äußeren Ansehen und vielleicht auch dem innern Werthe nach sehr ähnlich ist, verkauft, was bei der Handelsgesellschaft nicht der Fall ist. Im Jahr 1853 wurden auf Java 2698 Baum mit Theesträuchern bepflanzt. Es lieferten diese Ländereien 1,317,668 Pfd. Thee. Die Regierung entrichtete hiefür 995,191 fl., so daß jeder Pikol mit 90 fl. bezahlt wurde. Der Netto-Erlös auf den europäischen Märkten war für den Pikol 71 fl.

Der aromatische Duft der kleinen Zimmetwäldchen (Cinnamomum Ceylonense, C. aromaticum etc., malayisch Kaju manis) die auf Java und Celebes in den Höhen von 1000—1200 Fuß gefunden worden, ist so erquickend und ruft im Fremdlinge die Reize des üppigen Tropenlandes so lebhaft in die Erinnerung, daß auch die Cultur des Zimmets, eines sowohl in der Heilkunde wichtigen Körpers, als eines und nothwendig gewordenen Gewürzes, einer kurzen Erwähnung bedarf. Im botanischen Garten zu Buitenzorg zählte ich neun Arten von Cinnamomum, worvon C. aromaticum, wie schon der Name andeutet, der wohlriechendste und dem Geschmack nach der angenehmste ist. Das Zimmetbäumchen liebt den sandigen Grund und wird auf Ceylon, seinem ursprünglichen Vaterlande, vorzüglich in der Nähe des Strandes auf Dünengrund gepflanzt. Auf Java gedeiht er auch auf vulcanischem Grund und zwar bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über der Meeresfläche. Auch dieser Strauch liebt die heftige Sonnenhitze wenig, weßhalb man auch neben ihm wie beim Kaffeestrauch den Dadapbaum auf Java pflanzt. Vortrefflich war die Zimmeternte im Jahr 1853. Auf Java bestehen 46 Etablissemente die sich mit der Zimmtbereitung und der Verfertigung des ätherischen Oels beschäftigen. Es wird daselbst jährlich 184.000 Pfund Zimmet verfeindet. Die Regierung verausgabt hiefür 106,784 fl. In Holland gilt der Pikol Zimmet $71\frac{1}{2}$ fl.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die Darstellung photographischer Bilder mit natürlichen Farben. Von Testud de Beauregard ist (im Phot. Soc. Journal 1855, Nr. 32 und 33) ein photographisches Verfahren angegeben worden, welches, von der Methode der Heliochromie E. Becquerels und Niepces ganz abweichend, fixirbare Bilder mit natürlichen Farben unmittelbar durch die camera obscura liefern soll. Es besteht dieses Verfahren darin daß man das Papier zuerst in eine Lösung von übermangansaurem Kali, welcher etwas Lackmustinctur zugesetzt ist, taucht, und nachdem es vorher getrocknet war, in eine zweite Lösung aus Ferridcyankalium, mit etwas Schwefelsäure angesäuert. Das so präparirte Papier wird ins Silberbad gebracht, nach der Lichtwirkung aber mit reinem Wasser gewaschen und in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron getaucht. Nachdem es nochmals mit Wasser gewaschen, bringt nach Beauregard ein Bad von neutralem gallussaurem Ammoniak die Farben lebhaft zum Vorschein. (Polyt. Journal.)

•

Burtons Reise nach dem großen Binnenmeer Ukerewe. Wie wir erfahren, ist der Lieutenant Burton, der sich bereits durch eine Reise nach Mekka mitten durch die arabische Wüste, so wie durch seine zweite Reise nach Harar im Lande der Somals — einer Stadt die noch von keinem Europäer besucht worden — bekannt gemacht hat, so eben abermals an die Ostküste Afrika's aufgebrochen, und hat von der britischen Regierung so wie von der königl. geographischen Gesellschaft zu London Instructionen erhalten. Dieser unerschrockene Reisende ist gesonnen sich an den berühmten See Ukerewe in Unjamesi zu begeben, und wo möglich die Berge zu übersteigen welche diesen See von dem Landstriche des Ober-Nil trennen. Wir werden unsere Leser über den Verlauf dieser Forschungsreise, welche merkwürdige Entdeckungen verspricht, auf dem Laufenden erhalten. (Nouv. Annales des Voyages.)

•

Die Ureinwohner von Pesso. Immer noch sind einige Ueberbleibsel der eingebornen Race der Ainos auf der Insel Pesso vorhanden, selten aber sieht man sie in der Umgegend von Hakodadi. Während der von Commodore Perry nach der Volcano-Bay entsandten Expedition gab es indeß Gelegenheit dieses sonderbare Volk, das noch jetzt den südlichen Theil der Insel Sachalin bewohnt, etwas näher ins Auge zu fassen. Der Schilderung zufolge welche man von diesen Leuten macht, sind sie nicht ganz so groß als die Europäer; ihre Größe beträgt im Durchschnitt etwas über fünf Fuß, allein ihr Körperbau zeigt Ebenmaß, und in ihren Gesichtszügen liegt Verstand. Ihre Hautfarbe ist ganz dunkel, und ihr Haar schwarz und grob; es ist hinten beschnitten, hängt aber in dicken geflochtenen Locken über die Stirn herab, und vermengt sich in einem wirren Büschel mit ihrem langen Barte, der nie gekämmten oder geschoren wird. Ihre Beine entbehren aller künstlichen Bedeckung, sind aber über und über mit dichtem Haar bewachsen, das ihnen, neben der Haarfülle auf ihren Köpfen und Gesichtern, den Namen zugezogen unter welchen man sie fast allgemein kennt — „haarige Kurilen." Ihre Kleidung war ein grobes und zerlumptes blaues Untergewand, das bis unter die Kniee reichte, und über welches ein brauner, aus Gras oder Fellen verfertigter, grober Sack mit weiten Aermeln nachlässig geworfen war. Ihr fliegendes Haar und ihre rohe Tracht gaben ihnen ein wildes und überdieß schmutziges und ärmliches Ansehen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Fischfang, den sie unter den Augen und zum Nutzen ihrer japanesischen Arbeitsvögte führen, und deren Willen sie unbedingt unterworfen sind. (Aus dem Bericht über Commodore Perry's Expedition nach Japan und in die chinesischen Meere.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. L. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 16 Januar 1857

M' Clure's Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt.

Wir haben lange warten müssen, ehe ein zusammenhängender Bericht über M' Clure's Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt erschien. Es wurden indessen die Depeschen des Entdeckers schon frühzeitig bekannt, auch hatte einer der Begleiter des „Investigator," ein Deutscher, Hr. Miertsching, Briefe über die Reise in einer deutschen Zeitschrift veröffentlichen lassen, die dann gesammelt gedruckt wurden. Hr. Miertsching, aus Sachsen gebürtig, von der Herrnhuter Gemeinde, hatte die Expedition als Dolmetscher begleitet, da er im Auftrag seiner Gemeinde schon früher als Missionär zu den Eskimos sich begeben hatte. Es ist auch hinlänglich bekannt durch welche seltsame Verwicklung dem „Investigator" das Loos zufiel, das große arktische Problem zu lösen. Im Jahr 1850 wurde das große Geschwader zur Aufsuchung Sir John Franklins abgesendet. Es bestand aus drei Abtheilungen. Die größte derselben folgte dem Laufe der Franklin'schen Schiffe, das heißt lief vom atlantischen Meere aus in den Polararchipel. Die zweite Abtheilung reiste zu Land nach der Mündung des Mackenzie-Flusses (Lieut. Pullen). Die dritte, zwei Schiffe, Entreprise und Investigator, unter Capit. Collinson, sollte vom stillen Meer aus durch die Behringsstraße eine nordöstliche Durchfahrt nach dem atlantischen Meere versuchen. Collinsons Entdeckungen und Mißgeschicke haben wir erst kürzlich (Ausland 1855. S. 853) erwähnt, und wir erinnern hier nur daran daß die Entreprise als der rüstigere Segler dem Investigator schon um einige Tage voraus war, ehe die Magalhaensstraße erreicht wurde. Im pacifischen Ocean trennten sich die beiden Schiffe zum zweitenmal und sollten bei den Sandwichinseln wieder zusammenstoßen.

Die weitern Schicksale des Investigator sind jetzt durch einen Polarfahrer, Commander Sherard Osborne, nach den Journalen M' Clure's veröffentlicht worden. [1] Am 1 Juliu 1850 erreichte der Investigator Honolulu, wo sich ergab daß die Entreprise bereits dort angelegt, mit Vorräthen sich versehen hatte und abgesegelt war. Jede Stunde war jetzt Goldes werth. Am 4 Julius hatte man bereits die Einkäufe besorgt und der Investigator war zur Polarreise fertig. Die „Saison" der arktischen Schifffahrt sollte nur noch etwa 60 Tage dauern. Nach der nautischen Regel hätte der Investigator von Honolulu nach Petropawlowski halten und mit Hülfe der Westwinde längs Kamtschatka hinaufsahren sollen. Allein dieser Cours erfordert durchschnittlich 60 Tage ehe die Behringsstraße erreicht wird. Es gibt noch einen kürzeren Weg, das heißt den geraden in einer lothrechten Linie durch den Archipel der Aleuten, allein ihn zu erzwingen, ist ein nautisches Bravourstück. Das Fahrzeug läuft Gefahr nach der Westküste Amerika's verschlagen zu werden oder zwischen den Aleuten zu scheitern, denn erstens ist diese Inselreihe noch gar nicht genau bekannt, und zweitens beständig mit zähen Nebeln umlagert. Der „Investigator" hatte keine Wahl mehr. Er mußte den directen Weg wählen oder die Saison verlieren. Am 16ten Tag nach der Abfahrt von Honolulu zeigte sich ein blauer Pik, das westliche Ende der Insel Tschunam. Der Nebel schloß sich aber augenblicklich wieder, und man athmete erst auf, nachdem man sicher wußte daß die Inselkette südlich lag. Die Gefahr die überstanden worden war, kann man sich leicht ausmalen, wenn man vernimmt daß Seevögel, unter andern die kleine Alke (Alca alle) bisweilen im Fluge gegen das Tauwerk trafen und an Bord fielen, daß sie mit Händen gefangen werden konnten, so dicht war der Nebel.

Am 29 Julius hatte man bereits die Behringsstraße hinter sich und den Polarkreis passirt, worauf die von der Admiralität gelieferte arktische Bekleidung von der Mannschaft angelegt wurde. Im Kotzebue's Sund traf man den „Plover," welcher die Franklinsucher mit Vorräthen erwartete. Da die Entreprise noch nicht gesehen worden war, so bot sich jetzt zum erstenmale für den Investigator die Aussicht allein die Polarfahrt antreten zu müssen, und in diesem Sinne fertigte M' Clure eine Depesche an die Admiralität aus, die er dem Plover hinterließ. Als man Cap Lisburne doublirt hatte, gewahrte man den „Herald," Capt. Kellett, ein Fahrzeug, welches jenseits der Behringsstraße gekreuzt hatte um Erkundigung über Franklin und seine Gefährten einzuziehen. Vom „Herald" wurden die Vorräthe des Investigator ergänzt, man drückte sich die Hand und schied. Aber kaum hatte der Investigator seinen Cours fortgesetzt, als Capit. Kellett signalisirte: „Wollen Sie nicht 48 Stunden (auf die Entreprise) warten?" Die Antwort lautete „Dringende Pflicht. Bermag die Verantwortung nicht zu über-

[1] The Discovery of the North West Passage by H. M. S. „Investigator" Capt. R. M' Clure. London Longman, 1856.

Digitized by Google

nehmen." Endlich am 6 August lag die Barrowspitze hinter dem Fahrzeuge. Jetzt war das wichtigste gewonnen! Die Barrowspitze ist der nordwestlichste Punkt des amerikanischen Festlandes. Noch hatte man vier Wochen freie Fahrt vor sich und brauchte nicht mehr zu fürchten zur Umkehr durch die Behringsstraße gezwungen zu werden und die Saison zu verlieren. Als nächstes Ziel wurde jetzt die Melville-Insel betrachtet, die drei Grad nördlicher und etwa 38 Grad östlicher lag, und die von Parry 1820 vom atlantischen Meere aus erreicht worden war, westhalb sie als Rendezvous für die Geschwader der Franklinsucher gewählt worden war. Das Schiff segelte beständig in geringem Abstand von der Nordküste des amerikanischen Festlandes. Die Küste wird als eine ununterbrochene Ebene beschrieben. Der Boden besteht aus einem dunklen blauen Thon ohne einen Stein oder Hügel um die Einförmigkeit zu unterbrechen. Vom Ufer aus verliert sich der Blick über eine endlose grüne Fläche, bedeckt mit Moos, Gras und Blumen, und ununterbrochen durch klare Teiche von Süßwasser. Zahlreiche Rennthierherden wurden vom Investigator beobachtet, und die Landschaft war allen Seeleuten neu und überraschend in solcher Nähe eine See ewig starren Eises. Am 11 August zeigte das Thermometer + 34° F. (+ 1° R.) im Schatten, was man als höchste Sommerwärme in diesen Regionen betrachten konnte. Gelegentliche Besuche von dickfischen Eskimos hatten fortwährend stattgefunden. Die Eingebornen bewunderten die Größe der Schiffe, die ungeheuren „Taschentücher" wie sie die Segel nannten, und fragten, wo denn so ungeheure Bäume wachsen möchten? denn sie bildeten sich ein daß Schiff und Boote nur ausgehöhlte Stämme seyen. Am 15 August erlebte man einen der seltensten Schauspiele, ein Gewitter unter 70° n. Br. Das Thermometer stieg auf + 45° F. (+ 6° R.), ein Westwind brachte schwarze Wolken, Blitz und Donner. Zwei Tage darauf bemerkte man zum erstenmale am Morgen eine dünne Eiskruste auf der See, den frühesten Vorboten des arktischen Winters. Am 21 August erreichte man die Mündung des Mackenzie-Flusses, dessen Wasser die Temperatur der See von + 28 auf + 39° F. (— 2 R. bis + 3° R.) erwärmten. Am 22 August passirte der Investigator die Richards-Insel, und merkwürdig genug, am 23 Aug. steuerte Lieut. Pullen dieselbe Küste entlang auf dem Rückweg nach dem Mackenzie, so daß die beiden Franklinexpeditionen dicht aneinander vorübergekommen sind, ohne sich zu gewahren! Ein Beweis, wie trügerisch alles Nachforschen nach den Verlornen in den arktischen Breiten seyn muß, und wie wenig die negativen Resultate bereisen. Vielleicht wäre die nordwestliche Durchfahrt nie gefunden worden, wenn man mit Lieut. Pullen zusammen getroffen wäre, denn er hätte nur hoffnungslose Aussichten zu melden vermocht.

Man hatte jetzt die Küste des russischen Amerika's verlassen und befand sich an dem britischen Gestade. Die Eskimo-Unterthanen ihrer huldvollen Majestät zeigten aber dort sehr wenig Zuneigung für ihre weißen Mitbürger, schwenkten vielmehr ihre Waffen. Man fand bei einer Landung ihrer zwei, einen Häuptling und seinen Sohn, denn der Stamm hatte seine Habe und Götter vor den „Kablunas" (Weißen) geflüchtet, und nur die beiden Herren waren zur Vertheidigung des Lagers zurückgeblieben. Als man sie befästigt hatte, erfuhr man von ihnen daß sie im Krieg mit den Eskimostämmen auf der russischen Seite des Mackenzie lebten. Man erkundigte sich auch warum sie nicht Handel mit den Europäern überhalb des „Dicken-Flusses" (Mackenzie) trieben, und sie gaben die verständige Antwort: die Weißen hätten den Indianern ein Wasser gegeben welches viele von ihnen getödtet und andere toll gemacht hätte, sie aber fühlten kein Bedürfniß nach diesem irrsichen Gute. Wie alle Eskimos wußten sie zu erzählen daß Europäer in der Nähe verunglückt seyen. Als man sie fragte, wann sich das zugetragen haben möchte, gab einer der Eingebornen die klassische Antwort: vielleicht im vorigen Jahre, vielleicht auch, als er noch ein Kind gewesen sey. So wahrheitsch einfältig lauten in der Regel die Aussagen der Eskimos.

Der Polarkreis hat aber auch seine Lichtpunkte. Das sollte man fühlen als man am 31 August Cap Bathurst an der Nordküste des Festlandes erreichte. Man hatte sich jetzt dem westlichsten Meridian der Melville-Insel bis auf wenige Meilen genähert, und das Ziel lag nur noch etwa 70 deutsche Meilen nordwärts. Am Cap selbst fand man freundliche Eskimostämme, und zwar gehörten Männer wie Frauen einem schönen und wohlgewachsenen Menschenschlag an; unter den letzteren fanden sich sogar etliche Schönheiten. Der Stamm war mit Wallfischfang beschäftigt, der sehr einfach betrieben wird. Man jagt das Thier in den Umiaks oder weiblichen Booten, das heißt in Fahrzeugen die mit Fellen bezogen bemannt sind. An jedem Umiak befindet sich ein auserwählter Harpunier welcher seinen Speer in den Leib des Thieres wirft. Die Waffe ist mit einem Riemen an einem aufgeblasenen Seehundsfell befestigt, damit sie wieder aufgesischt werden kann. Ist der Wallfisch getroffen, so wird er von Kyaks aufschwärmt, d. h. von Canoes, die nur einen einzigen Mann fassen, welcher das Thier mit andern Harpunen befästigt, bis es sich endlich verblutet und zur Beute wird. Der erste Harpunier erhält nach einem glücklichen Tage die Decoration des „blauen Bandes," welche in einer Tätowirung besteht, die in blauer Farbe quer durchs Gesicht über die Nase läuft. Mit diesem Orden ist das Vorrecht verbunden eine zweite Frau heimführen zu dürfen, denn Monogamie ist sonst die Regel. Ein solcher Glückstag endigt mit einem Gelage und das Gelag mit Orgien, denn die geschlechtliche Moral ist nicht, wie Lord Byron annimmt, ein Product der zunehmenden Breiten, sondern im Gegentheil sehr gering jenseits des Polarkreises. Da die „Investigators" wie die Seeleute sagen, lange keine Frauen gesehen hatten, so fehlte es nicht an Matrosengalanterien gegen die schönere Hälfte am Cap Bathurst. Es wurde sogar ein Ball arangirt, und die Eskimodamen luten die Lions vom Vorder- und Hintercastell ein mit ihnen die Nacht über ans Land zu gehen, versicherten auch später sie hätten am 31 August sehr nach ihnen geschmachtet. Oft genug dachten die Matrosen noch zurück an dieses arktische Diatheite, als sie eingefroren lagen bei Banks-Land. Man konnte sich auch neue von der Geschicklichkeit der Eskimos im Entwerfen von Landkarten überzeugen, insofern sie mit großer Treue alle Küstenlinien abzeichneten. Ob aber gegen Norden See oder Land liege, wußten sie nicht, sie gaben auf alle Fragen nur mit einer Art Schauder die Antwort: das sey das Land der weißen Bären!

Vom 1 bis 5 September bewegte man sich zwischen Cap Bathurst und Cap Parry. Am 4. gewahrte man große Feuer am Ufer. Man vermuthete daß Eskimos sie angezündet hätten um Aufmerksamkeit zu erregen, allein der kundige Herrnhuter widersprach entschieden, da eine solche Verschwendung von Brennmaterial

Digitized by Google

den Eskimos nicht zugetraut werden dürfe. Ein Boot wurde am andern Tage ausgesetzt. Die Küste, im allgemeinen flach, erhob sich an einzelnen Stellen bis zu 3—500 Fuß, und war durch Abgründe zerrissen, wo blauer Thon zum Vorschein kam. Das Feuer rührte von Vulcanen her, die etwa 50 Fuß über dem Wasser lagen. In ihrer Nähe traf man Wasserspühen die stark mit Bittriol angesäuert waren. Leider befand sich kein naturwissenschaftlich gebildeter Mann an Bord, sonst würden wir mehr über diese außerordentliche Erscheinung erfahren haben.

Am 6 September wurde Cap Parry erreicht, und als sich am Vormittag das Wetter aufhellte, kam gegen Nordosten ein Gebirgsland zum Vorschein. Es war die erste Entdeckung auf dieser Reise, und jetzt hatte man Aussicht das Ziel zu erreichen. Dem „Landwasser," das heißt dem offenen Fahrwasser in der Nähe der Küsten, hatte man es bis jetzt allein zu danken daß man so weit östlich vordringen konnte. Erstreckte sich nun das neuentdeckte Land weit gegen Norden, so durfte man hoffen die Melville-Insel zu erreichen. Am 7 Sept. um halb 10 Uhr landete Capt. M'Clure und vollstreckte am Ufer des neuen Landes die feierliche Besitznahme für die englische Krone, und nannte es Baring-Land, weil er damals noch nicht ahnte daß er an der Südküste der bereits entdeckten Banks-Insel sich befand. Das festungsartige, 1000 Fuß hohe Vorgebirg empfing den Namen Nelsons-Spitze. Die Vegetation hatte einen vergleichsweise südlichen Anstrich, frische Spuren von Rennthieren und Hasen und vorüberstreichende Schaaren wilder Gänse gewährten einen tröstlichen Anblick.

Man behielt jetzt die malerisch gehaltene Küste zur Linken, und steuerte gegen Nordosten. Noch immer fand man Vegetation auf den aus Kalkstein gebildeten Abhängen, aber als man am Ufer immer noch die Küste zur Linken behielt, vermuthete man schon daß man Theile der Banks-Insel vor sich haben müsse. Am 9 Sept. kam auch Land an der Steuerbordseite zum Vorschein. Manchem klopfte das Herz bei diesem Anblick, denn man fürchtete in eine trügerische Bucht gerathen zu seyn und wieder umkehren zu müssen, während doch die Barrow-Straße jetzt dicht vor ihnen gegen Norden liegen sollte. Jede Stunde, jeder günstige Wind konnte jetzt die Entscheidung bringen. Das Land zur Rechten wurde jetzt für eine zweite Insel erklärt und Prince Alberts-Land getauft. Die Küste zeigte binnenwärts hohe mit Schnee bedeckte Hügel, während die niedere Fläche noch bloß lag. Bisweilen kamen Kegel vulcanischer Bildung zum Vorschein. Am 10 Sept. Morgens befand man sich noch 60 (engl.) Meilen von der Barrow-Straße. Man mag sich denken welche Aufregung auf dem Schiffe herrschte! „Ich kann," schrieb M'Clure in sein geheimes Tagebuch, meiner Angst keinen Ausdruck geben. Ist es denn möglich daß dieses Wasser mit der Barrow-Straße in Verbindung stehe und die langgesuchte nordwestliche Durchfahrt sey? Ist es möglich daß so ein niedriges Geschöpf wie ich, auserwählt seyn soll das auszuführen, was die größte Weisheit und so viele Talente Jahrhunderte lang vergeblich versuchten! Aber Preis Ihm, der uns unverdienter hieher brachte! Die Weisheit dieser Welt ist Narrheit vor ihm."

Aber gerade am 11 Sept. sollte sich das Wetter ändern. Ein heftiger Nordwest trieb Eismassen die Prince-of-Wales-Straße hinab, wie man die denkwürdige Durchfahrt zwischen Banks-Insel und Prinz Alberts-Land genannt hatte, und das Thermometer sank auf 21° F. (—5 R.). Was hätte man um eine Woche Sommerwetter jetzt gegeben! Merkwürdig genug wurde am 11 Sept. die andere damals 400 Meilen entfernte Expedition unter Capt. Austin vom Winter festgehalten, und am 11 Sept. war auch früher Sir James Roß im Leopolds-Hafen eingefroren, so regelmäßige Erscheinungen bietet die arktische Meteorologie! Man kam am 12 Sept. nicht vorwärts, hoffte aber immer noch daß ein paar Stunden helles Wetter die Aufgabe lösen helfen sollten. Es fiel Schnee, und der strenge arktische Winter bedeckte das Land zu beiden Seiten. Am 15 Sept. trat Südwind ein. Das Eis setzte sich gegen die Barrow-Straße in Bewegung, und alle Hände auf dem Deck waren eifertig an der Arbeit. Selbst am 16 Sept. näherte man sich noch der Ausfahrt, am 17ten aber erreichte man den äußersten Punkt 73° 10′ n. Br., 117° 10′ w. L. Gr., der nur 8 deutsche Meilen entfernt lag von jener Kette von Gewässern, die sich unter den Namen Melville-Sund, Barrow-Straße, Lancaster-Sund von West nach Ost erstrecken und mit der Baffins-Bay in Verbindung stehen. Am Rande des Gelingens konnte das Schiff nicht vorwärts, auch das Eis verlor seine Bewegung, da irgend eine unbekannte Ursache den Ausgang der Straße geschlossen hielt. Wie man richtig vermuthete, hatten sich die Eisbänke des Melville-Sundes dicht davor gelegt und die Durchfahrt verstopft.

Man beschloß jetzt in den Eisbänken zu überwintern, obgleich alle arktischen Autoritäten bisher behauptet hatten, ein solcher Versuch käme einer sichern Vernichtung gleich. Mitten auf einer Eisbank zu überwintern bleibt immer ein großes Wagstück. Es dauert nämlich lange ehe das Eis zum Stehen kommt. Anfangs wird es von Ebbe und Fluth getragen. Fällt Schnee, so bricht das Eis an etlichen Stellen unter der Last, und das Seewasser dringt durch die Spalten in die Höhe. Am 27 September glaubte man endlich den Gefahren entgangen zu seyn, aber schon am folgenden Tage setzte sich die Eismasse wieder in Bewegung, und zwar nach der Barrow-Straße zu. Das Schiff wurde mit fortgetragen, und die Bewegung nach Norden dauerte bis zum 30 Sept., wo in der Nähe der Princeß Royal-Inseln (72° 50′ n. Br., 117° 55′ w. L. Gr.) das Eis wieder zum Stehen kam. Die folgenden Tage wurden in beständiger Besorgniß zugebracht, das Schiff seufzte fortwährend unter dem Druck des Eises. „Das Kreischen, Krachen und Greinen des Schiffes," schreibt M'Clure, ist über alle Beschreibung, und der Officier von der Wache muß bei seinen Berichten den Mund dicht an mein Ohr halten, so betäubend ist der Lärm." Erst am 10 Oct. wurde das Eis in der Nähe des Schiffes ruhig, obgleich die Bank noch nicht am Ufer festlag, sondern sich mit Ebbe und Fluth zwischen Nord und Süd hin und her bewegte.

Am 21 Oct. brach Cap. M'Clure mit sechs Mann auf, um die Barrow-Straße zu suchen. Allein der Schlitten brach am ersten Tag, und man mußte nach einem zweiten senden. Arktische Schlittenpartien sind für Seeleute welche nicht gewöhnt sind große Landreisen zu machen, höchst beschwerlich. Man nimmt keine vollen Rationen mit, denn man darf sich nicht allzu sehr belasten. Auch muß man verzichten sich an einem Feuer zu wärmen, da man nur so viel Holz mitnimmt um etwas Schnee zum Trinken aufthauen zu können. Warme Speisen können ebenfalls nicht gereicht werden. Das System der Proviantschlitten, oder eine Art von Relais, wie es bei den großen Geschwadern der Franklinsucher angewendet wurde,

Digitized by Google

kannten die Inveſtigators noch nicht. In ſolchen Fällen wird nämlich eine Schlittenpartie vorausgeſchickt, die halbwegs Lebensmittel und Holz deponirt, und von dieſem Magazin geht dann die eigentliche Schlittenpartie. Außerdem ſendet man auch einen oder zwei Schlitten mit, welche die bereits erſchöpften Vorräthe des Hauptſchlittens ergänzen und dann umkehren. Die Kälte war ſo ſtark daß die Schneeſtroffen der hart angeſtrengten Leute im Geſicht froren. Des Nachts hatte man zum Schutz nur ein Leinwandzelt und große Pelzſäcke, die als Bett dienten. Es dauerte aber meiſt ſehr lange ehe ſie nur aufgethaut waren, denn Kleider und Wolldecken gefroren oft genug ſteif an dem Körper. Die größten Leiden verurſacht aber der Durſt. Wenig hilft es daß die Reiſenden den Mund voll Schnee nehmen. Der Schnee iſt in der Regel durch das von unten heraufdringende Seewaſſer ſalzig geworden, und der Durſt wird durch ſeinen Genuß nur peinigender. Am 25 Oct. gewahrten ſie daß ſie ſich der Mündung der Prince-of-Wales-Straße näherten, denn man kam jetzt an „oceaniſchem“-Eiſe vorüber, das ſich zu blauen Bergen und Thälern aufgeſchichtet hatte. Man konnte in der Nacht bei einem Meridiandurchgang der Capella eine Breite von 73° 25′ N. finden, die einzige aſtronomiſche Beobachtung welche das trübe Wetter verſtatten wollte.

Der Morgen des 26 October 1850 brach an, und vor Sonnenaufgang beſtieg M'Clure einen nahen, 600 Fuß hohen Hügel. Als die Sonne ſich erhob, fiel der Schleier allmählich vom Panorama. Zuerſt bemerkte man daß die Küſte des Prinz-Albert-Landes gegen Oſten abbog. Die Küſte von Banks-Land, auf der man jetzt ſtand, endigte etwa 12 (engl. M.) gegen Norden, und erſtreckte ſich von dieſer Ecke gegen Nordweſten. Jenſeits der Mündung der Prince of-Wales-Straße lagen die ſtarrgefrorenen Gewäſſer der Barrow-Straße, oder wie man dieſen ihren Theil neuerdings nennt, des Melville-Sundes. Die Höhe auf der man ſtand, gewährte einen ſo entfernten Horizont, daß man mit Sicherheit ſich ſagen konnte daß kein feſtes Land zwiſchen der Küſte und der Melville-Inſel lag. Die nordweſtliche Durchfahrt war alſo entdeckt, obgleich der Ausdruck ſehr angefaun iſt, denn wenn man von einer Durchfahrt ſpricht, ſollte man ſie die nordöſtliche nennen, und zweitens iſt die „Durchfahrt“ ſelbſt nicht fahrbar, oder wenigſtens noch nicht befahren worden. Deßhalb iſt es gut ſich zu erinnern, daß wenn man den gelänfig gewordenen Ausdruck einer nordweſtlichen Durchfahrt gebraucht, damit nichts gemeint iſt als eine Waſſerverbindung zwiſchen dem atlantiſchen und pacifiſchen Meere unter arktiſchen Breiten.

Auf der Rückkehr nach dem Inveſtigator gerieth der Entdecker in Lebensgefahr, und zwar durch ſeine eigene Unbeſonnenheit. Am 30 Oct. 2 Uhr Nachmittags ſah man bereits die Princeß Royal-Inſeln, wo das Schiff lag, und Cap. M'Clure verließ den Schlitten um voraus zu eilen und für ſeine Leute ein warmes Abendbrod zu beſtellen. Er war noch 6 (engl.) Meilen vom Schiff entfernt als Nacht und Nebel ihn überfielen und zugleich ein Schneeſturm losbrach. „Ich kletterte, erzählt er ſelbſt, einen Haufen von Eisſchollen hinauf, in der Hoffnung meine Leute zu ſehen wenn ſie vorüberkommen ſollten, oder die Aufmerkſamkeit des Schiffs durch den Knall meiner Vogelflinte zu erregen. Leider hatte ich keine Munition bei mir als die zwei Schüſſe in beiden Gewehrläufen. Nachdem ich eine Stunde geduldig gewartet hatte, ſah ich den Schein eines blauen Lichtes, welches unzweifelhaft in der Richtung herkam wo ſich der Schlitten bewegte. Da ich auf beide Schüſſe keine Antwort erhielt, ſo war meine einzige Hoffnung vom Schiff aus gehört worden zu ſeyn, aber nichts zu ſehen, und nur ein anderer blauer Glanz in größerer Entfernung kam von dem Schlitten herüber, ſo daß ich kein Obdach für die Nacht ſah als die Eisfand auf der ich ſtand. Ich ſpürte in meiner Taſche ein Zündhölzchen, und hoffte bei ſeinem Lichte meinen Taſchencompaß zu Rathe ziehen zu können. Aber es loſch zu raſch aus. Ich bewegte mich hin und her bis 11 Uhr Nachts, als ich jede Hoffnung aufgab. Ich ſtieg von meiner Anhöhe herab, und fand am Fuße ein Bett von weichem trockenem Schnee, worauf ich mich warf und etwa drei Stunden ſchlief, bis ich die Augen wieder öffnend den Strahl einer Rakete geſehen zu haben glaubte. Ich ſprang auf und gewahrte daß der Nebel ſich verzogen hatte, Sterne und Nordlicht aber in vollem Glanze die arktiſche Nacht erhellten. Ich wanderte nun, obgleich ich weder Schiff noch Inſeln ſah, vorwärts, bis ich beim Anbrechen des Tageslichtes gewahrte daß ich vier Meilen über das Fahrzeug hinaus gekommen war.“

Merkwürdig genug ergab ſich nach der Rückkunft, daß der Schlitten 793 Pfund, oder 100 Pfund mehr wog als bei der Abfahrt, obgleich die acht Reiſenden in neun Tagen außer Chocolade und Branntwein 18 Pfd. Pemmican, 31 Pfund Zwieback und 2 Pfund Hafermehl verzehrt hatten. Der Schlitten war aber ſo ſchwer geworden, weil mittlerweile alle Geräthe und Kleider gefroren waren und ſich alles mit Eiskruſten bedeckt hatte.

Das große Problem war gelöſt, eine Durchfahrt gab es wirklich, wenige Meilen nördlich lag die Barrow-Straße, und vergnügt verbrachten die Inveſtigators den Winter 1850 in der ſichern Hoffnung die nächſte Saiſon zur Heimfahrt benutzen zu können, unbekümmert um die Eismaſſen welche die Prince-of-Wales-Straße blokirten und ohne Ahnung welche Erlebniſſe ihnen bevorſtanden.

Die Reihenvulcane von Mittel-Amerika.

(Von G. H. H. — H. H. H.)

In der Nacht vom 16 zum 17 April 1854 hat ein Erdbeben die unter 13° 44′ nördl. Br. und 89° 8′ weſtl. v. Gr. belegene volkreiche Stadt San Salvador, Hauptſtadt des mittelamerikaniſchen Freiſtaats Salvador, vollſtändig zerſtört. [1] Die Urſachen

[1] Wir laſſen hier die officielle Bekanntmachung der Regierung von Salvador über das Erdbeben folgen:

Die Nacht des 16 April 1854 wird ſtets bei allen Salvadorenern in traurigem und bitterem Andenken bleiben; in dieſer unheilvollen Nacht wurde unſere liebe und ſchöne Hauptſtadt dem Boden gleichgemacht. Die Bewe-

Digitized by Google

dieser schrecklichen Katastrophe beschäftigen die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Welt; ihre erschöpfende Erforschung findet in der auffallenden Unvollständigkeit und Ungenauigkeit der über die Reihenvulcane Central-Amerika's vorhandenen Nachrichten ein großes Hinderniß; denn die Länder von Central-Amerika, so wichtig für die geologische Wissenschaft, weil hier das Schöpfungswerk noch in erkennbarer Thätigkeit begriffen ist, sind der gelehrten Welt noch so gut wie unbekannt. [2]

Es ist zu bedauern daß Alexander von Humboldt die Landenge nie betreten, sondern seine ausgedehnte Thätigkeit für die Naturwissenschaften nur den südamerikanischen und mexicanischen Vulcanen gewidmet hat. So kommt es daß man z. B. in der vortrefflichen Geschichte der Schöpfung von Herman Burmeister (Leipzig 1854 S. 113) noch der falschen Bemerkung begegnet, daß die Vulcane Guatemala's (wie man den Isthmus nach der spanischen Benennung des Landes genannt hat) aus 27 thätigen Kratern bestehe, wovon keiner von besonderem Interesse sey. Sogar Leopold v. Buch ist in seiner classischen Beschreibung der canarischen Inseln, bei Schilderung der Reihenvulcane Guatemala's ungenau und unvollständig, und eben so leiden alle Landkarten, die Vulcankarte in dem trefflichen Atlas von Berghaus nicht ausgenommen, an den erheblichsten Mängeln bei Darstellung dieser Vulcanreihe. Dieß gilt sogar von einer der neuesten und besten Karten von Central-Amerika, der des englischen Capitäns John Baily „Map of Central-America by John Baily Esqr. R. N. of Guatemala, — Sounders and Stanford. 6, Charing Cross, London 1853."

Es ist deßhalb als ein willkommener Beitrag zur wissenschaftlichen Erörterung des am Eingang gedachten Naturereignisses anzusehen, wenn wir den Tagebüchern eines deutschen Landsmanns, der in den Jahren 1852 und 1853 ganz Mittel-Amerika mit Ausnahme des Landes Costa Rica bereist und in diplomatischen Functionen neun Monate in Guatemala und vier Monate in dem jetzt zerstörten Salvador gewohnt hat, einige Mittheilungen entnehmen und indem wir sie noch durch neuere Nachrichten ergänzen. Wenn auch der gedachte Reisende sich einen Laien in der Naturwissenschaft nennt, so haben seine Mittheilungen doch den Werth authentischer, auf unmittelbarer Wahrnehmung beruhender Thatsachen; sie beurkunden außerdem ein tiefes Interesse für die Ermittelung des eigentlichen Herds und der Streichungslinie der vulcanischen Thätigkeit in diesen wenig gekannten Ländern.

Die Gebirgserhebung von Central-Amerika ist im ganzen geringer als die Erhebung von Südamerika mit seinen Anden, eben so wie von Mexico, und gleicht einer Mulde zwischen beiden Continenten.

Das größte Land Central-Amerika's ist Guatemala, dessen Gebiet von beiden Oceanen bespült wird und sich bis zum 17ten Grad 50' nach Norden und Westen erstreckt.

Von Belize kommend, betrat der Referent das Land Guatemala im Januar 1852 auf der durch ihren raschen Verfall und die unlose Verschmendung belgischer und deutscher Capitalien so bekannt gewordenen Colonie Santo Thomas. Schon hier fand er die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht widerlegt daß die Nordküste des Landes ohne Spuren vulcanischer Thätigkeit sey. Es erhebt sich dort ein Berg, San Gil, von etwa 1500' Höhe, dessen Gipfel einen tiefen, mit Wasser gefüllten Krater hat, und dessen überall zerstreute Auswurfsmassen für dessen vulcanische Vergangenheit unwidersprechliches Zeugniß leisten. Diese Colonie hat nicht bloß keine Zukunft, sondern auch keine Vergangenheit, und die

gungen der Erde machten sich fühlbar seit dem Charfreitag Morgen; ihnen vorher ging ein hohles Geräusch, gleich entfernetem Donner. Die Bevölkerung benutzte sich wenig über diesen Phänomen (sie hier gar nicht selten) und der Zusammenfluß der Menschen an diesem heiligen Tage in den Tempeln war nicht weniger groß wie gewöhnlich. Am Sonnabend die Gloria schien sich alles verdoppelt zu haben, das Vertrauen wuchs und die Einwohner von San Salvador bereiteten sich auf die Festlichkeiten der Ostern vor. Die Nacht von Sonnabend zu Sonntag war ruhig, eben so der ganze Sonntag; die Luft war sehr drennend und schwül, jedoch die Atmosphäre klar und heiter. Die Nacht kam heran ohne daß in den ersten zwei Stunden sich etwas besonderes ereignet hätte; aber um 9½ Uhr Nachts verspürte ein sehr starker Erdstoß, dem unerhörtes Getöse unterirdischen Geräusch vorangegangen, die Bevölkerung in den größten Schrecken. Viele Familien zogen aus ihren Häusern und flüchteten auf die öffentlichen Plätze, andere begnügten sich damit in ihren innern Höfen zu übernachten. Es war um 11 Uhr wenigst 5 Minuten alt, ohne daß irgend ein Geräusch vorangegangen wäre, die Erde sich mit solcher Wuth bewegte daß die Stadt in 10 Secunden dem Erdboden gleich gemacht wurde. Das Getöse der fallenden Tempel, Thürme und Häuser war entsetzenerregend, eine Staubwolke erhöhte die aufgeschreckten Bewohner, ohne daß man einen Tropfen Wasser finden konnte um ihn Durst zu löschen, und um der Menge der Personen zu Hülfe kommen zu können die bald erhielt waren, oder ergriffen von heftigen Nervenzufällen von allen Seiten um Hülfe schrieen — weil die Wasserleitungen und öffentlichen Gemeinen entweder im Augenblick zerstört waren oder versiegten. Der Glockenthurm der Kathedrale rief in seinem Falle einen großen Theil der Kirche nieder, die Thürme von San Francisco begruben das bischöfliche Oratorium und einen Theil des Palastes in ihren Trümmern. Die Kirche von San Domingo wurde durch den Sturz ihrer Thürme zum größten Theil zertrümmert und zerstörte das Collegium so le Asuncion. Einige Gebäude, ein eleganter, neuer und mit großen Kosten errichteter Gebäude, zerfiel in Trümmer. Die Kirche de la Merced stürzte zur Hälfte ein, und von den Privathäusern sind diejenigen leicht zu zählen welche stehen blieben, obwohl sie gänzlich unbewohnbar sind, mehr wohl zu bewerken, daß diejenigen welche wenigstens theilweise stehen blieben, von alter Bauart sind, indem sie knapp den Boden gleichgemacht wurden. Auch entschlüpften die Katastrophe durchaus nicht die übrigen öffentlichen Gebäude, wie das Consistorial-Gebäude, die Schatzkammer, Kaserne ꝛc. Alles dieses ereignete sich in den ersten 10 Secunden, denn wenn auch die Erschütterungen welche dem Einsturz folgten, schrecklich waren, und ihnen ein oerlängertes Getöse vorausging, welches wie deutlich unter unsern Füßen hörten, so verunsachten sie nicht so viel Unheil an den wenigen Mauern und zerfallenen Häusern, welche der Hauptstoß noch stehen gelassen.

Schrecklich und imposirend war das Bild, welches in jener fürchterlichen Nacht die zahlreiche Bevölkerung darbot; auf den Plätzen zusammengeschichtet, knieend mit lauter Stimme von Himmel Erbarmen erflehend oder die Verzweiflung ausdrückend, welche der Verlust ihrer Kinder und Angehörigen, die sie unter den Trümmern begraben glaubte, verursachte. Ein blaugrauer Himmel höher und tiefer, eine wellenförmige Bewegung unter unsern Füßen, so stark und ungleich daß sie uns das Schlimmste fürchten machte; ein Schwefelgeruch, so intensiv daß er die nahe Oeffnung eines Kraters anzukündigen schien — ohne die Möglichkeit sehen zu können, denn die Straßen boten so viele Hindernisse, Mauern, Dachziegel, Gebälk, Eisengitter verspert, gestatteten keinen Schritt, gestatteten keine Sicherheit, weil das wenige was noch nicht gefallen, zu fallen drohte — solches war das Schauspiel der unglücklichen Nacht des 16 April.

Mächtig war es in diesem Zusammenhalt, in diesem Verspiel des letzten Gerichts, auch andern Nothwendigkeiten abzuhelfen. Hunderl Kinder, eingeschlossen im Collegium, die stehende Garnison, die Wachen, die Kranken des Hospitals, die Gefangenen, verlangten raschen Beistand. Die Regierung vernachlässigte nichts in diesen Momenten der Angst, und war im Stande so weit Hülfe zu leisten daß, als man glaubte der vierte Theil der Bevölkerung sey unter den Trümmern begraben, sich herausstellte daß die Zahl der Opfer nicht 100 überstieg und die der Verletzten nicht über fünfzig gelange. Lebtgenannten sind in der letzten Zahl der Bischof, der Expresident Br. Duriest, ein jüngerer Sohn des Präsidenten San Martin, und die Gattin des Secretairs der Kammer, Don José Maria Peralta. — Da zum Glück dem Erdbeben kein Regen folgte, so hat man Zeit gehabt die öffentlichen Archive auszugraben, eben so den größten Theil der Möbel und Effecten der Privatleute, wie die Werth- und Schmuckſachen der Kirchen.

[1] Der Hr. Verfasser, der in Südamerika lebt, kannte mit der neueren Literatur über Central-Amerika noch nicht bekannt seyn. D. R.

Kunde von der letzten Eruption dieses Vulcans hat nicht herübergereicht bis zu dem in allen Hautfarben ſchillernden Geſchlecht der jetzigen Bewohner dieſer improviſirten Niederlaſſung.

Unſer Reiſender fuhr von Santo Thomas durch den unvergleichlichen Hafen nach dem Rio Dulce, der ſich in die Bay von Honduras ergießt, unſern des letzten Dorfes der Cariben, die mit den von Columbus erwähnten Ureinwohnern des Landes nicht zu verwechſeln ſind. Der alte Stamm der Cariben ſcheint untergegangen oder hat ſich in die unbekannten Gebirge von Honduras zurückgezogen; der Name Cariben aber iſt übergegangen auf den Negerſtamm der in der Bay von Honduras ſich angeſiedelt hat, dort in den großen Mahagoniſchlägen die arbeitende Claſſe bildet, und wahrſcheinlich aus Sklaven entſtanden iſt die den weſtindiſchen Colonien entlaufen ſind. [1]

Unſer Reiſender erreichte auf dem Rio Dulce die beiden Landſeen Golfete und Golfe dulce, und gieng in der Hafenſtadt Izabal ans Land. Von dort überſtieg er mit einer Karawane von Saumthieren das ſogenannte Micegebirge, einen Gebirgszug von mäßiger Erhebung, der längs dem Thal des Rio Motagua laufend in dem vorerwähnten Berge San Gil bei San Thomas ſeine letzte öſtliche Erhebung findet, weſtlich aber ſich im Innern des Landes mit dem Hauptzug der Cordilleren vereinigt. Zwei Leguas von dem Indianerdorf Chimalapa liegt ein koniſcher Berg, el Volcan de Tobon, der über alle umliegenden Gebirge ſich zu einer (abſoluten) Höhe von dem Anſchein nach 4 bis 6000 Fuß erhebt. Dieſer Berg wird im ganzen Lande der Vulcan de Tobon genannt, und Sagen von ſeiner Eruption leben noch im Volk, laſſen ſich aber nicht feſtſtellen bei der mangelhaften Zeitrechnung dieſer Indianer. Die Form des Berges und die weit zerſtreuten vulcaniſchen Eruptionsmaſſen über welche man hinreitet, laſſen keinen Zweifel aufkommen daß der Tobon wirklich ein erloſchener Vulcan ſey, eine Thatſache die von allen landeskundigen Bewohnern der Hauptſtadt, und insbeſondere von einem belgiſchen Ingenieur, der das Motaguathal vermeſſen und geognoſtiſch unterſucht hat, beſtätigt wurde. Die den ſüdlichen Rand des Motaguathals bildende Sierra de Chiquimula, welcher dieſer Tobon angehört, endigt an ihren äußerſten Gränzen nach Norden zu in dem am Meeresſtrande ſich erhebenden vulcaniſchen Zuckerhut von Omoa (6570 Fuß), welcher ſich in allen Karten findet. Bei dem Orte los Puentes, auch Boca de la Montaña, nach einer zwei Berge trennenden wildromantiſchen Schlucht genannt, durch welche ein Nebenfluß des Rio Motagua cascadenförmig herabſtürzt, erſteigt man auf dem Wege nach Guatemala den Kamm der Hauptcordillere, und gelangt, den weſtlichen Abhang herabſteigend, auf das Hochplateau von Guatemala. Die Hauptſtadt Nueva Guatemala liegt bereits auf einer Höhe von 4372' über der Meeresfläche. Weiter gegen Nordweſten ſteigt das Tafelland beträchtlich höher, und im Norden der Quellen des Rio Motagua, in dem Departement los Altos (die Hochlande) beträgt ſeine allgemeine Erhebung, einige enge Thäler ausgenommen, welche in das Plateau tief eingeſchnitten ſind, mindeſtens an 6000 Fuß. Hier liegt der maleriſche Alpenſee von Atitlan, oder wie der alt-indiſche Name lautet, die Lagune von Panajachel und die Stadt Quezaltenango, deren Straßen in den Monaten Januar, Februar und März faſt täglich in den Morgenſtunden mit Reif bedeckt ſind.

Gegen den Staat von Chiapas, weiter nach Nordweſten zu, erniedrigt das Plateau ſich wieder, die ganze ſüdweſtliche Gränze deſſelben aber iſt ſcharf bezeichnet durch einen ununterbrochenen terraſſenförmigen Abfall gegen das niedrige ſchmale Küſtenland, welches den ſtillen Ocean von dem Golf von Tehuantepec bis zur Conchagua-Bay begleitet. Dieſer Rand iſt beſetzt von einer ununterbrochenen Reihe vulcaniſcher Erhebungen, die ſich ſüdöſtlich durch die Länder Salvador, Nicaragua und Coſta Rica zum Theil in der Küſtenebene ſelbſt überall in mäßiger Entfernung vom ſtillen Meer fortziehen.

Wir erwähnen zunächſt den Vulcan von Soconusco. Er iſt der nördlichſte auf dem Gebiet von Guatemala, und erhebt ſich als zuckerhutförmiger Kegel 2 bis 3 Leguas vom Meeresſtrande entfernt unmittelbar aus der Küſtenebene. Er ſoll zuweilen rauchen.

Der Vulcan von Tacana, nicht weit von dem auf der Baily'ſchen Karte richtig angegebenen gleichnamigen Orte.

Der Vulcan von Tajamulco oder Sapotitlan, wahrſcheinlich der höchſte aller Vulcane von Guatemala. Er iſt fortdauernd thätig und wird von der Stadt Gueguetenango aus gerade im Weſten geſehen.

Der Vulcan von Amilpas oder Sta Maria, ein ſehr hoher, dem Anſchein nach zur Zeit unthätiger Vulcan, ſüdweſtlich von der Stadt Quezaltenango in nicht allzu großer Entfernung belegen.

Der Vulcan von Quezaltenango liegt 1 Legua ſüdlich von der Stadt gleichen Namens und iſt ſeit dem Jahre 1821 fortdauernd thätig.

Der Vulcan von Atitlan ſchließt ſich dem vorſtehenden wenige Meilen ſüdlicher an. Er liegt am ſüdlichen Rande der maleriſchen Lagune von Panajachel, welche ſeinen Fuß umſpült, und beſteht aus drei markirten Kuppen Atitlan, Colima und Acatenango, welche alle drei in voller Thätigkeit ſind. Er hatte 1835 einen Aſchenausbruch von Bedeutung, verbunden mit einem heftigen Erdbeben, welches einen beträchtlichen Theil der Stadt Sololá zerſtörte. Die Baily'ſche Karte ſtellt die Gruppe ſehr genau dar.

Es folgen die Vulcane der Antigua oder von Sacate Pequez (Name des Departements), der Vulcan Fuego (Feuer) und der Vulcan Agua.

Der Vulcan Fuego iſt von äußerſt regelmäßiger koniſcher Form, endet aber in zwei getrennten gleich hohen Hörnern, von denen das ſüdliche den Schlot bildet, aus welchem das unterirdiſche Feuer conſtant hervorbricht. Zwei Drittheile der Höhe ſind mit Waldung bedeckt. Das letzte Drittheil zeigt eine kahle Oberfläche von braunrother Farbe; die Glühhitze des Erdbodens würde, abgeſehen von unüberſteiglichen Terrainhinderniſſen, hier jedes weitere Vordringen verhindern, wollte man auch ſolches auf die Gefahr eines plötzlichen Lavaausbruchs hin unternehmen. Faſt conſtant ſchwebt über dieſer Spitze eine weißliche Rauchwolke; der Wind führt die Dämpfe in der Richtung auf die nördliche Spitze zu, wo ſie von derſelben angezogen hängen bleiben, und auch dieſer

[1] Dieß ſcheint eine Verwechſelung der Zambos mit den ſeit kurzem in Honduras angeſiedelten ächten Caribenſtämme zu ſeyn, die Squier beſucht hat. D. Red.

Digitized by Google

das Aussehen eines rauchenden Vulcans verleihen. Im Jahre 1852 war unser Reisender vom Dorfe Palin aus Zeuge eines Lavaausbruchs nach der Seite der Südsee zu, welcher der Krater zugekehrt ist.

Fuß an Fuß folgt ihm der Agua, nach Barometermessungen 13,578 (engl.) Fuß über dem Meeresspiegel, also noch nicht in die Regien des ewigen Schnees reichend. Doch werden in den Monaten Januar, Februar und März die Dünste zu Reif condensirt, der hin und wieder den Gipfel weiß erscheinen läßt. Die Indianer aus dem an der östlichen Seite des Berges belegenen Orte Santa Maria sammeln diesen Schnee, und verkaufen ihn, in trockenes Gras gehüllt, in Guatemala.

Nach der Volksmeinung ist der Agua mit heißem Wasser gefüllt, was er nach einer nicht erweislich zu machenden Tradition in großen Massen früher ausgeworfen hat, während er doch ringsum mit vulcanischen Auswurfsmassen, die viel Obsidian enthalten, bedeckt und umgeben ist.

Der Berg ist bis zum Gipfel mit der üppigsten Vegetation bekleidet, wo sich ein Krater von etwas mehr als 100 Yards Tiefe befindet, dessen Boden einen Durchmesser von beinahe 100 Yards hat und mit den Seitenwänden einen Winkel von fast 45° bildet. Der obere Umfang beträgt zwischen 7 bis 800 Yards und ist von der äußern Abdachung durch einen unregelmäßig geformten Steinrand getrennt, der nirgends breiter als 20 Yards ist.

Als im Jahr 1541 der spanische Eroberer dieser Länder, Pedro de Alvarado gestorben war, ernannte der König von Spanien dessen Wittwe, Beatrix, zum General-Capitän des Landes; der Sage nach befand sie sich einige Tage später im Monat September mit 22 jungen spanischen Damen in der Kirche der Ciudad vieja, der ältesten Stadt von Guatemala, als ein Wasserausbruch des Vulcans Stadt und Kirche zerstörte und den weiblichen General-Capitän mit seiner schönen Begleitung begrub. Noch jetzt ist von Ciudad Vieja aus sowohl der Einsturz der Seitenwand des Kraters als auch die vom Gipfel bis zum Fuß des Berges reichende ungeheure Barranke sichtbar, welche die herabstürzenden Fluthen verursachten. Der Kreisumfang des Berges wird auf 20 (engl.) Meilen geschätzt. Aber auch die zweite eine halbe Meile weiter nordöstlich von Ciudad vieja erbaute Stadt, jetzt Antigua Guatemala genannt, wurde während 220 Jahren zehnmal von Erdbeben heimgesucht, und im Junius 1773 durch eine fünftägige Erderschütterung, welche von einer gewaltigen Eruption des Fuego, und angeblich auch von einem heißen Wasserausfluß des Agua begleitet war, gänzlich zerstört. Diese großartige Trümmerstadt hat jetzt wieder 10,000 Einwohner, die sich mitten unter den Ruinen schöner Kirchen und Paläste angebaut haben: sie erstreckt sich meilenlang in einem reizenden Thale an dem Ufer eines kleinen Flusses, der den romantischen Namen des Rio Pensativo führt. Nicht alle der zahlreichen Kirchen die diese Stadt zierten, sind gänzlich zerstört; einzelne in dem in diesen Ländern herrschenden Basilikenstyl erbaute Kirchen sind nur in ihren Mauern und im Dach geborsten, sonst aber vollständig erhalten. In diesen Spalten hat die üppige Vegetation der Tropenwelt in den mannichfaltigsten Formen Platz ergriffen, und es ist eine Scene von ergreifender Wirkung, wenn in diesen dicht belaubten, blüthe- und fruchtreichen Tempeln Gottesdienst gehalten wird.

Die Kathedrale und der schöne Palast des General-Capitäns sind nur zum Theil zerstört, und ihre großartigen Ueberreste mit den wohlerhaltenen spanischen Wappenschildern am Fuße zweier gewaltigen Vulcane bilden ein malerisches Denkmal der zerstörenden Naturgewalt. Die Glocken der Kathedrale sind tief in den Sand der Plaza geschleudert, wo sie die Einwohner zum Ruhesitz benutzen, statt sie anzuzaubern und dem kirchlichen Gebrauche zurückzugeben.

(Schluß folgt.)

Die Einöden der Wildenten.

(Aus Chambers's Journal.)

Ein Lockteich ist ein abgesonderter, auf allen Seiten durch Dickichte und Rietgras geschützter Weiher oder See. Er muß fern von jeder menschlichen Wohnung liegen, und der Eigenthümer so viel Einfluß oder so viel umliegendes Land besitzen, daß auch nicht der fernste Schall eines Gewehrs je in dem stillen Umkreise gehört werden kann. Das Pfeifen des Ackermanns, das Klingeln der Schafglocke, das Dengeln der Mähersense darf in dieser Wildenten-Einöde nie gehört werden. Sie muß weit abliegen von einer Straße oder einem schiffbaren Flusse. Der schrille Pfiff einer Eisenbahnlocomotive, das hohle Rasseln eines Wagens, das lebhafte Klatschen eines Ruders, das dumpfe Knarren eines Barkenfegels vernimmt man an stillen Tagen in beträchtlicher Entfernung, nie aber dürfen sie hier gehört werden. Kurz, der Lockteich muß vollkommen geräuschlos seyn, nichts anderes darf sich vernehmen lassen als der Lärm den seine besiederten Bewohner selbst zu machen belieben. Der von einigen Hammerschlägen bei Ausbesserung eines eine halbe Meile entlegenen Thors herrührende Schall brachte alle in einem solchen Teich befindlichen Vögel in Bewegung, und that dem ruhigen Charakter des Orts ziemlich lange Zeit hindurch Eintrag.

Lockreiche, wie viele andere Dinge, weichen in ihrer Größe und ihren Einrichtungen sehr von einander ab; ich will daher den einen, welchen ich selber gesehen, ausführlicher schildern. Der See ist etwas weniger als drei Morgen groß, sternförmig angelegt, indem er sechs Ecken oder Landeinschnitte hat. Von jeder Ecke läuft ein gekrümmter, mit gebogenen Reifen, über welche ein Netzwerk ausgebreitet ist, bedeckter Damm in das Land; die Dämme führen den Namen „Röhren," und in ihnen werden die Vögel, wenn man sie aus dem Centralteich gelockt, gefangen. Die „Röhren" sind an ihrer Verbindungsstelle mit dem See etwa achtzehn Fuß weit, und der erste Netzwerkreif ist zehn Fuß hoch; beide aber werden, in ihrer halbkreisförmigen Länge von fünfundsiebenzig Ellen, allmählich enger und niedriger, bis sie an ihrem Endpunkt, dem verhängnißvollen Tunnel oder Sacknetz ankommen, das auf dem Grunde liegt. Der Zweck der

Digitized by Google

sechs Röhren, die sich an den entgegengesetzten Punkten der Windrose öffnen, ist: sie den verschiedenen Winden zugänglich zu machen; denn die vortheilhafteste Zeit zur Lockung der Vögel ist die wenn der Wind von der Seite in die Röhre weht; dann wird der vom Lockmann ausgehende Geruch leewärts weggeführt, und das Gefügel schwimmt stets lieber gegen den Wind. Von einem Luftballon aus gesehen, würde der Lockteich nicht uncharakteristisch einer mächtigen Spinne gleichen, deren Leib der Hauptteich, und deren ausgestreckte Füße die Röhren wären.

In einiger Ausdehnung auf jeder Seite der Mündung einer Röhre, und dem See zugewandt, befindet sich eine Netzgaseschirm-Linie, und an der äußern Beugung der halbkreisförmig gestalteten Röhre ist ebenfalls eine Reihe von zehn oder zwölf Schirmen, deren jeder eine Länge von etwa zwölf Fuß hat, und die an ihren Enden übereinander hängen. Diese letzterwähnten Schirme werden „Schießungen" genannt; wie alles übrige im Lockteich sind sie aus gewöhnlichem Sumpfgras gemacht, und hinter ihnen verbirgt sich der Mann, wenn er die Vögel beobachtet und „bearbeitet," wie er es nennt. Zwischen all diesen Schirmen und dem Wasser ist ein schmaler Uferrand gelassen. Das Netz wird in einiger Entfernung oberhalb der Röhre an die Schirme befestigt, noch weiter weg aber mit einem Pflock auf dem Grunde festgemacht. Je offener der Platz zu sein scheint, desto weniger Ursache zu Argwohn haben die Vögel; die Schirme sind selten mehr als sechzehalb Fuß hoch, und ein großer Mann darf daher seine Gestalt in einem Lockteich nicht hervorragend zeigen.

Dieß sind die allgemeinen Züge eines Lockteichs; allein er wäre für jeglichen praktischen Zweck unnütz, wenn der Eigenthümer nicht zwei sehr unähnliche Thiere zur Hülfe nähme — einen Hund und eine Ente. Der Hund gehört seiner besondern Race an, er ist ein elender kleiner Mischling, das dümmste Thier das sich unter den Hunden finden läßt, und zu jeder andern Verwendung ganz unnütz. Er muß vollkommen stumm seyn, darf nicht einmal knurren, und keine Vorliebe zum Jagen irgendwelcher Art Wild haben, mit einziger Ausnahme des kleinen Thierchens das in seinem schmutzigen Fell Unterhalt und Schutz sucht. Er kennt keinen Namen noch sonst eine vertraulche Benennung, sondern gehorcht der schweigenden Bewegung der Hand seines Herrn. Seine ganze Arbeit besteht darin sich in das Wasser zu stürzen, und so schnell als möglich zwischen zwei Schirmen wieder herauszuspringen, und da er, ungleich andern beim Angriff auf wilde Thiere gebrauchten Hunden, an dieser Springübung kein Jagdinteresse hat — da er, in Ermangelung eines gewöhnlichen Hunderverstandes, keinen Sinn für Pflicht oder Dankbarkeit zur Anspornung seiner Thätigkeit besitzt, so erhält er, so oft er ins Wasser springt, knechtisch seinen Lohn in Form eines Stückchens Brod. Seine Erziehung kostet nur geringe Mühe. Eisenwenig, wie der Hund, ist die Lockente sich des Zwecks bewußt zu dem sie gebraucht wird. Die Lockenten werden aus denjenigen jungen Hausenten ausgewählt die zufälligerweise das ausgezeichnete Gefieder ihrer wilden Vorfahren besitzen. Die Erziehung beginnt in ihrem ersten Jahr. Sie werden in ein Nebengebäude oder sonst einen abgeänderten Platz eingeschlossen, und nur von derjenigen Person gefüttert welche sie gebrauchen soll, und welche dabei in einem eigenthümlichen und fast unhörbaren Tone pfeift. Bald lernen sie den eigenthümlichen Tritt und Pfiff ihres Fütterers kennen und aus seiner Hand fressen. Dann nimmt man sie an den Teich mit, und füttert sie jede Nacht in einer der „Röhren;" der Ruf durch welchen man sie zur Fütterung herbeilockt, ist das bereits erwähnte leise schwache Pfeifen.

Nachdem ich nun die Freunde und Helfer des Lockmanns erwähnt, muß ich auch seiner Feinde und Widersacher gedenken, welche dessen Mühen ebenso unbewußt vereiteln, wie erstere ihn in seinen Arbeiten unterstützen. Die größern Vögel des Falkengeschlechts erheben an den selten jungen Enten zwar ihren Zoll, sind aber der erfolgreichen Lockarbeit weniger feind als der fischfressende Reiher. Dieser Vogel hat seine Lust an den Fischen in dem seichten Wasser am Eingang in die „Röhre." Mit funkelnden Auge und rückwärts gezogenem Kopf, zum verderblichen Streiche bereit, wartet der Reiher, bewegungslos als wäre er in Stein gehauen, geduldig bis irgend ein daherschwimmender Fisch in den Bereich seines elastischen Halses geräth; dann reckt er mit Blitzesschnelligkeit seinen Schnabel aus, ergreift und verschlingt den Fisch, und nimmt augenblicklich seine ruhige Haltung wieder an, bis ein zweites Opfer in seine tödliche Nähe gelangt. Die bloße Anwesenheit eines an der Mündung einer Röhre auf Fische lauernden Reihers wäre von geringer Erheblichkeit, wenn die Sinne dieses Vogels nicht schärfer wären als selbst die des Wildgeflügels. Die geringste Bewegung des Lockmanns hinter dem Schirm, die Witterung des brennenden Torfs, den er zuweilen anzündet um die Vögel gegen seine eigene Ausdünstung unempfänglich zu machen, genügt um den Reiher aufzuscheuchen, der dann mit dem eigenthümlichen Furchtgeschrei davon fliegt das er stets ausstößt wenn er plötzlich beunruhigt wird. Es gibt vielleicht keine allgemeine Vogelsprache, allein jedes Genus kennt den Angstruf eines andern genau. Das Wildgeflügel geräth daher beim Schrei des Reihers in Unruhe; es weiß daß irgendwo Gefahr droht, obgleich ihm unbekannt bleibt warum und woher. Besorgt und argwohnisch werdend, nehmen diese Thiere dann eine Stellung ein in der Mitte des Sees, und es kann mehr als ein Tag vergehen, ehe ihre Beunruhigung beschwichtigt sind, und sie sich wieder in die Nähe der Röhren wagen. Zuweilen wird sich der Reiher unverschämterweise selbst auf den obersten Reif der Netzdecke der Röhre setzen und dort scheinbar Stunden lang schlafen. Allein, mag er nun schlafen oder wachen, immer ist er thätbereit; und so lange der Reiher auf seinem hohen Sitze bleibt, muß der Lockmann sich so streng verborgen halten wie Fastolf in seinem Waschkorb, damit er den unwillkommenen Gast auch nicht durch die geringste Bewegung ausstöre.

Noch eine andere Art Enten, die sogenannte Mittelente oder der Rothhals, ist durch ihre Lebensweise und ihre Gewohnheiten dem Lockmann sehr lästig. Sie lassen sich nicht nur sehr selten fangen, sondern thun auch alles mögliche um dieses Schicksal andern zu ersparen. Sie drängen sich z. B. am Eingang einer Röhre zusammen, beluftigen sich damit Körner die dort hinabgesunken sind aus der Tiefe wieder heraufzuholen, und treiben gefiffentlich ganze Züge einjähriger Kriech-, Pfeif- und Wildenten hinweg, die den Canal hinaufschwimmen und sich so zu ihrem eigenen Verderben dem Lockmann überliefern würden. Die behendesten Manöver des Lockhunds haben keinen Reiz für sie, und der Lockente mögen sie sich nicht beigesellen. Das vorsichtige Benehmen dieser Thiere aber rührt nicht vom bloßem Argwohn her, sondern sie wissen daß ihnen

Digitized by Google

am obern Theil der Röhre wirklich Gefahr droht. Unter allen Enten besitzen sie allein die Kühnheit und den Scharfsinn, zu rechter Zeit, nachdem sie einen gewissen Punkt erreicht, ungefährdet ihren Rückzug anzutreten. Sie kennen vielleicht nicht alle die furchtbaren Geheimnisse der blutdürstigen Schlachthäuse am fernern Ende der Röhre, allein sie wissen genug davon: sie haben einen Mann in der Röhre gesehen, und sie allein von allen den wilden Besuchern des Lockteichs haben diesen Mann gesehen und sind mit dem Leben davon gekommen — ob sie dieß ihren Stammesgenossen erzählen oder nicht, wer weiß das?

Ein anderer bitterer Gegner des Lockmanns ist der Hecht. Obgleich dieser räuberische Fisch wirklich junge Enten verschlingt, so sind doch derlei Räubereien von geringer Erheblichkeit im Vergleich mit dem Unheil das er oftmals durch Einschüchterung der alten veranlaßt. Nachdem er wie eine Boa Constrictor seine Beute verschlungen, legt er sich gemüthlich in das seichte Wasser an der Mündung der Röhre, um dort aller Wahrscheinlichkeit nach seine Verdauungsfiesta zu halten und auf neuen Raub zu sinnen. Der Tag mag günstig seyn zur Jagd: ein Zug Widenten, von der Lockente geführt, schwimmt in die Röhre ein, gleich einer Schiffsflotte welche in den Hafen einläuft; da dreht sich auf einmal, mit einem leichten Schlag seines Schwanzes, der faule Hecht plump herum, zu sehen wer die Eindringlinge setzen. Es ist genug: in einem Nu sind die erschreckten Vögel im Flug, ihre Hälse sind für diesen Tag gerettet, und der Lockmann verliert einen Fang der wahrscheinlich 20 Pfd. St. werth gewesen — und dieß alles durch den Schlag eines Fischschwanzes.

Die Wildenten verlassen, ihrem Naturtrieb gemäß, allabendlich bei Einbruch der Dämmerung den Teich um in den umliegenden Sümpfen ihrer Nahrung nachzugehen; sie kehren Morgens bei Tagesanbruch zurück, schlafen bis etwa um Mittag, und wenn sie erwachen, gehen sie ihren Belustigungen und Tagesgeschäften nach. Ihre erste Aufmerksamkeit wird dem Putz geschenkt. Nachdem sie mit Sorgfalt ihr Gefieder in Ordnung gebracht, brechen sie gruppenweise auf, und plaudern, wie es scheint, emsig mitsammen. Wenn es dem Frühjahr zugeht, wird unter den jüngeren Vögeln viel Liebeshändel getrieben, und es setzt manche der Eifersucht entspringende Eingefechte unter den jungen Nebenbuhlern ab; denn obgleich die Polygamie unter den zahmen Enten eine anerkannte Haushaltungsordnung ist, so wollen die wilden Arten doch nichts davon wissen. Die Ufer des Teichs werden auf einige Entfernung an jeder Seite des Eingangs der Röhre geebnet und von starken Gräsern frei gehalten, und hier setzt sich eine Anzahl der Vögel gelassen nieder, während die übrigen ihren verschiedenen Belustigungen im Wasser ebenso frei und ungezwungen nachgehen, als wenn sie in den öden Wildnissen Boothiens wären, wo so viele von ihnen ausgebrütet wurden. Es fällt ihnen wohl nicht ein daß das wachsame Auge des schweigenden Lockmanns alle ihre Bewegungen durch schlau angebrachte Oeffnungen im Grashügel ängstlich beobachtet. Etwa um 2 Uhr, wenn Wind, Wetter und andere Umstände günstig sind, läßt der Lockmann das eigenthümliche schwache Gepfeife hören, welches der Lockente als Ruf zum Mittagmahl dient. Alles hängt nun in diesem kritischen Augenblick von dem Benehmen der Lockente, dieses aber hinwieder von dem Zustand ihrer Eßlust ab. Wenn sie Abends zuvor nur ein spärliches Mahl genossen, so wird sie eiligst dem Wasser entlang der Röhre zuflattern, und durch das Aufspritzen die wilden Vögel in Unruhe versetzen und verscheuchen. Hat sie dagegen eine zu reichliche Abendmahlzeit gehabt, so wird sie unbekümmert und gleichgültig seyn, und die Aufmerksamkeit ihrer Nachbarinnen anzulocken unterlassen. Oft aber der rechte Mittelweg eingeschlagen werden, so wird sie, mit der selbstzufriedenen Miene mit der man dem Mittagstisch entgegengeht, auf die Pfeife zuschwimmen, und dadurch eine mehr oder minder große Anzahl ihrer Stammgenossinnen verlocken ihr Gesellschaft zu leisten. So wie sich der Zug dem Ufer nähert, schließen sich die dort stehenden Vögel, sehend daß etwas vorgeht, den andern im Wasser an, und der ganze Troß gelangt bald an die Mündung der Röhre, wo dann die Lockente, ihre Pflicht erfüllend, sich hinter die Masse zurückzieht. Nun aber tritt der bemerkenswertheste Theil des ganzen Verfahrens, die Anziehungskraft des Hundes, ins Spiel. Der Lockmann, der hinter dem ersten Schirm nächst dem See aufgestellt ist, wirft ein Stückchen Brod auf den Boden; ist der Hund gut gezogen, so greift er das Brod nicht plötzlich auf, sondern macht einen Umweg, springt durch eine eigens offen gelassene Stelle, wo die „Schießungen“ überhängen, angesichts der Vögel, an die Vorderseite des Schirms, und rasch wieder an einer andern Stelle hinaus, greift das Brod auf und kehrt zu seinem Herrn zurück. Die Vögel werden durch dieses plötzliche Erscheinen des Hundes nicht nur nicht erschreckt, sondern die Neugier, oder irgend ein anderer Beweggrund, lockt sie herbei, und sie schwimmen die Röhre hinauf nach dem Platze zu wo der Hund verschwunden ist. Mann und Hund begeben sich dann geräuschlos an den nächsten Schirm; eine ähnliche Operation wird wiederholt, und die Vögel, aufs neue angelockt, folgen. Große Gewalt und viel Geschicklichkeit, die Frucht langer Erfahrung, sind erforderlich um dieses Verfahren erfolgreich durchzuführen. Durch das Bewegen kleiner, künstlich in die Schirme befestigter Stöcke ist der Lockmann stets im Stande seine Opfer für einen Moment ins Auge zu fassen, und er muß sorgfältig jeden Umstand der für oder gegen ihn ist studiren — den Wind, das Wetter, die Jahreszeit, das Temperament der Vögel, ob sie begierig oder gleichgültig, schüchtern oder kühn, sorglos oder argwöhnisch sind, und demgemäß handeln. Wenn alles gut geht, folgen die Enten dem Hunde von Schirm zu Schirm, bis die halbkreisförmige Bezugung der Röhre den Blick vom See abschließt. Nun zeigt sich der Mann selbst, schwenkt seinen Hut hinter den Vögeln, und letztere, von panischem Schrecken ergriffen, und sich fürchtend an ihm vorbei in den See hinabzuschwimmen, stürzen in wirrer Menge dem verhängnißvollen Sachets zu, wo ihnen in wenigen Minuten die Hälse abgeschnitten werden, und sie dann in die Küche der Epikurrer wandern. Ein Mann ist vollkommen ausreichend zu dieser „Bearbeitung“ der Vögel. In besondern Fällen, wenn ein Beistand erforderlich, hat man erhöhte Sorgfalt und Vorsicht anzuwenden. Wenn sich aber eine dritte Person hinter den Schirmen befindet, so werden die Widenten, trotz des brennenden Torfs den man zuweilen anzündet, den menschlichen Geruch wahrnehmen, und, argwöhnisch werdend, in aller Eile sich aus der Pfeife entfernen.

Die Lockente bleibt, wie bereits bemerkt, an der Mündung der Pfeife; wenn aber die Tragödie am andern Ende ausgespielt ist, kommt sie herein und erhält ihr Mittagsmahl. Der Mann

Digitized by Google

lobt es an einer Lockente nicht wenn sie zu kühn ist, d. h. wenn sie die Schaar ihrer Schwestern die Röhre hinauf führt. Fragt man ihn warum, so erwiedert er: „weil es ihr eines schönen Tages einfallen könnte Reißaus zu machen, und ihnen wieder den Weg hinaus zu zeigen.“ Dieß ist indeß, wie ich vermuthe, nicht der wahre Grund. Der Lockmann, welcher den größten Theil seines Lebens in dem stillen und ungesunden Marschlande zubringt, in den eine Wind- oder Wetterveränderung andeutenden Zeichen des Himmels, so wie in den Bewegungen und Gewohnheiten der Thierschöpfung erfahren ist, seine wenig mehr als bloß thierische Schlauheit beständig an dem nahezu — wo nicht ganz — gleichen Instinct des Wildgeflügels übt: dieser Mann ist, wie sich wohl wird annehmen lassen, einer der unmittheilsamsten Menschen, voll der sonderbarsten Vorurtheile und des eigenthümlichsten Aberglaubens. Der wahre Grund warum er an der Lockente nicht billigt wenn sie die Röhre hinaufschwimmt, liegt darin daß sie von dem Halsabschneidungsgeschäft nichts zu wissen braucht; er wünscht daß sie ihn nicht als den Mörder ihrer Genossinnen, sondern als ihren treuen Freund und Ernährer kenne, und das ist alles was sie zu wissen hat.

Die Anziehungskraft welche der Hund ausübt ist gewiß eine merkwürdige Thatsache. Wenn die Vögel Neulinge in dem Teiche sind, so schaaren sie sich dicht aneinander, und freuen sich, wie es scheint, über den Anblick des elenden kleinen Vierfüßers: sie kehren verlegen und unbefriedigt um wenn er hinter dem Schirm verschwindet, und stürzen munter wieder vorwärts wenn er sich aufs neue zeigt. Die alten Praktiker im Teich lassen sich indeß von dem Hund nicht so bereitwillig herbeilocken. Zuweilen wird es nothwendig oftmals an einem Schirm „durchzusetzen,“ wie man's nennt, ehe die Vögel in den Geist der Sache eingehen. Sind sie für seine Bewegungen sehr gleichgültig, so lockt sie häufig ein rothes Sacktuch, das man dem Hund um den Hals gebunden, herbei. Wie aber und warum lockt der Hund sie herbei? Wenn man diese Frage an einen Lockmann stellt, so wird er die sehr unbefriedigende Antwort darauf geben: „weil sie ihn für einen Fuchs halten.“ Meiner Meinung nach ist es zuvörderst Neugier, was die Enten herbeizieht, sodann aber folgen sie den Bewegungen des Hundes aus einem natürlichen, aber einfältigen Geist der Großthuerei. Etwas ähnliches läßt sich beobachten wenn eine Anzahl zahmer Enten in einem Teich herumschwimmt, und ein Hund darin seinen Durst stillt: die Vögel werden sich in Masse ansammeln und bis auf kurze Entfernung an den Hund hinanschwimmen, gleich als wollten sie ihn bedrohen oder einschüchtern. Geht der Hund dann dem Rand entlang fort, so werden sie ihm quakend folgen, als wenn sie über ihren eigenen Muth und den unrühmlichen Rückzug des Eindringlings spotteten.

Die Jahreszeit für die Entenjagd auf dem Teich ist die während der fünf Monate vom 1 Oct. bis 1 März. Eine große Anzahl von Wildenten, die im Teich brüten, bleibt das ganze Jahr über da, und ihre Jungen sind in guter Beschaffenheit und könnten im September gefangen werden; allein es fände sich kein Absatz für sie, da der Markt in diesem Monat vorzugsweise den Rebhühnern angehört. Gegen Anfang Octobers kommen, besonders wenn nordöstliche Winde vorherrschen, die ersten Flüge fremder Vögel, Krieck- und Pfeifenten, Rothhälse, Bibenten, Löffelgänse und Pfeilschwänze, aus ihren einsamen Brutorten in den fast gränzenlosen Morästen Nord-Europa's an; allein erst wenn strenges Wetter eintritt, folgt diesen neuen Ankömmlingen der zweite große Wanderzug. Während harter Fröste kann man gegen die Vögel nicht auf die gewöhnliche Weise verfahren; doch werden auch dann noch sehr viele gefangen, indem man das Eis in den Röhren zur Nachtzeit einbricht, und als Fallstrick Mais, Gerste und andere Körnerfrüchte ausstreut, um das Geflügel an den Punkt zu locken wo man es haben will. Bei Nacht müssen auch alle Ausbesserungen an den Netzen und Schirmen vorgenommen werden, da um diese Zeit die Thiere auf ihren gewöhnlichen Fütterungszügen begriffen sind.

Blomefield führt in seiner Geschichte von Norfolk an, die Lockteiche seyen von einem gewissen Sir William Woothouse, unter der Regierung Jakobs I, erfunden worden; allein es befindet sich im brittischen Museum ein altes Gemälde, das wahrscheinlich noch aus der Zeit des ersten Pharao stammt, und das augenscheinlich einen Wildentenfang nach einem Lockſystem darstellt. Das schwarze Profil des ägyptischen Vogelstellers ist abgebildet gerade in dem Moment in welchem er sich den erschreckten Vögeln zeigt; zu seinen Füßen befindet sich die zahme Lockente, während eine Katze die Rolle des Hundes spielt.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Häuptlings der Krähen-Indianer.

Letzte Schicksale.

Wir haben in unsern frühern Mittheilungen aus Beckwourths Leben alle seine Kriegsfahrten mit den Krähen übergangen, obgleich sie den Hauptbestandtheil des Buches bilden, aber sie gleichen auch eine der andern, und nur selten würzt ein origineller Einfall die Berichte über erbeutete Kopfhäute oder gestohlene Pferde. Als Beckwourth Häuptling geworden war, kamen die Krähen selten aus der Bollstrauer heraus. Sie bemalten sich immer das Gesicht mit den vorgeschriebenen Farben, und das Klaggeheul dauerte dann so lange bis eine Streifpartie mit einer Beute vom Kriegspfade zurückkehrte. Beckwourth schrieb die wiederholten Schlappen welche die Krähen empfingen, dem Verdruß des großen Geistes über das Betragen der Nation zu, und verordnete deßhalb eine allgemeine Buße. Unter den Opfern die sich bei solchen Gelegenheiten die Rothhäute auflegen, verdient bemerkt zu werden daß sie ihren trefflichsten Kriegsrossen die Mähnen scheeren, die Schweife abschneiden, und dem verstümmelten Thiere eine rohe Abzeichnung der Sonne auf die Brust malen. Solche Rosse werden dann nie mehr verwendet sondern der Freiheit überlassen; man sieht es aber um so lieber wenn sie noch bei der zahmen Heerde bleiben, weil dieß gedeutet wird als ob der große Geist der Nation folge.

Beckwourth sagt ein baldiges Erlöschen der rothen Race deutlich voraus. „Sieben Tage, bemerkt er S. 346, verletzten wir in der Umgebung des Forts. Die beiden Dörfer trennten sich dann um die Büffelherden nach dem Yellow Stone zurückzutreiben, wo sie den Winter gedeihlich zubringen sollten. Dazu bedurften wir

Digitized by Google

eine große Anzahl Leute, insofern jene Thiere dort zu Tausenden noch vorhanden waren wo man sie jetzt spärlich antrifft, und ich vermag mich des Gedankens nicht zu entschlagen daß innerhalb eines halben Jahrhunderts die Büffelart auf diesem Festland völlig erloschen seyn wird. Dann lebt wohl, Rothhäute! denn sie werden ebenfalls verschwinden, wenn sie sich nicht dem Ackerbau zuwenden, was jenseits der Gränzen des Wahrscheinlichen liegt. Die Nachfrage nach Häuten hat zur Niederlage von Tausenden der edlen Thiere der Prairie geführt, so daß jetzt selbst die Indianer anfangen über die sichtliche Verminderung beunruhigt zu werden, und jede Nation, als Mittel der Schonung, die Politik ergriffen hat das Jagdrecht auf ihren eigenen Grund sich vorzubehalten. Sie behaupten der Buffalo gehöre ihnen als ausschließliches Eigenthum; er sey ihnen vom großen Geist zu ihrem Unterhalt gesendet worden; wenn er aber ausstirbt, wozu sollen sie ihre Zuflucht nehmen?“ Wohl mögen wir trauern daß mit der Zeit der Reichthum an Formen in der Schöpfung immer ärmer wird. Es entstehen keine neuen Arten mehr weder im Pflanzen- noch im Thierreich, aber beständig gehen ältere zu Grunde. Innerhalb des Menschengeschlechtes haben wir auch das Verschwinden der Racen zu beklagen. Die stärkere Abart verdrängt die schwächere. Die Ureinwohner des andern Festlandes schmelzen langsam dahin, während die weiße und leider auch die schwarze Race die leergewordenen Räume füllen. Nur sollte uns eine falsche Empfindlichkeit nicht zu dem Irrthum verleiten daß die Civilisation dadurch etwas verliere. Bedenken wir, der sonst das Leben der Wildniß so schmackhaft fand, legt darüber ein offenes Bekenntniß ab. In einer Nacht wurden einst Schwarzfüße beim „Rosseentlehnen“ von den Krähen ertappt. Einer der Diebe wurde durch den Fuß geschossen und blieb verwundet liegen, bis man ihn am andern Morgen fand. Er wehrte sich tapfer bis er seinen letzten Pfeil verschossen hatte. Dann brachte man ihn ins Dorf und beschloß ihn zu verbrennen. Ein großer Scheiterhaufen wurde errichtet, Hunderte umringten ihn, und als die Flammen aufloderten, ward man den armen Schelm hinein. „Dem Todeskampf eines Unglücklichen beizuwohnen, der in die Flammen gestoßen wird, sein durchdringendes Geschrei zu hören, bis die Gluth den ganzen Körper ergreift und er zuletzt in die Scheiter sinkt, um bald in Kohle sich zu verwandeln, so daß man ihn nicht mehr von den durch das Element zerstörten andern Stoffen unterscheiden kann, das ist ein Anblick nur für das Auge der Wilden. Ich erkannte während meines Aufenthaltes unter den Rothhäuten dieß für Wahrheit: daß ein weißer Mann sehr leicht zum Indianer werden kann, daß aber aus einem Indianer nie ein weißer Mann wird.“

Um ein einziges Beispiel von der Bravour des Verfassers als Häuptling zu geben, lassen wir hier die Erzählung eines Zuges gegen die Cheyennen folgen: „Es war etwa Anfangs October. Ich hatte versprochen nach vierzehntägiger Biberjagd eine Streifpartie gegen die Cheyennen zu führen. Ich wählte 400 Krieger und brach auf, Beute suchend, gleichgültig ob es Pferde oder Kopfhäute seyn würden. Nach einer gemächlichen Reise von zwanzig Tagen meldeten unsere Kundschafter, die unterwegs fleißig die Gegend durchforscht hatten, daß ein großes Dorf ein paar Meilen vor uns liege. Da ich recht wohl wußte mit wem wir es zu thun hatten, gebrauchte ich die äußerste Vorsicht, denn wir hatten auf keine Verstärkung zu zählen, wenn wir auf Schwierigkeiten stießen. Wir bestiegen einen Berg von dem aus man das Dorf übersehen konnte. Wir gewahrten ihre lustigen Feuer und hätten uns gern selbst gewärmt, aber obgleich es Holz in Ueberfluß gab, so war es doch rathsamer sich einen solchen Luxus zu versagen. Der Umfang des Dorfes belehrte uns daß wir einen starken Feind vor uns hatten, und daß er auch tapfer sey, wußten wir aus frühern Erfahrungen. Nachdem wir beim Sternenglanz unsere Unterstellung beraten hatten, beschloß ich in das Dorf hinabzugehen um es näher auszukundschaften. Ich nahm drei Tapfere mit, wir kehrten das Rauhe unserer Büffellleider auswärts, stiegen hinab und giengen in das Dorf. Wir fanden daß sie kurz zuvor ein Medicinhaus erbaut hatten und die Nation diese Nacht ihre große Berathung hielt. Wir traten zum Medicinhaus wo eine Anzahl Cheyennen rauchend und plaudernd saßen, wir vermochten aber kein Wort zu verstehen. Ich streckte meine Hand nach einer Pfeife aus und erhielt eine. Als wir sämmtliche vier ein paar Züge gethan, gab ich die Pfeife dem gefälligen Darleiher zurück, und wir schlenderten dann gemächlich durch das Dorf, so daß wir erst sehr spät unser Lager erreichten.

„Gegen Mitternacht wurden die Pferde heimgetrieben, und eine zahlreiche Menge davon ausgewählt, die, wie wir beim Anbrechen des Lichtes gewahrten, aus 800 Köpfen bestand. Mit diesen flüchteten wir auf der nächsten Straße heimwärts. Wir jagten in gestrecktem Galopp, wo es nur angieng, bis zum nächsten Vormittag. Dann schwenkten wir hinter einen Bergvorsprung und erwarteten ruhig unsere Verfolger. Unsere Thiere waren wohl ausgeruht als der Feind erschien, und wir hatten und gerade auf den Rücken einiger gesattelnden Rosse geschwungen. Sobald sie den Vorsprung hinter sich hatten, griffen wir sie, die etwa 250 Mann zählten, an, und obgleich sie durch unsere Stärke überrascht waren, so bildeten sie doch ihre Glieder, um den Stoß zu empfangen. Wir fielen bald über sie her und erschlugen etliche, während von den unsrigen nur einige verwundet wurden. Wir zogen und zurück um den Angriff zu wiederholen, aber bevor wir sie zum andernmal erreichten, hatten sie sich getheilt, und die eine Bande versuchte unsere Rosse zu umringen, sah aber ihre Absicht vereitelt. Hierauf kehrten sie heimwärts, weil sie es für nöthig hielten sich zu verstärken, ehe sie Aussicht haben konnten ihre Thiere wieder uns abzujagen oder uns mit Erfolg einen Strauß zu liefern.

„Später, als ich in dem Cheyennenland als Handelsagent umherzog, erfuhr ich daß ihre Hauptstärke, etwa 2000 Krieger, uns verfolgt hatte, vier Meilen aber vor unserm damaligen Halteplatz umgekehrt war. Die kleinere Abtheilung zog sich so rasch als möglich zurück, um sie noch zu erreichen und ins Gefecht zu bringen. Als sie ihren Spuren zwei bis drei Stunden gefolgt waren, stießen sie plötzlich auf ihren Lagerplatz, wo sie einige Büffel abhäuteten. Durch Couriere und Signale wurde bald das ganze Heer zur Verfolgung aufgeboten, wir aber waren mittlerweile „über alle Berge,“ da wir ohne Unterbrechung unsern Rückzug fortgesetzt hatten.“

Bei den Pferdediebstählen, bemerkt Bedwourth, hat der flüchtige sehr viel vor dem Verfolger voraus, denn dieser kann immer nur ein einziges Pferd reiten, während die Roßräuber eine Heerde mit sich führen und beinahe jede halbe Stunde frische Thiere einwechseln können. Ist die Beute in großer Gefahr, so sprengen einige Krieger voran, die Heerde folgt dann nach, während andere von dem Nachtrab durch Geschrei sie vorwärts treiben.

Digitized by Google

Als Beckwourth die Krähen verlassen hatte, ließ er sich für den Krieg gegen die Seminolen in Florida anwerben, der damals gerade von General Taylor, dem spätern Präsidenten, geführt wurde. Der ehemalige Krähenhäuptling leistete nach seiner Versicherung den Unionstruppen keine geringen Dienste. Die verschiedenen Forts standen unter einander in keiner Verbindung, und die einzelnen Boten welche hin und her giengen, fielen in der Regel den Seminolen in die Hände. Beckwourth übernahm es jetzt die Depeschen über feindliches Gebiet zu befördern, und hatte dabei das Glück den Nachstellungen der Indianer zu entgehen. Uebrigens gibt er eine klägliche Beschreibung von der Unfähigkeit der amerikanischen Truppen gegen die Seminolen, die sich gut in dem Dickicht der Urwälder zu vertheidigen verstanden. Die Schlacht bei Okeechobee am Christtag 1837, die Taylor den Seminolen lieferte, und die nach Berlust von 100 Todten und Verwundeten mit einem Rückzug der Amerikaner endete, welche unbedachtsam die Seminolen im Wald angegriffen hatten, war nach Beckwourth kein „Sieg," sondern eine ägerliche Schlappe. Der „Krähenhäuptling" fühlte sich sehr bald von der Kriegsführung ermüdet und erklärt uns, Florida sey das Pulver nicht werth welches man verschwenden müsse um die Seminolen aus dem Lande zu sprengen.

Der Abenteurer begab sich wieder nach dem „fernen Westen," wo er sich als Agent einer Pelzhandelsgesellschaft anwerben ließ, und mit wenig Moral und großem Geldverlust den Branntweinschank unter den Rothhäuten betrieb. Er setzte dabei mehr als einmal sein Leben aufs Spiel, allein seine kühnste That war ein Besuch bei einer Bande cyklitter Indianer. Es sprach nämlich bei den Pelzhändlern der Bote eines Häuptlings der Cheyennen, Mohe-nes-to (das rufende Elenthier) ein, und erkundigte sich nach dem „Krähen," wie Beckwourth bei Roth- und Weißhäuten hieß. Das Dorf des Häuptlings bestand nicht aus reinen Cheyennen, sondern aus lauter Ausgestoßenen benachbarter Stämme, welche wegen Verbrechen ihre Dörfer hatten verlassen müssen. Es zählte diese Stadt der vogelfreien Rothhäute 300 Hütten und mochte etwa 12—1500 Krieger ins Feld stellen können. Die Ausgestoßenen waren verrufen wegen Grausamkeit und Treulosigkeit, und von den manchen weißen Haustren, die sie besucht hatten, galt der Satz: nulla vestigia retrorsum. Der Bote verlangte, Beckwourth möchte in dem Dorfe einen Handel eröffnen, und die Aussicht auf Gewinn schien im höchsten Grade verlockend, denn da seit langer Zeit kein Pelzhändler sich in das Dorf gewagt, so mußten große Vorräthe zugleich mit großem Appetit nach europäischen Gütern vorhanden seyn. Alles Abraten half daher nichts, und Beckwourth im Vertrauen auf sein richtiges Verständniß des indianischen Charakters, brach mit zwei Begleitern auf. Der Bote führte den Abenteurer vor die Hütte des Häuptlings, wo er und seine Cameraden absaßen. Der Häuptling wechselte die gewöhnlichen Grüße, und verlangte dann daß die Güter vom Rücken der Pferde abgeladen werden sollten. Beckwourth saß sogleich wieder auf, und seine Begleiter thaten ein Gleiches. Der Häuptling fragte, was mit dieser Bewegung gemeint sey, und Beckwourth erklärte ihm trocken: „Wenn ich einen Freund bitte mich zu besuchen, so verlange ich nicht von ihm daß er selbst seine Rosse abladen und hüten solle, sondern ich lasse es ihm besorgen." Der Häuptling fand die Bemerkung richtig und erwies die begehrte Höflichkeit. Nach einer kurzen Unterredung ersuchte er den Hausirer den Branntweinschank zu eröffnen. „Nein, mein Freund, entgegnete der Abenteurer, ich werde den Whisky nicht eher aufmachen als bis ihr eure Frauen habt kommen und zuvor ihre Einkäufe machen lassen. Wenn sie alle ihre Wünsche befriedigt haben, öffne ich den Branntwein und eure Männer mögen sich dann betrinken. Werden sie aber vorher betrunken, so schlichtern sie ihre Frauen ein, nehmen ihnen alle Büffelkleider weg, und die Weiber gehen dann leer aus." Der Häuptling wußte diese Worte verständig finden und Beckwourth setzte seinen Willen durch. Nachdem die trockenen Waaren Absatz gefunden hatten, kam der Branntwein an die Reihe. Beckwourth stellte als Regel auf daß jeder seinen Schnaps nach dem Einkauf in seine Hütte nehmen und nicht stehend trinken sollte. Diese Politik war abermals sehr schlau, aber die Wirkungen des höllischen Stoffes blieben doch nicht aus, und nach einer Weile kam Mohe-nes-to mit blutiger Streitaxt in die Hütte, und erklärte er habe einen seiner Leute erschlagen müssen. Das Dorf gerieth in Aufruhr. Die Freunde des Erschlagenen und die Anhänger des Häuptlings griffen zu den Waffen, doch zog sich das Gefecht zum Dorfe hinaus und endigte ohne weitern Menschenverlust mit einigen starken Verwundungen. Nachdem der Frieden hergestellt war, verlangten die Indianer mehr Branntwein, und Beckwourth schickte nach der Handelsniederlage, um „frischen Stoff" zu holen. Als der sämmtliche Branntwein, zusammen 60 Gallon, ausgeschenkt worden war, hatte die Compagnie 1100 Büffelröcke und 18 Rosse dafür erworben, die in St. Louis 6000 Dollars werth waren. Die Geschäfte wurden noch öfters fortgesetzt. Jedesmals erhielt Beckwourth vom Häuptling ein besonderes Geschenk, so daß er nach und nach auf diese Art 185 Büffelhäute ohne ein Aequivalent erhalten hatte. Diese Freigebigkeit erregte in dem Comptoir die größte Besorgniß, denn immer hatte man Handel bekommen, nachdem die Rothhäute liberal gewesen waren. Der Moment des Rückschlags bleibt auch nie aus. Er tritt immer ein wenn die Wilden alle ihre so mühselig bereiteten Producte gegen Branntwein vertauscht haben und sich der völligen Armuth gegenüber sehen. Vor kurzer Zeit noch reich, sitzen sie da mit leeren Händen und wissen nicht wo alle ihre Schätze hingekommen sind. Deßwegen hatte Beckwourth schlau verlangt daß die Weiber zuerst ihre Einkäufe besorgen sollten. Vor allen Dingen schmerzt es die Indianer daß sie weder Waffen noch Munition erwerben haben. Weißer Mann, sagt dann der reuige Indianer, ich habe alle meine Büffelkleider dir gegeben; meine Krieger brauchten viele Monate um die Thiere zu jagen; meine Frauen haben ein ganzes Jahr sich gequält um sie zu verfertigen, und was habe ich dagegen erhalten? Ich habe nichts. Da hast mir Feuerwasser gegeben, welches mich und meine Leute toll macht; es ist dahin, und wir haben keine Waffen um andere Büffel zu jagen und unsere Feinde zu bekämpfen. Diesem Erwachen der Reue folgt dann eine Katastrophe auf der Ferse. Beckwourth wußte dieß genau, aber er beseitigte die Gefahr. Mohe-nes-to kam zur Niederlage mit seiner Frau, um den Pelzhändlern einen Besuch zu machen. Beckwourth bewirthete sie glänzend, das heißt er ließ sie trinken bis sie nicht mehr wußten wo sie waren. Am andern Morgen klagte der Gast über Kopfweh, und um dieses zu vertreiben, erhielt er wieder ein Glas starkgewürzten Punsches. Dann brachte Beckwourth das Ehepaar in das Maga-

Digitized by Google

zin, und wählte für Mann, Frau und Söhne allerlei bunte Geschenke in Kleidern und Schmuck aus, bis sie zwei Haufen bildeten. Mo-he-wes-to rief die Augen weit auf, als er vernahm diese Geschenke gehörten ihm und seiner Familie. „Ja, rief Beckwourth, sie sind für euch, eure Frau, eure Kinder. Mein Herz ist voll, ich weiß was der rothe Mann und was seine Familie bedarf.“ Nachdem der Häuptling Gegenvorstellungen erheben daß das Herz des weißen Mannes „allzuviel“ sey, und daß er sich arm machen werde, trat Beckwourth in ein anderes Magazin, holte ein schönes, neues Gewehr, eine Streitaxt mit Silbergriff und hundert Stück Patronen, die er zu den Geschenken legte, wodurch der Häuptling außer sich gerieth. Außerdem ließ der Pelzhändler ein paar tüchtige Pferde vorführen und fügte sie zu den Geschenken hinzu. Beim Abschiednehmen rief deßhalb Mo-he-wes-to: „Ich gehe jetzt auf den Kriegspfad und dann auf die Büffeljagd, von der ich in ein paar Monaten wieder zu kommen gedenke. Dann will ich euch besuchen und mit Büffelhäuten euch bedecken daß ihr erfrieren sollt!“ Auf diese Art zogen beide Partein befriedigt auseinander.

Beckwourth hatte sich jetzt so viel Geld erworben daß er einen eigenen Handel eröffnen konnte. Er begab sich nach Neu Mexico und heirathete dort die Señorita Louise Sanveille. Seine Geschäfte giengen aber nicht brillant, und im Januar 1844 sah er sich nach dem Pueblo de los Angeles in Californien verschlagen. Bald darauf nahm er an der „Revolution“ in Californien Theil, und organisirte ein Schützencorps für die Aufständischen. Endlich im Jahre 1851 entdeckte Beckwourth in der Sierra Nevada einen Paß, der nach ihm seinen Namen erhalten hat und einen bequemen Uebergang für die Karawanen nach Californien gewährte. Dort in der Nähe siedelte er sich an und dictirte seine Denkwürdigkeiten, die er mit einem Seufzer schließt nach seiner Adoptionsstadt, nach den „Krähen,“ wo man noch immer seine Rückkehr erwarte, wo sein Sohn der Häuptlingswürde nahe sey, und wo er das Weib zurückgelassen welche in das Medicinhaus eingedrungen war sammt der Heroine „Lichtennabel,“ die hundert Kopfhäute erbeutet hatte!

Das Buch, wenn es auch vieles Abenteuerliche und manches Sagenhafte oder Uebertriebene enthalten mag, besitzt doch historisches Interesse. Die Classe der indianischen Europäer muß natürlich mit den Indianern selbst aussterben, und künftige Geschlechter werden mit Neugierde, aber auch mit Zweifel solche Biographien lesen. Wir wissen nur zu gut, daß es seit Beginn der europäischen Niederlassungen nicht angestammt, sondern nur ein Product der Erziehung sind, da sie durch eine kurze Gewohnheit schon wieder abhanden kommen können. Wie Beckwourth behauptet daß nie aus einem Wilden ein Europäer im Sinne der Gesittung werden könne, so beispielloses sind bis jetzt die Rückfälle des verwilderten Europäers zur gesitteten Gesellschaft geblieben. Die sogenannten Pioniere der westlichen Cultur sind, streng genommen, nur Flüchtlinge welche vor der nachrückenden Gesellschaft in die Freiheit der Einöden entweichen.

Das Christfest in England.

III.

Die Romantik weiß viel zu erzählen von der Pracht und Herrlichkeit, von der Freigebigkeit und Mildthätigkeit, mit welcher in der „guten und alten Zeit“ die Christmas in England gefeiert wurde. Bevor die Edelherren und Squires in der geschmückten Halle ihrer Väter ihre vornehmen Gäste zu einer reichen Tafel versammelten, wo der mit Stechpalmen gezierte Eberkopf mit großem Gepränge von der gesammten Dienerschaft aufgetragen wurde, während der Liebesbumpen kreiste und die Burgräume von lustigen Weihnachtsgesängen ertönten, pflegte die Edelfrau und Herrin ihre Armen an dem Schloßthor zu vereinigen, und, sey es mit eigener Hand oder durch ihren Castellan, Gaben der Güte und liebevolle Worte, freundlichen Trost und herzliche Weihnachts- und Neujahrswünsche an die Leidenden und Hülfsbedürftigen zu vertheilen. Den Königs Majestät, lesen wir, umgeben von seinem glänzenden Hof, den Baronen des Reiches und den Damen im schönen Kranz, thronte um Christmas in der großen Halle von Westminster, und während einer Reihe von Tagen wurde offene Tafel gehalten, nicht allein für die Hohen und Reichen, sondern auch für Tausende und abermals Tausende aus dem Volk, die gelabt und gesättigt, und entzückt zugleich von dem Anblick ihres Gebieters, die Hände dankbar zum Himmel erhoben und für sein Wohlergehen beteten. Wie ganz anders war es da, und wie prosaisch, wie bürgerlich, nimmt sich daneben die heutige Christmasfeier in Windsor oder sonst einem Palaste der Königin Victoria aus! Ihre Tafel, wir dürfen es vermuthen, ist gut besetzt und die Gäste fehlen nicht. Aber das Ganze geht beinahe im stillen vorüber, und das Volk hat sein erhobenes Schaufpiel verloren. Selbst das kolossale Ochsenviertel, der Baron of Beef, wird zwar noch gebraten und im Angesicht der königlichen Tafel zerlegt. Aber das ist die ganze Auszeichnung die ihm zu Theil wird. Die hohen Gäste verspeisen nichts davon. Wahrscheinlich bleibt das den königlichen Beefeaters überlassen, die an diesem Tage ihren Namen gebührend rechtfertigen.

Die Romantik ist nicht die Geschichte.

Kein Zweifel, es hat gutgeartete Barone und mildthätige Grundherren gegeben, die einen so festlichen Tag wie Christmas nicht allein für sich, sondern auch für die ärmern Classen ihrer Herrschaft zum Freudentag zu erheben liebten, und es gibt deren noch. Aber nun das Gemälde in seiner Wahrheit zu würdigen, reicht es nicht hin uns seine Glorie zu zeigen, wir müßten seine Schattenseiten kennen, und genug hat uns die Chronik der verflossenen Jahrhunderte überliefert, um zu beweisen daß der Schatten das Licht verdunkelt. Die Illustrated London News gibt in ihrer Weihnachtsnummer eine bildliche Darstellung der gepriesenen Spendenvertheilung am Burgthor, und begleitet das Gemälde mit der Kritik eines Kritikarchen der Localität. Das Bild ist, im ganzen genommen, gut artig, sagt Mister Bumble, aber es wäre besser ganz weggeblieben. Man muß die anständigen und vornehmen Glieder der Gesellschaft (the better classes) mit dem Pöbel in keine Art von Berührung bringen. Mit welchem Recht kommen diese Bettler (und wer weiß noch ob sie nur aufrichtig sind!) so dicht an das Heiligthum und die häuslichen Gränzen ihrer Gebieter heran, mit welchem Recht spre-

Digitized by Google

chen sie zu dem Castellan und stehen vor ihm, als ob sie seines Gleichen wären? Hätten sie wenigstens Schaufel und Besen mitgebracht, um den tiefen Schnee wegzuschaffen, so wären sie noch gut zu etwas und in ihrer Rolle! Der Anblick dieser niedrigen und jammernden Classen hat stets etwas widriges und beleidigendes für das Auge der wohlgekleideten und wohlhabenden und sollte nicht geduldet werden! . . . Wer über diese Philosophie, die nicht von heute und nicht bloße Dichtung ist, ein sehr ergötzliches Capitel lesen will, den verweisen wir auf die Lection von anständiger Haltung und Manier, die Mistreß General, in dem neuesten Roman von Dickens, ihrem Zögling, Little Dorrit, ertheilt. Abgesehen von den geringen Gewicht, den der Freudentaumel eines einzigen Tages gegen die düstere Last des Hinterlassen und Frohndauern während der übrigen Zeit des Jahres zu bieten vermochte, ist einiger Grund vorhanden zu glauben daß selbst die ephemere Gastlichkeit der Christmas nicht immer in so lobenswürdiger Weise geübt wurde. Die Königin Elisabeth fand sich veranlaßt ihrem Adel, unter Androhung ihrer königlichen Ungnade, zu gebieten die Weihnachtszeit, statt im Wirbel der hauptstädtischen Vergnügungen, auf seinen Schlössern und Gütern zuzubringen, und die Pflichten dieser der Freigebigkeit und Gastfreundschaft gewidmeten Jahreszeit besser zu erfüllen.

Kein Zweifel ferner, Westminsterhall hat unter andern merkwürdigen Schaustücken, als da sind Krönungen, Staatsversammlungen, die Hochverrathsprocesse und Todesurtheile gegen Wallace, Thomas More, den Protector Somerset, Essex, Guy Fawkes, Strafford, Karl I, die Anklagen gegen die sieben Bischöfe und Warrenhastings, und die ausgegrabenen Köpfe Iretons, Bradshaw's und Cromwells, des letztern während zwanzig Jahren auf seinen Zinnen ausgesteckt, auch die mannichfaltigste Entfaltung von königlicher Christmasfeier erlebt. König Johann, Heinrich III, die drei ersten Eduards, Richard II, Eduard IV, Richard III und Heinrich VII, füllten die Halle mit Pracht und Aufwand, und speisten hohe und niedere Gäste in außerordentlicher Zahl, Richard II drei Tage lang, jeden Tag 10,000 aus dem Volk. Und wundersellsame Speisen wurden verzehrt, die wir heute verschmähen würden: Eichhörnchen, Kraniche, Rohrdrommeln, Reiher und als feinstes Leckergericht für des Königs höchsteigene Person mit ausgesuchten Ceremoniell von hochgeln Truchsessen, unter den Schwänken des Narren, aufgetragen: ein gebratener Pfau in seinen vollen Federschmuck eingenäht. Richard II saß um Weihnachten 1399, mit einer goldenen Krone auf dem Haupt, in einem goldenen Gewande, 3000 Mark werth, und von 2000 Köchen bedient. Seine gastronomischen Großthaten sind der Nachwelt in einem eigenen Buch, The form of Cury, or, a Roll of English Cookery, compiled about the year 1390, by the master Cooks of Richard II, überliefert. Er hatte gut 2000 Köche halten und Zehntausende von Tischgenossen an einem Tag des Jahres laden. Das Loos seiner Unterthanen an den sonstigen Tagen kümmerte ihn wenig. Wenn der königliche Schatz nicht mehr ausreichte, griff er in den Säckel seiner Barone und Vasallen. Er nahm seinem Vetter, Heinrich von Lancaster, sein Vermögen, und vertrieb ihn des Landes. Dieser nahm ihm dafür Thron und Leben. Dasselbe Jahr, 1399, das ihn zum letztenmal im Vollgenuß seiner unsinnigen Verschwendung und trügerischen Größe erblickte, erblickte ihn als schimpflich überwundenen, entsetzten Monarchen und seine eigene Erniedrigung unterzeichnend, um bald darauf in dem finstern Gefängniß von Pomfred sein Leben unter den Dolchen seines königlichen Nachfolgers zu verhauchen. Wo möglich noch ungezügelter in Pomp und Verschwendung als sein gleichnamiger Vorgänger auf dem Thron war Richard III in seiner zweimaligen Weihnachtsfeier in Westminsterhall, 1483 und 1484. Auch er saß mit der goldenen Krone geschmückt bei dem festmahl von unerhörter Pracht, das er seinem Adel gab, nachdem er zuerst das Volk bewirthet hatte. Und wie bei Richard, II so gieng bei Richard III die Schau der Machtfülle dem tödlichen Fall unmittelbar vorher. Im Jahr 1485 verlor Richard III auf dem Schlachtfeld von Bosworth sein Leben, und seine Krone gieng an seinen verschmähten Nebenbuhler, Heinrich von Richmond, nachmaligen Heinrich VII und Gründer der Tudorthynastie über.

Die Thatsache der unvergleichlichen Fülle der Christmasfeier unter Richard II und Richard III in Westminsterhall, unbestritten, was beweist sie? War sie ein Spiegelbild des Zustandes von England, seines Glückes, seiner Zufriedenheit, der Behaglichkeit der Bevölkerung, der fortschreitenden Cultur und Gesittung, der allgemeinen Ruhe? Wat Tyler und der Krieg der beiden Rosen mögen antworten!

Nein, wie viel auch noch die Entfaltung des Wohlthätigkeitssinnes in unsern Tagen zu wünschen läßt, wie unzureichend die Unterstützungen seyn mögen welche die Gesellschaft ihren minder begünstigten Gliedern angedeihen läßt, und wie dringend nöthig ihr eigenes Interesse eine verdoppelte Anstrengung erheischt, die Befangenheit allein kann läugnen daß die Wirksamkeit des Wohlthuns nachhaltiger, unablässiger, weiter und tiefer reichend, und daß überhaupt heute die Feier des Weihnachtsfestes, auch in dieser besondern Richtung, anständiger und der Bedeutung ihres Ursprungs würdiger ist als in der „guten alten Zeit!"

IV.

Unsere Leser werden von selbst ermessen, wie viel oder wie wenig von den nachstehenden besondern Gebräuchen, in der Feier des englischen Christfestes, germanischen Ursprungs ist, oder an deutsche Sitten anstreift.

In frühern Zeiten dauerte die Weihnachtsfeier zwölf Tage. Sie begann eine Woche vor dem Christtag und wurde fortgesetzt bis das alte Jahr den letzten Athemzug gethan, und das neue seinen Platz eingenommen hatte. Daß selbst Neujahr nicht die äußerste Gränze war, beweist das oben erwähnte große Fest, welches Richard III in Westminsterhall gab, und das erst an Epiphania, 6 Januar, mit einem alles überstrahlenden Bankett für seinen Adel endete. „Wie wenig ließ Richard damals sich träumen, sagt sein Geschichtschreiber Halstead, daß dieß das letztemal seyn sollte, wo er einem Feste vorsaß, das letztemal wo er in Frieden, mit der Krone auf dem Haupt, vor seinen Peers erschien!" Noch weniger wohl kam ihm der Gedanke daß sein steinerner Sarg eines Tages zum Tränktrog vor einer Schenke in Leicester dienen würde!

Sehen wir nun, wie die Bevölkerung, die Menge, ihre Christmas feierte.

Mehrere Tage vor dem 25 December pflegten die armen Leute mit einer Schüssel umher zu gehen und Weihnachtslieder (carols) vor den Häusern zu singen. Die Bestimmung der Schüssel war klar, und es war nicht abstracte Liebe zur Musik, die sie singen

Digitized by Google

machte! Damit ihr Unternehmen sicherer gelinge, hatten sie den Glauben verbreitet, daß es Unglück für das ganze folgende Jahr bringe, wenn jemand die Schüsselsänger unbeschenkt lasse.

Der Thomastag (21 December) war besonders für die alten Weiber bestimmt, die ihre Runde machten, was man to go a gooding nannte. Als Erwiederung für die milden Gaben, die man ihnen bewilligte, vertheilten sie Zweige von Immergrün an die Wohlthäter, um ihre Gemächer zu schmücken. Ein englischer Schriftsteller nannte den heiligen Thomas den „Kammerherrn der Christmas, dessen Aufgabe es sey, die Leute in die Festträume einzuführen, und dessen Nähe schon das liebliche Geräusch der Feierschüsseln verkünde, und dessen Athem selbst von dem Wohlgeruch der bevorstehenden Leckerbissen dufte."

Nach den Matronen und ihrem gooding trip folgten die Jungen und Mädchen in derselben „schenkmehmenden" Absicht. Sie verfuhren etwas rascher als die treppelnden Alten. Sie klopften, pochten und rasselten an allen Thüren und gaben einen oder zwei Gesänge zum Besten, worauf sie ihre Belohnung in Erbsen, Nüssen, Pflaumen und Pfennigen (pence) erwarteten. Wir sagen erwarteten, denn auch sie waren mit einem mystischen Verhängniß bewaffnet, das die Widerspänstigen, die Nichtgeber mit Kobolden (sprites), scheußlichen Hexen, grausigen Teufeln, schwarz und entsetzlich, und sonstigen angenehmen Begegnungen der Art heimsuchte.

Vermummungen und Maskeraden waren eine besonders beliebte Kurzweil um Weihnachten. Der Altere wechselten Männer und Weiber ihre Anzüge, und giengen also verkleidet zu ihren Nachbarn, setzten sich mit ihnen an den Christmastisch und trieben allerlei Schwänke. Die „Damen" ahmten so genau wie möglich die Manieren der „Herren" nach, bekümmerten sich sehr wenig um ihre eigenen Ehehälften, desto mehr aber um die der andern, bestanden darauf bei Tisch zu bleiben, wenn die Weiber sich zurückzogen, und kamen manchmal erst um 4 Uhr des Morgens nach Haus zurück. Christmas, mit einem Wort war die Jahreszeit des Mummenschanzes. Stow, der Geschichtschreiber Londons, gedenkt einer berühmten Maskerade zur Ergötzung des Prinzen Richard, Sohn des schwarzen Prinzen und nachmals König Richard II. Hundert und dreißig Bürger als Barone und Ritter verkleidet, unter der Anführung einer Figur mit reichem Aufzug und glänzenden Gewändern, einem Kaiser gleich, und begleitet von einer andern Figur die den Papst vorstellte, nebst 24 Cardinälen, ritten von Newgate (wo damals die Stadtmauer der City war) durch Cheape (heute Cheapside) über die Brücke, durch Southwark nach Kennington „bei Lambeth" (beside Lambhith), wo der junge Prinz mit seiner Mutter wohnte. Sie zogen einher unter dem Schall von Trompeten, Posaunen, Hörnern, Schalmeien „und anderer Musikanten" und dem Schein einer Unzahl von Wachsfackeln. Nachdem die Masken in die Schloßhalle von Kennington getreten waren, spielten sie Würfel mit dem Prinzen, „und wußten es so einzurichten daß der Prinz bei jedem Wurf gewann." Die Einsätze waren der Mühe werth. Sie bestanden aus „einer Kugel von Gold, einem Becher von Gold, und einem Krug von Gold. Eben so verloren sie goldene Ringe an alle Personen in des Prinzen Gefolge."

Was würde Königin Victoria sagen, wenn ein solcher Aufzug in Windsor oder im Buckinghampalace sich melden, um die Christmas des Prinzen von Wales zu erheitern, und ihn Goldkugeln, Becher und Krüge beim Würfelspiel gewinnen zu lassen! Noch ein anderer interessanter Contrast zwischen Jetzt und Einst tritt in dieser Beschreibung hervor. Man sieht, wie der Zug von weither kommt und aus London hinaus in die Landschaft reicht. Heute liegt zwar Kennington noch immer bei Lambeth, aber Lambeth wie Kennington sind ungeheure Bestandtheile von London, und zwischen Newgate und der Stelle wo Richards Schloß stand, ist kein Fußbreit leerer Raum.

Die Hauptperson in diesen Christmasvermummungen scheint Meister Tollstreich (the Lord of misrule) gewesen zu seyn. Seine Oberherrlichkeit dauerte zwölf Tage, und auf ihn blickte man, um die Spiele und Belustigungen der Weihnachtssaison zu regeln. Die beste Darstellung von Meister Tollstreich, von seinen Würdeträgern und Handlangern, können wir aus einem sehr seltenen Buch unter dem Titel: Anatomie der Mißbräuche (anatomie of abuses) von Philipp Stubs, entnehmen. Es ist im Jahr 1585 erschienen. Stubs war kein Liebhaber von „Mumming," eine Art von Sauertopf, gilt aber als ein alter Schriftsteller von großem Talent. Er sagt: Zum ersten trafen die wilden Köpfe der Gemeinde allzumal zusammen und erkiesen sich einen großen Führer der Tollheit (a grand captaine of mischief), als welchen sie mit dem Titel »my Lorde of misserule» adeln, den sie mit großer Feierlichkeit krönen und als ihren König ausrufen. Dieser also erkorne und gesalbte König, erliest sonder Weile zwanzig, vierzig, sechzig oder hundert durchtriebene Schelme (lustie guttes) von seiner Art, um seiner oberherrlichen Majestät aufzuwarten und über seine geheiligte Person zu wachen. Einen jeden unter diesen seinen „Leuten" belehnt er sodann mit seiner „Livere", einer Jacke von Grün, Gelb oder sonst einer hellen, grellen Farbe. Und als ob das noch nicht bunt genug wäre, so zu sprechen, behängen sie sich mit Schärpen, Bändern und Schnüren, und einem Wust von goldenen Ringen, kostbarem Gestein und andern Juwelen. Weiter binden sie um jegliches ihrer zwei Beine zwanzig bis vierzig Schellen, stecken sich reiche Taschentücher in die Hand, oder kreuzen sie über Schulter und Brust, und sothane Tücher erborgen sie zum öftesten von ihren nächsten Püppchen und von derlichten Liesen (of their prettie mopsies and looving Besses), die sie dafür im Dunkeln schmagen. Nachdem alles so weit in Ordnung, bekommen sie ihre Steckenpferde, ihre Drachen und anderweitiges Getier, nebst ihren Pfeifern und donnernden Trommelschlägern, um einen wahrhaftigen Höllenlarm aufzuspielen. Jetzt zieht diese Heidenbande nach der Kirche und dem Kirchhof, während ihre Pfeifer pfeifen, ihre Trommler trommeln, ihre Beine zappeln, ihre Schellen klingeln, und sie ihre Tücher um den Kopf schwingen gleich Verrückten, und mit ihren Steckenpferden und andern Monstren durch die Menge fegen. Und in dieser Weise gehen sie in die Kirche hinein (unerachtet daß der Pfarrer am Gebet oder an der Predigt ist), stets tanzend und ihre Tücher schwingend, in der Kirche selbst, gleich leibhaftigen Teufeln, mit einem so betäubenden Lärm daß man sein eigenes Wort nicht hören kann. Dann haben wir das lasterhafte Volk, das schaut, das lugt, das guckt und starrt, das lacht und Kecxereі treibt, und auf Bänken und Betstühle klettert, um das prächtige Schauspiel, also verherrlicht, besser zu beschauen. Und wenn dieß also in der Kirche fertig ist, rennen und laufen sie in die Kreuz und in die Quere, und endlich in den Kirchhof." Und im Kirchhof, wie es scheint, hatten sie

Digitized by Google

ihre Hütten oder Zelte errichtet, und das wahre Fest begann. Stubs ist sehr aufgebracht und betrobt auf eine furchtbare Art all dieses „phantastiche Narrenwelk" (all those fantastical fooles), das dem „Lord of Misrule" und seinem Gelichter die einen „Brod, gutes Ale, frischen Käse, alten Käse, die andern Kuchen, Gebackenes, Honigfladen, Zuckerterten, noch andere Blahm oder Fleisch, der dieß, jener das bringen" . . . Kein Zweifel also: Meister Tollstreich und sein Hof, führeten ein sehr lustiges, angenehmes Leben, trotz aller Galle des unduldsamen Stubs.

Natürlich war Mylord of Misrule stets von seinem Jester, „Narren" oder Hanswurst, oder Pickelhäring, wie man ihn nennen will, begleitet. Die besondern persönlichen Vorzüge des „Jester" bestanden etwa in folgendem: er mußte von wohlgefälligem Aeußern und stattlich in Anzug und Erscheinung, sonst aber ein wahrer Affe in Bewegung seyn, und so zu sagen nichts menschliches in seinem Benehmen haben. Sein Dichten und Trachten mußte darauf ausgehen stark gewürzte Witze zu reißen, Purzelbaum zu schlagen, seinen Körper zusammenzuringeln, Possen zu singen und Reime auf alles und jegliches zu machen. Ein Tropfen Wein mußte ihn in einer Secunde „benebeln," er mußte Gesichter schneiden, die Augen rollen und die Zunge herausstrecken. Alles, versteht sich, auf höchst komische Weise. Wenn er lachte, mußte es aus vollem Halse seyn, und sein Beruf war stets zu lachen und andere lachen zu machen; nicht zu gehen, sondern zu tanzen, über Tisch und Stühle zu springen, seinen Gesellen auf die Fersen zu treten und sich in jeder denkbaren Beziehung „durchaus übel aufzuführen." Sobald eine junge Dirne das Gesicht verwandte, mußte er sie küssen, mit den Lippen schnalzen und rufen „Zucker!" Blickte sich ein alter Herr, so mußte er „rittlings" über seinen Rücken wegspringen, und wo immer junge Buben in seinen Weg kamen, mußte er ihnen die Köpfe zusammenstoßen, und den Schläfern oder Unachtsamen Schnurrbärte mit Kork anmalen. Er mußte sprungleicht sein wie ein Gummiball; jedermann insultiren und nie selbst insultirt werden, vielmehr stets heiter und stets impertinent sich zeigen. Kam er ohne Fußtritte oder einen eingeschlagenen Kopf davon, so war er ein „lustiger Narr" (a merrie jueaster); befiel ihn Unheil dagegen, so wurde er als ein trauriger Tropf (a sad wag) angesehen.

Die Juristengesellschaften, die sogenannten Inns of Court, befolgten die Sitte alljährlich einen Lord of Misrule zu erwählen, der über die Weihnachtsfestlichkeiten in ihren Speisehallen zu wachen hatte. Der Middle Temple insbesondere war berühmt für die seinigen. Es kostete einen derselben nicht weniger als 2000 Pfd. St. Dagegen aber übte er sein Amt mit fürstlicher Verschwendung, empfieng und bewirthete Gäste des höchsten Ranges und wurde, nach vollendetem Spaß, vom König zum Ritter, Knight, geschlagen.

Bei der Mehrzahl der Bevölkerung indessen begann das Christmas eigentlich erst am Vorabend von Weihnachten, wo der Christmasklotz (yule log) feierlich in das Kamin gelegt, und mit einem aufbewahrten Ueberrest des vorigen Jahres angezündet wurde. Sobald das Abendbrod aufgetragen wurde, entbrannten zugleich die Christmaskerzen (yule candles), gewöhnlich ein Geschenk der Lichterzieher an ihre Kunden, und wehe dem der die Kerzen „puzte" oder an das Feuer rührte, ehe das Mahl vorüber war. Ebenso wenig durfte jemand vom Tisch aufstehen ehe das Dankgebet gesagt war. Ein Verstoß gegen diese Regeln, sowie eine ungerade Anzahl von Gästen wurden als schlimme Vorbedeutung betrachtet.

Der Tag vor Christmas galt als besonders feindlich gegen die Frauen. Was sie verbrechen, um diese Unzucht sich zuzuziehen, wird nicht gesagt. Man glaubte aber daß, wenn eine Frau, am Morgen dieses Tages, sich zuerst auf der Thürschwelle zeige, den Bewohnern ein großes Unglück bevorstehe, wie z. B. Bersten der Wasserröhre, Beschmutzung der Zimmerdecken, Gestank in den Ableitungscanälen, ein Einfall von Ratten, Brand im Küchenschlot u. s. w. Hingegen war der Fußtritt eines Mannes geheiligt, und brachte Segen über das Haus.

Daß das Brennen des Weihnachtsklotzes und das Anzünden von Christmaskerzen, die Vermummungen und der Schmuck des Immergrün der heidnischen Feier der Saturnalien entlehnt seyn möchten, scheint die Feiernden der frühern Jahrhunderte wenig angefochten zu haben. Sie trösteten sich damit daß sie die Gebräuche einem reinen Dienste zugewandt und den Teufel verbannt.

„Upon the hearth pile up the fire
And that it may burn clear and bright,
Cast in it every base desire,
All envy, hatred, vengeance, spite;
Believe me, the event will show,
By acting in this way you'll gain,
For you will feel a genial glow,
Dance through each gladly swelling vein
And onwards to your very heart's core go.

Mit solchen Gefühlen, sagten sie, was liegt uns daran ob unsere Feier jener der römischen Heiden gleicht oder nicht. Sie aßen auch, und tranken wie wir. Ist das ein Grund daß wir verhungern und verdursten sollen? Gegen ein solches Unglück wurde praktisch gesorgt, und die Minstrels und Festsänger ließen es an gereimten Lobsprüchen auf das Christmasale nicht gebrechen:

A bone, God wot!
Sticks in my throat.
Without I have a draught
Of Cormic ale,
Nappy and stale,
My life lies in great waste.

Now give us trink
And let cat wink,
I tell you all at once,
It sticks so sore,
I may sing no more,
Till I have drunken once.

Für den Durst ist jede Poesie gut genug, und wie diese dem Ale, so hat das Ale seinen Sängern nie gefehlt.

Vielleicht war das Geschenkgeben in seiner äußern Erscheinung dramatischer, aufregender in ältern Zeiten, wo um Weihnachten der Kärrner der Oberlichkeit von Haus zu Haus fuhr, im longsamen Schritt, um den Nachbarn den Anblick seiner bunten Ladung zu gönnen, und über den Fragen der überraschten Empfänger, sowie der Nothwendigkeit das ihm anvertraute Geheimniß zu bewahren, und eine Unzahl von Gläsern Ale im Hausgang zu verschlucken, nicht selten Gedächtniß und Besinnung verlor. Aber die Neuzeit hat ihre Entschädigung. Früherhin war diese Freigebigkeit, diese Auffrischung und Befestigung der Liebe durch das Medium von

Digitized by Google

Christgeschenken, nothwendig auf die nächste Nachbarschaft beschränkt. Heute erreichen die Wildpretviertel, die Fasanen und Rehschlegel von Berwick, an der schottischen Gränze nach Brighton, oder die delicatesten Südfrüchte, aus Frankreich herübergehelt, von Folkestone nach Edinburg, ihre Bestimmung in einer Frist, kaum länger als die welche es einst bedurften, um von London nach Windsor und zurück zu gehen.

Unter den besondern Gebräuchen der ältern Zeit müssen wir noch der Weihnachtsfeier der Dienerschaft auf dem Ehrensitz von Aston, bei Birmingham, gedenken. Sobald, am Borabend vom Christmas, die Herrschaft von der Abendtafel sich zurückgezogen, wurde ein anderer Tisch in der Gesindehalle bestellt. In der Mitte desselben lag ein Laib Schwarzbrod, in welchem zwanzig Silbermünzen von drei Pfennigen (three pence) staken, daneben ein Krug Ale, Pfeifen und Tabak. Die ältesten Diener des Hauses nahmen ihren Sitz an der Spitze des Tisches, in ihrer Eigenschaft als Geheimrichter, und die Feier begann. Unter der Leitung des Verwalters trat die übrige Dienerschaft, sowohl weiblich als männlich, einer nach dem andern in die Halle, mit einem langen weißen Laken über dem Haupt und den Schultern, und nichts zeigend als die rechte Hand, die sie auf den Laib ausstreckten. Es galt nun für den Arrepag die Person zu errathen. Nur ein Name durfte genannt werden. Trafen die Alten richtig, so wurde das verschleierte Bild stillschweigend weggeführt. Irrten sie sich, so zog der Verwalter die Hülle herunter, und der unerrathene Glückliche wurde mit einem Dreipfennig beschenkt, machte eine tiefe Verbeugung vor den Richtern und zog sich stumm zurück. Der Spaß bestand natürlich in dem Bemühen die Identität zu verbergen, und Haltung, Gebärde und Erscheinung anderer Personen nachzuahmen. Marthe wußte genau wie sie den Arm auszustrecken und zu tripeln hatte, um für ihre Collegin, die alte Sufe, zu gelten, und Thomas, der Kammerdiener Sr. Herrschaft, hatte lange studiert, wie William, der Verschließer, das linke Bein nachschleppte. Wenn der letzte Erschen verthellt war, nahm die Gesellschaft below stairs ihren Sitz um die Tafel; es gieng auf den Aleckrug und den Tabak los, und das Trinken, Tanzen und Singen wurde in saturnalischer Ungebundenheit eines Tages bis zum Morgen fortgesetzt.

Wer im Odenwald die alte Waffenkammer oder die Rüstungen im Tower zu London besucht, wer den Helm und das Schwert des schwarzen Prinzen in dem Münster von Canterbury, eines M'Quire, O'Moore oder O'Neill in Irland betrachtet, bleibt mit Verwunderung vor der körperlichen Entwicklung und der Stärke unserer streitbaren Boreltern stehen. Mit nicht minder großem Erstaunen sollen die Bewohner der Südsee, in ihrer unciviliſirten Berauungsfähigkeit, auf die überlegene Capacität ihrer europäischen Besucher blicken. Etwas ähnliches empfinden wir, wenn wir uns der Beschreibung einer Christmasschmauserei in Westminsterhall erinnern, oder die Begeisterung der gastronomischen Muse vor den Leckerbissen des Weihnachtsspeisegettels lesen:

Then comes in the second course with great pride
The cranes, the herons, the bitterns by their side,
The partridges, the plovers, the woodcocks, and the snipe
Larks in hot show, for the ladies to pick;

Good drink also, luscious and fine,
Blood of allemaine, romney, and wine.
with hey!
Good brewed ale, and wine, I dare well say.
The boar's head, with mustard armed so gay;
Furmity for potage, and venison fine;
And the umbles of the doe, and all that ever comes in;
Capons well baked, with knuckles of the roe,
Raisins and currants, and other spices too,
with hey;

Es möchte interessant seyn an Christmas die königliche Küche in Windsor zu besuchen. An den zwei Enden einer prächtigen Halle brennt eine wahre Höllenesse von den fettesten Kohlen. An einem der Spieße, von einem mechanischen perpetuum mobile gedreht, windet sich das Prachtstück des Ochsen, the Baron of beef, von 127 bis 137 Pfund, und um ihn herum, die, dem Umfang nach wenigstens, minorum gentium dii, die mannichfaltige Beute des Hühnerhofes und der fürstlichen Wildhege. Der Baron of beef erfordert volle 24 Stunden ununterbrochenen Brätens bei stets gleichem Feuer, damit er bis in das innerste Herz durchdrungen werde, ohne die lockende Bräune der Oberfläche zu beschädigen oder zu überrösten. Was man eigentlich unter umbles of the doe, dem „erhöhten Theil zwischen den Schenkeln einer Damkuh," und unter Furmity, als Suppe, verstand, ist uns nicht klar. Sonst werden wohl Hirsch und Reh, Feldhühner, Schnepfen des Waldes und des Bruchs und „wohlgebackene" Capaunen auch heute nicht mangeln. Zweifelhafter steht es mit dem Eberkopf. In England wenigstens ist er nicht mehr zu finden, und die Rohrdommel, Kranische und Reiher, so wie der Pfauhahn mit seinem vergoldeten Busch, sind von der königlichen Tafel verschwunden. Dagegen dürfen wir hoffen daß die Lerchen „in heißer Schau" nicht von den Damen allein, zu gänzlicher Ausschließung der armen Herren, vindicirt werden.

Der Mensch lebt nicht allein von süßem Ale, gewürzten Weinen und seinem Witzpret. Das Herz will auch etwas haben, und die Liebe verlangt das Festmahl zu verschönern. Unsere Leser, ohnehin wohl gut gestimmt nach einer so reichen Tafel, mögen daher folgenden Wunsch beherzigen, der in besonderer Anwendung, nur für die Stechpalme, den Mistelstrauch und die Christmas gilt, der aber, auf das ganze Jahr ausgedehnt, das Leben zu einem ununterbrochenen Freudenfest machen würde. Ihn auswendig lernen ist gut, ihn nicht vergessen, besser:

Ye who have scorned each other,
Or injured friend or brother,
In this fast fading world;
Ye who by word or deed
Have made a kind heart bleed,
Come gather hither;
Let sinned against and sinning,
Forget their strife's beginning
And join in friendship now;
Be links no longer brocken,
Be sweet forgiveness spoken
Under the holly bough!

Digitized by Google

Rawlinſons Keilinſchriftenſammlung.

In der Sitzung der „Aſiatiſchen Geſellſchaft“ am 30 Dec. legte (ſagt das Athenäum vom 3 Jan.) Sir Henry Rawlinſon der Verſammlung vierundzwanzig Blätter Keilinſchriften vor, welche ſeiner Angabe zufolge einen Theil des großen Werkes bilden mit deſſen Herausgabe für die Curatoren des brittiſchen Muſeums er ſich beſchäftigt hatte. Die Inſchriften waren alle ſehr ſchön in Steindruck ausgeführt, und die ganze Reihenfolge zeigte kaum einen zweifel- oder mangelhaften Buchſtaben. Das erſte Document enthielt auf acht Blättern Papier, in Doppelſpalten geordnet, 800 Schriftzeilen. Die Inſchrift, welche ſeiner Angabe nach eine hohe Bedeutung beſitzt, indem ſie die erſte geſchichtliche Urkunde der aſſyriſchen Serie iſt, ward aus den vier achteckigen Thonprismen (zwei beinahe unverletzt, zwei in Bruchſtücken) ergänzt und hergeſtellt, welche man in den vier Ecken eines verfallenen Tempels in der Stadt Aſchur, oder Kileh Schergat, gefunden hatte, und die jetzt im brittiſchen Muſeum ſind. Unter dem vielen Intereſſanten das die auf den erſten Tiglath Pileſer ſich beziehende, aus dem zwölften Jahrhundert vor Chriſtus herrührende Urkunde enthalte, finde ſich, ſagte er, die merkwürdige Notiz über das Alter eines in der Stadt wiederhergeſtellten Tempels, den die chaldäiſche Zeitrechnung in das achtzehnte Jahrhundert vor Chriſtus verſetzt; ſodann die Aufzählung der vier unmittelbaren Vorfahren des Königs; ferner eine ausführliche Schilderung ſeiner erſten Kriegszüge in Syrien und Kleinaſien, und endlich — das wichtigſte von allem — ein Bericht über ſeine Eroberung Aegyptens und die Unterwerfung der Chasmonier oder Casluchim, welche vor der ſemitiſchen Coloniſirung des Landes in Phönicien wohnten. Die zweite Inſchrift, welche ſich über zehn Folioblätter Papier erſtreckte, umfaßt, wie angeführt wird, die Jahrbücher des großen Sardanarapalus, und ward im Herculeskempel, auf dem großen Hügel von Nimrud, welches bekanntlich das Calah der Bibel iſt, aufgefunden. Dieſe Urkunde beſitzt einen hohen Werth, indem ſie ein vollſtändiges geographiſches Gemälde Weſtaſiens im neunten Jahrhundert vor Chriſtus darſtellt, und auch die blutdürſtigen Sitten der aſſyriſchen Könige, ſowie den verherrenden Charakter ihrer Kriegszüge ſchildert. Da ſowohl Hr. Layard als ſpätere Ausgraber mehrere ſelbſtändige Copien dieſer Inſchrift unter den Ruinen Nimruds gefunden hatten, ſo war es Sir Henry Rawlinſon gelungen ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß verſchiedener Lesearten zuſammenzuſtellen, welche auf den lithographirten Blättern zwiſchen den einzelnen Zeilen über den Urtext geſtellt ſind, und ſo eine höchſt werthvolle Beihülfe zur Beſtimmung des Sinnes einer großen Anzahl hamitiſcher Ausdrücke (hauptſächlich Verbalwurzeln) bilden, die zwar in Aſſyrien geläufig geweſen, ohne die Beifügung der ſemitiſchen Aequivalente aber weder geleſen noch verſtanden werden könnten. Die dritte Inſchrift war ein Abdruck des berühmten Cylinders, oder vielmehr des ſechseckigen Prisma's Sennacheribs; ſie wurde in Ninive gefunden, und liegt jetzt im brittiſchen Muſeum. Dieſe Inſchrift nahm ſechs Folioblätter ein, und war ebenfalls in Doppelſpalten geordnet, die 600 Zeilen faßten. Die Urſchrift war ungemein klein und verworren; der lithographiſche Text aber iſt vergrößert und entwirrt worden, ſo daß er für jeden mit den aſſyriſchen Buchſtaben Bekannten leſbar iſt. Nach der Beſtätigung der lithographirten Blätter haben indeß, wie Sir Henry Rawlinſon erklärt, die Curatoren des Muſeums Anſtand genommen der Veröffentlichung von Ueberſetzungen, als Begleitſtücken zu den auf öffentliche Koſten vorbereiteten aſſyriſchen Texten, ihre Genehmigung zu ertheilen, da ſie, als eine kritiſche Körperſchaft, incompetent ſeyen die Genauigkeit ſolcher Leſearten zu verbürgen; indeß hätten ſie eingewilligt die Hälfte des Drucks (250 Abdrücke) ihm zur Privatverfügung zu ſtellen, und er habe daher, auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit, beſchloſſen in obigem Umfang Ueberſchreibungen der Documente in römiſchen Schriftzeichen herauszugeben, und ſie mit lateiniſchen Ueberſetzungen zu begleiten; dabei werde er die lithographirten Kellerte mit ſolchen Erläuterungsblättern durchſchießen daß die Leichtigkeit der Vermeſſung geſichert bleibe und genügende Mittel zur Vergleichung und Berifikation geboten würden.

Das japaneſiſche Scho-ho-ye oder Schach-Spiel.

(Aus Hawks' Bericht über Commodore Perry's Expedition.)

Dieſes Spiel wird mit vierzig Stücken oder Figuren (zwanzig auf jeder Seite) von zwei Perſonen und auf einem Schachbrett von 81 Feldern (neun auf jeder Seite) geſpielt. Das Brett iſt von gleichartiger Farbe, obſchon die einzelnen Felder, wie bei uns, der Bequemlichkeit halber gefärbt ſeyn können. Die Figuren ſind ebenfalls von gleicher Farbe, da ſie nach Belieben von jedem der Spieler wie ſeine eigenen gebraucht werden, wenn ſie dem Gegner weggenommen worden ſind. Sie haben eine verſchiedene Größe, ſind lang und keilförmig, und vorn zugeſpitzt, und jedes einzelne Stück iſt mit ſeinem Namen verſehen, ſowohl dem urſprünglichen als demjenigen den es erhält wenn es umgekehrt oder umgewendet wird. Jeder Spieler kennt ſeine Figuren oder Stücke an ihrem zugeſpitzten und dünnen Ende, das ſtets vorwärts oder von ihm abgewendet iſt. Sie würden ſich indeß leichter unterſcheiden laſſen, wenn die Hintertheile aller mit irgendeiner entſchiedenen oder auffallenden Farbe bemalt wären, da jeder Spieler nur dieſen Theil ſeiner eigenen Figuren ſieht, und wenn man ferner die Vorderſeiten aller Figuren durch irgendeinen andern Farbenanſtrich aufzeichnete, da nur dieſer Theil der gegnerſchen Figuren von jedem der beiden Spieler geſehen wird. Sie werden flach auf das Brett gelegt (die Spitze vorwärts), und ſo ſind ihre Namen deutlich ſichtbar. Sie ſchlagen, wie im Schachſpiel, dadurch daß ſie an die Stelle der weggenommenen Figuren geſetzt werden. Der König, Oho-ſchio, iſt die Hauptfigur; er kann nicht im Schach bleiben, und wenn er ſchachmatt iſt, iſt das Spiel verloren.

Die Namen der Figuren heißen, und werden auf dem Brett aufgeſtellt, wie folgt:

Oho-ſchio (König), Mittelfeld, erſte Reihe.

Digitized by Google

Kin-schio (Gold, oder Oberkanzler), auf der ersten Reihe, und einer auf jeder Seite des Oho-schio.

Gin-schio (Silber, oder Unterkanzler, auf der ersten Reihe und einer auf jedem Feld nächst dem Kin-schio.

Kiema (das fliegende Roß), auf der ersten Reihe, und einer auf jedem Feld nächst dem Gin-schio.

Kio-schia (der brennende Wagen), einer auf jedem Eckfeld in der ersten Reihe.

Hischia (der fliegende Wagen), auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, rechte Seite des Bretts.

Kakuko (das Horn), auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, linke Seite des Bretts.

Ho-hei (Kriegsmannen), auf allen neun Feldern der dritten Reihe.

Die Bewegungen und Befugniſſe der Figuren ſind folgende, nur iſt zu bemerken daß beim Schlagen keine Abweichung von der geraden Richtung ſtattfindet wie bei unſern Bauern.

Der Oho-schio bewegt ſich und ſchlägt auf Einem Feld in jeder Richtung.

Der Kin-schio, wie der Oho-schio, mit der Ausnahme daß er ſich nicht diagonal rückwärts bewegen kann.

Keiner dieſer beiden kann umgekehrt werden oder andere Befugniſſe erwerben; alle andern Figuren dagegen kann man (nach der Wahl des Spielers) umkehren, wenn ſie ſich zu oder von irgendeinem Feld, auf irgendeiner der drei erſten Reihen des Gegners, bewegen; ſie erlangen dadurch andere Befugniſſe ſowohl als andere Namen.

Der Gin-schio bewegt ſich und ſchlägt wie der Oho-schio, nur mit der Ausnahme daß er ſich nicht direct auf beide Seiten, oder direct rückwärts bewegen kann. Kehrt oder wendet man ihn um, ſo wird er ein Gin-Nari-Kin, und erlangt alle Befugniſſe (und nur dieſe) des Kin-schio.

Der Kiema hat die Bewegung unſers Springers, nur daß er ſtreng auf zwei Felder vorwärts und ein Feld ſeitwärts beſchränkt iſt, und als ein Kiema in keinem Fall mehr als vier Bewegungen machen kann. Wenn er umgekehrt wird, wird er ein Kiema-Nari-Kin, mit allen Befugniſſen (und nur dieſen) des Kin-schio.

Der Kio-schia bewegt ſich nur direct vorwärts, jedoch eine beliebige Anzahl von Schritten. Er kann auf jeder der drei erſten Reihen des Gegners umgewendet werden, und wird dann ein Kio-schia-Nari-Kin, mit allen Befugniſſen (und nur dieſen) des Kin-schio.

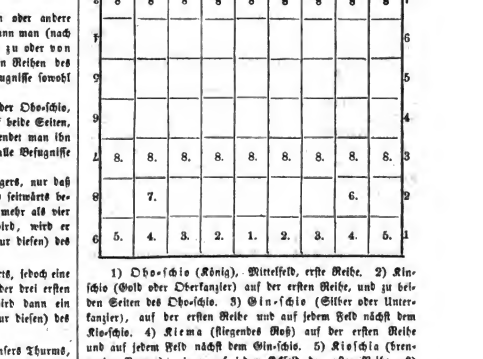
Der Hischia hat die ſämmtlichen Befugniſſe unſers Thurms, und wenn er umgewendet wird, nimmt er den Namen Riohio (der Drache) an, und erlangt, neben ſeinen früheren Bewegungen, alle jene des Oho-schio.

Der Kakuko hat ſämmtliche Befugniſſe unſers Läufers, und wenn er umgekehrt wird, nimmt er den Namen Riome (die Drachin) an, und erlangt, neben ſeinen früheren Bewegungen, alle jene des Oho-schio.

Der Ho bewegt ſich auf einmal nur Einen Schritt vorwärts, und kann auf jeder der drei erſten Reihen des Gegners umgekehrt werden; in dieſem Fall wird er dann zum Ho-Nari-Kin, und erlangt alle Befugniſſe des Kin-schio.

Außer den vorerwähnten Zügen und Befugniſſen kann jede Figur welche geſchlagen worden, nach dem Belieben des Wegnehmers in folgender Weiſe wieder auf das Brett geſtellt werden: wenn er nämlich am Zug iſt, kann er, anſtatt mit einer ſeiner eigenen Figuren zu ziehen, eine der geſchlagenen auf ein beliebiges unbeſetztes Feld ſtellen, nur muß er dabei dieſenige Seite oben behalten zu welcher ſie urſprünglich berechtigt war; allein ſie kann umgedreht werden bei irgendeinem ſpäteren Zuge, ſey es nach oder von einem Felde auf den vorerwähnten drei erſten Reihen des Gegners; wobei ferner zu beachten iſt daß er einen Ho oder Kriegsmann, auf einer Reihe in welcher bereits einer ſteht, nicht erſetzen, d. h. einen Ho oder Kriegsmann nicht vordvpein kann. Ferner iſt zu bemerken daß keine Figur, mit Ausnahme des Kiema, über den Kopf einer andern hinwegſpringen darf.

Zur Verdeutlichung des Spiels geben wir hier den Abriß deſſelben.



1) Oho-schio (König), Mittelfeld, erſte Reihe. 2) Kin-schio (Gold oder Oberkanzler) auf der erſten Reihe, und zu beiden Seiten des Oho-schio. 3) Gin-schio (Silber oder Unterkanzler), auf der erſten Reihe und auf jedem Feld nächſt dem Kio-schio. 4) Kiema (fliegendes Roß) auf der erſten Reihe und auf jedem Feld nächſt dem Gin-schio. 5) Kioſchia (brennender Wagen), einer auf jedem Eckfeld der erſten Reihe. 6) Hiſchia (fliegender Wagen), auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, auf der rechten Seite des Bretts. 7) Kakuko (das Horn) auf dem zweiten Feld der zweiten Reihe, linker Seite des Bretts. 8) Ho-hei (Kriegsmannen), auf allen neun Feldern der dritten Reihe.

Digitized by Google

Der Baumwollenhandel im Jahr 1856.

Baumwolle ist zum ersten Artikel des Welthandels geworden. Im verflossenen Jahre stieg der Verbrauch des Rohstoffes auf 4,392,184 Ballen, nämlich 2,257,845 Ballen in Großbritannien, 1,360,000 Ballen auf dem europäischen Festlande, und 770,239 Ballen in den Vereinigten Staaten. Der Verbrauch Indiens und China's ist noch nie ermittelt worden. Alles was wir darüber wissen, beschränkt sich auf die Angabe daß jährlich 200,000 Ballen ostindische Baumwolle nach China verschifft werden. Der Baumwolle gebührt als Frachtgut der höchste Rang, denn die 3½ Mill. Ballen die nach Europa gehen, wiegen 700,000 Tonnen, und zwar beschäftigen sie die Schiffe auf langen Fahrten, während Kohlen und Eisen nur auf kürzere Strecken im allgemeinen verschifft zu werden pflegen. Die Baumwolle ist aber erst in unserm Jahrhundert zu ihrem jetzigen mercantilen Rang gelangt. Vor dreißig Jahren verbrauchten die Vereinigten Staaten jährlich nur 100,000 Ballen, ihre Nachfrage hat sich also in dieser Zeit verssiebenfacht. Vor zwanzig Jahren hielt sich der Verbrauch des europäischen Festlandes noch auf 200,000 Ballen, er hat sich also ebenfalls verfiebenfacht und zwar in noch kürzerer Zeit als in den Vereinigten Staaten. Die Erzeugung von Baumwolle hat mit dem Verbrauch gleichen Schritt gehalten. Sie hebt sich in den Vereinigten Staaten von 1825—1835 von 720,000 Ballen auf 1,360,000 Ballen, hatte sich also beinahe verdoppelt. In den nächsten 10 Jahren nahm sie um 50 Procent zu. Die Erzeugung stieg nämlich 1845 auf 2,100,000 Ballen oder auf das dreifache des Jahres 1825. Endlich erreichte sie im Jahr 1856 das Volumen von 3,527,000 Ballen oder das Siebenfache wie vor dreißig Jahren. Nur der fünfte Theil (770,239 Ballen) blieb im Ursprungslande zurück, 1,921,386 Ballen giengen nach Großbritannien, 480,637 Ballen nach Frankreich, 304,005 nach dem nördlichen Europa und 248,578 Ballen nach andern Staaten. Am stärksten vermehrte sich der Verbrauch in England. Die Einfuhren von Baumwolle in das Vereinigte Königreich beliefen sich im Jahr 1841 auf 488 Mill. Pfd., und im Jahr 1856 auf 1014½ Mill. Pfd. In dieser Zeit hat sich manches im Baumwollenhandel geändert. Im Jahr 1841 empfieng England 358¼ Mill. Pfd. Unionsbaumwolle. Es waren also Fünfsiebentel oder 72 Procent seines Gesammtverbrauches nordamerikanischen Ursprungs. Im Jahr 1856 dagegen bezog es 803½ Mill. Pfd. aus den Vereinigten Staaten, es waren also ⅘ oder mehr als 79 Proc. seines Gesammtverbrauchs nordamerikanischen Ursprungs. Während man darauf sinnt, so viel als möglich unabhängig von den amerikanischen Einfuhren zu werden, ist man nur stärker an den transatlantischen Markt gefesselt worden. Die Einfuhr ostindischer Baumwolle hat sich in jener Zeit nur um 97½ Mill. auf 147½ Mill. Pfd. gesteigert, aber mit andern Worten Ostindien, welches im Jahr 1841 volle 20 Proc. des britischen Bedarfs deckte, vermag jetzt nur 14½ Proc. davon zu befriedigen. Die Einfuhr ägyptischer Baumwolle hat sich freilich in derselben Zeit von 9 auf 34 Mill. Pfd. gesteigert, so daß im Jahr 1841 nur 2, jetzt schon 3½ Proc. des britischen Bedarfes aus Aegypten gedeckt werden können. Dagegen hat die brasilianische Baumwolle in der Einfuhr mit 16⅔ Mill. oder 3 Proc. der Gesammteinfuhr im Jahr 1841 auf, ist aber nur auf 21 Mill. gestiegen und beziehungsweise auf 2 Proc. im Jahr 1856 gesunken. Aus seinen westindischen Besitzungen empfieng England 1841 die geringe Menge von 1½ Mill. Pfd., und selbst dieses niedrige Volumen hat sich bis auf den dritten Theil im verflossenen Jahr vermindert. Die übrigen Länder haben durchschnittlich nur 5 Mill. Pfd. geliefert, bald mehr bald weniger. Die Ausfuhren Englands an Baumwollenmanufacturen erreichten im Jahr 1856 den Werth von 35 Mill. Pfd. St. Da nun England für seine Baumwolle etwa 22—25 Mill. Pfd. St. bezahlt hat, so deckte es nicht nur die Kosten seines eigenen Bedarfs an Baumwolle, sondern erhielt vom Ausland auch noch eine Prämie von mindestens 10 Mill. Fabricationskosten. Baumwollenwaaren bilden genau 30 Proc. vom Werth der gesammten brittischen Ausfuhr. Es ist wohl nicht nöthig besonderd zu bemerken, welchen Einfluß dieser Handelsartikel auf die brittisch-amerikanische Politik und leider auch auf die Negerfklaverei besitzt. Die angegebenen statistischen Werthe haben in diesem Sinn ihre historische Bedeutung.

Die Natur auf den Falklands-Inseln.

(Fortsetzung.)

An den Sandbänen, die überall das Ufer bilden wo dieses nicht felsig ist, wachsen dicht an der Fluthmarke und von da an nur 100—150 Fuß landeinwärts drei Pflanzenarten, und bilden somit den äußersten Gürtel der Vegetation, vom Land aus gegen die See betrachtet. Weil sie zu ihrem Gedeihen die festen Bestandtheile des Meerwassers nöthig haben, beginnen sie an dem Punkt wo das Meerwasser bei höchster Fluth stehen bleibt, und den es nicht überschreitet, die Fluthmarke; es sind dieß der schöne Senecio candicans (De.) Homoianthus echinulatus, und Apium graveolens, die Stammpflanze unseres Sellerі. Diese letzte Pflanze ist, beiläufig gesagt, auf der Abtheilung der Phanerogamen diejenige die ich in allen Ländern, die ich bis jetzt besucht, noch beobachtet habe, und somit die am weitesten verbreitete Pflanze dieser Classe die ich selbst gesehen habe, an den Abflußgräben des Sauerwassers bei Cannstatt, den Seeküsten von Belgien, Frankreich und England, den Agaren, Falkland, der Magalhaensstraße, der Insel Chiloe, den Küsten von Valdivia und Peru, ja sogar auf dem Plateau der peruanischen Cordilleren in der Nähe des Titicaca-Sees, bei einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Niveau des stillen Oceans, wächst sie noch ganz üppig, sowie am Ufer einiger Salz-Seen bei Riangaro!

Den zweiten Gürtel vom Meere gegen das Land bilden Statice cæspitosa, Triticum junceum, Dactylis cæspitosa Forster und Lolium perenne.

Kommt man an die erste niedrige Hügelreihe, so treten hier zuerst einige zwergartige Büsche auf, eine mit Aster verwandte Art, Chiliostrichum amelloides, eine unsern Haidekräutern ähnliche Pflanze, Pernettia empetrifolia und Empetrum rubrum. L., sehr ähnlich unserm Empetrum nigrum vom Schwarzwald. Diese letzte Pflanze ist für die Bewohner von Falkland dadurch von Wichtigkeit daß sie, außer ihr, keine andere Pflanze auf der Insel haben mit der sie Feuer anfachen können. Das Empetrum steht in der isolirtesten Einzelnung ganz nahe bei den Nadelhölzern, und besitzt, wie diese ganze Familie, viel Harz, wodurch sein Holz, auch ohne vorher getrocknet worden zu sein, leicht Feuer fängt

Digitized by Google

und brennt; hiezu wird die Pflanze in Masse gesammelt und verwendet; denn wohl haben die dortigen Einwohner Torf im Ueberfluß auf der Insel, und immer werden von der Regierung von England Steinkohlen dahin geschafft, aber es ist eine bekannte Sache daß man diese beiden Stoffe nicht ohne weiteres anzünden kann.

Zwischen diesen vergwergten Gebüschen wachsen einige krautartige Pflanzen, **Cerastium vulgatum**, und ein schönes gelbblühendes Veilchen, **Viola maculata**. Ich habe mir nicht vorgenommen, eine Aufzählung aller Pflanzen die auf diesen Inseln wachsen, zu machen; nur diejenigen die in ökonomischer Beziehung von Wichtigkeit sind, oder die hauptsächlich auf eine eigene Weise zu der Physiognomie des Bodens beitragen, erlaube ich mir anzuführen.

Nur drei Pflanzen liefern eßbare wohlschmeckende Früchte, und werden zur Zeit ihrer Reife von den Einwohnern, welche, da kein Obst mehr auf ihren Inseln gedeiht, ohne dieselben alle saftigen Früchte vollkommen entbehren müßten, in Menge gesammelt. Zuerst die **Myrtus nummularia**, die kleinste aller Myrtenarten, die ganz ähnlich unserer Moosbeere (**Vaccinium Oxycoccos**), auf der Erde zwischen Moos und Gräsern, besonders um Felsen herumkriecht und eine sehr wohlschmeckende, saftige, blutrothe Beere trägt, von den Einwohnern Falkland-berries genannt; auch die Blätter dieser Pflanze werden gesammelt, getrocknet und als Surrogat für den chinesischen Thee verbraucht, unter dem Namen Falklandthee. Die bereits erwähnte **Pernettia empetrifolia** trägt erbseagroße, rosenrothe Beeren, die zwar nicht so saftig, wie die der Myrte, aber ebenfalls sehr wohlschmeckend sind und Mountain-berries genannt werden. Die dritte und wichtigste Pflanze aber ist eine ächte Himbeere, **Rubus geoides**, die, verglichen mit den Büschen der deutschen Himbeeren, ebenfalls nur ein Zwerg ist, denn sie kriecht nur auf dem Boden fort, und erhebt sich höchstens zwei Zoll über denselben; allein die Frucht ist so groß, wie irgendeine unserer Himbeerarten, und hat ein gelblichweißes Fleisch, das viel besser als alle unsere Himbeerarten schmeckt.

Mehr landeinwärts nimmt die Vegetation an Verschiedenheit der Arten sichtbar ab; die Mannichfaltigkeit die sich an der Küste zeigt, hört auf, und die Glumaceen, besonders die Gräser, bilden den Charakter der Pflanzenwelt. Es erscheinen große, ausgedehnte Wiesenflachen, welche von den torfigen Thälern sich gegen die höheren Berge hinziehen. Hier finden sich hauptsächlich Pflanzen aus den Gattungen **Avena, Aira, Festuca, Arundo, Calamagrostis** und **Luzula**, nebst zwei interessanten **Juncusarten** aus der Abtheilung der einblühigen, nämlich die großblühenden **Juncus grandiflorus** und **magellanicus**. Außerdem ist des schon früher erwähnte diesen Inseln eigenthümlichen Grases, das Fussak-grass der Engländer, **Dactylis caespitosa Forster**, von Steudel **Poa controversa** genannt, besonders zu gedenken, welches lange Zeit das Hauptnahrungsmittel der ungeheuren Viehheerden war. Dieses Gras ist perennirend, seine Wurzeln und Rudimente der abgestorbenen Stengel und Blätter bilden große, 2—3 Fuß über die Erde sich erhebende Ballen, die oft 3 Fuß im Durchmesser erreichen. Hieraus entspringen die Halme in dichten Büschein, und erreichen eine Höhe von 4—6 Fuß, so daß sie von ferne gesehen wie ein Unterholz oder Buschwerk aussehen. Die jungen Halme schmecken, wenn man sie an dem untern mehr als Federkiel dicken Ende kaut, ungemein süß, dem Zuckerrohr ähnlich, und das Rindvieh frißt sie so gerne und zieht sie so sehr allen anderen Futterkräutern vor, daß es nicht bloß Blätter, Blüthen und Halme, sondern sogar die Wurzeln davon abfrißt, und hiedurch diese so nützliche Pflanze auf eine sehr bedenkliche Weise ausrottet.

Man kann meilenweit die durch das Fussak-grass gebildeten Ballen an den Küsten verfolgen, alle so abgetreffen daß sie nicht mehr auszuschlagen vermögen; ferner haben die dortigen Einwohner die Beobachtung gemacht daß seit einigen Jahren das Vieh bei weitem nicht mehr so fett wird als es früher der Fall war, wo noch ungeheure Flächen von dieser Pflanze bedeckt waren. Sie wächst sowohl in steinigem als in schlechtem Torf- und Sumpfboden. Englische Landwirthe haben bald nach Dr. Joseph Hookers Rückkehr aus den antarktischen Gegenden ihre Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt, und es ist auch gegückt lebende Pflanzen nach England zu bringen; ich konnte aber noch nicht erfahren wie die Versuche ausgefallen sind. Ich selbst habe die Pflanze nach Valdivia gebracht; sie hatte aber auf der Ueberfahrt von Falkland nach Chile, wo ich sie offen auf dem Deck des Schiffes hatte, durch einige Sturzwellen gelitten, kränkelte von Anfang an und gieng nach einigen Monaten wieder ein. In England könnte es zur Noth möglich seyn dieses Gras im Freien fortzupflanzen, weil der Winter Englands viel milder ist als der unserer Vaterlands; hier würde es wohl nicht im Freien zu erhalten seyn, denn in Falkland fällt der Réaumur'sche Thermometer nicht unter 5—6 Grad unter den Gefrierpunkt und auch nur sehr selten so tief.

Das Verhältniß der Gräser zu den übrigen Pflanzen ist weitaus überwiegend; es mögen wohl 80 Procent des Areals mit Gräsern bedeckt seyn. Hie und da werden die Grasflächen durch einen Torfsumpf oder kleinen See unterbrochen, an deren Ufer mancherlei andere Pflanzen wachsen; eine zierliche Primula, die zwar Primula magellanica genannt wurde, aber mit unserer Primula farinosa so sehr übereinstimmt daß ich sie lieber bei dieser Art lassen möchte; dann eine zweite Pflanze, die an die heimathlichen Bäche und Sümpfe erinnert, Caltha sagittata, die hier stets einen Gürtel um die Torfsümpfe bildet und unserer Caltha palustris sehr ähnlich ist, von der sie sich aber durch die pfeilförmige Basis ihrer Blätter wesentlich unterscheidet. Am Rande dieser Sümpfe kommen ferner zwei sehr merkwürdige Pflanzen vor, die Gaimardia australis (Gaud) und die Astelia pumila (Spr.)

Beide sind niedrige Pflanzen, mit kurzen steifen Blättern, die ganze Pflanze glänzend, wie wenn sie mit einem Firniß überzogen wäre; sie wachsen so gedrängt aneinander daß man ruhig, ohne Gefahr einzusinken, auf sie treten kann; sie bilden nicht nur am Ufer der Sümpfe Polster, die sich einige Zoll über die Erdoberfläche erheben, sondern auch in den Sümpfen selbst kleine Inseln, auf denen man mit vollkommener Sicherheit stehen kann.

Kommt man auf einen Ausfluß durch diese Thäler an einen Steinstrom, so verändert sich auch die Vegetation; im Schutze der Steinmassen wächst die schöne **Lomaria magellanica**, deren Wurzelstock eine nicht unbedeutende Dicke und Länge erreicht dazwischen, neben einigen andern schon früher angeführten Pflanzen, **Myrtus nummularia folia, Baccharis magellanica, Callixinos marginata, Calceolaria Fothergillii, Sisyrinchium ensifolium.**

Auf den Steinströmen haben auch die Flechten ihr Hoflager aufgeschlagen; ich habe nirgends diese Familie so schön ausgebildet und so reich vertreten gesehen und unter den Flechten allein sehr neue, noch nirgends beschriebene Arten gefunden. Es ist dieß um so auffallender als gerade diese Familie unter allen die größte geographische Verbreitung besitzt. Denn die Flechten gedeihen da, wo noch keine andere Pflanze fortkommen kann; auf

Digitized by Google

dem nackten Gestein, sobald es die Luft berührt, bilden sich vor aller andern Vegetation zuerst die Flechten, durch deren Vermodern der Boden für das Gedeihen höher entwickelter Pflanzen geschaffen wird. Sie lieben ein rauhes, von Wind und Regen gepeitschtes Land, und sind deßwegen gegen die Pole hin am stärksten vertreten, finden aber in höheren Gebirgen der wärmeren Zonen ebenfalls ein ihnen zusagendes Terrain, und dadurch, sowie durch den Umstand daß ihre fast unsichtbaren Samenkörner leicht durch den Wind verbreitet werden können, ist es erklärlich daß so viele gleiche Arten in den entferntesten Gegenden zu finden sind. Z. B. Luidea geographica, Lecanora tartarea, Parmelia parietina, Romalina, Cladonia, und viele andere.

Die dem Botaniker am meisten auffallende Pflanze ist der Baslambog der Einwohner von Falkland, Bolax globoria, eine in die Familie der Doldengewächse gehörende Pflanze, die aber so himmelweit von dem Ausſehen der europäischen Dolden verschieden ist daß ich sie für eine Saxifraga, der sie durch ihren Habitus und den Bau ihrer Blätter am meisten ähnlich ist, gehalten habe, als ich sie zum erstenmal ohne Blüthen und Früchte sah.

Die Pflanze bildet halbkugliche Büschel, die zuerst nur wie kleine Maulwurfshügel erscheinen, aber durch beständiges Wachsthum neuer fest aneinander angedrängter Sprossen nach allen Richtungen so anschwellen daß sie eine Höhe und Breite von 3—4, ja sogar 5 Fuß erreichen. Die ganze zusammengewachsene Masse ist so fest daß der Huf eines Pferdes keinen Eindruck auf der Oberfläche zurücklässt. Je höher man an den Bergen hinaufsteigt, desto üppiger erscheint diese Pflanze; sie sprißt überall wo sie verwundet wird, einen dicken Milchsaft aus, der bald zu einem Harze erhärtet, woher der englische Name Balsambog kommen mag.

(Schluß folgt.)

Notizen über Niederländisch-Indien.

III. Die Bodencultur. — Der Reis. — Die Cocospalme. — Der Kaffee — Das Zuckerrohr. — Der Theestrauch. — Der Zimmet ꝛc.

(Schluß.)

Nur zwei Cochenille-Würmchen (Coccus cacti) waren es im Jahr 1836, welche von Westindien lebend nach Java gebracht wurden, obgleich der damalige General-Gouverneur eigens ein Schiff nach der westlichen Hemisphäre gesendet hatte, um Cochenille-Würmer nach Java zu bringen. Die beiden Würmchen aber genügten zur Bevölkerung eines Cactusſtrauches (Opuntia Cactus), von welchem eine Menge Mutterinsecten auf andere Sträucher versetzt wurden, so daß die auf diesen Sträuchern lebenden vielen Millionen Würmchen welche alljährlich getödtet und als Cochenille nach Europa gebracht werden, von jenen beiden aus Westindien übergebrachten Individuen abstammen. Die Würmchen werden auf Java in kleinen Düten mittelst Bladeln, wozu die Stacheln von Opuntia monacantha dienen, auf die fleischigen Blätter des Cochenille-Cactus festgesteckt. Da häufig durch heftigen Regen die Würmchen von den Pflanzen abgeschwemmt werden, so hat man die Cactussträucher zum Schutz gegen den Regen mit einem aus Palmenwedeln bestehenden Dache versehen. In neuester Zeit ist man jedoch von dieser Gewohnheit abgegangen, indem die unbedeckten Cactus besser gedeihen und der Gewinn an Würmchen im ganzen durch unbedeckte Sträucher sich günstiger herausstellt. Je trockener das Jahr ist, desto ergiebiger fand die Cochenillengärten. Aus diesem Grund findet die Cochenille-Bereitung einen äußerst günstigen Boden in dem regenwarmen Curaçao in Westindien, wo auch die Cactus sehr üppig wachsen. Im Jahr 1853 gewann man auf Java 90,209 Pfund Cochenille auf 351 Bauw dieser Cultur gewidmeten Landes. Die Cultur der Cochenille auf Java ist für die Regierung nicht ohne Gewinn, indem ihr der Pikol auf 200 fl. kommt, während auf dem europäischen Markte hiefür nach Abzug aller Kosten 290 fl. entrichtet werden.

Eine auf Java und dem Archipel ziemlich verbreitete Culturpflanze, welche auch in Europa an vielen Orten angebaut wird, ist der Tabak. Es gedeiht diese Pflanze sowohl am Strande, besonders auf den Dünen der Küsten und sandigem Grunde, als in Höhen von 4—8000 Fuß. Dennoch ist es bis jetzt nicht gelungen vorzügliche von den Rauchern besonders beliebte Qualitäten dieses Gewächses zu erzielen, und es scheint nicht daß Java in dieser Hinsicht weder die Philippinen, wo der berühmte Manillatabak wächst, noch Jamaica, das die ebenfalls so sehr gesuchten „Havannahs" liefert, jemals erreichen wird. Die Cultur des Tabaks geschieht auf Java theils unter Aufsicht und auf Rechnung der Regierung, theils wird sie von Privatpersonen betrieben. Da der Javane, sowie alle Bewohner des indischen Archipels, an den Gebrauch des Siriblattes als Kaumittel gewöhnt ist, so nimmt er nur selten von den Europäern die jedenfalls nutzlose Gewohnheit des Tabakrauchens an. Dennoch ist die Consumtion von Tabak in Form von Cigarren auf Java auch bei den Inländern nicht unbeträchtlich, während der Europäer, wenigstens der einigermaßen begüterte, sich der Manilla-Cigarren bedient, deren narkotische Dämpfe ihn in einen behaglichen halbschlafenden Zustand versetzen, und nicht wenig dazu beitragen ihn in seiner durch das Tropenklima erworbenen Indolenz zu erhalten. Der durch Vermittlung der Regierung auf Java gebaute Tabak, welcher meistens für den europäischen Markt bestimmt ist, betrug im Jahr 1853, 25,229 Pikols.

Noch wollen wir einer bekannten und emsigen Culturpflanze, welche besonders auf Sumatra in großen Quantitäten gepflanzt wird, nämlich des Pfeffers (Piper nigrum), Erwähnung machen. Die ausgedehntesten Pfefferpflanzungen befanden sich im nordöstlichen Theile Sumatra's von Barosi bis zum Sinkel und dem freien Reiche Atschin, westwärts auch dieser Theil Sumatra's die Pfefferküste genannt wird. Nach dem Vertrag von 1824, welchen Niederland mit England abschloß, soll der Handel mit Pfeffer in diesen Gegenden allen Nationen frei stehen, westwärts denn auch nicht bloß niederländische, sondern die Schiffe mehrerer seefahrenden Nationen dahin segeln um Ladungen Pfeffer einzunehmen. Für Rechnung der Regierung wurden im Jahr 1853 130,000 Pfund Pfeffer durch etwa 1½ Millionen Pflanzen gewonnen. Die Kosten welche die Regierung auf den Pikol Pfeffer verwenden muß, betragen 6½ fl., die Einnahme in Holland für dieselbe Quantität beträgt 18½ Gulden.

Unter den versuchsweise auf Java cultivirten Pflanzen ist die bei den Europäern ihres Wohlgeruches wegen so beliebte Vanille (Vanilla planifolia). Dieses zu den Orchideen gehörende Rankgewächs wurde schon vor 1825 von Westindien, seinem heimathlichen Boden, nach Java gebracht, wo es zwar vegetirte, aber keine Früchte trug, indem das in Westindien die Befruchtung vermittelnde Insect fehlte. Erst nachdem durch den Hortulanus Labsman das künstliche Befruchtungssystem des Prof. Morrien eingeführt wurde, erzielte man auch auf Java von der Vanille Früchte. So daß es zu erwarten steht daß auch die Vanille in Zukunft einen nicht unbedeutenden Handelsartikel liefern wird.

Digitized by Google

Das Budget für Ostindien. Obgleich die Länder des indischen Archipels als Provinzen von Niederland betrachtet werden, so bleibt das Budget für das Mutterland doch getrennt von jenem der Colonien, sowie die Schulden des ersteren nicht von den Colonien getragen werden. Dafür gibt es eigene coloniale Schulden, welche besonders im Anfang dieses Jahrhunderts zur Zeit der englischen Herrschaft gemacht wurden. Das Budget von Ostindien wird in zwei Abtheilungen geführt, wovon die eine die Aufschrift führt: Einnahmen und Ausgaben von Niederländisch-Indien in Indien, und die andere Einnahmen und Ausgaben von Niederländisch-Indien in Niederland. Da nämlich, wie wir oben gesehen, ein großer Theil der Producte von Indien und besonders von Java nach Niederland durch die Handelsgesellschaft geführt wird,, der Erlös für die colonialen Producte aber der Colonie zu gute kommt, so entstehen zweierlei Jahresrechnungen, wovon die erste, die Einnahmen und Ausgaben, in der Colonie selbst gewöhnlich mit einem bedeutenden Passivrest schließt, der aus den Einnahmen im Mutterlande für die colonialen Waaren gedeckt wird.

Das Colonialbudget von 1853 verrechnet eine Summe von 55,398,532 fl.

Unter den Einnahmen betragen die Verpachtungen 8,689,856 fl.

Manche Abgaben in Indien werden nämlich nicht durch Regierungsbeamte eingefordert, sondern es sind dieselben Privatpersonen, gewöhnlich Chinesen überlassen, welche die vom Gesetz vorgeschriebenen Abgaben in Empfang nehmen, der Regierung aber eine bestimmte Summe entrichten. Von obengenannter, aus den Verpachtungen fließender Summe kömmt der bei weitem größte Theil, nämlich 6,872.000 fl., auf die Verpachtung der Opiumsteuer. [1] Von den nicht verpachteten Abgaben verschiedener Art, wovon die Zölle auf verschiedene Waaren die Hauptsumme ausmachen, fließt der Colonie die Summe von 8½ Mill. zu. Die Steuern der Privatländereien, welche zum Anbau von Colonialwaaren benützt werden, betragen 10½ Mill. Unter der Rubrik „Handel" ist eine Summe von 7,237.000 fl. als Einnahme aufgebracht, welche der Colonie von dem directen Verkaufe von Landesproducten zufließt. Darunter bildet der Verkauf von Kochsalz, das man aus dem Seewasser durch Austrocknen gewinnt, die Hauptsumme, nämlich 5,160,900 fl., während der directe Verkauf des Kaffees nur 1,211,692 fl. ausmacht. Das Total der Einnahmen betrug im Jahr 1853 . . . . . 42,515,021 fl.

Die Ausgaben in demselben Jahre aber

betrugen . .	53.934,405 „
Deficit . .	11,419,384 fl.,

welches Deficit von etwa 11½ Millionen durch den Verkauf der Producte in Niederland reichlich gedeckt wird. Unter den Ausgaben figurirt zuerst eine Summe von 543,800 fl. für die colonialle Regierung. Der General-Gouverneur bezieht nämlich einen Gehalt von 170,000, der ihm beigegebene Rath von Indien erhält zusammen 152,200, sowie für das Secretariat 162,000 und die Reisekosten der hohen Herren 60,000 gerechnet werden. Das Justizdepartement verschlingt die Summe von 6,180,000, für Künste und Wissenschaften werden 220,000 verwendet, für das Schulwesen der christlichen und mohammedanischen Schulen 2,300,000. Unter der Rubrik „Landbau" kommt unter den Ausgaben eine Summe von nicht weniger als 23 Mill. vor, welche sämmtlich den Landbauern für den Ertrag ihrer Felder verabfolgt wurden, und die oben bei den einzelnen Culturpflanzen in ihrem Detail größtentheils angeführt worden sind. Für Kaffee wurde über 9 Millionen, für Zucker ungefähr ebenso viel, für Thee etwa eine Million ausgegeben. Diese Summen werden der Colonie reichlich durch den Verkauf der Producte in Holland ersetzt. Für das Kriegsdepartement, welches die Unterhaltung der Armee, der Landwehr und der Festungen zu besorgen hat, wurden nahezu 10 Mill. verausgabt. Eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Summe wird für die Hofhaltung der javanischen Fürsten, sowie für entthronte Häuptlinge, nämlich beinahe 2 Mill., verwendet. Außerdem kommt noch ein Posten von 115,000 fl. für inländische Staatsgefangene vor. Während daher der General-Gouverneur, wie oben erwähnt, für sein Haus nur eine mäßige Summe in Anspruch nimmt, wird für den Hof der beiden „Kaiser" von Solo und Djokjokarta ein ungleich größerer Aufwand bewilligt. Bemerkenswerth sind noch folgende Posten: für Wohlthätigkeitsanstalten und Pensionen für Unbemittelte wird die Summe von 959,608 fl. in Rechnung gebracht; für den Civil- und Militär-Wittwen- und Waisenfonds die Summe von 390,000 und 164,000 fl., abgesehen von einem Posten von 337,000 fl., welcher als Beitrag zu dem in Niederland zu demselben Zweck bestehenden Fonds von der Colonie entrichtet wird.

Seine Ergänzung und Erklärung findet das Jahresbudget der ostindischen Colonien in den Abrechnungen derselben mit dem Mutterlande. Aus diesen wichtigen Actenstücken ergibt sich der Ertrag der ostindischen Besitzungen an mehreren Producten aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, insoweit die Regierung selbst die Gewinnung und Veräußerung derselben übernacht. Die Abrechnung der ostindischen Colonie mit dem Mutterlande vom Jahr 1853 behandelt eine Summe von 46,608,607 fl., welche fast gänzlich, nämlich 45,867,131 fl., den nach Niederland geführten Producte der Colonie zu gute kommen. Es wurde nämlich im genannten Jahre in Holland verkauft:

Kaffee . . .	946,167⅔ Pikol zu	28.95 fl.	27,397,654 fl.
Zucker . . .	825.728⅓ „	11.47 „	9,472,531 „
Indigo . . .	4534½ „	473.16 „	2,145,550 „
Muscatnüsse .	1894⅙ „	203.70 „	366,009 „
Fulie (Blüthen)	1031⅙ „	194.39 „	200,588 „
Gewürznelken .	1824⅙ „	37.59 „	68,580 „
Zimmet . .	1452⅔ „	71.43 „	103,760 „
Zimmetöl .	1⅙ „	21.48 „	2505 „
Muscatöle .	28⅙ „	75.17 „	2179 „
Cochenille . .	3833¼ „	289 „	110,540 „
Thee . . .	6629⅙ „	71.05 „	471,036 „
Sago . . .	40 „	2.11 „	85 „
Sagomehl . .	48⅓ „	4.25 „	205 „
Pfeffer . . .	6579⅙ „	18.92 „	124,445 „
Jambee . .	1 „	2.08 „	208 „
Zinn in Holl. verk.	62.569½ „	78.07 „	4,886,906 „
„ in China verk.	8846⅔ „	55.88 „	494,350 „
			45,867,131 fl.

[1] Wie in ihrem Vaterlande sind die Chinesen auch auf dem indischen Archipel der verderblichen Sitte des Opiumrauchens ergeben. Es werden zum Opiumrauchen Pfeifen gebraucht die unsern Tabakspfeifen ähnlich sind, aber weit kleinere Behälter zum Einschmoren der zu verrauchenden Substanz haben. Mancher zieht so lange den narkotischen Rauch in die Lunge, bis durch das Blut des Gehirn narkotisirt ist und der Raucher bewußtlos wird. Der hierauf folgende schlafähnliche Zustand dauert 3—8 Stunden, worauf noch Mattigkeit zurückbleibt. Leidenschaftliche Opiumraucher verfallen gelegt in eine Gedankenarbeit die sich durch Blödsinn und ungeheure Indolenz, welche sogar den Trieb zur Selbsterhaltung fast schwächt, zu erkennen gibt. Im günstigern Falle leiden die alten Opiumraucher an Brustbeschleimung die endlich durch Lungenlähmung den Tod herbeiführt. Von den Chinesen ist das Opiumrauchen auch auf die Malayen und Javanen übergegangen. Indessen sind es doch nur die reichern Javanen, welche diesem Laster huldigen. Die colonialle Regierung beschäftigt die Einfuhr des Opiums mit äußerst hohem Zoll, und verbietet den Anbau des Mohns strenge. Dennoch ist die Consumtion dieses Giftes, wie die eingehenden Zölle bewesen, sehr bedeutend.

Digitized by Google

Daß durch obige Angaben nur ein Theil, und zwar keineswegs der größere, der in den Handel kommenden Erzeugnisse des indischen Archipels aufgezählt ist, wird sich ergeben wenn wir später die Zahl der ankommenden und abgehenden Schiffe und deren Fracht zusammenstellen, wie aus den officiellen Berichten zu entnehmen ist.

Von den der Colonie durch das Mutterland eingehändigten 46¾ Mill. werden 15¾ Mill. zur Deckung der Mehrausgaben des vorausgegangenen Jahres verwendet. Ferner wurden 10,200,000 für Zinsen der colonialen Schulden verausgabt, sowie 3 Mill. dem Mutterlande für gelieferte Kriegs- und Schiffsmaterialien zu gute kamen. Außer mehreren kleinern Posten kommt als Ausgabe auch die Summe von etwa ½ Mill. zur Deckung des Defizits der Colonien Surinam, Curaçao und der Küste von Guinea, welche ebenfalls den ostindischen Besitzungen zur Last fallen. Endlich wird die Summe von 9½ Mill. aufgeführt zur Herstellung eines gehörigen Münzwesens in Niederländisch-Indien. Bis vor wenigen Jahren war es nämlich mit dem Münzwesen im indischen Archipel und namentlich auf Java schlecht bestellt. Das Silber ist zur Seltenheit geworden, und es kursirten theils Banknoten der Javabank, die aber dem Produzenten das Aequivalent Silbergeld keineswegs verabfolgte, theils Kupfergeld, mit welchem man selbst große Summen zur großen Unbequemlichkeit des Handels ausbezahlte. Als Ursachen dieses Uebelstandes müssen verschiedene Umstände angesprochen werden. Fürs erste hat in frühern Jahren die Handelsgesellschaft die nach Niederland geführten Produkte großentheils mit geprägtem oder ungeprägtem Kupfer bezahlt. Außerdem waren es die repatriirenden europäischen Beamten, Kaufleute und Militärpersonen sowohl, als auch ganz besonders die Chinesen, welche das baare Silber aus den Colonien ausführten. Die im ganzen Archipel verbreiteten Chinesen betreiben schon seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit sich im Auslande Schätze zu sammeln, um sie dann in ihrem Vaterlande mit Muße zu genießen. Die Regierung hat es in neuester Zeit versucht durch möglichste Verbinderung der Silberausfuhr einerseits und durch Prägung von Silbermünzen, die jedoch den Nominalwerth nicht besitzen, um die Verlockung zu ihrer Ausfuhr zu verhindern, das Münzwesen in Indien auf einen geregelten und dem Handel bequemen Fuß zu setzen.

Auch im Jahr 1851 wurden 3½ Mill. zu demselben Zweck verwendet. Das Budget von 1853 schließt bei all diesen Ausgaben noch mit einem Activrest von 4¾ Millionen

Miscellen.

Ueber die Sprache der Tuarek. Die Identität der Tuarek- und der Berbersprache ist jetzt eine ausgemachte Thatsache, die nicht den geringsten Zweifel mehr übrig läßt. „Capitän Hanoteau (sagt Oberstlieutenant de Neveu in einem im Bulletin de la Société de Géographie abgedruckten Schreiben an Hrn. Jomard), einer meiner Adjuncten im politischen Bureau zu Algier, hat so eben eine sehr beachtenswerthe Arbeit über die Berber- oder Kabylen-Sprache vollendet (das Wort Berber ist indeß das allgemeinere). Diese Arbeit, die sich gegenwärtig im Kriegsministerium befindet, ist eine Grammatik welche die Arbeiten von Venture de Paradis, Hodgson und Newman weit hinter sich läßt. Die Kenntniß welche Hr. Hanoteau durch langes Studium der Berbersprache erlangt hatte, gab ihm alle Mittel an die Hand diese Sprache mit der der Tuarek zu vergleichen, und verschaffte ihm die vollste Ueberzeugung daß diese beiden Mundarten einem und demselben Stamm angehörten. Sie besitzen eine bedeutende Anzahl gleicher Wörter; die Conjugationen sind ganz dieselben; die Personen-Pronamen (prénoms personnels) bieten nicht die geringste Schwierigkeit. Schon dieß genügt um sich eine begründete Ueberzeugung zu bilden."

•

Die oſtafrikaniſche Expedition. Nach der neuesten indischen Post hatte Lieutenant Burton auf dem „Elphinstone" Bombay am 1 Dezember vorigen Jahres verlassen. In seiner Begleitung befindet sich Lieutenant Speke, der bereits an dem verunglückten Unternehmen im Somaliland theilnahm. Beide Entdecker begaben sich vorerst nach Aden, wo sie sich mit einem dritten Begleiter, Dr. Steinhauser, vereinigen werden. Die Reisenden gehen dann nach Zanzibar. Vorläufig ist den Officieren ein Urlaub von zwei Jahren zur Ausführung ihrer Absichten verstattet worden.

•

Ein Journal der Mormonen. Dieses in englischer und französischer Sprache erscheinende Wochenblatt gibt als Organ der Heiligen am Salzsee das Glaubensbekenntniß der Partei, und läßt sich in den editoriellen Spalten auf eine nähere Besprechung derjenigen sozialen Zustände ein aus welchen die civilisirte Menschheit ein Vorurtheil gegen die Mormonen eingelogen. Vielweiberei findet einen originellen, wenn auch nicht kräftigen, Vertheidiger in dem Redacteur des „Mormonen". Wir sind, sagt ein amerikanisches Blatt, bisher so mit Blindheit geschlagen gewesen anzunehmen daß die Polygamie in dem Beispiel der biblischen Patriarchen keine Entschuldigung finde, oder den rein materiellen Zweck der raschen Bevölkerung des Utah-Gebietes habe; doch der Mormone lehrt und daß sie nur ein Präventiv gegen die Unzucht sey, und als solches in den guten Folgen, die sie herbeiführe, gerechtfertigt stehe. Auffallend ist es, entgegen ein anderes amerikanisches Blatt, daß bei diesem Raisonnement dem Redacteur des „Mormonen" sich nicht die Frage aufdrängt ob nicht vielleicht das eheliche Zusammenleben eines Mannes mit einem Dutzend Weiber als Unzucht bezeichnet werden könne. Durch sein Stillschweigen über diesen Punkt gelangen wir zu der Ueberzeugung daß er eine Unterscheidslinie zwischen gesetzlicher und ungesetzlicher Unzucht zieht, und diese immer für gesetzlich erklärt wenn das Weib die Befriedigung der fleischlichen Gelüste dem Manne nicht für Geld oder Geldeswerth zugesteht. Den Schluß des Artikels über Vielweiberei bildet eine Abhandlung über die Frage: ob ungesetzliche Unzucht wirklich existirt, und nachdem der Verfasser die Beispiele gewisser Stadtviertel von Hamburg, Berlin und London hervorgehoben, stellt er endlich die letzte und höchst naive Frage: „Wo kommen denn eigentlich die Mulatten her?"

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. L. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. 23 Januar 1857.

Ein Sagenkreis der nordamerikanischen Indianer.

Der nächste große literarische Erfolg der in den Vereinigten Staaten nach Mrs. Beecher Stowe's Negerroman erworben wurde, fiel dem Gedichte Longfellows „Hiawatha" zu. Die Verbreitung des Buches soll jetzt über 100,000 Exemplare erreicht haben. Schiffe wurden nach dem rothhäutigen Propheten getauft, und ein Theil des weiblichen Populationszuwachses jenseits der Wasser empfieng den Namen Minnehaha (lachend Wasser). Wir besitzen jetzt auch eine treffliche deutsche Uebersetzung von einem unsrer größten Meister, nämlich von Ferdinand Freiligrath. [1] Longfellow hat sich jedenfalls das Verdienst erworben die poetischen Schönheiten des

[1] Der Sang von Hiawatha von Henry Wadsworth Longfellow, Stuttgart und Augsburg 1857. Damit sich der Leser über den Werth dieser Uebersetzung ein eigenes Urtheil zu bilden vermag, lassen wir beide Texte hier vergleichen. Es ist ein Abschnitt aus dem dritten Gesang und handelt von den Ammenmärchen, welche die Großmutter Nokomis dem kleinen Hiawatha erzählt. Wie wir schon bei Besprechung des Gedichtes (Ausland 1856. S. 145) erwähnten, ist gerade dieses Bruchstück das zarteste und gelungenste im ganzen Epos.

Many things Nokomis taught him
Of the stars that shine in heaven;
Showed him Ishkoodah, the comet,
Ishkoodah, with fiery tresses;
Showed the Death-Dance of the spirits,
Warriors with their plumes and war-clubs,
Flaring far away to northward
In the frosty nights of Winter;
Showed the broad, white road in heaven,
Pathway of the ghosts, the shadows,
Running straight across the heavens,
Crowded with the ghosts, the shadows.
At the door on summer avenings
Sat the little Hiawatha;
Heard the whispering of the pine-trees,
Heard the lapping of the water,
Sounds of music, words of wonder;
„Minne-wawa!" said the pine-trees,
„Mudway-aushka!" said the water,
Saw the fire-fly, Wah-wah-taysee,
Flitting through the dusk of evening,
With the twinkle of its candle
Lighting up the brakes and bushes,
And he sang the song of children,
Sang the song Nokomis taught him:
„Wah-wah-taysee, little fire-fly,
Little, flitting, white-fire insect,
Little, dancing, white-fire creature,
Light me with your little candle,
Ere upon my bed I lay me,
Ere in sleep I close my eyelids!"

Saw the moon rise from the water,
Rippling, rounding from the water,

Mancherlei lehrt' ihn Nokomis,
Von den Sternen, hoch am Himmel;
Wies ihm Ishkoodah, den Bartstern,
Ishkoodah, mit glühnden Locken;
Wies den Todtentanz der Geister —
Krieger sie mit Keul' und Federn,
Nordwärts flackernd weit von dannen
In des Winters frost'gen Nächten;
Wies den weißen Weg am Himmel,
Ihn den breiten Pfad der Schatten,
Mitten durch den Himmel laufend,
Voll von Geistern, voll von Schatten.
An der Thür am Sommerabend
Saß der kleine Hiawatha;
Hörte leis die Tanne flüstern,
Hörte leis das Wasser branden,
Wunderbare Tön' und Worte;
„Minne-wawa!" sprach die Tanne,
„Mudway-aushka!" sprach das Wasser.
Sah er auch die Feuerfliege,
Wah-wah-taysee, sah sie schwirren
Durch des Abends graue Dämmerung,
Mit dem Blinken ihres Lichtchens
Busch und Dorngestrüpp erhellend.
Und er sang das Kinderliedchen,
Sang, was ihn Nokomis lehrte:
„Wah-wah-taysee, kleine Fliege,
Feuerfliege, Weißlichtfliege,
Tänzerchen mein kleines, weißes,
Leuchte mir mit deinem Lichtchen,
Eh' ich auf mein Bett mich lege,
Eh' im Schlaf mein Aug' ich schließe!"
Sah er auch den Mond sich heben
Aus dem Wasser, rund und zitternd.

Digitized by Google

indianischen Sagenkreises populär gemacht zu haben, denn sein Gedicht hält sich ziemlich treu an die Sage, nur daß er einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stücken und eine fortlaufende Erzählung schuf. Für manchen Gebildeten möchte die Beobachtung neu seyn daß die sogenannten Wilden einen Sagenkreis besitzen sollten, der bisweilen einen innern Werth erreicht, wie die großartigsten Mythen der Culturvölker. Allein wenn wir näher umschauen, so gewahren wir bei sämmtlichen amerikanischen Völkern einen Sagenschatz. Die Bewohner der Antillen, die wir uns gewöhnlich so nackt und ärmlich vorstellen, besaßen gewiß ihre großen Sagen, wenn auch leider nur schlecht verstandene Fragmente auf uns gekommen sind. Die Nahuatl-Völker hatten neben ihrem stark bevölkerten Olymp die große Cultursage des Gottes Quetzalcoatl, die Chibcha's am Magdalenenstrom ihren Mythus von dem „Götterboten" und manche zarte Elfengeschichte (s. Ausl. 1855 S. 877). Vergleichsweise ärmlich scheint das Volk der Peruaner gewesen zu seyn, wenigstens fehlt es uns bis jetzt noch an Aufzeichnungen der vorigen Sagen. Allein die älteste Geschichte ihrer Incas gehört schon in das Reich des Mythus, und da die Peruaner, oder genauer die Völker der Quichua-Sprache, bis jetzt unter den amerikanischen Nationen die einzigen sind welche im Drama sich versucht haben, [1] so müssen wir bei so hoher poetischer Anregung vermuthen daß eben nur ein kleiner oder der kleinste Theil der incaperuanischen Volkssagen auf uns gekommen sey. Solche Schätze würden auch sicherlich bei den freien und tapfern Araucanern zu heben seyn, deren Gebiet aber bei dem verschlossenen und mißtrauischen Wesen dieser heroischen Stämme so selten für Europäer zugänglich wird. Gehen wir weiter westlich, so finden wir überall eigene Mythen und Sagen. Den Südsee-Insulanern war zwar der Tabudienst gemeinsam, allein welche außerordentliche Verschiedenheit findet sich wieder zwischen den religiösen Sagen der Kanaken (Sandwich-Insulaner), der sinnlich heitern Tahitier und der ernsten rauhen Neuseeländer! So webt überall die Phantasie ihr buntes Kleid, uns aber öffnet sich die Pforte zu der geheimnißvollen Werkstätte des geistigen Ichs einer Nation, wenn wir ihre Sagen aufmerksam betrachten und vergleichen. Das Interesse, welches Longfellows Hiawatha erregte, wurde daher glücklich von Schoolcraft benutzt, um die Sagen der nordamerikanischen Stämme herauszugeben. [2] Ein Märchen oder eine Volkssage weder zu erzählen, dazu gehört ein außerordentlicher dichterischer Genius, das tiefste Verständniß der Sprache, Kindlichkeit des Gemüthes, Liebe zum und Achtung vor dem köstlichen Kleinod, welches seine Fassung erhalten soll. Wir Deutschen wissen das am besten, da wir die Grimm'sche Sammlung besitzen. Ob sich bei der Fremdartigkeit der amerikanischen Sprachen überhaupt die Mythen recht treffend übersetzen lassen, darf man bezweifeln. Hr Schoolcraft hat wenigstens nicht die richtige Tonart gefunden. Er redet nicht die Sprache wie sie aus der Welt des Wunders fremdartig und doch wieder bekannt in unser Ohr dringt und uns leise überschauert wie eine Mendelssohn'sche Elfenmusik. Selbst in der trockenen Uebersetzung aber ist der Sagenkreis der rothen Jägervölker noch im höchsten Grade anziehend, und wir wagen zu behaupten, daß z. B. das Märchen von den „zwölf Schwestern" so zart und lieblich sey wie nur immer die Glanzstücke unseres deutschen Sagenschatzes.

Eine nähere Bekanntschaft mit der Hiawatha-Sage wird uns zeigen, mit welcher dichterischen Freiheit Longfellow den vorhandenen Stoff gestaltet hat. Der Mythus gehört den Irokesen an. In ihrer Sprache heißt der unsichtbare Stoff, den wir Seele nennen Ochichaug. [3] Diese Seele hat aber eine Art Doppelgänger, einen Geist in der gespensterhaften Bedeutung dieses Ausdrucks. Dieses zweite Wesen nennen sie Jeebi. Die Personification des Todes heißt bei ihnen Pauguk, ein grauenhaftes, blut-, muskel- und athemloses Wesen, dessen Erscheinen dem Unglücklichen sein nahes Ende ankündigt. Pauguk ist ein Jäger mit Bogen, Pfeilen und Schlachtkeule bewaffnet. Nach einigen Ueberlieferungen besitzt er eine durchsichtige Haut, und statt der Augen Feuerkugeln. Nie spricht er ein Wort, und ungleich andern Jeebis vermag er nie in lebendige Wesen zu schlüpfen. Er besitzt nicht die Kraft wie die Monedoes oder bösen Geister sich zu verwandeln, niemals verbirgt er sich hinter Truggestalten, und versucht zu scheinen was er nicht ist. Manabozho (Hiawatha) allein besaß die Gabe ihn unversehrt beschwören zu können. Deßhalb ruft er ihn auch in dem Gedichte

---

Saw the flecks and shadows on it,
Whispered, „What is that, Nokomis?"
And the good Nokomis answered:
„Once a warrior, very angry,
Seized his grandmother, and threw her
Up into the sky at midnight;
Right against the moon he threw her;
'T is her body that you see there."

Saw the rainbow in the heaven,
In the eastern sky, the rainbow,
Whispered, „What is that, Nokomis?"
And the good Nokomis answered:
„'T is the heaven of flowers you see there;
All the wild-flowers of the forest,
All the lilies of the prairie,
When on earth they fade and perish,
Blossom in that heaven above us."

Sah die Flecken drauf und Schatten,
Hauchte: „Was ist das, Nokomis?"
Und Nokomis sprach, die Gute:
„Nahm ein Krieger einst, sehr zornig,
Nahm er seine Aeltermutter,
Warf sie auf bei Nacht zum Himmel,
Warf sie grade in das Mondrund,
'S ist ihr Leib, was du erblickst dort!"

Sah er auch den Regenbogen,
Ostenwärts, den Regenbogen,
Hauchte: „Was ist das, Nokomis?"
Und Nokomis sprach, die Gute:
„Dieses ist der Blumenhimmel;
Alle Blumen eings im Forste,
Alle Lilien auf der Steppe,
Wenn sie welkten auf der Erde,
Blühn in jenem Himmel ob uns!"

---

[1] Bekanntlich wurde ein solches Drama in der Quichua-Sprache im Original von Herrn Moriz Rugendas nach Europa gebracht und von Herrn Tschudi herausgegeben.

[2] The Myth of Hiawatha and other Oral Legends of the North American Indians by Henry R. Schoolcraft Philadelphia 1856.

[3] Die Namen sind sämmtlich englisch auszusprechen. Auch Freiligrath hat sich an die englische Orthographie gehalten und Recht daran gethan.

Digitized by Google

zu Hülfe gegen den schädlichen Pau-Puk-Keewiß, einen Jeebi, der ihm beständig durch Einschlüpfen in Thiergestalten entgangen war. Yougut erreicht den Schlimmen, der sich mitten in den Fesseln eingeschlossen hat, mit allen Effecten des wahren Todes, Manabozho oder Hiawatha, der große Hase [1] oder Manito (denn dieß ist der geheime Sinn des Namens) hatte erst den Fürsten der Schlangen verklagt, er hatte die Fluth überlebt welche die große Schlange erregte, er hatte die geheimnißvolle Perle oder „Seemuschelleder" überwunden, und Mühsemeidwo, den großen Bären, erlegt. Allein mehr als diese Thaten kostete es ihm Mühe, den ewig entschlüpfenden, unerfaßbaren Pau-Puk-Keewiß zu vertilgen. Daß er es konnte, daß er den Tod selbst bis in das Reich der Jeebis zu senden vermochte, beweist deutlich daß im Sinne der Indianer Hiawatha oder Manabozho eine Gottheit gewesen seyn muß. Nach den Erzählungen der Irokesen wurde nämlich Tarentswagon vom „Herrn des Lebens" oder vom „Beherrscher des Himmels" auf die Erde gesendet, um sie für das Menschengeschlecht bewohnbar zu machen und die Völker die wichtigsten Geheimnisse der Cultur zu lehren: Tiefer Götterbote erschien den Menschen in Hiawatha's Gestalt, als Fischersmann, Krieger, Hülfesuchender und Bettler. Er ließ sich nieder und nahm ein Weib. In seinem magischen Canoe auf- und abfahrend, erlegte er die vorweltlichen Ungethüme und reinigte die Welt von den Plagen und bösen Geistern, die sich den neuen Zuständen widersetzten. Er wurde als ein großer Weiser verehrt, und seinen Rathschlägen dankten die Irokesen, daß sie sich einfallender Feinde erwehren konnten. Er gab den zerstreuten Stämmen den Zauber der Unverletzlichkeit durch eine politische Institution, durch den Reichstag der Nation, der bei Onandaga errichtet und wo das große Berathungsfeuer angezündet wurde. Die versammelten Stämme wählten sich dort ein Oberhaupt unter dem Titel Atatarho, und nach der sagenhaften Geschichte der Rothhäute sollten vor der columbischen Entdeckung Amerika's dreizehn solcher Magistrate gezählt worden seyn. Als Hiawatha das Ende seiner Laufbahn nahen fühlte, erschien er in seinem Zauberkahn in Begleitung seiner Lieblingstochter auf dem Reichstag. Er landete an den Gestaden des Onondaga-Sees, und schritt nach dem Versammlungsort zu. Da wurde ein weißer Punkt am Himmel sichtbar, ein Sendling vom Himmel an Hiawatha. Größer wurde er und immer größer, ein weißer Vogel, der Vogel des Himmels, und mit solcher Blitzesgewalt schlug er nieder, daß er Hiawatha's Tochter in die Tiefe der Erde riß und sie vollständig vernichtete. Der Vogel selbst zerstörte sich im Zerstören. Nichts blieb übrig als umhergestreute weiße Federn, so rein wie silbernes Gewölk, welche die Krieger eifrig auflasen und noch bis auf den heutigen Tag als Erkennungszeichen der Tapferkeit tragen. Da dem Propheten das Liebste auf Erden genommen war, fühlte er die Bande zerrissen, die ihn an den menschlichen Wandel knüpften. Der große Geist, sprach er zu sich selbst, will mich vielleicht lehren daß meine Sendung zur Neige gehe und ich zu ihm zurückkehren müsse. Er bestieg seinen Zauberkahn und begann seine Himmelfahrt. Süße Musik ertönte bei seinem Aufsteigen und war noch hörbar als er längst dem menschlichen Gesichtskreis sich entzogen hatte.

[1] Ueber die mythologische Bedeutung des großen Hasen s. Müllers amerikanische Urreligionen S. 105. 122. 126.

Dieß ist die große Sage welche Longfellow so geschickt benutzt hat. Leider um den sentimentalen Geschmack des Zeitalters zu befriedigen, wurde die Liebesgeschichte mit der Minnehaha oder dem lachenden Wasser eingeflochten. Es fehlt den rothen Indianern durchaus nicht die romantische Ader, und sie kennen auch den Dienst für zarte Frauen, allein doch nicht in der Art, wie Longfellow uns die Verhältnisse wieder gegeben hat, wo dem rothen Götterboten moderne Yankeesentimentalität inflitrirt wird. Wir wollen daher eine ächte Liebesgeschichte der Odjibwas nacherzählen, die Schoolcraft unter dem Titel gibt:

Chileeli, der rothe Geliebte.

Vor vielen Jahren lebte an den Ufern des großen See's ein Krieger der hieß Wawanosh. Wawanosh war das Haupt eines alten Geschlechtes seines Stammes, bei dem die Häuptlingswürde ohne Unterbrechung fortgeerbt hatte. Wawanosh besaß alle heldenhaften Eigenschaften um die Ansprüche seiner edlen Geburt durchsetzen zu können, er wurde Häuptling und seine Stimme entschied in der Versammlung. Das Wunder, wenn Wawanosh von Hochmuth schwoll und diesen Hochmuth sollte sein einziges Kind empfinden, ein Mädchen von gefeierten Reizen und just so alt daß sie achtzehnmal die Knospen an den Zweigen hatte aufspringen sehen. Um diesen Besitz bewarb sich ein junger Krieger von ärmlicher Herkunft, der nichts besaß um sein Begehren zu rechtfertigen, als Liebe und männlichen Sinn. Ein solche Verbindung konnte den Vater nicht befriedigen und er ließ den Bewerber hart an. „Hast du nicht gehört daß meine Ahnen von Sonnenaufgang hergezogen sind mit den Wahrzeichen der Häuptlingswürde? Wessen, junger Mann, vermagst du dich zu rühmen? Wo hast du in der Männerschlacht gegen den Feind gestanden? Wo ist die Siegesbeute die du heimgebracht? Geh und schlag dir aus dem Sinn daß mein zitterliches Blut sich mit dem Stockfischblut von Fischerleuten mischen sollte!" Eingeschüchtert zog der Liebhaber ab, aber er sann darauf eine That zu vollbringen, die ihn würdig scheinen ließe für die Tochter Wawanosh's, und sollte er darüber unkommen. Er sammelte seine Altersgenossen um sich, sie legten die Kriegsmalerei an, schmückten sich mit Federn und zogen nach dem Platze wo der Kriegstanz gehalten wird. Ehe aber der gekränkte Liebende auf den Kriegspfad sich begab, hatte er eine heimliche Zusammenkunft mit Wawanosh's Tochter. Er schwur ihr nur als großer Krieger zurückzukehren, gestand ihr aber daß seine Träume Unheil verkündeten. Beim Abschied erneute das Paar das Gelöbniß unvergänglicher Treue und trennte sich zum Nimmerwiedersehen. Die schöne Magd erfuhr die Todesbotschaft durch einen heimkehrenden Krieger. Nach unerhörten Thaten der Tapferkeit war der Treue gefallen, die Brust von einem feindlichen Pfeile gespalten. Von diesem Augenblick schwand die Tochter Wawanosh's dahin. Thränen waren ihre Luft, Klagen ihre Begierden und Trostworte nur Qual. Sie stahl sich an stille Orte hinweg unter den Schatten eines Baumes und sang ihre Klagelieder, stunden- und stundenlang! Dieß geschah um die Zeit wo sich ein kleiner Vogel von strahlendem Gefieder auf dem Baum niedergelassen hatte, unter dem sie trauerte. Der seltsame Gast wurde Chileeli genannt wegen seiner süßen kunstlosen melodischen Töne, welche Theilnahme an dem Wehelaute ihres Gesanges verriethen. Der Vogel war ein Fremdling, den niemand zuvor gesehen. Jeden Tag kam

Digitized by Google

er und ſchlug bis zur ſinkenden Nacht. Wenn er ſich vom Wipfel hinweg ſchwang, da ſtrahlte ſein Gefieder wie Regenbogenglanz. Die Trauernde glaubte zu erraten es ſey der Geiſt ihres Geliebten, und oft und öfter wiederholte ſie ihre Beſuche an dem ſtillen Ort. Als nun der Tod ſie ſtreckte, da brachte er nicht Pein und Trübſal, ſondern erſchien wie der Herold der Glückſeligkeit. Nach ihrem Verſcheiden ward auch der fremde Vogel nicht mehr geſehen, und man hielt feſtdem feſt an dem Glauben, daß der geheimnißvolle gefiederte Gaſt mit ihrer Seele davon geflogen ſey.

•

Das hübſcheſte Märchen in der Sammlung gehört den Schawnee's und wird von Schoolcraft überſetzt unter dem Titel:

Die Sternenfamilie oder die himmliſchen Schweſtern.

Waupee, der weiße Häher, wohnte abſeits und war der berühmteſte Jäger ſeines Stammes. In die tiefſte Finſternis des Dickichts drang er ein, und es gab keine Spur von Geflügel oder Thier, die er nicht verfolgen konnte. Eines Tages gelangte er an eine Stelle ſeines Waldes die er noch nicht geſehen hatte. Der Himmel ſchaute herein durch die Wipfel der Bäume, das Dickicht wurde licht und er gerieth auf eine offene blumige Wieſe. Als er auf dem pfadloſen Grunde weiter gieng, fieng er auf einen Kreis im Raſen, wo die Halme wie durch Fußtritte abgetreten waren. Was ihn dabei überraſchte, war aber nur daß ſich durchaus kein Weg zu dieſem Ringe finden wollte. Nirgends waren Stapfen zu gewahren, nirgends ein zertretenes Blatt, nirgends ein geknickter Halm. Da dachte er bei ſich, er wolle ſich auf die Lauer legen um das Geheimniß des Kreiſes zu erlauſchen. Nicht lange darauf hörte er auch eine leiſe Melodie in der Luft. Er ſchaute in der Richtung aufwärts und ſah einen winzigen Gegenſtand niederſchweben. Anfangs war es nur ein Pünktchen, dann wurde es größer und größer, die Muſik aber zugleich deutlicher und ſüßer. Zuletzt gewahrte er einen Korb, in dem ſaßen zwölf Schweſtern voll Liebreiz und entzückender Geſtalt. Sowie der Korb den Boden berührte, ſprangen ſie heraus und begannen in dem Ring zu tanzen. Sie ſchlugen dabei auf gläuzende Kugeln, wie wir etwa eine Trommel rühren. Waupee genoß aus ſeinem Verſteck das anmuthige Schauſpiel, er bewunderte eine der Schweſtern nach der andern, allein am beſten gefiel ihm doch die Jüngſte. Endlich, überwältigt von Begierde, brach er hervor und ſuchte ſie zu ergreifen. Aber die Schweſtern ſprangen wie Vögel vom Aſte in den Korb und wurden wieder zum Himmel gezogen. Jetzt hatte Waupee das Nachſehen und die Reue über ſeine Zudringlichkeit. „Fort ſind ſie, ſprach er zu ſich, und nimmer werde ich ſie wiederſehen.“ Die Erinnerung ließ ihm keine Ruhe zu Haus. Am nächſten Tage kam er ſchon wieder auf die Prairie, um aber die Schweſtern zu täuſchen, nahm er die Geſtalt einer Bettelratte an. Er brauchte nicht lange zu warten bis der geflochtene Wagen herabſchwebte. Alles geſchah wie am Tage zuvor, nur daß die Schweſtern ihm noch liebreizender vorkamen. Sachte kroch er nach dem Ring, aber kaum gewahrten ihn die Schweſtern, ſo hüpften ſie auch in den Korb. Dießmal hob er ſich nur wenig empor, ſo daß er hören konnte wie die älteſte Schweſter ſprach: „Vielleicht iſt das Thier nur gekommen um uns zu zeigen, wie die Sterblichen den Tanz aufführen.“ — O nein! — rief die Jüngſte, laßt uns ſchnell auffahren. Da begann die Muſik wieder und der Korb verſchwand dem Schmachtenden aus den Augen.

Sorgenvoll kehrte Waupee in ſeiner ächten Geſtalt heim und die Nacht wollte dem Ungeduldigen nimmer endigen. Er ſann über einen neuen Plan für den folgenden Tag, und als er auf der Prairie einen Baumſtumpf und in dem Stumpf ein Mäuſeneſt fand, ſo wählte er dieſe Thiergeſtalt, weil er meinte ein ſo kleines Geſchöpf werde keinen Verdacht erregen. Vorher aber brachte er den Stumpf in die Nähe des Ringes. Der Korb ſchwebte nieder und der Tanz hob an. Da hielt die Jüngſte ſtill und ſprach: „Seht den Stumpf! der lag zuvor nicht dort! und erſchreckt ſprang ſie an den Wagen. Die andern aber lachten, umringten den Stumpf und ſchlugen aus Scherz darauf. Heraus liefen die Mäuſe und Waupee darunter. Alle Thiere erſchlugen die Schweſtern bis auf eine, welche von der jüngſten verfolgt wurde. Schon war ihr Stock geſchwungen, da ſprang Waupee in wirklicher Geſtalt auf und umfaßte ſeine Beute. Hurtig waren die andern Schweſtern im Korb, und auf gen Himmel gieng die Reiſe.

Waupee ſtrengte ſich an um die Zuneigung der Liebſten zu gewinnen. Er wiſchte die Thränen aus ihren Augen, unterhielt ſie mit Jagdabenteuern, beſchrieb ihr mit Gluth alle irdiſche Luſt und brachte ſie ſanft bis zu ſeiner Hütte. Als ſie hineintrat, wollte ſein Herz vor Freude ſpringen, denn er war das glücklichſte Geſchöpf auf Erden. Winter und Sommer zogen ihm haſtig vorüber, und die Summe ſeines Glückes ſteigerte ſich noch durch die Zugabe eines prächtigen Knaben. Die Mutter war die Tochter eines Sternes, und da konnten die irdiſchen Auftritte ſie nicht befeſtigen. Sie ſeufzte nach ihrer Heimath im Firmament, verbarg aber ſorgfältig dieſe Sehnſucht ihrem Gemahl. Heimlich flocht ſie einen Korb, ſammelte allerhand Leckerbiſſen und ſeltenen Kram auf Erden, womit ſie ihren Vater Freude zu machen glaubte, und als Mann er einſt auf der Jagd abweſend war, trug ſie Korb und Kind in den Zauberring, ſtieg ein und ſtimmte ihren Geſang an, worauf ſich der Bogen hob. Der Wind aber trug den Geſang weiter, und der Mann erkannte ſogleich die bekannte Stimme. Er erreichte aber nur die Prairie um die Aufſahrt ſeines Weibes und Kindes zu ſehen. Wohl erhob er ſeine Stimme, aber ohne erhört zu werden, und bald verlor ſich der Korb als Pünktchen in den Lüften. Da ſank ihm das Haupt, und er fühlte tiefes Elend. Wohl beklagte er ſeinen Verluſt einen langen Winter und einen langen Sommer ohne Troſt. Er betrauerte bitter den Verluſt ſeines Weibes, bitterer noch ſeinen Sohn. Mittlerweile hatte jene ihre Heimath auf den Sternen erreicht und unter ſeligen Zerſtreuungen beinahe vergeſſen daß ſie einen Gatten auf Erden verlaſſen hatte. Nur der Sohn erinnerte ſie daran, und je mehr er aufwuchs, deſto ungeduldiger begehrte er in ſein Geburtsland. Da ſprach der Großvater zur Mutter eines Tages: „Geh mein Kind, führ' den Knaben hinab zu ſeinem Vater und frage ihn ob er nicht herauf kommen und bei uns leben wolle. Doch ſag' ihm auch, daß er von allem Gethier und Geflügel ſeiner Jagden ein Stück mit in den Himmel bringe.“ Waupee vernahm die Botſchaft des Sternes, und ohne Raſt Tag und Nacht ſpürte er den ſchönſten Thieren und Vögeln nach, von jedem behielt er aber nur einen Flügel, eine Klaue oder einen Schwanz um die Art wieder zu erkennen. Als alles beiſammen war, begab man ſich zum Zauberring, und es ſtiegen alle drei hin-

Digitized by Google

auf. Große Freude herrichte bei ihrem Eintreffen auf den himmlischen Prairien. Der Sternenhäuptling ließ ein großes Fest anrichten, und als ſich ſeine Völker geſchaart hatten, verkündigte er ihnen, es dürfe ihm jeder von den irdiſchen Habſeligkeiten ſich wählen was ihm am beſten behage. Da entſtand großes Gewirr. Der eine griff nach einem Fuß, der andere nach einer Klaue, der dritte nach einem Schweif, und wieder andere nach einem Fittig. Wer einen Schweif oder eine Klaue erhaſchte, wurde in ein Thier verwandelt und lief davon, die andern aber erhielten Vogelgeſtalt und ſchwebten hinweg. Wawpee wählte die Feder eines weißen Hähers, ſein Weib und Sohn thaten das Gleiche, und jedes wurde verwandelt. Voller Luſt im neuen Gewand freiste das Haupt der Familie ſeine Fittige aus, gefolgt von Weib und Sohn, und ſchoß auf Erden herab, wo dieſe Art noch heutigen Tages angetroffen wird.

•

Die Anſpielung daß die edlen Raubvögel in den Sternen ihre Großeltern haben, iſt fein genug; überhaupt kehrt in den Märchen oft die Wendung wieder daß die Schöpfung vom Himmel aus bevölkert worden ſey. Ganz ähnlich iſt die Sage der Odjibwas von Ojeeg Anung, dem „Sommerzeuger." Dieſen Namen geben auch die Odjibwas einem Sternbilde in der nördlichen Halbkugel, welches mit dem Pflug identiſch ſeyn ſoll, und das ſie die Fiſcher-Sterne nennen, denn Ojeeg war ein Fiſcher, der aus Zärtlichkeit ſeinem Söhnchen verſprochen hatte Sommer zu machen und die Luft mit fröhlichem Federvolk zu füllen. Ein Eichhörnchen war es welches dem Kinde die Bitte zugeflüſtert hatte. Dem Fiſcher gelang es wohl die warmen Lüfte aus dem Himmel zu befreien, er öffnete die Mocuks (Käfige), worin die Vögel gefangen ſaßen, allein er ſelbſt kam bei dem Unternehmen um. Es liegt nahe die Allegorie zu gewahren, die meteorologiſche Erſcheinungen mit dem Aufgang einer Sternengruppe verknüpft. Gar zart iſt aber die Ausführung des Details, und beſonders geiſtreich die Wendung daß der Anſchlag von dem Eichhörnchen ausgieng, gleichſam als hätte es ſich nach dem Frühling und nach Geſellſchaft in den Wipfeln geſehnt. Aehnliche Anſpielungen auf die belebte Natur enthält eine Chippewa-Fabel,

Jena, der Wanderer oder das Zauberbündel.

Es war einmal ein armer Mann, der hieß Jena.[1] Er pflegte umherzuziehen von Ort zu Ort, ohne Verwandte, vereinſamt und beinahe hülflos. Eines Tages, als er auf die Jagd ausgezogen, hieng er ſein Bündel an einem Aſt auf, um die Bürde nicht mitzuſchleppen. Als er Abends mit Beute zurückkehrte, ſah er eine kleine, aber ſaubere Hütte erbaut, wo er ſein Bündel gelaſſen hatte, und beim Hineinſchauen gewahrte er eine Frau in der Hütte ſitzen, neben der ſeine Decke lag. Er hatte ein Stück Wild heimgebracht, aber an der Schwelle gelaſſen. Zu ſeiner Ueberraſchung brach das Weib, als ſie die Beute hereinbringen wollte, beide Füße. Da dachte er bei ſich: Jetzt hielt ich mich für glücklich, ſehe aber meinen Irrthum ein. „Gweengwoshee (Nachtfalke) ſetzte er laut hinzu, ich laſſe dir meine Beute, daß du dich äßen kannſt."

[1] Dreiſylbig, von Jenawidjig, ein Wanderer.

Er nahm ſein Bündel, zog ab und hieng es an einen andern Baum, worauf er ſich abermals auf die Jagd begab. Wiederum war ihm das Glück hold, und mit einem Reh beladen kehrte er zurück, als er an der Stelle ſeines Bündels eine andere Hütte fand, worin eine Frau neben ſeiner Habſeligkeit ſaß. Sie ſtand auf um das Wild hereinzuholen, er aber ſtreckte ſich ermüdet neben das Feuer. Da die Frau nicht wieder hereinkam, nahm es ihn zuletzt Wunder. Er ſtand auf und gewahrte durch die Thüre das Weib am Fett der Beute ſchmauſend. Dachte ich doch jetzt, rief er aus, ich ſey glücklich, aber ich erkenne meinen Irrthum. „Armer Watzhjas (Marder), wandte er ſich an die Frau, friß nur von dem Wildpret das ich gebracht habe." Mit dem Bündel gieng er weiter. Zum drittenmal that er was er gethan, und zum drittenmal geſchah was ſich früher zugetragen hatte. Dießmal fand die Frau aber hurtig auf, brachte den Braten herein, zerlegte ihn und hieng die Stücke auf, nachdem ſie davon einen Theil für das Abendmahl des müden Jägers zubereitet hatte. Da dachte der Mann bei ſich: „Jetzt bin ich gewiß glücklich." Jeden Tag ſetzte er ſein Waidwerk fort, und jeden Abend beſorgte das Weib die Haushaltung. Nur Ein Ding beunruhigte ihn. Niemals hatte er die Frau noch etwas eſſen ſehen. Er fragte ſie darum, ſie aber erwiederte: „Das iſt keine Nahrung für mich!" Am vierten Tage ſchnitt er ſich einen Stab aus einem Zweige der Ujadi (Populus tremuloides). Die Frau gieng wie gewöhnlich hinaus um das Wild herzurichten. Er hörte ſie aber lachen und zu ſich ſelbſt ſagen: „Das laß' ich mir gefallen!" Der Mann lauſchte hinaus, um ſich von der Urſache dieſes Vergnügens zu unterrichten, als er ſie erſtaunt die Pappelrinde benagen ſah. Da rief er aus, „hoho, das iſt Amik! (Biber)." Am andern Abend wählte er ſorgfältig einen Stamm Rothweide aus und brachte ihn heim. Dann konnte er ſie ſprechen hören: „Das will ich mir gefallen laſſen! Abwechſelung iſt ein gutes Ding, denn Weißfiſche (damit meinte ſie Pappelrinde) wird man überdrüſſig, aber Karpfen (das bezog ſie auf Rothweide) iſt eine leckere Veränderung." Trotzdem geſiel Jena ſein Weib ganz gut, wegen ihrer Sauberkeit und ihres ſorgfältigen Haushalts. Geſchickt wie ſie war, verfertigte ſie hübſche Taſchen aus Baumrinde, und nähte aus den Fellen der erlegten Thiere die zierlichſten Kleider. Als der Frühling kam, ſah ſich das Paar mit zwei Kindern geſegnet, das eine glich der Mutter, das andere glich dem Vater. Dieſes andere war ein Knabe, und als er aufwuchs, verfertigte ihm der Vater eines Tages einen Bogen und Pfeile. „Da! mein Kind, ſprach er, nimm dieſen Bogen und dieſe Pfeile und ſuche die jungen Biber zu treffen, wenn ſie in den Gewäſſern zu ſchwimmen anfangen." Der Frau machte dieſe Rede tiefen Verdruß; in der nächſten Nacht verließ ſie heimlich mit ihren Kindern die Hütte, und lagab ſich an den kleinen Strom in der Nähe. Durch einen Damm ſtaute ſie das raſche Waſſer und errichtete einen Bau, wo ſie nach Biberart mit ihren Kindern lebte. Als der Mann beim Erwachen ſich verlaſſen ſah, forſchte er fleißig nach den Verſchwundenen, und fand bald ihr Verſteck aus. Dort warf er ſich über den Bau und rief: „Hier will ich liegen bis ich ſterbe." Die Frau erlaubte den Kindern ſich dem Vater zu nähern, aber nicht ihn zu berühren. So wie ſie ihm zu nahe kamen, zog ſie ſie geſchwind wieder zurück. Auf dieſe Art quälte ſie ihn bis er verhungert war.

•

Das Märchen geht eigentlich noch fort, denn vor dem Verhungern erscheint ein Bärenweibchen mit Früchten, und Jena wandert in das Reich der Bären; allein die Erzählung vom Bündel und von den Bibern schließt schon oben, und das folgende ist offenbar ein Zusatz ohne Zusammenhang mit der ursprünglichen Fabel. Diese Proben werden genügen den ethnologischen Werth des Sagenkreises wahrnehmen zu lassen, auch werden wir nicht unterlassen vollständiger als es dießmal geschah, andere Märchen aus den übrigen vierzig noch mitzutheilen.

Die Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt.

Die Rettung der „Investigators."

Am 11 November 1850 nahm die Sonne Abschied, und der wahre, der lichtlose Winter brach an. Die älteste Zeit des arktischen Winters fällt jedoch in den Februar, wo man um Mittag bereits wieder Dämmerung hat. Dießmal wurde die niedrigste Temperatur vom 9 — 16 Januar notirt, wo das Thermometer 40 — 50° unter den Fahrenheitschen Nullpunkt (— 40 bis — 42° R.) sank. Die Mannschaft kehrte sich aber wenig daran ob die Quecksilbersäule fror. Im Schiffe war es warm, man belustigte sich mit dramatischen Spielen und feierte das Christ- und das Neujahrsfest wie in der Heimath. Einer der Leute hatte in der Nacht eine Rennthierheerde über das Eis setzen sehen, und die Nachricht machte unter dem Schiffsvolk das größte Aufsehen. Später überzeugte man sich daß es ein Irrthum sey zu glauben, die Thierwelt verlasse zur Winterszeit den Polarkreis. Außer den wandernden Arten bleiben vielmehr sämmtliche andere da, selbst unter höheren Breiten, wo stellenweis das Wild so zahlreich wird, daß sich ein Theil der Schiffsmannschaft recht gut davon nähren könnte. Der Investigator war auch nicht ganz verlassen. Ein arktischer Rabe hatte sich angesiedelt und blieb den Winter über beim Schiff. Als er es verließ war allgemeine Trauer, so sehr hatte man sich an das Thier gewöhnt. Dafür kam ein anderer lang vermißter Freund wieder, die Sonne. Um sie wieder zu sehen, hatte am 3 Februar 1851 ein Theil der Mannschaft einen nahen Berg bestiegen, denn vom Schiff aus blieb sie noch unsichtbar. Am 18 April verließen drei Schlitten den Investigator nach verschiedenen Richtungen. Im Mai begann man zu jagen, aber leider fehlten geübte Schützen, und es wurden nur 156 Schneehühner und 7 Hasen erlegt. Gegen Ende des Monats stellte sich bereits der Frühling ein. Die nach Süden gelegene Küste von Banksland wurde vom Schnee entblößt, die nach Norden offene Küste von Prince Albertsland blieb dagegen länger bedeckt. Am 20 Mai kehrte die eine Schlittenpartie unter Lieut. Creßwell zurück. Sie war 170 Meilen gegen Nord und Norwest vorgedrungen, und brachte die Ueberzeugung mit daß man gegen Westen eine Insel vor sich habe, und zwar Banksland. Am folgenden Tage trug sich ein sonderbares Abenteuer zu. Capt. M' Clure schoß einen Bären der sich um das Schiff schlich. Als das Thier zerlegt wurde, fanden sich in seinem Magen Rosinen, Tabaksblätter, Würfel von fettem Schweinefleisch, wie man sie zur Bereitung von Schildkrötensuppe braucht, endlich Streifen von Pechpflaster, welche bereits durch die Hände eines Wundarztes gegangen seyn mußten. Wie kamen die Monumente der westlichen Civilisation in den Magen des Bären? Hatte er Nachrichten von Sir John Franklin im Leibe? Kam er von den brittischen Geschwadern her, die vom Osten durch die Barrowstraße vorgedrungen waren? oder lag etwa die Enterprise in der Nähe? Das letzte vermuthete M' Clure, und sendete sogleich eine Schlittenpartie nach dem Südosten von Banksland. Später aber klärte sich das Geheimniß auf, denn man fand eine Blechbüchse mit Conserven welche die Artikel im Bärenmagen enthielt und daneben die Fußtapfen Meister Braunds. Am 29 Mai kehrte eine andere Schlittenpartie unter Lieut. Haswell heim, der in südöstlicher Richtung gegangen war, und am 14 Mai unter 70° 45' n. Br., 114 w. L. Gr. eine tiefe Bucht des Wollaston Land erreicht hatte. Merkwürdig genug stieß er an der südlichen Mündung der Prince of Wales Straße auf Eskimos, die in ziemlicher Nähe des Investigator überwintert hatten. Sie erblickten zum erstenmal Europäer, ein Beweis daß sie von Franklin und seinen Gefährten nichts gesehen oder vernommen haben konnten. M' Clure und der Dolmetscher Miertsching suchten sie später auf und fanden sie sehr schüchtern. Einem hübschen Mädchen schenkte M' Clure ein Stück rothes Tuch. Sie hatte in ihrem Leben noch kein Geschenk erhalten, erkundigte sich daher bei dem Herrnhuter was als Tauschobject verlangt werde, und als dieser ihr den Handel endlich begreiflich machte, wollte sie wissen: „auf welcher Art von Thier das rothe Tuch (als Fell) wachse?" Am 7 Junius hatte die letzte Schlittenpartie von Nordosten heim. Keine hatte Spuren vom „Erebus" und „Terror" gefunden.

Jetzt kam der Sommer. Vom 10 — 14 Jul. gerieth die Eisbank in Bewegung, und jetzt erneuten sich die Gefahren, welche darin bestanden daß das Schiff nach dem Freiwerden zwischen Eisbänke und Klippen gerieth und zerquetscht werden möchte. Nach M' Clure's Beobachtungen ergibt sich daß das Fluthwasser in der Prince of Wales Straße von Süd nach Nord sich bewegte. Bei Springfluthen flieg das Niveau um 3½ Fuß, während die niedrigen Fluthen (neaps) beinahe unbemerkt blieben. Mitten in tiefen Nebeln hatten sie neue Aengsten zu bestehen: die Magnetnadeln versagten ihre Dienste. Eines Tages zeigte der Standardcompaß N, der Steuerbordcompaß S W bei W ½ W, und der Portcompaß S bei W. Endlich wurde das Schiff am 15 August bis 73° 43' 43" N. Br., 115° 32' 30" W. L. Gr. nach Norden getrieben, und man lag jetzt nur 25 (engl.) Meilen von der Barrow-Straße. Aber weiter gelangte das Schiff nicht. Man entschloß sich daher am 16 August wieder umzukehren, in der Absicht um Banksland herum in den Melville-Sund (Barrow-Straße) einzudringen. Am 18 August hatte man Cap Kellett, die Südwestspitze der Insel, bereits doublirt und fuhr nun längs der Westküste gegen Norden. Um sich einen richtigen Begriff von solchen arktischen Reisen zu machen, muß man sich die Meere selbst völlig mit Eis bedeckt vorstellen. Die Eisdecke ist nur stellenweis gebrochen, und die abge-

Digitized by Google

lösten Flächen zeigen bisweilen einige Bewegung. Nur in der Nähe der Küsten ist ein schmaler Canal offenen Wassers, dessen Breite abhängt von der Temperatur des Sommers. Dieser Canal hatte an der Westküste von Banksland anfangs 6 Meilen Breite, und verengerte sich allmählich bis auf 3—5 (engl.) Meilen. Am Morgen des 19 Aug. 1851 befand man sich 73° 55′ n. Br., 123° 52′ w. L. Gr. Als man sich nun der Nordspitze der Insel und dem Melville-Sund (Barrow-Straße) näherte, verengerte sich das Fahrwasser auf 400, zuletzt auf 200 Yard, und zugleich fiel die Küste so steil ins Meer, daß man mit dem Senkblei keinen Grund fand. So lag das Schiff zwischen der Kiefer eines Drachen. Bewegte sich die Eisbank gegen das Ufer, so wurde Schiff und Mannschaft unfehlbar zerquetscht. Vom 20 August bis zum 29 August lag das Schiff still. Es konnte weder rückwärts noch vorwärts. Mehr als einmal war der Investigator nahe daran zwischen den Eisbänken begraben zu werden, bis man endlich wieder Luft erhielt und an die Nordspitze von Banksland gelangte. Ein Ausflug ins Innere belehrte die Seefahrer daß die Insel nicht so unbelebt sey als man sich vorgestellt hatte. Animalisches Leben verrieth sich durch allerlei Spuren, zum großen Erstaunen aber fand man im Innern am 27 August was M'Clure „versteinerte Wälder" nennt. Man maß einen Stamm, der 1 Fuß 7 Zoll im Durchmesser besaß. Die meisten Bäume waren versteinert (petrified), bei andern war das Holz vermodert und nicht mehr im Zustand um verbrannt zu werden. Später fand man aber Stämme die noch brauchbar waren, und andere arktische Seefahrer haben ganz ähnliche Rückstände: einer ehemaligen Bewaldung noch unter 76° 15′ n. Br. und 121° 40′ w. L. Gr. angetroffen. Genauere wissenschaftliche Angaben fehlen aber auch hier. Wann wuchsen diese Wälder? Welchem geologischen Zeitalter gehören sie an? Alle diese Fragen bleiben unbeantwortet wegen Abwesenheit der Gelehrten auf den arktischen Expeditionen. Auch zwei Süßwasserfische wurden gefunden, der eine, festgefroren, lag 10 Fuß höher, während in dem anderen, offenen sich Lachsforellen bis zu 1 Fuß Länge fanden; auch wurden Denkmäler eines frühern Aufenthalts von Eskimos in der Nähe entdeckt.

Am 10 September brachte ein Südwind Bewegung in die Eismassen. Das Schiff stack aber so fest gefroren zwischen den Bänken, daß diese zuvor mit Pulver gesprengt werden mußten, ehe man wieder frei wurde. Bis zum 19 September setzte man die Fahrt fort, beständig am Rande einer Katastrophe. An diesem Tage gewahrte man zwei Wallfische, von denen man seit langer Zeit nichts mehr gesehen hatte, und überzeugte sich abermals daß diese Thiere schon längst eine nordwestliche Durchfahrt kennen müssen. Am 22 September wurde Cap Austin doublirt, und jetzt befand man sich endlich in der Barrow-Straße, wenigstens an ihrem östlichsten Ende, der Melville-Insel gegenüber. Das Fahrwasser wurde so eng, daß an einer Stelle beim Vorüberfegeln an einem Borgebirge die untern Segelstangen aufgerichtet werden mußten, damit das Schiff durch die Schlucht zwischen dem aufgethürmten Eistrande und der steilen Küste hindurchzuschlupfen vermochte. Endlich am 23 Sept. 1851 erreichte man einen Hafen, in dem man das bedrohte Schiff bergen konnte, und welcher den Namen Gnadenbucht empfieng. Es sollte der letzte Tag seyn wo der „Investigator" auf der See sich wiegte.

Man rüstete sich jetzt einen zweiten Winter im Eise zuzubringen. Die Gefahren waren jetzt insofern geringer als man nicht auf offener See, sondern in einer Bucht lag. Dafür befand man sich aber etliche Breitengrade höher als in der Prince-of-Wales-Straße, und, was schlimmer war, auf der Nordseite von Banks-Land. Auch fiel im November schon das Thermometer auf —40° F. (—39° R.) Bisher war man vom schlimmsten Feind der Polarfahrer, vom Scorbut, verschont geblieben. Allein kaum lag man in der Gnadenbucht, so wurde bereits eine Verkürzung der täglichen Rationen um 33 Proc. verkündigt, und es traten bald beunruhigende Zeichen auf daß der Gesundheitszustand wankend geworden sey. Am 11 April 1852 verließ Cap. M'Clure das Fahrzeug mit einer Schlittenpartie nach der gegenüberliegenden Melville-Insel, und erreichte dort den Winter Harbour am 28 April. Er hatte sicher gehofft ein Schiff vom großen Geschwader der Franklinsucher anzutreffen, allein statt dessen fand er nur die Nachrichten, welche dort eine Schlittenpartie des Lieut. M'Clintock am 6 Junius 1851 hinterlassen hatte. Auf dem Sandsteinblock im Winter Harbour, den Parry benutzt hatte um 1819 eine Inschrift zu hinterlassen, legte M'Clure seine Depeschen nieder, welche Nachrichten über die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt und über die Lage des Investigator enthielten. Am 11 Mai kehrte der Capitän zu seinem Fahrzeuge zurück. Die Nachrichten die er brachte schwächten den Muth der Mannschaft nicht wenig, und unter dem Druck der festgeschlagenen Hoffnung nahm der Scorbut rasch zu. Hier hatte man Gelegenheit sich wieder zu überzeugen wie stark das physische Wohlbefinden von der moralischen Stimmung abhängig sey. Glücklicherweise hatte ein großer Lehrmeister, der Hunger, die Mannschaft zu geschickten Jägern ausgebildet, und die Schiffsküche durfte vorläufig über 1000 Pfund Wildpret verfügen. Die Landschaft in der Nähe der Gnadenbucht war mit Thieren stark belebt, und vom October 1851 bis zum folgenden Julius konnte der Mannschaft dreimal wöchentlich Wildpret vorgesetzt werden. Als nun aber die gute Jahreszeit kam, wo das Eis aufgehen sollte, und der „Eismeister" des Schiffes den Bericht brachte daß im Julius noch die Eisbänke des Hafens um 2 Fuß an Dicke zugenommen hätten, da hatte man Ursache ernste Besorgnisse zu hegen. Am 16 August 1852 endlich löste sich das Eis der Bucht vom Ufer, konnte aber nicht hinaustreiben, weil äußere Bänke es zurückhielten. Gegen Osten wurde gleichzeitig eine breite Wasserstraße offen, die sich auf 10 Meilen erstreckte. Ein Südwind konnte jetzt das Eis hinwegblasen, aber er kam nicht, und am 20 August begann die Bucht bereits wieder zuzufrieren.

Jetzt mußte man darauf verzichten noch große Unternehmungen auszuführen, es galt jetzt nur noch das Schiff, oder wenigstens die Mannschaft zu retten. Das Schicksal Franklins und seiner Gefährten drohte sich jetzt an dem Investigator zu wiederholen. Capt. M'Clure theilte der Mannschaft seine Plane mit. Er wollte mit der Hälfte der Mannschaft, und zwar mit dem gesunden Theil, beim Schiff bleiben, und versuchen ob sich nicht in der Saison von 1853 die Durch- oder die Rückfahrt vollenden lasse. Die andere kranke Hälfte der Mannschaft sollte dagegen im Frühjahr das Schiff in zwei Abtheilungen verlassen. Die eine Partei sollte den Weg nach Süden einschlagen und die Hudsonsbaygebiete, die andere gegen Osten ausbrechen und an den Küsten der Barrow-

Digitized by Google

Straße oder des Lancaster-Sundes Schiffe der Franklinsucher oder von Wallfischfängern zu erreichen suchen. Beide Abtheilungen versah M'Clure mit Depeschen, worin er seine Hoffnungen und Absichten klar entwickelte. Ein merkwürdiger Paragraph verdient eine besondere Erwähnung. Sollte es, heißt es darin, den Investigators nicht glücken 1853 das Schiff zu retten, so möge die Admiralität keine Rettungsversuche veranstalten und das kostbare Leben muthiger Seefahrer nicht aufs Spiel setzen, denn ehe Hülfe die Mannschaft erreichen könnte, müßte sie nothwendig umgekommen seyn. Die Officiere welche die Landerexpeditionen anführten, hielten den Muth ihrer Leute frisch, obwohl sie sich sagten daß sie einem gewissen Tod entgegenwanderten, denn eine Schlittenreise mit kranken Leuten war ein aussichtsloses Unternehmen. Als man sich dem April näherte, wurden wieder volle Rationen verabreicht um die Expeditionen zur Reise zu stärken. Die zurückbleibende Schiffsmannschaft überließ sich jetzt dem süßen Geschäft Briefe in die Heimath zu schreiben, um sie den Abziehenden mitzugeben. Am 5 April 1853 hatte man den ersten Todesfall zu beklagen, und zwar durch die Gedankenlosigkeit eines Matrosen, der aus schlechtem Spaß den Inhalt mehrerer Arzneiflaschen in der Schiffsapotheke ausgetrunken hatte. Der Todesfall drückte die Stimmung wieder tief herab. Es war nun am folgenden Tage (6 April), wo M'Clure das Nachstehende in sein Journal schrieb.

„Ich gieng mit dem ersten Lieutenant neben dem Schiff spazieren, in Erwägung wie man dem gestern gestorbenen Mann ein Grab in dem hartgefrornen Boden graben könnte, als wir eine Gestalt bemerkten die von den Eisschollen an der Mündung der Bucht rasch auf uns los kam. Aus ihrem Schritt und ihren Gebärden vermutheten wir anfangs daß es einer der Unsrigen sey, der von einem Bär verfolgt werde, aber je näher er kam, desto zweifelhafter wurde es wer es seyn möchte. Gewiß gleich er niemanden unsrer Leute, doch sagten wir uns daß vielleicht jemand ein neues Reiseleid probire, um sich für den Aufbruch der Schlittenpartien vorzubereiten. Da wir sonst keinen Menschen in der Nähe sahen, so bewegten wir uns vorwärts. Als wir uns auf 200 Yards genähert hatten, hob die seltsame Gestalt die Arme auf, und machte Zeichen damit wie die Eskimos pflegen, wobei sie uns zugleich mit höchster Anstrengung der Stimme Worte zurief, welche bei dem Wind und der namenlosen Aufregung uns wie ein wildes Angstgeschrei klangen und zum Stillstand brachten. Der Fremdling kam ruhig heran, und als wir jetzt wahrnahmen daß sein Gesicht schwarz sey wie Ebenholz, fragten wir uns in diesem Augenblick wirklich ob wir einen Bewohner dieser oder welcher Welt vor uns hätten. Ein Stückchen Schwanz oder etwas wie ein gespaltener Huf würde uns in vollständige Flucht gejagt haben. So aber behaupteten wir standhaft unsern Posten, und wenn der Himmel eingestürzt wäre, wir hätten nicht mehr betroffen gewesen seyn können, als wir die Worte vernahmen: „Ich bin Lieutenant Pim, früher auf dem „Herald," jetzt auf der Resolute. Captain Kellett befehligt sie bei Dealy Island!" [1] Auf ihn zustürzen und ihn bei der Hand ergreifen, war eine unwillkürliche Bewegung." Die Nachricht von Succurs mitten im arktischen Kreise flog mit elektrischer Geschwindigkeit weiter. Das Schiff gerieth in Aufruhr, die Kranken sprangen vom Lager, und alles eilte ins Freie um sich mit eigenen Augen von dem Außerordentlichen zu überzeugen, und nicht lange darnach kam auch ein Hundeschlitten mit zwei Matrosen der Resolute nach. Unter den mancherlei Schutzmitteln gegen die Polartemperatur hatte man auch das Bemalen der Haut mit schwarzer Farbe angewendet, ein Umstand den die Investigators noch nicht kannten. Wäre Lieut. Pim ein paar Tage später angekommen, die dreißig Heimkehrenden wären wahrscheinlich unterwegs, das heißt auf dem Wege zum arktischen Grabe gewesen.

Captain M'Clure begab sich jetzt nach Dealy Island in die Winterquartiere der Resolute und des Intrepid. Der Capitän verlangte nur daß man seine Kranken übernehmen sollte, und daß er mit dem gesunden Theil noch einen Versuch in der guten Jahreszeit machen dürfe den Investigator zu retten. Allein Cap. Kellett war im Alterstrang sein Vorgesetzter, er ordnete eine ärztliche Untersuchung an Bord des Investigator an, und der Ausspruch des Arztes lautete daß nur noch vier Matrosen für den angesonnenen Dienst tauglich seyen. Am 3 Junius 1853, nachdem man alle Vorräthe am Lande wohlgeborgen und das Fahrzeug stark befestigt hatte, wurden die Flaggen aufgezogen, und die Mannschaft, von der mittlerweile noch zwei gefallen waren, verließ ihr berühmtes Schiff und die Gräber ihrer Gefährten, um am 17 Junius das Hauptquartier der östlichen Franklinsucher zu erreichen. Uebrigens ergab sich bald daß die arktische Saison des Jahres 1853 abermals sehr ungünstig sich zeigte, und in diesem Jahre der Investigator nicht hätte gerettet werden können. Auch im Melville-Sund blieb das Wetter so ungünstig, daß das Geschwader unter Kellett nicht die Baffins-Bay erreichte, sondern an der Insel der Vorsetzung überwintern mußte. Allein die Investigators fanden reichliche Vorräthe und die sorgfältigste Pflege, so daß sie sich so weit erholten, um am 14 April 1854 auf Schlitten nach der Beechey-Insel, wo die Spuren den Sir John Franklins Aufenthalt entdeckt worden waren, vorzudringen, und wo sie dann vom „Nordstern" aufgenommen wurden. Im folgenden Sommer (1854) endlich erschienen andere Franklinsucher bei der Beechey-Insel, und auf verschiedenen Schiffen kehrten die Investigators heim, erreichten am 6 Sept. Disco bei Grönland, und am 28 Sept. Großbritannien, wo das Parlament ihnen die Nationalbelohnung von 10,000 Pfd. St. gewährte.

Die „Durchfahrt" war gefunden, aber nachdem sie gefunden worden war, durfte man sich sagen daß sie des Suchens nicht werth gewesen sey. Der Gewinn für die Wissenschaft ist ein sehr kleiner, und rasch verdunkelt worden durch die außerordentlichen Leistungen des Franklinsuchers Dr. Kane. Eine Wasserverbindung im Norden Amerika's ist wirklich vorhanden. Es ist auch denkbar daß unter besonders günstigen Umständen ein Schiff den Weg von Ost nach West, oder noch eher von West nach Ost finde. Ob überhaupt auch dem geographischen Gewinn Menschen Nutzen zu ziehen vermögen, läßt sich nicht trocken verneinen; allein wenn nicht unsere Verkehrsverkzeuge sich wunderbar verbessern, kann man an einen solchen Erfolg nicht glauben. Doch sollte man nicht vergessen daß die Wallfischfänger auf den Spuren der Franklinsucher viel tiefer als jemals früher in die arktischen Einöden eingedrungen sind. Immer hebt es aber unser Herz hoch daß es den Menschen gelungen ist den Schleier von jenen Regionen zu heben, wo die Na-

[1] Diese Insel liegt 75° nördl. Br., 109° westl. L. Gr. an der Südküste der Melville-Insel, nur wenige Meilen von Winter Harbour.

Digitized by Google

tur ihn bisher mit solcher Strenge festhielt, und daß eine dürfen wir jetzt sicher vermuthen, daß es keine arktische Gränze für die Organismen gibt. Das Thier- und Pflanzenleben war noch überall vorhanden, so weit der Mensch bis jetzt seinen Fuß gegen Norden gesetzt hat.

Das Christfest in England.

V.

Christmas und Neujahr in dem Norden von Großbritannien.

In einem Lande wo der Zwiespalt und die Eifersucht der religiösen Parteien sich so rege erhalten, wo jahrelange Processführung möglich ist, wie die gegen die Prediger von St. Barnabas und St. Paul in Pimlico, über Kerzen, die wohl da seyn, aber nicht brennen dürfen, und über die sogenannten „römischen" Spitzenfranzen an Decklinnen eines Kirchentisches, ist es nicht zu verwundern daß die Feier eines historischen Kirchenfestes, wie Weihnachten, nicht von allen in demselben Licht betrachtet wird. Der Schatten Knoxens, des donnernden Eiferers, würde als Störefried inmitten seiner ungetrennen Heerde verscheuchen, wollte sie die Gebräuche ihrer wenig beliebten Nebenbuhler, der episkopalen Anglicaner, und gar ihrer Todfeinde, der „Papisten," befolgen. Dieser angeblich „papistische" Ursprung des Christmasfestes erklärt zur Genüge warum die schottischen Presbyterianer es nicht feiern. Nicht Weihnachten, sondern Neujahr, ist für die Schetten im allgemeinen der festliche Tag am Schluß des Jahres.

Auch in den benachbarten englischen Grafschaften Northumberland und Durham und einigen andern wird Christmas nur theilweise und von einzelnen begangen, aus demselben Grunde, und weil überhaupt die dortige Bevölkerung in ihrer Abstammung nicht dieselbe war wie in dem übrigen England.

Sonst besteht im nördlichen England und auch die Sitte der nächtlichen Musikständchen während der letzten drei Wochen vor Weihnachten. Sie erhält in den Landgemeinden und Dörfern einen patriarchalischen Character, an dem das rauhere Klima seinen Antheil hat. Das „Serenadenorchester" besteht gewöhnlich aus der absoluten Einheit des Dorfschmurrants, der um Mitternacht, mit seiner Fiedel und einer Laterne ausgerüstet, sich auf den Weg macht nach den Wohnungen seiner Gönner, eines verehrungswürdigen Publicums im allgemeinen, und der Honoratioren jeglichen Ranges insbesondere.

Er setzt sich geduldig vor die Häuser und spielt mit mehr oder minder Kunstvollkommenheit (in der Regel das letztere) die Weisen und Gesänge, die ihm von den Bewohnern vorher empfohlen werden. Wir wollen diese fahrenden Künstler nicht verleumden. Hie und da zeigen sie ein ächtes Landeslied, eine der altüberlieferten Romanzen des Gränzlandes mit wahrem Geschmack und Geschick. Der Eindruck ist dann ein um so tieferer in der Einsamkeit, an wenig bevölkerten Stellen, in einer finstern kalten Winternacht, ohne andere Beleuchtung als die der Decembergestirne, und das Vergnügen der Horchenden findet einen Stachel in dem Contrast ihrer wohnlichen Stuben mit dem Frost der draußen die Finger des Fiedlers erstarren macht. Wenn sich das menschliche Mitgefühl aus dem Innern des Hauses in der Gestalt eines Mantels oder Oberkuchen, oder eines Glases alten Branntweins kund gibt, so verdoppelt der Minstrel seinen Schwung, wir wollen sagen seinen Strich, und am Ende seines Repertoriums ruft er so laut er kann: Guten Morgen, Mister N. N., guten Morgen Mistreß so und so; guten Morgen der ganzen Familie, in Gottes Namen! Wenn er dann zu gelegener Stunde wiederkommt, um Merry Christmas zu wünschen, so erinnert man sich seiner Nocturnen und des kalten Windes, und erwärmt sein Talent mit einem angemessenen Trinkgeld.

In Northumberland werden, kurz vor Weihnachten, ungeheure Laibe von gewürztem Brod gebacken und kleine Kuchen gefertigt, die letztern in der Gestalt eines Kindes mit gefalteten Armen. Man nennt sie „yule does," unverkennbar im Ursprung eine Nachbildung des Jesuskindes, und mit unsern festländischen Lebkuchenmännchen verwandt. Man vertheilt sie an Kinder und an vertraute Freunde.

Eine andere Festsitte, in den Bergwerksdistricten, früher allgemeiner beobachtet als heute, ist der Schwerttanz. Beim Herannahen des Christmas vereinigen sich die Bergleute in Gruppen von etwa fünfzehn Personen, alle mit weißen Oberhemden über ihren Wämsern und mit bunten Bändern und Schnüren geschmückt. Ihre Hüte sind mit derselben Zierath bedeckt, und jeder einzelne trägt ein Schwert oder einen Degen in der Hand. Zwei Buriche in dem Zug haben einen besondern Anzug und heißen „Tommy und Bessy." Der Tommy ist oft in die Haut eines Thieres gehüllt, dessen Schwanz hinten herunter hängt; zuweilen trägt er auch eine Mütze von Thierfell, und ist überhaupt so hergerichtet daß er ein sehr borstiges Aussehen hat. Nicht minder grotesk ist die Toilette des Bessy. Die Gesellschaft ist begleitet von einem Fiedler und einem Feuerwerker, der eine Flinte mit sich führt. So oft das verehrte Publicum seine Freigebigkeit in einem Maß äußert das der Gesellschaft eines so ausgezeichneten Dankes würdig dünkt, schießt der Feuerwerker seine Flinte los. Die Rolle des Tommy ist die Schwerttänzer vor dem Beginn der Aufführung mit einer Art Prologgesang in Knittelversen, unter Begleitung des Fiedlers, bei dem Publicum einzuführen. Hier eine Probe (in sehr freier Uebersetzung):

Tommy:

Der erste, den ich ruf, ist eines Squire's Sohn,
Sein Liebchen möcht er frein, jedoch er ist zu jung.

The first that I call on, he is a Squire's son,
He cannot wed his love, because he is too young.

Erster Schwerttänzer (des Squire's Sohn):

Wiewohl ich bin zu jung, so hab' ich Geld zum wandern,
Ich will es all' verthun, nicht dienen einer andern.

Digitized by Google

Although I am too young, I've money for to rove,
And I will spend it all, before I loose my love.

Nachdem er dieſen preiswürdigen Vorſatz geäußert, „tritt des Squire's Sohn" vor die Fronte der Geſellſchaft.

Tommy:

Der nächſte den ich ruf, der iſt ein Schneiderlein,
Wie dünkt euch ſeine Kunſt, er ſchnitt dieß Röcklein mein?

The next that I call on, he is a tailor fine;
What think you of his work, he made this coat of mine?

Dieſe Empfehlung, mit einem Blick auf das Rauchfell des Sprechers, bringt ſtets den beabſichtigten Eindruck auf das Zwerchfell der Zuhörer hervor. Der Schneider antwortet dann in angemeſſener Weiſe, und nachdem alle übrigen Tänzer aus Reihe und Glied hervorgerufen, bilden ſie einen Kreis und nehmen das Schwert in die Hand. Erſt bewahren ſie den Kreis und marſchiren eine Zeit lang in der Runde, nicht unähnlich dem Marſch der nordamerikaniſchen Wilden, ehe ſie ihren Kriegstanz beginnen. Bald halten ſie ihr Schwert hoch in die Luft, mit einer Hand, bald ergreifen ſie die Spitze mit der andern und biegen es in Bogenform, oder ſie binden die Klingen wie zum Gefecht. Allmählich und unter mancherlei Abwechslungen ſcheint der Tanz ſich mehr und mehr zu erhitzen. Zuletzt werden die Schwerter wie in einem künſtlichen Geflecht zuſammengefügt, und bilden eine Figur die mit einem griechiſchen Kreuz zu vergleichen iſt. Einer der Tänzer, des Squire's Sohn, trägt ſie in die Mitte des Kreiſes, die übrigen hüpfen und ſpringen eine Weile unbemaſſnet herum, und jeder zieht ſchließlich ſein Schwert aus dem Bündel, und die Vorſtellung iſt zu Ende. Mittlerweile treiben Tommy und Beſſy alle erdenklichen Späße. Wer am erſten Mai, in den Straßen von London, am Feſte der Schornſteinfeger Mylord und Mylady geſehen, wie ſie um „dark in the green" herum ihre Rolle ſpielen, kann ſich ungefähr einbilden, durch welche verführeriſchen Mittel Tommy und Beſſy das Herz und den Beutel der Zuſchauer zu rühren wiſſen.

Die Schwerttänzer beſchränken ſich nicht auf den Raum ihrer täglichen Beſchäftigung. Sie beſuchen die Wohnungen der Gentry in ihrer Nähe, gehen in die Pachthöfe und nicht ſelten bis in die größern Städte der Nachbarſchaft. Wie viel mögen unter ihnen ſeyn die auch nur eine Ahnung davon haben daß ſie einen Gebrauch fortſetzen, eine Sitte feiern, die ſo alt ſind als die Eroberung Britanniens durch die Römer, das heißt ſechszehn bis ſiebzehn hundert Jahre, und die ſeit jener fernen Zeit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich fortgepflanzt haben!

Es iſt kaum zwanzig bis dreißig Jahre her daß es in jenen Gegenden am Neujahrstag, wenn das Feuer in einem Hauſe ausging, oder der alvidterliche Feuerſtahl und Stein verlegt war, oder der Schwammzunder nicht brennen wollte, eine ſehr ſchwere Aufgabe war ein Licht oder ſonſt einen brennenden Funken von einem Nachbar zu erhalten. Es galt und gilt bei vielen heute noch als unheilbringend am Neujahrstag Feuer wegzuleihen. Da haben Sie eine unverkennbare Erinnerung an den alten Druidengebrauch das Feuer am Schluß des Jahres erlöſchen zu laſſen, und bei den Prieſtern, gegen Erlegung von Gebühren und unter beſondern Ceremonien, um ſeine Erneuerung zu bitten. Irland und die Inſel Angleſea kennen dieſen Anklang der alten Celtenzeit wohl.

In der Umgegend von New-Caſtle an der Tyne wird das neue Jahr, wie an vielen andern Orten, mit den Kirchenglocken angeläutet. Muſikbanden durchziehen die Straßen, und in vielen Häuſern ſteht das große Gewürzbrod, mit einem entſprechenden Käſe, zahlreichen Trinkgläſern und Flaſchen von ſtarkem Rum, Whiskey und andern Spreits, vor einem ächt nordiſchen Kaminfeuer gaſtlich aufgetragen. Der ältere Theil der Familie zieht ſich zur Ruhe zurück, die Jüngern aber ſtecken ſich die Taſchen ihrer warmen Oberröcke voll von Gewürzbrod und flüſſiger Herzſtärkung und ziehen aus. Ihr Ziel iſt die Wohnung ihrer Geliebten oder ihrer Freunde, wo ſie „der erſte Fuß" ſein und Glück bringen wollen. Wir haben bereits früher erwähnt daß der niedlichere Fuß einer Frauensperſon als ein „böſer Fuß" betrachtet wird. Nicht minder ominös iſt der erſte Blick eines ſchickenden Mannes. Auch ſoll man, nach zwölf in der Nacht, nicht mit leeren Händen kommen. Alle Thüren ſind verſchloſſen, und man nimmt an daß die jungen Damen zu Bett gegangen ſind, trotz aller vorher getroffenen Vorbereitungen. Wenn es aber an der Thüre klopft und die ſich anmeldende Stimme einem anſtändigen, „erlesbaren" jungen Mann gehört, ſo fliegen die vorgeſchobenen Riegel ſchnell zurück, der glückbringende „Erſtfuß" wird eingelaſſen, auf die Regelloſigkeit der Nachttoilette der jungen Wirthin wird nicht geachtet, und der Gaſt iſt willkommen. Gruß und Kuß und die beſten Wünſche für das Neujahr gehen in gehöriger Ordnung vor ſich. Unterdeſſen kommen die übrigen Familienglieder herbei, ſie müſſen alle dem Gaſt Beſcheid thun, und er feierlichſt wird nicht entlaſſen, bis er die Ehre doppelt und dreifach erwidert, ſo daß mancher junge und begünſtigte „Erſtfuß" am Morgen des erſten Januars ſehr im Trüben bleibt ob das Jahr erſt beginnt oder bereits ſehr alt iſt.

In den Kohlendiſtricten ziehen die „Guiſers" (Masken) von einem Pachthof zum andern, und empfangen was ihnen die Mildthätigkeit der Bewohner geben will. Sie ſind mit unweiblicher Einfalt vermummt: Thierköpfe von Pappe auf dem Rumpf, zuweilen auf hoher Stange über einem verhüllenden Laken angebracht. Als Laterne tragen ſie ausgehöhlte Futterwurzeln von koloſſalem Umfang, mit einem Lichte darin, und mit Naſen, Augen und einem Mund verſchönert u. ſ. w. Unſere Leſer erkennen hier zum Schluß eine der germaniſchen Familienähnlichkeiten, auf die wir früher hingedeutet haben.

Die glücklichſten Weſen um Weihnachten und Neujahr ſind, in England wie in der übrigen Welt, die Kinder. Wer davon einen ſprechenden Beweis haben will, muß die Pantomimenvorſtellungen in London beſuchen. Ein Blick auf die roſigen, lachenden Geſichter muß jede Kritik entwaffnen.

So lang es noch Kinder in dem Gebiete der Königin Victoria gibt, wird die ſüße Feier der Chriſtmas fortbeſtehen. Wir ſind glücklich beiſtimmen zu können daß die vorliegenden ſtatiſtiſchen Tabellen des vereinigten Königreichs weit entfernt ſind, die gewöhnvolle Bedingung als abnehmend darzuſtellen. Im Gegentheil.

Digitized by Google

Die Reihenvulcane von Mittel-Amerika.

(Schluß.)

Sieben spanische von Guatemala ist die jetzige Hauptstadt des Landes, Nueva Guatemala, erbaut; auch sie ist von tiefen, vulcanischen Barranken ringsum umgeben, und wurde im April 1830 durch mehr als fünfzig Erdstöße heimgesucht: der Referent hat im Jahre 1852 zwei Erderschütterungen dort selbst erlebt. Die erste am 19 März Nachmittags 5 Uhr, begleitet von einem unterirdischen Donner, war so schwach, daß sie bei der gleichzeitigen Anwesenheit eines Gewitters im Freien unbemerkt bleiben konnte, und sich als Temblor nur innerhalb der Gebäude markirte. Die zweite fand am 10 Julius Nachts 3 Uhr 40 M. statt, dauerte etwa eine Minute und folgte der Richtung der Cordillere. Diese Erschütterung war so stark daß die Pferde in den Ställen sich losrissen und viele Bewohner erschreckt aus den Häusern flohen. Ein Franzose, Monsi. Dehl, der katholische Priester des Indianerpueblos Palin, welches zwischen den Vulcanen Pacaya und dem Agua und Fuego liegt, wollte deutlich ein alternirendes Hin- und Herschwanken der Stöße in der angegebenen Richtung wahrgenommen haben. Ganz neuerdings, in den Tagen vom 18 bis 22 Jul. d. J., machte sich unerwartet eine ganze Reihe von Erdstößen (am 20 Jul. 11 an einem Tage) fühlbar, welche, wenn auch von nicht sehr erheblicher Stärke, doch bei weitem heftiger waren als die gewöhnlich bei Anfang und Ende der Regenzeit stattfindenden leichten Erschütterungen, und welche deßwegen, so wie wegen ihrer anhaltenden Wiederholung im Hinblick auf die erst vor wenigen Monaten erfolgte Katastrophe San Salvadors die Bevölkerung mit panischem Schrecken erfüllten.

Von diesen Erdstößen waren in der benachbarten Antigua nur die stärkeren fühlbar. Doch stieß der Feuervulcan, insbesondere am Abend des 20sten kurz vor einem in der Richtung von unten nach oben erfolgten Erdstoß stärkere Rauchmassen als gewöhnlich aus. Auch wurde am folgenden Tage bekannt daß an der westlichen Seite ein Theil seines Kraterrandes eingestürzt sey, wovon man sich selbst von der Antigua aus durch die etwas veränderte Form der Spitze überzeugen konnte. Weder in Palin noch in Amatitlan wurde dieses Ereignen sonderlich gespürt, und es schreint seine Hauptstärke in der Richtung auf Palencia und Chiquimula geäußert zu haben. In San Jose und Guastatoya, und selbst in San Augustin de Casaguastlan, hatten sich die Stöße, nach allem was man an Ort und Stelle hörte, mit großer Intensität bemerklich gemacht.

Bisher schrieb die allgemeine Volksmeinung die Ursache dieser in der neuen Hauptstadt von Zeit zu Zeit fühlbaren Erdstöße nicht dem benachbarten Feuerberge zu, sondern dem in der Vulcanreihe nach Süden folgenden, bereits erwähnten Vulcan Pacaya, und auch dießmal fehlte es nicht an Gerüchten über angebliche, diesem Vulcan entweichende Rauchwolken. Derselbe erscheint von der Stadt Guatemala aus in südlicher Richtung als eine unregelmäßig geformte Bergmasse, weil zwischen ihm und dem Beobachter eine Gebirgsmauer sich befindet, an welche er sich anlehnt. Von der Straße nach San Salvador aus, und insbesondere von der sogenannten Cuesta de Guadalupe, unterscheidet man dagegen deutlich die drei die Namen Fuego, Cenizo und Tormentos führenden Bergkegel, welche zusammen das Pacayagebirge ausmachen, und durch Rauch und zuweilen auch durch Feuer ihre unheimliche Thätigkeit zu erkennen geben. Der Pacaya ist der letzte Vulcan auf dem Gebiet der Republik Guatemala, und die nächsten zu Einge liegenden Auswege des unterirdischen Feuers gehören bereits dem Nachbarstaate Salvador an, dessen Gebiet sich die plutonischen Gewalten zum Schauplatz ihrer dort mit verdoppelter Gutschiedenheit auftretenden verheerenden Thätigkeit auserwählt zu haben scheinen.

Die ungewöhnliche Verlängerung der Regenzeit, heißt es weiter im Tagebuche des Reisenden, hatte unsere Abreise von Guatemala nach der Hauptstadt des kleinen, aber industriellen Nachbarstaates Salvador bereits längere Zeit verzögert, als gegen Ende October 1852 plötzlich ein sechs Tage lang fast ohne Unterbrechung anhaltender Regenguß sich über ganz Central-Amerika verbreitete, von solcher Dichtigkeit und Dauer, wie man ihn seit drei Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Dieser „Temporal," mit welchem Ausdruck die Landessprache ein derartiges Unwetter bezeichnet, war überall im Lande von den zerstörendsten Wirkungen begleitet, und machte selbst für den sichern Tritt des Saumthieres die Gebirgspfade auf längere Zeit unsicher. So war unsere Landreise, die wir endlich im Monat November antraten, voller Beschwerden und Gefahren. Sie führte uns über Seitenwege der Cordilleren, welche in tief gefurchten Bergjähen von dem Hauptgebirge nach der Küste zu laufen, über ausgedehnte Lanos, deren landschaftlicher Charakter mit Ausschluß aller übrigen Bäume durch den charakteristischen „Moro" bestimmt wird, und durch tiefe Thäler, in denen reißende Bergströme dem Gestade der Südsee zueilen. Bei dem Dorfe Esclabos, wo die spanischen Eroberer den letzten und tapfersten Widerstand der eingeborenen Kachikel-Indianer zu überwinden hatten, und die überlebenden zu Sklaven machten, verweilt eine schöne, wassige Gegend die Erinnerung an die spanische Herrschaft. Von dort führt der Weg sechsmal durch einen Nebenarm dieses reißenden Bergstromes, dessen Name die ungezügelte Gewalt nicht verräth, womit er sich in einem seichten Boden sein Bett gräbt.

Minder reißend, aber mit Schwefel geschwängert, ist der Ulualoo, dessen steiles Ufer in einer tiefen Grotte eine warme Schwefelquelle (von etwa 26° R.) enthält, deren crystallhares Wasser dem ermüdeten Reisenden ein labendes Bad gewährte. Der Rio de la Paz, ein breiter, reißender Gebirgsstrom, welchen ich mit meiner Karawane durchritt, bildet heutigen Tages die Gränze zwischen Guatemala und dem Nachbarstaat Salvador, wie er in früheren Zeiten das Reich der Kachikel von dem Reiche Cuzcatlan trennte. Steil berganf erstiegen wir das gegenüberliegende Ufer, eine Thalwand von 1000 Fuß Höhe, und gelangten in die Ebene von Aguachapa. Im Südwest sahen wir die „Cumbres de Apaneca" und das vulcanische Gebirge von Santa Ana, nahmen aber unsere Richtung nach dem fern im Süd emporstrebenden Pik des Vulcans Chingo, um über die kleine Landstadt Atiquisaya und das große Indianerdorf Chalchuapa noch am Abend Santa Ana, den Hauptort des Departements Zonzonate, zu erreichen. Ueberall tritt dem Reisenden größere Sorgfamkeit der Staatsverwaltung und eine dichtere, rührigere Bevölkerung entgegen; überall sieht man die Anwendung des Pfluges verbreitet, der freilich in der primitivsten Form (an

Digitized by Google

die oftpreußische Zeche erinnernd) construirt ist. Wir ritten zwischen Hecken, nach der Landessitte aus einer Bromeliene, „Piñuela“ genannt, gebildet, welche blühende Felder der Iiquilique (Antigostrauch) einschlossen, aber auch meilenweit unter großer Unruhe der Pferde durch dicht den Erdboden bedeckende Schwärme der Wanderheuschrecke (chapulin), welche in Perioden von 50 bis 60 Jahren wiederkehrend in den Küstengegenden dieses Staates, wie im benachbarten Guatemala, die Maisfelder verwüstet und die Einwohner ihres nicht öfters Nahrungsmittels beraubt hatten. In Coatepeque, das man nur durch tiefe Schluchten und ein ganz zerklüftetes Terrain erreicht, theilt sich der Weg. Der eine führt südlich nach der Hauptstadt, der andere östlich nach Zonzenate über den Fuß des mächtigen Vulcans Santa Ana, der weit hervorragt über den brennenden Izalco und den nördlicher belegenen erloschenen Kegel los Naranjos.

Diese Gruppe ist für uns die interessanteste, weil sie wahrscheinlich den Herd der Erderschütterungen bildet, welche die Stadt San Salvador zerstört hat, obschon der mächtige und hohe Vulcan von Santa Ana sich auf keiner Karte findet, und wiewohl der Vulcan los Naranjos und der brennende Izalco, die an seinem westlichen Abhange hervorgebrochen sind, augenscheinlich nichts weiter sind als jüngere Erhebungskrater oder Auswurfskegel des Santa Ana. Er folgt in seiner Configuration der Streichung der nach der Südsee abfallenden Cordillere, und liegt etwa 10 Leguas vom stillen Meere entfernt. Die Zeit seiner letzten Eruption läßt sich nicht bestimmen, aber gewiß ist, und durch lebendige Zeugen, welche der englische Capitän Baily im Jahre 1834 vernommen hat, festgestellt, daß um das Jahr 1750; also gleichzeitig mit dem Vorfall zu Mexico, an seinem südlichen Fuße aus der Küstenebene der merkwürdigste Ausbruch des amerikanischen Continents, der Izalco, hervorgebrochen ist, in dessen drei bis vier Fumarolen man von der Höhe des Santa Ana hineinblickt. Die Höhe des Izalco beträgt etwa 1600 Fuß, ist aber im Zunehmen begriffen. Sein letzter heftiger Ausbruch fand im Jahre 1789 statt. Die Lava dieser Eruption erstreckt sich eine Meile weit südlich in die Ebene. Seit jener Zeit wirft er nur Asche und calcinirte Steine aus; aber seine Eruptionen folgen in regelmäßigen Zwischenräumen von 5 bis 6 Minuten auf einander, und sind von lauten Explosionen begleitet, die man zuweilen 40 bis 50 Meilen weit gehört hat. Das Gebäse gleicht einer Mörserbatterie vom größten Kaliber. Aus dem Gipfel des Izalco erhebt sich beständig eine schwarze Rauchsäule, und aus ihr steigt eine weiße Dampfsäule zu viel bedeutenderer Höhe empor, die sich an ihrer Spitze in Form eines kolossalen Feuerschweifes ausbreitet, der zur Nachtzeit als Feuerregen in dem prachtvollsten Lichte glänzt, und an die Garbenform erinnert die man bei Feuerwerken darzustellen pflegt. Gleichzeitig schleudert der brennende Berg Steine und Schlacken 12 bis 1500' hoch in leuchtender Gluth, deren Niederfallen man aus der Ferne bemerken kann. So dient der Berg mit seinem großartigen Feuerwerk den Schiffern auf dem stillen Meer, welche bei Acajutla vor Anker gehen, zum Leuchtthurm. Im Glanze dieser Beleuchtung liegt am Fuße dieses Berges ein stilles Dörfchen, Izalco genannt, dessen Einwohner sich frei von jeder Vermischung mit der kaukasischen Race erhalten haben, und die zu dem in dieser Gegend seßhaften Stamm der Cuycatlan- (reiches Land) Indianer gehören; sie sammeln hier Schwefel und Ammoniakſalz, welches der Berg in reichen Lagern absetzt, und verkaufen es.

Sieben deutsche Meilen südöstlich von diesem Vulcan liegt die jetzt zerstörte Hauptstadt San Salvador, etwa 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, deren Vulcan, als er noch thätig war, der Stadt zum Sicherheitsventil gedient zu haben scheint. Jetzt enthält er einen tiefen Krater, dessen Wände bis zu der darin befindlichen, eine spanische Meile breiten Lagune mit Gras und Buschwerk bewachsen sind. Ich habe auf das Hinabsteigen verzichten müssen, weil zwei meiner Bekannten, die den gefährlichen Versuch gewagt hatten den Rand dieses Kraterkeſſel zu betreten, nur nach unendlicher Beschwerde und mit der äußersten Lebensgefahr den Kraterrand wieder zu erklimmen vermochten. Die Höhe des Berges wird auf 8000 Fuß über dem Meeresspiegel geschätzt; er hat eine viel unregelmäßigere Figur als die Vulcane der Guatemala-Gruppe, steigt nicht unmittelbar aus der Küstenebene hervor, sondern liegt mit der Stadt San Salvador auf derselben Terrasse, und wird von der parallel mit der Meeresküste laufenden Gebirgskette durch eine mehrere Meilen lange Schlucht geschieden, deren abschüssige Seitenwände beinahe senkrecht stehen. Er ist überall bewachsen, und die Kartoffeln und Gartengewächse die man an seinem Kraterrande zieht, werden sehr geschätzt. Aus Spalten, die an mehreren Stellen sich befinden, entbinden sich glühend heiße Schwefeldämpfe. In der nächsten Umgebung der Stadt San Salvador befinden sich heiße Schwefelquellen, die zu Bädern benutzt werden, im Herbst 1852 aber während des starken Temporals ihre Lage und Temperatur zum Theil beibend verändert haben. Dieser dichte Regen hatte auf der ganzen Landenge viele Erdeinfungen zur Folge, die in San Salvador mit vulcanischen Erscheinungen zusammentrafen. Denn in der Stadt selbst entstand plötzlich eine tiefe Schlucht, welche in einer belebten Straße eine ganze Häuserreihe niederriß. Die Ausfüllung dieser Schlucht, die sich immer mehr erweiterte, schien unerklärlich, aber es fehlte an Arbeitern und Baumaterial. Da schilderte der ehrwürdige Bischof des Landes in einem Nachmittagsgottesdienst in der Kathedrale den Einwohnern die Gefahr dieser Barranke, vergleich die Stadt mit dem zerstörten Jerusalem, an dessen Wiederaufbau Weib und Kind sich betheiligen müsse, und zog dann an der Spitze der ganzen kirchlichen Versammlung auf ein nahes Feld; die Glocken riefen die ganze Bevölkerung dorthin, und jeder in seinem Sonntagsputz, Mann, Weib und Kind, füllte Taschen, Tücher und Hände mit Steinen. So zog am Nachmittag des 20 Febr. die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, geführt von dem Bischof und dem Präsidenten des Staates, unter dem Klange der Militärmusik vom Felde nach der Stadt, den Anfang machend mit der Ausfüllung der gefährlichen Schlucht. Seit jener Zeit gehörte es zur Tagesordnung daß an jedem Sonntag Nachmittag sich diese Procession wiederholte, und daß niemand an der Barranke vorübergieng, ohne einen Stein hineinzuwerfen.

„Während meines viermonatlichen Aufenthalts in der jetzt zerstörten Hauptstadt, die etwa acht deutsche Meilen von der Küste des stillen Meeres in einem Thale der Cordilleren liegt, die sich von hier in einer steil terrassirten Böschung nach der Küste abstachen, habe ich dort fünf Erderschütterungen erlebt, die letzte in der Nacht vom 9 zum 10 Februar 1853 zwischen 2 und 3 Uhr Morgens, welche nahe an 20 bis 30 Secunden dauerte und sich gleichzeitig

Digitized by Google

in Guatemala, Antigua und Amatitlan stark und verlängert (fuerte y prolongado) wie die officielle Zeitung von San Salvador vom 18 Februar sich ausdrückt, fühlbar machte. Damals hatte die Erschütterungswelle die Richtung von West nach Ost; die Undulation war stoßförmig, der letzte Stoß wellenförmig. Außerdem habe ich in San Salvador wöchentlich und oft mehrere Tage hintereinander jenes unterirdische donnerähnliche Geräusch gehört, welches das Drängen eingepreßter, einen Ausweg suchender Dämpfe verräth und den ohnmächtigen Menschen an die Allgewalt der im verborgenen wirkenden Naturkräfte so furchtbar erinnert. Die Einwohner waren durch die häufige Wiederkehr solcher Phänomene sorglos geworden, belächelten die Prophezeiung des Schicksals von Pompeji und Herculanum und hielten die Erdstöße für eine unschädliche Landesgewohnheit. Die gräßliche Katastrophe vom 17 April d. J., die ihre ganze Stadt zerstörte, traf sie deßhalb unvorbereitet. Dieses Erdbeben stand mit einer erhöhten Thätigkeit der Guatemala-Gruppe in Verbindung, erstreckte sich aber nicht nach Südosten.

Südöstlich von der Stadt hat sich der Fuß des Salvador-Berges zu einem ansehnlichen Hügel erhoben; überall begegnete ich der Sage daß diese Erhöhung im Wachsen begriffen sey, ohne daß ich das Factum mit Bestimmtheit feststellen konnte. Von diesem Hügel an durchzieht das Land Salvador bis zum Archipelagus von Conchagua, parallel mit der Küste, etwa 10 Meilen davon entfernt, eine fortlaufende Kette vulcanischer Gebirgserhebungen, unterbrochen durch große und tiefe Lagunen von unvergleichlicher landschaftlicher Schönheit.

In dieser zusammenhängenden Kette erhebt sich zunächst, wenige Stunden nördlich von der Stadt, der kleine, aber völlig regelmäßige Kegel von Chalchuapa und auf ihn folgt der Vulcan von Perulapam oder Cojutepeque, nach der auf seinem Gipfel belegenen großen an 20,000 Einwohner starken indianischen Ortschaft, Cojutepeque genannt, der von der Regierung wegen ihrer Treue in der jüngsten Revolution den Namen der muy leal ciudad de Cojutepeque beigelegt worden ist, und wo gegenwärtig nach Zerstörung der Stadt San Salvador die Regierung ihren Sitz aufgeschlagen hat.

Nordöstlich wird der Fuß dieses niedrigen Vulcans von dem schönen See von Ilopango bespült, auf dem auch nicht das kleinste Boot geht, obschon seine Benutzung zur Schifffahrt den frequenten Handelsweg von San Salvador nach San Miguel um viele Stunden verkürzen könnte.

Südlich von Cojutepeque und etwa 15 Meil. von San Salvador erhebt sich nur etwa sechs spanische Meilen vom Meeresstrande in konischer Form 8000' hoch der San Vicente, einer der schönsten Berge dieser Vulcanreihe. Er besteht aus zwei auf derselben Basis sich erhebenden in einander geschobenen Kegeln, wovon der eine Tepesonte, der andere Zacatecoluca genannt wird. Die Bezeichnungen wechseln aber an Ort und Stelle in den am Fuße belegenen Ortschaften, welche dem Berg immer ihren eigenen Namen beizulegen pflegen, weßhalb die Namen Jztepeque, Zacatecoluca, Tontepeque, Tecoluca nur verschiedene Namen für einen und denselben Vulcan von San Vincente, unsern der alten Stadt gleiches Namens sind.

Die innere Thätigkeit des Berges gibt sich jetzt nur noch durch die an seinem nördlichen Abhang befindlichen Anfosen zu erkennen, die sich dem Wanderer vier Meilen weit durch thurmhohe, weiße Rauchsäulen ankündigen. Man nennt diese Schwefel- und Schlammquellen hier Infernillos (kleine Hölle) und findet sie nicht bloß hier, sondern auch an dem Fuße anderer erloschener Vulcane dieser Reihe, die meisten und größten aber hier in der 200 Varas breiten, und 400 Varas langen Schlucht des San Vincente neben dem Indianerdorfe La vera Paz. Diese Schlucht bildet das Bett eines vom Vulcan herabkommenden Bergstromes, der in der trockenen Jahreszeit zu einem Bächlein zusammenschrumpft, in dessen Bette warmes, geschmackloses Wasser läuft. Auf beiden Seiten dieser mit fast senkrechten Seitenwänden eingeschlossenen Schlucht finden sich Dampfquellen, die mit großem, kochendem Geräusch, zum Theil unter kolossalen Steinen hervortreten; die größte Quelle stellt wie ein niedriges Kamin aus, und bildet eine Grotte, deren Oeffnung 2 Schuh Durchmesser hat; die Höhe ist etwas größer. Daraus drängt sich in Zwischenräumen von drei Secunden mit dem Geräusch einer Dampfmaschine kochender Dampf heraus, der sich in einem kleinen Bassin condensirt. Mein Réaumur'scher Thermometer reichte nicht aus, um die Temperatur zu bestimmen. Die Ränder dieses Bassins bestehen aus Sprudelsteinen, wie bei der Karlsbaderquelle. Die ganze Schlucht an beiden Seiten ist garnirt mit kochenden Schlammquellen, die viel Geräusch machen, aber keinen Dampf geben. Die Wände der Schlucht sind mit krystallisirtem Schwefel und Alaun, zum Theil ganz getrieben bedeckt. Am südlichen Ende der Schlucht ist eine sieße schwefelig riechende Quelle heißen Wassers, welche die Einwohner des nahen Dorfes als Trinkwasser benutzen; man schöpft daselbe in porösen Thongefäßen, welche die Indianer hier bereiten, deren Form an die Etruriſchen Vasen erinnert. Das Wasser kühlt sich in 24 Stunden ab, und ist dann völlig geschmacklos.

Der Vulcan von Tecapa in der Nähe des gleichnamigen Dorfes von 2 bis 3000 Einwohnern, war der erste auf welchen wir jenseits des Rio Lempa stießen. Der Krater dieses Vulcans, den man auf keiner Karte findet, bildet eine Lagune. Die fortdauernde Activität des unterirdischen Feuers gibt sich durch verschiedene Anfosen in der Umgegend und durch Schwefelkämpfe zu erkennen, welche aus einer tiefen Schlucht hervordringen. Von dem Dorfe Tecapa aus erblickt man die Vulcane von Usulatan und Jiquilisco, zwei kleine am linken Lempaufer unmittelbar aus der Küstenebene sich erhebende kegelförmige Berge.

Es folgt in der Reihe der in der Nähe der gleichnamigen, commerciell wichtigsten Stadt Central-Amerika's belegene Vulcan von San Miguel. Er erhebt sich fast in der Mitte des Weges zwischen dem Lempa und der Landspitze Chiquirin auf flachem niedrigen Grunde und bietet, obwohl von sehr unregelmäßiger Gestalt und nur etwa 5000' Höhe, doch einen imposanten Anblick dar, weil er ganz frei und abgesondert auf einer viele Meilen weit ausgedehnten Ebene steht und von keiner benachbarten Höhe beherrscht wird. Er ist unstreitig zu den noch thätigen zu rechnen, obschon nur eine schwache Rauchsäule von Schwefeldampf, welche dem auf dem Gipfel des Berges belegenen Krater entweicht, Zeugniß von seiner fortdauernden Thätigkeit ablegt. Der Krater dieses Vulcans bildet eine vollkommen nivellirte, ovale, etwa $1^1/_2$ engl. Meilen im Umfang messende Ebene, welche ringsumher durch eine Felsenmauer eingeschlossen ist. In jener Ebene finden sich zahlreiche Spalten und rundliche Löcher von 1 Fuß bis zu 20 Ellen Durchmesser, aus

Digitized by Google

denen Schwefeldämpfe hervorquellen; fast genau in der Mitte aber befindet sich der Hauptschlund, eine Oeffnung von unregelmäßiger Form, an einigen Stellen 12 Ellen, an andern 60—70 Ellen Weite haltend. Nur mit großer Vorsicht kann man sich diesem Schlunde über dem heißen und unsicheren Boden, auf welchem man jeden Augenblick dem Versinken ausgesetzt ist, nähern. Man blickt in einen unermeßlichen Abgrund, in welchem aller Orten schwefliche Flammen hervorbrechen. Alle 50 bis 60 Secunden ertönt aus diesem Schlund ein dumpfes prolongirtes Gebrüll, welches den Berg in seinen Grundvesten erzittern macht. Zugleich dringen Massen von Rauch und Schwefeldampf aus der Tiefe, welche, indem sie das Sehen ebenso unmöglich machen wie das Athemholen, den verwegenen Beschauer zum schleunigen Rückzug zwingen.

In der Kirche von San Miguel zeigt man ein Bild, das eine schreckliche Eruption dieses Vulcans darstellt, welche in dieselbe Zeit fällt zu welcher der Jorullo in Mexico und der Izalco in Salvador aus ebener Erde hervorstiegen.

Im Jahre 1818 fand eine andere Eruption des San Miguel statt, während welcher die Lava 4 Tage lang nach der Seeseite hin ablief. Die letzte Eruption fand am 20 Julius 1844 statt; der ganze Gipfel stand in hellen Flammen, so daß man 4 Meilen davon in der Nacht Geschriebenes lesen konnte. Die Lava floß nördlich nach der Stadt nur in kleinen unschädlichen Massen, aber südlich nach der See in starken Strömen ab. Dort breitet sich ein 50′ hohes Lavafeld, drei spanische Meilen weit in der Breite einer halben spanischen Meile aus. Die Lavaabfuhr ist außerordentlich hart, schwer, voll kleiner Höhlen und gibt, mit einem anderen harten Körper zusammengeschlagen, einen metallischen Klang. Sie ist nicht ganz werthlos, da sie Material zu einem festen und dauerhaften Untergrunde für Häuser liefert, zu welchem Zweck sie auch in San Miguel und den umliegenden Ortschaften verwendet worden ist.

In der Mitte jener unabsehbaren schwarzen Massen bemerkt man, einer Oase gleich, ein blühendes Eiland mit herrlichen Königspalmen.

Die letzt erwähnte Eruption war von starken Donnerschlägen, aber nicht von einem Erbeben begleitet. Es giengen ihr gar keine Anzeichen voraus. Der General Barrios erzählte mir, daß er am 30 Julius 1844 in die Kirche getreten sey, um sich mit der Tochter des Divisions-Generals Benemerito Guzman zu vermählen. Im Begriff vor den Altar zu treten, habe ein furchtbarer Donnerschlag und das Zetergeschrei der durch die plötzliche Eruption erschreckten Einwohner Priester und Gäste verscheucht, und erst nach vier Wochen habe er den Muth gehabt die Trauung vollziehen zu lassen.

Der Vulcan von La Union, der schöne Conchagua-berg, an der Bay gleiches Namens auf der äußersten Südspitze Salvadors belegen, schließt die Reihe der vulcanischen Bergkegel auf dem Gebiete dieses Staats. Er ist erloschen und kann zu Pferde bis zu seinem äußersten Gipfel bestiegen werden, von welchem aus man eine überraschende Aussicht über das ferne Nicaragua und die zu Füßen sich ausbreitende Conchagua-Bay mit ihrem Inselarchipel genießt. Unter den letzteren gewährt die Insel Tigre ein besonderes Interesse, durch den bis an den Rand mit klarem Quellwasser gefüllten Krater eines erloschenen Vulcans, welcher an ihrem westlichen Rande sich erhebt und von dem östlich davon belegenen zuckerhutförmigen Pic der Insel beträchtlich überragt wird.

Die Conchagua-Bay wird begränzt auf der Nordseite von den Gebirgen von Honduras und südlich von dem Lande Nicaragua, welches sich durch eine breite Landzunge tief ins Meer erstreckt, die wie ein Thorpfeiler in den südlichen Eingang der Bay hineinragt und an ihrer nördlichen Spitze den Vulcan Cosiguina trägt; von der Südsee gesehen, erscheint er als ein niedriger eingestürzter Vulcan. Im Jahre 1835 war sein berühmter letzter Ausbruch, dessen ungeheurer Aschenauswurf einen Verfinsterungskreis hatte, dessen Radius 35 Leguas betrug.

Er bewarf die bisher fast ganz unfruchtbaren Inseln des Conchagua-Archipels mit einer Aschendecke, aus der seit jener Zeit die üppigste Vegetation hervorgegangen ist.

Oestlich vom Cosiguina beginnt die Vulcanreihe der Marabios, welche unmittelbar aus der Küstenebene (der Ebene von Leon) sich erheben und von Nordwest nach Südost streichen.

Der erste Vulcan dieser Reihe ist der 5000 Fuß hohe Blejo; wenige Meilen davon schließt sich ihm zwischen den Ortschaften Chinandega und Chichigalpa der Vulcan von Santa Clara an, aus dessen Gipfel nicht selten Flammen hervorbrechen. Dann folgt der Telica in der Ebene der Hauptstadt Leon belegen, etwas über 4000 Fuß hoch. Der Krater desselben enthält eine Menge Quellen von heißem Wasser und kochendem Schlamm, Bimstein und freier Schwefel finden sich in Menge; dann der Vulcan von Las Pilas; dann der höchste noch thätige dieser Kette, der rauchende, zuweilen Lava speiende Momotombo am Ufer des Managuasees, aus dessen Wasserspiegel sich der benachbarte malerische Inselvulcan Momotombito erhebt.

Zwischen dem großen Dorfe Managua, wo die Regierung residirt, und der großen Stadt Granada unfern des kleinen Massaya-Sees wird die Gegend vom Vulcan Massaya beherrscht, ein Kegel von etwa 2600 Fuß Höhe, aus dem ein ungeheurer Kraterrand hervorragt. Aus diesem letztern ist eine ungeheure Lavamasse hervorgebrochen, welche mehrere Leguas weit nach Nordosten zu alle Fielder unter einer 20 bis 50 Fuß hohen Lavadecke begraben hat, über welche die Straße führt. Nur hie und da hat an dem Rande der Straße sich wieder eine Ackerkrume gebildet, aus welcher einzelne Bäume von mäßiger Höhe und Buschwerk emporblühen. So weit das Auge schweift, ist das Land mit einer Trauerdecke belegt, deren äußerster Rand Palmen und blühende Felder bemerkar machen. Die Eruption welcher dieses Lavafeld seine Entstehung verdankt, ist die letzte welche man überhaupt von diesem Berge kennt, der zur Zeit der Conquista fast unausgesetzt in lichten Flammen stand; sie fand statt im Jahre 1670. Erst gegen Ende vorigen Jahres — nach fast 200jähriger Ruhe — ist zum großen Schrecken der Umgegend das unterirdische Feuer von neuem losgebrochen. Erst bei Granada und an dem südwestlichen Ufer des Nicaragua-Sees sieht man die gewaltigen Formen des ausgebrannten und eingestürzten 4000 Fuß hohen Mombacho, aber viel weiter sichtbarer sind die sich aus dem Nicaragua-See erhebenden kegelförmigen Insel-Vulcane Omotepe und Madera (6000′). Der erstere steht in entschiedener unterirdischer Verbindung mit dem Orosi in Costa

Digitized by Google

Rica, und stößt zuweilen unter dumpfem Getöse Rauchwolken aus. Dieß sind die südöstlichsten Vulcane dieser Reihe, die sich in Costa Rica fortsetzt, und nicht ihnen, sondern den Vulcanen Costa Rica's, die unser Reisender nicht selbst gesehen hat, namentlich dem Oroß und Turialba schreibt man die häufigen Erderschütterungen zu, welche das Land Nicaragua in der Richtung von Südost nach Nordwest heimsuchen. Aber Spuren vulcanischer Thätigkeit auf einem nahgelegenen Herde zeigen sich hier in Fälle. Der Rio Panaloya ist der Verbindungsfluß zwischen dem Nicaragua und Managua-See. Nach der Breite und stellenweisen Tiefe seines Bettes war der Strom früher ein bedeutender, und wurde in der That bis zu dem Orte Tipitapa von den landesüblichen großen Piraguas befahren, weßhalb er auch den Namen des Rio Tipitapa führt, unter welchem er in Europa fast ausschließlich gekannt wird. Jetzt führt er die größte Zeit des Jahres kein Wasser aus dem Managua-See mehr ab, weil bei dem Erdbeben vom Jahre 1845 (welches, wie man hier allgemein behauptet, das Niveau des Managua-Sees wesentlich verändert hat) das ganze Bett des Panaloya sich gehoben hat, und Tuffsteinriffe, dem Ufer an Höhe gleich, aus dem Flußbette getreten sind. An seinem rechten Ufer, unmittelbar neben der einzigen gemauerten Brücke des Landes, entspringt eine Quelle von 52° R., die meist Alkalien und etwas Schwefelwasserstoff enthält, ihr Geschmack ist dem Karlsbader Sprudel ähnlich. Außer dem großen Nicaragua- und Managua-See gibt es in dieser Vulcanreihe noch drei Krater-Seen von ungeheurer Tiefe, die alle als Symptombarometer für Erdbeben dienen; die Laguna de Apoyo bei Granada, ein kleiner See südlich von Managua, und der Massaya-See am Fuße des Vulcans gleichen Namens, aus dem die Einwohner dieser glühend heißen Gegend auf Treppen von mehrern hundert Stufen ihr Wasser holen, dessen Farbe nach dem Erdbeben von 1845 grünlich geworden ist, und dessen Geschmack starke Alkalien verräth. Ein lebendes Zeugniß der vulcanischen Thätigkeit dieser Gegend liegt auch in den Wasserfällen des großen schiffbaren Flusses San Juan, des Ausflusses des Nicaragua-Sees nach dem atlantischen Meer zu. Diese Fälle, welche jetzt die nordamerikanische Transit-Compagnie nöthigen, ihre Dampfboote auf der Tour von San Juan bis Nivas viermal zu wechseln, sind vulcanische Erhebungen des Flußbettes, die erst im 17ten Jahrhundert stattgefunden haben; früher war der Strom für größere Fahrzeuge practicabel, und im Stadtarchiv zu Granada finden sich noch Processacten, aus denen hervorgeht daß eine spanische Brigg, als sie ihre Waaren im Hafen von Granada gelöscht hatte, abgetragen werden mußte, weil sie durch jene vulcanischen Erhebungen den Rückweg auf dem Strome versperrt fand.

Der Tod des Hohenpriesters der Japanesen.

(Aus dem Moniteur de la flotte.)

Der Dairi oder Hohepriester von Japan wohnt in der Stadt Myako,[1] oder Meako, welche, wie Jeso, auf der Insel Nipon liegt. Er besitzt dort einen prächtigen Palast, seinen Hof bilden 22,000 Priester, welche mit dem Dienst in den 4000 Tempeln dieser unermeßlichen Stadt betraut sind. Seine Tracht besteht aus einer langen Tunica, über welcher er ein großes rothes Gewand trägt; ein weißer und durchsichtiger, mit goldenen Fransen gezierter Schleier bedeckt seinen Kopf, und fällt ihm bis auf die Mitte des Leibes herab. Nie sieht das Volk seine Gestalt.

Am 1 Julius 1856 wurde der Dairi krank; alsbald ward der Oberpriester mit dem Priester-Collegium, bestehend aus 200 mit der religiösen Verwaltung des Reichs beauftragten Priestern ersten Rangs, in den Palast berufen. Am folgenden Tage hatte sich der Zustand des Kranken sehr verschlimmert; am 3 Julius Morgens erkannte man daß sein Tod gewiß sey, und bald erfolgen werde. Die Priester begaben sich dann in die Tempel, und verkündeten dem Volke, der Dairi habe sich mit den sieben großen Göttern des Himmels in Verbindung gesetzt, und stehe im Begriff seine Seele im Schooße Ten-sjo-dai-sin's,[2] des ersten dieser Götter, zu erneuern. Diese japanesische Gottheit hat, nach dem Glauben der Landesbewohner, die Welt und Japan geschaffen; sie hat ihre Herrschaft 25,000 Jahre lang geübt, und von ihr stammen alle Fürstengeschlechter ab welche über Japan regiert haben. Das ganze Reich betet sie an, und fleht zu ihr als ihrer Schutzherrin.

Als die ersten Gebete beendigt waren, erklärten die Priester daß von diesem Augenblick an das Volk Zutritt in den Palast habe, und daß es den Anblick des verehrten Hohenpriesters genießen könne. Nach dieser Erklärung strömte die Menge in den Palast. Der Dairi ruhte auf einem Paradebett; er war in eine weiße Tunica gekleidet, und ein an der Haut anliegender Gazeschleier ließ seine Gesichtszüge durchschimmern, welche mit einer sehr leichten Moose bedeckt schienen. Die Priester beteten mit lauter Stimme, und schwangen den Rauchfässer, aus denen sich liebliche Gerüche um ihn herum verbreiteten. Am 5 Julius, um 9 Uhr Morgens, starb er. Als er den letzten Athemzug ausgehaucht, verkündete der Oberpriester, zum Zeichen des entschwundenen Lebens seine Arme erhebend, daß seine (des Hohenpriesters) Seele in den Wohnsitz der geistigen

[1] Man thut besser, wenn man diese Stadt mit dem einheimischen Namen Myako bezeichnet; Hrn. Leon de Rosny zufolge bedeutet Kyo einfach Hauptstadt, und ist die japanesische Aussprache des chinesischen Worts King, welches man in den Namen der Städte Pe-king (Hauptstadt des Nordens), Nan-king (Hauptstadt des Südens) u. s. w. teifft.

[2] Ten-sjo-dai-sin, in der den Japanesen eigenen Mundart Amaterasu-oho-Kami genannt, (d der erste der fünf irdischen Geister; er war der Nachfolger der sieben Generationen der himmlischen Geister. Nach Tensjo-dai-sin war der fünfte irdische Geist Kyaya-fuki-awasezu-no-mikoto. Sein vierter Sohn war der erste Kaiser und selbherrliche Hohepriester von Japan (im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung); er ist in der Geschichte bekannt unter dem Titel Sin-mu-Ten-no, „der Erbauche des Himmels, Kriegergenius." Seine Nachkömmlinge besitzen noch heute die Kaiserwürde; allein die an diesen Rang geknüpft gewesene Macht ist schon lange in die Hände des Oberbefehlshabers der japanesischen Heere, des Sjo-gun, übergegangen, welcher, wie die Majordome der Merowinger, sich zum eigentlichen Gebieter zu machen wußte, an dem andern aber den pomphaften und fictiven Kaisertitel respectirte.

(Num. v. L. de Rosny.)

Digitized by Google

Götter abgegangen, bald aber wieder zurückkehren werde. Auf dieſe Kunde hin trat das größte Stillſchweigen unter den Anweſenden ein. Nach Verfluß von zehn Minuten warf der Oberprieſter, umgeben von einer Anzahl Mitglieder des Prieſtercollegiums, auf den Leichnam des Dairi einen großen weißen Schleier, den er alsbald wieder zurückzog, und an der Stelle ſelbſt welche der kaum erkaltete Leichnam eingenommen hatte, zeigte ſich ein dem erſtern ganz ähnliches Weſen, voll Leben und Geſundheit, das ſich auf ſeinem Sitz erhob, dann herabſtieg, ſich an einen neben dem Bett angebrachten Altar begab, und das Volk ſegnete. Freude und Jubel herrſchte nun unter der Menge.

Durch ein ſehr geſchickt ausgeführtes Stratagem hatten die Prieſter an die Stelle des Leichnams des Dairi die Perſon ſeines Sohns, der zugleich ſein Erbe iſt, zu verſetzen gewußt. Der Kunſtgriff den ſie dabei anwenden, iſt unter ſolchen Umſtänden um ſo leichter ausführbar, als das Paradebett auf einer mit Schleiern bedeckten Eſtrade ſteht, wodurch die Benützung einer cylindriſchen Fallthür möglich wird, ohne daß das Volk, deſſen Leichtgläubigkeit alles Maß überſchreitet, es wahrzunehmen im Stande iſt. Der Leichnam des Dairi wurde während der Nacht aus dem Palaſt entfernt und von den Mitgliedern des Prieſtercollegiums in den Yeié-Tempel getragen, wo er auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt wurde. Wenn dieſer Act vollendet iſt, werden die Thüren des Tempels geſchloſſen, und niemand kann mehr hineingehen. Wer darüber hinaus wollte, würde der Tempelſchändung für ſchuldig erklärt und lebendig verbrannt.

Der Yeié-Tempel, der ſchönſte der Stadt, enthält mehrere Reihen Erzſtandbilder des Gottes Tenſyo-daiſin. Dieſe Standbilder ſind ungefähr einen Meter hoch, hohl und hinter dem Kopf mit einer ziemlich großen Oeffnung verſehen. Die Aſche eines jeden Dairi wird, gleichſam wie in einer Todtenurne, in einem dieſer Standbilder aufbewahrt. Das Volk darf den Theil des Tempels, in welchem dieſe Figuren aufgeſtellt ſind, nicht betreten. Am Tage nach der Beerdigung der Todtenfeier findet eine Ceremonie ganz anderer Art ſtatt — die Inthroniſirung des neuen Hohepriеſters, der nach der Meinung der Japaneſen ſeine Seele im Wohnſitz der ſieben großen geiſtigen Götter erneuert hat.

Am 7 Julius verließ der neue Dairi, umgeben von ſämmtlichen Prieſtern, ſeinen Palaſt, und durchzog die verſchiedenen Stadtviertel Myako's; das Volk warf ſich zu Boden, und richtete, wie an die Gottheit ſelbſt, Gebete an ihn. An dieſem Tage wurden alle Arbeiten eingeſtellt, alle Gefangenen in Freiheit geſetzt und die peinlichen Proceſſe für nichtig erklärt.

Am folgenden Tage ſetzt ſich der Zug in derſelben Ordnung abermals in Bewegung, und begibt ſich nach Nara, das in geringer Entfernung von Myako liegt, und welches als eine der heiligen Städte des Reichs betrachtet wird. Sie enthält eine große Anzahl Tempel, deren vornehmſter koloſſale Dimenſionen hat. Er iſt von einem, auf jeder Seite durch hundert Säulen, deren jede einen Meter im Durchmeſſer hat, geſtützten viereckigen Portikus umgeben. Das Standbild des Gottes welchem dieſer Tempel geweiht iſt, ſteht in der Mitte; es hat an den Schultern eine Breite von 45 Metern. Am 10 Jul. hielt der Dairi, von Nara zurückkehrend, ſeinen feierlichen Einzug in ſeine Hauptſtadt. Sobald er zurück war, verordnete das Prieſtercollegium, zur Feier des eben vor ſich gegangenen wichtigen Ereigniſſes, in allen Tempeln des Reiche öffentliche Gebete.

Dieß ſind die merkwürdigen Einzelheiten welche uns aus Simoda ein Augenzeuge, ein geborner Holländer, überſandt hat, der ſeiner Geſchäfte halber in japaneſiſcher Tracht die Staaten des Dairi zu beſuchen Gelegenheit gehabt. Er fügt bei daß derjenige welcher während dieſer bizarren Ceremonien das geringſte Zeichen der Ungläubigkeit oder auch nur der Gleichgültigkeit zu erkennen gäbe, augenblicklich niedergemetzelt werden würde.

Digitized by Google

Geschichte der mittelalterlichen Missionen in Indien und China.

Erdkunde, Handels- und Religionsverbreitung haben seltsam genug eine gemeinsame Geschichte. Die Entdecker ist der Vorbote des Missionärs, der Missionär oft selbst wieder Entdecker. Wo sich Handelsverbindungen anknüpfen, da siedelt sich der Missionär an, wo Missionen begründet werden, da entwickeln sich Handelsverbindungen. Wir wissen daß das Christenthum sehr früh nach der indischen Halbinsel an die Malabar- und Coromandelküste gelangte. Die Ueberlieferung läßt den Apostel selbst bis nach Meliapur gelangen, eine Stadt welche die Araber Betumah, d. h. das Haus des Thomas nannten, denn dort sollte der Apostel begraben worden seyn. Bestreiten läßt sich diese Thatsache ebenso wenig als historisch erhärten, was wir aber genau wissen, besteht darin daß in dem 4ten Jahrhundert bereits das Christenthum nach Malabar, an die Coromandelküste, auf Socotora und nach Ceylon gelangt war. Wir wissen ferner daß es bis nach China ausgebreitet wurde, und zahlreiche Gemeinden bis zu den Christenverfolgungen im 8ten Jahrhundert dort bestanden. In diesem Fall war es der Handel, welcher die Ausbreitung der Lehre beförderte, denn ehe der Apostel Thomas nach Indien reisen konnte, bestand bereits die regelmäßige Mousson- (Hippalus-) Schiffahrt zwischen den Küstenplätzen des rothen Meeres und der indischen Pfefferküste. Die christlichen Gemeinden befanden sich auf den großen Etappen dieser Schifffahrtslinie, aber auch nur dort. Mit Handelsschiffen ging das Christenthum von Indien nach China. Dort erlischt es im 8ten Jahrhundert, und gleichzeitig hörte auch für einen langen Zeitraum der unvermittelte Handelsverkehr zwischen China, Indien und den arabischen Handelsplätzen im persischen Meerbusen auf. Hier war die Religionsausbreitung ein Product des Handels.

Umgekehrt waren es Missionszwecke welche zur ersten Entdeckung China's führten. Die Franciscaner-Missionäre Innocenz IV waren es die im Jahr 1246 bis zum gelben Kaiserzelt der Mongolen vordrangen. Die Sendungen an den Hof der Dschingiskhaniden dauerten dann fort. Mochten nun die ersten oder die spätern Missionäre, welche Ludwig der heilige schickte neben ihren religiösen Aufträgen, auch geheime politische haben, mochten sie sogar als militärische Spione dienen, gewiß bleibt immer daß Ordensbrüder zuerst auf dem Landwege China erreichten, daß sie die erste Beschreibung der ostasiatischen Civilisation ins Abendland brachten, und daß das Mittelalter ihnen die Lösung einer großen geographischen Streitfrage dankte, daß nämlich der caspische See ein Binnenmeer sey und nicht, wie man lange geglaubt hatte, in das Eismeer sich öffne. Auf den Spuren dieser Missionäre gingen dann die ersten Handelsagenten, die Poli aus Venedig nach China, und am Anfang des neuen (14ten) Jahrhunderts gab es bereits eine geregelte Karawanenverbindung vom Don bis nach Peking. Die geographischen Wissenschaften sind den Missionsanstalten tief verschuldet. Was wüßten wir vom Innern des himmlischen Reiches, wenn es Missionäre beinahe in allen Richtungen nicht durchzogen hätten? Der große Entdecker des Innern von Südafrika, Livingston ist der Schwiegersohn eines Missionärs und selbst Missionär, und seine Reisen waren ihm nur das Mittel zum Zweck einer größern Ausbreitung der christlichen Lehre.

Die Geschichte der Entdecker ist aber wieder eine Geschichte der Missionen. Der Ausbreitung des Christenthums in der neuen Welt mußte zuerst die columbische Entdeckung vorausgehen, denn die früher normännische Entdeckung, welche ohne größere Erfolge blieb, fand zu einer Zeit statt wo das nordische Volk noch mit einem Fuß im Heidenthum stand. Deßhalb ersahen fromme Spanier gleichsam ein Wortspiel der Vorsehung darin daß Columbus Christophorus der Christträger hieß, und ein zierliches Bildchen auf der ältesten Karte Amerika's von Juan de la Cosa stellt auch den heiligen Christoph mit dem Christkinde auf den Schultern dar, wie er durch Schilf an das Gestade der neuen Welt steigt.

Nach diesen Bemerkungen ergibt sich es sich von selbst, welchen Nutzen die Geschichte der Geographie und des Handels aus einer Geschichte der Missionen gewinnen müßten; denn sobald wir die Ausdehnung der Missionen in den verschiedenen Zeitaltern kennen lernen, vermöchten wir daraus auch auf die Gränzen des geographischen Wissens und seine Fortschritte zu schließen. Ein Stück Missionsgeschichte ist nun eben von einem bayerischen Gelehrten, Dr. Friedrich Kunstmann, bearbeitet worden.[1] Die Aufgabe ist eine außerordentlich mühsame, insofern die Berichte allerorten aufgesucht und namentlich aus den voluminösen geistlichen Annalen und den Urkundensammlungen verschiedener Mönchsorden zerstreute Angaben gesammelt, verglichen und kritisch erläutert seyn wollten. Die größte Schwierigkeit bereitet aber die Erklärung der Namen aud der mittelalterlichen Geographie. Hier ist jahrelanges Studium erforderlich, ehe nur einiges Licht in das Chaos von Namen fällt, und ein Laie kann hundertmal einen solchen Bericht lesen ohne zu wissen ob die Rede von Aethiopien, oder China, von Indien oder den turanischen Steppen sey. Selbst die alten Karten sind oft genug nur trügerische Irrlichter. Es kann sich zutragen daß der Laie im indischen Ocean eine ganze Gesellschaft Inseln antrifft die Taprobane, Serendib, Seilla, Ceylon heißen. Wenn er nicht weiß daß alle diese Inseln nur Eine Insel, das heutige Ceylon vertreten, wenn er den Ursprung dieser verschiedenen Namen nicht kennt, so ist er wohl gar geneigt die vielen Reflexe des einzigen Namens für ebenso viel geographische Individuen zu halten.

Die Geschichte der Missionen in Indien beginnt mit dem Auftreten Johannes von Montecorvino, der 1291 Tabris verließ. Er begab sich nach Meliapur (S. Thomé) zu den nestorianischen Christen. Ihn begleitete ein Minorit Nicolaus v. Pistoja, der in Meliapur in den Armen Montecorvins starb. Wir vernehmen auch daß es eine Christengemeinde in einer Stadt gab, welche eine Bulle Johanns XXII Molerbatam nennt, und die dem heutigen Masulipatam entspricht. Daß bis zum Jahr 1310 Missionen der Dominicaner und Minoriten an der Coromandelküste bestanden, wissen wir aus dem Brief des Dominicaners Menentillus, der von dorther schrieb und für die Geschichte der Geographie wichtige Mittheilungen nach dem Abendland sendete (Ausl. 1856, S. 72.). Am 13 und 14 April 1321 litten vier Missionäre der minderen Brüder in Tana den Martyrertod; es ist dabei nicht an La Tana, die berühmte Handelsfaktorei der Genueser und Venetianer am Don (Asof), zu denken, sondern an das Tana auf der Insel Salsette. Zwei Jahre nachher finden wir den Dominicaner Jordanus das Bekehrungswerk unerschrocken fortsetzen. Dießmal ist der Schauplatz der Mission das Gudscherat,

[1] Die Missionen in Indien und China im 14ten Jahrhundert. Historisch politische Blätter 1856. Heft 1, 2, 3, 5, 7, 8.

Digitized by Google

da die Stadt Gaga, woher der Mönch seine Briefe datirt, wahrscheinlich das heutige Goga im Golf von Cambala ist. Mit der Rückkehr des Jordanus hörte die Mission im Gudscherat auf. Jordanus aber machte dem Papst Vorschläge, von Indien aber besser vom westlichen Golf aus Missionäre, wahrscheinlich über Massowa oder Zeyla zu den Christen in Habesch oder in der Sprache des Zeitalters zum „Erzpriester Johann“ zu senden, wie man die angeblich von Salamo und der Königin von Saba entsprungene abessinische Dynastie nannte, „da der Seeweg von Indien nach Habesch offen stehe,“ während die Mamlukkensultane keinen Christen mehr den Nil hinauf nach Nubien reisen ließen. Wirklich begab sich auch in den ersten Regierungsjahren Johanns XXII eine Dominicanermission nach Abessinien, und Dancala, das heutige Dongola in Nubien wurde zum Bisthum erhoben.

Auf Jordanus Vorschlag wurde in Indien ein anderes Bisthum in einer Stadt errichtet, die bald Columbo bald Palumbum heißt, jedenfalls in der Nähe des Cap Comorin lag, aber durchaus nicht das Colombo auf Ceylon seyn kann. Hr. Kunstmann sucht das Columbo der Missionäre an der Coromandelküste, und hält es identisch mit dem Kael des Marco Polo, welches indessen selbst erst noch sicher bestimmt werden soll. Für diese Annahme spricht die catalanische Karte von 1375, welche eine Citatat de Columbo östlich vom Cap Comorin aufführt. Erinnern wir zuerst daran daß der Name der Stadt Colombo auf Ceylon, welcher durch die Portugiesen zuerst nach Europa gebracht wurde, aus Kola Ambo entstanden ist, und daß alle Europäer die einheimischen Ortsnamen zu verdrehen liebten, bis sie einen europäischen Klang erhielten. Marco Polo kennt ein Reich Koulam an der Coromandelküste, welches nach seiner Beschreibung nicht verwechselt werden darf mit dem malabarischen Staat, den die Portugiesen Goulao nannten, unser heutiges Quilon oder Kollam. Man müßte denn annehmen daß sich das Reich Koulam auf beide Ufer, auf die Malabar- und Coromandelseite erstreckt habe. Die Ureinwohner im untern Cavertgebiet heißen Kola's (Lassens Karte des alten Indien), und möglich ist es daß daraus das Kulam des Marco Polo und das Columbo der Missionäre entstanden sey. Dagegen erwähnen die Missionäre wiederholt daß in ihrem Reich Columbo der Pfeffer wachse. Pfeffer ist aber nie auf der Coromandelseite gebaut worden, und von jeher wurde der Pfeffer von der Malabarküste oder aus dem malayischen Archipel geholt. Ferner sprechen die Missionäre von einer Geldmünze, die sie Fanos nennen. Dieß sind die Fanoes der portugiesischen Schriftsteller, die in dem malabarischen „Kaiserreich“ zur Zeit von Gama's Entdeckung cursirten. Diese Angaben lassen sich also nur vereinigen, wenn man annimmt das Reich habe sich über die ganze Südspitze erstreckt.

Jordanus, der später — 1328 — zum ersten Bischof von Columbo geweiht wurde, war auch der erste Missionär der dorthin gelangte. Vom Jahre 1321 bis 1323 hält er sich im Gudscherat auf. Er beschreibt die uralte Beerdigungsweise der Parsis und die verachtete Kaste der Dheras unter dem durch Abschreiber verstümmelten Namen Dumbri. Dann schildert er und unter dem Namen Kleinindien die regenlose Küste von Beludschistan bis zum Indus. Bortrefflich bemerkte er daß nur während des Südwest-Moussons dort sich Feuchtigkeit niederschlage, daß man weder Pferde, Maulthiere noch Kamele in diesem Land gebrauche, sondern Ochsen. In Kleinindien fügt er bei, finde sich die Südgränze „der Palme,“ d. h. der Dattelpalme (Phœnix dactylifera), der Palme par excellence. [1] Ueber die weitern Lebensverhältnisse des ersten Bischofs ist nichts weiter bekannt geworden, und das Bestehen des Bisthums kann von keiner Dauer gewesen seyn, denn Johannes Marignola, der sich 1345 in Columbo 14 Monate aufhielt, spricht weder von einem Bischof noch von einem Missionär.

Man kennt bereits die Duldsamkeit der Mongolenkaiser in Bezug auf Religion. Die Dschingischaniden wurden, wie Remusat bemerkt, in China Buddhisten, in Persien traten sie zum Islam über, in Syrien bekannte sich der eine oder der andere ihrer Feldherren zum Christenthum, und ihre Allianzen mit abendländischen Fürsten gegen die Mamlukken waren zahlreich genug. Nie hat die christliche Kirche höhere Freiheit in China genossen als unter der Mongolenthynastie. Kubilai, der Kaiser dem Marco Polo diente, hatte sich vom Papst Missionäre erbeten, und der erste Missionär, der nach Chambalik (Cambalu, Gamaleeco ꝛc.), d. h. nach Peking kam, war der berühmte Johannes von Montecorvino. Er gieng nach Tauris im Jahr 1291 und begab sich dann nach Meliapur (ad ecclesiam sancti Thomae), wo er über ein Jahr blieb. In Peking fand er günstige Aufnahme. Er durfte dort Kirchen erbauen lassen, und die Mission nahm einen so guten Fortgang daß Peking zum Erzbisthum erhoben und Johannes 1308 daselbst zum Erzbischof geweiht wurde. Zaiton (Thsiouan-tschou-fu), der berühmte aus Marco Polo bekannte Hafenplatz wurde ein Bischofssitz. Johannes von Montecorvino starb 1330 in Peking, und erhielt einen Ordensbruder, den Minoriten Nicolaus 1333 zum Nachfolger, dem China blieb in dem betreffenden Zeitalter immer die Missionsprovinz des Minoritenordens. Nicolaus kam aber nie nach Peking, und das Erzbisthum blieb sehr lange ohne einen Hirten.

Im Jahr 1338 erhielt Johannes Marignola von Benedict XII eine Mission an den Hof in Peking. Er befand sich mit seinen Begleitern zu Ostern 1339 in Neorel, am 1 Mai in Konstantinopel, und begab sich dann nach Kaffa auf der Krim. Er schlug also die centralasiatische Karawanenroute im Norden des caspischen See's ein. Der erste Winter wurde in dem berühmten jetzt verschwundenen Sarai an der Wolga in der Nähe des heutigen Astrachan zugebracht. Er kam dann nach Armaleeco oder Almaligh, einer wichtigen Etappe der großen Handelsverbindungen zwischen dem Don und Peking. Dort hatte 1339 eine Christenverfolgung stattgefunden und sieben mindere Brüder dabei den Tod erlitten. Marignola, der im folgenden Jahre dorthin gelangte, fand aber die Kirche bereits wieder hergestellt und die Gemeinde ungestört in der Verrichtung ihres Gottesdienstes. Almaligh verließ er erst 1341, und im folgenden Jahre finden wir den Reisenden im Ordenshaus zu Peking neben dem kaiserlichen Palast, wo er vier Jahre mit seiner Dienerschaft so glänzend auf Kosten des Chans sich bewirthet sieht daß er den Aufwand auf 4000 Mark berechnet. Die Minoriten besaßen damals verschiedene Kirchen in der Stadt, die sogar mit Glocken versehen waren und auf kaiserliche Kosten erneuert erhalten wurden. Den Rückweg mußte er 1346 über Indien nehmen, weil der Continentalweg durch Krieg unsicher war. Er beschreibt uns den Hoangho mit seinen schwimmenden Ortschaften, die kunstvollen Handwerke der Chinesen, die berühmte Stadt Campsay (Quinsay, Hang-tschou-fu) und Zaiton (Thsiouan-tschou-fu), wo die Minoriten drei stattliche Kirchen besaßen. Er verließ diese Stadt am 2 December 1347, und erreichte am 16 April 1348 die Stadt Columbo, wo aller Pfeffer der Welt wachse. Von dort schiffte er sich nach Meliapur ein, er reiste also wieder zurück, und nach viertägigem Aufenthalt erreichte er eine Insel Saba, wo eine Königin dieses Namens herrschte. Kunstmann hält diese Insel für das Zabiadj El Mohl des Ibn Batuta, wo die Königin Khobija regierte, deren

[1] La Culture du Dattier s'arrête à l'Indus. De Candolle Géogr. Botanique p. 346.

Gemahl Dschemal-eddin die Rolle des ersten Ministers spielte. Es würde also eine Insel der Malediven seyn, wo die Frauen schon seit Alters her den Thron behauptet hatten. Dort hielt der Missionär sich 11 Monate auf, am Hofe mit Auszeichnung behandelt, als er aber auf die Rückreise sich begeben wollte, wurde er von einem Sturm am 23 April 1350 nach Ceylon verschlagen. Dort beraubte ihn einer der ungastlichen Fürsten seiner Habe im Werth von 60,000 Mark, worunter sich auch die kostbaren Geschenke des Großchans an den Papst befanden. Die Rückreise gieng über Ormuz, den Tigris aufwärts über Mosul, Haleb, Damascus nach Jerusalem, und 1353 erschien er wieder vor dem Papst Innocenz VI in Avignon, und überreichte die Schreiben des Chans, worin der Papst gebeten wurde aus dem Orden der minderen Brüder einen Erzbischof für Peking zu wählen. Es fand eine solche Ernennung statt, ebenso hören wir von neuen Besetzungen des Bisthums Zaitou, allein wir wissen nicht ob diese Prälaten, und welche von ihnen, wirklich nach China gelangten. Der Sturz der Mongolenherrschaft (1368) und die Begründung der neuen und nationalen Mingdynastie war den Missionen jedenfalls ungünstig. Die Minoriten mußten ihr Ordenshaus in Peking verlassen, und der letzte Erzbischof von Cambalu war der von Urban V ernannte Wilhelm von Prato. Graf Baldelli Boni hat die Liste der Erzbischöfe von Peking bis ins 15te Jahrhundert hinaufführen wollen, allein Kunstmann weist nach daß er die Diœcesis Cambaliensis, d. h. das Bisthum Cembalo (Balasiawa) auf der Krim mit dem Erzbisthum in Peking verwechselt habe. Am längsten, nämlich bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, scheint sich die Mission in Zaiton erhalten zu haben.

Sehr genaue Untersuchungen wurden der Reise des Odericus von Pordenone gewidmet, des Franciscanermönchs, welcher eine Mission nach dem Morgenland im Auftrag seines Ordens ausführte. Die Beschreibung seiner Reise stimmt sonderbar genug überein mit der des Ritters Mandeville, dessen Reisen auch in Deutschland ein viel gelesenes Buch und weit populärer waren als Marco Polo. Entweder hat Mandeville den Odericus begleitet, wie einer der Texte ausdrücklich bemerkt, oder der „Ritter" hat den Odericus abgeschrieben, und ist nie nach Indien gekommen Das letzte ist wahrscheinlich, weil sich bei ihm alle die räthselhaften nur durch Abschreiber verdorbenen Ortsnamen des Odericus wieder finden. Die doppelten Texte des Odericus röhren vom Bruder Wilhelm von Solagna und vom Bruder Heinrich von Glatz her. Kunstmann ist der Ansicht daß Odericus dem Bruder Wilhelm lateinisch diktirt habe. Als Zeit der Abreise bestimmt der Verfasser das Jahr 1316. Ueber Trapezunt, Tauris, Kaschan gieng der Missionär nach Yezd und von da nach Ormuz. Zwischen beiden Städten will er durch die Stadt Comum (Kamandn des Marco Polo, Kumin), durch das Land Job (?), durch Chaldäa (?) und am babylonischen Thurm vorübergekommen seyn; Räthsel, die sich nicht lösen lassen. Von Tana (Saliste) gelangt er an die Malabarküste, wo er zwei Städte nennt, Zinglin oder Cyncilim, und das bereits dem Edrisi und dem Ibn Batuta bekannte Fandarina. Von dort begibt er sich nach dem Reich Columbo. Da er später Ceylon und die Nicobaren erwähnt, so schiug er den alten Weg der chinesischen Dschunken ein, die von der Coromandelküste aus den bengalischen Golf unter der Breite der Nicobaren kreuzten. Hierauf gelangt er nach der Insel Lamori, welche auch die Araber so benennen, und die wir sogleich als Sumatra erkennen müssen, weil sie als ein Land bezeichnet wird wo Kampfer wächst, der sich außerdem nur noch auf Borneo vorfindet. Marco Polo kennt ein Reich Lambri auf Sumatra, und dieses Reich erhielt sich noch zu Zeiten der Portugiesen (Barros Da Asia Dec. III livro V. cap. 1.) Nach ihrer Beschreibung muß es im Norden der Insel und zwar auf der bengalischen Seite gelegen seyn. Die chinesischen Dschunken giengen also nicht durch die Straße von Malaca, sondern der Südküste von Sumatra entlang. Nach Odericus Beschreibung gleichen die anthropophagen und nackten Einwohner Lambri's den heutigen Battastämmen auf Sumatra. Südlich von Lambri liegt ein zweites Reich, welches er Sumoitra nennt. Wir kennen bis jetzt nicht den Ursprung des Namens Sumatra, [1] aber aus der Aeußerung des Odericus scheint sich zu ergeben daß nur ein Theil der südlichen Küsten der Insel ehemals diesen Namen führte. Da Odericus auch den Namen Java (Jaba) nennt, so ist es sehr wahrscheinlich daß die Schifffahrt durch die Sundastraße gieng, und daß das Land Penten, welches er später anführt, nichts anderes sey als die berühmte Zinniniel Bintang. Kunstmann glaubt unter dem Bathonige des Odericus Borneo zu erkennen, allein der Name Borneo ist eine Corruption aus Brunai oder Burnai, welche dem 16ten Jahrhundert angehört. Aus Brunai mußte also zuerst Borneo entstehen, ehe dieses wieder in Bathonige verderbt werden konnte. Uns scheint vielmehr daß Odericus von Borneo an der Stelle spreche, wo er ein zweites Java als Heimath des Kampfers nennt. Der Missionär landete endlich in der Provinz Mangi, also in Süd-China, und die erste von ihm erreichte Stadt nennt er Censcalu oder Cruscalan, die nächste aber Zayton, also das heutige Thsiuan-tschen-fu. Welcher chinesische Städtename war aber einer Corruption in Censcalan räthig? Das Wort scheint alles eher zu haben als eine chinesische Physiognomie. Nehmen wir aber an es sey nur falsch gelesen worden, und Odericus habe Censcalu statt Cruscalan gesprochen, was ja sehr leicht ist, so haben wir einen chinesischen Namen, denn die Endsylbe lu war das Aequivalent von fu. [2] Sprechen wir jetzt den Ortsnamen italienisch aus, so klingt er Tschenschafu, oder durch Versetzung Tschaotschen-fu. [3] Andere Texte schreiben Censcala und deßhalb schließt Hr. Kunstmann auf Canton, wir zweifeln indessen daß diese Stadt gemeint werden konnte. Weit sicherer läßt sich den Reisenden von Zayton aus folgen, denn er erreicht zunächst den Seehafen Fuyo (Fu-tschen-fu), und dann Campfay, das berühmte Quinsay, das heutige Hangtschenfu, die Himmelsstadt, wo er bei einem zum Christenthum bekehrten Chinesen Quartier findet. Hierauf begibt er sich nach Chilemfe, worunter der Verfasser nicht Que-lin-fu, sondern der Beschreibung nach Kian-ning-fu oder Nanking versteht. Dort überschreitet er den Yang-tse-kiang und gelangt am nördlichen Ufer nach Jamjai, wo er ein Minoritenkloster und drei nestorianische Kirchen antrifft. Nach Kunstmanns Untersuchungen dürfen wir nicht zweifeln daß Yang-tschen-fu im Kiang-su unter Jamjai gemeint sey. Von dort gelangt der Reisende zu Schiff, d. h. über den Karamuren (Hoangho) und auf dem Kaisercanal nach Peking, wo er drei Jahre blieb, und vom Großchan rücksichtsvoll behandelt wurde. Der Rückweg aus China wurde nicht wieder zu Schiff vollendet, sondern der Missionär begab sich durch Centralasien nach dem Lande Kasan, wo der Rhabarber wachse. Wenn er darunter Rheum palmatum versteht, so ist das Land Kassan

[1] Newbold Descriptive Dictionary of the Indian Islands. London 1856, s. v. Sumatra.

[2] Z. B. Gampa bei Marco Polo, statt Chanfu.

[3] Dieser Hypothese steht nur im Wege daß die Namen der chinesischen Städte so oft gewechselt haben als die Namen der Straßen und Plätze in Paris, nämlich nach jeder Revolution, und daß die beiden Endsylben tschen-fu welche die Hauptstädte der Provinzen in China führen, erst unter einer spätern Dynastie in Gebrauch kamen.

Digitized by Google

oder Kaſan die Mongolei. Auch nach Tübet will der Miſſionär gekommen ſeyn. Ueber ſeinen Rückweg können wir nichts vermuthen, da die Texte nichts darüber enthalten und der Reiſende zwei Straßen einſchlagen konnte, nämlich über Kaſchghar oder nach dem heutigen Ili. Oderieus iſt jedenfalls vor 1331 nach Europa zurückgekehrt, denn ſein Tod erfolgte bereits am 14 Jan. dieſes Jahres. Wie lange ſeine Reiſe gedauert habe, läßt ſich nicht ſicher ermitteln, aber ſehr wahrſcheinlich brachte der Miſſionär 14½ Jahre im Orient zu.

Aus dieſen kurzen Andeutungen ergibt ſich welche reiche Ausſchlüſſe die ältern Miſſionsberichte für die Geſchichte der mittelalterlichen Geographie gewähren, die man bisher immer auf Marco Polo allein ſich zu erklären ſuchte. Daß die Miſſionäre wichtige Erkundigungen einzogen und manchen Bericht über die Beſchaffenheit und Geſtalt der beſuchten Länder beiſendeten, wiſſen wir aus den Fragmenten die ſich erhalten haben. Wahrſcheinlich brachten ſie auch Karten aus dem Morgenlande mit, und nach dieſen wurden die abendländiſchen Karten des 14ten und 15ten Jahrhunderts verfertigt, die ſo merkwürdige Fortſchritte gegen die älteren Weltkarten zeigen.

Kurzgefaßte Beſchreibung des Ceremoniels und ſeiner Bedeutung bei einem Begräbniß in der orientaliſchen Kirche.

Die ſchwermuthsvolle Begräbnißfeier in der orientaliſchen Kirche mit ihren Trauergeſängen des Johann von Damascus, [1] die Art und Weiſe wie dieſelben von den Sängerchören vorgetragen werden und alles andere iſt geeignet das Herz der Beiwohnenden in Wehmuth zu erſticken.

Aber mitten unter dieſem Weinen und Klagen und Stöhnen werden den Gläubigen auch zwei herzerhebende Zeugniſſe für ein künftiges Leben aus dem Evangelium verkündet, welche nach den Worten der Schrift alſo lauten:

„Wir wollen euch aber, liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da ſchlafen, auf daß ihr nicht traurig ſeyd wie die andern, die keine Hoffnung haben, denn ſo wir glauben daß Jeſus geſtorben und auferſtanden iſt, alſo wird Gott auch die, da entſchlafen ſind durch Jeſu, mit ihm führen, denn das ſagen wir euch als ein Wort des Herrn daß wir, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn, werden dann nicht vorkommen, die da ſchlafen. Denn der Herr ſelbſt wird mit einem Feldgeſchrei und einer Stimme des Erzengels, und mit der Poſaune Gottes herniederkommen vom Himmel, die Todten in Chriſto werden auferſtehen zuerſt; darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denſelben hingerückt werden in den Wolken dem Herrn entgegen in der Luft, und werden alſo bei dem Herrn ſeyn allezeit. So tröſtet euch nun mit dieſen Worten unter einander. 1. Theſſal. 4, 13—18.

„Wahrlich, wahrlich ich ſage euch: Wer mein Wort hört und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wahrlich, wahrlich ich ſage euch: Es kommt die Stunde und iſt ſchon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die ſie hören werden, die werden leben." Joh. 5, 24, 25.

In der Stunde des Todes wird die Hülfe der allerreinſten Jungfrau in folgendem troſtreichen Canon angerufen:

„Wie Regentropfen ſchwinden meine böſen und kurzen Tage hin in Ohnmacht mit dem Laufe der Jahre und gehen jetzt ſchon zu Ende. Königin rette mich!"

„Jetzt iſt meine Seele in großer Furcht, und ſchmerzlich iſt mir das unausweichliche Zagen meiner bald ſcheidenden Seele. Allerreinſte tröſte ſie!"

„Das iſt die Zeit der Hülfe, das die Zeit deines Schutzes, das, o Königin, die Zeit, auf welche hin ich Tag und Nacht dich angeflehet habe in heißen Gebeten."

„Kommt auch ihr, meine heiligen Engel, für mich zu ſtehen vor dem Richterſtuhl Chriſti, und indem ihr im Geiſt unſre Kniee beuget, ruft mit Weinen zu ihm: Schöpfer des All erbarme dich und verwirf nicht das Werk deiner Hände."

„Mein Mund ſchweigt und meine Lippe redet nicht mehr; aber es ſpricht doch das Herz, denn ein Feuer der Zerknirſchung verzehret es, und mit unausſprechlichem Flehen ruft es dich an, o Jungfrau!"

Die Sitten und alten Gewohnheiten vor, während und nach einem Begräbniß in Rußland ſind ungefähr folgende. Iſt der Tod erfolgt, ſo werden dem Verblichenen ſogleich die Augen und der Mund zugedrückt; darauf wird er gewaſchen und in der Regel mit ſeinen beſten Kleidern angethan. So viele Verſtorbene wir auch hierzulande im Sarge liegen ſehen, nie erblicken wir einen in ſogenanntem Leichenkleide, alle hatten ihren Rock, Frack oder ihre Uniform an, die ſie im Leben getragen. Die Hände werden ihm kreuzweiſe auf die Bruſt gelegt. Der Sarg bleibt offen bis zum Grabe. Alsdann erſcheint der Pope — bei vornehmen Verſtorbenen erſcheinen mehrere Geiſtliche, um an der Leiche zu beten, ſie mit duftendem Weihrauch zu beräuchern und überhaupt die Pannychis an ihr zu halten, d. h. ein von der Kirche gebotener Gottesdienſt, beſtehend in Gebeten, Geſängen und Ableſen des Pſalter. Nach dem Geſetz ſoll die Pannychis nicht bloß ununterbrochen Tag und Nacht an der Leiche bis ſie beendigt iſt, ſondern vierzig Tage lang gehalten werden, um der abgeſchiedenen Seele den furchtbaren Uebergang aus dem Zeitlichen in die Ewigkeit zu erleichtern; denn nach den Traditionen der Kirche iſt die Seele, nachdem ſie ſich vom Körper getrennt, eine Zeitlang großen Bedrängungen und Verſuchungen unterworfen, indem ſie in einem finſtern Kerker von böſen Dämonen gefangen gehalten wird. Es iſt aber dieſer Ort der Qual ein dem Fegfeuer der Katholiken ganz entgegengeſetzter, da die Seele dort nicht körperlich — beſtraft wird. Die Pannychis und der alle drei Jahre für die Todten ſtattfindende Gottesdienſt gründet ſich auf folgende Lehre:

„Nicht durch der Verſtorbenen Buße und Bekenntniß, ſondern durch die guten Werke der Lebenden, durch das Gebet der Kirche

[1] Ein gelehrter Mönch; ſtarb im Anfang der letzten Hälfte des 8ten Jahrhunderts. Er iſt berühmt als Dogmatiker und größter Hymnolog der griechiſchen Kirche. Auch bekannt als Vertheidiger der Heiligenbilder in der Zeit der Bilderſtürmer und großer Verehrer der allerreinſten Jungfrau. Er iſt Verfaſſer vieler heiligen Geſänge und des Trauer-Canons, der bei Begräbniſſen geſungen wird; er ſchrieb ihn zum Troſte eines um ſeinen verſtorbenen Freund klagenden Mönches in ſeinem Kloſter.

Digitized by Google

und am meisten durch das Opfer ohne Blut, welches die Kirche täglich für die Lebenden und Verstorbenen bringt, werden sie aus der Hölle in den Himmel erlöst."

Sehr wichtig unter jenen vierzig Tagen ist der dritte, an welchem die Bestattung vor sich geht, der neunte und pranzigste Tag. Die Gebete an diesen Tagen sind auch dem Stufengang des Processes, der an den seelischen Ueberresten nach den Naturgesetzen stattfindet, entsprechend. An diesen Tagen geben auch die Verwandten des Verstorbenen reichlich Almosen, und nicht wenige lassen einen Geistlichen während der vierzig Tage, d. h. nach dem Begräbniß, am Grabe beten. Die Zahl vierzig wurde schon im Anfang des Christenthums von der Kirche geheiligt, weil der Herr nach seiner Auferstehung noch vierzig Tage in seinem verklärten Leibe zubrachte.

Kraft der weltlichen Gesetze darf eine Leiche erst nach drei Tagen, in welcher Zeit sich gewöhnlich schon die Spuren der Verwesung zeigen, beerdigt werden. Alle Bestattungen müssen des Morgens geschehen gleich nach der Liturgie, der alle Grabgefährten beiwohnen. Ist der Verstorbene arm, wird er in der Regel vom Sterbehaus auf den Kirchhof gebracht, ist er reicher oder wird dafür bezahlt, so bringt man ihn vorher zur Kirche, wo der Trauerdienst über ihn gehalten wird. Reiche und vornehme Leute lassen den Katafalk, auf welchen der Sarg zu stehen kommt, nicht selten mit außerordentlicher Pracht ausstatten. Den Anfang des Leichenzuges macht ein Geistlicher, der das Bild des Schutzheiligen des Seligen, in beiden Händen vor sich hinhaltend, trägt. Ihm folgen zwei Mannspersonen, die den Deckel des Sarges tragen — und hie und da, in der Provinz, ist die alte Sitte noch üblich daß einige weinende und Klagelieder singende Frauenzimmer folgen, die entweder Verwandte des Seligen sind und dann vor Schmerz weinen, oder die zu diesem Dienst gemiethet sind und für Geld ihre Thränen vergießen. Je reicher und vornehmer die Leiche ist, desto größer ist auch die Pracht der Kirchengewänder, welche die vor dem Sarge gehenden Geistlichen tragen. Neben der Leiche, die mit einer eigends dazu verfertigten Decke verhüllt ist, welche die Verwandten und Freunde des Seligen von beiden Seiten halten oder gleichsam tragen — gehen die untern Diener der Kirche, Diaconen und Sänger, welche das Rauchfaß schwingen und singen. In Nowgorod und in einigen andern Städten sahen wir nicht selten daß die Leiche mit der Decke bloß bis an den Hals verhüllt war, und so durch die Straßen getragen wurde. Reiche Leute verwenden sehr oft große Summen auf solch ein Leichentuch, das nach der Bestattung der Kirche geschenkt wird. Hintendrein folgen die Verwandten und Freunde, und alle die mit zu Grabe gehen, bei gutem Wetter zu Fuße, wo dann ihre Equipagen leer nachrollen, bei sehr schlechtem Wetter aber sitzen auch viele ein. Jeder Leiche, die vor einer Wache vorbeigetragen oder gefahren wird, muß einer gewissen militärischen Ehre zu Theil werden: die Schildwache ruft oder, richtiger gesagt, läutet „heraus!" Die Soldaten treten ins Gewehr mit gesenkten Bajonneten. Der Weg vom Sterbehaus bis in die Kirche, nicht selten bis zur Grabstätte ist mit Fichtenzweigen bestreut.

(Schluß folgt.)

Ueber die Bedeutung der Amulette bei den Alten.

(Von V. Lanterer.)

Die gefürchtete Invidia wird noch dem Glauben des Alterthums um so sicherer abgewehrt, je wirksamer und ekelhafter der Anblick des Gegenstandes ist welchen man sich vorhält, und die zahllosen Genien mit todtenähnlichen Bildern hatten, wenn auch ursprünglich Segens-Symbole, später doch nur diesen Sinn und Zweck. An symbolischer und abergläubischer Bedeutung kommen das Auge, die Füße, die Hand in verschiedener Anwendung vor, ohne besondere Bedeutung bildete man alle Glieder des menschlichen Körpers als Weihgeschenke im Asklepios-Tempel für glückliche Heilung. Lebensfälle, Gesundheit und Blüthe deutet in späteren Zeiten das Füllhorn an das als für sich bestehendes Symbol auch verkrüppelt wird. Auf Pompejanischen Häusern finden sich solche Symbole mit der Aufschrift: „hic habitat felicitas." Auch todtenähnliche Bilder erreichten diesen Zweck, und eine Art Heuschrecke, die hier als larvalis imago vorkommt, soll von Peisistratos als Fascinum-Symbol, vor der Akropolis aufgestellt worden sein, und Apulejus wurde beschuldigt eine larvalis imago als Amulet oder als Zaubermittel bei sich zu tragen. Pedes votivi von Schlangen umwunden, bedeuteten ein glückliches Gehen, ebenso Concordia-Hände, Dexterae und Füllhörner mit Schlangen umwunden.

Der Malus Oculus, d. i. das neidische Auge, findet sich ebenfalls auf Münzen und Kameen dargestellt, wo ihm alle mögliche Schmach widerfährt, und als Seltenheit sieht man ihn von vielerlei Thieren angegriffen. Viele Menschen im Orient glauben ernsthaft an dieses böse, neidische Auge, Malus Oculus, βασκανιασμός — Verhexung, und manche Menschen werden von dem gemeinen Volke für solche gehalten als hätten sie die Kunst durch das Ansehen den Baum zu vertrocknen, durch Lobsprüche den Menschen und besonders den Kindern Schaden zufügen zu können, und ein plötzliches Erkranken eines Kindes wird oft diesem bösen Auge zugeschrieben. Aus diesem Grunde sieht man es nicht gerne wenn ein Mensch, der in der Familie nicht genau bekannt ist, an einem Kinde, dessen Schönheit, dessen gutes Aussehen und geistige Fähigkeiten lobt, denn er könnte dadurch aus Neid loben und jedes später einzutretende unglückliche Ereigniß wird dann diesem Lobredner zugeschrieben. Der Aberglaube geht so weit daß man demjenigen der ohne alle böse Absicht und um den Eltern Freude zu machen, das Kind lobte, vor dem Weggehen zwingt das Kind anzuspucken, weil man auch dieses als ein Mittel gegen die Fascinatio ansieht.

Die nun als Schutzmittel im Rufe stehende Antidota sind vor allem der Knoblauch und auch andere Lauchsarten, und unter diesen das Allium Moly, der seinen Beinamen Moly von μωλύω, d. i. die Kräfte abstumpfen, erhalten hat, und aus den Schriften der Alten erhellt daß Mercur das Allium Moly zum Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendete, daher man dieses Allium auch Magicum nannte. Dioscorides nannte diese Heilpflanze „Moly — Μῶλυ δικὸ τοῦ τὰς νόσους μωλύειν, ab ammolliendis morbis." Man bindet diese kleinen Zwiebeln den Kindern, die man vor der Ansteckung des Mal Occhio schützen will, theils unter die Haube, theils in Form von Amulet, das man Filacton von φυλάττω, d. i. Bewahrungs-, Schutzmittel nennt, an das Kleid. Auf dem Lande gibt der Taufpathe seinem Täufling eine Haube, und in derselben sind kleine Knoblauche eingenäht. Zu demselben Zweck hängt man ihnen auch in Form von Hals-

Digitized by Google

schnüren kleine Seeconchylien um den Hals, oder nähen selbe in das Kleid.

Um nun Thiere, besonders Pferde vor den Folgen des Verbrennens zu schützen, werden sie im ganzen Orient mit einer Art Amulette geschmückt. Als ein solches Fitacton, Schutzmittel, gilt auch die Wurzel der Mandragora vernalis, die man in Seide oder Leinen eingenäht auf dem Leibe trägt. Diese Wurzel spielte im Alterthum eine bedeutende Rolle, und Dioscorides sagt: „Mandragoras quod ad mandras pecorum aliasque speluncas provenit," und Apollodorus erwähnt dieser Wurzel als Zaubermittel, dessen sich die berühmte Zauberin Circe bediente, daher man selbe auch *Κιρκαία βοτάνη* nannte, und auch derselben menschliche Figuren als Amulette gegen Hexerei und Uebel aller Art schnitt; damit jedoch diese Wurzel diese Eigenschaften besitze, herrscht die Meinung daß selbe nicht durch Menschenhand aus der Erde gezogen werden dürfe, und ebenso wird die Pflanze mittelst Stricken einem Hunde an den Schweif gebunden, der dieselbe nun allmählich nolens volens aus der Erde herauszureißen gezwungen ist. Auch die Meerzwiebel, Scilla maritima, werden solche prophylaktische Eigenschaften zugeschrieben, und ganz besonders stand dieselbe bei den alten Aegyptern in so großem Ansehen daß ihr ein eigener Tempel unter dem Namen *Κρόμμυον* gebaut war, in dessen Mitte eine aus Marmor gehauene Zwiebel stand. Im Orient wird auch diese Zwiebel, die man Skyllokunidi, d. i. Hundszwiebel nennt, als Präservativ angesehen und in Stücken geschnitten als Amulett getragen.

Die Natur auf den Falklands-Inseln.

(Schluß.)

Die Thierwelt ist nicht viel reichlicher vertreten als die Pflanzenwelt, wie es in der Regel überall zutrifft; je mannichfaltiger die Pflanzenarten eines Landes, um so reicher ist auch die Thierwelt in Beziehung auf die Verschiedenheit der Genera und Species. Die Pampas von Patagonien, sowie das Hochplateau der peruanischen Cordilleren, sind die einzigen mir bekannten Länder die sich mit den Falklands-Inseln vergleichen kann; beide haben keinen einzigen Baum, nur niedrees Buschwerk, und die Gräser überwiegen alle andere Pflanzen; sie besitzen zwar eine ungleich stärkere thierische Bevölkerung, aber nur reicher an Individuen, durchaus nicht an Arten.

In den Ebenen von Patagonien weiden ungeheure Heerden von Huanacos und Strauße; die nomadisirenden patagonischen Indianer, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben, leben fahrend und fahrein vom Fleisch dieser Thiere, von welchen ein einziger Indianerstamm in einem Tag oft 2—300 erlegt. Auf dem Plateau der peruanischen Cordilleren leben in wildem Zustand das Huanaco und Vicuña, während die zur gleichen Gattung gehörenden Lama und Alpaca nur in gezähmtem Zustande angetroffen wurden.

Keines dieser Thiere kommt auf Falkland vor. Das einzige einheimische, aber diesen Inseln eigenthümliche Säugthier ist ein großer, wolfartiger Fuchs, Canis antarcticus, der Ost- und West-Falkland gemeinsam ist; die dortigen Einwohner nennen ihn Wolf. Auf den kleineren Inseln und auf den Felsen an der Küste sind zu manchen Zeiten Seelöwen und Seebunde in Menge, besonders auf den kleinen mit Tussac-grass bewachsenen Inseln, welche die Einfahrt nach Port-William bezeichnen, wo sie den auf diesen Inseln Tussac-grass für ihre Pferde holenden Einwohnern manchmal gefährlich werden, wenn diese die im Gräse sich sonnenden, und darin versteckten Thiere nicht zeitig genug bemerken, und sie entweder tödten, oder ihnen ausweichen können.

In vielen Gegenden der Inseln finden sich von Europa verpflanzte Kaninchen; sie unterminiren besonders die von dem Tussac-grass gebildeten Hügel und ziehen dieses Terrain jedem anderen vor; es scheint daß durch die dicht verwobenen, einen groben Filz bildenden Graswurzeln der Regen nicht durchdringen kann, so daß die Thiere einen trockeneren und wärmeren Aufenthalt haben als unter Steinen; doch leben auch Kaninchen unter den Quarzfelsen, allein in weit geringerer Zahl als unter dem Tussac-grass.

Es gibt verschiedene Arten Raubvögel und Eulen auf den Falklands-Inseln, doch der Condor, den ich in der Magalhaens-Straße noch sehr häufig beobachtet habe, besucht sie, scheint es, nicht. Schneefen, Rebhühner und kleinere Landvögel sind ebenfalls zu treffen, besonders häufig aber Wasservögel, Möven, Taucher, Enten, Schwäne und hauptsächlich Gänse. Wenn wir zu drei oder vier auf die Jagd giengen, erlegten wir eine solche Menge ésbarer Vögel daß wir sie kaum nach Hause schleppen konnten, und die ganze Schiffsgesellschaft nebst den Matrosen auf mehrere Tage mit Fleisch versehen war.

Zur Brutzeit kommen eine Menge Pinguine an das Land und verjagen die Kaninchen aus ihren Gruben, um passende Nester für ihre Eier zu haben, die sie dann gegen Menschen und Thiere mit merkwürdiger Tapferkeit vertheidigen. Einen Jagdhund, den wir in eine von einem Pinguin besetzte Grube schickten, wurde von diesem der Kopf so zerbissen, daß das Thier um keinen Preis mehr hineinzubringen war; ich steckte daher um den Pinguin herauszubringen die Hand in eine lederne Jagdtasche, und benützte diese als Handschuh.

Einige Zeit später hatte ich einen ähnlichen Kampf mit einem Pinguin. Ich traf zwei sehr große Exemplare am Strand und schoß einen von ihnen; der zweite blieb bei den gefallenen stehen, und als ich zu ihm kam, gieng er auf mich los, und suchte sich durch Beißen zu vertheidigen, bis ich ihn mit dem Flintenlauf auf den Kopf schlug, worauf er zusammensank.

Am Lande hat sein Schreien einen lauten seltsamen Ton, ganz verschieden von dem, den er auf dem Meere von sich gibt; dort ist seine Stimme tief und feierlich; zur Nachtzeit klingt sie ganz melancholisch.

Bei dem Tauchen braucht er seine kleinen federlosen Schwingen als Flossen, mit welchen sie weit mehr Aehnlichkeit haben als mit den Flügeln eines Vogels; ist er aber auf dem Lande, so benützt er sie wie Vorderfüße, und wenn er sich zwischen den Grasflächen fortbewegt, so könnte man ihn leicht für ein vierfüßiges Thier halten.

Ist er zur See und ficht, so kommt er zum Athmen mit einer solchen Schnelligkeit zur Oberfläche, und taucht ebenso augenblicklich wieder unter, daß ich oft nicht unterscheiden konnte ob es ein Fisch, Seehund, oder Pinguin gewesen.

Von Gänsen besitzen die Inseln drei verschiedene Arten; die des Binnenlandes findet sich im Innern der ganzen Insel paarweise, oder in Heerden von 10—20 Stücken; sie wählen sich zu

Digitized by Google

ihrem Aufenthaltsort eine an einen See oder Bach gränzende Grasfläche und ernähren sich, scheint es, nur von Gras.

Die zweite Art nährt sich von Schaalthieren, Krabben u. s. w., und lebt ausschließlich am Meeresufer, ich habe sie nie im Inneren des Landes getroffen; der Gänserich ist beinahe schneeweiß, nur die Schwungfedern sind dunkel, das Weibchen aber ist dunkelgrau. Sind sie nicht im Wasser um zu fischen, so stehen sie auf den Klippen und fangen aus vollem Halse an zu schreien, sobald man sich ihnen nähert. Die dritte Art ist die größte von allen, sie wiegt oft 20—25 Pfund und lebt auch vorzugsweise auf dem Meer; doch trifft man sie auch in den Flüssen nahe an ihrer Mündung in die See und in den nahe am Meeresufer gelegenen Süßwasserseen, ins Innere des Landes geht sie nicht.

Ihre Flügel sind so klein und schwach daß sie damit nicht fliegen kann; überrascht man sie so daß sie durch ihr gewöhnliches Schwimmen sich nicht mehr der Verfolgung entziehen kann, so benützt sie ihre Flügel ebenfalls zum schwimmen, indem sie mit großer Schnelligkeit die Oberfläche des Wassers damit schlägt, was einige Aehnlichkeit mit der Bewegung und dem Geräusch eines Räderdampfschiffes hat. Die Engländer nennen sie deßhalb Steamer-duck (Dampfschiff-Ente). Auf diese Weise schwimmt sie sehr schnell, und ist im Moment außer Schußweite!

Dieß ist auf Falkland der zweite Vogel, der seine Flügel zu anderen Zwecken benützt als zum fliegen; rechnen wir dazu noch den patagonischen Strauß, so finden sich in dem südlichsten Theile Amerika's drei Vögel dieser Art. Der Pinguin benützt seine Flügel als Flossen und als Füße, der Strauß als Segel, und der Steamer-Duck als Ruder. Die zuletzt erwähnte Gans ist stets nur paarweise zu treffen; sie nährt sich ganz von Muscheln, die sie an den See-Alpen oder an den von der Fluth bespülten Felsen aufsucht; ihr Schnabel und der Schädel überhaupt sind viel stärker als bei den zwei ersten Arten.

Im Jahr 1764 haben die Franzosen Pferde, Schweine und Rindvieh auf den Inseln eingeführt; seit der Zeit haben sich alle diese Thiere ungemein vermehrt, so daß im Jahr 1843 etwa 30,000 Stück Rindvieh und 3000 Pferde angenommen wurden, im Jahr 1850 70,000 Stück Rindvieh und 5000 Pferde. Letztere sind häßlicher als alle Pferde die ich in andern Ländern gesehen habe, viel langhaariger als man sie sonst wo trifft, auch nicht stark genug um sie zum Fangen des wilden Hornviehs benützen zu können, wozu immer wieder neue Pferde aus den argentinischen Staaten eingeführt werden. Auch englische Schafe haben sich gut erhalten, und zeichnen sich durch ihr langwolliges und schweres Vließ aus. Die Schweine halten sich fast nur im Innern der Inseln auf und sind vollständig verwildert, so daß die Ansiedler fast keinen Nutzen von ihnen ziehen können.

Bei der Viehzucht, die hier in großartigem Maßstab betrieben wird, fühlen die Besitzer der Heerden ganz besonders den Holzmangel. Sie können keine Zengen machen, was zur Zähmung der Thiere höchst nothwendig ist; bei den vielen Halb-Inseln und Landzungen, die durch die Buchten und Meeresarme gebildet werden, könnten sie, wenn Hochwald da wäre, sehr leicht mit einer Zenge von 4—8 engl. Meilen Länge große Landstrecken abschließen, die dann für das schon gezähmte oder zu zähmende Vieh von großem Nutzen wären. In Ermanglung dessen müssen Gräben und Wälle gezogen werden, die schon sehr breit und tief sein müssen, wenn die wilden Thiere nicht darüber setzen sollen. Die Engländer, denen diese großen Viehheerden gehören, müssen zur Beaufsichtigung derselben eine Anzahl Gauchos aus den Laplata-Staaten halten, weil sie so wenig als die Deutschen in Chile dieses eigenthümliche Geschäft betreiben lernen. Die Gauchos sind Leute die von Jugend auf sich mit nichts anderm als dem Einfangen und Schlachten der Thiere abgegeben haben, und eigentlich unter denselben aufgewachsen sind.

Läuft ein Schiff in Port-William ein, das Fleisch von 20 Ochsen mitnehmen will, so reiten hier Gauchos dahin wo die Heerde weidet und treiben einen Theil derselben 100—200 Stücke in die Nähe des Hafens. Hier übernehmen zwei von ihnen die Bewachung der Heerde, sorgen dafür daß sie sich nicht verläuft, während die beiden anderen die nöthige Anzahl Thiere fangen. Sie reiten hiebei zugleich in die Heerde hinein, lesen sich ein Thier aus; der erste wirft den Lasso dem Thier um die Hörner, der zweite um die Hinterbeine, und im nächsten Augenblick liegt das Thier, dadurch daß sie in divergirender Richtung auseinander reiten, machtlos auf dem Boden. Derjenige welcher den Lasso um die Hörner geworfen hat, steigt ab, und läßt sein Pferd, an dessen Sattelgurt der Lasso befestigt ist und das dazu dressirt ist daß es den Lasso immer straff hält, stehen, geht zu dem Thier hin und stößt ihm sein Messer in den oberen Theil des Rückenmarks, worauf es augenblicklich bewußtlos wird; nun macht er die beiden Lassos los, und die gleiche Operation wird so lange wiederholt, bis die nöthige Anzahl Thiere erlegt ist; die überflüssigen Thiere werden nun wieder zu ihrer Heerde getrieben, und noch am gleichen Tag werden von den beiden Gauchos die 20 Ochsen abgezogen, das Fleisch zerlegt und dem Schiff übergeben.

Miscellen.

Opiumrauchen und Spielhäuser im brittischen Hinterindien. Im Jahr 1807 trug die Spielpacht in Pinang, einer Stadt von 14,000 Einwohnern und einem Handelsumsatz von 1 Mill. Pfd. St., 30,700 Dollars, und wenn der Spielpachter nur 10,000 Doll. gewann, so glich das Spiel dem Effect nach einer Steuer von 3 Doll. auf den Kopf. Es gereicht der ostindischen Compagnie zur Ehre daß sie früh darauf drang dieses fiscalisch so einträgliche Laster auszurotten. Das Spiel wurde öffentlich nicht mehr gestattet, allein da die einheimische Polizei durch das Verbot nicht unbestechlicher wurde, so nahm das Uebel im geheimen wieder überhand. Seitdem wurde das Verbot mehrmals aufgehoben und wieder erneuert. Der große Sir Stamford Raffles versuchte sich auch in der Ausrottung des Lasters, aber mit keinem großen Erfolg. Es trug im Jahr 1827 die Spielpacht in Singapur 71,283 Rupien auf 12,907 Köpfe oder je 5½ R.

„ Malacca 9598 „ „ 33,162 „ „ „ 0¼ „

Erst im Jahr 1843 wurde in Singapur und 1849 in Pinang die Polizei gründlich reformirt, und seitdem hat man das Laster in engere Gränzen gebannt. Das Opiumrauchen hat dagegen weit zahlreichere Opfer gefunden. In Singapur rauchen nicht weniger als 14,000 Personen Opium. Opium war seit unvordenklichen Zeiten ein Artikel des hinterindischen Handels. Seit 1773 aber machte die ostindische Compagnie den ersten Versuch

Digitized by Google

das Gift nach China einzuführen. Die Rückwirkung auf die Gesundheit der Bevölkerung wurde aber so rasch sichtbar daß bereits 1796 das Opiumrauchen im himmlischen Reiche als Verbrechen bestraft wurde. Gegenwärtig hat der Opiumschmuggel aus Indien bereits einen Umfang von 70,000 Kisten im Werth von 7 Mill. (nicht 5 Mill., wie unsere Quelle sagt) erreicht, und bildet eines der größten Items im indischen Budget. In den britischen Besitzungen „an den Straßen" wird seit 1851 von den Behörden das Recht zum Opiumverkauf nach dem höchsten Angebot versteigert, und Chinesen übernehmen gewöhnlich die Pacht. Die Läden, deren Zahl gesetzlich beschränkt ist, dürfen eine Firma mit den Worten „Licensed opium shop" führen. Die Droque wird hier auf eigenthümliche Art genossen. Der Saft wird vorher durch Wasser und Feuer von allen fremden Bestandtheilen gereinigt und zu einem Teig, ähnlich dickem Syrup, geformt, in welcher Gestalt er „Tschandu" heißt. Ein Bambusrohr, etwa im Durchmesser eines Zolles und einen Fuß lang, wird mit einem bedeckten Kopfe versehen, welcher auf ein Metallblatt geschraubt ist, das fest an dem einen Ende des Rohres sitzt. Auf dem Deckel des Kopfes befindet sich eine Oeffnung nicht größer als das Zündloch einer Kinderkanone. Das andere Ende des Rohres wird ebenfalls durch ein Metallblättchen geschlossen, welches eine kleine Oeffnung zum Einschlürfen besitzt. Der Raucher nimmt jetzt mit einem scharfen eisernen Griffel ein Stückchen Tschandu, läßt es in der Flamme einer Lampe anglühen und bringt es an die Oeffnung des Pfeifendeckels, von wo er dann den Rauch einzieht. Man zählt in den britischen Besitzungen in Hinterindien 40,000 Opiumraucher, nämlich 15,000 in Singapur, 12,000 in Pinang mit der Provinz Wellesley, 12,000 in Malacca mit den Bergdistrikten der Zinngruben von Cassang. Diese Zahlen vermindern sich nie, da es unmöglich ist daß sich der Opiumraucher ohne eine besondere ärztliche Behandlung das Laster wieder abgewöhne, und eine solche Cur für die arme Classe zu kostspielig ist. Im Durchschnitt werden in den drei Niederlassungen monatlich 75 und jährlich 900 Kisten Opium verbraucht. Der Raucher muß den Genuß so theuer bezahlen als ob jede Kiste 1100 Doll. kostete. Die 40,000 Raucher verbrauchen also beinahe für 8 Mill. Doll. oder 25 Doll. per Kopf von dem schädlichen Gift. Die ostindische Regierung bezahlt die Kiste den oberbengalischen Erzeugern mit 300 Rupien (360 fl.), und verkauft sie in den Auctionen mit 900—1100 Rupien. Man sieht aber daß sich dieser Preis noch auf 1100 Doll. durch den Gewinn und die Pachtkosten des Opiumschankes in den britischen Besitzungen steigert. (Journal of the Indian Archip. 1856. New Series I.)

•

Mexicanische Hieroglyphen. In der Sitzung der Royal Society of Literature am 7 Jan. verlas (nach dem Athenäum) Hr. Squier eine Abhandlung „über den Gebrauch des hieroglyphischen oder graphischen Systems von Mexico nach der spanischen Eroberung." Er hob darin einige der leitenden Eigenthümlichkeiten dieser sonderbaren Art Nachrichten zu verbreiten, sowie geschichtliche Ereignisse der Nachwelt zu übermachen, hervor, und führte an, die jüngeren Manuscripte seyen zumeist auf präparirten Fellen oder einheimischem Papier ausgeführt, manchmal aber finde man sie auch auf Tuch oder Papier von europäischer Fabrication. Sie sind das Werk der frühesten spanischen Missionäre, oder der von ihnen verwendeten Eingebornen, und ihr Zweck gieng dahin: die Indianer mittelst eines bereits vorhandenen Schriftsystems in den Lehren und den Legenden der christlichen Religion zu unterrichten. Hr. Squier fügte bei dieses alte Volk habe zwei Systeme hieroglyphischer Darstellung besessen: das von Palenque in Central-Amerika, welches nahezu rein, und das von Mexico im Anahuac-Thale, das weniger vollkommen, so wie gemischt und verworren war. Den spanischen Priestern gelang es die minder vollkommenen Formen ihren Zwecken anzupassen, und die Ergebnisse der Arbeiten Texcoco's von Bayonne, Sahagunè, Motolinia's und Peters von Gent beweisen zur Genüge in welcher Ausdehnung sie sich das örtliche System angeeignet und zu Nutze gemacht haben. Ihren Anstrengungen verdankt man in der That die große Menge der sogenannten „Mexicanischen" Manuscripte," die sich jetzt in Europa befinden und welche von Lord Kingsborough herausgegeben worden sind.

•

Erforschung des Orinoco-Flusses. In der geographischen Gesellschaft zu London machte (wie das Athenäum vom 17 Jan. sagt) Admiral Sir Charles Eliot, der frühere Statthalter von Trinidad, den Vorschlag zu einer Forschungsreise an den Orinoco. Er hoffe, fügte er bei, die Gesellschaft werde der Regierung die Nützlichkeit einer abermaligen Forschungsreise an diesen großen Fluß, als Fortsetzung der Vermessungen Humboldts und Bonplands, dringend ans Herz legen. Eine solche Expedition lasse sich, wenn die Regierungen von Neu-Granada und Venezuela sie gestatteten, leicht ausführen, und als Abgangsstation könne die Insel Trinidad dienen, die eine diesem Zweck völlig entsprechende Lage habe. Mittelst des Cassequiare und des Rio Negro stünden die Gewässer des Orinoco bekanntlich in Verbindung mit denen des majestätischen Amazonen-Stroms, und der Weg nach Bogota, mittelst des Meta-Flusses, werde bald an die Stelle desjenigen auf dem Magdalenen-Strome treten, da die Entfernung vom Embarcadero, am San Juan-Fluß, einem Zweig des Meta, bis nach Bogota nur zehn Leguas betrage. Durch die Eröffnung der Schifffahrt auf dem Orinoco und seinen Nebenflüssen würden die reichen Producte des herrlichen Cundinamarca und der fruchtbaren Tafelländer Südamerika's ihren Weg nach Europa finden.

•

Geographische Verbreitung der Papagaien in Amerika. Die Familie der Aras scheint sich nur wenig vom Aequator zu entfernen. Sie bewohnen vorzüglich die Zone zwischen diesem und dem 17° südl. Br. Längs der großen centralen Flüsse gehen sie etwas weiter nach Süden; man findet sie am Paraguay bis 17° 30′ südl. Br., und zwar entfernt sich der seltene, dunkelblaue Psittacus Hyacinthus am weitesten vom Aequator. Albuquerque scheint ihre Südgränze zu seyn, da sie bei Coimbra nicht mehr vorkommen. Auch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geht die einzige dort einheimische Papagaien-Art, welche an den Küsten den 30° nördl. Br. kaum überschreitet, längs des Mississippi bisweilen bis zum 40°, also bis in die Breite von Madrid. Nach Süden dringen sie noch weiter vor; eine Art breitet sich bis zu der Magalhaens-Straße aus, gegen den 54° südl. Br., entsprechend dem nördlichen Island auf der anderen Hemisphäre. Die Höhe bis zu welcher die Papagaien steigen, ist oft sehr beträchtlich; man findet sie in den Anden bis zu 3500 Metern über der Meeresfläche, in fast baumlosen Regionen. (Petermanns geogr. Mitth.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 30 Januar 1857.

Studien über Anthropologie.

In allerjüngster Zeit haben die anthropologischen Streitfragen wieder große Anziehungskraft auf die gelehrte Welt geübt. Zunächst gehörten diese Probleme in das Gebiet der Physiologie, in neuerer Zeit aber hat die vergleichende Philologie mit an der Erörterung Theil genommen. Der Zwiespalt der Meinungen begann aber schon an der Schwelle aller Forschungen bei der Frage über die Einheit des Menschengeschlechtes. Die einen hielten und halten an der Abstammung von einem Elternpaare fest, die andern stritten dafür daß die Menschen wenigstens einer Art angehören, noch andere läugneten die Gleichartigkeit, und erklärten das was man bisher als Race bezeichnet hatte, für gesonderte Menschenarten. Es waren nicht immer wissenschaftliche Motive, nicht der Trieb zur Ergründung der Wahrheit, welcher die gelehrten Streiter beseelte. Den einen lag daran den Bibelbuchstaben eine Art naturwissenschaftlicher Weihe zu geben und theologische Zwecke zu erreichen. Die andern im Gegentheil suchten schadenfroh dem Bibelwort einen gelehrten Proceß zu machen und fromme Gemüther zu beunruhigen. Noch anderen lag daran eine philologische Hypothese durchzusetzen, und dazu war es nöthig eine drohende Vorfrage bei Seite zu schaffen. Endlich mischten sich auch transatlantische Leidenschaften in das Spiel, und die Einheit des Menschengeschlechtes wurde zum Vortheil der Plantagenwirthschaft und im Interesse der Negersklaverei geläugnet. Da so viele unreine Beweggründe die Untersuchungen trüben, wird man immer mit einigem Argwohn jede Forschung dieser Art in unsern Tagen betrachten; man wird sich immer vorher fragen, ehe man ein Buch öffnet: ist es nicht ein Proskriptionspamphlet? ist der Verfasser nicht gesonnen auf unsere religiösen Anschauungen irgend einen Druck auszuüben? oder gehört er vielleicht zu der wackern, aber hitzigen Philologenzunft die eine Bettergesellschaft sämmtlicher Völker nachweisen will? Mit Beruhigung wird man sich daher den Forschungen eines Philologen zuwenden, der, von allen diesen Einflüssen unberührt, einen ganz neuen Weg wandelt. Prof. Karl Vollgraff in Marburg hat in den letzten sechs Jahren ein umfangreiches Werk veröffentlicht, worin er zuerst versucht der Staats- und Rechtsphilosophie eine ethnologische Grundlage zu geben. [1] Da konnte es nun nicht ausbleiben daß sich der Verfasser seine eigene und zwar eine höchst eigenthümliche Völkerkunde schuf, die auf der Kritik des Menschengeschlechtes vom Standpunkte der politischen Philosophie beruhte. Wie jede originelle Forschung verfehlt dieses Werk eine anregende, ja wir hätten besser gesagt, eine aufregende Wirkung nicht. Auch sind die Verheißungen groß, denn der Verfasser verspricht uns die höchsten Räthsel zu lösen, er will uns das Menschengeschlecht selbst im Spiegel zeigen, nach Art der Naturforscher alle seine Varietäten classificiren und den Völkern nach ihrem geistigen Werth den gebührenden Rang anweisen. Als Rechtsphilosoph beobachtet der Verfasser den Menschen in seiner Eigenschaft einer „gesellschaftlichen Bestie," mit Aristoteles zu reden, und diese staatenbildenden Geschöpfe werden daher nach ihrer höheren oder geringeren Begabung mit politischen Instincten systematisch geordnet.

Allen Dingen welche der Mensch oder die Menschen hervorbringen, liegt ein „unfreier natursittlicher Selbsterhaltungstrieb" zu Grunde. Dieser Trieb besitzt aber gewisse Stufen von Energie welche der Verfasser die vier Urtemperamente nennt, und nach diesen Abstufungen spricht er von vier Menschencraen. Die fortdauernde physische und geistige Ungleichheit der Menschen war und ist die Ursache aller Civilisation und Cultur. Die Menschen leben nur in bürgerlichen Gesellschaften weil sie sich bedürfen, und sie bedürfen sich nur wegen ihrer Ungleichheit. Die Ehe, sagt der Verfasser schön, ist das Ei des Staates, und nirgends sind wohl die geistigen und körperlichen Unterschiede größer als zwischen den menschlichen Wesen die eine Ehe schließen können. Man könnte noch den Satz des Verfassers vervollständigen, indem man ausspricht, je ungleicher das ist was sich verbindet, desto stärker sey das Band, wie es keine Form der Gesellschaft gibt die an Energie sich mit der Ehe vergleichen ließe. Je energischer aber der Selbsterhaltungstrieb sich auf den höheren Stufen des Menschengeschlechtes kundgibt, um so dringender müssen sich die Individuen einander bedürfen, um so intensiver müssen die gesellschaftlichen Bande werden.

Wir haben oben gesagt daß der Verfasser das Menschengeschlecht in vier Racen eintheile. Der Ausdruck Race hat aber

[1] Das Werk zerfällt in drei selbständige Theile, 1) Anthropognosie. Marburg 1851. 2) Ethnognosie und Ethnologie, 1853 und 1854. 3) Politagnosie und Politologie, 1855. Diesen drei Bänden ist dann noch eine kurze Analyse oder ein Ueberblick gefolgt unter dem nicht glücklich gewählten Titel, „wie muß man forschen und dann schreiben?" Marburg 1856.

Digitized by Google

nicht den hergebrachten Sinn, wie ihn die Physiologen für erblich gewordene Abartungen gebrauchen. Weit klarer würden uns die Absichten des Verfassers werden, wenn er nicht von Racen, sondern von anthropologischen Kasten spräche. Hr. Bollgraff bekennt sich entschieden (Ethnol. I. p. 27) zu der Ansicht, daß das Menschengeschlecht Einer Art sey, obgleich er doch wieder das entscheidende Merkmal der Gleichartigkeit, nämlich die fruchtbare Fortpflanzung der Bastarde in Bezug auf die Mulatten läugnet. Er hält es sogar möglich daß die Schöpfung seiner vier „Racen" in chronologisch getrennte Zeiträume falle, und gebraucht aus der Geologie das Gleichniß von primären, secundären ꝛc. Schöpfungsabschnitten innerhalb des Menschengeschlechtes. Er sucht diese Ansicht auch durch die heilige Schrift zu bekräftigen. In der Genesis (I. 26, 27) heißt es im hebräischen Texte: „Lasset uns nun Menschen machen." Im hebräischen Text folgt dann weiter, „Und Gott schuf den Menschen," aber nicht wie die Vulgata und Luther übersetzen, „und er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein," sondern männlich und weiblich zugleich, also geschlechtlos, was wieder so viel heißen kann, als unbewußt ihres Geschlechtsunterschiedes gleich den Kindern. Im Capitel 2 V. 7 aber schuf Gott „den Menschen aus einem Erdenklotz," es war aber vorläufig nur das männliche Geschlecht, denn der Herr „baute ein Weib aus der Rippe des Menschen." Hier also sey klar von einer doppelten Menschenschöpfung die Rede. Eben so will er nicht gelten lassen daß aus den drei Söhnen Noahs, also Eines Elternpaares, drei verschiedene Menschenracen entstehen konnten, sondern er versteht das Bibelwort so als ob nach der Fluth nur wenige Menschenpaare der bereits vorhandenen Racen sich auf die höchsten Berge geflüchtet, gerettet, und später die Welt wieder bevölkert hätten. Um den Verfasser völlig zu verstehen, müssen wir hinzusetzen daß er die körperliche Verschiedenheit seiner vier Menschenstufen für eine Wirkung der verschiedenen geistigen Begabung hält, und den Materialismus als eine „geistlose Absurdität" erklärt. Denn sagt er: „der Papu oder eigentliche Neger ist ein häßliches, deformes, affenähnliches Wesen, weil er die geringste Lebens-Energie, die niedrigste geistige Begabung repräsentirt, und der sogenannte Kaukasier ist der schönste Mensch, weil er die höchste Thatkraft und geistige Begabung besitzt." Wir fürchten sehr daß die Materialisten das Compliment dem Verfasser erwiedern und den Satz umdrehen werden: „Der Papu besitzt die geringste Begabung wegen seiner Affenähnlichkeit, und der Kaukasier die höchste geistige Begabung wegen seiner physischen Vollkommenheit." Uns scheint der eine Satz wie der andere eine Behauptung zu seyn die sich niemals streng erweisen läßt. Daß unser geistiger Inhalt von unserm physischen Werth abhängt, das wird niemand läugnen welcher an sich beobachtet hat wie alle geistige Regsamkeit von körperlichen Zuständen abhängt und sogar Theile unsers geistigen Ichs sich durch Zeugung vererben. Umgekehrt aber darf man eben so wenig läugnen daß der Geist gestaltend auf unsern Körper zurückwirke. Ein wahrer Beweis dieser Behauptung ließe sich ermitteln, wenn sich nachweisen ließe daß mit der höhern geistigen Entwicklung auch der physische Werth des Menschen stige. Und diesen Beweis können vielleicht die Neger der Vereinigten Staaten liefern, deren geistige Fähigkeiten sich durch Fortpflanzung innerhalb der Sklaverei so beträchtlich gesteigert haben, daß ein Sklave amerikanischer Descendenz einen weit höheren Marktpreis besitzt als die frisch importirten Exemplare. Der Verfasser gibt indessen nur eine beschränkte Perfectibilität zu, die absolute hält er für eine „speculative Absurdität." Um das zu verstehen, müssen wir erklären was der Verfasser unter den Temperamenten oder unter den verschiedenen Graden der Energie des socialen Triebes meint. Er theilt das Menschengeschlecht in die vier Kasten der Wilden, der Nomaden, der seßhaften Industrievölker und der hochcultivirten Humanitätsvölker. Die vier Urtemperamente oder Menschenstufen sind ihm aber wieder nur die im Kindes-, im Knaben-, im Jünglings- und im Mannesalter verharrenden Theile des Menschengeschlechtes. Er verwirft die Ansicht als ob die jetzigen Zustände das Product einer Entwicklung des Menschengeschlechtes seyen, das von einer niedrigen Stufe sich zu einer höhern aufgeschwungenhabe. Von dem Augenblick an wo die Völker auftraten, waren und blieben sie Wilde, Nomaden oder Industrievölker. Sie waren „fertig," sie waren zu ihrer Kaste geboren, und nur innerhalb ihres Bannkreises hatten sie wieder ihr Kindes-, Jünglings- und Mannesalter durchzuleben. Der Verfasser beruft sich darauf daß wenigstens niemand beweisen könne daß Inder, Zeitvölker, Aegypter, Griechen, Germanen jemals eigentliche Wilde gewesen seyen. Es sey auch unerhört daß aus einem Wilden ein Nomade, oder gar ein Ackerbauer geworden sey, das heißt freiwillig und aus eigenem Antriebe. Für diese paradoxe Ansicht läßt sich allerdings sehr viel sagen, und das gelungenste Beispiel daß Nomaden nie festhaft werden, sind die Dömanen, welche, trotz ihres europäischen Firnisses und trotz des Eindringens einer fremden Cultur in ihre Gesellschaft, immer noch in den Steigbügeln ihrer turanischen Civilisationsstufe geblieben sind. Es spricht dafür auch die seltsame, um nicht zu sagen grauenhafte, Erscheinung von dem Verschwinden so vieler Völkerstämme bei einer Berührung mit einer andern Civilisation, wie in Amerika und auf den Südsee-Inseln. Das vollkommnere Geschöpf kann dem schwächern nicht die Hand reichen, sondern über den Leib des einen hinweg breitet sich das andere aus. Auch haben wir kein Beispiel daß ein ächter Wilder jemals zu einer höhern Form der Gesellschaft übergegangen sey. Die Zahl der wilden Völker ist freilich sehr gering. Der Verfasser zählt dazu nur die Papuas, überhaupt alle autochthonischen Völker Südasiens, zum Beispiel die Orang Kubus auf Sumatra, die Bewohner der Andamanen, die Samang auf Malacca, und die Aborigines in Hindostan. Wenn man dann einwendet daß von diesen Aborigines die tamulischen Bevölkerungen abstammen, diese zum Ackerbau übergingen und einen Dichter wie Tiruvalluver [1] erzeugen konnten, so würde der Verfasser wahrscheinlich diese Verdienste der Vermischung mit Hindus zuschreiben. Eine höhere Classe unter den Wilden räumt er den Neuholländern ein, und über diese setzt er wieder die Hottentotten. Den vierten und höchsten Rang gönnt er den eigentlichen Negern zwischen 15° n. Br. u. 20° j. Br. Man vermuthe aber ja nicht daß er den physischen Merkmalen bei seiner Kasteneintheilung einen höhern Einfluß gönne. Die Welle auf dem Kopf und der schwarze Farbstoff in der Cydermis sind ihm keine leitenden Wahrzeichen zur Classification des Menschengeschlechts. Unter den Negerstämmen

[1] Der große Dichter gehörte bekanntlich einer niederern Kaste an; ein Umstand der für den Ethnographen sehr bedeutsam ist.

Digitized by Google

findet er einzelne die in die drittböchste Kaste gehören, und wir werden sehen daß alle Merkmale einer sogenannten kaukasischen Race nicht zu dem obersten Rang der Humanitätsvölker befähigen.

Zur zweiten Stufe, also zu der Kaste der Wanderer, gehören die Völkerordnungen der Mongolen, Türken, Tungusen und der nomadischen Berber-Araber, wobei der Verfasser, beiläufig bemerkt, die finnisch-tschudische Gruppe, also auch die Ungarn, zur tunguesischen Ordnung schlägt. Er läugnet daß sich bei Wandervölkern Schönheitsgefühl und ächter Kunstsinn zeige. Ueberall wollen sie nur sien, wo andere geerntet haben. Daß sie eine vorhandene materielle Civilisation benutzen, ausbeuten und genießen, daß sie nachahmen was andere erfanden, stellt sie nicht höher in ihrem geistigen Rang. Zu den Völkern dieser geringen Begabung rechnet Bollgraff entschlossen auch die Araber. Gegen diese Verurtheilung muß sich nothwendig unser historisches Wissen auflehnen, denn bisher galten uns die Araber als ein Culturvolk ersten Rangs, als die Hüter der geistigen Schätze des Alterthums, als die Verbreiter alter und neuer Wissenschaften, als die Gründer der Universitäten in Spanien, als die ersten Geographen des Mittelalters, als das größte Handelsvolk jenseits der Landenge von Suez, als die Entdecker der Ostküste Afrika's bis Sofola hinab, als Begründer von Colonien und Factoreien an allen Hafenplätzen der indischen und chinesischen Meere. Wir preisen sie als die Entdecker des alkoholischen Gährungsprocesses und der wichtigsten Lösungsmittel in der Chemie. Wir glaubten zu wissen daß ein Araber es war welcher die sogenannte dritte Störung der Mondbahn entdeckte, nachdem Hipparch die erste, Ptolemäus vielleicht die zweite gefunden, eine Thatsache die lange Zeit dem Abendlande so unbekannt blieb, daß noch bis vor wenigen Jahren Tycho de Brahe als der erste Entdecker der dritten Störung statt Abulwefa's gegolten hatte. [1] Es ist wahr, sie haben nicht die Ziffern erfunden die wir die arabischen nennen, sie haben nur die indische Erfindung vom Stellenwerth der Zahlen auf uns gebracht. Aber ganz gewiß ist es daß sie durch Erfindung origineller Methoden die höhere Mathematik außerordentlich gefördert haben. Sind sie auch nicht die Entdecker der Eigenschaften der Magnetnadel, ist es sogar zweifelhaft ob dieses Instrument aus China durch ihre Vermittlung auf uns gekommen sey, dürfen sie auch nicht mehr als die Erfinder des Pulvers gelten, haben sie in ihren hydraulischen Bauten auch vielleicht die Muster anderer asiatischen Culturvölker nur nachgeahmt, so erwerben sie sich doch das höchste culturgeschichtliche Verdienst durch die Ausbreitung wichtiger Culturpflanzen. Sie bringen das Zuckerrohr, die Dattelpalme, den Indigo, beinahe alle wichtigen Arten des Citrus, Citronen und Orangen nach den Ländern ihrer Herrschaft am Mittelmeer. Sie galten uns immer bisher als die Erfinder eines eigenen Baustyls, und ihre Dichtungen, namentlich die ältern, welche vor Mohammeds Auftreten fallen, und der Koran selbst, wurden als die erhabenste Dichtung gepriesen, welche der Orient bisher hervorgebracht hatte.

Da kommt der Philosoph und stößt sie mit einem Tritt hinab auf die Knabenstufe der Menschheit, unter die fruges consumere nati, unter die Stämme welche nur vom Fleiße der höher gearteten Classen der Menschheit zehren. Hr. Bollgraff hat recht gut gefühlt daß er bei den Arabern mit seinem System Schiffbruch leiden müsse, er hat aber auf eine geschickte Weise ein Fahrwasser zwischen den Klippen gefunden. Einen Theil der arabischen Verdienste, ihre Geschicklichkeit in verschiedenen Gewerben schreibt er andern morgenländischen Industrievölkern zu, von denen die Araber Sklaven besitzen konnten. [1] Eoviß, Abulfeda, Ibn Chaldun streicht der Verfasser aus der Zahl der nomadischen Araber. Mag es nun recht wohl gelingen bei vielen Dichtern und Gelehrten, die arabisch schreiben, die arabische Abkunft zu bestreiten, so wäre es doch mehr als Zufall, wenn die vielen hundert Gelehrten, Geographen, Entdecker, Dichter, Naturforscher, Juristen und Theologen der Araber nur untergeschobene Kinder wären. Der Verfasser trennt aber die nomadischen Araber auf das schärfste von den seßhaften Arabern im Yemen, den Himjariten, von denen die einen von Ismael, die andern von Joctan abstammen sollen. Die Beduinen, vermuthet er, seyen schon durch Cultur und Physiognomie gänzlich von den seßhaften Südarabern verschieden, wahrscheinlich nicht Autochthonen, sondern vom Kaukasus über Mesopotamien, oder aus Afrika eingewandert. Den besten Aufschluß über dieses Räthsel vermag gegenwärtig Lieut. Burton, der „Pilgrim" zu geben, dessen Werke aber viel später als die Ethnologie erschienen ist. Er nimmt eine dreifache Bevölkerung Arabiens an, nämlich die Aborigines, die ihrer körperlichen Merkmale wegen mit den wilden Einwohnern Indiens Verwandtschaft besitzen sollen, und wie die Bheels nach den Einöden im Südosten der Halbinsel (Mascat, Hadramaut) verdrängt worden sind; zweitens die Einwanderer, oder die Nachkommen Joctans, eine syrische oder mesopotamische Race, die sich der fruchtbarsten Landstriche Arabiens bemächtigte, und die Nation bildete welche in der Geschichte und jetzt noch die Arabische heißt; endlich drittens einen unreinen ägyptisch-arabischen Stamm, personificirt durch Ismael, welcher die sinaitische Halbinsel, und die Landschaft die im Osten daran gränzte, bevölkerte und jetzt noch festhält. [2] Hätte Hr. Bollgraff diese Ansicht gekannt, er würde sie gewiß für sein System benutzt haben, und dann wäre es auch unnöthig gewesen dem arabischen Agriculturvolk seine außerordentlichen Verdienste um Literatur, Geographie und Naturwissenschaften zu bestreiten. Noch aber sind wir nicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Wir wissen aus J. v. Hammers Litteraturgeschichte, daß gerade die Beduinen, gerade Ismaels Söhne, das reinste Arabisch sprachen, und daß die Dichter und Gelehrten hinauszogen in die Wüste, um von den Nomaden und Räubern ihre Controversen über Grammatik oder Ausdrucke entscheiden zu lassen. Wir wissen ferner daß die Perlen der arabischen Poesie in der Zeit vor Mohammed den Beduinen zugeschrieben werden, denselben Beduinen die damals den gröbsten Götzendienst trieben, Menschen opferten,

[1] L. Am. Sédillot Matériaux pour servir à l'histoire comparée des Sciences Mathémat. chez les Grecs et les Orientaux, Paris 1845 p. 42.

[1] Diese Versuche sollen nicht immer glücklich aus. So wird behauptet der Stahl zu den Damascenerklingen sey aus dem nördlichen Indien bereits damascirt nach Damaskus gelangt. Dieß müßte aber erst bewiesen werden. Gewiß ist nur daß, nachdem Timurlenk die Schwertfegerzunft aus Damaskus nach Samarkand versetzte, keine Damascenerklinge mehr verfertigt worden ist, und daß eine Klinge 4½ Jahrhundert alt seyn muß, wenn sie als ächtes Damascenerprodukt gelten soll. Wie hätte das Geheimniß verloren gehen können, wenn es nicht an dem Schicksal der arabischen Zunft in Damaskus hieng?

[2] Richard J. Burton Pilgrimage to Et Medinah and Meccah. London 1856. tom III. p. 28 sq.

Digitized by Google

in Polyandrie lebten und unmäßigen Genuß geistiger Getränke sich zu Schulden kommen ließen. Diese Araber saßen zu Pferd, lauerten den Karawanen auf, verachteten städtische Cultur, durchwanderten die Wüste mit Nomadenlust, und neben den Wachtfeuern bildeten sie dennoch jene Sprache aus in welcher der Koran verfaßt werden konnte.

Eben so scheint uns der Verfasser den geistigen Werth der Malayen zu verkennen, die er zu den maritimen Nomaden, zu den Beduinen der See rechnet. Sonderbar mag es klingen, allein der Seeraub war von jeher die erste Stufe der materiellen Civilisation. Thucydides (I. 5) hat trefflich dargestellt wie aus dem Seeraub allmählich der Seehandel entstehe, und nicht wenig hat die materielle Civilisation den Piratenvölkern zu danken, insofern der Seeraub zu höhern gesellschaftlichen Entwicklungen nöthigte. Die Normannen in Europa und die Caraiben in Westindien können als Zeugen für diese Behauptung auftreten, und umgekehrt schufen die Malayen nach Gründung ihrer großen Reiche auf Sumatra und Malacca im 14ten Jahrhundert Schifffahrt und Handelsgesetze, welche schon alle Grundsätze unsers modernen Seerechts enthalten. Auch haben die Malayen ackerbautreibende Colonien noch beinahe allen Inseln des Archipels östlich von der Sundastraße aufgesendet, was doch nicht vereinbar ist mit dem Charakter eines Jagd- und Räubervolkes.

Unter die Ackerbauvölker, das heißt zur dritten Kaste des Menschengeschlechts, zählen in Afrika die Kaffernstämme (also wahrscheinlich auch die jetzt von Livingston erst entdeckten Völkerschaften am Tschobe); die Bevölkerungen im Sudan östlich und westlich vom Tsad-See und darunter ebenholzschwarze Neger, wie die Dscholoffer und Mandingos oder, wie man jetzt den Namen schreiben will, Malinkas. In der zweiten Ordnung der Ackerbauvölker treffen wir die amerikanischen Völker an, und dazu rechnet der Verfasser die Bewohner der Südsee-Inseln, denn er glaubt nicht daß die oceanischen Archipele von Osten her bevölkert werden konnten, weil sie unter jenen Breiten liegen wo die beständigen Passatwinde jedes Vordringen gegen Osten verboten. Dieß ist das Hauptargument des Hrn. Bollgraff. Es widerlegt sich aber einfach durch die Thatsache daß das Zuckerrohr unter einem malayischen Namen nach den Gesellschafts-Inseln gebracht wurde, daß also doch ein östliches Vordringen im Passat möglich war. Uebrigens ist es gar kein nautisches Kunststück in dem Archipel von Insel zu Insel sich ostwärts zu bewegen; auch haben die Inseln vor und nach Ankunft der Europäer mit einander einen beständigen Verkehr besessen.[1] Unter eine dritte Ordnung, unter dem Namen Peruanische, bringt der Verfasser die Omichna-Völker, oder die Civilisation welche vom Titicaca-See ausgieng, die Bewohner des Hochlandes von Quito und die Völker im Becken des Magdalenenstromes, die Chibchas. Wir müssen dagegen einwenden, daß sich hier drei besondere Culturkreise finden, die sprachlich getrennt sind und ihre eigene Religion und Mythologie besaßen. Die Reiche von Quito und Cuzco wurden ja aber erst zu einer Zeit vereinigt, als bereits die Spanier auf Española saßen,[2] und es ist mehr als wahrscheinlich daß die Omichna-Völker nie in einem Verkehr mit dem Reiche Bogota gestanden setzen. Eben so wäre es besser geweien die nächste Ordnung nicht die aztekische oder neu-mexicanische zu nennen. Der Wanderstamm welcher die Stadt Mexico gründete, gehörte zu den Chichimeken-Völkern. Sie eigneten sich nur an was sie von einer ältern Cultur in Neuspanien bereits vorfanden, und diese Cultur scheint ihre Wiege in Yucatan und vielleicht auch auf den großen Antillen gehabt zu haben. In jenem Culturvolk zählten jedenfalls die Erbauer der großen Ruinenstädte auf Yucatan, mit denen Stephens uns ausführlich bekannt gemacht hat.

Als der zweite Band der „Ethnologie" erschien, hatte Stephens bereits sein großes Werk über Yucatan veröffentlicht, welches der Verfasser indessen nur aus einer Anzeige einer kritischen Zeitschrift zu kennen scheint. Die „antiken Mexicaner oder Tolteken" wurden seitdem auf die zweite Ordnung der vierten Stufe unter die Culturvölker und über die Hellenen erhoben. Da ihnen der Verfasser die räthselhaften Bauten in Yucatan zuschreibt, so meint er unter den Tolteken was wir die Völker der Mayasprache nennen. Es ist ein großer Irrthum, wenn er ferner glaubt daß Vitzilopuzli (richtiger Huitzilopochtli) ein Gott der antiken Mexicaner gewesen sey, da er doch nur der Schutzpatron desjenigen Chichimekenclans war welcher Tenochtitlan (Mexico) gründete, und gegen dessen blutigen Dienst sich so lange die Acolhuas in Tezcuco wehrten. Die Aehnlichkeiten die der Verf. zwischen den alten Culturvölkern Mittelamerika's und den Aegyptern findet, bestätigen sich auch nicht. Die pyramidenförmigen Bauten in Anahuac und Yucatan waren keine Begräbnisse, sondern Opferstätten, und Stephens (Yucatan, S. 407) sagt ausdrücklich: „Zwischen den pyramidalen Bauwerken Aegyptens und dieses (des amerikanischen) Erdtheiles besteht keine Aehnlichkeit, außer daß beide Pyramiden genannt werden." [2] Was die amerikanischen Mumien betrifft, so haben sie wenig gemein mit den ägyptischen. Die Aegyptier verstanden die Kunst den Verwesungsproceß durch Droguen und chemische Präparate zu verhindern; die amerikanischen Völker, und nicht blos die Culturvölker Yucatans, Anahuacs und im alten Incareiche, sondern auch auf den Antillen und an allen Gestaden des caribischen Golfes, dörrten die Leichen am Feuer. Sie haben diesen Gebrauch gemeinsam mit den Negriten auf den Philippinen, welche jedenfalls auf einer sehr niedern Stufe der Gesittung stehen.[3] Ferner ist es ganz unzulässig die azteklschen Hieroglyphen mit den ägyptischen in Parallele zu setzen. Wir besitzen ja getreue Nachbildungen aztekischer Hieroglyphen in Lord Kingsborough's Alterthümern und den Monumens des Hrn. A. v. Humboldt. Die aztekischen Hieroglyphen waren eine Bilderschrift (picture-writing), die sich nur so weit vervollkommnet hatte daß einzelne Hieroglyphen eine herkömmliche sym-

[1] Unter den Argumenten mit denen Hr. Bollgraff seine Hypothese glaubhaft machen will, befindet sich auch die daß die Kartoffel auf den Südsee-Inseln heimisch seyn soll. Wir vermuthen hier daß der Verfasser das Solanum tuberosum mit der Batate verwechselt habe. Die Kartoffel ist nur in Südamerika heimisch (De Candolle Geogr. Botanique II. p. 988.) Vergebens haben wir auch bei Pickering, Races of Man, c. p. 21 bis 23 fol. 367 nachgesehen, wo sich ein Verzeichniß sämmtlicher nach Amerika und umgekehrt nach der pacifischen Welt eingeführten Pflanzen findet. Niegends ist von dem Sol. tub. die Rede.

[2] Prescott, Conq. of Peru I. p. 219.

[2] Prescott, Conq. of Mexico III. p. 408 entwickelt die Unterschiede zwischen der ägyptischen und mittelamerikanischen Architektur sehr ausführlich.

[3] De la Gironière, Aventures aux Iles Philippines. Paris 1855, p. 164.

Digitized by Google

bolische Bedeutung besaßen, wie z. B. die Kalenderhieroglyphen. Die ägyptischen Hieroglyphen aber besaßen einen Lautwerth. Ueberhaupt muß es Staunen erregen daß man den amerikanischen Culturvölkern einen so hohen geistigen Rang einräumt, da wir ja über ihre frühere Geschichte nur so dürftige Nachricht besitzen. Die Hauptquelle für die mexikanischen Alterthümer sind Stephens Werke und hauptsächlich darin die Abbildungen der großen Ruinen. Gar manches davon beruht aber nur auf der Phantasie des Zeichners.[1] In neuerer Zeit endlich hat sich unter allen amerikanischen Antiquaren die Ueberzeugung befestigt, daß die Erbauer der großen Monumente in Mittelamerika das Geschlecht waren, welches die Spanier antrafen und befestgten, daß also diese Ruinen mit wenigen Ausnahmen[2] nur ein Alter von 4—500 Jahren beanspruchen können. Ueber die alten Culturvölker Anahuacs (Mexico's) besitzen wir aber nur außer der Conquistadorenlitteratur als Quellen die Geschichte der Chichimeken von Tezcozomoc, welcher die ganze Urgeschichte der Azteken in einem Capitel behandelt und die Tolteken ein einzigesmal erwähnt; ferner eine handschriftliche Chronik der Tlaxkalteken, die Prescott benutzt hat, und endlich die Annalen der Acolhuas oder des Reiches von Tezcuco von Don Fernando d'Alva Ixtlilxochitl. Dieser läßt die Tolteken nach Anahuac einwandern, und zwar nach dem Erscheinen des Luchalcoatl, also zu einer Zeit wo bereits die Pyramide von Cholula stand und Cultur in Anahuac herrschte. Die Tolteken waren nach ihm hochgewachsene Leute, von heller Hautfarbe und kärtig wie die Spanier, weßhalb denn auch beim Erscheinen des Cortes das gemeine Volk der Azteken glaubte, das Reich des Topiltzin breche an. Topiltzin war nämlich der letzte Toltekenkaiser, der sich beim Zerfall des Reiches in eine Höhle geflüchtet hatte, und von dem die Sage gieng er werde einst wiederkehren und das alte Toltekenreich von neuem stiften.[3]

Es wird überraschen daß der Verfasser die europäischen Völker im Range unter die Chinesen stellt; er unterscheidet aber (Ethnol. I. S. 305) die alten Chinesen von den heutigen Bewohnern des himmlischen Reiches, deren große Mehrzahl unstreitig „mongolischen Ursprungs" sey. Er nimmt an daß ein alted Culturvolk aus Centralasien nach China gewandert sey und dort die hohen Werke der Civilisation angestiftet habe. Zu dieser Ausstucht zwingt ihn wieder sein System, denn er kann den heutigen Chinesen „mongolischen Ursprungs" nicht die Fähigkeit zutrauen, daß sie ohne andere Hülfe jene Stufe der materiellen Civilisation erreichten die man ihnen nicht absprechen kann. Wenn wir nun sehen daß die Chinesen immer noch Fortschritte machen, wenn z. B. die Porcellanbäckerei und die Porcellanmalerei vergleichdweise moderne Erfindungen sind, eben so wie der Gebrauch der Magnetnadel, so müssen dieß im Sinne des Verfassers die Producte jenes fremden fortwirkenden Elementes seyn, welches in die chinesische Welt eingedrungen ist.

Die vierte und höchste Kaste des Menschengeschlechts gehört den Culturvölkern. Haben wir den Verfasser recht verstanden, so beruht seine Unterscheidung der dritten und vierten Stufe auf dem Unterschied zwischen Civilisation und Cultur, oder wie man vielleicht deutlicher sagen würde, zwischen materieller und geistiger Civilisation. Wie die Wandervölker von der dritten Stufe sich dadurch unterscheiden, daß sie fremde Erfindungen benützten, aber nie eigener sich rühmen konnten, so fanden die Ackerbauvölker in der materiellen Civilisation ihr Genügen, während sie ihre geistige Gestltung nur von den alten Culturvölkern entlehnten. Bei diesen ist die materielle Civilisation nur Mittel zu einem höhern Zweck. All ihr Trachten ist irgend einem geistigen Bedürfniß geheiligt und ihr Gesellschaftsverband hat einen sittlichen Zweck. Auf dieser Stufe treffen wir die Griechen, die äthiopischen[4] Völker, die Zendgruppe und die Bramanen. Bei den Hellenen finden wir nun das Streben eine sittliche künstlerische Idee im Staate selbst darzustellen, der Staatsdienst war nach Vollgraff Ansicht der Zweck, welchem das Leben jedes Griechen geheiligt war. Kein solches besonderes Augenmerk legten die Aegypter auf die Regierungsform. Dieses Volk widmete sich vorzugsweise der „philosophischen Naturforschung," sie gelten dem Verfasser als die Väter der Chemie, Physik, Geometrie und Astronomie. Sie waren aber auch ein Kunst- und Religionsvolk, da, wie Vollgraff treffend bemerkt, das ägyptische Volk den innern Drang fühlte in monumentalen Bauten sich zu verewigen, so daß nicht etwa die Liebhaberei der Pharaonen, sondern der künstlerische Instinct des Volkes selbst die großen Bauwerke schuf, die je von Menschen errichtet worden sind. Unter Zend-Völkern versteht der Verfasser die alten Culturvölker Irans, und es ist ihr Einfluß auf die religiösen Vorstellungen der asiatischen Völker welche sie zu dem hohen Rang berechtigt den ihnen der Verfasser anweist. Den Gipfel der Menschheit haben aber nach ihm die Sanskritvölker erreicht, bei denen sich „alle Humanitätsgefühle und Eigenschaften (Sittlichkeit, Philosophie, Kunst, Religion und Sprache) in ihrer menschlich höchsten Vollkommen-

[1] Der Herausgeber hatte Gelegenheit seinem Freunde Karl Scherzer das Werk von Stephens vorzulegen, und ihn zu fragen ob er, der einige der yukatekischen Ruinen besuchte, die Abbildungen wahr finde. Er bezeichnete es im allgemeinen, setzte aber hinzu daß die Schönheit und die kunstreichen Sculpturen nur ein Zusatz des Zeichners seyen. Uebrigens fand er, obgleich nur wenige Jahre verstrichen waren seit Stephens die Ruinen bewohnt hatte, daß der Zerfall und die Ueberwucherung wieder beträchtlich fortgeschritten waren. Auch in Bezug auf Squiers Werk über Nicaragua versicherte der Reisende daß die dort abgebildeten Götzen idealisirt seyen, und daß man sich die Originale weit roher vorstellen müsse.

[2] Z. B. Palenque, die Pyramide von Cholula und die Pyramide von Teotihuacan.

[3] Ixtlilxochitl, Histoire des Chichimèques ou des anciens rois de Tezcuco I. p. 17.

[4] Diese Wort ist im bemerkten Sinn zu verstehen, aber was die Alten unter „glücklichen Aethiopiern" meinten. Dahin zählen nun 1) die Grenzlose, 2) die Lotophagen, 3) die Bewohner der Oase Meroe, 4) das Volk der Pharaonen. Die „Aehnlichkeit" zwischen ersterm und letzterem Bauwerk wies (Ethnol. II. S. 314) durch die Hypothese erklärt, daß die große Insel im Westen (die Atlantis des Plato) nach Meroe von Phöniciern und dann von Etruskern besucht worden wäre. Wir glauben es gibt unter den Geographen von Fach wohl keine Autorität mehr, die an einer vorchristlichen Entdeckung Amerika's festhält, besonders seitdem längst die angeblich phönizische Inschrift am Taunton River, bekannt unter dem Namen Dighton Writing Rock entziffert ist, während Vollgraff (a. a. O. Seite 508) sie noch für ein Räthsel erklärt. Wie haben Abbildungen dieser Inschrift, die über hundert Jahr alt sind und die wir von Antiquaren herübern, welche sie als phönizisch erklärten und keine Ahnung hatten daß diese Felsenschrift von Norsmen eines normännischen Verfahrens und Angaben über die Zahl seiner Mannschaft ꝛc. enthielt, die genau mit der Thorfinnsage übereinstimmen. Die Abbildungen finden sich in dem großen Werke Rafn's Antiquitates Americanae (Fol. 353 sqq.) zugleich mit dem altnordischen Text der Thorfinnsage und der andern Schriftwerke der normannischen Entdecker Amerika's. Die Beschreibung des Ortes, je selbst der Breitengrad, der in den alten Quellen angegeben ist, stimmt so genau mit dem Fundort des Steines, daß über die Seefahrer, welche das Denkmal hinterlassen haben, kein Zweifel herrschen kann.

Digitized by Google

heit vereint und ſich ergänzend in Einem Volksſtamm beiſammen fanden."

Nun rühmen ſich zwar die europäiſchen Völker aus philologiſchen Rückſichten der Conſanguinität mit den ariſchen Hindus und den Zendvölkern, allein gleichwohl zieht der Philoſoph eine unausfüllbare Kluft zwiſchen uns und ihnen. Sie gehören dem höchſten Adel der Menſchheit, wir nur der zweiten Kaſte an; wir ſind kein Culturvolk, wir ſind nicht, wie wir uns ſo gern einbilden, die Repräſentanten der höchſten Vollkommenheiten des Menſchengeſchlechts. Es liegt viel wahres in dieſer Anſicht. Unſere Religion, unſere jetzige nämlich, iſt fremdes Eigenthum. Wir haben die wichtigſte geiſtige Erfindung, die Zerlegung des Wortes in ſeine phonetiſchen Elemente und ihre graphiſche Darſtellung, alſo die Schrift nicht erfunden. Wir ſind nur die Erben der wiſſenſchaftlichen Hinterlaſſenſchaft des Alterthums. Wir haben uns von Indern, Aegyptern, Chineſen, Griechen die koſtbarſten Entdeckungen angeeignet, wir ſind ſogar den Arabern, die dem Philoſophen doch ſo niedrig ſtehen, tief verſchuldet. Unſern geſellſchaftlichen Formen fehlt der ſittliche Zweck. Der Staat ſelbſt erſcheint uns nur wie ein Uebel, er muß ertragen werden, damit das Individuum in Ruhe beſitze und genieße, er iſt uns nicht Zweck, wie den Hellenen. Auch in Bezug auf Kunſt ſind wir nur Nachahmer und Schüler fremder Muſter und Meiſter, und mit Ausnahme des ſogenannten gothiſchen Bauſtyles dürfen wir uns keiner originellen Kunſtleiſtung rühmen.

Alles das iſt wahr, aber kann man wohl läugnen daß wir nicht auch ein „philoſophiſch-naturforſchendes Volk" wie die Aegypter ſind? Nehmen wir allen geiſtigen Reichthum zuſammen, den wir ererbt haben, und vergleichen wir ihn mit der Summe, die wir jetzt beſitzen, ſo war jenes nur ein Hirſekorn, welches unter unſerer Pflege aufgegangen iſt und tauſendfältig getragen hat. Wie? die Erfinder der raumdurchdringenden Inſtrumente und des Mikroſkops ſollten unter den Tolteken und Aegyptern ſtehen! Wie? die Völker, die einen Copernikus, Galilei, Newton hervorbrachten, die nicht bloß die Präceſſion der Nachtgleichen beobachteten, ſondern die „himmliſche Mechanik" erklärten, welche die Exiſtenz eines fernen Planeten aus der Störung der Bahn ſeines Nachbars berechneten, ſollten aufſchauen müſſen zur Culturglorie der Tolteken oder der armſeligen Mayas? Die Entdecker des Sauerſtoffes, die Entdecker der Zerlegung des Waſſers durch den galvaniſchen Strom, die Schöpfer der Atomentheorie ſollten bei den empiriſchen Darſtellern des Bieres [1] oder anderer Gährungsproducte nur zu Tiſche gegangen ſeyn! Der Verfaſſer der Ethnologie lacht daß aller unſerer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit nur das niedere Motiv der Nützlichkeit zu Grunde liege. Man darf dann fragen welche Nützlichkeit es haben kann etliche vierzig Aſteroiden zu entdecken und ihre Bahnen zu berechnen? Welche Nützlichkeit es haben kann die Parallaxe eines Fixſternes zu finden oder einen Nebelfleck aufzulöſen? Welche praktiſchen Zwecke verfolgt wurden, als man die Integralrechnung entdeckte? Welcher Nutzen jetzt erreicht werden ſoll daß man aller Orten magnetiſche und meteorologiſche Stationen begründet? Welcher Nutzen entſpringen kann aus allen Unterſuchungen über Licht oder Wärme? Welcher Nutzen unſerer Zoologie und Botanik zu Grunde liegt? Welcher Gewinn die Menſchen verlockte um Pflanzenphyſiologie zu ſtudiren? Welche ponderablen Zwecke der vergleichende Phyſiologe, der Enzyſſierer der Hieroglyphen und der verſchiedenen Keilinſchriften erreichen kann? Welchen Nutzen der Verfaſſer ſelbſt verfolge mit ſeiner Claſſificirung des Menſchengeſchlechtes?

Kein Volk und kein Zeitalter kann ſich mit der jetzigen Gegenwart und den Nationen der abendländiſchen Geſittung in dem Sinne meſſen daß es einen höheren Trieb gefühlt hätte, die äußerliche Schöpfung, die Geſchichte, die menſchlichen Zuſtände und ihre Entwicklung zu begreifen. Iſt es auch wahr daß das Kleinod unſerer Cultur, das Chriſtenthum, ein erborgtes Licht iſt, ſo bedurfte es doch achtzehn Jahrhunderte, ehe die Lehre im Schooße der europäiſchen Völker ſo rein verſtanden wurde, wie heute, ehe durch die jetzigen Europäer geſellſchaftliche Zuſtände ſich entwickelten, die einigermaßen dem Problem chriſtlicher Humanität genügen. Aber freilich wenn wir Europäer der vierten Menſchenſtufe angehören, dann war ein Herausdringen von der dritten in die vierte Kaſte möglich, dann waren nicht alle Völker fertige Culturvölker, ſondern ſie wurden es erſt, und es iſt ein gewiſſer Grad von Perfectibilität denkbar. Dieſen läugnet aber der Verfaſſer; denn iſt die Geſittung ein hiſtoriſches Product, vermögen ſich Völker oder Völkergruppen von einer Stufe zur andern emporzuſchwingen, dann iſt auch keine wiſſenſchaftliche Claſſification, nach Stufen, Ordnungen und Claſſen ihrer Perfectibilität möglich, und es ſtürzt das Syſtem, welches nur „fertige," nicht werdende oder gewordene Menſchengeſchlechter kennen will.

[1] Die Erfindung des Bierbrauens ſchreibt der Verfaſſer den Aegyptern zu. Dem gröbere jedenfalls nicht viel, denn beinahe ſämmtliche wilde Völker Amerika's verſtanden aus den Gährungsproducten des Maiſes und der Caſſave (Jatropha Manihot) berauſchende Getränke zu bereiten (Oviedo Historia de las Indias lib. VII. cap. 2.) Selbſt die Botocudos verſtanden ein berauſchendes Getränk aus der Batatenwurzel herzuſtellen. (Damian de Goes Chronica del Rei Dom Emanuel Lisboa 1619 p. 41.)

Das große Siegel von England.

(Aus Chambers's Journal.)

Sollte jemand, alle die ſtrengen Verfügungen bezüglich des Einbruchs mißachtend, eines ruhigen Abends in das Wohnhaus des Lordkanzlers des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland einbrechen und, aus der Abweſenheit des edlen Lords Nutzen ziehend, die Papierhaufen durchſtöbern welche zweifelsohne ſeinen Schreibtiſch zieren, ſo würde dieſer ungeladene Gaſt wahrſcheinlich auf ein hübſches lederbedecktes, etwa acht Geviertzoll haltendes, mit dem königlichen Wappen reich verbrämtes Kiſtchen ſtoßen, das mit einem Bramah-Schloß verſchloſſen iſt, und ihm anbeten würde daß ſein Inhalt einen mehr als gewöhnlichen Werth beſitze. Gienge er in ſeinem ungeſetzlichen Verfahren, deſſen wir ihn in unſerer Vorausſetzung für fähig gehalten, noch weiter, und bräche er die Schachtel ſelbſt auf, ſo fände er zwei Silberplättchen, die genau

Digitized by Google

aufeinander paßten, und die zwei glänzenden zinnernen Sauce-Pfannendeckeln ohne Handhaben sehr ähnlich sähen. Trennte er diese Plättchen von einander, so fiele ihm, auf der innern Oberfläche des einen, eine tief eingeschnittene Devise der jetzt regierenden Königin, mit den Carbinalstugenden rings herum, in die Augen; auf dem andern fände er eine Abbildung derselben hochgestellten Dame auf reich geschirrtem Rosse, in Begleitung eines Pagen.

Diese beiden Silberstücke rechnet der Vorkanzler sicherlich unter seine werthvollsten Schätze, denn der bloße Besitz derselben, ohne daß es irgendeiner Bestätigung durch Commissionen, Bestallungs- oder sonstiges Document bedürfte, macht ihn nicht nur zum zweiten Mann im Reiche, zum obersten Richter des Kanzleigerichtshofes, zum Sprecher (Präsidenten) des Hauses der Lords, und zum Besitzer eines Jahresgehalts von 14,000 Pfund Sterling, nebst einem unermeßlichen Patronat in Kirche und Staat, sondern die Obhut über dieselben ist das größte Zeichen des Vertrauens das ein brittischer Monarch einem seiner Unterthanen geben kann, indem damit nichts geringeres gesagt wird als daß ihm nahezu jegliche Macht der königlichen Präcogative zur Verfügung gestellt ist.

Die beiden Silberplättchen sind in der That die Matrize, mittelst deren das gewaltige, seiner Größe und seinem Ansehen nach so ziemlich einer gut mit Butter bestrichenen Semmel gleichende Wachssiegel gebildet wird, das unter dem Namen des „großen Siegels von England" bekannt ist, und welches allen Acten des Monarchen, die den Unterthanen bekannt gemacht werden sollen, angehängt wird. Jedes mit diesem Siegel, sey es durch eine gesetzliche oder ungesetzliche Behörde ausgefertigte Document, das vom Monarchen ausgehen kann, wird als gültig betrachtet, und ist unwiderruflich, auch wenn die Einwilligung der drei Stände des Reichs nicht erfolgt ist, so zwar daß sein Inhaber, wenn er seiner Pflicht untreu werden will, den schmutzigsten Verbrecher begnadigen und, nach seinem Belieben, männiglich den höchsten Adelstitel verleihen oder allen Städten im Reich Freiheiten bewilligen kann. Ja er kann von beinahe allen denjenigen Prärogativen Gebrauch machen welche Gesetz und Gewohnheit dem Monarchen, um sie zum Besten der Unterthanen auszuüben, übertragen haben. Daher sagt man von dem welcher im Besitz des wichtigen Instruments ist, nicht ganz unpassend er sey „der Bewahrer des Gewissens der Königin."

Es erscheint, wenn man die große Wichtigkeit ins Auge faßt welche diesem Emblem des Königthums stets beigelegt worden, ziemlich auffallend daß der Monarch es überhaupt aus den Händen gelassen; indeß finden wir es von den frühesten Zeiten an stets im Besitz eines gewissen „Lord Siegelbewahrers." Vor der Zeit Eduards des Bekenners ist es in der That zweifelhaft ob der Monarch irgend ein *berührbares* Gewissen überhaupt hatte, denn die dieser Regierung vorangehenden Freibriefe haben gewöhnlich durch ein aus Goldstücke gemachtes Kreuz die königliche Genehmigung erhalten; allein sobald das große Siegel in Mode kam, ward ein durch seine gelehrten Kenntnisse und seine Talente hervorragender Mann zur Obhut für dasselbe erkoren, indem der Monarch es ihm um den Hals hieng, und ihm auftrug es „zur Ehre Gottes und seines Königs" zu gebrauchen.

Die ersten großen Siegel waren ziemlich roh; das frühseste das wir besitzen, besteht aus einem Stück Blei, und hängt an einer silbernen Schnur an dem Freibrief Eduards des Bekenners. Statt des Bleis nahm man später Wachs, und Wilhelm der Eroberer, sowie viele seiner Nachfolger, wandte grünes Wachs an, um damit die beständige Dauer der Urkunde anzudeuten — ein Gebrauch der sich in den Freibriefen, den Patentschaftspatenten und andern eine unbegränzte Dauer bestehenden Urkunden bis auf diesen Tag erhalten hat.

Wenn wir dem Zeugniß Stowe's über diesen Gegenstand Glauben schenken dürfen, so hatte Wilhelm I eine eigenthümliche und einfache Art seine urkundlichen Bewilligungen zu siegeln, und diese war keine andere als daß er auf das Wachs seine eigenen königlichen Zähne abdrückte. Ueberhaupt scheinen unsere Vorfahren das große Siegel mit einer Art abergläubischer Verehrung betrachtet zu haben, denn sie anerkannten den Monarchen nicht nur als den Born der Gerechtigkeit, der Gnade und Ehre, sondern sie glaubten auch daß diese Gerechtigkeit, Gnade und Ehre durch ihn allein ausgeübt werden müßte. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Glaubens wurde gegeben als Heinrich VI, damals ein nur neun Monate altes Kind, von seiner Amme in den Rathssaal getragen werden mußte, um bei der ersten Rathsversammlung den Vorsitz zu führen. Das massive Reichssiegel wurde auf seinen Schooß gelegt, die kleinen Hände des Kindes übereinander geschlossen, und so empfieng, wie man annahm, das Siegel eine königliche Kraft, und der Kanzleigerichtsarchivar, der es in seiner Verwahrung hatte, war, der Annahme zufolge, durch seinen Besitz mit allen Befugnissen des Monarchen bekleidet.

Wir können über diese rohen Anschauungen des 15ten Jahrhunderts lächeln, dürfen aber nicht vergessen daß nahezu vierhundert Jahre später, als Georg III durch Krankheit verhindert war der seinen Sohn zum Regenten bestellenden Bill die königliche Zustimmung zu ertheilen, die damaligen großen Rechtsgelehrten, der berühmte Camden an ihrer Spitze, fast ganz von demselben Aberglauben erfüllt gewesen zu seyn scheinen; denn sie erklärten daß, obgleich der König in seiner *natürlichen* Eigenschaft unfähig sey als Souverän zu handeln, er doch in seiner *politischen* Eigenschaft so gesund sey wie je — der *politische* König sey das große Siegel, und mittelst dieses *politischen* Königs ward die Bill durchgebracht. Dieser Ausspruch Lord Camdens hat die Billigung und Bestätigung der Rechtsgelehrten und Politiker von seiner eigenen Zeit an bis auf die Gegenwart erhalten, und daher ist es, wie sonderbar die Behauptung auch scheinen mag, dennoch wahr daß es im gegenwärtigen Augenblick in Wirklichkeit *zwei* Souveräne im Lande gibt — den *natürlichen*, die unserer Unterthanenreue und unserer Liebe so würdige erlauchte Dame, und den *politischen*, die beiden silbernen Sauce-Pfannendeckel, deren Geschichte wir ein wenig näher ins Auge fassen wollen.

In der That bietet die eigenthümliche Art und Weise in welcher das große Siegel gegenwärtig gebraucht wird, um den von dem Souverän an *Privat*personen gerichteten Schreiben Gültigkeit zu verschaffen, einen weiteren Beweis für den Glauben daß ihm (dem Siegel) eine gewisse besondere und unerklärbare Kraft innewohne. Zwei Arten von Urkunden haben „unter dem großen Siegel hindurchzugehen:" die eine Classe, als da sind Erfindungsmonopolien, Commissionen ꝛc., gerichtet an *alle* Unterthanen der Königin und „Patentbriefe" genannt, erhält das Siegel an einer geflochtenen Seidenschnur am Fuße des Actenstücks; manchmal ist

Digitized by Google

es, wie oben erwähnt, aus grünem, meist aber aus gelbem Wachs gemacht, das in gewissen Fällen, wo die Urkunde voraussichtlich einer starken Abnutzung entgegen sieht, in ein büffelfarbiges Leder eingeschlossen ist, auf das die Vorder- und Kehrseite des Siegels mit einem Stempel aufgedrückt wird. Mosern aber das Schreiben an eine Privatperson gerichtet ist, wird das Siegel, wie in andern Schreiben die keine allgemeine Gültigkeit haben sollen, in sehr eigenthümlicher Weise angewendet: die Pergamen-Urkunde wird fest zusgerollt, und bildet einen kleinen, etwa zwei Zoll langen Bündel, aus dem ein langer Streifen hervorsieht, der den Namen und Titel der Person enthält an welche die Urkunde gerichtet ist. Ein Stück Faden wird fest um den Pack herumgebunden; ein wenig Wachs, ungefähr so dick wie ein Sixpence, wird mit dem Daumen und Zeigefinger auf die Enden der Schnur aufgedrückt, und das Siegel bloß dadurch bewerkstelligt daß man den Writ mit einer der Hälften des Siegels berührt, worauf er alsbald mit der Würde eines vom Souverän angehenden Schreibens bekleidet wird.

Vielleicht hatte niemand einen höhern Begriff von der Bedeutung des Reichssiegels als der unglückliche Karl I, der sich innigst freute, als ein Bote zu ihm nach York kam, und ihm dieses wichtige Instrument brachte, von dem er mit voller Ueberzeugung glaubte es sey in die Gewalt der Parlaments gefallen. So groß darüber seine Freude war, so bestürzt wurde das Parlament, als es entdeckte daß ihm das Emblem der Souveränetät durch die Finger geschlüpft sey. Der König konnte nun nach Belieben Proclamationen oder andere Staatsurkunden, wie er sie für geeignet hielt, ausfertigen lassen, und zwar in vollkommen gesetzlicher Weise, während das Parlament die Stelle eines mit Tod abgegangenen Mitglieds seiner eigenen Körperschaft nicht auszufüllen, noch irgend einen einzelnen Staatsact welchem das große Siegel nothwendig war vornehmen vermochte. Nach vielfachem Berathen, Abwarten und Beten beschloß es endlich zu seinem eigenen Gebrauch ein neues Siegel anfertigen zu lassen. Der Entschluß war ein bemerkenswerther; allein damals gab es nur wenige Whens, und diejenigen welche vorhanden waren, hatten eine sehr gerechte Furcht vor einem gewissen alten Statut Eduards III, welches erklärte daß wer da des Königs großes Siegel nachahme, fälsche oder nachbilde, als Hochverräther den Tod erleiden solle, und dieses Statut würde, wie das Parlament nicht im geringsten zweifelte, mit aller Strenge in Kraft erhalten worden seyn, wenn dem König das Glück wieder gelächelt, und man gefunden hätte daß das Parlament sich einer hochverrätherischen Handlung schuldig gemacht habe. Geld indessen siegt, wie die Liebe, über alle Hindernisse, und nach einiger Zeit fand sich ein kühner Mann mit Namen Master Symonds, der bereit war — für 40 Pf. St. in Abschlagszahlung und 60 Pf. St. nach vollendeter Arbeit — ein neues Siegel anzufertigen, das Facsimile des im Besitz Karls I befindlichen. Dieses Facsimile wurde gemacht, und vom Parlament so lange gebraucht bis sich die Republik dergestalt befestigt hatte daß sie ihr eigenes Siegel haben konnte, von dem sie alle königlichen Embleme sorgfältig entfernt hielt. Das ursprüngliche Siegel des Reichs, das bei der Capitulation von Oxford im Jahr 1645 in die Hände des Parlaments kam, wurde von einem Hufschmied, an der Schranke des Hauses der Gemeinen, in Stücke zerbrochen.

Seit der Restauration ist das große Siegel ein- oder zweimal in argen Nöthen gewesen. Als Jakob II auf dem Throne saß, war der abscheuliche Jeffreys der Bewahrer desselben, und Jakob gerieth, als er auf dem Punkte stand abzudanken, in solche Besorgniß, dieses wichtige Instrument möchte in die Hände seiner politischen Feinde gelangen, daß er Jeffreys zu sich kommen und ihm eine Wohnung im königlichen Palaste zu Whitehall anweisen ließ, um so das Siegel stets unter seinen eigenen Augen und seinem eigenen Schutze behalten zu können. Am Tage vor seiner Abreise aus dem Reich nahm er es dem Kanzler ab, und während er auf seiner Flucht nach Frankreich über die Themse fuhr, warf er das Zeichen des Königthums in den Fluß, in dem tröstenden Gedanken die königlichen Functionen könnten ohne dasselbe nicht ausgeübt werden. Wenn dieß wirklich der Fall gewesen wäre, so blieb seine That doch ohne Folgen; denn bald darauf wurde das übelbehandelte Siegel von einem Fischer in einem Netze wieder herausgezogen, und dem geheimen Rath überbracht.

Im Jahr 1784, während der Kanzlerschaft Lord Thurlows, gieng das große Siegel wirklich verloren. Einige Diebe waren in das Haus Sr. Lordschaft eingebrochen, und hatten einige werthvolle Dinge, darunter das Reichssiegel, mitgenommen, und wie ich glaube, ist es nie mehr zum Vorschein gekommen. Am nächsten Morgen wurde ein Geheimerath zusammen berufen, der Verlust bekannt gemacht, und in solcher Eile ein Beschluß gefaßt, daß nach sechsundvierzig Stunden bereits ein neues Siegel hergestellt war. Wie ein zuverlässiger Gewährsmann behauptet, hat der edle Lord, während der acht Jahre welche er die Kanzlerschaft noch inne hatte, sich nie mehr zu Bette gelegt ohne daß sich das große Siegel unter seinem Kopfkissen befand.

Fächerlicher war ein zeitweiliger Verlust des Siegels während der Kanzlerschaft Lord Eldons. Dieser Minister hatte das tiefste Gefühl von der Wichtigkeit des ihm anvertrauten Pfandes — ein Gefühl das durch die Art und die sonderbare Weise in welcher sein Souverän das Siegel in seine Hände gelegt, gewiß nicht geschwächt wurde. Lord Eldon erzählt uns nämlich in seinem Tagebuch daß, als er zum Zweck der Uebernahme des Siegels sich in den Palast begab, der König (Georg III) mit theilweise zugeknöpftem Oberrock auf dem Sofa gesessen sey und das Siegel auf der linken Seite, zwischen Oberrock und Weste, bei sich getragen habe. Beim Eintritt des Kanzlers habe er es hervorgezogen und es ihm mit den Worten überreicht: „Hier, ich gebe es Ihnen von meinem Herzen hinweg."

Da all dieß Sr. Lordschaft beständig im Gedächtniß blieb, so gieng er nicht ein einzigesmal zu Bette ohne das Siegel in seinem Schlafgemach zu haben. In einer Nacht des Jahres 1812 wurde er durch den Ruf, es brenne in seinem Hause, aufgeweckt. Seine ersten Gedanken galten dabei der Sicherheit des Siegels; er nahm es rasch von dem Platz weg auf welchem es lag, eilte die Treppen hinunter, und begrub es in den Blumengarten hinter dem Hause. Bei der Rückkehr in seine Wohnung, sagt er in seinem Tagebuch, „sey er so bezaubert gewesen von dem hübschen Anblick der Mädchen welche, aus dem Bette springend und besorgt um die Sicherheit der Lady Elden, im bloßen Hemde der Feuerspritze Wasser zutrugen," daß er sich am Morgen nicht im geringsten mehr erinnern konnte in welchem Blumenbeet er das Siegel vergra-

Digitized by Google

den hatte. „Man konnte, fügt er in seinem Tagebuche bei, nichts löcherscheres sehen als wie nun die ganze Familie in den Garten stürmter gieng, und mit kleinen Holzstücken umherscharrte bis endlich das Siegel gefunden wurde.“ Dieß war, glauben wir, das letztemal daß das große Siegel Gefahr lief verloren zu werden.

Noch bis auf den heutigen Tag hat sich das Reichssiegel seine ganz ursprüngliche Wichtigkeit bewahrt. Wie unsere weisen Gesetze erklärt haben daß der König nie stirbt, so haben sie höchst bedachtsam dafür gesorgt daß das Reich nie ohne großes Siegel bleibe, indem die stehende Regel ist: daß, wenn ein neues nothwendig, das alte erst nach Vollendung des neuen zerstört werde.

Die Geburt des neuen Siegels ist ein Gegenstand großer Förmlichkeit und Ceremonie. Der Monarch ruft den geheimen Rath zusammen, und an den Hofgraveur wird ein Befehl ausgefertigt, mit der Weisung dem geheimen Rath Zeichnungen des geforderten Instruments vorzulegen. Sind diese ausgewählt, so wird ihm die Matrize übergeben, und nach ihrer Vollendung dann abermals eine Geheimrathssitzung abgehalten, in welcher das neue Siegel, wenn es gutgeheißen ist, von dem Monarchen dem künftigen Bewahrer eingehändigt wird, der durch diese Verleihung alle die oben erwähnten Würden übernimmt. Die in frühern Zeiten gebrauchten Siegel, obgleich groß dem Namen nach, waren in ihren wirklichen Dimensionen vergleichsweise klein, da sie meist nicht über zwei oder drei Zoll im Durchmesser hatten, und das Siegeln einer Staatsurkunde mit denselben war wenig mühsamer als das Siegeln eines gewöhnlichen Briefs. Das große Siegel scheint indeß, in geradem Verhältniß mit der wachsenden Macht des Monarchen des es vertritt, an Größe zugenommen zu haben, und gegenwärtig ist es so groß daß der edle Bewahrer desselben wahrscheinlich seine Finger sehr verbrennen würde, wenn er eigenhändig das Siegeln eines Documents damit versuchen wollte, und in der That werden stets die Dienste zweier geschickten Beamten des Kanzleigerichtshofs, des „Sieglers“ und des „Wachswärmers,“ in Anspruch genommen, wenn das Siegel angelegt werden soll.

Notizen über die Insel Bali und die Kriege daselbst 1846, 1848 und 1849.

Obschon die Insel Bali nur durch eine schmale Seestraße von der Ostküste Java's getrennt wird, ist es den Holländern doch noch nicht gelungen sich die 300,000 Bewohner der höchstens 100 Quadratmeilen großen Insel Bali dermaßen wie die Javanen zu unterwerfen; denn noch immer ist das Gouvernementsmonopol bei den Balinesen unbekannt, und nichtsdestoweniger lassen sich diese auch noch nicht von den Holländern zwingen den europäischen Herren für so billigen Lohn zu dienen, wie dieß auf Java der Fall ist, wo der Kulie nur 12 Deut (ein guten Groschen) Taglohn erhält, und in Plantagen oder anderswo zu arbeiten gezwungen, bei seiner Weigerung aber als Vagabund angesehen und nach fernen Gegenden verbannt wird. [1]

Schon seit langer Zeit waren die Radjas von Bali Bundesgenossen, nicht aber Vasallen des Gouvernements von Batavia gewesen, weßhalb auch Kaufleute und Schiffe anderer europäischen Nationen ungehindert Bali besuchen und, ohne Ein- oder Ausgangszoll und Hafengelder zu zahlen, dort Handel treiben konnten. Hierüber entstanden natürlich Collisionen zwischen den balischen Radjas und dem holländischen Gouvernement, welches sich nicht wenig ärgerte, als 1842 eine Mission im Dienste des erwähnten Gouvernements auf einer niederländischen Kriegsbrigg sich nach Bali begab, dort mehrere fremde Schiffe antraf, und keiner der fünf verschiedenen Radjas von Bali sich zu neuen Verträgen mit den Holländern verstehen wollte.

Gleich andern ostindischen Insulanern treiben auch viele Balinesen das Seeräuberhandwerk, und man glaubte bemerkt zu haben daß der Radja von Belleling — dessen Ländchen der Ostküste Java gegenüber liegt — die Corsaren begünstigte. Dieses schien daher auch ein erwünschter Vorwand zu seyn die Balinesen zu bekriegen und die dortigen Zustände zu verändern. Demnach wurde 1846 ein niederländisch-indisches Truppencorps, etwa 1500 Mann stark, unter Befehl des Oberstlieutenants Bakker, nebst einigen Kriegsfahrzeugen von Batavia und Surabaya nach Bali geschickt, und kam vor Belleling, an der Nordküste Bali's gelegen, an, bevor die dortigen Bewohner einen feindlichen Anfall vermuthten. Dem erschrockenen Radja von Bali-Belleling wurden nun seitens des holländischen Befehlshabers die Befehle des batavischen Gouvernements schriftlich übergeben, und ihm zur unbedingten Annahme derselben drei Tage Bedenkzeit gelassen. Seitens des Radja wurde eine zehntägige Frist erbeten, um hierüber erst mit den andern balischen Radjas und dem Gusti (d. i. dem buddhistischen Oberpriester der Balinesen) berathen zu können, was aber Bakker verweigerte. Unterdessen suchten die Balinesen einige Schanzen am Strande aufzuwerfen, was ihnen aber von den Holländern verboten ward und deßhalb unterblieb.

Nachdem drei Tage verstrichen waren und der Radja noch keine Antwort ertheilt hatte, begann das Bombardement von den niederländischen Kriegsfahrzeugen aus gegen die Fortifikationen von Belleling, welches auch von den Balinesen — wenn schon nicht so heftig — erwidert wurde, wodurch aber doch ein paar niederländische Fahrzeuge, namentlich die Kriegsbrigg „Windhond,“ übel zugerichtet wurden. Mittlerweile waren die Landtruppen, unter Bakkers Befehl, in einiger Entfernung von den Fortifikationen gelandet, bemächtigten sich des Kampong Singoradja und drangen nun von entgegengesetzter Seite gegen Belleling vor, wo indeß durch das anhaltende Feuer des niederländischen Geschwaders die balinesischen Batterien zum Schweigen gebracht worden waren. Muthig hatten

[1] Im niederländischen Indien arbeiten die eingebornen Züchtlinge weniger in Gefängnissen als vielmehr im Freien und unter wenig Aufsicht. Man entfernt sie weit von ihrer Heimath und gestattet ihnen Frauen in ihren Kammern bei sich zu haben. Daher findet Desertion weit seltener statt, als wenn man die Verbrecher in ihrer Heimath läßt.

Digitized by Google

wohl die Balinesen ein Detachement Seesoldaten, welches sich von der Seeseite her den Fortifikationen näherte, zurückgetrieben, allein nun ebenfalls auch von der Landseite durch die feindlichen Truppen angefallen, wurden sie sehr schnell in die Flucht getrieben, und überließen Schlachtfeld und Geschütze den Siegern. So war in wenigen Stunden der mächtigste balische Fürst besiegt und aus seiner Residenz vertrieben worden; die herbeieilenden Hülfsbanden anderer balischer Fürsten wurden längs der Küste vorrückend durch das Feuer der Kriegsfahrzeuge zerstreut. Durch solche Unfälle gedemüthigt, fanden die balischen Radjas für gut mit den Dienern des holländischen Gouvernements sich zu verständigen und sich vorerst den Befehlen desselben zu fügen. Der Friede wurde geschlossen wobei die balischen Radjas sich noch ganz besonders verpflichteten, die den Holländern verursachten Kriegskosten zu erstatten, übrigens wurde hierbei bestimmt daß man auch anstatt baaren Geldes Landesprodukte, z. B. Reis, zu festzusetzenden Preisen annehmen müsse.

In der Nähe von Belleling wurde nun am Strande eine Bending (Blockhaus) von den Holländern angelegt, welche von etwa 100 Mann besetzt blieb, die übrigen Truppen sowie das Geschwader kehrten nach Java zurück, und Bakker war noch vor seiner Rückkehr nach Java zum Obersten befördert worden.

Ausländischen Fahrzeugen war es natürlich nun nicht mehr gestattet die Balinesen zu besuchen, was nachtheilig für deren Handel ward. Da aber die Furcht vor Kriegsschiffen und Soldaten einigermaßen verschwunden war, hörten die Radjas auch gar sehr bald auf zu contribuiren und lehrten sich wenig an die eingegangenen Verträge. Ein Ermahnungsschreiben des holländischen Generalgouverneurs an den Radja von Belleling wurde von letzterem sehr unhöflich beantwortet, dabei war sein Antwortsschreiben mit dem Beleidigen gerötheten Speichel beschmutzt worden, womit er seine Geringschätzung gegen den holländischen Staatsdiener auszudrücken suchte. Nunmehr wurde auch die Bending bei Belleling blokirt, und es war gefährlich für die Garnison sich nach balischen Kampongs zu begeben. Daß ein solches Betragen bestraft werden würde, lag am Tage, und von Seiten der Balinesen wurden auch schon Vorkehrungen getroffen die holländischen Kriegsbanden besser wie das erstemal zu empfangen.

Da nun 1846 die niederländische Marine das meiste zur Besiegung der Balinesen beigetragen, hatte man nunmehr 1848 acht Stunden östlich von Belleling und eine und eine halbe Stunde vom Meere in der Nähe des Kampong Djagaraga eine Festung angelegt, vor welcher man — da man hier kein Bombardement von Kriegsfahrzeugen aus zu fürchten hatte — die Macht der Holländer zu brechen vermeinte.

Die zur Züchtigung der Balinesen bestimmte Expedition, welche auch sehr bald ankam, bestand eben wie früher aus einem Geschwader und 1500 Mann Militär, die der Generalmajor Van der Wesk, der Commandant der indischen Armee, selbst befehligte. Eine geogr. Meile weit von Djagaraga entfernt giengen die Schiffe vor Anker, und nachdem die Truppen in Colonnen eingetheilt und ausgeschifft worden waren, rückten dieselben durch einige Kampongs und Defiléen gegen die Festung Djagaraga vor. Ueberall zogen sich die Balinesen vorthin zurück und leisteten bei ihrem Rückzuge nur wenig Widerstand, lockten jedoch die holländischen Kriegerbanden von dem nächsten Weg ab, und veranlaßten dieselben so viel als möglich ihre Munition zu verbrauchen. Sehr ermüdet und von Durst schmachtend, gelangten diese endlich in die Nähe der mit breiten und tiefen Gräben umgebenen, von sehr breiten und 30 Fuß hohen Lehmwänden aufgeführten balinesischen Festung. Aus den Schießscharten dieser Batterien erfolgte nunmehr ein wohlunterhaltenes Feuer aus 6—7 Fuß langen Flinten, welches Tod und Verderben in die Reihen der fremden Söldner brachte, während die feindlichen Kanonenkugeln an den Lehmwänden der Festung wenig Schaden anrichteten, und die Balinesen hinter denselben sicher standen. Durch Ausfälle suchte man auch die feindliche Infanterie in Thätigkeit zu erhalten, und nachdem wegen Mangels an Munition die holländischen Geschütze schwiegen, drangen die Balinesen in solcher Menge und so schnell aus ihrer Festung hervor, daß das ganze holländische Corps, um nicht abgeschnitten zu werden, sich zum schnellen Rückzug und zur Flucht entschloß. Der General Van der Wesk, der sich in der Nähe der Reserve befand, die noch gar nicht zum Schuß gekommen war, ergriff mit dieser gemeinschaftlich das Hafenpanier, und überließ einige von den Balinesen bereits eingeschlossene Pelotons ihrem Schicksale. Da die meisten Infanteristen eben auch keine Patronen mehr hatten, waren die mit 9—10 Fuß langen Lanzen bewaffneten Balinesen gegen die holländischen ermüdeten Söldner im Vortheile, und schließlich wurden noch über dreihundert Mann des Expeditioncorps allein auf der Retirade umgebracht — denn Pardon wurde nicht gegeben. Einige Geschütze haben die Balinesen bei dem allzuschnellen Rückzuge der Holländer erbeutet. Die flüchtenden Colonnen erreichen in größter Verwirrung die Kampongs am Strande und sammelten sich hier, da die vordringenden Balinesen sich nicht in Masse in die Nähe des Strandes wagten, weil sie die Feuerschlünde der Marine sehr fürchteten, und hier die Truppen auch wieder mit Munition versehen wurden. Hier verweilte Van der Wesk mit dem Ueberreste der Expedition, bis er nach einigen Tagen den Befehl zur Rückkehr nach Java erhielt, welcher auch unverzüglich erfolgte. Hierauf wurde die Insel Bali in Blokadestand erklärt und einige niederländische Dampfer und Briggs blokirten dieselbe.

Die verlorene Schlacht bei Djagaraga hätte indeß für die Holländer sehr verderblich werden können, wenn andere malaiische Fürsten, dem Beispiele der balischen Radjas folgend, den Holländern den Gehorsam aufgekündigt hätten, wie wohl zu erwarten war, da des Generals Freiheit und Unkunde in der hiesigen Taktik den niederländisch-indischen Sultanen und Radjas bekannt geworden war, und diese eingebornen Fürsten, die ehnehin der holländischen Herrschaft abhold sind, zur Felonie verleiten konnte. Dieß zu verhindern und den Balinesen seine Macht fühlen zu lassen, wurde nun seitens des Gouvernements von Batavia eine kräftigere Expedition vorbereitet, jedoch erst die Ankunft von Kriegsschiffen und Truppen aus dem Mutterland abgewartet, bevor man sich wieder mit den Balinesen im Felde zu messen wagte.

Erst in der zweiten Hälfte des März 1849 wurden von Java etwa 5000 Mann Militär und von Madura 2000 Mann sogenannter Hülfstruppen, theils aus Pradjuriets (auf europäische Art bewaffnete Landwehr der eingebornen Häuptlinge), theils aus mit Lanzen bewaffneten Kulies bestehend, auf Kriegsfahrzeugen nach Bali gesendet. Zum Commandanten dieses Corps war der Generalmajor Wachiels — der den Holländern seit 12 Jahren schon

Digitized by Google

hösche Länder auf Sumatra erobert hatte — erwannt worden. Bis zum ersten April sollte sich das gesammte Corps bei dem Blockhause von Belleling vereinigen, weßhalb auch Dampfer die in der Ferne lavirenden Schiffe nach den bestimmten Ankerplätzen schleppen mußten. Schon einige Tage früher, wie vorher bestimmt worden, hatte man 2000 Mann dort ausgeschifft, und das 7te Infanteriebataillon hatte sich bereits in der Nacht des 31 März der beiden Kampongs Belleling und Singaradja bemächtigt; die Bewohner hatten sich nicht vertheidigt und waren geflüchtet.

In 4 — 5 Tagen waren nun alle Truppen der Expedition ausgeschifft worden und sammelten sich in diesen beiden Orten, was den Balinesen Furcht einflößte; sie suchten daher durch Unterhandlungen mit dem holländischen General den Frieden ohne Blutvergießen zu vermitteln. Zu dem Ende besuchten am 8 April der Radja von Belleling und der Gusti (welche beide auf Sesseln getragen wurden) in Begleitung von 12—15000 bewaffneten [1] Balinesen den General Machiels zu Singaradja, diese beiden wurden nun in dessen Quartier demselben vis à vis mit ihren Sesseln niedergesetzt.

Nachdem man sich freundschaftlich die Hand gegeben, begann die Unterredung, wobei der Radja von Belleling, den Wünschen des holländischen Gouvernements zu entsprechen, sich bereit, aber außer Stand erklärte, die geforderte Summe von sechs Millionen Gulden Schadenersatz an die Holländer zu bezahlen. Er forderte den General auf sich überall selbst von der Armuth seiner Länder und Unterthanen zu überzeugen. [2] Die Festung Djagaraga solle auf Verlangen den Holländern übergeben werden.

Ein jeder der Bali besucht hat, wird sich wohl sehr bald überzeugt haben daß es unter damaligen Umständen sehr schwierig seyn mußte Millionen Gulden zusammen zu bringen, denn alle Producte waren dort spottwohlfeil, so z. B. kostete die Pikol Reis nur 2—3 Gulden, die Pikol Tabak nur 20 fl., die Kanne Cocosöl nur 20 Deut (2 Silbergroschen); einen fetten Ochsen konnte man für 4—5 spanische Piaster kaufen, was um so mehr befremden mußte, da die hiesigen Rinder noch einmal so schwer wie die auf Java und Madura sind, denn ein javanischen Rind wiegt geschlachtet nur 2—300 Pfund, während ein balisches alsdann gewöhnlich 5—600 Pfund schwer ist. Dabei ist das Land im Innern und theilweise auch an der See noch wenig angebaut; vom Mineralreichthum ist wenig bekannt, und Chinesen, die doch überall in Niederländisch-Indien als thätige Handelsleute und Handwerker sich angesiedelt haben, fehlten hier gänzlich. Ebenso wurde auch aus dem Safte des Zuckerrohrs noch kein Zucker gesotten, denn dieses Rohr ward in kleinen Bündeln auf den Bazars verkauft und so von den liebsigen Leckermäulern ausgekaut. Besonders auffallend ist es hier nur Lehmgebäude anzutreffen, da doch alle benachbarten Völker ihre Wohnungen aus Bambus, Brettern, Palmzweigen oder Ziegelsteinen bauen. Nur an den Thoren der buddhistischen Pagoten und an den fürstlichen Wohnungen findet man hier Ziegelmauern, die auch wohl mit Porzellan verziert sind, übrigens haben sämmtliche Gebäude nur Reisstrohdächer und keine Fenster.

In Erwartung daß nun alle Differenzen mit den Balinesen friedlich ausgeglichen werden würden, verließen die holländischen Truppen Singaradja und Belleling, und marschirten nach dem Kampong Sangsit, der nur 1½ Stunden von Djagaraga entfernt und an der See gelegen ist. Hier langte auch an demselben Tage (11 April) das Kriegsgeschwader an, denn es sollte den 15 April die Festung Djagaraga an die Holländer übergeben werden, und nachdem die holländische Flagge dort aufgezogen — was man von der Rhede von Sangsit wahrnehmen könne — sollte ein Salut von 100 Kanonenschüssen von den Kriegsfahrzeugen aus erfolgen. Am 15 April mit Tagesanbruch marschirten die Truppen — mit Ausnahme eines Infanterie-Bataillons das Sangsit besetzt hielt — von hier aus auf Djagaraga los, allein man war nicht wenig verwundert daß die Brücken dieser Festung aufgezogen waren, und man bei der Annäherung mit Flintenschüssen begrüßt wurde, die in einer Minute 30 Europäern das Leben raubten. Hierauf begann das Beschießen der Festung mit holländischen Geschützen, da aber deren Kugeln an den allzudicken Lehmwänden nur wenig Schaden anrichteten, so wurde nur je ein oder zwei Minuten ein Schuß gethan, der alsdann auch mit den kleinern Geschützen der Balinesen aus der Festung erwidert wurde. Die Infanterie mußte sich 12—1500 Schritte weit von den Festungsgräben zurückziehen und in Zwischenräumen ein Tirailleurfeuer auf Bäume und Gesträuche machen. Nachmittags mußte sich auch noch die Hälfte der Besatzung von Sangsit nach dem Schlachtfelde begeben und an dem Feuern mit theilnehmen. Auf diese Art dauerte das Gefecht bis es dunkel wurde fort, worauf sich die Truppen noch weiter zurückzogen und das Schießen aufhörte. Merkwürdig ist daß in so weiter Entfernung von der Festung dennoch viele holländische Soldaten von balischen Flintenkugeln aus der Festung getroffen wurden. Am folgenden Tage fieng die Schlacht schon sehr früh an, eine Truppenabtheilung hatte während der Nacht die Festung umgangen und näherte sich von entgegengesetzter Richtung derselben beim Anbruch des Tages. Der größte Theil der balinesischen Besatzung war schon des Nachts aus der Festung geflüchtet, und ein panischer Schrecken ergriff die Zurückgebliebenen als sie die Feinde anrücken sahen; es erfolgte daher ein allgemeines Ausreißen, als die holländischen Truppen sich an einer Seite der Festung bemächtigten; viele Balinesen schossen hier noch mit Pfeil und Bogen. Ein Haufen Flüchtlinge konnte einem anrückenden Bataillon nicht ausweichen, wurde von diesem mit Peletonsfeuer begrüßt, und ließ einige hundert Todte auf dem Platze. Nachdem die Holländer sich der ganzen Festung bemächtigt hatten, fanden sie in derselben die Kanonen und in dem Kampong Djagaraga 250 Percussionsgewehre wieder, welche die Van der Wyk'sche Expedition im vorigen Jahre im Stich gelassen, die Balinesen aber im Kriege nicht gebraucht hatten. Nachdem die holländische Flagge auf der Festung wehete, erfolgte das Salut von dem Geschwader aus. Die vordere (Nord-) Seite der Festung war etwa 1200 Schritte lang; hier, sowie an deren Flanken, waren die diese

[1] Die Balinesen waren meist mit 9—10 Fuß langen Lanzen bewaffnet, etwa der zehnte Theil war mit 6 — 7 Fuß langen Flinten versehen, deren Kugeln ein Achtel-Pfund wogen; übrigens hatten diese keine Bajonnette, und nur an wenigen befand sich eine Schlagfeder mit Hahn, die meisten mußten mit Lunten abgefeuert werden. Die Füsiliers waren unter die Lanciers vertheilt, welche in den Straßen des Kampong à la haie oder in ungeregelten Haufen standen. Die niederländisch-indischen Truppen waren in der Nähe des Stabsquartiers in geschlossenen Colonnen aufmarschirt; auf einer Anhöhe waren die Batterien aufgefahren, und ein Detachement Cavallerie, 30 Mann stark, hielt daneben; die Proviantiers und Kulies standen in der Nähe auf den Straßen.

[2] Referent befand sich in unmittelbarer Nähe und hat das Gespräch des Radja mit dem General selbst mit angehört.

Digitized by Google

umgebenden Gräben 30—35 Fuß breit und eben auch ſo tief. Die Batterien waren unten 25—30 Fuß breit, waren auch eben ſo hoch, wurden aber nach oben zu immer ſchmäler, hin und wieder unten und oben waren ausgebohrte Cocosbaumſtämme einzemauert, und dienten ſo als Schießſcharten für Flinten und kleine Kanonen. Auf der Südſeite der Feſtung waren die Lehmwände nur 6—8 Fuß breit und nicht mit Schießſcharten verſehen. Theilweiſe ſtand die Beſte hier auf einer ſteilen Anhöhe, welche mit Dornengeſträuch bepflanzt war, und zum Theil befanden ſich dahinter ſumpfige Reisfelder; wo dieß der Fall, waren die Gräben weder ſo breit noch ſo tief wie vor der Fronte und vor den Flanken der Beſte. Von der Nordſeite hatte die Feſtung nur ein, von der Südſeite aber fünf Thore. Außerhalb der Gräben waren zwei Fuß tiefe runde Gruben, die einen Fuß im Durchmeſſer hatten, in Menge angelegt worden. Theilweiſe waren dieſe Gruben mit langem Gras bedeckt, und in denſelben befanden ſich ſtehende Lanzenſpitzen, was dem Vordringen der holländiſchen Kriegerbanden ſehr hinderlich war, weil die javaniſchen Soldaten ſtets darauf gehen und beim Ausgleiten in ſolche Gruben ihre Füße verwundeten. In der Beſte ſelbſt befanden ſich weder Häuſer noch Magazine, nur an der Nordſeite waren hinter den Batterien ſehr ſteile Dächer von Cocosbaumſtämmen angebaut, unter welchen die Erde trocken war. Uebrigens beſtand faſt der ganze innere Raum der Beſte aus moraſtigen Gräben, in welche beim Beſchießen die meiſten holländiſchen Granaten gefallen, aber nicht geſprungen ſind. Dieſe Feſtung wurde geſchleift, und zum Sprengen der Feſtungswerke wurde das engliſche Schießpulver benutzt das man von den Balineſen im Kampong Djagaraga erbeutet hatte. Während des vierwöchentlichen Aufenthalts der holländiſchen Kriegsbanden hier ſelbſt und in Sangſit unterwarfen ſich den Holländern einige baliſche Häuptlinge. Da der Radja von Belleling nebſt dem Guſti und den ihm treu gebliebenen Schaaren ſich nach dem öſtlichſten Theile der Inſel begeben und ſeine Banden dort mit denen der andern baliſchen Radjas vereinigt hatte, verließen die Truppen Sangſit; ein halbes Bataillon mußte die Garniſon des Blockhauſes bei Belleling verſtärken, alle die übrigen wurden eingeſchifft und ſegelten mit dem Geſchwader nach der Straße Lombok. Hier angekommen, wurden die Truppen ausgeſchifft und beſetzten den Kampong Padankeof. Der Radja von Bali, Karangaſſam, ſollte nunmehr beſtraft werden, da aber die holländiſchen Kriegsbanden durch den Abgang vieler Kranken und Todten um den dritten Theil der frühern Stärke vermindert worden waren, ſo erſuchte der holländiſche General den Radja von Lombok um die zugeſagten 3 bis 4000 Mann Hülfstruppen, welche auch, da ſich dieſer Fürſt dazu bereit erklärte, nach einigen Tagen mit niederländiſchen Schiffen von der Inſel Lombok abgeholt wurden. Die Lomboker waren auf dieſelbe Art wie die Balineſen bewaffnet, ſie haſſen aber die buddhiſtiſchen Balineſen ſehr, und Karangaſſam, deſſen Bewohner eben auch wie die Lomboker mohammedaniſch ſind, war dem Radja von Lombok untergeordnet. In neuerer Zeit hatte ſich der Radja von Karangaſſam der Lombokiſchen Bormundſchaft entzogen und ſich mit Belleling alliirt. Nachdem die Lomboker zu Padankeof angekommen, rückten ſie unverzüglich auf Karangaſſam los; 500 Mann niederländiſche Truppen ſollten die Lombeker unterſtützen und begaben ſich auf Schiffen dorthin. Als die letztern vor Karangaſſam ankamen, hatten die Lombeker dieſes Ländchen ſchon erobert, denn ſie hatten wenig Widerſtand bei ihren Glaubensgenoſſen dort gefunden, und der Radja hatte beim Einrücken der Lomboker in ſeine Reſidenz ſich ſelbſt entleibt. Einige Zeit blieb das Land mit den Lombokiſchen Hülfstruppen noch beſetzt, und die frühern Verhältniſſe zwiſchen dem Radja von Lombok und Karangaſſam wurden wieder hergeſtellt.

Nachdem das holländiſche Landheer mit 7—800 Matroſen und Seeſoldaten verſtärkt worden, rückte daſſelbe weiter im Gebiete von Bali-Koleukong vor; überall gab es nur kleine Gefechte, und die Balineſen zogen ſich in die Gebirge zurück. Allein ganz unvermuthet wurde das ganze holländiſche Corps in den Morgenſtunden des 23 Mai von allen Seiten angefallen; die herrſchende Dunkelheit verurſachte daß ſich der größte Theil der Truppen nicht gehörig verſammeln, kein Carré formiren oder ſchießen konnte. Einige angezündete Leuchtkugeln ſollten dieſem Uebelſtand abhelfen, wodurch aber auch die vorrückenden Balineſen mit der Stellung ihrer Feinde beſſer bekannt wurden, und ſo geſchah es daß der General Machiels durch eine balineſiſche Kugel tödlich verwundet wurde und an demſelben Tage ſtarb. Endlich zündeten die Balineſen noch ſelbſt einen Kampong an, wodurch die ganze Gegend erleuchtet ward, und ſie nunmehr durch das heftige Feuer der Holländer zum Rückzug gezwungen wurden. Noch an demſelben Tag übernahm Oberſtlieutenant van Swieten den Oberbefehl über die niederländiſch-indiſchen Truppen auf Bali; unter ſeinem Commando wurden die Balineſen noch in verſchiedenen Gefechten, namentlich bei Kosomko und Kolenkong, geſchlagen und dabei der Guſti in einer Pagode gefangen genommen, worauf neue Friedensunterhandlungen erfolgten. Unterdeſſen hatten die Balineſen eine neue Feſtung in der ſüdöſtlichſten Gegend der Inſel auf einer Anhöhe, aber in der Nähe der See angelegt, und nachdem die Unterhandlungen zu keinem Reſultate geführt, zogen ſie ſich dorthin zurück. Wiewohl nun die holländiſchen Truppen dieſe nicht ſchnell zu erobern vermochten, wurde dieſe Beſte doch in wenigen Stunden durch das Feuer mit dem groben Geſchütz der Marine zerſtört und die Balineſen daraus vertrieben, worauf endlich der Friede geſchloſſen ward. In Folge deſſen verließ das Expeditionscorps im Monat Julius und die Beſatzung der Bending Belleling im December 1849 die Inſel Bali. Die baliſchen Fürſten haben das Protectorat des niederländiſch-indiſchen Gouvernements anerkannt. Dieſes iſt überzeugt daß hier nicht viel zu holen iſt, und ſich die Balineſen nicht ſo leicht wie die gutmüthigen Javanen zwingen laſſen. So lange nun die Balineſen keine Verträge mit anderen civiliſirten Nationen abſchließen, läßt man ſie in Ruhe.

Digitized by Google

Charakter der Indianerstämme im Westen der vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Aus Beckwourths Leben und Abenteuer.)

Als amerikanischer Bürger, als Freund des Menschenschlags dem ich angehöre, und als aufrichtiger Verehrer meines Landes, so wie als ein mit dem Charakter der Indianer genau bekannter Mann, fühle ich daß ich den Bericht über mein ereignißvolles Leben nicht wohl passender schließen kann, als wenn ich ein paar Worte über die Rothhäute sage. Man sollte, wenn man über die Handlungen dieser Leute urtheilt, eingedenk seyn daß sie das von ihnen bewohnte Land als ein Geschenk des „großen Geistes" betrachten, und das Eindringen der Einwanderer in ihrem Herzen eben so bitter empfinden, wie ein gesittigtes Volk, wenn es sieht daß eine andere Nation, ohne seine Erlaubniß, mitten durch sein Land hindurchzieht. Auch darf man nicht außer Acht lassen daß die Indianer glauben, der Büffel sey ein ihnen angeerbtes Gut, nicht weil er zum Wild gehöre, sondern vom Standpunkt des Eigenthumsrechts aus; die Vorsehung, sagen sie, habe ihnen denselben gegeben zu ihrem Lebensunterhalt, zu ihrem Trost. Wenn daher ein Einwanderer einen Büffel schießt, so betrachtet dieß der Indianer als eine von dem Fremdling begangene Zerstörung von eben so vielem Privateigenthum.

Macht sich der Leser in seinem Geiste diese Anschauungen recht klar, dann wird er leicht einsehn, warum der Indianer, wenn er eine den Weißen gehörige Kuh erlegt, oder ein Pferd stiehlt, dieß als eine bloße Wiedervergeltung für erduldete Unbill, als eine thatsächliche Schadloshaltung für erlittenen Verlust betrachtet. Wegen dieser That des rothen Mannes sind die Truppen der Vereinigten Staaten oft unklugerweise über sein ganzes Geschlecht hergefallen; gewöhnlich leiden die Unschuldigen, und diejenigen welche den Sturm angefacht, vermögen nicht einzusehen welches Verbrechens sie sich schuldig gemacht haben könnten.

Wenn die Regierung entschlossen ist die westlichen Stämme mit Krieg zu überziehen, so möge sie es mit Verstand und Umsicht, und so wirksam thun daß die Gerechtigkeit durch Milde sich mäßigt. Den Versuch machen zu wollen die Indianer durch Truppen der Vereinigten Staaten zu züchtigen, ist einfach eine Thorheit; die Kosten dieser Feldzüge sind eben so groß als unwirksam. Die Indianer leben so zu sagen auf ihren Rossen, und sie können die Pferde der Regierung rascher stehlen und hinwegtreiben, als diese im Stande ist sie zusammenzubringen. Da die Indianer keine ständigen Dörfer haben, so können sie sich, selbst mit der Last ihrer Behausungen, ihrer Weiber und Kinder, indem sie sich von gelegentlich erlegten Büffeln nähren, schneller bewegen als irgend eine noch so gut ausgerüstete Truppenmacht, welche das Land wider sie zu entsenden vermöchte. Ein Heer muß bei einer solchen Jagd erliegen, ehe noch der Sommer vorüber ist, während die Indianer es mit ihren Scharfschützen ermüden, und wenn sich, was kein ungewöhnlicher Fall, mehrere mächtige Stämme vereinigten, so würden viele tausend Mann keinen Eindruck machen. Auch sollten unsere zur Bekämpfung der Rothhäute in die Felsengebirge abgeschickten Officiere sich erinnern daß die Indianer mittelst Gewändern und Spiegeln eine Art Telegraphie besitzen, und so, da stets in passenden Abständen von einander ihre Spione aufgestellt sind, auf große Entfernungen hin und in sehr wenigen Minuten Kunde von den Bewegungen ihrer Feinde geben und die Dorfschaften in Kenntniß setzen können ob es gerathen sey sich zurückzuziehen oder nicht. Einige Stämme telegraphiren nächtlicherweile durch Feuer, bei Tage durch Rauch. Ein Officier hört vielleicht von einer Kriegerschaar die an einem gewissen Platz ihr Lager aufgeschlagen hat; er macht sofort einen forcirten Marsch, und wenn seine Truppen an ihrem Bestimmungsort ankommen, sind jene Krieger möglicherweise viele Meilen weit in seinem Rücken, und haben ihr Lager auf seiner Fährte aufgeschlagen.

Ein Dorf von dreihundert Wohnstellen der Krähen oder Chehennen könnte, innerhalb dreißig Minuten nach Empfang eines Befehls zum Aufbruch, alle seine Wohnstellen abgeschlagen und die Pfähle an die Pferde angebunden haben; Männer, Weiber und Kinder könnten in vollem Marsch begriffen seyn, und die besten zu ihrer Verfolgung abgesandten Dragoner vermöchten sie nicht einzuholen.

Ich habe von indianischen Verträgen und Annuitäten genug gesehen um die Ueberzeugung zu gewinnen daß deren Wirkungen schlimmer als fruchtlos sind. Die Anschauung welche sich bei den Indianern über die Annuitäten gebildet hat, geht dahin: dieselben seyen ihnen von dem großen weißen Häuptling gesendet worden weil er sich vor ihnen fürchte, und ihre Freundschaft zu erkaufen wünsche. Es gibt einige — wiewohl nur sehr wenige — Stämme, welche einen Vertrag heilig halten würden; die Mehrheit aber glaubt sich dadurch nicht gebunden, weil diese Leute die Natur eines Vertrags nicht verstehen. Sind sie im Nachtheil und werden sie gezwungen einen Vertrag einzugehen, so stimmen sie allen Vorschlägen bei die man ihnen macht; hat sich aber das beaufsichtigende Truppencorps zurückgezogen, und können sie ihre Raubzüge scheinbar ungestraft wiederholen, so wird keine sittliche Verpflichtung sie davon abhalten, und der mit so großen Kosten für das Land abgeschlossene Vertrag erweist sich als eine bloße Täuschung.

Der mit einem Kriegszug gegen die Indianer beauftragte Officier sollte genau wissen welche Bande eines Stammes er zu züchtigen habe. Die Sioux z. B., die vor einigen Jahren noch dreißigtausend Krieger aufstellen konnten, sind jetzt in viele Banden getheilt, die manchmal Hunderte von Meilen auseinander wohnen. Eine Bande dieses Stammes kann einen Raubzug auf einer Emigranten-Straße verüben, und die andern Banden haben nichts davon gehört; sie halten sich nicht verantwortlich für Missethaten einer andern in gesellschaftlichen Beziehungen von ihnen gänzlich abgesonderten Abtheilung; wollte man sie daher in einem solchen Fall mit einer Züchtigung heimsuchen, so würde dieß eine offenbare Ungerechtigkeit seyn. In einem Fall äußerster Gefahr aber treten alle diese Banden in ein Bündniß zusammen.

Andere Stämme haben dieselbe Abtheilung in gesonderte Banden, weßhalb die Meinung ziemlich verbreitet ist, jede dieser Banden sey ein Stamm. Die Sioux sind über ein Gebiet von mehr als tausend Meilen in der Richtung von Norden nach Süden verbreitet, und ihr Land ist, sowohl was die Naturscenerie als die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, einer der schönsten Flecke in der Welt. Die Krähen haben nur Eine eigentliche

Digitized by Google

Bande, obgleich ſie, ſowohl der bequemeren Weiden für ihre unermeßlichen Pferdeheerden halber, als wegen der Büffeljagd, gewöhnlich in zwei Dörfer abgetheilt ſind. Dieſe zwei Dörfer aber ſind ſelten mehr als dreihundert Meilen von einander entfernt, gewöhnlich weniger; ihre Bewohner kommen mindeſtens Einmal im Jahr zuſammen, und haben im Laufe ihrer Wanderzüge häufig zufällige Berührungen. Sie ſprechen die Grovan-Sprache, da ſie Abkömmlinge dieſer Nation ſind.

Die Pawnis ſind wahrſcheinlich in ſittlicher Beziehung die entartetſten unter allen weſtlichen Stämmen; die übrigen hegen eine ſolche Verachtung gegen ſie, daß kein einziger mit ihnen Verträge abſchließen will. Sie ſind ein zahlreiches Volk, erbitterte Feinde der Weißen, und tödten dieſe überall wo ſie ihnen begegnen. Ein mit dieſem Volke bei Nacht abgeſchloſſener Vertrag würde am nächſten Morgen ſchon wieder verletzt werden. Diejenigen welche an den Kriegen mit den weſtlichen Indianern theilgenommen, werden ſich erinnern daß ſie, mit Ausnahme von Weibern und Kindern, keine Gefangenen machen. Auch hat man allgemein geglaubt daß die Sioux nie Weiße tödten; dieß iſt aber ein Irrthum. Ich habe Scalpe von Weißen in ihren Händen geſehen, und annoch hängen viele friſche im Rauch ihrer Wohnungen.

Die weſtlichen Indianer ſchlagen ihre Schlachten nicht auf Anhöhen oder weiten Waldlichtungen, ſondern haben zur Ermüdung eines Heeres ihre gränzenloſen Prairien, und zum Rückzug die Naturveſten der Felſengebirge. Sollte eine Mehrheit dieſer mächtigen Stämme ein Bündniß unter ſich abſchließen zur Vertheidigung gegen einen gemeinſchaftlichen Feind, ſo wäre dieß der allerſchlimmſte Indianerkrieg — der koſtſpieligſte an Blut und Geld den die Nationalregierung je geführt hätte. Die verbündeten Stämme könnten zweimalhunderttauſendfünfzigtauſend Krieger wider jegliche feindliche Macht aufſtellen, und ich weiß daß ich bei Angabe dieſer Zahl der Wahrheit nicht im mindeſten Abbruch thue.

Wenn die Politik der Regierung dahin gerichtet iſt den indianiſchen Menſchenſchlag gänzlich auszurotten, ſo ſollte ſie zur Erreichung dieſes Ziels das zweckdienſtliche Mittel ergreifen. Dieſes Mittel aber iſt der Branntwein (!). Geſtattet ſie die Einführung des Whiskey unter die Rothhäute, ſo führt dieß zur Demoralisation derſelben, und in Folge davon zur Vernichtung Tauſender von Indianern alljährlich durch mächtigere Stämme. Bis jetzt aber iſt dieſes hölliſche Agens noch nicht wirkſam; die Indianer nehmen zwar an Anzahl ab, allein vergleichsweiſe nur ſehr langſam. Die unmittelbarſte und ſchnellſte Art das Land von ihnen zu ſäubern, läge in dem einfachen Mittel der Aushungerung, indem man ſie ihres anererbten Lebensunterhalts, des Büffels, beraubte. Will man dieß durchführen, ſo ſende man ein Heer Jäger unter ſie, um jenes Thier auf alle mögliche Weiſe auszurotten und zu vernichten. Man kann es ſchießen, vergiften, Fallgruben für daſſelbe graben und zu einer zahlloſen Menge anderer Mittel ſeine Zuflucht nehmen, um ein Thier vom Erdboden wegzufegen das durch die Maſſe ſeines Fleiſches, wie es ſcheint, nur dazu dient die Indianer zu erhalten und ſo die weitere Entwickelung der Civiliſation zu hindern.

Um die Indianer vi et armis zu bekämpfen, könnte die Regierung keine wirkſamere Maßregel ergreifen, als fünfhundert Gebirgsbewohner auf ein Jahr lang in ihren Dienſt zu nehmen, und keiner der indianiſchen Stämme über welchen dieſe herfielen, vermöchte den Kampf zu überleben. Solche Leute, zu dieſem Zweck verwendet, hätten an ihrem Gepäck keine Laſt welche ſie an der Verfolgung oder dem Rückzug über unbegränzte Ebenen hinderte. Die Lebensweiſe eines Gebirgsbewohners macht ihn ganz geeignet für den Kampf gegen die Indianer, und wenn er auch Entbehrungen erdulden muß, findet er doch immer Mittel genug zur Hand für ſeinen Lebensunterhalt. Er iſt an Gewohnheit ſo ſehr Indianer, daß er in ihrer eigenen Weiſe ſie bekämpfen kann: wenn ſie ſeine Pferde ſtehlen, ſo kann er ihnen hinwiederum die ihrigen entführen; wenn ſie in freier Luft einer haſtigen Ruhe pflegen, ſo verlangt er für ſich ſelber auch nichts weiter, und ſeine Geſundheit und ſeine Lebensgeiſter ſtärken ſich bei einer ſolchen Lebensweiſe. Nur durch Leute welche die Eigenſchaften des weißen Jägers in Verbindung mit indianiſchen Gewohnheiten beſitzen, können die Indianer wirkſam und ohne großen Koſtenaufwand beſiegt werden.

Skizzen aus Kleinaſien.

(Von C. L. H.)

IV.

Aus meinen frühreren Skizzen haben die Leſer des „Ausland“ ſich ein Bild türkiſcher Zuſtände im Innern des Reiches vor dem letzten Krieg und zu Anfang des Krieges machen können; die gegenwärtigen Blätter ſchildern das Innere nach dem Kriege. Der Unterſchied iſt nicht groß; es will mich ſogar bedünken als wären es dieſelben Leute, dieſelben Verhältniſſe wie vor dem Kriege — gleichviel, ohne lange Vorrede gehe ich zu meinem Gegenſtand über, indem ich anzeige daß ich am

Sonntag, den 5 Oct. 1856 in Ineboli gegen Sonnenuntergang landete. Ineboli iſt ein Ort am ſchwarzen Meer, ungefähr der Krim gegenüber, und iſt eine Dampfſchifffſtation auf der Linie nach Sinope, Samſun und Trapezunt, wodurch hier etwas mehr Leben entſtanden iſt als an den übrigen Ortſchaften am ſchwarzen Meer. Ein Hafen iſt jedoch nicht vorhanden, ſondern nur eine offene Rhede, und die Brandung war dießmal ungewöhnlich heftig; das Landen iſt ungemein ſchwierig, und ſchließlich muß man ſich von einigen handfeſten Kerlen an Land tragen laſſen. Sonſt liegt der Ort ſehr angenehm zwiſchen lauter Gärten, und beſitzt einen Vorzug deſſen ſich nur wenige Städte in der Türkei rühmen können; er hat ein ſchönes Straßenpflaſter, aus großen breiten Hauſteinen gebildet, wie in Trieſt, nur nicht mit der mathematiſchen Regelmäßigkeit. Auch Schiffbau wird hier betrieben, und in der Umgegend wächſt ſehr viel Flachs und Hanf, der in Ineboli ſelbſt zum Theil in Stricke verwandelt wird. Der Ort am

Digitized by Google

Meere wird bloß von Türken bewohnt, die Raja wohnen etwa 10 Minuten landeinwärts auf der linken Seite des Devrikan-Flusses, der ſich bei Ineboli ins Meer ergießt.

Montag, 6 Oct. Für die Reiſe nach Kaſtamboli hatte ich hier Pferde beſtellt; in Ineboli iſt keine Poſtſtation, und ſomit iſt man hier gänzlich der Willkür der Privatbeſitzer von Pferden überlaſſen. Nach langen Verhandlungen kam endlich ſo viel zu Stande daß der Pferdebeſitzer für heute früh 6 Uhr drei Pferde nebſt einem des Weges kundigen Sürüdſchi um einen Preis lieferte der ungefähr das Doppelte der Regierungstaxe betrug. Was war zu machen? Ich mußte froh ſeyn daß um dieſen Preis überhaupt noch Pferde zu haben waren. Um 6 Uhr aber, als ich mich nach Pferden erkundigte, war noch niemand gekommen, auch um 7 Uhr noch nicht, und ich hatte daher hinreichende Muße zu botaniſiren, Mineralien zu ſammeln, die Alterthümer und die Induſtrie des Ortes in Augenſchein zu nehmen; endlich um halb 8 Uhr wurde dem Kawaſſen die Zeit lang; er ließ ſeinen Glaubensgenoſſen vorfordern, der ihm mit der größten Seelenruhe erklärte daß er gar nicht willens ſey ſeine eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen. In ſolchen Dingen aber verſtand weder ich noch mein Kawaß Spaß, und in weniger als fünf Minuten war alles da, d. h. ſtatt der drei Pferde nur zwei, und für das dritte ein Mauleſel und ein Eſel. Die Thiere wurden geſattelt und beladen, und um 8 Uhr konnten wir aufbrechen.

Die erſte Stunde Wegs blieben wir im Flußbett, dann aber gieng es auf die Anhöhe, wo die Wege zum Theil ſehr ſchlecht und ſteinig waren; dazu kam daß das Gepäck ſehr ſchlecht gepackt war, ſo daß alle Augenblicke Aufenthalt entſtand, und endlich brach die ganze Geſchichte zuſammen, ſo daß wir auf dieſe Weiſe wenigſtens eine Stunde verloren. Das größte Hinderniß des Fortkommens war aber unſer Sürüdſchi, der ſich bald als der unwiſſendſte Burſche auswies; nach ſeinem eigenen Geſtändniß hatte er den Weg von Ineboli nach Kaſtamboli, aber vielmehr in umgekehrter Richtung, nur einmal in ſeinem Leben gemacht, und zwar nicht den Weg den wir einſchlugen, ſondern lauter Nebenwege. Wir mußten alſo in jedem Dorfe uns ſorgfältig nach dem rechten Weg erkundigen. Ueberdieß waren ſowohl der Eſel als der Mauleſel in einer ſehr trübſeligen Stimmung, ſo daß nichts vermochte ſie vorwärts zu treiben. Der Sürüdſchi kam auf den Einfall ſie zu beſchimpfen, indem er ihnen erzählte, er habe mit ihren Weibern Ehebruch getrieben; dieſe Beſchſcherung wiederholte er wenigſtens jede Minute einmal, aber nichts machte Eindruck auf dieſe unempfindlichen Thiere. Um 8¾ Uhr paſſirten wir das Dorf Topal Oglu (Sohn des Lahmen), welches wir rechts auf der Anhöhe liegen ließen; um 9½ Uhr erreichten wir das Dorf Orza, an deſſen Eingang ich Felder mit einer Getreideart erblickte, die ich ſeit etwa 12 Jahren nicht mehr geſehen hatte; zu meinem größten Erſtaunen erkannte ich hier Buchweizen; es ſind noch einige andere Dörfer in der Umgegend welche Buchweizen bauen, ſonſt ſtand auf den Feldern Mais und Flachs. Die weite Strecke bis Bahyr Küreſſi, unſerem heutigen Tagesziel, war eben ſo ſtark cultivirt, indem wir faſt jede Stunde ein Dorf paſſirten. Je höher wir aber hinauf kamen, deſto dichter ward der Nebel, ſo daß wir zuletzt ganz durchnäßt wurden. In Bahyr Küreſſi, welches ſechs Stunden von Ineboli entfernt iſt, kamen wir erſt um 4 Uhr Nachmittags an, ſo daß wir auf dieſer kurzen Strecke zwei Stunden verloren hatten.

Wir fanden Unterkommen in dem Polizeigebäude, und kaum war dieſer Gegenſtand erledigt, als ich mich aufmachte um die Kupferwerke des Ortes in Augenſchein zu nehmen, ehe der immer dichter werdende Nebel mich gänzlich verhindern würde. Das Kupfererz findet ſich hier im Boden ſelbſt, und wird an Ort und Stelle in den Oefen gereinigt; die Arbeit und die ganze Einrichtung iſt noch ſehr einfach, indem auf dem Boden ein Kohlenfeuer angezündet wird, in welches das Erz hineingeworfen wird. Bei dem Orte ſind die Schlacken zu förmlichen Bergen aufgethürmt, ſo daß dieſe Minen gewiß ſchon in uralter Zeit bearbeitet wurden, ich habe aber nirgends etwas darüber auffinden können. Gern hätte ich nun noch mehr von den Arbeiten geſehen, ich erfuhr aber zu meinem Leidweſen daß dieſelben ſeit einem Jahre eingeſtellt ſind, weil man nur mit Verluſt arbeitete. Als der Kjatib Tſchelebi ſeinen Weltſpiegel (Dschihan numa) ſchrieb, konnte derſelbe noch berichten daß ein Drittheil des Ertrags für die Koſten aufgieng, ein Drittheil dem Sultan abgegeben wurde, und ein Drittheil als Reinertrag in den Händen des Unternehmers blieb. Da wäre alſo das türkiſche Reich ſeit einem Jahr abermals um eine Hülfsquelle ärmer geworden. Nichts iſt in dieſer Hinſicht belehrender als die Lectüre des oben genannten Werkes Dſchihannuma, welches um die Mitte des 17ten Jahrhunderts geſchrieben iſt, und über eine Menge Induſtrien im Lande berichtet von denen jetzt nichts mehr vorhanden iſt. Man ſagte mir daß jetzt, wo die Minen nicht mehr bearbeitet ſind, dieſelben für eine geringfügige Summe an den Armenier Düjoglu verpachtet ſind, der ſchon wiſſen wird was er thut.

Da die Häuſer des Ortes, gegen Tauſend an der Zahl, aus dem kupferhaltigen Geſtein oder aus Schlackenblöcken erbaut ſind, ſo erhält der Ort dadurch ein ganz eigenthümliches, roſtiges oder oxydirtes Anſehen. Von den vier Moſcheen iſt eine ganz verfallen und eine in Reparatur. Um 5 Uhr war es in Folge des Nebels ſchon ſtockfinſter, und ich mußte nach meinem Quartier eilen.

Dienſtag, 7 Oct. Wir brachen um 6 Uhr auf und erreichten um 7½ Uhr das Dorf Amkarlü, ein kleines aber ſehr freundliches und angenehmes Dorf in einem Thale. Der weitere Weg nach Kaſtamboli muß nicht der gewöhnliche ſeyn, denn von den auf den Karten verzeichneten Ortſchaften paſſirten wir keine einzige, ſondern wir hörten ganz andere Namen; früher erfuhr ich daß unſer Weg von dem gewöhnlichen Wege weſtlich abwich. Das Gebirg welches wir geſtern und heute paſſirten, zeigte eine üppige Vegetation, namentlich trafen wir ganze Wälder von Oleander an, ſo daß ich glaube die Heimath dieſer Pflanze hier annehmen zu dürfen; ſonſt beſtand die Vegetation aus Eichen, Buchen, Nadelholz und einzelnen Birken, in den niedrigeren Gegenden aus Oleander, Weiden, Azalea. Um 9 Uhr kamen wir auf eine Ebene, welche, ſo weit das Auge reichte, mit Dörfern beſetzt war und ein fruchtbares und gut cultivirtes Anſehen hatte. Den dieſen Dörfern paſſirten wir nur Odemiſch („bezahlt“), eins der größten derſelben; die Ebene war von ausgedehnten Lavafeldern begränzt, und den ausgebrannten Vulcan hatten wir zu unſerer Linken. Um 10 Uhr kamen wir in das Dorf Ueſü, welches in einem alten Krater am untern Rande deſſelben liegt. Der weitere Weg führte über Lavafelder, und um 11 Uhr kamen wir in das Dorf Seidler,

Digitized by Google

wo wir eine Stunde Halt machten. Hier war ungefähr die Hälfte unſers Weges, und da wir nicht Luſt hatten heute abermals eine Maſſe Zeit zu verlieren, um die Liebesabenteuer des Burſchen mit der Frau des Mauleſels oder der Mutter des Eſels anzuhören, ſo ritten wir voraus. Um 2 Uhr kamen wir in Uyun Dere, d. h. das lange Thal, deſſen Eingang ziemlich eng und faſt wie eine Kellertreppe iſt; wir brauchten etwa fünf Viertelſtunden, um durch das lange Thal zu kommen, ſo daß es alſo eigentlich nicht lang iſt; es iſt vielmehr langweilig, denn ſtatt der üppigen Vegetation, die wir bisher fanden, iſt hier der Pflanzenwuchs ſehr ſpärlich; dabei ſind die Berge zu beiden Seiten niedrig und einförmig, und ich war froh dieſe langweilige Partie beendigt zu haben. Um halb vier Uhr paſſirten wir das Dorf Dſchamlüköi (Fichtendorf), an deſſen Eingang ich eine prachtvolle Heerde Angora-Ziegen traf, die erſten die ich in meinem Leben in natürlichem Zuſtande ſah; binnen weniger als einer Stunde kamen wir an das Dorf Schekerköi (Zuckerdorf), wo über einen Nebenfluß des Gök Irmak eine neue Brücke führt, dieſelbe hat ſogar ein Schutzdach, vermuthlich gegen den Regen. Die Vegetation hört hier faſt ganz auf, und nur bei den Dörfern ſelbſt erblickt man einige Pappeln, dagegen ſcheint die Viehzucht hier ſtärker zu ſeyn, namentlich Büffel, Rindvieh und Eſel. Leider hörte ich daß unter dem Rindvieh die Klauenſeuche ſehr große Verwüſtungen anrichtete.

Um $5^3/_4$ Uhr gegen Sonnenuntergang erreichten wir Kaſtamboli, 12 Stunden von Bakyr Küreſſi. Wir ſuchten den renommirteſten Han auf, bei welchem wir beim Eintritt völliger Dunkelheit anlangten. Das Gebäude mit ſeinen Räumlichkeiten präſentirte ſich aber ſelbſt bei der ſchrecklichen Beleuchtung eines Talglichtes ſo gräulich ſchmutzig, daß mich und meinen Begleiter ein kaltes Grauen überfiel bei dem Gedanken auch nur wenige Stunden in dieſem türkiſchen Schweinſtalle zubringen zu müſſen. Ich ſetzte mich alſo in ein nahegelegenes Kaffeehaus, während der Kawaß zu dem Statthalter ritt und dieſen um Nachweiſung eines Nachtquartiers bat, was auch ſofort gewährt wurde. Nach einer halben Stunde kam der Dolmetſcher des Statthalters um mich abzuholen und nach dem vom Paſcha angewieſenen Privathauſe zu führen. Dort angekommen wurde ich freundlich, jedoch in türkiſcher Sprache begrüßt und zum Eintreten eingeladen. Ich glaubte zu irgend einem armeniſchen Sawaf geführt zu ſeyn, und die Erinnerung an das was ich auf früheren Reiſen von dieſem ungaſtlichen Volk erlitten habe, ließ mich in der Stille den verſchmähten ſchmutzigen Han bedauern, wo ich wenigſtens für mein Geld mein eigener Herr war. Mitten unter dieſen ſchwermüthigen Gedanken trat dann auch der weibliche Theil der Familie herein, der mich theils in türkiſcher, theils zu meinem freudigſten Erſtaunen in griechiſcher Sprache begrüßte; es war mir ein Stein, ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen, und ſo lange ich in Kaſtamboli war, habe ich in dieſem Hauſe höchſt angenehme Stunden zugebracht.

Mittwoch, den 8 October. Ich blieb den Tag über in Kaſtamboli, und außer einem pflichtſchuldigen Beſuch bei dem Statthalter benutzte ich meine Zeit, um mich über die Alterthümer und die heutigen Verhältniſſe der Stadt zu unterrichten.

So viel mir bekannt, wird die Stadt Kaſtamboli oder Kaſtamuni mit ihrem heutigen Namen zum erſtenmal im J. 1057 erwähnt, als der dort wohnende Iſaak Komnenus zum griechiſchen Kaiſer ausgerufen wurde, und in der That findet man dort durchaus keine Alterthümer aus der griechiſchen oder römiſchen Periode. Dennoch muß hier ſchon früher eine Stadt, und zwar eine Art Reſidenz geweſen ſeyn, deren Namen aber, ja ſelbſt deren Exiſtenz uns durch keinen alten Schriftſteller erwähnt wird. Man findet aber am ſüdweſtlichen Ende der Stadt, am Fuße des Berges auf welchem das mittelalterliche Caſtell ſteht, mehrere uralte Felſengräber, ähnlich denen der perſiſchen Könige in Amaſia, welche uns Strabo beſchreibt. Meines Wiſſens hat kein Reiſender dieſe Felſengräber beſchrieben, welche ſtroch ſehr merkwürdig ſind. Zunächſt in gleicher Höhe mit dem Straßenpflaſter, einigen armſeligen Holzhäuſern gegenüber, ſind zwei Höhlen mit länglich-viereckigem Eingang und einem zwar rohen, aber doch regelmäßig ausgearbeiteten, dreiſeitigen Frontiſpiz; etwas weiter rechts, in gleicher Höhe mit dieſen Frontiſpizen iſt noch eine kleine Höhle mit halbkreisförmigem Eingange. Ueber dieſer letzteren aber iſt eine ziemlich gut erhaltene Fronte mit zwei Höhlen, und darüber ein großes dreiſeitiges Frontiſpiz; jede dieſer Höhlen beſitzt im Innern noch eine zweite Kammer. Von der Höhle rechts führt eine Art Tunnel nach einem Vorſprung der Felſens, wo ebenfalls mehrere mit einander durch Gänge in Verbindung ſtehende Höhlengräber ſind; vor denſelben iſt eine in den Felſen ausgehauene Galerie, mit zwei viereckigen, aus dem Felſen ausgehauenen Pfeilern. Ueber dieſer Galerie iſt wieder ein Frontiſpiz, auf welchem links und rechts ein geflügelter Löwe und zwiſchen beiden eine Stange, worauf eine Krone ſteckt, ausgehauen. Dieß ſind offenbar Königsgräber, denn Privatleute beſitzen nicht die Mittel ſolche Gräber für ſich in den Felſen anhauen zu laſſen, wahrſcheinlich auch nicht das Recht dazu, am allerwenigſten aber das Recht ſolche Symbole darſtellen zu laſſen. Nun fragt man wohl mit Recht, welche Könige haben dieſe Gräber anhauen laſſen. Zunächſt beweiſt der Styl der ganzen Arbeit daß ſie jedenfalls vor unſerer Zeitrechnung zusgeführt iſt, und es kommt nur darauf an die Dynaſtie ausfindig zu machen welche ſolche Arbeiten konnte ausführen laſſen. Ehe Paphlagonien römiſche Provinz ward, herrſchte hier ein gewiſſer Pylämenes, der erſte und der letzte ſeiner Dynaſtie, deſſen Regierung aber durch die Kriege zwiſchen Mithridates, Nikomedes, Attalus und den Römern ſo unruhig war daß er ſchwerlich Zeit zu ſolchen Dingen hatte, und auf keinen Fall mehr als ein einzelnes Grab hätte anshauen laſſen können. Die macedoniſchen Soldatenkönige und die perſiſchen Satrapen waren gewiß nicht die Urheber dieſer Bauten, und ſo kommen wir auf die vorperſiſche Zeit zurück, von welcher wir aber ſo gut wie nichts wiſſen. Nur Homer berichtet uns daß ein König Pylämenes von Paphlagonien mit ſeinem Sohne Harpylion dem König Priamos zu Hülfe kam, und es iſt anzunehmen daß bis auf die Zeiten des Kyros oder wenigſtens bis Kröſus Paphlagonien unter einheimiſchen Fürſten, vielleicht den Nachfolgern des Homeriſchen Pylämenes ſtand, und der ganze Charakter dieſer Höhlengräber übereinstimmt mit daß ſie aus dieſer uralten Zeit herſtammen. Sie gehören alſo ohne Zweifel zu den älteſten Denkmälern Kleinaſiens, und verweiſen überdieß meinen obigen Satz: daß hier in alter Zeit eine fürſtliche Reſidenz war.

(Fortſetzung folgt.)

Die Begründung der evangelischen Miſſion im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chineſiſche Literatur.

(Von Profeſſor Neumann.)

I.

Die Sendboten welche den Lehren des Evangeliums unter den nichtchriſtlichen Völkern Anhänger verſchaffen wollen, bedürfen, je nachdem ſie an civiliſirte oder nichtciviliſirte Menſchen ſich wenden, ganz verſchiedener Eigenſchaften und Fähigkeiten. Eine kräftige, ſchöne Geſtalt, ſcharfe, feine Sinne, allerlei mechaniſche Kunſtfertigkeiten und einige Kenntniß der Chirurgie und Medicin werden den rohen Sohn der Natur, den Bewohner der Goldküſte, der Sandwichinſeln, Neuſeelands und Tahiti's leicht zur Bewunderung hinreißen; er wird finden daß der Fremde gar vieles beſſer verſteht und geſchickter zu handhaben weiß; er wird ſeine Gewandtheit und geiſtige Ueberlegenheit anſtaunen, und dann den Worten dieſes ſeltenen Mannes leicht Gehör ſchenken. Nicht ſo das von Jugend auf in einer beſtimmten, altgewurzelten Cultur erzogene Volk. Dieſes iſt im Gegentheil geneigt, einen jeden Fremden der nach andern Sitten und Gebräuchen lebt, der verſchiedenen Geſetzen und Glaubenslehren huldigt, für einen Barbaren und von der Gottheit Verworfenen zu achten. Wird der Fremde überdieß noch in der Sprache und Schrift, in den eigenthümlichen Wiſſenſchaften und Künſten des alten Culturſtaates unwiſſend befunden, dann kennt der Unwille und die Verachtung der Gebildeten der Nation keine Gränzen. Dieſe unwiſſenden Barbaren, ſo ſagen ſie empört, und ſo ſprach nicht ſelten der ſanftmüthige Kaiſer Kanghi von den im ganzen doch ſo fundigen Jeſuiten, dieſe unkundigen Barbaren wollen uns zu ihrem Geſetz und zu ihren albernen Gründen bekehren, ohne im Stande zu ſein den tiefen Sinn unſerer heiligen Schriften zu erfaſſen, mißkennend die einzigen beſeligenden Lehren des kindlichen Gehorſams. Wie hätten ſie ſonſt wohl Vater, Mutter und ihre nächſten Verwandten verlaſſen und nach dem Reich der Mitte ziehen können!

Die Miſſionäre müſſen nach den geiſtigen, moraliſchen und phyſiſchen Bedürfniſſen und Zuſtänden der Völker, zu denen ſie ziehen, ſich richten und bilden. Es iſt zu wünſchen daß ſolche, welche alte Culturvölker zum Chriſtenthum bringen wollen, bevor ſie zu dieſem Bekehrungswerk ſchreiten, alle Gänge und Windungen dieſer Cultur, den Glauben und den Aberglauben, die politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſe des Volkes welches ſie bekehren wollen, genau kennen möchten; ſie ſollten in moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung die einſichtsvollſten Individuen der Bewohner des Landes überragen; mit einem Wort, ſie ſollten im Stande ſein, von der Höhe der einheimiſchen Cultur ihre Mängel nachzuweiſen, um deſto eindringlicher auf die äußerlichen Vortheile, wie auf die innerliche Vortrefflichkeit der neuen Religion, des neuen Culturſyſtems hinzudeuten. Es werden ſich dann leicht Mittel und Wege ergeben an die einheimiſche althergebrachte Denkweiſe alsbald die fremde und neue anzuknüpfen.

Kein Orden wußte dieſen Unterſchied beſſer zu würdigen als die einſichtigen Jeſuiten. Die Sendboten welche hinzogen zu den nordamerikaniſchen Indianern und zu den am Paraguay herumwandernden Horden, waren ganz anderer Art, und erbeiten eine ganz andere Vorbildung als die Glaubensapoſtel Indiens und China's. Frommer Sinn, Thätigkeit, Klugheit und Geduld ſind Eigenſchaften, dem Miſſionär unumgänglich nothwendig in allen Gegenden der Erde; ſie reichen aber hier nicht aus. Alle Miſſionäre welche in Indien und China folgenreich wirkten, waren, zu welchem Orden, zu welchem Glaubensbekenntniß ſie immer gehören mochten, geiſtig hervorragende gelehrte Männer. So Ricci und Schall, ſo Bidolou und Gaubil, ſo Morriſon und Gützlaff.

Man erlernt wohl ebenſo leicht die Umgangsſprache der Blume der Mitte als die eines andern öſtlichen Volkes; aber alle Schriftwerke zu verſtehen und Einſicht in mehrere Zweige der unermeßlichen chineſiſchen Literatur zu erlangen, dieß überſteigt die Kräfte des tiefſten, umfaſſendſten Geiſtes. Die ganz eigenthümlichen, theils aus bloßen Bildern, theils aus Bild und Laut zuſammengeſetzten Schriftzeichen, die elliptiſche Weiſe der Darſtellung, welche den Leſer zum ſcharfen Nachſinnen auffordert, um in dem eigenen Innern die mangelnde Bezeichnung der Verhältniſſe der Zeit und des Raumes zu ergänzen, die große Menge der einfachen und zuſammengeſetzten Schriftzeichen, dann endlich die nach dem Stoff verſchiedene, bald in üppiger Fülle dahin fließende, bald in gedrungener Kürze ſich durchwindende Schreibart, umgeben ſelbſt den tüchtigſten einheimiſchen Forſcher mit beinahe unbeſiegbaren Hinderniſſen. Welche Schwierigkeiten thürmen ſich erſt einem Fremden entgegen, und einem Fremden welchem, wie Morriſon, dieß müſſen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, bei allen ſonſtigen ausgezeichneten Gaben doch Scharfſinn und Tiefe des Geiſtes mangelten! Nun erinnere man ſich überdieß wie gering und unbedeutend mit dem Anfang unſers Jahrhunderts in Europa die Hülfsmittel waren zur Erlernung der chineſiſchen Schriftſprache! Man erinnere ſich daß die Regierung der Mitte jeden Fremden welcher ihre Sprache erlernen will, als einen Feind und Spion betrachtet, der darauf ſinnt die Geheimniſſe des Landes zu erkunden, um es ſpäter zu verrathen; man wiſſe daß jeder Chineſe der einen Fremden unterrichtete, als ein Verräther ſeines Kaiſers und Vaterlandes angeſehen und gezüchtigt wurde; man bedenke daß der hochfahrende Beamte und der reiche Kaufmann nach ſeiner Denkweiſe ſich ſelbſt verachten müßte, wenn er einen Ausländer des Zutritts zu ſeinem Haus und eines freundlichen Umganges würdigen wollte; man erinnere ſich endlich daß jedem Fremden, der nicht des Handels wegen gegen Oſten ſegelte, der Zutritt im Land ſtrengſtens unterſagt war; dann erſt wird man alle die Schwierigkeiten, welche der erſte proteſtantiſche Miſſionär in China zu bekämpfen hatte, zu ermeſſen und das was er deſſen ungeachtet leiſtete, zu bewundern verſtehen.

Robert Morriſon war der Sohn ſchottiſcher Landleute; er wurde geboren in einem Dorf bei Morpeth, in der Grafſchaft Northumberland, am 5 Januar 1782. Die Ehe ſeines Vaters James Morriſon mit Hanna Nicholſon war eine geſegnete; ſeine Frau ſchenkte ihm ſchnell nach einander acht Kinder, wovon Robert das jüngſte. James war ein frommer Mann, was ihm die ſchottiſche Kerk, zu der er ſich bekannte, durch eine öffentliche Urkunde bezeugte, und doch mißglückte ihm vieles was er zur Ernährung ſeiner zahlreichen Familie unternommen hatte. Northumberland brachte ihm keinen Segen; er hielt es deßhalb für das geeignetſte

Digitized by Google

wieder nach der Heimath zurückzukehren, wo er sich (1783) zu Newcastle an der Tyne (Newcastle upon Tyne) niederließ und, freilich kümmerlich genug, durch das Verfertigen von Schuhsteifleisten und Stiefelziehern sich zu ernähren suchte. Der häufig drohende Vater mußte darauf denken seine Kinder so frühe als möglich zu einem Gewerbe anzuhalten, damit sie ihm bei seinem schweren Haushalt einige Erleichterung gewähren möchten. Anderer Ansicht war sein Schwager, der ehrsame Schulmeister von Newcastle, James Nicholson. Die Jungen, meinte er, sollen was tüchtiges lernen, dann werde es ihnen in der Welt nicht fehlen. Er lehrte deßhalb seine Neffen, und namentlich Robert, alles was er selbst wußte; das wollte aber freilich nicht viel sagen. Der junge Robert lernte gern, obgleich es ihm viele Mühe machte. Denn Robert Morrison war keineswegs mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet; er begriff schwer und mußte immerdar suchen, alles was ihm an Tiefe und Schärfsinn mangelte, durch unermüdlichen Fleiß zu ersetzen.

Robert lebte bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts im Hause seiner Eltern, und verkehrte mit seinen Alters- und Standesgenossen, ohne sich in irgendeiner Beziehung vor ihnen auszuzeichnen. Ja er war, wie er in einem zerknirschenden Schreiben an den Ausschuß der Hortonakademie bekennt, nicht selten „locker und lose," und ergab sich, noch sehr jung an Jahren, von schlechter Gesellschaft verführt, dem Sinnenrausche! Mitten in diesem gottlosen Treiben überfiel ihn einstens der Gedanke des Todes und der ewigen Verdammniß; er schrie laut empor zum Himmel und ward nach vielen inbrünstigen Gebeten erhört.

Die Hortonakademie zu London, jetzt Highbury College genannt, gebört zu den Anstalten, wo junge Dissenters, die sich dem Predigeramt widmen wollen, eine ihrem künftigen Berufe angemessene wissenschaftliche Bildung erhalten. Von einigen schottischen Geistlichen empfohlen, bekam Morrison auf sein Schreiben alsbald die Aufnahme zugesichert. Mit dem Anfang des Jahres 1803 reiste er nach London und ergab sich hier mit dem größten Eifer den geistlichen wie den profanen Wissenschaften. Vergebens wollten ihn Eltern und Geschwister, denen es eiend genug ergieng, bewegen heimzukehren, um dem kränklichen Vater in dem mühsam und kümmerlich nährenden Geschäfte beizustehen: Robert hatte sich seinen Lebensplan gemacht, und er blieb ihm treu bis zum Ende.

Nach vielen Ländern Afrika's, Amerika's, Oceaniens und Asiens waren längst schon Apostel gesandt, welche die Lehre Christi in dem Sinn der protestantischen Kirche und in der Weise der mancherlei Secten, die sich in ihr gebildet, zu verbreiten suchten. Das große Land gegen Osten, das chinesische Reich sammt den ihm tributpflichtigen Staaten Corea, der Mongolei und Tunguesei, Tibet und Cochinchina, mit einer Bevölkerung von 4—500 Millionen, war bis jetzt noch leer ausgegangen. Die Londoner Missionsgesellschaft faßte deßhalb in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts den Entschluß wo möglich auch in dem Reich der Mitte das Evangelium verkünden zu lassen. Morrison, dessen Herz mit der größten Innigkeit an dem Erlöser hieng, der überzeugt war daß das Wohl der Menschen hienieden, wie ihre Seligkeit jenseits, bloß durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum bewirkt werden könne, solch ein wahrhaft frommer Mann mußte sich nothwendig zu den Missionsgesellschaften und dem Missionswesen hingezogen fühlen. „Vergangenen Montag," schreibt er in einem Brief vom 12 November 1803 an seinen Vater, „hatte ich das Vergnügen drei Hottentotten zu sehen, welche, so sagten sie selbst, ehemals wie Thiere lebten, und jetzt durch Hrn. Kichener zum Christenthum bekehrt worden sind. Sie kehren in ihre Heimath zurück. Sie beantworten die an sie gestellten Fragen in ihrer eigenen Sprache auf eine so treffliche Weise, wie wohl manche Christen unter uns nicht im Stand seyn würden. Es war dieß ein Schauspiel das man vielleicht niemals zuvor in England gesehen hatte."

Mit dem Anfang des Jahres 1804 meldete sich Morrison bei der Londoner Missionsgesellschaft, und ward auch alsbald, nachdem er eine Prüfung bestanden hatte, als Missionär aufgenommen. Er hatte anfänglich im Sinn mit dem unglücklichen Mungo Park nach dem Innern Afrika's zu reisen und wo möglich bis Timbuctu vorzudringen; doch überließ er es den Directoren der Missionsgesellschaft, wohin sie ihn beordern wollten. Im Septemter desselben Jahres ward er mit zwei andern dissentirenden Geistlichen, die aber später den Muth verloren und sich zurückzogen, bestimmt eine Mission in China zu begründen. Es wurde dem Sendboten namentlich die Aufgabe gestellt die chinesische Sprache an Ort und Stelle gründlich zu erlernen, um dann die heiligen Schriften in dieselbe übersetzen zu können.

Der Hülfsmittel zur Erlernung der ganz eigenthümlichen Schriftweise und des so schwierigen chinesischen Idioms waren aber damals nur sehr wenige. Die katholischen Missionäre, und namentlich die Jesuiten, hatten sich zwar seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo sie zuerst Zugang fanden in diesem Land, sehr eifrig mit der Sprache, der Geschichte und Verfassung der Blume der Mitte beschäftigt; aber ihre Grammatiken, Vocabularien und Wörterbücher waren bloß handschriftlich vorhanden. Fourmont hatte die Grammatik des spanischen Dominicaners P. Varo herausgegeben, ohne jedoch des eigentlichen Verfassers nur im entferntesten zu gedenken, [1] und der treffliche Bayer ließ ein chinesisches Museum drucken, dessen Titel schon ein arges Versehen enthielt, und seine mangelhafte Kenntniß der Sprache, über welche er schrieb, beurkundete. Diese Werke konnten demnach nicht im entferntesten genügen, um zu einem Verständniß der Schriftsprache durchzudringen. Gedruckte Wörterbücher gab es damals noch gar nicht. Der junge Missionär war aber glücklich genug in London einen gebildeten Chinesen zu finden, Jongsiange genannt, Charaktere und Worte, die im Cantoner Dialekt Jongsiamkai ausgesprochen werden (unter welchem Namen dieser Chinese heutigen Tages noch in England bekannt ist), und dieser entheilte ihm in den Anfangsgründen seiner Muttersprache Unterricht. Er bediente sich dieses der gewöhnlichen Methode, die man in China bei dem Unterricht der Kinder anwenden.

Eine ganze Seite Charaktere wurde mit durchsichtigem Papier belegt, und der Schüler mußte dann vermittelst eines senkrecht gehaltenen Pinsels, der auf dem Mittelfinger aufliegt, und mit dem vierten und ersten gehalten wird, jeden Strich der Schriftzeichen genau nachbilden. Sobald Morrison auf diese Weise nur einigermaßen gelernt hatte die Charaktere nachzumalen, copirte

[1] Diese Grammatik, von der nur drei Exemplare bekannt sind — eines davon ist in meinem Besitz — ist in spanischer Sprache geschrieben und führt folgenden Titel: Arte de la lengua mandarina, compuesto por el M. R. P. Francisco Varo, de la sagrada orden de N. P. S. Domingo, acrecentado y reducido a mejor forma por No. Ro. Fr. Pedro de la Piñuela, commissario prov. de la Mission serafica de China; Añadido se an Confessionario muy util y provechoso para alivio de los nuevos ministros. Impreso en Canton, año de 1703. Der Dominicaner Varo wird von den Jesuiten, deren Gegner er war, in dem Streit über die chinesischen Ceremonien „der Unwissenheit" beschuldigt; er verstehe weder den richtigen Gebrauch der chinesischen Wörter, noch die Grundsätze der Wortbestimmung. Geschichte der Streitigkeiten über die chinesischen Gebräuche. Augsburg 1791, II. 3.

Digitized by Google

er zwei chinesische Handschriften, die sich in der Bibliothek des brittischen Museums befanden. Die eine enthielt eine chinesische Uebersetzung der Evangelienharmonie, der Apostelgeschichte und der Briefe Pauli, welche Morrison, wie er gar häufig bekannte, bei seiner spätern Uebersetzung dieser Bücher zu Grunde legte; die andere ein chinesisch-lateinisches Wörterbuch. Morrison erfuhr später zu seinem Verdruß daß die Kenntniß des Chinesischen, die er in London erlangt hatte, nicht viel sagen wollte; aber die beiden Handschriften waren ihm, sowie die andern gedruckten und handschriftlichen Werke der katholischen Missionäre, welche er in Canton erhielt, von großem Nutzen. Von seinem Lehrer Jongsante, der stolzen, hochfahrenden Sinnes war, hatte der angehende Missionär vieles zu ertragen. So fragte einstens der Sienseng (Lehrer) seinen Schüler, um seiner zu spotten: ob Jesus ein Mann oder eine Frau gewesen sey? Das Beten, fügte er als ächter Sohn des Jao und Schun hinzu, führe zu nichts; der Mensch müsse sich selbst helfen. Was aber das Bekehren seiner Landsleute betreffe, das möge Morrison sich nur aus dem Sinn schlagen; es würde ihm doch nichts nützen. Die Chinesen haben die weisen Lehren des Kongfie; diese mögen sie befolgen, sie bedürfen keiner andern, am wenigsten der eitlen Märlein der Bewohner des großen westlichen Oceans.

Drei Jahre dauerten die mühsamen Vorbereitungen zu dem Apostelamt, und mit dem Anfang des Jahres 1807 verließ er England, um über New-York nach Canton zu gehen. Die ostindische Compagnie war damals nicht zu vermögen den Sendboten in ihren Schiffen die Reise nach Indien und China zu gestatten; sie fürchtete nicht ohne Grund daß ihre Handels- und politischen Verhältnisse durch das unruhige, in gewissem Sinn revolutionäre Treiben der Glaubensboten gefährdet oder doch wenigstens gestört werden könnten. Andern englischen Schiffen aber war damals, wo das Besonderrecht der Compagnie noch in seiner ganzen Ausdehnung in Indien sowohl als in China bestand, der Zutritt in Canton noch nicht gestattet; die Missionäre mußten also gewöhnlich über Amerika gehen, um von dort in transatlantischen Fahrzeugen nach Asien zu gelangen.

„Vergangenen Freitag“ (5 September 1807), schreibt Morrison von Canton aus an den Cassirer der Missionsgesellschaft, „landete ich zu Macao, und fand daselbst Hrn. Chalmers und Sir G. Staunton. Hr. Chalmers wünschte mir alles Glück zu meinen Bestrebungen, machte mich aber zugleich auf die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten aufmerksam, denen ich hier im Lande der Mitte begegnen werde; es sey ja den Chinesen strengstens verboten einem Fremden in der Sprache des Mittelreiches Unterricht zu ertheilen. Ich könne also nicht einmal die Vorbedingung der Mission, Chinesisch zu erlernen, erfüllen. Sir George, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Sir Joseph Banks überbrachte, sprach in demselben Sinn, und fügte noch die Worte hinzu: die Compagnie unterjage einem jeden Engländer den hiesigen Aufenthalt, wenn er nicht des Handels wegen hieher komme und mit ihr in Verbindung stehe. Mein Aufenthalt in Macao unterliege aber noch besondern Schwierigkeiten wegen der Eifersucht der römisch-katholischen Geistlichkeit. Mit den Engländern, die hier in fürstlicher Pracht leben, zusammen zu wohnen, ist mir schon der äußern Verhältnisse wegen durchaus unmöglich. Ich wohne vorderhand bei den amerikanischen Supercargos, mit denen ich hieher gekommen bin. Ich schicke mich in die Umstände und schränke mich so viel als möglich ein, doch fürchte ich kaum mit 200 Pfund jährlich auskommen zu können. Hoffentlich werden die Beamten der ostindischen Compagnie mir nicht unerwartete Hindernisse in den Weg legen; doch ist von der Eifersucht der Amerikaner und Engländer, die gar nicht gut mit einander stehen, alles zu befürchten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldgewinnung in Californien

findet auf vierterlei Weise statt. Die am meisten lohnende Art ist das Riverdigging (das Flußgraben), wodurch das Gold vom Grund des Stromes aufgenommen wird; es ist das Riverdigging nichts anderes als das Trockenlegen eines Flusses dadurch daß man seine Wasser durch Dämme oder Canäle nach einer andern Richtung als seiner ursprünglichen, oder in ein neugegrabenes Flußbett leitet. Es ist in Californien gar nicht ungewöhnlich bei solchen Riverdiggings Canäle von 3000 Fuß Länge anzulegen, und wenn man sie sieht, stellt man sich kaum vor wie viele Arbeitskräfte und Capitale hier niedergelegt sind, und oft wird in denselben nicht die geringste Ausbeute erlangt, nicht ein einziges Goldkörnchen zum Ersatz für Monate angestrengter Arbeit! Auch ereignet sich öfter der unglückliche Fall daß die steigende Fluth in wenigen Stunden alle die neugegrabenen Dämme vernichtet und die Canäle überschwemmt. Ist aber das Werk gelungen und das Wasser auf einer gewissen Strecke aus dem alten Flußbette abgeleitet, so beginnt die Goldgräberei; es werden nun mehrere tiefe Löcher je 4 Fuß weit gegraben, der Dirt (der Sand und die kleinen Steine) herausgeschafft, und in das Tomlong (eine 2 Fuß breite bretterne, schräg gelegte Wasserrinne) geworfen. Das niedrigste Ende des Tomlong ist etwas breiter als 2 Fuß, und dieses liegt auf dem Grund einer Eisenblechplatte, die einem Sieb mit dichten 3—4 Linien breiten Löchern gleicht; dieser niedrigste Theil mit der durchlöcherten Platte ruht auf einem größeren Troge, der durch zwei Querhölzer getheilt ist, und etwas weiter hinaufsteht als das darüber ruhende Bretterende. In das oberste Ende dieses Tomlong hat man aus dem oberhalb liegenden Wasserbecken einen Schlauch von Leinwand mit einer 5 Zoll weiten Oeffnung hingeleitet. Der Dirt wird nun von den Grabarbeitern in das oberste Ende des Tomlong geworfen, das durch den Schlauch strömende Wasser spült den Dirt ab, und führt ihn nieder auf die Löcherplatte, der Sand und alle seinen Theilchen fallen durch die Löcher in den unten befindlichen Trog, während dort poßirte Männer ununterbrochen damit beschäftigt sind die Steine beiseite zu tragen. Das beständig niederströmende Wasser führt aus dem darunter liegenden Troge allen feineren Sand weg, wodurch dann allmählich vor dem Tomlong eine Sandbank gebildet wird, und der Sicherheit wegen erleidet der Dirt noch einmal das Reinigungsverfahren des Tomlong. Dieses Waschen wird so lange fortgesetzt bis man alle Sand- und Steinlager durchbrochen hat. Aber auch noch Stücke vom Felsengrund, auf den man etwa stößt, werden durchgebrochen, obwohl sich unter Felsen niemals Gold, wohl aber sehr oft unmittelbar auf den Schichten obenaufliegend findet.

Oft ist der Grund so hart daß man ihn nicht mit dem Spaten zu durchdringen vermag, man wendet dann den Hammer an, und wo sich große Steine finden, müssen immer mehrere Männer ihre Anstrengungen vereinigen. Das Aufnehmen des

Digitized by Google

Dirt ist keine leichte Arbeit, zumal bei einer alles versengenden Sonnenhitze, bei welcher man bis an die Kniee im Wasser steht. Ist der Dirt sehr mit Lehm gemischt, so wird ein stärkerer Wasserstrom erfordert, um den Lehm von den Steinen zu reinigen, und man verlängert dann den Tomlong, indem man mehrere ähnliche Rinnen oder Schleusen aneinander fügt.

Wenn der Abend eintritt, so ergreift jeder Goldgräber sein „Pan“ (ein 2 Fuß weites und 3/4 Fuß tiefes Blechbecken), füllt es mit dem Dirt, der durch die Löcherplatte gegangen und nun im Troge ist, setzt sich dann am Flußufer nieder und wäscht ihn in einer ununterbrochen kreisförmigen Bewegung unter der Wasserfläche, bis aller Schmutz weggespült ist und auf dem Boden des Pan sich nur eine Lage von schwarzem Eisensand befindet. Nun wäscht man diesen Eisensand vorsichtig ab, legt dann das Ganze in ein kleines Blechgefäß um zu trocknen, worauf der Sand entweder abgeblasen oder durch einen Magnet, oder durch Quecksilber abgezogen wird, und so hat man alsdann endlich des Tages goldene Ernte mit großer Mühe erworben.

Das zweite Verfahren ist das Drydigging (Trockengraben), nach diesem gräbt man das Gold in Sandbänken, an Hügeln am Rande tiefer Höhlen, auf Ebenen oder Bergen. Der Gräber begibt sich mit seinem Spaten, der rundlich wie eine Schaufel ist, mit seinem Hammer und Pan hinaus zu „prospecten“ (um auf Untersuchung zu gehen). Glaubt er eine passende Stelle entdeckt zu haben, wobei übrigens weder Erfahrung noch theoretische Anleitung nützen, so gräbt er sich an einer solchen Stelle in die Erde ein, haut und arbeitet sich durch 50, ja 100 Fuß tiefe Sand- und Kieslager, bis er auf das Gestein kommt, wo er seinen Pan mit dem Dirt füllt, der oben aufliegt, und welcher dann auf die obenbeschriebene Weise gewaschen wird, um nachzusehen und zu erforschen ob die Arbeit an diesem Platz sich lohne. Findet er den Dirt zu unergiebig, so wandert er weiter. Dieses Wanderleben der Gräber in Californien ist ein sehr unglückliches; oft verzweifelt ein solcher schon bevor er sich bis auf den Felsengrund hineingearbeitet hat, verläßt die Stelle und geht weiter; ein anderer folgt auf ihn, benützt seines Vorgängers Arbeit, gräbt etwas tiefer und findet viel Gold. Verbreitet sich das Gerücht daß der oder jener große Geschäfte macht, so steht man eine Unzahl Gräber rasch nach den angrängenden Stellen aufbrechen, aber binnen einigen Tagen, ja öfter binnen einigen Stunden ist die erwartete Glücksgrube wieder als unergiebig verlassen. Mit diesen beständigen Wanderungen, diesem rastlosen Jagen nach ergiebigeren Fundorten geht die kostbare Zeit verloren; die hohen Transportpreise verzehren den früheren Verdienst, durch die Anstrengungen und die unregelmäßige Lebensweise erzeugen sich Krankheiten, denen viele Goldgräber erliegen, während ebenso viele, die sich bei jenem Umherschweifen verirrten, elend umkommen.

Gelingt es indessen einem Gräber eine Stelle zu finden wo er Aussicht hat einige Zeit bleiben zu können, so mißt er sich einen 12 Fuß breiten Platz ab und schlägt Pfähle in die Erde, woran er die geschriebene oder gedruckte Anzeige „Claim“ befestigt, d. h. daß er Besitz von dieser Stelle genommen habe. Bearbeitet er jedoch seinen Claim nicht jeden dritten Tag, so hat der erste beste das Recht ihm den Besitz streitig zu machen.

Hieher bringt er nun seine wenige fahrende Habe, errichtet sich aus runden Baubölzern eine Hütte oder Zelt, oder häuft auch bloß Zweige unter einer laubreichen Eiche zusammen, schlägt einige Pfähle zur Bettstelle in die Erde, macht im Boden eine Vertiefung zur Feuerstelle, und ist nun „zu Hause.“ Die Bearbeitung der Dry-Diggings geschieht im ganzen genommen ebenso wie die zuvor beschriebenen Flußgrabungen, aber der hier gewöhnliche Wassermangel macht auf solchen Plätzen besondere Maßregeln nothwendig. Ist der Erdboden von der Beschaffenheit daß ein Tomlong nöthig ist um den Lehm abzuwaschen, so muß man auf den Sandebenen und Hügeln Wasser dazu von Gesellschaften kaufen, aus ihren Wasserleitungen, die sie durch alle goldhaltenden Bezirke auf Speculation angelegt haben. Um Colonna finden sich mehrere solcher Wasserleitungen, die eine Länge von 20—25 engl. Meilen (eine Meile 24 Minuten) haben, und über hohe Berge und tiefe Thäler, gestützt von ungeheuren Mastbäumen, hinlaufen. Erwägt man daß jede Planke 3—4 Doll. kostet, der Taglohn für einen Mann bis 10 Dollars steigt, so kann jeder leicht ermessen welche großen Capitalien zur Anlegung solcher Wasserleitungen nothwendig sind. Diese Speculation haben die Yanker-Capitalisten unternommen, und ziehen von den armen deutschen, irischen, chinesischen und andern Goldgräbern reichen Gewinn! Doch nicht bei allen Dry-Diggings ist man genöthigt den Tomlong anzuwenden und große Summen für das Wasser auszugeben; wo das Erdreich von Lehm frei ist, und das Graben in der Nähe eines Flusses oder Baches stattfindet, bedient man sich nur der „Cradle,“ d. h. einer Wiege von 3 Fuß Länge, bestehend aus zwei Abtheilungen übereinander in rechtwinkeliger Form, getrennt durch einen Zwischenboden von Leinwand, von welcher die oberste Abtheilung einen Boden von Eisenblech, durchbohrt mit zahllosen kleinen Löchern, hat, wie der unterste Theil des Tomlong; die unterste Abtheilung dieser Cradle ist wiederum in zwei Theile abgetheilt.

Diese Cradle ruht auf zwei transversalen Wiegenfüßen, die sich in zwei ausgehöhlten Querhölzern bewegen, so daß sie mit Leichtigkeit in eine wiegende Schwingung versetzt werden können. Da fast niemals ein Digging von einem einzigen Gräber bearbeitet wird, sondern in der Regel von zwei Mann, die sich vereinigen, so trägt der eine Dirt in Schöpfkellen aus dem Loch zum Fluß, während der andere bei der Cradle sitzt; der Dirt wird in den obersten Absatz geschüttet, der Wächter greift mit der linken Hand in einen Eimer, der an der Kante der Cradle angebracht ist, und wiegt ihn hin und her, während er in der rechten eine Schöpfkelle hält, womit er aus dem Fluß Wasser schöpfend in die Wiege gießt, so daß der Dirt unaufhörlich überspült wird. Der Sand fällt durch diese Manipulation in die unterste Abtheilung, das Gold aber bleibt auf dem Leinwand-Zwischenboden, während die Steine auf der Löcherplatte liegen bleiben, von wo sie, nachdem man die oberste lose Abtheilung aufgehoben hat, herausgeworfen werden. Der niederfallende Dirt wird dann in dem Pan auf die obbeschriebene Art gewaschen, und endlich das Gold von dem es begleitenden schwarzen Eisensand gereinigt.

Das dritte Verfahren „Cloting-Digging“ unterscheidet sich von den vorbeschriebenen Goldgewinnungsarten nur dadurch daß man sich hiebei wagrecht in die Sandhügel eingräbt, und den goldhaltigen Dirt losbricht. Ihren Namen haben diese Ausgrabungen von einer Thiergattung „Cloten“ erhalten, die auf diese Weise Gänge und Höhlen in die Erde graben, um sich vor den Nachstellungen darin zu verbergen.

Das vierte Verfahren endlich besteht darin daß man mit Hammer und Eisenstangen bloß die Quarzstücke an den Felsen losbricht, sie durch ein starkes Feuer brennt, wodurch sie in kleine Theile zersplittern, die dann aufs feinste zermalmt werden; man zieht das Gold mittelst Quecksilber heraus, und preßt letzteres durch Lederbeutel aus.

Diese Bearbeitung der Quarzminen wird für die lohnendste Goldgewinnung gehalten, denn da diese Minen ziemlich reichhaltig

Digitized by Google

sind, d. h. 2—6 Cent (3 bis 9 kr.) Gold von jedem Pfd. Stein abwerfen, so machen sie einen längeren Aufenthalt an einer und derselben Stelle möglich, wodurch der Goldgräber nicht nur verschiedene Vortheile, sondern auch namentlich ein seiner Gesundheit zuträgliches, d. h. ein mehr geordnetes Leben genießt.

Arktische Notizen.

(Aus M'Clure's Discovery of the North West Passage.)

1. Die Wallrosse.

Am 2 August 1850 sahen wir das erste Eis quer vor uns sich ausbreiten — es war ungefähr unter dem 72° nördlicher Breite. Als wir in die Nähe dieser Eismassen kamen, sahen wir unermeßliche Wallroßheerden auf denselben sich sonnen: ungeheure Bullen mit glänzenden Fangzähnen, welche für einen Gordon Cumming eine wahre Augenweide gewesen wären, und Weibchen die mit ihren zahlreich sie umgebenden Jungen schäkerten — ein Anblick, neu und anziehend selbst für den alten grönländischen Eismeister. Zuerst ward nun eine Kanone mit Kartätschen geladen um einige derselben zu schießen; allein Capitän M'Clure gab, der freundlichen Gefühle dabei welche die gegenseitige Zärtlichkeit der Mütter und Jungen erweckte, Gegenbefehl. Einige dieser Geschöpfe mochten wohl 3600 Pfund wiegen, und als das Eis von ihrem Druck befreit war, hob es sich ungefähr zwei Fuß.

Diese wildumherstehenden Thiere werden in großer Menge in der Behringsstraße gefunden, und sind seit der frühesten Zeit dort gewesen. Alle unsere frühern Reisenden sprechen von ihnen, und die Skizze in Cooks Reisen über den Kampf zwischen seinen Leuten und den Wallrossen ist wohl den meisten Freunden derartiger Lectüre genau bekannt. Indessen muß billigerweise bemerkt werden daß diese Darstellung einem Thiere, dessen Charakter von Natur aus ein sanfter ist, obgleich es ihm bei einem Angriff im Wasser nicht an Muth fehlt, einigermaßen Unrecht thut. Besonders: es sich in Gesellschaft mit dem Weibchen oder seinen Jungen, so übertrifft die Selbstaufopferung die es an den Tag legt, die der meisten andern Thiere. Sowohl Männchen als Weibchen haben Fangzähne; allein sie sind so gestellt daß sie dem Thier, wenn es außer Wasser ist, fast nur dadurch Nutzen gewähren daß sie ihm das Erklettern der steilen und rauhen Eisbügel erleichern. Die Weibchen stehn man zuweilen mit zwei Jungen auf einmal, meist aber nur mit Einem. Sie säugen ihre Jungen, und auch den verschiedenen Gröhen und Zeiten in welchen man sie dieß thun sah, wollten Reisende den Schluß ziehen daß die Jungen hinsichtlich ihrer Nahrung zwölf bis achtzehn Monate lang auf ihre Mutter angewiesen seyen. Sie nähren sich von unterseeischen Pflanzen der arktischen Gegenden; und so viel sich nach ihren Zähnen urtheilen läßt, scheinen sie keine Fische oder Robben zu verzehren, obgleich manche das Gegentheil behauptet haben. Ihre dicken Felle, ihr reichliches Fett, das gesunde Fleisch und ihre Elfenbein-Fangzähne geben in den Augen der Eskimos dem Wallroß einen hohen Werth. Ueberall wo man diese Thiere findet, besonders in der Behringsstraße, treiben die Eskimos einen beträchtlichen Tauschhandel mit sibirischen Krämern, welche ihnen für das Elfenbein russische Messer und Kessel geben.

2. Schlauheit arktischer Raben.

Im Winter von 1851/52 stellten sich zwei Raben als Familienfreunde in Mercy Bay ein, und lebten hauptsächlich von den kleinen Abfällen welche die Leute nach den Mahlzeiten wegwarfen. Diese Abfälle aber betrachtete der Schiffshund als sein besonderes Eigenthum, und legte in Behauptung seiner Rechte gegen die Raben ziemlich viel Energie an den Tag; dessenungeachtet thaten diese es ihm an Schlauheit in einer Weise zuvor die männiglich sehr ergötzte. Da sie bemerkten, daß er sich das Ansehen gab als wäre er durchaus nicht abgeneigt ihre eigenen schwarzen Persönlichkeiten zu verspeisen, so warfen sie sich ihm gewöhnlich absichtlich in den Weg, wenn das Essgeschirr auf dem Kehrichthaufen außerhalb des Schiffs ausgeräubert wurde. Sogleich rannte der Hund auf sie zu, worauf sie einige Ellen weit davon flogen; abermals lief der Hund ihnen nach, und wiederum schienen sie eine Strecke weit ihm entfliehen zu wollen. Dieses Spiel dauerte so lange bis sie ihn auf eine ziemliche Entfernung von der Küste weggelockt hatten. Dann flogen die Raben in gerader Richtung auf das Schiff zu, und hatten gewöhnlich schon gute Arbeit gemacht, wenn der beschämt dreinschauende Hund den ihm gespielten Betrug entdeckte und wieder zurück eilte.

3. Arktische Wölfe.

Mancher Plan wurde verfucht um diese schlauen Geschöpfe zu schießen, alle aber schlugen in dieser Jahreszeit fehl, während einige Zusammentreffen mit ihnen unangenehm nahe stattfanden, so daß die Gefahr ziemlich groß war. Eines der sonderbarsten vielleicht war das Hrn. Kennedy's (des Hochbootsmanns), der, als er Anfangs April aufs Schießen ausgegangen, einem schönen Bock auf einen Schuß zwei seiner vier Beine zerschmetterte. Da der Abend heranrückte und er wußte daß das Thier nicht weiter gehen könnte, so kehrte er nach dem Schiff zurück, machte sich aber am nächsten Morgen frühzeitig auf den Weg um sich seine Beute zu sichern. An Ort und Stelle angekommen, sah er zu seinem Verdruß daß sich fünf große Wölfe und mehrere Füchse im Besitz des Wilds befanden; entschlossen aber seinen Antheil an der Beute zu haben, gieng der Hochbootsmann voran, schrie und rief den Bestien alle möglichen Schimpfwörter zu, wollte jedoch — auf Furcht die übrigen möchten ihm denselben Liebesdienst erweisen den sie zuvor dem Wolf erwiesen hatten, besonders aber weil sie Lust zum Kampf bezeigten, und kein Zeichen zum Rückzug machten bis er nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt war — sein einlässiges Gewehr auf keine derselben abfeuern. Selbst in dieser Nähe indeß zogen nur vier davon ab, und hockten sich, höchst kläglich heulend, auf Pistolenschußweite nieder. „Wipes" (d. h. der Hochbootsmann, so benannt weil er auf dem Schiff die Pfeife führt), hob ein Bein des Wolfs, der zergliedert worden war, auf und packte dann das eine Ende des halbaufgefressenen Cadavers, während eine große Wölfin am andern Ende ihm entgegenzerrte! Die Lage war, das mindeste zu sagen, eine unangenehme; und wenn die Musik der vier Wölfe andere der saubern Brüderschaft zur Rettung herbeigezogen hätte, so würden die Folgen eines Kampfes zwischen hungrigen Wölfen und einem nicht minder hungrigen Matrosen möglicherweise sehr ernster Natur gewesen seyn. Zum Glück hatte das Geheul der Thiere die Aufmerksamkeit Hrn. Miertschings, des Dolmetschers, der ebenfalls auf einem naheliegenden Hügel mit Jagd beschäftigt war, auf sich gezogen, und er kam zur Rettung herbei. Er schilderte den Auftritt als den sonderbarsten den er je gesehen. Hr. Kennedy und

Digitized by Google

der Wolf waren in ihrem Kampf um das Stück Fleisch einander so nahe, daß er sich einbildete das Thier habe wirklich einen Angriff auf den Hochbootsmann gemacht. Da nun die Wölfe sich mehreren Zweifüßlern gegenüber sahen, so hielten sie es für das gerathenste ihre Stellung aufzugeben und, wie gewöhnlich, ihre Haut in Sicherheit zu bringen. Sie ließen übrigens dem armen Hochbootsmann nur zwanzig Pfund Fleisch, statt der 120 welche, wie er gegiaubt, seine Beute wiegen werde.

Kurzgefaßte Beschreibung des Ceremoniells und seiner Bedeutung bei einem Begräbniß in der orientalischen Kirche.

(Schluß.)

Während der Liturgie in der Kirche werden von den Prosphoren [1] einzelne Theile zur Verwahrung der abgeschiedenen Seele genommen und auf den Discos zum Lamm gelegt, damit sie im Himmel stets vor dem Lamm Gottes stehen mögen. Darauf beginnt der Grabgesang, eröffnet durch den Psalter, diesen wunderbaren Erguß von Jubel und Thränen, von segesfreudiger und zerknirschter Stimmung. Dieses vielbesaitete Instrument des Gebetes ist von dem königlichen Propheten auf die verschiedensten Töne des menschlichen Herzens also gestimmt worden, daß die schwache Hand eines jeden Sterblichen getrost darauf spielen und jedes Herz dem Herrn von sich erzählen kann. Kurze Gebete für die Ruhe der Verstorbenen unterbrechen das leise Lesen der Psalmen, deren Anfangs- und Endverse nur zuweilen lauter im Gesang ertönen gleich Klagelauten, die sich zu Zeiten aus dem zerschlagenen Herzen erheben wie schwere Seufzer, welche auf einen Augenblick die gepreßte Brust erleichtern.

„Siehe auf mich und erbarme dich meiner um deswillen die deinen Namen lieben. Hallelujah!"

Bei der öftern Wiederholung des Psalmverses:

„Gelobt seyst du, o Herr, lehre mich deine Rechte," werden auch andere Verse gesungen, die das geheimnißvolle Loos des Menschen darstellen.

„Die ihr das Lamm Gottes verkündet habt und bestegelt — geschlachtet worden seyd wie Lämmer, und in das nie alternde Leben als Heilige versetzt worden seyd, klebet inbrünstig, ihr Märtyrer, daß uns Erlassung unserer Schulden gewähret werde." [1]

Der Erlöser spricht nun durch den Mund des Priesters: „Ihr alle, die ihr unter Betrübniß angetreten habt den engen Weg, und in diesem Leben aufgenommen habt das Joch des Kreuzes, die ihr mir nachgefolgt seyd im Glauben, kommet nun und erfreuet euch an den Ehren die ich euch bereitet habe, und an euren himmlischen Kränzen." Und die Gläubigen antworten also: „Ein Bild bin ich deiner unaussprechlichen Herrlichkeit, wenn gleich ich auch die Wunden meiner Fehltritte an mir trage, habe Mitleid mit deinem Gebilde, o Herr, und reinige mich nach deiner Barmherzigkeit, und mache mich theilhaftig des ersehnten Vaterlandes, mache mich wieder zum Bürger des Paradieses."

Es beginnt nun der Begräbniß-Canon, der ebenfalls durch Gebete für die Ruhe des Hingeschiedenen unterbrochen wird.

„Ja und Amen! Alles ist Eitelkeit! Das Leben ist ein Schatten, ein Traum, und umsonst beunruhigt sich jedes Erdenkind; denn, wie die Schrift sagt, gewähnen wir auch die ganze Welt, wir müßten doch im Grabe weinen, wo König und Arme beisammen sind. Darum Christus, unser Gott, bringe deinen hingeschiedenen Diener zur Ruhe, o Freund der Menschen."

„Das Meer habe ich aufgeregt gesehen vom Sturm der Trübsal, und mich gerettet an einen stillen Ort der Zuflucht, und rufe nun

[1] Ein Wort von vieler Bedeutung. Hier bezeichnet es Theile des h. Brodes, die in Form eines kleinen Dreieck gesäuerten sind, ein Mittel zur Vergebung der Sünden der Verstorbenen und zur Vereinigung derselben mit der göttlichen Gnade. Zur Spendung der hl. Communion ist in der orientalischen Kirche bekanntlich ein gesäuertes und gesalzenes Brod nothwendig. Ungesäuert und gesalzen muß es deßhalb seyn, weil diese Kirche behauptet, Christus habe zwar das Osterlamm am Tage der ungesäuerten Brode genossen, aber mit gewöhnlichem Brod. Sie gründet ihre Meinung auf mehrere Stellen in der Apostelgeschichte, wo das Brodes erwähnt wird, aber nicht hinzugefügt ist das es ungesäuert war. Auf dem Brod, das zur Spendung der hl. Communion bereitet ist, befindet sich ein eingegrabenes Zeichen von folgender Form.

Die Buchstaben bedeuten: Jesus Christus hat überwunden. Dieses Zeichen oder Siegel ist das Lamm, es wird mittelst eines hl. Messers, das die Form eines Speeres hat und auch so genannt wird, auf dem Brod geschnitten, indem der Priester dabei spricht: „Er wurde wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt u. s. w." Dieses Lamm wird vom Priester sodann unter vielen Ceremonien und Worten in einer Theile gebrochen, so daß es in folgende Stücke zerlegt ist: das erste Viertel I H C (Jesus) wird ungetheilt in den Kelch gelegt, in welchem der gesegnete, und mit Wasser vermischte Wein sich befindet; das zweite mit X C (Christus) wird unter die Priester und Diaconen vertheilt, die immer mit communiciren, nun zwar so daß sie sich den Leib des Herrn selbst theilen und auch dreimal aus dem Kelch trinken; der orientalische Priester gibt nämlich dem Diacon ein Stück gesegnetes Brod in die Hand und spricht: „Der hl. Diacon Iwan (wenn er so heißt) hat Theil an dem theuren heiligen, unbefleckten Leibe unseres Herrn, unsers Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi, zur Vergebung seiner Sünden und zum ewigen Leben. Nehmlich spricht der Priester, wenn er communicirt und ihm und sich selbst den Kelch reicht. Die zwei Stücke mit N I und K A (er hat gesiegt) werden in so viele Theile zerlegt als Communicanten vorhanden sind, und in den Kelch gelegt. Diese nähern sich mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen dem Priester, welcher ihnen dann mittelst eines hl. Löffels den Leib und das Blut des Herrn zugleich spendet, indem er mit dem Löffel jedesmal nicht bloß Brod, sondern auch etwas Wein ausschöpft. In der russischen Kirche sind immer fünf solcher Brode vorhanden, die aber immer nur Fünf bedeuten. Bei der hl. Handlung schneidet der Priester aus dem zweiten derselben ein dreieckiges Stück heraus mit den Worten: „Zur Ehre und zum Gedächtniß der Jungfrau Maria u. s. w." Aus dem dritten Brod schneidet er neun solcher Stückchen, indem er beim ersten dabei spricht: Zum Gedächtniß der Propheten Moses und Aron, Elia u. s. w., beim zweiten: „Zum Gedächtniß der hl. Apostel Petri und Pauli" u. s. w., beim dritten geschieht es zum Gedächtniß der hl. Väter, der hohen Priester, Basilius, Gregorius, Chrysostomus, Athanasius, Cyrillus u. s. w. u. s. w., beim vierten zum Gedächtniß vieler heiliger Märtyrer und Märtyrinnen und der griechischen und russischen Kirchengeschichte. Beim vierten Brod, das er so in Theile zerlegt, gewahrt er aller rechtgläubigen Bischöfe, des hl. gesetzgebenden Synods, des Kaisers und des ganzen kaiserlichen Hauses u. s. w.; beim fünften Brode spricht er: „Zum Gedächtniß und für die Vergebung der Sünden aller ehrwürdigen und rechtgläubigen Patriarchen, aller frommen Könige, Fürsten u. s. w." Alle diese Stückchen Brod, da sie nicht aus dem Lamm geschnitten sind, werden nicht zur Communion verwendet, so denn es sind dieß die oben genannten Prosphoren, welche zu dem Lamm auf den Discos, d. h. auf den hiezu bestimmten Teller, gelegt werden.

[1] In der orientalischen Kirche stellt mitunter der Bischof oder ein unterer Priester den Herrn vor, und so spricht und handelt er auch als solcher bei dem Gottesdienst. Die Diaconen aber stellen die Engel vor, die ihn bedienen und als solche reden. Dieß ist besonders deutlich wahrzunehmen bei der Fußwaschung am grünen Donnerstag, wenn ein Bischof den elf Priestern und einem Archimandriten die Füße wäscht. Dieser letztere stellt den hl. Petrus vor, und wenn an ihn die Reihe kommt — er ist bei dieser Handlung der letzte — sagt er: „Herr, sollest du mir meine Füße waschen?" Der Bischof antwortet: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht u. s. w." Darauf entgegnet der andere wieder wie Petrus. Joh. 13, 6. 7. u. f. w. Dahre die große Ceremonie bei allem Gottesdienst in dieser Kirche.

Digitized by Google

zu dir, auf daß du mich hinaufführest aus dieser Verweslichkeit, Allerbarmer!"

Bei dieser schönen Ode die uns den Sturm des Lebens darstellt, ruft die Geistlichkeit, die mit angezündeten Kerzen rings um den Sarg steht — zur Anbeutung des Lichtes Christi, welches der Entschlafene jetzt vor sich sieht — im Namen der ganzen Gemeinde ruft sie ihm zu: „Bringe, o Christus, deines Dieners Seele mit den Heiligen zur Ruhe dahin, wo keine Mühe noch Trauer, noch Klage mehr ist, sondern Leben ohne Ende!"

Nach Beendigung dieses Canons ruft ein Chor dem andern traurige Wechselgesänge zu mit Beziehungen auf die bittern Erfahrungen des Lebens.

„Welche Lebensfreude ist nicht mit Bitterkeit vermischt? Welche Erdenherrlichkeiten sind von langer Dauer? Alle sind unbeständiger als ein Schatten, trügerischer als ein Traum. Nur ein Augenblick, und der Tod macht allem ein Ende! Aber du, o Christus, bringe in dem Licht deines Angesichtes den von dir Erwählten zur Ruhe."

„Ich weine und klage, wenn ich an den Tod denke, und unsere nach Gottes Bilde erschaffene Schönheit im Grab sehe verunstaltet, ohne Ehre und Ansehen. O, des Wunders! Wie sind wir da verwandelt! Uebergeben sind wir der Verwesung! Vereinigt mit dem Tod, doch gewiß dieses durch den Befehl Gottes, wie geschrieben steht, daß er Ruhe gewähret den Todten."

Mitten unter diesem Weinen und Klagen über das Loos der Sterblichen werden jene tröstreichen und geistererhebenden Stellen aus dem Evangelium den Gläubigen verkündet.

Darauf tritt der Beichtvater zu seinem verblichenen Beichtkinde hin und legt ihm nach Vorlesung des Absolutionsbriefs,[1] in welchem, nach der von dem Herrn seinen Jüngern gegebenen Vollmacht, dem Verstorbenen alle seine Sünden erlassen werden — die Papierrolle in seine erstarrten Hände als das letzte Pfand christlicher Liebe. Sodann gibt er ihm den Abschiedskuß. Sind mehrere Geistliche gegenwärtig, so thun sie desgleichen, einer nach dem andern. Dann richtet sich der Pope zu den Verwandten und Freunden, diesem Beispiel zu folgen, und dem Lieben, ehe er der Erde übergeben wird, dieses Lebewohl zu sagen. Und so tritt einer nach dem andern hin die Leiche zu küssen. Ist einer unter ihnen der dieß nicht über sich vermag, so gebärdet er sich doch so als küsse er, ähnlich wie bei einem Mann von hohem Rang, der einem Geistlichen die Hand küssen soll — er erfaßt dieselbe, führt sie nahe an seine Lippe, und thut nur als küsse er sie. Indeß gibt es nicht viele Russen die davor Ekel hätten. Ein rührendes Schauspiel ist es oft, wenn die leibeigenen Diener, die ihrem Herrn oder ihrer Herrin im Leben von ganzem Herzen zugethan waren, mit Weinen und Stöhnen zum Sarg hintreten, um ihrem gewesenen Gebieter die Hände zu küssen — denn das Gesicht zu küssen, ist ihnen verboten. Bei vornehmen Leichen dauert dieß Abschiednehmen manchmal sehr lange, zumal wenn das Trauergeräthe sehr hoch ist, und der eine auf Vorsicht, der andere aus Mattigkeit, der dritte aus Ungeschicklichkeit nur langsam die Stufen des Katafalks auf- und absteigt. Während dieser Handlung singen die Chöre ununterbrochen Klage- und Abschiedsgesänge, welche, durch die Art und Weise wie sie vorgetragen werden, das Herz des Zuhörers zerreißen können.

„Kommt, ihr Brüder, und gebt den letzten Kuß dem Todten, und danket Gott, denn er verläßt zwar alle die ihn lieben, und wird zu Grab getragen, aber er hat nichts mehr zu thun mit den Sorgen, der Eitelkeit und dem vielgeprüften Fleische. Wo sind jetzt alle Freunde und Verwandten? Schon schreiben wir von ihm! Doch ersterben wir ihm Ruhe von dem Herrn."

„Welch ein Abschied, Brüder, welch eine Klage, welch ein Weinen in diesem Augenblick! Kommt und küßt ihn, der vor kurzem noch mit euch lebte! Ins Grab wird er gesenkt, bedeckt mit einem Stein; wohnen soll er in der Finsterniß, begraben mit den Todten soll er seyn. Verwandte und Freunde! Alle trennen wir uns jetzt, aber ersterben wir ihm Ruhe von dem Herrn!"

„Schon löset sich die ganze Freudenversammlung der Eitelkeiten dieses Lebens auf: denn verlassen hat der Geist die Hülle, schwarz aufgerissen ist der Thon, zerbrochen das Gefäß. Ohne Laut und Gefühl, todt und regungslos liegt er da. Indem wir ihn dem Grab übergeben, ersterben wir ihm ewige Ruhe von dem Herrn."

„Wenn die Seele aus dem Körper mit Gewalt soll geraubt werden von den furchtbaren Engeln, dann vergißt sie ihre Verwandten und Freunde und denkt nur an ihr Erscheinen vor dem ewigen Richter, an die Eitelkeit und das vielgeprüfte Fleisch des irdischen Lebens, dann stehen wir auch mit thränenentstelltem Gesicht alle den Richter an daß der Herr ihr vergebe was all sie begangen."

„— Die ihr mich, den Lautlosen und Entseelten, da liegen sehet, klaget alle über mich, Brüder und Freunde, Verwandte und Bekannte. Gestern sprach ich noch mit euch, und plötzlich kam über mich die furchtbare Todesstunde. Kommet denn alle die ihr mich im Herzen traget, und küsset mich mit dem letzten Kusse. Nicht mehr werde ich mit euch wandeln noch sprechen in Zukunft; zu meinem Richter gehe ich, bei dem kein Ansehen der Person gilt. Dort stehen Sklave und Herr beisammen, Kaiser und Gemeiner, Reich und Arm in gleicher Achtung; denn jeder wird nach seinen eigenen Werken verherrlicht oder beschämt. Aber ich bitte und flehe euch mit Thränen an daß ihr unaufhörlich für mich betet zu Christo, unserm Gott, damit ich nicht verstoßen werde meiner Sünden wegen an den Ort der Qual, sondern gesetzet werde dahin wo das Licht des Lebens leuchtet."

In dem Grad wie die Verwandten und Freunde des Verstorbenen reicher und freigebiger sind, ist in der Regel auch die Zahl der Armen, die sich auf der Beerdigungsstätte einfinden; denn noch ehe die Leiche eingesenkt wird, vertheilt man Geld,

[1] Dieser Absolutionsbrief, der dem Verstorbenen in die Hände gelegt wird, lautet also:

„Siehe, o Herr, dieser dein Knecht Iwan (wenn er so hieß) hat die von die vorgeschriebenen Gränzen erreicht. Wenn er nur immer als Mensch während seines Lebens von seiner Jugend an bis zur Trennung der Seele und des Leibes gesündigt hat, willig oder unwillig, durch unheilige und unreine Gedanken, durch die Kräfte seines Verstandes oder Körpers, oder durch Unwissenheit in einen Fluch geriethen ist, oder durch Vergeßlichkeit unterlassen hat seinem geistlichen Vater eine Sünde zu bekennen oder durch ein anderes Band gebunden ist — vergib ihm, o Herr, du Freund der Menschen, und spende ihm los von allen seinen Sünden nach deiner großen Gnade. Sieh, o Herr, deine Knechte im Gliederbau und dein frommes Volk, seine Anverwandten und Freunde rufen dich an um die Vergebung seiner Sünden, und ich, dein unnützer Knecht Paul (wenn er so heißt), durch die Macht, die mir von die gegeben, loszusagen und zu vergeben, vergebe und spreche ihn los kirchlich und geistlich von allen seinen Sünden."

Unten steht die Jahreszahl und der Tag der Ausfertigung.

Dieser Brief wird Hoffnung und Bekenntniß genannt.

Nicht selten erhalten die Verstorbenen auch Papiere, auf denen Gebete stehen, in den Mund, und noch öfter, zumal vornehme Leichen, einen Pergamentstreifen, auf dem das Trisagion: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser!" geschrieben steht um die Stirn herum, gleich einem Reifen. Von dieser Sitte weiß die alte Kirche nichts, sie soll erst im 15ten Jahrhundert in der russischen Kirche üblich geworden seyn. Die griechische Kirche nimmt indeß nicht an daß die abgeschiedene Seele schon durch den Absolutionsbrief vollkommen erlöst sey, sondern hält sie nicht angerordnet, die Dauphyche 40 Tage lang und einen Gottesdienst für die Todten alle drei Jahre zu halten.

Digitized by Google

Brod und andere Gaben unter die Armen. Am Grab wird der Verstorbene nochmals eingesegnet, der Sarg zugemacht und mittelst Stücken schmaler Leinwand — nicht mittelst Stricken — hinabgesenkt, so daß das Gesicht der Leiche nach Osten gerichtet bleibt. Der Priester streut die erste Schaufel Erde kreuzweise darauf, indem er spricht: „Von Erde bist du, und zu Erde sollst du wieder werden.“ Bei vornehmen Leichen streut er auch noch eine Handvoll Asche aus dem Rauchfaß darauf, was andeutet daß das Leben wie das Rauchfaß erloschen ist. Bei Beerdigungen die ganz einfach geschehen, und wo kein Rauchfaß ist, muß diese Ceremonie natürlicherweise wegbleiben. Der Priester ertheilt auch vielen Anwesenden am Grab die letzte Oelung, ein Sacrament das in der griechischen Kirche anders gespendet wird als in der römisch-katholischen. Zum Schluß ruft der Pope dem Seligen im Namen aller, die bald nachfolgen sollen, zu: „Ewiges Andenken!“ Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen begeben sich darauf, meist zu Wagen, in dessen Wohnung, um das Trauermahl zu halten, das nicht selten ein reicher Schmaus genannt werden kann. Wer ein solches Essen nicht in seinem Hause geben will, läßt es anderswo halten. In St. Petersburg, wo wir einigemal solchem Schmaus beiwohnten, gibt man nicht selten dem Todtengräber eine gewisse Summe, damit er das Trauermahl bereite. Er ist wie ein großer Gastwirth eingerichtet, und so wird dann gleich auf dem Kirchhof geschmaust — anders kann es oft nicht genannt werden. Das Trauer- oder Gedächtnißmahl wird im Laufe dreier Jahre noch dreimal, am Sterbetag, gehalten, unmittelbar nach der Todtenfeier, der die Verwandten und Freunde des Seligen am Grabe beiwohnen.

Miscellen.

Die Fastengebräuche der nordamerikanischen Indianer. Das Fasten ist einer der eingewurzeltsten und allgemeinsten religiösen Gebräuche der Indianer. Es wird unter allen amerikanischen Stämmen geübt, und von ihnen in jeder Lage ihres Lebens als wesentlichster Moment für den Erfolg ihrer Unternehmungen und Bestrebungen betrachtet. Kein Jüngling gilt als geeignet und vorbereitet zum Beginn der Laufbahn seines Lebens wenn er sich nicht zuvor dem großen Fasten unterzogen hat. Sieben Tage scheinen von jeher das Maximum der Fastendauer gewesen zu seyn, und aus der Länge unausgesetzter Enthaltsamkeit, zu welcher anerkanntermaßen einer es gebracht, schließt man auf den Erfolg seiner Unternehmungen. Diese Fasten werden von der Jugend als eines ihrer wichtigsten Lebensereignisse angesehen. Man erwartet sie mit Interesse, bereitet sich unter großen Feierlichkeiten auf dieselben vor, und erträgt sie mit einer Selbstaufopferung die an Heroismus gränzt. Von dieser Zeit an hält man den Charakter für festgestellt, und das erste Fasten, wenn man sich solchergestalt vorbereitet und es erfolgreich durchgeführt hat, scheint für die folgenden Jahre jene relative Wichtigkeit zu besitzen welche in gesitigten Gemeinden einem religiösen Glaubensbekenntniß beigelegt wird. In dieser Periode geschieht es denn auch daß die Jünglinge und die Jungfrauen „Gesichte sehen und Träume träumen,“ und daß ihnen von dem während dieser Zeit erkorenen Schutzgeist Glück oder Unglück geweissagt wird. Die Hallucinationen des Gemüths werden für göttliche Eingebung genommen. Die Wirkung davon ist eine tiefgefühlte und prägt sich dem Gemüth stark ein — so sie geht so tief daß das ganze spätere Leben sie nicht mehr zu vernichten vermag. Der Vater im Kreise seiner Behausung, der Jäger im Verfolg der Jagd, sowie der Krieger auf dem Schlachtfeld, sind eingedenk des Schutzgeistes, der, wie sie glauben, ihr ständiger Begleiter ist, und sie bauen auf seine Macht und seinen gnädigen Einfluß unter allen Umständen. Dieser Schutzgeist ist das ihr ganzes Ich in Anspruch nehmende Thema ihrer stillen Betrachtungen, und nimmt bei ihnen in jeder Hinsicht die Stelle der Hoffnung des Christen ein, mit dem Unterschied nur daß, wie tief sie auch darob in Gedanken versunken gewesen, nie der Name ausgesprochen wird, und alle an seine Wahl sich knüpfenden Umstände, sowie die Hingebung die man ihm zollt, das tiefste Geheimniß bleiben selbst vor ihren nächsten Freunden. — Das Fasten in späteren Lebensjahren scheint eine Erneuerung der Kräfte und Tugenden zum Zweck zu haben welche sie diesem Brauche zuschreiben; es wird meist nur von denen beobachtet die den alten Gesellschaftszustand ungeschwächt zu erhalten bemüht sind, oder von Männern welche strenge Gewohnheiten annehmen um Einfluß im Stamme zu erwerben, oder als Vorbereitung auf Krieg oder sonst eine außerordentliche That. Daß irgendein Tag als allgemeiner Fasttag festgesetzt sey, ist nicht bekannt. So fern irgendeine Regel befolgt wird, scheint ein allgemeines Fasten im Frühling beobachtet zu werden und den ordentlichen und gewöhnlichen Fasten in dieser Jahreszeit vorausgegangen zu seyn. — Aus diesen Thatsachen wird sich schließen lassen daß die Indianer glauben das Fasten sey etwas sehr verdienstliches. Sie halten es für höchst angenehm den Manitos oder Geistern, deren Einfluß und Schutz sie zu gewinnen oder zu erhalten wünschen. Daraus läßt sich also klärlich folgern daß ein sehr großer Theil der Zeit welche die Indianer dem geheimen Gottesdienste widmen, diesen Schutz- oder Vermittlersgeistern, nicht aber dem „großen Geist“ oder Schöpfer geweiht ist. (Aus Schoolcrafts Myth of Hiawatha).

•

Byssus, die seidenartige Faser, womit einige Mollusken, namentlich die Steck- oder Seidenmuschel (Pinna nobilis), ihre Muscheln an den Klippen im Meer befestigen, wird in Sicilien und Calabrien zu Verfertigung dauerhafter Gewebe, Handschuhe und Strümpfe verwendet, und dient in neuester Zeit in Frankreich zur Mischung mit Schafwolle, Seide, Alpaka u. s. w. für die Fabrication von Modestoffen. Es ist dasselbe Material welches Aegypten und Indien unter den Namen Xylon und Gossypium den alten Römern und Griechen zur Verarbeitung für die sogenannten Sindones oder Sidones lieferte. Lange Zeit hat man den Byssus für feinen Flachs, und die daraus gewebten Zeuge für Leinwand gehalten. Erst die neuere Zeit verschaffte den richtigen Aufschluß. Bei einem Stück leichten blauen Tuches auf der Pariser Ausstellung war der Byssus mit Schafwolle gemischt versponnen, und die auf der Oberfläche des Gewebes zahlreich herausstehenden Spitzen dieser goldbraunen seidenartigen Faser verliehen dem Tuch bei seitwärts auffallendem Licht einen eigenthümlichen Glanz, gleich als ob Goldstaub darüber gestreut wäre. Es war der Versuch der Verwendung dieses Stoffes für Tuch interessant, wenn auch nicht ganz neu. Das beschränkte Vorkommen des Byssus steht übrigens einer größern Ausdehnung des Verbrauchs entgegen. (Polyt. Journal.)

G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. L. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 6 Februar 1857.

London, ſonſt und jetzt.

Zwiſchen dem Strand nördlich, und der Themſe ſüdlich, Wellingtonſtreet und Lancaſter Palace, da wo ſie auf Waterloobrücke ſtoßen, öſtlich, und einer kleinen engen Straße, vielmehr einem Durchgang vom Strand nach der Themſe, von dem ſogleich weiter die Rede ſeyn wird, weſtlich, liegt ein Raum, ein Quartier, eingeſchloſſen, das in der Chronik von London oft genannt wird, und über welches die wechſelvollſten Schickſale hingegangen ſind: the Savoy. Aeußerlich ſteht das ganze Agglomerat von Häuſern den benachbarten Stadttheilen nicht unähnlich, mit ſeinen Waarenläden, Bierhäuſern, Speiſeanſtalten und Geſchäftsagenturen jeder Art. Auch die Journaliſtik hat ihre Niederlage da: Sun, Globe, Preß, im Strand und um die Ecke herum, in Wellingtonſtreet, der Examiner. Im Innern aber zeigt es das vollſtändigſte Pandämonium des Londoner Lebens und Treibens, in Vergangenheit und Gegenwart, ein wahres curriculum vitae, von der Wiege bis zum Grab, wo Fabriken und Kohlenlager, Kneipen und Glasmanufacturen, Druckereien und thurmhohe Waarenbehälter, Höfe und Winkelgäßchen, ein deutſch-lutheriſches Bethaus und eine anglicaniſche Kirche mit ihren zwei Gottesäckern in buntem Neben- und Durcheinander zu finden ſind.

Die weſtliche Gränze des Savoy bezeichnet ein enger Thürweg, durch den kaum zwei Perſonen gleichzeitig eintreten können, und der über drei Stiegenabſätze in eine ſchmale Gaſſe und durch dieſe nach einer bedeutenden Geſchirrfabrik, am ſüdlichen Ende, und an die Themſe führt. Dieſer Gang heißt Savoy Steps. Links von demſelben, im innern Gevierk, liegt die Pfarrkirche St. Mary-le-Savoy, aus der Jugendzeit, einſt St. Johannes des Täufers, bis der Protector Somerſet im 16ten Jahrhundert die alte Kirche St. Mary-le-Strand niederreißen ließ und der Gemeinde die Kirche in Savoy anwies. Sie enthält einige Grabdenkmäler hiſtoriſch mehr oder minder bekannter Namen, unter andern Camerons, des letzten Opfers der Emartiſchen Rebellion von 1745. Ihre Decke iſt mit Emblemen der Plantagenets und der Tudors geſchmückt; ſie hat öſtlich ihren eigenen Gottesacker, ſonſt aber nichts was einer beſondern Beſchreibung würdig wäre.

Weiter hin in öſtlicher Richtung auf dem Trottoir des Strandes gelangt der Wanderer an einen hohen Laternenpfahl, der in rother Farbe auf dem Glas die Inſchrift führt: Savoy Tavern. An der dort ſüdlich einbiegenden Straße ſteht auf der Ecke Savoy Street, daneben: the Savoy glass company no. 4 and 5. Dieß iſt die älteſte Fabrik dieſer Art in London, und eine Stiftung der franzöſiſchen Hugenotten. Es lohnt der Mühe Savoy Street hinab bis an den Rand des Fluſſes zu gehen, und eine Seite des Londoner Panorama's anzuſehen. Jenſeits des Waſſers iſt der Borough mit ſeinem hohen Thurm und dem koloſſalen britiſchen Löwen auf der Zinne einer bekannten Brauerei. Rechts erſcheint die ſchöne Hängbrücke hinter Hungerford Market, wo die auffallende Krümmung der Themſe von Weſten nach Süden beginnt, und über dieſelbe hinweg Weſtminſter-Abtei und das Parlamentshaus, das letztere mit ſeinen unzähligen Thürmen und Thürmchen, Zinken und Zacken, ein mühſames Forſchen nach Schönheit, in ſeinen endloſen Details, und mehr ſeltſam als großartig. Links Waterloobridge, und unter ſeinen ſtattlichen Bögen, in einzelnen Bruchſtücken ſichtbar, Blackfriarsbridge, Southwark, hinter welcher zuletzt Londonbridge den Abſchluß macht. Unmittelbar auf beiden Seiten des Schauenden entfaltet ſich ein niederländiſches Gemälde auf dem Ufer ohne Kai und mit Booten, Karren, Fäſſern und Geräth aller Art beladen. Ueber dieſen weltberühmten Fluß voll Reichthum und voll Schlamm, mit Ebbe und Fluth, gleich der See, und ohne Fiſche, iſt ein beträchtl ches Stück Geſchichte hingeglitten. Stromauf kamen die Leichen von Eliſabeth und Neſſen zu feierlicher Beſtattung. Wie manche Geſtalt voll Kraft und Leben, darunter Algernon Sidney, ſind ſtromab von Weſtminſterhalle oder der Sternkammer nach dem Verräthertthor (traitor's gate) an dem Fleetgefängniß oder dem Tower zu ewiger Haft oder dem Richtplatz gebracht worden. Wie ſeine Wellen, ſo wechſelten die Auftritte und ihre Bedeutung. Zwiſchen Somerſethouſe und dem Savoy lockte einſt the folly on the Thames, ein ſchwimmender Sommermuſikſaal, die leicht geſinnten und vergnügungsluſtigen Londoner, bis er, die Gränzen erlaubter Spielerei überſchreitend, in einen Ort der Ausſchweifung verſtel und weggeſchafft wurde. Zur Vollſtändigkeit des Bildes fehlt der Wald von Maſten, der unterhalb Londonbridge erſt anfängt. Dagegen haben wir hier eine Erſcheinung, die nur an dieſem einzigen Orte der Welt zu erblicken iſt, und die den Fremden ſtets mit neuem Staunen erfüllt: das nimmerraſtende Auf- und Abwogen der Waſſeromnibuſſe von London, oder mit andern

Digitized by Google

Worten, der Pfennigboote die zwischen der City und den westlichen Stadttheilen Tausende und Tausende von Personen beförderten, wie die Landommibusse in den Straßen. Was sprechen wir von Pfennigbooten! Während wir uns an dem rührigen Schauspiel ergötzten, kam ein neuer Concurrent angefahren, ein Boot zu einem halben Pfennig, wie mit großer Schrift auf seinem Radkasten geschrieben stand. Glückauf! Bis jetzt können wir nur sagen daß er sehr rasselnd einherschritt und mehr Geräusch als Weg zu machen schien.

Im 13ten Jahrhundert, unter Heinrich III (1216 — 1272) besaß Simon von Montfort, der berüchtigte Graf von Leicester, auf der Stätte des Savoy seine fürstliche Wohnung. Sie reichte nördlich bis an die Linie wo heute die Strandstraße läuft, südlich bis an die Themse hinab, und bedeckte köstlich einen Theil von Wellingtonstreet, in der Richtung wo sie heute von dem schönen neuen Flügel von Somersetshouse begränzt ist. Als aber Leicester, im Streit der Barone gegen Heinrich III, bei Evesham (1265) mit seinem Sohne gefallen war, zog sein königlicher Schwager alle Güter des Rebellen ein und übertrug den ehrwürdigen Palast an den Earl Peter-le-Savoy. Daher der durch Jahrhunderte hindurch bis heute bewahrte Namen.

Peter-le-Savoy entäußerte sich seines Besitzthums zu Gunsten der Verbrüderung von Mountjoy, von welcher die Königin Eleonore von der Provence es wieder erstand, um damit ihren zweiten Sohn, Edmund den Bucteliger (Crouchback), Grafen von Lancaster, auszustatten. Dessen Nachfolger Heinrich, erster Herzog von Lancaster, erbaute das Schloß von neuem in reicherem Styl und mit verdoppelter Pracht. Hier war es wo unter Eduard III. König Johann von Frankreich, gewöhnlich der Gute, von andern der zweite genannt, nach der Schlacht von Poitiers (1356) während vier Jahren in Gefangenschaft lebte, mit Abrechnung der Zeit, da Eduard, als er von neuem nach Frankreich in den Krieg zog, ihn in den Tower bringen ließ. Im Jahr 1360 wurde Johann zwar seiner Haft entlassen, kehrte aber im Jahr 1364 dahin zurück, und starb kurze Zeit darauf in dem Savoy. Die Gefangenschaft scheint keine babylonische gewesen zu seyn, mindestens brachte der königliche Gefangene seine Zeit nicht mit Weinen über den Wassern der Themse zu. Die englischen Ueberlieferungen wissen viel zu erzählen von der Gastlichkeit mit welcher Eduard III und „seine Königin" den unfreiwilligen Bewohner des Savoy behandelten, und von ihren Bemühungen ihm so viel Kurzweil als möglich zu verschaffen. Feste und Aufzüge wechselten um die Reihe, und wenn Johann nicht am Hofe des englischen Königspaares sich ergötzte, so kamen sie zu ihm an den Strand und verwandelten seinen Kerker in ein Lustschloß, „and thyder came to se hym the king and the quene often tymes and made hym great feest and cheere," wie es in den englischen Chroniken heißt. Ueber die Gründe der Rückkehr des „guten" Johann in seine englische Gefangenschaft sind die Geschichtschreiber nicht einig. Es bestehen in diesem Betracht, wie über die gerechte Begründung seines Beinamens, bedeutende Zweifel. In den Historien ad usum delphini heißt es zuversichtlich, er sey nach dem Savoy zurückgewandert aus zurem ritterlichen Sinn, um sein königliches Wort und die Ehre seines Namens zu retten, da er sein Lösegeld noch nicht ganz ausgezahlt, und sein Sohn, der Herzog von Anjou, sein Mitgefangener, ohne Ueberein-kunft und Bewilligung, seine Haft gebrochen und heimlich sich nach Frankreich eingeschifft hatte. Und zwar sey dieß um so aufopferungsvoller gewesen, als Frankreich damals, unter den Gewaltthaten und Verheerungen der Jacques, der Grandes Campagnies und der Turd-venus seufzte, von Pest und Hungersnoth heimgesucht war, und mehr als zu irgend einer andern Zeit der starken Hand seines Herrschers bedurfte. Die französischen Chronikschreiber sind nicht so lobend und huldigend, und ihre Ansicht verdient neben den fürstlichen Monographien unserer jüngsten Sage noch immer Erwähnung. Guillaume de Nangis sagt: „Einige behaupten, er sey nur seines Vergnügens halber nach London zurückgekommen," und Froissart erzählt daß der König den Winter vor seinem Tode an dem Hof Eduards in Saus und Braus und in Liebe „liément et amoureusement" zugebracht. Gewiß ist daß der allgemeine Charakter Johannes und sein sonstiges Leben dieser Deutung mindestens nicht im Wege stehen. Ob es übrigens gerade die Gräfin von Salisbury oder eine andere war, die den Magnet seiner Sehnsucht in England bildete, ist von geringerer Bedeutung.

Johann von Gent (John of Gaunt, derselbe den Shakespeare auf dem Todesbette so kurzweilig mit seinem Beinamen spielen läßt), dritter Sohn Eduards III und Bruder des schwarzen Prinzen, dessen Ruhm und Kriegsfahrten in Frankreich er theilte, erst Graf von Richmond, dann Herzog von Lancaster, kam durch Heirath mit der Lancaster'schen Erbin Blanche in den Besitz des Palastes im Savoy. Hier empfieng und bewirthete er Chaucer, den Dichter. Hier schrieb „der Vater der englischen Poesie" mehrere seiner Gedichte, und seine „Träume" (dreams) sind nichts anderes als eine allegorische Schilderung seiner Liebe und seiner Heirath mit Philippa, einer Dame im Gefolge der Herzogin. Aber John of Gaunt war nicht bloß der Gönner Chaucers, er war zugleich ein eifriger Anhänger Wiklefs, dem er schützend bei mehreren feierlichen Gelegenheiten zur Seite stand, als dieser gegen die Suprematie des Papstes, die Unfehlbarkeit der römischen Kirche, die Klostergelübde und das Dogma der Transsubstantiation predigte. Es gewährt einen treffenden Blick in den Wechsel der Zeiten und der Ideen in diesem Lande, wenn man von Wikleff, durch Huß, Luther, Heinrich VIII und Elisabeth zu der heutigen anglicanischen Kirche hindenkt, und daneben sich erinnert daß der Herzog von Lancaster, um seiner Freundschaft für Wikleff willen, von der Bevölkerung von London gehaßt, verhöhnt, verfolgt wurde und feindliche Besuche und Angriffe derselben in seiner eigenen Wohnung, im Savoy, zu erdulden hatte (1377). Aber viel schlimmer ergieng es ihm im Jahr 1381, als Wat Tyler mit dem Kent'schen Rebellen anrückte. Nachdem sie die City geplündert und im Tower den Erzbischof von Canterbury, den Vorschatzkanzler und eine Anzahl Edelleute enthauptet hatten, drangen sie in den Palast des Herzogs von Lancaster, und übten dort dieselbe summarische Justiz wie in der Wohnung des Erzbischofs und in der prächtigen Abtei von Clerkenwell. Sie warfen Feuer in das Savoy, zerstörten und verwüsteten das Geräth und die kostbaren Geschirre, und was sie nicht vernichten oder wegschleppen konnten, schlenderten sie in die Themse. Die große Halle des herzoglichen Schlosses und mehrere Häuser wurden in Trümmer gelegt. Wenn daher Shakespeare den zweiten Auftritt seines Richard II, wo die verwittwete Herzogin von Glocester ihren Schwager John wegen des an ihrem Gatten verübten Mor-

Digitized by Google

des zur Rache gegen Richard anstachelt, im Savoy spielen läßt, so ist das einer jener kecken Anachronismen mit denen der geniale Dichter es so leicht nimmt, und die ihm verziehen sind. Erst im Jahr 1397 wurde der Herzog von Gloucester, auf Richards II Befehl, in Calais zu Tode gedrückt oder erstickt (smothered). Damals war der Savoy-Palast bereits seit 16 Jahren eine Ruine.

Merkwürdigerweise blieb das Savoy ungeachtet des königlichen Patronates, der sich von jeher über dasselbe erstreckte, aber ein Jahrhundert in diesem verwahrlosten Zustande, bis 1505 nämlich, wo Heinrich VII auf der Stätte desselben ein Hospital St. Johannis des Täufers „zur Aufnahme und nächtlichen Beherbergung von hundert armen Leuten“ (to receive and lodge nightly one hundred poor folks) zu bauen anfieng — ein Unternehmen das Heinrich VIII zur Vollendung brachte. Die Schicksalswechsel des Ortes folgen nun rascher aufeinander. Unter Eduard VI fällt das Hospitium an die Krone zurück. Eduard verfügt über das Gebäude, die Benutzung und die Einkünfte desselben zu Gunsten seines gewesenen Palastes Bridewell, den er in eine ähnliche Wohlthätigkeitsanstalt, verbunden mit einem Besserungsgefängniß, verwandelt hatte (als Sühne wohl der unerhörten Parlamentsacte Eduards VI, cap. 3), die verfügte daß alle Bettler und sonstigen müßigen Leute die „Sklaven“ (slaves) derjenigen seyn sollten die sie aufgriffen, es sey denn daß sie Krüppel (impotent) wären; Arbeitsgehülfen (clerks) wurden die Sklaven oder Leibeigenen derer die sie zu sich nahmen, und die Herren solcher Sklaven sollten das Recht haben ihnen eiserne Halsbänder anzulegen. Die Acte wurde durch eine andere (3 und 4 Eduard VI, cap. 16) wieder aufgehoben. Die Königinnen Marie und Elisabeth wandten dem Savoy ihre königliche Gunst wieder zu, und statteten es von neuem zu wohlthätigen Zwecken aus. Aber statt diesen Zwecken zu entsprechen, erleidet es die ansößigste Umgestaltung. Die Einkünfte werden verschleudert, die Gebäude verfallen, und allmählich finden wir, statt des Schirmortes für würdige Arme und Leidende, einen Schlupfwinkel des Abschaums der Gesellschaft, eine Pflanzschule für Spitzbuben und Wildfänge (a nursery of rogues and masterless men).

Im Savoy hielten die Independenten im Jahr 1658 eine Versammlung, und vereinigten sich über ihr Glaubensbekenntniß. Dort hatte, drei Jahre später, die „Savoy Conference“ statt, wo das allgemeine Gebetbuch festgesetzt, die Liturgie revidirt und die Einleitung zu derselben geschrieben, und zum erstenmal in Savoy Chapel öffentlich verlesen wurde. Im Savoy ließ Karl II die französische Kirche dieses Namens, „the French Church in the Savoy,“ erbauen. Noch im 18ten Jahrhundert standen dort die anglicanische Kirche St. Mary, die französische Hugenottencapelle, andere Kirchen für die Holländer, Oberdeutschen, Lutheraner und protestantischen Diffenter beisammen, und mitten drinn ein Gefängniß. Während des holländischen Krieges brachte Karl II die Verwundeten und Kranken in dem Savoy-Hospital unter, aber ein großer Theil des Gebäudes wurde durch einen Brand verzehrt.

Unsere Leser haben von den Mayfair- und Fleet-Heirathen in London sprechen hören, eine Art Gretna-Green-Ceremonie früherer Jahrhunderte, nur mit dem Unterschied daß dort der Officiant in der Regel wenigstens ein wirklicher Geistlicher war, und daß die so eingegangenen Ehen, wenn auch nicht nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes, so doch in der allgemeinen Praxis als gültig und bindend betrachtet wurden. In Mayfair, in der Capelle des Reverend Alexander Keith, konnte die Feier innerhalb einer Minute begehrt und vollzogen werden. In einem einzigen Jahre kamen 6000 solcher Verheirathungen vor, bei denen der Wunsch der Parteien und die Erlegung der Gebühr (eine Guinee und fünf Shilling für das Ehezeugniß) die einzige von dem Reverend erheischte Bedingung war. Unter den Verheiratheten von Mayfair stehen einige der größten Namen der Aristokratie. Viel bunter wurde der Handel in dem Gefängniß an der Fleet (Fleet prison) getrieben. Anständlich war es der Pfarrer der in der Gefängniscapelle die nachsichtvolle Feier leitete. Allmählich aber richtete man andere Räume dazu her, namentlich statteten die Schenkwirthe um das Gefängniß ihre Stuben als Capellen aus, besorgten das kleine Geschäft für Liebhaber und Kunden, und hielten ihre eigenen Heirathsregister. Vergeblich waren alle Predigten, Verbote, Einschreitungen und Verdammungen des Bischofs von London. Erst durch die Parlamentsacte vom 25 Mai 1745 wurde der Gebrauch aufgehoben; am Tag zuvor, 24 Mai, wurden aber noch 217 solcher Heirathen in ein einziges der zahlreichen Register eingetragen. Im 3. 1821 kaufte die Regierung die von 1686 bis 1754 an der Fleet geführten Eheregister auf, um sie in das Archiv des Bischofs von London, in Doctors Commons, niederzulegen. Sie wogen zusammen eine Tonne. Nun, daselbe laxe Ritual in Ehesachen wie in Mayfair und an der Fleet, galt auch im Savoy. Der dortige „Incumbent“ der Kirche von St. Mary fand dabei sein sehr einträgliches Geschäft, und wurde nun so mehr besucht, als die Zugänge zu ihm so sehr erleichtert und für das Geheimniß so bequem waren. Im Public Advertiser vom 2 Januar 1754 kann man die Anzeige lesen daß hier „von Obrigkeits wegen“ Heirathen eingesegnet werden, „in größter Stille, Anständigkeit und Regelmäßigkeit,“ der Pfarrer hielt „Register von der Zeit der Reformation her,“ und empfahl dem Publicum zu besonderer Berücksichtigung daß „fünf verschiedene Privatwege zu Land und zwei zu Wasser“ zu ihm führten.

Dieser privilegirte und lose Gerichtsstand in Heirathsangelegenheiten im Savoy erscheint als ein natürlicher Ausfluß, als ein correlates Analogon der oben erwähnten Freistätte und Pflanzschule für rogues and masterless men. Welcher Art dieses unheimliche Asyl eigentlich war, können wir am besten entnehmen, indem wir einen Blick auf das mittelalterliche Paris werfen, das in dieser wie in so vielen andern Beziehungen eine Parallele zu London bietet, und zwar in seinen Wunderhöfen, Cours des miracles, die über ein disciplinirtes, hierarchisch eingerichtetes und zu allen Raubs- und Diebskniffen, zu allen Verstellungen und Betrügereien geschultes Heer von nahe an 40,000 Personen verfügten, und erst von der eisernen Hand des Polizeilieutenants La Reynie, unter Ludwig dem Vierzehnten, aus dem Feld geschlagen wurden. „Die Tyrannei in der Cour des miracles, berichtet Sauval, der Historiker von Paris, ernährten sich von Raub, schlemmten in Müßiggang und Völlerei und jeder Art von Lastern und Verbrechen. Eines ihrer Grundgesetze war: nichts für den kommenden Morgen aufzubewahren. Niemand achtete Gesetz und Recht, niemand bekümmerte sich um Taufe, Heirath oder Sacramente. Nur schienen sie einen Gott den Vater, Dieu le Père, anzubeten, den sie in einer Kirche gemalt, und dem sie alltäglich einige Gebete dar-

Digitized by Google

brachten. Die wenigst häßlichen unter den Mädchen und Frauen prostituirten sich für zwei Heller, die andern für einen Double (zwei Deniers), die meisten umsonst. Manche gaben Geld den Männern die mit einer ihrer Cameradinnen Kinder erzeugt hatten, um deren auch und dadurch ein Mittel zu bekommen das Mitleiden zu erregen und Almosen zu erhaschen." Bekanntlich hatten die Truands ihre eigenes Gewohnheitsrecht, ihre besondere Sprache, ein Rothwälsch, Argot, das sich bis zum heutigen Tag unter den Dieben fortgepflanzt hat. Ihr Oberhaupt führte den Namen Cosdre. Die sonstigen „Beamten im Königreich des Rothwälsch" waren die Cagoux, die archi-supp ts de l'argot, die orphelins, marcandiers, rifodés, malingreux, capons, sabuleux u. s. w. Einen unversöhnlichen Groll hegten sie gegen alle Gerichtsboten (huissiers), Commissäre und sonstigen Leute der Polizei, die ihre Höhlen nicht betreten konnten ohne Beschimpfung und Schläge und selbst Lebensgefahr zu erleiden.

Mutatis mutandis galt dieselbe musterstaatliche Einrichtung auch für die Freisassen im Savoy. Sie hatten ihre eigenen Statuten, ein Sonderrecht im sonderbarsten Sinn des Wortes, ihre Häupter, ihre Regierung, ihre vollziehende Gewalt, ihre Polizei. Wehe der fremden Macht „draußen" die in ihren innern Haushalt sich mischen wollte. Sie duldeten keine Intervention. Wie einst von Connaught in Irland, so konnte man von dem Savoy sagen daß des Königs Befehl darin keine Gewalt hatte, the king's writ did not run. Wehe über alles dem Gläubiger, der sich einbildete er könne irgend eine Forderung gegen die Glieder dieser unabhängigen Zunft geltend machen. Er mochte Schuldner in ihrem Bereich haben, aber der Schuldige war offenbar er allein, und als solcher wurde er behandelt. Der Postman No. 180 erzählt ein erschreckliches Exempel von diesem formlosen Executionsproceß. Ein Schuldner hatte sich im Jahr 1696 in die Schirmstätte der Capelle von St. Mary geflüchtet, um dem Zugriff eines Gläubigers zu entgehen. Alsbald bewilligten ihm die Truands des Savoy ihren freistättlichen Schutz und nahmen Partei für ihn, wie ihre Brüder der Cour des miracles für Quasimodo in Notre-Dame. Sie faßten den Frevler, der verwegen genug war sich in ihre Nähe zu wagen, nach ihrer hergebrachten Gewohnheit, sagt der Postman, beschmierten ihn mit Theer, wälzten ihn in Federn, und schleppten ihn auf einem Schiebkarren in den Strand, wo sie ihn an den dortigen Maibaum festbanden bis die Constabeln ihn befreiten. Wie lang er an diesem Pranger ausgestellt blieb, wird nicht berichtet. Wenn man aber bedenkt daß unter dem Oranier ein solches Verfahren, zwei Schritte von der City, überhaupt möglich, und wie weit die damalige Polizei von der Organisation der heutigen „Peeler" entfernt war, ja wie hart es selbst diesen heute noch wird sich in ihren Begegnungen mit den letzten Epimeniden des Savoy, den ticket of leave men, zu behaupten, so kann man leicht ermessen daß eine geraume Weile verstreichen mußte, ehe die häufreiche Gewalt durch den Auflauf der Savoyschen Behme hindurchdringen und ihr Schlachtopfer erlösen konnte.

Von all dem einstigen Glanz, von allem Elend des Savoy ist heute kaum mehr eine äußere Spur übrig. Das Hospital wurde im Jahr 1702 unwiderruflich aufgelöst. Strype beschreibt Savoyhouse im Jahr 1720 als in sehr baufälligem Zustande, in dessen Bereich übrigens noch einige gute Häuser standen. Eine selten gewordene Radirung von Hollar zeigt die Façade des Savoy nach dem Fluß hin, wie sie im Jahr 1650 war; ein anderes Bild gibt Canaletto in seinen Ansichten der Themse. Berine nahm dasselbe in seine Vetusta monumenta auf: ein massives Gebäude von Back- Hau- und Flintsteinen, eine Festung gleich andern, durchaus mit Zinnen und Schießscharten versehen. Die südliche Mauer stieß auf die Themse und hatte eine Reihe von Stiegen nach dem Wasser; die Vorderseite, nach dem Strand, war mit großen spitzbogigen Fenstern und einer Brustwehr versehen, mit rautenweise eingelegten Flintsteinen. Das Mittelthor (middle Savoy gate) war da wo jetzt Savoy Street sich öffnet, und das kleine Thor (little Savoy gate) an der Stelle von Savoy Steps.

Seine letzte Verwendung fand Savoyhouse als Caserne und als Gefängniß für Ausreißer bis zum Jahre 1816, wo die Waterloobrücke erbaut und der anstoßende Raum nordwärts von allem Gemäuer gesäubert wurde. Wellingtonstreet und Lancasterplace bedecken heute die Stelle der alten Herzogsgasse (Duchy Lane) und einen guten Theil des ehemaligen Hospitals, und von den Tausenden die über diese schöne Straße hinweg nach dem Borough ziehen, hat kaum einer die leiseste Ahnung von den bunten Erinnerungen die unter seinen Tritten vergraben liegen.

Indianische Märchen.

(Aus Schoolcrafts Myth of Hiawatha.)

1. Pita Kwan, das Schaumweib.

Eine Ottowa-Legende.

Es lebte einmal ein Weib mit Namen Monedo Kwan (d. h. Geistin oder Prophetin) auf den Sandbergen welche man den „schlafenden Bären" nannte, und die am Michigan-See liegen. Sie hatte eine Tochter, die eben so schön als bescheiden und klug war. Jedermann sprach von der Schönheit dieser Tochter. Sie war so hübsch daß ihre Mutter fürchtete sie möchte entführt werden, und um dieß zu verhindern, schloß sie sie in eine Truhe am See, welche sie mit einem langen Seil an einen Pfosten an der Küste band. Allmorgendlich zog die Mutter die Truhe ans Land, und stimmte ihrer Tochter langes, glänzendes Haar, gab ihr Nahrung, und versetzte sie dann wieder hinaus auf den See.

Eines Tages nun kam zufälligerweise ein junger Mann an den Platz, gerade als die Mutter ihr die Morgen-Aufmerksamkeit erwies. Ihre Schönheit machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und augenblicklich begab er sich nach Hause, und erzählte seinem Ohm, der ein großer Häuptling und ein mächtiger Zauberer war,

Digitized by Google

was ihm begegnet ſey, und welche Gefühle ihm die Jungfrau eingeflößt habe. „Mein Neffe, erwiederte der alte Mann, geh zu der Wohnung der Mutter, ſetze dich beſcheiden bei ihr nieder, und ſprich kein Wort. Du brauchſt keine Frage an ſie zu ſtellen. Aber was du denkſt, wird ſie verſtehen, und was ſie denkt in Antwort darauf, wirſt du ebenfalls verſtehen.“ Der junge Mann that wie ihm geheißen ward. Er ſetzte ſich nieder, ſtützte gedankenvoll ſein Haupt auf die Hand, und ſprach kein Wort. Dann dachte er: ich wünſche ſie möchte mir ihre Tochter geben. Bald wußte er was die Mutter in Gedanken darauf erwiederte. „Dir meine Tochter geben?“ dachte ſie; „dir! Nein wahrlich, meine Tochter wird dich nie heirathen.“ Der junge Mann ging hinweg und berichtete den Erfolg ſeinem Ohm. „Unverſtändiges Weib, ſagte er, für was hält ſie denn ihre Tochter? Glaubt ſie, ſie werde den Mudſchikewis[1] heirathen? Stolzes Herz! wir wollen ihre Zauberkunſt erproben, und ſehen ob ſie unſerer Macht zu trotzen vermag.“ Er ſprach nun über den Seelz und den Hochmuth der Mutter mit den Geiſtern weiche an jenem Theile des Sees lebten. Sie verſammelten ſich, und kamen überein ſie ihre Macht fühlen zu laſſen und ſie zu demüthigen. Zu dem Ende beſchloſſen ſie einen großen Sturm auf dem See zu erregen. So geſchah es. Das Waſſer gerieth in Aufruhr und tobete gewaltig, und der Sturm wurde ſo heftig daß das Seil brach, und die Truhe durch die Seengen in den Huronſee hinabgeſchwemmt wurde, und an den ſandigen Küſten an ſeinem Ausgang aufſtieß. Der Platz an welchem ſie ſtrandete, lag nahe bei der Wohnung eines hochbetagten alten Geiſtes mit Namen Iſchſwon Daimeka, oder des Bewahrers des Thors der Seen. Er öffnete die Truhe und ließ die ſchöne Tochter heraus, nahm ſie in ſeine Wohnung und heirathete ſie.

Als die Mutter ſah daß ihre Tochter von dem Sturme hinweggeriſſen worden, erhob ſie lautes Geſchrei und klagte herzjämmerlich. Dieß that ſie lange lange Zeit, und wollte ſich nicht tröſten. Endlich, nach zwei oder drei Jahren, erfaßte Mitleid die Herzen der Geiſter, und ſie beſchloſſen einen zweiten Sturm zu erregen und ihr die Tochter zurückzubringen. Sie thaten es. Der Sturm erhob ſich und ward ſtärker denn der erſte, und als er anfieng den Grund an der Wohnung Iſchſwon Daimeka's wegzuſpülen und die Wogen in dieſelbe einbrachen, ſprang die Tochter in die Truhe, und die Wellen führten ſie zurück gerade an den Platz vor der Wohnung ihrer Mutter an der Küſte. Menedo Kway war hocherfreut; als ſie aber die Truhe öffnete, ſah ſie daß die Schönheit ihrer Tochter faſt ganz entſchwunden war. Doch liebte ſie ſie immer noch, weil ſie ihre Tochter war, und dachte jetzt an den jungen Mann der ihr den Heirathsantrag gemacht hatte. Sie ſandte eine förmliche Botſchaft an ihn, aber dieſer hatte jetzt ſeinen Sinn geändert, denn er wußte daß ſie das Weib eines andern geweſen: „Ich deine Tochter heirathen? ſagte er; deine Tochter! Nein wahrlich, ich werde ſie nie heirathen.“

Der Sturm der ſie zurückgebracht hatte, war ſo ſtark und gewaltig daß er einen großen Theil der Küſte des Sees hinwegriß, und Iſchſwon Daimeka's Wohnung fortſchwemmte, deren Bruchſtücke, in den Engen ſich feſtſetzend, jene ſchönen Eilande bildeten welche im St. Clair- und Detroit-Fluſſe umherliegen. Der alte Mann ſelbſt fand ſeinen Tod in den Wellen, und ſein Gebein ward unter ihnen begraben. Man hörte wie er, als er auf einem Theil ſeiner Wohnung hinweggetrieben wurde, ſeine Klagelieder ſang, gleich als wär' er berufen geweſen Zeugniß zu geben von ſeinem Heldenmuth und ſeinen Kriegsgeſang zu ſingen am Pfahle.

Auf Waſſern eil' ich dahin wie Winde;
Nicht Stürme vermögen zu ſchrecken mein Herz.

2. Der Sonnenfänger.

Aus dem Odſchibwa.

Zu der Zeit als die Thiere auf der Erde regierten, hatten ſie alle Menſchen getödtet, nur ein Mädchen und ihren kleinen Bruder nicht, und dieſe beiden lebten in Furcht und Abgeſchiedenheit. Der Knabe war ein vollkommener Pigmäe, und wurde nie größer als ein kleines Kind; das Mädchen aber wuchs mit den Jahren heran, ſo daß die Laſt für Nahrung und Wohnung zu ſorgen ganz auf ihren Schultern ruhte. Sie gieng alle Tag aus um Brennholz zu ſammeln, und nahm ihren kleinen Bruder mit, auf daß ihm kein Unfall begegne; denn er war zu klein um allein zu bleiben. Ein großer Vogel hätte mit ihm davon fliegen können. Sie machte ihm Bogen und Pfeile, und ſagte zu ihm eines Tags: „Ich will dich dahinten laſſen wo ich Holz gehauen — du mußt dich verſtecken, und wirſt bald die Giſchi-gitſchi-gän-eia-ſung, oder Schneevögel, kommen und die Würmer aus dem Holz aufpicken ſehen wo ich gehauen (denn es war im Winter). Schieß einen davon und bring ihn nach Hauſe.“ Er gehorchte ihr, und bot allem auf um einen zu tödten, kam aber unverrichteter Dinge heim. Sie ſagte ihm er ſolle nicht verzweifeln, ſondern am nächſten Tag einen neuen Verſuch machen. Sie ließ ihn daher abermals an dem Platz wo ſie Holz geſammelt und kehrte nach Hauſe zurück. Gegen Einbruch der Nacht hörte ſie ſeine kleinen Fußtritte auf dem Schnee, und er trat freudig herein, und warf einen der Vögel die er getödtet hatte auf den Boden. „Meine Schweſter, ſagte er, ich wünſche daß du ihm die Haut abziehſt und ſie ausbreiteſt, und wenn ich mehr getödtet habe, will ich ein Kleid daraus machen.“ „Aber was ſollen wir mit dem Leibe thun?“ ſagte ſie; denn damals hatten die Menſchen noch keine thieriſche Nahrung gegeſſen, ſondern lebten allein von Pflanzen. „Schneid ihn entzwei,“ antwortete er, „und würze unſere Suppe mit der einen Hälfte davon auf einmal.“ Sie that es. Der Knabe, der, wie geſagt, ſehr kleinen Körperbaues war, ſetzte ſeine Anſtrengungen fort, und es gelang ihm zehn Vögel zu tödten, aus deren Häuten ihm die Schweſter ein kleines Kleid machte.

„Schweſter, ſagte er eines Tags, ſind wir ganz allein in der Welt? Lebt niemand anderes mehr?“ Sie ſagte ihm, diejenigen vor denen ſie ſich fürchteten und von welchen ihre Verwandten erſchlagen worden, lebten an einem gewiſſen Orte, er ſolle aber ja niemals dahin gehen. Dieſe Bemerkung entflammte indeß nur ſeine Neugier und ſtachelte ſeinen Ehrgeiz, und bald darauf nahm er Bogen und Pfeile und machte ſich auf den Weg nach jenem Orte. Nachdem er lange Zeit gewandert und nichts getroffen hatte, ward er müde, und legte ſich nieder auf einen Hügel, wo die Sonne den Schnee geſchmolzen hatte. Er ſchlief ſchnell ein, und während ſeines Schlafs fielen die Sonnenſtrahlen ſo heiß auf ihn herab, daß ſie

[1] Ein Ausdruck der auf den Erben oder Nachfolger in der erſten Stelle der Gewalt deutet.

Digitized by Google

sein Bogelhaubkleid verſengten und zuſammenzogen, und als er erwachte und ſich ſtreckte, fühlte er ſich, ſo zu ſagen, hineingebunden. Er ſchaute hinunter, und ſah den Schaden welchen ſein Kleid erlitten; darob gerieth er in gewaltigen Zorn, machte der Sonne bittere Vorwürfe, und drohte ihr mit Rache. „Glaub' nicht daß du zu hoch biſt, ſagte er, ich will mich rächen."

Als er nach Hauſe kam, erzählte er der Schweſter ſein Unglück, und klagte bitterlich über die Beſchädigung ſeines Kleides. Er wollte nicht mehr eſſen, legte ſich nieder wie einer der faſtet, und rührte oder bewegte ſich zehn Tage lang nicht, obgleich ſie alle möglichen Verſuche machte ihn zum Aufſtehen zu veranlaſſen. Nach Verlauf von zehn Tagen drehte er ſich um, und lag dann abermals zehn Tage auf der andern Seite. Als er ſich erhob, ſagte er zu ſeiner Schweſter, ſie ſolle ihm eine Schlinge machen, denn er wolle die Sonne fangen. Sie erwiederte, ſie habe nichts; endlich aber erinnerte ſie ſich an ein Stückchen getrockneter Rothwildsſehne, das der Vater ihr hinterlaſſen hatte, und das dem ſie nun einen für eine Schlinge paſſenden Strang machte. Als ſie ihm dieſelbe aber zeigte, ſagte er, das Ding thue es nicht, ſie ſolle etwas anders machen. Sie entgegnete, ſie habe nichts — durchaus nichts. Endlich fielen ihre Gedanken auf ihr Haar, ſie riß einiges aus ihrem Haupte, machte ihm eine Schlinge, übergab ſie ihm, ſagte damit ſey nichts anzufangen, und gieng aus der Wohnung hinaus. Als ſie draußn n und ganz allein war, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „neow obewy indapin." Von meinem Leibe will ich einiges nehmen. Sie that es, flocht es in ein dünnes Seil, und überreichte es ihrem Bruder. Als er dieſes ſonderbare Geflecht ſah, ward er augenblicklich hoch erfreut darüber. „Dieß wird's thun," ſagte er, und legte es flugs an ſeinen Mund und begann es durch ſeine Lippen zu ziehen. Als er es nun recht feſt gezogen hatte, verwandelte es ſich in ein rothes Metallſeil, das er ſo lange um Leib und Schultern wand bis es ihm groß genug dünkte. Dann machte er ſich reiſefertig, und brach bald nach Mitternacht auf, um die Sonne zu fangen ehe denn ſie aufgieng. Er befeſtigte ſeine Schlinge an eine Stelle, gerade wo die Sonne das Land berühren mußte wenn ſie ſich über den Erdball erhob, und that es mit ſolcher Sicherheit daß er die Sonne fieng, und daß ſie in der Schlinge feſtgehalten wurde und nicht aufgehen konnte.

Darob geriethen die Thiere welche die Erde beherrſchten plötzlich in große Aufregung. Sie hatten kein Licht. Sie beriefen daher eine Rathsverſammlung um den Fall zu erörtern, und jemanden Auftrag zu geben ſich auf den Weg zu machen und das Seil abzuſchneiden. Dieß war aber ein ſehr gewagtes Unternehmen, da die Sonnenſtrahlen jedweden verbrennen würden der ihnen zu nahe käme. Endlich übernahm das Murmelthier dieſe Aufgabe — man muß aber wiſſen daß das Murmelthier damals das größte Thier in der Welt war: wenn es ſtand, glich es einem Berge. Als es an den Platz kam wo die Sonne in der Schlinge ſtak, fieng ſein Rücken in Folge der übermäßigen Hitze an zu rauchen und zu brennen, und der Gipfel ihres Leibes wurde in einen ungeheuren Aſchenhaufen verwandelt. Inzwiſſen gelang es dem Thiere das Seil mit den Zähnen abzubeißen und die Sonne zu befreien, es ward aber dadurch ein ſehr kleines Thier, und iſt es geblieben bis jetzt. Die Menſchen nennen es das Kug-e-bin-gwa-bwa — das blinde Weib.

Skizzen aus Kleinaſien.

(Fortſetzung.)

Was nächſt dieſen Felſengräbern aber das älteſte in Kaſtamboli iſt, gehört einer verhältnißmäßig ſehr modernen Periode an, nämlich ein Kloſter der heulenden Derwiſche, Irkandi Tekie (Schlangenkloſter) genannt, erbaut laut der über dem Eingang angebrachten Inſchrift im Jahre der Hidſchret 671 (1272 n. Chr. G.), zu den Zeiten der Selbſchuken. Als ich mich in dem Kloſter umſah, lud der in einer Veranda ſitzende Scheich desſelben, ein freundlicher Greis, mich ein mit ihm eine Pfeife zu rauchen und eine Taſſe Kaffee zu trinken — eine Einladung die ich gern annahm, da von Leuten dieſer Art immer ſehr viel zu lernen iſt. Auch dießmal wurde ich nicht getäuſcht. Im Laufe des Geſprächs beſtätigte der Scheich mir daß dieſes Kloſter das älteſte Gebäude in Kaſtamboli ſey, und fügte folgende Notiz hinzu: „Kaſtamboli heißt eigentlich Kaſtamoni; Kaſta iſt ein fränkiſches Wort und bedeutet, wie Sie wiſſen werden, ein Caſtell, Moni aber iſt der Name einer Fürſtin welche hier regierte und niemals vermählt war; Kaſtamoni bedeutet alſo das Caſtell der Moni; dieſes Kloſter aber in welchem wir uns befinden, war das Münzgebäude der Fürſtin Moni."

Der Leſer mag von dieſer Notiz ſo viel glauben wie er will, ich glaube nichts davon; aber merkwürdig iſt dieſe Tradition im Munde der Türken, wenn man bedenkt daß ſie ſich augenſcheinlich an die lateiniſchen Wörter Castrum Monetae und Casta Moniale anknüpft; erwägt man ferner daß vielleicht ſeit fünfzehnhundert Jahren hier kein lateiniſches Wort mehr geſprochen wurde, und daß ſelbſt kein Griechiſch mehr ſeit wenigſtens vierhundert Jahren hier verſtanden wird, ſo muß man über die hartnäckige Zähigkeit erſtaunen mit welcher der Orient alte Traditionen unverändert und unverfälſcht fortpflanzt.

Auf dieſes Kloſter folgt eine Moſchee vom Jahr 672 (1273 n. Chr. G.). Auch das Caſtell auf der Weſtſeite der Stadt gehört den Selbſchuken an, es enthält durchaus nichts merkwürdiges; noch vor 20 Jahren hatte es eine kleine Beſatzung, die aber jetzt bis auf einen einzigen Beſtchi (Wächter) zuſammengeſchmolzen iſt; es liegen dort noch acht bis zehn unbrauchbare verrogelte eiſerne Kanonen. Am Fuße des Caſtells neben dem Eingang iſt noch ein einfames Felſengrab in Tonnenform, zu welchem ein kleiner viereckiger Tunnel führt; man nennt es Kyrk Kuylar (vierzig Mädchen), und es iſt vermuthlich das Grab des letzten Pylämenes.

Nach dem Sturze des Selbſchukenreiches (um 1300) bildete ſich hier in Paphlagonien ein kleines Fürſtenthum, deſſen Herrſcher unter dem Namen Iſfendiar Oglu (Iſfendiars Söhne) bekannt ſind, und welches den Sturz des byzantiniſchen Reiches um einige Jahre überlebte. Aus dieſer Zeit ſtammen ebenfalls einige Gebäude, nämlich die Moſchee des Hadſchi Nasr vom Jahr 754 (1353) und das Imaret (Armenküche) des Ismail Beg vom Jahr 855 (1451). Die Inſchrift über letzterem gibt den vollſtändigen Namen: „Sultan Ismail Hamze, Sohn des Iſfendiar Chan." Dieſer Ismail Hamze war ein Schwager des Sultans Mehemed II. und bei der Eroberung von Konſtantinopel gegenwärtig; wenige Tage vor dem Fall der Stadt ſchickte der Sultan ihn zum Kaiſer Konſtantin, um eine letzte Aufforderung zur Uebergabe an ihn er-

Digitized by Google

gehen zu lassen und sich zugleich Kunde über die Verhältnisse in der Stadt zu verschaffen. Die Mission war aber in jeder Beziehung erfolglos, wahrscheinlich aus dem Grunde weil Ismail Bej selbst ein Interesse hatte daß sein Schwager nicht allzu mächtig würde.

Die heutige Stadt Kastamuni oder Kastamboli hält 5—6000 Häuser, worunter 200 griechische und 15 armenische. Die Griechen, welche hier wie überall im Innern Kleinasiens nur türkisch verstehen, haben eine kleine, Johannes dem Täufer geweihte Kirche, welche im Jahr 1841 erbaut ist. Ich bemerke hier daß meine Wirthe nicht aus Kastamboli sind, sondern Landsleute des Hippokrates von der Insel Ko, und erst seit wenigen Jahren in Kastambeli ansässig, wodurch es sich erklärt daß sie griechisch verstanden. Die Stadt beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Tiftik-Handel; Tiftik nennt man die langen Haare der Angoraziege, wovon hier jährlich im Durchschnitt 100,000 Oken ausgeführt werden. Die ehemals berühmten Kupferschmiede der Stadt sind jetzt auf dem Trockenen, weil die Kupferwerke von Bakyr Köressi stille stehen und ihnen kein Rohmaterial mehr liefern; sie sind also gezwungen ihr Kupfer aus Konstantinopel zu beziehen, und arbeiten daher theurer als in der Hauptstadt. Endlich ist hier noch ein kleines Getreidegeschäft, welches aber nur dann lohnend ist wenn die Getreidepreise in Europa hoch sind. Ich habe in einer frühern Reisebeschreibung erwähnt daß in dem vulcanischen Distrikt von Zamanda bei Kaissarie der Weizen in Roggen ausartet; dieselbe Erscheinung zeigt sich auch auf dem vulcanischen Boden in der Umgegend von Kastamboli, und wurde mir auf der ganzen Strecke von hier bis Boli wiederholt bestätigt. Ich vermag den Grund dieser Erscheinung nicht zu erklären, aber die Thatsache wurde mir an zu vielen Stellen und zu häufig berichtet als daß sich daran zweifeln ließe. [1]

Die kleine Rajagemeinde in Kastamboli war um diese Zeit in ziemlicher Aufregung wegen der von ihr verlangten Militärsteuer für 2½ Recruten im Betrag von 11,250 Piaster, welche Steuer bekanntlich seit dem Frieden an die Stelle des Charadsch getreten ist. Das Geschrei über diese Steuer ist jedenfalls übertrieben, denn eine Abgabe von circa 50—60 Piaster per Familie ist keine große Sache; es mag vielleicht etwas mehr betragen als der frühere Charadsch, hat aber nicht das Gehässige und Entwürdigende des Charadsch. Ueberdieß brancht die Pforte Geld; die Regierung (wenn es nicht, wie ich fast glaube, die willkürliche Ausschreitung einzelner Provinzial-Statthalter ist) hat nur Unrecht diesem Steuergesetz eine rückwirkende Kraft zu geben.

Am Abend hatte ich noch eine widerwärtige Verhandlung mit einem Pferdeeigner, der für die Strecke nach Tossia einen ganz unsinnigen Preis verlangte, wahrscheinlich weil er wußte daß in Kastamboli kein Posthaus war und keine andern Pferde zu haben waren, und daß ich nothwendig nach Tossia reisen mußte. Ueber die beiden ersten Punkte wollte ich nicht streiten; in Betreff des dritten Punktes aber erklärte ich ihm kategorisch daß ich in Tossia so wenig wie an irgend einem andern Ort in Kleinasien nothwendige Geschäfte hätte, und daß es mir gleichgültig wäre in welcher Richtung ich mich von Kastamboli entfernte; noch viel größer aber wäre sein Irrthum wenn er glaubte daß ich gezwungen wäre seine Pferde oder überhaupt Pferde zu miethen, denn, dem gütigen Schöpfer sey es gedankt, noch wäre ich gesund und kräftig genug um eben so wie in meinen Studentenjahren eine Strecke von zwölf Stunden Weges zu Fuß zurückzulegen, und für meine geringfügige Bagage könnte ich mit Leichtigkeit einen jungen Esel oder kräftigen Hund finden; er möge also seiner Wege gehen und mich nicht länger mit seinen Pferden behelligen. Er gieng, kam aber noch einer Stunde wieder und bot seine Pferde um 20 Procent billiger an, und nach einer andern Stunde kam er zum drittenmal und bot sie mir zu einem vernünftigen und annehmbaren Preise an.

Donnerstag, 9 Oct. Um sich für die zwei Stunden zu rächen die der Pferdevermiether gestern Abend in vergeblichen Versuchen verloren hatte mir seine unsinnigen Preise aufzuzwingen, kamen die Pferde erst um 7½ Uhr, statt, wie bestellt, um 5½ Uhr, und so war also voraussuchen daß wir das 12 Stunden entfernte Tossia erst nach Sonnenuntergang erreichen würden. Anfangs hatten wir einige Regenschauer, gegen Mittag aber klärte sich das Wetter auf, und Nachmittags war der Himmel ganz wolkenfrei. Um 8½ Uhr passirten wir einen Fluß bei einer einzelnen Moschee, Eske-ud Dschamii genannt; das dazu gehörige Dorf blieb rechts seitwärts liegen, andere nicht mehr existirende Dörfer passirten wir, indem wir die Begräbnißplätze ihrer Bewohner sahen. Um 10½ Uhr wurde ein kurzer Halt in dem Atabej-Han gemacht, worauf wir das Thal des Karadere-Flusses betraten, den wir aufwärts bis zu seiner Mündung verfolgten, und zwar immer auf der rechten Seite desselben. Um 1 Uhr passirten wir einen Zufluß des Karadere-Flusses, der von der rechten Seite, und um 1½ Uhr einen andern Zufluß, der von der linken Seite kam. Das Thal ist nicht sehr breit, meistens nur eine Viertelstunde, mitunter noch enger, aber durch eine Menge Angoraziegen-Heerden belebt, und der Fluß setzt eine ziemliche Anzahl Mühlen in Bewegung. Auch begegneten wir einer sehr zahlreichen Karawane von Maulesels mit Baumwolle aus Kaissarie. Hin und wieder erblickte ich einzelne Gräber, in einer Form wie ich sie sonst nirgends gesehen habe, nämlich je zwei Stücke Holz oder Baumäste der Länge, und zwei Stücke Holz der Breite nach aufeinander gelegt, bildeten einen viereckigen abgeschlossenen Raum, in welchem der Todte lag; eine sonderbare Weise das Andenken zu verlängern, zumal da es hier an Steinen nicht fehlt. Die Berge rechts und links welche das Thal des Karadere-Flusses einschließen, erheben sich sehr steil zu einer gewaltigen Höhe, und sind, wie man mir sagte, für Pferde und Maulesel durchaus unpassirbar; sie sind aber mit einer üppigen Vegetation von Bäumen bedeckt, und der Ritt durch dieses Thal bis 2½ Uhr Nachmittags war daher ein beständiges Schwelgen im Genuß einer großartig schönen Natur. Um 2 Uhr machten wir in dem Tahhalil-Han Halt, um etwas zu essen. Wir waren nun am Fuße des Olgassys-Gebirges, welches auf der Kiepert'schen Karte etwas zu weit nördlich gelegt ist; der heutige Name desselben, welcher irrigerweise Allah angegeben wird, lautet noch beinahe ebenso wie der alte, nämlich Ilgaß, oder wenn ich die Aussprache noch genauer darstellen soll, Ylgaß (mit potnischem I). In einer Stunde war der Gipfel erreicht, wo eine Wächterstation (Bek oder Derbend genannt) und eine kleine Erholung gewährte; die Kälte war hier oben sehr empfindlich. Berge hinabsteigend folgten

[1] Diese Sage ist so merkwürdig, daß wir sie den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten wollen. Jeder Botaniker wird aber ohne weiteres die Behauptung nur für eine Sage halten. Die Red.

Digitized by Google

wir wieder dem Lauf eines Flusses. Auf der Südseite des Olgassys ist Nadelholz der vorherrschende Theil der Vegetation. Um $5^3/_4$ Uhr, also gegen Sonnenuntergang, erreichten wir ein kleines Dorf, welches die Weingärten der Einwohner von Tossia enthält; in Tossia selbst kamen wir erst um $6^1/_2$ Uhr an, und es blieb uns wegen der vorgerückten Stunde nichts übrig als im Han ein Obdach zu suchen.

Freitag, 10 Oct. Tossia (so lautet der Name der Stadt, nicht Tussia, wie auf Kiepert's Karte steht) scheint ein sehr heruntergekommener Ort zu seyn, der gegenwärtig nur 7 bis 800 Häuser enthält, von lauter Türken bewohnt. Die Hauptnahrung des Orts besteht aus dem Handel mit den Haaren der Angora-Ziegen (Tiftik) und Reis; letzterer wächst südlich von der Stadt in dem Thale des Deweret-Flusses. Außerdem besitzen die Einwohner eine große Menge Weingärten, und die Trauben werden von hier in großen Quantitäten nach Kastamboli geschickt, wo keine wachsen. Ein beneidenswerther Vorzug von Tossia ist das herrliche Trinkwasser, welches in der Stadt aus drei verschiedenen Quellen, kalt wie Eis und rein und klar wie Krystall, in reichlicher Menge hervorsprudelt. Heiße Quellen dagegen gibt es hier nicht, und der mehrmals von mir angeführte türkische Geograph Kiatib Tschelebi Hadschi Kalfa ist daher im Irrthum. Die Verarmung des Orts bei so reichen Hülfsquellen ist mir ein Räthsel, und scheint mir vornehmlich der Indolenz der Einwohner zuzuschreiben zu seyn; in der That habe ich noch nirgends in Kleinasien so viel Indolenz angetroffen als in dieser Gegend, und der Bewohner von B., welcher in Deutschland für höchst klatsch gilt, könnte bei den Papplagoniern noch in die Schule gehen um ächte Blasirtheit zu lernen. Die Ulu Dschami von Tossia soll, wie man mir sagte, früher eine christliche Kirche oder ein Kloster (Monastir) gewesen seyn, sieht mir aber gar nicht darnach aus, sondern trägt in ihrer Architektur angeschweinlich den Charakter der Selbschukenperiode. Die neue Moschee (jeni dschami) ist aus dem Jahr 1584, sonst sind noch drei bis vier kleinere Moscheen da; aus christlicher oder wohl gar aus älterer Zeit habe ich nichts entdecken können, obgleich der Ort schon im Mittelalter unter dem Namen Docea existirte.

Um $7^3/_4$ Uhr brachen wir auf nach Kedich Hissar, 10 Poststunden entfernt. Bis $8^1/_2$ Uhr führte der Weg durch lauter Weingärten, worauf wir das Thal des Deweret-Flusses betraten; links hatten wir das Begelgebirg (Kusch Dagy), rechts den Olgassys; letzterer zeigte, so weit wir ihn verfolgten, d. h. noch mehrere Tage lang, starke vulcanische Spuren. So passirten wir um 9 Uhr eine Reihe von Sandbergen oder kleinen Hügeln von drolligem Ansehen; es schien nämlich als wäre die ganze Ebene, so weit das Auge reichte, ein in der Siedehitze aufwallendes Sandmeer, welches plötzlich erstarrte und in diesem Zustande geblieben ist. Im Thale des Deweret-Flusses sind die Reisfelder, und man war eben im Begriff mit der Ernte zu beginnen. Unterwegs begegneten uns mehrere Zigeunerfamilien, welche den Bauern bei der Reisernte als Taglöhner dienen. Der Aufzug dieser Leute ist hier zu Lande, ebenso wie in allen andern Gegenden wo es Zigeuner gibt, schmutzig, vergnügt und armselig; auffallend aber war mir hier das fuchsrothe Haar der Zigeuner, und zwar nicht bei einzelnen Individuen, sondern bei allen ohne Ausnahme, und bei den Kindern fast brennend roth. Die Dörfer, welche unstreitig vorhanden seyn müssen, habe ich nicht gesehen, und um $12^1/_4$ Uhr sah ich rechts im Olgassys das Dorf Tschaul Agassi; am Wege selbst gibt es nur Wächterstationen (Bek oder Tschekdi genannt). Gegen 1 Uhr hörten die Reisfelder auf, dagegen sahen wir noch einige Heerden von Angora-Ziegen, liebliche und lustige Thiere, jedenfalls lebendiger als ihre Hüter. Ein stupiderer Menschenschlag als diese Papplagenier ist mir noch nicht vorgekommen, und wenn ich hin und wieder bei achtbaren Leuten meine Verwunderung darüber aussprach, so sagten diese selbst: sie leben in die Welt hinein haiwan gibi (wie Vieh). Schreiendes Unrecht wird ihnen mit dieser Qualification nicht angethan; in der ganzen Türkei habe ich noch immer gefunden daß man meinen Gruß erwiedert, hier zu Lande geschah das nicht, und so war auch ich genöthigt die Leute nicht mehr zu grüßen. Heute sahen wir an unserm Weg einen Kerl, der mit auseinandergespreizten Beinen und ausgestreckten Armen in den blauen Himmel hineinstarrte, und sich durch unsere an ihm rechts und links vorbeireitende kleine Karawane in seiner Verzückung nicht stören ließ.

Bekanntlich sind die Frauen der Türken verschleiert, weil der Koran es vorschreibt, und die Armenier, welche sich für Christen ausgeben, in der That aber so gute Muselmänner sind wie die Türken, zwingen ihre Frauen ebenfalls sich zu verschleiern. Der übrige Anzug in Verbindung mit diesem Schleier genügt vollkommen um die Gestalt zu verbergen. In den Provincialstädten thun man jedoch noch ein mehreres, indem die Frauen, so oft ihnen auf der Straße eine Mannsperson begegnet, genöthigt sind sich umzukehren, mit dem Gesicht nach den Häusern gewandt. Es bedarf keiner besondern Versicherung daß bei diesem ganzen Frauenwesen viel Heuchelei ist; je jünger und schöner die Person, deste leichter weiß sie Mittel auf eine unbemerkte Weise ihr Gesicht zu zeigen, während die Alten und die Häßlichen die Rigeristen spielen, jedoch nicht aus tugendhafter Scham und ehrbarer Züchtigkeit; man frage nur die Aerzte in diesen abgelegenen Orten über die vorherrschenden Krankheiten, und man kommt zur Ueberzeugung daß Unsittlichkeit und Prostitution, trotz Koran und Irschmal, hier eben so gut im Schwunge sind wie in lockern Residenzen und Seestädten. Als wir gegen 4 Uhr unsern Einzug in Kedich Hissar hielten, begegneten uns kurz vor dem Orte zwei Frauen, wie wandelnde Mumien verhüllt; sie mochten fürchten daß trotz dieser Vermummung noch etwas von ihren mangelnden Reizen könnte entdeckt werden, und drehten uns nicht nur den Rücken zu, sondern nahmen noch außerdem eine Attitüde an, welche die Antwort, die Martial einst von seiner Frau erhielt (Epigr. XI. 43. V. 2.) pantomimisch darstellte.

Wir stiegen in einem Kaffeehause neben dem Posthause ab; bei meinem Eintritt grüßte ich die Anwesenden, von denen jedoch kein einziger mich einen Blickes, geschweige denn eines Gegengrußes würdigte. Ich nahm also einen leeren Platz ein, wo ich mich einrichtete ohne mich weiter um die ehrwürdige Versammlung zu bekümmern. Mein Kawaß aber, der sich schon den ganzen Tag über diese Ungezogenheiten geärgert hatte, verlor nun die Geduld, stürzte zornentbrannt aus dem Kaffeehause, und kehrte nach einer halben Stunde mit einigen Leuten zurück, die mich freundlich zu einem der Primaten des Ortes einluden und mein Gepäck auf den Rücken nahmen. Ich folgte ihnen, und bald war ich in einem freundlichen und reinlichen Zimmer einquartiert, wo der Wirth, ein alter 72jähri-

Digitized by Google

ger Türke, und seine beiden Söhne sich alle Mühe gaben durch herzliche Bewirthung und freundliche Gespräche meine üble Laune zu verscheuchen. Das war freilich unnöthig, denn das Reisen in Kleinasien gewährt so vielfachen Genuß, daß solche Aemseligkeiten nicht im Stande sind meinen guten Humor zu stören. Bald kamen noch einige Nachkarn, und in geselliger Unterhaltung und belehrenden Gesprächen verfloß der Abend auf eine sehr angenehme Weise. Für den Reisenden welcher der Landessprachen kundig ist, sind diese Abendgespräche der instructivste Theil der Reise, denn am Tage sieht er doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Landes, denjenigen welcher der Landstraße zunächst liegt; was hinter dem Zaune steckt, sieht er nicht mehr, und von dem was im Innern der Häuser und in den Amtsstuben, in den Schennen und Viehställen, in den Geldbörsen und Familienkreisen vorgeht, erfährt er gar nichts; durch seinen Dolmetscher kann er sich höchstens über solche Dinge Auskunft verschaffen worüber er schon Ideen aus Europa mitbringt, wobei er gänzlich in den Händen des Dolmetschers ist; es gehen aber im Morgenlande Dinge vor von denen der Europäer meistens gar keine Ahnung hat, und diese bleiben ihm ganz verborgen, wenn er nicht im Stande ist an den Abendgesprächen der Einwohner Theil zu nehmen.

Kotsch Hissar ist eigentlich nur ein großes Dorf, aber wegen seiner Poststation und seines Districtgerichtes gilt es als Kassaba, d. h. Stadt. Früher waren hier 250 Häuser, aber eine Feuersbrunst legte vor fünf Jahren den Ort in Asche, und seitdem sind erst gegen 200 Häuser wieder aufgebaut. Wegen seiner hohen Lage gedeiht hier nur Weizen und Gerste; esserer artet des vulcanischen Bodens wegen in Roggen aus; zum Reisbau fehlt hier das erforderliche Wasser. Dagegen besitzen die Bauern eine Menge Angora-Ziegen, welche den Hauptverwerb bilden.

Sonnabend, 11 Oct. Wir brachen heute um 7 Uhr nach dem 9 Poststunden entfernten Karadschi Biran auf, indem wir fortwährend auf dem linken Ufer des Demerek-Flusses dessen Thalbett aufwärts verfolgten. Der Olgassys ist auch auf dieser Strecke vulcanisch, wogegen das Vogelgebirg auf dem rechten Ufer des Flusses nirgends vulcanische Spuren zeigt, wenigstens nicht so weit ich sehen konnte. Wir passirten zuerst mehrere Dörfer, sämmtlich vom Weg abwärts liegend, nämlich um 7½ Uhr Kozlar auf dem rechten Ufer, um 8 Uhr Dereköi auf dem rechten Ufer, und Arpaud (dreisylbig) auf dem linken Ufer oben auf dem Olgassys, um 8½ Uhr das Dorf Demerlü, auf dem linken Ufer in einem Thaleinschnitt, um 9¼ Uhr Böwewiran auf dem rechten Ufer. Um 10 Uhr aber kamen wir an das ziemlich große Dorf Köreckschiköi, das zur linken Seite der Landstraße liegt; über den Demerek führt hier eine Brücke, von welcher der Mittelpfeiler mit ziemlich alt zu seyn schien. Nun verließen wir das Thal des Demerek, indem es sich zu sehr verengerte, und ritten auf den Hügeln oberhalb der Ausläufer des Olgassys. Diese Hügel sind nichts anderes als die Ränder von Kratern, von denen wir hier eine ganze Reihe passirten; der erste Krater war ziemlich groß, und wir brauchten eine Stunde scharfen Rittes um ihn zu passiren; der folgende war etwas kleiner, und der dritte wieder etwas kleiner, und so gieng es immer fort, jeder folgende Krater kleiner als der vorhergehende. Um 11¾ Uhr machten wir eine halbe Stunde Halt in einer Wächterstation; um 12¼ Uhr passirten wir das Dorf Simijach, welches auf dem rechten Ufer liegt. Die Landschaft von Tossia bis hieher nennt Strabo *Κικιστανή*, und sagt es liege in derselben die Festung *Κίγιλλαρα* am Fuße des Olgassys. Ich vermuthe daß Simijach diesen Ort repräsentirt, und bedaure daß die große Entfernung von der Landstraße, und die Unwegsamkeit des Fuß, der hier ziemlich breit ist, zu Pferde zu passiren, mir nicht erlaubte den Ort näher zu besehen. Man wird mir freilich entgegensetzen daß aus Kimiata nicht gut Simijach entstehen kann, aber daselbe findet bei der Bildung des Namens Tossia aus *Asonela* statt, und kommt noch sonst hin und wieder bei mittelalterlichen Namen vor.

Um 1½ Uhr erreichten wir das Dorf Karadscha Biran, welches in einem Krater liegt. Es gilt wegen seines Districtgerichtes und seiner Poststation wieder als Kassaba, hält aber nur 150 bis 160 Häuser, und hat zwei Moscheen. Außer dem Gersten- und Weizenbau nähren sich die Einwohner von der Viehzucht, die sich jedoch nur auf Angoraziegen und Rindvieh beschränkt.

Ich äußerte meine Absicht hier die Pferde zu wechseln und noch einen Ritt von einigen Stunden zu machen, fand aber ganz entschiedenen Widerstand gegen die Ausführung dieser Absicht. Der Müdir des Ortes, welcher mir in seinem Haus ein geräumiges Zimmer anbot, sagte mir ich würde vor Tscherkesch, 6 Stunden entfernt, gar kein Obdach antreffen, wenn ich nicht etwa in einem von der Landstraße weit entlegenen armseligen Dorfe einkehren wollte; aber die ganze Umgegend sey durch Räuberbanden unsicher gemacht, und da ich jetzt in seinem Verwaltungsbezirkist sey, so sey er der Regierung für meine Sicherheit verantwortlich. Auch der Kawaß und der Sürüdschi weigerten sich entschieden für heute weiter zu reisen, und so mußte ich wohl bleiben. Ich konnte jedoch nicht umhin meinen alten Unglauben in Betreff der Räuberbanden zu predigen, aber der Müdir entgegnete ruhig, ich möchte nur verweilen und eine Pfeife anzünden, er würde mir sogleich etwas zu essen bringen lassen, worauf er mich verließ, um die im anstoßenden Zimmer abgebrochene Gerichtsverhandlung wieder aufzunehmen. Bald wurden die Stimmen lauter, und nach einer halben Stunde ward ein Kerl gebunden hinausgeschleppt und von zwei Landgendarmen (Zabtié) zu Pferde in die Mitte genommen und abgeführt. Auf meine Frage wer er sey, sagte man mir, er sey ein Dieb den man eingefangen habe, und der nun zum Statthalter nach Tschangri zur Bestrafung abgeführt werde; man habe vor wenigen Tagen ein ganzes Quantum Tüfik and einem Waarenlager gestohlen. Bald darauf erschienen noch ein halbes Dutzend Zabtié, lauter charakteristische und malerische Gestalten, in den buntesten und abenteuerlichsten Uniformen, um vom Müdir Ordres zu empfangen, worauf sie mit verhängtem Zügel davon sprengten. Nachher erfuhr ich daß der Müdir sie ausgeschickt hatte um die Landstraße bis Tscherkesch zu recognosciren, und vor ihrer Rückkehr durfte ich Karadschi Biran nicht verlassen.

Die Gegend erinnerte mich in mehrfacher Beziehung an Bozuk, welches ich vor sechs Jahren durchreist hatte; es war derselbe Mangel an Baumwuchs, dieselbe Unsicherheit der Straßen, dieselbe Abgelegenheit der Dörfer, ja sogar dasselbe elende Brod, so dünn wie Papier und zugleich die Stelle der Serviette, des Tischtuchs und der Gabel vertretend, und ich würde mich gar nicht wundern wenn ich den Text wieder angetroffen hätte, aber der Müdir ließ

Digitized by Google

mein Zimmer durch einen eisernen Ofen mit Holz heizen. Der wesentlichste Unterschied war die gänzliche Abwesenheit des Kamels, von welchem ich während der ganzen Reise nicht ein einziges Exemplar gesehen habe, während ich sie in Bezug zu Tausenden weiden sah und in jedem andern Theil von Kleinasien täglich mehrern Karawanen begegnete.

Sonntag, 12 Oct. Um 7½ Uhr kehrten die Zabtie zurück und statteten ihren Bericht ab, und um 7¾ Uhr standen vier Pferde gesattelt vor der Thür, eins für mich, eins für den Kawassen, eins für den Sürüdschi und eins für den Zabtie, der mich als Escorte bis Tscherkesch zu begleiten hatte und für meine sichere Ankunft dafelbst einstehen mußte. Es hatte die Nacht gefroren, denn die ganze Gegend liegt einige tausend Fuß über dem Niveau des Meeres; es war auch noch ziemlich kalt, weil die Sonne zwar schon aufgegangen, aber noch hinter den Bergen war. Sobald indeß ihre belebenden Strahlen auf uns fielen, war das Gefühl der Kälte verschwunden. Wir ritten noch immer aufwärts, und da meine Türken sich unterwegs allerlei Räubergeschichten erzählten, unter abwechselnden Tschiuks, so ritt ich voraus, ohne mich an die etwaigen Räuber zu kehren, von denen ich auch wirklich kein einziges Exemplar sah. Meine Isolirung hatte aber den Nachtheil daß ich nicht die Namen der Ortschaften erfahren konnte, und so wartete ich bis meine Türken mich wieder eingeholt hatten. Bald entdeckte ich daß ich sehr Unrecht hatte mich von ihnen zu isoliren, denn ich fand daß ihre Unterhaltung für mich eine reiche Quelle von Belehrung über den Zustand des Landes war. Namentlich war der Zabtie über alle Verhältnisse der Umgegend sehr genau unterrichtet, und mein anfänglicher Verdruß darüber daß man mir eine überflüssige Escorte aufgedrungen hatte, verschwand.

Wir passirten wieder eine Anzahl Dörfer, welche seitwärts vom Wege liegen; um 8½ Uhr Tschaundrw (dreispitzig) links vom Wege; um 9 Uhr Tschamar, rechts; bald darauf Bogundschi links, und etwas weiter Tscharbak links. Um 9½ Uhr Halt in einer Wächterstation, wo ich denn auch ganze Haufen von Tezek aufgethürmt sah, da weit und breit kein Baum zu sehen war. Hier hören die vulcanischen Spuren einige Zeit auf, doch kommen sie später wieder zum Vorschein. Von nun an geht der Weg abwärts; um 10 Uhr stiegen wir wieder zu Pferde, und erreichten nach 10 Minuten das ziemlich große Dorf Karadschalar, welches zu beiden Seiten des Weges liegt. Kurz vor 11 Uhr passirten wir eine Stelle, wo ich zum erstenmal seit meiner Abreise von Inebolu antike Baureste sah; es muß hier im Alterthum ein Gebäude gestanden haben, wovon noch verschiedene, theils aufrecht stehende, theils liegende Säulen übrig geblieben sind. Links vom Wege liegt das Dorf Satschak. Bald darauf erreichten wir eine Quelle, wo sich der Weg, der von Tossia bis hierher die Richtung westsüdwest hatte, genau nach Westen wandte. Wir sahen hier links das Dorf Derenköi und rechts Aliözi, und eine Viertelstunde weiter, links Hadschilar und rechts Kadöji. Darauf wurde der Weg öder und einförmiger, bis wir endlich in der Ferne Tscherkesch erblickten, wo wir um 1 Uhr eintrafen.

(Fortsetzung folgt.)

Meteorologische Briefe.

XI.

Es ist allgemein bekannt daß die atmosphärische Luft, in der wir athmen und leben, und von welcher als der ersten Lebensbedingung unser Wohl und Weh abhängt, in ihrem absolut trockenen Zustand nur aus einem Gemenge von Gasen besteht, deren Mischungsverhältniß zu allen Tages- und Jahreszeiten, über dem Lande wie auf der Oberfläche des Meeres, auf den Höhen der Berge wie in tiefen Schluchten, sich so ziemlich gleich bleibt. Wenigstens ist die bisher beobachtete Schwankung in dem relativen Gehalt des Sauerstoffs, Stickstoffs und Kohlenstoffs und die sich nur durch ganz genaue Analysen, wie sie Levy in Paris und andere anstellten, finden lassen, nicht größer als etwa ein Fünftel Procent. Aber auch diese Schwankung in der Menge der die Atmosphäre zusammensetzenden Gase ist vielleicht Folge der Quantität eines weitern Bestandtheils, der zwar nie in einem Gemenge von Gasen besteht, aber doch mit jeder Tages- und Jahreszeit, mit jeder veränderten Windrichtung, mit der Schwankung des Luftdrucke, und besonders dem veränderten Zustande der Erdoberfläche in seiner Menge und seinem Aggregatzustand wechselt, nämlich des Wassers.

Seht diesen tiefblauen Himmel, der nach allen Seiten hin uns den Anblick der reinsten Luft, in der es sich am leichtesten athmet, gewährt! Kein Wölkchen unterbricht die in sanfter östlicher Strömung begriffenen trockenen Luftmassen. Bald aber ändert sich einigermaßen die Scene. Der früher hohe Luftdruck beginnt zu sinken, die Windfahne dreht sich südlich, und an der kurz zuvor noch gleichmäßig blauen Himmelsdecke zeigen sich weiße, entweder langgestreifte oder fleckenartig verbreitete Schafwölkchen. Die Sonne sinkt. Während sie gestern unbewölkt untergieng und nur das gelbe und röthliche Licht den westlichen Himmel zur Dämmerungszeit bezeichnete, brechen sich heute die Strahlen in zahlreichen Wolken, die je nach ihrer Dichtheit und Stellung zur untergehenden Sonne verschiedene Farben entsenden und ein prachtvolles Schauspiel gewähren. Am folgenden Tage hat das Himmelszelt wieder ein anderes Ansehen. Ausgedehnte weiße, zusammengeballte Wolken besetzen in Zwischenräumen allenthalben die blaue Decke, so daß vielebe wie ein mit weißen Blumen gestickter Teppich sich ausnimmt. Die zerstreuten Haufenwolken treten immer näher zusammen, so daß sie endlich den ganzen Himmel besetzen, und nirgends mehr das reine Blau sichtbar ist. Endlich verschwinden auch die Abgränzungen der Wolken, und ein gleichmäßiger grauer Schleier, aus dem anhaltender Regen fällt, breitet sich über unserm Haupt aus. Alle diese Zustände der Luft, verbunden mit den verschiedenartigen Niederschlägen von Nebel, Reif, Regen, Hagel und Schnee, sind nur von dem einen dem Wechsel unterworfenen Bestandtheil, dem Wasser, abhängig. Alle Witterungszustände in ihren verschiedenen Nüancen, je nach Klima und Jahreszeit, unterscheiden sich eigentlich durch nichts anderes als durch den Wassergehalt der Luft, so wie dadurch daß das Wasser entweder als durchsichtiger Dunst der Atmosphäre beigemengt ist, oder sich ein Theil desselben zu Nebelbläschen oder größern Tropfen condensirt, oder endlich das Wasser den festen Zustand von Eiskrystallen angenommen hat. So großartig auch

Digitized by Google

die Vorgänge im Luftocean sind, und wie mächtig ihre Wirkung auf die organische Welt sich äußert, so beruhen sie doch auf einfachen physikalischen Gesetzen, und wir sehen täglich vor unsern Augen, ohne daß wir es beachten, dieselben Erscheinungen, welche im großen uns so räthselhaft vorkommen, und die unsere Sinne und Phantasie lebhaft erregen.

Wenn wir in ein wohlverschlossenes Zimmer ein offenes, mit Wasser gefülltes Gefäß bringen, so werden wir finden daß es bereits nach einigen Stunden etwas von seinem Gewicht verloren hat. Es ist daher ein Theil der Flüssigkeit in die das Zimmer erfüllende Luft übergegangen, ohne daß die letztere ihre Durchsichtigkeit verloren oder die Wände und übrigen festen Oberflächen naß geworden wären. Es folgt daher aus diesem Phänomen daß die Luft eine gewisse Quantität Wasser als durchsichtigen Dunst in sich fassen kann, der sich unserer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung gänzlich entzieht. Denselben Schluß müssen wir ziehen wenn wir solche Körper der atmosphärischen Luft aussetzen welche das Wasser begierig in sich aufnehmen, und sich mit demselben chemisch verbinden, wie gebrannten Chlorkalk, concentrirte Schwefelsäure. Wir finden nämlich daß diese in einem offenen Gefäß gestandenen Körper nach einiger Zeit an Schwere zugenommen, indem sie sich mit dem in der Luft als Dunst befindlichen Wasser verbunden haben.[1] Wissen wir durch diese und ähnliche Experimente daß zu jeder Jahreszeit und in allen Zonen der Erde wenigstens die untern Luftschichten eine Quantität Wasser in sich aufgelöst haben, ja daß die scheinbar sehr trockenen Luftschichten, die über die heißen Sandwüsten Südamerika's ausgebreitet sind, wo es nur selten zum Regen kommt und die Thiere vor Durst lechzen, noch Feuchtigkeit genug besitzen um die saftreichen Wassermelonen, den Melonenkaktus und ähnliche den Thieren als Getränke und als Speise dienende Früchte zur Reife zu bringen, so frägt es sich weiter in welcher Quantität die Luft die Dünste im aufgelösten Zustand in sich aufnehmen könne, ferner welche Einflüsse auf die größere oder geringere Capacität der Luft hinsichtlich auf Dünste Bezug haben, und welche Veränderung der Aggregation jene Wassertheile erfahren die in einer bestimmten Atmosphäre nicht mehr im aufgelösten Zustande verharren können.

Bleiben wir bei dem eben angeführten einfachen Experiment und wollen wir annehmen daß im Anfange des Versuches die Temperatur der im offenen Gefäße befindlichen Flüssigkeit nicht viel von der im Zimmer herrschenden differire. Erhöhen wir jetzt die Wärme der Flüssigkeit durch eine untergestellte Spirituslampe, so wird sich die Quantität der aufsteigenden Dünste vermehren, so daß die Flüssigkeit in einer bestimmten Zeit weit mehr an Gewicht verliert als dieß bei ihrer frühern Temperatur der Fall war. Zugleich werden wir jetzt die in die Höhe steigenden Dünste mit Augen sehen können, denn sie treten nicht mehr im aufgelösten Zustande nach den sie unmittelbar berührenden Luftschichten über, sondern condensiren sich zu Dampf oder Nebel. Bei näherer Untersuchung finden wir daß dieser die Durchsichtigkeit der Luft benommene Niederschlag aus kleinen, höchst wahrscheinlich hohlen Tröpfchen von etwa $\frac{1}{1000}$ Pariser Zoll Durchmesser besteht, die sich bald in der Luft in durchsichtigen Dunst verwandeln, während Tausende von neuen Bläschen aus der Flüssigkeit aufsteigen. Obgleich nun die Ursache der Dampfbildung offenbar in der erhöhten Temperatur des Wassers zu suchen ist, so liegt der nächste Grund derselben doch nicht darin daß die Zimmerluft zu kalt sey, um die warmen Dünste in sich aufzulösen. Es steigen vielmehr aus dem warmen Wasser eine zu große Menge Dünste auf, als daß die das Gefäß unmittelbar berührenden Lufttheile sie auflösen könnten, weßhalb sie sich zu Dampfbläschen condensiren, die sich erst in dem weitern Luftraume wieder auflösen. Wie das durch Feuer erwärmte Wasser sich zur Zimmertemperatur von etwa 14—18° R. verhält, so besteht eine ähnliche Temperaturdifferenz zwischen dem kalten Wasser von etwa 6—8° R. und der sehr kalten Luft von — 10—15° R. Deßhalb sehen wir des Winters an sehr kalten Tagen den Rauch aus den fließenden Gewässern steigen, so wie schon bei mäßig kalter Luft die in der exspirirten Luft der Menschen und Thiere enthaltenen Wassertheile sich zu Dampfbläschen condensiren.

Aus den bisherigen Betrachtungen ergibt sich schon daß es bei der Auflösungscapacität der Luft in Bezug auf Wasserdünste durchaus auf die Temperatur der Atmosphäre ankommt und mit derselben das Vermögen, Wasserdünste zu absorbiren, sich vergrößert. Dieses Verhältniß ist aber für die ganze Meteorologie so wichtig und auch für die sanitätischen Zustände, die sich ja großentheils nach der Luftbeschaffenheit richten, von so großer Bedeutung, daß wir uns darüber noch nähere und genauere Aufschlüsse verschaffen müssen. Wenn wir aus einer oben zugeschmolzenen Glasröhre die Luft mit einer Luftpumpe ausziehen, die Röhre dann auf Quecksilber setzen und einen Tropfen Wasser in den leeren Raum steigen lassen, so wird dieser sogleich im leeren Raum in Dunst sich verwandeln. Daßelbe würde zwar auch in der mit trockener Luft erfüllten Röhre geschehen, ja nach einem merkwürdigen, von Berthollet und Dalton entwickelten Gesetze kann ein gewisser Raum dieselbe Quantität Dämpfe und Gase bei einer bestimmten Temperatur fassen, mag er vorher mit einer Luftart schon erfüllt seyn oder nicht; aber die Verbreitung der Dünste geschieht im leeren Raume ungleich schneller, und kann mit weit größerer Genauigkeit beobachtet werden. Lassen wir nun in die erwähnte luftleere Röhre einen zweiten und dritten Tropfen steigen, so werden auch sie sich in der Röhre zu Dunst verwandeln. Nach fortgesetzten Verfahren dieser Art wird sich aber zeigen daß sich endlich kein Wasser mehr im Raume auflöst, sondern daßelbe im flüssigen Zustande auf dem Quecksilber schwimmen bleibt. Sobald wir aber die Glasröhre um einen Grad Reaumur erhöhen, so löst sich schon eine größere Quantität Wasser auf, die aber sogleich wieder als kleine Tröpfchen auf den Wänden der Glasröhre sich niederschlagen, wenn die Temperatur der letztern niedergesunken ist. Enthält nun der Raum der Röhre gerade so viel Dünste als er zu fassen im Stande ist, so nennen wir ihn gesättigt. Durch die angeführte Methode haben nun die Phy-

[1] Die Wirkung des Chlorkalks als entweinigendes Mittel beruht nach unserer Ansicht hauptsächlich auf dem Vermögen desselben sich mit Wasser chemisch zu verbinden, und diese Verbindung unter allen möglichen Verhältnissen einzugehen. Durch diese Verwandtschaft geschieht es nämlich daß die den Chlorkalk umgebende Luft ihrer Wassertheile und der in denselben sich befindenden organischen Stoffe beraubt wird. Mag nun die Ursache der Infection der Luft in mikroskopischen Pilzen, in Infusorien oder lebtosem organischen Stoff, oder endlich in fremdartigen, durch die Exhalate den Luftschichten beigemengten Gasen bestehen, immer wird durch Entziehung des Wassers der schädliche Stoff getödtet, unwirksam gemacht oder abgeschieden, da die absolut trockene Luft weder lebendige noch zu Zersetzung begriffene organische Stoffe in sich aufnimmt, so wie die fremdartigen Gase in der Regel ebenfalls nur den Wasserdünsten sich beigesellen.

Digitized by Google

siker gefunden daß ein Kubikfuß Luft von — 20° R., wenn er auch vollkommen mit Dünsten gesättigt ist, nur $^4/_{10}$ Gran Wasser in sich zu fassen im Stande ist. Dasselbe Volum Luft von 0° R. kann 3.6 Gran, von + 10° R. 7.9 Gran, von + 20° R. 15.9 Gran, von + 30° R. 29.6 Gran Wasser im angelösten Zustande enthalten. Die Luft in der wir leben ist nur selten vollkommen mit Dünsten gesättigt, sondern es schwankt die Feuchtigkeit der Luft beständig, je nachdem entweder locale Ursachen, wie Wasserausdünstungen, Sümpfe, Wälder, Wiesen einerseits, Kalk- und Sandflächen andererseits die Luftfeuchtigkeit vermehren oder vermindern, oder allgemeine Ursachen, wozu vorzüglich die Luftströmungen und die Nähe oder Entfernung des Oceans gehören, auf die Feuchtigkeitszustände der Luft wirken. Da wir aber nun zur Genüge wissen daß die Temperatur der Luft es vorzüglich ist welche die Aufnahmsfähigkeit für Wasserdünste bestimmt, so ist es auch einleuchtend daß eine heiße Luft von etwa 20° R., wenn sie auch nur zur Hälfte mit Dünsten erfüllt ist, für unser Gefühl daher sehr trocken erscheint, dennoch weit mehr Dünste in sich enthält als eine Luft von + 5° R., wenn sie auch vollkommen mit Dünsten gesättigt ist. Deßhalb ist es, wenn es sich um die meteorologische und sanitätliche Bedeutung des Feuchtigkeitszustandes der Luft handelt, nicht genügend im allgemeinen eine feuchte oder trockene Luft, wie sie sich unserm Gefühle darstellt, zu unterscheiden, sondern wir müssen die relative Feuchtigkeit oder diejenige Dunstmenge welche eine Luft im Verhältnisse zu ihrer vollkommenen Sättigung enthält, von der absoluten Feuchtigkeit trennen, welche überhaupt das Gewicht der Wassermenge bedeutet die eine Luft in einem bestimmten Raume enthält. Nur die erstere ist in ihren Extremen unsern Sinnen wahrnehmbar, während die letztere nur durch wissenschaftliche Forschung und durch künstliche Instrumente ermittelt werden kann.

Nicht nur die Quantität der in einer Luft von bestimmter Temperatur befindlichen Dünste, auch der Druck den dieselben so wie die atmosphärische Luft selbst auf die Erde ausüben, läßt sich durch das oben angeführte Experiment ermitteln. Wir wissen daß der obere Theil eines Barometers von der Gränze des Quecksilbers an bis zum geschlossenen Ende der Röhre luftleer ist, und daher jene Eigenschaften besitzt die wir bei der zur Ermittlung der Menge der Wasserdünste in einem bestimmten Raume vorausgesetzten. Lassen wir nun einzelne Wassertropfen in diesen leeren Theil der Röhre, den man den Torricellischen nennt, steigen, so wird das verdünstende Wasser zugleich einen Druck auf die Quecksilbersäule ausüben, so daß sie einen niedrigern Rand als zuvor einnehmen wird. Die Differenz zwischen dem normalen Stand und dem durch die Wasserdünste depremirten gibt jenen Druck den die letztern auf die Erdoberfläche ausüben. Auf diese Weise hat man gefunden daß eine vollkommen mit Dünsten gesättigte Luft, deren Temperatur jedoch nur — 20° R. beträgt, einen Druck auf der Erde ausübt, der einer Quecksilbersäule von $^1/_{10}$ Linie Höhe entspricht. Die gesättigte Luft von 0° R. drückt mit einer Schwere von 2 Linien, bei + 10° R. übt die mit Dünsten gesättigte Luft einen Druck von $4^3/_4$ Linien, bei 20° R. einen Druck von $10^2/_5$, sowie bei 30° R. $20^9/_{10}$ Linien Druck ausgeübt wird. Aus diesen Facten läßt sich schon erkennen daß im Sommer und in den Tropenländern, wo die Auflösungs-Capacität der Luft bei weitem größer als im Winter und in kalten Ländern ist, auch der Dunstdruck viel bedeutender seyn muß. Es liegt uns aber daran nicht nur im allgemeinen diese Verhältnisse zu kennen, sondern zu jeder Zeit mit Genauigkeit bestimmen zu können, wie groß die absolute und relative Feuchtigkeit der uns umgebenden Luft sey.

Schon in älterer Zeit gebrauchte man organische Körper die sich in der trockenen Luft zusammenziehen, in der feuchten ausdehnen, um hiedurch den Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre zu bestimmen. Es lassen sich aber durch solche Instrumente, von welchen das Haarhygrometer von Sauffüre das vollkommenste dieser Art ist, nur die relativen Feuchtigkeitsgrade bestimmen, während die noch weit wichtigere absolute Feuchtigkeit unbekannt bleibt. Mehrere Physiker, wie Daniell, Hutton, Gay-Lüssac haben sich um die Hygrometrie in neuerer Zeit verdient gemacht, und dennoch kann der Zustand dieses wichtigen Zweiges der Meteorologie, wie er sich gegenwärtig befindet, noch nicht vollkommen genügen. Das vollkommenste und für den öftern Gebrauch passendste Instrument zur Messung der Feuchtigkeitszustände der Atmosphäre ist das jetzt allgemein gebrauchte Psychrometer oder der Kaltmesser von Dutton, dem August einige Modificationen gegeben hat. Es besteht dieses Instrument aus zwei Thermometern, wovon die Kugel des einen zur Zeit der Beobachtung befeuchtet und mit einem Mousselin-Läppchen umgeben wird. Durch die Verdunstung des destillirten Wassers wird Wärme gebunden, so daß die befeuchtete Kugel erkaltet und in den meisten Fällen eine niedrige Temperatur anzeigt als das trockene Thermometer. Je trockener aber die Luft ist, desto schneller wird die Verdünstung erfolgen, desto größer wird die psychrometrische Differenz oder der Unterschied des trocknen mit dem befeuchteten Thermometer seyn. Da wir aber wissen wie viel Dünste bei der herrschenden Temperatur in der Luft wären wenn dieselbe vollkommen gesättigt wäre, so läßt sich durch Abzug einer Größe von der vollkommenen Dunstsättigung, die sich nach der psychrometrischen Differenz und dem Luftdruck richtet, mit Leichtigkeit die vorhandene absolute und relative Feuchtigkeit berechnen. In dem Augenblick wo ich diese Zeilen niederschreibe (28 October Nachmittags $2^1/_2$ Uhr) steht das im Schatten angebrachte Luftthermometer auf + 5.8° R., das befeuchtete Thermometer aber auf + 3.1° R., die psychrometrische Differenz daher 2.7°. Wäre bei einer Temperatur von 3.1° R. die Luft vollkommen mit Dünsten gesättigt, so würde sie den gemachten Versuchen zufolge mit einer Schwere von 2.64‴ P. auf die Erdoberfläche drücken. Aber die vorhandene psychrometrische Differenz zeigt uns daß die Luft jetzt nicht mit Dünsten gesättigt ist, da außerdem durch die Befeuchtung des einen Thermometers keine erhöhte Verdunstung stattfinden könnte. Ich ziehe daher, um den in diesem Augenblicke herrschenden Dunstdruck zu finden, nach einer berechneten Formel und mit Berücksichtigung des Münchner Barometerstandes von 318‴ P., die Größe 0.82‴ von der vollkommenen Dunstsättigung ab, so daß der Dunstdruck sich jetzt auf 1.82‴ P. herausstellt. Da wir wissen daß bei jeder Temperatur nur eine bestimmte Quantität Dünste in der Luft aufgelöst seyn kann, so können wir uns die Frage aufwerfen: bis zu welcher Temperatur kann bei der jetzigen Dunstmenge die Luft sinken um vollkommen gesättigt zu seyn, so daß bei der noch mehr sallenden Temperatur ein Niederschlag erfolgt? Die gemachten Versuche lehren uns daß eine Luft von — 1° R. Temperatur eine Dunstsättigung besitzt welche gerade dem Drucke von 1.82‴ entspricht. Wir sagen

Digitized by Google

daher daß die Temperatur von — 1° R. den Thaupunkt für die in diesem Augenblicke herrschenden Temperatur- und Dunstverhältnisse bildet. Im Falle daher, was sehr wahrscheinlich ist, während der Nacht die Wärme unter — 1° R. fällt, so wird die jetzt vorhandene Dunstmenge sich nicht mehr im aufgelösten Zustande in der Luft halten können, es wird ein Niederschlag als Nebel oder Reif erfolgen. — Durch die gefundenen Größen wissen wir aber noch nicht den Grad der relativen Feuchtigkeit, oder das in Zahlen ausgedrückte Verhältniß der in der Luft vorhandenen Feuchtigkeit zur vollkommenen Sättigung. Auch diese Größe läßt sich aus den durch das Psychrometer angezeigten Verhältnissen mit Hülfe der bekannten Beobachtungen leicht finden. Die vorhandene Lufttemperatur entspricht nämlich in ihrer vollen Sättigung einem Dunstdruck von 3.34‴ P., der gefundene Dunstdruck aber beträgt 1.82‴. Das Verhältniß der vollen Sättigung zur wirklich vorhandenen Feuchtigkeit ist daher wie 1 : 0.514 oder die Luft ist etwa zur Hälfte mit Dünsten gesättigt — ein Verhältniß das die Luft in dieser Jahreszeit zu einer sehr trocknen stempelt. Auf dieselbe Weise finden wir auch die Quantität der Dünste, welche dem Gewichte nach in diesem Moment in einem bestimmten Raume vorhanden ist. Bei vollkommener Dunstsättigung würde nämlich eine Luft von + 5.8° R. 8.94 Gran Wasser in einem Kubikfuß enthalten. Da aber die relative Feuchtigkeit nur 0.514 beträgt, so enthält gegenwärtig ein solcher Raum 4.48 oder etwa 4½ Gran Wasser im aufgelösten Zustande.

Obgleich alle diese Daten mit Leichtigkeit durch das August'sche Psychrometer mit Hülfe von Tabellen gefunden werden, und wir hiedurch über die hygrometrischen Verhältnisse der Luft hinlänglichen Aufschluß erhalten, so lassen die gewonnenen Resultate dennoch manches zu wünschen übrig. Insbesondere hat der Grad der herrschenden Luftströmung sehr merklichen Einfluß auf die Erkältung des befeuchteten Thermometers, mithin auf die sich ergebenden Ziffern, ohne daß die Feuchtigkeit der Luft durch eine schnellere Strömung in der That sich vermindert. Nachdem ich zu wiederholtenmalen mich von der hiedurch entstehenden Unsicherheit der durch das August'sche Psychrometer gewonnenen Resultate überzeugt hatte, machte ich den von den Meteorologen günstig aufgenommenen Vorschlag, die Observationen in der Art vorzunehmen daß das Psychrometer jedesmal von der anzustellenden Beobachtung zur Abwendung jeder Luftströmung in einen gläsernen Kasten von bestimmter Dimension gesetzt würde, wodurch wir jedenfalls gleichmäßige Resultate erhalten.

Wenn die aus feuchtem Boden, aus Wiesen, Wäldern, Sümpfen und besonders aus tiefen Gewässern aufsteigenden Dünste eine höhere Temperatur als die sie berührenden Luftschichten haben, so daß diese nicht im Stande sind sie anzulösen, so condensiren auch sie sich zu ausgebreiteten Nebeln, wie wir dieses bei uns, besonders im Herbst, wo die Erde in einer gewissen Tiefe und manche Gewässer erst das Maximum der Jahrestemperatur erlangen, während die Luft schon sehr erkaltet ist, bemerken. Es erscheint zu dieser Zeit, besonders des Morgens, ein Wald, ein Sumpf, eine Wiese oder ein Fluß von einer Anhöhe aus gesehen in eine Wolke gehüllt, die sich erst bei zunehmender Tagestemperatur zu durchsichtigem Dunst auflöst. Am großartigsten zeigen sich diese Nebel an den Westküsten des Oceans, wo zur Herbst- und Winterszeit die Meeresoberfläche aus schon früher erörterten Gründen eine höhere Temperatur als die sie bedeckenden Luftschichten besitzt, weßhalb sich die aufsteigenden Dünste zu dichten Nebelbläschen condensiren, welche die Luft so undurchsichtig machen daß zu Hamburg, London und andern Seeplätzen des Winters oft mitten am Tag eine künstliche Beleuchtung nöthig ist.

Uebertrifft aber die Temperatur der Erdoberfläche jene der untern Luftschichten nicht, oder ist sie niedriger als die letztere, so lösen sich die aufsteigenden Dünste in der Luft auf, und erst wenn bis zu einer gewissen Höhe, wo schon eine sehr niedrige Wärme herrscht, noch nicht alle Dünste aufgelöst sind, so contensiren sie sich zu Nebelbläschen, es entstehen jene verschiedenartigen Gebilde, die wir Wolken nennen. Die Höhe der Wolken richtet sich nach dem Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre, sowie besonders nach der Temperatur. Während in den Tropenländern die Wolken in der Regel nicht unterhalb der Höhe von 9—10,000 Fuß über der Erdoberfläche sich zeigen, sinken sie bei uns bis auf 5000 Fuß, bitten sich in Irland schon in einer Höhe von 3000 Fuß, und erreichen endlich die Erdoberfläche an den Polen, wo man von einer Anhöhe aus in der wärmern Jahreszeit in der Regel die Erde mit einem Nebel bedeckt sieht, während in den Höhen die Luft ihre volle Durchsichtigkeit besitzt. Man könnte daher, analog der in den verschiedenen Zonen der Erde unterschiedenen Schneegränze, auch eine Linie für die Wolkenhöhe ziehen, die sich unter mancherlei Modificationen in der Aequatorialzone am meisten von der Erdoberfläche entfernt und allmählich derselben sich nähert, bis sie an den Polen sie berührt.

Land- und Sittenschilderungen von der Goldküste.

(Von Capitän N. Penchgarle d. J. — Aus der Revue de l'Orient.)

Alle diese Küste durchströmenden Flüsse führen Goldstaub mit sich. Vielleicht gibt es kein Land auf dem Erdboden das reicher ist als dieses, und wenn es möglich wäre die Erde aufzugraben und die goldhaltigsten Landstriche zugänglich zu machen, so könnte man unberechenbare Schätze gewinnen. Unglücklicherweise aber bildet hier das Klima eine unübersteigliche Schranke. Wäre dieß nicht der Fall, so brauchte man nur den Sand der Flüsse zu waschen, den Boden einige Fuß tief aufzugraben um dieses reiche Mineral zu finden. Die Neger kennen die oberen Adern der Minen. Sie graben große, sieben bis acht Fuß tiefe Gruben, und entdecken Goldstaub in Fülle. Mit diesen Arbeiten beschäftigen sie sich während der schönen Jahreszeit; sie verlassen dieselben beim Eintritt der Regen; dann füllen sich die Gruben mit Wasser; die einstürzende Erde deckt sie ganz oder fast ganz zu, und die Neger gehen auf andere Punkte zur Fortsetzung ihrer Nachsuchungen.

Digitized by Google

Nach den Erkundigungen die wir an der Goldküste theils bei Kaufleuten oder handeltreibenden Negern, theils bei den Häuptlingen und Cabeceros eingezogen, so wie nach der Meinung der HH. Clapperton, John Beecham und anderer Reisenden, welche sich mit einer annäherungsweisen Schätzung befaßt haben, kann als ausgemacht angenommen werden daß die Aschantis und Fantis alljährlich aus ihren Minen mehr als hunderttausend Unzen Gold gewinnen müssen, ungerechnet dasjenige welches zu den für ihre Gräber, beim Tod ihrer Häuptlinge oder Verwandten, bestimmten Goldschmiedarbeiten und Juwelen gebraucht wird. Um von dem Reichthum dieses Bodens einen Begriff zu geben, wollen wir erzählen was wir an der Goldküste gesehen haben, und man wird daraus erkennen welche unermeßlichen Resultate sich erzielen ließen, wenn ein für Europäer oft mörderisches Klima nicht hemmend entgegenträte.

Im Jahr 1848 waren wir in El Mina, bei Hrn. Bartels, einem reichen, im Lande selbst gebornen, holländischen Kaufmann. Er sprach mit uns von Versuchen welche die Regierung der Niederlande angestellt, indem sie zur Ausbeutung der ungemein reichen, von seinem „Comptoir" nicht sehr entfernten Landstriche Bergleute aus Europa sandte, und machte uns mit dem traurigen Ende dieser armen Leute bekannt: sie waren nach sehr kurzem Aufenthalt, an Ort und Stelle ihrer Arbeiten selbst, alle erlegen.

Um uns von der Menge des Goldstaubs, welchen das Erdreich in der Umgegend von El Mina birgt, zu überzeugen, machte er uns den Vorschlag, wir sollten einmal einen Spaziergang außerhalb der Stadt machen und einen Diener mit uns nehmen, um am ersten besten Ort an den wir kämen die Erde herbeizutragen. Wir willigten ein und machten uns auf den Weg. Als wir auf offenem Felde waren, forderte er uns auf an mehrern verschiedenen Punkten Erde aufzusammeln, damit wir sähen wie groß die Menge Goldes sey die wir darin fänden. Wir nahmen eine gewisse Quantität davon nach Hause, wogen zehn Pfund ab, und ließen sie in eine große, für den Gebrauch der Goldwäscher bestimmte hölzerne Schüssel thun. Die Behandlung gieng vor unsern Augen von Statten, und nachdem die Waschung vollendet war, hatten wir ein Viertel-Akai, d. h. ungefähr neun Grän Gold gewonnen.

Eine Negerin welche sich zwei Stunden lang mit dem Waschen des Sandes, das der kleine Fluß El Mina mitführt, beschäftigt, kann leicht einen Werth von 10 bis 15 Fr. Goldstaub sammeln. Es scheint daß jenseits der Kong-Gebirge die Neger die Ausbeutungsweise der Minen eben so wenig kennen wie die Aschantis; sie begnügen sich damit die obern Adern aufzusuchen und das darin befindliche Gold herauszuwaschen. Wir haben Quarzblöcke gesehen auf welchen Goldstücke von einem, zwei und selbst drei Kilogramm waren, und einige mit nach Frankreich gebracht, die durch die Reinheit des Minerals die Bewunderung der Goldscheider erregten.

Die Amsterdamer Gesellschaft, welche im Jahr 1847 Bergleute absandte um zum zweitenmal die goldhaltigen Oertlichkeiten von Tabrugma auszubeuten, war in ihren Erfolgen sehr unglücklich. Die Leute kamen zweiundzwanzig Mann stark an, und ließen sich um die von den Negern verlassenen Gruben herum nieder: sie bauten daselbst Baracken, und arbeiteten, sobald die Regen aufgehört hatten, an der Austrocknung der Gruben; bald fanden sie Goldadern, und hatten schon ziemlich viel Gold gewonnen, als Fieber und Ruhr sie zehnteten. Nach Verfluß von zehn Monaten war nur noch der Unterdirector und ein Bergmann am Leben! Man mußte zum zweitenmal auf diese Ausbeutung verzichten. Der goldreichste Theil scheint zwischen den Flüssen Saint-Andrä und Bolta, dies- und jenseits der Berge, zwischen Galam und dem Borko-Lande, zu liegen.

Die Neger betrachten die Minen als heilige Orte; wenn daher die Ausbeutungszeit eintritt, ordnet der König durch den Oberpriester Opfer an, nach deren Darbringung man sich an die Arbeiten begeben darf; auf diese Weise werden die Minen unverletzlich, und so lange das Verbot dauert, hüten sich die abergläubischen und unterwürfigen Neger auf alle Weise sie anzutasten.

Wenn die Reisenden, welche, wie Chateaubriand, Amerika durchwandert und die Schönheiten sowie die majestätische Größe der Natur dieses Welttheils geschildert haben, das afrikanische Festland hätten besuchen können, es hätten sich auf dieser geheimnißvollen Erde ihrer glühenden Einbildungskraft und ihrer poetischen Begeisterung ganz andere Elemente der Bewunderung erschlossen. Sie würden der Wissenschaft nützliche Entreckungen gemacht, die Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte mit zahlreichen, noch unbekannten, des Studiums würdigen Gegenständen, welche dieses für Europa ganz neue Land in Fülle besitzt, bereichert haben.

In diesem unermeßlichen Theile des Erdballs ist alles groß und kolossal. Unter diesem brennenden Himmel, inmitten dieser feuchten Atmosphäre, gewinnen die Pflanzen, die Thiere erstaunliche Maßverhältnisse, und die Fische welche man in den Flüssen und an der Küste findet, stehen den Vögeln von denen diese weiten Landstriche bewohnt sind in nichts nach. Man sieht Pflanzen deren Blätter mehrere Meter lang sind, und Bäume die eine ungeheure Dicke und fast unglaubliche Höhe besitzen. Dergleichen sind der Baobab und die hochstämmige Mimosa; letztere erhebt sich mehr als 130 Fuß über den Boden, gerad und gleichförmig; sie trägt an ihrem Gipfe einen mächtigen Schaft, der sich in einen Sonnenschirm von zwanzig Meter im Umfang entfaltet; ihr Holz läßt sich in trockenem Zustande leicht verarbeiten, und obschon es fast so leicht ist wie Kork, besitzt es doch Festigkeit genug um den Brandungen der Küste Widerstand leisten zu können, wenn die Neger große und ammuthige Pirogen daraus verfertigt haben.

Der königliche Tiger, der Löwe, der Elephant, das Rhinoceros, die Boa-Schlange, die Krokodile sind insgesammt größer, kraftvoller als anderswo. Dasselbe gilt von den Fischen, den Vögeln, und insgemein sind auch die Neger weit kräftiger als alle andern Menschenschläge. Wenn man auf nur einige Stunden vom Meer entfernt das flache Land durchwandert, so findet man es schön in seiner wilden Natur, und je weiter man kommt, desto schöner wird es durch seine so mannichfaltigen und nützlichen Erzeugnisse.

Wie voraussichtig und weise ist die Natur! Sie schenkt diesem brennenden Land reichliche Thaue während der neun Monate in welchen nicht ein Tropfen Wasser fällt um die Erde zu erfrischen und jenen umfangreichen Wäldern den zur Entwicklung der zahllosen Pflanzen, die in ihnen keimen, nöthigen Saft zu verschaffen. Welch trostloses Gemälde würden diese Gegenden darbieten, wenn ihnen diese wohlthätige Feuchtigkeit fehlte, und wie stünde es mit dem ewigen Frühling dessen sie sich jetzt erfreuen!

Digitized by Google

Die Kaffeestaude, das Zuckerrohr, der Gewürznelken- und Canelbaum, sowie eine Menge in den andern zwischentropischen Ländern unbekannter Arten, desgleichen der Gummibaum, das Sandel- und Ebenholz ꝛc. wachsen in Afrika. Reis, Mais, Gemüse aller Arten das schmackhafteste Obst kommen ohne Anbau daselbst fort. Der Neger genießt alle diese Reichthümer, ernährt sich davon, ohne daß er sich um ihre Pflege bekümmert. Man darf sich daher nicht wundern daß er faul ist und sein Land so sehr liebt; in welcher Lage er sonst auch seyn mag, stets fühlt er Heimweh, und hat er sein Vaterland in einem solchen Alter verlassen daß ihm die Erinnerung daran geblieben, so spricht er unablässig mit Bedauern davon. Auch lebt er in der vollständigsten Trägheit und Sorglosigkeit, und so verfließt ihm sein Leben in ungetrübtem Glück. Obschon er Sklave ist und von einem launenhaften und unumschränkten Herrn verkauft oder gepeinigt werden kann, genießt er doch einer scheinbaren Freiheit, und bewahrt sie oft sein ganzes Leben lang. Da er nichts besitzt, nichts zu bedauern hat, so sieht er den Tod ohne Furcht und Leid herannahen. Er hat in dieser Welt keine andere Sorge als die um sich selbst; die Natur sorgt für alle seine Bedürfnisse: er findet diese Güter bei seiner Geburt, genießt sie ohne Uebermaß, ohne Leidenschaften, und verläßt sie ohne Kümmernis. Seine Weiber und Kinder bedürfen seiner nicht mehr, und die Anhänglichkeit, die stets im Verhältniß zu den Mühen und Sorgen steht die man gegeben oder empfangen, ist bei solchen dem Naturzustande so nahen Menschen eine fast unbekannte Eigenschaft.

Von allen Gewächsen ist der Cocosbaum den Negern am nützlichsten, besonders jetzt wo sie angefangen haben schönen Gewinn aus seinen Früchten zu ziehen. Von diesem Baum, welcher, unter der generischen Benennung Palmbaum, so mannichfaltige Arten hat, sind zwei Sippen vorhanden die in der Nähe des Aequators leichter gedeihen: die eine führt den Namen Cocosbaum, dessen Früchte sehr groß sind; die andere wird einfach Palmbaum genannt, und hat ähnliche Früchte wie der Cocosbaum, allein sie besitzen bloß die Größe einer Nuß, und sind im Zustand der Reife mit einem gelben Fleische bedeckt, aus dem man ein Pflanzenfett gewinnt, das im Handel unter dem Namen Palmöl bekannt ist.

Erst seit etwa dreißig Jahren haben die Neger des Küstenlandes angefangen sich der Bereitung des Oels zu widmen; früher bedienten sie sich dieses Stoffs nur zu ihrem eigenen Gebrauch; jetzt aber beschäftigt dieser Industriezweig einen Theil der Bevölkerung von Gambien an bis zu den portugiesischen Besitzungen im Süden. Der Handel vermendet das Palmöl bei einer Menge von Fabrikgeschäften, und sein Verbrauch ist in den letzten Jahren zu einem beträchtlichen Werth gestiegen. Auch hat der Handel den man an der afrikanischen Küste damit treibt, bewundernswerthe Resultate geliefert. Der Saft eben dieses Palmbaums gibt ein vortreffliches durststillendes Mittel, wenn man ihn bald nach seiner Gewinnung vom Baume genießt. Er bildet das gewöhnliche Getränk der Neger. Wenn er aus der Pflanze herauskommt, gleicht er, sowohl an Farbe wie an Geschmack, vollkommen dem Gerstentrank; einige Stunden nachher nimmt er einen sehr angenehmen sauren Geschmack an, und dann trinkt man ihn mit dem größten Vergnügen. Nach Verfluß eines Tags wird er rosenfarben und ganz bitter; allein die Neger wenden große Sorgfalt darauf daß er nicht in dieses Gährungsstadium gelangt. Der Baum muß sein fünftes Jahr zurückgelegt haben, wenn die Flüssigkeit ihre volle Güte erreichen soll; man läßt ihm dann (wie unsere Gärtner sagen) zur Ader, worauf so viel Saft herausfickert daß man in Zeit von vierundzwanzig Stunden ungefähr zwei Liter daron gewinnen kann. Diese Flüssigkeit wird in irdene Gefäße aufgefangen, die man unter den am Baum gemachten Einschnitt hängt. Die Neger lassen dieses Getränk durch ihre Weiber, deren Hauptgeschäft es bildet, mit großem Fleiße sammeln, und die Männer verkaufen es dann an der Küste. Sie kommen gewöhnlich um die Mittagsstunde an, und werden mit Ungeduld erwartet, da jedermann sich sehnt mit diesem köstlichen Trank seinen Durst zu stillen. Der Cocossaft ist überdieß äußerst erfrischend und eines der kräftigsten diuretischen Mittel; seine temperirende Thätigkeit auf Magen und Eingeweide ist sehr wirksam; er beruhigt ihre Ueberreizung in einem so warmen Lande, wo die Entzündungskrankheiten so häufig sind. Auch rathen wir denjenigen welche unter diesen Breitegraden reisen, das Trinken desselben nach ihren Mahlzeiten, und wenn die Verdauung verübet ist, nicht zu unterlassen; es wird ihnen sehr heilsam seyn; wie sind der festen Ueberzeugung daß alle welche sich dieser Gewohnheit hingeben, sich wohl dabei befinden werden.

Das Cocoswasser ist, nüchtern getrunken, ebenfalls sehr gut und erfrischt in hohem Grade, allein man darf nicht zu viel trinken, weil es sonst abführend wirkt. Uebrigens sind diese Flüssigkeiten sehr gesund; fast scheint es als habe sie die liebevolle Natur für den Menschen in diese heißen Klimate verpflanzt, um ihm den Durst zu löschen und die schrecklichen Wirkungen der Hitze auf die Verdauungs- und Athmungsorgane zu schwächen.

Die Neger des Küstenlandes scheiden das Jahr in zwei Theile: der eine besteht aus 160 glücklichen, der andere aus 188 unglücklichen Tagen, oder der Zeit des bösen Geistes. (Und die übrigen 17 Tage?) Während der unglücklichen Tage thun sie nichts; sind sie auf der Reise, so machen sie Halt, weil sie die Ueberzeugung hegen der böse Geist würde sie verfolgen und in Gefahren stürzen, aus denen sie sich nicht zu retten vermöchten. Diejenigen indessen welche um befestigte Plätze oder in den dem Meere nahe liegenden Dörfern wohnen, und schon lange im Dienst der Europäer stehen, spotten darüber, und feiern nur an Einem Tag in der Woche, am Mittwoch. Sie haben auch ihre Unglücks- und ihre Glücksmonate. Während der ersteren leiden sie von den Regen, der Kälte und dem schlechten Wetter; während der letztern ist es beständig schönes Wetter.

Die Reihe schöner Monate beginnt im September; um diese Zeit treten die Neger des Binnenlandes ihre Reisen an, und die des Littorals überlassen sich der Freude, wahrscheinlich weil die Sonne dann abermals über ihre Köpfe dahinzieht, und ihnen den Eintritt der schönen Tage, das Ende der Regen, gemäßigtere Wärme, erfrischende Winde und jene lauen, mit Wohlgerüchen geschwängerten Nächte verkündet, welche der Landwind weniger drückend macht als in den Monaten der schlechten Jahreszeit. Da die Verbindungen leichter werden, so gewinnt der Tauschhandel wieder erhöhte Lebhaftigkeit, überall werden Handelsgeschäfte gemacht, und die Neger verschaffen sich in Eile die zur Feier ihrer Feste und zu ihren Vergnügungen nothwendigen europäischen Waaren. Auch Branntwein, Pulver und Gewehre finden um diese Jahreszeit leichten Absatz. Mehr als einen Monat lang verbringen sie nun alle

Digitized by Google

ihre Tage einzig und allein mit Tänzen, Gesang, Musik und Spazierengehen; sie durchziehen das Dorf, und machen Halt an den Häusern der Häuptlinge und Handeltreibenden, wo sie stets erwünschte Gegenstände in Bereitschaft finden. Vor der Behausung des Königs kommen täglich die grotesksesten Auftritte vor; er führt, umgeben von den Personen seines Hauses und allen seinen Weibern, fast stets bei diesen Festen den Vorsitz, und wo die Strenge des Gesetzes ihrem Einfluß nicht auf das schöne Geschlecht ausübt, mischt dieses sich in die Tänze der Häuptlinge und des Volks. Alle diese Negerinnen sind mit Gold, Korallen und Glaswaaren überdeckt; die ganze afrikanische Goldschmiedskunst prangt an ihrem Leibe. Sie stellen sich gruppenweise, je nach ihrem Rang und Einfluß, um den Monarchen oder den Häuptling, und singen ihm, unter Händeschlagen, die schmeichelhaftesten Dithyramben vor.

Hat man einen Blick auf diese Gruppen von Weibern geworfen, die alle mehr oder minder das Joch ihres unumschränkten Herrn zu tragen haben, so wendet man sich gern von ihnen ab, und denjenigen Gruppen zu welche von jungen erwachsenen oder noch in den Kinderjahren stehenden Negermädchen gebildet werden. In den ersteren sieht man die schmeichelnde Negerin, welche ihren Leib unter alle Launen eines hartherzigen, wilden Despoten beugt, und in diesem Augenblick, ihm zu gefallen, sich allen möglichen Krümmungen und Gebärden überläßt, denn sie erwartet von ihm entweder irgend eine Belohnung oder eine Gunst. Manchmal sieht man dieses arme Geschöpf, seine Schmeicheleien an den übermüthigen Herrn verschwendend, hinweggefesteten oder geopfert; dann wird man von Mitleid und Theilnahme für dasselbe ergriffen. Bei den andern Gruppen, dem jüngeren Theil des weiblichen Geschlechts, hingegen sieht man die zarte Jungfrau, wie sie, unbekümmert um ihre Zukunft, spielt, tanzt, ohne allen Hintergedanken lacht, sich nur mit ihrem Vergnügen und ihrem Putz, der ihr vor allem andern theuer und werth ist, beschäftigt. Auch überläßt sie sich demselben mit aller Anmuth ihres Alters und aller Geschmeidigkeit ihres meist halbnackten, bloß mit einer die Beine bis an die Kniee bedeckenden Seidenschürze bekleideten schönen Körpers: diese jungen Mädchen geben sich mit bewundernswerthem Reiz ihren so belebten und wollüstigen Tänzen, ihren so abgemessenen und oft so melancholischen Gesängen hin, deren Refrains sie mit vollem Händeschlagen begleiten. Kurz, alle diese so mannichfaltigen Korallen-, Gold-, Federn-, Zeug- und Seidenstoff-Farben machen aus diesen Gruppen junger Negerinnen eben so viele mehr noch durch die Natur als durch die Kunst mit Schönheit geschmückte liebliche Mädchensträuße.

All dieß lärmende, jauchzende, sorglose Volk, das, obschon in Sklaverei lebend, doch so viel Freiheit zu genießen scheint als ihm nothwendig ist um glücklich zu seyn, jubelt, tanzt und ist wonnetrunken von Palmwein und Schnaps. Die Tänze endigen fast immer mit einigen mehr oder minder bedeutenden Streitigkeiten, hervorgerufen durch die zahlreichen Trankopfer welche die Männer an solchen Festtagen zu Ehren ihrer Häuptlinge darbringen.

Die Neger haben insgemein einen besondern Sinn für die Musik; ihr Ohr faßt sehr richtig auf; auch wird es ihnen leicht in dieser Kunst Fortschritte zu machen. Man trifft viele welche ohne alle Hülfe eines Lehrers ein Instrument spielen lernen, allein es steht dahin ob sie Tonsetzer werden können, da sie weder große Geistesschärfe, noch eine höhere Ideenentwicklung besitzen. Faul und wenig ausdauernd von Natur, könnten sie in den Geistesarbeiten keine sehr weite Bahn zurücklegen; es mag einige Ausnahmen geben, aber sie sind selten. Die Aschantis, die Fantis und die Völker des Küstenlands sind theils Mohammedaner, theils Fetischdiener; einige von ihnen, welche in den „Gemptreirn" wohnen, sind zur Hälfte Methodisten, zur Hälfte Götzenanbeter; insgesammt aber besitzen sie großes Vertrauen auf ihre Fetische: es ließe sich nur schwer einer finden, der, wenn er krank ist, nicht seinen Fetisch am Halse hängen hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Baden und die Bäder der Japaneſen.

(Von einem B. Staaten-Marine-Officier.)

Gleich den meiſten Orientalen ſind die Japaneſen eine Entennation. Mit Wolluſt genießen ſie Dampf-, warme- oder Seebäder, und verwenden auf dieſes Vergnügen viele Zeit. Sogar in der kleinen Stadt Simoda ſind vier Bade-Anſtalten, wo Perſonen für eine kleine Münze im Werth von 1/4 Cent (oder 3/8 eines preußiſchen Pfennigs) in eine ungeheure Wanne voll warmen Waſſers ſteigen, oder, wenn es zu heiß iſt, ſich auf Balken, welche darüber gezogen ſind, niederlaſſen, um ſich dem Einfluß des aufſteigenden Dampfes auszuſetzen, worauf ſie ſich in die äußern Gemächer begeben, und ihr Baden damit beſchließen daß ſie ſelber ein Dutzend und noch mehr Eimer kalten Waſſers über ihre Körpe ausgießen oder ausgießen laſſen.

Sie ſind, mit Ausnahme der Malayen, der Bewohner der Inſeln des ſtillen Meeres und der Nachfolger Mohammeds, das reinlichſte Volk das ich jemals ſah. Sie ſind ſogar über alle Nothwendigkeit inhaus reinlich und baden für ihre Geſundheit zu oft.

Sie haben ferner in allen Gegenden des Landes Geſundbrunnen und heiße Quellen, wo alle welche die Mittel dazu haben zuſammenkommen, um ſich der wirklichen oder eingebildeten Tugenden derſelben zu erfreuen. So befindet ſich auch eine heiße Quelle ungefähr zwei Meilen von dem Thal welches hinter Simoda ſich hinzieht, und iſt wohl einer beiläufigen Bemerkung werth.

Sie befindet ſich am Fuß eines Hügels auf der ſüdlichen Seite des Thales, und kommt aus der Spalte eines Felſens mit einer Gewalt die von der Mächtigkeit ihres Urſprungs Zeugniß gibt. Dieſer kochende Strom iſt jedoch, wie uns geſagt worden, nicht immer von gleicher Mächtigkeit. Zuweilen iſt der Erguß nicht bedeutend, ein andermal aber drängt ſich der Waſſerſtrahl krampfhaft und wie Soda ſchäumend hervor. Der Japaneſe machte uns durch Zeichen deutlich, es ſey im letztern Falle das Waſſer viel heißer, und hauche einen ſo häßlichen Geruch aus daß Perſonen die daran nicht gewöhnt ſeyen ſich die Naſe verſtopften. Ich bemühte mich über die Natur des Geruchs mehr kennen zu lernen, konnte aber nur ſo viel erfahren daß er eine erſtickende Empfindung bewirke und beim Trinken bemerkt werde. Als ich eben mit dem Gedanken umgieng mich einige Stunden in der Nähe aufzuhalten, um vielleicht Gelegenheit zu haben perſönlich darüber urtheilen zu können, ſtrich einer von unſerer Geſellſchaft ein Zündhölzchen am Boden der Schachtel um ſeine Cigarre anzuzünden, und augenblicklich erkannte der Eigenthümer der Quelle dieſen Geruch als denjenigen den das Waſſer beſitze. Es war Schwefel.

Ich beugte mich nieder um einen Schluck von dem Waſſer an jener Stelle zu bekommen, wo es ſich noch nicht mit dem vermengt hatte in welchem die Japaneſen den Tag hindurch gepläſchert hatten, aber die eigenthümliche Conſtruction des Badeplatzes hinderte mich daran. Dieſer war zum Theil in den Felſen eingehauen und zum Theil mit Brettern umwallt, deren Fugen dicht kalfatert waren. Er war etwa drei oder vier Fuß tief und mit einem Bambusrohr verſehen, welches durch die Wand in eben dieſer Höhe lief und zur Ablaſſung des überflüſſigen Waſſers diente. Die Quelle ſelbſt war am Boden, und folglich 3—4 Fuß tief unter dem Waſſer, weßhalb es nicht leicht war einen mit nichts fremdem vermiſchten Trunk zu erhalten.

Das Quellwaſſer war, während es ſo ſchön regelmäßig aufſprudelte, ſogar auch jetzt warm genug, aber man ſagte uns durch Zeichen daß, wenn ſie ſodaartig ſtrömte, die Badenden ſich ſorgfältig in Acht nähmen, um genügenden Raum zwiſchen ſich und der waſſerreichen Felſenſpalte zu laſſen, damit ſie ſich nicht verbrühten. Ebenſo gab man uns zu verſtehen daß, wenn man das Waſſer des Nachts abgelaſſen, und die Quelle dadurch von dem Druck des 3—4 Fuß hoch darüber liegenden Waſſers befreit würde, dieſelbe einen Strahl von mehreren Fuß Höhe emporſchleudere, doch hatten wir nicht die Gelegenheit dieß ſelbſt zu ſehen.

Ueber dieſer ungeheuren Badewanne, oder, beſſer geſagt, dieſem Teiche, war ein Haus aus Bambus aufgeführt, an deſſen Seiten ſich Bänke von demſelben Material hinzogen. Voll Neugier für alles das was Bezug auf dieſes ſo iſolirt lebende Volk hat, ſetzten wir uns auf jene Bänke und ſchauten den Badenden zu, die dadurch nichts weniger als ſcheu wurden. Jedes Alter und Geſchlecht entledigt ſich aller Kleidung und miſcht ſich ſorglos mit den andern im Bade.

Sie thaten nicht bloß dieß, ſondern leiſteten ſich auch unter einander Leibdienſte ohne die geringſte Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht, und dieſelbe Abweſenheit von allem was Schicklichkeit iſt, bemerkten wir nicht bloß hier, ſondern überall wo und Officieren Gelegenheit wurde darüber zu urtheilen.

Dieſelbe Erſcheinung nahm man in allen Bädern von Simoda und Hakodati, und ſelbſt bei den alltäglichen Beſchäftigungen des Volks, mit dem wir in Berührung kamen, wahr. Einmal fragte ich Ta-cho-nos-kee, unſern Cicerone, ob die höhern Claſſen ebenſo ſchamlos wären, und er antwortete mir in ſeiner gewöhnlichen ausweichenden Manier, daß in Jeddo und andern großen Städten es nicht ſo wäre, wie hier in Simoda. Golownin, der ruſſiſche Capitän, der lange Zeit ihr Gefangener war, bemerkt jedoch daß bei den Anſtänden „Jammerroll" bedürftig wären, und macht keine Ausnahme zu Gunſten der höhern Claſſen. Es war empörend eine ſo fatale Abweſenheit deſſen zu ſehen was das ſchönſte Merkmal für den Grad der Civiliſation und der Moral einer Nation iſt.

Dieß war die einzige heiße Quelle in der Nähe von Simoda, von welcher wir hörten, doch gab der Cicerone zu verſtehen daß dergleichen Erſcheinungen in andern Theilen des Landes ſehr häufig ſeyen.

Seebäder ſcheinen beſonders bei den niedern Claſſen, die in der Nähe der See wohnen, im Gebrauch zu ſeyn, und wahrſcheinlich iſt es dieſe beſtändige Einwirkung der Luft, welche die Haut dieſer Leute bronzirt. Dieß mag wohl auch erklären weßhalb die längs der Küſte wohnenden dunkler ſind als die aus dem Innern des Landes, ſo daß man geneigt iſt zwiſchen beiden eine Differenz des Blutes anzunehmen.

Häufig ſah ich mehrere Hunderte von Männern, Weibern und Kindern, die ganze Bevölkerung von Dörfern in der See in gemiſchten Haufen herumrollen, jauchzend und ſchreiend, wie ebenſo viele Wilde.

Die Bewohner der Städte im Innern hingegen kommen kaum jemals zur Küſte, ſondern beſuchen die Badehäuſer zwei-, wohl auch dreimal des Tages. Einige von uns beſuchten einmal eines

Digitized by Google

der respectabelsten von diesen, um die Einrichtungen kennen zu lernen, und da und gesagt worden war daß sie während der Tagehitze selten benutzt seyen, so wählten wir diese Zeit für unsern Besuch. Bei unserer Ankunft in der Anstalt fanden wir daß es eben von einer der häßlichsten und abgelebtesten Frauen verlassen wurde, während eine andere, welche, was das Aeußere betraf, nicht viel besser aussah, die Bambusthüre offen hielt und uns aufforderte einzutreten. Wahrscheinlich dachte sie daß wir gekommen seyen um die Art des Badens zu sehen, denn sie gab uns durch Zeichen zu verstehen es seyen eben keine Badenden vorhanden, es würden aber in kurzer Zeit einige eintreffen; wir sollten nur Platz nehmen und es uns bequem machen.

Wir gaben ihr mit einiger Schwierigkeit zu verstehen daß es unsere Absicht sey die Arrangements des heißen Wasserapparates u. s. w. kennen zu lernen, worauf sie nach dem hintern Ende des Zimmers auf ein schwarz aussehendes Loch zeigte, das unsern großen atmosphärischen Feuerplätzen, nur mit herausgeschlagener Hinterwand, glich, und forderte uns auf durchzupassiren, um dann für uns selbst zu sehen. Wir folgten der Aufforderung, und nach dem Gewinn von nassen Füßen und dem Einathmen einer beträchtlichen Quantität dampfiger unangenehmer Luft erreichten wir unsern Zweck.

Diese innere Abtheilung, zu welcher der kaminähnliche Eingang führte, war ein Raum von 8 zu 10 Fuß Größe. In der Mitte war ein ungeheurer mit Steinen und Kalk ummauerter Behälter. Ob er von Kupfer oder Eisen war, konnte ich, durch das unvollkommene Licht behindert, nicht genau unterscheiden, aber bei der Berührung mit meinem Messer klang es mehr gleich dem erstern. Er war überall mit heißem Wasser angefüllt, welchem Wolken von Dampf entstiegen und sich zwischen einem Dutzend Stangen emporwanden, die in solcher Höhe des Raumes angebracht waren daß man darunter aufrecht gehen konnte. Dieser große Wasserbehälter wurde nur dreimal des Tages frisch gefüllt, da das Wasser zufolge der großen Quantität mehrere Stunden warm bleibt. In dem Maß als es allmählich kälter wird und mit jedem folgenden Bad an Reinheit verliert, nimmt auch der Preis für die Benutzung desselben ab, bis auf die geringste Münze.

In der Ecke des Gemachs war noch ein kleinerer Behälter, in welchen fortwährend kaltes Wasser vermittelst eines Bambusrohres strömte, das ihn stetig im überfließenden Zustande erhielt, wenn nicht gerade ungewöhnlich viele Badende da waren. Aus ihm schöpften sie Eimer voll Wasser, die sie in den nächsten Raum trugen um es über ihre Körpe zu gießen, nachdem das heiße Baden zu Ende war. Sie pflegen ihre Eimer voll Wasser dem nächsten Freunde zu reichen und sich niederzubücken, während der angedeutete nächste Freund sich so hoch macht als möglich, und den Inhalt auf seinen Kopf gießt, worauf dann das Wasser von dem centnern Steinboden nach einem zwei oder drei Zoll großen Loche zu- und abfließt, das sich in der Mitte des Fußbodens befindet.

Als wir unsere Untersuchung des innern Gemachs geendigt hatten und uns wieder unter den kaminähnlichen Durchgang in den äußern Raum bückten, trafen wir mehrere Personen von jedem Alter und Geschlecht, welche seit unserer Ankunft eingetreten und eben im Auskleiden begriffen waren, um ein Bad zu nehmen.

Unser Erscheinen erregte weder Erstaunen noch Unordnung, im Gegentheil, als wir der Wirthin des Badehauses für das was wir gesehen hatten, ein Zehnercentstück (etwa vier Silbergroschen) anboten und diese es nicht annehmen wollte, sammelten sie sich in ihrem primitiven Costüme um uns, um zu sehen worüber wir disputirten. Und hier erkannten wir wiederum die despotische Art mit der die Masse regiert wird; die alte Frau machte uns Zeichen daß, nähme sie das geringste Geldstück von uns, ihr Kopf in Gefahr käme. Und es ist mehr als wahrscheinlich daß die Hälfte der Anwesenden Spione waren, welche sie der Regierung angezeigt hätten, würde sie ein Geldstück angenommen haben. Japan gehört zu den am meisten despotisch regierten Ländern, wo selbst das Kind seine Eltern ausspionirt und verräth. Das Wort Vertrauen ist unter ihnen etwas unbekanntes; alles ist Vorsicht und Mißtrauen.

Die Begründung der evangelischen Mission im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chinesische Literatur.

(Fortsetzung.)

Bis sich ein unterrichteter Lehrer vorfand, nahm Morrison, wie der Schreiber dieses während seines Aufenthaltes in China in den Jahren 1829 und 1830, bei seinem chinesischen Bedienten Unterricht. Diese Classe von Leuten kommt aber durchgängig von den in der Umgegend der Hauptstadt des Kreises Kuangtong gelegenen Dörfern, und spricht solch einen gemeinen bäuerischen Dialekt, daß selbst die gebildetern Städter ihn kaum verstehen. Der edle Staunton, der sich des armen unkundigen Missionärs eifrig annahm, empfahl ihm endlich auch einen chinesischen Katholiken, Abel Jun aus Peking, welcher damals in Canton die Geschäfte der wenigen Missionäre, die man noch in Peking duldete, besorgte. Abel Jun verstand sich dazu für theueres Geld Unterricht zu ertheilen. Es sollen zu dieser Zeit 3000 chinesische Katholiken in dem Kreis Kuangtong gelebt haben, denen drei Geistliche vorgesetzt waren, welche von einem Ort zum andern reisten um Beichte zu hören und die andern Ceremonien ihrer Kirche zu verrichten. Man erkennt dort zu Lande die Christen gewöhnlich daran daß sie sich weigern ihren Antheil zu den Ausgaben beizutragen, welche die zur Verherrlichung einzelner Gottheiten des chinesisch-buddhaistischen Pantheons vorgenommenen Feierlichkeiten und Aufzüge veranlassen. Diese Ausgaben werden nämlich durch eine von Haus zu Haus gehende Subscription gedeckt, und belaufen sich während eines ganzen Jahres auf bedeutende Summen. Abel verstand vortrefflich lateinisch, und gab Morrison in dem Hochchinesischen oder in der allgemeinen Sprache der gebildeten Classen Unterricht; ein anderer Katholik, der Sohn eines gewissen Li, welcher in seiner Jugend 12 Jahre in einem Jesuitenkloster in Portugal zugebracht hatte, lehrte ihn die Aussprache der Charaktere nach der Weise der bessern Classen Cantons. Die römischen Katholiken sind durchgehends mittheilender, und schließen sich dem Fremden, mag er dieses oder jenes Glaubens seyn, inniger an als die ihrem angestammten Gutsuß treugebliebenen Chinesen. Die Dialekte der südlichen Provinzen und das Hochchinesische sind aber durchgängig so verschieden von einander, daß der Bewohner Pekings und der

Digitized by Google

nordöstlichen Kreise ebenso wenig den Mann aus Fokien, Kuangtong und Junnan versteht, wie der Oberdeutsche die Sprache des Niederländers, des Dänen und Schweden.

Es ward nun das chinesisch-lateinische Wörterbuch welches Morrison in London abgeschrieben hatte, alsbald vorgenommen und ins Englische übersetzt; es war dieß, wie man aus dem tonischen Theile des von Morrison später herausgegebenen chinesisch-englischen Wörterbuchs ersieht, eine Abschrift des trefflichen Lexikons des P. Basil da Glemona, welches der längere Dequignes einige Jahre später zum Druck beförderte. P. Basil, der Verfasser dieses handschriftlichen Werkes, legte bei seiner Arbeit das chinesische Wörterbuch Ziegeni zu Grunde. Morrison fügte der Handschrift alle Charaktere hinzu welche das Lexikon des Kaisers Kanghi, Tseien, Noemen der Charaktere überschrieben, mehr enthält (es sind dieß im ganzen 42,000), und traf so jetzt schon die Vorbereitungen zu seinen spätern umfassenden lexikalischen Arbeiten.

Das Erlernen der Sprache und Schrift des Mittelreiches sollte natürlich bloß als Mittel dienen, um die heilige Schrift so schnell als möglich in das Idiom des Mengtse und Tschubi übertragen zu können. Die katholischen Missionäre glaubten und glauben noch heutigen Tages — und auch wir huldigen dieser Ansicht — daß eine vollständige Uebersetzung aller Bücher des alten und neuen Testaments nicht allein nicht räthlich, sondern sogar für die Verbreitung des Christenthums nachtheilig wirken könnte; einzelne Bücher der hl. Schrift haben auch sie ins Chinesische übertragen. Abel, der Geschäftsträger der Missionäre zu Peking, erzählte zwar seinem Schüler, dem protestantischen Missionär: **Biblia tota est in lingua Tartaria,** [1] **inde partes selectæ Veteris Testamenti traductæ sunt in lingua Sinica. Christiani Pekingi illas habent, sed non Cantonicolæ.** Doch glauben wir, Abel Jun hat den widersetzigern Sendboten belogen. Die Bibel ward, wie man später sehen wird, von den katholischen Missionären niemals vollständig weder in die Sprache der Mandschu noch der Chinesen übersetzt.

Anfangs glaubte Morrison, es würde seinen Zwecken sehr förderlich sehn wenn er sich nach der Weise des Chinesen kleidete und mit ihnen äße; doch sah er bald seinen Irrthum ein. Er durfte sich, wenn er die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung nicht erregen, wenn er die verdachtsüchtigen Bewohner des Mittelreiches nicht zu allerlei bösen Streichen herausfordern wollte, von der gewöhnlichen Lebensweise der Europäer in Canton nicht entfernen. China war, wie gesagt, damals bloß des Handels wegen den Fremden geöffnet; wer andere Zwecke verfolgte, mochten es wissenschaftliche oder religiöse seyn, dem wurde kein Zutritt gestattet in das Reich der Mitte. Morrison aß also mit seinem Lehrer auf chinesische Weise, um während des Essens einige chinesische Worte aufzufangen; er legte Messer und Gabel weg, bediente sich beim Mahl der chinesischen elfenbeinernen Stäbchen, und suchte auch in andern Dingen die ächten Söhne des Jao und Schun nachzuahmen. Er ließ sich Nägel und Haare wachsen, so daß er schon nach Verlauf eines Jahres einen ziemlichen Zopf beisammen hatte, und gieng, mit einem chinesischen Kittel und hohen dicken Schuhen von Pappendeckel bekleidet, längs der Factoreien und in den Vorstädten Cantons auf und ab. Der Sendbote pflegte später gern in einer heiteren Gesellschaft sein abenteuerliches Beginnen aus den früheren Jahren zu erzählen, und schloß dann gewöhnlich mit den Worten: Es war gut gemeint, wenn auch schlecht gethan.

[1] D. h. wohl im Tungusischen, der Sprache der Mandschu.

II.

Morrison war lange zweifelhaft welcher chinesischen Worte er sich bedienen sollte um den Begriff Gott oder Gottheit zu bezeichnen. Es ist bekannt daß die gelehrtesten und frömmsten katholischen Missionäre in dieser Beziehung verschiedenen Meinungen huldigten; es war dieß einer der zahlreichen Streitpunkte welchen den Dominicanern, Franciscanern und Jesuiten. Die beiden ersteren behaupteten, die Chinesen bezeichneten mit dem Wort Tien, Himmel, bloß den materiellen Himmel; die andern erwiderten, wenn auch der gemeine Mann — wie dieß in allen Ländern, bei den Christen und Juden nicht weniger als bei den übrigen Völkern der Erde, nicht selten zu geschehen pflege — das Firmament mit der Gottheit verwechsle, so habe doch das Wort Tien eine höhere, geistige Bedeutung, wie aus verschiedenen Stellen der Urschriften oder King und den mündlichen Versicherungen der Gelehrten des Mittelreiches, der höchsten Staatsbeamten und des Kaisers selbst hervorgehe.

Morrison selbst war nach reiflicher Untersuchung dieser wichtigen Frage entgegengesetzter Ansicht. Wenn auch, schreibt er in seinem Wörterbuch, [1] das Wort Himmel an mehreren Stellen der classischen Schriften bei dem christlichen Leser die Idee eines versöhnlichen Gottes erregen könnte, so muß man doch gestehen daß die spätern Ausleger anderer Ansicht sind, und daß die Sitte der jetzigen Chinesen, Tienti, Himmel und Erde, neben einander zu setzen, dem Begriff der selbstständigen, die Natur beherrschenden Gottheit zuwider ist. [2] Seine Ansicht geht auch aus einigen Briefen hervor, die seine Witwe mittheilt: „Heute," schreibt er noch am 7 Mai 1808, „begannen eine Menge theatralischer Vorstellungen vor den Factoreien der mit China handeltreibenden fremden Nationen; sie dauern 3—4 Wochen und sind religiöser Natur. Nationalisten, kommt hieher und seht die Frucht eurer Neuerung!" „Aber," entgegnet Ihr, „diese Abenteuerlichkeiten findet man nur bei dem gemeinen Volke, die Philosophen verachten sie." Wohlan, dieses gemeine Volk bildet neun Zehntheile der Bevölkerung der heidnischen Welt, und die Philosophen welche die Religion des gemeinen Mannes verachten, haben gar keine, d. h., sie sind Atheisten."

In einem andern Auszuge der Tagebücher Morrisons, in welchem wir mehrere Irrthümer stillschweigend verbessern, lernen wir die gewöhnliche Art und Weise der chinesischen Gottesverehrung kennen. „Dieser Tage," heißt es daselbst, „gieng ich in den Tempel des großen nördlichen Buddhisattva — eine Art buddhistischer Heiligen oder Gottheiten, welche die Chinesen nach ihrer Gewohnheit abkürzen und bloß Pusa nennen — wo sich eine Menge Andächtiger eingefunden hatte. Der Tempel war voll des Rauches, welcher von den Opfern und andern gewissen Gegenständen emporstieg. Die Gläubigen brachten in niedlichen Körbchen Geflügel, Schweinefleisch und allerlei Vegetabilien herbei, welche, nachdem die der Gottheit dargebrachten Begräbnungen zu Ende waren, wiederum von dannen getragen wurden. Man opferte überdieß Kerzen, wohlriechende Stengel und Goldpapier, welches dem Feuer über-

[1] Englisch-chinesisches Wörterbuch unter heaven.

[2] Leibnitz, der kein Wort chinesisch verstand, hatte doch den Muth in den Streitigkeiten zwischen den Dominicanern und Jesuiten sich in Briefen und in einer eigenen Schrift (Epistolae ad diversos ed. Kortholt Vol. II.) für die letztern zu erklären, und suchte durch allerlei Sophismen seine Meinung geltend zu machen. Die Gründe dieses Benehmens und daß Gehaltlose seiner Behauptungen entwickelt der wackere Lacroze in einem Schreiben an Kortholt. Epist. II. 495.

Digitized by Google

geben wurde, während man in eine Oeffnung des Altars Wein ausgoß. Wenn der Andächtige das brennende Gold- oder Silberpapier auf den metallenen Altar schleudert, so schlägt ein Ministrant auf eine Trommel und läutet mit der Glocke, um den Gott gleichsam aufmerksam zu machen daß ihm jetzt ein Opfer dargebracht werde.“ So legte es sich wenigstens der Missionär aus. Mehrere Andächtige fielen auf die Kniee nieder und murmelten leise Gebete, andere warfen mehrmals ein Krummholz in die Höhe, um, wie ich dieß selbst in den Tempeln der Vorstädte Cantons mehrmals gesehen habe, aus der Art und Weise des Niederfallens die Zukunft zu erforschen. Ich fand aber nirgendwo, in so vielen Tempeln ich auch gewesen bin, eine andächtige Gemeinde. Während der eine betet, spricht, lacht und schäkert der andere; ein dritter ergibt sich selbst in der Tempelhalle dieser oder jener Beschäftigung.

Nichts gleicht der Verehrung welche die Chinesen für die sogenannten vier Bücher hegen, die theils von Kongfze, theils von seinen Schülern und Freunden herrühren. Während die chinesischen Lehrer sie mit Morrison lasen, schienen sie ganz entzückt zu seyn; namentlich war dieß der Fall bei dem großen Unterricht oder der großen Weisheit. Diese große Weisheit des Kongfze enthält zweihundertundfünf Charaktere, die sein Schüler Tsengfze vermittelst tausendfünfhundert und sechsundvierzig anderer Zeichen und Worte auslegte. Die Bewunderung und Hingebung welche die Chinesen für dieses Werk hegen, ist gränzenlos; kein Charakter, kein Wörtlein, sagen sie, sey darin überflüssig. Selbst die von ihnen sonst sogenannten leeren Wörter, welche die grammatischen Kategorien bezeichnen, hätten hier, neben der Angabe der Verhältnisse, noch eine besondere Bedeutung; der Inhalt zeuge von solcher Tiefe daß es die größte Geistesanstrengung, den ausgezeichnetsten Scharfsinn erheische, um ihn zu erfassen. Diese so außerordentlich bewunderte und gepriesene große Weisheit lautet nun in einer so viel als möglich wörtlich getreuen deutschen Uebersetzung folgendermaßen:

„Die Norm der großen Weisheit besteht in der Verherrlichung der leuchtenden Tugend; sie besteht in der Erneuerung des Volkes; sie besteht in der Beharrlichkeit des vollkommenen Guten.

„Von Beharrlichkeit durchdrungen folgt Sicherheit; durch Sicherheit wird Ruhe möglich; Ruhe erzeugt Festigkeit, Festigkeit Besonnenheit, und durch Besonnenheit erreicht man sein Ziel.

Dinge haben ein Beginnen und ein Aufhören; Handlungen haben ein Ende und einen Anfang; der dieß Erkennende, das erste und das letzte, nähert sich der Lehre.

„Wünschten die Alten die leuchtende Tugend zu verherrlichen im ganzen Lande; begannen sie mit der guten Regierung ihrer Lehensherrschaft; wünschten sie ihre Lehensherrschaft gut zu regieren, begannen sie mit der Ordnung ihres Hauses; wünschten sie ihr Haus zu ordnen, begannen sie mit der eigenen Bildung; wünschten sie sich selbst zu bilden, begannen sie mit der Vervollkommnung ihres Herzens; wünschten sie ihr Herz zu vervollkommnen, begannen sie mit der Reinigung ihres Willens; wünschten sie ihren Willen zu reinigen, begannen sie mit der vollkommenen Ausbildung ihrer Erkenntnißkraft; die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft aber besteht in der Erforschung der Dinge.

„Auf die Erforschung der Dinge folgt die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft; auf die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft die Reinigung des Willens; auf die Reinigung des Willens die Vervollkommnung des Herzens; auf die Vervollkommnung des Herzens die eigene Bildung; auf die eigene Bildung die Ordnung des Hauses; auf die Ordnung des Hauses die gute Regierung der Lehensherrschaft; auf die gute Regierung der Lehensherrschaft die Ruhe im ganzen Lande.

„Von dem Himmelssohne bis zum gemeinen Volk ist dieß das einzige für alle; die Wurzel, aus welcher die eigene Bildung entsteht.

„Daß die Wurzel in Unordnung, die Zweige aber in Ordnung seyen, findet nicht statt.

„Das Wichtige gering und das Geringe wichtig zu achten, das geht nicht an.“

Durch unermüdlichen Fleiß brachte es Morrison dahin daß schon gegen Ende des ersten Jahres seines Aufenthaltes in China, der ihm oder richtiger der Bibelgesellschaft 500 Pfd. kostete, sein Lehrbuch der chinesischen Sprache, d. h. der gewöhnlichen Umgangssprache, vollendet und zum Druck bereit war. Diese Grammatik erschien aber erst sieben Jahre später zu Serampur unter der Aufsicht des gelehrten Marshman. Morrison wollte durch dieses Werk den jungen britischen Kaufleuten und Missionären, welche sich dem Studium der chinesischen Sprache widmen wollen, ein praktisches Buch in die Hände geben; er setzte deßhalb nichts voraus, keine Kenntniß der allgemeinen Grammatik, keine philosophischen Begriffe über das Wesen der Redetheile und andere dergleichen Vorkenntnisse, mit welchen jemand der sich dem Chinesischen widmen will ausgerüstet seyn sollte.

Die chinesische Regierung sorgt dafür daß eine Anzahl ihrer Unterthanen die Sprachen der Fremden erlernt, mit welchen sie an den verschiedenen Gränzstationen des Reiches den Verkehr gestattet. Zu diesem Endzweck wird in Peking ein eigenes Dolmetschercollegium errichtet; denn es sollen die Fremden selbst die Sprache des Mittelreichs nicht erlernen, damit sie mit den ehrvergessenen Unterthanen des Landes keine verrätherischen Verbindungen anknüpfen möchten. Daß hieraus für alle mit China in Verbindung tretenden fremden Nationen große Nachtheile erwachsen, ist einleuchtend. Die Mitglieder der Factorei der ostindischen Compagnie in Canton hatten dieß längst eingesehen; doch wollte sich keiner dieser reichen, bequemen Herren, den edlen Sir George Staunton ausgenommen, dazu entschließen sich der vielen Mühe und den mannichfachen Aufopferungen welche das Studium der chinesischen Sprache erheischt, zu unterziehen. Deßhalb wurde Morrison im Jahr 1809 die Stelle eines chinesischen Secretärs und Uebersetzers mit dem bedeutenden Gehalte von 500 Pfd., der später auf 1000 erhöht wurde, von den Herren der Factorei angeboten. Der Missionär besann sich nicht lange ein Amt anzunehmen, welches so ganz mit seinen Neigungen und Beschäftigungen zusammentreffen, und das ihm überdieß einen bleibenden, von der Unterstützung der Missionsgesellschaften unabhängigen Aufenthalt in China in Aussicht stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Caldwells vergleichende Grammatik der dravidischen Sprachen.

(Aus dem Athenäum.)

Die Anſichten welche Colebrooke und die Orientaliſten ſeiner Zeit in Bezug auf die Ableitung aller Sprachen Indiens aus dem Sanskrit hegten, haben ſich ſchon ſeit langem als irrig erwieſen, und bedürfen keiner Widerlegung mehr. Gewiß iſt daß, wenn man die Vindhjan-Berge, welche die Nordgränze des Dekan bilden, überſchritten hat, ein Stratum unſanskritiſcher Mundarten zum Vorſchein kommt, und mehr und mehr ſich entwickelt, bis im tamuliſchen Lande das Sanskrit ſo zu ſagen ganz verſchwindet. In der That ſind, mit Ausnahme des halb-ariſchen Marathi, alle Sprachen des Dekan unſanskritiſch, und gehören der ſeythiſchen Sprachenfamilie an; laſſen ſich auch alle, mit Ausnahme abermals von einer oder zwei barbariſchen Mundarten, als dravidiſche bezeichnen. Dieſer Name, den die Arier dem Tamuliſchen, Canareſiſchen, Gondſcharathi, Marathi und Telugu beilegen, kann nun als die allgemeine Benennung der Sprachengruppe angenommen werden, deren Vertreter das Tamuliſche iſt. Unſer Verfaſſer zählt neun dravidiſche Sprachen auf: Tamuliſch, Telugu, Canareſiſch, Malayálam, Tulu, Tuda, Kóta, Gónd und Ku. Von dieſen werden die drei erſten von beziehungsweiſe zehn, vierzehn und fünf Millionen Menſchen geſprochen. Er ſchätzt den dravidiſchen Menſchenſchlag in ſeiner Geſammtheit auf 32,150,000 Seelen, was wahrſcheinlich um zwei bis drei Millionen weniger iſt als ſie in Wirklichkeit betragen. Die Oertlichkeit des Tamuliſchen, Telugu, Canareſiſchen und Malayálam iſt genau bekannt, und ihre Verwandtſchaft eine zu augenmachte Sache als daß es eines weiteren Beweiſes bedürfte. Auffallend iſt indeß daß Prof. Max Müller ſich ſo ſehr irre führen ließ, an das Vorhandenſeyn des Malabariſchen als einer vom Tamuliſchen und Malayálam abgeſonderten Sprache zu glauben. Wir brauchen kaum zu ſagen daß eine ſolche Mundart eine reine Sache der Einbildung iſt. Hr. Caldwell liefert einen ſehr merkwürdigen Beweis von der Ableitung des Malayálam aus dem Tamuliſchen. Often heißt im Malayálam Kirakka, was buchſtäblich „abwärts" bedeutet, und Weſten wird Merku, „aufwärts" genannt. Dieſe beiden Benennungen müſſen ihren Urſprung im Tamulenlande haben, das nach den Ghäts im Weſten zu anſteigt, nach dem Meer im Oſten aber ſich ſenkt. In Malabar hingegen iſt dieſe Configuration des Landes eine gerade umgekehrte, und nur der tamuliſche Urſprung des Volks und ſeiner Sprache kann einer vollſtändig entgegengeſetzten Nomenklatur für dieſe Punkte des Compaſſes ihr Entſtehen gegeben haben. Das Tuda und Kóta ſind Sprachen unbedeutender, auf den Nilgherry-Bergen anſäſſiger Stämme; das Gónd wird im Nagpurlande, im öſtlichen Theile des Nizamgebiets, ſo wie in der Sagar- und Narbadda-Provinz geſprochen; Ku iſt die Mundart von Gumſur und den hügeligen Theilen Oriſſa's. Der numeriſchen Schätzung nach werden dieſe vier Sprachen, ſagt man, von einer halben Million Menſchen geſprochen, allein wir halten es für wahrſcheinlich daß das Gónd allein eine dreimal ſo große Anzahl umfaßt. Hrn. Caldwell dünkt es nothwendig die Thatſache feſtzuſtellen daß die vorbeſagten vier Sprachen wirklich dem dravidiſchen Stamm angehören, und er verbreitet ſich in ſeiner Einleitung ziemlich umſtändlich über dieſen Gegenſtand; auch ſucht er im Anhang in Kürze zu beweiſen daß die Tudas Dravidier ſind. Den günſtigſten Ausſpruch aber den wir, ſowohl was die Abſtammung als die Mundart betrifft, ihm bewilligen können, iſt — „nicht erwieſen." Die Tudas haben ihre Fürwörter, einige Zahlenbezeichnungen, ſowie einzelne wenige Ausdrücke von primärer Wichtigkeit dem Tamuliſchen entlehnt; allein ſechzig Procent ihres Wörtervorraths dürfen als urſprüngliche betrachtet werden, und man muß ſich mehr darüber wundern wie ein Volksſtamm der nur wenige Hundert Menſchen zählt, einen ſo großen Vorrath unverſehrt erhalten konnte, als darüber daß er einen Theil ſeiner Sprache dem Volk entlehnte von welchem er umgeben iſt. Was das phyſiſche Auſſehen der Tudas betrifft, ſo ſind wir abermals mit dem Verfaſſer nicht im Einklang. Selbſt das auffallende Poſtulat zugegeben, das Gebirgsluft braune Augen, Adlernaſen und lockiges Haar ebenſo gut zu erzeugen vermögen als hohen Wuchs und breite Schultern, ſo läßt ſich ganz naturgemäß fragen: warum den übrigen Nilgherrnſtämmen nicht die gleiche Wohlthat zu Theil geworden? Die Kurumbas wenigſtens haben länger auf den Bergen gewohnt als die Tudas: warum ſind ſie im Vergleich mit denſelben ſo armſelige Geſchöpfe?

Außer dieſen neun Sprachen ſcheinen noch zwei uncultivirte Mundarten Mittel-Indiens — das Uráon und das Rádjchmahal — urſprünglich Zweige der dravidiſchen Sprachenfamilie geweſen zu ſeyn. Noch intereſſanter iſt es zu erfahren daß das Brahui ein ausgeſprochenes dravidiſches Element enthält. Prof. Bopp hat mit Recht bemerkt daß die drei niedrigſten Zahlwörter nie in irgendein Land von Fremden eingeführt werden konnten. Zwiſchen dieſen Zahlwörtern im Brahui und im Dravidiſchen beſteht eine vollſtändige Uebereinſtimmung ſowohl in ihrer Wurzel wie in ihrer Bildungsweiſe. Eine bemerkenswerthe Identität herrſcht auch im ſubſtantiviſchen Zeitwort, in den Fürwörtern, in manchen grammatikaliſchen Formen und in zahlreichen Wörtern überhaupt. Hieraus darf man daher wohl den Schluß ziehen daß das dravidiſche Volk, wie die Arier, vom Nordweſten her nach Indien kam.

Nachdem Hr. Caldwell die Oertlichkeit und Verwandtſchaft der dravidiſchen Sprachen feſtgeſtellt, ſucht er das Alter der dravidiſchen Geſittung und die Urſprünglichkeit der tamuliſchen Literatur zu zeigen. Was die dravidiſche Dichtkunſt anlangt, ſo iſt es eine auffallende Erſcheinung daß der Reim ſeine Stelle am Anfang, nicht am Ende einer Zeile, und zwar in dem Conſonanten hat welcher zwiſchen den erſten zwei Vocalen ſteht. „Oftmals reimt der ganze erſte Fuß einer Zeile mit demſelben Fuß in der zweiten; zuweilen reimen auch die zweiten Füße in jeder Zeile, und manchmal wird der Reim wiederum weiter im Verſe ſelbſt, je nach den bei jeder Art des Versmaßes aufgeſtellten Geſetzen, aufgenommen."

Der ſiebente und letzte Abſchnitt iſt den Zungen-Verwandtſchaften gewidmet, und eingetheilt in: 1) Indo-europäiſche, die ſanskritiſchen und außerſanskritiſchen umfaſſend; 2) ſemitiſche, und 3) ſcythiſche.

Die Ergebniſſe der Vergleichung Hrn. Caldwells ſind in Kürze folgende: 1) Es iſt über allen Zweifel erhoben daß in Südindien eine compacte, hier die dravidiſche genannte, Sprachenfamilie beſteht, die einen ganz andern Charakter und Bau beſitzt als die ſanskritiſchen oder indo-europäiſchen Zungen. Dieſe Verſchiedenheit wird unter anderm durch folgende Beweiſe erhärtet: phoniſche Discrepanz, z. B. der Gebrauch von Cerebralen als weſentlichen Beſtandtheilen einer größern Anzahl primitiver dravidiſcher Wurzeln, ſo daß ſie nothwendig ſind zur Unterſcheidung der einen Wurzel von einer andern, während im Sanskrit ihr Gebrauch meiſt bloß euphoniſch iſt. Ferner der gänzliche Mangel an Aſpiraten, Ziſchlauten und der Anuswara aus dem tamuliſchen Alphabet, ſo wie das Vorhandenſeyn gewiſſer im Sanskrit unbekannter Laute

Digitized by Google

2) Die Inflexion dravidischer Nennwörter durch angehängte Postpositionen und trennbare Partikeln wie in den scythischen Zungen, und nicht durch Casus-Endungen; dann die Identität der Declination und der dravidischen Einheit und Mehrheit, mit der einzigen Ausnahme daß die Inflexionalzeichen in der Einheit an die Wurzel, in der Mehrheit an das Mehrheitszeichen angefügt werden. 3) Die Uebereinstimmung der dravidischen Dative mit dem türkischen und scythischen, während er von diesem Casus in den indo-europäischen Sprachen abweicht. 4) Das Vorhandenseyn zweier Mehrheiten des dravidischen Fürworts der ersten Person, von denen die eine die angeredete Person ein-, die andere sie ausschließt. 5) Das Nichtvorhandenseyn eines beziehenden Fürworts im Dravidischen, indem dessen Stelle durch das beziehende Mittelwort (Participium) ersetzt wird. 6) Die Stellung des regierenden Worts, das im Indo-Europäischen die erste, im Dravidischen die letzte Stelle einnimmt. 7) Das Vorhandenseyn eines verneinenden sowohl als eines befahenden Worts im dravidischen Verbalsystem.

Dieselben Beweise welche die Verschiedenheit der dravidischen und indo-europäischen Sprachen darthun, genügen um die Verwandtschaft der dravidischen und scythischen Sprachenfamilie über allen billigen Zweifel zu erheben.

Ein drittes Ergebniß zu welchem Hr. Caldwell gelangt, ist: daß das Sanskrit eine Anzahl Wörter und Cerebralbuchstaben seines Alphabets dem Dravidischen entlehnt hat. Dieß heißt in der That denen welche alles Dravidische aus dem Sanskrit ableiteten den Tisch unter den Händen wegziehen, nichtsdestoweniger halten wir die Sache für eine vollständig ausgemachte.

Tripang- und Perlenfischerei im niederländischen Australien.

(Von Julius Rögel.)

Perlen, Tripang, Paradiesvögel und Schildkrot sind die einzigen Ausfuhrartikel der Aru-Inseln, welche von Ausländern hier einzutauschen gesucht und ausgeführt werden; um diese zu erhandeln, begeben sich alljährlich fremde Handelsleute nach Tobu, einer unter 7° südl. Br. und 135° östl. L. v. G. gelegenen Insel. Die Quantität des hier einzutauschenden Schildkrot ist unbedeutend; wichtiger schon ist der Handel mit todten Paradiesvögeln, welche aber großentheils auf Neuguinea gefangen und hier nur gedörrt werden; so kommen sie in den Handel, und man führt sie nach Singapur und Macassar aus. Tripang hingegen ist hier in großer Menge vorhanden; die Aru-Inseln sind flach und die meisten derselben mit Sandbänken umgeben; die zur Zeit der Ebbe gewöhnlich nur ein bis zwei Fuß tief unter Wasser stehen, so daß man mehrere tausend Schritt weit vom Lande gehend sich entfernen kann. Hier auf diesen Bänken ist die Tripang von der Fluth in Menge angeschwemmt worden, und man hat nun weiter nichts zu thun als sie aufzunehmen und zu bergen, bevor die Meeresfluth zurückkehrt: dieß ist nun auch meistens das Geschäft der Eingebornen. Die chinesischen Handelsleute, die vorzugsweise Tripang eintauschen, kochen und räuchern diese nachher — um sie vor Fäulniß zu bewahren — zu Tobu in den zu diesem Behuf errichteten Hütten, und man behauptet daß, eben weil Chinesen sich hier mit dem Bearbeiten der Tripangs beschäftigen, dieselben besser wie andere sind. Die dießjgen Tripangs gehören nämlich zu den besten Sorten, sie haben die Länge von je 5—6 Zoll und etwa einen Zoll im Durchmesser; den Chinesen sind diese Tripangs Leckerbissen, uns Europäer ekeln sie an, weil sie unsern großen Schnecken ähnlich sind. In Folge der Kriegszustände in China hat die Tripangausfuhr aus dem niederländischen Indien abgenommen, und sie sind jetzt billiger wie früher; der mittlere Preis für Tripang ist bei den auf den Aru-Inseln anwesenden Handelsleuten 40 fl. per Pikol (125 Pfd.); von den Eingebornen kann man sie nur gegen Kattun, Waffen, Reis, Arak, Messer u. s. w. eintauschen. Weit mühsamer, lebensgefährlicher, auch weniger lohnend als das Tripangfischen ist die Perlenfischerei in den dießgen Wassern, weßhalb die Fremden auch nur um Perlen einzutauschen, und nicht um diese selbst zu fischen, nach den Aru-Inseln kommen. Die großen Perlenmuscheln (Pia munthare genannt) finden sich nämlich bei einer Tiefe von 10—15 Faden, und alsdann nur einzeln auf dem Meeresgeunde liegend, welche man dann und wann bei hellem Wasser auf dem Grunde liegen sehen kann. Allein man hat hier keine Taucherglocken, und die arunesischen Taucher begeben sich auf den Meeresgrund, ohne eine Leine um ihren Leib befestigt zu haben. Die Muscheln sind 10—15 Pfd. schwer und hängen zuweilen an Gewächsen oder Steinen fest, weßhalb nur sehr geübte Taucher, die 5—6 Minuten unter Wasser zu bleiben vermögen, solche Muscheln bergen können. Häufig kehren die Taucher, nur um Luft zu schöpfen, ohne Muscheln mitzubringen, auf ihre Kähne zurück. Gelingt es endlich solche Perlenmuscheln zu Tage zu befördern, so findet man gewöhnlich bei Eröffnung derselben daß nur kleine Perlen darin sind, welche die darauf verwendete Mühe wie die zu befürchtende Gefahr der Taucher wenig lohnen. Denn bei dem Untertauchen hat man die Ankunft von Haifischen sehr zu fürchten.

Es ist ganz natürlich daß auch viele Arunesen, bei der ihnen eigenen Kunst im Tauchen, von der sie fast täglich neue Proben ablegen, dann und wann mit vortrefflichen Perlen bereichert heimkehren, welche sie alsdann an die fremden Handelsleute vertauschen, und die letzteren bekommen solche Perlen öfters sehr billig, wenn sie zufällig gerade solche Waaren haben die der Arunese begehrt; übrigens thun die gebrannten Wasser, welche die Händler vor und bei den Tauschverträgen den Tauchern zukommen lassen, ihre guten Dienste.

Wie gewinnreich nun aber die Perlen- und Tripangfischerei für die Bewohner der Aru-Inseln auch sehn mag, so findet man bei ihnen doch nirgends Reichthum; denn sie bewohnen nur Palmzweighütten, besitzen nur wenige ärmliche Möbel und sind — Männer und Frauen — nur mit Kattunröcken, die von den Hüften bis an die Knier reichen, bekleidet. Geschmeide tragen nur wenige, ihr wolliges Haar ist gewöhnlich einen Fuß lang und steht zu Berge; außerdem verbreitet die Ausdünstung ihrer braunen Haut einen veiderlichen Geruch, weßhalb die Nähe der Arunesen den Europäern sehr lästig ist.

Digitized by Google

Eine Ueberlandreise nach Indien.

11. Rückkehr nach Europa.

Ich hatte mich schon früher entschlossen nach Europa zurückzukehren. Am letzten Juninst legte ich meine Stelle nieder, und nachdem ich einen Tag vorher meinen Dhulie-Takt bestellt, trat ich Nachts um 12 Uhr meine Reise nach Umballa an, um über Calcutta und um das Cap der guten Hoffnung die Heimfahrt zu vollenden. Schon mehrere Tage hatten die periodischen Regen mit einem plötzlichen Einbruch gedroht, und gerade am Abend meiner Abreise stellten sie sich denn auch ein „mit einer Rache," wie der Engländer sagt. Ich wußte daß vor 14 Tagen schwerlich auf einen trockenen Tag zu rechnen war, und eilte deßhalb. Um den Dhulie vor dem Eindringen des Regenwassers zu schützen, hatte ich, wie es allgemein gebräuchlich ist, ein zweites, spitzes Dach von Sirkie, einer Art getrockneter Binsen, oben über die Decke legen lassen. Fast fünf volle Tage gebrauchte ich dießmal, obgleich die Flüsse noch nicht so stark angeschwollen waren als auf meiner ersten Reise. Der lose Sand der unvollendeten Wege, von der Regenfluth getränkt, bildete einen Schlamm, in den meine armen Träger oft bis an die Kniee versanken, und dann nur mit Mühe ihre Füße losmachen konnten. Wo der Boden lehmig war, glitt der eine oder andere von ihnen aus, und recht unsanft machte mein Dhulie dann nähere Bekanntschaft mit dem Erdreich, und ich mit dem auf der Oberfläche stehenden Wasser. Ich hatte eben den Gugger passirt und gab mich der frohen Hoffnung hin Umballa noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen und mich unter dem gastlichen Dach meines Onkels für die erlittenen Beschwerlichkeiten zu entschädigen, als plötzlich — ein lautes Krachen, ein heftiger Stoß und der unmittelbare, plötzliche Contact meines ganzen Körpers mit sehr kaltem Wasser mich meinem Gedankenraumel entriß! Die Tragstange war dicht vor meinem Kopf gebrochen und man hatte mich in eine große Pfütze fallen lassen. Ich sprang heraus, so schnell ich konnte, und verscherte meine höflichen Culies, die mir mit einem tiefen Salam die Meldung machten: „Sahib, die Stange ist gebrochen und der Dhulie gefallen" — daß ich schon vollkommen davon überzeugt sey. Da half nichts als zu versuchen die alte Stadt Umballa, die noch eine Meile entfernt war, zu Fuß zu erreichen. Ich sage „versuchen," denn es war keine Kleinigkeit, in leichter, weißer Kleidung, mit dünnen Schuhen als einzige Fußbekleidung, auf einer der schlechtesten Strecken des Weges bei einem förmlichen Wolkenbruch vorwärts zu kommen, nachdem man mehr als viermal 24 Stunden in einer beschränkten liegenden Stellung zugebracht. Auch schon beim ersten Schritt blieb ein Schuh im Morast stecken, und ich hielt es fürs beste allem nur irgend entbehrlichen Luxus zu entsagen. Es wurde bald so dunkel daß ich nichts mehr unterscheiden konnte, und mich gänzlich der sorgsamen Leitung eines meiner Gefährten überlassen mußte, bis wir endlich nach zweistündigem Kampf mit Weg und Wetter die ersehnte Stadt vor uns hatten. Während zwei weiterer Stunden gelang es einem meiner Leute, die ich alle zu dem Zweck fortgeschickt hatte, eine dünne Stange und einige Stricke zu erhandeln, und nachdem hiermit dem Uebel, so gut es gehen wollte, abgeholfen, kroch ich wieder in mein Gefängniß hinein, naß, wie aus dem Wasser gezogen, und dankte Gott, als ich mich endlich gegen Mitternacht unter dem schützenden Dach meiner Verwandten wußte! Das Geschenk einer Rupie schien auch meine jüngsten Leidensbrüder zu glücklichen Menschen zu machen!

Ich verlebte jene Zeit in Umballa sehr einförmig, häufig in der Gesellschaft eines wenige Monate früher aus Australien zurückgekehrten „Goldgräbers." Er hatte drei Jahre dort zugebracht, ein mäßiges Vermögen zusammengegraben, war darauf krank geworden und seines Eigenthums wieder beraubt. Er war der Sohn angesehener Leute, aus einer Stadt B. in England, hatte früher in Oxford Theologie studirt und hoffte nun, da es ihm in Indien nicht gefiel, nach seiner Heimkehr ordinirt zu werden.

An einem dieser Tage führte mich mein Weg beim Bazar vorbei. Unter den Bäumen am Wege saß eine Gruppe von Hindus in einem weiten Halbreis auf dem Boden. Es mochten ihrer 25 bis 30 seyn. Vor ihnen unter einem Baum stand ein Weib, in Lumpen gehüllt, mit einem zweijährigen Kinde auf dem Arm und einem Mädchen von vier oder fünf Jahren an der Hand. Es wurde „Durbar" (Rath) gehalten. Neugierig blieb ich mit meinem Begleiter, einem jungen Ostindier, stehen, um der Verhandlung zuzuhören, die auch sogleich ihren Anfang nahm. Ein Alter, der den Vorsitz führte, rief die Verklagte heran in den Kreis, und forderte den neben ihm sitzenden Kläger, ihren Mann, auf seine Sache vorzutragen. Dieser schien ein wohlhabender Hindu zu seyn. Er erzählte daß „dieses sein Weib sich seit einiger Zeit durchaus nicht um seinen Haushalt kümmere und keine Arbeit verrichten, weder Essen kochen, noch die Kühe melken wolle." Jene vertheidigte sich und behauptete: „Sie habe dieß alles gethan, so lange ihr Mann für sie und ihre Kinder gesorgt habe; allein seitdem dieser ein zweites Mädchen geheirathet, habe er sie selbst gänzlich vernachlässigt; so, er gäbe weder ihr, noch ihren Kindern genügend zu essen, sondern wolle sie ganz zur Sklavin seines zweiten Weibes machen, von der er gar keine Arbeit verlange." Nach manchen Berathungen und Späßen der übrigen ließ der Alte sein Urtheil hören: „Der Mann solle eine Scheidewand von Bambus in seiner Hütte aufführen, eine Abtheilung für sich und sein junges Weib zur Wohnung nehmen, die andere der Verklagten überlassen, und da er zwei Kühe besäße, so solle jede der Frauen eine derselben füttern und melken, und außerdem ihre eigene Wohnung besorgen; er solle ferner auch für den Unterhalt dieser vernachlässigten Frau und ihrer Kinder sorgen, oder ihr den Nutzen einer der beiden Kühe zu diesem Zweck überlassen."

Dieses Urtheil fand allgemeinen Beifall unter der Versammlung, obwohl die beiden streitenden Parteien nicht befriedigt schienen, und die Sitzung wurde aufgehoben, um mit einem gemeinschaftlichen Gastmahl zu enden. Selbstgefällig kam jener Alte schmunzelnd auf mich zu, machte seinen Salam und fragte: „Sab' ich gut geredet, Sahib?"

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über Bulgarien.

Blutegel in Bulgarien. Während in den übrigen Ländern Europa's die Blutegel, in Folge des überhand genommenen Gebrauchs welchen die Medicin davon macht, seltener geworden sind, finden sie sich in Bulgarien im Ueberfluß. Man fängt sie dort in den zahlreichen Seen und anderen morastigen Orten. Ihre Ausfuhr ist nur denen gestattet welche von dem türkischen Ministerium in Konstantinopel unmittelbar das Monopol dazu gekauft

Digitized by Google

haben, wogegen die Regierung es niemanden verbietet Blutegel zu fangen und anzuwenden; nur der Verkauf ohne Einwilligung der Pächter ist nicht gestattet. Diese Pächter der Grundstücke kaufen nämlich das Recht der Ausfuhr dieses für die Menschheit so wichtigen Artikels von der türkischen Regierung für alle Provinzen des Reichs, und treten dieses Recht dann wieder an andere ab. In Konstantinopel befindet sich die Hauptniederlage des vornehmsten Pächters, eines griechischen Unterthans, Dimitrios Safellaridis, der dafür jährlich einen Pachtzins von 15,000 Franken an die Pforte zahlt, und die Anzahl der jährlich aus Bulgarien nach Konstantinopel geschafften Blutegel beläuft sich auf 70—80 Centner.

•

Die Wirkungen des Tanfimats in Bulgarien. Seit der Bekanntmachung des Tanfimats, dieser Art von Charte constitutionnelle für die Rasa in der Türkei, haben sich die politischen Zustände auch in Bulgarien etwas geändert und verbessert. Wie wir von dort vernehmen, wagt es nunmehr der Bulgare über die Bedrückungen seiner Herrscher sich zu beschweren und gehörigen Orts Klage zu führen. Er nimmt als Mitglied des Municipalraths an den Berathungen über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes Antheil, und beschäftigt sich mit dem Handel. Einige reiche Bulgaren haben sogar in Konstantinopel im Jahr 1851 ein Collegium und eine Buchdruckerei gegründet, in welcher eine wissenschaftlich-politische Zeitung erscheint, die in allen Theilen des Landes den Sinn und den Geschmack für Bildung und Civilisation zu verbreiten sucht. Ueberall werden in Bulgarien Schulen für den Elementarunterricht errichtet, und in den griechischen Städten daselbst, namentlich in den Handelsstädten am schwarzen Meer, macht das Studium der griechischen Sprache bedeutende Fortschritte, was als eine Folge davon angesehen werden muß daß dort unter dem Einfluß der Bischöfe, welche alle aus griechischen Landestheilen zu jenen pflegen, Schulen für das Altgriechische bestehen, in welchen die Lancaster'sche Unterrichtsweise eingeführt ist. Daneben treten freilich auch andere Erscheinungen zu Tage, welche das erfreuliche zum Theil wieder in Schatten stellen. Im Jahr 1851 wurde vom Sultan eine Verordnung erlassen, vermittelst deren es den Muselmännern untersagt ward die Andersgläubigen mit dem Schimpfnamen Giaur zu belegen. Ebenso wurde in dem nämlichen Jahre mittelst einer andern Verordnung des Sultans bestimmt daß die Kopfsteuer von den Bischöfen für die christlichen Unterthanen, sowie von den Vorstehern der jüdischen Gemeinden für diese festgesetzt werden solle, damit Christen und Juden nicht mehr den Bedrückungen der unteren Beamten der Regierung ausgesetzt seyen, durch deren Mißbräuche bei der Erhebung der Steuer die Rasa oftmals, wie z. B. im Jahr 1841 in den Hauptstädten Bulgariens, Nissa, Sophia und Widdin, geschehen war, bis zu revolutionären Ausbrüchen der Unzufriedenheit getrieben worden waren. Allein alle diese liberalen Verordnungen, die nur bestimmt waren den Europäern Sand in die Augen zu streuen, hatten keine Geltung, selbst nicht in Konstantinopel, und wurden in der nächsten Zeit vergessen und unbeachtet gelassen; und auch der Hat-Humayum vom $^{6}/_{18}$ Februar 1856 enthält in der Hauptsache nur — papierne Verheißungen und Zusagen, die am allerwenigsten da wo es um die finanziellen Bedürfnisse der Pforte sich handelt, irgendetwas zum Vortheil der Rasa ändern und bessern werden. Die Noth ist größer und mächtiger als der gute Wille!

Miscellen.

Einwanderung im Hafen von New-York. Die Gesammteinwanderung während des Jahres 1856 übersteigt die des Jahres 1855 um etwa 5000 Personen, ist jedoch um mehr als 5 Proc. schwächer gewesen als im Jahr 1854. Wie nachstehende Tabellen ergeben, kamen auch im vorigen Jahre von Deutschland bedeutend mehr Einwanderer hier an als von irgendeinem andern Lande.

Für die letzten drei Jahre vertheilt sich die Einwanderung wie folgt:

	1854	1855	1856
	319,223	136,223	141,672
Davon aus Deutschland .	176,986	52,892	55,846
„ „ Irland . .	82,302	43,043	43,996

Einwanderung im Hafen von New-York seit 1800:

Von 1800 bis	1810	. . .	70,081	Personen.
„ 1810 „	1820	. . .	114,000	„
„ 1820 „	1830	. . .	135,086	„
„ 1830 „	1840	. . .	570,000	„
„ 1840 „	1850	. . .	1,688,333	„
„	1851	. . .	289,601	„
„	1852	. . .	300,292	„
„	1853	. . .	284,915	„
„	1854	. . .	319,223	„
„	1855	. . .	136,233	„
„	1856	. . .	141,915	„

•

Der Meighrir. Wir erhalten aus Maestricht von Hrn. Kapitän de Stampa folgende Bemerkung, die sich auf die in Nr. 31 des Ausl. 1856 gegebenen Abhandlungen über das todte Meer bezieht: „Der Meighrir ist, wie das todte Meer, ein Salzsee; so lange das todte Meer mit dem Meerbusen von Akaba und der Meighrir mit der kleinen Syrte in directer Verbindung standen, theilten sie natürlich auch die resp. Niveaux des rothen und mittelländischen Meeres; als aber die Verbindung durch angeschwemmte Sandstreifen, vielleicht auch Terrainerhebungen unterbrochen wurde, genügten die Wasserzufuhr des Wed-Dschedi und Jordan nicht, um diese ausgebreiteten, täglich in der trocknen Jahreszeit bis 2 Zoll Wasser verdampfenden Spiegel auf ihrem Niveau zu erhalten; dieses sank bis Verdampfung und Zufuhr sich ausglichen, wie dieß noch jährlich, vorzüglich beim todten Meer, der Fall ist, wo die beträchtliche Menge süßen Wassers die ihm in gewissen Jahreszeiten zufließt, und die sein Niveau bis um 2 Meter erhebt, ihm nur durch Verdunstung wieder entzogen werden kann, da ein unterirdischer Abfluß nach dem mittelländischen oder rothen Meere sich nothwendig in einen Zufluß aus einem dieser, und zwar mit einem Druck von 1200 Fuß Wasser gegen 1200 Fuß Luft, verändern müßte. Weil nun allein das süße Wasser verdampft, so befinden sich in dem verhältnißmäßig kleinen Becken beinahe alle nicht verdünstenden Theile des Meerwassers, die in einem ungleich größern Becken enthalten waren, wie dieß schon aus dem außerordentlichen Salzgehalt der beiden Seen, vorzüglich aber des todten, zu ersehen ist."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. L. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. 13 Februar 1857.

Der Krieg zwischen Großbritannien und Persien.

Ehe wir versuchen zu einer Verständigung über die ausgebrochenen asiatischen Streitigkeiten zu gelangen, bedarf es einer Warnung vor den geläufigen Irrthümern, die, immer wiederholt und immer widerlegt, dennoch nie ihren Einfluß verlieren, weil eben das große Publicum zu wenig Zeit oder zu wenig Geduld besitzt, um sich in den verwickelten asiatischen Händeln zurecht zu finden. Nur Eins dürfte man billig erwarten, daß diejenigen Publicisten welche den Beruf fühlen zur Belehrung der Welt beizutragen, die erste, wäre es auch nicht die beste Karte zu Rathe zögen, sie würden dann wenigstens aufhören das Vordringen der Russen am Syr Darja, ihre Befestigungen am Aral-See, die Gründung des Forts Perowski (Akmesdschit) mit einer Bedrohung der brittischen Herrschaft in Indien in Verbindung zu setzen. Der Weg den die Eroberung den Syr Darja aufwärts nimmt, führt nicht nach Indien, sondern an die Gränze des himmlischen Reiches, in das chinesische Turkestan. Selbst wenn die Russen diesselben Fortschritte, wie am Syr, auch am Amu Darja (Oxus) gemacht hätten, würde sie die Herrschaft auch über dieses Thal nicht in die Nachbarschaft der Britten bringen. Der Himalaya und der Hindukusch sind die großen Wälle, die jede Invasion von Norden her verbieten. Alles was in Turan geschieht geht hinter diesen Wällen vor, und die Engländer welche die Schlüssel zu den nordwestlichen Pässen verwahrt halten, mögen ohne Beunruhigung der Ausbreitung der russischen Herrschaft über die Salzsteppen des großen asiatischen „Kraterlandes“ zuschauen, wie Alex. v. Humboldt die centralasiatische Depression genannt hat.

Weit mehr fühlen sich die Engländer vom Westen her bedroht, von einer Eroberung, die jene großen Gebirgswälle auf dem Wege nach Indien zur Linken behalten würde. Obrist Chesney, dem die Erdkunde ihre Wissenschaft über das Euphrat-Thal verdankt, hielt eine russische Invasion diesen Fluß abwärts nach Bassora und eine Bedrohung Indiens vom persischen Golf aus für so leicht ausführbar und gefährlich, daß er seine Arbeiten geheim halten wollte, um nicht dem Feinde als Kundschafter gedient zu haben. Diese Furcht ist aber heutigen Tages so vollständig gewichen, daß mit englischem Geld die Euphratbahn erbaut werden soll, daß derselbe Chesney diese Unternehmung betreibt, also im Sinne der früheren Befürchtungen dem Feinde auch noch das stärkste aller Verkehrsinstrumente unentgeltlich zur Eroberung Indiens herstellen würde. Weßhalb aber der Euphrat nie neue Eroberer Indiens nach dem persischen Golf tragen wird, liegt klar auf der Hand. So lange die Britten die stärkste Flotte der Welt besitzen, wird sie nie ein Feind zu Wasser angreifen, und kommt einst ein Feind der sie zu Wasser anzugreifen vermag, dann wird er nicht den persischen Golf zum Angriff auf Indien, und Indien selbst zum Gegenstand des Angriffs wählen, sondern er wird den Schlag dorthin führen wo er sogleich tödtet, er wird das Mutterland ins Herz treffen, weil die fernen Besitzungen dann von selbst verloren gehen.

Der Punkt von dem aus Indien für russische Truppen am nächsten erreichbar ist, liegt am kaspischen Meer. Es ist die vielgenannte Insel Aschurade oder Aschur Ada, die man nicht selten mit Astrabad verwechseln hört. Auf neuern Karten wird man ganz in der südöstlichen Ecke des kaspischen Sees eine kleine Landzunge an der Küste von Mazenderân bemerken. In der Verlängerung dieser Landzunge und von ihr nur durch einen seichten Canal getrennt, liegen die Inseln Groß- und Klein-Aschurade, acht Seemeilen von dem Ufer des Landes entfernt. Die größere davon hat eine rautenförmige Gestalt und mißt in der großen Achse kaum eine, in der kleinen Achse kaum eine halbe Seemeile. Die Inseln und die Halbinsel sind gänzlich öde, nur mit Gestrüpp bedeckt und in den Sommermonaten äußerst ungesund. Dort liegt das russische Fort, welches im Ganzen nur zwanzig Hütten im Jahre 1853 zählte.[1] Seit 1851 ist dieses Fort mit Bastionen und Geschütz wohl versehen worden. Am russischen Ostertage dieses Jahres geschah es nämlich, daß turkmänische Piraten in Kähnen an der Insel landeten, während der russische Commandant einen Ausfluß auf das Festland unternommen hatte und die Besatzung in tiefer Betrunkenheit lag. Der Handstreich gelang nur so weit daß ein Theil der Russen niedergemetzelt wurde, der Rest blieb des Platzes Meister und die Turkmänen mußten abziehen.[2]

[1] Vergl. die Schilderung eines deutschen diplomatischen Agenten im Ausland 1855 S. 573 ff.

[2] Welchen Eindruck dieses Ereigniß in Teheran machte, kann man aus dem Tagebuch der Lady Sheil (Teheran 1 Mai 1854) wahrnehmen. Die Perser hielten die Russen für die Anstifter des Ueberfalls (!), während der obengenannte Berichterstatter des „Auslandes“ bei den russischen Offizieren auf Aschurade die Perser anklagen hörte.

Digitized by Google

Die Insel Aschurade ist, wie sich nun jedermann aus dieser Beschreibung überzeugen wird, kein Punkt von dem aus sich das persische Gebiet bedrohen ließe. Die Russen vermögen überall an der Küste zu landen, und es ist ganz gleichgültig ob sie die Insel Aschurade besitzen oder nicht. Für eine starke Garnison ist kaum Raum genug, auch würde es viel Aufwand kosten zahlreiche Truppen dort zu ernähren, abgesehen von den Verlusten welche das Klima den Russen zufügen müßte. Alles was also über diese Besitzergreifung gefabelt wird, beschränkt sich auf das Folgende. Persien hat sich durch den Vertrag von Turkmantschai (22 Febr. 1828) von neuem verpflichtet kein Kriegsfahrzeug auf dem caspischen See zu halten, wogegen die Russen versprachen die persische Küste gegen turkmänische Seeräuber zu beschützen. Rußland ist daher vollständig Meister des caspischen Sees, und es zwingt alle Fahrzeuge sogenannte Billette oder Pässe bei den russischen Stationsplätzen zu lösen. Jedes Boot wird angehalten und von den russischen Dampfern wie ein Pirat behandelt, wenn es nicht ein Billet vorzeigen kann. Dieser Umstand ist wichtig insofern die Bevölkerung der östlichen Küsten des caspischen Sees dadurch in Abhängigkeit von der russischen Herrschaft gerathen ist. Aschurade und die Insel Tscheleken am Eingang des sogenannten Balkan-Golfes sind die Hauptstationen für russische Dampfer, und ihr Besitz hat den politischen Werth einer völligen Unterwerfung der turkmänischen Küstenbewohner unter die russische Herrschaft, er hat aber nichts zu schaffen mit den eingeräumten indischen Bedrohungen. Rußland ist, wie gesagt, die einzige caspische Seemacht, mag es das winzige Aschurade besitzen oder nicht. Es kann zu jeder Zeit und an jedem Punkt der Küste landen, um Astrabad oder irgend eine dem Ufer nahe Stadt besetzen, ehe man nur in Teheran Kunde von einer Rüstung vernimmt.

Nun ist freilich gewiß daß für die Russen der nächste Weg nach Indien über Astrabad führt. Er steht ihnen aber gegenwärtig nicht offener als am 23 Febr. 1828, d. h. seit dem Tage nach dem Abschluß des Friedens von Turkman Tschai. Von Aschurade aber Astrabad nach dem Industhale liegt Mitte Wegs Herat, und von Herat aus laufen zwei Straßen, eine gegen Osten nach Kabul und eine gegen Südosten nach Kandahar. Ueber Kandahar aber führt die nächste und für Truppen erträglichste Straße nach dem Indus. Von Kandahar, aber auch allein von Kandahar her, kann dem brittischen Reiche eine gefährliche Invasion drohen. Von dieser Seite hat es nur den einzigen Schutz den die Schwäche der Nachbarn zu gewähren vermag. Wäre Kandahar in sichern Händen, die Britten vermöchten mit größerer Ruhe abzuwarten was westlich davon vorgienge. Von Herat aus aber ist Kandahar bedroht, und von Kandahar gienge ein Stoß in die Weichen des brittischen Indiens.

Herat ist und war halb und halb eine Lehensherrschaft von Persien. Im Orient erkennt man bekanntlich die Souveränität an zwei Dingen, erstens daß der Monarch in seinen Gebieten Geld schlagen darf, und zweitens daß sein Name im Kirchengebet genannt wird. Wo diese beiden Merkmale der höchsten Gewalt vorhanden sind, da ist nach dem morgenländischen Staatsrecht der Souverän deutlich erkennbar. Von diesen beiden Dingen war wenigstens der Schein des einen zu Gunsten des Schah vorhanden. Der Tyrast von Herat, der schlaue Jar Mohammed, sendete alljährlich eine Summe Geldes nach Teheran, welches im Namen des Schah geschlagen wurde, man verhinderte jedoch daß jemals dieses Geld in Herat circulirte. Diesen Schatten von Souveränität gönnte man dem Schahinschah, und selbst der Vertrag vom 25 Januar 1853 zwischen England und Persien ließ diesen alten Gebrauch fortbestehen, während Nasreddin feierlich darin auf alle Ansprüche verzichtete daß sein Name in der Chutba, dem Kirchengebet, genannt würde. Daher schreiben sich die Ansprüche Persiens auf Herat, und wenn es auch auf das wichtigste Recht im Vertrag vom 1853 verzichtete, so halten die persischen Diplomaten an der Behauptung fest, dieser Vertrag sey nicht bindend, weil er nicht von brittischer Seite ratificirt worden sey. England bestreitet die Thatsache nun freilich nicht, sondern entgegnet, die Ratification sey ganz unnöthig gewesen, weil der Vertrag nur einseitig Persien gebunden hätte. Dieß ist zwar nicht genau, doch hatte der persische Hof bisher die Gültigkeit des Vertrags anerkannt und sich erst neuerdings auf die Ausflucht besonnen. Es ist übrigens ganz gleichgültig für welche Seite das formelle Recht spreche. Das eine nur wissen wir genau, daß Persien Herat und mittelbar England gegenüber der angreifende Theil gewesen sey. Eben so wenig Bedeutung haben die Händel und Streitigkeiten der brittischen Gesandtschaft mit dem Ausbruch des Kriegs zu thun. Solche Zänkereien sind nur wichtig als Symptome über die Natur der Beziehungen zweier Staaten. Wo große Motive zum Bruche drängen, da wird es nie an Reibungen fehlen, wo große Motive zur Versöhnung rathen, da werden kleine Mißverständlichkeiten nicht nur rasch beigelegt werden, sondern man nähert sich im Versöhnen nur noch mehr.

Um nun die historische Entwicklung der Streitigkeiten zwischen Persien und Herat zu verstehen, wird man uns nicht übel nehmen, wenn wir zur Ergänzung etwaiger Lücken im Gedächtniß unserer Leser einen kurzen historischen Rückblick folgen lassen.

Am Beginn des 16ten Jahrhunderts wurde in Iran von Ismael die große Dynastie der Sofi's oder Sefi gegründet. Am Schlusse des Jahrhunderts finden wir Schah Abbas, den größten Monarchen der Sefi, auf dem Throne, der sich Kandahars bemächtigte. Die Dynastie erlosch in Schwäche, und es gelangte ein Emporkömmling aus Cheraffan auf den Thron, bekannt unter dem Namen Nadir Schah. Dieser unterwarf die Afghanen (1731) nicht nur vollständig, sondern setzte gegen Osten, siegreich gegen die Mogulkaiser, den Indus zur Gränze des persischen Reiches. Nadir Schah wurde am 7 Junius 1747 mit 17 Prinzen seines Hauses von den Hauptleuten seiner Garde ermordet. Und nun trat ein Zustand in Iran ein, wie er im Morgenland seit Alexander dem Großen immer sich wiederholt hat, wenn der Begründer eines großen Reiches seine Augen schloß; die einzelnen Theile des Reiches wurden unabhängig, und es folgten Raceu- und Bürgerkriege, die endlich damit endigten daß Mohammed, der Häuptling der Kadscharen, eines türkischen Stammes der Provinz Mazenderan, in Teheran seinen Hof errichtete (1785) und nach und nach alle Provinzen des alten Perserreiches seiner Herrschaft unterwarf.

Noch früher hatte sich aber im Osten aus den Trümmern der Herrschaft Nadir Schahs ein neues Reich gebildet. Ahmed Chan, der Häuptling des Afghanenclans Abdalli, oder wie er sich später nannte Duran, gründete die Dynastie gleichen Namens und das

Digitized by Google

große Afghanenreich, zu dem nicht bloß Kabul, Kandahar und Herat sondern auch noch Kaschmir und ein Theil des Pendschab gehörten. Als aber sein Sohn und sein Nachfolger Timur 1793 starb, wurde die Erbfolge unter sieben Brüdern streitig. Zuletzt behauptete sich indessen Mahmud allein, nachdem seine Brüder kurze Zeit den Thron besessen und verloren hatten. Mahmud erhob Fethi Chan, das Oberhaupt der mächtigen Familie der Barakzi, zum Wesirat. Durch die Intriguen des Kronprinzen Kamran ließ sich Mahmud verleiten diesem Wesire die Augen ausstechen (1818) und ihn später hinrichten zu lassen. Diese Grausamkeit kam den Duranitherrschern Mahmud und Kamran, Vater und Sohn, theuer zu stehen. Die Brüder des Hingerichteten zerstückten das große Afghanenreich. Der schlauste und fähigste von allen, Dost Mohammed, bemächtigte sich Kabuls, während Sirdil-Chan in Kandahar regierten. So blieb der einst so großen Duranidynastie nur das Fürstenthum Herat, und dieß war zu klein für zwei Regenten, weßhalb Kamran seinen Vater Mahmud (1819) vertrieb und seitdem allein herrschte.

Die Kadscharendynastie in Teheran hatte indessen nie aufgehört die afghanischen Fürstenthümer als Zubehör der iranischen Krone zu betrachten. Im Jahre 1833 endlich gelang es dem Kronprinzen Abbas, dem Großvater des jetzt regierenden Schahinschah, und seinem Sohne Mohammed Mirza, den Duranifürsten Kamran von Herat mit Waffengewalt zur Anerkennung der persischen Lehenstheheit und zur Entrichtung eines Tributs zu zwingen. Kamran waren aber die Perser von Herat abgezogen, so wurde der Vertrag von dem treulosen Afghanen vergessen und der Tribut verweigert. Die Stunde wo die Duranidynastie erlöschen sollte, hatte aber bereits geschlagen. Seit 1830 hatte Kamran zu seinem Wesire Jar Mohammed erhoben, einen Mann der ihm an Schlauheit und Pfiffigkeit weit überlegen war. Jar Mohammed betrieb seine Treulosigkeit mit solcher Genialität, daß ihn die Engländer fortwährend unterstützt haben, obgleich sie schriftliche Beweise besaßen daß er sie an die Perser und die Russen verrathen hatte und bei jedem Nachbarhofe ein anderes und ein falsches Spiel durchführte. Jar Mohammed, noch unter dem Titel eines Großwesirs, war der wahre Regent in Herat, Kamran nur ein Kartenkönig. Im Jahr 1837 rüstete Persien oder der zum Thron gelangte Mohammed Schah gegen Herat, und am 23 November begann die denkwürdige jahrmonatliche Belagerung Herats. Es ist bekannt, welche Rolle damals Rußland und England spielten. Am Hofe des Schahinschah bekämpften sich zwei meisterhafte Diplomaten, Mr. Neill und Graf Simonitsch. Der russische Botschafter erfocht den Sieg, und der brittische Gesandte, der dem Schah bis nach Herat nachgereist war, mußte endlich abziehen, da alle Drohungen und Vorstellungen Mohammed nicht bewogen von der Belagerung abzustehen. Für das Verständniß der asiatischen Politik müssen wir hier an den seltsamen Umstand erinnern, daß während der Belagerung ein englischer Officier Lieutenant Eldred Pottinger die Vertheidigung in Herat leitete, während die russischen Officiere die dem Grafen Simonitsch beigegeben waren, durch ihren wissenschaftlichen Rath die Angreifer unterstützten. So hatten Afghanen und Kabscharen ihre europäischen Secundanten, und der Kampf um Herat war zugleich ein maskierter Krieg zwischen Rußland und Großbritannien.

Nach der Abreise Mr. Neills griffen ohne weitere Kriegserklärungen die Engländer zur Gewalt. Eine Expedition der brittischen Flotte den persischen Golf aufwärts und eine Landung auf der Insel Karrak oder Charedsch (19 Junius 1838) sollte den Schahinschah belehren. Kaum erfuhr dieser von dem Erscheinen der Engländer an der Südküste seines Reiches, so wurde die Belagerung Herats aufgehoben, obgleich die Stadt am Vorabend der Capitulation stand. Mohammed Schah beeilte sich Frieden mit England zu schließen, einen Frieden der mit einer tiefen Demüthigung des Hofes von Teheran endigte. Die Britten waren mit dem Abzug von Herat nicht zufrieden, sondern die Perser mußten auch Ghorian herausgeben, welches, wie sie vergeblich bewiesen, nie zu Afghanistan gehört habe, und schließlich auch noch den Frieden (26 Oct. 1841) mit einem Handelsvertrag erkaufen. Mr. Neill, der brittische Botschafter, lachte zuletzt, und lachte am besten. Die Abtretung Ghorians war für die Engländer ganz besonders wichtig. Es ist nämlich der westlichste Platz der fruchtbaren Oase Herat. Ein Eroberer der von den caspischen Gestaden gegen Herat zieht, findet, nachdem er eine Wüste überschritten, in Ghorian den ersten Punkt wo er seine Vorräthe ergänzen und seine Truppen erfrischen kann. Die Engländer verlangten die Abtretung dieses Platzes unter dem Vorwande, so lange die Perser noch einen Fuß in der Oase hätten, würden sie nie aufhören zu intriguiren und Unruhen in dem Fürstenthum Herat zu erregen. Sie hatten noch einen geheimen Grund, der sich nicht auf die Perser bezog, und den wir später angeben werden.

Wer löst uns aber das Räthsel daß die Demonstration etlicher Kriegsschiffe und die Landung an einer öden Insel den Teheraner Hof in solchen Schrecken zu versetzen vermochte? Unsere Publicisten bewisen uns ja täglich welchen Schwierigkeiten die Engländer begegnen würden, wenn sie durch die beschwerlichen Pässe die Stufen des iranischen Tafellandes ersteigen und nach Farsistan eindringen wollten. Und sie haben Recht, wenn die Engländer wirklich auf diesen schlauen Einfall geriethen. Der Herzog von Wellington dagegen schrieb die Rettung Herats 1838 der dürftigen Expedition im persischen Golfe zu, die, wie Schah Mohammed sich selbst ausdrückte, nur aus „einer Handvoll lahmer Hindus" bestand. „Seit dieser Zeit, heißt es in einem Aufsatz der Edinburgh Review, der unter den Augen Lord Palmerstons entstanden ist — so oft wir nahe daran waren mit Persien zu brechen, ist es, welche Staatsmänner auch immer im Rathe Ihrer Maj. saßen, ein Glaubensartikel geblieben daß den Schah nichts so rasch zur Besinnung zu bringen vermöge als eine Demonstration im persischen Golf und eine Bedrohung der südlichen Theile des Reiches." Um den Zauber dieses politischen Mittels noch zu erhöhen und ein tieferes Verständniß der großen Verwicklungen vorzubereiten, müssen wir hinzufügen daß, sowie die Engländer im persischen Golfe erschienen, Rußland eilig den Schah zum Frieden trieb, während es ihn doch früher gegen Herat gehetzt hatte, ja daß es später bitterlich beronen mußte überhaupt den Krieg von 1837 angestiftet zu haben, der mit einem so vollständigen Triumph England endigte. Behält man dieß fest im Gedächtniß, so muß man über die Unwissenheit des Publicums sich erzürnen, welches Rußland für den Anstifter des jetzigen Heerzugs gegen Herat hält. Die gunsterrichtete englische Presse, also nicht diejenige welche die Stimmung des Publicums bearbeitet und die Aufgabe hat die Kriegslust aufzuregen, bekennt

offen daß Kaiser Alexander alles aufbieten wird Persien oder den jetzigen Schah Nasr-eddin zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und ihn dem Verderben zu entreißen dem er mit offenen Armen entgegeneilt. Ehe sich aber das Räthsel lösen läßt, müssen wir erwähnen was seit 1841 sich in Persien und Afghanistan zugetragen hat.

Nachdem die Perser von Herat 1838 abgezogen waren, blieben Jar Mohammed nur die nackten Mauern, und kaum 7000 Einwohner von den 70,000 die es ehemals beseßen hatte. Allein Jar Mohammed war ein guter Regent im asiatischen Style, das heißt er war streng und gerecht gegen seine Unterthanen, und mehr als Sicherheit des Eigenthums bedurfte es nicht daß 1845, wo Ferrier Herat besuchte, die Stadt bereits 20,000 Einwohner zählte.[1] Seine Politik war, wie gesagt, ein Meisterstück von Verrätherei. Er dankte den Engländern den Beßy Herats, seine Unabhängigkeit vom Schah, kurz seine Krone und den Kopf um die Krone zu tragen. Er empfieng fortwährend Subsidien, die später in einen Jahrgehalt von 30,000 Pfd. St. ausarteten. Allein gleichwohl hielt er es im Geheimen mit dem Schahinschah. Er ließ Geld schlagen mit des Schahs Namen und schickte es als Tribut nach Teheran, er erkannte also formell die persische Oberhoheit an, ja er gieng so weit den russischen Gesandten in Teheran einzuladen einen Agenten nach Herat zu senden. Das alles wußten die Engländer, Schah Mohammed zeigte ihnen die verrätherischen Briefe welche Jar aus Herat ihm geschrieben, dennoch zahlten sie unverdrossen die Subsidien weiter, und als später einmal der brittische Agent in Herat, Major Todd, die Zahlung der Pension an Jar Mohammed einstellte, wurde dieser Schritt mißbilligt, und die brittische Regierung drückte dem Fürsten ihr Bedauern aus. So viel gab England um einen Herrscher in Herat, der sich unabhängig von Persien zu halten wußte. Noch lebte immer der Schah Kamran, der rechtmäßige Gebieter Herats aus der Duranifamilie. Jar Mohammed ließ ihn aber 18 Monate lang einsperren, und als er merkte daß die brittischen Agenten diesem Schatten eines Königs noch einige Ehrfurcht bewiesen, sand man ihn an einem Morgen des Jahres 1842 erdrosselt in seinem Kerker. So lange der hartgefottene Sünder in Herat noch auf dem Throne saß, hatte das brittische Reich nichts von Persien zu besorgen. Kabul war in den Händen des schlauen Dost Mohammed, und Kandahar in denen des Kohan-dil-Chan, seines Bruders.

Im Jahre 1848 starb Mohammed, und es folgte ihm als Schah von Iran sein achtzehnjähriger Sohn Nasr-eddin am 5 Sept. Sein Vater Mohammed, der Sohn des Abbas Mirza, war nur dadurch auf den Thron gelangt daß (1833) der russische Gesandte den Schah Fath Ali zwang seine 75 Söhne zu übergehen, und seinen Enkel Mohammed zum Thronfolger ausrufen zu lassen. England erklärte sich kurze Zeit nachher mit dieser Ordnung der Erbfolge zufrieden. Wir sehen also daß Mohammed den Thron dem Zusammenwirken der beiden großen Nachbarn, Rußlands und der Gebieter Indiens, zu danken hatte. Wäre dieß nicht geschehen, hätten nicht beide oder nur die eine Macht sich zu Gunsten Mohammeds erklärt, der Bürgerkrieg wäre augenblicklich zwischen den 76 Kronprätendenten ausgebrochen. Das ist die Lösung des großen Räthsels im persischen Golf. Als Nasr-eddin den Thron bestieg, gieng England mit Rußland Hand in Hand. Beide Mächte erklärten sich für den neuen Schah, und verhinderten dadurch abermals den Ausbruch eines Erbfolgestreites. In beiden Fällen, man beachte das recht wohl, haben England und Rußland für Persiens Wohl gesorgt; sie haben wenigstens dem Erben der Krone seine Thronbesteigung zu erleichtern gesucht. Ihr Beistand schüchterte die zahlreichen Kronprätendenten zwar ein, doch brachen unter Nasr-eddin in Schiras, Ispahan, ja in der Residenz selbst, Aufstände aus. In Mazenderan, in Kerman wurden die Waffen erhoben und ebenso in Chorasan, dessen Beßy den Königen von Iran von jeher die meiste Sorge gemacht hat. Eine neue schiitische Secte unter dem Namen Bab, „Pforte" (nämlich der Frömmigkeit), die seit 1839 sich ausgebreitet hatte und der Dynastie feindlich war, mußte durch blutige Verfolgung ausgerottet werden.[1] Nun ist die jetzige Dynastie ebenfalls nicht persischen Ursprungs, sondern einem türkischen Stamm entsprossen, also antinational. Die Herrschaft der Kadscharendynasten ist daher zerbrechlich wie Glas, und wenn sie nicht längst in Stücke gegangen ist, so hat sie es nur der Behutsamkeit der beiden asiatischen Großmächte, Rußland und England, zu danken. Beide fühlen das Bedürfniß einen Staat zu erhalten der ihre Territorien trennt. Nichts wäre der einen wie der andern Macht leichter als Iran in gränzenlose Anarchie zu stürzen. Rußland vermöchte mit einem sehr geringen Aufwand an Kriegsmitteln Mazenderan und Ghilan, die beiden kaspischen Küstenprovinzen, sich anzueignen; allein es weiß recht gut daß der nächste Krieg Persien in völlige Anarchie stürzen und den Untergang des iranischen Reiches herbeiführen müßte. Dieselben Rücksichten muß aber auch die brittische Regierung beobachten. Sie kann den Schah wohl durch eine Expedition in dem persischen Golfe schrecken wie 1838, wo sie in Bagdad zugleich einen Thronprätendenten fütterte; sie kann das Signal zum Aufstand in Persien geben, und wehe dem Schahinschah, wenn sie es gibt! Allein der entsetzliche Aufstand würde dann unabsehbare Ereignisse gebären, und hätte man die Macht beseßen das Reich der Kadscharen in Stücken zu schlagen, es würden alle Fähigkeit und alle Mittel fehlen, einen neuen Staat aus den wankenden Ruinen aufzubauen. Darin liegt die Schwierigkeit der jetzigen Verwicklungen. An Macht fehlt es England nicht den Schah zu züchtigen. Eine Proclamation, eine Waffenlandung, eine Handvoll Guineen, und sein Thron wankt; allein das Verhängniß will daß diese Züchtigung zugleich die brittischen Interessen gefährdet, daß England einen Thron nicht stürzen darf, an dessen Erhaltung ihm so viel liegen muß.

So lange Jar Mohammed in Herat regierte, blieb alles ruhig, und es ergab sich bald daß die englische Regierung ihr Geld nicht weggeworfen hatte, als sie diesen Aufbund asiatischer Falschheit beseldete. Nach seinem Tode (4 Junius 1851) bestieg sein Sohn Seid Mohammed Chan den Thron von Herat. Er sah sich sogleich von den beiden Barakzi-Dynasten in Kabul und Kandahar, von Dost Mohammed und Kohandil-Chan, bedroht. Um

[1] Die Revue Contemporaine behauptet (31 Januar 1857), in der Abhandlung Herat et la Question anglo-persane, die Stadt zähle jetzt 80—90,000 Einwohner.

[1] Persien seit dem Niedergang der Sefi. Nammers histor. Taschenbuch 1854. S. 102.

Digitized by Google

sich ihrer zu erwehren, erkannte er die Oberhoheit Persiens über Herat an, und der Schah Nasr-eddin schickte dem Vasallen seine Hülfsvölker. Der Besitz Herats, das Ziel der politischen Sehnsucht seiner Vorgänger, schien dem jungen König von Iran jetzt leicht erreichbar. Da erhob sich aber der britische Botschafter, Oberst Sheil, und abermals war es die Drohung einer Expedition nach dem persischen Golf welche den Hof von Teheran so zahm machte, daß er am 23 Januar 1853 den berüchtigten neuen Vertrag mit Großbritannien unterzeichnete. Persien verzichtete darin auf alle Rechte über Herat, die es seit Jar Mohammeds Tode erworben hatte. Es versprichtete sich zugleich niemals Truppen nach Herat zu schicken, außer im Fall einer fremden Invasion, und sie auch in diesem Fall sogleich wieder zurückzuziehen, sobald die fremden Truppen das Fürstenthum geräumt haben würden. Diese Bestimmung ist es welche der Schah verletzt, und weßhalb England ihm den Krieg erklärt hat.

Sein Mohammed, der unfähige Sohn des Jar, hatte sich kaum mit Hülfe des Schah die Barakzi-Afghanen vom Leibe gewehrt, als er in das Gebiet seines neuen Lehnsherrn, in Chorasan, einfiel. Allein der Lohn wurde dem Verräther rasch ausgezahlt. Jar Mohammed hatte nicht alle Nachkommen der erlauchten Sudosi-Familie [1] erwürgen können. Noch lebte ein Neffe des Schah Kamran, Namens Mohammed Jussuf Schah Sadeh, den der Schah von Persien zur Furcht der Dynasten Herats die Einkünfte einer Stadt geschenkt hatte. Jussuf, der ein sehr begabter Mensch gewesen seyn soll, schlich sich nach Herat, und knüpfte ein Verständniß mit dem jetzt so berüchtigten Isa-Chan, dem Feldherrn Seid's, an. Die Empörung glückte, Jussuf bemächtigte sich Seids und ließ ihn ermorden. So erlosch das Haus des Jar Mohammed schon im zweiten Gliede. Verrath brachte es auf den Thron, und ein Verräther warf den Thron wieder um. Der ermordete Seid war aber der Schwiegersohn Dost Mohammeds von Kabul gewesen, während Jussuf wiederum ein Neffe Schah Kamrans war, der Dost Mohammed's Bruder, Fetki-Chan, hatte hinrichten lassen. Die Blutrache also machte Jussuf und Dost zu erbitterten Feinden, ganz abgesehen davon daß der alte Dynast von Kabul nie aufgehört hatte lüstern auf das nachbarliche Herat zu schauen. Alle diese Ereignisse fallen in das Jahr 1855, und zwar in die Zeit wo die Russen vor Kars standen. Gleichzeitig nun war Kohandil-Chan, der Bruder des Dost und Dynast von Kandahar, gestorben. Der Herrscher von Kabul nahm diese Gelegenheit wahr und besetzte das Fürstenthum Kandahar als ein Eigenthum seines, des Barakzi-Hauses, ja er machte auch Miene als werde er Herat angreifen. Da geschah es im December 1855, daß der brittische Gesandte in Teheran, Hr. Murray, seine Flagge einzog und jeden diplomatischen Verkehr abbrach.

In Herat wurde mittlerweile nach allen Seiten intriguirt. Mohammed Jussuf, der Durani, sah sich von Dost Mohammed, dem Alliirten der Britten, bedroht und rief die Perser zu Hülfe. Sein Naib oder Feldherr, Isa-Chan, spielte genau die Rolle wie ehemals Jar Mohammed. Er stand auf der einen Seite in geheimem Briefwechsel mit Dost Mohammed, auf der andern conspirirte er mit den Persern gegen seinen eigenen Gebieter Jussuf. Im Herzen aber hafte er die Perser, denn er war, wie alle Afghanen, ein bigotter Sunnite, und zeigte nicht übel Lust die persischen Schiiten, die zahlreich in Herat wohnen, zu verfolgen.. Die Heratianer waren im allgemeinen der persischen Herrschaft abgeneigt und zum Widerstand entschlossen. Als nun ein schwaches persisches Hülfscorps in Herat einrückte, wurde es erst von Jussuf gut empfangen, später aber, wie die Teheraner Hofzeitung behauptet, auf brittisches Anstiften, zur Stadt hinausgeworfen. Jussuf nahm die Maske ab oder eine neue vors Gesicht, indem er sich offen für die Engländer erklärte, die er sammt den Barakzi-Afghanen zu Hülfe rief. Jetzt aber rückte die Hauptmacht der Perser unter Prinz Murad heran. Die Heratianer wurden bei Ghorian geschlagen, dieser Platz selbst fiel den Persern in die Hände. Im Frühling vorigen Jahres erschien Prinz Murad vor Herat selbst, und die Perser begannen mit 25,000 Mann die Belage ung, die indessen höchst lässig betrieben wurde. Herat hätte wie 1838 eine zehnmonatliche Belagerung auszuhalten vermocht, allein kaum waren die Perser erschienen, so reifte die Verschwörung Isa Chans. Er nahm seinen Gebieter Jussuf gefangen, und schickte ihn in das persische Lager. Die Perser waren jetzt bereit mit dem Verräther zu unterhandeln, sie wollten ihn als Dynasten von Herat anerkennen, wenn er dem Schah den Vasallenei leisten und eine persische Garnison in die Stadt aufnehmen wollte. Isa Chan intessen verfolgte andere Plane. Es war ihm nichts daran gelegen der Lehensmann des Schahinschah zu werden, auch erbitterte er die Perser dadurch daß er die Verfolgung der Schiiten fortsetzte. Interessen bleibt es unklar bis jetzt, mit wem und gegen wen er eigentlich arbeitete. Die Perser klagen ihn an mit Dost Mohammed von Kabul und den Engländern conspirirt zu haben, die Engländer mögen aber nichts von dieser Bundesgenossenschaft wissen, und behaupten nur der antiperstsche Geist der Heratianer habe den Verräther abgehalten die Stadt zu übergeben. Die Stadt fiel nach einem matten Sturm am 25 October 1856, und nicht im November, wie man behauptet hatte. Die erste Nachricht vom Fall war die richtige, und die spätere, welche dem Fall widersprach, die falsche.

Was nun weiter geschehen wird, läßt sich bei den wechselvollen asiatischen Schicksalen nicht voraussagen. Die Engländer stehen vorläufig auf Karrak. Sie haben den Feuerbrand in den Händen, und wenn der Schah nicht nachgibt, werden sie sein Reich in Flammen stecken. Allein vorher liegt es im Interesse der Engländer auf die Nachgiebigkeit des Schahinschah zu warten. Sonderbar genug wird der russische Gesandte in Teheran allen aufbieten müssen um den Schah zur Vernunft zu bringen, gerade so wie 1829 die europäische Diplomatie die Pforte zum Frieden von Adrianopel drängte.

Die künftigen Friedensbedingungen welche die Engländer stellen werden, vermögen wir nicht zu errathen, allein wir kennen wenigstens ihre Wünsche, wie sie sich im letzten Heft der Westminster Review entwickelt finden. [2] Niemals wird England dulden daß Herat ein persisches Lehen werde. Die Russen nämlich haben

[1] Das Beiwort der Dynastennamen ist unerläßlich um sich in der afatischen Politik zurecht zu finden. Man nennt die Nachkommen Ahmed Schahs, des Stifters der großen Afghanenherrschaft, in der Regel die Duranidynastie, weil sie diesem Afghanenclan angehörten, dem Geschlecht nach sind sie aber Sudosi.

[2] Herat and the Persian War. Westm. Review, Jan. 1857 p. 179.

Digitized by Google

durch ihre Verträge mit Persien das Recht erworben in allen dem Schahinschah gehörigen Städten, wo persische Garnisonen liegen, Consuln bestellen zu dürfen. Ein solches Consulat ist dann ein Winkel wo die Spinne ihre Netze ziehen kann, und russisches Gold würde die Herzen der Afghanen so gut erfreuen wie das englische. Dieß war auch der geheime Grund, weßhalb 1841 Persien Gherian abtreten mußte, damit die Oase Herat gänzlich von fremdem Einfluß gesäubert würde und der brittische herrschend bliebe. Was die Engländer ferner entschieden nicht wollen, ist die Wiederherstellung eines großen Afghanenreichs, sey es nun daß sie dieser Schöpfung keine Lebensdauer zutrauen, sey es daß sie neue Beunruhigungen im Westen des Indus daraus entspringen sehen. So sehr sie auch das Wachsen von Dost Mohammed's Macht erfreut, so unbequem ist er ihnen gerade in Kandahar. Sie wünschen das Haus der Barakzi zu mehren, aber am liebsten durch eine Vereinigung von Herat und Kabul unter Dost Mohammed und seinen Nachkommen. Würde der Dynast von Kabul mit Herat für Kandahar sich entschädigen lassen, so gelüstet es den Engländern nach dieser Stadt, die, stark befestigt, jedes Vordringen eines Eroberers aus dem Westen von Indien abwehren würde. Da Herat von Kandahar aus bedroht werden kann, so würde man auch beständig die künftigen Herrscher dieser Stadt im Zaume halten können. Das sind die Wünsche der Engländer, wobei man aber nicht vergessen darf daß die Russen auch ein Wort mitzusprechen haben, wenn schon diese Macht jetzt gerade nichts ernster wollen mag als die Erhaltung des Friedens.

Land- und Sittenschilderungen von der Goldküste.

(Schluß.)

Die Priester des Fetischthums bilden zwei sehr unterschiedene Classen: die erste, deren Dienst ein ununterbrochener ist, leitet die Opfer; die andere wird nur zu den Mysterien berufen, während der Fasten und Gebetstage: sie leben allein und ohne Familie, wenigstens dem Anschein nach. Alle diese Personen sind die Schmarotzer der Häuptlinge und die Blutsauger des Volks; sie beuten deren Leichtgläubigkeit aus, und besitzen einen großen Einfluß auf die Weiber, welche, wie überall, schwächer, leichtgläubiger sind als die Männer. Sie haben sich gewisse Rechte angemaßt, welche die Häuptlinge ihnen nicht streitig machen wollen, und in deren Genuß sie dieselben lassen. Obschon die Könige großes Vertrauen auf die Fetischeros erster Classe setzen, machen sie sich doch oft über deren Zauberei und Verwünschungen lustig, und wissen ihnen sehr wohl den Kopf abzuschlagen wenn diese Possenreißer eine zu große Macht an sich bringen wollen. Ein Volkshäuptling, ein großer Fantis-Krieger, dabei ein Freund des Königs von Appolonia und fast eben so blutdürstig wie dieser, sagte einmal zu uns: „Seht da diesen alten Mann; er ist der erste Fetischero meiner Völkerschaft, und der größte Bösewicht den ich in meinem Lande habe; vor einigen Tagen ließ ich ihn vorfordern um ihm den Kopf abzuschlagen; er setzt seit einiger Zeit meine Geduld auf eine zu große Probe und treibt mich zum Aeußersten; er besitzt Einfluß auf meine Unterthanen und einige meiner Weiber; kurz, dieser Tropf hat mir, trotz aller seiner Opfer, bis auf den heutigen Tag nicht sagen können ob Aissa, eines meiner Weiber, mich hintergehe; ich selbst habe ihr Verbrechen entdeckt! . . . Mit einem und demselben Streich soll ihr Kopf fallen, der der ungetreuen Aissa und der des begünstigten Sklaven, der mich schmählichermeise getäuscht hat. Ich werde ihm die Eingeweide herausreißen, und die Gliedmaßen abschneiden lassen — die Strafe großer Verbrecher! Allein ich bedaure ihn mehr als Aissa, welche doch eins meiner schönsten Weiber ist." Wirklich ließ er ihm, obschon dieser Sklave ihn auf unwiderlege Weise beschimpft hatte und er in Fesseln lag, keine schlechte Behandlung zu Theil werden. Er bedauerte daß er sich eines so großen Verbrechens schuldig gemacht, und schwankte ob er Rache üben solle oder nicht. Allein seine Leidenschaft überwältige ihn, er vermochte nicht zu widerstehen und ließ alle drei enthaupten. Als wir ihn bei unserer nächsten Reise wieder sahen, sagte er uns unter Händedrücken: „Aissa ist nicht mehr hier, . . . Onamina ist ihr gefolgt. . . . und der Bösewicht von Fetischero ist die Ursache ihres Todes und des seinigen! . .“ Er schien indeß einiges Bedauern zu fühlen.

Viele dieser Priester, besonders im Innern, sind theils Mohammedaner, theils Götzendiener; bald steht man sie opfern und die Eingeweide der Opfer befragen, bald die Verse des Koran erklären. Da sie gewandte Erzähler und unterrichtetere Leute als die Häuptlinge und das freie Volk sind, so stehen sie überall in Ansehen; sie stellen ihren Willen oft als Gesetz auf, und nichts geschieht ohne daß man sie zu Rathe gezogen. Die Macht benützend welche sie auf alle ausüben, regieren sie zuweilen mehr als die Häuptlinge und die Könige. Sie sind insgemein gute Oware-Spieler, und widmen diesem Spiel einen Theil ihrer Zeit. Sie verstehen sich darauf eine Calebasse Palmwein zu leeren und mit Zierlichkeit und Geräusch die wenige Hülsfigkeit, welche dem Wohlanstand gemäß darin bleiben soll, auf den Boden zu schütten — ein Begrüßungszeichen das besonders von den Großen sehr geschätzt wird, und die größere oder geringere Zierlichkeit oder Geschicklichkeit welche man dabei entfaltet, gilt als Maßstab des guten Tons eines Mannes.

Die Gewohnheit will daß, wenn ein fremder Reisender oder ein Abgesandter eines benachbarten Königs eintrifft, man ihn, ehe er mit dem Häuptling sprechen kann, in den Tempel führt, und nach der Ceremonie, welche der Fetischero, je nach der Eigenschaft des Abgesandten oder des Absenders mit mehr oder weniger Gepränge verrichtet, erhält der Fremde die Ermächtigung seinen Auftrag zu vollziehen und sich dem Monarchen oder dem Häuptling der Völkerschaft vorzustellen. Der Fetischero kennt daher zuerst den Zweck des Besuchs des Abgesandten oder des Reisenden; er weiß seinen Einfluß geltend zu machen und den König nur von dem in Kenntniß zu setzen was er ihn wissen lassen will; ja er geht so weit dem Fremden Verhaltungsregeln vorzuschreiben und für die Beob-

Digitized by Google

achtung derſelben zu ſorgen. Eine ſichere Gewähr hiefür liegt indeß ſchon in der Furcht vor den Verwünſchungen des Großprieſters. Die Gewohnheit Fremde zuerſt in den Tempel zu führen, hat ſcheinbar den Zweck den böſen Geiſt zu entfernen, und die Unterredung eben ſo nützlich und günſtig für den Gefangenen, als angenehm für den Häuptling zu machen; im Grunde aber iſt das Ganze nur ein Trugſpiel des Fetiſchcrers.

Da der Großprieſter Opferer iſt, ſo beſitzt er allein das Recht den Opfern das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Er bereitet ſich während einer gewiſſen Anzahl Tage auf dieſen feierlichen Act dadurch vor daß er ſich in die Einſamkeit zurückzieht, wohin ihn ſtets der oder die zu Opfernde begleitet. Glücklicherweiſe aber finden derartige Menſchenopfer nur bei Gelegenheit der größten Unglücksfälle ſtatt, wenn z. B. der böſe Geiſt in ſeinem Zorn eine verheerende Seuche ſendet, oder ehe man ins Feld zieht zum Krieg gegen einen benachbarten König, oder wenn der Monarch ernſtlich erkrankt. Doch überlaſſen ſich auch einige Völkerſchaften des Küſtenlandes dieſer barbariſchen Gewohnheit um die Leichenbegängniſſe ihrer Könige zu ehren. Im Innern des Landes herrſcht ſie überall. In Dahomey z. B. gibt es eine Menge Menſchenopferer. Bei allen Gelegenheiten wird der Großprieſter derartiger Opfer wegen zu Rathe gezogen; er allein entſcheidet unumſchränkt darüber ob ſie nöthig ſind oder nicht, jedoch bloß im Fall einer ernſten Erkrankung des Königs. Man ſieht daß dieſer Pontifex bei den Negern eine ziemlich große Rolle ſpielt: zu ſeinem an ſich ſchon ſo wichtigen Amte eines Großprieſters fügt er noch das eines Orakels und Opferers, ſey es daß er ſeinem König das Gute oder Böſe vorausſagen, ſey es daß er den Zorn des böſen Geiſtes beſchwichtigen muß.

In allen Städten oder allen Dörfern gibt es einen für die Opfer und das Gebet beſtimmten Ort: man wählt ihn insgemein in dem benachbarten Walde, inmitten der ſtillen Natur, an der entlegenſten und düſterſten Stelle. Ein gewundener ſchmaler Pfad führt dahin; die Zugänge zu ſolchen Druidentempeln ſind durch die Gebeine der geopferten Menſchen und Thiere bezeichnet!

Eine natürliche oder ausgegrabene Grotte iſt der Ort an welchem der Großprieſter mit dem Gott den er anruft zu Rathe geht. Große Bäume, dichte Lianengehölze, Schlingpflanzen bezeichnen den Eingang, und verſchließen ihn dem Volke, das ſich beiſeite hält. Das Schweigen, die Majeſtät des Orts, die ſo ſchöne und großartige Natur, die Spuren welche ein Verbrechen dem andern hinterläßt, die häßlichen Ueberreſte der geſchlachteten Opfer, der Klang des Tamtam, das Rollen der Todestrommel, die düſtern Geſänge des ungeordnet umherſtehenden Volks, all dieſe ſchwarzen und widrigen Geſtalten und das ſchrille und ſchreckeneinflößende Geſchrei wilder Thiere, das in kräftigem Wiederhall aus dem Walde zurücktönt — flößen dem Europäer, welcher Zeuge dieſer Blut- und Barbareiſcenen iſt, einen unbeſchreibbaren Abſcheu ein.

An dieſen die Gefühle der Ehrfurcht und des Entſetzens zugleich erweckenden Ort zieht ſich der Großprieſter mit ſeinem zum Schlachten beſtimmten Opfer zurück. Hier bereitet er ſich eine Woche, manchmal einen ganzen Monat lang vor, dem Gotte angenehm zu ſeyn dem er ſein Opfer darbringen will. Während dieſer Zeit der Zurückgezogenheit erhalten Sklaven den Auftrag ihm jeden Tag Lebensmittel aller Art zu bringen; der friſcheſte Palmwein, die ſchönſten Früchte werden ihm von dem König geſendet, und am Eingang in die geheimnißvolle Grotte niedergelegt.

Jeden Tag nach Sonnenaufgang tritt der Großprieſter aus der Höhle heraus, und ſetzt ſich an einem zu ſeinen Abwaſchungen beſtimmten Platze nieder: dort findet er alles zu ſeiner Toilette Nöthige vor. Nach einem mit lauter Stimme geſprochenen Gebet an den Gott des Tages (die Sonne), dem er ſein Angeſicht zuwendet, ruft er Beiſtände zu ſich um ſeinen Körper vorzubereiten für den Dienſt der Gottheit welcher er dient!

Auf ſeinen Ruf eilen drei junge Weiber, ohne Zweifel Prieſterinnen, reich geſchmückt, aus den Gebüſchen hervor, und erbieten ſich in der unterwürfigſten Haltung zum Dienſte des verehrten Augurers; die eine wäſcht ihm den Leib, die andere bemalt und tätuirt ihn, die dritte ordnet ſeine Haare; er läßt alles mit ſich machen, und ſpricht, ſo lange er unter den Händen dieſer Weiber iſt, kein Wort. Iſt ſeine Toilette beendigt, ſo ziehen ſich die Prieſterinnen zurück und verſchwinden; der Großprieſter erhebt ſeine Augen zur Sonne, murmelt einige Worte, und begibt ſich wieder in die Höhle; von allem was an dieſem Ort der Finſterniß und des Geheimniſſes vorgeht, erfährt man nichts; niemand vermag dahin zu dringen. Nach Mittag ſetzt ſich einer der Prieſter zweiter Claſſe unter einen bezeichneten Baum ganz in der Nähe der geheimnißvollen Grotte, und harrt dort ruhig auf das Erſcheinen des Großprieſters, der nicht lange auf ſich warten läßt, ernſten Schrittes auf ſeinen Amtsbruder zugeht und ihn grüßt, während dieſer ſich bis zur Erde verbeugt, und in dieſer Stellung bleibt bis der Großprieſter ihm einen leichten Fußtritt auf den Kopf verſetzt, worauf er ſich ein wenig emporrichtet, den Fuß welcher ihn getreten ergreift und küßt, und dann ganz aufſteht.

Iſt dieſe Ceremonie zu Ende, ſo ſetzen ſie ſich an einem ſchattigen Ort auf einen Baumſtrunk; der Großprieſter hört aufmerkſam die Nachrichten ſeines Aktuthen, eines Spions, der ihm Bericht erſtattet über alles was im Dorfe vorgeht. Nach Beendigung dieſer vertraulichen Unterredungen wiederholt ſich die frühere Ceremonie, worauf beide Fetiſchcrers ſich in ihre Wohnungen zurückziehen. Während der ganzen Dauer der Vorbereitungszeit werden dieſe Vorgänge alle Tage um die gleiche Stunde wiederholt.

Wir haben einem dieſer Menſchenopfer beigewohnt. Es wurde dargebracht um die Genehmigung des Königs zu erlangen, der, weil er in die dritte Periode der Lungenſchwindſucht getreten, ernſtlich krank war. Der Großprieſter wollte Rache üben, denn da er es war der ſich für die Nothwendigkeit des Opfers ausgeſprochen, ſo lag auch die Wahl des zu Schlachtenden in ſeiner Hand; er bezeichnete daher dem König diejenige unter ſeinen Frauen die ihm für dieſen ſo wichtigen Act die geeignetſte dünkte, und war zum voraus ſicher daß ſeine Wahl werde gebilligt werden. Man ſehe nun wie der Schurke dabei verfuhr. Als er wahrnahm daß die Geiſtesheit des Monarchen merklich ſchwächer wurde und kein langes Leben mehr zu hoffen ſey, machte er ſich an einige der Frauen des Königs, an einige Häuptlinge und an die Höflinge, um dem armen ſchwarzen Monarchen zu verſtehen zu geben, er möge den Großprieſter zur Opferung einer ſeiner Frauen auffordern, indem zu hoffen ſey der böſe Geiſt werde dadurch beſchwichtigt werden; für dieſes Opfer, das möglichſt feierlich werden müſſe, ſolle er dann

Digitized by Google

eine seiner schönsten Frauen auswählen. Der Monarch, schwach und kraftlos, bewilligte alles, und der Großpriester ward zu ihm berufen.

„Meinst du daß ich genesen kann wenn ich eine meiner Frauen opfere? Glaubst du, ich werde von dem Geist des Bösen nicht mehr gequält werden?“ Der Großpriester erklärte, er sey davon überzeugt, er wisse es aus der Beschichtigung der Eingeweide, und kenne in Folge dessen das wirksamste Mittel zur Heilung der Lungenschwindsucht, an welcher der König leide. „Wohlan, erwiederte dieser, so wähle unter meinen Frauen diejenige welche dir paßt.“ — „Großmächtiger König, entgegnete der Fetischere, diejenige welche mir am würdigsten und dem Geiste des Bösen am angenehmsten erscheint, ist Ascha! . . . .“ Der König schien einen Augenblick bestürzt, dann aber antwortete er traurig: „Nimm sie!“

Ascha, die Tochter eines der vornehmsten Häuptlinge, eine der schönsten Frauen des Harems, war dem Monarchen aufs innigste zugethan; sie verabscheute den Großpriester; dieser liebte sie; . . . er wollte sie besitzen, es gelang ihm durch ein gräßliches Verbrechen! . . .

Das Leben für seinen König opfern zu dürfen, wird als eine hohe Gunst betrachtet, und es ist der größte Beweis der Anzeichnung die ein afrikanischer Häuptling einem Haus erweisen kann, wenn er eines seiner Mitglieder als Opfer bezeichnet, sey es um den Zorn des bösen Geistes zu beschwichtigen, sey es um die Zukunft seines Vaterlandes zu erfahren! Diese Gunst und Ehre aber ist weit größer wenn es sich darum handelt seinen Fürsten zu retten! Auch vernahm das arme Mädchen mit Freude diese Botschaft.

Die unglückliche Ascha wurde daher an das Bett des Königs gerufen, und mehrere Frauen folgten ihr. Der ruchlose Großpriester führte bei dieser Trauer- und Schmerzensscene den Vorsitz! . . . Sie gieng voran, verbeugte sich, und hörte in der demüthigsten Stellung, ohne im geringsten betrübt zu scheinen, den schrecklichen Ausspruch an, den der Monarch ihr mit bewegter Stimme kund that. „Ascha, theures Weib, sagte er zu ihr, du die ich, in deiner zarten Jugend noch, zu einer der Gefährtinnen meines Lebens gewählt habe, du die ich über alles liebe, und die ich nicht mehr sehen soll, höre! . . . Ich werde bald aus diesem Leben, von dem ein Theil dir angehörte, scheiden; . . . du allein kannst es retten durch das Opfer des deinigen . . . Willst du für mich sterben?. . .“ Mit sanftem und bedeutungsvollem Lächeln beruhigte das arme Mädchen den König, der sich schmerzgebeugt umdrehte. Und dennoch besaß er die Kraft dem Großpriester, dessen Herz vor Freude schwoll, zu sagen: „Nimm sie, weil en sie haben muß!“ — eine Einwilligung, welche diesem schwachen und abergläubischen Häuptling trotz all des Widerstrebens entrissen wurde das er fühlte diese theure Sklavin, die er wirklich liebte, auf immer verlieren zu sollen. Die Opferung einer andern wäre ihm minder schmerzlich gewesen; allein die Hoffnung sein Leben durch den Tod derjenigen zu retten welche er zu lieben glaubte, bestimmte diesen herzlosen Menschen sie opfern zu lassen.

Bei den letzten Worten des Königs nahmen alle Frauen welche die arme Ascha umgaben sie in ihre Arme, überhäuften sie mit zarten Liebkosungen, und führten sie weg, um sie vorzubereiten dem Schurken, von Fetischero zu folgen, der sie besitzen und ermorden sollte. Am folgenden Tage wurde sie ihm überliefert. Das Volk begleitete die unglückliche Ascha bis an die Baumgänge vor dem Tempel des Fetischismus, die schmeichelhaftesten Loblieder auf die arme Dulderin singend, welche durch das Opfer ihres Lebens, sowie durch die Ehre zu dieser erhabenen Handlung auserlesen worden zu seyn, ihre Familie erhob und sich selbst, nach den Begriffen dieser Wilden, unsterblichen Ruhm erwarb.

Wir langten einige Tage vor Ablauf der Zurückgezogenheit des Großpriesters an, und konnten daher, trotz unsers Widerwillens gegen diese Blutscenen, Augenzeugen des Todes dieses unglücklichen jungen Mädchens seyn! Eine schöne Sonne begünstigte die häßliche Blutfeier.

Gleich nach Sonnenaufgang wurde im ganzen Dorfe das Fest des Tages mit Flintenschüssen angekündigt. Das Volk in seinen Feierkleidern, die Spielleute, die Sänger, die Krieger, die Weiber der freien Männer, der Häuptlinge und des Königs, die Fetischeros zweiter Classe und der Todestrommler waren auf einem Platze versammelt; alles zog in guter Ordnung vorüber, und schlug den schmalen und gewundenen Weg des Waldes ein. Eine rauschende Musik, gellende Gesänge, schrilles Geschrei, Sprünge, Tänze, Verzerrungen aller Art belebten den blutgierigen Volkshaufen. Er beeilte sich so schnell als möglich auf den Schauplatz der barbarischen Handlung zu gelangen und den Anblick eines Schauspiels zu genießen das ihm freudentrunken machte. Bereits war der Opferstein aufgerichtet an einer Stelle welche vor dem Eingang in die Grotte lag. Blätter und Blumen bedeckten den Boden und umgaben den Altar. Das Volk stellte sich rings herum ziemlich geordnet und schweigend auf. Die Weiber und Mädchen nahmen die Mitte ein, und befanden sich dem Opferer wie dem Opfer am nächsten. Die Krieger und die Häuptlinge standen rechts, die Spielleute, die Sänger links, und die Fetischeros trugen die Opferwerkzeuge. Diese näherten sich dem Altar, und legten die Blutmesser, sowie die Calebassen welche das Blut und die Eingeweide der armen Ascha aufnehmen sollten, auf demselben nieder. . . . Dann wandten sie sich nach dem in die geheimnißvolle Grotte führenden Fußpfad, und verschwunden. . . . Während dieser ganzen Zeit beobachtete das Volk das größte Stillschweigen, worauf die Gesänge, die Tänze und das Trommeln wieder begannen. Dann schritten die Sänger, begleitet von den Spielleuten, auf den Altar zu, und stimmten die Gesänge und die Trauerweisen an welche der Opferung vorangehen. Sie dauerten etwa eine halbe Stunde. Herauf ließ sich aus dem Grund der Höhle eine Grabesstimme vernehmen, welche dem Volk die Einstellung der Gesänge anbefahl; denn, sagte die Stimme, das reinste Wesen, die schönste Jungfrau tritt in diesem Augenblick aus dem geheiligten Tempel heraus und vollzieht das Opfer ihres Lebens zur Rettung ihres Fürsten! . . . Stille! . . . Ihr werdet euch von neuem der Freude überlassen wenn das Blut fließt, und wenn die Düfte welche sich daraus erheben die Seele Ascha's in die Regionen tragen die sie bewohnen soll. . . Stille!...“

Sodann erschien am Ausgang des geheimnißvollen Orts die ungerechte Rotte der Fetischeros zweiter Classe, und öffnete dem Großpriester den Weg. Hinter ihm kam die arme Ascha, ganz nackt, nur mit einem Blumen- und Blättergürtel bekleidet; ihr Leib war weiß zu sehen. Bei ihrem Anblick brach einen Augenblick lang ein wildes Freudengeschrei und einiges Rufen der Billigung aus, welche auf ein Zeichen des Großpriesters aufhörten.

Digitized by Google

Sie gieng langsam auf den Altar zu; der Großpriester forderte sie auf sich zu setzen, machte einige kabbalistische Zeichen über sie, wandte sich dann gegen das Volk und redete es, als Eingang zu dem Verbrechen das zu begehen er im Begriff stand, folgendermaßen an: „Ascha ist an ihrer letzten Stunde angekommen; der große Geist ist in ihr, er hat durch ihren Mund zu mir gesprochen. Unser König wird nicht sterben!“ Mit einem Zeichen ertheilte er nun dem „Trommler des Todes“ den Befehl sein düsteres Rollen vernehmen zu lassen. Bei diesem Tamerion stieß das ganze Volk ein furchtbares Geschrei aus, schlug in die Hände und überließ sich diabolischen Tänzen und Verzerrungen! . . . Die Gesänge, das Geschrei und der Lärm der Instrumente wiederholten weithin in die Stille des Waldes. Als hierauf der Großpriester aus den Händen eines Fetischers das Blutmesser nahm, das er in die Brust seines Opfers stoßen sollte, sahen wir diesen Bösewicht, mit all der Ruhe welche die Gewohnheit des Verbrechens einflößt, der armen Ascha befehlen sich auf den Altar zu legen. Sie gehorchte mit stoischer Ruhe und Gleichgültigkeit: sie war in jenes äußerste Stadium getreten in welchem die geistigen Fähigkeiten gleichsam gelähmt sind . . . Sie erhielt den Todesstoß.

Wir wandten die Augen ab von diesem traurigen und schmerzlichen Schauspiel; der Schrei aber welcher der Unglücklichen entfuhr, that uns kund daß der Henker sein Werk vollbracht! . . . . Das Blut wurde sorgfältig in einem hölzernen Gefäß aufgefangen, und als der Leib keine Bewegung mehr zeigte, unternahm der Großpriester mit derselben barbarischen Kaltblütigkeit die Besichtigung der Eingeweide. Dann wandte er sich abermals gegen das Volk, und rief mit teuflischer Zuversichtlichkeit: „der König wird leben! . . .“ Bei diesem Rufe verdoppelte sich der Lärm, und die Tänze, die Trankopfer, die Orgien tauten keine Schranken mehr.

Endlich empfiengen Frauen der edelsten Familien aus den Händen des Opferers die entfetteten Ueberreste der armen Ascha. Man legte ihren Leichnam auf eine mit Blumen bedeckte Tragbahre, welche die Frauen unter Absingung melancholischer Weisen hinwegtrugen. Der Großpriester und seine Helfershelfer folgten, die Häuptlinge und das Volk schlossen sich an. Der Zug setzte sich in Bewegung, und wandte sich nach dem Hause des Monarchen. Der Großpriester, nur von den Häuptlingen begleitet, erstattete dem König Bericht über das Orakel, und gab ihm die Versicherung daß sein Leben nicht in Gefahr schwebe; bald werde er sich wieder vollkommener Gesundheit erfreuen. Hierauf gab er ihm einige Verhaltungsregeln um zu vollständiger Genesung zu gelangen. Allein der unglückliche Fürst war dem Tode schon zu nahe — er starb nach wenigen Tagen. Noch aber war kein Monat seit dem Tode des Monarchen verflossen, als der Pontifex auf Befehl des Thronnachfolgers erdrosselt wurde.

Findet die Opferung vor einem Kampfe statt, so nimmt man dazu einen Gefangenen, und zwar den tapfersten. Er wird auf wahrhaft kannibalische Weise in ganz kleine Stücke zerschnitten und an alle Waffenträger vertheilt, um, wie uns ein Krieger des Landes Bany sagte, den Kriegsmuth der Kämpfenden anzuspornen. Ja er fügte aus vollster Ueberzeugung bei: „Ein je gefürchtenterer Krieger das Opfer war, um so größer ist die Begeisterung, um so gesteigerter der Muth der Krieger, denn das ganze kriegerische Ungestüm des Todten geht in den Leib derjenigen über welche ihn gegessen haben.“

Bei den Völkerschaften des Innern, unter denen die Opfer noch zu gewissen Jahreszeiten oder nach gewissen Zeitläuften stattfinden, gehen diesen Barbareien gewöhnlich öffentliche Freudenfeste der ausgelassensten Art voraus. In Dahomey, Cumassi, Buntuku, Dwabiun und andern Städten von Süd-Sudan opfert man eine beträchtliche Anzahl Gefangener; oft kommen mehr als dreitausend unter das Beil des Henkers. Fluchwürdige Gebräuche!

Sind die Gefangenen hohen Rangs, so haben sie alle Arten von Martern und Barbareien zu erdulden. Man schneidet ihnen die Ohren, die Hände und andere Theile des Körpers ab, und läßt ihnen bloß den Kopf und die Beine, um sie gewaltsam zum Gehen antreiben zu können, oder sie in diesem Zustand an den Opferungsplatz zu schleppen.

An der ganzen Küste, mit Ausnahme des Meerbusens von Benin, sind die Menschenopfer verschwunden; im Innern dagegen, nur einige Stunden entfernt, besteht dieser fluchwürdige Gebrauch, mehr oder minder, noch immer. Alle diese Völker betrachten den Tod als etwas so natürliches, daß sie beim Anblick selbst unter Martern sterbender Mitmenschen kein schmerzliches Gefühl empfinden, was zur Genüge ihr geringes Widerstreben gegen Menschenopfer erklärt. Diejenigen welche diese barbarische Sitte aufgegeben haben, bringen ihren Göttern Thieropfer dar.

Die Neger grüßen sich auf die unter den orientalischen Völkern althergebrachte Weise, oder nach der Sitte der Mauren, mit denen sie in Verbindung stehen. Wenn zwei Neger gleichen Standes sich begegnen, so entblößen sie ihre linke Schulter, werfen ihre Schürze auf den Arm und nennen sich bei Namen; sie fassen sich an der Hand, und lassen die Enden ihrer Finger so kräftig über einander gleiten daß ihre Reibung am Zeigfinger und Daumen einen ziemlich starken Ton erzeugt. Grüßt ein Untergebener seinen Vorgesetzten, so bleibt er stehen, entblößt die Schulter und läßt ihn vorübergehen, worauf er sich wieder bedeckt. Ist der Grüßende ein Sklave, so entblößt er sich ganz, verneigt sich bis zur Erde, küßt dem Herrn die Füße, und bleibt in dieser demüthigen Stellung bis derselbe ihn aufstehen heißt.

Der übliche Eidschwur bei diesen Völkern wird mit einer Schleuderwaffe geleistet. Sie sprechen dabei gewisse Worte aus und stoßen zu gleicher Zeit die Spitze eines Messers oder einen sonstigen scharfen Werkzeugs in den Boden oder einen Baum. Bei einigen Völkerschaften welche die im fünfzehnten Jahrhundert verbannten unglücklichen Juden gesehen, leistet man den Eidschwur dadurch daß man auf den Schenkel schlägt.

Unter allen ihren Gewohnheiten aber erinnert die Gastlichkeit am meisten an das Alterthum. Sie wird bei allen Völkern des Küstenlandes in ihrer ganzen Ausdehnung geübt; nichts wird vergessen, von dem Waschen der Füße an bis zu den Gunstbezeugungen der Schwester oder Tochter des Hauses; alles wird an den weißen Reisenden verschwendet der diese Völker besucht um Tauschhandel mit ihnen zu treiben, hauptsächlich aber dann wenn er schon mehrmals bei ihnen gewesen, wenn er den Häuptlingen bekannt ist, und sich ihre Zuneigung zu gewinnen gewußt hat; die größte Ehre die man einem Häuptling, einem Cabecere, einem freien Handelsmann erweisen kann, ist jedoch die wenn man bei ihm

Digitized by Google

wohnt. Sie überhäufen einen dergestalt mit Zuvorkommenheiten und Sorgen daß man darüber erstaunt. Sie wollen niemals Zahlung annehmen, wissen aber wohl daß sie nichts dabei verlieren.

Eine alte Weltkarte mit der Jahreszahl 1489.

(Vom Herausgeber.)

Auf dem brittischen Museum findet sich eine Handschrift mit dem Titel Insularium Illustratum Henrici Martelli Germani, und in dieser Handschrift eine Weltkarte, die an zwei Orten die Jahreszahl 1489 trägt. Diese Karte wurde von J. G. Kohl entdeckt, copirt und ist durch ein sauberes Facsimile in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde (November 1856) zugleich mit einem Commentar des Hrn. Kohl der gelehrten Welt erreichbar geworden. Die werthvollste Partie der Karte ist der afrikanische Continent, denn das östliche und südöstliche Asien hat noch die falschen Küstenlinien die man in den mittelalterlichen Ausgaben des Ptolemäus findet, und wie man sie seit dem Beginn des 14ten Jahrhunderts antrifft, während jene überraschenden Fortschritte fehlen die wir bereits auf der Karte des Fra Mauro aus den Jahren 1457—59 gewahren. Die Weltkarte des brittischen Museum ist jedenfalls nach der Reise des Bartolomeu Dias gezeichnet worden. Von Vasco da Gama's Entdeckungen wußte der Verfasser indessen noch nichts, denn der äußerste Punkt den Dias erreichte, ist auch der Punkt wo die Küstennamen auf der Karte aufhören. Deßwegen dürfen wir aber noch nicht schließen daß die Karte vor 1499 verfertigt worden sey, denn es verstrichen damals oft große Zeiträume ehe die Kunde der Entdeckungen und Copien der Seekarten, welche die Entdecker entwarfen, sich verbreiteten. Indessen läßt die zweimal vorhandene Jahreszahl 1489 vermuthen daß gerade um diese Zeit die Karte verfertigt wurde. Wie Hr. J. G. Kohl richtig bemerkt, war der Kartenzeichner ein Italiener, denn er übersetzt portugiesische Namen ins Italienische, z. B. Golfo de' pastori statt bahia dos vaqueiros (Hirtenbucht), oder er hat eine italienische Orthographie, z. B. S. Giorgio für S. Jorge u. s. w. Die historische Wichtigkeit dieser Urkunde wird man erst fühlen wenn wir uns einige Bemerkungen über die Quellen der Entdeckungsgeschichte erlauben dürfen.

Unter König Johann II von Portugal wurden nur drei größere Expeditionen nach Afrika ausgeführt. Die erste davon endigte mit dem Bau des Forts S. Jorge de la Mina an der längst entdeckten Goldküste; die zweite Expedition waren die Reisen des Diogo Cão, wo die Mündung des Congo und eine Küstenstrecke südlich von diesem Fluß entdeckt wurde, endlich drittens die Fahrt des Bartolomeu Dias um das jetzt so geheißene Cap der Guten Hoffnung. Von diesen Entdeckungsreisen ist kein Roteiro oder Journal erhalten oder bisher aufgefunden worden. Von den Zeitgenossen welche die Geschichte Dom João's II schrieben, erwähnt Garcia de Resende, [1] der als Page unter dem König diente, gar nicht die Entdeckung des Bartolomeu Dias. Ruy de Pina, [2] der amtliche Geschichtschreiber und der höchste Beamte des Archivs im Torre do Tombo spricht nur von der Entdeckung des Reiches Congo durch Diogo Cam (cap. 57. 399), und auch darüber ohne Belehrung für die Geschichte der Geographie. Ebenso wenig kann des geistreichen und viel gereisten Damião de Goes Chronik des Kronprinzen Dom João [3] einigen Aufschluß gewähren, denn sie schließt mit der Thronbesteigung König Johanns. Weit später als dieser schrieb in Madrid der Chronikschreiber Don Augustin Manuel y Vasconcelos, [4] der indessen nur eine spanisch verfaßte Compilation der alten portugiesischen Chroniken lieferte, die dann ein noch späterer Historiker, Tellez Sylvio, wieder benutzt hat, um daraus eine lateinische Arbeit zu verfertigen. [5] Diese beiden freilich durften das große Geschichtswerk der Portugiesen über das Zeitalter der Entdeckungen, nämlich Barros' Da Asia, bereits benutzen, auch finden wir bei ihnen nichts mehr als was Barros sagt. Barros blieb also so lange die einzige Quelle für die Entdeckungen des Cão und des Dias, bis man für die ersteren in Deutschland eine prächtige Urkunde, nämlich die Weltkugel fand welche der Patricier Martin Behaim im Jahre 1492 zeichnete und seiner Vaterstadt Nürnberg hinterließ. Ueber Behaim und seinen Globus heßen wir seit Anfang des Jahrhunderts die gelehrten Forschungen des Hrn. v. Murr, die aber vor einigen Jahren durch das Werk des Hofrathe Ghillany über Behaim verdunkelt wurden, denen prachtvolle Facsimiles des Globus und einiger andern Weltkarten beigegeben waren.

Behaim spielte am Hofe König Johanns II eine Rolle. Er gab sich dort aus für den Schüler des Astronomen Johann Müller aus Königsberg in Franken, bekannter und berühmt unter seinem Heimathsnamen Regiomontanus, oder, wie die Italiener sagen, Monteregio. Als Schwager des Ritters Jobst v. Hürter oder Joz d'Ultra, wie die Portugiesen schreiben, dem die Insel Fayal der Azoren als Lehn gehörte, war Behaim mit vielen edlen und angesehenen portugiesischen Familien verwandt, und er nahm, wie er selbst erzählt, an einer, und zwar an der sogenannten zweiten, Entdeckungsreise des Diogo Cão mit Theil, wahrscheinlich nur als Kosmograph, obgleich er sich in Nürnberg rühmte eine Caravele befehligt zu haben. [6] Die Portugiesen versprachen sich viel von

[1] Chronica del Rey Dom João II, Lisboa, Anno 1622.

[2] Chronica del-Rei Dom João II, escrita por Ruy de Pina Chronista mór e Guarda mór da Torre do Tombo, abgedruckt im zweiten Bande der Collecção de livros ineditos de Historia Portugueza. Lisboa 1792.

[3] Chronica do Sereº Principe D. João por Damião de Goes. Coimbra 1790.

[4] Vida y Acciones del Rey Don Juan el Segundo por Don Augustin Manuel y Vasconcelos, Cavallero de la Orden de Christo. Madrid 1639.

[5] De rebus Gestis Joannis II autore Emanuele Tellesio Sylvio. Ulyssiponae 1689.

[6] Als sich Behaim im Jahre 1492 in Nürnberg aufhielt, erschien dort die von Schedel verfaßte Weltchronik mit Holzschnitten in Großfolio, von der am 23 Dec. 1493 eine deutsche Uebersetzung von Georg Alt unter

Digitized by Google

Behaims astronomischen Kenntnissen, denn wir finden daß er später in der nautischen Commission saß, welche die Entdeckungen als wissenschaftliche Behörde zu leiten und sie mit neuen Instrumenten und astronomischen Tafeln zu versehen hatte. Behaim hat aber über seine astronomischen Kenntnisse ein klägliches Denkmal in seiner Weltkugel hinterlassen, denn seine Breitenangaben enthalten Fehler zwischen 10—20°, während doch andere Zeitgenossen, namentlich spanische und portugiesische Piloten, und der viel geschmähte Amerigo Vespucci und Karten und astronomische Ortsbestimmungen hinterlassen haben, wo solche unerträgliche Irrthümer bei den Breiten nie vorkommen. Wir bemerken dieß gelegentlich, weil von jeher über Martin Behaims Verdienste und Einfluß auf die Entdeckungen viel fabelhaftes in Umlauf gesetzt worden ist. Er starb auch, was sein Biograph nicht erwähnt hat, im Geruche großer astrologischer Wissenschaft, und sein Name lebte auf den Azoren noch lange fort, als hätte er über die Welt und ihre Zukunft mehr gewußt als einem frommen Christen zu wissen ziemlich ist. [1]

Im Jahre 1484 wurde Diogo Cão auf Entdeckungen ausgeschickt, da man die Westküste von Afrika nur bis Cap Catherina (2° s. Br.) kannte. Er entdeckte weiter südlich die Mündung eines großen Flusses, den Congo, den die Eingebornen Zaire nannten. Cam gab ihm den Namen Rio do Padrão. Ein Padrão oder Padram war nämlich eine steinerne Säule, welche mit einem Kreuz, dem portugiesischen Wappen und dem Bildniß oder dem Namen eines Heiligen versehen war. Die Säulen wurden von den Entdeckern an hervorragenden Küstenpunkten gesetzt und dienten als Urkunde der Besitzergreifung für die portugiesische Krone. Drei solcher Padrões führte Diogo Cam an Bord, aber nur ein einziges setzte er bei der Mündung des Congo. Er schickte einige seiner Gefährten ins Innere mit einer Botschaft an den „König von Congo.“ Da er ihre Rückkunft nicht abwarten wollte, nahm er einige vornehme Neger als Geiseln mit und versprach in 19 Monden wiederzukehren. Nach seiner Ankunft in Portugal wurde er sogleich wieder mit zwei Caravelen fortgeschickt, um seine Entdeckungen zu vervollständigen. So erzählt Barros. Allein sehr wahrscheinlich ist es, daß Diogo Cão nur eine einzige Reise unternahm, die in die Jahre 1484—1486 fällt. Martin Behaim sagt nämlich auf seiner Weltkugel, die Expedition sey 1484 ausgelaufen und nach 19 Monaten wieder nach Portugal zurückgekehrt, Barros aber behauptet daß Diogo Cam von seiner ersten Reise 1486 nach Lissabon zurückkam. [2]

Für diese chronologischen Widersprüche gibt es nur zwei denkbare Lösungen. Entweder Cam hat zwei Reisen unternommen, dann muß man sich denken er sey am Beginn des Jahres 1484 ausgelaufen, sehr früh wieder zurückgekehrt, und habe noch in demselben Jahre seine zweite Entdeckungsreise angetreten, Barros aber die Rückkehr von der ersten mit der Rückkehr von der zweiten Reise verwechselt. Oder — was viel wahrscheinlicher ist — Diogo Cam unternahm nur eine große Reise, die er im November 1484 [1] antrat. Nach Entdeckung des Congo gieng er nicht nach Portugal zurück, sondern setzte seine Entdeckungen längs der Westküste fort. Er richtete dann die zweite Wappensäule unter 13° südl. Br. bei einem Cap auf, welches er San Agostinho nannte, und welches nördlicher liegt als der Monte negro, der sich auf den alten Karten des Behaim, des Juan de la Cosa und des Ribero findet. [2] Die dritte Wappensäule wurde bei einem Cap unter 22° s. Br. errichtet, welches den Namen Cabo do Padrão, das Cap der Wappensäule erhielt. Dieses Cap kennen die Weltkarten des brittischen Museums [3] die Karte des La Cosa und des Ribero. Es kann daher, wenn man diese Karten vergleicht, kein Zweifel übrig bleiben daß das Cabo do Padrão des Diogo Cam unser heutiges Cap Sierra oder Cap Croß sey. Von dort kehrte die Expedition des Cam nach dem Congo zurück, tauschte die zurückgelassenen Portugiesen gegen die Geiseln ein, [4] und erreichte Lissabon im April oder Mai 1486. [5]

Einige Monat später, nämlich im August 1486, schickte König Johann zwei Schiffe von 50 Tonnen unter Bartolomeu Dias und João [6] Infante aus, um die Entdeckungen des Cam fortzusetzen. Die erste Säule, sagt Barros, errichteten sie bei der Serra Parda, welche unter dem 24 Breitengrade liegen soll. Die Küste von Afrika ist dort sandig, kahl und ohne jede bedeutende Erhebung. Man befindet sich also in Verlegenheit, wenn man auf modernen Karten einen Namen suchen will welcher der Serra Parda entsprechen möchte. Nach der Karte des brittischen Museums wäre dieß „braune Gebirge“ der äußerste Punkt gewesen den Diogo Cão erreichte. Beim Monte Nigro findet sich nämlich folgende Legende: Ad hunc usque montem qui vocatur niger, pervenit classis (Joannis) secundi regis Portugalliae cujus classis praefectus erat Diegus Canus qui in memoriam erexit columnam marmoream cum crucis insignio *et ultra processit usque ad serram pardam*, quae distat ab monte negro mille milliaria et hic moritur (?). Nach diesen Angaben hätte Diogo Cam die Serra Parda wirklich erreicht, allein man darf die Ausdrücke

---

dem Titel „Buch der Chronicken von Anbeginn der Welt bis auf unsere Zeit“ herausgegeben wurde. Doch heißt es Bl. 285: Darnach im Jar des hern M. CCCCLIII (sic) hat könig Johannes etlich galeen hinter die seulen Hercule geschickt und denselben schiffen zweyen patron gesetzt, nemlich Jacobum Canum einen Portugelier und Martin behe ym einen teutschen von nürnberg u. s. w.

[1] Antonio Cordeyro Historia Insulana Lisboa 1717. livro IX. cap. 8. p. 494 sq.

[2] Barros da Asia. Dec I. livro III. cap. 3.

[1] Resende Dom João II. cap. 154 läßt den Diogo Cam sogar erst 1485 abreisen.

[2] Auf Behaims Globus findet sich überall wo die Wappensäulen gesetzt wurden, die Jahrs der Christusordens. Die Legende hie wurden gesetzt die säulen des Konigs von Portugal anno domini 1485. d. 18. jan. mag man beziehen auf den Namen an der Küste Castel poderoso de san augustino.

[3] Behaim bezeichnet dagegen ein Cap Leo als den äußersten Punkt der erreicht wurde. Das heutige Cap Leo kennt bereits die Weltkarte La Cosa's (1500). Behaim wird daher entweder den Namen verwechselt haben, oder das Cap do Padrão führete eine doppelte Benennung.

[4] Dieß ist ein Grund mehr nur an eine und nicht an zwei Entdeckungsreisen Diogo Cams zu denken. Wie konnte ein portugiesischer Capitän versprechen mit einer zweiten Expedition in einer bestimmten Zeit wieder zu kehren, da alle diese Unternehmungen auf Kosten der Krone giengen? Die sogenannte zweite Reise des Cam ist nur seine Reise vom Congo bis Cap Croß, und sein Versprechen lautete nur dahin die Portugiesen gegen die Geiseln auf der Rückreise nach Lissabon anzuhalten.

[5] Die chronologischen Widersprüche finden sich so am besten gelöst, vgl. Sebastião Francisco de Mendo Trigoza, Memoria sobre Martim de Bohemia in den Memorias de Litteratura Portugueza tom V III. Lisboa 1812 p. 373.

[6] Damião de Goes, der viel genauer ist als Barros, nennt ihn Lopo Infante. Chron. del Rey Emanuel I. cap. 33.

Digitized by Google

der Legende nicht so genau nehmen, und sie nur so verstehen, daß er bis in die Nähe der Serra gekommen sey. Auch folgen auf der Karte von Nord nach Süd das Cabo Padrão und die Serra Parda dicht aufeinander. Neu, aber wahrscheinlich falsch, ist die Angabe von Diogo Camõ Tode. Die Chroniken erwähnen ihn zwar seit 1486 nie mehr, sie melden aber auch nicht seinen Tod, wie man es billigerweise erwarten durfte. Die Küstennamen, die wir nun südlich von der Serra Parda finden, müssen sämmtlich von Dias herrühren. Der letzte Punkt den Dias vor der Doublirung des Caps berührte, war nach Barros die Angra das Voltas, eine Bucht, die er so benannte weil er dort lange gegen widrige Winde kreuzen mußte. Die Karte des brittischen Museums hat den Namen umgedreht und spricht von einer Volta da Angres (sic), sie kennt aber nördlich davon ein Cavo de Volta, das heutige Cap Voltas an der Mündung des Oranjeflusses. Die Angra das Voltas setzt Barros unter 29° ſ. Br., allein ich glaube, er verwechselt das Cap mit der Bay gleichen Namens. Auf der Karte des brittischen Museums, des Juan de la Cosa und des Diogo Ribero ist die Voltasbucht deutlich als die heutige St. Helenabay zu erkennen. Diesen letzten Namen erhielt sie indessen erst von Vasco da Gama, welcher sich für den ersten Entdecker halten konnte, während die älteren Karten diesen Namen nicht kennen, sondern an der Benennung Angra das Voltas festhalten. Nachdem nun Dias die St. Helenabucht verlassen hatte, trieb er ohne Segel vor einem Sturm her, der ihn gegen Süden schleuderte. Als das Meer sanft geworden war, steuerte er gegen Osten, weil er immer noch meinte die Küste Afrika's zur linken Hand behalten zu haben. Als aber nach einigen Tagen kein Land zum Vorschein kam, da gieng den Seefahrern das Herz auf und sie merkten daß sie bereits über die Südspitze Afrika's hinaus gelangt seyen und die Oſtküste des Festlandes ihnen zur Linken liegen müsse. Sie wandten sich jetzt gegen Norden und erreichten eine Bucht, die sie wegen des Hornviehs und der Hirten, die sie am Lande erblickten, das Baqueiros, oder, wie die Karte des brittischen Museums übersetzt, Golfo de' Pastori nannten. Sie folgten nun der Küste in einer „neuen und erfreulichen" Richtung, d. h. sie lief jetzt nicht mehr von Nord nach Süd, sondern von West nach Ost. Sie näherten sich zuerst einer kleinen Insel, nach Barros unter 33° 45′ ſ. Br., wo sie eine Wappensäule aufrichteten. Die Leute des Geschwaders verlangten jetzt die Rückkehr. Dieß war nach seinen Instructionen genöthigt einen Kriegsrath zu berufen, und dieser entschied ebenfalls für die Umkehr, wenn nicht innerhalb 2 bis 3 Tagen die Küste, der man folgen wollte, eine andere Richtung, das heißt entschiedener nach Nordost annehmen würde. Man erreichte aber nur die Mündung eines Flusses unter 32° 40′ ſ. Br. nach Barros, den man zu Ehren des zweiten Capitäns Rio do Infante nannte. Er ist auf allen alten Karten angegeben, und Juan de la Cosa hat auch noch daneben die Legende: fasta aquy descubrió el escelente Rey Don Juan, Rey de Portugal. Die alten Namen lassen sich leicht auf neueren Karten finden. Die Bahia dos Baqueiros ist die Algoa-Bay und der Rio do Infante nicht der Great Fish River, wie Kohl vermuthet, sondern der Buschmänner-Fluß. Nicht etwa weil Barros' sonst nicht immer zuverlässige Breitenangaben übereinstimmen, sondern nach der Belehrung welche die älteren Karten gewähren, und nach dem Schiffsjournal welches ein Seemann auf Basco da Gama's Flotte hinterlassen hat. Die Karte des brittischen Museums hat nun folgende Küstennamen von West nach Ost: Golfo de' Pastori (Algoabay), Patram de S. George. Ilha do Fonte. Endlich die Legende. Hue usque ad Ilha de fonte pervenit ultima navigatio portugalensium Anno 1489. Hr. Kohl vermuthet die Ilha do Fonte sey eine Corruption für den Rio do Infante, allein diese Interpretation ist durchaus nicht zulässig. Die Karte gibt als äußersten Punkt die Insel an wo die letzte Wappensäule gesetzt wurde, die den Namen des S. Jorge führte. Im Schiffsbuch des Basco da Gama wird die Insel das Ilheo da Cruz genannt. So heißt sie auch bei Barros, mit dem Zusatze jedoch: viele nennten sie auch Penedo das Fontes, die „Klippe der Quellen" oder wie man auf der Karte des brittischen Museums liest: Ilha do Fonte. Nun sagt der Begleiter Basco da Gama's: fünf Legoas $17^1/_3 = 1^0$ gregr.) vom Ilheo da Cruz gegen Osten lagen die Ilheos Chaos, [1] die noch heute so genannt werden, und fünfzehn Legoas vom Ilheo da Cruz sey die Mündung des Rio do Infante. Er setzt hinzu daß die Angra de Sam Bras 60 Legoas östlicher liege als das Cap der guten Hoffnung und das Ilheo da Cruz abermals 60 Legoas östlicher als das Angra de Sam Bras, also zusammen 120 Legoas östlicher als das Cap der guten Hoffnung. [2] Nach diesen Angaben kann es nicht mehr zweifelhaft seyn daß die Kuhbrittenbucht unsere Algoabay, die Kreuzinsel ein Felsen in der nordwestlichen Verlaufung dieser Bucht, der Rio do Infante der Buschmännerfluß seyn muß. Nun gibt die Karte des brittischen Museums in der oben angeführten Legende das Jahr 1489 an, wo Dias um das Cap gelangte. Wir wissen aber aus Barros daß Dias im December 1487 nach einer Abwesenheit von 16 Monaten und 17 Tagen zurückkehrte. Er war also Ende Julius oder Anfangs August 1486 ausgefahren. Die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffung fällt daher vielleicht noch in das Jahr 1486. [3] Der Kartenzeichner irrt sich demnach in dem Jahr, wenn die Zahl wirklich richtig gelesen worden ist. Kohl sucht den Widerspruch dadurch zu lösen, daß er entweder bei der oben angegebenen Legende hinter Portugalensium ein Punctum setzt, so daß der Sinn der Inschrift wäre: „bis zur Quelleninsel gelangte die letzte Schifffahrt der Portugiesen. Anno 1489 (wurde diese Karte gefertigt)," oder, da ihm diese Erklärung matt erscheint, es müsse nach Dias und vor Gama eine zweite Expedition im Jahre 1489 stattgefunden haben. Alle Chroniken wissen nichts von einer solchen Unternehmung, es wäre auch sonderbar wenn diese Expedition 1489 gerade dort umgekehrt wäre, wo Dias seine letzte Wappensäule aufrichtete, und endlich — das wichtigste von allem — das Schiffsbuch des Seemanns auf Gama's Geschwader, das so genaue Aufschlüsse über Dias' Entdeckungen gibt, kennt eine zweite Doublirung des Caps der guten Hoffnung nicht.

[1] Irrthümlich mit den P. Llanos der Karte des Diego Ribero 1529.

[2] Roteiro da viagem que fez Dom Vasco da Gama. Porto 1838 p. 45.

[3] Alle nähern Zeitangaben fehlen. Nach der Geschwindigkeit der damaligen Seefahrten konnte Dias schon Ende September den Congo erreicht und vor Jahresschluß das Cap doublirt haben. Auf der Rückreise hielt man an verschiedenen Punkten an, sie kostet auch im allgemeinen mehr Zeit als die Hinfahrt. Neun Monate verstrichen ehe man Kunde eines Portugalschiffes wieder sah, das man in der Nähe der Prinzeninsel zurückgelassen hatte.

Digitized by Google

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen ohne noch einmal zu unserm Martin Behaim zurückzukehren. Auf seiner Erdkugel liest man nämlich neben dem Monte Negro die Worte Caput Bonä Spei, mit der Legende daß am 18 Januar 1485 dort eine Wappensäule aufgerichtet wurde. Noch mehr! Sein Caput Bonä Spei hat die Breite des heutigen Cap der guten Hoffnung, sein Afrika die Gestalt wie auf der Karte des brittischen Museums, und sein letztes Padrão, angeblich durch die Fahne des Christusordens, liegt östlich vom Cap der guten Hoffnung, gerade da wo man das Rhyo da Cruz oder den Rio do Infante vermuthen könnte; mit andern Worten: Behaim liefert ein Gemälde welches die trügerische Vorstellung erweckt, als habe nicht Dias sondern Diogo Cam in den Jahren 1484 — 1486 das Cap doublirt. Man hat gesagt, Behaim habe keine Nachricht von Dias' Entdeckungen im Jahre 1492 besessen, wo er in Nürnberg seinen „Erdapfel" zeichnete. Diese Hypothese widerlegt sich von selbst, denn er kennt den Namen Caput Bonä Spei, und diesen erhielt das Südcap von Afrika von König Johann erst nach der Rückkehr des Dias, welcher es Cap der Stürme (Tormentoso) genannt hatte. Wie kommt nun unser Behaim zu seinem Caput Bonä Spei? Ist er ein Betrüger? Will er sich den Ruhm erschleichen das Cap doublirt zu haben?

Wir halten ihn für keinen Betrüger, aber für einen sehr schlechten Kosmographen. Man beobachte seine Weltkarte. Die Sanct Thomasinsel, die noch der nördlichen Hemisphäre angehört, liegt bei ihm 10° s. Br. Die Mündung des Congo (Rio do Padrão) durchschneidet bei ihm der Mendekreis des Steinbocks, sie liegt also mindestens 17° zu südlich. Sein Monte Negro (sein Pseudo Cap der guten Hoffnung) hat mindestens eine südliche Breite von 34°, während er nach den beinahe gleichzeitigen spanischen und portugiesischen Seekarten höchstens 15° besitzt. Halten wir Behaim für einen ehrlichen Mann, so hatte er diese Breiten wirklich mit dem Quadranten gefunden, und als nun Dias zurückkehrte, seine Karten und seine Breiten vorlegte, glaubte Behaim er müsse schon das Cap doublirt haben, und sein Montenegro sey nichts anderes als das Caput Bonä Spei. Alle konnte aber „ein so großer Mann" ein „Schüler Regiomontans," wie konnte „ein Behaim" sich nun nahezu einen Bogenwinkel von 20° irren, wird man fragen? Daß er ein „großer Kosmograph" gewesen sey, dafür haben wir eben nur seinen „Erdapfel" als Urkunde, und daß sich in Bezug auf S. Thomé und die Congomündung bei Breitenangaben Fehler von 10° und 15° finden, darf niemand läugnen der seine Karten geprüft hat. Vergleichen wir den Globus mit den Portulanen spanischer Entdecker und Piloten, z. B. mit der des Steuermann Juan de la Cosa vom Jahr 1500, so müssen wir den Globus des Behaim als die Leistung eines noch weniger als mittelmäßigen Kosmographen erklären.

Selbst die Mittelmäßigkeit zugestanden, wird man sagen, ein Irrthum in den Breiten, der sich bis zu 20° steigert in einer Zeit wo die Fehlergränzen doch nur Bruchtheile eines oder höchstens zwei Grad zu betragen pflegten, ist doch kaum glaublich! Und warum nicht? Man bedenke, die Fahrt des Diogo Cam war die erste, die sich beträchtlich vom Aequator gegen Süden entfernte. Wonach bestimmten nun die Seefahrer die Polhöhe? Entweder nach der Sonnenhöhe am Mittag zur Aequinoctialzeit, oder sie reducirten zu andern Jahreszeiten die gefundene Höhe nach Tafeln. Das ist möglich. Allein die Tafeln die man hatte, waren und konnten nur für nördliche nicht für südliche Breiten berechnet seyn, weßhalb auch Barros berichtet, König Johann habe nach Diogo Cams Rückkehr „neue Tafeln der Declination der Sonne," das heißt Tafeln die für die südliche Halbkugel paßten, ausarbeiten lassen. Die Piloten pflegten nämlich, wie wir dieß aus unzähligen Stellen der Schiffsbücher bewiesen zu können glauben, ihre Höhe nach dem Abstand des Polarsternes zu berechnen, und sie reducirten entweder die gefundene Höhe oder sie stellten ihre Beobachtung zu einer Zeit an, wo sie wußten daß der Polarstern genau so hoch über dem Horizont stand als wie der mathematische Pol. Sie hatten für dieses Verfahren sogar ihre eigenen technischen Ausdrücke. Mit dieser Methode reichte man aus, solange man sich noch auf der nördlichen Halbkugel befand. Dann verschwand der Polarstern und die Piloten waren nun auf ihren eigenen Witz angewiesen. Sie mußten auf ein neues Verfahren sinnen, und daß der erste Versuch mißglückte, scheinen die Breitenfehler bei Behaim klar zu beweisen, weßhalb eben König Johann es für nöthig hielt, einen Ausschuß niedersetzen der neue Tafeln und neue Beobachtungsinstrumente ausarbeiten und vorschlagen sollte.

Hr. Kohl stellt keine Vermuthung auf über den Verfasser der Karte, und die Karte selbst läßt nur schließen daß sie von einem Portulan oder vielleicht von einer Erdkugel copirt wurde, die ein Italiener entworfen hatte, der sehr früh und ziemlich gut über die portugiesischen Entdeckungen unterrichtet war. Ueber den Verfasser des Insularium ist nichts bekannt, vielleicht war Martellus Germanus ein Deutscher, der sich in England aufhielt. Wir wissen indessen daß gerade um jene Zeit, nämlich in den 80ger Jahren des 15ten Jahrhunderts, bis zum Jahre 1493 ein Italiener in London sein Brod mit Kartenzeichnen sich erwarb und eine Erdkugel für König Heinrich VII im Jahr 1488 verfertigte. Dieser Italiener hatte sich, ehe er nach England kam, in Portugal aufgehalten, und soll sogar an den Entdeckungen mit theilgenommen haben. Dieser Mann, ein Genueser, war der berühmte Bartolomeo Colombo, ein Bruder des Entdeckers der neuen Welt, den spanischen Historikern bekannt unter dem Titel des Adelantado. Von ihm wird behauptet er sey ein Begleiter des Bartolomeo Dias gewesen. So berichtet nicht nur Don Fernando Colon in der Lebensbeschreibung seines Vaters, sondern auch der Bischof von Chiapa Las Casas (Historia de las Indias ms. lib. I. cap. 29). Don Fernando und Las Casas berufen sich beide auf eine Randbemerkung in einem Exemplar der Imago Mundi des Petrus Alliacus. Dieses Buch wurde wahrscheinlich 1480 gedruckt, und war der beständige Begleiter Cristobal Colons auf seinen Entdeckungen. Dasselbe Exemplar findet sich noch heutigen Tages in der Colombinischen Bibliothek in Sevilla, und jene Randbemerkung auf fol. 13 zum Capitel De quantitate terrae habitabilis lautet vollständig: „Nota quae hoc anno de 88 in mense Decembro apulit in Ulixbona Bartholomäus Didacus (sic) capitanus tres caravelarum quem miserat Ser. Rex Portugaliae in Guinea ad tentandum terram .... usque unum promontorium per ipsum nominatum „Cabo de Boa Esperança" quem (sic) in Agesinba estimamus ... quem vingium pictavit et scripsit de leucha in leucha in una carta navigationis ut oculi visim ostenderet ipso Seren. Regi, *in quibus omnibus interfui.*" Nun be-

Digitized by Google

hauptet der handschriftliche Las Casas (l. c. cap. 101) die Handschrift des Bartolomäus Columbus wohl gekannt zu haben, und es ist kein Zweifel darüber daß er die Note geschrieben hat. Die Worte in quibus omnibus interfui sind aber sehr doppelsinnig. Sie können heißen, ich war bei der Reise gegenwärtig, sie können aber auch heißen, ich war gegenwärtig als Dias seine Karte dem König vorlegte. Das letztere ist das wahrscheinliche. Der Schreiber der Randbemerkung täuscht sich nämlich im Jahr. Dias kehrte nicht im December 1488, sondern schon im December 1487 zurück, und auffallend ist es daß er ihn Didacus statt Dias nennt. Las Casas findet sich auch in einiger Verlegenheit (l. c. cap. 29) zu erklären, wie Bartolomeo Colombe, der im December 1488 mit Dias zurückgekehrt seyn wollte, im Februar 1488 bereits für Heinrich VII eine Erdkugel in London entwerfen konnte, deren Datum und Inschrift uns sein Neffe, Don Fernando Colon, erhalten hat.[1] Man muß daher die Randbemerkung in der Imago Mundi des Petrus Alliacus so verstehen, daß Bartolomeo Colombo nur gegenwärtig war als Dias zurückkehrte und seine Karten vorwies, daß seine Bemerkung aus spätern Zeiten herrührt, wo er sich nicht mehr genau des Datums und der Namen erinnerte. Gewiß ist nur: Bartolomäus sah die Karte des Dias, und verfertigte bald darauf eine Erdkugel in London. Er war ein Italiener, und hatte wie sein Bruder Christoph auf portugiesischen Schiffen die Westküste Afrika's bereist, auch ernährte er sich durch Kartenzeichnen in London bis zum Jahr 1493. Nun sind wir weit entfernt zu behaupten daß die Karte des brittischen Museums nothwendig eine Copie von einer Arbeit des Bartolomäus seyn müsse; aber wäre dieß auch nicht der Fall, so ist doch durch diese Umstände bewiesen auf welche Art man damals in London über die portugiesischen Entdeckungen unterrichtet seyn konnte.

[1] Vida del Almirante D. Christoval Colón cap. 10.

Gigantische Vegetation in Californien.

(Aus Chambers's Journal.)

Versetzen wir uns einen Augenblick in Gedanken nach Californien, in die Grafschaft Calaveras, und folgen wir dem Laufe eines Zuflusses des Stanislas, der sich mit manchem Wirbel längs einem der in die Sierra Nevada mündenden Thäler dahin schlängelt, so werden wir, etwa fünfzehn (engl.) Meilen von Murphy's, mitten unter den Bergen an ein einsam gelegenes kreisförmiges Becken gelangen. Der Durchmesser dieses Beckens dürfte eine Meile, die Höhe über dem Meeresspiegel 4000 bis 5000 Fuß betragen. Hier befinden wir uns angesichts der Riesen — wirklicher Riesen des Pflanzenreichs, wie wir sie erwartet hätten sie in unsern nachsündflutlichen Tagen noch zu sehen. Nicht ohne Rührung und ein tiefes Gefühl der Bewunderung heften wir unsere Blicke darauf. Der Wind weht kalt, und die Höhen rings herum sind mit Schnee bedeckt; allein wir achten des Windes nicht; der Schnee hebt die Bäume nur um so besser aus der weißen Decke hervor; der Anblick belohnt uns für all unsere Mühsal, und läßt uns die beschwerliche Rückreise, die uns harrt, vergessen. Es ist kein alltägliches Ereigniß unter dem Schatten von Bäumen zu stehen, die zu einer Zeit zu wachsen begannen als Hannibal seinen siegreichen Marsch nach Rom antrat, und die beim Aufsuchen des Christenthums so zu sagen noch in den Kinderjahren waren.

Der kleinste dieser Riesen hat fünfzehn Fuß im Durchmesser. Sie nehmen in obenerwähnten Becken einen Flächenraum von etwa fünfzig Morgen ein, und ragen dort über alle andern ihrer Art empor. Die hohen Bäume unter den letztern scheinen im Vergleich mit ihnen wahre Zwerge zu seyn. Lange Franzen und Gewinde gelben Mooses und Leberkraute hängen um ihre stolzen Stellnke herum, und eine aus ihren Wurzeln hervorwachsende Schmarotzerpflanze — eine Art Hypocistys — treibt anmuthige, mit Bracteen und rosenfarbigen Blumen geschmückte Stengel bis zu einer Höhe von zehn Fuß. Der Platz hat auf diese Weise den doppelten Reiz der Schönheit und der Pracht.

Es versteht sich natürlich von selbst daß die hier besprochenen Bäume dem Tannengeschlecht angehören. Die Wipfel vieler sind durch das Gewicht des Schnees, der sich während des Winters auf den Endästen anhäuft, abgebrochen und verstümmelt, und einzelne sind durch die Lagerfeuer der Indianer am Fuße beschädigt worden. Einige sind durch das wiederholte Ausbrennen so tief ausgehöhlt, daß eine ganze Familie mit all ihrem Hausgeräthe in den geschwärzten Höhlen behaglich Wohnung nehmen könnte. Die Rinde ist insgemein durch tiefe Längsfurchen bezeichnet, welche den Stämmen das Aussehen von Pfeilern oder gerieften Säulen geben. An einem ist die Rinde bis zu einer Höhe von hundert Fuß abgestreift worden, und eine spiralförmige Reihe eingetriebener Pflöcke bildet ein sehr sicheres Mittel um an dem rings entblößten Theil baumaufwärts zu steigen; doch blüht der Baum oben noch so kräftig als je. Der Eigenthümer des naheliegenden Wirthshauses führt seine Gäste auf die Stätte dieser Wunder der Pflanzenwelt, und nennt ihre Namen — er ist bei den meisten der einzige Touristhe gewesen. Zunächst lenkt er die Aufmerksamkeit auf den „Tickbaum," der 95 Fuß im Umfang und 300 Fuß Höhe hat, oder vielmehr hatte; denn er liegt jetzt, gleich einem von Republikanerhänden niedergeworfenen Monarchen, am Boden. Fünf Mann waren fünfundzwanzig Tage lang mit der Fällung desselben beschäftigt. Sie zogen rings herum sieben Fuß vom Boden eine Linie, und bohrten längs derselben mit einem gewaltigen Bohrer eng nebeneinander bis in den Mittelpunkt des Stammes hinein Löcher, so daß der Baum sein Gleichgewicht verlor, und mit einem Schlage fiel der gleich dem Donner in den Bergen wiederhallte. Drei weitere Wochen wurden dazu gebraucht ihm die Rinde auf einer Länge von nur 52 Fuß abzustreifen, und jetzt ist die eine Seite dieses Königs des Waldes abgehobelt um sie als „Kugelbahn" zu gebrauchen, an deren Ende ein kleines hölzernes Haus steht, wo die Spieler ihren Durst stillen können. Wie tief können wir herabsinken! Sagt man uns daß Wagen und Rosse mit leichter Mühe auf dem umgestürzten Stamme dahin fahren könnten, so erregt dieß kein Erstaunen, wenn wir wissen daß sein

Digitized by Google

Durchmesser am dicksten Ende noch 23 Fuß und 7 Zoll beträgt, ungerechnet die Rinde, welche ungefähr drei Fuß mehr betragen würde. Der Stumpf ist ebenfalls zu einem besondern Zweck verwendet worden: man hat seine Oberfläche geglättet und polirt, und er trägt einen Pavillon in den sich die Besucher setzen und von dort aus den Schauplatz rings herum mit Muße betrachten können.

Wenn wir unsere Neugier beim „Dickbaum" befriedigt haben, werden wir zu der „Bergmannshütte" geführt, welche eine Höhe von 300 Fuß und einen Umfang von 80 Fuß hat; sodann zu dem „alten Junggesellen," der eben so hoch ist, aber 20 Fuß weniger an Umfang besitzt; der „Eremit," der diesen Namen führt weil er von den übrigen ein wenig abseits steht, ist ein hübscher Bursche; die eine Seite seines Stammes ist versengt, und er enthält nach der Berechnung eines kundigen „Gerümpelhändlers" 725,000 Fuß Zimmerholz. Dann haben wir „Mann und Weib," nur 250 Fuß hoch, und am Gipfel aneinander lehnend; ferner die „drei Schwestern," die anscheinend aus einer und derselben Wurzel herauswachsen — eine merkwürdig schöne Gruppe. Sie sind alle 300 Fuß hoch, und haben 92 Fuß im Umfang; die mittlere besitzt einen Ast in einer Höhe von nicht ganz 200 Fuß. Sodann lenkt sich unsere Aufmerksamkeit auf „Mutter und Sohn" — die Dame 325 Fuß, der Jüngling 300 Fuß hoch. Im Umfang sind sie beide gleich — 92 Fuß. Weiterhin die siamesischen Zwillinge und ihr Wärter; die „alte Maid," einzeln stehend, wie der „Junggeselle," aber kahlköpfig; die „Braut von Californien," die „Schöne des Waldes," „Mister Shelby," und „Onkel Toms Hütte." Letztere hat am Fuße des Stammes eine Höhlung, die so groß ist daß fünfundzwanzig Personen bequem darin Platz finden können, und in die man durch eine zehn Fuß hohe und zwei Fuß weite Oeffnung eintritt. Der „Pferdetritt" ist ein alter hohler umgestürzter Strunk, in welchem die Besucher auf einem Pferd herumreiten können. Außer diesen gibt es noch andere Bäume und andere Namen, allein die aufgezählten dürften vielleicht genügen, um einen Begriff davon zu geben wie sehr man in den entlegeneren Theilen der Vereinigten Staaten geneigt ist alles zu „vulgarisiren." An der „Familiengruppe" indeß dürfen wir nicht mit Stillschweigen vorübergehen: sie umfaßt sechsundzwanzig Bäume, unter denen man Vater, Mutter und vierundzwanzig Kinder sieht. Der Vater verlor seine aufrechte Stellung schon vor Jahren, und sank nun, und doch hat er an seiner Wurzel 110 Fuß im Umfang; er war, wie man vermuthet, in seiner Blüthezeit 450 Fuß hoch. Der noch vorhandene Ueberrest ist durch und durch hohl, und theilweise in den Boden begraben, während unter ihm ein ewiger Frühling, den er in seinem Fall bedeckte, hervorspreßt. Die Mutter ist 327 Fuß hoch, und hat 91 Fuß im Umfang; die Kinder sind nicht ganz so groß. Die Amerikaner, absonderliche Freunde kraftvoller Benennungen, haben diesen künftig Morgen Baumlanden den Namen „Mammuthhain" gegeben.

Was die besondere botanische Bezeichnung betrifft, so ist diese kolossale Species unter verschiedenen Namen bekannt: Taxodium sempervirens, Sequoia gigantea, Wellingtonia gigantea, Washingtonia u. s. f. Die beiden letztern sind neuere Bezeichnungen; die zweite, von Endlicher in seiner Synopsis Coniferarum aufgeführt, sollte als endgültige betrachtet werden. Das Holz hat eine röthliche Farbe, und scheint elastischer zu seyn als irgend ein anderes bis jetzt bekanntes. Es besitzt indeß die Eigenthümlichkeit daß es in der Sonne keine Risse erhält, und ist der Fäulniß nur wenig ausgesetzt; die Aeste sind kurz, und das Blätterwerk gleicht dem des Wachholderbaumes. Man betrachtet es als merkwürdig daß ein so großer Baum so kleine Dornen und Tannenzapfen trägt, nicht größer als ein Hühner-Ei.

Man hat schon oft die Frage gestellt, warum diese Bäume auf diesen besondern Platz beschränkt seyen. Sie sind es aber nicht, denn man findet sie auch in andern Theilen der Sierra Nevada, besonders in dem in das Carson-Thal mündenden Engpaß, wenn auch nicht in solcher Menge und so großen Maßverhältnissen wie hier. Der Unterschied muß der Zerstörungssucht der Indianer zugeschrieben werden.

Volkssagen im Akwapim-Lande.

Die Akwapim-Neger an der Goldküste gehören zu den Aschanti und ihr Gebiet liegt nördlich von Akkra (zwischen St. James und Christiansburg an der Küste). Unter ihnen hat ein Missionär eine Reihe Volkssagen gesammelt, die jetzt durch Dr. Barth in Calw (nicht etwa den Entdecker) in Peterm. Mittheilungen veröffentlicht worden sind. Wir wählen daraus einige der kürzesten und hübschesten Stücke aus, um zu zeigen daß es auch den Negern nicht an Witz und Scharfsinn fehlt. Einige Erzählungen lassen beinahe einen europäischen Ursprung oder eine Importirung durch Europäer vermuthen, z. B. die Geschichte von Mansa, die mit dem Märchen von Blaubart außerordentlich viel ähnliches hat. In den Sagen ist auch hin oder wieder schon von den Weißen die Rede, so daß sie also in ihrer jetzigen Form kein hohes Alter besitzen können. Eine große Rolle spielt Ananſa, ein Wort männlichen Geschlechtes, welches die Spinne bedeutet. Bei einigen Negerstämmen wird die Spinne aber als Gott verehrt. Eine andere Sage, die auf kindische Weise von der Einführung des Christenthums handelt, scheint ursprünglich von den Missionären erfunden zu seyen. Sie ist übrigens unbedeutend. Am originellsten sind die folgenden drei Erzählungen:

In früheren Zeiten soll Nyankupon (d. h. wörtlich: das hohe Dorf oder die hohe Stadt des Nyame, oder der Himmel, oder auch Gott) dem Erdboden viel näher gewesen seyn als jetzt. Wenn jemand Fische wollte, so stupfte er mit einem Stecken an diesen Nyankupon hinauf, und siehe, es kamen Fische herauf, die fielen gleich den Regentropfen, nur größer, auf die Erde. Nach einem solchen Fischregen hatte denn der Betreffende nichts zu thun als aufzulesen. Aber was geschieht? Ein Weib stieß „Fufu" [1] in einem Mörser. Sie hatte aber nicht Raum genug für ihren Stößel, konnte mit demselben nicht genug in die Höhe. Sie sagte daher

[1] Eine Lieblingsspeise der Neger.

Digitized by Google

zu Nyankupon: „Erhebe Dich ein wenig, ich habe nicht Raum genug für meinen Fufu-Stößel!“ — Nyankupon gehorchte und fragte: „Bis hierher?“ — „Nein,“ sagte sie, „noch etwas weiter!“ — So that sie dreimal; endlich hieß sie ihn Halt machen. — So geschah es daß Nyankupon dem Erdboden so fern kam, daß wenn ihn jemand ruft, er es kaum mehr hört, und was die Fische betrifft, so sind sie jetzt sehr rar. Wäre jenes Weib nicht gewesen, so würde man heute noch die Fische umsonst bekommen.

•

Die Akwapim-Neger erzählen: Gott hatte eine sehr schöne Tochter. Wenn nun jemand sie heirathen wollte, sagte er immer nein. Die Spinne und die Katze überlegten, sie setzen des Vaters Kammerdiener, und wollten ihn deßhalb fragen, ob er nicht einem von ihnen seine Tochter zur Frau geben wolle. Er erwiederte ihnen: „Ihr sehet daß ich euch beide liebe, und ihr habt mich um eine Sache gefragt, die ich nur einem von euch geben kann; deßhalb werde ich etwas an den Eingang des Dorfes setzen und euch um die Wette rennen lassen: wer zuerst dort anlangt soll meine Tochter erhalten. Er that so und ließ sie wettrennen, und die Katze langte zuerst dort an. Darauf hin gab Nyankupon seine schöne Tochter der Katze; und als dieß geschah, wurde das Auge der Spinne roth vor Neid, und sie ward der Katze (spinnen-) feind. Aber Gott hatte auch einen Widder, und zwar einen sehr großen. Mit diesem, sagte er, werde er etwas sonderliches vornehmen, und zwar an einem Samstag. Als die Spinne das hörte, gieng sie am Freitag Abend in Gottes Schafhof, um jenen Widder zu fangen, schlachtete und aß ihn, streute die Gebeine umher, und die Suppe goß sie ins Kleid der Katze. Am Morgen sagte Gott, man solle den Widder holen. Man gieng und fand ihn nicht, und berichtete es wieder. Nun ließ Gott ausschellen, es habe jemand ein Thier genommen. Es wurde genauer nachgesucht und in der Wohnung der Katze ein Gerippe gefunden. Gott sagte: „Geh', ruf' sie!“ — Man that so und fragte sie: „Woher kommen diese vielen Gebeine in deinem Gehöfte?“ — Sie sagte: „Ich weiß nicht.“ — Sodann fragte man sie weiter: „Woher diese Suppe in deinem Kleid?“ — Sie hatte kein Wort zur Erwiederung. Deßhalb erklärte man ihr, sie sey es, die den Widder geschlachtet habe. Gott aber nahm ihr seine Tochter wieder. Von dort an schreit die Katze: „M'aniawu! m'aniawu!“ d. h. mein Auge ist gestorben, mein Auge ist gestorben, d. h. ich schäme mich.

•

Eine Hungersnoth kam und man hatte nichts zu essen. Ananse (die Spinne) aber gieng in den Busch und man fand einen großen Topf. Er sagte: „Ich habe einen Topf im Besitz.“ — Der Topf aber sagte: „Man nennt mich nicht Topf.“ — „Wie denn?“ — Er sagte: „Hö hore“ (d. h. geh' auf! vom Teig gebraucht). — Ananse fuhr fort: „Geh' ein wenig auf, damit ich sehe!“ — Und als die Speise im Topf so aufgieng, daß sie den Topf füllte, aß Ananse, bis er nicht mehr konnte. Da sagte er zu dem Topf: „Laß ab, die Speise herauszutreiben!“ und er ließ ab. Ananse aber aber nahm den Topf mit nach Hause und verbarg ihn im Schlafzimmer. Wenn daher Ananses Weib Speise kochte und ihm auftrug, sprach er, er wolle nicht essen, er habe kein Bedürfniß, sie solle die Speise den Kindern geben. So gieng es alle Tage. Ananse's Kinder sagten: „Wenn unser Vater einmal ausgeht, wollen wir in seinem Schlafzimmer nachsehen, was dort ist.“ — Eines Morgens gieng er auf die Plantage, die Kinder aber traten in sein Schlafzimmer und sahen, daß ein Topf daselbst war. Da riefen sie: „O, ein Topf!“ — Der Topf sprach: „Ich heiße nicht so.“ — „Wie denn?“ — „Man nennt mich Hö hore!“ — Sie erwiederten: „Schwill ein wenig an, daß wir sehen!“ — Und er schwoll an, und sie aßen und zerbrachen den Topf. Als nun ihr Vater von der Plantage wiederkam, brachte ihm sein Weib etwas zu essen. Er sagte wie gewöhnlich: „Gib's den Kindern!“ Er wußte jedoch noch nicht, daß seine Kinder den Topf zerbrochen hatten. Als er nun ins Schlafzimmer gieng, um sich dort satt zu essen, und nach dem Topfe sah, fand er ihn nicht, konnte auch Niemand darnach fragen, denn er hatte Niemanden etwas davon gesagt. Mit gerunzelter Stirn setzte er sich nieder und sprach zu seinem Weibe: „Gib mir etwas zu essen, denn wenn ich auch immer allein essen lasse, werden die Kinder jeurig werden über mich.“ — Noch ehe er aber ganz ausgeredet hatte, erwiederte sein Weib: „es ist nichts mehr da.“

Hierauf nahm Ananse sein Buschmesser und gieng in den Busch. Als er nun so auf und ab lief, sah er dort eine Peitsche hängen, die hin- und herschwankte. „Ich habe eine Peitsche gefunden!“ rief er. — Die Peitsche sagte: „Man nennt mich nicht so.“ — „Wie denn?“ — Man nennt mich Abridiabrada (d. h. Geißelschwung). — Ananse erwiederte: „Schwing' dich ein wenig, damit ich sehe!“ Mit diesen Worten näherte er sich der Peitsche, denn er dachte, er werde wieder etwas zu essen bekommen wie jenesmal; allein die Peitsche schlug ihn, schlug ihn, schlug ihn, und er rannte fort, sagte aber während seiner Flucht zur Peitsche: „Langsam!“ Auf dieß hin ließ die Peitsche ab, ihn zu schlagen. Ananse sagte zu ihr: „Wir wollen miteinander nach Hause gehen, daß du mich beschützest.“ — Die Peitsche willigte ein. Der Ananse brachte sie heim und hängte sie in seinem Schlafzimmer auf. Als er heimkam, brachte ihm sein Weib etwas zu essen; allein er sagte, er wolle nicht essen, und gieng absichtlich in sein Schlafzimmer wie früher, damit seine Kinder hineingehen möchten und die Peitsche ihnen etwas ausweisse. Absichtlich ließ er auch die Thüre zum Schlafzimmer unverschlossen und gieng wieder auf die Plantage. Nun sprachen seine Kinder: „Seht, der Vater hat die Thüre nicht geschlossen; laßt uns hineingehen! Vielleicht hat er jenes Ding wiedergebracht, denn gestern hat er nicht gegessen.“ Nun giengen sie alle in die Schlafkammer und schlossen die Thüre. Niemand sah sie; und siehe, eine Peitsche hieng da. Da riefen sie: „O, unseres Vaters Peitsche!“ — Die Peitsche sprach: „Nein, ich heiße nicht so.“ — Sie fragten: „Wie denn?“ — „Abridiabrada.“ — „Schwing' dich ein wenig, daß wir sehen!“ — Nun schwang sich die Peitsche und schlug sie so, daß ihre Lippen zu großen Knipfeln anschwellen. Darauf sagten sie: „Langsam!“ und die Peitsche hörte auf, sie zu schlagen. Sie aber nahmen ein Buschmesser und hieben die Peitsche in Stücke und streuten sie in die ganze Welt aus. So ist's gekommen daß viele Peitschen in der Welt sind; früher gab es nur Eine.

Digitized by Google

Reise von Amboina nach Batjan auf malayischen Fahrzeugen.

(Von Julius Kögel.)

In Folge des strengen und willkürlichen Verfahrens des holländischen Amtmanns (Affisten-Residents) Timmerman zu Hilla (Amt auf Amboina) gegen die christlichen Bewohner der molukkischen Insel Boeno hatten 300 derselben sich veranlaßt gefunden ihre Heimath zu verlassen, und diese waren in den ersten Monaten des Jahrs 1847 nebst ihrer beweglichen Habe auf zwei Oremdais und 48 Semanprauen nach der Insel Batjan, 50—60 geogr. Meilen nordöstlich von Boeno gelegen, ausgewandert. Hier angekommen, hatten sie den Sultan um Schutz und Wohnplätze gebeten, welche letztere der gutmüthige Sultan nicht nur bewilligte und sogleich anweisen ließ, sondern diese Emigranten auch noch mit 2000 im Wald stehenden (Sago-, Cocos- und Sagowier-) Palmen beschenkte, auch überdieß die Einwanderer so viel als möglich zu beschützen versprach. Die Vermehrung seiner Unterthanen mit 50 Familien war natürlich dem Sultan von Batjan sehr willkommen, indem er hoffte daß durch Begünstigung der Einwanderer viele andere deren Beispiel folgen, und dadurch seine menschenleeren Länder besiedelt werden würden. Obschon es der niederländisch-indischen Provinzialregierung der Molukken nun ganz gleichgültig seyn konnte, wenn sie 300 Menschen weniger auf Boeno, und dafür 300 Menschen mehr auf Batjan beherrschte, so wurde doch sehr bald Anstalt gemacht die boeno'schen Auswanderer nach ihrer Heimath zurückzunöthigen. Nachdem der Provinzialgouverneur (Ex-Generalmajor Cleerens) zu Amboina von der Uebersiedlung der Boenoer6 nach Batjan außer Zweifel gesetzt worden, war man keineswegs Willens die Emigranten sogleich durch Zwangsmaßregeln, sondern vorerst durch Vorstellungen zur Rückkehr nach Boeno zu vermögen, und nur erst wenn diese nicht fruchteten, Gewalt anzuwenden. Um die Rückkehr der boeno'schen Auswanderer nun möglichst zu beschleunigen, überfandte der Gouverneur Cleerens dem Sultan von Batjan — welchen man, und wohl nicht mit Unrecht, im Einverständniß mit den Emigranten wähnte — ein Schreiben, in welchem die Anfnahme der Boeneers auf Batjan als unzulässig vorgestellt, und Se. Hoheit deßhalb ersucht wurde die boeno'schen Auswanderer nach ihrer Heimath zurückzuweisen.

Dieses Schreiben des Gouverneurs dem beregten Sultan zu überbringen, wurde dem Radja Jusuf (Ortsh äuptling von Negrilima) aufgetragen. Nachdem Jusuf, welchen ich schon seit einigen Jahren kannte, im September 1847 diesen Auftrag erhalten hatte, lud er mich ein ihn auf der Reise nach Batjan zu begleiten. Schon längst hatte ich gewünscht das Reisen über See auf kleinen Fahrzeugen der Malayen, und die Nautik dieser seefahrenden Nation näher kennen zu lernen; auch die Insel Batjan — auf welcher sich Goldminen befinden — hatte für mich Interesse, und bestimmte mich der Einladung des Radja von Negrilima zu willfahren.

Der Radja erwartete mich mit seinen Fahrzeugen zu Hilla, einem an der Westküste Amboina's, der Insel Ceram gegenüber gelegenen Ort, und hatte mir bis Ruma-Diega seinen Tantu (Sänfte) und zwölf Träger entgegengeschickt. Sechs Träger sollten mich, die sechs andern mein Gepäck tragen. Am 25 Sept. 1847 des Morgens um 7 Uhr begab ich mich von Amboina, nach dem dieser Stadt gegenüber gelegenen Campong Ruma-Diega auf eine mit Seman [1] versehene Prau (Kahn). Solche Pranen sind 10—20 Fuß lang, nur anderthalb bis drei Fuß breit, gehen 1½—2½ Fuß tief im Wasser, und sind, um sie vor dem Umschlagen zu bewahren, mit einem Seman versehen. Die Bay von Amboina ist zwischen der Stadt Amboina und Ruma-Diega 3 Viertelstunden breit, und da die vier javanischen Matrosen meiner Prau sehr fleißig ruderten, so dauerte die Ueberfahrt nur 20 Minuten. Der Campong Ruma-Diega (zu deutsch drei Häuser) besteht aus 12—15 Hütten von Kabakaba; die größte derselben welche den (sämmtlich) getauften Bewohnern zur Kirche und Schule diente, sah einer leeren Scheune ähnlich. In einiger Entfernung von dem Campong stehen drei aus Mauerziegeln erbaute Gartenhäuser, welche holländischen Beamten zugehören.

Mein Tantu [2] bestand aus einem Lehnstuhl, über und an weichem ein Dach, aus Atap (Seitenstücke nebst daran befindlichen Blättern der Palmzweige) gefertigt, angebracht war; zur rechten und linken Seite des Stuhls war je ein 4—5 Ellen langer Bambus an dessen Beine angebunden. Weil nun diese Bambuspfähle mit ihren Enden auf die Schultern von vier Trägern zu ruhen kommen, so würde man in solchen Tantus wackeln, und wenn die Träger von verschiedener Größe sind oder auf unebenen Wege gehen, auch schief sitzen; diesem Ungemach so viel als möglich abzuhelfen, geht auf jeder Seite ein Träger, dessen Amt es ist die herabhängende Seite des Tantu so viel als nöthig in die Höhe zu heben. Gleich hinter Ruma-Diega wird die Landstraße so schmal wie ein Fußweg über Getreidefelder, da der Weg etwa 1000 Schritt weit über Goschogoscho- (robrartiges Schilf) wiesen führt, ehe man in den Wald kommt, welcher sich mit gleich dahinter bemerklich machte daß ein Baum — 80 bis 100 Fuß lang und 5 bis 6 Fuß im Durchmesser — welcher vor etwa 12 Jahren um und quer über die Landstraße gefallen war, diese dermaßen versperrte daß ich aussteigen und, während der Tantu über den Baumstamm hinweggehoben wurde, unter demselben etwas sehr gebückt hinweggehen mußte, um die Reise fortsetzen zu können. Im Wald ist die Landstraße breiter, aber auch schmutziger, da der rothe lehmige Boden bei häufigen Regens wegen niemals trocken wird, und deßhalb auch sehr schlüpfrig ist. Hin und wieder steht auch Bimsstein aus der Erde hervor, und zwischen diesen spitzigen Steinen liegen große Kiesel und andere glatte Steine auf dem Wege, der über 5—600 Fuß hohe Anhöhen führt. Durch hervorstehende Baumäste und daranhängende Schlingpflanzen wurde ich auf meinem Sitz sehr belästigt; auch ersuchten mich meine Träger eine Strecke weit zu gehen, wozu ich mich aber nicht verstand, weil ich wußte daß meine barfußgehenden Malayen mit ihren auseinander-

[1] Ein Seman sind zwei 5—6 Ellen lange Stangen, welche 2—3 Ellen von einander quer über die Mitte des obern Theils der Prau liegend und an diesen Fahrzeug befestigt sind; beide Enden der Stangen sind auf jeder Seite durch 2, 3 oder 4 an einander geflochtene Kabakaba (Palmzweige ohne Blätter) verbunden, wodurch die Prau auf den Wellen der See — wenn diese nicht allzu hoch sind — in Balance gehalten, und wenn von letzteren auch mit Wasser gefüllt, doch nicht leicht umgeworfen werden; ebenso verhindert ein Seman das schnelle Sinken der daran befestigten Prau.

[2] Auf den molukkischen Inseln gibt es nur in den Hauptstädten einige Pferde; zum Reisen an diesen und namentlich auch wegen der schlechten Wege ist man genöthigt die Reisen über Land entweder zu Fuß oder im Tantu zu machen.

Digitized by Google

stehenden Fußzehen und auf ihren hornhärten Fußsohlen besser als die mit Schuhen oder Stiefeln bekleideten Europäer auf schlüpfrigem Wege bergauf und bergab gehen können. Endlich nöthigte mich ein über die Straße liegender Baumstamm (von 3—4 Fuß Durchmesser) aus-, und 150 Schritt weit einen steilen Abhang hinab, in die Nähe eines Wasserfalls auf die Brücke von Maasbaik herab zu steigen, unter welcher ein klares Gewässer rauschend dahinfloß, in dem sich meine Träger sogleich mit einem Bad erquickten.

Bis hieher, 1½ Stunde weit von Kuma-Diega, erstreckt sich der Rayon dieses nur von Christen bewohnten Bezirks, es ist daher Pflicht der Bewohner desselben die hiesigen Wege in guten Zustand zu bringen. Allein die farbigen Christen arbeiten nicht leicht an den Landstraßen, denn das thun die weißen Glaubensbrüder hier ja auch nicht! Viel besser wird der Weg zwischen Maasbaik und Hitulama, welchen die mohammedanischen Bewohner dieses Bezirks 2½ Stunden lang, ziemlich gerade und 20 Schritt breit angelegt und in gutem Zustand erhalten haben. Auf beiden Seiten der Straße befinden sich Gräben, und wo es bergauf oder bergab geht, sind in Entfernung 4—5 Ellen Palmenstämme quer über den Weg gelegt, wodurch das Herabschwemmen des Erdreichs möglichst verhindert, das Ablaufen des Wassers nach den Gräben aber befördert wird. Nachdem wir 10 Minuten auf der Brücke von Maasbaik verweilt, und ich von einem hier sitzenden Restaurateur einen großen, mit Sagowier (Palmwein) gefüllten Bambus gekauft und damit meine Träger beschenkt hatte, wurde die Reise im Trabe nach Hitulama fortgesetzt. Der aromatische Duft der Baumblüthen und der Schatten welchen die Bäume über die Straße verbreiteten, machten die Reise bis Hitulama recht angenehm. In diesen Campong führt die Straße an den Ruinen eines von Portugiesen angelegten, und 1755 durch ein heftiges Erdbeben zerstörten Forts vorbei. Eben wie in den andern Campongs auf Amboina sind auch in Hitulama die Wohnhäuser aus Kabakaba-Wänden zusammengefügt und mit Atapdächern versehen; nur die Moschee hat Mauern, aber keine Fenster. Von hier aus geht der breite und reinliche Weg zwei Stunden weit bis Hilla theils längs des Strandes, theils zwischen Gehöngeschwiesen und durch Haine welche weit reichlicher, wie der Wald zwischen Kuma-Diego und Hitulama, mit Gewürznelkenbäumen bepflanzt sind. Nachmittag um 2½ Uhr gelangte ich im Campong Hilla an, dessen Bevölkerung größtentheils, die bei daranstoßenden Campong Kalitetu aber sämmtlich Oran-Islam (Mohammedaner) sind. Hier befindet sich das Fort „Amsterdam," welches eine Besatzung von 24 Mann hat, das viereckige Blockhaus in demselben ist zwei Stock hoch, dessen Parterre und erste Etage zu Gewürznelkenmagazinen dienen, während das Innere des obern Stockwerks zur Caserne, der äußere Theil desselben aber zur Batterie für Dreipfünder benutzt wird. Von hier aus kann man das auf Ceram gelegene Fort „Overburg" sehen. Neben dem Fort Amsterdam steht das Amthaus, welches ebenso wie die davorstehende kleine, mit einem Thürmchen versehene Kirche von Ziegelsteinen gebaut ist. Ein Assistent-Resident und ein Klerk (Schreiber) sind die einzigen hier anwesenden Civilbeamten, ersterer genießt einen monatlichen Gehalt von 450, und letzterer von 120 fl. Ein Lieutenant ist hier Militär- und Platzcommandant, westhalb er auch die Schützen- (Bürger-wache der Christen) befehligt. Ich hatte vorerst mein Absteigquartier in der Wohnung des Hrn. Diaz (ein Halbblutportugiese und hiesiger Klerk) genommen, und ließ den Radja Jusuf von meiner Ankunft zu Hilla unterrichten; dieser war eben damit beschäftigt zwei Dreipfünder nebst Munition in Empfang zu nehmen, welche ihm auf Befehl des Oberstlieutenant Frissart (Commandant sämmtlicher Truppen auf den Molukken) zur Armatur seines Fahrzeugs vom Lieutenant Van Houten, dem hiesigen Platzcommandanten, übergeben werden mußten. Nach Beendigung dieses Geschäfts suchte mich der Radja sogleich auf und begrüßte mich mit dem nur zwischen Freunden üblichen Gruße „Salem eleikum" (Friede sey mit euch); auch war er sehr erfreut daß ich als Europäer und Christ mich entschlossen hatte, mit 71 mohammedanischen Malayen nach Batjan zu reisen. Denn nunmehr erfuhr ich erst daß das Ueberbringen des obenerwähnten Briefs ein für den Radja sehr ehrenvoller Auftrag sey, und meine Begleitung das Ansehen Jusufs noch erhöhe. Dadurch fand sich Jusufs Schwiegervater Ali, der Ortshäuptling von Uring, veranlaßt die Reisegesellschaft mit seiner Gegenwart zu vermehren. Nachdem mein Gepäck, die obenerwähnte Munition und Geschütze auf Jusufs Orembai geladen und diese bereits bis auf die Höhrde von Hilla gebracht worden, begaben wir und beide nach diesem Fahrzeug und verließen die Rhede unter dem freudigen „Hueerufen" der zahlreich versammelten Bewohner von Hilla und Kalitetu. Da 50 Menschen auf der Orembai sehr fleißig ruderten, so waren wir sehr schnell an der Landspitze von Seet vorüber und giengen Abends halb 6 Uhr bei Negrilima (zu deutsch fünf Orte), vier Stunden von Hilla entfernt und auf der Insel Amboina gelegen, vor Anker. Jetzt benachrichtigte mich Ali daß wir einige Tage hier verweilen würden, da an der Orembai noch einiges verändert werden müsse, um sie für eine so weite Reise einzurichten, wobei er mir auch beiläufig bemerkte daß von unserer ganzen Reisegesellschaft noch niemand die Insel Batjan gesehen habe und den Curs nach diesem Lande kenne. Indeß fand ich in Jusufs Behausung einige Tage eine gute Aufnahme; der Radja stellte mir seine Frauen und Anverwandten beiderlei Geschlechts vor, und die Bevölkerung Negrilimas (sämmtlich Oran-Islam) war sehr höflich und zuvorkommend. Ueberhaupt bemerkt man daß die hiesigen mohammedanischen Mädchen und Frauen keineswegs so schüchtern vor den Europäern sind, wie die der Orau-Serani (Christen), welche oft wegtaufen, wenn sie einen Weißen sehen, oder doch nicht antworten wenn man sie um etwas fragt.

Die Priester und andere angesehene Bewohner Negrilima's ersuchten mich sie zu besuchen; auch durfte ich mich in die Moschee begeben ohne meine Fußbekleidung auszuziehen, während sämmtliche Oran-Islam diese doch nur darfuß betreten durften. Die Moscheen in hiesigen Ländern sehen sich alle sehr ähnlich, nur daß einige Wände aus Mauerziegeln, die andern aber Kabakaba-Wände haben; sie sind im Quadrat aufgebaut, haben je nur eine Thüre, aber keine Fenster. Das Licht empfangen diese Bethäuser aus der Oeffnung welche sich am obersten Theile des Dachs befindet, über welchem ein kleines Thürmchen angebracht ist. Die einzigen in solchen Gebäuden anwesenden Utensilien sind einige Matten und ein Katheder; vor den Thüren befindet sich eine Wasserurne [1] und eine große Trommel.

Am 26 September wurde angefangen Ruderbänke aus Bam-

[1] Eine solche Wasserurne besteht aus einem irdenen Topf, welcher reichlich zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, auf dem Wasser schwimmt die harte Schale einer ausgeleerten Cocosnuß, in welcher eine größere und eine kleinere Oeffnung sich gegenüber befindet; die größere muß über, die kleinere unter dem Wasser bleiben, und so dringt fortwährend mehr Wasser in die Schale, welche gerade nach Verlauf einer Stunde voll geworden ist und untersinkt, dabei an die innere Seite des Topfes anstößt und einen hohlen Ton angibt. Hierdurch wird der Priester herbeigerufen und weiß daß eine Stunde vergangen ist, entleert die Schale und setzt sie wieder auf die Oberfläche des Wassers.

Digitized by Google

bud zu machen und dieſe alsdann an die Außenſeiten der Oremdai zu befeſtigen. Auf beiden ſpitz zulaufenden Enden des Fahrzeugs (welche abwechſelnd zum Bug oder zur Placirung des Steuerruders dienen) wurden die Kanonen angebracht. Die Oremdai war oben 26 Schritt lang, 5 Schritt breit und in der Mitte vom Kiel bis zum oberſten Theil der Seitenwände 7 Fuß tief. Ein ziemlich flaches Dach von Bambus war 1½ Fuß hoch über und auf der Oremdai befindlich, dieſes wurde auf beiden Seiten um 2 Fuß vorgröſſert, damit es auch die Ruderbänke überdecke. Die Mitte dieſes Fahrzeugs, in welcher der Maſtbaum ſtand, war zur Cajüte für mich und den Radja eingerichtet, und mochte etwa 10 Fuß lang und ebenſo breit ſeyn. Das Zwiſchendeck, welches 4 Fuß über dem Kiel ſich befand, war von Kakakaba, der übrige Theil des Fahrzeugs (mit Ausnahme des Dachs) von Canarienholzbrettern und Balken zuſammengefügt und mit hölzernen Nägeln feſt genietet. Alle Fugen waren mit Cocosnußrinde verſtopft, auch mit Harz und Kalk beſtrichen. Ein Stein, welcher an mehrere aneinander gebundene Stücke Rohr befeſtigt war, vertrat die Stelle des Ankers. Einige große Muſcheln lagen auf dem Kiel und dienten dazu bei der Fahrt vorwärtsrend eindringende Seewaſſer auszuſchöpfen und über Bord zu gießen, welche Arbeit alle drei bis vier Stunden vorgenommen werden mußte, in Folge deſſen das bewegliche Zwiſchendeck in der Cajüte ſehr oft geöffnet wurde. Es iſt leicht begreiflich daß europäiſche Seeleute auf ſolchen Fahrzeugen Reiſen auf der Oſt- oder Nordſee zu unternehmen nicht wagen würden, allein die malaiſchen Seefahrer beſuchen auf ihren Oremdais den ganzen Archipel zwiſchen Celebes und Neu-Guinea; freilich fand hier nur höchſt ſelten ſolche hohe Wellen und ſo heftige Stürme wie dort.

In vier Tagen waren die Bauten an der Oremdai beendet und dieſe mit dem benöthigten Proviant beladen. Da jeder unſerer Seeleute ſich ſeine Vorräthe ſelbſt beſorgen mußte, ſo war das Fahrzeug ſehr reichlich mit Sagobaker (hartes Sagobrod) und getrocknetem Fiſch beladen, ſo daß im innern Raume die 60 Mann ſtarke Equipage ſehr ungemächliche Schlafplätze fand. Auf dem Verdeck (Dach) lagen die Segel und die Rohrtaue. Zuſuſs und mein Gepäck, acht Jagdflinten und einiges kupfernes Kochgeſchirr beengten uns in der Cajüte. An beiden Enden des Fahrzeugs waren neben den Kanonen 20 mit Trinkwaſſer gefüllte Bambu befindlich, an dieſe waren die für meine und Inſuſs Tafel beſtimmten Höhner feſtgebunden. So ausgerüſtet lag die Oremdai bereits am 1 October auf der Rhede von Regrillima vor Anker als der Orankaija [1] Ali mit einer kleinen Oremdai, welche nur mit 13 Menſchen bemannt wurde, von Uring ankam, um damit die Reiſe mitzumachen. Dieſes ebenfalls mit einem Dach verſehene Fahrzeug war nur 12 Schritt lang und 4 Schritt breit; auch befanden ſich zwei Semanyrauen, die ſe aus einem Stamm Kaikukutta (zu deutſch: Pferdehola, welches ſo leicht wie Kork iſt und weiß ausſieht) gemacht waren, bei der Uring'ſchen Oremdai. Am 2 October begab ſich Inſuſ auf dem Landweg nochmals nach Hilla, um dort den obenerwähnten Brief des Gouverneurs abzuholen, er kam Abends damit zurück; der Brief war in ein gelbſeidenes Tuch eingenäht.

[1] Orankaija (zu deutſch: reicher Mann) iſt der Titel der Oberhäuptlinge welche noch nicht zum Radja befördert ſind. Ali vermeinte daß, wenn er glücklich von der Reiſe zurückkäme, der Gouverneur ihn wohl zum Radja ernennen werde.

(Schluß folgt.)

Eine ruſſiſche Schilderung der Bewohner von Korea.

Ein ruſſiſcher Officier, welcher auf der Fregatte „Pallas“ in den Jahren 1852—54 diente, ſchildert in einer ruſſiſchen Zeitſchrift, wovon ſich eine Ueberſetzung in Ermans Archiv findet, die Bewohner der Halbinſel Korea, von der wir ſo wenig wiſſen, wie die Ruſſen Gelegenheit hatten auf einer Fahrt längs der Küſte ſie kennen zu lernen. Unter 39° 19′ nördl. Br. fand die Fregatte einen vortrefflichen Hafen, der Port Lazarew genannt wurde. Später ſegelte man von dort den Fluß Joken etwa drei deutſche Meilen aufwärts, und hatte beſtändig Gelegenheit mit den Eingebornen zu verkehren. Nach dieſen Beobachtungen ſind die Koreaner im allgemeinen von mehr als mittlerer Größe, breitſchulterig und von dunkler Farbe; ſie haben alle, ohne Ausnahme, ſchwarzes Haar, grobe Züge, hervorragende, mongoliſche Backenknochen und kleine, oft ſchräg geſchlitzte Augen. Die ganze Küſte iſt dicht bevölkert, und ihre ſüdliche Hälfte hat auf jede Werſt ein Dorf. Wie der Chineſe in blauem Nankin, erſcheint der Koreaner im Süden und im Norden ſtets in weißer Leinwand. Ein kurzer, knapper Rock mit weiten Aermeln, ſackartige, weite, gefütterte Hoſen, über kurze Strümpfe dicht an dem Knöchel zuſammengebunden, und Strohſchuhe bilden das ganze Coſtüm des gemeinen Koreaners. Hemden werden von dem gewöhnlichen Volk nicht getragen. Die Beamten gehen in himmelblauen Röcken, und ſie vornehmer einer iſt, deſto länger ſind die Aermel. Der koreaniſche Hut iſt, wie es ſcheint, aus ſchwarzen Haaren geflochten, mit geraden Rändern, zwei Fuß im Durchmeſſer; er geht nicht auf den Kopf, ſondern wird von einer Binde feſtgehalten, und da er oben ganz offen iſt, ſo ſchützt er weder vor Sonne, noch vor Regen, und in letzterem Fall wirft man eine Art von Schirm aus ſtarkem, mit Oel getränktem Papier darüber. Die Männer ſcheeren ſich das Haar nicht, ſondern kämmen es nach oben, und faſſen es an den Scheitel in einem kurzen, aufrechtſtehenden Büſchel zuſammen, der in den Knauf des Huts hineingeht. Die Frauen haben einen weiſſeren Teint als die Männer, und ſo weit man in der Entfernung bemerken konnte, in der ſie ſich zeigten, haben einige einen angenehmen Ausdruck in den Augen, mit rothen Backen (eine große Seltenheit unter den Aſiatinnen) und im allgemeinen eine entfernte Aehnlichkeit mit den Tatarinnen. Ihre Haare tragen ſie gleichfalls geſcheitelt, und ohne ſie in Zöpfe zu flechten, friſiren ſie dieſelben von dem Genick bis zu den Ohren, ſo daß es von weitem ausſieht als ob ſich ein halber Kranz um das Haupt wände. Der barbariſche Gebrauch, die Frauen ſchwere Laſten auf dem Kopfe tragen zu laſſen, iſt wahrſcheinlich die Urſache daß dieſe Haartracht bei ihnen eingeführt wurde. Die Koreanerinnen kleiden ſich ziemlich nachläſſig, eine kurze weiße Jacke reicht ihnen kaum bis zum Gürtel, und wird oben nur durch einen einzigen Haken feſtgehalten; ſie tragen Hoſen wie die Männer, und über ihnen, wie die Kleinruſſinnen oder die Tagalinnen auf den philippiniſchen Inſeln, ein großes Laken in der Form eines Unterrocks. Hemden ſind bei ihnen ebenfalls nicht gebräuchlich, und ihre kurzen Jäckchen laſſen daher einen Theil ihres dunklen Körpers unbedeckt. Ihre Säuglinge tragen ſie, wie die Tagalinnen, die Kintſchuanerinnen und die Frauen der Ainos in Sagbalin, auf dem Rücken, indem ſie dieſelben mit einer leinenen Binde feſthalten, die ihnen über die Schultern geht. Die unverheiratheten Koreaner laſſen ſich nach chineſiſcher Manier einen langen Zopf wachſen, der ihnen auf den Rücken herabhängt. Die Bärte ſtehen bei ihnen in hohem Anſehen, wahrſcheinlich weil ſie in der Regel nur einen ſehr ſchwachen haben. Im Vergleich mit

Digitized by Google

den Chinesen und Japanern muß man die Koreaner ungebildet und im Vergleich mit den Europäern halbwild nennen. Im Punkte der Moral sind sie zwar ihren Nachbarn, namentlich den Japanern, überlegen, doch hängen sie mit Leidenschaft an ihrem Kornbranntwein. Der Diebstahl ist bei ihnen, wie bei allen Wilden und Halbwilden, eine sehr allgemeine Schwäche, und ehe man sie näher kennen lernte, verschwand mehr als ein Schnupftuch aus der Tasche, bei Ausflügen ein Löffel von dem Samowar ꝛc. Während der ganzen Fahrt längs der Küste wurden auf den Bergen Feuer angezündet, um die Behörden von der Annäherung des „schwarzen Schiffes“ in Kenntniß zu setzen, und als man die Koreaner fragte, warum sie umsonst so viel Holz verschwendeten, antworteten sie: „die Kinder haben im Wald gespielt und Funken fallen lassen.“ Auf die Bitte den Russen Schlachtvieh zu verkaufen, gaben sie den Bescheid daß sowohl die Ochsen als die Kühe ihnen zum Anbau ihrer Felder unentbehrlich seyen, und daß es sündhaft wäre ein so nützliches Thier zu schlachten. Als man Hühner verlangte, erhielt man zur Antwort daß sie diese Art Geflügel brauchten um ihnen die Zeit anzuzeigen! In jeder anderen Beziehung aber wurde den Russen die freundschaftlichste Aufnahme zu Theil.

Fischregen.

Dr. Buist gibt in der Bombay Times folgende Notizen über diese eigenthümliche Erscheinung: Als in der Nacht vom 19 auf den 20 Jun. 1698 der Gipfel des nördlich vom Chimboraza gelegenen Vulcans einstürzte, fand man das umliegende Land, in einer Ausdehnung von dreiundvierzig (engl.) Quadratmeilen, ganz mit Fischen überstäet; ein ähnliches Ereigniß hatte sich sieben Jahre zuvor, nach dem Ausbruch des Vulcans von Jumbabaca, zugetragen. Im Jahr 1666 fand man ein Grasfeld in der Pfarrei Stanstead, bei Maidstone in Kent, ebenfalls mit Fischen überdeckt, von welchen etwa ein Bushel gesammelt wurde. Es gibt keine Flüsse oder Fischteiche in der Nachbarschaft, und der Platz ist vom Meer entfernt. Die Fische hatten ungefähr die Größe des kleinen Fingers eines Mannes, sahen wie Sprotten oder Weißlinge aus, und man vermuthete sie seyen aus einer damals über das Land hinziehenden schwarzen Wolke gefallen; auch hatte es heftig geregnet. Im Jahr 1825 soll bei Loch Leven in der Grafschaft Kinross ein Häringsregen stattgefunden haben; der Wind blies damals aus dem Forth, und führte wahrscheinlich die Fische aus dem Meer über Fife an die Stelle auf der man sie fand. Im Jahr 1828 ereignete sich ein ähnlicher Fischfall in Roßshire, drei (engl.) Meilen vom Firth of Tain. Am 9 März 1830 fand man eine Menge kleiner Häringe auf der Insel Uiva in Argyleshire nach einem heftigen Regen über die Felder zerstreut. Am 30 Jun. 1841 fiel ein Fisch von zehn Zoll Länge mit andern kleineren in Bostan, und während eines Gewitters am 8 Jul. desselben Jahrs fielen Fische und Eis zusammen in Derby. Ein ähnliches Ereigniß trug sich in der Umgegend von Paris zu, wo, nach einem heftigen Ueberschwemmungssturm, bei Tagesanbruch die Straßen mit Fischen bedeckt waren. Es zeigte sich daß ein nahegelegener Fischteich durch den Sturm ganz ausgetrocknet worden war. Ums Jahr 1830 fielen Fische bei Dunkeld in Perthshire, und dasselbe ereignete sich in einiger Entfernung von Logierait am Tay, wo eine Menge etwa zwei Zoll langer Fische auf einer erhöhten, von einem See oder Fluß abgelegenen Stelle aufgelesen wurde. Die Fischfälle von denen man aus Indien berichtet, sind häufiger und merkwürdiger als diejenigen deren in England selbst Erwähnung gethan wird. Major Herriot spricht in seinen Struggles through Life von einem Fischregen der sich während eines Sturms in der Präsidentschaft Madras zugetragen, und von welchem die ehrn auf dem March begriffenen Truppen Augenzeugen gewesen. Im Julius 1824 fielen zu Mirut Fische auf die mit Exerziren beschäftigte Mannschaft des 14. brittischen Regiments, und wurden in Menge aufgefangen. Im Julius 1826 sah man während eines Sturms lebendige Fische in Moradabad auf das Gras herabfallen. Sie gehörten der in den indischen Gewässern so vorherrschenden gemeinen Cyprinus-Art an. Am 19 Febr. 1830 ereignete sich um die Mittagsstunde ein heftiger Fischregen in der Nokulhatty-Pfarrei, im Dakka-Zillah; neun verschiedene Parteien wurden über diesen Gegenstand gerichtlich vernommen. Die Fische waren alle todt, die meisten von ihnen groß, einige frisch, andere verfault und verstümmelt. Man sah sie anfänglich am Himmel wie einen Vogelschwarm der rasch auf den Boden herabsteigt. Es riselte zwar damals, doch herrschte kein Sturm. Am 16 und 17 Mai 1833 ereignete sich ein Fischfall im Zillah Fruitpur, etwa drei (engl.) Meilen nördlich von der Tschumna, nach einem heftigen Wind- und Regensturm. Die Fische wogen je drei bis vierthalb Pfund, und gehörten zu denselben Arten wie diejenigen welche man in den Teichen der Nachbarschaft gefunden. Sie waren sämmtlich todt und ausgetrocknet. Im Mai 1835 ereignete sich während eines Sturms ein Fischfall in Allahabad; die Fische gehörten zu der Chowla-Art, und man fand sie, nach Aufhören des Sturms, todt und ausgetrocknet über den ganzen Boden zerstreut. Am 20 Sept. 1839 fielen nach einem lebhaften Regenschauer eine Menge lebendige, etwa drei Zoll lange, insgesammt zur gleichen Art gehörige Fische auf den Sunderbunds, ungefähr zwanzig (engl.) Meilen südlich von Calcutta. Bei dieser Gelegenheit machte man die Bemerkung daß die Fische nicht da und dort, unregelmäßig über den Boden zerstreut, sondern in einer ununterbrochenen, mehr nicht als eine Spanne breiten, geraden Linie herabfielen. Die ungeheure Menge von Fischen mit denen die Tiefgründe um Bombay herum, etwa acht bis zehn Tage nach dem ersten Ausbruch des Monsun, bedeckt sind, scheinen von den nahegelegenen Teichen und Bächen herzurühren und nicht vom Himmel herabzukommen. Sie werden, so viel ich weiß, auf den höhern Theilen der Insel nicht gefunden. Ich habe, obgleich ich das in Tonnen von den Dächern der Häuser sich sammelnde Wasser sorgfältig bewachte, sie nie gesehen, auch nicht gehört daß man sie auf den Verdecken oder Schuppdächern der im Hafen liegenden Schiffe gefunden, wo sie sich doch gezeigt haben müßten wenn sie vom Himmel herabgekommen wären. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art trug sich während eines fürchterlichen Wolkenbruchs in Katywar, am 25 Jul. 1850 zu, wo man den Boden um Rajschekre mit Fischen im buchstäblichen Sinn des Wortes bedeckt fand; einige fand man sogar auf dem Gipfel von Heuschobern, wohin sie wahrscheinlich vom Sturm getrieben worden waren. Im Laufe von vierundzwanzig aufeinander folgenden Stunden fielen siebenundzwanzig Zoll Regen; fünfunddreißig Zoll fielen in sechsundzwanzig

Digitized by Google

Stunden; sieben Zoll in anderthalb Stunden ist der heftigste Regenfall, dessen die Berichte Erwähnung thun. In Bunah wurden am 3 Aug. 1852, nach einem schweren Regenfall, in den Cantonirungen, eine volle halbe (engl.) Meile vom nächsten Fluß, eine Menge Fische auf dem Boden gefangen. Wenn sich Fischregen durch die Annahme erklären lassen daß die Thiere, bei Böen oder heftigen Winden, aus Flüssen oder Wasserplätzen, die nicht weit von den Orten obliegen wo sie fallen, in die Luft getragen werden, so wäre nichts wunderbares dabei wenn man sie während der im Januar zuweilen eintretenden Windstöße aus der Luft herabkommen sähe.

Ueber Austerngift.

Ein amerikanischer Arzt in Sydney, Ohio, publicirte im Frühjahr 1855 in dortigen Journalen folgendes: „Trotzdem daß immer so manche beklagenswerthe Fälle von Vergiftung durch Austern vorkommen, verharrt die Wissenschaft in einem unerklärlichen Schweigen. Ich will versuchen durch ein präliminirtes Wort den Weg zu tieferem Eingehen in die Sache anzubahnen, vielleicht wird die Stimme dadurch an ihre Pflicht gemahnt.

„Die Austernvergiftung, so weit ich dieselbe bei einzelnen Fällen zu beobachten Gelegenheit gehabt, charakterisirt sich als Jod-Brom, Intoxication. Diese Stoffverbindung findet sich bekanntlich, wie in Meerwasser und Seegewächsen (Kelp, Varek), so auch in Seethieren, z. B. die Salzlooten und andere, so daß wir, bis nicht das Gegentheil nachgewiesen, zu der Annahme berechtigt sind daß die Austern, als homogene Bildungen desselben Elements, Jod-Bromstoff enthalten, und in einzelnen Fällen so viel davon daß Vergiftung und Tod durch ihren Genuß herbeigeführt werden kann. Der Austerngenuß als solcher ist also, auch wenn nicht sofort Erscheinungen von höherer Bedeutung auftreten, von wesentlich destructiven Folgen (?) Und in der That finden wir daß, wenn auch im Beginn der Austernleidenschaft die Verdauung ungetrübt vor sich zu gehen, ja der Appetit sogar — in Folge der leichten Aetzung des Magens — erhöht zu werden scheint, doch diese Wirkungsphänomene bald Erscheinungen bedrohlicher Art Platz machten. Im sogenannten vegetativen wie chemischen Gebiet der Oekonomie und nicht minder im Nervenleben macht sich bei dem habituellen Austeressen nachgerade eine Reihe ernster Störungen geltend; die anfänglich überreizte Verdauungskraft sinkt immer mehr, mit ihr schwindet der Appetit, Speichelfluß, vermehrte Schweiß- und Harnsecretion, Kolikschmerzen und wässerige Durchfälle kommen zur Erscheinung, daneben laborirt der Gourmand nicht selten an Herpzalpitationen, Schlaflosigkeit, Kopfschmerz, Störungen des Gesichts und Gehörs, und mitunter selbst an Zittern, Schwindel und Betäubung (!) Der Kranke magert zusehends ab und stirbt, wenn ärztliche Hülfe nicht zeitig kommt, an chronischer Jod-Bromvergiftung.

„Hieraus ergibt sich als nothwendige Consequenz daß, wenn in Ausnahmsfällen die Austern große Dosen Jod-Brom enthalten, die vorgenannten Erscheinungen einer raschen Steigerung fähig seyn, und unter den Symptomen der acuten Gastro-Enteritis mit raschem Sinken der Kräfte, Athemnoth und Betäubung den Tod unter heftigen Convulsionen herbeiführen können. Die vor etlichen Monaten in New-York vorgekommenen Todesfälle nach Austerngenuß gehören dieser Kategorie an. So viel über das ätiologische Moment der Austernvergiftung; was nun die Therapie zunächst der chronischen Austernvergiftung anbelangt, so ist natürlich vor allem das Momentum causale proximum zu beseitigen, der Austerngenuß also gänzlich auszurotten, und dann je nach den Umständen zu verfahren.

„Vorerst eine zweckmäßige, blande Diät, nebenbei Mucilaginosa, Opiate und warme Bäder, und erst später, wenn die Intensität der Jod-Bromerscheinungen etwas nachgelassen, tonisirende Methode, kräftige Kost, Leibesübung, kalte Bäder u. s. w. Bei der acuten Austervergiftung werden, wie bei der Intoxication durch scharfe Gifte überhaupt, verfahren: milde Getränke, z. B. Milch zum Verdünnen und drastische Emetika zur Entleerung des eingenommenen Giftstoffes."

„Der französische Chemiker Orfila hat für diese und ähnliche Fälle eine Verbindung von Amylum mit etwas Chlorwasser und Salpetersäure, der französische Arzt Dessaigne Ammoniak und Magnesia-Präparate als wirksame Antidote empfohlen. Die südteutsche und Wiener Schule halten diese „Lieblings- und Modemittel" der französischen für „durchaus harmlos"; ein tieferes Eingehen in die Sache, eine gewissenhafte und scharfe Analyse durch die Wissenschaft möge nachweisen, inwiefern sie das sind oder nicht."

(Als Laien überlassen wir es den Sachverständigen zu entscheiden, ob hinter der transatlantischen Weisheit mehr steckt als eine bloße — Annonce eines patentenlüsternen Arztes.)

Dr. Livingston über den Sklavenhandel.

In der Sitzung der London Missionary Society am 16 Januar hielt Dr. Livingston, nach dem Anti-Slavery Reporter, folgende Bemerkungen über dieses vielbesprochene Thema: „Die englische Regierung, sagte er, hat seit einer Reihe von Jahren große Geldsummen zur Unterdrückung des Sklavenhandels verausgabt. Die Sklavenhändler benützen nun diesen Umstand um das falsche Gerücht zu verbreiten, die Anstrengungen unserer Kreuzer erschwerten nur die Gräuel des Sklavenhandels, indem sie die Leiden der Neger im Mittelbeck vergrößerten. Dieß ist alles eitel Trug. Mein Bruder hörte einen Professor in den Vereinigten Staaten behaupten, es wäre für die englische Regierung weit besser wenn sie zum Transport der Neger mit allen Bequemlichkeiten versehene Schiffe ausrüstete, als daß sie die Sklavenbesitzer dazu zu triebe die Neger in den gegenwärtigen Sklavenschiffen zu transportiren. Diese Behauptung ist indeß eine grundlose. Ich habe in Angola gesehen daß, Dank der Anwesenheit der Kreuzer, der Sklavenhandel wirksam unterdrückt ist, indem die Ausfuhr von Sklaven für die Capitalisten weit gefährlicher gemacht ist als das Spielen um Gold. Ich habe Sklaven gesehen die man 100 (engl.) Meilen von der

Digitized by Google

Küſte um 12 Sh. jeden verkauft hatte, und für welche man mit leichter Mühe 20 Pfd. Sterling hätte erlangen können, wenn auswärts Nachfrage beſtanden hätte, und man in der Lage geweſen wäre ſie gefahrlos nach Cuba zu ſchicken. Statt außerhalb Landes geſendet zu werden, wurden dieſe Sklaven ins Innere getrieben und dort um Elfenbein vertauſcht. Ich reiſte mit einem einheimiſchen Portugieſen, der ſich mit acht in Feſſeln geſchmiedeten Weibern nach Matiamvo begab. Früher war in Angola durch den Sklavenhandel viel Geld in Umlauf gebracht worden; jetzt aber befinden ſich daſelbſt nur drei Männer welche von dem Reichthum, den ſie im Sklavenhandel zuſammengerafft, noch einigermaßen etwas beſitzen. Die ſo erworbenen Reichthümer ſcheinen keinen Segen zu bringen. „Sie bleiben nicht in der Familie.“ Die Jeſuiten legten, mit ihrer gewöhnlichen Vorausſicht, in Angola Kafferpflanzungen an, die ſich durch die Vögel im ganzen Lande verbreiteten. Die Kaufleute lenkten ihre Aufmerkſamkeit nun auf den Kaffee, und es ſchien als ob Gott ſelbſt den Weg zur Beetilgung des Sklavenhandels bereitet habe, indem er für einen Erſatz ſorgte und den Eingeborenen das Mittel eines redlichen Induſtriezweigs an die Hand gab. Ferner ſagte man, die Kriege ſeyen grauſamer geworden als ſie zu der Zeit geweſen in welcher man die Gefangenen als Sklaven verkaufte. Auch dieſe Behauptung iſt eine Erfindung der Sklavenhändler. Wer begann dieſe Kriege? Es gab im Binnenlande nur Kriege um Vieh. Wo aber die Sklavenhändler einen Markt für ihre Gefangenen fanden, da kämpften die Eingeborenen mit teuzigem Muth zur Vertheidigung ihrer ſelbſt und ihrer Kinder. Dieſe Kriege ſind von den Sklavenhändlern angefacht worden, und ſie haben die Verantwortlichkeit für dieſelben zu übernehmen. Das beſte Mittel zur gänzlichen Unterdrückung des Sklavenhandels beſteht in der Entwickelung der Hülfsquellen des Innern.“

Sitten und Glaube in Catalonien.

In Catalonien iſt es Sitte, an großen Feſttagen, beſonders an den Namenstagen der Heiligen größere dramatiſche Tänze aufzuführen, in welchen das Leben des gefeierten Heiligen oder Siege der Chriſten über Mauren oder Türken, namentlich auch die glücklich abgeſchlagenen Türkenbelagerungen von Wien, bisweilen aber auch die Thaten berüchtigter Räuber dargeſtellt werden, und wobei es an Liedern nicht fehlt, die das Volk zu den Tänzen ſelbſt ſingt. Dieſe Lieder bilden eine beſondere Claſſe der ſpaniſchen Bulgar-Poeſie und werden Tanzlieder (Danzas) genannt. Zu dieſer Claſſe von Tanzliedern gehören auch die welche bei ländlichen und geſelligen Zuſammenkünften der Landleute, Kinder u. ſ. w. geſungen, und dramatiſch mit Tanz begleitet werden. Einer dieſer ländlichen Tänze iſt ein Rundtanz (danza en rueda), das Segment eines Cirkels beſchreibend, wobei von Zeit zu Zeit innegehalten wird um die verſchiedenen Arbeiten des Landmanns nachzuahmen. Der Glaube an Hexen und Zauberer iſt in Catalonien noch nicht ganz ausgerottet. Noch vor einigen Jahren ſah ein Spanier in Barcelona ein unlängſt zum Dank für die Rettung eines Kindes angefertigtes Gemälde, auf welchem dargeſtellt war, wie die Hexen daſelbſt in der Sylveſternacht durch das Fenſter zu entführen verſuchen, und ein altes Weib erzählte ihm wie ihr beherztes Kind in der Nacht von einer unheimlichen Stimme laut gerufen worden ſey, und als man durch gewiſſe Beſchwörungsformeln die Hexe, welche das Kind gequält, gezwungen habe von demſelben abzulaſſen, habe die Here plötzlich am Fuß der Treppe, die unmittelbar zu dem Herd geführt, ſich gezeigt, wo dann die Entzauberung vorgenommen worden ſey. Man unterſcheidet dort die Zauberer von den gewöhnlichen Quackſalbern dadurch daß erſtere die Krankheiten im voraus verkündigen; dagegen ſind nach einem auch im übrigen Spanien verbreiteten Aberglauben ſogenannte Segenſprecher ſolche Perſonen welche in der Chriſtnacht geboren worden ſind, ein Mal am Gaumen und die Kraft haben von der Hundswuth zu heilen. Wenn in Catalonien die Berge in Nebel gehüllt ſind, glaubt man daß durch den Nebel deutlich geſpenſtige Weſen (fantasmas) zu ſehen, wie ſie mit ausgeſpreizten Füßen auf zwei Fichtenbäumen ſtehen. Kobolde (follets) ſchweren des Nachts die Häuſer und züchtigen faule Mägde, und ungeachtet ſie von Geſtalt ſehr klein ſind, erſcheinen ſie doch manchmal in ſolcher Menge daß ſie auch dem beherzteſten Furcht einjagen. Hingegen findet ſich weder in dem Aberglauben, noch in den Kindermärchen des catalaniſchen Volks irgendeine Spur von eigentlichen Feen, obgleich ihre Stammgenoſſen und Nachbarn, die Provenzalen, nicht arm an Feenſagen ſind.

Eine Ueberlandreiſe nach Indien.

11. Rückkehr nach Europa.

(Fortſetzung.)

Durch die Treuloſigkeit eines vermeinten Freundes herbeigeführte Umſtände nöthigten mich, meinen beabſichtigten 14tägigen Aufenthalt in Umballa auf zwei Monate auszudehnen und darauf noch einmal Lahore zu beſuchen. Ich entſchloß mich ſomit nicht über Calcutta, ſondern über Bombay die „Ueberlandreiſe“ anzutreten.

Zum fünftenmal alſo maß ich den Weg zwiſchen Umballa und Lahore. Finanzielle Rückſichten riethen mir, dießmal nicht wieder per Dholie, ſondern auf einem Dhylie zu reiſen. Die Wege waren, wie man ſich denken konnte, während der zwei Regenmonate nicht beſſer geworden. Ende Auguſt trat ich meine Reiſe an. Des Nachts 12, oft 16 Stunden langſam fahrend, wie bei einem Leichenbegängniß, häufig haltend um den armen Ochſen Zeit zu geben ſich etwas zu erholen — und des Tags in einem der großen, am Weg liegenden Karawanſerais ruhend — ſo gebrauchte ich ſechs Tage bis Jullun-Thur, meine Bagage mit mir führend. Dieß war kaum die Hälfte des Wegs. Ich konnte dieß langſame Fahren nicht länger aushalten, denn des Nachts

Digitized by Google

konnte ich weder, noch durfte ich schlafen, theils der vielen Stöße wegen, theils aber auch aus Besorgniß ich könnte ohne meine hinter mir an der Außenseite des Karrens festgebundene Bagage ankommen, denn schon mancher schlafende Reisende war auf diese Weise um seinen Koffer gekommen, indem man denselben abgeschnitten und gestohlen hatte. In der letzten Nacht rannte plötzlich, meiner Vorstellungen ungeachtet, mein einziger Gefährte, der Drabie, davon, indem er mir zurief: er wolle bis zum nächsten Dorfe vorauslaufen, um Dawai (Arznei) für einen seiner Ochsen zu holen, der sterbenskrank sey! Es war nichts zu machen als sich mit Geduld in alles zu fügen, obgleich ich gestehe daß mir der Gedanke durchaus nicht gefallen wollte, mich um Mitternacht allein auf der Landstraße mit einem beladenen Karren und drei Ochsen zu wissen, die ich gar nicht zu lenken verstand — und das zwischen Philor und Phugwarah, einer der verrufensten Gegenden! Kannte ich auch nichts von Furcht oder Aberglauben — unwillkürlich mußte ich doch in jenem Augenblick daran denken, daß dieß und noch manches andere meiner Heimreise Hindernisse in den Weg legte, die nur mit der größten Geduld und Beharrlichkeit überwunden werden konnten! Jedenfalls waren meine Gedanken nicht tröstlicher Art! Nach ungefähr 1½ Stunden kehrte mein Mann zurück mit seiner Lota (Trinkgeschirr von Messing) voll Oel, womit er seinen Lieblingsochsen salbte, und nach 1 Stunde benachrichtigte er mich von dem Befinden des edlen Thieres, und in feierlichem Schritt setzten wir unsere Reise bis Jullun-Dhur fort. Dieß war zu ermüdend. Ich entließ daher meinen Fuhrmann und miethete 2 Ekkas, einen für mich, einen andern für mein Gepäck. Das Versprechen eines guten Trinkgeldes that seine Wirkung, und trotz schlechter Wege und größter Dunkelheit kam ich, obwohl zerschlagen und zerstoßen an allen Gliedern, an einem der ersten Tage vom September in Anarkullie an.

Ich besuchte meinen alten Chef, der sich noch immer recht leidend befand, und einige Freunde, die theilweise sehr überrascht waren mich noch einmal wiederzusehen. Ich fand daß die Mehrzahl der jungen Leute ein wildes Leben führte. Streitigkeiten, Schlägereien und nächtliche Raufereien mit der eingebornen Bevölkerung, sowie mit den in Mian Mier stationirten Soldaten, nahmen kein Ende; ernstere Conflicte waren eine nicht gar seltene Folge. Ich brachte diese Zeit bei einem Freund zu, und wie zogen vor, die gelinden, kühlen Nächte, wie fast alle Männer zu thun pflegten, draußen an der Hinterseite des Hauses auf unsern Betten ruhend zuzubringen. So befand ich mich eines Abends, nach der Hitze des Tages in der erquickenden Kühle eine Cheroot (Manilla) rauchend, in halbliegender Stellung auf meinem Bett und erwartete das Aufgehen des Mondes, als ein gewisser C., ein mir wohlbekannter Engländer, der früher unter dem indischen Militär gedient, darauf eine Stelle in einem Bureau bekleidet, diese durch eigene Schuld verloren und nun als Auctionäe, Krämer oder in einer ähnlichen Eigenschaft ein ziemlich zweideutiges Leben führte, zu mir kam, und nach meinem Befund fragte. Als er erfuhr daß ich ihn bald zurückerwartete, da er nur zu seinem in der Nähe wohnenden Bruder gegangen war, so entschloß er sich zu warten und setzte sich auf das Fußende meines Bettes. Er hatte kaum Platz genommen, als in unserer unmittelbaren Nähe, von einer kleinen Baumgruppe her, ein Schuß fiel und eine Kugel dicht über meinem Kopf in die Wand fuhr. Mein Gast sprang sogleich auf, entschuldigte sich und sagte: „Das galt nicht Ihnen, sondern mir; die Eingebornen haben mir schon mehrere Abende aufgelauert!" Damit rannte er nach Hause, und da ich als Ursache hatte seinen Worten zu glauben, dankte ich ihm im stillen daß er so viel Zartgefühl und Tact besaß mich von seiner, unter diesen Umständen gefährlichen Nähe zu befreien!

Nachdem ich meine Geschäfte in 14 Tagen beendet hatte, bestimmte ich den Tag meiner Abreise auf den 16 September. Es war ein Sonntag, und nicht leicht werde ich diesen, meinen „letzten Tag in Lahore" vergessen! Mit einigen Freunden wollte ich am frühen Morgen einen Ausflug nach dem etwa vier oder fünf Meilen entfernten Shadera machen. Wir hatten den Raunie zu passiren, die Brücke war gebrochen, und wir sahen uns genöthigt mehrere Arme des Flusses zu durchreiten. Mein Pferd, zufällig das vorderste, verlor plötzlich den Grund und tauchte mit mir unter, und nur mit genauer Noth vermochte es durch die ziemlich starke Strömung hindurchzuschwimmend das Ufer wieder zu gewinnen. Da ich am Abend eine beschwerliche, mehrtägige Reise antreten wollte, so durfte ich keinen weitern Versuch machen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte ein böses Fieber davonzutragen, sondern im schnellsten Galopp kehrten wir nach Hause zurück. Obgleich ich keine Viertelstunde zu diesem Rückweg gebraucht hatte, so waren meine obern Kleider doch vollkommen trocken als ich vom Pferde sprang. So groß ist die Macht der indischen Sonne selbst an einem Septembermorgen!

Denselben Abend verließ ich Lahore zum letztenmal, und bezog mich per Ochsenpost (Bullock-train) nach Multan. Ein großer zweirädriger, mit Eisenblech gedeckter, an den Seiten offener Karren, welcher von vier Ochsen gezogen ward, die alle 6, 8 oder 10 Meilen gewechselt wurden, war mein einziger Schutz gegen Sonnenstrahlen und Regen während fünf Tagen und Nächten. Schon in der ersten Nacht sah ich große und kleinere Steinhaufen aufgethürmt mitten im Wege. Ich fragte den mich escortirenden Chaprassie (Postdiener) was das bedeute? denn bei jedem dieser Haufen hörte ich ihn etwas murmeln, das mir wie ein Gebet vorkam (er war ein Mohammedaner). Er erklärte mir daß an solchen Stellen einst jemand eines gewaltsamen Todes gestorben sey, gemordet oder von einem wilden Thier zerrissen. Jeder Vorübergehende werfe einen Stein auf die Stelle, wo die Ueberreste eines solchen Unglücklichen gefunden seyen, um der Nachwelt dadurch ein warnendes Wahrzeichen zu bereiten.

Die Gegend war einsam, öde und wild, vom Wege häufig keine Spur, denn alles stand unter Wasser, selten ein Dorf zu sehen. Meine Reise stets in der Nähe des Ravie-Ufers fortsetzend, gelangte ich am Abend des 21 Septembers an das Ziel, das alte Multan, welches sich noch bis 1848 gegen die englischen Waffen gehalten hatte.

Hier, im Hause und in der angenehmen Gesellschaft des Hrn. Kavanagh, Assistant Commissioner von Multan, vergaß ich schnell die überstandenen Unannehmlichkeiten der Reise. Die sehr zahlreiche mohammedanische Bevölkerung feierte eines ihrer Feste. Viele große, über 20 Fuß hohe Paläste und Thürme, „Tâi" genannt (spr. Taadsch), aus Glas, Holz und buntem Papier verfertigt, wurden von mehreren Männern in allen Straßen umhergetragen, und hinterdrein wogte die Menge mit dem unaufhörlichen Geschrei: „Hussain! Hassan! Hussain! Hassan!" — singend, tanzend, tobend! — „Früher, erzählte mir Hr. K., „als diese Feste nächtlich bei großen Illuminationen gefeiert wurden, vergieng keine Nacht, ohne daß man nicht am folgenden Morgen einige Leichname gewaltsam gemordeter Hindus gefunden hätte. Doch auf Befehl der Regierung haben wir jetzt streng darauf zu sehen daß alle Straßen zu einer bestimmten Stunde des Abends leer sind, was aber den Mohammedanern durchaus nicht zu behagen scheint!"

Digitized by Google

Auch zeigte mein Freund mir den großen gewölbten Saal, in welchem 1848 die beiden von den Engländern als Unterhändler abgeschickten Offiziere gewaltsamer- und verrätherischerweise von den Multanesern gemordet wurden. Noch waren die Blutflecken auf dem Boden!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Priesterthum von Gretna Green ist unwiderruflich aufgelöst. Alles ist vollbracht. Hr. J. Murray, von der Zelleschranke in Gretna, übte sein Amt zum letztenmal am Ende des Monats December, und beschenkte bei dieser Gelegenheit das glückliche Ehepaar mit einer achttägigen Uhr, einem Käse und einer Flasche Whiskey. Er hat sein Vermögen gemacht, und war bei guter Laune. Er hat die Absicht sich fortan dem Ackerbau zu widmen. Hr. Douglas, ein starker, stämmiger Mann, und früher ein Bauer, nimmt den Spaten wieder und will graben wie vorher, und Hr. Simon Laing, weiland ein Weber, gedenkt von seinem jetzt zu Grabe getragenen Handwerk zu seinem schnurrenden Schiffchen zurückzukehren. Sic transit gloria mundi!

•

Ein literarisches Curiosum. In einer englischen Uebersetzung von Heine's Reisebildern, schreibt der Verfasser, Leland, für: du schönes Fischermädchen, Thou gentle ferry maiden!

> Seit einer Stunde vergeht sich mein Leib,
> Die Seele stirbt vor Sehnen,
> Mich hat das unglückselige Weib
> Vergiftet mit ihren Thränen,

übersetzt er mit:

> And since that hour I waste away,
> 'Mid passions, hopes and fears,
> Oh weeping girl, oh weary heart,
> Thou'rt poisoned with her tears.

Wir hoffen, der brave Mann hat keine Angst vor Gespenstern und erzürnten Schatten!

•

Eine neue Karte des Amur-Stromes hat Hr. Petermann (Mittheilungen 1856, Heft 12) nach 24 astronomischen Bestimmungen, die Hr. Peschchuroff im Jahr 1855 gewann, versuchsweise entworfen. Der Lauf des Flusses auf chinesischem Gebiet ist daher nicht genau so wie er bisher nach d'Anville's Karte gewöhnlich dargestellt zu werden pflegte, die nur die Hauptrichtung und nicht die Mobilstationen correct darstellt. Ganz besonders auffallend ist es daß sich der Fluß kurz vor seiner Mündung, namentlich vom 50° 20' nördl. Br. an, dem tatarischen Meerbusen auf 3—4 deutsche Meilen nähert, und bei der Castries-Bay einen außerordentlich schmalen Isthmus bildet. Die Vorteile dieser Annäherung haben die Russen sogleich zu benutzen verstanden, da sie in der Castries-Bay das Fort Alexander und jenseits der Landenge am Amur die Marien-Colonie begründet haben, die auf diese Art nur wenige Meilen von der See bei Alexandrowsk ihr Debouché findet. Hr. Petermann gedenkt schließlich noch eines merkwürdigen Umstandes. Im Jahr 1852 erschien nämlich in St. Petersburg ein geographischer Atlas des russischen Kaiserthums von Waschtschinin. Auf diesem ist bereits fast die gesammte Mandschurei bis zum 44° nördl. Br. (!) an der Küste, sowie die Insel Sachalin als russisches Gebiet bezeichnet. Die Fläche allein welche China früher auf dem linken Amur-Ufer besaß, enthält 11,000 deutsche Quadratmeilen, ist also doppelt so groß als Großbritannien.

•

Die Grabschrift des ersten Darius in Nakschi Rustam, die bisher nur unvollständig aufgelöst worden war, ist jetzt durch eine medopersythische und assyrische Uebersetzung durch J. Oppert ergänzt worden. Wichtig ist darin der vollständige Titel des Achämeniden, der sich auch von Gottes Gnaden (Oromazes qui Darium regem fecit) schreibt. Er lautet nämlich dahin daß außer Persien ihm gehorchten: Medien, Elymais, Parthia, Ariana, Bactrien, Sogdiana, Chorasmien, die Sarangier, Arachotis, die Sattagydes, Gandaria, India, die nomadischen Scythen, die pfeilkundigen Scythen, Babylon, Assyrien, Arabien, Aegypten, Armenien, Cappadocien, Phrygien, die Jonier, die Scythen über dem Meer, die Festlandgriechen (Yauna takabara), Scodrus, Put, Cué, die Maxyes, Carthago. Die nomadischen Scythen (Çaka Humargâ) sind die Σκύθαι ἀμύργιοι des Herodot, und die Macka die Maxyes des Herodot in Libyen. Ist dieß letztere richtig, dann wird es auch zur Gewißheit daß das Karka des altpersischen Textes Carthago seyn muß. (Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft.)

•

Die europäisch-amerikanischen Dampfschiffahrtslinien werden in diesem Jahr nach dem Hamburger Handelsblatt von 21 Räder- und 25 Schraubenschiffen bedient, im ganzen 46 Schiffe mit 104,218 Tonnen. Davon versehen die Verbindung New-Yorks mit Liverpool 8, mit Havre 15, mit Glasgow 3, mit Cork 2, mit Antwerpen 5, mit Bremen 2, mit Hamburg 2 Schiffe. Außerdem gehen von Liverpool nach Boston 4, nach Philadelphia 3, nach Portland 2 Schiffe. Ferner wird vom nächsten August eine neue Gesellschaft monatlich 1 Schiff von Liverpool nach Halifax expediren. Endlich will Hamburg seine Linie um 2 Dampfer verstärken und der norddeutsche Lloyd in Bremen eine eigene Dampfschiffsverbindung mit Amerika begründen. Wenn nun jedes der Schiffe 12 Fahrten hin und zurück über das atlantische Meer jährlich ausführt, so würden dann beinahe zweimal täglich in Amerika und in Europa Dampfer übersahren.

•

Länge und Kosten der in Betrieb befindlichen Eisenbahnen.

	Zeit.	Länge in engl. M.	Kosten in Doll.	Kosten der engl. Meil. in Doll.
Ver. Staaten .	1856	24,195	846,825,000	35,000
England . .	1855	8297	1,487,916,420	179,000
Frankreich . .	1856	4038	616,118,995	152,000
Deutschland .	1855	3213	228,000,000	71,000
Preußen . .	1855	1290	145,000,000	63,000
Belgien . .	1855	1005	98,500,000	90,000

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. 20 Februar 1857.

Dr. Kane's Entdeckungen im Smith-Sunde.

1. Der Humboldtgletscher.

Alle modernen Unternehmungen der Polarfahrer und Franklinsucher sind durch die der Zeit nach letzte Reise des Dr. Elisha Kent Kane verdunkelt worden. Nicht nur daß dieser kühne Seefahrer eine der höchsten Breiten erreichte und durch seine Entdeckungen die Gränzen des unbekannten Landes beträchtlich weiter gegen Norden schob, sondern die Leiden und Gefahren welche er und seine Gefährten zu bestehen hatten, überbieten alles bisher Erhörte, und vermöchten auch einen zerstreuten und frivolen Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Setzen wir hinzu daß Dr. Kane sich meisterhaft auf das Erzählen versteht und seine Schilderungen der arktischen Naturwunder den höchsten Mustern dieser Art in moderner Prosa keck an die Seite gestellt werden können. Aller Mängel ungeachtet ist daher das kürzlich erschienene Werk Kane's [1] unbedingt das bedeutendste in der so umfangreich gewordenen arktischen Literatur. Die transatlantischen Verleger haben es in wohlberechneter Liberalität mit einem Reichthum von Illustrationen, Stahlstichen und Holzschnitten ausgestattet. Darunter ist nun viel mittelmäßiges, falsches und unbedeutendes, aber im allgemeinen kann man nur für diese Beiträge dankbar seyn, deren Zahl sich, wenn wir nicht irren, auf zweihundert beläuft. Lehrreich sind besonders die zahlreichen Darstellungen der arktischen Eisbildungen. Das Eis hat seine eigene Naturgeschichte, und die arktischen Seefahrer haben für jede der verschiedenen Erscheinungen ihre technischen Ausdrücke, die man kennen muß um die Beschreibung zu verstehen. Unter Buchteis (Bay-ice) meint man junges Eis, welches sich am frühsten in Buchten oder geschützten Punkten bildet. Treibeis (drift-ice) nennt man das Eis wenn es in Bewegung sich befindet. Eisfelder, eine große bewegliche Fläche von Eis; trennt sich von dem Felde ein beträchtliches Stück, so heißt es eine Bank oder Floe, ein Ausdruck den man vergebens in dem Wörterbuche suchen wird. Gletscher werden durch atmosphärische Niederschläge gebildet. Hügelkämme (hummoks) nennt man die Schollenfurchen die sich beim Zusammenstoßen von Eisfeldern bilden. Unter Eisgürtel (Ice-belt) oder unter der Eisstufe (Ice-foot) versteht man den Eisrand der unter sehr hohen Breiten regelmäßig sich an dem Ufer hinzieht und wie eine Stufe den Spiegel des Meeres überragt. Die senkrechte Wand dieses Walles welche der See zugekehrt ist, nennt man das Antlitz (Ice-face). Bekannter ist der Ausdruck Eisschimmer (Ice-blink) für die eigenthümliche Physiognomie der Atmosphäre über gefrornen Flächen, wie man umgekehrt von einem Wasserhimmel redet, wenn atmosphärische Merkmale in der Ferne eine offene See verkündigen. Ein Eisberg ist eine schwimmende Masse, die sich von einem der See nahen Gletscher losgelöst hat. Ein Eisfloß (Ice-raft) heißt ein schwimmendes Stück vom Eisgürtel, von Eisfeldern oder Eisbänken, so oft es fremde Gegenstände trägt. Landeis nennt man Felder oder Bänke die sich an der Küste oder zwischen zwei Vorgebirgen befestigen. Packeis (Pack) dagegen die größten beweglichen Flächen von Eis, die aus zusammengetriebenen Feldern bestehen.

Ein reicher Kaufmann in New-York, Henry Grinnell, hatte bekanntlich auf eigene Kosten die Brig Advance unter Lieutenant de Haven ausgerüstet, um in den Jahren 1850—1851 an der Aufsuchung Sir John Franklins und seiner Gefährten Theil zu nehmen. Auf dieser arktischen Reise zeichnete sich Dr. Kane so vortheilhaft aus, daß ihm die Anführung einer zweiten Unternehmung abermals in der Advance des Herrn Grinnell anvertraut wurde, weßhalb auch in der Geschichte der arktischen Seefahrten die Reise des Dr. Kane gewöhnlich die zweite Grinnell-Expedition genannt wird. Diese Unternehmung hatte zwar auch angeblich den Zweck nach den verlornen „Erebus" und „Terror" zu suchen, allein die Lösung einer anderen und allgemeineren Aufgabe lag den arctischen Abenteurern wohl näher an dem Herzen. Capt. Inglefield, der zu den britischen Franklinsuchern gehörte, hatte im J. 1852 mit dem kleinen Dampfer Isabella die nördlichen Theile der Baffinsbay untersucht, war in den Smithsund eingelaufen, hatte weiter nördlich die See offen gesehen und eine gegen Norden gerichtete Strömung wahrgenommen. Diese Nachrichten waren der Hypothese sehr günstig, als bedecke die unmittelbare Nähe des Nordpoles nicht festes Land, sondern das Meer und zwar ein zeiten- und stellenweis offenes Meer. Da man auch westlich vom Smith Sund unter sehr

[1] Artic Explorations in the years 1853—1855, by Elisha Kent Kane, 2. vols. Philadelphia 1856.

Digitized by Google

hohen Breiten eine unerwartet hohe Temperatur und eine vegetabilische wie animalische Belebung angetroffen hatte, so wurde man der Ansicht gewogen, als erstreten sich die höchsten arktischen Breiten einer besseren Erwärmung, die man dem Golfstrom zuschrieb. Dorthin nun wollte die Advance durch die Straße des Smith' Sundes vordringen, und die amerikanischen Journale verkündigten nicht ohne Geräusch daß ihr Landsmann Kane und seine verwegenen Begleiter eine Fahrt nach dem Nordpol beabsichtigten. Es war allerdings möglich daß Franklin sich nach dem höchsten Norden verirrt haben konnte, denn noch hatte Dr. Rae nicht die Reste der Verunglückten in Boothia Felix aufgefunden, allein jedenfalls hätte nur ein ganz seltener Zufall ihn nach der grönländischen Westküste zu lecken vermocht.

Am 30 Mai 1853 verließ die Advance den Hafen von New-York und erreichte am 5 Julius den grönländischen Hafen Fiskernaes. Dort wurde noch Hans Christian, ein Eskimoburiche von 19 Jahren, und in Upernavik Carl Johann Petersen, der als Eskimo-Dolmetscher bereits den Capt. Penny auf seiner arktischen Fahrt begleitet hatte, angeworben, und mit diesem Zuwachs zählte die kleine Bande arktischer Helden im ganzen zwanzig Köpfe. Erst am 27 Julius erreichte man die Melville-Bay an der Westküste von Grönland unter 71° Grad nördl. Breite. Die „Saison" der arktischen Seefahrten im Jahre 1853 wird in den Annalen der Schifffahrt immer schwarz verzeichnet bleiben. Sie war jedenfalls eine der ungünstigsten. Erst am 4 August klärte sich das Fahrwasser der Bassinsbay, und am 5 August kam man in Sicht der Scharlachklippen. Den Namen verdient dieser Punkt wegen der tiefen Rosenfarbe des Schnees, die bekanntlich von einer Alge herrührt, die den Schnee bedeckt. Dr. Kane hatte schon früher diese Erscheinung wahrgenommen, aber nur ein schmutziges Braun gesehen. Dießmal erschien der Schnee in allen Schluchten rosenfarben, und der poetische Name der Klippen würde gerechtfertigt seyn, wenn nicht ein Theil des Rosenschnees bereits verschwunden gewesen wäre. Scharlach sey nämlich die vorherrschende Farbe. Dazwischen zerstreut lagen Flecken grünen Mooses von wunderbarem Farbenreiz. Am 6 August kamen die arktischen Herculespfeiler Cap Isabella und Cap Alexander, die beiden Vorgebirge welche das Thor zum Smithsunde bilden, in Sicht. Der feierliche Anblick, als man unter dem Schatten dieser Felswände durchfuhr, versehlte seinen Eindruck selbst auf die verhärtetsten Seelente nicht. Einer der Officiere bemerkte dem Manne auf der Wache daß die Seemöven und Eidergänse das Schauspiel belebten wie die schimmernden Segel des Mittelmeers, worauf der Seemann mit gravitätischem Ernst erwiederte. „Ja, Sir, im Verhältniß zur Größe." Auf einer Insel in der Nähe des Cap Hatherton Littleton Island, hinterließ Kane in der Nähe von Eskimogräbern ein Magazin von Lebensmitteln, errichtete eine Flagge, und verwahrte dort Nachrichten über seine bisherige Fahrt und künftigen Plane, ohne zu ahnen welche Entscheidung später an diese Vorsichtsmaßregel sich knüpfen werde. Am 8 August immer der Küste folgend, erreichte man den Refuge Harbour, und am andern Tag wurde eine Jagd auf Wallrosse unternommen. An der Küste fand man das Eis dicker als man es je gesehen. Es glich nicht mehr den Eisbügelkämmen, sondern eher den Eisbergen, und eines dieser Stücke erhob sich senkrecht über 60 Fuß. Mit außerordentlichen Beschwerden hatte man endlich das Cap Cornelius Grinnell hinter sich. Da die Küste von Grönland hier stark nach Osten zurücktweicht, so konnte man nur unbedeutend an Breite gewinnen. Am 16 August beobachtete man schon daß in einer Nacht „junges" Eis von $^3/_4$ Zoll im Durchmesser sich bildete. Dr. Kane landete mit einem Boot an einem Eisberg und befstieg seinen Gipfel um Rundschau zu halten. Nirgends ein Fahrwasser. Länge der Küste von Grönland zählte er Vorgebirge nach Vorgebirge, fünf an der Zahl, bis das letzte im Schleier des geheimnißvollen Nordens sich verbarg. Alles übrige umher war nichts als Eis. Nach ihren Beobachtungen befanden sich die Seefahrer unter 78° 18′ n. Br. und erreichten eine Insel, die sie mit Recht Godsend Ledge nannten, weil sie ihnen einigen Schutz gewährte, als am 20 August ein vollkommener Orkan losbrach. „Wir hatten ihn kommen sehen, schreibt Kane, und waren darauf gerüstet mit drei guten Hafen vor uns und alles in bester Bereitschaft an Bord. Aber es brach herein schwerer und schwerer, und das Eis trieb wilder als ich es jemals gesehen zu haben meinte. Ich war während einer Pause in die Wärme gegangen um trocken zu werden, und hatte mich ein wenig angekrestet, als ich das scharfe Schwirren eines reißenden Tans vernahm. Unsere sechszöllige Hasse war verloren, und wir schwangen nur noch an den beiden andern, während der Sturm nach Süden zu wie ein Löwe brüllte. Eine halbe Minute später und twang! twang! ließ sich ein zweiter Knall vernehmen. Ich merkte an dem grellen Ton daß es die Wallleine gewesen sein mußte. Noch hielt unsere wackere zehnzöllige Manilla. Ich war gerade im Begriff meine Robbenfellstiefeln anzuziehen als Mr. Gary die Leiter herabstieg: „Kapitän Kane, sie hält's nicht länger aus; der Teufel bläst aus vollen Backen, und ich fürchte sie wird reißen." Das Manilla-Tau bewährte seine Vortrefflichkeit als ich auf das Deck gelangte. Die Mannschaft umringte mich und pries laut seine Leistungen. Deutlich vernochten wir den tiefen Windharfenton des Taues durch das Rasseln des laufenden und durch das Krächzen des stehenden Tauwerks zu erkennen. Es war ein Schwanengesang! Die Stränge gaben nach mit dem Lärm eines Kanonenschusses, und mitten in der Staubwolke die nach dem Zerreißen folgte, wurden wir ohne Erbarmen von dem wilden Eise fortgerissen." Es kostete jetzt furchtbare Arbeit bis man auf dem schmalen Fahrwasser zwischen dem Ufer und dem Packeis, kaum 400 Yards breit eine Strecke von vier Meilen zurücklegte. Man warf einen Eisanker aus um die Brigg aufzuwinden, aber der Eisstrom war so gewaltig, daß man kaum Zeit hatte um eine Boie am Anker zu befestigen und diesen fahren zu lassen. „Fort gieng's wieder im Sturm, und hülflos trieben wir den Eisflachen entlang, die selten weniger als 30 Fuß in der Dicke maßen. Eine Bank, die wir mit der Leine messen konnten, erreichte mehr als 40 Fuß. Nur ein einzigesmal früher hatte ich solches Eis, aber niemals in so heftiger Bewegung gesehen. Eines dieser Eisfelder richtete sich über unser Schaudeck auf und zertrümmerte unser Bollwerk, indem es einen Eisklumpen von einer halben Tonne aufs Deck schleuderte. Unsere wackere kleine Brigg focht sich aber mitten durch dieses wilde Getümmel hindurch, als hätte sie ein gefeited Leben beseffen." Aber bald trat ein neuer Feind in Sicht. „Gerade vor unserm Weg und genau zenseits der Linie von Eisfeldern, an der wir vorbeiglitten oder gegen welche wir taumelten, lag eine Gruppe von Eisbergen.

Digitized by Google

Wir hatten es nicht in unserer Macht auszuweichen, und die einzige Frage war ob wir nicht gegen sie in Stücken zertrümmert werden sollten, oder ob sie uns ein Versteck gegen den Sturm gewähren möchten. Als wir uns näherten, bemerkten wir daß sie sich in einiger Entfernung vom Rande der Eisbank hielten, und daß zwischen ihnen ein freies Fahrwasser sich zeigte. Unsere Hoffnung hob sich als der Sturm uns gewahr nach dieser Straße trieb, und wir wollten eben in einen Freudenruf ausbrechen, als aus einer unbegreiflichen Ursache, wahrscheinlich durch das Rückprallen des Windes von den hohen Eiswänden, das Schiff sich zu drehen begann. Beinahe gleichzeitig wurden wir gewahr daß die Brigg nicht feststanden, daß sie vielmehr selbständig nach den Eisflächen zu sich bewegten, und daß wir zwischen beiden zerquetscht werden müßten.

„Da kam gerade ein breites sogenanntes Schanzstück oder ein festes im Wasser gehender Eisberg von Süden her getrieben. Ich gedachte an eine frühere Art der Rettung in der Melville-Bay, und als der Eisberg eilig sich an uns vorüberbewegte, gelang es Mr. Gary einen Eisanker an seinem Abhang zu werfen und ihn an einem Wallan zu befestigen. Es war ein Augenblick der Angst. Unser edles Roß an der Leine, heller als der bleiche Gast der uns zu verfolgen schien, zog uns wacker vorwärts, der Schaum spritzte windwärts hoch über seine Flanken, während es mit seinem Haupte die kleineren Eistrümmer wie im Zorn bei Seite pflügte. Die Berge drängten zusammen als wir vorrückten, unser Kanal verengerte sich auf vielleicht 40 Fuß, und wir droßten die Segelstangen, damit sie an den überhängenden Eiswänden nicht stecken blieben. [1]

„Wir kamen durch, aber es war ein haarbreites Entschlüpfen, so knapp daß unser Quarterboot zerquetscht worden wäre wenn wir es nicht von den Sparren hereingezogen hätten, bis wir uns endlich an der Leeseite eines Berges auf einem vergleichsweis offenen Fahrwasser befanden. Niemals wohl haben hartbedrängte Männer dankbarer ihre gnadenreiche Rettung von einem elenden Tod anerkannt!"

Aber die Gefahr war noch nicht überstanden. Man lag jetzt jenseits einem hohen Cap, zwischen dem Ufer und einem Eisberg, der das Schiff vor dem Sturm beschirmte. Das Ruder brach. „Nun begann das Quetschen. [2] Den ersten Stoß empfingen wir in der Windwierung, die Brigg ertrug ihn bestens, und hob sich bei jedem neuen Ruck ganz wacker. Der nächste drohte uns von einer mürben Eisbank, die bereits schartig geworden und durchlöchert war wie eine Honigscheibe. Aber sie bildete eine ungeheure Tafel aus einem Stück und hatte 20 Fuß Dicke. Natürlich hätte weder Holz noch Eisen Widerstand geleistet. Zufälligerweise senkte sich der Eisberg, an dem wir lagen, in schräger Fläche unter das Wasser, und an dieser Ebene wurde die Brigg hinaufgeschoben als ob eine ungeheure Dampfschraube sie in ein Trockenbecken gehoben hätte. Während eines Augenblicks fürchtete ich sie möchte aufs Gesicht fallen und sich überschlagen, aber eine jener geheimnißvollen Verminderungen des Massendruckes, die sich außerwärts den Pulsschlag des Eises genannt habe, ließ uns gemächlich wieder in den Eisbehricht hinabgleiten, und wir wurden auf der Richtung des Druckes nach dem Ufer getrieben." Dort befestigte man das Schiff, und als die Ebbe eintrat, blieb die Brigg auf dem Grunde sitzen.

Man hatte jetzt das schlimmste überstanden, und sah sich nun nach einem sichern Hafen um. Der Muth der Mannschaft war aber bereits so stark gebrochen daß eine Stimme schon laut wurde, die von Umkehr sprach. Wohl wachte man das Schiff noch eine Strecke vorwärts, indem die Mannschaft längs den Eisflusen (belt) am Ufer die Brigg im Tau zog, aber am 28 August erreichte man den äußersten Punkt in der Rensselaerbucht, wo das Schiff bald einfror. Kane unternahm jetzt eine Landreise längs der Küste. Da die Berge meist schroff abfielen, hielt man sich am Ufer wo der sogenannte Eiswall oder Eisfuß eine bequeme Bahn bot. Leider fanden sich stellenweise tiefe Spalten auf dieser natürlichen Chaussee, über welche hinweg der Schlitten an Seilen gehoben werden mußte. Eine merkwürdige Erscheinung war ein Gebirgsstrom, der munter zwischen starrem Eis sich ergoß und an der Mündung $^3/_4$ engl. Meilen breit war. Kane nannte ihn zu Ehren der Schwester des Herrn Grinnell den Mary Minturn River, und er ist wahrscheinlich der größte Strom an der Westküste von Grönland. Er entspringt an einem großen Gletscher im Innern des Landes auf 40 Meilen Entfernung. In der Nähe dieses Wasserd und durch die höhere Erwärmung in Folge der von den Felsen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen traf man eine artische Blumenwelt, die an sich ärmlich, doch reich an Mannichfaltigkeit und Farbenpracht war. Inmitten von Festuca und andern Grasbüschen blinkte die purpurne Lychnis, der weiße Stern des Hühnerbisses, und eine einsame Hesperis, das arktische Aequivalent unserer Levkojen. Endlich bestieg Kane ein 1200 Fuß hohes Vorgebirge, dessen Fuß sich bereits über den 80sten Breitegrad erstreckte. Unter ihm lag alles in Eis erfroren. Weiter gegen Norden sah er einen dunklen Eiswall, den Humboldtgletscher, und vor diesem auf dem erstarrten Meer ein Chaos von Eisbergen, so daß selbst eine Schlittenfahrt durch diese krausen Eismassen unmöglich schien. Drüber hinaus kam wieder Land zum Vorschein, auch wurde die Eisfläche wieder ruhiger. Nach dieser Umschau ließ Kane seinen Frauenhofer sinken — es war vorbei mit der Hoffnung vorwärts zu kommen, und man mußte bleiben wo man war.

Ehe noch der rechte Winter erschien, verweilten die Wallrosse noch zahlreich in der Bucht. Diese Thiere stoßen sich Löcher durch das Eis zum Athemholen, die wegen ihrer zahnförmigen Spalten einer eingestoßenen Fensterscheibe gleichen. Aber auch die Wallrosse verließen die Bucht mit dem Winter, der noch nie unter so hohen Breiten (zwischen 78 und 79°) von Europäern überstanden worden ist, mit Ausnahme auf Spitzbergen, wo Andrée das Seeklima die Kälte mindert. Im Februar sank das Thermometer auf —65° Fahrh. oder —41° R. Bei dieser Temperatur wurde Chlor-

[1] Um das zu verstehen, müssten wie bemerken daß die Eisberge sehr oft eine ungembhnliche Form annehmen. Sie zeigen oben bisweilen schroffe Zacken, mitunter aber auch vollständige Flächen. Das Eis beginnt in den Flanken zuerst zu schmelzen, so daß ein solcher Eisberg bisweilen die Gestalt eines großen Schirmes oder eines Tisches zu haben scheint, der auf einem Fuß ruht. Vermag der Fuß die obere Eisdecke nicht mehr zu tragen, so bricht die Tafel in Stücke. So geschah es als die Advance einmal an oder beinahe unter einem solchen Eisberg vor Anker lag, und man hatte nur knapp Zeit sich vor dem einstürzenden Eis zu retten. Bisweilen schmelzen auch förmliche Thore in einen solchen Eisberg hinein, der dann auf zwei oder mehrere Füße zu stehen kommt. Im kleinen kann man in der Nähe unserer Gletscher ganz ähnliche Formen wahrnehmen.

[2] The nippings. Ein nip ist ein neuer artlicher Ausdruck und bezeichnet den Stoß gegen ein Schiff welches zwischen zwei Eismassen gerathen ist.

Digitized by Google

äther fest, Naphta gefror bei —54° F., Sassafrasöl bei —49° F. Beim Athmen spürte man große Trockenheit in den Luftröhren und unwillkürlich gewöhnte man sich daran immer mit geschlossenen Lippen zu athmen. Einen merkwürdigen Einfluß hatte weniger die Kälte als der Mangel an Luft auf die Hunde. Wo sie eine Laterne sahen, begannen sie zu heulen als ob sie den Mond erblickt hätten. Bald zeigten sich Symptome von Erkrankung des Gehirns, die in vollständigen Irrsinn ausarteten. Die Thiere bellten ohne Veranlassung gegen nichts, sie jagten furchtsam im Schiffe umher als ob sie verfolgt würden, und erkannten ihre Herrn nicht mehr. Von den 9 Neufundländern und 95 Eskimohunden, die man mitgebracht hatte, überlebten nur 6 den furchtbaren Winter, und von diesen Thieren hieng doch die Gelingen aller größern Schlittenunternehmungen völlig ab. Noch strenger als der Februar stellte sich der März ein, denn bis zum 4ten war die mittlere Temperatur bis auf —42° (33° R.) gesunken, die höchste (mittlere) Kälte die man bisher beobachtet hatte, so daß unter höhern Breiten nicht der Februar, wie nach den bisherigen arktischen Erfahrungen, sondern der März der kälteste Monat zu seyn scheint. Dennoch wagte es Dr. Kane am 19 März eine Schlittenpartie auszusenden, die längs dem Ufer Grönlands gegen Norden für künftige Unternehmungen Lebensmittel niederlegen sollte. Die folgenden neun Tage herrschte eine grimmige Kälte. Das Thermometer stieg nur an einem einzigen Tage auf —7½° F., während es bald nachher wieder auf —35 und sogar —42° F. sank. Am 31 März um Mitternacht, als die Seelente bei Lampenlicht noch arbeiteten, hörten sie Geräusch auf der Schiffstreppe, und herein traten Sonntag, Ohlsen und Petersen, die zur Schlittenpartie gehört hatten. Weniger ihr unerwartetes Erscheinen als ihr Anblick verstörte die Gesellschaft. Mit gelbenserbastem Blick, abgemagert und wiederum aufgeschwollen, vermochten sie kaum zu sprechen. Sie hatten ihre Gefährten Brooks, Baker, Wilson und Pierre krank auf dem Eise zurückgelassen und mit Gefahr ihres Lebens die Unglücksbotschaft nach dem Schiff gebracht, nur ein einziger Gefunder, Irish Tom, war bei den Patienten zurückgeblieben. Auf weitere Fragen gaben sie keinen Bescheid, sie vermochten nicht einmal anzugeben auf welcher Richtung sie angekommen seyen. Kane war entschlossen augenblicklich aufzubrechen, und zwar mit neun Mann. Zwei der Angekommenen waren zu krank um sie wieder mit zurückzunehmen. Nur Ohlsen wurde eingeschält in Pelze auf den Schlitten gesetzt. So brach die Rettungsmannschaft auf als das Thermometer —46° (—35° R.) kand.

Eisberge von seltsamen wohlbekannten Formen dienten anfangs als Wegweiser, als man aber 16 Stunden lang vorwärts gegangen war, verlor man den Weg. Ohlsen, der 50 Stunden vorher kein Auge geschlossen hatte, war seit der Abreise in tiefen Schlaf gesunken. Als er jetzt erwachte, zeigten sich bei ihm deutliche Spuren von gestörtem Verstand, und er war unfähig den Weg zu bezeichnen den man einschlagen sollte. Man mußte jetzt auf gut Glück weiter suchen. Indessen durfte die Küste immer als Wegweiser dienen. Jetzt erreichte man eine ebene Eisbank und schlug das Zelt auf, wo man auch den Schlitten zurück ließ. Aber man durfte nicht ausruhen, das Thermometer war auf —49° F. gesunken, und nur eine kräftige Bewegung konnte vor Erstarrung retten. Nicht einmal Eis konnte man zu Wasser schmelzen, und es war nicht gerathen den Durst mit Schnee zu stillen, der bei dieser Temperatur die Lippen blutig reißt und wie ein Aetzmittel brennt. Männer wie Mc Gary und Bonsoll, die besten arktischen Fußgänger, befanen Krampfanfälle und Beklemmung des Athems, Kane selbst sank zweimal ohnmächtig in den Schnee. Achtzehn Stunden ohne Wasser und Nahrung war man jetzt umhergeirrt, als man plötzlich auf Schlittenspuren stieß. Anfangs mißtraute man diesem Anzeichen, bald aber erblickte man auch Fußstapfen, und zuletzt eine amerikanische Flagge auf einem Eisschollenkamm, die unmittelbar zu einem Zelt hinführte. Dort fand Kane die unglücklichen Gefährten, die ihn mit den rührendsten Worten empfingen: sie hätten ihn erwartet, sie hätten gewußt daß er kommen werde. Man war jetzt zu fünfzehn beisammen, das Zelt aber nur groß genug für acht Personen. Abwechselnd kroch man hinein und vergömte sich je zwei Stunden Schlaf. Die Kranken wurden dann in Pelze und Leder emballirt und nach vierstündiger Rast bei —55½° F. (—39° R.) trat man den Rückweg an.

Die ersten sechs Stunden gieng es munter vorwärts, aber jetzt stellten sich, als man noch 9 (engl.) Meilen von dem halbwegs zurückgelassenen Zelte entfernt war, bedenkliche Merkmale von Kraftlosigkeit ein. Die rüstigsten verlangten von Kane: „Nur ein wenig Schlaf. Sie fühlten sich ganz warm, sie brauchten nur eine kurze Ruhe.“ Einer warf sich entschlossen in den Schnee und verweigerte aufzustehen. Man schlug jetzt das Zelt auf, aber die Hände und Arme waren so matt, daß man kein Feuer anzuschlagen, also auch nicht den Durst befriedigen konnte, denn der Branntwein war dicht am Leibe der Männer gefroren. Nach einer vierstündigen Rast brach Kane mit William Godfrey auf, um das zweite Zelt zu erreichen, und dort ein wenig Wasser und Pemmican aufzuthauen, bevor die andern nachkämen. Der Weg führte beinem über eine glatte Bank. Um sich vor dem Einschlafen zu retten, riefen sich beständig beide zu, aber es müssen seltsame Töne gewesen seyn, denn bereits hatte sich ihrer der Frostwahnsinn bemächtigt, eine vorübergehende Erscheinung, welche die größte Aehnlichkeit mit Betrunkenheit hat. Wie lange sie unterwegs waren, wissen sie nicht anzugeben; nur verworren erinnert sich Kane daß sie einen Bären antrafen der gemächlich vor ihnen herrollte. Godfrey konnte auch aus großer Entfernung wahrnehmen daß Bären in das Zelt eingekrochen waren. Frostrunken wie Kane war, glaubte er es auch zu erblicken, aber ohne die Schritte zu beschleunigen, bewegte man sich mit stumpfer Gleichgültigkeit vorwärts. Es war Zeit daß man ankam, denn ein Bär hatte das Zelt umgeworfen und den Inhalt durchwühlt. Kane erinnert sich nur daß es große Anstrengungen kostete das Zelt wieder aufzurichten; dann krochen beide, ohne ein Wort zu reden, in ihre Schlafsäcke aus Rennthierfellen, und fielen augenblicklich in tiefen Schlaf. Beim Erwachen fand Kane daß sein Bart fest an das Fell gefroren war, und Godefroy mußte ihn mit seinem Messer loosschneiden. Doch war man bald im Stande Wasser zu schmelzen und eine Suppe zu kochen, ehe der Rest der Schlittenpartie ankam, der fünf Stunden gebraucht hatte um die 9 (engl.) Meilen lange Strecke zurückzulegen. Alle erquickten sich an den Erfrischungen. Glücklicherweise blieb die Luft ganz still, und die Sonne schien klar, so daß das Thermometer im Schatten bis auf — 4° F. (— 16° R.) stieg. Außerdem würde man erfroren seyn. Die letzte Strecke Weges

Digitized by Google

wurde ihnen sehr sauer. Häufiger als zuvor mußte man rasten, und oft genug sanken die Männer halb schlummernd in den Schnee. Es war nicht mehr zu verhindern, und seltsam genug! es erfrischte. Kane selbst versuchte es zu schlafen, befahl aber seinen Begleitern ihn nach 3 Minuten wieder zu wecken. Dieß gab ihm solche Stärkung, daß der Reihe nach allen Gefährten ein Genuß von drei Minuten verstattet wurde. Endlich um 1 Uhr Nachmittag, am dritten Tage, erreichte man die Brigg. Im ganzen war man 72 Stunden ausgeblieben, hatte 98 (engl.) Meilen, den größern Theil mit einem Schlitten, zurückgelegt, sich nur acht Stunden Rast gegönnt, und alles bei einer mittleren Temperatur von —41° F. (—32° R.). Ohlsen litt eine Zeitlang an Schneeblindheit und Schielen, zwei andern mußten erfrorene Theile ihres Fußes amputirt werden, und noch zwei andere starben, wie sich im Verlauf zeigte. Dr. Hayes, der Schiffschirurg, welcher auf der Avance zurückgeblieben war, meldet in seinem Bericht (Apend. Nr. 5. Tome II. p. 354) er sey den Heimkehrenden entgegengegangen. Niemand habe ihn erkannt, sondern alle hätten ihn mit gläsernen Blicken angestarrt. An ihren Bärten hingen Klumpen Eis, und drei Tage arktischer Beschwerden hatte die kräftigsten Männer bis zur Greisenschwäche ermattet. Instinctartig stiegen sie in das Schiff und suchten ihr Lager auf. Anfangs waren nur geistige Störungen wahrzunehmen, aber bald stellte sich bei allen mehr oder minder heftig ein vollständiges Delirren ein, so daß „zwei Tage lang das Schiff einem Irrenhause glich." Ein bleierner Schlaf hielt alle starr, nur bisweilen fuhr einer mit einem Angstschrei auf, um nach Hülfe zu rufen oder die Gefährten zum Vorwärtsgehen anzufeuern, denn sie wähnten sich noch immer auf dem Eise und am Rande des Todes. Am heftigsten zeigte sich das Uebel bei Ohlsen, der zweimal unterwegs gewesen war. Er erwachte nur um mit Gefräßigkeit die vorgesetzte Nahrung zu verschlingen und wieder einzuschlafen. Feuerwahrend bildete er sich ein die Rettungsmannschaft anzuführen, und als sey er der einzige der wüßte wo das Krankenzelt stand. Endlich entfernte sich, ohne Spuren zu hinterlassen, der temporäre Irrsinn, nur daß den sämmtlichen Abenteurern das Gedächtniß an die Ereignisse immer verdunkelt blieb.

Am 7 April starb Jefferson Baker, und als man noch an seinem Todtenbett stand, rief die Wache auf dem Deck: „Leute am Ufer!" Kane sprang hinauf und sah in der seligen Verstörung der Bucht hinter den Klippen eine Anzahl menschlicher Wesen herabsteigen in Gruppen, die auf einem Theater ein hübsches Tableau gegeben hätten. Man verstand nichts als das Geschrei Hoa! ha! ha! und Ka kaś, ta kaś!

Es waren Eskimos, ganz in Felle getleidet mit Kapuzen, Jacken, Hosen und Stiefeln aus blauem und weißem Fuchspelz. Bald kamen auch ihre Schlitten und 56 vortreffliche Hunde zum Vorschein. Die Schlitten verfertigen sie aus Knochen, deren Fragmente äußerst kunstvoll mit Riemen zusammengenäht werden. Der Falz war nicht von Eisen, sondern von geglättetem Elfenbein aus den Zähnen des Wallrosses. Ihre Speere, mit denen sie Bären angreifen, sind eine gefährliche Waffe. Der Schaft bestand aus Stücken des Hornes vom Narwall oder aus den Schenkelknochen des Bären, die zusammengeschuftet und sehr geschickt mit einer eisernen blattförmigen Klinge versehen waren. Das Eisen erwarben sie, wie sich später ergab, durch Tauschhandel mit südlichen Stämmen. Sie zeigten an Bord große Wißbegierde und untersuchten aufmerksam alle Räume. Auch ließen sie sich friedlich bewirthen, und verkauften gegen Nadeln und Perlen vier Hunde und den Rest ihrer Vorräthe an Wallroßfleisch. Man hatte aber bald darauf über ihre Diebsgewandtheit zu klagen, und war im ganzen froh die Gäste wieder los zu werden. Am nächsten Tag erhielt man einen neuen Besuch von fünf Eskimos, die zwar bescheidt aber nicht an Bord gelassen wurden, indem man ihnen bedeutete daß niemand ferner das Schiff betreten dürfe, bevor nicht alle früher gestohlenen Gegenstände zurückerstattet worden seyen. Ein paar Tage später erschien ein gewandter und hübscher Jüngling ganz allein, der sich gleich mit den Worten vorstellte: „Ich bin Myuk." Kane ließ ihn als Geißel einsperren, weil neue Diebstähle verübt worden waren. Er verweigerte anfangs Nahrung zu nehmen und saß in tiefer Betrübtheit, dann aber begann er zu schwätzen und zu singen bis tief in die Nacht. Am andern Morgen war der Vogel davon, und er hatte, wie man vermuthen mußte, mit Hülfe von Cameraden am Ufer seine Flucht ausgeführt.

Am 26 April 1854 brach Kane mit einer Schlittenpartie gegen Norden auf. Sechs Kranke und vier Gesunde ließ er auf der Brigg, er selbst mit sieben Gefährten nicht völlig in gesundem Zustande begaben sich auf das Eis. „Achtzehn Seelen im Ganzen, und Gott sey gedankt! noch nicht achtzehn Leichen!" Der Befehlshaber hatte den Zurückbleibenden Vorsicht vor den Eskimos empfohlen. Man mußte mit dem Stamme auf gutem Fuß bleiben. Nur im äußersten Nothfall sollte von dem Feuergewehr Gebrauch gemacht werden, aber streng verbot er die Schreckschüsse. „Der Zauber des Feuergewehrs beruht im Auge des Wilden auf seiner Sicherheit. Ihr könnt Unvergießen verhindern, wenn ihr ihnen einen Hund niederschießt oder auch nur verwundet. Niemals aber sollt ihr eine Kugel verschwenden. Das ist weder klug noch menschlich."

Die Westküste von Grönland tritt, wie schon oben gesagt wurde, am Refuge Harbour bis zur Renssellaer-Bucht, wo die Brigg lag, nach Osten zurück. Auf dieser Strecke zehlten die vielen Caps, die tiefen Buchten und die zum Meer vorrückenden Gletscher. Von der Renssellaer-Bucht aber wendet sich die Küste gegen Nordost, und der alte Anblick tiefer Ufereinschnitte und eisiger Fjorde kommt wieder zum Vorschein. Die Klippen gewinnen mannichfaltige und malerische Formen, und es bedurfte wenig Nachhülfe der Einbildungskraft, um dort ein Schloß mit Zinnen oder die Reste von Säulenschäften eines Tempels zu erkennen. Unter diesen architektonischen Spielen der Natur zeichneten sich drei cylindrische Klippen aus, die sich so ähnlich waren daß man sie die drei Brüderthürme nannte. Noch weiter gegen Norden, etwa 79° nördl. Br., wurde man mitten in einer Schlucht von lothrechten Wänden einen Felsenpfeiler gewahr, der vollständig die Form eines Minarets besaß. Auf einem Piedestal von 280 Fuß erhob sich ein schlanker Schaft von Granitsein 480 Fuß hoch, so regelmäßig zugespitzt, als ob er für den Vendômeplatz in Paris bestimmt gewesen wäre. Zu Ehren eines modernen Schriftstellers, der für Schilderungen der Wildnisse so begabt ist, nannte man die Merkwürdigkeit Trumpfons Monument. Die mittlere Höhe des nordwestlichen grönländischen Plateau's mag durchschnittlich auf 900 Fuß sich belaufen, der höchste Gipfel am Rande des Meeres erhebt sich bis zu 1300 Fuß, wäh-

Digitized by Google

rend der Hintergrund die mittlere Erhebung noch um 600 Fuß überragt. Alle diese landschaftlichen Wunder überraf aber der große Gletscher, dem Kane den Namen Alex. von Humboldts gegeben hat.

„Noch habe ich, schreibt Kane, ein festes Bild von diesem Gletscher im Gedächtniß. Es war ein Tag von herrlicher Reinheit, wo ich ihn zum erstenmal erblickte, und ich besitze auch eine Anzahl Skizzen, die aufgenommen wurden als wir vor seinem majestätischen Antlitz vorbeizogen. Sie befriedigen mich aber nicht, denn sie geben zu viel weiße Oberfläche und falsch entweichende Abstände, so daß die wenigen einfachen, aber kühnen Linien der Natur gänzlich abhanden gekommen sind. Ich will nicht versuchen durch ausregende Schilderungen daran zu bessern. Nur das Weltmeer und der Niagarafall reißt uns sonst zu Lobgesängen fort. In meinem Tagebuche ist nur die Rede von einer ‚langen schimmernden Klippenlinie', die in der Perspective bis zu einem scharf zugespitzten Keil herabsinkt," oder an einer andern Stelle von „dem Prosil strahlenden Eises, das in einer langen Curve aus der niedern Ebene streicht, und dessen scharf geschliffene Flächen und gegenüber hell aufleuchteten im Sonnenstrahl." Diese Klippenlinie erhob sich aber, ein einziger krystallner Wall 300 Fuß über dem Wasserspiegel, und fiel abwärts in unergründliche Tiefen. Ihre sanftgekrümmte Stirn, sechzig Meilen [1] in der Länge vom Cap Agassiz bis zu Cap Forbes verlor sich in unbekannte Räume, nur eine Eisenbahntagreise vom Pole entfernt. Das Innere mit dem sie in Verbindung stand und aus dem sie sich ergossen, war ein unbetretenes Meer de Glace, ein gefrorner Ocean von gränzenloser Ausdehnung für das Auge.

„Wir überschauten ihn ganz — den mächtigen Krystall, welcher die beiden Festlande von Amerika und Grönland überbrückt. Ich nenne sie Festlande, denn mag auch Grönland vom Meer umgeben seyn, so bleibt es doch wegen seiner Flächenmassen streng genommen ein eigener Continent. Seine geringste Achse vom Cap Lebewohl bis zu diesem Gletscher in der Nähe des 80sten Parallels gemessen, gibt ihm eine Länge von mehr als 1200 Meilen, also unbeträchtlich weniger als Australien von seinem nördlichen bis zu seinem südlichen Cap mißt.

„Man stelle sich nun den Schooß eines solchen Festlandes vor, beinahe in allen Räumen bedeckt mit einer tiefen geschlossenen See von Eis, die einen jährlichen Zuwachs von dem schmelzenden Schnee hoher Berge und allen Niederschlägen der Atmosphäre auf ihre Oberfläche erhält. Man stelle sich diese Masse vor die wie ein Eisstrom fortrückt, und in jedem Fjord und jeder Thalspalte einen Abfluß sucht um ihre Eistaratakte nach dem atlantischen und grönlandischen Meere zu stürzen, bis sie zuletzt den Nordrand des Festlandes erreicht, das sie aufgezogen hat, und nun sich in einem mächtigen gefrornen Strom nach unbekannten arktischen Räumen hineinstreckt. So, aber nur so allein vermögen wir eine richtige Vorstellung von einer Erscheinung wie dieser große Gletscher ist, zu gewinnen. Ich hatte von solchen Schauspielen geträumt, wenn es mir jemals gelingen sollte die Nordküste von Grönland zu erreichen. Und nun, da es vor mir lag, war es kaum faßlich. Daheim in meinem schweigsamen Studierzimmer waren mir die herrlichen Analogien klar geworden, die Forbes und Stüber zwischen dem Gletscher und dem Wasserstrom nachgewiesen. Fürs erste aber konnte ich die völlige Ersetzung des Wassers durch das Eis nicht erfassen.

„Nur allmählich gewann ich die Ueberzeugung daß ich das Gegenstück der großen Stromsysteme des arktischen Asiens und Amerika's vor mir habe. Aber hier fanden sich keine Zuflüsse aus dem Süden. Jedes Atom von Feuchtigkeit hatte seinen Ursprung im Polarkreis und war zu Eis erstarrt. Da gab es keine Alluvionen, keine Wälder, keine animalischen Spuren die flüssige Ströme heraufgeschwemmt hätten. Hier gab es nur eine plastische, bewegliche, halbfeste Masse, die alles Leben verwüstete, Klippen und Inseln begrub und ihren Weg wie eine unwiderstehliche Pflugschar über die Fläche der umgürtenden See suchte."

Der feierliche Ton paßt gewiß vortrefflich zu dem großartigen Ernst des arktischen Naturwunders, und wird auf jedes empfängliche Gemüth seinen Eindruck nicht verfehlen. Allein wir müßten uns flüger stellen als wir sind, wenn diese Beschreibung ausreichte um uns einen genauen Begriff von dem Dinge zu geben welches Dr. Kane den Humboldtgletischer nennt. Wir würden diesen Mangel unserer eigenen geistigen Schwerfälligkeit zuschreiben, hätten sich nicht schon andere Stimmen über die Unklarheit dieser schwungvollen Schilderung beklagt. Nehmen wir Kane's Karten und mit der rathsamen Vorsicht auch die Stahlstiche nach seinen Skizzen zu Hülfe, so ergibt sich folgendes.

Die Felsenwände der Westküste Grönlands schienen beim Cap Agassiz (79° 14′ n. Br.) zu endigen. Dieses Cap hielt man für die nördliche Extremität Grönlands selbst. Von dort erstreckte sich eine 300 Fuß hohe Eismasse mit steilen Wänden von Süd gegen Nord in einer, von Osten gesehen, concaven Linie bis Cap Forbes (80° 7′ n. Br.), also 23 deutsche Meilen weit. Cap Forbes war das südliche Ende eines Landes oder einer Insel die von Grönland getrennt schien und die man das Washington-Land nannte. Dieses Land oder diese Insel liegt aber immer noch auf der Westseite des Smithsundes, und es ist sehr seltsam daß dieses Land, welches entweder eine mit Grönland verbundene Halbinsel oder eine ihm benachbarte Insel seyn muß, von Kane zu Amerika gerechnet wird, während Grönland selbst einen eigenen Continent bilden soll. Ganz ungebührlich ist vollends das erhabene aber unwahre Bild von der „Krystallbrücke die zwei Festlande verknüpft," denn die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt hat bewiesen daß das Festland von Amerika nicht in continentaler Verbindung mit dem arktischen Archipel steht, der vielmehr eine ächte Inselwelt bildet. Bei einem späteren Besuche des Humboldtgletschers wollten die Gefährten Kane's den Gletscher selbst besteigen. Sie waren mit Alpenstöcken und Steigeisen versehen, aber Seelente sind schlechte Kletterer und der Versuch mißlang. Wir wissen also nicht was hinter dem Gletscher gegen Osten lag, ob festes Land oder die See, wie Kane zu glauben scheint. Endlich ist der Ausdruck bedenklich daß der Gletscher bis in unergründliche Tiefe auf den Meeresboden reichen soll. Eis ist bekanntlich specifisch leichter als Wasser. Bei einer unergründlichen Tiefe und bei einer Ausdehnung von 13 deutschen Meilen würde die Gletschermasse ein so ungeheures Volumen von Seewasser verdrängt haben, daß die Differenz im specifischen Gewicht dem allmählichen Vorrücken der Gletschermasse wahrscheinlich mecha-

[1] Es ist überall englisches Maß gemeint.

Digitized by Google

nische Hinderniſſe in den Weg gelegt haben würde. Dazu kommt daß das Meer ſchon bei geringer Tiefe eine vergleichsweiſe hohe Temperatur beſitzt, ſo daß wir abermals in Berlegenheit ſind wie das Eis ſich dort gebildet haben ſoll. Man darf daher wohl vermuthen daß wenn der Gletſcher wirklich auf dem Meeresboden ruht, die See zwiſchen Grönland und Waſhingtonland ſehr ſeicht ſeyn muß.

Dieſe Unternehmung mußte aber wie die andern als mißglückt betrachtet werden. Am 4 Mai war es wo Kane den Humboldtgletſcher erreichte. Etliche von der Mannſchaft erkrankten unterwegs am Scorbut. Dazu kam daß Kane ſelbſt Patient wurde. Er wurde von Ohnmachten und Krämpfen befallen und mußte auf dem Schlitten heimgefahren werden. Im vergangenen Herbſt hatte eine Streifpartie längs der Weſtküſte gegen Norden Lebensmittel auf drei Stappen niedergelegt. Die Bären hatten ſie aber vollſtändig geplündert. Den Officieren konnte eine Nachläſſigkeit nicht Schuld gegeben werden, denn ſo unberechenbar waren die Kräfte der Bären daß ſie Steine, die drei Mann auf die Lebensmittel gewälzt, mit Leichtigkeit bei Seite geſchoben, und die eiſernen Kiſten worin der Pemmican eingeſchloſſen war, buchſtäblich mit ihren Tatzen in Stücke zertrümmert hatten. Am 14 Mai endlich kehrten die Abenteurer an Bord zurück.

Dr. Livingſton über die geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe der afrikaniſchen Völkerſtämme.

(Aus der Times.)

Die Regierung der meiſten afrikaniſchen Volksſtämme iſt patriarchaliſch. Jeder Mann wird Haupt oder Häuptling ſeiner eigenen Familie und ihrer Angehörigen. Die Kinder bauen ihre Hütten um einen den Namen Kotla führenden Platz, der dem „Thor“ in den frühern Zeiten entſpricht. Ueber dieſen väterlichen Häuptlingen ſtehen einflußreiche Männer, die entweder durch Blutsverwandtſchaft oder Heirath an den Häuptling der Stadt oder des Stammes geknüpft ſind. Sie haben eine Anzahl Kotlas unter ſich, und führen öfters den Titel Barenana, d. h. kleine Herren, oder, mit einem andern Wort, „kleine große Alte.“ Der Häuptling (Morena oder Koſi — Herr oder König), mit ſeinem Biehpferch und ſeiner Kotla im Mittelpunkt der Stadt, iſt das Oberhaupt über alle. Wenn ein Mann ſeinen Sohn nicht zum Gehorſam bringen kann, ruft er ſeinen „kleinen Herrn“ zum Beiſtand herbei, und wenn ein Mann der einen Kotla eine Klage gegen einen aus einer andern Kotla hat, ſo wird die Sache von dieſen „kleinen Herren“ vor den Häuptling gebracht. Iſt der Fall von geringer Erheblichkeit, dann entſcheidet der Häuptling auf Zeugenaussagen hin, die mündlich abgegeben werden, und wobei der Zeuge ſteht. Betrifft aber die Sache einen wichtigern Gegenſtand oder eine öffentliche Frage, ſo beruft der Häuptling alle ſeine Herren, in deren Gegenwart die Sache verhandelt wird. Sie äußern ihre Anſichten frei, der Häuptling faßt ſie zuſammen, und ſtimmt, je nach dem Fall, derſelben Anſicht bei, oder nicht. Iſt er ein Mann von Charakterentſchiedenheit, ſo geht er ſeinen eigenen Weg; wo nicht, ſo wiſſen ſie ihn gewöhnlich zu ihrer Anſicht herüberzuführen. Der Häuptling trifft ſelten eine mit der öffentlichen Meinung in unmittelbarem Widerſpruch ſtehende Maßregel. Einer oder zwei entſchiedene Widerſacher werden ihn ſchwankend und zaghaft machen, oder vielleicht veranlaſſen zum Würfel oder zur Wahrſagerei Zuflucht zu nehmen.

Die Aelteſten oder Herren nehmen eine Anzahl Sinnſprüche oder Sprüchwörter, die ſie durch Ueberlieferung überkommen zu haben ſcheinen, zur Richtſchnur. Dieſe Bemerkungen beziehen ſich hauptſächlich auf die Stämme ſüdlich vom 18° ſüdlicher Breite. Im Lande des wahren Negers, das nördlich von dieſem Punkte liegt, ſind die politiſchen Verhältniſſe, obgleich im ganzen genommen dieſelben, doch durch weiblichen Einfluß einigermaßen andere geworden; die allgemeine Beziehung des einen Stammes zu einem andern iſt aber dieſelbe bei allen welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die einzelnen Stämme ſind zwar neukommen unabhängig von einander, dennoch aber beſteht unter ihnen eine Art herkömmlichen Bandes zu Schutz und Trutz eines feindlichen Einfalls oder einer gemeinſchaftlichen Gefahr.

Unter den Beſchuanas gibt es keinen oberſten Häuptling, obgleich ſie ſich auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung berufen. Sie ſind verweichlichter als die Kaffern, und diejenigen von ihnen welche von Moſchakatze unterjocht wurden, benunruhigten die Boeren nicht, die ſich klugerweiſe von den Kaffern, vor denen ſie durchaus eine ſehr heilſame Furcht hegen, fern hielten. Wenn die Boeren tapfer ſeyn wollen, geben ſie den Beſchuanas den Namen „Kaffern,“ und können dann, ohne große Gefahr, „glänzende Dienſte vor dem Feinde verrichten;“ wiſſen ſie doch daß unſere Regierung am Cap den Beſchuanas — obgleich ſie uns nie im geringſten beheliigten — den Beſitz von Schießpulver unterſagt, den Boeren aber jeden beliebigen Vorrath geſtattet. Unter den Negern jenſeits des 18° herrſcht das Syſtem oberſter Häuptlinge in etwas größerer Stärke vor als im Kafferland. Matiamvo iſt der oberſte Häuptling eines ſehr weit verbreiteten Stammes, mit Namen Balonda, oder Balunda; ältein die verſchiedenen unter ſeiner anerkannten Botmäßigkeit ſtehenden Häuptlinge ſind deſſenungeachtet vollkommen unabhängig, benützen aber nur ſeinen Namen als eine Art Pepang für die andern, und ſenden ihm alle paar Jahre ein Geſchenk. Cazembe nennt ſich ebenfalls einen Vaſallen Matiamvo's, und beſitzt einen erbrechtlichen Anſpruch auf die Oberlehnsherrnſtelle bei ihm, ungefähr ſo wie einer unſerer ſchottiſchen Peers auf die Führerſchaft ſeines Clans. Monomotapa (Herr Motapa), von den Portugieſen oft „der Kaiſer“ genannt, iſt ebenfalls einer der Oberhäuptlinge; allein obgleich er früher von den Portugieſen mit Hülfsgelbern unterſtützt und mit einer Wache europäiſcher Truppen beehrt wurde, iſt er doch gewiß nicht ſo mächtig wie Sandilla im Kafferlande.

Dieſe verſchiedenen Häuptlinge nun ſind, wenn ſchon faſt unabhängig von einander, keineswegs unabhängig von ihrem Volke. Iſt

Digitized by Google

z. B. jemand mit ſeinem Häuptling unzufrieden, ſo iſt es ihm ein leichtes ſich unter die Botmäßigkeit eines andern zu begeben, und da die Bedeutung eines Häuptlings wächst mit der Anzahl ſeiner Anhänger, ſo werden die Flüchtlinge ſtets mit offenen Armen aufgenommen. Der Häuptling der Balobale, welche weſtlich von den Balonda wohnen (12—13° ſüdl. Br., 23° öſtl. Länge), verkaufte vor ein paar Jahren einige ſeiner Leute an Mambari. Die Folge war daß ganze Dorfſchaften zu den Balonda übergingen, und wir ſahen ſie als einen wichtigen Theil der unter Shinte ſtehenden Bevölkerungen.

An der Fruchtbarkeit des Bodens zweifle ich kaum: Baumwolle wird bereits angebaut, obgleich ſie von geringerer Qualität iſt. Sie iſt kurz im Haar. In Cayenge, einem Bezirk von Angola, ſind 1200 Stück Baumwollzeuge, jedes ſechs Fuß lang und drei Fuß breit, der Jahrestribut der freien Bevölkerung an die Regierung. Bienenwachs gibt es in großer Menge im Innern, allein die Leute eſſen den Honig und werfen das Wachs weg. Kaffee, Weizen, Zucker und Indigo wurden früher von Tete ausgeführt. In manchen Theilen iſt das Land ganz mit wilden Reben überdeckt, die Trauben aber ſind ſchlecht. An Spiegeleiſenerz und ſchwarz; eryhdrirtem Eiſen herrſcht Ueberfluß, allein ich habe anderwärts davon geſprochen. Der Weizen wächst in den vom Zambeze überfluteten Landſtrichen, und dieſer Fluß überſchwemmt alljährlich, gerade wie der Nil, große Gebietstheile. In der That entſpringt er in einem maſſenhafte Waſſeranſammlungen nebſt Inſeln enthaltenden großen Thale. Und da die Anſicht Sir R. Murchiſons in Betreff der Formation Afrika's durch meine Beobachtungen, ohne daß ich im geringſten daran gedacht hätte daß ſie ſchon drei Jahre klar ausgeſprochen worden, auf eine merkwürdige Weiſe beſtätigt wurde, ſo halte ich es für höchſt wahrſcheinlich daß der Zambeze und der Nil in Einem großen Thal entſpringen. Das Thal des Nils zwiſchen Cairo und Alexandria iſt das genaue Contrefey vom Thale des Barotſe, zwiſchen 16° und 14½° ſüdl. Breite und 23° öſtl. Länge.

Mein Hauptzweck bei Erwähnung dieſer Angelegenheiten in Ihrem Blatte geht dahin, die weite Verbreitung desſelben zu benützen um eine Art Verwahrung auszuſprechen gegen irgendwelche übereilte Speculationen, zu denen ſie Anlaß geben könnten. Die Häfen Barra Cuama und Melumbe, an den wirklichen Mündungen des Zambeze, ſollten durch ſachverſtändige Männer unterſucht werden, wofern ſich das Gutachten weiland Capitän Parkers, der an der Mündung der Donau getödtet wurde, und dem der Seitenarm Luabo oder Enawo große Freude gemacht haben ſoll, in der Admiralität nicht mehr finden ließe. Der Quillimane-Fluß, den ich herabkam, iſt überhaupt nicht der Zambeze. Als ich dieſen Fluß verließ, hatte er eine reißende Strömung und etwa drei Viertelmeilen weit tiefes Waſſer. Er hat fünf Monate des Jahres hindurch einen hohen Waſſerſtand, d. h. ein kleiner Dampfer würde binnen 300 (engl.) Meilen von der Küſte kaum irgendwo auffahren, und während der übrigen drei Monate beſteht ein tiefer Canal, der ziemlich viele Krümmungen hat und von Jahr zu Jahr das Bett wechſelt. Eine ſolche Bettwechſelung gibt es auch bei der großen Rietinſel im Fluſſe unterhalb Lupata's. Die geſündeſte Jahreszeit — Mai, Juuius und Julius — entſpricht der Ebb-zeit der mittlern Waſſerhöhe. Das Land bietet kein Intereſſe bis man den Engpaß von Lupata hinter ſich hat. Die zahlreichen Inſeln, auf denen man vor dem letzten Krieg vierundzwanzig Stück Geflügel für vier Ellen ſtarken ungebleichten Calicot kaufen konnte, und wo die Körnerfrüchte gleich wohlfeil waren, ſind jetzt entvölkert. Die portugieſiſche Regierung hat die Häfen der Oſtküſte für frei erklärt, und gewiſſe Privilegien werden jedem bewilligt der eine Mine entdeckt und bearbeitet. Das Land, beſonders das nördlich vom Zambeze gelegene, iſt ungemein fruchtbar, und wird großentheils angebaut. Trotz alldem aber ſind große Auslagen für einen Verſuch zur Entwicklung der Hülfsquellen des Landes nicht zu empfehlen. Wollte man z. B. einen Verſuch zur Hebung des Steinkohlenhandels machen, ſo würde dieß keine ſonderliche Schwierigkeit haben in einem kleinen bewaffneten Dampfer, der 300 Meilen weit den Zambeze aufwärts bis in die Gegend von Tete führe, wo Steinkohlenſchichten an der Oberfläche zu Tage treten. Eine Schichte könnte man erreichen, wenn man in flachbodigen Booten einen ſechzig bis achtzig Ellen breiten Fluß, Namens Revubue (Revuvbe) hinaufſegelte, welcher ungefähr zwei Meilen unterhalb des Forts auf dem rechten Ufer in den Zambeze fällt. Mittelſt dieſer flachbodigen Fahrzeuge könnte man dem Steinkohlenlager bis auf zwei oder drei Meilen nahe kommen, und ſogar, ohne einen kleinen Waſſerfall in im Revubve, in den Nebenfluß dieſes Stroms, in welchem die Schicht vorhanden iſt, einfahren. Sie liegt in dem perpendiculären Ufer und hat, von der Waſſerfläche aus gemeſſen, achtundvierzig Zoll im Durchmeſſer, einige Zoll Schieferthon, dann abermals zehn Zoll — im ganzen alſo achtundfünfzig Zoll Steinkohle. Das Einſinken der Schichte iſt aufwärts geneigt, ſo daß zur Trockuung keine Maſchine erforderlich wäre. Ganz in der Nähe iſt die Steinkohle durch vulcaniſche Thätigkeit in Coaks verwandelt worden. Ein anderer Nebenfluß des Revubve, der dieſem nahezu gegenüber einmündet, enthält ebenfalls eine Steinkohlenſchicht, und weiter oben, oder nordwärts, finden ſich noch andere.

Skizzen aus Kleinaſien.

(Fortſetzung.)

In Tſcherkeich wurde ich wieder in das Haus des Müdir geführt, wo meine erſte Geſchäft war, dem Zahtie ein Schreiben an den Müdir von Karabicha Biran zu übergeben, worin ich ihm meine glückliche Ankunft in Tſcherkeſch anzeigte. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes machte ich in Begleitung des Bruders des Müdir eine Tour nach dem Ort, um die Alterthümer zu beſichtigen; der Ort hieß nach einem hier geborenen Liebling des Kaiſers Hadrian Antinoopolis. Ungefähr 10 Minuten oſtwärts von der Stadt ſieht man die Reſte eines alten Amphitheaters; in der Stadt und auf

Digitized by Google

den Begräbnißplätzen finden sich verschiedene alte Säulen, Friese und Steine mit Inschriften. Jetzt hat der Ort gegen 350 Häuser und 7 Moscheen, und scheint ziemlich wohlhabend zu seyn; außer dem reinlichen Ansehen im allgemeinen, welches immer einen gewissen Wohlstand verräth, waren noch verschiedene Boutiken im Bau begriffen, und zwar nicht für abgebrannte, sondern ganz neue an Stellen wo nie welche waren, was also auf Zunahme des Geschäftsverkehrs schließen läßt. Obgleich eine Stadt, ist doch fast jeder Einwohner Besitzer von Land, worauf Gerste und Weizen gebaut wird, der Weizen artet auch hier in Roggen aus, und die Gerste war dieses Jahr der Dürre wegen schlecht gerathen; ferner halten sich die Einwohner Angoraziegen und Pferde, letztere in sehr großer Anzahl.

In Tschertekesch gieng es heute sehr lustig her, denn einer der Primaten hatte sich eine Sqnaw zugelegt und feierte heute das Beilager. Auch der Müdir war zur Hochzeit eingeladen, und so mußte ich den Abend allein zubringen. Ich hatte also Zeit einzelne Partien meines Tagebuches zu ergänzen, und namentlich die Karte des bisher zurückgelegten Weges zu zeichnen und durch Abschriften im zweiten Tagebuch den etwaigen Folgen eines Verlustes vorzubeugen. Es ist nämlich eine ziemlich nothwendige Vorsicht, zwei Tagebücher zu führen, und zwar jedes an einem andern Orte aufzubewahren, eins im Gepäck, und eins in der Tasche.

Der Müdir von Tschertekesch erklärte mir ebenfalls daß er in Betracht der Unsicherheit des Weges mich nicht ohne Escorte wegreisen lassen wollte, und da ich nun wußte daß von diesen Leuten sehr viel zu lernen sey, so hatte ich auch nichts dagegen, obgleich ich in Betreff der Räuber ein entschiedener Ungläubiger blieb.

Montag, 13 Oct. Der Müdir hatte nach Baindür, unserem heutigen Reiseziel, eine Geldsumme zu schicken welche einem zweiten Zahtie anvertraut wurde, und so bestand heute unsere Karawane aus fünf Personen, unser Aufbruch aber verzögerte sich bis 8 Uhr, was jedoch nichts schadete, da Baindür nur 7 Poststunden entfernt war. Es hatte in der Nacht Eis gefroren, da wir aber den ganzen Tag den schönsten Sonnenschein hatten und der Weg abwärts gieng, so empfanden wir keine Kälte.

Um 8¼ Uhr passirten wir die beiden Dörfer Gönel und Kyzyller rechts vom Wege und Tschömlekdschiler links, um 8½ Uhr Badir rechts und Kadiköi links; zwischen beiden Dörfern am Wege sind alte Ruinen. Um 9 Uhr erreichten wir das rechte Ufer des Ola Sfu und betraten zugleich einen Krater, sowie von jetzt an die Gegend wieder starke vulcanische Spuren zeigt. Um 9¼ Uhr machten wir einige Augenblicke Halt bei der Wächterstation Kurk Tschiman Derbendi, und bestiegen dann einen sehr hohen Berg, auf drei Viertel der Anhöhe passirten wir das Dorf Tschom Tschalli Dali, welches rechts vom Wege liegt. Um 10½ Uhr hatten wir den Gipfel des Berges erreicht, wo wir in einer Wächterstation eine halbe Stunde Halt machten um zu frühstücken. Um 11½ Uhr waren wir wieder in der Ebene, und setzten bei dem Dorfe Hammamlü auf einer Brücke auf das linke Ufer des Ola Sfu über. Hammamlü liegt am linken Ufer und war ehemals der Sitz des Dere Bej Hadschi Ahmed Oglu. Diese Derebejs (Thalfürsten) hatten eine Abneigung gegen das Wohnen in den Städten, wo der Verrath sie unbemerkt umschleichen konnte, während dieß in einem Dorfe unmöglich war. Es ist der Regierung gelungen fast sämmtliche Thalfürsten in den verschiedenen Theilen des Reichs zu stürzen und so die Verwaltung zu centralisiren; da aber die Satrapenwirthschaft an deren Stelle in den Provinzen trat, so hat die Regierung bis jetzt von ihrem Siege über die Thalfürsten keinen Nutzen gezogen, und sie wird es auch nicht eher als bis das System der Provinzialverwaltung gründlich geändert ist. Die Wohnsitze der Thalfürsten sind von Grund aus zerstört, und so sahen wir auch hier in Hammamlü die Ruinen des alten Herrenhauses, welches eine vollständige Burg gewesen zu seyn schien. Meine türkischen Begleiter wußten mir über das Treiben des Hadschi Ahmed Oglu sehr viele interessante Züge zu erzählen. Um 12¼ Uhr erreichten wir Baindür, ein armseliges Dorf mit einer Poststation. Hier muß im Alterthum ein ziemlich bedeutender Ort gewesen seyn, denn ich sah hier sehr viele Reste umher liegen, doch kann ich keine Vermuthung wagen welcher Ort hier ehemals gewesen seyn mag.

Ich entließ meine Escorte mit einem Schreiben an den Müdir von Tschertekesch, konnte mich aber nicht entschließen für heute schon Halt zu machen. Wir wechselten also die Pferde und die Escorte und brachen um 1¼ Uhr wieder auf, um von dem Wege nach Jafaanboli (12 Poststunden) noch eine Strecke zurückzulegen. Wir passirten um 1¾ Uhr das Dorf Jmanar, und um 3 Uhr das Dorf Jazy Kawal, worauf wir einen hohen Berg bestiegen; auf dessen nordwestlichem Abhange passirten wir um 3¾ Uhr das Dorf Samail, dessen Lage höchst eigenthümlich ist, es liegt nämlich am äußersten Ostrande eines Thals zu beiden Seiten, und die Häuser sind theils zwischen Felsblöcke eingeklemmt, theils an Felsen gleich Vogelnestern angeklebt; man scheint den wildesten und östesten Theil des Bergabhanges zur Anlage des Dorfes ausgesucht zu haben, gleichsam als fürchtete man, auch nur das kleinste Fleckchen urbaren Landes mit Häusern zu besetzen. Denn wenige Schritte abwärts ins Thal hinein zeigt sich die üppigste Vegetation, und der Eingang des Thales, das wir jetzt betraten, ist ein wahrer Garten, wo die Menschenhand jeden Fleck urbaren Landes benutzt und die Natur den Fleiß der Menschen reichlich belohnt, namentlich schienen mir Melonenpflanzungen und Wallnußbäume vortrefflich zu gedeihen. Das Thal ist nicht sehr breit, und erstreckt sich mehrere Stunden lang ohne breiter zu werden; der Wiran Schehr Sfui (Fluß von Wiran Schehr) durchfließt es der Länge nach in der Richtung von Süden nach Norden. — Um 4¾ Uhr erreichten wir das Dorf Hanföi, welches schon von weitem durch eine malerische Ruine sichtbar ist. Es liegt am rechten Ufer des Flusses, in dessen Nähe ehemals ein großer Han nebst einer Moschee stand, den aber vor etwa 30 Jahren eine Feuersbrunst in Asche legte und nur die Außenwände desselben nebst dem Minaret und den Außenwänden der Moschee verschonte. Es scheint daß die veränderten Verkehrsverhältnisse den Wiederaufbau dieser Gebäude unnöthig machten, und daher steht noch jetzt die Ruine so. Das Dorf enthält nur sechs bewohnte Häuser. Eine Viertelstunde weiter, am linken Ufer, liegt die Besitzung der Fürstin Belgiojoso, welche von einem Ungarn verwaltet wird, und deren Wirthschaftsgebäude durch ihr reinliches und freundliches und europäisches Aussehen einen angenehmen Contrast mit dem bilden was man sonst im Lande zu sehen gewohnt ist. Meine Begleiter erwarteten nicht anders als daß ich dort ein Obdach für diese Nacht suchen würde, aber die Gründe aus denen ich mich vier Jahre früher in Kutahia nicht um Kossuth und seine

Digitized by Google

Begleiter bekümmerte, bestehen auch für mich in Betreff der Fürstin Belgiojoso und ihres magyarischen Kiaja's; ich stehe oder stand weder mit ungarischen oder lombardischen Insurgenten in Verbindung, noch habe ich Sold oder Titel von der österreichischen Regierung, und habe überdieß gar keinen Grund eine politische Demonstration zu machen; da nun ferner erst nach mehreren Stunden ein Dorf auf unserm Wege ist, so entschloß ich mich in Hanköi ein Obdach zu suchen. Das war für meine drei türkischen Begleiter etwas unerwartetes, und wie ich wohl bemerkte, etwas unangenehmes, denn statt einer reichen Küche im Hause einer Fürstin, auf welche sie gerechnet hatten, eröffnete sich ihnen die Aussicht auf eine magre Hungerkost in einem armseligen Dorfe. Ich wußte interessen aus Erfahrung daß man selbst im elendesten Dorfe satt wird, und so blieb es dabei. Zur Aufnahme der Gäste war ein ganzes Haus bestimmt, welches wir auch sofort in Besitz nahmen; es bestand nur aus einem einzigen Zimmer, ohne Fenster, da es jedoch nur für den Abend und die Nacht dienen sollte, so brauchten wir kein Fenster, für uns vier Reisende war hinlänglicher Raum da, und zur Aufrechthaltung unserer respectiven Rangunterschiede war kein Anlaß vorhanden; es war also nur noch die Provisionsfrage welche einige Bedenken erregte, aber auch diese verschwanden bald, als der Imam dieser kleinen Gemeine mit seinem Sohne und einem Diener eine Anzahl Schüsseln herbeischleppte, welche uns vollkommen benügen mußten. Der Koch hatte wahrscheinlich in keinem Hotel am Rhein seine Lehrjahre durchgemacht, aber wir brachten von unserm starken Tagemarsche eine ausgezeichnete Würze mit, so daß keiner von uns sich beklagte. Nach Erledigung dieser Hauptgeschäfte interessirte mich noch eine dahin einschlägige Angelegenheit; es war mir bekannt daß die Fürstin Belgiojoso auf ihrer Besitzung eine Art kleiner wohlriechender und wohlschmeckender Melonen cultivirte, deren Samen sie nach Europa gebracht hatte; ich glaubte mit Recht schließen zu dürfen daß diese Melonen auch in Hanköi cultivirt würden, darin hatte ich mich auch nicht geirrt, und erfuhr von dem Imam daß es außer diesen beiden Localitäten, Hanköi und der Besitzung der Fürstin, nur noch einen dritten sehr weit entfernten Ort, Namens Bej Bazari gebe, wo diese Sorte wachse. Ich nahm also von hier eine ziemliche Quantität der Samenkerne mit. Sonst besitzt das Dorf noch einige Heerden Angoraziegen.

Dienstag, 14 Oct. Um 7 Uhr wurde aufgebrochen, und so lange die Sonne noch nicht über den ziemlich hohen Bergen zu unserer Rechten sichtbar war, blieb die Kälte ziemlich empfindlich. Um 7½ Uhr sahen wir in den Bergen auf dem linken Ufer zwei Dörfer, nämlich Bag Koleri unterhalb und Kaji hoch oben auf dem Gipfel. Bald darauf sah ich am Wege eine antike Säule mit einer Inschrift. Um 8¾ Uhr wurde in einer Wächterstation eine Viertelstunde Halt gemacht, worauf wir eine höchst interessante Stelle passirten. Die Berge links und rechts welche das Thal des Miran Schehr Sui bilden, nähern sich hier in steilen senkrechten Felsen auf wenige Schritte, zwischen welchen der Fluß sich hindurcharbeitet, und wo auch wir keinen andern Weg hatten als in dem Flußbett; man denke sich zwei senkrechte Felsen, jeden gegen 150—200 Fuß hoch, dazwischen oben nur ein schmaler Streifen blauen Himmels sichtbar, während unter unsern Füßen der in seinem Laufe eingeengte Fluß über Felsen daher rauscht und braust, und dieses Rauschen und Brausen durch das Echo der Felsenwände noch vielfach verstärkt wird: eine Scene welche für jeden Menschen, der gegen Naturschönheiten nicht abgestumpft ist, einen mächtigen Reiz haben muß. Diese Stelle hat auch einen besondern Namen, den ich mir mehreremale laut und deutlich vorsprechen ließ, ich bin aber dennoch überzeugt daß ich ihn nicht richtig aufgefaßt habe, ich verstand Kilide Hyssen.

Wir passirten nun den Fluß noch mehreremal, je nachdem der mehr oder minder schmale Thalweg und nöthigte auf dieser oder jener Seite die Straße zu verfolgen; der Fluß erhält noch verschiedene Zuflüsse und wird daher immer breiter. Den jetzt an sahen wir auch wieder Reisfelder, und zwar waren gerade die Jigenner mit dem Einheimsen der Ernte beschäftigt. In Europa ist diese Nationalität durch ihre vagabundirenden und diebischen Neigungen anrüchig und höchst polizeiwidrig; im Orient vagabundiren sie auch, und sie sind Betller, Musikanten, Schmiede, Kesselflicker, Siebmacher, Wahrsager, Tänzerinnen u. s. w., aber keine Diebe, und jedenfalls fleißiger als die seßhafte Bevölkerung; noch angenehmer wurde ich heute überrascht, als im Vorbeireiten von den arbeitenden Zigeunerfrauen und Mädchen ein lauter, lustiger und wohlklingender Gesang hervorschallte: in der That eine große Ueberraschung in einem Lande, wo die ausschließlich aus Türken bestehende ländliche Bevölkerung keinen größern Genuß kennt als tagelang in der Sonne zu liegen und mit der Tabakspfeife im Munde den blauen Himmel anzuglotzen, während in ihren Augen jede Aeußerung der Heiterkeit und Fröhlichkeit unanständig ist. Das haben sie interessen mit sich selbst abzumachen; man begreift aber daß der Wohlstand des Landes bedeutend gehemmt wird, wenn zu den ländlichen Arbeiten Zigeunerfrauen gemiethet werden, während die Türkenfrauen eingesperrt sind, und der Türke nichts besseres zu thun weiß als seine eingesperrten Squaws zu bewachen.

Um 10 Uhr passirten wir den Miran Schehr Sui auf einer Brücke zum zweitenmal, und blieben noch eine Zeitlang auf dem rechten Ufer, wo der Weg zum Theil sehr gefährlich war. Um 11½ Uhr verließen wir den Fluß und das Thal gänzlich, und bestiegen den Berg Dere Bagdan, wo der Weg durch ein ziemlich breites und zum Theil recht gut erhaltenes Pflaster bezeichnet wird. Mein Freund, Hr. v. Tschikatschef, welcher bekanntlich seit einer Reihe von Jahren Kleinasien zum Gegenstand umfassender Erforschung, namentlich in naturwissenschaftlicher Beziehung gemacht hat, und dessen Leistungen wahrhaft großartig sind, ist der Ansicht daß dieses Pflaster schon aus alter Zeit stammt; [1] ich glaube jedoch daß es ein Irrthum ist, es ist gewiß nicht älter als die byzantinische Periode, stammt jedoch auch nicht aus türkischer Zeit. Der Nordabhang des Berges ist weniger steil und weniger öde; im Gegentheil, sobald man den Gipfel und das Pflaster verlassen hat, wird der Weg sehr angenehm, und man hat dabei die höchst reizende Aussicht auf Zafranboli und die ganze Umgegend auf viele Meilen im Umkreise. Am Fuße des Berges passirten wir den Arabich-Fluß auf einer ziemlich schönen Brücke, worauf wir die Weingärten des Weichbildes von Zafranboli betraten. Alle Dörfer rings um diese Stadt auf mehrere Stunden weit beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Weinbau, oder vielmehr es sind keine Dörfer, sondern die Besitzungen der Stadtbewohner welche hier ein-

[1] Journal Asiatique, Nr. 14. Août-Septembre 1854.

sache Landhäuſer haben, in denen ſie den Sommer und die Zeit der Weinleſe zubringen. An für ſich iſt das wohl eben nichts merkwürdiges, aber erwähnen muß ich hier daß ich noch in keinem Theile des türkiſchen Reiches ſo köſtliche Trauben gegeſſen habe als hier. Um 1¼ Uhr trafen wir in Zafranboli ein.

Ich ſtieg in einem Han ab und begann ſofort meine Wanderung durch die Stadt in Begleitung eines Führers, der mir zugleich als Zabtie, d. h. als Polizeibeamter, oder wenn man will als Schutz dienen ſollte. Die Nothwendigkeit des letztern war mir nun zwar nicht einleuchtend, aber man ſagte mir daß Zafranboli, welches außerhalb jeder großen Verkehrsſtraße liegt und äußerſt ſelten von Europäern beſucht wird, eine ziemlich fanatiſche Bevölkerung habe. Dieſe Auskunft war vollkommen richtig, denn kaum hatte ich einige Schritte gethan, als mir ſchon ein Gjaur nachgerufen wurde; da ich aber nicht beachtet hatte woher der Ruf kam, ſo that ich als hätte ich es nicht gehört. In der nächſten Straße aber ſaß ein Grankopf vor einer Boutike, mit deren Inſaſſen er ſich unterhielt und ihn bei meinem Anblick fragte: Wer iſt dieſer Gjaur? Ich drehte mich ſofort um, damit ich ihm ſeine Frage beantworten konnte; ſtatt aber meine mündliche und handgreifliche Belehrung anzunehmen, war er feige genug für ſein ſo eben ausgeſprochenes Wort nicht einmal einſtehen zu wollen und es in Abrede zu ſtellen, worauf er für ſeine Lüge noch einmal eine Belehrung erhielt. Die Umſtehenden glotzten den ganzen Auftritt mit offenen Mäulern an ohne ſich zu rühren. Etwa zweihundert Schritt weiter wiederholte ſich der Auftritt, wo ein junger Burſche von 18 bis 20 Jahren mir einen Gjaur zurief und ob dieſer Heldenthat den lauten Beifall ſeiner Cameraden einerntete. Ich trat heran und holte mir meinen Burſchen heraus, und wieder dieſelbe erbärmliche Feigheit, für das ſo eben ausgeſprochene Wort nicht einſtehen zu wollen. Ein alter Sünder, der meine Execution anſah, wollte ihn entſchuldigen, indem er meinte es wäre noch ein Kind (tschodjuk); ich bedeutete ihm aber daß Kinder der Erziehung bedürften, und wenn ihre Eltern nicht dafür ſorgten, ſo müßten andere Leute die Pflicht der Erziehung übernehmen. Mein polizeilicher Führer hatte ſich bei dieſen drei Auftritten ganz paſſiv verhalten; er begriff aber nunmehr daß ich in dieſem Punkte nicht den geringſten Spaß verſtünde, und fühlte daß er eigentlich als Zabtie eine ſonderbare Rolle ſpielte wenn das Ding ſo fortginge. Er ging nunmehr voraus, und ich weiß nicht welche Winke er den Leuten gab, genug ich hatte von jetzt an Ruhe und konnte ungeſtört meinen Spaziergang fortſetzen. Der Reiſende in der Türkei thut wohl wenn er dieſe Ungezogenheit auf der Stelle zur Verantwortung zieht, er wird ſich dadurch für immer Ruhe verſchaffen und zugleich ſpätern Reiſenden einen großen Dienſt erweiſen; er iſt dazu berechtigt, denn der Sultan hat ſelbſt zu wiederholtenmalen ſeine ernſtliche Willensmeinung kundgegeben, daß in ſeinen Staaten niemand ſeiner Religion wegen beläſtigt werde, und ſeine Miniſter haben im Einklang mit dieſen wohlwollenden Geſinnungen wiederholte Befehle in alle Provinzen geſchickt.

Zafranboli hat ein ziemlich modernes Anſehen und gilt für das mittelalterliche Theodoropolis; auch dem Alterthum iſt nichts vorhanden, ein Paar griechiſche Inſchriften ſind aus chriſtlicher Zeit. Die Moſcheen ſind alle ziemlich neu, und eine nach dem Konſtantinopler Muſter, d. h. nach dem Muſter der Aja Sofia gebaut. Die Stadt hält 2000 Häuſer, lauter Mohammedaner, die außer dem Weinbau einen großen Theil ihres Erwerbs aus der Lederinduſtrie ziehen; es gibt hier Gerbereien, Saffianfabriken, und eine Menge Schuhmacher, auch wird in der Umgegend Safran gebaut, wovon die Stadt ihren Namen hat. Das Terrain iſt in geologiſcher Hinſicht ſehr intereſſant, indem es augenſcheinliche Spuren gewaltiamer Kataſtrophen zeigt; die ganze Umgegend hat etwas zerriſſenes und zerklüftetes an ſich, gewaltige Felsmaſſe, ſenkrecht aufſtrigende Hügel mit platter Oberfläche. Einer dieſer Hügel diente früher als Citadelle und trägt jetzt einen Thurm mit einer Uhr.

Eine Felſenſchlucht trennt Zafranboli von dem Ghetto, d. h. von der Vorſtadt Granköi, welche von ungefähr 250 griechiſchen Familien bewohnt wird. Als ich hier ankam, ließ ich mich von meinem Begleiter zur griechiſchen Kirche führen, die aber verſchloſſen war. Man ſagte mir der Schlüſſel ſey in dem anſtoßenden Kloſter, das zugleich als Schule dient. Ich trat hinein und fand eine Verſammlung von türkiſchen Beamten, griechiſchen Mönchen, Prieſtern und Primaten nebſt den nöthigen Schreibern und unerläßlichen Tſchibuks. Die Leute waren mit der Anfertigung des Civilregiſters beſchäftigt, nur die in Folge des neuen Hatti Humojun angeordnete Militärſteuer anzuſchreiben. Ich wollte nicht ſtören, wurde aber von allen Anweſenden zum Bleiben genöthigt, und der Mönch, der, wie ich ſpäter erfuhr, zugleich Oberlehrer der Schule war, machte mir in optima forma den Antrag ſein Gaſt zu ſeyn, was ich gern annahm. Ich ſchickte meinen Begleiter zurück, um meine Sachen aus dem Han holen zu laſſen, und ſo war ich in Granköi einquartiert.

Einer der Prieſter zeigte mir nun die Kirche, welche dem h. Stephan geweihet iſt; ſie iſt im Jahr 1805 erbaut und enthält eine Reliquie, den rechten Fuß des h. Stephan, welcher mir gleichfalls gezeigt wurde; die Authenticität der Reliquie zu unterſuchen iſt nicht mein Beruf, und noch viel weniger ſtehe ich mich berufen durch ſolche Unterſuchungen die Leute in demjenigen zu ſtören was ſie als das koſtbarſte Erbtheil ihrer Väter unter tauſend und aber tauſend Anfechtungen und Verfolgungen unerſchüttert und treu bewahrt haben, ihren chriſtlichen Glauben, der mir ſelbſt viel zu heilig iſt als daß ich leichtfertig daran rütteln könnte.

Nachdem ich meinen Spaziergang beendigt hatte, richtete ich mich in dem mir angewieſenen Zimmer ein, als ich in dem Sitzungsſaale laute Stimmen hörte; die Tagesarbeit war fertig, und ehe man ſich trennte, wollten die türkiſchen Beamten die gute Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ſich in Branntwein (Raki) zu berauſchen, der mit lauter Stimme verlangt wurde. Der gute Mönch wehrte ſich dagegen, denn er fürchtete mit Recht daß es ihm zur Laſt gelegt würde wenn die betrunkenen Türken auf dem Heimwege Unfug machten. Aber es half nichts, ſie blieben ruhig ſitzen, und ſo wurde denn richtig eine halbe Flaſche Raki bei irgend einem Baſtal aufgetrieben. Ich mußte mit theilnehmen, erklärte aber poſitiv daß meine körperliche Conſtitution keinen Branntwein vertragen könnte. Der Vorrath war bald vergriffen und es wurde mehr verlangt, aber der ausgeſchickte Burſche kehrte mit der Nachricht zurück daß im ganzen Orte nichts mehr aufzutreiben ſey, und ſo machten ſich die Türken ziemlich verdrießlich auf den Rückweg.

Nun waren wir allein, und Griechiſch trat an die Stelle der

Digitized by Google

türkischen Sprache; übrigens war mein Wirth der einzige Kenner der griechischen Sprache im ganzen Orte. Ehe aber die Unterhaltung von seiner Seite ihren ungezwungenen Fortgang hatte, wollte er sich, der lieben Vorsicht wegen, Gewißheit verschaffen wie ich im Punkte der Religion dachte, und fragte mich daher ohne Umschweife, und ich antwortete ihm ebenfalls ohne Umschweife daß ich ein Christ sey. Diese Antwort schien ihm entweder nicht richtig oder nicht genügend zu seyn, er wollte mehr wissen; aber was sollte ich ihm mehr sagen? Ich verstand ihn nicht, oder vielmehr ich that als verstände ich ihn nicht; weil es aber mit der Unterhaltung nicht recht fort wollte solange dieser Punkt nicht erledigt war, so erklärte ich ihm daß ich längst schon unter Vermeidung jeder separirenden Benennung mich einfach für einen Christen erklärte, indem ich mich, nach dem Stifter meiner Religion benennend, mich zum Glauben an denselben bekannte. Damit beruhigte er sich und fuhr nun in seinem theologischen Discurs fort; ich machte aber bald die Entdeckung daß die Theologie eben nicht seine Hauptstärke war, und daß er selbst in den unterscheidenden Lehren seiner Kirche nicht fertig eingeschult war. Desto besser aber war er über die Verhältnisse des Orts unterrichtet, worüber er mir sehr schätzbare Auskünfte gab. Mit einer gewissen Naivheit fragte er mich, wie trotz der wiederholten Befehle des Sultans, trotz des neuesten Hattischerif und trotz der deutlichen Instructionen der Minister nicht nur die türkische Bevölkerung im allgemeinen, sondern selbst die Beamten sich des Ausdrucks Gjaur, und sogar in seiner noch mehr verletzenden Form, Kjafir, bedienten. Die Frage konnte ich ihm selbstverständlich nicht beantworten, sagte ihm aber daß er und seine Mitbürger gewiß das Recht hätten bei einem eclatanten Fall dieser Art sich in geziemender Weise darüber zu beschweren. Dann wollte er wissen warum im officiellen Kanzleistyl der Pforte der Sohn des Mohammedaners ibn, und der Sohn des Nichtmohammedaners weled heiße, warum der verstorbene Türke sewi, und der verstorbene Christ mürde sey; den Grund konnte ich ihm auch nicht angeben, ich meinte aber daß es nicht der Mühe werth sey sich über solche Schnullen zu formalisiren, da weled und mürde weder etymologisch noch lexikalisch eine beschimpfende Nebenbedeutung hätten.

(Vorrespung folgt.)

Die Heerstraßen nach Indien.

Indien mit seinen 150 oder 180 Millionen Einwohnern wird durch eine Armee von 200,000 Mann im Zaum gehalten, und in dieser Armee dienen noch nicht 50,000 Europäer, theils königliche Truppen, theils Söldner im Dienst der Compagnie. Diese Handvoll Europäer ist nicht nur ausreichend, sondern sie könnte noch beträchtlich vermindert werden, wenn die indische Regierung nicht von einer Einverleibung, von einer Eroberung, von einem asiatischen Kriege zum andern schritte. Der arische Hindu mit wenigen örtlichen Ausnahmen ist so feig und waffenscheu, daß er sogar des fremden Schutzes bedarf gegen die halbthierischen oder wenigstens sehr niedrigen Geschöpfe der Ureinwohner Hindostans, wenn diese, wie die Santals vor zwei Jahren, ihre Dschungeln verlassen und in die cultivirten Ebenen eindrechen. Die Bevölkerung ist ferner getheilt durch religiöse Bekenntnisse, eine Kluft, die im Morgenlande sich niemals überbrücken läßt. Es begegnen sich im brittischen Reiche Brahmanen und Buddhisten, Sunniten und Schiiten, Parsen, Juden und Christen aller Farben. Dicht durcheinander wohnen Völker verschiedener Abkunft, arische Hindus, Dramidas, Perser, Afghanen, Araber, Mongolen. Auch gibt es keine Sprache einheit, oder höchstens eine allgemeine gelehrte Sprache, welche aber nur die höchste Kaste in der brahmanischen Gesellschaft versteht. Zwei große und fremde Sprachenfamilien theilen sich in den Norden und Süden der Halbinsel, und jede zerfällt wieder in gesonderte Sprachengebiete. Mehr als alles trennen aber in dieser bunten Welt die einzelnen Elemente die gesellschaftlichen Kastenunterschiede. Die intelligente und die wohlhabende Kaste, welche die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide bildet, ist gezwungen für die Reinheit der leiblichen Atmosphäre auf 15, ja auf 60 Schritte zu sorgen, da schon in solcher Entfernung ein niedrig gebornes Menschengeschöpf den Brahmanen zu besudeln vermag. Da in vielen eingebornen Regimentern Brahmanen dienen, sind daher die Officiere gezwungen nach der Kaste des Recruten zu fragen, weil sonst, wenn etwa ein Recrut seine unreine Abkunft verheimlichte, seine Cameraden ihn ohne weiteres erschlagen würden. In Indien heißt es nicht divide et impera, sondern das Herrscherwort allein ist nöthig für die längst zergliederte Gesellschaft.

Und dennoch würden 20 bis 30,000 feindliche europäische Truppen, die bis zum Indus gelangten, wenn sie sich nur ein paar Monate hielten, völlig ausreichen um die große Herrschaft zu sprengen. Der Hindu wie der Muselmann wird nie eine christliche Herrschaft ertragen. Alle Wohlthaten der brittischen Verwaltung, vor allem die Justizpflege, die geregelte Steuererhebung, die Förderung des leiblichen Bestandes erlaubt der Orientale mit der tiefen Schmach einem Barbaren, einem Ungläubigen, einem Herrn aus einer niedrigen Kaste zu gehorchen, einem Unreinen der unreines ißt, einem Gotteslästerer der Thiere, der selbst die geheiligten Kühe schlachtet, was im Sinne des Inders genau so ruchlos ist als wenn wir von Menschenfresserei sprechen. Die brittische Herrschaft ist gewiß voller Mängel, denn was vermögen ein paar hundert Beamte und Schreiber an jahrtausend alten Zuständen in etlichen Menschenaltern zu ändern? Allein trotzdem genießt Indien gegenwärtig einen Vorgeschmack politischer Seligkeit gegen die Hölle des asiatischen Despotismus, dem es durch die brittische Eroberung entgangen ist. Und dennoch mag da kommen wer da will, der grausamste Eroberer, man wird ihm zujauchzen wenn er die Engländer vertreibt, wenn er eine neue Aenderung bewirkt, wenn das Reich der Barbaren nur wieder zertrümmert ist und Luft entsteht zur Bildung neuer Zustände. Ein europäischer Eroberer dürfte nur den Fuß ins Industhal setzen, und wenige Provinzen würden die Ereignisse als müßige Zuschauer abwarten, sondern die meisten die Waffen ergreifen, namentlich die streitbaren Völker des Nord-

Digitized by Google

westens, zu deren abermaliger Unterwerfung vielleicht ein anderer Jahrhundert wieder nöthig werden könnte. Dem Eroberer würde ein beutelustiger Völkerschwarm turanischer und iranischer Reiter folgen, denn die Aussicht auf Plünderung in dem goldenen Indien, dem Land der Phantasie und des Truges, würde Wolken dieser Raubvögel unwiderstehlich zum Angriff mit fortziehen.

Das alles gestehen sich die Britten mit mehr oder weniger Uebertreibung ein, und es fragt sich nur, wenn es keine geflügelten Rosse, keine Locomotien nach dem Geschmack orientalischer Märchen gibt, wenn der Eroberer die Pfade der Sterblichen wandeln muß, welche Straße ihm am sichersten und bequemsten nach der Halbinsel führen möchte. Darüber befinden sich die verschiedenartigsten Ansichten im Umes. Auf dem Festland, je nachdem der Neid gegen brittische Macht groß oder gering ist, stellt man sich die Aufgabe leicht oder schwieriger vor, aber selbst in England kann man vollständige Widersprüche zu lesen bekommen. Ein Theil der Presse betrachtet die Verwicklungen in Afghanistan als ein von Rußland ausgebrütetes Ei, und erklärt frischweg den Heerzug des Schah gegen Herat als eine russische Invasion Indiens, die Perser selbst als die Vorhut des Eroberers, die sich gegen den Bhelan-Paß bewege. Diese publicistische Staubwolke wird theils durch die Ignoranz der guten Leute, zum Theil aber auch absichtlich erregt, um die Rauflust und Händelsucht Lord Palmerstons zu motiviren und das englische Publicum auf neue Eroberungen vorzubereiten oder lüstern zu machen. Da ist nun nichts wirksamer als die Perser für russische Vorposten zu erklären. Ein großer Theil des brittischen Volkes sieht mit einer Art von verzweifelter Resignation der Ausdehnung der asiatischen Herrschaft zu, weil die bunte Seifenblase mit dem wachsenden Durchmesser nothwendig einmal springen muß. Ein anderer Theil und — zur Ehre der brittischen Nation sey es gesagt — ein ansehnlicher Theil fragt beständig, mit welchem Rechte denn die Besitzungen der Krone von Jahr zu Jahr vergrößert werden. Um die Zaghaftigkeit der Furchtsamen, die moralischen Bedenken der Gewissenhaften zum Schweigen zu bringen, stellt man die nordwestliche Gränze Indiens als bedroht und Persien als den Sack dar, der die Schläge empfängt die dem Esel gelten sollen. Ein Krieg gegen Rußland ist noch immer popnlär in England, also muß die Möglichkeit einer russischen Invasion, alles Unrecht eines persischen Krieges, alle Gewalt der bevorstehenden Eroberungen rechtfertigen. Man hat also Ursache mit Argwohn alles zu betrachten was in England über die Leichtigkeit eines Marsches nach dem Indus gesagt wird.

Auf dem Weg um das Cap ist Indien erobert worden, zur See würden also am nächsten und bequemsten den Britten ihre Eroberungen entrissen werden können. So lange aber England die stärkste Marine besitzt, wird es keinen Feind an den indischen Küsten zu erwarten brauchen, mag er ums Cap, mag er durch den Canal des Hrn. v. Lesseps und seiner Bewunderer, mag er den Euphrat hinabschwimmen. Vom Nordosten, vom Norden, von Nordwesten hat England keinen Eroberer zu befürchten. Dort schützt der Himalaya und der Hindukusch. Es gibt freilich immer noch Gläubige, die es für möglich halten eine Armee mit Cavallerie von Balch nach Kabul zu führen. Sie wissen auch viel zu erzählen von der doppelten Linie artesischer Brunnen die Rußland vom östlichen Ufer des caspischen Sees nach dem Aralsee habe graben lassen. Mag nun das wahr seyn, so verständigt man sich doch an dem bisher immer bewährten gesunden Verstand der Russen, wenn man glaubt sie würden den artesischen Brunnen zu lieb auf dem Marsch nach dem Indus einen Umweg nach dem Aralsee machen, denn vom Aralsee wäre der nächste und bequemste, wenn auch nicht der gerabeste Weg nach Indien für eine russische Armee die Rückkehr nach dem östlichen Ufer des caspischen Sees, und auf diesem Rückweg würden ihnen allerdings die artesischen Brunnen in doppelter Linie von unberechenbarem Nutzen seyn.

Stellen wir uns aus Galanterie die Russen ein wenig klüger vor als ihre anderen Conrmacher es zu thun pflegen, so werden sie bei Astrakad landen, mit dem Willen des persischen Schah, wenn er seinen Verstand verloren hat, oder gegen seinen Willen, wenn er ihn nämlich, den Verstand oder den Willen, noch besitzt. Der Widerstand der Perser würde kein großes Hinderniß seyn. Ein paar russische Regimenter und Geld für einen Thronprätendenten reichen aus um den Schah in Schach zu setzen. In drei Tagen sind die Russen Meister von Astrakad und werden diesen Punkt mit einer starken Garnison versehen, um mit dem caspischen Meere in Verbindung zu bleiben. Ihr nächstes Ziel ist dann Herat, wohin sie in drei Colonnen der besseren Verpflegung wegen getheilt aufbrechen. Daß es zwei treffliche und eine brauchbare Straße von Astrabad dorthin gibt, hat man erst im vorigen Jahre durch das Wert eines französischen Officiers Hrn. Ferriers [1] erfahren, der, früher am Hofe des Schahs in Diensten, Teheran in den vierziger Jahren verließ und auf drei Wegen vergeblich versuchte Indien zu erreichen, bis er nach langen Irrfahrten in Afghanistan, Beludschistan und Chorassan den Versuch aufgab zu Land nach Indien zu gelangen. Der verdienstvolle Reisende bestudet sich noch heutigen Tages im Dienste der englischen Compagnie, und sein Reisewerk, welches, französisch geschrieben, keinen Verleger fand, ist in der englischen Uebersetzung im vorigen Jahre erschienen, und gegenwärtig eine der Hauptquellen unseres geographischen Wissens über den Ostrand des Tafellandes von Iran geworden. Zwei der großen Straßen vom caspischen See nach Herat vereinigen sich in der heiligen Stadt Meschhed. Die eine führt im Thale des Atrek hinauf, wo Wasser und Futter für die Pferde allenthalben zu finden ist. Die andere über Schahrud und Nüschapur ist die große Karawanenstraße durch eine bevölkerte Gegend, wo es weder an Wasser noch an Lebensmitteln mangelt. Der gerade Weg von Astrabad über Schahrud, Terschiz nach Herat ist zwar auch für die Artillerie brauchbar, allein beschwerlicher als die Umwege über Meschhed, so daß nur einer kleineren Abtheilung dieser Marsch zugemuthet werden darf. In Meschhed aber werden die Russen eine Zeitlang rasten wollen, auch müssen sie dort Magazine anlegen und eine starke Garnison zurücklassen. Von Meschhed nach Herat rechnet man 50 deutsche Meilen. Der Weg ist für eine Armee nicht unüberwindlich. Schah Mohammed zog ihn 1837 um Herat zu belagern mit 40,000 Mann und sämmtlicher Artillerie. Der Weg führt anfangs etliche dreißig Meilen durch eine dünnbevölkerte, von Turkmänen verheerte und ausgeraubte Gegend. Wasser ist in-

[1] Caravan Journeys and Wanderings in Persia, Afghanistan and Beloochistan by J. P. Ferrier, translated by Capt. William Jesse. London 1856.

Digitized by Google

dessen vorhanden. Es gibt verschiedene Straßen, so daß die Russen in Colonnen sich theilen können. Bei Ghorian betreten sie die blühende Oase Herats, wo sie ziemlichen Ueberfluß finden. Mohammed konnte dort wenigstens seine 40,000 Mann ernähren, wenn auch gegen Ende der zehnmonatlichen Belagerung Herats die Lebensmittel im versischen Lager sehr knapp wurden. Sollten die Russen in Herat nicht mit geöffneten Thoren empfangen werden, so müßte doch die Stadt nach kurzer Belagerung fallen, denn alle Schwerständigen stimmen überein daß Herat trotz der Verbesserungen, die englische Ingenieure in neuerer Zeit angebracht haben, nur ein Bollwerk gegen asiatische Kriegskunst gewährt, aber einer europäischen Armee wenig Anstrengung kosten würde.

Herat wäre der breite Punkt wo die Russen eine starke Abtheilung ihrer Heeresmacht zurücklassen müßten. Alle Straßen die vom Industhale westlich und nordwestlich nach dem Nordrande Irans führen, kreuzen sich in Herat, dem Königssitze der Nachfolger Timurs. Von Herat aus läuft die „Kaiserstraße" nach Kabul und in das Flußstromland gerade gegen Westen, von Herat mehr in südöstlicher Diagonale die große Straße nach Kandahar und den Päßen in das Tiefland des Indus. Der russische Eroberer wird indessen wahrscheinlich einen Einfall in das Flußstromland von Herat aus aufgeben. Der Weg von Herat nach Kabul, den Sultan Baber zog, ist einer der beschwerlichsten, und eine Armee welche die Straße über Bamian einschlagen muß, läuft die größte Gefahr, selbst wenn sie völlig unbelästigt zöge, in den öden Gebirgsschluchten des Hindukusch umzukommen. Die Britten würden aber nicht müßig zuschauen, sie würden sogleich Kabul besetzen und von dort aus die Gebirgspäße sichern. Dieß ist auch der Grund, weßhalb ein erwaiges Verdringen der Russen am Oxus nie für Indien Gefahren bringen kann. Aber selbst wenn ihnen das von der Natur so wohlverschanzte Kabul in die Hände fiele, die Eroberer hätten noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, sondern sie müßten erst die Kehrpäße gewinnen. Die Beschwerden dieser Straße sind so auserlesen und die Vertheidigung so leicht, daß kein Mensch und vor allen die Russen nicht an einen so abenteuerlichen Zug denken würden, wo wenige hundert Mann die größte Armee aufhalten könnten.

Weit bequemer ist die Straße nach Kandahar, die auf 80 bis 100 deutsche Meilen geschätzt wird. A. Conolly (October 1833) erreichte die Stadt in zwölf Tagemärschen, allein er war beritten und es wurde täglich eine Strecke von 6—7 deutschen Meilen, ja sogar einmal ein Eilmarsch von 50 engl. Meilen zurückgelegt. Die Artillerie, wird man zugeben, bewegt sich langsamer und die Russen im allgemeinen sehr langsam. Drei Straßen die sich bei Girischk am Hilmend vereinigen und von denen zwei über Furrah führen, sind der Reiterei und der Artillerie zugänglich. Sir John Mc. Neill, der brittische Botschafter am persischen Hof, schrieb zur Zeit der Expedition gegen Herat (1837) an Lord Palmerston: „Ich kann Ew. Lordschaft versichern daß kein Hinderniß weder in der physikalischen Beschaffenheit des Landes, noch in dem Mangel an Vorräthen vorhanden ist, um einer großen Armee den Marsch von den Gränzen Georgiens durch Persien zu wehren. Wenigstens gibt es schlechterdings kein Hinderniß für den Marsch nach Herat, und nach allen eingezogenen Erkundigungen bietet das Land zwischen dieser Stadt und Kandahar keine Schwierigkeiten, sondern würde dem Marsch großer Truppenmassen jede Erleichterung gewähren." Diese Besorgniß des brittischen Botschafters ist indessen ein wenig übertrieben. „Auf der ganzen Strecke, sagt Ritter (Asien VIII, S. 161) zwischen Herat und Kandahar ist nur sehr wenig Anbau und man bemerkt ihn nur in der Nähe der Flüsse. Die Afghanenstämme, zwischen welche wilde Beludschen nur hie und da eingedrungen sind, leben unter Filzzelten in größter Unthätigkeit, ärmlich, grob gekleidet, schmutzig, genußarm, mit einfachen Speisen. Hart gepreßte Salzgurken mit gekochter Butter und ungesäuertem Brod ist ihre tägliche Nahrung, deren sie nie überdrüssig werden. Nur im Frühling genießen sie Fleisch, und nur bei Festen essen sie tüchtig und sprechen wenig."

Aus den Itinerarien, die wir über die Route von Kandahar nach Herat besitzen, ergibt sich nur so viel, daß erstens eine Straße vorhanden ist auf der sich Artillerie bewegen kann, daß keine unzugänglichen Gebirge, keine schwierig zu bezwingenden Defileen zu überwinden sind, und vor allen Dingen daß man überall Wasser findet, und zwar Wasser für viele Tausende sammt ihren Pferden und Lastthieren. Lebensmittel wird man aber mit sich nehmen müssen. Die Bildung einer großen Karawane aber und die Errichtung von Magazinen auf der Mitte des Weges dürfte längere Zeit kosten.

Dieß alles bezieht sich auf die geraden Wege in südöstlicher Richtung. Ferrier macht indessen aufmerksam daß es eine Wasserverbindung zwischen Herat und Kandahar gibt, die beide Städte, wenn auch in einem spitzen Winkel, vereinigt. Im Süden von Herat und im Südwesten von Kandahar liegt nämlich der See (Zareh) Hamun, in welchen der Harut, der von Herat her, und der Hilmend, der an Kandahar vorbei fließt, sich ergießen. Der Hilmend ist eine große Strecke aufwärts schiffbar. Der Umweg in den Thälern dieser Ströme und über den See ist zwar nicht unbeträchtlich, allein er führt durch wohlangebaute fruchtbare Gegenden.

So hätten wir denn die Russen ohne sonderliche Gefahren glücklich bis Kandahar gebracht. Sie sind jetzt aber beinahe 200 deutsche Meilen von ihrem Ausgangspunkte am caspischen See entfernt, und wenn sie 80—100,000 Mann stark vor Astrabad erschienen, so werden sie überall so viel Truppen detachirt haben, daß wenn sie auch Kandahar noch besetzen wollen, ihnen kaum noch 40,000 Mann für den Marsch nach dem Industhale übrig bleiben werden.

Drei große Straßen führen nach diesem Thale von Kandahar aus. Die eine nordöstliche über Ghazna würde wieder in Kabul endigen, wo die Britten die Russen gemächlich erwarten könnten. Die zweite kürzeste gerade gegen Osten mündet bei Dera Ghazi-Chan am Indus. Die dritte führt nach den berühmten Bholan-Päßen. Diese dritte Straße ist diejenige, wo die Britten sich am meisten gesichtet halten. Der Weg von Kandahar nach Quetta (Ketta auf den Karten zu Ritters Asien) in dem Gebirgsthale Pischin ist zwar beschwerlich, allein er bietet keine Hindernisse um das Vordringen zu verhindern, auch rühmt man den kühlern Höhen gesunde Luft nach. Von Quetta erreichen die Karawanen am dritten Tage die furchtbare Bholan-Passage. Von dem Ostrande des iranischen Hochlandes führen nämlich mehrere Felsengassen in das tiefe Industhal hinab. Der Bholan-Paß ist eine solche Schlucht mit senkrechten Wänden, die anfangs nur einem Dutzend Reiter

Digitized by Google

Raum gewähren. Vier Stunden lang zieht ſich der Weg beſtändig zwiſchen Klippen hin, und an dieſer Stelle iſt es wo ein einziges Regiment jedes noch ſo ſtarke Heer aufzuhalten vermöchte. Uebrigens iſt dieſe Route im Sommer gar nicht brauchbar, denn ſowie der Wanderer bei Dabur in das Tiefland herabſteigt, trifft er dort eine Peſtluft an, der er raſch zum Opfer fällt. Es zieht daher um dieſe Zeit keine Karawane dieſen Weg der völlig bis zum Winter verödet. Nur hin und wieder wagen ſich einheimiſche Courriere in dieſer Zeit durch den Bholan, die aber nicht ſelten ein Fraß der Hyänen werden ſollen. (Ritter VIII, S. 173.)

Den Karawanen bleibt in dieſer Zeit nichts übrig als von Quetta nach Kelat in Beludſchiſtan abzuſteigen, um durch den ſeltſam gewundenen Mûla-Paß, der in dem Gundava-Lande mündet, das Sind zu erreichen. Dieß iſt ein ungeheurer Umweg, denn er führt in Hufeiſenform nach Schikarpur. Ritter ſagt, der Weg ſolle für Karawanen nicht übel ſeyn. Auf der großen Karte von Afghaniſtan welche die indiſche Compagnie herausgegeben hat, iſt dieſer Paß deutlich verzeichnet und er beginnt an der Quelle des Mula-Fluſſes bei Anjera oder Angera, wie andere brittiſche Quellen den Ort nennen, der 5250 Fuß über dem Meere liegt. Der Paß endigt bei Kotree im Gundawa, 600 Fuß über dem Meer, und hat eine Länge von 100 engl. Meilen. Dieſen Paß iſt bereits ein brittiſches Armeecorps nach der Erſtürmung Kelats unter General Willſhire 1839 gezogen. Dadurch kennt man genau die verſchiedenen Halteplätze und die Beſchaffenheit des Defilee's. Nach dieſen Quellen gibt das ausgezeichnete Werk von Thornton (Gazetteer of the Countries adjacent to India II, p. 57) folgende Belehrung: „Nach Bapow 12 (engl.) Meilen entfernt ſich die Straße ſteil ab, da die Höhendifferenz zu Angeera 1250 Fuß beträgt. Der Fluß ſchien an einigen Stellen ganz unter ſeinem Kieſebett zu verſchwinden, ſeine Tiefe betrug niemals mehr als etliche Zoll. Zu beiden Seiten wurden ſchroffe und hohe Berge ſichtbar. Der nächſte Marſch nach Peelee Bhent 4600 Fuß hoch, betrug 12 Meilen. Das Bett des Fluſſes war an vielen Stellen trocken und bildete im allgemeinen die Straße. An einer Stelle rückten 500 Fuß hohe Abhänge ſo dicht aneinander daß der Durchgang nur 30 — 40 Fuß breit blieb. Ein Feind könnte dort jedes Vordringen von Truppen durch Herabrollen etlicher Steinblöcke verhindern, da ſich das Defilee nirgends umgehen läßt." Der Paß wird von dieſem Punkte an offener, obgleich er immer noch der Vertheidigung große Mittel gewährt. Die Kanonen welche die Engländer mit ſich führten, waren leichte Feldſtücke. Dieſe Straße, heißt es weiter, die aus einer Reihenfolge von offenen Plätzen beſteht, die durch enge Paſſagen wieder geſchloſſen werden, iſt außerordentlich leicht zu vertheidigen, da ſich allenthalben gute Lagerplätze, ſowie Holz, Waſſer und Futter finden.

Wir haben oben von der zweiten Straße geſprochen die von Kandahar gegen Oſten geradenwegs nach dem Indus führt. Man hat dort nicht nöthig bis Quetta zu gehen, ſondern die Straße beginnt ſchon im Tiefthale von Pîſchin und mündet bei Dera Ghazi Chan am Indus. Kein Europäer iſt bis jetzt dieſe Straße gezogen. Nach unſern Karten iſt die Straße beſonders öde, denn nur ein einziger großer Ort Tull findet ſich Mitte Weges. Beſitzen wir alſo über die Schwierigkeiten dieſer Route für eine Armee keine klaren Vorſtellungen, ſo wiſſen wir doch ſo viel genau daß die Straße zuletzt den Oſtrand des iraniſchen Tafellandes erreicht und in die Tiefebene des Indus hinabſteigen muß. Alle dieſe Päſſe welche von der Höhe nach der Tiefe hinabführen, ſind enge Gebirgsſpalten, Felſengaſſen, wie Ritter ſie nennt. Durch ſolche Nadelöhre muß nun eine Armee, zu einem Faden ausgedehnt, ſchlüpfen, und der Feind braucht nur das Oehr zu verſtopfen daß der ſchwache Faden nicht hindurch kann. Der Paß, der nach Dera Ghazi Chan führt, heißt nach dem Dorfe Sakhee Surwar, wo er in das tiefe Indusland mündet. Wir wiſſen im allgemeinen nur daß er höchſt beſchwerlich iſt, außerordentlich ſteil herabfällt und die Straße zu beiden Seiten durch Höhen beherrſcht wird. Eine einzige Quelle iſt in der Nähe.

Ganz in neueſter Zeit ſoll ein neuer Paß den Britten bekannt geworden ſeyn. Er führt über Kohat nach Kabul, und die Expedition des Brigadier Chamberlain, die eben von Kohat zurückgekehrt iſt, fand dieſe Straße bis 30 engl. Meilen vor Kabul, von wo man umkehrte ganz brauchbar.

Dieſe Darſtellung, hoffen wir, wird genügen um das Abenteuerliche einer Bedrohung Indiens durch ruſſiſche Truppen faſtſam zu erweiſen. Selbſt wenn die Britten ungeſtört ihre Annäherung geſchehen ließen, würden ſie doch eben nur den Rand des iraniſchen Tafellandes erreichen, und ſie müßten dort durch eine jener Felſengaſſen hindurch. Gelänge ihnen der Durchbruch nicht, ſo würden von der Armee, möchte ſie ſtark oder ſchwach ſeyn, wenige mehr ihr Vaterland wiederſehen. Der Zug geht durch Länder die von den verſchiedenſten, herrſchenden und unterworfenen, jedenfalls beutelüſtigen und treuloſen Völkerſchaften bewohnt werden. An jedem wichtigen Punkte auf mehr als 200 deutſchen Meilen müßten Beſatzungen zur Sicherung der Verbindungen zurückgelaſſen werden. Hätte man den einen Völkerſtamm als Bundesgenoſſen erworben, ſo würde der andere dadurch ins feindliche Lager getrieben. Die erſte Niederlage würde aber augenblicklich zum Abfall der Hülfsvölker führen, und die Aſiaten würden ſich keinen Augenblick beſinnen heute über ihren geſtrigen Bundesgenoſſen herzufallen, und ihn auszuplündern, wenn ſie den ſiegreichen nicht mehr zu fürchten brauchten. Man kann daher nur die Achſel zucken, wenn man Behauptungen niederſchlucken muß als vermöchten die Ruſſen vom caſpiſchen Meere aus in 15 Tagen vor Herat und in 40 Tagen am Indus zu ſtehen. Es iſt möglich daß jemand in der angegebenen Zeit Herat und Indien von Aſtrabad erreicht, dieß vermögen aber nur Courriere oder Reiſende, die bloß den Fuß in den Bügel zu ſetzen brauchen. Eine Armee aber mit Artillerie, der die Lebensmittel nachgeſchoben werden, die ſich theilen muß, die zu Fuß marſchirt, die von der Quantität des vorhandenen Trinkwaſſers unterwegs abhängt, die jeden bequemen Umweg der beſchwerlichen geraden Straße vorzieht, die keinen Schritt vorwärts machen darf, ohne ihren Rückzug zu ſichern, die erreicht nicht in 15 und 40 Tagen, nicht in 15 und 40 Wochen Herat oder Indien.

Nicht ohne Beſorgniß hat man ſich jetzt in England erinnert daß man in Indien nicht eine große Feſtung, nicht eine! beſitzt, welche einen Eroberer aufhalten, wo ſich eine geſchlagene Armee wieder ſammeln könnte. Würde ein Eroberer im Penjdſchab eine Schlacht gewinnen, der Weg bis Calcutta oder bis Kurratſchie ſtände ihm völlig offen. Wir müſſen immer ſiegen, ſagte kürzlich Weſtminſter Review, wir müſſen jedesmal dreimal ſechs werfen, denn wenn die Würfel anders fallen, iſt ganz Indien verloren.

Digitized by Google

Warum alſo, wenn der Marſch nach dem Induſthale ſo leicht iſt, wenn es nur des Erſcheinens europäiſcher Feinde bedarf um das britiſche Reich in hellen Aufruhr zu verſetzen, warum, fragen wir, hat Rußland dieſe entſcheidende Diverſion im orientaliſchen Kriege nicht angeführt? Warum hat es ſich frei und dankbar mit Perſiens Neutralität begnügt? Warum haben die ruſſiſchen Truppen, die 1852 angeblich zur Züchtigung turkmäniſcher Räuberſtämme vom kaſpiſchen See aus den Ural hinauf in der Richtung gegen Meſchhed marſchirten, augenblicklich wieder Kehrtum gemacht, als Großbritannien gegen dieſes Verdringen proteſtirte? Warum haben ſie den Schah Mohammed 1837 und 1838 nicht offen durch Hülfsvölker unterſtützt? Herat wäre dann gefallen, und zwar zu einer Zeit wo die Britten weder das Sind noch das Pendſchab beſaßen.

An allen Bedrohungen Indiens iſt nur ſo viel wahr, daß wenn die Ruſſen oder der Schah von Perſien, ihre Creatur, Herat beſäße, von dort aus allerlei Verſchwörungen und Unruhen in Indien angezettelt werden könnten, welche die Engländer beſchäftigen, ermüden und vielleicht aufreiben könnten. Gewiß kennt die Geſchichte unzählige Beiſpiele daß Eroberer ſiegreich von Iran nach Indien eingedrungen ſind. Allein es waren doch nur aſiatiſche Kriegsvölker gegen aſiatiſche Vertheidiger und aſiatiſche Verrätherei im Rücken der Vertheidiger, welche das Wunder bewirkten. Haben nun jetzt auch die Britten keine Feſtungen um den ſiegreichen Feind aufzuhalten, ſo beſitzen ſie gegenwärtig theilweis und in nächſter Zukunft bald vollſtändig ein Vertheidigungsmittel ihrer nordweſtlichen Gränze, welches mehr werth iſt als eine Feſtung, nämlich ihre Eiſenbahnen, die ihnen erlauben raſch eine große Truppenmacht am Punkte der Gefahr zu verſammeln. Auch werden ſie nicht verſäumen aus dem gegenwärtigen Krieg mit Perſien Nutzen zu ziehen. Den letzten benutzen ſie zur Wegnahme von Aden und Kurratſchie. Dieſmal iſt ihr Augenmerk auf Kandahar gerichtet, und gelingt es ihnen ſich dieſes Schlüſſels von Iran [1] wie von Indien zu bemächtigen und es ſtark zu befeſtigen, ſo iſt der letzte Riegel für weſtliche Eroberer vorgeſchoben.

Ein neuer Proceß gegen Sklavenhändler in Baltimore.

Wir entnehmen dem „Philadelphia Ledger“ folgende Angaben über einen neuen Sklavenhändler-Proceß; die darein verwickelten Hauptperſonen heißen Baptiſta und Stabell; ſie ſind beſchuldigt den Schooner C. F. A. Cole zum Sklavenhandel ausgerüſtet und verwendet zu haben. Ein Zeuge, welcher auf der Fahrt von Baltimore nach der afrikaniſchen Sklavenküſte und zurück, mit einer Ladung von 350 Sklaven, nach Segua la Grande auf Cuba Caſtilienjunge geweſen, gibt einen anziehenden Reiſebericht. Seine Ausſage, wie der Dolmetſcher ſie zu Papier gab, lautet folgendermaßen: „Ich gieng im verfloſſenen December im Schooner Cole von Baltimore ab; Capitän Baker gieng mit. Das Schiff ſegelte von hier an die Küſte Afrika's, begab ſich aber zuerſt nach Cabindo, und brauchte zwei Monate bis nach Camebo, wo ein Reiſender mit Namen Drummond das Schiff verließ. Es blieb hier einen Tag, kreuzte dann auf offener See einen Monat, und fuhr endlich in den Congoſtuß ein, und zwar zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittags. Man warf im Fluß Anker, und wartete auf Leute von der Brigg Dolphin. Ein Offizier kam an Bord des Schooners, verlangte die Schiffspapiere, und ſtellte Nachforſchungen an über das was ſich an Bord befinde. Der Mate Antonio Silva zog die amerikaniſche Flagge auf, und erklärte, der Officier beſitze kein Recht ein amerikaniſches Schiff zu durchſuchen. Man gab dem Officier ſo viel Branntwein als er ertragen konnte: er ward betrunken und gieng ans Land. So behandelt man die Officiere gewöhnlich wenn ſie an Bord kommen. Man begab ſich dieſe Nacht noch die Küſte aufwärts nach Devil's Point, wo man ankerte. Capitän Labradada und zwei Mann giengen ans Land. Der Capitän aber kam wieder an Bord mit dem Caſiten-Paſſagier, worauf man in Cabindo landete. Die Fracht wurde ausgeladen, und die Neger kamen allgemach, je zehn bis zwölf, alle am Halſe gefeſſelt, in Booten an Bord. Etwa 335 Neger wurden, von acht oder neun Booten zugeführt, eingenommen. Um 8 oder 9 Uhr Morgens befanden ſich ſämmtliche Neger an Bord. Das Schiff lag eine oder zwei Meilen von der Küſte. Man landete vom Schiffe nichts als Whiskey und Gerümpel. Etwa um 1 Uhr dieſes Tags gieng man von Devil's Point unter Segel, und das Schiff fuhr nach Segua la Grande auf Cuba: es brauchte fünfundzwanzig Tage zu dieſer Fahrt. Ungefähr fünfundzwanzig Neger ſtarben unterwegs. Die Reiſenden welche in Cabindo ausgeſtiegen waren, giengen mit nach Cuba. Die Neger wurden in dem Schiffsraum auf einem über den Waſſertonnen eingerichteten Deck untergebracht, und mit Bohnen, Brod und Reis genährt. Das Landen der Neger in Cuba begann Morgens nach 7 Uhr, und endete Nachts. Nach dem Landen derſelben wurden ſechs Mann abbezahlt. Nur acht Mann waren an Bord als man von Cuba abfuhr — Baker, Silva, ich und fünf Mann. Capitän Labradada, Silva, Antonio, Pollens, ein Paſſagier mit Namen Lippold Drummond, Frank Labradada (ein Vetter des Capitäns) und der Koch ſtiegen bei Cuba ans. Vier Mann wurden in der Cheſapeake-Bay abbezahlt, ehe das Schiff verſenkt ward; ſie befanden ſich auf Fahrzeugen aus Baltimore. Capitän Baker, Antonio, ich und zwei andere waren auf dem Schiff als es, etwa um 8 Uhr Abends, verſenkt wurde. Man bohrte in der Bay die Löcher in das Schiff; es ſchwamm der Küſte zu; ſodann wurden die Pflöcke herausgenommen, und das Fahrzeug ward ſeinem Schickſal überlaſſen. Man nahm vor dem Sinken nichts aus demſelben. Ich ſchiffte mich nach Madeira ein, da ich in meine Heimath nach Cadix, in Spanien, zurückkehren wollte. Ehe man das Schiff, nachdem es geſunken, verließ, kamen noch drei Lootſen an Bord. Der Mate, Antonio Silva, verließ Piney Point einen Tag nach der Ankunft daſelbſt; die übrigen ſegelten drei Tage ſpäter in einem Dampfer nach Waſhington ab. Ich kam nach Baltimore, und gieng am gleichen Abend wieder ab. Das an Bord befindliche Chronometer nahm Labradada bei Segua la Grande, auf Cuba, mit ans Land.“

[1] Nadir Schah nannte Choraſſan das Schwert Irans und Herat den Griff des Schwertes. So heißt es auch allgemein, Herat ſey der Schlüſſel zu Afghaniſtan, Kandahar aber der Schlüſſel zu Indien.

Digitized by Google

Ueber die Sitten und Gebräuche der Australier.

Hr. James Browne hielt im canadischen Institut (Toronto) am 16 Febr. v. J. einen Vortrag, der später im Nautical Magazine und übersetzt in Petermanns Mittheilungen abgedruckt wurde. Der Redende unterscheidet vier Stämme an der Südküste des australischen Festlandes, worvon der zahlreichste der Murray-Stamm, von King George Sund bis zum Murray-Fluß, der Weal-Stamm nördlich von Albany, der Cockatu-Stamm östlich, und der Kincanury-Stamm in der unmittelbaren Nähe von Albany angetroffen wird. Obgleich in Stämme und Familien getheilt, haben doch die Eingebornen Australiens nichts was einer bestimmten Regierungsform gliche, weder einen Häuptling noch sonst einen Vorgesetzten, sie zu leiten und ihnen Rath zu ertheilen. Bisweilen hört man sie allerdings von einem großen und ausgezeichneten Individuum sprechen, das, nach ihrer Beschreibung zu urtheilen, eine hohe und einflußreiche Stellung in dem Stamm einnimmt, und dadurch mögen wohl viele zu dem Glauben verleitet worden sein daß eine Art Häuptlingsherrschaft von ihnen anerkannt werde. Immer jedoch fand man bei genauerer Prüfung daß dieser große Mann seinen Einfluß auf seine Genossen nur dadurch erlangt hatte, daß er ein geschickter und erfahrener Speerweiser oder blutdürstiger und herrschsüchtiger als seine Nachbarn war, oder daß er alle, die das Unglück hatten seinen Zorn auf sich zu ziehen, Männer, Frauen und Kinder unbarmherzig getödtet hatte. Da sie aus bitterer Erfahrung wußten, wie unklug es sei einem so gefährlichen Charakter entgegenzutreten, so folgten ihm die übrigen seines Stammes aus Furcht, nicht weil er ein bestimmtes Recht zum Befehl oder zur Herrschaft besaß.

Jeder Stamm ist wegen der Verfertigung einer Waffe oder eines andern Gegenstandes berühmt. Um diese verschiedenen Gegenstände auszutauschen, sowie auch um eine Lustbarkeit oder eine große Känguru-Jagd zu veranstalten, versammeln sich die einzelnen Stämme zu gewissen Jahreszeiten nach vorheriger Bestimmung an einem bezeichneten Punkte. Die dabei vorkommenden Scenen sind mannichfaltig und aufregend; sie beginnen gewöhnlich in Eintracht und guter Cameradschaft, und enden in Streitigkeiten und ärgerlicher Trennung.

Der Ort des Rendezvous ist gewöhnlich in einer Gegend in der es viele Kängurus gibt, und in der Nachbarschaft eines kleinen Sees. Wenn alle versammelt sind, so beginnen die Operationen damit daß die Stämme einen großen Kreis um den See bilden. Die Jäger stehen anfangs in bedeutenden Entfernungen von einander und breiten sich über einen großen Landstrich aus. Zu einer vorausbestimmten Zeit ziehen sie sich allmählich nach dem See hin, schreiend und ihre Speere und Wameras gegen einander schlagend. Die Kängurus werden dadurch von allen Seiten nach der Mitte getrieben, wo sie dann vollständig von den Wilden umzäunt sind. Jetzt machen sie einen allgemeinen ungestümen Fluchtversuch, und die Scene der Verwirrung und des Lärms, die hierauf erfolgt, ist nicht zu beschreiben. Von allen Seiten werden Speere, Kilies und andere Waffen geworfen, eine große Menge Wild fällt bei den vergeblichen Anstrengungen die Gränze zu durchbrechen. Einige flechten in der Verzweiflung nach dem Wasser, aber in dem fremden Element erliegen sie bald ihren Verfolgern. Die Eingebornen kehren mit Beute beladen nach dem Biwouak zurück und thun nichts als essen, trinken, tanzen und schlafen, bis der Hunger sie zu einer neuen Jagd treibt.

Da der Australier nur von dem Ertrag der Jagd lebt, wandert er auch beständig. Die Hütten werden baumförmlich aus langem Gras, Binsen, Rinde und Baumzweigen gebaut. Jede ist groß genug um zwei oder drei Personen zu fassen, die sich wie Igel im Innern derselben zusammenrollen. Ihre Gestalt gleicht der eines Bogens, der höchste Theil befindet sich etwa drei Fuß über dem Boden, die Vorderseite ist vollkommen offen und nach dem Hintergrund dachen sie sich allmählich ab. Um eine bessere Vorstellung eines solchen Gebäudes zu gewinnen, denke man sich eine Schale oder Tasse mit dem Boden nach oben gewendet und dann in der Mitte von einander geschnitten, so stellt jede Hälfte ein kleines Modell eines australischen Hauses dar. Zu allen Jahreszeiten, Sommer und Winter, ist dieß ihr einziger Schutz; nur mit einem kleinen Feuer am Eingang schlafen hier Männer, Weiber und Kinder in Känguru-Felle eingehüllt, in Sturm und Regen, und bieten jedem Wetter Trotz. Beide Geschlechter tragen einen Mantel aus Känguru-Fellen, dessen rauhe Seite, wenn es regnet, herausgewendet wird. In den wärmeren Monaten wird auch diese Kleidung abgelegt, und die völlig nackten Wilden hüllen sich nur während der Nacht in ihre Pelze.

Das Durchbohren des Nasenknorpels um Holzstücke oder Knochen durchzustecken, bot seine ganz besondere Veranlassung. Ein Stamm wünscht mit den benachbarten Stämmen über einen besondern Gegenstand zu verhandeln oder eine Botschaft des Friedens und des Einverständnisses zu seinen Nachbarn zu schicken. Der Auserwählte ist ein Knabe zwischen 12 und 15 Jahren, aber bevor er seine Botschaft antritt, ist es nothwendig daß er sich der Operation der Durchbohrung der Nase unterwirft. Ein kleiner, geschärfter und fast rothglühend gemachter Känguruknochen wird durch den Knorpel, gerade unter den Nasenlöchern getrieben und dort gelassen bis die Wunde heilt. In der Zwischenzeit vollbringt der Knabe seine Mission, und solange die Wunde nicht geheilt ist, wird seine Person als geheiligt betrachtet, man behandelt ihn mit der größten Freundschaft und mit Achtung überall wo er hinkömmt. Beim Weggehen begleiten ihn ein oder zwei Verwandte oder Freunde bis zu dem nächsten Stamme, dessen Pflege er übergeben wird; nachdem er kurze Zeit bei diesem geblieben, bringt man ihn auf dieselbe Weise zu dem nächsten Stamme, und so fort bis alle Stämme seinen Besuch empfangen haben, worauf er in gleicher Weise von Stamm zu Stamm in seine Heimath zurückgebracht wird. Während dieser Zeit heilt die Wunde, aber der Knochen oder sonstige Gegenstand wird als Schmuck oder Zeichen der geleisteten Dienste beständig getragen.

Statt der Pomade beschmieren sie ihr Haar, wie so viele Wilde der Südsee, mit rothem Ocker und schmücken es mit Federbüschen oder Hundeschwänzen. Bei dem Australier ist der Bart durch das ganze Leben ein Gegenstand des Stolzes und der Sorgfalt; die zärtliche Weise in welcher er ihn immer liebkost und streichelt, zeigt, welches Vergnügen er an seinen buschigen Reizen empfindet. Auch ist der Bart nicht nur ein äußerer Schmuck, sondern es sind gewisse Rechte mit ihm verknüpft, von denen nicht das unwichtigste darin besteht daß kein Mann sich verheirathen, noch ein Emu tödten darf, bevor er im Besitz eines Bartes ist.

Die Weiber sind ein Ausbund von Widerlichkeit. Jeder Knochen ist an den scheinbar muskellosen Gliedern sichtbar, und diese traurigen Skelette bieten das Bild unbeschreiblichen Elends.

Digitized by Google

Polygamie iſt ſtark im Gebrauch, und die Mädchen werden ſchon als Kinder verlobt, und oft an Männer die älter ſind als ihre Väter. Die Liebe zu den Kindern beſeelt dennoch dieſe trübſelige Exiſtenz, und obgleich der Mann der ſchwächlichen Hälfte alle häuslichen Laſten aufbürdet, ſieht man doch oft daß die Frauen für ihre Männer Partei nehmen und gegen einander zur Ehre ihrer Gatten in Raufereien gerathen, die bisweilen mit blutigen Köpfen enden.

Ihre Waffen beſtehen zunächſt aus einem neun Fuß langen Speer, deſſen Spitze im Feuer gehärtet und außerdem ſtatt der Widerhaken mit einem hölzernen Bart verſehen iſt, oder man gibt dem Speer eine Spitze aus ſcharfkantigem Quarz, die mit Gummi befeſtigt wird. Der Speer wird mittelſt des Wamera oder Wurfſtockes geſchleudert, eines flachen Holzſtückes, das kaum dicker als der Einband eines Buches, zwei Fuß lang und in der Mitte etwa vier Zoll breit iſt; nach beiden Seiten nimmt es allmählich an Breite ab und läuft an jedem Ende in eine Spitze aus. An dem Ende welches in die Hand genommen wird, befindet ſich ein Stück harter harziger Subſtanz, die man vom Grasbaum gewinnt und die verhindert daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. An der entgegengeſetzten Spitze iſt ein kleines, etwa einen Zoll langes Holzhäckchen, das eine Art Haken bildet und in eine flache Vertiefung an den dünnen Theil des Speeres paßt. Soll der Speer geworfen werden, ſo wird er der Länge nach auf den Wamera gelegt und zwiſchen Zeigefinger und Daumen gehalten, die beim Halten des Wamera zu dieſem Zweck freigelaſſen werden. Er wird daher von dem Wamera ähnlich wie ein Stein aus der Schlinge fortgeſchleudert, und erlangt dadurch eine viel größere Kraft als wenn er aus freier Hand geworfen würde. Im Gebrauch dieſer Waffen zeigen die Eingebornen eine überraſchende Geſchicklichkeit, ſelten fehlen ſie ihr Ziel auf eine Entfernung von 50 oder 60 Schritten. Der Wamera iſt aus einem ſehr harten Holz, einer Art grobfaſerigen und ſchweren Mahagoni, geſchnitzt, das gewöhnlich durch den Gebrauch in kurzer Zeit eine gute Politur erhält.

Der Wamera verläßt nie die Hand des Wilden; wenn ſeine Speere verſchleudert ſind, gebraucht er ihn im Fauſtkampf als Schwert oder Streitaxt, und ſeine ſcharfen, harten Kanten ſchlagen den Köpfen der Kämpfer kaum weniger tiefe Wunden als ein ſchwerer Dragoneräbel.

Aber von allen Waffen der Auſtralier iſt der Kilie oder Bumerang die merkwürdigſte. Seine Form iſt faſt die eines Halbmondes. Ein von Natur in der erforderlichen Form gekrümmter Baumzweig wird ſauber abgeſchabt, an der einen Seite flach, an der andern leicht convex; ſeine Länge beträgt ungefähr 15 Zoll von Spitze zu Spitze, und ſeine Breite faſt zwei Zoll. Sein Flug durch die Luft iſt excentriſch und ſehr verſchieden je nach der Geſchicklichkeit mit der er geworfen wird. Manche haben die Waffe mehr in der Gewalt als andere, und ein erfahrener Werfer kann ihr faſt jede beliebige Richtung geben. Er wirft ſie mit aller Macht gegen den Boden, 10 oder 12 Fuß von ſich ab, von da prallt ſie ab, beſchreibt einen Bogen in der Luft und fällt in großer Entfernung zur Rechten oder Linken nieder. Wieder ſchleudert er ſie in ähnlicher Weiſe zu Boden, ſie ſteigt mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in die Höhe, bis man ſie kaum mehr erkennt, und nachdem ſie einige Augenblicke in der Luft geſchwebt hat, fällt ſie mit fürchterlicher Schnelligkeit in einiger Entfernung hinter dem Werfer zur Erde. Auf dieſe Weiſe wird der Kilie zum Erlegen von Vögeln benutzt. Z. B. eine Anzahl Kakadus zieht heran, der Wilde wartet geduldig, bis die Vögel faſt über ſeinem Haupt ſich befinden, dann wirft er den Kilie in der beſchriebenen Weiſe, der bis zu einer gewiſſen Höhe ſteigt und beim Herabfallen die Vögel im Fluge trifft, von denen er einige tödtet.

Der Bumerang iſt die gefährlichſte Waffe des Auſtraliers. Sein Flug durch die Luft iſt ſo ſchnell daß man ihm kaum mit dem Auge folgen kann, und ſeine immer wechſelnden Bewegungen machen es unmöglich ihm aus dem Wege zu gehen; er iſt die einzige Waffe welcher die Eingebornen ſelbſt ſchwer ausweichen können; gerade die welche ſich ganz ſicher wähnen und ſeine Bewegungen durchſchaut zu haben glauben, werden nicht ſelten getroffen, und häufig ſieht man einen Wilden, von deſſen Hand die Waffe ausgegangen iſt, gedankenlos ſich auf den Boden zu werfen um dem Streiche zu entgehen.

Der Tomahak oder Hammer iſt ein rohes und formloſes Stück Stein, in der Mitte an einem dünnen hölzernen Griff mittelſt Gummi vom Grasbaum befeſtigt. Man braucht ihn hauptſächlich um die glatten Baumſtämme ſo tief einzukerben daß der große Zeh in die Höhlung eingeſetzt werden kann; die Eingekerbten können ſo den Baum nach einem Beutelthier oder andern kleinen Thier erſtiegen.

Die einzige andere Waffe iſt ein kurzer, ſchwerer Stock, an einem Ende etwas dicker als am andern, und etwa 18 Zoll lang; er wird auf kurze Entfernungen geworfen, bildet aber auch eine keineswegs verächtliche Waffe, wenn er in der Hand als Keule benutzt wird.

Die Schnelligkeit des Geſichtes, und die Geſchicklichkeit welche der auſtraliſche Wilde beſitzt den verſchiedenen Waffen auszuweichen, ſind wahrhaft erſtaunlich. Dieß iſt beſonders in Bezug auf den Speer der Fall, und zwar in dem Grad daß ſelten einer von ihm getroffen wird, wenn er auf den Angriff gefaßt war. Fünf oder ſechs Speere können in raſcher Folge auf einen Mann abgeſchleudert werden, und ohne daß er ſich von der Stelle bewegt, vermeidet er alle durch eine leichte Biegung des Körpers. Von Kindheit an iſt die Uebung im Werfen des Speeres und Bumerangs die Hauptbeſchäftigung des Auſtraliers, und ſtundenlang kann man Kinder ſich damit amüſiren ſehen daß ſie ihre kleinen Waffen gegen einander ſchleudern.

Die Wanderungen der Gebrüder Schlagintweit über den Kuenlün.

Aus Leh, der Hauptſtadt von Ladak am Indus in Groß-Tübet, iſt ein Bericht von Hermann und Robert Schlagintweit, d.d. 24 Sept. 1856 an Se. Maj. den König von Preußen eingelaufen, der im neueſten Hefte der Zeitſchrift für Erdkunde abgedruckt iſt. Die Reiſenden verließen Leh am 24 Jul., gingen über den Lautſche-Paß (16,516 Par. F.) nach dem Shayok und Nubra-Thale. Sie begaben ſich dann über den Saſſar-Paß (16,420 Pariſer Fuß), beſtiegen den 18,765 P. F. hohen Saſſarberg, in deſſen Umgebungen ſich die bedeutendſten Gletſcher des Kuenlün befanden, und gelangten auf die Plateaux ſüdlich vom Karakorum-Paß (mittlere Höhe 16,044 P. F.). Von Saſſar aus verkleideten ſie

Digitized by Google

ſich als Yarkandi oder Leute aus Yarkand. Es war dieß nothwendig, weil der Maharadſcha Gulab Sing, wie man befürchtete, und wie ſich ſpäter ergab, ſie verfolgen ließ, um ſie höflich, aber entſchieden, am weiteren Vordringen zu verhindern. Sie überſchritten hierauf den Karakorum-Paß (17,170 P. F.), und gaben, um keinen Verdacht zu erregen, den begegnenden Karawanen den Bescheid ſie wollten nach Yarkand ziehen. Kaum hatten ſie aber den Karakorum hinter ſich, ſo bogen ſie gegen Oſten ab, und wendeten ſich auf Kiſſikorum, der hohen (16,326 P. F.) Waſſerſcheide zwiſchen dem Yarkand und Karakaſch-Fluß zu, wobei man an einem Tage vier Päſſe kreuzen mußte von 15,960 P. F. abſoluter, aber geringer relativer Höhe, da die Plateaux nördlich vom Karakorum noch höher ſind als die ſüdlichen. So wurde alſo der Kuenlün in ſeiner ganzen Breite von ihnen unterſucht. „Nichts, heißt es im Bericht, kann mit der Vegetationsloſigkeit der nördlichen Kuenlün-Plateaux und des Karakaſch-Thales verglichen werden. Wenn den Plateaux und dem langen Karakaſch-Thale Waſſer mangelte, ſo wäre alles eine ungeheure Wüſte. Auf einem Marſch von 18 engl. Meilen trafen wir nur vier Species von Pflanzen; oft war tagelang kaum etwas Gras für die Pferde zu finden, ja einige Tage fehlte es gänzlich. Der Kiuliol, etwa 14,800 engl. (13,886 P.) Fuß hoch, deſſen Ufer mit ſchönem Gras bewachſen waren, erſchien uns als eine Oaſe in dieſer vegetationsloſen, öden Gegend."

Bis auf zwei Lagereiſen näherten ſie ſich Eitſchi der Hauptſtadt von Chotan, traten aber von Sumgal am Karakaſch am 29 Aug. die Rückreiſe wieder an, die ſie den Fluß entlang bis Suget, einem Halbtag, und von da über den Karakorum zurücklegten, um am 12 September Leh wieder zu erreichen. Abdyh Schlagintweit war am 4 Sept. in Skardo oder Iskardo, der Hauptſtadt von Klein-Tibet, angekommen. Er hatte Baltak und die weſtlichen Partien des Kuenlün beſucht, und war ſogar bis zum Muſtak-Paß vorgedrungen, wo er aber wegen Unſicherheit der Wege umkehren mußte.

Der Bericht Hermann und Roberts bemerkt: „Die Richtung des Hauptkammes des Kuenlun, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen Ladak und Turkeſtan bildet, iſt von den Quellen des Yarkand-Fluſſes bis Rudog von Nordweſt nach Südoſt; eine verhältnißmäßig niedrige Kette, aber welche Päſſe nach Buſchia und Eitſchi und nach Yurungkaſch führen, geht von Weſten nach Oſten. Der Fall der Flüſſe Yarkand Deria, Karakaſch Deria u. ſ. w. iſt in den oberen Theilen ſehr gering. Weit größeren Fall haben die Flüſſe die von dem nördlicheren, von Weſten nach Oſten ſtreichenden Kamme herabkommen. Wir hatten Gelegenheit, außer unſeren eigenen Routen gut übereinſtimmende Itinerare der Handelsſtraßen nach Bochara, nach Yarkand, Kaſchgar und Kokand und nach Aſien von verſchiedenen Karawanen, denen wir begegneten, zu erhalten. ...

„Die Schneegränze iſt am höchſten in den Umgebungen des Karakorum, über 18,600 engl. (17,452 P.) Fuß; ſie ſinkt wenig gegen Leh, aber ſehr bedeutend auf den nördlichen Abfällen des Gebirges gegen Chotan. Bei Pitaſk, oberhalb Buſchia, fanden wir ſie nicht höher als 16.000 engl. (15,012 P.) Fuß. ...

„Die Zahl der Pflanzenſpecies ſowohl als die der Individuen in den höheren Theilen des Kuenlün iſt ungemein gering. Flechten fehlen ganz auf den trockenen Schuttmaſſen, welche die Plateaux und die benachbarten Bergabhänge bedecken; nur auf den feuchteren Moränen treten ſie bisweilen auf. Deſto überraſchender iſt die Vegetation, beſonders die Grasmenge, auf den nördlichen Abfällen gegen Yarkand, Chotan, Yurungkaſch, Keria ꝛc. Aber auch hier iſt die Zahl der Species geringer als der erſte Anblick erwarten ließe. Die Zunahme der Vegetation fällt wohl mit der oben erwähnten Vermehrung der Regenmenge in dieſen Theilen zuſammen. Auf den großen Hochebenen nördlich vom Karakorum und im Karakaſch-Thale fehlen die Vögel faſt gänzlich; auch Raubvögel ſind nur ſehr ſelten. Vierfüßige Thiere ſind viel häufiger; es finden ſich hier Yaks, deren Exiſtenz in wildem Zuſtand häufig bezweifelt wurde, Kiangs, 5—6 Species wilder Schafe und Steinböcke, Haſen und Mäuſe, noch in Höhen von 16,000—17,000 engl. Fuß. Sowohl die Zahl als die Verſchiedenartigkeit der Species iſt ungemein groß, verglichen mit der ſehr ſpärlichen Vegetation."

Die New-Yorker Eisfabrication.

Es iſt zwar längſt bekannt daß jede Flüſſigkeit die raſch verdunſtet, Kälte erzeugt, und daß man vermittelſt flüſſiger ſchwefeliger Säure, ſelbſt in einem geheizten Ofen, Waſſer zum Frieren bringen kann, welches Experiment in europäiſchen chemiſchen Laboratorien ſchon häufig gemacht worden iſt. Aber einem ſmarten Yankee war es vorbehalten, dieſe Erfahrungen benützend, in New-York eine Fabrik zur künſtlichen Erzeugung von Eis anzulegen. In dieſer Fabrik wird bereits bei jeder Operation eine Tonne Eis künſtlich producirt, und die Koſten einer Tonne ſollen nicht höher als auf drei Dollars zu ſtehen kommen. Der Apparat beſteht aus einer viereckigen Ciſterne mit doppelten, einen Fuß weit von einander entfernten Wänden, deren Zwiſchenraum um die äußere Wärme abzuhalten mit Holzkohlenpulver, einem ſehr ſchlechten Wärmeleiter ausgefüllt iſt. Im Innern dieſer Ciſterne befinden ſich 72 gußeiſerne Gefäße (freezer) in ſechs Reihen aufgeſtellt, jedes dieſer Gefäße, die 12 Zoll tief, 12 Zoll lang und 6 Zoll breit ſind, faßt ſo viel Waſſer als nöthig iſt um 30 Pfund Eis zu produciren. Ein jedes derſelben iſt an den Seiten und unten von Röhren umſchloſſen, die ſämmtlich mit einer Luftpumpe in Verbindung ſtehen, und luftleer gemacht werden können. Die Luftpumpe wird durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt. Wenn man vermittelſt dieſes Apparats Eis machen will, ſo füllt man zuvörderſt die Gefäße mit Waſſer, verſchließt dann die Ciſterne, macht mittelſt der Luftpumpe die Röhren luftleer und läßt dann durch dieſelben Röhren einen Strom Schwefeläther ſo lange paſſiren, bis das Waſſer in den Gefäßen vollſtändig gefroren iſt. Im luftleeren Raum verdunſtet der Aether außerordentlich ſchnell und erzeugt dadurch in weniger als einer Stunde eine künſtliche Kälte von 24 Grad unter Null. Kaum war dieſe Fabrik eines praktiſchen Amerikaners im Gange, ſo erzeugte ſie in dem Gebirne eines E. Meriam in Brooklyn (dem vierjährigen ſogenannten Wetter Cierk des Herald, in welchem Journal er ſeine Wetterbeobachtungen liefert) — die originelle Idee, daß man jene Vorrichtung zur Erzeugung künſtlicher Kälte noch zu einem andreen Zwecke als zur Eisbereitung benützen könne. Meriam erinnerte ſich daß bekanntlich der Krankheitsſtoff des gelben Fiebers durch den Froſt zerſtört werde, wie das alljährliche Aufhören der Epidemie, ſobald der erſte Froſt eingetreten ſey, beweiſe. Meriam ſchlägt daher vor, die Ladungen der Schiffe die zu Sommerszeiten aus

Digitized by Google

den südlichen Häfen im Norden ankommen, statt sie einer langwierigen und oft unwirksamen Quarantäne zu unterwerfen, ganz einfach durchfrieren zu lassen, d. h. sie in besonderen dazu eingerichteten und bestimmten Gebäuden einer starken künstlichen Kälte auszusetzen, wodurch, wie er hofft, der Krankheitsstoff zerstört werden solle.

Die Universitätsbibliothek in Athen.

Diese, nach der im Jahr 1837 erfolgten Errichtung der Universität begründete, noch zur Zeit mit der städtischen Bibliothek in Athen verbundene Anstalt besteht fast größtentheils aus Geschenken, die ihr von auswärtigen Regierungen, Universitäten und gelehrten Gesellschaften, sowie von einzelnen, Griechen und Nicht-Griechen, nach und nach zugekommen sind und noch fortwährend zukommen. Sie zählt bereits zwischen 60—70,000 Nummern. Alljährlich pflegt der jedesmal abgehende Rector der Universität, in der Rede welche derselbe bei der Uebergabe des Rectorats an seinen Nachfolger hält, der in dem letzten Studienjahre eingegangenen dießfälligen Gaben und Geschenke besonders zu gedenken, und die gedruckten Reden geben dann im einzelnen weiteren Nachweis. Im Jahr 1854 auf 1855 hatte sich die Bibliothek um 1516 Nummern vermehrt. Darunter waren an Geschenken über 1300, und dabei hatte sich unter anderem Frankreich mit 48, England mit 12, Nordamerika mit 67, Rußland mit 38, Deutschland (jedoch mit Ausschluß Oesterreichs, von wo — nicht Ein Buch eingegangen war!) mit 391, Dänemark mit 7, Belgien mit 1, Italien mit 646 u. s. w. betheiligt. Dagegen war in dem Studienjahre 1855 auf 1856 der Zuwachs für die Universitätsbibliothek in Athen bis auf 2934 Bücher ꝛc. angestiegen.

Reise von Amboina nach Batjan auf malayischen Fahrzeugen.

(Schluß.)

Am Morgen des 3 October wurde schon früh unsere beabsichtigte Abreise den Bewohnern der Umgegend durch das fortwährende Schlagen der auf den Fahrzeugen befindlichen Trommeln bekannt gemacht; Alt und Jung eilte herbei um uns fortrudern zu sehen. Schnell wurde noch Jusufs Gulintang [1] nach der Orembai gebracht, und nachdem der Radja dem ältesten Orandua (Volksältesten) das Commando während seiner Abwesenheit übertragen hatte, wurde von der versammelten Menge der Prophet Mohammed angerufen und auf der Reise zu beschirmen, worauf beide Orembais die Rhede verließen. Man ruderte der Küste Ceroms zu und hörte vorerst weiter nichts als die Schläge der Ruder, aber alsbald wurde der Tact dazu durch einzelne Schläge auf die Trommel angedeutet. Kurz nachher hörte das Trommelschlagen auf, und die Ruderer fingen an zu singen. Solchen Gesang, der Stunden lang dauert, mit anzuhören, ist für einen Neuling gewiß eine große Plage. Um Mittag kamen wir bei drei kleinen flachen Inseln vorbei, die unbewohnt sind, in deren Nähe aber oft schon Fischer von Seeräubern entführt wurden. Hier hingen Murfsa (Fledermäuse von der Größe großer Ratten) in Menge an den Aesten der Bäume, und viele Kraka, eine Art (seltwärts und schnell-laufender) Krebse, kamen aus ihren Höhlen am Strande, liefen auf Gesträuche und Bäume hinauf und wieder in ihre Höhlen zurück. Um 2 Uhr waren wir der Küste Cerams bis auf 300 Schritt nahe; zur Linken sah man die Insel Ambian und das dahinterliegende Buro mit seinen 8 bis 10,000 Fuß hohen Bergen. Wo Buchten und Baien sich ins Land erstrecken, fuhren wir bei stillem Wasser quer über diese hinweg, allein bei trübem oder Regenwetter ruderten wir, der Richtung des Strandes folgend und etwa 100 Schritt von demselben entfernt, vorbei. Die Hälfte unserer Mannschaft mußte abwechselnd rudern, sowie auch abwechselnd Gesang oder Trommelschlag ertönte. Abends um 8 Uhr näherten wir uns einer Landzunge, und nur wenige Schritt davon entfernt wurde geankert. Die meisten unserer Seeleute und auch mein Bojan (Dienstbote) begaben sich sogleich an den Strand, um dort Feuer anzumachen und Speisen zu bereiten; erstere rösteten getrockneten Fisch, und letzterer bereitete mein, Ali's und Jusufs Essen, das, wie gewöhnlich auf dieser Reise, aus Reis, [1] einem über Kohlfeuer gebratenen Huhn und Sambal (Zwiebeln mit spanischem Pfeffer vermischt) bestand. Ich muß bemerken daß man sowohl wegen Mangels an Raum als auch des Backens wegen während der Fahrt auf der Orembai nicht gut kochen konnte, und wir uns deßhalb sehr oft mit kalter Küche begnügen mußten; indeß sorgte der alte Ali dafür daß auf der Uring'schen Orembai täglich Kaffee für uns gekocht wurde. Schon in der Morgendämmerung bei 4 October wurde der Stein (Anker) gelichtet, wir verließen die Westküste von Ceram, fuhren an der hügeligen Insel Manipa vorüber, und näherten uns alsdann der Küste Cerams wieder, wo wir an verschiedenen senkrecht aus der See sich erhebenden Felsen vorbeikamen, deren Bau überall die Spur des Feuers wahrnehmen ließ; zwischen Bimsstein saßen große weglasi erscheinende Steine mit Kalk umgeben wie eingemauert in denselben. In großer Menge frochen Krakas aus den Höhlen hervor und verkrochen sich schnell, wenn sich ihnen die Ruder näherten. Die Gipfel und Abhänge der Berge sind reichlich mit gigantischen Bäumen bestanden, deren weit ausgebreitete Aeste mit ihrem Laub und daranhängenden Schlingpflanzen unser Fahrzeug vor den heißen Sonnenstrahlen beschirmten. Schon am frühen Morgen hatten wir die Insel Boeno mit ihrem 2000 Fuß hohen Berge erblickt, kamen dieser immer näher und näher, endlich ankerten wir des Nachmittags um 4 Uhr in einer Bucht der Südküste dieser Insel hinter Bäumen und Ge-

[1] Gulintang ist eine Harmonika aus metallenen Becken bestehend.

[1] Der Reis wird zur täglichen Speise für Javanen, hier heimisch gewordene Weißen und Chinesen anders wie in Europa zubereitet, nämlich: sobald derselbe gar gekocht ist, wird das Wasser auf dem Topf ausgegossen, aber der Topf wieder über Kohlfeuer gesetzt und zugedeckt, wodurch der darin befindliche Reis trocken wird und gahr bleibt. So kommt er auf die Tafel, wird von jedem Gast nach Belieben, mit Gemüse, Sauce- oder Sambal vermischt, von Weißen mit Löffeln, von Eingebornen mit Fingern zum Munde befördert.

Digitized by Google

sträuchen versteckt, welche (zur Fluthzeit) 6—7 Fuß tief unter Wasser stehen. Der Radja und einige unserer Leute begaben sich sogleich an Land und giengen nach dem Campong Boeno, der etwa anderthalb Stunden weit von unserm Ankerplatz entfernt seyn mochte, erst spät nach Mitternacht kehrten sie zurück. Unterdessen hatte mich mehrmals ein Geräusch — dem Rauschen eines Wasserfalls ähnlich und 2—3 Minuten dauernd — aus dem Schlaf gestört und zur Aufmerksamkeit veranlaßt, weßhalb ich mich aufs Verdeck begab. Kurz darauf sah ich beim Sternenlicht, als das Geräusch sich wiederholte, ganz in der Nähe des Fahrzeugs Ikan Serui [1] in ungeheurer Menge aufspringen und vorbeifliehen, als auf einmal ein unheimliches Getöse von der Insel Ceram (von welcher wir etwa ¾ geographische Meile weit entfernt waren) herüberschallte, was von den Seeleuten für das Fallen eines großen Baumes gehalten wurde.

Am folgenden Morgen begab sich Inkuf nochmal nach Boeno und vermeinte hier doch irgendjemand zu finden der geneigt sey als Schiffslootse oder Wegweiser die Reise nach Batjan mitzumachen, allein dazu fand sich niemand, und der Radja kehrte gegen Mittag in Begleitung einiger boeno'schen Mantiker zurück. Diese berichteten daß nordöstlich von Boeno die Insel Obi, (welche bei hellem Wetter vom Gipfel des hiesigen Berg zu sehen ist) und dahinter die Insel Batjan liege; auch sagten sie und daß der Radja von Lisbetang sich abermals — um dort Gold einzutauschen — nach Batjan begeben wolle und nur auf eine zahlreiche Reisegesellschaft warte, weil Seeräuber öfters die Insel Obi besuchten. Der Radja entschloß sich daher vorerst nach Lisbetang, 25 geogr. Meilen von Boeno entfernt und auf der Nordküste Ceroms gelegen, zu reisen und gemeinschaftlich mit dem dortigen Radja die Reise nach Batjan fortzusetzen. Nachdem unsere entleerten Bambu wieder mit Trinkwasser gefüllt worden, verließen wir gegen Abend unsern Ankerplatz und fuhren längs der Südküste Boeno's, wo wir sehr bald eine nur 20 Ellen breite Meerenge [2] „Lowang Boeno" genannt, passirten, und sowohl während der Nacht vom 5—6 Oct., als auch an diesem Tag und der darauffolgenden Nacht unsere Reise ununterbrochen längs der Küste Ceroms fortsetzten. Bei den Campongs Kelang und Ronsoali fuhren wir ohne Aufenthalt vorbei. Jedoch sahen wir einige sehr junge Seekuhe — Kinder von 4—5 Jahren — auf 6—8 aneinander gebundenen Bambubpfählen mehrere 100 Schritt vom Lande entfernt die See besahnen und daselbst fischen. Hin und wieder befanden sich am Strand einzelne Alfurern zugehörende Hütten, an deren Thüren getrocknete Menschenschädel hiengen. Bisher hatten wir auf unserer Reise Windstille, zuweilen Regen und sanften Wind gehabt, wobei die See, so zu sagen, spiegelglatt blieb; allein am 7 Oct. wurde es windig und die See sehr unruhig, deßhalb giengen wir in einer Bucht vor Anker wo wir bis zum 10 Oct. verweilten. Mehrmals vernahmen wir daß große Bäume im Wald umstelen, was ein dem Erdbeben ähnliches Getöse verursachte. Als ich nach der Ursache des, meiner Ansicht nach unnöthigen Verweilens hierselbst fragte, wurde mir zur Antwort: „daß, obschon sich der Wind gelegt habe, man mit solchen Fahrzeugen gegen den Strom stark bewegter Wellen zu fahren nicht wage, da die Wellen der See die Oremdai unfehlbar zerschlagen würden; dahingegen wenn solche Fahrzeuge der Strömung der See folgten, denselben selbst bei starkem Wind und bewegter See wenig Schaden zugefügt würde." Am Mittag des 10 Oct. verließen wir die Bucht und erreichten am Abend des 11 Oct. die Rhede von Lisbetang, wo sogleich Wasser eingenommen werden mußte, da alle Bambu entleert waren. Eine Schaar Alfurer stand am Strand, diese ergriffen augenblicklich die Flucht als ich mich, mit einer Flinte versehen, ans Land begab. Am Morgen des 12 Oct. kehrten sie zurück, und wir tauschten Hühner und Meleu-eleet gegen Messingknöpfe von ihnen ein. Der malaiische Radja von Lisbetang war bei unserer Ankunft hierselbst schon seit einigen Tagen nach Wahay gereist, und seine Leute wußten nicht zu sagen ob er bald zurückkehren und alsdann mit nach Batjan reisen würde; wir waren daher genöthigt unsere Reise wie bisher jedoch nach Nordnordwest fortzusetzen. Zu dem Ende verließen wir am Abend des 12 Oct. die Rhede von Lisbetang, am folgenden Tage konnten wir die 4—5000 Fuß hohen Berge Nord-Ceroms noch sehen, diese entschwanden aber immer mehr unsern Augen. Der 13 Oct. war ein sehr böiser Tag, gegen Mittag zogen sich vor dem Bug unserer Fahrzeuge einige Gewitter zusammen, die einige Stunden später mit furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen sich entluden, dabei war die See indeß wenig bewegt, und unsere Seeleute fürchteten die Blitze weit weniger wie die Seeräuber, welche sich ihrer Meinung nach in unserer Nähe befinden sollten. Während es blitzte und donnerte, wurde selbst auf der Gulinang Musik gemacht und dazu fleißig getrudert. Die Reise wurde auch auf diese Weise den Abend und die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Beim Anbruch des folgenden Tags (14 Oct.) waren die ceram'schen Berge nicht mehr, und vor unserm Bug auch noch kein Land zu sehen. Man sah also nur Himmel und Wasser; dieses ist ein furchterregender Anblick auf solch einem Fahrzeuge, das nur einen fünftägigen Bedarf an Trinkwasser mit sich führt, und nur auch eben so viel weder Compaß noch Seekarten besitzen. Dieser Anblick verursachte auch daß unsere Seeleute so fleißig ruderten, daß ihnen der Schweiß in großen Tropfen von ihrem nackten Oberleibe herabfiel, und sie sich, um sich abzukühlen, mit Seewasser begossen. Beim Untergang der Sonne hatten wir indeß das Vergnügen nördlich vor uns Land zu sehen. Weil die Mannschaft sehr ermüdet war, sondirte man, wobei die See nur einige 20 Faden tief befunden und deßhalb — also wenigstens 10 geogr. Meilen vom nächsten Lande entfernt — geankert wurde. Schon vor der Morgendämmerung des 15 Oct. verließen wir unsern Ankerplatz, und beim Aufgang der Sonne sahen wir die 3—4000 Fuß hohen Berge der Insel Obi schon sehr deutlich, und näherten uns diesen mehr und mehr. Allein alles Fleißes unserer Ruderer ungeachtet erreichten wir doch erst gegen Abend die Südküste dieses Landes. Zahlreiche Schaaren Hirsche und Meleu-hühner flohen durch den Schall unserer Ruderschläge gejagt bei unserer Annäherung vom Strand in den Wald zurück. Beherzter zeigten sich die Schweine; denn als wir an der Mündung eines Flusses geankert lagen, liefen viele wilde Schweine unserm Ankerplatz sehr nahe und langsam vorbei. Ein Babi Rusa [1] blieb sogar stehen, grunzte und an und stob erst als es von einer Flintenkugel getroffen worden, ins Gebüsch. Die Bäume waren reichlich von schwarzen Affen und schöngefederten Kuri's (Papagaien) bewohnt, aber nirgends be-

[1] Ikan Serui sind 3—4 Fuß lange Fische, die aber nur noch einmal so breit und dick wie ein Häring sind, auch haben sie dieselbe Farbe, aber einen 4—5 Zoll langen spitzigen Kopf.

[2] Lowang Boeno, zu deutsch „das boeno'sche Loch," trennt die Inseln Boeno und Ceram.

[1] Babi Rusa, zu deutsch Hirschschweine, ist eine hier einheimische Art gehörnter, böser, wilder Schweine; denn mit ihren zwei — dem Gewehr der Spießer (zweijährigen Hirschen) ähnlichen — Hörnern, die über ihren Hauern nebeneinander auf der Nase stehen, tödten sie schwächere Thiere, namentlich andere Schweine und fressen diese auf, weil sie lieber Fleisch als Pflanzenkost genießen. Die Babi Rusa sind von den gedrängten Schweinen auf den Sunda-Inseln, wovon ich früher (1841 oder 42) in diesen Blättern berichtete, wohl zu unterscheiden.

Digitized by Google

merkten wir auf diesem Lande die Spuren einer Niederlassung, Anpflanzung oder Wohnung von Menschen, und vergebens spähten wir die Nächte hindurch aus, um irgendwo ein Feuer zu entdecken, welches die Nähe von Menschen vermuthen ließe. Wir setzten daher unsere Reise bei der Tagesbelle des 16 und 17 Oct., die Küste zu unserer rechten Seite und dem Strande so nahe als thunlich bleibend, fort, und obschon wir Gelegenheit hatten die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge hier vorhandenen Wildes zu bewundern, so fanden wir doch nirgends Menschen — welche und von dem Lurs nach Batsan hätten unterrichten können. Wir mußten beschrieben wieder auf den Plan zurückkommen wo wir zuerst der Insel nahe gekommen waren, ohne das dahinterliegende Land gesehen zu haben. Endlich kamen wir am Abend des 17 Oct. in eine Bay, in welche, außer der Seestraße durch welche wir in dieselbe eingefahren, noch vier andere Straßen einmündeten. Wir hatten uns nach der Mitte der Bay begeben und beriethen, welchen Ausweg wir wohl nehmen sollten, als sich beim Untergang der Sonne [1] entdecken ließ daß diese hinter einem westlich von der Bay gelegenen Berge untergieng. Sogleich wurde Lurs nach diesem Berge genommen, die Nacht hindurch fleißig gerudert; am Morgen des 18 Oct. hatten wir dessen Fuß erreicht und giengen daselbst vor Anker.

Der Berg ist etwa 3000 Fuß hoch und von dem dahinterliegenden flachen Lande konnten wir noch nichts sehen. Während wir nunmehr beriethen ob wir zur rechten oder linken Seite des Bergs unsere Reise fortsetzen sollten, zeigten sich in der Ferne Fischerprauen. Sogleich wurde der Stein gelichtet und die Fahrt dorthin unternommen, aber kaum hatten uns die Fischer wahrgenommen, so ergriffen sie eilig die Flucht und stoben dem Lande zu, weil sie uns für Seeräuber hielten.

Wir schickten ihnen eine mit sechs Ruderern bemannte Prau nach, unsere Leute holten die Flüchtlinge ein, auch kehrten sie mit der erfreulichen Nachricht zurück daß dieß die Insel Batsan sey und wir an demselben Tage die Residenz des Sultans erreichen könnten. Erst nach dem Untergang der Sonne kamen wir auf der Rhede vor Batsan an; am folgenden Morgen wurde der beregte Brief dem Sultan von dem Radja von Negrilima in Begleitung seiner Leute übergeben, und von Sr. Hoheit eigenhändig vor seiner Wohnung in Empfang genommen. Der Sultan war mit dem Kabaia (d. i. ein einem Schlafrock ähnliches Gewand) und weiten Hosen von gestreiftem Katun bekleidet, auf dem Kopf trug er einen gelben, glänzenden trichterförmigen Hut, an den Füßen Schuhe. Der Palast Sr. Hoheit ist ein mit massiven Mauern und einem Atapdach versehenes Gebäude, das eine Thüre und sechs Fenster auf der Frontseite hat; jedoch mangeln den Fenstern die Glasscheiben. Einige hundert Schritte davon steht das massive von Portugiesen erbaute Fort „Barneveld" in welchem die Ehrenwache des Sultans — aus 15 javanischen Soldaten und einem holländischen Sergeanten bestehend — garnisonirt. Letzterer ist nicht nur Platzcommandant, sondern auch Bürgermeister und Richter bei den Rechtsthändeln der Civilpersonen. Der Campong Batsan (zu holländisch „Batchian") ist von 800 Oran Islam bewohnt, in dessen Nähe sich die borneo'schen Auswanderer angesiedelt und Maisfelder angelegt hatten; 1000 Schritt davon entfernt liegt der nur von Christen bewohnte Ort Labuba. Hin und wieder wohnen auf Batsan und den benachbarten Inseln (Oby u. a.) einzelne alfurische Familien. Die gesammten Unterthanen des Sultans von Batsan belaufen sich auf 3000 Seelen. Se. Hoheit bekommt von den Holländern eine jährliche Apanage von 1200 fl., während der Residenz von Ternate, der dem Sultan die Apanage auszahlt, ein Salaire von 1000 fl. monatlich erhält. Kaum hatte der Sultan vernommen daß sich ein Europäer bei den angekommenen Fremden befinde, so ließ er mich ersuchen nach seinem Palais zu kommen; dort empfieng er mich recht freundschaftlich und sprach sehr aufrichtig. So z. B. erzählte er daß die Ausbeute der batjan'schen Goldminen in dem letzverflossenen Quartal nur eine Schwere von 9 Deuten (beiläufig zwei Loth) betragen habe. Ferner lud er mich ein bei der Conferenz mit den Auswanderern gegenwärtig zu seyn. Hiernächst ließ er mir das Schreiben des Gouverneurs von seinem Secretär vorlesen. Mir war es auffällig daß in diesem malayischen Briefe das holländische Wort „Hoogheid" (-Hoheit) welches sich nicht vermalayischen läßt, nicht weniger als vierzehnmal vorkam; da doch die Holländer selbst mit den weit ansehnlichern javanischen Häuptlingen sehr wenig Complimente zu machen pflegen. Auf Befehl des Sultans versammelten sich die boeno'schen Auswanderer vor der Wohnung dieses Fürsten am Morgen des 21 Oct. Hier wurde ihnen bekannt gemacht daß sie auf Batsan nicht bleiben dürften, sondern nach ihrer Heimath zurückkehren müßten, worauf ein leises Gemurmel hörbar ward. Dieses wurde immer heftiboender, und endlich erklärten einige im Namen sämmtlicher Auswanderer: „Wir wollen nicht nach Boeno zurück, lieber begeben wir uns unter eine andere Flagge," womit sie meinten nach den philippinischen Inseln auswandern zu wollen. Einige Rädelsführer schrien sogar „Holz, Kabakabo und Atap müssen wir den Holländern zu Spottpreisen liefern, und sind wir damit nicht gleich bei der Hand, läßt uns der Ammann in Hilla schlagen oder ins Gefängniß setzen; Gewürznelken dürfen wir nicht bauen noch damit handeln, und von 90 Campongs (deren Bewohner früher vor Ankunft der Holländer auf den Molukken) auf Ceram und den benachbarten Inseln vom Gewürzhandel lebten, steht man jetzt keine Spur mehr" u. s. w. Der Sultan benachrichtigte den Gouverneur schriftlich daß die Auswanderer lieber ins Ausland sich begeben als nach Boeno retourniren wollten, allein er wagte nicht ohne Genehmigung des Residenten von Ternate (in dessen Statthalterschaft Batsan liegt) mit dem Gouverneur zu correspondiren. Demnach mußten wir, bis diese Conceßion von Ternate eingetroffen war, auf Batsan verweilen. Während dieser Zeit besuchte ich die hiesigen Goldminen. Nach einer beschwerlichen Reise, erst auf einer Prau über Lagunen, und nachher zu Fuß ein paar Stunden durch Urwald, gelangte ich an ein reichlich mit Sagopalmen bestandenes Terrain, wo einige Leute Palmenstämme zerspliterten, diese Späne naß machten, das Mark heraus stampften und sich überhaupt mit Bearbeitung des Sago beschäftigten. Hin und wieder sah man Gruben die in das Bett einiger Bäche eingegraben waren, so daß das von einem Felsen herablaufende Wasser vorerst diesen Gruben zugeführt wurde. Da es zuweilen Goldstaub mit sich führt, so bleibt dieser in den Gruben zurück; deßhalb begeben sich auch alle Morgen einige Sagostampfer in diese Gruben, schöpfen einige Schüsseln voll Sand und Schlamm empor, suchen die Goldkörner heraus und beschäftigen sich wieder mit der Sagobearbeitung. Man kann sich leicht denken daß der gute Sultan um neun Zehntheile der Goldausbeute betrogen wird, aber begreiflich ist es auch daß die hiesigen Goldminen nicht ergiebig sind, denn anders würden die Holländer diese wohl für ihre Rechnung bewirthschaften lassen. Endlich kam der Consens des Residenten an, hierauf übergab der

[1] In den hiesigen Gegenden kann man in der Morgen- oder Abenddämmerung, namentlich beim Auf- oder Untergehen der Sonne, viel weiter wie bei der Tageshelle sehen.

Digitized by Google

Sultan dem Radja Jusuf einen in ein gelbseidenes Tuch eingenähten Brief an den Gouverneur Cleerens, worauf wir am 11 Nov. Batjan verließen. Zuweilen hatten wir günstigen Wind und spannten die Segel auf; am 13ten erreichten wir Obi, am 16ten Boeno, am 19 Negrilima und den 20 Nov. die Stadt Amboina.

Im Mai 1848 begab sich der Gouverneur Cleerens nebst dem Oberstlieutenant Frijfart auf einer niederländischen Kriegsbrigg von Amboina nach Batjan. Dort angekommen, wurden die Rädiesführer der Auswanderer durch Matrineers verhaftet und nach der Brigg gebracht, worauf die übrigen Emigranten mit Weib und Kind auf ihren Prauen und Orembais nach Boeno zurückkehrten. Hier ernähren sie sich noch jetzt mit der Palmencultur und dem Fischfang, während auf der Insel Batjan — wo man neuerlich auch Zinn und Steinkohlenlager entdeckt hat — der Mangel an Menschenhänden immer fühlbarer wird.

Eine Ueberlandreise nach Indien.

11. Rückkehr nach Europa.

(Schluß.)

Am 26 September Morgens 5 Uhr verließ ich Multan am Bord des Dampfboots „Ehenab.“ Solange wir noch auf dem Flusse gleichen Namens waren, geriethen wir fast jede 5 Minuten auf den Sand. Nach einigen Tagen kamen wir in den Setledsch, und später in den Indus. Die Ufer aller dieser Flüsse sind flach, wild und unangebaut, doch nicht holzarm. Unsere tägliche Fahrzeit dauerte nur vom Aufgang bis Untergang der Sonne; dann wurde in der Nähe des Ufers Anker geworfen und Holz für den folgenden Tag eingenommen, welches von eingelnen Unternehmern contractmäßig geliefert wird. Obgleich das Dampfboot nur ein sehr kleines war — nur drei Fuß tief im Wasser — so war doch eine Besatzung von 50—60 Mann an Bord, meistens Mohammedaner, die oft alle gleichzeitig zu thun hatten, um das Boot flott zu machen oder zu erhalten. Der Capitän (master) war den ganzen Tag selbst auf dem Verdeck und ein, zwei oder drei der Leute warfen vorn, hinten oder an den Seiten beständig das Blei, und riefen unaufhörlich das Ergebniß ihrer Sondirung. Hiernach bestimmte wieder der Capitän den Lauf, die Richtung und Geschwindigkeit des Fahrzeugs. So hörte man denn vom Morgen bis Abend die Rufe der Sondirer und die Befehle des Capitäns an den dienstthuenden Ingenieur:

Sondirer:	„duss foot“ (10 Fuß) —	Cap.:	„full speed!“
„	chär (4) foot	„	„stop her!“
„	ake vam (1 Faden)	„	„half speed!“
„	pünch foot (5 Fuß)	„	„easy!“ u. s. w.

Wir passirten das schöne Sukkur, Kotrie und Hyderabad; die zwei letzteren Städte werden nur durch den breiten Indus von einander getrennt. Sukkur ist einer der schönsten Plätze die man nur sehen kann. Nachdem wir fünf Tage immer zwischen öden Ufern dahingefahren, nahm das Land plötzlich einen freundlicheren Charakter an. Die Ufer wurden höher, auf beiden Seiten mit schöner Waldung bewachsen, der Fluß erweiterte sich und machte einer in seiner Mitte hoch sich erhebenden Insel Raum, aus deren Baumwipfeln die blaue und vergoldete Kuppel einer alten mohammedanischen Moschee hervorblickte. Auf dem rechten Ufer lag die kleine Station und Stadt Sukkur. In Kotrie, noch einige hundert Meilen südlicher, ist das Hauptquartier der kleinen Indusflottille. Es liegt ebenfalls sehr hübsch und die Häuser sind meistens von schönen Baumgruppen und Gärten umgeben. Von der Volkssprache in all diesen Orten konnte ich wenig verstehen; es ist der Sindhi-Dialekt. Doch verstehen die Eingebornen auch meistens das Hindustanische. Hier lernte ich eine merkwürdige Art zu fischen kennen. Ein großes irdenes gewölbtes Gefäß wird leer auf das Wasser gesetzt und auf dasselbe legt sich mit dem Leibe der Fischer, mit den Beinen steuernd und in den Händen eine lange Stange haltend, an der ein ausgespannts Netz befestigt ist. Geräuschlos und mit großer Schnelligkeit giriren sie auf diese Weise eine bedeutende Strecke stromabwärts, steigen ans Ufer und tragen ihren ganzen Apparat wieder aufwärts, worauf das Verfahren wieder begonnen wird.

Die Diener des Capitäns, der Schiffsingenieure und anderer Officiere, mehrere Köche, der Zimmermann und der Schlachter waren arme Portugiesen aus Goa — Christen, ihre Sitten und Gewohnheiten aber ganz die der Eingebornen. Ich sah täglich mehrere von ihnen mit einem halben Dutzend der letzteren im Kreise um eine große Schüssel Curry und Reis hocken, und auf die einfachste Weise ihr Mahl zu sich nehmen, d. h. die gekrümmten Finger verstehen den Dienst der Löffel und Gabeln, und die Zähne vertreten als Messer. In der Reinlichkeit wurden sie meistens von ihren eingebornen Cameraden übertroffen, und zwar bedeutend — an Dunkelheit der Hautfarbe gaben sie ihnen nichts nach!

Oft sah man an beiden Seiten, besonders aber am linken Flußufer, größere und kleinere Canäle, die sich zum Theil gegen 50 und 100 Meilen weit in das Land hineinerstrecken und sehr alt sein sollen. So darf es uns wohl wundern, verhältnißmäßig so wenig angebaut ist, da alles auf eine früher besser bestellte Cultur schließen läßt!

Einige hundert Meilen von der Mündung entfernt, wo der Fluß eine Krümmung macht, fließen wir auf ein anderes Dampfboot, dessen Begegnung wir schon seit zwei Tagen erwartet hatten. Es lag schon vier Tage an derselben Stelle auf dem Sand, und der Capitän hatte bisher vergeblich darauf gehofft daß die Strömung, wie dieß in der Regel innerhalb 24 Stunden der Fall ist, einen hinlänglich tiefen Canal spülen werde, um sich flott arbeiten zu können. Mit dem Beistande unserer Maschine und Besatzung gelang es ihm endlich sich über den Sand hinwegzuarbeiten und seine Reise fortzusetzen. Wir hingegen blieben auf derselben Stelle 48 Stunden liegen, bis es uns nach wiederholten Versuchen gelang flott zu werden. Solche Verzögerungen waren die Ursache daß wir erst nach einer Fahrt von 15 Tagen, am 10 October, in Kurratschie, einer jährlich an Größe und Wichtigkeit zunehmenden Handelsstadt, unweit der Mündung des Indus, ankamen. Das Gestade ist überall hoch und felsig, und man genießt eine weite Aussicht auf das Meer. Dieser, sowie die früher genannten Orte am Indus gehören zur Präsidentschaft Bombay.

Ich war abgestiegen in „Treacher's Bungalow for Travellers,“ und wurde billig und gut bedient. Am 12ten kam das verspätete Dampfboot von Bombay an, welches mich am folgenden Tage dorthin zurücknehmen sollte. Ich ging am Abend dieses Tages in das Concert eines Landsmannes, des Hrn. Hertz aus Stade, und wurde durch sein gediegenes Spiel des Violoncello's angenehm unterhalten. Von ihm, sowie von Hrn. Mc. Clumpha, einem Schotten, Redacteur einer beliebten indischen Zeitung „the Scindian,“ erfuhr ich daß bereits viele Actien gezeichnet sind zur

Digitized by Google

Gründung einer directen Dampfschifffahrtslinie zwischen Aden und Kurrratschie. Man ist überhaupt der Meinung daß dieser so günstig gelegene Handelsplatz, zwischen dem bereits eine directe Segelschiffahrt mit London und Southampton besteht, nach einer kleinen Reihe von Jahren sich zu einer der ersten Seehandelsstädte Indiens emporschwingen wird.

Am Abend des 13 Octobers ward ich von meinen beiden neuen Freunden an Bord des Dampfboots gebracht und ging um 7 Uhr in See. Ich hatte mich schon während der letzten Tage unwohl gefühlt und mein Zustand verschlimmerte sich. Ein ächt „indisches" Fieber tobte in mir. In einer Minute klopften und pochten meine Schläfe und Adern, als ob das Blut sie sprengen wollte, dabei war mir als werde mir die Kehle zugeschnürt; nur mit Mühe konnte ich athmen; im nächsten Augenblick durchdrang meinen ganzen Körper eine Kälte, ein Frösteln daß ich, wahrhaft gepeinigt, nicht wußte womit mich zu erwärmen! In solchem Zustande erreichte ich spät am Abend des 15ten Bombay, und begab mich nach dem „Hôtel des Hrn. Barnes," vor dessen Freundlichkeit und Artigkeit ich mich berechtigt fühle jeden Reisenden zu warnen, besonders wenn er sich in einem leidenden Zustande befinden sollte, wie es mit mir der Fall war. Unter anderem erwähne ich nur daß Hr. B. so artig war, „um mir einen Weg abzunehmen," sich zu erbieten mir einen Wechsel, den ich (auf den Bombay Schatz) hatte, abzukaufen gegen „übliches Agio." Es ergab sich aber daß Hr. B.'s „übliches Agio" nur 50mal so groß war als das, welches später die „Bombay Bank" von mir forderte!

Sobald ich am folgenden Abend (d. 17ten) glücklich am Bord des großen Dampfboots war, waren meine Kräfte auch fast gänzlich dahin, und doch wollte das bösartige Fieber nicht weichen. Die frische Seeluft indessen, die ich nach einigen Tagen auf dem Verdeck genoß, wirkte wohlthätig auf mich, und ich fieng bereits langsam an mich zu erholen, als ich vor Aden einen Rückfall erhielt. Vor Hitze konnte ich unten in der Cajüte nicht ausdauten; denn um dem Eindringen des Staubes zu wehren, was sonst beim Einnehmen von Kohlen unvermeidlich gewesen wäre, hatte man Thüren, Fenster und Luken dicht verschlossen, und alle Passagiere suchten das Verdeck auf, auf welchem der Thau wie ein leichter Regen fiel und Decken und Kleider völlig durchnäßte. Ich erinnere mich noch oft des nächtlichen Gestöhns und Geächzes meines armen Cajütennachbars, der nur durch eine dünne Gretterwand von mir getrennt war. Es war Dr. Brown, ein englischer Arzt von Aden, leidend, in gänzlich zerstörter Gesundheit, der nun in die Heimath zurückkehren wollte, in der Hoffnung, dort in einem günstigeren Klima zu genesen. Zu spät! Es sollte seine Absicht nicht erreichen, denn schon in einer der folgenden Nächte im rothen Meer verschied er und ward am Abend feierlich in einem roh gezimmerten Sarge in die See versenkt. In der nächsten Nacht gab auch eine der kranken Damen den Geist auf. Sie war in Begleitung ihres Mannes, eines englischen Ingenieurs und mehrerer Kinder. [1]

Unterdessen erholte ich mich, zuerst langsam, dann schneller, so daß ich mich während unserer Landtour durch Aegypten bereits ziemlich wohl befand. Wir passirten die Wüste in der früher beschriebenen Weise, und legten die letzten 80 oder 100 Meilen zwischen Cairo und Alexandrien in den sehr eleganten Wagen der neuen Eisenbahn zurück. Noch am Tage meiner Ankunft schiffte ich mich auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer „Bombay" nach Triest ein. Wir hatten die ersten Tage sehr rauhes, stürmisches Wetter; doch, nachdem wir einen Tag vor der hübschen gelegegen Insel Corfu vor Anker gelegen, klärte sich das Wetter auf. Die frische Seeluft hatte mich vollkommen und schnell wiederhergestellt, und wohl und gesund begrüßte ich am 12 November in Triest den vaterländischen Boden!

[1] Dieß ist abermals ein Beispiel wie gefährlich die Fahrt durch das rothe Meer ist. In der Regel sterben die Kranken an Bord der Dampfer, und deßhalb ist das rothe Meer bei den indischen und arabischen Matrosen so verrufen. Ein Wink in Bezug auf den Suezcanal.

Miscellen.

Zur Sage vom Tanhäuser. In neuerer Zeit taucht das gemeine Volk von einem tuskischen Berge, nicht weit von Rom, in welchem, wie sie sagen, Frau Venus mit einigen Männern und Frauen ein köstlich Leben führt. Es wurde ein Lied darüber gemacht, worin das Volk im allgemeinen von einem edeln Schwaben singt, den sie Danhuser nennen, von Danhusen, einem Dorfe bei Dünkelzpüchel. Dieser sey in dem Berge bei Frau Venus gewesen, und habe nachher von Buße getrieben dem Papst gebeichtet; da er keine Lossprechung erlangen konnte, sey er in den Berg zurückgekehrt, wie wieder gesehen worden, und lebe dort in Freuden, bis an den Tag des Gerichts. (Notizen aus dem Progatorium des Felix Faber. 3. Bd. S. 221.)

•

Ein Nachtrag zur Weihnachtsfeier in England. St. John's College in Cambridge ist berühmt durch seine Monsterpasteete der Christmas, alljährlich. Diesmal wog sie nicht weniger als 60 Pfund, und war mit Grouse (einer Art Feldhuhn), Fasanen, Welschhühnern, Gänsen und allerlei anderm Wildpret und Geflügel, von der Erde und aus den Lüften, gefüllt. Am vorletzten Samstag, am Fest des heiligen Johannes, wurde in dem alten College eine Feier begangen, bei welcher Lord Harwicke, und das Parlamentsglied, Hr. Wigram, unter andern, zugegen waren. Während der Abendunterhaltung wurde das Pasteienmonstrum und der Ehrekopf, mit dem herkömmlichen Schmucke, zum Nachtbrod aufgetragen.

•

Ausgrabungen in den Ruinen von Karthago. Vor etlicher Zeit erhielt ein Engländer, Hr. Davis, vom Bey von Tunis die Erlaubniß, die Ruinen von Karthago zu untersuchen. Seit zwei Monaten haben die Ausgrabungen begonnen. Ein Araber entdeckte dabei ein Stück Mosaik von höchst kunstvoller Arbeit. Dieß bewog Hrn. Davis seine Ausgrabungen in der Richtung des Fundes fortzusetzen, und dieser Gedanke belohnte sich durch die Entdeckung eines alten Tempels, der vermuthlich der Tempel der Dido ist. Man gelangte später auf einen etliche Quadratfuß breiten Mosaikboden, worauf zwei Köpfe jeder drei Fuß breit dargestellt waren, in denen man Bilder der Juno und der Dido erkennen wollte. Andere Figuren und Ornamente kamen ebenfalls zum Vorschein, die den höchsten bisher entdeckten Kunstproducten nichts nachgeben sollen. Da die Arbeiten auf öffentliche Kosten für das brittische Museum ausgeführt werden, so erwartet man von der brittischen Regierung daß sie ein Fahrzeug zur Aufnahme der Kostbarkeiten absenden werde. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 27 Februar 1857.

Wärmeerscheinungen in Flüßigkeiten.

(Aus dem Westminster Review.)

Wir leben und bewegen uns, und haben unser Seyn auf dem Grunde eines atmosphärischen Oceans, auf dessen untere Schichten alle über ihnen befindlichen drücken. Ungleich den Wassern der gewöhnlichen See gibt die Atmosphäre diesem von oben her auf sie wirkenden Drucke beträchtlich nach. Sie zieht sich zusammen wie eine gepreßte Feder, und übt, wie sie, eine mit dem Gewicht, das sie zu tragen hat, im Verhältniß stehende elastische Kraft aus. Ein Luftpfeiler, der mit einer Basis von einem Geviertzoll auf der Oberfläche des Meeres ruht und bis zum obersten Ende der Atmosphäre reicht, wiegt in runder Zahl fünfzehn Pfund, was also der Druck ist welchen die Atmosphäre auf jeden Geviertzoll der Oberfläche des Meers ausübt. Er schwankt innerhalb enger Gränzen, je nachdem der Druck der einer warmen, leichten Luft des Südens, oder der einer kalten, dichten Luft des Nordens ist: im erstern Fall fällt der Barometer, im letztern steigt er. Wir haben einen intelligenten jungen Mann folgende Frage stellen hören: „Gesetzt, ein Zimmer in welchem sich Leute befinden werde geschlossen, und jede Ritze und Spalte verstopft, so daß alle Verbindung zwischen der innern und der äußern Luft abgeschnitten ist. Obgleich nun hier die Decke und die Mauern inzwischen liegen, um die im Zimmer befindlichen Leute vor dem Druck der Atmosphäre zu schützen, so trägt doch jeder von ihnen denselben Druck wie eine außerhalb des Zimmers befindliche Person, und eine barometrische Säule wird innerhalb des Raums eben so hoch stehen wie außerhalb desselben. Was ist der Grund hievon?" Der Grund ist, daß die Luft innerhalb des Zimmers die volle elastische Kraft besitzt welche der Druck der Atmosphäre ihr geben kann; die Feder war zusammengepreßt ehe das Zimmer geschlossen wurde, und ihre Kraft die barometrische Säule zum Steigen zu bringen, ist daher dieselbe wie die der freien Atmosphäre.

Ein mit seiner Oberfläche der Luft ausgesetztes Wassergefäß entwickelt Dampf unter jeder Temperatur, und das Wasser wird endlich verschwinden; aber die elastische Kraft dieses Dampfes wird von der Temperatur abhängen in welcher er erzeugt ist, und um so größer seyn, je höher die Temperatur. Ist die Hitze stark genug um das Wasser zum Sieden zu bringen, so entstehen Blasen, und schwimmen zuweilen ziemlich lang auf der Oberfläche. Laßt uns den Fall einer solchen Blase betrachten, deren Flächenraum ein Geviertzoll ist. Das gebrechliche Ding trägt den Druck von fünfzehn Pfunden. Warum berstet denn das Häutchen nicht? Einfach darum weil die elastische Kraft des Dampfes innerhalb der Blase genau gleich ist der elastischen Kraft der Luft außerhalb derselben, so daß das Blasenhäutchen in Wirklichkeit sich zwischen zwei Gaskissen befindet, welche in entgegengesetzten Richtungen einen gleichmäßigen Druck auf dasselbe ausüben, und daher einander neutralisiren. Erst wenn das Wasser heiß genug ist um Dampf von dieser Spannung zu erzeugen, kann es sieden; die Neigung zum Aufwallen wird unterdrückt durch den atmosphärischen Druck. Unter dem vollen atmosphärischen Druck von fünfzehn Pfunden per Geviertzoll siedet das Wasser bei einer Temperatur von 212° Fahrenheit (80° Réaumur), und daher soll der bei dieser Temperatur erzeugte Dampf eine elastische Kraft haben gleich Einer Atmosphäre. Wenn aber ein Theil des atmosphärischen Drucks entfernt ist, so wird das Wasser sieden ehe es 212° Fahrenheit erreicht. Man nehme einmal an, es schwimme eine Blase an der Wasseroberfläche auf der Spitze eines Berges. Wir haben gesehen daß die Existenz des dünnen Häutchens durch welches die Blase gebildet wird, von dem Druck gegen dasselbe von innen aus abhängt, da dieser der gleiche ist wie der Druck auf dasselbe von außen her. Allein der Druck außerhalb der Blase auf dem Gipfel eines Berges ist geringer als an der Oberfläche des Meers, und daher muß die elastische Kraft des Dampfes an dem ersten Ort auch geringer seyn als an dem letztern. Dieß ist wirklich der Fall, und zur Erzeugung dieses schwach elastischen Dampfes wird weniger Hitze erfordert; oder, mit andern Worten, der Siedepunkt des Wassers ist auf dem Berge niedriger als auf der Meeresfläche. Bei 18,000 Fuß, auf dem Dankia-Berge, im Himalaya, fand Dr. Hooker daß das Wasser bei 180° F. (nahezu 66° R.) siede; so daß Thee, Suppe, Chocolade, welche, wenn man sie mit Wasser macht, beinahe ein Temperatur von 212° F. erheischen, in dieser Bergregion von sehr untergeordneter Beschaffenschaft seyn würden. Es ist indeß nicht nothwendig auf einen Berg zu steigen, um uns zu überzeugen daß der Siedepunkt sinkt wie der atmosphärische Druck sich vermindert. Wenn man Wasser bei 180° unter die Glocke einer Luftpumpe

Digitized by Google

bringt, und die Luft abhält bis der Druck so niedrig ist wie auf dem Donka, so wird das Wasser sieden. Es ist nicht einmal nothwendig die flüchtigern Flüssigkeiten zu erhitzen um diese Wirkung hervorzubringen. Ein Becher Alkohol, unter die Glocke einer Luftpumpe gebracht, wird, in der gewöhnlichen Temperatur unsers Klima's, heftig sieden, wenn die Glocke genügend entleert ist. Die Bedingungen umkehrend, können wir Wasser, durch Vermehrung des Drucks auf seiner Oberfläche, in Stand setzen eine weit höhere Temperatur als 212° zu erreichen, ohne daß es siedet. Sonach erhöht, wie natürlich zu erwarten ist, eine äußere Kraft, welche der Tendenz der Hitze die Theilchen einer Flüssigkeit auseinander zu reißen Widerstand leistet, den Siedepunkt der Flüssigkeit.

Der Siedepunkt hängt auch von der Beschaffenheit des Gefäßes ab in welchem die Flüssigkeit sich befindet. Alles was der Trennung der Theilchen Widerstand leistet, bringt dieselbe Wirkung hervor wie eine Vermehrung des äußern Drucks. Das Wasser hängt sich an gewisse Oberflächen weit stärker an als an andere; es hält z. B. am Glas näher als am Metall, so daß, um Wasser in einem Glasgefäß zum Sieden zu bringen, mehr Hitze erfordert wird, als nothwendig ist wenn es sich in einem Metallgefäß befindet.

Beim Sieden gewisser Lösungen in Glasgefäßen müssen die Chemiker sehr sorgsam verfahren, denn die Adhäsion zwischen Glas und Flüssigkeit endigt durch gewaltsames Aufspritzen; anstatt einer muntern Aufwallung, wie sie sich im Metallgefäße zeigt, siedet die Lösung stoßweise, und zwar manchmal in so heftiger Weise daß die Lösung ganz aus dem Glasgefäß herausspritzt. Den merkwürdigsten Einfluß auf den Siedepunkt des Wassers übt aber die Luft aus welche es in der Auflösung enthält. Wenn Wasser der Luft ausgesetzt wird, so wird ein gewisser Betrag der letztern durch die Flüssigkeit aufgesogen, die Größe der Aufsaugung aber steht im Verhältniß zu dem von der Luft auf die Oberfläche der Flüssigkeit ausgeübten Druck. Es ist äußerst schwierig diese Luft auszutreiben, es kann jedoch durch ununterbrochenes Sieden geschehen. Man stelle sich vor, eine Glasröhre, welche durch die Luftpumpe entleert worden, sey zur Hälfte mit Wasser, das man durch Sieden von seiner Luft befreit, gefüllt und an beiden Enden hermetisch verschlossen. Dieses Wasser hängt so fest an den Seiten der Röhre, daß, wenn man den obern Theil der letztern nach unten kehrt, die Flüssigkeit nicht abwärts fallen, sondern an dem obern Theil der Röhre hängen bleiben wird. Dieses Experiment zeigt daß die Anziehungskraft zwischen der Flüssigkeit und dem Glas sich durch die Austreibung der Luft in außerordentlichem Grade vermehrt, denn mit gewöhnlichem Wasser ließe sich keine solche Wirkung erzielen; allein es lehrt uns auch daß die Cohäsion unter den Theilchen der Flüssigkeit sehr groß ist, weil es nichts gibt was den centralen Theil der Flüssigkeitssäule hindern könnte sich von dem mit der Röhre in Berührung stehenden Theil abzulösen, mit Ausnahme der Cohäsion zwischen den flüssigen Theilchen selbst. Hier nun haben wir eine Kraft welche der Trennung der Theilchen Widerstand zu leisten strebt. Aber wird sie auf den Siedepunkt der Flüssigkeit einwirken? Höchst merkwürdig. Das von seiner Luft befreite Wasser läßt sich bis zu einer Temperatur von 275° Fahr. (108° R.) erhitzen, ohne daß es siedet; wenn es aber siedet, geschieht es nicht mit der schönen Aufwallung gewöhnlichen Wassers. Die Theilchen platzen plötzlich auseinander wie eine zersprungene Feder, und die Aufwallung verwandelt sich in eine Explosion.

Es ist möglich daß diese Eigenthümlichkeit des Wassers bei den Dampfkesseln manchmal unheilvolle Wirkungen erzeugt. Denn wenn das Wasser in einem Kessel durch langes Sieden seiner Luft beraubt wird, so kann es den geschilderten Zustand annehmen, und zu einem Grad erhitzt werden welcher weit über den hinausgeht, der, wie durch das Eichmaß angezeigt ist, dem Druck auf seine Oberfläche entspricht. Explosionen ereignen sich sehr oft gerade in dem Augenblick in welchem der Ingenieur den Dampf ausläßt — ein Act der geeignet seyn würde die Cohäsion einer Masse in dem erwähnten Zustande befindlichen Wassers zu brechen, und zu veranlassen daß es augenblicklich seinen ganzen übermäßigen Hitzegrad zur Erzeugung eines Dampfs von enormer Spannkraft verwendete. Kein Mensch der praktisch mit experimentalen Forschungen und den zahllosen Wechselfällen bekannt ist, die anstauchen um die wahrscheinlichsten Muthmaßungen zu modificiren oder scheitern zu lassen, wird geneigt seyn sich dogmatisch über den fraglichen Punkt auszusprechen. Eins aber ist gewiß, daß wir nämlich wissen sollten ob diese Ursache, oder ob die andern Ursachen mit welchen die Muthmaßung allein es zu thun hat, die Frage der Dampfkessel-Explosionen praktisch berühren können. Wir wissen nicht, sollten aber dieses wissen, denn der ganze Gegenstand gehört offenbar in den Bereich der experimentalen Forschung. Anstatt auf unbestimmte Vermuthungen beschränkt zu seyn, sollten wir, als die Grundlage auf welche sich eine vernünftige Ansicht stützen ließe, sichere Experimentalergebnisse besitzen. Solche Ergebnisse aber mangeln, nicht wegen der unübersteiglichen Schwierigkeiten welche der Gegenstand beut, sondern einfach darum weil es niemanden gibt der hinlänglich Geld, Muße, Geschicklichkeit und Neigung besitzt die Forschung zu unternehmen.

Wir wenden uns nun zu einem andern das Sieden des Wassers betreffenden interessanten Punkte. Für einen mit den Thatsachen des Falls Unbekannten kann nichts handgreiflicher wahr erscheinen als die Behauptung: daß, je heißer ein Gefäß ist in welches Wasser gegossen wird, desto balder die Flüssigkeit siedet werde. Diese Behauptung läuft aber schnurstracks der Thatsache zuwider. Man erhitze ein Silberbecken bis zum Rothglühen, und lasse dann eine kleine Quantität Wasser hineingießen. Anstatt in Dampf zu verpuffen, wie man erwarten sollte, wird sich das Wasser in ein Kügelchen sammeln, und auf der heißen Oberfläche herumrollen wie ein Tropfen Quecksilber auf einem Tische, oder wie ein Regentropfen auf einem Kohlblatt. Die flüssigkeit ist in einem Zustande unaufhörlicher Bewegung: manchmal verlängert sie sich in ein Eirund in Einer Richtung; dann zieht sie sich zusammen und wird in einer gegen die frühere perpendiculären Richtung verlängert, und diese Veränderungen treten so schnell ein daß oftere eine sternartige Figur das Resultat davon ist. Zuweilen bilden sich auf solche Art Rosetten von unregelmäßiger Schönheit. Während nun der Tropfen in diesem sphäroidischen Zustand ist, wie man es nennt, ziehe man die Lampe welche ihn erhitzt zurück; das Becken kühlt sich allmählich ab, und nach kurzer Zeit verliert der Tropfen seine sphäroidische Gestalt, breitet sich über die Oberfläche des Beckens aus, und wird augenblicklich in ein heftiges Aufwallen versetzt. Auf dem ganzen Continent kennt man dieß als das Experiment Leidenfrosts,

Digitized by Google

der das Phänomen in einem gegen das Ende des letzten Jahrhunderts herausgegebenen Werke beschrieben hat.

Das Wasser ist nicht die einzige Flüssigkeit welche die Fähigkeit besitzt diese Wirkung zu zeigen; man erzielt sie leichter mit Alkohol, und noch leichter mit Aether. In der That nimmt die Flüssigkeit, je flüchtiger sie ist, um so leichter den sphäroidischen Zustand an. Anstatt eines Metallbeckens läßt sich auch von Wasser, das dem Siedepunkt nahe ist, Gebrauch machen um einen Aethertropfen zu tragen. Statt sich mit dem heißen Wasser zu vermischen, sammelt sich der Aether oben in ein Kügelchen, und rollt auf der Oberfläche der andern Flüssigkeit umher.

Was nun die Ursache dieses eigenthümlichen Phänomens anbelangt, so herrscht unter den Männern der Wissenschaft immer noch Meinungsverschiedenheit darüber; allein wir glauben daß diejenigen welche es gehörig studirt haben, zu einer ziemlich übereinstimmenden Ansicht gekommen seyn werden. Hr. Boutigny schlug eine Theorie vor welche keine wissenschaftliche Basis hat, und beshrte daher auch niemanden dazu. Hr. Buff ist der Meinung die Thätigkeit sey genau dieselbe wie sie ein Tropfen Quecksilber zeige, und die Erhitzung des Metalls stelle zwischen ihm und einem Tropfen Wasser dasselbe Verhältniß her wie das welches gewöhnlich zwischen dem Quecksilber und einer Glas- oder Porcellan-Oberfläche besteht. Schon das Aufsehen des Tropfens auf der erhitzten Oberfläche führt auf den Gedanken daß die Flüssigkeit und das Metall nicht mit einander in Berührung stehen; ein solches Unterbrechen der Berührung ist indeß in Abrede gezogen worden, und um diesen Punkt zur Entscheidung zu bringen, ist Poggendorff auf folgendes scharfsinnige Experiment verfallen.

Man nehme ein Becken, und thue einen Tropfen Wasser hinein; bringe mit diesem Tropfen einen Platindraht in Berührung, der mit dem negativen Pol einer kleinen galvanischen Batterie in Verbindung steht; ein zweiter Platindraht communicire mit dem positiven Pol der Batterie, und werde mit der Außenseite des Metallbeckens in Berührung gebracht. Die Platindräthe stehen nun mit einem Galvanometer in Verbindung; dieser Galvanometer ist eine Magnetnadel welche sich innerhalb eines Knäuels bedeckten Kupferdrahts frei bewegt: der Durchgang eines elektrischen Stroms thut sich, wie bekannt, durch die Abweichung der Magnetnadel kund. Man mache nun den Wassertropfen zu einem guten Elektricitätsleiter, dadurch daß man ihn leicht ansäuert; wäre er in Berührung mit dem Becken, so würde der Strom ohne Hinderniß vom positiven Pol bis zum Becken, von dort durch den Wassertropfen bis zum Platindraht, und von hier durch den Galvanometer bis zum andern Pol der Batterie hindurchschießen. In seinem Durchgang würde die Magnetnadel des Galvanometers abweichen, und so den Beweis von der Herstellung des Stroms geben. Man findet indeß daß, wenn das Becken erhitzt ist, und der Wassertropfen den sphäroidischen Zustand angenommen hat, kein Strom durchgeht, was gewiß ein sicheres Anzeichen von dem Vorhandenseyn eines Zwischenraums zwischen dem Becken und dem Wassertropfen ist. Man entferne nun die Lampe welche das Becken erhitzt: nach kurzer Zeit sinkt der Tropfen, kommt mit dem Becken in Berührung, die Magnetnadel des Galvanometers fliegt plötzlich auf die Seite, und beweist so den Durchgang des elektrischen Stroms.

Dieses Experiment hat man jedoch, so schön es auch ist, nicht für überzeugend genug gehalten: man hat immer noch gezweifelt ob wirklich ein Zwischenraum zwischen der Flüssigkeit und der erhitzten Oberfläche bestehe, und da man den Augenschein als den einzigen Beweis betrachtete der geeignet sey weitere Bedenken zu beseitigen, so hat man einen diesen Beweis liefernden Versuch angestellt. Ein silbernes Becken wird ganz umgekehrt, und seine convexe Oberfläche mit schwachen Einschnitten versehen, so daß sie im Stande ist einem Wassertropfen einen Stützpunkt zu geben. Ueber eine Lampe gestellt, wird das Becken rothglühend gemacht, und ein Tropfen undurchsichtiger Dinte, in welche man ein wenig Alkohol gethan, auf das Becken gebracht. Hinter letzterm wird ein feiner Platindraht ausgestreckt, und in einen Zustand des Glühens gebracht dadurch daß man einen Strom Elektricität durch denselben sendet.

Steht nun das Auge des Beobachters in gleicher Linie mit dem unteren Pol des Tropfens, so wird man den glühenden Platindraht durch den Zwischenraum zwischen der Dinte und dem Becken genau sehen. Tropfen von einem vollen halben Zoll im Durchmesser sind auf diese Weise untersucht worden, und man hat gefunden daß sie an keinem Punkte die Oberfläche des rothglühenden Metalls berühren.

Dieses Experiment läßt auch nicht den geringsten Zweifel mehr übrig daß zwischen dem sphäroidischen Tropfen und der erhitzten Oberfläche ein Zwischenraum besteht; wodurch aber rührt dieser Zwischenraum? Schon in den ersten Zeiten nach Einführung der Eisenbahnen hat der originelle George Stephenson den Vorschlag gemacht, man solle die gewöhnlichen Stahlfedern bei den Locomotiven durch Federn von elastischem Dampf ersetzen. Man schlug vor den Dampf in Cylinder zu leiten, in denen sich Pistons dampfdicht bewegen sollten; diese Pistons sollten, auf den unter ihnen befindlichen Dampf gestützt, das Gewicht der Locomotive tragen. Nun, was der große Maschinenbaumeister für die Locomotive in Vorschlag gebracht, bewirkt der sphäroidische Tropfen für sich selbst — er wird auf einem Kissen seines eigenen Dampfes getragen. Die Oberfläche muß heiß genug seyn, um Dampf von solcher Spannkraft zu erzeugen daß sie den Tropfen in die Höhe heben kann. Der Körper welcher den Tropfen trägt, muß der Art seyn daß er rasch einen gehörigen Hitzegrad entwickelt; denn der Tropfen verdunstet und wird allmählich kleiner, und um die durch den Dampf aufgefogene Hitze zu ersetzen, muß die Substanz, auf welcher der Tropfen ruht, Hitze frei lassen — mit andern Worten, sie muß ein guter Wärmeleiter seyn. Hierin liegt der Grund warum man ein silbernes Becken für das Experiment empfohlen hat, denn Silber steht an der Spitze der Wärmeleiter. Ferner muß, da ein Dampfkissen erforderlich ist, die Flüssigkeit der Art seyn daß sie dieses liefert. Daher kommt es daß sie die flüchtigsten Flüssigkeiten — diejenigen welche am leichtesten sich in Dampf verwandeln — das Phänomen am schnellsten zeigen. Von dem Entweichen des Dampfes in regelmäßigen Schwingungen unter dem Tropfen hervor rühren die schönen Figuren welche er zuweilen zeigt. Wenn man ein sehr flaches Becken gebraucht, über das sich der sphäroidische Tropfen weit ausbreitet, wird es dem Dampf schwer vom Mittelpunkt nach den Rändern des Tropfens zu entweichen, und dieser Widerstand kann zunehmen bis der Dampf es leichter findet in Blasen durch die Mitte des Tropfens zu brechen als seitwärts zu entweichen.

Digitized by Google

Alle diese Thatsachen stehen in vollkommenem Einklang mit der Erklärung daß die Entwicklung und unablässige Erneuerung elastischen Dampfes an der untern Oberfläche des Tropfens es ist wodurch die Flüssigkeit außer Berührung mit dem Metall gehalten und vor der Wärmemittheilung durch Berührung geschützt wird. Dieses Umstands halber erreicht in der That die im sphäroidischen Zustand befindliche Flüssigkeit nie ihre Siedetemperatur. Wenn man ein Thermometer in ein in einem rothglühenden Gefäß befindliches Wassersphäroid taucht, so wird man finden daß sich seine Temperatur um einige Grade unter 212° hält. Wird die Lampe zurückgezogen und kühlt das Becken ab, so wird die Spannkraft des Dampfes unterhalb des Tropfens allmählich schwächer. Der elastische Widerstand verliert sich, der Tropfen sinkt, und kommt endlich mit dem Metall in Berührung. Die Hitze wird dann plötzlich der Flüssigkeit mitgetheilt, welche augenblicklich in heftiges Wallen geräth.

Ein gewöhnliches, in jeder Schmiede anzustellendes Experiment ist das, die Zunge an einer weißglühenden Eisenstange zu reiben. Die zarteste Dame, welche etwa diese Abhandlung liest, kann den Versuch mit vollkommener Ungefährlichkeit machen, vorausgesetzt daß die Stange hinlänglich erhitzt ist. In diesem Fall schützt die Dampfschicht welche sich zwischen dem glühenden Metall und der feuchten Zunge entwickelt, die letztere vor Verletzung. Und dieß bringt uns auf jene merkwürdigen Experimente, deren Ausführung durch Hrn. Boutigny vor einigen Jahren so großes Interesse erregte. In der Versammlung der British Association in Ipswich im Jahr 1851 hatten viele der Besucher Gelegenheit zu sehen wie Hr. Boutigny seine Hand durch einen Strom geschmolzenen Eisens hindurchzog. Ehe er es that, tauchte der Experimentator die Hand in einen Wassereimer. Hernach nahm er mit seinen Fingern das flüssige Metall aus einem Schmelztiegel, und streute seine Tropfen wie Wassertropfen herum. Ein ähnlicher Versuch läßt sich mit geschmolzenem Blei machen, wofern man nur zuvor das Oxyd von der Oberfläche abschäumen und das Blei reinigen läßt. Die mit Wasser oder flüssigem Ammoniak befeuchteten Finger können dann ungestraft in das Blei getaucht werden. Auch hier wird um so weniger Gefahr seyn, je heißer das Metall ist.

Man hat behauptet das in einer rothglühenden Metallcapsel befindliche Wasser erreiche seinen Siedepunkt nicht: das Vorhandenseyn einer in hohem Grad kalten Flüssigkeit in einem solchen Gefäß ist ebenfalls möglich. Bekanntlich kann kohlensaures Gas durch großen Druck flüssig gemacht werden. Es braucht nicht bemerkt zu werden daß dieses Gas eines der Erzeugnisse des Athmungsprocesses ist; daß sein Entweichen das Brausen des Champagners und des Sodawassers verursacht, und daß, wenn man Schwefelsäure oder irgend eine andere Säure auf Marmor oder Kalk, welcher kohlensaurer Kalk ist, wirken läßt, dieses Gas in Masse frei gemacht wird. Die flüssige Kohlensäure wird in starken eisernen Flaschen aufbewahrt, welche durch vollkommen passende Zapfen verschlossen werden. Oeffnet man eine dieser Flaschen, so pufft die von dem Druck, der sie im flüssigen Zustand erhielt, befreite Substanz in Gas auf — jedoch nicht in ihrer ganzen Masse. Bekanntlich saugt ein Körper beim Uebergang vom flüssigen in den gasigen Zustand eine ungeheure Menge Wärme auf. Der Betrag der in dem uns vorliegenden Fall aufgesogenen Hitze ist so groß, und die durch diese Aufsaugung hervorgeführte Kälte ist so mächtig, daß ein großer Theil der Kohlensäure wirklich gefrieren iß, und wie reiner weißer Schnee gesammelt werden kann.

Ein Körper saugt nicht nur beim Uebergang vom flüssigen in den gasförmigen Zustand eine große Summe Wärme auf, auch beim Uebergang vom festen in den flüssigen Zustand findet eine ähnliche Aufsaugung, eine entsprechende Kälte-Erzeugung statt. Wenn die auf oben beschriebene Weise erlangte feste Kohlensäure mit Aether gemischt wird, so schmilzt sie, und die dadurch hervorgebrachte Kälte ist die schärfste die man kennt. Fahrenheit war der Meinung die niedrigste mögliche Temperatur betrage 32° unter dem Gefrierpunkt des Wassers, und wählte daher diesen Punkt als das Zero seiner Skala; allein mittelst einer Mischung von Kohlensäure und Aether erzielte Thilorier eine Temperatur von 152° unter dem Gefrierpunkt des Wassers, und Mitchell eine von 178° (— 93° R.) unter demselben Punkt.

Wenn eine gewisse Menge jener Mischung in einen rothglühenden Metalltiegel gebracht wird, so schützt die elastische Kraft des Aether-Dampfs die Substanz vor der Berührung mit dem Gefäß; die durch letzteres mitgetheilte Hitze wird vom Dampf aufgesogen, und die Mischung bleibt scharf kalt. Taucht man einen Wasser enthaltenden Löffel in die Mischung, so wird das Wasser augenblicklich in Eis verwandelt. Wird eine gewisse Menge Quecksilber in einen kupfernen Kochlöffel gebracht, und in die Mischung getaucht, so gefriert das Quecksilber ebenfalls, und das so festgewordene Quecksilber läßt sich vorwärts und rückwärts biegen und mit einem Messer wie Käs schneiden. Die Kohlensäure festst liefert uns das Beispiel eines Körpers im sphäroidischen Zustand. So schnell als sie die nothwendige Hitze den sie umringenden Körpern entziehen kann, wird sie in Gas verwandelt. Bringt man sie auf eine glatte Oberfläche, so gleitet sie darauf ohne scheinbare Reibung herum; dieses Herumgleiten aber rührt von dem Umstand her daß sie jetzt von ihrem eigenen Dampf schlüpfrig gemacht wird. Man kann sie in der Hand halten, selbst in den Mund nehmen (wobei man indeß darauf zu sehen hat daß man, während sie im Mund ist, nicht athmet), und wird kein schmerzhaftes Kältegefühl empfinden. Wären Hand und Zunge aber nicht durch den Dampf geschützt, so würde die Kohlensäure fast eben so große Verheerungen anrichten wie rothglühendes Metall. Wenn man sie mit der Haut in starke Berührung bringt, brennt sie heftig. Das Gefrieren des Wassers, und selbst des Quecksilbers, in rothglühenden Gefäßen läßt sich auch durch flüssige Schwefelsäure bewirken; allein die dadurch erzeugte Kälte ist durchaus nicht so heftig wie die in oben beschriebener Weise erzielte.

Ehe wir das Thema über den sphäroidischen Zustand des Wassers verlassen, ist vielleicht ein Wort über die Rolle nöthig welche dasselbe im praktischen Leben spielen kann. Das folgende Experiment ist leicht gemacht. Man nehme eine kleine Flasche aus dünnem Kupferblech, mit einer an ihrem Halse angebrachten horizontalen Handhabe; man erhitze den Boden der Flasche über einer Spirituslampe, und gieße, während sie in diesem Zustand ist, ein wenig Wasser (am besten ist heißes Wasser) in dieselbe. Die Flüssigkeit wird die sphäroidische Form annehmen. Man verkorke nun die Flasche, und ziehe die Lampe zurück: eine kurze Zeit hindurch bleibt alles ruhig; endlich berührt das in der Flasche befindliche Wasser das heiße Metall, plötzlich wird Dampf erzeugt, und

Digitized by Google

der Kork wird heftig aufwärts gestoßen. Gewöhnlich läßt man durch den Kork eine feine Glasröhre hindurchgehen, um dem lästigen Dampf, das sich erzeugt während die Flüssigkeit im sphäroidischen Zustand ist, eine Oeffnung zum Entweichen zu lassen. Nun aber behauptet man — und in der That sind ausgezeichnete Männer der Wissenschaft dieser Ansicht — daß die Kraft durch welche das Herausstoßen des Korks herbeigeführt wird, oftmals in großem Maßstabe bei der Explosion der Dampfkessel ins Spiel komme. Allein hier, wie in dem oben erwähnten Fall, sind wir ganz der Muthmaßung anheimgegeben. Wir könnten uns dem geduldig unterwerfen, wenn es unvermeidlich wäre; dieß ist aber nicht der Fall. Es besteht alle Wahrscheinlichkeit daß dieses wichtige Problem durch eine Reihe passender Versuche vollkommen gelöst werden kann; derartige Versuche aber sind nie gemacht worden. Alljährlich erhält die Regierung einen amtlichen Bericht über die Dampfkessel-Explosionen und die damit verbundenen Verluste an Menschenleben; allein bis jetzt hat man noch auf keine praktische Weise die Bedingungen festzustellen gesucht unter welchen derartige Explosionen sich ereignen, und doch wäre dieß der erste Schritt zu einer verständigen Anwendung der Hülfsmittel der Wissenschaft, um solche Katastrophen unmöglich zu machen.

Ein anderer in diese Abhandlung gehörender Gegenstand sind die siedenden Quellen Islands. „Der große Geiser“ ist die größeste dieser Quellen. Sie besteht aus einer siebenzig Fuß tiefen und zehn Fuß im Durchmesser haltenden Röhre, die sich auf ihrem Gipfel in ein zweiundfünfzig Fuß quer von Norden nach Süden, und sechzig Fuß von Osten nach Westen messendes Becken erweitert. Sowohl die Röhre als das Becken sind mit einer glatten Kieselerde-Bekleidung versehen, die so hart ist daß sie ohne zu brechen die Hammerschläge aushält. Sehen wir zu wie sich die Röhre bildete, und wie sich diese Bekleidung anlegte. Das Wasser des Geisers zeigte nach vorgenommener Analyse in je 1000 Theilen folgende Substanzen, in den angegebenen Verhältnissen:

Kieselsäure	0.5097
Kohlensaures Natron . . .	0.1930
Kohlensaures Ammoniak . .	0.0083
Schwefelsaures Natron . .	0,1070
Schwefelsaures Kali . . .	0.0475
Schwefelsaure Magnesia . .	0.0042
Salzsaures Natron	0.2521
Natronsulphid	0.0088
Kohlensäure	0.0557

Hier nun finden wir Kieselsäure, gerade die Substanz mit welcher die Röhre belegt ist, in beträchtlicher Menge im Wasser aufgelöst, und hieraus könnten wir schließen daß die Bekleidung der Röhre ein vom Wasser abgesetztes Sediment war. Das Wasser aber setzt kein Sediment ab. Man kann es in Flaschen füllen und Jahre lang aufbewahren, ohne daß es den geringsten Niederschlag zeigt. Die Bekleidung der Röhre indeß ist ohne alle Widerrede das Erzeugniß des Wassers; wie aber hat es sich abgelagert? Wenn wir eine gewisse Menge Geiserwasser nehmen, und es in einem Porcellan-Becken verdunsten lassen, so zieht sich die Flüssigkeit, durch Capillar-Attraction, ein wenig an den Seiten des Beckens hinauf: hier verdunstet sie schnell, und hinterläßt auf dem Becken einen Kieselerde-Ring. Im Mittelpunkt des Beckens behält das Wasser seine Durchsichtigkeit, und erst wenn die Verdunstung eine ziemlich lange Zeit angedauert hat, zeigt sich eine äußerst schwache Trübung. Stellen wir uns nun eine einfache mit Kieselsäure geschwängerte Thermalquelle vor, deren Wasser einen sanften Abhang hinabfließt. Das so ausgesetzte Wasser verdunstet schnell, lagert seine Kieselerde ab, und erhöht allmählich die Seite über welche es abfließt. Die Quellöffnung ändert sich ebenfalls: sie wird höher, und so muß der Strom, dadurch daß er sich auf seinem Wege selbst Hindernisse schafft, rings herum wandern, und überall legt er seine Last ab. Dieser Proceß dauert fort bis im Laufe der Jahrhunderte sich ein Schacht, d. h. der wundervolle Apparat bildet, dessen Maßverhältnisse wir oben angegeben haben. Eine kurze Besichtigung der Nachbarschaft ist in der That genügend um zu zeigen daß die Quelle im Stande ist sich ihre eigene Röhre zu bauen. Die Mündung des großen Geiser befindet sich auf dem Gipfel eines hohen Hügels, den die Niederschläge der Quelle gebildet haben. Wenn aber die Quelle diesen Hügel schuf, muß sie auch die Röhre aus der sie hervordringt gebildet haben, und so können wir uns selbst davon überzeugen daß die Quelle der Baumeister des Schachtes ist in welchem sie haust.

Der Hof und die Gesellschaft in Persien.

(Aus dem Reisewerk der Lady Sheil.)

Im Verlaufe dieses Monats (Januar 1851) machte ich einen zweiten und letzten Besuch bei der Mutter des Schah. Aus mehr als einem Beweggrunde darf eine Europäerin nicht wohl den Wunsch nach innigerem Verkehre mit den Perserinnen hegen. Die Gesellschaft dieser Damen ist unerträglich, und wäre es auch nur wegen der Beschaffenheit ihrer vertraulichen Unterhaltungen im Innern des Harems. Die Fürstin empfieng mich diesmal ohne alles Ceremoniell. Nachdem wir den Thee und den Kaffee in ihrem Gemach eingenommen, führte sie mich, in Begleitung aller ihrer Frauen, über eine Reihe Höfe bis zu einem schönen Garten, wo wir den Schah fanden, der allein spazieren gieng. Er unterhielt sich einige Minuten lang sehr artig mit uns, und gestattete uns dann den Besuch des neuen Theils des Palastes, auf den er sehr stolz ist. Einige der Gemächer, nach persischer Weise gezieret, enthielten zwei Reihen leichter Pfeiler, welche, wie der Plafond, mit kleinen Spiegeln verziert waren. Mehrere andere Zimmer dagegen glichen unsern europäischen Salons; ihre mit gemaltem Papier überdeckten Mauern waren mit ziemlich schlechten colorirten Kupferstichen verziert. Ein Cabinet diente als Bibliothek: man sah dort in Glasschränken Handschriften, deren Decke in schönem Brocat prunkte. Hier verabschiedeten wir uns von dem König, und begaben uns in die Juwelenkammer. Da ich keine Kennerin der Edelsteine bin, so kann ich

Digitized by Google

über den Werth derer die man mir zeigte keine Ansicht aussprechen. Ich will mich begnügen zu sagen daß mir die Diamanten und die Perlen wunderbar groß zu seyn schienen, daß sie aber zu schlecht gefaßt gewesen um ihren vollen Glanz zu entfalten. Man führte mich sodann in das Porcellan-Cabinet, wo ich ein gewisses Gefühl des Neides nicht zu unterdrücken vermochte; denn es enthielt herrliche Vasen, deren Werth gänzlich unerkannt geblieben schien. Als wir in das Andenken zurückkamen, bemerkte mir die Mutter des Schah, die Manera des Heises seyen erst kürzlich mit Frescomalereien geschmückt worden. Man hatte verschiedene Gegenstände dargestellt; sie blieb indeß nur vor einem einzigen stehen, der ohne Zweifel Jugenderinnerungen in ihr Gedächtniß zurückrief. Es war ein Nomadenlager in einer grasreichen Ebene, mit weidenden Ziegen und Schafen, während Frauen sich mit Kochen, Wassertragen und Viehmelken beschäftigten. „Sieh da, rief die Chanum, ein glückliches Dasein; welch reizendes Gemälde!“ Alle ihr folgenden Frauen brachen darob in Lobeserhebungen aus. „Ja, sagten sie, sein Leben unter einem Zelt, in freier Luft, bei reinstem Wasser und Lammfleisch zubringen, ist das glücklichste was der Mensch in dieser Welt sich wünschen kann!“ Die Fürstin zeigte mir sodann ein Gemälde ihres verstorbenen Gemahls, Mohammed Schahs, vor welchem sie Thränen vergeß und es zum Zeichen ihres Schmerzes an die Brust drückte. Sie hatte ihn, glaub' ich, in hohem Grade geliebt, bis er sie vollständig verlassen. Sie hatte sich die Fortdauer seiner Liebe dadurch zu sichern gesucht, daß sie ein Mittel anwandte welches Europäerinnen sonderbar scheinen mag, das aber im Morgenlande ziemlich gewöhnlich ist. Sie schrieb eines Tags einen pathetischen Brief an eines der Mitglieder der englischen Gesandtschaft, mit der Bitte ihr eine Summe Geldes zu leihen, dessen sie, wie sie sagte, bedürfe um sich zu ihrem Gemahl, dem damaligen Kronprinzen, zu begeben, den ein Kriegszug entfernt halte. Der Engländer glaubte dem Märchen das man ihm weis machte, und lieh ihr das geforderte Geld; es wurde sofort zum Ankauf einer jungen Tscherkessin verwendet, welche die Fürstin ihrem Gemahl zusandte, sich aber nicht selbst zu ihm begab.

Einige Tage später machte ich der Halbschwester des Schah, einem jungen fünfzehnjährigen Mädchen, das bei ihrer in einem Winkel des Harems verwiesenen Mutter lebte, einen Besuch. Ihr Bruder vernachlässigte sie gänzlich, und natürlich folgte männiglich seinem Beispiel. Sie war wirklich reizend; die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, sowie die Zierlichkeit ihres Wuchses lassen sich in gleichem Grade nur bei den Meisterwerken der italienischen Kunst finden. Sie ist eine der schönsten Damen die ich in Persien, wo man nur sehr wenige schöne findet, getroffen. Sie trug nach Landessitte gewaltige Pantalons aus so dichtem Brocat, daß sie hätten aufrecht stehen bleiben können. Ihre Haare waren in Locken aufgewickelt, und sie war im buchstäblichen Sinne des Worts mit Diamanten bedeckt. Ihr Benehmen zeigte Ruhe und Schwermuth. Sie fragte mit scheinbar großer Neugier nach allen Einzelheiten unserer Lebensweise in Europa. Am meisten schien sie die Mühe zu überraschen die wir allabendlich vor Schlafengehen aufs Ausputzen verwenden. Sie fragte mich ob es wahr sey daß wir die Nacht in ein langes weißes Gewand gekleidet zubrächten. Sämmtliche Perserinnen sind höchlich über diesen Gebrauch erstaunt, den sie sich nur sehr schwer zu erklären wissen. Sie entkleiden sich nie. Wenn die Schlafenszeit herankommt, begnügen sie sich damit sich in eine leichte wattirte Matratze hineinzustecken, welche den Tag über in einem Winkel des Gemachs liegen bleibt. Sie wechseln die Kleider nur wenn sie ins Bad gehen. Einige Tage später schickte mir die junge Prinzessin ein Stück Seidenzeug, mit der Bitte ihr durch meine Frauen ein Kleid daraus machen zu lassen, weil sie sich nach Feringis-Mode zu kleiden wünsche, um zu sehen wie ihr diese Tracht stehe. Dieses arme Kind stößt mir großes Mitleid ein. Ich weiß nicht was aus ihr geworden ist; allein ich darf annehmen daß man sie an irgend einen Mann sehr untergeordneten Rangs verheirathet hat.

(Teheran, Februar 1861.) Zu den Teheraner Merkwürdigkeiten rechne ich auch die Frauen der Turkmanen welche in der Stadt zurückbehalten worden als Geiseln des Stammes Goklan, der, nachdem er sich an dem südöstlichen Winkel des caspischen Meeres, nicht weit von Asterabad, niedergelassen hatte, die Botmäßigkeit Persiens anerkannte, und keinen Antheil haben wollte an der Unabhängigkeit der andern Stämme dieses Volkes, welche den zwischen dem caspischen Meer und dem Oxus liegenden Landstrich inne haben. Obschon gezwungen unter dem Titel Geiseln beständig vierzig oder fünfzig Familien zu stellen, ermangeln die Goklans doch nicht die innern Zwistigkeiten Persiens sich zu nutze zu machen und Raubeinfälle auf persisches Gebiet auszuführen. Hätten wir nicht gewußt daß die Turkmanen einer der abscheulichsten Menschenstämme seyen denen man auf dem Erdball begegnen könne, wir würden kein Bedenken getragen haben zu behaupten daß man sie ihrem freien Leben in dem vom Gurgan bespülten herrlichen Lande entreiß, um sie als Gefangene in der erstickenden Atmosphäre Teherans, dessen Thore sie nie überschreiten dürfen, leben zu lassen. Ihre Häßlichkeit, besonders die der Weiber, ist ungemein groß. Sie haben ein breites und plattes Gesicht, hervorspringende Backenknochen, eine dicke, platte, kurze, fleischige Nase, kleine tiefliegende Augen und eine gelbe Hautfarbe. Da sie zu der ursprünglichen Türkenrace gehören, so muß man einigermaßen über den Contrast erstaunen der zwischen ihren häßlichen Zügen und der Schönheit der Physiognomien der Konstantinopeler Osmanlis besteht, deren Vorältern ohne allen Zweifel diesen Wilden glichen. Die Veränderung erklärt sich indeß einigermaßen durch die beständigen Heirathen mit Tscherkessinnen, Georgierinnen, Kurdinnen, Arabierinnen, Abkhasierinnen, Griechinnen und Armenierinnen, welche allmählich die unterscheidenden Züge der mongolischen Race verwischt haben. Die Frauen der Turkmanen gehen stets schleierlos aus. Ihre eben so sonderbare als wenig anständige Kleidung besteht aus engen rothen Pantalons und einer Art rothzuchenen Wamms so ober Oberrocks, der bis auf die Kniee herabreicht. Kopf und Hals sind in ein gelbes Sacktuch eingehüllt. Der moralische Charakter der Turkmanen ist eben so wenig lobenswerth wie ihr physischer. Sie sind nicht nur grausam und beutegierig, wie dieß natürlicherweise bei ihrer Lebensart nicht anders seyn kann, sondern auch voller Perfidie und stets zur Verletzung der Gesetze der Gastlichkeit gegen den Fremden bereit, den sie unter ihr Zelt aufgenommen haben. Man kann sich nicht einmal tapfer nennen, denn bei allen Kriegszügen meiden sie den Kampf so lange als möglich. Da sie ihre feindlichen Einfälle meistens ausdehnen, so sind sie der Schrecken aller persischen Gränzbevölkerungen, besonders aber der zahlreichen Wallfahrer, welche sich unablässig nach Meschhed begeben um an dem Grabe des

Digitized by Google

Imams Riza zu beten. Sie verkaufen die Gefangenen welche kein Lösegeld zu zahlen vermögen nach Chiwa. So ist erst kürzlich die Schwester eines angesehenen Einwohners aus Afghanistan, der von England einen Gnadengehalt bezieht, als sie mit ihrer Familie von Meschhed nach Teheran zurückkehrte, gewaltsam fortgeschleppt worden. Sie wäre sicherlich auf den Markt von Chiwa abgeliefert worden, wenn man sich nicht beeilt hätte eine Summe von fünfhundert Tomans, d. h. ungefähr zweihundertundfünfzig Pfund Sterling, als Lösegeld für sie zu zahlen. Ich sah beim Heraustreten aus dem Gesandtschaftspalast vor der Thüre oftmals arme Leute stehen mit langen Ketten um ihren Hals. Sie wollten damit sagen, ihre Söhne oder ihre Töchter seyen von den Turkemanen weggeschleppt worden, und sie bäten um ein Almosen um das Lostauf der Gefangenen nöthige Geld zusammenbringen zu können.

(Isphahan, 15 Jun. 1851.) Unser Aufenthalt in Isphahan lieferte uns den Beweis von der Abnahme der religiösen Vorurtheile der Mostlimen, selbst in Städten wo es, wie hier, keine europäischen Einwohner gibt. Ich bedurfte einer Amme, und man hatte mir den Rath gegeben keine unter den Armenierinnen zu suchen, die gemeiniglich nicht sehr gesund sind. Ich mußte daher eine Wahl unter den Perserinnen treffen. Vor wenigen Jahren noch wäre es keine Kleinigkeit gewesen eine Mohammedanerin zu bewegen sich einem fremden Dienste zu unterziehen; heutzutage aber zeigten sich, kaum nachdem mein Wunsch bekannt geworden, Bittstellerinnen in Menge. Diese Frauen kamen in Begleitung ihres Mannes an unsere Thüre; kaum traten sie allein ein, und schienen sich durchaus nicht daran zu stoßen daß Engländer ihr Gesicht sahen. Unter ihnen waren mehrere wohlhabende: sie wollten sich nur einen Schutz sichern. Alle gaben ihre Einwilligung ihr Haus und ihre Familie zu verlassen um uns nach Teheran zu folgen, wo sie dann ganz abgesondert wohnen sollten. Sie verließen sich mit unbedingtem Zutrauen auf die Treue mit welcher, wie man wisse, die Engländer eingegangene Verpflichtungen erfüllten. Die junge Frau welche ich behielt, war sehr arm; sie hegte den innigsten Wunsch angenommen zu werden. Als sie eines Tags eine Nebenbuhlerin erscheinen sah, gerieth sie so in Aerger darob daß sie unter einem Strom perstischer Flüche schwur, sie werde, wenn sie sich der Ehre beraubt sähe den kleinen Wesir Muchtar (so nannte sie das Kind) zu stillen, diese Uebelberathene, welche an ihre Stelle treten wolle, schwer züchtigen. Wir nahmen sie nach Teheran mit.

Ich lernte die persischen Ammen, und auch ihre Kinder, sehr genau kennen, denn sie wollen zum mindesten stets ihr ältestes bei sich haben. „Ghanum, sagten sie zu mir, ich kann nicht leben ohne Ghatun (oder sonst einen Namen); er ist das Licht meiner Augen.“ Diese so lebhafte Zärtlichkeit hinderte sie aber nicht, ihre Knaben, wenn sie sich halsstarrig zeigten, bis aufs Blut zu zwicken. Sind sie zornig, so reißen sie ihnen die Haare aus und zerkratzen ihnen die Brust. Dieses Beispiel war für meine kleine Franzosa nicht verloren, die, so jung sie war, auch Miene machte sich die Haare auszureißen und den Kopf an die Wände zu stoßen, um ihrem Unwillen Luft zu machen, wenn man sich weigerte ihren Grillen Gehör zu schenken. Diese Frauen legten eine unsterbliche Genauigkeit in Erfüllung ihrer Andachtsverrichtungen an den Tag. Dreimal täglich verrichteten sie ihre Waschungen und Gebete vor einem aus Kerbelah gebrachten Stein, den sie in der Richtung nach Mekka hin aufstellten. Zur Unterhaltung taugte zuweilen eine von ihnen nach dem Ton eines Tamburins, das die andere spielte. Sie kennten kaum nähen, und den größten Theil ihrer Zeit brachten sie mit Schlafen zu, was überdieß für sie ein Mittel ist zu einem ansehnlichen Grad von Dicklebigkeit zu gelangen. Sie giengen wöchentlich einmal ins Bad, und kehrten nie daraus zurück ohne die Farbe ihrer Hände, Füße und Haare erneuert zu haben. Ich muthmaße daß sie eine gewisse Berachtung gegen mich fühlten, als sie mich Näharbeiten vornehmen sahen. Die eine von ihnen begleitete mich bis nach Konstantinopel, und ich glaube sie wäre mir, wenn ich es gewünscht hätte, bis nach England gefolgt.

Schon seit langer Zeit hatte man von Seiten Englands bei der Regierung des Schah darauf gedrungen daß sie der Einfuhr schwarzer Sklaven aus Afrika, die von persischen oder arabischen Schiffen in den Häfen des persischen Meerbusens ans Land gesetzt werden, ein Ende mache. Die Macht der Teheraner Regierung über ihre Unterthanen des Küstenlandes ist eine sehr beschränkte, um nicht zu sagen, eine bloß nominelle. Die einzige Maßregel welche im Stande wäre diesem abscheulichen Handel Einhalt zu thun, bestünde darin daß man den englischen Kriegsschiffen das Recht der Durchsuchung persischer Fahrzeuge und der Wegnahme der Sklaven bewilligte. Dieses Zugeständniß war bis jetzt hartnäckig verweigert worden; acht Tage nach der Rückberufung des Prinzen-Statthalters aus Mazenderan aber hat man es für eine gewisse Anzahl Jahre bewilligt. Die Neger von Zanzibar sind daher der russischen Regierung zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Dreierlei Arten schwarzer Sklaven werden zur See in Persien eingeführt: die Bambassis, welche aus Zanzibar kommen, die Abessinier und die Nubier. Die ersteren, welche alle Züge der reinen Negerrace an sich tragen, sind persid, grausam und faul; die andern dagegen haben dem Neger nur die Hautfarbe, und sind berühmt wegen ihrer Sanftmuth, ihrer Treue, ihres Muths und ihrer Anstelligkeit. Hier, wie anderwärts, mißbrauchen die Herren ihre unumschränkte Gewalt; allein ich muß doch beifügen daß die Sklaven nur selten Opfer der Grausamkeit oder selbst der Härte werden. Man behandelt sie wie die übrigen Diener der Familie, und manchmal noch besser, besonders die Abessinier und Nubier. Man verwendet sie nie zu den Feldarbeiten; man überläßt ihnen den Dienst im Innern der Häuser. Uebrigens glaube ich daß die im Harem dem faunenhaften Müßiggang der Frauen ausgesetzten Negerinnen weniger glücklich sind als die Sklaven männlichen Geschlechts; allein es gibt hier keine öffentlichen Blätter in denen man Gewaltmißbrauch zur Sprache bringen könnte. Kurz, die Sklaven werden in Persien so mild behandelt wie ihre Lage es gestattet. Sie sind nicht, wie in Amerika, die Opfer allgemeiner Berachtung, und ein besonderes Gesetz sorgt für die Aufrechthaltung ihrer Unwürdigkeit. Sie erhalten oftmals ihre Freiheit, und nehmen dann in der Gesellschaft ihre Stelle ein, ohne daß jemand daran denkt ihnen ihre Farbe oder ihren ehemaligen Stand zum Vorwurf zu machen. Weiße Sklaven werden oft zu den höchsten Aemtern erhoben; diese aber sind meist im Kriege gemachte Gefangene. Es dürfte schwer seyn die Anzahl der zur See in Persien eingeführten Sklaven mit einiger Genauigkeit zu schätzen; man nimmt an daß sie sich alljährlich auf zwei- bis dreitausend belaufe, von welchen

Digitized by Google

die meisten nach ihrer Entfernung aus dem brennenden Klima des Küstenlandes sterben.

Die Perser welche sich der Wallfahrt nach Kerbelah unterziehen, so wie diejenigen welche bis Medina und Mekka gehen, bringen ebenfalls eine gewisse Anzahl schwarzer Sklaven zurück, die gewöhnlich in Bagdad angekauft werden. Auch über Damaskus kommen einige Neger beider Geschlechter nach Persien.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Kleinasien.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 15 Oct. Ich hatte den heutigen Tag zum Rasttag bestimmt, und da die Arbeit des Civilregisters wieder vorgenommen wurde, so ritt ich in Begleitung eines Dieners in der Umgegend umher, um die Weingärten zu besuchen und die sehr merkwürdigen Höhlen bei dem Dorfe Bulak in Augenschein zu nehmen. Bulak selbst liegt sehr reizend und besteht aus lauter Weingärten. Hinter dem Dorfe führt ein enger Thalweg, von einem klaren Bache durchschnitten, zu der Höhle, aus welcher das Wasser kommt das die ganze Stadt versorgt. Diese ganze Partie, d. h. der Weg vom Dorfe an bis zur Höhle ist mit einer wahren Auswahl Prachtexemplare von Wallnußbäumen besetzt, deren botanischer Name (Juglans regia) für mich nicht länger ein Räthsel war. Die Höhle geht sehr tief in den Felsen hinein, aber das Wasserbecken am Eingange verhinderte, wenigstens in dieser Jahreszeit, das weitere Vordringen, ich glaube Spuren wahrgenommen zu haben daß sie Stalaktitenbildungen enthält, doch kann ich mich darin irren. In einer Höhe von etwa hundert Fuß darüber ist eine zweite Höhle, zu welcher man auf einem sehr steilen und schmalen Wege in einem Felsenkpalt hinaufklettern muß und zwar auf allen Vieren; für Leute, die am Schwindel leiden, ist es eine lebensgefährliche Partie. Der Eingang ist mit uraltem Mauerwerk versehen, wovon man nicht recht begreift wie man das Material hat dahin schaffen können. Inwendig sind allerlei Bildungen, theils von der Natur, theils von Menschenhänden herrührend, und einzelne Theile scheinen zu beweisen daß hier in Zeiten von Christenverfolgungen Gottesdienst gehalten wurde. Auch ist es mir nicht unwahrscheinlich daß in vorchristlicher Zeit diese Höhle als Grabmal oder als Cultusstätte diente: aber wo ist die Urkunde die darüber Auskunft ertheilte? Ist es doch nicht gar zu lange her daß die heutige Stadt den Europäern bekannt wurde, ja selbst in diesem Augenblicke ist mir noch keine Karte bekannt welche die richtige Lage von Zaframbli und der ganzen Umgegend angäbe.

Da die Weinlese gerade im Gange war, so konnte ich im Traubengenusse im eigentlichen Sinne des Wortes schwelgen und zwar bis zur Uebersättigung, denn fast jeder Bauer, der mir mit seinem traubenbeladenen Esel vorbeikam, langte in den Korb hinein und überreichte mir eine der schönsten Trauben, wofür die Leute jede Vergütung ausschlugen. Ich sah noch eine andere Quelle, deren Eingang auf eine sehr geschmackvolle Weise mit bebauenen Steinen ausgelegt war, und überhaupt hatte ich heute mehrfach Gelegenheit den außerordentlichen Wasserreichthum der Gegend zu bewundern, und ich muß hinzufügen daß die Landleute diese Wohlthat auf eine sehr verständige Weise ausbeuten. Andererseits fesselten mich die grotesken Felsenpartien, die fast alle das Ansehen hatten als wären sie mit einem Castell besetzt.

Bei meiner Rückkehr ins Kloster wurde die Sitzung geschlossen und wieder Raki verlangt, aber der Mönch fand für gut diesmal gar keinen auftreiben zu können, und so kehrten seine Gäste verdrießlich zurück. Wir waren wieder allein, und bei Tische genoß er, weil es Mittwoch war, seine Fastenspeisen, hatte aber seinem Gast nicht in Mitleidenschaft gezogen; obgleich ich nun mich den Tag über an Trauben vollständig gesättigt hatte, konnte ich doch nicht umhin, ohne ihn zu verletzen, etwas zu genießen. Am Abend setzte er mich durch seine classische Gelehrsamkeit in Erstaunen: er las Demosthenes, Plutarch, Plato u. s. w. gerade so wie ich und meine Landsleute die Allgemeine Zeitung lesen. Es ist gewiß ein eigenthümliches Gefühl, wenn man Tage lang hintereinander sich mit fanatischen Türken, blasirten Bauern, ausgehungerten Flöhen, lahmen Pferden, umgezogenen Sürtübschis, halbbrechenden Landstraßen, erbaulichen Räubergeschichten und ähnlichen Dingen herumgeplagt hat, plötzlich wie durch einen Zauberstreich in die antike classische Welt versetzt wird, und geistreiche Bemerkungen über Homer, Sokrates u. s. w. anzuhören bekommt.

Donnerstag, 16 Oct. Wir verließen heute früh um 8 Uhr Zaframbli um Biran Schehr zu erreichen. Dieser Ort ist auf den Karten viel zu weit nördlich gelegt, denn wir mußten zunächst den am 14. zurückgelegten Weg noch einmal zurücklegen; um 1 Uhr waren wir wieder in Hanköi. wir mußten ferner noch fast bis Samail zurückkehren, im Angesichte des letzteren Dorfes aber, ungefähr eine Viertelstunde vor demselben, mündet in das Thal welches wir bisher verfolgt hatten, ein anderes das die Richtung von Südwesten nach Nordosten hat, und aus welchem der Biran Schehr Sfui kommt. In dieses Thal bogen wir ein, so daß jetzt unsere Richtung südwestlich war. Anfangs hatte es ein sehr ödes und verbranntes Ansehen, die Berge nur mit spärlichem Gras bewachsen, und in dem Thal fast jede Spur von Feuchtigkeit verschwunden, allmählich aber kam ein schmaler Wasserstreifen zum Vorschein, und wir passirten endlich das höchst reizende Thal von Demer Köi, dem ehemaligen Sitz des Derebej Hassan Tschauschi Oglu. Ich bedaure noch jetzt daß ich nicht einen kleinen Abstecher in dasselbe gemacht habe. Unterwegs begegneten wir viele Bauern, denn heute war in Biran Schehr der Markttag für die ganze Umgegend. Auch unser alter Wirth, der Imam von Hanköi mit seinem Sohne begegnete uns und erkannte und segnete uns wieder. Um 3½ Uhr erreichten wir Biran Schehr, wo der Markttrubel noch in vollem Gange war. Biran Schehr ist nichts als ein Han und ein paar Buden, der Han selbst ist abgebrannt, weil er zum Antheil des Hassan Tschauschi Oglu gehörte; auf dem Brunnen steht noch die Jahreszahl seiner Erbauung 1245 (1829 n. Chr. G.). Ein

Digitized by Google

nothdürftiger Anbau ist zur Beherbergung der Reisenden hergerichtet, und da heute alles schon besetzt war, so mußten wir jedenfalls noch weiter reiten, was mir gar nicht unlieb war.

Nun aber erhoben sich bedeutende Schwierigkeiten. Der Zabtie, den wir von Baindür mitgenommen hatten, ein sehr intelligenter und freundlicher Mann, dessen Umgang zu meinen angenehmsten Erinnerungen auf dieser Reise gehörte, erklärte, von hier an sey die Gegend so unsicher daß er ohne einen zweiten Zabtie nicht weiter reiten würde. Hier bleiben war unmöglich, ich war und blieb ungläubig, er stellte mir die Thatsache entgegen daß eben in demselben Han, in welchem wir uns jetzt befänden, zwei oder drei Nächte vorher ein reisender Kaufmann total ausgeplündert worden sey, ich entgegnete daß es dazu gerade keiner Straßenräuber bedürfte, zugegeben daß das Factum selbst seine Richtigkeit hätte; der Rottenmeister des Zabtie, der hier ungefähr den Militär-Commandanten vorstellte, trat auf meine Seite und versicherte daß die Pest und die Regierungsbeamten unangefochten ihren Dienst verrichteten, und daß auch ich nichts zu befürchten hätte. Aber mein Begleiter bestand auf seinem Begehren, und da ich ihn ungern erzürnen oder wohl gar verlieren mochte, so willigte ich endlich ein. Der zweite Zabtie war bald gefunden, und nachdem ich mein Pferd, welches schon bedeutende Anzeichen von Erlahmung gab, gegen ein munteres frisches Pferd vertauscht hatte, brachen wir um 4½ Uhr auf. Um 5 Uhr erreichten wir den Platz wo früher Wiran Schehr gestanden hatte, und jetzt seinen Namen („verwüstete Stadt") im eigentlichsten Sinne des Wortes rechtfertigt, indem nichts als ein Haufen Ruinen von antiken Gebäuden, türkischen Dorfhütten, Moscheen und Grabstätten übrig war. Aus dem Alterthum waren ziemlich viele Reste vorhanden, und ich copirte ein paar griechische Inschriften. Die Stelle heißt jetzt Eski Wiran Schehr.

Um 6 Uhr Abends erreichten wir das Dorf Jajalar („die Fußgänger"), welches nur 12 Häuser enthält. Wir suchten hier ein Unterkommen, und unsere kleine Karawane, die jetzt aus fünf Mann bestand, wurde mit herzlicher Freude empfangen, weil auch hier die Räubergeschichten die Bewohner in Schrecken setzten; gerade die vorhergehende Nacht war einem Bauer seine Frau gestohlen worden. Mir kam die Sache etwas spaßhaft vor, denn auch dazu bedarf es eben keiner Straßenräuber; ich fragte ob die Squaw nicht geschrien hätte, es schien aber niemand einen Hülferuf gehört zu haben. Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, setzten wir uns um das Kaminfeuer um die trauliche Abendunterhaltung zu beginnen, als plötzlich gegen 9 Uhr ein Flintenschuß gehört wurde. Alsbald stürzte alles hinaus, jeder griff zu den Waffen, und in wenigen Minuten war die ganze Dorfschaft, bewehrt und bewaffnet, und durch meine drei bis an die Zähne bewaffneten Begleiter verstärkt, an der Straße von welcher der Schuß gehört wurde. Ich nahm auch mein Pistol zur Hand, um doch auch einmal von meiner Waffe Gebrauch machen zu können, und schloß mich der Armee als Volontair an. Mäuschenstill war alles; plötzlich leuchtete in einer Entfernung von einer Viertelstunde ein Licht auf und verlosch wieder eben so plötzlich. Der Mondschein erlaubte die ganze Straße zu übersehen, aber es wurde nichts gehört. Erst nach einer Viertelstunde vernahmen wir das Bellen der Hunde in einem benachbarten Dorfe, worauf der Anführer unseres Corps schloß daß dort etwas vorgefallen müßte; ich äußerte die Meinung daß es wahrscheinlich junge Bauernburschen wären die vom Markte etwas lustig zurückkehrten. Diese Ansicht blieb jedoch in entschiedener Minorität, und die Leute baten mich ich möchte ruhig zu Bett gehen, sie würden schon für die Sicherheit ihres Gastes zu sorgen wissen, so daß mir kein Haar gekrümmt werden sollte. Ich machte noch einen Versuch um an dem nächtlichen Räuberabenteuer theilzunehmen; aber nun erklärte mein Zabtie von Baindür: ein solches Benehmen meinerseits setze ein Mißtrauen voraus das durch nichts gerechtfertigt wäre, wollte ich also nicht mich zur Ruhe begeben, so würde ich sie alle schwer beleidigen. Gegen solche Argumente war nichts einzuwenden, und ich ging also in mein Zimmer, wo der Sohn des Wirths mir eine Tasse Kaffee kochte. Ich setzte mich nieder um mein Tagebuch zu schreiben, und erkundigte mich von Zeit zu Zeit nach den Vorgängen draußen, aber es geschah nichts; am Ende mochten die Leute doch wohl glauben daß ich nicht so ganz Unrecht hätte; jedenfalls war es draußen sehr kalt, und so kehrte die ganze Garnison zurück in mein Zimmer, mit dem festen Vorsatz die ganze Nacht nicht zu schlafen; es wurde nun noch einmal Kaffee gekocht und ich mußte mich schlafen legen. Die Pfeifen wurden angezündet, und zwei der Anwesenden gaben ihren Lebenslauf zum Besten; man kann sich denken wie ich, scheinbar schlafend, diese tiefen Blicke in das Innerste des türkischen Provinzlerlebens ausbeutete; ich verlor kein Wort von ihrer Unterhaltung, die zu meinem größten Bedauern immer schläfriger ward.

Freitag, 17 Oct. Als ich erwachte, war unser Wirth schon beschäftigt an einem hellodernden Kaminfeuer den Kaffee zu kochen, während er seinen Söhnen Aufträge gab das Frühstück zu besorgen. Er fragte mich wie ich auf den Schrecken geschlafen hätte, ich versicherte ihm daß ich das Ganze bloß für einen schlechten Spaß der Bauernburschen hielt; der Alte aber schüttelte den Kopf und meinte die heutige Jugend treibe ihre schlechten Späße etwas weit. Das kommt daher, fügte er hinzu, dajak jok, ölüm jok (keine Bastonade mehr, keine Todesstrafe mehr); für die Heilkünstler des kranken Mannes liegt in diesen vier Worten Stoff zu zehn Portokollen, weßhalb ich sie als Documente im Original wiedergebe.

Um 6½ Uhr brachen wir auf; zuerst besichtigte ich ein paar Ruinen in der Nähe des Dorfes, die mir jedoch nichts weiter als Ueberreste von Derebej-Schlössern zu seyn schienen, da der Baustyl offenbar mohammedanisch war, es fanden sich aber einige antike Fragmente in den Materialien. Um 6½ Uhr passirten wir das Dorf Tschaite, um 6¾ Uhr das Dorf Tschokusch, und 5 Minuten später das Dorf Schereffdin; dann mußten wir über einen hohen, mit Nadelholz bewachsenen Berg reiten, worauf wir in ein Thal kamen, dessen linke Seite von dem Berge Djan gebildet wurde; auf dem Berge liegt ein Dorf welches ebenfalls Djan heißt, das wir um 7½ Uhr passirten. Unser Zabtie aus Baindür war heute sehr wachsam; jeder der uns begegnete mußte ihm Rede stehen woher er komme und was sein Geschäft sey. Um 7¾ Uhr erreichten wir eine Wächterstation am Fuße des Djan-Berges, dessen Besatzung (Vater und Sohn) ebenfalls engagirt wurden und bis zur nächsten Station auf der andern Seite des Berges zu begleiten. Der Alte erzählte mir, seine Kinder hätten vor lauter Angst zwei Nächte hintereinander nicht geschlafen. Nun bestand meine Escorte aus fünf Mann, nämlich meinem Kawassen, zwei Zabtie zu Pferd

Digitized by Google

und zwei zu Fuß. Da der Weg auf den Gipfel des Djan ziemlich steil und zum Theil herzlich schlecht war, so waren unsere beiden Fußgänger kein Hinderniß; mit der Flinte auf dem Rücken schritten sie rüstig voran. Der Bursche war einer der schönsten türkischen Bauernjungen die ich je gesehen habe, dabei hatte er eine freie, offene und intelligente Physiognomie, so daß er gewiß jedem Regiment zur Zierde gereichen würde. Auf der andern Seite des Berges erreichten wir wieder die Poststraße von Baindür; der Weg war von jetzt an eben, der östliche Abhang des Berges Djan auf welchem wir nun ritten, ist augenscheinlich ein Krater. Um 8½ Uhr kamen wir bei der zweiten Station an, wo unsere beiden Zabtie zu Fuß den Rückweg antraten, und einer der beiden Wächter sich auf sein Roß schwang um uns bis zur nächsten Station zu escortiren. Als ich diesen zu Pferd erblickte, glaubte ich den General des tunesischen Contingents, Reschid Pascha, zu sehen, so täuschend ähnlich war er ihm; es war übrigens ein sehr schöner Alter, dessen Physiognomie etwas ungemein anziehendes hatte, und der trotz seiner schneeweißen Haare noch ganz kräftig im Sattel saß. Er war sehr gesprächig und kannte die Umgegend ganz genau. Um 9½ Uhr passirten wir den See Karagöl, welcher so ziemlich den Thalweg ausfüllt und zur Seite nur einen schmalen Streifen trockenen Landes läßt. Mit ihm parallel liegt südlich von dem Berge links ein zweiter See von nur etwas geringerer Ausdehnung, den ich jedoch erst später sah als wir um 10¼ Uhr die dritte Station oben auf einem Berge erreichten. Hier verließ uns unser reitender Wächter, und wurde wieder von zwei andern zu Fuß abgelöst; nach einer halben Stunde kamen wir an eine Stelle wo wieder ganz andere Wächter standen; alle vier machten Front, präsentirten das Gewehr, und die beiden ersten kehrten zurück, während die beiden letztern in ihre Stelle traten. Es war ein hinfälliger Alter und ein junger Bursche von etwa 18 Jahren, die also augenscheinlich uns höchst unnütz seyn würden wenn es etwa zum Klappen käme, jedenfalls aber unserm Weiterkommen sich sehr hinderlich zeigten. Ich zähmte, Schana (so hieß der Zabtie von Baindür) gab Zeichen seiner Ungeduld, der Kawaß schnitt Gesichter und fragte den Alten ob er Sperlinge schießen könnte. Ohne seine Antwort abzuwarten, gab Schana und allen einen Wink und seinem Pferde einen kräftigen Peitschenschlag, und indem wir unsere Escorte im eigentlichen Sinne des Wortes mit offenem Maule stehen ließen, sprengten wir davon über die Ebene, über Kornfelder, durch Büffel- und Angoraziegen-Heerden, und waren um 12¾ Uhr in Gerede.

Gerede hält alljährlich eine große Messe, und heute war gerade der Tag dieser Messe. Daher erklärte sich der Aufwand von polizeilichen Vorsichtsmaßregeln an der Poststraße, denn südlich von derselben liegt die sogenannte Jadan Owa (die „wilde Ebene") deren Bewohner als aufgemachte Straßenräuber in der Umgegend verschrien sind, und denen alle Unthaten der letzten Tage zur Last gelegt wurden. In Gerede selbst aber fanden wir alles wie ausgefegt, und jedes Haus verschlossen, denn die Messe wird an einem Orte gehalten der eine Stunde entfernt ist. Es war nicht leicht ein Unterkommen zu finden, da jedes disponible Zimmer in Gerede schon besetzt war; doch wurde noch ein leeres Kaffeehaus aufgefunden, welches sogar neben dem Gastzimmer noch ein Cabinet hatte. Dieses occupirte ich, und fand es auch geräumig genug um mich und meine geringfügige Bagage aufzunehmen; meine Begleiter nahmen den größern Raum des Kaffeezimmers ein.

Nachdem ich meine Einrichtungen getroffen hatte, nahm ich den Ort in Augenschein, welcher mit geringer Namensveränderung das alte Cratia ist. Er ist ungefähr so groß wie Tscherkesk und hat sieben Moscheen; neben der Zucht der Angoraziegen, welche hier noch ziemlich bedeutend ist, weiter westlich aber nicht mehr getrieben wird, verfertigen die Einwohner wollene Strümpfe und eine geringe Sorte Pfeifenköpfe; wichtiger sind die Ledergerbereien (Ochsen- und Büffelleder). Alterthümer sah ich nur wenige, aber die modernen Schönheiten des Ortes sah ich auf einer Wiese wie ein Tulpenbeet ganz vollständig und vollzählig vor mir ausgebreitet. Es ist nämlich in Gerede Brauch daß an dem heutigen Tage, wo alle Männer auf die Messe gehen, alle Weiber und Mädchen in ihrem schönsten Putze sich auf diese Wiese begeben und sich dort hinsetzen, gerade wie in Konstantinopel in den süßen Wassern Asiens und Europa's an jedem Freitag wenn schönes Wetter ist. Da sitzen sie den ganzen Tag wie angenagelt und machen einen göttlichen Kef, denn die Weiber gleichen darin den Männern, daß sie das dumpfe Hinsitzen auf einen einzigen Punkt für die höchste Glückseligkeit halten, nur mit dem Unterschied daß die Männer in den blauen Himmel hineinglotzen, während die junonischen Augen ihrer Squaws ins Wasser hineinglogen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Kane's Entdeckungen im Smith-Sunde.

2. Das offene Polarmeer.

Man erlebt im Lesen der arktischen Journale immer mit Behaglichkeit die Rückkehr des Frühlings wieder. Voller Theilnahme hören wir daß wieder Vildpret in die Küche geliefert worden ist, und daß sich Mitte Mai's, die Schneehühner, ultima coelicolarum, gezeigt haben. Gegen Ende des Monats lagert sich bereits feuchter Nebel um die Kämme der Hügel, die klare Winterluft ist verschleiert, und das aschfarbige Dämmerlicht des arktischen Sommers herrscht am Himmel. Die Netsik, wie die Eskimos die Hispid-Barietät der Robben nennen, werden immer zahlreicher, und Hans, der Eskimobegleiter, bringt willkommene Beute von der Jagd heim. Da die scheuen Thiere den Jäger nicht auf Tragweite des Gewehrs heranlassen, so bedient er sich einer eigenen List. Auf einem Schlitten wird ein weißes Segel ausgespannt, so daß die Robben die Maschine für einen Eisblock halten mögen. Diesen Schirm schiebt der Jäger nach den Thieren vorwärts, und durch eine Oeffnung im Segeltuch hat er Gelegenheit und Muße seine Beute niederzuschießen. Diese Bemerkungen führen den Verfasser unmittelbar

Digitized by Google

zur Frage: Ist es möglich daß Sir John Franklin oder einige seiner Gefährten noch leben? „Hätte mich jemand, schreibt Kane in sein Journal, vor vier Monaten mirten im Winter gefragt, ich würde entschieden Nein! geantwortet haben, aber mit dem wiederkehrenden Lichte hat sich die Meinung vollständig geändert.“ Alles hänge von der Oertlichkeit ab wo die Seefahrer verunglückt sind. Europäer und Amerikaner sind fähig sich an das arktische Klima zu gewöhnen, und zwar weit eher als an ein tropisches Klima. Die Anfälle der Kälte auf die Gesundheit sind plötzliche und rasche, nicht schleichende, wie in heißen Gegenden. Nach dem ersten Winter schon zeige es sich, welche von den Leuten sich afklimatisiren können. Peterſen, sein Begleiter, der zwei Winter in Upernavik zugebracht habe, vermöchte nur selten in einem Zimmer auszuhalten wo Feuer brenne. Ein anderer seiner Leute, George Riley, sey bereits so völlig abgehärtet, daß er bei Schlittenpartien die wollenen Decken verschmähe und sich in seinen Kleidern schlafen lege. Die grönländischen Mischlinge wetteifern mit den Eskimos im Ertragen von Kälte. Nun sey es freilich unwahrscheinlich daß sich die gesammte Mannschaft Franklins gerettet haben könnte, allein unter den 136 Begleitern Sir Johns seyen manche Bewohner der Orkneys und mancher grönländische Wallfischfänger gewesen. Diese und andere kräftige Leute vermöchten sich recht gut an das Klima gewöhnt zu haben. Nahrung aber dürften sie so gut finden wie die Eskimos, denn innerhalb des arktisches Kreises sey kein Ort von 50 (engl.) Meilen im Durchmesser wo das animalische Leben gänzlich fehle. Ueberall zerstreut fänden sich den Winter über, selbst zur Zeit der strengsten Kälte, offene Stellen im Eise, wo sich Robben, Wallrosse und die am frühesten zurückkehrenden Vögel schaarenweis versammeln. Unter Kane's Leuten wurde nur der Eskimo Hans auf Jagd ausgeschickt, und dieser einzige Mann vermochte doch durch den Ertrag seines Gewehrs während der Sommermonate sämmtliche Leute der Advance mit frischem Fleische zu versorgen.

Am 19 Mai wurde eine Schlittenpartie quer über den Smith-Sund nach dem andern, dem westlichen Ufer dieser Straße entsendet. Sie bestand aus dem Wundarzt Dr. Hayes und dem Matrosen William Godfrey. Der Schlitten wurde mit den einzigen noch übrigen Hunden bespannt, die man besaß, und der Ausflug sollte die Seefahrer belehren ob nicht das westliche Ufer eine Wasserverbindung mit dem Archipel im Norden der Barrow-Straße besitze. Die beiden Reisenden kehrten am ersten Junius wohlbehalten zurück. Sie hatten die Westküste bis Cap John Frazer (79° 45' u. Br.) verfolgt ohne daß sich eine Unterbrechung zeigte, waren dann südlich bis Cap Sabine gelangt, und wieder über den Sund zurückgekehrt. Schneeblindheit war die einzige größere Beschwerde gewesen welche die beiden Männer zu ertragen hatten.

Der Junius brachte wieder Blumen. Pflanzen in der arktischen Welt verdanken ihre Erhaltung dem Schnee, dessen weiche Decke sie besser erwärmt als ein Federbett. Die niedern Temperaturen bleiben nur auf die Oberfläche beschränkt. Kane fand auf Eisbänken an der Oberfläche —30° F. (—28° R.), zwei Fuß tiefer nur —8° F., vier Fuß tief bereits + 2° F. (—13° R.), und acht Fuß tief sogar + 26° F. (—3° R.). Aus einzelnen Gletschern quillt das ganze Jahr über ohne Unterbrechung fließendes Wasser.

Die wichtigste Schlittenexpedition welche das Unternehmen Kane's krönen sollte, bestand nur aus dem Eskimo Hans und dem Matrosen Morton, die am 4 Junius von der Advance sich verabschiedeten. Am 18 Junius brachen sie von der südlichen Basis des Humboldtgletschers auf, wo sie eine andere größere Streifpartie zurückließen. Beide Männer waren die gesündesten unter allen Begleitern Kane's, Morton hatte außerdem schon an der ersten Grinnell-Expedition mit theilgenommen. Das schlimmste Stück ihrer Reise lag unmittelbar vor dem großen Gletscher. Die Nähe solcher Eismassen muß nothwendig die Temperatur der nächsten Umgebung stark erniedrigen. Der Gletscher ist zugleich der Brütepläz der großen Eisberge, die in besonders warmen Sommern sich von dem Gletscher ablösen und ihren Weg nach dem Smith-Sunde nehmen. Diese Berge waren blauer, weniger zerklüftet und mürbe wie diejenigen die in der Baffins-Bay angetroffen werden. Manche waren rechtwinklig, andere vollständige Würfel mit gläsernen Flächen und eine Viertelmeile in jedem Sinn lang. Es wurden sogar einzelne angetroffen die eine Meile in der Länge maßen. Durch diese Eisschluchten gieng der Weg. Kaum auf eine Schiffslänge vermochte man vorwärts zu sehen. Oft blieb nur eine 4 Fuß breite Passage zwischen den Eisbergen übrig. Bisweilen mußte man über rauhe Päße den Schlitten hinweg heben, bisweilen geradezu umkehren, um einen andern Weg zu suchen. Einmal irrten sie „wie Blinde in den Straßen einer fremden Stadt“ zwischen den Eisbergen umher, ehe sie auf den richtigen Weg kamen. Am 19 Junius bestieg Morton einen Berg um sich zu orientiren. Da gewahrte er hinter etlichen Eisbergen eine große weite Ebene, die Oberfläche des Humboldtgletschers, die sich binnenwärts weit nach Osten erstreckte. Sie hatten jezt das nördliche Ende des Gletschers erreicht, denn sie bekamen Land zu Gesicht, und zwar eine Küste von 400 Fuß Höhe, die den Nordrand des Gletschers überragte. Hier geriethen sie in die Gefahr einzubrechen, denn das Eis unter den Füßen war nicht mehr sicher. Mitten in dieser Bedrängniß glaubten sie gegen Norden offenes Wasser gesehen zu haben. Hans mißtraute seinen Augen, und Morton hätte nicht für möglich gehalten was er sah, wenn nicht auch Schaaren von Vögeln zum Vorschein gekommen wären. Man näherte sich jezt dem Ufer der neuen Küste, die später Washington-Land genannt wurde, und entweder eine Verlängerung der Westküste von Grönland, oder eine Insel ist die nördlich von Grönland liegt und durch den Humboldtgletscher in fester Verbindung mit ihm steht. Hier fand sich denn wieder die bekannte arktische Erscheinung des Eisfußes oder Eiswalles, der sich wie eine an den Felsen angemauerte Chaussee längs den steilen Küsten hinzieht. Der Eisfuß liegt gewöhnlich höher als die Eisdämme, nun daher an seinen lothrechten Wänden hinauf zu gelangen, legte man den Schlitten wie eine Leiter an, hob die Hunde hinauf und zog den Schlitten nach. Der Eisfuß sah aber schon sehr mürbe und verdächtig aus, als wolle er nächstens abbrechen. Jezt aber blieb kein Zweifel übrig daß sie sich hart am Rande eines offenen Gewässers befanden. Das Eis lag in Hufeisenform zusammengetrieben, von Küste zu Küste, vom Ostrand (Washington-Land) nach dem Westrande (Grinnell-Land) des Golfes, der später Kennedy-Canal genannt wurde. Das Meer am Ufer besaß eine beträchtliche Tiefe. Ein Stein so groß wie Mortons Kopf brauchte 28 Minuten um den Boden zu erreichen, auf den sie wie durch Glas hinabschauen konnten. Die

Digitized by Google

Fluthbewegung war ziemlich stark. Tiefgehende Eisstücke bewegten sich „so rasch als ein Mann gehe," die obenauf schwimmenden Schollen aber sogar wie Kneten in der Stunde. Als man das nach Westen vorspringende Cap Andrew Jackson hinter sich hatte, wurde der Eisfuß besser und die Reise gieng lustig vorwärts, sechs Meilen in der Stunde. Die Küste zur Rechten begann sich zu senken, und eine weite, von Hügeln geschwellte Ebene öffnete sich jetzt zwischen beträchtlichen Bergebirgen. Ein Volk Brent-Gänse (Anas berniela) wurde landwärts gesehen, und Entenschaaren belebten das Wasser. Im allgemeinen gieng der Flug der Vögel gegen Nordosten. Eidergänse (Anser mollissima), schwarze Lummen (Uria Grylle) und Meerschwalben (Sterna arctica) zeigten sich später, die letztern zu Hunderten und so zahm daß sie die Wanderer bis auf wenige Schritte nahe kommen ließen. Die Felswände hallten im Echo wieder von dem Geschrei hochfliegender großer weißer Vögel, welche für Burgemeister oder weißschwingige Möven (Laurus glaucus) gehalten wurden. Niemals wollten die Wanderer Vögel in solchen Schaaren beisammen gesehen haben. Die Meerschwalben verdunkelten gewaltsam die Wasserfläche und die Klippen waren dicht mit Geflügel bevölkert, während Eisenheimöven (Laurus eburneus) und Mallemoken in größerer Entfernung zum Vorschein kamen.

Das Wasser zeigte eine Temperatur von + 36° F. (+ 2° R.) sieben Grad Fahrenheit über den Gefrierpunkt des Seewassers im Renssselaer Hafen. Die Eisstücke auf dem Kennedy-Canal (alle dem offenen Meere zwischen Washington- und Grinnell-Land) trieben in der Mitte des Wassers gegen Norden, während sie sich an der Küste gegen Süden bewegten. Doch war das Wasser so völlig offen daß eine Fregatte oder ein „Geschwader von Schiffen wie die Brig" ohne Schwierigkeit hätte vordringen können. Die jenseitige Küste (Grinnell-Land) erschien hoch und gebirgig mit zuckerhutförmigen Gipfeln gekrönt, die in Reihen neben einander folgten „wie die Stücke eines Kugelhaufens." Eidergänse wurden so zahlreich daß Hans, als er in einen Haufen hineinfeuerte, zwei Exemplare auf einen Schuß erlegte.

Am 23 Junius erreichten die Wanderer, immer der Küste von Washington-Land gegen Norden folgend, eine Stelle wo das Eis am Ufer so aufgethürmt war daß sie ihren Schlitten nicht hinüberbringen konnten. Sie banden daher ihre Hunde an dem Eise fest und machten sich zu Fuß auf den Weg. Das Landeis wurde aber immer mürber und mürber, bis es endlich ganz aufhörte und das Wasser unmittelbar am Ufer sich brach. Immer zu Lande vorwärts bringend gelangten sie an eine (Lafayette) Bucht und sahen vor sich ein Cap (Constitution) und eine Insel (Sir John Franklin) gegen Norden. Dieser Fleck war mehr als irgend ein anderer am Canal mit Grün bedeckt, Schnee lagerte in den Thälern und Wasser tröpfelte über die Felsen. Hans aß die jungen Schößlinge der Lychnis und brachte die trockene Schote einer Hesperis heim, welche den arktischen Winter glücklich überstanden hatte.

Am 24 Junius setzten sie ihre Landreise wieder fort. Sie führten bei sich acht Pfund Pemmican, 2 Pfund Brod, einen künstlichen Horizont, einen Sextanten, einen Compaß, ein Gewehr und einen Bootshacken. Ihre Hunde hatten sich mittlerweile losgerissen und erschienen zur rechten Zeit um an einer Jagd auf eine Bärin und ihr Junges Theil zu nehmen.[1] Sie konnten eine Zeitlang wieder eine sogenannte Eisstufe dem Ufer entlang benutzen. Der Weg führte an schroffen und überhängenden Felsen vorüber, angelich von 2000 Fuß Höhe, und erfüllt mit dem Wiederhall des Geschreies aufgestörter Vögelschwärme. Morton hatte Hans zurückgelassen. Er suchte allein vorzudringen, aber das Cap welches er aus der Ferne gesehen hatte, ließ sich nicht umgehen. Die Eisstufe hörte auf, und an den Felsen ließ sich nicht emporklettern. Nur ein paar hundert Fuß kam er aufwärts. Dort, am 24 Junius 1854, befestigte er an seinem Wanderstock die Grinnellflagge des Antarctic, eine theure nautische Reliquie, die bereits den Commodore Wilkes auf der Südpolarreise begleitet hatte. So wehte von der schwarzen Klippe auf anderthalb Stunden das Streifenbanner von dem höchsten nördlichen Punkt, den je ein Europäer betreten hat, im Angesicht eines offenen Wassers, 81° 22′ n. Br. oder 130 geogr. Meilen vom Nordpol entfernt.

Morton bemerkt in seinem Journal vom 26 Junius. „So weit ich sehen konnte, war das offene Fahrwasser 15 Meilen oder mehr breit." Hie und da stopfte sich wohl das Eis, aber es war dünn und konnte leicht nach dem Norden treiben, denn nach dieser Richtung war alles frei. Die Küste von Washington-Land, die zuletzt nach Nordost gestrichen war, wendet sich vermuthlich hinter Cap Constitution gegen Osten, denn hinter diesem Cap war kein Land mehr sichtbar. Die jenseitige (West-) Küste des offenen Kennedy-Canals lag abgeklärt da, und bei dem hellen Wetter konnte man 50 (engl.) Meilen weit den Gebirgen folgen die sich nach Norden erstreckten. In äußerster Ferne wurde noch ein Berg erblickt, der nach den Angaben Mortons eine Erhebung von 2500 bis 3000 Fuß besitzen muß, und der den Namen Mount Edward Parry (82° 30′ n. Br. 66° w. L. Gr.) empfieng, der Grenzstein von Land gegen Norden welches jemals Europäer erblickt haben.

Wir sagen ausdrücklich Europäer, denn wie weit die Eskimos gelangt sind, läßt sich nicht aussprechen. Fanden doch Morton und Hans auf ihrer Fußreise am Washington-Land die Trümmer eines Eskimoschlittens. Es ergibt sich aus diesen Aussagen daß vom 80° n. Br. an das Wasser im Junius schon fahrbar wurde und vom 81° völlig offene Theile einer See zu erblicken waren, denn nicht mehr als drei oder vier Eisklumpen (lumps) trieben auf dem Wasser. Berechnet man den Radius des Ueberblicks von der Höhe der Klippen auf 36 (engl.) Meilen, so ergibt sich ein Flächeninhalt der offenen See eine Summe von mehr als 4000 (engl.) Quadratmeilen. Brentgänse hatte man seit der Einfahrt in den Smithsund nicht mehr gesehen. Dieser Vogel genießt vegetabilische Nahrung, meist Seepflanzen mit den anhängenden mollusksischen Thierformen. Sein Erscheinen ist daher das untrüglichste Signal offenen Wassers. Die Seeschwalben befanden sich bereits in der Brutzeit, und ihre Existenz hängt ebenfalls nur von der offenen See ab, wo sie ihren Fischfang betreiben. Endlich wurde der arktische Sturmvogel (Procellaria glacialis) erblickt. Dieses Thier war nicht mehr zum Vorschein gekommen seit man das Nordwasser[2] verlassen hatte, also 200 Meilen südlicher als der Punkt wo Morton stand. Die

[1] Wir bringen in einem Nachtrag ausführliches über die Jagden und das Thierleben im arktischen Kreise.

[2] Die nördlichen Theile der Baffinsbay, die offen bleiben.

Digitized by Google

See allein liefert ihm Nahrung (acalephae u. s. w.), und in größerer Zahl wird er nur bei den großen offenen Wasserstraßen wahrgenommen, die auch der Wallfisch besucht. Nun sollten wir uns warnen lassen zu rasch aus diesen Anzeichen auf einen völlig oceanischen Charakter des letzten Polgürtels zu schließen. Baron Wrangel, glaubte als er noch 40 Meilen vom Rande des arktischen Asiens entfernt war, einen „großen unbegränzten Ocean“ wahrzunehmen, indem er vergaß wie sehr die sphärische Gestalt der Erde die Tragweite des menschlichen Blickes beschränkt. Noch kurz zuvor hatte Capt. Penny im Wellington-Canal eine offene See erblicken wollen, während an demselben Punkt kurz darauf Sir Edward Belcher's Schiffe einfroren, und Kane's Vorgänger Capt. Inglefield zeigte von der Mastspitze seines Schiffes am Eingang des Smithsundes ein „offenes Polarbecken“ an, während der Smithsund 1853 einfror und in festem Zustande noch 1855 verharrte. Es ist also recht wohl möglich daß auch Kane's Entdeckung des eisfreien Polarwassers später als trügeeisch sich erweisen mag. Allein jeder der näher mit der arktischen Welt bekannt ist, wird tief erstaunen, daß ein schmaler Canal unter 82° n. Br. bereits Ende Junius offen erblickt wurde. Es ist vom Cap Constitution, wo Morton die amerikanische Flagge aufzog, nach dem Nordpol derselbe Breitenunterschied wie bis zur Prince of Wales Straße gegen Süden, die Mc. Clure selbst in den heißen Sommern 1851 und 1852 im August geschlossen fand. Die Fahrten der Franklinsucher im arktischen Archipel begannen gewöhnlich erst in der zweiten Woche des August und dauerten bis Mitte September. Im Junius lag der Melville-Sund noch starr gefroren. Was also ist die Ursache der hohen Temperatur nördlich von Grönland, die mit der wachsenden Breite statt sich zu vermindern noch zuzunehmen schien? Dr. Kane wagte es nicht eine Erklärung zu geben, er deutet nur an daß vielleicht der Golfstrom, nachdem er zwischen Spitzbergen und Novaja Zemlja hindurchgeflossen, den Pol kreisen und in spiralförmiger Curve wieder an Breite verlierend nach dem Kennedy-Canal sich ergießen könnte; dann aber muß das Dasein eines offenen Polarbeckens vorausgesetzt werden.

Am 10 Julius kehrten die beiden Wanderer zur Advance zurück. Dort hatten indessen die Dinge eine schlimme Wendung genommen. Der Sommer von 1854 versprach nicht günstiger werden zu wollen als der vorjährige. Das sogenannte Nordwasser war offen, allein es wollte auch nicht mehr zum Smithsunde vorrücken. Da fiel Kane auf den Gedanken eine Reise nach der Beechey-Insel zu unternehmen, wo er die Franklinsucher unter Sir Arthur Belcher vermuthete um sie um Beistand zu bitten. Man rüstete die „Forlorn Hope“ das große Boot 23 Fuß lang, 6½ Fuß breit und 2½ Fuß tief. Es war ein flaches Wallfischboot, an dem man durch einen falschen Kiel einige Verbesserungen angebracht hatte. Man besuchte zunächst Littleton Island und eine andere Klippe, Eider Island genannt, die so dicht mit Gänsen bevölkert war daß man keinen Fuß breit gehen konnte ohne in ein Nest zu treten, und in wenig Stunden 200 Vögel mit Flinten oder Steinwürfen getödtet wurden. Man fuhr dann über nach der Westküste des Smithsundes (Grinnell-Land), überzeugte sich daß Inglefields Karten in Bezug auf die Richtung der Küste falsch seyen, und daß es keine Louis Napoleon Insel gäbe, die auf unsern Karten des Jahres 1854 als das ultima Thule sich darstellte. Die Fahrt im Boote war aber nicht ungefährlich. „Der älteste Seemann, sagt Kane, welcher auf dem Deck seines Schiffes sich so sicher fühlt wie ein Mann unter seinem Obdach, besitzt große Besorgnisse vor jeder Reise in einem offenen Boot, die ein Landbewohner selten theilt. Dieses Gefühl wurde stärker sobald man das Land verlor. Mc. Gary hantierte mit dem Ruder zum Steuern auf classische Art. Niemand von uns durfte sich mit ihm messen. Zweiundzwanzig volle Stunden saß er auf seinem Posten ohne in seiner Aufmerksamkeit oder seinen Anstrengungen nachzulassen.“ Man näherte sich wieder dem grönländischen Ufer, aber die Gefahren steigerten sich aufs höchste. Das Boot fuhr zwischen einem Canal dahin, den auf beiden Seiten Eisbänke begränzten. Man war jetzt gerade so weit hineingedrungen daß ein Rückzug unmöglich schien, als die Felder sich gegen einander in Bewegung setzten. Vor dem Boote erfolgte der Zusammenstoß, und der Rand der Felder bäumte sich in Schollenkämme auf, die dem Fahrzeug immer näher rückten. Aber gerade diese Trümmer waren es welche das Boot in die Höhe hoben, so daß es zwanzig Minuten über dem Wasser schwebte, bis der Druck wieder nachließ und die Felder sich öffneten. Bald erlangte man sogar einige Praxis in Bezug auf die Nips (Eisquetschungen). Sobald sich nämlich zwei Bänke näherten, brekte man das Boot so daß es den Stoß an beiden Enden empfangen mußte. Sobald die eine Bank den Bug des Fahrzeuges erreichte, drückte es ihn etwas abwärts. Der Stern kam dadurch über das Wasser zu stehen, und das Boot wurde gemächlich von der einen Bank auf die andere geschoben. Am 31 Julius aber vermochte das Boot nicht weiter vorzudringen. Die Eismassen lagen fest geschlossen, und als Kane einen 120 Fuß hohen schneimmenden Eisberg bestieg, sah er gegen Süden und Westen mit seinem Fernglas in einem Radius von 30 Meilen eine starre undurchdringliche See. Darauf war man nicht vorbereitet. Capt. Inglefield hatte zwei Jahre zuvor um dieselbe Zeit und Kane sieben Tage später im Jahre vorher an demselben Punkte offenes Fahrwasser erblickt. Dießmal aber war das Thor nach der Bassinbay für diesen Sommer geschlossen, und die Advance mußte sich auf einen zweiten arktischen Winter rüsten. Am 18 August leien wir im Tagebuch: „Unser Hohwerbrauch ist auf 6 Pfund für ein Mahl herabgesetzt worden. Da wir achtzehn Mägen zu befriedigen haben, so muß für jeden mit ein Drittel Pfund Brennstoff gekocht werden! . . . Ich habe das Eis heute wieder untersucht. Schlimm! Schlimm! — Ich muß einem andern Winter ins Gesicht schauen.“ Die Mannschaft hielt es noch immer für möglich daß die eingefrorne Brig durch eine Fahrt nach dem Süden entschlüpfen könnte. Diese Hoffnung schwand täglich mehr und mehr, und damit erreichte auch Kane's Befehlshaberschaft ihr gesetzliches Ende, denn es ist Gewohnheitsrecht bei den Wallfischfängern daß wenn ein Schiff hoffnungslos eingeschlossen liegt, der pflichtschuldige Gehorsam der Mannschaft gegen den Capitän erlischt und die Seelente sich ein neues Oberhaupt wählen dürfen. Kane selbst gestand sich die Analogie seiner Lage mit dem Fall der arktischen Praxis ein. Als daher am 23 August auf einer abermaligen Rundschau die Gewißheit erlangt wurde daß die Brigg nicht befreit werden könne, versammelte Kane am andern Tage seine Mannschaft und erklärte ihr daß sie jetzt für ihre eigene Wohlfahrt sorgen möge. Er werde auf der Brigg zurückbleiben, wer aber glaube den Süden erreichen zu können, möge es sagen. Er werde

Digitized by Google

sorgen daß die abzichende Mannschaft sich einen Führer wähle, daß die Vorräthe brüderlich getheilt würden, und er versprache im Fall eines Mißlingens der Flucht, die Rückkehrenden wohlwollend wieder aufzunehmen. Acht von den 17 Ueberlebenden blieben beim Capitän. Ihre Namen waren: Henry Brooks, James Mc. Garr, J. W. Wilson, Henry Goodfellow, William Morton, Christian Ohlsen, Thomas Hickey, Hans Christian (der Eskimo); die übrigen neun verließen die Brigg am 28 August.

Die Rückbleibenden führten vollständig ihre bisherige Lebensweise fort, die meteorologischen Beobachtungen und der Dienst im magnetischen Observatorium wurde nicht ausgesetzt. Womit sollte man auch die lange arktische Nacht ausfüllen? Um sich aber gegen den Winter zu verschanzen, wurden die Eskimos als Lehrmeister benutzt und die Brig in ein Igloe, d. h. in eine grönländische Winterwohnung umgewandelt, indem man Moos und Torfstücke sammelte und in der Cajüte damit die Wände polsterte und vermanerte. Sie bekam auch einen Torfgang oder einen mit Moos verstopften niedrigen Tunnel als Eingang, der mit einer Reihe von Vorhängen verschlossen wurde. Dieser Einrichtung verdankte man zunächst die Erhaltung der Mannschaft, aber eben so wichtig wurden die Beziehungen zu den Eskimos von Etah, einem Dorfe zwischen der Renssselaer-Bay und Cap Alexander. Ehe man aber mit den Eingebornen freundliche Beziehungen herzustellen vermochte, mußte man ihnen die strafende Hand zeigen. Es war gegen Ende August als man einen Besuch von drei Eskimos erhielt. Sie wurden bewirthet, und bezahlten ihre Zeche damit daß sie etliche Geräthschaften und den besten Hund stahlen. Kane beschloß die Diebe zu züchtigen. Morton und Riley, die besten Fußgänger, wurden wohlbewaffnet abgeschickt. Sie erreichten die Hütte der Diebe, fanden die gestohlnen Gegenstände, legten zwei der Weiber Ketten an, und zwangen sie das gestohlne Gut nach der Brig zu bringen. Nach 24 Stunden kehrte die Streifpartie zurück, nachdem sie zweimal dreißig Meilen zurückgelegt hatte. Dieß imponirte den Grönländern, denn sie mußten sich gestehen daß diese Fußreise im Winter ein Bravourstück und die Europäer ihnen vollständig gewachsen waren. Nicht lange, so erschien Metek, die Hauptperson, um nicht zu sagen das Oberhaupt von Etah. Die Weiber saßen bereits fünf Tage in Arrest. Die Eskimos aber brachten eine Schlittenladung gestohlner Gegenstände zurück, und es wurde jetzt, nachdem das Lösegeld angenommen worden war, zwischen den hohen contrahirenden Parteien ein Freundschaftsvertrag verabredet und beschworen. Der Eid wurde von beiden Seiten nicht gebrochen. Fortan wurden die Hunde ein gemeinsames Eigenthum zwischen den Europäern und Eingebornen, und weder an Gastfreundschaft noch an treuer Kameradschaft ließen sich die Grönländer von den Fremdlingen überbieten. So lange die einen noch Vorräthe besaßen, brauchten die andern nicht zu darben. Man nahm an ihren Jagden Theil, und die Beute wurde gemeinsam.

Die Vorräthe von Holz giengen bald zur Neige, und man begann jetzt vom Capitäl zu zehren, das heißt man verbrannte die Brig selbst. Der Verbrauch wurde systematisch geregelt, indem der Reihe nach nur solche Theile des Schiffes in den Ofen wanderten, welche man entbehren konnte ohne das Fahrzeug seetüchtig zu machen. Mit 70 Pfund Holz täglich erhielt man die Temperatur in der Cajüte auf + 45° F. (+ 6° R.), während draußen durchschnittlich 30° F. (— 28° R.) herrschten. Die lange Nacht war längst angebrochen. „Von der Herrlichkeit des arktischen Firmaments, schreibt Kane, kann man sich schwer eine Vorstellung bilden. In greifbarer Nähe schien es über unsern Köpfen zu schweben, die Glorie der Gestirne war verdoppelt, und selbst die Planeten strahlten so gewaltig, daß sie die Beobachtungen unseres Astronomen nicht wenig störten. Ich wage es kaum von diesen nächtlichen Scenen zu sprechen. Oft gieng ich hinaus auf das Deck oder über die Eisbänke, da schien alles irdische Leben versteinert, jede Bewegung, jeder Schall, jede Farbe, jede Geselligkeit aufgehört zu haben. Wenn ich aber mein Auge hob zu der leuchtenden Sphäre die sich über mir wölbte, gleichsam in Anbetung eines ungesehenen Lichtcentrums, da mußte ich in tiefer Demuth ausrufen: „„Herr! was ist der Mensch doch daß du dich seiner erbarmst!““ Dann gedachte ich wohl der freundlichen Welt die ich verlassen, mit ihrem Wechsel von Licht und Schatten, an die andern Gestirne die sie durch ihren Wechsel beleben, und an die Herzen die an den unsrigen erwarmten, bis endlich meine Gedanken mich nach dem Reiche derer trugen die nicht mehr waren — und das hob mich wieder empor zu den Gestirnen!“ Auch die Eskimos sind keine gedankenlosen Beobachter. Sie kennen und benutzen die große Uhr der Sternenwelt. Einer von ihnen zeigte einmal auf einen Stern, und sagte: „Wenn dieser da dorthin gegangen ist wo jetzt jener steht, dann ist es Zeit zum Aufbrechen.“ Die Eskimos haben ihre eigenen Sternnamen und theilen ihre Zeit nach den Umdrehungen des Firmaments ein. Ueberraschend ist ihre Kunde von den Witterungswechseln. Sie wissen auch genau wo sie das Wild anzutreffen haben, und besonders begabt sind sie süßes Wasser zu entdecken, als ob sie eine ächte Wünschelruthe mit sich führten.

Am 7 December kamen grönländische Schlitten, die Benfall und Petersen nach der Brigg brachten. Diese gehörten zu der Fluchtpartei und hatten ihre Gefährten 200 Meilen weit im kläglichsten Zustande verlassen. Die Vorräthe waren bereits aufgezehrt, und den Unglücklichen war nur dadurch zu helfen daß man den Eskimos Lebensmittel für sie anvertraute. Am 12 Dec. erschien auch der Rest der Desertenre, und man war jetzt wieder vollzählig beisammen.

Langsam verstrich der Winter, und man näherte sich bereits dem März. Dieser und der Februar waren die schlimmsten Monate. Der Scorbut ergriff einen nach dem andern, und das Schicksal der Abenteurer beruhte jetzt nur auf dem Jagdglück des Eskimo Hans, denn man besaß kein anderes Gegenmittel gegen die arktische Seuche als frisches Fleisch. Washingtons Geburtstag (22 Febr., wurde daher zum Festtag, als Hans mit einem Beutefoal (Renntier) heimkehrte. Merkwürdig genug wurde der Rest des Fleisches am 24 Febr. bereits völlig in Fäulniß gefunden. Die Geschwindigkeit der Zersetzung bei einer Temperatur von — 35° F. (— 30° R.) scheint ein Wunder zu seyn, aber sämmtliche Grönländer behaupten daß eine hohe Kälte die Fäulniß beschleunige. Die Thiere die sich von Gras nähren, haben überhaupt Neigung zu rascher Verwesung, und es soll vorkommen, versichert Kane, daß das Fleisch des Moschusstiers schon 5 Minuten nach der Erlegung fleckig wird. Bald war niemand mehr vom Scorbut frei, obgleich das Uebel im allgemeinen gelinder auftrat als im vorigen Winter. Alles seufzte

Digitized by Google

nach der Northumberland-Insel mit ihren zahllosen Colonien von Eidergänsen, die man früher dort wahrgenommen hatte, und es erschien diese Insel den hungernden Kranken wie ein arktisches Capua. Selbst die Eskimos konnten nicht mehr helfen. Hans, der sie in Anoatok [1] besuchte, fand die größte Hungersnoth. Die Eskimos sind sorglos, sie essen übermäßig so lange Vorräthe vorhanden sind, und so wird der Januar und Februar, wo die Jagd aufhört, durchschnittlich zur Zeit des Elendes. Bereits waren sie diesmal so weit gekommen ihr kothbarstes Besitzthum, die Schlittenhunde, zu opfern. Von dreißig Exemplaren waren nur vier verschont geblieben, die andern verzehrt worden. Hans kam wie ein Retter mit seiner guten Büchse, denn es gab eine Jagd, und ein Wallroß von mittlerer Größe wurde erlegt. So war den Eskimos geholfen, und die Kranken der Advance erhielten ihren Antheil an dem frischen Fleisch; aber so geschwächt waren sie bereits daß selbst bei der hungerreizenden arktischen Temperatur 7 Pfund völlig für alle täglich ausreichten. Der März bewies sich abermals als der kälteste Monat, alle Stellen im Eis die noch offen geblieben waren, froren zu.

Um das Elend zu steigern brach auch noch Verrätherei am Herd aus. Kane wurde gewahr daß zwei Matrosen, Godefroy und William, auf Flucht dachten. Sie wollten den Eskimo Hans, der sich auf der Jagd bewährt, überfallen, ihm Schlitten und Hunde abnehmen und damit nach südlichen Eskimodörfern entweichen. Ihre Berabredungen hatten sie flüsternd während der Nacht getroffen, waren aber von Cameraden belauscht worden. Man ließ sie nicht aus den Augen, und in dem Augenblick wo William vom Schiffe sich entfernen wollte, wurde er aufgehalten und er wie Godefroy in Gewahrsam gebracht. Allein die wenigen Gesunden auf dem Schiffe kämpften um ihre Existenz, sie konnten nicht auch noch Verbrecher bewachen. Man befreite daher die schlimmen Bursche und begnügte sich mit einer Warnung und Ermahnung. Godefroy indessen fehlte bald darauf. Er hatte allein sich auf die Flucht begeben. Dieß alles geschah bei einer Temperatur zwischen — 46 und 56° F. (— 35 bis 39° R.), allein Kane bemerkt: „Ich bin fest überzeugt daß keine bis jetzt beobachtete Kälte Menschen am Reisen verhindert. Die Chronik dieses Winters zeigt es. Ich bin zu Schlitten und zu Fuß 60—70 Meilen über das rauheste Eis zu wiederholtenmalen gegangen bei 50° unter Null." Am 2 April ließ sich ein Mann mit einem Schlitten nicht weit von der Brig sehen. Man glaubte es sey Hans, und Kane gieng ihm mit Beistand entgegen. Es war aber Godefroy, der, als man ihn niederzuschießen drohte, willig mit Hunden und Schlitten nach dem Fahrzeug folgte. Plötzlich aber berente er und wandte sich zur Flucht. Die Pistolen versagten, und der Bursche entkam abermals, ließ aber den mit Wallroßfleisch beladenen Schlitten und die Hunde zurück. Später gelang es ihn bei den Eskimos aufzusuchen und geschlossen nach der Advance zu bringen. Dieses Beispiel war nothwendig, um andere von ähnlichen Abenteuern abzuschrecken und ihnen ins Gedächtniß zu rufen daß jeder die Pflicht habe für alle einzustehen.

[1] Anoatok heißt in der Eskimosprache „vom Wind gelieht," eine Bezeichnung die vortrefflich für die Gegend paßt, wo denn überhaupt die Ortsnamen der Eskimos materisch und trefflich gewählt seyn sollen.

Kane ist der Ansicht daß die Eskimos in Nord-Grönland im Aussterben begriffen sind und vielleicht mit der nächsten Generation erlöschen werden. Die Blattern, die sie etliche Jahre zuvor heimgesucht hatten, richteten furchtbare Verwüstungen an. „Ich zähle, bemerkt Kane, bereits acht Niederlassungen in unserer Nähe, die etwa 140 Köpfe umfassen, und seit unserer Ankunft sind nicht weniger als fünf Todesfälle eingetreten. Verbrechen tragen zu der Verminderung mit bei, denn es sind wir nun bereits drei Mordthaten zur Kenntniß gekommen." Das Innere ihrer Hütten ist nicht eben einladend. Als Kane einst in einer Hütte einsprach, fand er bereits sechs Gäste anwesend, die, vom Sturm überrascht, dort Zuflucht gesucht hatten. Er hatte 80 Meilen in rauhem Wetter zurückgelegt, in der Hütte aber herrschte eine Temperatur von + 90° F. (+ 26° R.). „Solch einen gestaltlosen Klumpen von Menschheit wird man schwerlich anderswo antreffen. Männer, Weiber, Kinder ohne irgend eine andere Bekleidung als ihren Körperschmutz, krochen und wanden sich durch einander wie die Regenwürmer in der Schachtel eines Anglers. Kein Gleichniß wird die Wahrheit übertreiben können. Der Raum betrug 7 Fuß in der Breite, 6 in der Tiefe, und einschließlich der Kinder waren außer mir 13 Personen beisammen." Wir stellen uns gewöhnlich die Grönländer als eine kleine, schwächliche und häßliche Race vor. Allein es gibt unter ihnen hochgewachsene Leute, wahre Athleten, die unsere Bewunderung im physischen Sinne verdienen. Und was die Häßlichkeit betrifft, so haben die Männer nach den Abbildungen und Holzschnitten die rothen Indianer Amerika's nicht zu beneiden, während die Frauen, wenigstens was den Körper und die Gliedmaßen anbetrifft, südliche Formen und Anmuth zeigen. Es scheint also keine allgemeine Wahrheit zu seyn daß der Mensch unter höhern Breiten in seinem physischen Werth herabsinkt. Der Eskimo ist ein vortrefflicher Jäger. Unerschrocken greift ein einzelner Mann den Bären mit seiner Lanze an, und es fehlt dabei weder an Todesfällen noch an schlimmen Verwundungen. Der Gesellschaft dieser Wilden mangeln die Oberhäupter, denn wenn auch der eine oder andere eine Rolle wie ein Häuptling spielt, verdankt er es nur seinen persönlichen Eigenschaften, seinem Reichthum oder seinem sonstigen mühsam erworbenen Ansehen. Ihre Priester oder Beschwörer heißen Angekoks, sie sind zugleich Aerzte, auch an Influkoks oder böse Hexenmeister wird geglaubt, die dann ein schimmes Ungeheer, welches der Volksmahn ihren kösen Kräften und Wissenschaften zuschreibt, mit dem Tode büßen müssen.

Der Frühling war jetzt erschienen, die Jagd wurde ergiebiger, und mit der frischen Nahrung wich auch der Scorbut, so daß man zuletzt nur noch vier Kranke, d. h. Arbeitsunfähige, zählte. Die Brig lag indessen tief im Eise, und man ahnte längst daß man nur in den Booten die Rettung werde versuchen müssen. Der 17 Mai war zum Aufbruch bestimmt, alle Vorkehrungen mußten bis dahin beendigt seyn. Als nun der Tag kam, blieb alles anfangs stumpf, die Mannschaft hatte die Rettung schon halb und halb aufgegeben. Allein bald kehrte der frische Geist zurück. Nur für 36 Tage waren noch Lebensmittel vorhanden, und es blieb außer Frage daß man nicht warten durfte ob die Brig wirklich eisfrei werden könnte. Die Seelente nahmen das hölzerne Bild, „die schöne Augusta" vom Schnabel des Schiffes. Schön war sie freilich nicht mehr. Eine Eisbank hatte ihr den Busen abgequetscht

Digitized by Google

und ein Eisberg ihr die Nase weggerissen. Die Seeleute packten sie aber auf die Schlitten, und als Kane gegen die Vermehrung des Gepäcks protestirte, meinten die Leute, „in jedem Fall ist sie gut zum Verbrennen.“ Man hatte die wichtigsten Vorräthe mit Schlitten schon voraus gebracht, und die Boote wurden mühsam über das Eis geschoben, bis man das Fahrwasser im Süden erreicht haben würde. Diese Locomotion war höchst anstrengend, und man gewann täglich nur kleine Strecken, bis zuletzt sich günstiger Wind erhob und die Segel aufgespannt werden konnten. Das war nun etwas neues über das glatte Eis zu segeln, aber man kam wunderbar rasch vorwärts, und zum erstenmal stimmten die Leute wieder den fröhlichen Gesang an: „Storm along my hearty boys!“ Nur Einer fehlte! Der treue Hund, dessen Jagdglück die Abenteurer ihr Leben zu verdanken hatten. Er war schon seit zwei Monaten abwesend. Niemand wußte wohin er gerathen war. Die Eskimos behaupteten jedoch es sey ihm kein Unglück widerfahren, sondern er habe eine Schöne gefunden, und diese ihn, beide hätten eine Hütte gebaut, und da Hans, als großer Jäger, jedenfalls eine „gute Partie“ war, so fanden sich keine Schwierigkeiten. Freilich hatte der Treulose einen andern Eskimos-Schatz in Petervik verlassen, nach dem er sich anfangs stark zurücksehnte. Aber alles Ding hat seine Weile, auch die grönländische Sentimentalität, und die Eskimemänner vergessen unter dem 80sten Breitegrade eben so rasch eine alte Liebe als ihre Brüder unter niedrigen Polarabständen.

Das Eis war mittlerweile so mürbe geworden daß eins der Boote einbrach, und zwar dasjenige worin sich sämmtliche Journale, Logbücher und Register befanden, die Urkunden aller Thaten der hartgeprüften Männer. Glücklicherweise wurde dieser Schatz und das Boot gerettet, während werthlosere Dinge verloren giengen. Man erreichte jetzt Littleton Island, wo man Vorräthe vor zwei Jahren niedergelegt hatte. Sie kamen jetzt, da sie unversehrt sich erhalten hatten, den Flüchtlingen sehr zu statten, denn ohne sie hätte vielleicht der Hungertod sie weggerafft. Von den Kranken verschied der 36jährige treue Christian Ohlsen. Man begrub ihn am Fuße eines Borgebirges, das man mit seinem Namen benannte, die höchste Ehre die man dem wackern Seemann erweisen konnte. Die Eskimos kamen in Schaaren herbei und halfen die Boote über das Eis bis an das Fahrwasser schieben. Dort wurde ein herzlicher Abschied von diesen Leuten genommen. Sie riefen den Scheidenden mit naiver Rührung zu: „Ihr habt uns gutes gethan. Wir sind nicht hungrig, wir nehmen (stehlen) nichts.“ Kane zeigte beim Abschied den Leuten noch das Kunststück, wie man durch eine Linse aus Eis die „Sonne herabziehen könne.“ Er gab sich dabei alle mögliche Mühe ihnen die Erscheinung zu erklären, und ließ sie die Wirkungen des Brennglases auf der Haut spüren. Ein physikalisches Verständniß ist ihnen indeß nicht aufgegangen, denn sie behaupteten seit Kane sey ein großer Angekok (Zauberer). Man ließ ihnen noch viele Geschenke zurück, und am 17 Junius 1855 wurden die Boote in das offene Wasser geschoben. Die Fahrt zwischen Eisbänken unter Schneestürmen war nicht eben gefahrlos. Am 23 Jun. litten die Boote einen Riß (Quetschung), der gefährlicher als alle früheren, nur wie durch ein Wunder überstanden wurden. Ein furchtbarer Sturm zwang sie Ende Junius an der Eisfluße unter himmelanstrebenden Klippen drei Tage Halt zu machen. Einen zweiten Ruhepunkt erreichte man am 11 Junius bei Cap Dudley Digges, an den „Klippen der Vorsehung.“ Das Thermometer zeigte dort bereits + 90° (+ 26° R.) in der Sonne und 38° (+ 3° R.) im Schatten. Frisches Grün brach aus den Klippen hervor, eine unbezahlbare Arznei für Scorbutkranke, und an den Felsen saßen auf den Terrassen wie Soldaten im Glied ganze Reihen von Kittiwake's, deren Eier gesammelt wurden. Man schmauste von diesem Federwildpret und versah sich mit neuen Vorräthen. Auch bediente man sich auf dieser Fahrt eines sehr einfachen Werkzeuges der Eskimos zum Fange der Seeschwalben. Es ist dieß ein Netz, wie wir es zum Schmetterlingsfangen benutzen. Der Jäger wählt einen Punkt hart an der Klippe, und wenn er geschickt ist, kann er aus den Schwärmen im Flug in kurzer Zeit Hunderte dieser Thiere fangen. Als man wieder abfuhr, hatte man noch an Brod und Fleisch 640 Pfund, und an Holz für 17 Tage Vorräthe an Bord, ungerechnet das dritte Boot „Erich der Rothe,“ welches zum Verbrennen mitgenommen worden war. Am 28 Julius war man noch immer weit entfernt von Cap Shakleton, einem großen Brüteplatz arktischer Vögel. Die Vorräthe hatten sich ihrer Neige so stark genähert daß man die Rationen längst schon herabgesetzt hatte, und in Folge dessen bereits eine Entkräftung gespürt wurde. In dieser Krisis kam eine unerwartete Rettung. Man sah einen Seehund scheinbar schlafend auf einer Scholle heranschwimmen. An dem Besitz dieses Thieres hieng das Schicksal der Seeleute. Niemand wagte zu athmen als man sich näherte. Die Ruder wurden endlich eingezogen, sobald man in Schußweite gelangt war. Petersen führte ihr Büchse, Kane bemerkte aber daß er vor Aufregung zitterte. Da bewegte sich das Thier, und der Schuß knallte. Der Seehund, sonst so scheu, hatte sich merkwürdig schlafrig gezeigt und die Kugel ihn richtig getroffen. Im Nu wurde die Boote auf die nächste Eisbank gezogen, und ein lustiges Feuer angezündet. Die Leute konnten aber kaum warten, sie schlürften das warme Blut ein und aßen die Leber roh. Dieß war die letzte Prüfung, denn zwei Tage später wurde abermals ein Seehund geschossen, und je südlicher man kam, um so reichlicher wurde der Ertrag der Jagd. Endlich kam man in die Nähe der dänischen Niederlassungen. Man begegnete einem Eskimo in seinem Kajak (Boot) und erreichte Kingakef, wo Petersen wohl bekannt war. Wie ein Traum erschien ihnen die Rückkehr in die europäische Gesellschaft, und die erste Neuigkeit die sie vernahmen, lautete: Sebastopol sey noch nicht gefallen. Unbeschreiblich war ihr Staunen als sie von einem starrlutheranischen Faßbinder erfuhren, „daß Frankreich und England mit den Mohammedaner sich gegen die griechische Kirche alliirt hätten,“ denn der gute Mann sah die Politik nur von der confessionellen Seite an. Die Flüchtlinge hatten 84 Tage in freier Luft zugebracht, und als sie wieder zwischen vier Wänden sich befanden, fürchteten sie ersticken zu müssen, aber sie waren herzlich von dem Willkommen, das ihnen von herzlichen Lippen immer und immer wieder entgegen schallte.

Von den Dänen freundlich unterstützt, erreichten die Entdecker am 11 August 1855 Godhavn, und wenige Tage nachher erschien ein Dampfer der Ver. Staaten, der zu ihrer Rettung nach dem Smithsunde ausgesendet worden war und sich jetzt auf der Rückfahrt befand.

Digitized by Google

Mégara.

(Aus einem größern Reisewerk über Griechenland.)

Wem ist es möglich die große Eigenthümlichkeit einer Reise auf dem griechischen Festlande zu schildern? Da erscheint alles von unsern heimischen Begriffen so ganz und gar verschieden, daß es schwer wird den braunen Abendländer aus der Künstlichkeit, die jeden Schritt seines Daseyns von der Wiege bis zum Grab begleitet, in die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit griechischer Verhältnisse zu versetzen. Auch bekenne ich daß mir alles gar seltsam erschien, als ich mich an einem der letzten Tage Märzen zum erstenmal inmitten meiner kleinen Reisekarawane erblickte. Ich hatte die Pferde nach Eleusis vorausgeschickt, um eine der wenigen gebahnten Straßen im Lande, die von Athen dorthin führt, in dem bequemern Wagen zurückzulegen. Sie standen nun schon früh am Tage gesattelt und bepackt, dort bei den Resten des alten Tempels der eleusinischen Demeter bereit, die erste nicht unbedeutende Tagfahrt nach der alten Mégara anzutreten. Ich kannte die Leute, denen ich mein Schicksal anvertraute nur erst sehr wenig; aber längst gewöhnt dem Zufall und der darin waltenden Macht in den entscheidendsten Momenten alles zu überlassen, ängstigte mich weder meines Führers schlauer, wahrhaft zantiotisches Schurkengesicht, noch seines Reitknechts finsteres Antlitz, dem der Mangel eines Auges und die oben tief eingedrückte Stumpfnase einen unheimlichen Ausdruck liehen. Demetrio Pomonis, kurzweg Dimitri genannt, erschien an diesem Tag nicht mehr in dem glänzenden Aufzuge den er bei unserer ersten Zusammenkunft getragen hatte. Die weiße Fustanelle hatte den kurzen, sackähnlichen Beinkleidern der griechischen Inselbewohner, die enge, reich gestickte Weste mit den fliegenden Aermeln einem einfachen, ähnlich geschnittenen Oberkleide aus grobem Tuche, die Mütze mit dem reich gestickten Goldgrunde und der aus Silber und Goldfäden gemischten langen Troddel einer einfachen hohen rothen Mütze mit langem Schweife aus blauer Seide weichen müssen. Doch nahm er sich selbst in dieser kleinen Uniform immer noch malerisch genug aus, wenn er auf dem schönen Thiere, das er sich vorbehalten, munter dahintrabte, in dem ausgestreckten Arme eine der reichverzierten türkischen Pistolen, wovon er ein Paar vorn in dem ledernen Gürtel trug, und mit flatternden Aermeln, die der rasche Gang seines Pferdes gleich Segeln anschwellte. Andrea, des Nikolaos Sohn, war in allen Dingen das gerade Gegentheil seines Meisters. In schmutzigen Kleidern, die sich um so ärmlicher ausnahmen, je schöner sie einst in bessern Tagen gewesen zu seyn schienen, gab er in Aussehen und Haltung zu erkennen wie schwer der Stand, dem er sein Brod verdankte, auf ihm lastete. Aber freiwillig war er aus behaglichern Verhältnissen auf diese unterste Stufe des Daseyns hinabgestiegen. Denn als sein Vater ihm die Mittel versagte, ohne welche er nie hoffen konnte seine Geliebte heimzuführen, da hatte er alles verlassen, Bitten und Beschwörungen sein Ohr verschlossen und unter der Last des Daseyns den Schmerz der Seele zu begraben gesucht. Aber die Rache hat Gott sich allein vorbehalten. Andrea fand ein noch härteres Loos als er selbst gesucht. Denn da er einst auf sein rechtes Auge einen falschen Eid abgelegt, verlor er es am Tage darauf durch einen unglücklichen Fall. Jetzt der lebendige Zeuge von Gottes waltender Allmacht schritt er immer finster und in sich gekehrt neben dem Pferde einher, dessen Rücken alle unsere Habseligkeiten trug, und schien mit ihm die Hitze des Tages und die Mühseligkeiten des Weges zu theilen. War dann des Abends der Ort unserer Bestimmung erreicht, so lastete wiederum alle Arbeit auf seinen Schultern. Denn ihm lag es das Thier seines Gepäcks zu entladen, alles an Ort und Stelle zu bringen, den Pferden Nahrung und Holz zum Feuer herbeizuholen. So vereinigte unsere kleine Gesellschaft in sich die beiden Extreme des menschlichen Schicksals. Denn Dimitri's Lebenslust und Munterkeit war nicht ohne Grund. Ihm hatte der Himmel jeden liebsten Wunsch erfüllt. Als armer Junge von Zante nach Athen herübergekommen, hatte er erst in mehrjährigem Dienst einer englischen Familie diejenigen Eigenschaften ausgebildet die ihn zu seinem spätern Berufe befähigten, und zugleich so viel Geld zusammengebracht als zur Anschaffung eines Reisefonds erforderlich war. Und wie ein Unglück das andere, so gebiert auch ein Glück das andere. Denn der Himmel bleibt in seiner Gunst nie halbwegs stehen. Wie oft hat mir Dimitri in vollem Selbstgefühl seines persönlichen Werthes und mit der freudigsten Rückerinnerung versichert daß ihm von nun an freie Wahl unter den Schönen seines Standes geschenkt gewesen sey. Aber ich habe mich dieses Vortheils auch zu bedienen gewußt, fügte er einmal hinzu, „gegen viele geschlecht, doch immer nur Eine geliebt.“ Und diese Eine hütete ihm nun Haus und Hof, und drei liebliche Kinder, die ihren Vater, so hoffte er, nie verlängern würden. Was blieb ihm dann nun zu wünschen übrig? Standen ihm doch seine Pferde selten beschäftigungslos zu Hause an kostbarem Futter, und nahm die Zahl der Zufriedenheitszeugnisse, die er als sein bestes Capital stets bei sich trug, alljährlich um ein halbes Dutzend zu. Denn er war auch wirklich ein redlicher Bursche, wenn gleich wohl weniger aus Tugend als aus Interesse. Alle diese Dinge waren mir schon am ersten Abend kein Geheimniß mehr. Denn da wir so zwischen den niederen Hügeln dahinritten, zwischen welchen die erste Hälfte des Weges vor Eleusis nach Mégara fortläuft und kein Dorf, ja überhaupt keine menschliche Anlage unsere Aufmerksamkeit beschäftigte, so war Unterhaltung der Art besonders erwünscht und die beste Verkürzung der Reise. Aber nun eröffnete sich mit einemmal die weite Ebene, die von einem Meer zum andern ausgebreitet und nach dem Isthmus hin durch den hohen, zum Theil schön bewaldeten Gebirgszug der Geráneia beinahe gänzlich abgeschlossen den Hauptheil der alten Landschaft Mégaris bildet. Ich bemerkte hier zuerst was mir später als ein Hauptzug der griechischen Landesbildung erschien. Denn wohl ist in ganz Europa kein Erdstrich in eine solche Unzahl geschlossener Landschaften zerlegt, von denen jede ihren besondern Charakter und ihren eigenthümlichen Ausdruck trägt. Ein Verhältniß das bei der ersten Staatenbildung, in einer Zeit da der Mensch noch vorzüglich der Natur und ihren Einflüssen folgt, von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen seyn muß. Wo zeigt ein Land auf so kleinem Raum einen größern Reichthum in allen Schöpfungen deren der Mensch fähig ist? Wo hat je eines so vollkommen alle Seiten des geistigen Lebens erschöpft als Hellas? Und wie, gemäß einer erhabenen Anschauung von dem Verhältniß des Irdischen zu der Gottheit, die das ganze Alterthum beherrscht, jeder Ort im Lande seine Gründung auf ein unsterbliches Wesen zurückführt, so hatte auch jeder in der eigen-

Digitized by Google

thümlichen Abgeschlossenheit seines Daseyns einen jener leitenden Geister hervorgebracht, die all unserm Wissen und Denken zuerst die Bahn gewiesen. Es ist kaum möglich an Einem Tage, ja in einem Umfange von nicht mehr als zehn Stunden, drei verschiedenere Länder zu durchgehen als Athen, Eleusis und Mégara. Denn wenn das Längenthal das den Cephissus bewässert, durch die Form der Gebirge, die es auf drei Seiten einschließen, auch in der lebloseſten Natur die Gesetze der ewigen Schönheit verwirklicht; wenn dann Eleusis durch den düſtern Ton der Anhöhen, die sein Meeresbecken ringe umschließen, dem Geheimnißvollen seines Mysterienbienſtes besonders entspricht, so zeigt nun Mégara's offenes Gestade die ganze Heiterkeit und Luſt eines südlichen Landes, und läßt es begreifen wie Euclid's Mitbürger dem „megarischen Gelächter“ in ganz Griechenland sprüchwörtlichen Ruf erwarben. Es ist mit Städten und Ländern wie mit Menschen. Der Eindruck den ihr erſtes Auftreten auf uns hervorbringt, wird auch durch entgegengeſetzte Erfahrungen ſpäterer Tage ſchwerlich je ganz zurückgedrängt. Ich ſah Mégara zuerſt in dem vollen Lichte das die noch hochſtehende Sonne über die ganze Gegend, über Berg und Ebene, Land und See ausgoß, und das Bild das ſich mir damals eingeprägt, kehrt mit all ſeiner Lieblichkeit ſo oft vor meine Seele zurück als in Denkmälern des Alterthums mir ſein unvergänglicher Name begegnet.

Die Lage der älteſten griechiſchen Städte war bei aller Verſchiedenheit des Terrains und der Umgebung doch überall die gleiche, und wer sein Auge einmal für dieſe Dinge ausgebildet, erkennt die Spur alter Zeit auch in dem heutigen Mégara wieder. Da wo die Ebene nach dem Meer hin abfällt, erheben ſich aus ihr eine Anzahl kleiner Feldhügel, unter welchen einer durch größere Höhe und Spaltung ſeines Scheitels in zwei getrennte Spitzen vor den übrigen hervortritt. Hier liegt die Stadt, mit ihrer Maſſe dachloſer, weißer Häuschen, den ſüdlichen Abhang bis in die Ebene hinüber bedeckend. Kein andrer Punkt der gleiche Vortheile, ſeinem war ſo wie ihm die Herrſchaft über das umliegende Land geſichert. Noch trönen Reſte mittelalterlicher Befeſtigungen, und Thürme aus der fränkiſchen Zeit die beiden Anhöhen die ſich über der Stadt erheben, und vergegenwärtigen das Bild alter Zeit. Denn dort war die Akropolis, deren ungeheure polygone Umwauerung noch heute in ſehr beträchtlichen Reſten zwiſchen dem Schutt von Jahrtauſenden hervortritt. Keiner griechiſchen Stadt konnte eine ſolche fehlen. Sie bildete, wie das Capitol zu Rom, den heiligen Mittelpunkt des ganzen Staates, und vereinigte auf ihrem nicht ſehr großen, aber durch Natur oder Kunſt wohl befeſtigten Raume die Tempel der oberſten Götter, und alles was dem Staat werth und unentbehrlich war. An ſie ſchloß ſich dann die Stadt an, durch ungeheure Mauern geſchützt, die von der Burg auslaufend ſich meiſt zu einem regelmäßigen Dreieck geſtalteten. So waren alle jene Städte angelegt, deren unzerſtörbare Trümmer uns in allen Gegenden begegnen, wo der pelasgiſche Volksſtamm ſeinen Fuß hingeſetzt, in Kleinaſien, Hellas, Italien, und als deren größte Beiſpiele wir Lariſſa, Kremaſte, Achilis hohe Königsburg, Phyphis in Arkadien, in Italien aber Palleſtrina und Argino kennen. Aber noch großartiger mußte ſich Mégara's Anblick geſtalten, als lange Schenkelmauern die Verbindung der Stadt mit dem Hafenorte Nikäa ſicherten. Jetzt iſt das alles verſchwunden, und wer durch die engen Gaſſen mit Mühe ins Innere der Stadt vordringt, ſieht immer mehr den täuſchenden Schein von Reinlichkeit und Wohlhabenheit verſchwinden, mit dem die Entfernung die ſcheinbar ſo ſtattliche Anlage umgeben hatte. Mühe und den heißen Sonnenſtrahlen beinahe erliegend waren unſere Pferde über den ſumpfigen Plan dahergeſchritten bald zwiſchen Heerden weidender Ziegen, bald von den wilden Hunden verfolgt, deren Wuth und Raubluſt eine der großen Plagen griechiſcher Landreiſen ausmacht. Jetzt aber im Angeſicht der Hütten welche den Beginn der Stadt ankündigten, mußten die Klepper ihre letzten Kräfte ſammeln, um der Ankunft möglichſten Glanz zu verleihen. Schon hatte Dimitri ſeine Sporen eingedrückt, und nun knallten raſch hintereinander zwei Schüſſe los, durch welche er ſich zu gleicher Zeit den Mégarenſerinnen ankündigen und bei mir in größeres Anſehen ſetzen wollte. An ſolche Einzüge längſt gewöhnt, ahnte auch mein Gaul ſeinem Vorgänger nach, ohne meinen Willen abzuwarten, und ehe ich mich's verſah, ſtanden ſie beide mitten in dem geräumigen Hofraume des Chanes, der ihnen Leiden für heute ein Ende machen ſollte. Der raſche Hufſchlag hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt, und da die Weiber aus Neugierde immer allen zuvorthun, ſo war der Hofraum ſchon bald mit Ihnen angefüllt, als endlich auch das Packpferd durch Schläge zur letzten Anſtrengung geſtärkt, ſchreiſtirelnd und mit weitgeöffneten ſchnaubenden Naſen anlangte. Nun war des Fragens und der Glückwünſche kein Ende. Aber Dimitri trug vor allen den beſten Preis davon. Ihm lächelten alle und ſein Name war auf jeder Lippe; denn der Anglos, den er ihnen gebracht, war zu fremd, und Andrea, des Nicolaos Sohn, zu häßlich und abſchreckend. Doch auch Dimitri nahm alle ſeine Huldigungen mit der kalten Miene eines Mannes auf, der ſich durch Herablaſſung in den Augen ſeines zeitweiligen Herrn zu ſchaden fürchtete, und zur Erwiederung ſener Zärtlichkeiten einen geeigneteren Zeitpunkt abwarten wollte. Auch lagen ihm noch andere Sorgen ob. Denn hatte ſich im Laufe des Tages die Tüchtigkeit ſeiner Pferde erprobt, ſo war nun der Augenblick da, in welchem er ſeinerſeits alle ſeine Führertalente, ſeine Kochkunſt, ſeine Fertigkeit ein erträgliches Lager zu bereiten, und überhaupt alle Mängel ſeines ſchönen Vaterlandes beſtmöglich zu verbergen bewähren ſollte. Jetzt war alles an ihm Geſchäftigkeit und Amtseifer, und Andrea konnte nirgends ſchnell genug helfen. Erſt mußten unſere Habſeligkeiten dem Pferde abgenommen, dann die Thiere in der Stallung untergebracht werden. Denn ohne dieſe Vorbereitung konnte kein weiterer Schritt geſchehen.

Um mich von dem Gang der Dinge gehörig in Kenntniß zu ſetzen und ſpäter im Nothfall alles ſelbſt verrichten zu können, ſetzte ich mich hin auf die unterſte Stufe einer hölzernen Treppe die außen an der Stallmauer zu einem kleinen Ueberbau, dem Nachtquartier europäiſcher Gäſte, hinaufführte. Hier lag nun gar bald die ganze Reiſehaushaltung vor mir ausgebreitet. Erſt kam ein ungeheures Leder, das den ganzen Kram bedeckt hatte, und Dimitri zum Nachtlager diente; dann eine alte wollene Decke, ein ungeheures Leintuch, eine ſchmale und ſchon ſehr zuſammengebogene Matratze, und ein hölzernes, durch Schnurgeflecht verbundenes Bettgeſtell, das ſelbſt eine größere Laſt als die meinige zu tragen im Stande war. Das waren die Stücke auf welche Dimitri ſich beſonders viel zu gut that, und denen er ſeinen großen Namen im ganzen helleniſchen Lande hauptſächlich verdankte. Denn er war der erſte, der ſeine Landsleute in der Kunſt unterwies, auf weichen Betten die müden Glieder auszuruhen und ſich zu dieſem Ende am Abend umzuziehen und am Morgen wieder anzukleiden. Gewiß für jenes patriarchaliſche Land ein ebenſo weiſenlicher Dienſt, als da ihm vor Zeiten Prometheus das Feuer und Kadmus die Buchſtaben gebracht. Während nun Andrea die Treppe hinaufeilte um aus jenen Stücken ein Bett zuſammenzuſetzen, um das er mich den glückſeligſten der Sterblichen preiſen mußte, öffnete Dimitri ein großes ledernes Doppelkoffer, das nach

Digitized by Google

Art der Körbe welche das Maulthier belasten, über den Rücken des Pferdes gelegt war, und alles zur Küche Nothwendige in gleicher Vertheilung des Gewichts enthielt. Da führte den Reigen erstens ein großer eiserner Kessel, das Hauptstück unserer Habe, dann, in seinem Innern untergebracht, eine Pfanne mit ablösbarem Stiel, eine Kanne zur Bereitung von Kaffee oder Thee, dann Teller, Tassen, Bestecke, Lichtstöcke, zwei hölzerne Weinflaschen und mehrere Becher aus hartem Leder; selbst Servietten und Tischtücher fehlten nicht. Aber noch mehr Wirkung als von diesen Reichthümern versprach sich Dimitri von den mannichfachen Vorräthen, die er erst noch am Tage vor der Abreise zusammengekauft hatte, und wie er die große Tute zerstoßenen Kaffees, den schönen Reis, ein halbes Dutzend mächtige Brode, selbst Thee, Orangen, Feigen, Zucker und Gewürze in reicher Auswahl hintereinander aus ihrem Verstecke hervorzog, verfehlte er niemals einen prüfenden Blick nach mir hinüberzuwerfen, und Zeichen inneren Wohlgefallens herauszufordern. Unterdessen war auch die Wirthin hervorgekommen um ihrem alten Bekannten, dessen Bedürfnisse sie längst kannte, die Verabfolgung aller ihr obliegenden Vorbereitungen anzuzeigen. In der Rechten ein schönes Kaninchenviertel und in der Linken ein lebendiges Huhn unter den Flügeln haltend, trat sie zu uns heran und bedeutete daß die Feuerstätte zur Verfügung stehe. Die Kiria Epaminonda war eine Frau von hohem Wuchs und ernstem Aussehen. Gleich allen griechischen Weibern mit der Besorgung der Familie und der Wirthschaft ausschließlich belastet, hatte sie beim Tod ihres Mannes weniger einen Gebülfen als einen Herrn verloren, und mochte etwa die Lücke im Herzen größer seyn als die im Hauswesen, so hatte der stattliche Chiote, der gerade nebenan die Haare schnitt und Kaffee wirthete, dieselbe bereits wieder zum Theil ausgefüllt.

Die kleinen Dienste welche er der armen Wittwe leistete, und besonders der schöne Kaffee mit dem er ihren schwachen Augenblicken zu Hülfe kam, fanden immer entschiedenern Anklang, und ließen bereits ahnen daß auch noch größere Opfer seiner Zeit nicht zurückgewiesen werden würden. War doch der Preis aller Anstrengungen werth. Kirios Leonida besaß neben aller Gutmüthigkeit die ihn auszeichnete, doch immer Scharfblick genug, um die großen Vortheile welche ihm aus einer solchen Verbindung erwachsen würden, richtig zu schätzen. Ihm, der alle Stücke seines umfassenden Berufs auf der Straße ausübte, konnte der so viel zahlreichere Besuch der benachbarten Schenke nicht entgehen, und diese Blöße, dachte er, müsse nothwendig zunehmen, wenn einst die beiden Schilde zu einem einzigen verschmolzen seyn würden. Bei solchen Aussichten mochte Leonida selbst Regungen der Liebe in sich zu fühlen vereinen. Doch war Dimitri über diesen Punkt nicht im klaren. Jedenfalls, meinte er, sprudle und koche es im Herzen des Bewerbers nicht so heiß als hier in seinem Kessel. Denn bereits stand dieser auf dem Feuer und ließ den Reis mit dem Huhne lustig in seinem Innern auf- und niedertanzen. Wir saßen herum und schwatzten über jene sogenannte Liebesangelegenheit, deren Anfang und ruigen Fortschritt Dimitri bei seinen wiederholten Besuchen im Hause der Kiria Epaminonda genau zu beobachten Gelegenheit gefunden hatte.

(Schluß folgt.)

Der russische Handel mit China.

Der russische Handel mit China, seit 1684 in Folge der Zwistigkeiten mit diesem Lande wegen der Gränzbestzungen am Amur unterbrochen, wurde durch den Vertrag von Nertschinsk v. 3. 1689, [1] welcher den Unterthanen beider Reiche gegenseitig eine gänzliche Handelsfreiheit zusicherte, zuerst consolidirt. Indessen als in Folge dieses Tractates mehrere Karawanen nach Peking expedirt wurden, machte die chinesische Regierung, wenig dem freien Handel geneigt, vielmehr an Monopole gewöhnt, ihnen alle möglichen Schwierigkeiten, verbot 1718 den Verkauf der russischen Waaren in Peking und schickte die Karawane heim. 1727 mußte Rußland einen neuen Vertrag [2] mit den Chinesen schließen. Den russischen Kaufleuten wurde der Eintritt in China untersagt; der Tauschhandel auf die beiden Gränzorte Kiachta und Zuruchaitu beschränkt; nur alle drei Jahre sollte die russische Regierung für ihre Rechnung eine Karawane nach Peking schicken dürfen. Von 1728 bis 1755 giengen nur sechs Karawanen, meist mit Pelzwerk der Krone, das sie als Tribut der Romanen in Sibirien erhob, hin, welches dort gegen chinesische Producte, besonders Rhabarber, ein Monopol des russischen Fiscus, vertauscht wurde. Neue Plackereien der Ortsbehörden und der chinesischen Kaufleute welche den Preis der russischen Waaren willkürlich bestimmten, zum Theil auch die Concurrenz der sibirischen Kaufleute mit dem Fiscus, ließen diesen Handel wenig vortheilhaft ausfallen. Durch die Räubereien der Gränzcräuber und in Folge mannichfaltiger Klagen wurde 1744 bis 1792 der Handel gehemmt unterbrochen. Am längsten währte die Unterbrechung alles Handels, als 1756 10,000 Kibitken der Torganten nach Rußland auswanderten, bis nach deren Rückkehr nach China [3] 1771 das Mißverständniß zwischen beiden Reichen beseitigt wurde. Erst seit dem Vertrage von 1792 zwischen dem General-Gouverneur von Irkutsk mit dem Befehlshaber der chinesischen Gränzprovinzen nahm der Handel seinen regelmäßigen Verlauf. Peter III schaffte das Rhabarber-Monopol des Staates ab; Katharina II unterdrückte die Karawanen auf Staatsrechnung, so daß der Handel nun ganz in Privathänden war. Indessen hatten schon Peter der Große und die Kaiserin Anna erkannt daß bei der großen Entfernung der Handel durch Gesellschaften [4] geführt werden müsse, und es bildeten sich seit 1767 bis zu Ende des letzten Jahrhunderts für den Handel von Kiachta sechs Compagnien, jede für bestimmte Waaren nach den Städten aus welchen sie dieselben bezogen, die von Moskau, Tula, Archangel, Wologda, Tobolsk und Irkutsk genannt. Sie wählten aus ihrer Mitte Agenten, die im voraus die Preise der Tauschwaaren bestimmten, und darauf halten sollten daß man von diesen nicht abweiche. Die Chinesen in Kiachta bildeten selbst eine monopolistische Handelsgesellschaft von Kaufleuten aus Schansi, die sich 1792 vereinigten gemeinsam die Preise der chinesischen Waaren hinaufzutreiben, die der russischen aber herabzudrücken, durch allerlei Listen die Russen zu veranlassen recht viele Waaren zu bringen, dagegen die Zufendung der chinesischen zu beschränken; das Bedürfniß nach russischen Producten in China zu verbehlen und keinem chinesischen Kaufmann, der nach Mai-mai-tschin gekommen, zu erlauben, auf eigene Rechnung Handel zu treiben, bevor

[1] Plath Geschichte des Hl. Athens I. 357.
[2] Plath II. 377 sqq.
[3] S. Plath Geschichte des östlichen Athens II. 637—48.
[4] Tengoborski Etudes sur les forces prod. de la Russie. T. IV. 582 sqq.

Digitized by Google

er sich nicht dort ein Jahr aufgehalten habe. Der Ortsbeamte hier, der Targuschei, hatte auf Beobachtung des Reglements zu halten. Die Chinesen hielten aber auch selbst strenge daran. Hatte einer eine Waare von einem Russen zu einem bestimmten Preise erstanden, so gab keiner mehr dafür. Die Russen hielten nicht so gut zusammen. Es verkaufte einer wohl unter dem gemeinsam festgesetzten Preise. Daher vielerlei Klagen, bis ein Reglement der russischen Regierung vom 15/27 März 1800 festsetzte daß, nach dem Muster des Chinesen, auch die Agenten der verschiedenen Handelsgesellschaften unter Aufsicht des Zollamts von Troitskosav vorher den Preis der russischen Waaren festlegen und, wenn der nicht gehalten werden könne, zu einer zweiten vorgängigen Preisbestimmung schreiten sollten. Die sechs Compagnien wurden aber bald unter sich uneinig, einige bemächtigten sich mehrerer Artikel welche andern vorbehalten waren. So giengen die Compagnien von Archangel und Wologda zu Grunde, und die von Tula verfiel. Aber auch sonst noch giengen in dem Handel bedeutende Veränderungen vor.

Ursprünglich bestand der Handel mit China fast ausschließlich in Pelzwerk. Die Menge Pelzwerks, welche der Krone in Sibirien oder russischen Kaufleuten gehörte, fand lange in Rußland selbst, wie in Persien und der Türkei genügenden Absatz. Aber als dort das nationalrussische Costüm gegen das europäische vertauscht wurde, waren die alten Märkte von Persien und der Türkei bald damit überfüllt, und man suchte nun in China sich dafür einen neuen Markt zu eröffnen, und bei dem rauhen Klima seiner Nordprovinzen fand es da bald einen reichlichen Absatz. Nur fragte es sich was dagegen nehmen? Erst führte man aus China nur Gold und Silber in Barren, Rhabarber, einige Luxusgegenstände, wie Seidenzeuge, Porcellan, Oelsteine aus; später als sich Südsibirien bevölkerte, grobe chinesische Baumwollenzeuge, vor allem Daba, von Anfang an schon auch Backsteinthee — an den die Buräten in Sibirien sich lange gewöhnt hatten — 1755 bis 1762 im Durchschnitt jährlich 5—7000 Pud und noch etwa 6000 Pud Blumenthee (Tawietoschny) und eine mittlere Sorte schwarzen Thee (Torgowy). Der steigende Verbrauch des Thees in Rußland veränderte gänzlich den Charakter und die Verhältnisse des Handels in Kiachta. Da früher das Pelzwerk der vornehmste Artikel des Tauschhandels gewesen war, nahmen erst vorzugsweise die Kaufleute Sibiriens, die des europäischen Rußlands nur einen geringen Theil daran. Sibirien war damals nur noch dünn bevölkert und wenig civilisirt, die Chinesen mußten also für das Pelzwerk Waaren aufsuchen, die über die Gränzen der russischen Besitzungen in Asien hinaus Absatz fanden. Dieß war der Thee, welcher sich so reißend in Rußland verbreitete daß die Russen nun neue Handelsartikel zur Ausgleichung aufsuchen mußten. Die Ausfuhr des Pelzwerkes hatte erst allmählich zugenommen, indessen hatte in den ersten 10 Jahren unseres Jahrhunderts der Ertrag der Jagdren in Sibirien sich bedeutend vermindert. Hauptgegenstand der Ausfuhr waren die Felle einer Eichhörnchenart, Veh (Petit gris). Wenn man zu Ende des vorigen Jahrhunderts jährlich 7 Mill. und 1810 10 Mill. Felle davon ausführte, war 1849 bis 1852 die Zahl im Mittel auf 1,460,000 Stück gefallen; Zobel, deren zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch 16,000 ausgeführt wurden, kommen jetzt gar nicht mehr vor, ebenso wenig Dehman u. a. Die Ausfuhr der Biberfelle ist von 30—50,000 auf 12—14,000 gesunken; Fuchsfelle aus verschiedenen Gegenden Rußlands, und Lammfelle aus der Ukraine und Sibirien nehmen jetzt die Hauptstelle ein. Man mußte also neue Handelsartikel suchen, und da man selbst keine hatte, ließ man erst fremdes Transitogut zu aus England, Preußen, Polen, namentlich Tücher und Baumwollenzeuge. Preußische Tücher wurden 1821 855,875 Arschinen (100 = 106^{635} per Elle) in China eingeführt. Als dieser Transito 1822 eingestellt wurde, traten an dessen Stelle polnische Tücher, 1831 637,835 A. Aber man wollte die russische National-Industrie durch das Prohibitivsystem heben, und es ist diesem gelungen jene fremden Producte durch russische zu ersetzen. Seitdem nimmt das Pelzwerk nur noch den zweiten Platz unter den russischen Ausfuhrartikeln ein, den ersten nehmen jetzt russische Wollen- und Baumwollengewebe, die mit dem verarbeiteten Leder 1849—53 $^3/_4$ der Gesammtausfuhr bilden, während das Pelzwerk nur noch 18 Procent davon ausmacht. Andererseits sind von Ausfuhrartikeln China's die Seidenzeuge, Baumwollengewebe u. s. w. fast ganz verschwunden, und der Thee bildet jetzt 19/20 der Gesammtausfuhr China's.

Indessen blühte der Handel. Das Pelzwerk fand bei geringem Vorrathe guten Absatz. Da entstanden unter den russischen Kaufleuten Rivalitäten und Conflicte, und die Eröffnung der fünf Häfen 1843 und die Unruhen in China seit 1851 ließen im Handel von Kiachta wieder Veränderungen hervortreten. Die großen Capitalisten in Moskau welche die Fabricanten, die für China arbeiteten, in ihren Händen hatten, beherrschten lange den Markt; die Kaufleute Sibiriens trieben anfangs nur den Pelzhandel und erlangten erst später auch an dem übrigen Handel einen Antheil. Jene überließen ihnen nur den Ausschuß der Waare, indessen nahmen diese an Einfluß so zu daß, während 1830 sie nur 32 Procent, der Zahl der Interessenten nach, ausmachten und ihr Capital im Handel nur $^1/_4$ des gesammten Handelscapitals betrug, sie 1854 $^2/_3$ der Kaufleute mit mehr als der Hälfte des Handelscapitals bildeten. Die Zahl der europäischrussischen Kaufleute 1830 36, mit 2,270,600 S. R., und 1840 28 mit 4,617,400 S. R., war 1854 nur noch 27 mit 2,907,800 S. R. Capital; die der Kaufleute von Kiachta aber 1830 nur 17 mit 761,200 R. S., 1854 auf 52 mit 4,313,000 R. gestiegen. Also hatte nicht bloß die Zahl, sondern auch durchschnittlich das Capital, das jeder im Handel eingelegt hatte, zugenommen, während sich die Zahl der moskowitischen Kaufleute vermindert, das Capital des einzelnen, welches im Handel steckt, sich aber vermehrt hatte. Der Grund ist, die Kaufleute in Moskau konnten nur durch Agenten und Commissionäre die für sich mit handelten den Handel betreiben, während die an Ort und Stelle die Ortsgelegenheit besser kannten und ihr Interesse wahrnahmen. Als der Handel noch vorzugsweise mit fremden Producten geführt wurde, gab dieses den Kaufleuten in Moskau noch einen Vorsprung; seit an deren Stelle russische getreten sind, ist dieses aber nicht mehr der Fall. Ein Theil des Capitals, welches aus den sibirischen Goldwäschen stammt, hat sich dem chinesischen Handel zugewendet, und die Fortschritte der russischen Fabrication ließen die Fabricanten in Moskau auch den Kaufleuten in Sibirien 18 bis 22 Monate Credit geben. Während 1815—18 die russischen Manufacturwaaren um 18,7 Proc. der gesammten Ausfuhr und davon die Wollgewebe nur 4 Proc. betrugen, die Ausfuhr der Baumwollenwaaren aber fast Null war, die des Pelzwerks aber 54 Proc. und 1830—34 noch 44,7 Proc. betrug, machte dieses 1849—1853 aber nur noch 18 Proc. aus; die der zubereiteten Felle fiel von 11,9 auf 9,8 Proc., während die Wollengewebe in diesen Perioden von 26 auf 42 Proc., die Baumwollengewebe von 8,4 auf 22,8 Proc. der gesammten Ausfuhr stiegen. Die Producte der russischen Industrie überhaupt sind bei der Ausfuhr von $^1/_4$ auf $^3/_4$ (77,8 Proc.) gestiegen.

Digitized by Google

Bei diesen veränderten Verhältnissen, wo statt weniger großer Capitalisten und einiger Handelscompagnien, deren jede ihre besondern Waaren führte, besonders seit 1840—50 eine Menge kleiner Capitalisten in Sibirien am Handel Theil nahmen, passte, das beschränkte Regulativ von 1800 nicht mehr. 1851 versuchte man es zwar noch auf drei Jahre strenge aufrecht zu erhalten, die Agenten sollten z. B. nicht mehr für eigene Rechnung handeln, aber es ließ sich nicht mehr halten. Die Idee des freien Handels hatte selbst bei den Chinesen mehr um sich gegriffen. Bei der Verschiedenheit der Qualität der Waaren waren die allgemeinen Abschätzungen nicht mehr angemessen, und hemmten den Absatz; als z. B. die Russen 1843 den Preis ihrer Waaren um 15 Proc. oder gar 1848 um 50 Proc. erhöhten, brachten die Chinesen weniger Thee, und nun mußten sie unter dem Preis von 1847 loskschlagen. Aehnliches kam 1852 vor. Die Moskauer Kaufleute erhöhten ihre Waarenpreise um 50 Proc., die Chinesen hielten zurück; jene mußten noch ablassen und erhielten doch nur 10,000 Kisten Thee, nur $\frac{1}{10}$ der gewöhnlichen Ankäufe. Es litt darunter die russische Zolleinnahme der Art daß sie von 5—5½ Mill. S. R., 1845—48 auf 1,650,000 im Jahr 1853 fiel. Sie hob sich indeß 1854 wieder auf 2,860,000 S. R.; dieß veranlaßte die Regierung, den Handel in Kiachta frei zu geben. Es kam aber noch ein anderer Grund dazu. Während die Chinesen früher das russische Pelzwerk und die russischen Manufacturen gerne nahmen, wurde nach dem Krieg mit den Engländern Gold und Silber ein Bedürfniß, und dieß wurde vorzegogen, zumal dieses bei den darauffolgenden Unruhen in China sich besser in Sicherheit bringen ließ. Erst geschah die Ausfuhr nur heimlich als Contrebande, in natura oder durch Creditbriefe, welche man nachher heimlich umsetzte. Dergebens setzten die Russen Strafen auf die Gold- und Silberausfuhr, und veranlaßten die chinesischen Behörden, die Annahme der Creditbriefe den Chinesen zu verbieten. Da die Chinesen denselben Imperial, der 5 R. 15 K. gilt, zu 8,9—10 R. beim Waarentausche und den S. R. zu 180 K. annahmen, unterblieb es nicht, weil die russischen Kaufleute weder es thaten, zu viel dabei gewannen. Als in der Stadt Kiachta das Gold verschwand, trieb man die Contrebande außer der Stadt, und es giengen jährlich etwa ½ Mill. S. R. nach China. Da man Gold und Silber nicht in Münzen und Stangen ausführen durfte, führten die russischen Kaufleute Silberwaaren, Schüsseln, Reiche, Löffel u. s. w. zuerst 1854 aus, wodurch der stockende Handel sich wieder belebte. Die Regierung suchte nun die Ausfuhr von Gold und Silber auf ein Drittel vom Werthe der Manufacturartikel und der Hälfte der Pelzausfuhr zu beschränken. So stieg die Ausfuhr 1854 wieder auf 5,810,000 R., davon 1,010,000 R. in Gold- und Silberwaaren, und 4,800,000 in andern Waaren. Da die Chinesen aber im Tauschhandel gegen Thee diese Gold- und Silberwaaren nur nach dem innern Metallwerthe schätzen, war es offenbar vernünftiger, lieber die Ausfuhr von Gold und Silber in Stangen zu gestatten.

(Schluß folgt.)

Ueber das Datum der Sonnenfinsterniß welche der Belagerung Larissa's durch Cyrus ein Ende machte.

Unter obigem Titel enthält das Athenäum folgendes Schreiben J. R. Hinds, d.d. Bishop's Observatorium, Regent's Park, 31 Januar: Seit einiger Zeit wurde ich veranlaßt einen Versuch zu machen zur Bestimmung des wahrscheinlichsten Datums der Sonnenfinsterniß welche von Xenophon in der Anabasis III. 4. 8, auf der Belagerung Larissa's ein Ende machend, folgendermaßen geschildert wird: „Als der König von Persien diese Stadt belagerte, zu der Zeit da die Perser den Medern das Reich entrissen, konnte er sich auf keine Weise zum Herrn derselben machen. Da geschah es daß die durch eine Wolke verdunkelte Sonne verschwand, und die Dunkelheit fortdauerte, bis die Einwohner von Bestürzung ergriffen wurden, und dann die Stadt genommen ward." Daß das in dieser Stelle erwähnte Naturereigniß wirklich eine Sonnenfinsterniß war, scheint kaum einen Zweifel zuzulassen, und ich will, worin die meisten Astronomen mir gewiß gern beistimmen, annehmen daß die Finsterniß eine totale gewesen sein müsse, um Bestürzung oder nur Aufmerksamkeit erregen zu können. Wer Zeuge einer totalen Sonnenfinsterniß gewesen, wird unsichrer einseren warum ich auf dieser Voraussetzung beharre. An eine ringförmige Finsterniß ist hier nicht wohl zu denken, da Xenophon ausdrücklich sagt: „Die Sonne verschwand." Wir müssen uns daher nach einer totalen Sonnenfinsterniß in Larissa oder Nimrud, oder sehr nahe bei der angenommenen Lage dieser Stadt, unter 42° 8' östl. Länge von Greenwich, und 36° 16' nördl. Breite, 18 (engl.) Meilen südlich von Mossul am Tigris, umsehen.

Ich habe nicht die Absicht Sie zu ersuchen mir in der gegenwärtigen Mittheilung Raum zu verstatten für die an diese Forschung sich knüpfenden zahlreichen Einzelheiten. Es wird der neueren Theorie binnen kurzem möglich seyn den Gegenstand in passenderer Form, als ich es zu thun im Stande gewesen, zu behandeln — dann nämlich, wenn wir im Besitz der Mondtafeln Prof. Hansens und der Sonnentafeln Leverriers seyn werden. Meine Absicht ist nur auf die Andeutung des wahrscheinlichsten Datums für die Sonnenfinsterniß gerichtet: die Umstände welche sie begleiteten, mögen weiterer Forschung unterzogen werden, wenn einmal die verbesserten Tafeln benützbar sind.

Ich begann damit daß ich, nach den sehr brauchbaren Tafeln Largeteau's und W. Drew Snooke's, mit dem Grad approximativer Genauigkeit wie diese Tafeln sie geben, die nähern Umstände sämmtlicher Conjunctionen innerhalb der Sonnenverfinsterungsgränzen zwischen den Jahren 560 und 520 vor Christus bestimmte. Es war dann leicht zu sehen welche Sonnenfinsternisse in der Nähe des Tigris wahrscheinlich sichtbar gewesen waren, und was auch nur den geringsten Zweifel zuließ, unterzog ich einer strengen Berechnung, wobei ich die von den H.H. Adams und Hansen herrührenden neueren wichtigen Verbesserungen an einigen der Lunarelemente nicht außer Acht ließ. Hrn. Adams' Verbesserung des Laplace'schen Werths der Säculärbeschleunigung der mittleren Bewegung des Mondes wird von großer Erheblichkeit bei diesen alten Finsternissen, da die Länge dadurch um den vierten Theil eines Grades vermindert, und die Conjunction von zwanzig auf dreißig Minuten verschoben wird, so daß der Pfad des Schattens auf der Oberfläche der Erde um mehrere Grade westwärts sich bewegt.

Die Sonnenfinsternisse welche ich einer genauen Prüfung unterzogen habe, sind die vom 19 Mai 557, 1 Nov. 556, 23 Oct. 547,

Digitized by Google

31 Aug. 534, und 30 Jun. 531 vor Christi Geburt. Im Jahr 556 begann die Linie der centralen und totalen Sonnenfinsterniß auf der Erde in 61° 27′ westl. Länge, und 46° 32′ nördl. Breite, und endete in 84° 46′ östl. Länge und 18° 28′ nördl. Breite; die Sonne war central verfinstert auf dem Meridian in 24° 24′ östl. Länge und 21° 59′ nördl. Breite. Hieraus ist klar daß der Pfad der Totalität weit im Süden des Zigrid war.

Von der am 23 Oct. 547 vor Christus eingetretenen Sonnenfinsterniß hat man, meines Wissens, gewöhnlich angenommen, sie sey diejenige deren Xenophon Erwähnung thue. Die neueren Berechnungselemente unterstützen diese Ansicht nicht. Die totale und centrale Sonnenfinsterniß begann in 2° 48′ westl. Länge und 76° 38′ nördl. Breite; sie fiel um Mittag in 38° 34′ östl. Länge und 54° 44′ nördl. Breite, und endete 98° 4′ östl. Länge und 25° 8′ nördl. Breite. Als sie durch den Meridian von Mossul gieng, war sie sonach in der Breite um 14 Grad höher als dieser Platz, und konnte keine merkliche Verminderung des Tageslichts hervorrufen. Die andere Verfinsterung von 547 v. Chr. war in diesem Theil der Welt nicht sichtbar, und wir können daher schließen daß der Fall Larissa's in diesem Jahr nicht stattfand.

Die Sonnenfinsterniß vom 31 Aug. 534 v. Chr. war eine ringförmige; allein ich habe eine genaue Berechnung über dieselbe angestellt, weil man behauptet sie sey die in Frage stehende. In 35° 51′ östl. Länge war die Breite der Centrallinie 24° 34′ nördlich, und sie endete in 49° 56′ östl. Länge und 20° 53′ nördlicher Breite, so daß von dieser Finsterniß abermals nicht die Rede seyn kann.

Am 30 Jun. 531 v. Chr. begann die Linie der centralen und totalen Phase in 81° 30′ westl. Länge und 1° 15′ südl. Breite, und endete in 50° 42′ östl. Länge und 8° 46′ nördl. Breite; die Sonne war auf dem Meridian in der Mitte der Verfinsterung in 17° 47′ westl. Länge und 28° 0′ nördl. Breite. Dieses Datum ist daher unzulässig.

Es übrigt noch die totale Sonnenfinsterniß vom 19 Mai 557 v. Chr., welche, mit größerer Wahrscheinlichkeit als alle andern innerhalb der meine Forschung umfassenden vierzig Jahre, die von Xenophon erwähnte gewesen zu seyn scheint. Obgleich die zu Grund gelegten Elemente die Zone der Totalität nicht bis 250 (engl.) Meilen von Larissa bringen, ist es doch nicht unwahrscheinlich daß eine neue auf verbesserte Data hin vorzunehmende Berechnung diese Entfernung ansehnlich vermindert. Die Centralverfinsterung begann in 89° 4′ westl. Länge und 9° 14′ nördl. Breite; sie trat um Mittag in 23° 11′ westl. Länge und 38° 31′ nördl. Breite, und gieng über folgende Punkte:

Länge	Breite.	Sonnen-Zenithabstand
9° 21′ Ost . . .	39° 47′ N. . . .	46° 40′
35° 45′ „ . . .	33° 53′ „	78° 9′
41° 26′ „ . . .	32° 5′ „	78° 48′
49° 30′ „ . . .	29° 28′ „	86° 37′
53° 3′ „ . . .	28° 14′ „	90° 0′

Ich finde als Punkte in der Nordgränze der totalen Phase:

Länge	Breite
35′ 37 O. . . .	34° 5′ N.
41° 55 „ . . .	32° 10′ „

Wonach der Durchmesser des Gürtels der Totalität in der Richtung des Meridians von Mossul kaum mehr als 80 Meilen beträge, und die nördliche Gränze befände sich 260 (engl.) Meilen südlich von der angenommenen Lage Larissa's. Die Centrallinie kam sonach diesem Platz bei der Sonnenfinsterniß von 557 v. Chr. näher als bei jeder der andern Finsternisse die sich zwischen den Jahren 560—520 v. Chr. ereigneten, und es wird ohne Zweifel der Mühe werth seyn eine genauere Prüfung anzustellen, wenn wir im Stande sind alle Ergebnisse neuerer Theorie in passender Form anzuwenden. Ich hege keine sehr übertriebenen Hoffnungen daß man wirklich finden werde, diese Sonnenfinsterniß sey — vorausgesetzt daß die Lage der Stadt die obenangegebene ist — über Larissa gegangen, will kaum einige Wahrscheinlichkeit besteht daß die von mir zu Grunde gelegten Elemente Verbesserungen von so erheblicher Größe erfordern werden, daß die Centrallinie der Breite nach um so viel höher zu stehen käme; allein wenn dem beinnoch so wäre — immer vorausgesetzt daß Phänomen welches die Bewohner Larissa's in Schrecken versetzte hatte, sey eine totale Sonnenfinsterniß gewesen — so müßte man sich nach einer Sonnenfinsterniß umsehen, außerhalb der Zeitgränzen die ich mir gesteckt hatte — eine Alternative, die, wie ich glaube, den Ansichten der Chronologen durchaus zuwiderliefe.

Aus dem Leben des Contre-Admirals Edward Parry.

Das Athenäum widmet den Memoirs of Rear-Admiral Sir W. Edward Parry, herausgegeben von dessen Sohn Edward Parry, einem Geistlichen der anglicanischen Kirche, eine längere Besprechung, der wir folgende Stellen entheben:

Sir Edw. Parry ist auf Bath gebürtig, und hat im Decembre 1790 das Licht der Welt erblickt. Als er dreizehn Jahre alt war, wendte er sich von der Laufbahn, zu welcher ihn sein Vater bestimmt hatte, dem Studium der Medicin, ab, und trat als Freiwilliger an Bord der „Ville de Paris.“ Im Junius 1803 sah er zum erstenmal Salzwasser, und traf auch zum erstenmal auf ein Verdeck das breiter war als ein Flußboot. Einen Augenblick lang blieb er stumm vor Erstaunen, allein die Neugier überwältigte ihn, und er fieng an eine Menge praktischer Fragen zu stellen. Hier ereignete sich eine — weil sie den Stempel eines wahren Matrosen an sich trägt — wirklich charakteristische Anekdote.

„Er sah einen der Matrosen am Tauwerk von oben herabsteigen, und plötzlich, ehe das erstaunte Schiffsvolk wußte was er thun wollte, sprang er vorwärts. Kletterte, mit seiner gewohnten Behendigkeit, am Hauptmast hinauf, und schwenkte von dieser schwindelnden Höhe herab triumphirend seine Mütze denen zu welche er unten gelassen hatte. Als er wieder auf's Deck herabkam, sammelten sich die Matrosen, welche Zeugen dieser That gewesen, um ihn, lobten seinen Muth, und sagten ihm er sey „ein schmucker Bursche, und jeder Zoll an ihm ein Matrose.“

Nicht viele dreizehnjährige Knaben, welche bis zuletzt noch die „unschuldige Milch“ der Kindheit eingesogen, würden sich, zehn Minuten nachdem sie zum erstenmal das Meer gesehen oder den Fuß auf das Verdeck eines Kriegsschiffs gesetzt, auf die Spitze des Hauptmasts hinaufwagen. Es ist ein schwindelerregendes Hinaufsteigen an dieser Leiter bis an jenen lustigen Punkt der weit ins Blaue hinausreicht — und die Matrosen hatten recht wenn sie den jungen Parry als einen Zögling bezeichneten der aller Wahrscheinlichkeit nach die batterirende Britannia in der Beherrschung der Wellen unterstützen werde. Während seines Aufenthalts auf der

Digitized by Google

„Wille he Paris“ wohnte er nur Einem Treffen bei — einem theilweisen Gefecht mit der Brester Flotte — und er scheint sich darüber gefreut zu haben. „Der Bericht welchen die Zeitungen gegeben haben, schreibt er darüber, ist ziemlich übertrieben . . . Es war gewiß der schönste Anblick den ich je in meinem Leben sah. Es ist erstaunlich wie wenig Furcht man gleich nach dem Beginn eines Treffens fühlt. Jedermann denkt nur daran wie er dem Feinde schaden, nicht aber daß er selbst Schaden leiden könne.“

Von der „Wille de Paris“ gieng er — ein schöner flattirender Bursche, wie sein Admiral sagte — an Bord der „Tribune,“ und von da zur „Vanguard,“ kämpfte abgesondert gegen holländische Kanonenboote im Jahr 1809, kreuzte Gibraltarstein, las den Cowper, und erhielt im Jahr 1810 eine Lieutenants-Bestallung. In der „Alexandria,“ seinem nächsten Schiff, sah Parry zum erstenmal das Polareis. Während der Nachtwache studierte er gewöhnlich einige Stunden lang die Stellungen der Nordsterne. Im Jahr 1813 war er in Halifax und sah den „Shannon“ inmitten des lärmenden Beifallgeschreies in die Chesapeake-Bay bringen.

Nach Beendigung des großen Krieges las Parry in den Zeitungen die Nachricht von der Ausrüstung einer nach den Nordmeeren bestimmten Expedition. Er hatte an eine Erforschung des Congo gedacht; aber „bleß aber laß sey ihm alleins,“ sagte er, und bot der Admiralität unmittelbar seine Dienste an. Binnen wenigen Tagen, obgleich immer noch Lieutenant, hatte er das Commando des „Alexander,“ unter Commander John Ross von der „Isabella,“ der die nordwestliche Durchfahrt aufsuchen wollte. In gleicher Zeit sollten die „Dorothea“ und der „Trent“ über den Nordpol selbst kühn auf die Behringsstraße lossteuern. „Der zweite im Commando der letztern Expedition war Lieutenant Franklin, dessen Bekanntschaft Parry eben damals machte, als beide ihre Schiffe in Deptford in segelfertigen Stand setzten. Franklin, der um vier Jahre älter war, hatte sich im letzten Krieg große Auszeichnungen erworben, und beide standen jetzt im Begriff die große arktische Fahrt zu unternehmen, an die sich ihr Name für ewige Zeiten knüpfen wird. Die so begonnene Bekanntschaft reifte später zur ungebrochenen, nahezu vierzig Jahre dauernden, Freundschaft zwischen diesen verwandten Naturen. Als man das Schicksal des „Erebus“ noch nicht mit Sicherheit kannte, fühlte niemand schmerzlicher als Sir Edward Parry die folternde Pein der andauernden Ungewißheit. Sein verlorner Freund war, um die eigenen Worte Parry's zu gebrauchen, „sein beständiger Gedanke im Schlafen wie im Wachen,“ und unter seinen werthvollsten Papieren fand man ein Schreiben mit der Ueberschrift: „Meines theuren Franklin letzter Brief an mich, 10 Jul. 1845.“ Parry schildert den ersten Eindruck, den Franklins Charakter auf ihn machte, mit folgenden Worten: „Mit Lieutenant Franklin habe ich eine lange Unterredung gepflogen, und ich halte ihn, so weit ich dieß zu beurtheilen vermag, für den gewandtesten Seemann mit dem ich je gesprochen.“

Parry's arktische Abenteuer bilden bereits einen ziemlich bekannten Theil der großen, drei Jahrhunderte der Unternehmungen und Täuschungen umfassenden Geschichte. Vom Lancaster-Sund kehrte die Expedition zurück, und Parry schrieb in sein Tagebuch: „Ich bin, nach allem was ich in neuester Zeit gesehen, der vollen Ueberzeugung daß die Entdeckungsversuche in den Polargegenden bisher stets in dem Augenblick aufgegeben wurden in welchem die größte Aussicht auf Erfolg bestand.“

Es machte ihm ungemein große Freude, als er im Jahr 1819 — immer noch Lieutenant — an die Spitze einer neuen Expedition gestellt wurde. Den Lancaster-Sund hinauf begaben sich „Hecla“ und „Griper“ — Crokers Berge bekamen den Namen Barrow's-Straße — durch das sonnenlose Meer nach Melville-Eiland. Sie überwinterten inmitten des Schnees und Eises vieler Jahre, und hofften no weiter vorzudringen. „Alle ihre Anstrengungen aber über das Südwestende der Melville-Insel hinaus zu gelangen, zeigten sich vergeblich und überzeugt endlich von der Unmöglichkeit das gewünschte Ziel zu erreichen, erklärte Parry, nach einer Berathung mit den übrigen Officieren der Expedition, daß jeder weitere Versuch in dieser Richtung vorzudringen fruchtlos seyn würde.“

Dieser wichtigen Reise folgte eine andere, die des „Hecla“ und der „Fury,“ welche einer von Parry's Entdeckungen, einem ausgedehnten arktischen Canal, den Namen gab. Parry wünschte Jahr um Jahr in Igluik zu überwintern, bis er seinen Zweck erreicht habe; allein der Wunderzu proteſtirte, und er kehrte abermals nach Hause zurück, wurde zu einer Postcapitänsstelle befördert, als Admiralitäts-Hydrograph angestellt, und übernahm zum drittenmal, im Jahr 1824, die Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt. „Am 18 Jun. stießen sie in der Davis-Straße auf das erste Eis, und um diese Zeit ereignete sich ein Zufall, der seine große natürliche Kaltblütigkeit in der Stunde der Gefahr in ein helles Licht stellt. Es war Sonntag Vormittag, und die Schiffsmannschaft befand sich, mit Ausnahme einer kleinen Wache auf dem Deck, im Schiffsraum beim Gottesdienst; in Gemeinschaft eines Caplans nahm Parry die gottesdienstlichen Verrichtungen selbst vor. Er hatte eben den Morgengottesdienst beendigt und nahezu den Schluß der Predigt erreicht, als der Schiemann hastig den Lukengang hinabstieg und ihm einige Worte ins Ohr flüsterte. Ohne das geringste Zeichen von Aufregung an den Tag zu legen, stellte Parry leise einige Fragen an ihn, und hieß ihn wieder auf seinen Posten zurückkehren. Dann öffnete er sein Buch wieder, fuhr in der Predigt fort, als wäre nichts geschehen, und endigte sie mit den Segensworten. Hierauf erhob er seine Hand und sagte: „Nun, mein Bursche, alle Hände auf Deck, — aber bedächtig, nicht übereilt!“ Als man auf das Deck kam, fand sich daß ein Nebel, der sie den ganzen Morgen über umhüllt hatte, verschwunden war, und daß sich ihnen, in nur kurzer Entfernung, zu rechter Hand Land zeigte. Parry, dessen anscheinende Gleichgültigkeit bloß aus seiner Ueberzeugung entsprang daß dem Bericht des Schiemanns zufolge keine unmittelbare Gefahr zu besorgen sey, nahm jetzt seinen gewöhnlichen Posten ein, erließ rasch die nöthigen Befehle, änderte den Lauf des Schiffs, und vermied so die Gefahr. „Wir wußten das wir uns auf ihn verlassen konnten,“ waren die emphatischen Worte eines der bei dieser Gelegenheit anwesenden Seeleute. Wir wollen unsere Auszüge mit einer Stelle aus dem letzten Briefe Franklins an Parry schließen; er ist vierzehn Tage vor dem Verschwinden des „Erebus“ in den arktischen Eisöden geschrieben, und auf Whale Fish Island, 10 Jul. 1845 datirt.

„Ich habe, sagt Franklin, an den Tischen meiner Cajüte jetzt einen Lieutenant, der sich mit der Ausarbeitung des Vermessungsplans beschäftigt, den er von den Inseln, aus welchen diese Gruppe besteht, gemacht hat; sodann Hrn. Goodsir, den Unterchirurgen und Naturforscher, der mit seinem Mikroskop die Crustacea Mollusca aufs genauste untersucht und skizirt, und die er dann, solange die Farben noch frisch sind, beschreibt. Er ist im Aufsischen dieser Schaltthiere sehr erfahren, und fand viele seltene, so wie einzelne unbekannte Geschöpfe, die zu lange Namen haben als daß ich sie niederschreiben könnte. Neben diesem Tische liegen Sammlungen ausgebälgter Vögel und das Handwerkszeug des Chirurgen, der in solchen Dingen sehr geschickt ist. Um das Deck der Cajüte her sind die Schiffsvorräthe an unentgemachten Kartoffeln, in niedliche Zinnbüchsen verpackt, aufgestellt. Aus obiger Beschrei-

Digitized by Google

bung werden Sie im Stande seyn sich ein Bild von meinem gegenwärtigen Leben zu machen, und wenn ich meinen Kopf umdrehe, so habe ich Sie in Ihrem Gemälde wie lebendig vor mir stehen.“ Armer Franklin! Er ermyfelt seine Frau und seine Töchter der Liebe ihrer Freunde, und verschwindet.

Miscellen.

Ein Mittel gegen Feuersgefahr auf Schiffen. Eine Menge Fälle sind bekannt geworden, wie ich glaube (sagt Med. Dr. James Paton in einem im Athenäum vom 14 Febr. abgedruckten Schreiben), in welchen Dampf- und andere Schiffe durch Feuer vernichtet und unberechenbare Verluste an Menschenleben und Eigenthum herbeigeführt wurden. Dieser Uebelstand läßt sich aber, meines Dafürhaltens, durch wohlfeile, sichere und einfache Mittel heben. Ich möchte dazu folgendes Verfahren anrathen: man fülle, sobald die Schiffsmannschaft und die Reisenden aufs Deck gebracht worden, das Schiff mit kohlensaurem Gas, was sich dadurch bewerkstelligen läßt daß man in einem oder mehreren passenden Theilen des Schiffs einen oder mehrere Wasserbehälter, welche doppeltkohlensaures Natron oder irgendeine andere Kohlensäure enthalten, und in deren Innerem ein Glasgefäß aufstellt, gefüllt mit einer gehörigen Menge Schwefel- oder irgendeiner andern Säure zur Deplacirung des Gases. Der Wasserbehälter sollte mit dem Deck mittelst einer Oeffnung, durch welche ein eiserner Stab gesteckt werden könnte, in Verbindung stehen, und an der Seite Oeffnungen haben durch die das Gas in den Schiffsraum zu entweichen vermöchte; die obere Oeffnung sollte geschlossen werden, sobald das Glas zerbrochen ist, so daß das Gas unten ausströmen könnte. Nachdem beim ersten Feuerlärm auf dem Deck alles versammelt ist, könnte man die Flasche im Innern der Kohlensäure durch den eisernen Stab zerbrechen; in wenigen Minuten würde sich dann das Schiff mit fixer Luft füllen, und gleichzeitig das Feuer erlöschen so daß, wenn es nicht zuvor schon aufs Verdeck gedrungen, nicht die geringste Gefahr bestünde. Man kann sich von der Dichtigkeit des Gefängen überzeugen, wenn man eine lufttichte tannene Kiste, einen geschlossenen Karren oder ein passendes lufttichtes Gefäß nimmt, eine Quantität doppelt kohlensaures Natron auf den Boden stellt und eine bis oben hinauf reichende Röhre anbringt. Füllt man nun das Gefäß mit Baumwolle oder einem andern brennbaren Stoffe, zündet dann diese brennbaren Stoffe an, und gießt, während des Umsichgreifens des Feuers, ein wenig Essig oder eine andere Säure in die auf dem Natron befindliche Röhre, so wird das Feuer, auch wenn zur Zurückhaltung des Gases keine Deckung über dem Gefäß ist, augenblicklich gelöscht seyn.

*

Zur Geographie von Südpersien. In der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft am 9 Febr. wurde, dem Athenäum zufolge, eine Abhandlung des Obersten Rawlinson verlesen, unter dem Titel „Bemerkungen über die Geographie Südpersiens, mit Bezug auf die schwebenden militärischen Operationen.“ Es geht daraus hervor daß, merkwürdigerweise, die Stelle auf welcher die englischen Truppen mit den Persern zusammenstießen, in geschichtlichem und antiquarischem Sinn die interessanteste im ganzen Land ist, und früher der wichtigste Platz an der Küste des persischen Meerbusens gewesen war. Das Fort Buschir ist, wie die Sage geht, von Nebukadnezar erbaut worden, wenigstens hat man ihm den Namen dieses Eroberers beigelegt. Der persische Meerbusen war von den frühesten Zeiten an die große Verkehrsstraße zwischen Indien und Europa, und an seiner Küste lagen große und wichtige Handelsstädte. Ein Gürtel niedrigen Landes erstreckt sich längs des ganzen Meeresufers, und die Berge liegen nur zehn bis dreißig, von Buschir aus etwa fünfundzwanzig (engl.) Meilen von der Küste entfernt. Da Oberst Rawlinson sich ziemlich lang in Persien aufgehalten, so hält er sich überzeugt daß man im offenen Land nirgends ernsten Widerstand finde, was sich aber ändern werde sobald man in die Engpässe gelange, wo ein ganzes Regiment nicht genügen dürfte zur Vertheidigung einer einzigen Kanone. Was die Straßen betreffe, so seyen diese in Persien im kläglichsten Zustande, und die Engpässe, deren General Monteith erwähne, mit Gewalt nehmen zu wollen, sey, angesichts eines feindlichen Heers, eine Sache der Unmöglichkeit. Wenn die Regierung den Entschluß gefaßt habe ernstlich gegen Persien zu verfahren, so müsse man eine andere Straße einschlagen. Das Heer müsse weiter oben am Meerufen, in Mohammerah, landen und dann auf Schuster vorrücken. Sir Henry Rawlinson gab nun eine allgemeine Schilderung der Engpässe und des Wasserwegs längs der Küste; was aber die Einwohner betreffe, so bestätigt er die Behauptung des Generals Monteith, daß die Eingebornen in den Gebirgen freundschaftliche Gesinnungen für Großbritannien hegen, und gern in freundliche Beziehungen mit den Engländern treten würden. Einige dieser Stämme vermögen eine Truppenmacht von 4—5000 Mann ins Feld zu stellen. Ueber die Lage Herats, in Betreff deren jüngst einige Zweifel erhoben worden, sagt Sir Henry daß Oberst Saunders sie ganz genau kenne, und daß sie schon lange auf unsern besten Karten, z. B. der Indel'schen Karte von der Nordwestgränze Indiens, der Arrowsmith'schen ꝛc., vollkommen richtig angegeben worden sey. Herat habe nie zu Persien gehört. Hr. Layard ist ebenfalls der Ansicht daß, wenn der Krieg, in welchen England jetzt verwickelt sey, fortdauern sollte, die Operationsbasis, aber vielmehr die Stellung welche das britische Heer behaupten müsse, von Buschir aus mehr landauswärts zu verlegen sey.

*

Eine Reispapierpflanze. In der Sitzung der Gartenbaugesellschaft zu London, am 3 Febr., legte Hr. Fortune den jungen Stamm einer Reispapierpflanze (Aralia papyrifera), die er auf der Insel Formosa geschnitten hatte, den versammelten Mitgliedern vor, und bemerkte dabei: es sey jetzt außer allen Zweifel gestellt daß Formosa den größern Theil des im Handel vorkommenden Reispapiers liefere. Diese Substanz finde großen Absatz in den chinesischen Provinzen Canton und Fokien. In der Stadt Fu-Tscheu-fu trage jede Dame auf diesem Papier verfertigte künstliche Blumen. Man schätze den Verbrauch dieses Blatzes allein auf einen Werth von 30,000 Dollars jährlich. Die Wohlfeilheit des Artikels zeige daß die Pflanze dort in großer Menge wachsen müsse. Hundert Blätter, jedes etwa drei Geviertzoll groß, könne man um ungefähr drei Halfpence (4½ kr.) kaufen. Das Reispapier selbst bestehe aus dem Mark der Pflanze, das von den Chinesen in dünne Platten geschnitten werde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 10. 6 März 1857.

Fortschritte der Naturwissenschaften im Laufe des Jahrs 1856.

(Aus der Revue Contemporaine.)

1. Betrachtungen über die niedrigeren Thiere.

Wir wollen uns hier auf die Geschichte der einfachsten Thiere beschränken. Die einen werden unter dem Namen Infusorien bezeichnet — sie entwickeln sich, so oft man im Wasser Stücke von Pflanzen oder organischen Stoffen faulen läßt; andere nennt man Räderthierchen — man findet sie auf dem Moos der Dächer; andere leben als Schmarotzer in den Organen der verschiedenen Thiere — die Naturforscher geben ihnen den Namen Helminthen. In Deutschland hat man sich dem Studium aller dieser kleinen Geschöpfe am öftesten und fleißigsten zugewendet. Ein berühmter Professor in Berlin, Ehrenberg, hat fast sein ganzes Leben der Beschreibung der Geschichte der lebenden und fossilen Infusorien gewidmet, und ein umfassendes Werk, unter dem Titel „die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen" (Leipzig 1838), herausgegeben. Wiener Gelehrte haben mehrere Jahre hindurch Tausende von Thieren geöffnet um darin die Parasiten aufzufinden, und so eine reiche Sammlung von Eingeweidewürmern gebildet; andere Naturforscher, wie Dujardin in Frankreich (Histoire des Helminthes. suite à Buffon, Paris 1845) und Diesing in Deutschland (Sytema Helminthium, Wien, 1851) haben mit großer Geduld einen Katalog über alle diese Würmer verfaßt, und die Anzahl der dadurch bekannt gewordenen Arten ist unermeßlich (Hr. Küchenmeister hat so eben ein vollständiges Werk über die bei den Thieren und Pflanzen lebenden Parasiten herausgegeben).

Jedes Jahr entdeckt, beschreibt, classificirt man eine große Anzahl neuer, bisher noch unbekannter Infusorien und Helminthen. Man ist lange Zeit der Ansicht gewesen diese Geschöpfe seyen mit einem sehr einfachen Organismus ausgestattet, und nur eine Art belebter Schleim; allein ein aufmerksameres Studium hat alle Irrthümer zerstreut, und den Anatomen gezeigt daß sie noch weit davon entfernt waren sich einen richtigen Begriff von diesen eigenthümlichen Thieren zu machen. Wir finden in den Studien des verflossenen Jahres Entdeckungen welche diese Behauptung rechtfertigen.

Lieberkühn beschrieb ein mikroskopisches Instrument, die bursaria flava, welche mehr als dreißig Gefäße hat, die von einem zusammenziehbaren Bläschen ausgehen, das die Rolle des Herzens spielt, und er entdeckte an den Seiten des Kopfes der Ophryoglena flavicans ein Sinnesorgan. (Müllers Archiv, 1856 S. 20—36.)

Das Studium der Helminthen hat die Anatomen noch mehr beschäftigt. Dr. Georg Walther (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie von Siebold und Kölliker, 1856) entdeckte in dem Leibe der Oxyuris ornata, eines kleinen Schmarotzerwurms im Eingeweide des Wassermolches, nicht bloß den Magen und die Eingeweide, sondern auch Gefäße welche das Blut zu- und abführen, voluminöse Muskeln, ein Gehirn und Nerven, von denen die Lebensäußerungen bedingt sind; ja er ist im Stande gewesen diesen so zarten Nervenfädchen zu folgen und ihren innigen Zusammenhang mit der Oberfläche der Haut zu unterscheiden. Das Nervensystem der Ascariden (anderer Schmarotzerwürmer, die man gewöhnlich in den Eingeweiden der Kinder findet) war kaum bekannt; Dr. Wedl hat davon eine sehr genaue Beschreibung gegeben. Derselbe Zergliederungskünstler hat auch einige unbekannte Parasiten-Arten beschrieben: so die Oxyuris spirotheca, welche in den Eingeweiden eines Insects (des Hydrophilus piceus) wohnt; die Filaria clava, die in dem die Luftröhre der Taube umgebenden Zellengewebe lebt; die Filaria flexuosa, die man nur unter der Haut des Hirsches trifft (Akademie der Wissenschaften zu Wien, Jul. 1856). Hr. Valenciennes hat die Aufmerksamkeit auf eine Filaria-Art gelenkt welche sich unter der Haut des Tigerwolfs angesiedelt hat: dieses Schmarotzerthierchen zeigt die sonderbare Eigenthümlichkeit daß es vollständig entwickelte Junge zur Welt bringt. (Akad. der Wiss. zu Paris, 4 Aug. 1856.)

Es wird den mit der Naturgeschichte nicht sehr Vertrauten auffallend erscheinen daß gewisse Parasitenarten im Eingeweide eines Insects, in der Luftröhre eines Vogels, oder den Muskeln eines Säugethiers leben können. Man kennt die Parasiten der Vögel, der Krieche und der Fische hunderweise; man findet sie in großer Anzahl bei den Mollusken und Crustaceen; einige unter ihnen leben in der Nähe des Magens der Bintegel, ja selbst in den Reproductionsorganen des Erdwurms, und in den Fühlfäden gewisser Schnecken: alles lebt, alles ist beseelt.

Digitized by Google

Eine ganz unerwartete und mit dem von uns behandelten Gegenstand in enger Verbindung stehende Entdeckung ist neuer von den Hh. Philippi und Küchenmeister gemacht worden. Als Prof. Philippi in Turin die Perlen der Unio- und der Anodontaarten untersuchte, entdeckte er im Mittelpunkt einer jeden derselben einen kleinen parasitischen Wurm aus der Gruppe der Trematoden: dieser Wurm bestimmt die Bildung der Perle. (Müllers Archiv, 1856, S. 490.) Er dringt in die Muskel der Mollusken in dem Augenblick ein wo diese sie flatsend hält; er übt bald eine reizende Thätigkeit aus, welcher die Unios oder die Anodonten sich zu entziehen suchen. Um sich von ihrem schädlichen und unbarmherzigen Feinde zu befreien, begraben sie ihn in dichte, durch die Secretion ihres Mantels hervorgebrachte Schichten: dieß ist der Ursprung der Perle. Hr. Philippi glaubt daß die Perlen der Meleagrinen auf keine andere Art gebildet werden. Ein deutscher Gelehrter, Hr. Küchenmeister, theilt die Ansicht Philippi's nicht ganz (Küchenmeisters Uebersetzung der Arbeit: „Sull' origine delle perle, del Dottore Philippi" etc.; Müller'sches Archiv, 1856. S. 251, 268.); er gesteht zwar zu daß jede Perle in ihrem Mittelpunkt stets ein Schmarotzerthierchen hat, nach seinen Untersuchungen über die Elster-Perlen aber erkennt er in diesem Parasiten die Larve eines Insects, der Atax ypsilophora.

Spallanzani, Leeuwhoek und Needham haben im verflossenen Jahrhundert die Beobachtung gemacht daß gewisse Thiere ganze Monate lang der Austrocknung ausgesetzt seyn können, ohne darum ihre Lebenskraft zu verlieren. Diese Thiere kommen wieder zum Leben, sobald man sie mit einem Wassertropfen ansenchtet.

Am Räderthierchen, das auf dem Moos der Dächer lebt, stellte Spallanzani zuerst seine Untersuchungen an. Fünfzehnmal unterwarf er dieses Thierchen der Austrocknung, und fünfzehnmal konnte er es wieder ins Leben zurückrufen. Diese Erfahrungen fanden viele Ungläubige, und man legte ihnen kaum einige Wichtigkeit bei; da aber nahm vor etwa fünfzehn Jahren Hr. Doyère und ganz neuerdings ein anderer höchst ausgezeichneter Zoologe, Dr. Davaine, diese Forschungen wieder auf. Ihren Beobachtungen zufolge nun bieten mehrere Infusorien, acht im Moose der Dächer lebende Würmerarten, so wie mehrere niedrige Pflanzen, die sonderbaren Erscheinungen des latenten Lebens.

Dieses Leben ist nur das Erbtheil einer Familie oder einer ganzen Gruppe, allein es knüpft sich an gewisse Fortpflanzungs- und Wohnungsbedingungen. Während solchergestalt z. B. die Zitterthierchen der Moose ihre Bewegung nach langer Austrocknung wieder aufnehmen können, fehlt den im Wasser lebenden Vibrionien diese Eigenthümlichkeit. Gewisse Larven, welche sich lange Zeit in den Körnern aufhalten, besitzen das latente Leben, die vollkommenen Insecten aber, die aus diesen Larven hervorgehen, behalten dieses wundertare Mittel der Zerstörung zu entgehen nicht.

Die Geschichte des Radens oder Aelchens des Getreides wird eine genauere Anschauung von allen diesen Erscheinungen geben. Wir entnehmen die hier folgenden Einzelheiten den kürzlich von der Akademie gekrönten Studien Hrn. Davaine's. (Rechenschaftsbericht der Akademie der Wissenschaften, 21 Jul. 1856.)

Alle Ackerbauer wissen daß im Laufe regnerischen Jahrgänge das Getreide einer Krankheit ausgesetzt ist, die man unter dem Namen Raden kennt. Diese Krankheit wird durch kleine Rundwürmer verursacht welche sich in der Aehre festsetzen, und das Korn derselben zerstören. Wenn man die kranke Aehre in ihrer Reife untersucht, findet man darin einen gestaltlosen Staub; allein dieser Staub belebt sich, sobald man einige Wassertropfen darauf gießt, und kurze Zeit nachher sieht man eine ungeheure Menge langer, Aelchen genannter Würmer erscheinen. Sie entwickeln sich auf folgende Weise:

Wenn man ein gesundes Getreidekorn neben ein Radenkorn sät, so keimt das erstere, während letzteres aufschwillt und versandt. Durch die Feuchtigkeit aufgereizt, gewinnen die Parasiten-Aelchen das Leben wieder, das durch die Trockenheit des Sommers einen Augenblick lang aufgehört hatte; man sieht sie gewissermaßen wieder auferstehen, und dieser lebendige Staub regt sich und breitet sich aus; er erreicht bald das gesunde Korn. Die Aelchen hängen sich an den jungen Stiel an, verbergen sich unter den Blättern, und warten, um reichliche Nahrung zu erlangen, die Reife der Aehre ab. Um diese Unzukömmlichkeiten zu vermeiden, unternehmen die Bauern, welche von den beklagenswerthen Wirkungen dieser Krankheit, deren Ursache sie nicht kennen, Schaden erleiden, das Getreide, ehe es es der Erde anvertrauen, mehr oder minder wirksamen Zubereitungen.

Gelangt die Aehre zur Reife, so entwickeln sich die Larven und werden groß; die Geschlechter lassen sich unterscheiden, und das Weibchen legt bald seine Eier; diese schlüpfen aus, die Larven dieser zweiten Geschlechtsfolge kommen hervor, und leben in derselben Höhle versteckt wie ihre Eltern. Die Aehre welche dieser Schmarotzerfamilie zur Freistätte dient, trocknet in kurzem aus, die erwachsenen Aelchen sterben, und es bleiben in der verunstalteten Schale nur die trockenen Larven, die einem sehr feinen Staub ähneln. In dieser Form können sie bleiben bis das gesäete Korn, das durch die Feuchtigkeit des Bodens geschwängert wird, diesem verborgenen Leben ein Ende macht, und neue Lebensphasen ins Daseyn ruft. So hat die Natur, der wir ihre Geheimnisse ablauschen, die unwahrnehmbaren Larven, um sie zu schützen, mit einem verborgenen Leben ausgestattet, und sie einer Art Wiedererauferstehung fähig gemacht.

Die Beobachtung hat Hrn. Davaine gezeigt daß die Larven der Aelchen allein das Vorrecht eines verborgenen Lebens besaßen. Dieses Phänomen zeigt sich nie bei vollständig entwickelten Individuen. Die Lebenseigenthümlichkeiten sind daher bei den Larven nicht dieselben wie bei den vollkommenen Thierchen. Diese Schlußfolgerung schien naturgemäß, und die Erfahrungen haben sie über alle Anfechtungen erhoben.

Die Aelchenlarven leben zwei Monate im Wasser; die erwachsenen leben nur sechsundreißig Stunden darin. Die ersteren leben zwei Stunden in einer Auflösung von zwei Hunderttheln Schwefelsäure; sie widerstehen sechs Stunden in einer Mischung von drei Theilen Wasser mit einem Theil Alkohol. Sie können fünf Stunden lang eine Temperatur von weniger als zwanzig Grad ertragen, und bleiben mehrere Monate in dem Glycerin, ausgetrocknet aber mehrere Jahre, ohne das Leben zu verlieren. Die erwachsenen Aelchen gehen unter den gleichen Umständen rasch zu Grunde.

Jedermann weiß daß die Insecten Gesellschaften bilden, daß diese Gesellschaften ihre Oberhäupter, Krieger und Arbeiter besitzen, und daß alle ihre Rollen, ihre Charaktere und ihre Sitten haben. Unter den von diesem Gesichtspunkt aus betrachteten Insecten gibt

Digitized by Google

es für den Naturforscher keine unerklärlicheren als die Termiten oder weißen Ameisen. Seit der schönen Arbeit Smeathmans kennt man die Geschichte der Termiten ziemlich genau (Smeathman, Philosophical Transactions, 1781; ins Französische übersetzt von Rigaud, 1786.) Wir würden nicht davon sprechen, wenn wir sie nicht durch Hinzufügung höchst interessanter, eben veröffentlichter Einzelheiten zu ergänzen hätten. (Acad. des sciences, 25 Aug. 1856. Annales des sciences naturelles, Nr. 4, 1856.)

Man kennt gegenwärtig mindestens einundzwanzig Arten von Termiten: neun gehören Afrika an, neun Amerika, zwei Asien, und zwei oder drei Arten Europa. Frankreich besitzt die europäischen Arten, welche in La Rochelle, Rochefort und selbst bis in die Umgegend von Bordeaux so große Verheerungen anrichten. Es ist nicht bekannt auf welche Art die Termiten nach Frankreich gebracht worden. Gewiß scheint aber daß sie sich erst um das Jahr 1780 in La Rochelle gezeigt haben, und wahrscheinlich in den aus St. Domingo eingeführten Waarenballen herein verschleppt worden sind. Die Termiten der warmen Himmelsstriche, die Smeathman so treu schildert, haben, wenigstens was ihre Wohnungen und ihre Sitten betrifft, keine Aehnlichkeit mit denen unserer Länder, namentlich nicht mit der lichtscheuen Termite von Bordeaux.

In Afrika ist der Hauptcharakterzug der Termiten ihre Baugeschicklichkeit; sie führen Wohnungen auf welche nicht weniger als drei bis vier Meter Höhe haben — wahrhafte Denkmale; die Arbeitstermiten haben darin Magazine für ihre Lebensmittelvorräthe, Kammern für die Larven, Brütstätten für die Eier, Zellen für die Krieger, und eine lange und geräumige Lage für das Königspaar angelegt. Die Termiten der Haiden von Bordeaux bauen einfacher; sie bemächtigen sich eines alten Fichtenstamms, graben ihre Galerien hinein und vertheilen darin ihre Zellen.

Ueberall, in Afrika wie in Frankreich, machen sich die Termiten bemerklich durch jenen Zerstörungstrieb, von welchem Linné eine richtige Anschauung gab, als er sie die Geißel der beiden Indien nannte: Termites utriusque Indiae calamitas summa. Diese Insecten schleichen sich in die Wohnungen und Magazine, zernagen das Holz und greifen die Bretter und die Dächer an. „Man hat gesehen, sagt Hr. v. Quatrefages, wie sie in einer einzigen Nacht durch den Fuß eines Tisches hindurchdringen, ihn von oben nach unten durchziehen, den darauf gestellten Koffer eines Ingenieurs erreichen, und den Inhalt desselben so vollständig verzehren, daß man am folgenden Tage nicht einen Zoll von Kleidung fand der nicht ganz durchlöchert gewesen wäre. (Erinnerungen eines Naturforschers Bd. II. S. 397). Man behauptet sogar, sie seyen im Stand ein Negerdorf in Einer Nacht von oben bis unten zu Grunde zu richten. In La Rochelle, wo die HH. Milne-Edwards, Audouin und v. Quatrefages sie beobachteten, überfielen sie die Präfectur, und schonten nicht einmal die Departementsarchive. Die Bordeauxer Termiten richten weniger Verwüstungen an.

Ueber ihre anatomische Beschaffenheit und ihre Sitten hat Hr. Lespès eine interessante Arbeit verfaßt. Diesem Naturforscher zufolge besteht eine Termiten-Gesellschaft 1) aus einem fruchtbaren Paar, dem König und der Königin, in zahlreichen Gesellschaften, und aus einem oder zwei halbfruchtbaren Paaren, kleinen Königen und kleinen Königinnen, in den jungen Colonien; 2) aus einer großen Anzahl Geschlechtsloser, die gewissermaßen die Arbeiterinnen und Krieger der Genossenschaft sind; 3) aus jungen Termiten, Larven oder Nymphen, in verschiedenen Entwicklungszuständen. Die Arbeiterinnen und Krieger sind geschlechtslose Wesen, bei denen die zur Fortpflanzung dienenden Organe ganz verkümmert sind, und die weder Flügel noch Augen besitzen.

Da ihnen die Sorge für die Genossenschaft obliegt, so sind sie es welche dieselbe vertheidigen, die Galerien ausgraben, die Nester anstehen und die Jungen aufziehen. Die Arbeiterinnen sind drei bis vier Millimeter lang; man erkennt sie an ihrem runden, mit schwachen Kiefern versehenen Kopfe. Die Krieger zeichnen sich durch ihren länglichen Kopf und ihre mächtigen Kiefer aus. Smeathman erzählt über die Arbeiterinnen und Krieger wahrhaft sonderbare Dinge.

Die Krieger bewachen die Nester; sie eilen herbei sobald ein anderes Insect oder die Hand eines Menschen an ihrer Wohnung den geringsten Schaden anrichtet. Sie kämpfen mit Unerschrockenheit, während gleichzeitig Haufen von Arbeitstermiten die Breschen ausbessern. Wenn alles zur Ordnung zurückgekehrt ist, setzen die Arbeiterinnen ihre Arbeit unter der Leitung eines Kriegers fort. Ganz nahe an der Mauer des Baues steht die Schildwache und schlägt, gleichsam als Signal, von Minute zu Minute mit ihren Zangen an das Gewölbe. Man antwortet ihr jedesmal durch ein Pfeifen, das aus allen Theilen des Gebäudes hervordringt. Diese Krieger sind nothwendig, denn die Termiten haben zahlreiche Feinde. Mehrere Vögel greifen sie an: die Ameisen liefern ihnen erbitterte Kämpfe. Hr. Lespès sah mehreremale die Ameisen siegreich in ihre Galerien zurückfehren, und die den Wohnungen der Termiten entrissenen Larven und Eier mit sich schleppen. Wehe aber den Ameisen welche unter die mächtigen Kiefer der Krieger fallen. Die Arbeiterinnen bauen das Nest, das, wenn man ihre Gestalt berücksichtigt, eine wahrhaft gigantische Größe hat. Es ist eilfmal höher als es, im Verhältniß zur menschlichen Gestalt, das höchste unserer Denkmale ist. Den Arbeiterinnen liegt auch die Sorge um die Königin ob, und sie tragen die Eier in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Nester. Sie widmen den jungen Larven eine so liebreiche Sorgfalt, daß man sie nicht genug bewundern kann. Sie reinigen dieselben vorsichtig, indem sie sie ablecken, und füttern sie, indem sie ihnen einen von ihnen bereiteten Saft in die Mundöffnung spritzen.

Wenn man tief in das Nest eindringt, stößt man auf Insecten welche eine ganz andere Gestalt als die Arbeiterinnen und die Krieger haben. Es sind Larven, von denen die einen geschlechtslos werden; sie machen sich durch den Mangel an Flügeln kenntlich, und man findet sie während des Winters und Frühlings in großer Anzahl. Die andern, aus denen die geschlechtlichen Insecten hervorgehen sollen, zeigen zwei verschiedene Gestalten. Die Larven der ersten Art haben lange Flügelscheiden; sie erleiden ihre letzte Metamorphose im Mai, werden dann kleine Könige und kleine Königinnen, wandern später aus, und siedeln sich in andern Wohnungen an. Hr. Lespès hat trefflich bewiesen daß diese kleinen Königinnen nur halbfruchtbar sind. Die Larven der zweiten Art bekommen erst im Monat August Flügel, und im Herbst erleiden sie ihre letzte Häutung. Aus diesen Larven entstehen Könige und Königinnen, welche nicht auswandern, sondern in der königlichen Zelle eingeschlossen leben. Die Königin zeichnet sich durch ihre große Gestalt, ihre zusammengesetzte Organisation und die unberechenbare Anzahl Eier

Digitized by Google

aus die sie legt. Bei den Termiten Indiens wiegt die Königin so viel als dreißigtausend Arbeiterinnen; sie kann in der Minute sechzig, d. h. mehr als achtzigtausend Eier täglich legen, und diese ungeheure Entleerung dauert mit gleicher Fruchtbarkeit das ganze Jahr hindurch fort.

Hr. Leidy hat jede der einzelnen Arten aus denen die Gesellschaft der Termiten besteht, vollständig anatomisch zerlegt; allein dabei ist er in seinen Beobachtungen nicht stehen geblieben, er hat mehrere Schmarotzerthiere der Termiten gefunden, und insbesondere einen Fadenwurm und verschiedene Infusorien. Ferner knüpft sich an die Geschichte der Termiten eine Entdeckung die wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glauben. In Brasilien, in der Provinz Minas-Geraes, enthalten die Nester der Termiten Insecten welche nach Art der Hausthiere darin wohnen. Den Angaben Hrn. Prof. Reinhardts zufolge hat Hr. Schiödte in den „Acten der Kopenhagener Akademie" eine merkwürdige Denkschrift hierüber abdrucken lassen. (Annales des sciences naturelles, 1856.) Er hat erkannt daß die Raubkäfer welche sich in diesen Nestern befinden, lebendige Junge gebären. Dieß ist eine unter den Insecten ganz exceptionelle Thatsache.

Wir wollen unsere Beobachtungen über die Sitten der Insecten dadurch ergänzen daß wir die erst kürzlich von Hrn. Favre über die Cerceris (eine wespenähnliche Art Hymenopteren) bekannt gemachten noch erwähnen. (Annales des sciences naturelles, tome IV. p. 129.) Diese Insecten graben horizontale Galerien, in welche sie ihre Eier niederlegen; auch bringen sie dorthin die für die jungen Larven, welche aus den Eiern ausschlüpfen, nöthige Nahrung. Diese Nahrung besteht hauptsächlich aus einem zur Gruppe der Kornwürmer gehörenden Insect, dem eleonus ophthalmicus. Der Cerceris tödtet sein Opfer auf folgende Art: er legt es auf den Rücken, sticht es zwischen dem ersten und zweiten Paar der Füße, und zwar in der Gegend wo die Brustnervenknoten vereinigt sind. Dann spritzt er in diese Nervenknoten einen ätzenden Saft, und der Eleonus ist wie vom Blitze getödtet. Als Hr. Favre dieselben Verletzungen vornahm, erzielte er die gleichen Resultate. Bei der Untersuchung der Insecten welche von den Cercerís vorzugsweise gestochen werden, erkannte er daß bei allen die Brustnervenknoten miteinander vereinigt sind.

2. Fortschritte der Experimental-Physiologie.

Jedermann weiß heutzutage daß die Leber Zucker erzeugt. In unserm Aufsatz des vorigen Jahres stellten wir diesen Satz, welcher unserm berühmten Physiologen Claud Bernard so viele systematische Angriffe zuzog, als Wahrheit auf. Es freut uns unsere frühere Behauptung heute mit neuen Beweisen erhärten zu können. Wir entnehmen dieselben zunächst zwei Denkschriften der HH. Kühne und Schiff. Hr. Schiff hat Frösche diabetisch gemacht, indem er in das verlängerte Mark dieser Thiere hineinstach; er erkannte ferner daß der Harn eine beträchtliche Menge Zucker enthalte. Um sich zu überzeugen ob der Zucker wirklich von der Leber herühre, unternahm er an zwölf diabetisch gemachten Fröschen die Unterbindung der Gefäße am Ein- und Ausgang der Leber: die Folge war das Verschwinden des Zuckers; als er die Binden wegnahm, zeigte sich der Zuckerstoff wieder im Urin.

Hr. Oré von Bordeaux hat die Pfortader bei mehrern Hunden unterbunden; sofort war der Durchgang der vom Magen verdauten Stoffe durch die Leber gehemmt, und doch hat sich keine Aenderung in der Secretion des Zuckers gezeigt; es ist daher augenscheinlich daß die Erzeugung des Zuckerstoffs von der Nahrung unabhängig ist (Académie des sciences, 1 Sept 1856).

Hr. Bernard hatte angezeigt daß die glykogenische Thätigkeit der Leber eine normale und zur Unterhaltung des Lebens nothwendige Function sey; Hr. Blot hat diese Resultate bestätigt.

Als Hr. Blot den Urin einer großen Anzahl Wöchnerinnen, Ammen und schwangerer Frauen einer Analyse unterzog, erkannte er daß dieser Urin normalmäßig Zuckerstoff enthalte. Diese Zuckererzeugung ist constant; sie steht in Verbindung mit der Milchsecretion, und beginnt, dauert und verschwindet mit ihr. Die Zuckermenge ist sehr reichlich, denn auf tausend Theile Urin findet man zwei bis zwölf Grammen Zucker. Bei allen während dieser Periode ihres Lebens gestorbenen Frauen nimmt man eine beträchtliche Entwicklung der Leber wahr. (Ebendas. 6 Oct. 1856).

Diese neuen Thatsachen ziehen die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich; sind sie einmal vollständiger studiert, dann wird man die Beziehungen der Zuckerausscheidung zu den Brustabsonderungen genauer kennen, und ohne Zweifel im Stande seyn bei der so heiklen und wichtigen Frage der Ammenwahl Nutzen daraus zu ziehen.

Als Hr. Bernard die schöne Entdeckung machte daß die Leber die Eigenschaft besitze die stickstoffhaltigen Stoffe in Zucker zu verwandeln, glaubte er, die chemischen Umwandlungen müßten von einer gewissen Temperatur-Erhöhung begleitet seyn, und das Blut müsse beim Austritt aus der Leber einen höheren Wärmegrad besitzen als beim Eintritt in dieselbe. Gut ausgeführte Versuche bestätigten seine Voraussicht; er erkannte nicht nur daß die Leber ein Erwärmungsmittelpunkt für das dieselbe durchströmende Blut ist, sondern daß die Temperatur des Blutes beim Austritt aus der Leber höher ist als in jedem andern Theil des Körpers. Diese Entdeckung brachte ihn auf den Gedanken die Organe anzufeuchten welche das Blut abkühlen, oder welche die Temperatur derselben erhöhen; scharfsinnige Versuche wurden angestellt: sie führten zu folgenden Ergebnissen.

Das Eingeweide und besonders die Leber erhöhen die Temperatur des Bluts; das Venenblut welches durch die Leberadern aus der Leber ausströmt, kann von 36 oder 37 Centigraden auf 40 und 41,6 Centigrade gebracht werden; wenn das Blut in die Lunge kommt, hat es sich bereits langsam abgekühlt, allein seine Temperatur wird noch niedriger wenn es bei seinem Austritt aus der Lunge, die es durchströmt hat, in die linke Herzkammer zurückkehrt.

Das Blut der rechten Herzkammer, dasjenige welches in die Lunge einströmt, ist beständig wärmer als das Blut der linken Herzkammer, das daraus zurückkommt. Hieraus muß man schließen daß das Blut beim Durchgang durch die Lungen sich abkühlt; die Lunge bringt also, weit entfernt der Herd thierischer Wärme zu seyn, wie Lavoisier glaubte, in der Blutmasse eine Temperatur-Erniedrigung hervor.

Andere Forschungen über die Temperatur des Bluts, zu einem andern Zweck an den plattfüßigen Vögeln des nördlichen Europa's angestellt, sind von Hrn. Ch. Martens der Akademie der Wissenschaften am 18 Aug. und 15 Sept. 1856 vorgelegt worden. Hr.

Digitized by Google

Martens studierte den Einfluß des Geschlechts, des Alters und der Nahrung auf die Temperatur der Ente. Die mittlere Temperatur betrug bei 110 dieser Thiere 42.089°, bei den Weibchen war sie im Durchschnitt um 0.349° höher, und sank um 0.12° in je vierundzwanzig Stunden unter dem Einfluß einer fünf Tage andauernden vollständigen Enthaltsamkeit.

Die vorstehenden Ergebnisse hätten ohne die Anwendung der genauen Instrumente welche die Physik uns an die Hand gegeben, und der werthvollen Reagentien die wir der Chemie verdanken, nicht erlangt werden können. Man kann nicht dringend genug die mannichfache glückliche Anwendung der verschiedenen Wissenschaften auf die Physiologie empfehlen; auch davon wollen wir einige neue Beispiele geben.

(Schluß folgt.)

Spielsocale, Spielwuth und Diebstähle der Javanen und Malayen.

(Von Julius Kögel.)

Hazardspiele und Wetten sind nächst dem Opiumrauchen die beliebtesten Amüsements plebejischer Eingebornen auf den größern Inseln des niederländischen Indiens; in Folge dessen trifft man auf Celebes und den großen Sunda-Inseln täglich nicht nur auf Bazars, in Hallen und auf freien Plätzen großer Kampongs, sondern selbst im Schatten der Bäume auf Landstraßen, und an Lohnungstagen sogar öfters in den Casernen inländischer Soldaten kaserne zahlreiche Spielergesellschaften an, welche entweder einzelne Leute, [1] oder diese haufenweise mit Karten- und Würfelspiel, oder mit Wetten gewinnen oder verspielen. Sehr auffallend ist es natürlich neuangekommenen Europäern, daß solche Hazardspiele hier öffentlich stattfinden dürfen, da doch viele Leute dadurch zur Theilnahme an diesen Geldverschwendungen veranlaßt werden, was nur allzu oft seine nachtheiligen Folgen hat. So z. B. gewahrt man daß sehr viele Dienstboten und Kulis — selbst die ärmsten darunter nicht ausgenommen — sobald sie ihren geringen Lohn nur erst in die Hände bekommen haben, denselben sogleich beim Wetten oder Hazardspiel riskiren, der, wie leicht begreiflich, von den meisten solcher Spieler in kurzer Zeit verloren wird, und viele derselben dadurch schon veranlaßt wurden sich wieder Geld auf unerlaubte Art zu verschaffen, denn die Spielgier ist bei Malayen und Javanen erstaunlich groß. Dieses ist von Seiten der Behörden auch bereits erkannt und zu dem Ende wenigstens den Soldaten an solchem Spiel theilzunehmen untersagt worden. Allein während nun dem Militär um Geld oder Gut zu spielen oder zu wetten streng verboten ist, muß es sehr befremden in verschiedenen Ortschaften auf Java und zu Makassar privilegirte Spielhäuser zu finden, die, obschon sie nicht elegant eingerichtet sind, besonders dadurch imponiren daß daselbst spiellustige junge Männer (Eingeborne), welche kein Geld zum Spielen bei sich führen oder dieses thörichterweise schon verspielt haben, gehn bis zwanzig Gulden zu diesem Behufe geliehen bekommen können. Verspielen diese Debiteren das geliehene Geld, so dürfen sie das Spielhaus nicht verlassen, sondern es werden ihnen die Haare (welche die Eingebornen lang und am Hinterkopf zusammengewunden zu tragen pflegen) kurz abgeschnitten, und sie müssen Soldat werden, worauf ihre hier gemachte Schuld nachher von ihrem Handgeld abgezogen wird. Es kann nicht fehlen daß es vielen auf diese Art freiwillig [1] engagirten Kriegsleuten später sehr schwer wird sich des Spielens zu enthalten, und wenn auch die Uebertreter der Gesetze gewöhnlich streng bestraft werden, so ist bei vielen Inländern die Wett- und Spielwuth doch so groß daß sie Mittel und Wege ausfindig zu machen suchen um beim Spiel nicht leicht entdeckt zu werden. So z. B. verkleiden sie sich als Kulis, stellen Wächter aus, und ein leerer Stall, ein Oberboden, eine Kammer, ja selbst ein Abtritt muß solchen Spielern zum Salon dienen; nichtsdestoweniger wird selbst im Arrest von solchen Leuten noch um Geld gespielt und gewettet.

Obschon nun Hazardspiel von den Eingebornen beiderlei Geschlechts sehr leidenschaftlich betrieben wird, und die Anzahl derjenigen die all ihr Hab und Gut verspielt haben, gar sehr bedeutend ist, so wird hier doch niemals wahrgenommen daß solches Spiel den Selbstmord eines Spielers zur Folge hätte; hingegen gewahrt man aber sehr häufig daß Eingeborne nur stehlen um Geld zum Spielen, Wetten oder zum Opiumrauchen zu bekommen. Gewöhnlich ist es den hiesigen farbigen Dieben nicht darum zu thun große Summen Geld oder werthvolle Gegenstände zu stehlen, sondern sie bestreben sich nur so viel zu erlangen, um ihre sinnlichen Begierden einige Tage befriedigen zu können. [2] Bei beabsichtigtem Diebstahl vermittelst Einbruchs kommt es den Dieben hier zu statten daß die meisten massiven Gebäude nicht mit Fensterladen, und die Thüren der Bambushütten nicht mit Schlössern versehen sind. Gewöhnlich sind die Seitenwände dieser Hütten nur mit Streifen aneinander gebunden, daher geschieht es sehr oft daß diese Streife zerschnitten und die Wände alsdann auseinander gebogen werden, durch welche Oeffnungen dringen die Diebe in die Gemächer. Auch geschieht es daß Diebe in einer windigen oder regnerischen Nacht Höhlen unter dem Fundament der Wände einer Wohnung hindurch graben und von unten in dieselbe eindringen. Uebrigens bemerkt man aber doch daß die hiesigen farbigen Diebsbanden weniger be-

[1] Denn sind Kupfergeld, und werden von Javanen und Malayen im täglichen Verkehr lieber gebraucht wie die holländischen Reerpisse (Kupfergeld), weil diese bei den Bewohnern benachbarter Länder, namentlich in Boni, auf Lombok und auf Bali nicht gangbar sind. Sehr häufig werden Summen von mehreren hundert oder tausend Gulden in Denten ausbezahlt.

[1] In den Abrechnungsbüchern solcher Soldaten findet man nach holländischem Kanzleistyl ausgedrückt, daß sich die Inhaber der Bücher „very willig geengageerd" haben.

[2] In den Monaten Mai und Junius 1854 wurde von einer Bande Javanen (meist Militärs) mehrmals in ein Gouvernements-Gelemagasin zu Banda-Neira eingebrochen und daraus 7—800 Gulden in Denten entwendet, während die Diebe die ihnen wohlbekannten 30—40.000 Gulden in Reerpissen, die daneben auf einem Tische lagen, unversehrt liegen ließen.

Digitized by Google

hutsam und umsichtig wie die weißen Diebe (namentlich in großen europäischen Städten) bei ihren Unternehmungen zu Werke gehen, ungeachtet manche javanische Diebe ein Remedium — das wohl nur wenig Europäern bekannt ist — kennen, und zuweilen auch in Anwendung bringen, wodurch Diebstahl und Einbruch ungemein erleichtert wird. (?) Denn zuweilen kam es auf den Sundainseln vor daß in isolirt stehenden Häusern wohnende Leute des Nachts vorerst durch Geräusch aus dem Schlafe aufgeweckt wurden, und danach selbst mit ansehen und anhören konnten wie vermummte und bemalte Kerle in ihre Wohnungen eintrangen und Gegenstände daraus entwendeten, während sie selbst nicht im Stande waren sich zuzubewegen oder einen Laut von sich zu geben, auch blieben sie in diesem hülflosen Zustande wohl ½ Stunde lang, in welcher Zeit die Diebe das Gestohlene unverfolgt wegtrugen. Als ich in hiesigen Ländern noch ein Neuling war, hielt ich es für Fabeln wenn man mir etwas von derartigen Diebereien erzählte (weil man die hiesigen Europäer gewöhnlich nur für Trunkenbolde, und die Eingebornen für vom Opium betäubte Leute hält), allein später habe ich einigemal Wohnungen besucht deren Bewohner wenige Stunden vorher, ohne zu schlafen, auf ihren Schlafstätten wie festgebannt gelegen hatten, wobei sie bestohlen worden waren, die mir die Zauberkunst javanischer Diebe betheuerten.

Ferner erzählte mir ein Artilleriecapitän: „daß er ebenfalls, ohne dieß verhindern zu können, es nebst seiner Gattin selbst mit habe ansehen müssen wie vier Kerle den neben seinem Bett stehenden Koffer — in welchem 2—3000 fl. befindlich — aufnahmen und wegtrugen, wobei der darauf liegende (sonst wachsame) Hund herabgefallen und einige Minuten unbeweglich auf dem Fußboden liegen geblieben sey.“ Während dieses vorfiel, gewahrten der Capitän nebst Frau Rauch mit ganz eigenthümlichem Geruch im Hause, und sie vermochten nicht sich aufzurichten noch zu sprechen. [1] — Bemerkenswerth ist auch daß in Niederländisch-Indien sehr oft Flinten oder deren Feuerschlösser in Casernen, Forts und auch den Wachthäusern der Militärs entwendet werden, natürlich müssen die Soldaten, wenn sie nicht selbst die Diebe sind, doch mit denselben einverstanden seyn. Von allen hiesigen farbigen Dieben sind die Buginesen (Eingeborne aus dem Staate Boni auf Celebes) die muthigsten und frechsten; man beabsichtigt deßhalb fortan keine Bugis und diesen ähnelnde Makassaren mehr für den Kriegsdienst zu engagiren.

[1] Von Eingebornen erfuhr ich daß durch Einräucherung der Gemächer mit Rauch vom Kaimanspeck und verschiedenen andern Ingredienzien die liegenden Menschen und Thiere in den erwähnten geklämmten Zustand versetzt würden, wobei noch zu bemerken ist daß hier zu Lande Rauch in Wohnungen zu verbrennen, besonders dadurch sehr erleichtert wird weil, wenn auch die Hauptthüren massiver Gebäude verschlossen sind, kleinere Oeffnungen und die Thüren der innern Gemächer stets offen bleiben, um einen kühlen Luftzug im Hause zu unterhalten, auch bläst der Wind durch die Wände der Bambushütten hindurch.

Der Hof und die Gesellschaft in Persien.

(Aus dem Reisewerk der Lady Shell.)

(Schluß.)

(Teheran, November 1851.) Ich wurde in einer der letzten Nächte in großen Schrecken versetzt, weil man den Obersten Theil aufgeweckt hatte, um ihm einen sehr dringlichen Brief eines seiner persischen Freunde zu übergeben. Ich fürchtete der Schah möchte erdrosselt werden seyn, oder das Volk zeige Neigung die russische Gesandtschaft anzugreifen. Das Sendschreiben war übrigens sehr beunruhigender Natur; es meldete der Schah habe vierhundert seiner Gulams oder Leibwachen unter Waffen treten lassen, und sämmtliche Officiere seines Hauses seyen in den Palast berufen worden. Was konnte geschehen seyn? Welche Gefahr drohte uns? Man hatte vielleicht eine im Ausbruch begriffene Verschwörung entdeckt. Eine Stunde später kam eine zweite Botschaft, welche und das Ereigniß aufklärte. Diese ganze Truppenentfaltung war gegen einen einzigen Mann gerichtet. Der Schah hatte den Mirza Tekki Chan, seinen ersten Minister und Schwager, verhaften lassen. Dem Wesir war es durch seine geistige Ueberlegenheit gelungen eine solche Macht über seinen Herrscher zu gewinnen, daß letzterer, erst zweiundzwanzig Jahre alt, von seinen Machtbefugnissen nur mit äußerster Furcht und unendlichen Vorsichtsmaßregeln Gebrauch machte. Man sagte, der gestürzte Minister habe gut regiert; er habe den Forderungen der mächtigen Gränznachbarstaaten Widerstand zu leisten verstanden, das Heer vermehrt, den Finanzzustand verbessert, und hauptsächlich den Geist der Sparsamkeit in der Landesverwaltung eingeführt, was aber nicht wenig dazu beigetragen die Anzahl seiner Feinde zu vermehren. Dennoch hatte er sich das schwere Unrecht zu Schulden kommen lassen von dem Schah ganz Umgang zu nehmen, und von ihm auf eine verächtliche Weise zu sprechen, indem er ihm stets den Namen „dieser junge Mann“ beilegte. Sein Sturz war daher unvermeidlich; allein man hielt ihn nicht für so nahe bevorstehend. Trotz seiner Unerfahrenheit hat übrigens der Schah einen sehr geschickten Mann als neuen Wesir ernannt, der, mit den Regierungsangelegenheiten vertraut und in den Intriguen des Hofs tief bewandert, mit Klugheit und Vollthätigkeit regieren wird, ohne die Pflichten gegen seinen Herrn außer Acht zu lassen.

Der in Ungnade gefallene Minister erduldete seinen Sturz mit Ruhe und Ergebenheit, jedoch nicht ohne düstere Ahnungen, denn er wußte welches Loos in Persien einem der Gewalt beraubten Minister gewöhnlich vorbehalten ist. Ein neuer Fehler setzte sein Leben in Gefahr. Die persische Regierung hatte ihn von freien Stücken unter den Schutz des Obersten Theil oder vielmehr der brittischen Regierung gestellt, und Maßregeln waren ergriffen worden, damit er sicher und ehrenhaft in einer nicht sehr entfernten Stadt leben könne; durch trügerische Verheißungen aber getäuscht, wollte sich Mirza-Tekki-Chan, im Augenblick der Abreise nach seinem neuen Wohnsitz, nicht mehr entfernen und verzichtete auf den englischen Schutz. Die Stützen auf die er zählte, fehlten ihm als sie ihm nothwendig wurden, und er befand sich in einer schlimmeren Lage als zuvor. Man beschloß nun ihn nach Kaschan zu schicken, um ihn dort in Gefangenschaft zu halten. Seine Frau, Schwester des Schah und nur achtundzwanzig Jahre alt, wollte ihn, trotz

Digitized by Google

aller Anstrengungen ihres Bruders und ihrer Freunde sie von diesem Vorhaben abzubringen, begleiten. Man sieht daß eheliche Liebe selbst in Persien zu treffen ist. Als wir einige Tage nach dem Ereigniß außerhalb der Stadt spazieren fuhren, begegneten wir auf der Straße einer sorgfältig verschlossenen und von Wachen umringten Sänfte. Sie enthielt Mirza Tekki Chan, seine Gemahlin und zwei kleine Kinder. Ich fühlte große Versuchung sie in meinen Wagen zu nehmen und sie in das Hôtel der englischen Gesandtschaft zu führen, denn der Anblick dieses Geleitzuges schien mir von düsterer Vorbedeutung.

Die Gefangenschaft des unglücklichen Paars währte mehrere Monate hindurch. Um ihren Gatten vor Bergiftung zu schützen, hatte die Prinzessin es sich zur Regel gemacht alle Gerichte die ihm vorgestellt wurden zuerst zu verkosten. Indessen blieben ihre Feinde nicht unthätig. Sie fürchteten der gefallene Minister könnte wieder seine frühere Gunst gewinnen, und schwuren daher dem Schah täglich vor, es sey gefährlich für ihn einen Mann zu schonen der sein Leben und seine Krone gefährde. Ich will nicht sagen, wer die Urheber des Complotts waren, allein sie trugen endlich den Sieg davon. Der verhängnißvolle Befehl wurde unterzeichnet, und seine Hinrichtung dem Ferasch-Baschi (Vorstand der Gerichtsboten) des Schah anvertraut — einem niederträchtigen Menschen, welchen Mirza Tekki Chan aus den untersten Volksschichten hervorgezogen und zu dem Amt emporgehoben hatte das er jetzt bekleidet. Aus Gründen die man nur in Persien begreifen kann, nahm man seine Zuflucht zur List. Eine Dame des königlichen Harems wurde an die Prinzessin abgesandt, um ihr anzukündigen sie müsse ihre Thränen trocknen, weil der Zorn des Schah sich gelegt habe, ihr Gemahl auf dem Punkt stehe nach Teheran zurückberufen zu werden, oder die Erlaubniß zu erhalten sich nach Kerbelah — dem gewöhnlichen Verbannungsort der in Ungnade gefallenen Großen — zurückzuziehen. „Das Chelat (Ehrenkleid) ist bereits abgesandt, fügte die Botin, an den ehemaligen Wessir sich wendend, bei, und ehe noch eine oder zwei Stunden verfließen, werdet Ihr's ankommen sehen. Begeht Euch daher ins Bad um Euch zum Empfang desselben vorzubereiten.“ Während der ganzen Dauer seiner Gefangenschaft hatte Mirza Tekki Chan nicht ein einzigesmal das Zimmer der Prinzessin verlassen, deren Anwesenheit für ihn ein Pfand der Sicherheit war. Als er die glückverheißende Kunde erhielt, vergoß er seine Freudthränen, und begab sich ins Bad. Seine treue Lebensgefährtin sah ihn nicht mehr. Als er im Bade war, wurde ihm der verhängnißvolle Befehl bekannt gemacht, und der Ferasch-Baschi zeigte sich augenblicklich mit seinen Henkersknechten. Da dem unglücklichen Minister die Wahl der Todesart freigestellt blieb, so ließ er sich die Adern öffnen, und hauchte muthig seinen Geist aus.

Die junge Wittwe wurde von der Frau welche den Auftrag erhalten hatte den Minister in die Falle zu locken, nach Teheran zurückgeführt. Ich hatte sie nie gesehen; allein sobald sie angekommen, verlor ich keine Zeit ihr meine Aufwartung zu machen, indem ich ihr alle die Hochachtung bezeugen wollte welche mir ihr edles, in diesem Lande so seltenes Benehmen eingeflößt hatte. Zu meinem größten Verdruß war, als ich mich ihr vorstellte, ihre Mutter bei ihr, was mich bestimmte mich augenblicklich zurückzuziehen; denn die Exilente unterfagte der Prinzessin in Gegenwart der Mutter den Mund zu öffnen. Sie war hübsch, und man hätte sie eher für ein junges, sehr starkes zwölfjähriges Mädchen als für die Mutter zweier Kinder gehalten. Ich habe bereits gesagt, daß die Perser ein sonderbares Volk sind. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr wurde die Prinzessin von dem Schah gezwungen den Sohn des ersten Ministers zu heirathen, und in der Stadt zu dem Gerede Anlaß gab, das ministerielle Siegel und die Schwerter des Schah setzen zwei ungertrennliche Gegenstände; wer das eine erhalte, müsse auch die andere nehmen.

(Gulahek im August 1852.) Einige Tage waren seit unserer Rückkehr verflossen, und wir hatten uns, da die Hitze und zum Verlassen unserer Zelte zwang, in das frischeste Zimmer eines Hauses des Dorfes geflüchtet, als der erste persische Secretär der Gesandtschaft blaß und voll Schrecken in unser Zimmer stürzte, und ausrief: „der Schah ist getödtet!“ — „Wir werden also insgesammt entroffelt werden!“ scheie ich meinerseits. Wir befanden uns in diesem angstvollen Augenblick fast ganz allein, denn der Zufall hatte gewollt daß sämmtliche Mitglieder der Gesandtschaft in der Stadt abwesend waren. In wenigen Minuten kamen zwei oder drei Prinzen in unser Lager, indem sie glaubten es sey dieß das beste Asyl das sie in einer solchen Leiste wählen könnten. Wir hatten zwar eine Wache persischer Soldaten, allein sie würden, wenn es zum Plündern gekommen wäre, die ersten bei der Hand gewesen seyn. Auf der Stelle wurden drei Boten abgeschickt: der erste begab sich in das bloß zwei (engl.) Meilen entfernte Lager des Schah, um über den wahren Zustand der Dinge Kenntniß zu erhalten; der zweite gieng nach Teheran, um dort Schießbedarf einzukaufen, und fünfzig Carabiner oder Pistolen, die er im Gesandtschaftshôtel finden sollte, mitzubringen; der dritte hatte einen unserer afghanischen Freunde, der von der indischen Regierung einen Gnadengehalt bezog, zu bitten uns sofort einige seiner Landsleute zu schicken, damit wir im Stande wären den Räuberhaufen, die sich unfehlbar bald zeigen würden, Widerstand zu leisten. Drei Stunden später befanden sich beiläufig oder vierzig Reiter, auf welche wir zählen konnten, in unserm Lager, und man versprach uns noch vor Einbruch der Nacht hundertundfünfzig weitere. Nie, glaube ich, empfand ich eine größere Erleichterung meines Herzens als da von dem ersten Minister eine Note einlief, welche uns in Kenntniß setzte daß der Schah nur sehr leicht verwundet und ganz ruhig sey. Er sey, in dem Augenblick wo er sein Pferd bestiegen und sich angeschickt habe auf die Jagd zu gehen, inmitten seiner Leibwachen von vier Babis angefallen worden, welche sich ihm unter dem Vorwand der Ueberreichung einer Bittschrift genähert, ihn zu Boden geworfen und mit einem Pistolenschuß verwundet hätten. Sie würden seinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn nicht die Leibwachen, rasch von der Beraubung sich erholend in welche der Ueberfall sie versetzt hatte, sich auf die Mörder geflürzt und sie, mit Ausnahme eines einzigen den man auf der Stelle tödtete, insgesammt festgenommen hätten. Die englische und die russische Gesandtschaft begaben sich sofort zum Schah, um ihre — sicherlich aufrichtigsten — Glückwünsche für seine Rettung darzubringen. Sie fanden den König wie gewöhnlich auf dem Throne sitzen; er war blaß, und schien mehr aufgebracht als beunruhigt. Nie, sagte er, habe ein Attentat, wie dasjenige dessen Gegenstand er gewesen, in Persien stattgefunden. Es wäre leicht gewesen dem König die Vorfälle zu den Zeiten Na-

Digitized by Google

dirs und des Gründers seiner eigenen Dynastie ins Gedächtniß zu rufen; allein man antwortete ihm lieber daß beyartige Ereignisse in St. Petersburg nichts seltenes seyen, und daß selbst die Königin von England vor einem so verbrecherischen Versuch nicht geschützt gewesen. Diese Beispiele schienen den Zorn des Monarchen keineswegs zu besänftigen.

Es scheint daß in Teheran eine zahlreiche Bande Babis bestand, daß sie eine Verschwörung organisirt hatte und sich nächtlicherweile versammelte um die Ausführung ihres Plans vorzubereiten, der darin bestand den Schah zu erdrosseln, dann die Stadt mit dem Säbel in der Hand zu durchziehen, sich der Regierung zu bemächtigen, und eine Schreckensherrschaft einzuführen gleich derjenigen der „Heiligen auf der Erde". Vier dieser Verschwörer waren ausersehen worden die Person des Schah aus dem Wege zu schaffen. Wir waren daher durch die Gnade der Vorsehung einer großen Gefahr entgangen.

Man ergriff auf der Stelle alle geeigneten Maßregeln um die Gefahr abzuwenden. Eine gewisse Anzahl Verschwörer wurde verhaftet, und das ihnen vorbehaltene Loos blieb nicht lange zweifelhaft. Vorgeblich erinnerte man den ersten Minister daran daß man den wirklichen Fortschritt Persiens auf der Bahn der Civilisation dadurch beweisen müsse daß man die Todesstrafe der Schuldigen nicht noch durch Martern erschweren dürfe. Die Furcht kennt kein Mittleid. Der Wessir antwortete, es sey jetzt nicht die Zeit zu scherzen; die Züchtigung der Verbrecher, welche Plünderung und Blutvergießen über ganz Persien verbreiten gewollt, könne nie zu streng seyn. Ungefähr dreißig Personen wurden zum Tode verurtheilt, und starben, wie es gewöhnlich bei allen neuen Secten der Fall ist, mit Muth. Das Oberhaupt der Verschwornen, Suleiman Chan, dessen ganzer Körper mit kleinen angezündeten Kerzen besteckt war, die bis ins Fleisch hinein brannten, in das man sie durch Anbringung von Einschnitten gesteckt hatte, zeigte eine heroische Entschlossenheit und trotzte seinen Henkern.

Seit einiger Zeit hatten die Babis in der Stadt mehrere Personen ermordet welche als ihre Hauptfeinde galten, und jedermann fürchtete ihre Rache. Aus diesem Grunde verfiel der erste Minister auf den sonderbaren Gedanken an der Hinrichtung der Verurtheilten alle Staatskörper theilnehmen zu lassen, dabei aber sich selbst aufs sorglichste der Verpflichtung überhob die er den übrigen Staatsdienern auferlegte. Zuerst kam der Schah, welcher wegen der Wunde die er erhalten ein Recht auf die Rache des Gesetzes hatte. Um die Würde der Krone zu retten, schoß der Oberstkhanshofmeister die erste Pistole auf den Verschwörer ab den man ihm überliefert hatte; hierauf machten die Feraschen, welche er bestehligte, dem Delinquenten den Garaus. Der Sohn des ersten Ministers, an der Spitze der Beamten des Ministeriums des Innern, tödtete einen andern Babi. Nun kamen die „auswärtigen Angelegenheiten" an die Reihe, dann die Priester, die Kanflente, das Geschütz- und das Fußvolk. Bis zu dem würdigen Dr. Cloquet, dem französischen Arzt des Schah, war alles eingeladen seine Ergebenheit für den Fürsten dadurch zu beweisen daß man dem Beispiel des übrigen Theils des Hofes folge. Dr. Cloquet aber entschuldigte sich höflich damit daß er sagte, er tödte als Arzt schon zu viele Leute, als daß es ihm gestattet wäre die Zahl seiner Opfer aus freien Stücken noch zu vermehren. [1] Man machte dem Wessir bemerklich daß dieses empörende Verfahren ganz Europa mit Entsetzen und Abscheu erfüllen würde. Er gerieth darüber in Wuth und schrie voller Zorn: „Wollt ihr denn daß die Rache aller Babis sich gegen mich allein wende?" ..... Der Oberstschaarrichter am Hofe des Schah ist ein sehr wichtiger Mann. Obschon er der Gegenstand allgemeiner Abneigung ist, wird er doch von jedermann mit einer merkwürdigen Ehrerbietung behandelt. Da die größten persischen Staatsmänner der Gefahr ausgesetzt sind in seine Hände zu fallen, und ihm eines Tags ihre Augen oder Füße zur Verfügung zu stellen, so suchen sie ihm zum voraus durch die schmeichelhaftesten Artigkeiten für sich zu gewinnen.

Jagden und Thierleben im nördlichen Grönland.

(Aus Dr. Kane's Arctic Explorations.)

1. Die Seehunde.

Heute, Donnerstag, 8 Jun., brachte uns Hans ein paar Seehunde, alle bis jetzt noch zu den Rauhen, oder der species hispida, gehörig. Das Fleisch dieser Thiere wird von den Dänen in Grönland allgemein gegessen, und bildet die Hauptnahrung der Eskimos. Im rohen Zustand hat es ein schlappes Ansehen, und gleicht mehr geronnenem Blut als einer Muskelfaser; durch das Kochen erhält es eine dunkle Rußfarbe. Es ist festkörnig, aber weich und zart, und hat den Geschmack des Lampenöls, jedoch einen nur höchst schwachen, denn der Thran ist im frischen Zustand um diese Jahrszeit süß und köstlich. „Die Seehunde werden geschossen wenn sie in ihren Athem oder Ruheplätzen liegen. Da die Jahreszeit sich der Sommermitte nähert, so kann man ihnen ziemlich leicht beikommen; ihr Augenlicht ist durch den Glanz der Sonne so geschwächt daß sie zuweilen nahezu blind sind. Ein sonderbarer Umstand ist, daß, wenn man ein frisch erlegtes Thier nur wenige Stunden der Sonne aussetzt, die Haut Blasen zieht, und zerstört oder, wie die Matrosen sagen, „gekocht" wird. Wir haben mehrere Felle auf diese Weise verloren. Der Seehund gibt einen reichlichen Vorrath an Oel, im Durchschnitt mehr als fünf Gallonen."

Neben der Hispida war die einzige Art welche Rensselaer Harbour besuchte, die Phoca barbata, die langhärtige Robbe, oder der Ufut der Eskimos. Ich habe ihn gemessen: er war zehn Fuß

[1] Dr. Cloquet, der in Teheran einer eben so allgemeinen als verdienten Achtung genoß, lebt nicht mehr. Sein Tod war ein höchst trauriger. Er kam eines Tages voller Durst nach Hause und verlangte ein Glas Wein. Der Armenier welcher ihn bediente, brachte ihm eine Flasche, die statt Wein ein tödtliches Gift enthielt, von welchem der unglückliche Arzt ein ganzes Glas voll trank. Er lag mehrere Tage in Todeskämpfen, und hauchte endlich unter den gräßlichsten Leiden seinen Geist aus.

Digitized by Google

lang und hatte acht Fuß im Umfang, und war so schwerfälligen Körperbaues daß man ihn nicht selten für ein Wallroß hielt.

Die Netsik durchbrechen nur so viel Eis als in Einem Jahr sich gebildet hat, und man sieht daher genau wo das Jahr zuvor offenes Wasser gewesen. Allein die hartigen Seehunde haben keine Attuk. Sie hängen hinsichtlich des Athmens von zufälligen Eis-Spalten ab, und man findet sie überall wo die Berge oder Eisbänke in Bewegung gewesen sind. Sie sind auf diese Art in ihrem Bereich verbreiteter als ihre die Sonnenwärme liebenden kleinen Brüder, welche in geselligen Vereinen beisammen leben und an einzelnen Stellen die ebenen Eisflächen geradezu eindrücken.

Der Ujuk scheint ein wenig kleiner zu seyn als der Netsik, und die Eskimos sehen seiner Ankunft mit Sehnsucht entgegen. Die Leinen, Attunak, die aus seiner Haut gemacht werden, sind die leichtesten, stärksten und dauerhaftesten unter allen im Gebrauch befindlichen. Sie werden von den Jägern in ihren Kämpfen mit den Wallrossen sehr geschätzt. Um die Attunak in höchster Vollkommenheit zu erhalten, häutet man das Thier in einer Spiral-linie, so daß es eine vom Kopf bis zum Schwanz ununterbrochene Schnur gibt. Diese wird von den Matronen mit ihren Zähnen sorgfältig gekaut, und nachdem sie mit dem gebrannten Oel ihrer Lampen tüchtig eingerieben ist, in den Hütten aufgehängt um ihre volle Reife zu erlangen. Zu der in meinem Tagebuch erwähnten Zeit war Anoatok vollständig damit behangen.

Als ich mir den Weg nach den Eskimos-Hütten bahnte, sah ich einmal einen in der Sonne auf dem Eise schlafenden großen Ujuk. Ich nahm meine Schuhe ab, und fieng an auf eigenthümliche, ziemlich abführende, Weise mich vorwärts zu bewegen; ich legte mich auf meinen Bauch, und kroch Schritt um Schritt hinter den kleinen Erhöhungen der Eisbank fort. Als ich endlich innerhalb Flintenschußweite gelangt war, wälzte sich das Thier faul auf die andere Seite, und hob plötzlich seinen Kopf in die Höhe. Die Bewegung war augenscheinlich unabhängig von mir, denn es streckte seinen Hals in nahezu entgegengesetzter Richtung aus. Nun aber bemerkte ich zum erstenmal daß ich einen Jagdnebenbuhler in einem großen Bären hatte, der, wie ich auf seinem Bauche liegend, mit empfehlenswerther Geduld und kalten Füßen auf den Augenblick einer größern Annäherung harrte. Was sollte ich thun? Der Bär war zweifelsohne für mich mehr werth als der Seehund; allein dieser war innerhalb Flintenschußweite, der Bär dagegen „ein Vogel im Busche.“ Indem würde ich, wenn ich dem Seehund eine Kugel in den Leib schickt, vertheidigungslos gewesen seyn. Ich hätte dem Bären ein gutes Mittagsmahl verschafft, und mich selbst zum Nachtisch für ihn aufgespart. Diese Betrachtungen hatten indeß bald ihr Ende erreicht, denn eine zweite Bewegung des Seehunds stachelte meine Jägerlust dergestalt auf daß ich losdrückte. Allein das Gewehr versagte, und nur das Pulver auf der Pfanne explodirte. Wie vom Blitz getroffen, sprang zappelnd der Seehund auf, und stürzte sich in die Tiefe, der Bär aber stand mit drei oder vier raschen Sprüngen trostlos an der offenen Stelle. Einen einzigen Augenblick fuhren wir einander scharf ins Auge, dann aber rannte der Bär, mit der Klugheit welche der bessere Theil des Muthes ist, in der einen Richtung davon, und ich folgte seinem Beispiel in der andern.

Die allgemein verbreitete Meinung der Polarbär lasse sich mit dem Wallroß in den Kampfein, findet unter den Eskimos der Smiths-Straße nur wenig Glauben. Meine eigene Erfahrung spricht ebenfalls nicht für die Wahrheit der Sage. Das Wallroß ist nie außerhalb des Wassers, und in dem ihm eigenthümlichen Element ist es ohne Nebenbuhler. Ich habe den Bären stets Ujuk tauchend folgen sehen, allein die dicke Haut und die große Stärke des Wallrosses verbieten ihm einen offenen Angriff.

2. Das Wallroß.

Die in den Museen der Sammler befindlichen Exemplare sind unvollkommen, weil die Gesichtshaut nach dem Schädel hin eintrocknet. Der Kopf des Wallrosses hat nicht das charakteristische Oval des Seehunds: im Gegentheil, das Stirnbein ist so bedeckt daß es eine steile Senkung nach den Augen herab und ein viereckiges, blödsichtes Aussehen am obern Gesichtstheil darbietet. Die Schnauze ist weniger hervorstehend als die des Seehunds, und die Backen und Lippen sind von den schweren kielartigen Borsten vollständig maskirt. Man denke sich hiezu noch die Ganzähne als Ausstattung des untern Gesichts, und man hat für das Wallroß ein grimmes, trotziges, ihm ganz eigenthümliches Aussehen. Ich habe es mit nahezu dreißig Zoll langen Ganzähnen gesehen; sein Körper maß nicht weniger als achtzehn Fuß. Bei dieser Größe erinnert es gewiß mehr an den Elephanten als an irgend ein anderes lebendes Ungeheuer. Die Aehnlichkeit des Wallrosses mit dem Menschen ist höchlich überschätzt worden. Man stößt in unsern systematischen Werken auf die mannichfach zugestutzte Behauptung, dieses Thier lasse sich als Meermann und Meerfrau darstellen. Der viereckige, blödsichte Kopf, dessen ich Erwähnung gethan, zerstörte die vermeintliche Aehnlichkeit mit dem Menschengeschlecht schon von der Ferne vollständig, und die kolossale Größe des Thiers bringt in der Nähe dieselbe Wirkung hervor. Einige der Seebunde verdienen diese Auszeichnung weit mehr: die Größe des Kopfes, die Regelmäßigkeit des Gesichtsovals, die Breite der Schultern, selbst die Bewegungen des Thiers, sey es einzeln oder in Gruppen, erinnern auffallend an den Menschen.

Die Abtheilung welche Morton auf ihrer Wallroßjagd begleitete, hatte drei Schlitten. Der eine sollte nach einem Orte in der Nachbarschaft mitgenommen, die andern zwei in raschem Lauf nach dem offenen Wasser, etwa zehn Meilen südwestlich, gebracht werden. Sie hatten nur neun Hunde für diese beiden Schlitten; nur Ein Mann fuhr, die übrigen liefen abwechslungsweise nebenher. Als sie sich dem neuen Eis näherten, wo schwärzliche Stellen in einer Mischung von Wolken und Wasser die offene See anderteten, nahmen sie von Zeit zu Zeit ihre Kopfbedeckungen ab, und horchten gespannt auf die Stimme des Thiers. Nach einer Weile gewann Myouk, aus Zeichen oder Tönen, oder beidem zugleich — denn sie blieben unwahrnehmbar für Morton — die Ueberzeugung daß die Wallrosse in geringer Entfernung von erst zuvor noch offen gewesenem Wasser, das mit einer nur wenige Tage alten Eisschicht bedeckt war, seiner harrten; man gieng daher sachte heran, und hörte bald das charakteristische Brüllen eines Bullen. Das Wallroß liebt, wie einige andere Geschöpfe der höhern Stufe der organischen Welt, seine eigenen, musikalischen oder unmusikalischen Töne, und kann stundenlang daliegen und sich zuhören. Seine Vocalisirung gleicht einigermaßen dem Muhen einer Kuh und dem

Digitized by Google

tiefsten Knurren eines Bullenbeißers; seine Töne sind rund und voll, und wiederholen sich sieben- bis neunmal nacheinander.

Die Abtheilung bildete nun eine einzige Linie, und jeder trat in die Fußstapfen des andern; von einer bewundernswerthen Kenntniß der Eisstopographie geleitet, wanden sie sich hinter Anhöhen und Rücken in einer Schlangenlinie der Gruppe leichartig abgefärbter, noch frisch gefrorener, von festerem und älterm Eis aber umgebener Stellen zu. Als man noch etwa eine halbe (engl.) Meile davon entfernt war, theilte sich die Mannschaft, und jeder koch nach einem andern Wasserplatz. Morton folgte auf Händen und Knieen dem Myouk. In wenigen Minuten waren die Wallrosse in Sicht. Es waren ihrer fünf; sie ragten in Zwischenräumen alle aus dem Eis hervor, und brachen es mit einem so heftigen Stoß ein, daß man das Krachen meilenweit hören konnte. Zwei große, grimmig aussehende Männchen bildeten die Führer der Gruppe.

Nun aber höre man mit welcher Schlauheit bei der Jagd zu Werke gegangen wird. Wenn das Wallroß über dem Wasser ist, liegt der Jäger flach und bewegungslos auf der Eisfläche; beginnt es unterzutauchen, so ist er voller Aufmerksamkeit, und hält sich sprungbereit. Kaum ist der Kopf des Thieres unter der Wasserlinie, so ist jauch schon jedermann in vollem Lauf begriffen, und ehe das Thier seine Brust wieder zeigt, sind alle neuerdings, wie instinctartig, bewegungslos hinter schützenden Eisschollen. Die Eskimos scheinen im voraus nicht nur zu wissen wie lange das Thier unsichtbar ist, sondern selbst den Platz zu kennen an welchem es sich wieder zeigen wird. Auf diese Weise, bald sich verbergend, bald vorrückend, erreichte Myouk — und Morton dicht hinter ihm — eine dünne Eisplatte, kaum stark genug beide zu tragen, gerade am Rande des Wasserpfuhls, in welchem das Wallroß sich herumtummelte.

Myouk, bis jetzt phlegmatisch, scheint plötzlich voller Leben zu werden. Sein Wallroßfangtau, eine gut zugerichtete sechs Faden lange Leine, liegt neben ihm. Er befestet das eine Ende derselben in einen eisernen Widerhaken, und befestigt diesen lose durch eine Höhlung an einen Schaft von Einhornshorn; das andere Ende ist bereits frei. Es ist das Werk eines Augenblicks. Er hat die Harpune ergriffen: das Wasser ist in Bewegung, das Wallroß nur einige Faden entfernt, ganz nahe vor ihm. Myouk erhebt sich langsam, seinen rechten Arm zurückgewiesen, den linken flach an seiner Seite. Das Wallroß blickt um sich, und schüttelt das Wasser ab: Myouk hebt seinen linken Arm empor, und das Thier, bis über die Brust zum Vorschein kommend, richtet, ehe es aufs neue untertaucht, einen flüchtigen Blick auf ihn, der ihm aber theuer zu stehen kommt. Die Harpune steckt in seinem linken Fuße.

Obgleich das Amuk oder Wallroß in einem Augenblick unter Wasser ist, läuft doch Myouk in verzweifelter Eile von dem Schauplatz seiner That hinweg, und rüstet sich zur Verfolgung seines Siegs. Er ergreift im Laufen einen kleinen mit Eisen roh zugespitzten Steck, und treibt ihn durch einen heftigen Stoß ins Eis; an diesen Steck befestigt er seine Leine, und drückt sie mit den Füßen ganz auf die Eisoberfläche nieder.

Nun kommt der Kampf. Die Eisöffnung wird in toller Kampf-Aufregung von dem verwundeten Thier gänzlich zerstört; die Leine in einen Augenblick dicht angezogen, im nächsten nachgelassen: der Jäger hat seinen Standort aufgegeben. Das Eis bricht überall ein, und aus demselben erheben sich zwei Wallrosse, nur wenige Ellen von der Stelle auf welcher der Jäger steht. Eines von ihnen, das Männchen, ist aufgeregt und scheint erschreckt; das andere, das Weibchen, gefaßt und rachedürstend. Sie tauchen wieder unter, nachdem sie einen grimmen Blick über das Eisfeld geworfen; in demselben Augenblick aber hat Myouk seine Stellung gewechselt, er nimmt sein Fangtau mit sich und befestigt es aufs neue. Kaum ist dieß geschehen, so hat sich das Wallroßpaar auch schon wieder erhoben, und bricht eine zehn Fuß im Durchmesser haltende Fläche ungefähr gerade an der Stelle ein welche Myouk verlassen hatte. Wie sie abermals untertauchen, wechselt auch er wieder seinen Platz. Und so dauert der Kampf zwischen Gewandtheit und Kraft fort, bis das Opfer, halb erschöpft, eine zweite Wunde erhält, und sich, wie eine Forelle durch die Schnur des Anglers, hin und herziehen läßt.

Der Angriffsinstinct welcher das Wallroß kennzeichnet, ist interessant für den Naturforscher, wie er überhaupt auch charakteristisch ist bei den Landthieren, den Dickhäutern, denen es beigezählt wird. Nach einer Verwundung erhebt es sich hoch aus dem Wasser, stürzt heftig auf das Eis nieder, und sucht mit seinen Vorderfüßen auf die Oberfläche zu gelangen. Sowie diese unter seinem Gewicht einbricht, nimmt sein Gesicht einen noch viel rachedürstenderen Ausdruck an, das Bellen wird zum Brüllen, und das Maul schäumt bis der Bart gefroren ist.

Selbst ungereizt handhabe es die Fangzähne tapfer, die so stark sind daß es sie zum Packen von Felsstücken und zum Erklettern von Eis- und Landabhängen gebraucht, die ohne Beihilfe dieser Waffe unzugänglich für dasselbe wären. Es erfreigt auf diese Weise Felsen-Inseln die sechzig und hundert Fuß über der Meeresfläche liegen, und ich selbst habe gesehen wie es sich in diesen Höhen mit den Jungen im kühlen Sonnenschein der Monate August und September wärmte.

Das Wallroß kann einen furchtbaren Schlag führen, zieht aber, in ächt solbatischer Weise, den Angriff mit den Fangzähnen vor. Ich zweifle nicht im geringsten an den alten Erzählungen aus den Spitzbergen'schen Fischereien und von der Cherie-Insel, wo die Wallrosse ganze Geschwader europäischer Fischerboote in die Flucht jagten. Das Amuk ist der Löwe der dänischen Eskimos, die von ihm stets mit der höchsten Achtung sprechen. Umiaks wurden einmal, wie sie mir sagten, Tage lang an den Meerengen und Passagen, welche es unsicher machte, zurückgehalten. Statthalter Flaischer erzählte mir daß im Jahr 1830 ein brauner Wallroß, das den Eskimos zufolge das wildeste ist, nachdem es nahe bei Upernavik eine Menge Lanzenstiche erhalten hatte und verstümmelt worden war, einen wüthenden Angriff auf seine zahlreichen Feinde machte, und ihnen solche Furcht einjagte daß sie Beistand in der Niederlassung suchten. Seine Bewegungen waren so gewaltsam daß die in ihm steckenden Harpunen herausfielen. Der Statthalter erlegte es mit vieler Mühe nach mehreren Flintenschüssen und Lanzenwunden von seinem Wallfischboot aus.

Bei einer andern Gelegenheit stieß ein junger und abenteuerlustiger Innit einem braunen Wallroß seinen Nalegeit in den Leib; er wurde jedoch durch das wilde Gebahren des Thiers dergestalt in Schrecken versetzt, daß er, bevor er noch von seiner Lanze Gebrauch machte, um Hülfe rief. Die ältern Männer suchten ihn vergebens

Digitized by Google

von seinem Vorhaben abzumahnen. „Es ist ein braunes Wallroß," sagten sie; „Auwel Kaiock!" „Bleib zurück!"

Da sie sahen daß er ihre Warnung mißachtete, so stürzte sein einziger Bruder vorwärts, und schleuderte die zweite Harpune nach dem wüthenden Thier. Fast in demselben Augenblick aber machte das Wallroß einen Angriff auf den Kayacker, und riß ihm, der Erzählung zufolge, nach Art seines Waldbruders, des wilden Bären, den Bauch auf. Diese Geschichte wurde mir mit großer Lebhaftigkeit erzählt, wobei natürlich nicht vergessen wurde anzuführen wie der Bruder den Leichnam des Getödteten rettete, und wie die grimmige Bestie, als man auf den Eisbänken Jagd auf dieselbe machte, in schäumende Strudel stürzte und in diesem Theil der See, die von seinem Blut geröthet wurde, neue Opfer suchte.

Von der Wildheit des Wallrosses kann man sich einigermaßen einen Begriff machen, wenn man hört daß die Schlacht von welcher Morton, nicht ohne einige Gefahr für sich selbst, Zeuge war, vier volle Stunden dauerte, und daß das Thier während dieser Zeit unaufhörlich auf die Eskimos, sowie sie sich ihm näherten, losstürzte, große Eistafeln mit seinen Fangzähnen abriß, und nicht die geringste Spur von Furcht an den Tag legte. Es erhielt mehr als siebenzig Lanzenwunden — Morton zählte über sechzig — und selbst dann noch blieb es, auf seine Fangzähne gestützt, am Rande des Eises, außer Stande oder nicht Willens sich zurückzuziehen. Sein Weibchen kämpfte auf dieselbe Weise, floh aber als es die erste Lanzenwunde erhielt.

Die Eskimos schienen die Gefahr einer zu großen Annäherung an dasselbe vollkommen zu kennen; denn beim ersten Anprall des Wallrosses sprangen sie so weit zurück, daß sie außer den Bereich des gebrochenen Eises gelangten. Morton schildert die drei letzten Stunden als einen Kampf der auf beiden Seiten das Ansehen eines unentschiedenen und anscheinend zweifelhaften Streits trug.

Auch in der Art und Weise wie die Eskimos ein getödtetes Wallroß aufs Eis schaffen, zeigten sie Scharfsinn und Gewandtheit. Sie machten zwei Paar Einschnitte in seinen Hals, wo die Haut sehr dick ist, etwa sechs Zoll von einander und parallellaufend, so daß die Einschnitte gleichsam ein Paar Bänder bilden. Eine Leine aus geschnittener Haut, etwa einen Viertelszoll im Durchmesser haltend, ward unter diesen Bändern hindurchgezogen und auf dem Eis an einen in der Bank gutbefestigten dicken Stock gebunden, wo sie durch eine Oeffnung hindurchgezogen und dann zum Thier zurückgeführt wurde, um unter das zweite Band zu gelangen und den Eskimos zugeleitet zu werden. Dieß bildete eine Art „Doppel-Spille," da der Thran das Tau so glatt macht daß eine freie Bewegung möglich ist. Durch diese Vorrichtung wurde das Thier, dessen Gewicht ungefähr 700 Pfund betrug, herausgezogen und nach Muße zerlegt. Als dieß geschehen war, fuhren die beiden Schlitten heimwärts, und nahmen die werthvolleren Theile ihrer Beute mit sich. Die Eingeweide und ein großer Theil des Cadavers wurden in den Höhlen eines Berges begraben: Lucullus selbst hätte sich kein größeres Eisschaut träumen lassen können.

Als die Jagdabtheilung die kleine Insel welche vor ihrem Niederlassungsorte lag, umfuhr, liefen die Weiber die Felsen herab ihnen entgegen. Ein langanhaltendes Freudengeschrei trug die gute Botschaft weiter, und als die Abtheilung am Strande landete, waren rasch eine Menge Messer geschäftig um das Fleisch nach Jägerbrauch an die Einzelnen zu vertheilen. Indessen können die Eskimos, so gierig sie auch essen, den Hunger augenscheinlich ohne Mühe fast bis zum Uebermaß ertragen. Den ganzen Tag über hatte noch keiner Speise zu sich genommen, und doch setzten sie sich erst Nachts zehn Uhr zur Mahlzeit nieder. „Zur Mahlzeit niedersitzen!" Dieß ist der einzige Ausdruck unserer Gastrelegie der sich auf ein Eskimo-Essen anwenden läßt. Sie sitzen in der That nieder, Mann und Weib und Kind, das Messer in der Hand, und hocken mit gekreuzten Beinen um eine furchtbare, vierzig Pfund schwere Keule herum, über die sie, ohne das langsame Kochen der Lampe abzuwarten, mit wahrem Heißhunger herfallen. Ich habe viele solcher Mahlzeiten gesehen. Hansens Erzählung von dem Schwelgerwohl zu Etah ist indeß zu charakteristisch um ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden.

„Warum, Cappen Ken, Sir, aßen selbst die Kinder die ganze Nacht hindurch — Ihr kennt wohl den kleinen zweijährigen Baben, den die Awin in ihrer Kapuze mitgebracht — der Euch bis als Ihr ihn kipeltet? — Ja. Nun, Cappen Ken, Sir, dieses Bübchen schnitt sich selbst vor, mit einem Messer das aus einem eisernen Reif gemacht und so schwer war, daß er es kaum heben konnte, und schnitt und aß, und aß und schnitt, so lang ich ihm zusah." „Gut, Hans, versuch's nun und denk', denn ich möchte eine genaue Antwort: wie viel an Gewicht oder Menge hat wohl das Kind gegessen?" Hans ist ein exacter und wahrheitsliebender Mann; er dachte ein wenig nach, und sagte dann, er könne meine Frage nicht beantworten. „Aber ich weiß dieß, Sir, daß er ein Sipak aß" — der Eskimo-Name für den Fleischklumpen der ganz nahe am Maul abgeschnitten wird — „so groß als sein eigener Kopf, und drei Stunden später, als ich zu Bett gieng, schnitt er einen andern Klumpen ab, und aß auch immer." Ein Sipak ist jedoch, wie der holländische Gouvernementsfuß, eine schwankende Gewichtseinheit.

Skizzen aus Kleinasien.

(Fortsetzung.)

Als ich meine Runde beendigt hatte, kehrte ich in meinen Wigwam zurück; der Ort füllte sich allmählich mit Menschen, und das Kaffeehaus war schon voller Gäste. Unter diesen befanden sich einige Derwische vom Orden der Nakschebendi, welche als ächte Weltverächter erklärten daß sie an der Messe gar keinen Geschmack gefunden und sie daher schnell verlassen hätten. Dann fing einer von ihnen an ein persisches Gedicht zu recitiren, welches die höchst wichtige Neuigkeit enthielt daß alle Menschen sterben müßten, und daß selbst die Könige und die Propheten davon nicht ausgenommen wären. Daraus folge also daß es am gescheidtesten wäre ein Derwisch zu werden, der sich über alle und jede Misere des Lebens

Digitized by Google

hinwegsetze und am Ende, gleich dem gedlosen Wanderer, vor dem Straßenräuber, dem Tode ein Liedchen ins Angesicht singe. Mir war diese Schlußfolgerung aus dem Vordersatze etwas kühn vorgekommen, und ich war gerade in der rechten Laune um mit ihm ein wenig über seine atheistischen Grundsätze zu disputiren, jedoch schwieg ich aus Rücksicht für die übrigen Gäste, deren Glauben zu stören ich mich nicht berufen fühlte, und die von dem Gedichte sehr erbaut waren, weil sie glücklicherweise kein Persisch verstanden. Mein Derwisch affectirte für den Rest des Abends nur arabisch zu sprechen, obgleich er es augenscheinlich als eine erlernte Sprache redete, während er türkisch offenbar als seine Muttersprache sehr rein und fließend sprach.

Ich nahm nun auch Abschied von Schana, und ich gestehe es, der Abschied wurde mir nicht leicht, da ich in den fünf Tagen, wo er mein beständiger Begleiter war, ihn als einen redlichen und intelligenten Menschen erkannt hatte, obgleich er im Grunde einem sehr geringen Stande, der Landgendarmerie, angehörte. Den zweiten Zahtie entließ ich ebenfalls, da nach einstimmiger Erklärung aller Leute die weitere Strecke keine Gefahr darbiete, was ich ohnehin glaubte. Ich kann jedoch nunmehr aus eigener Erfahrung solchen Reisenden, welche der Landessprachen mächtig sind oder einen guten zuverlässigen Dolmetscher haben, empfehlen, die Begleitung dieser Zahtie nicht auszuschlagen, denn sie sind zwar in puncto der Sicherheitsescorte ein unnützes Möbel, aber sie kennen ihren District sehr gründlich und kosten nur wenig. Der ganze Apparat von Sicherheitswachen, der mich von Karadscha Biran bis Gerede, den Abstecher nach Zafranboli eingerechnet, begleitet hatte, kostete mir im ganzen keine hundert Piaster, da man jedem Mann täglich nur 5 Piaster (30 kr.) bezahlt

Auch der Stärübschi von Baimbir nahm Abschied von mir; es war eine treue Seele, immer vergnügt und sehr pünktlich in seinem Dienst; er hatte vollständig die Physiognomie eines Nogaier-Tataren, wofür ich ihn anfänglich auch hielt; er sagte mir aber er sey aus Baindir gebürtig. Ich kann ihn künftigen Reisenden empfehlen, sein Name ist Mustafa. Beim Abschied schenkte er mir noch seine Peitsche, da die meinige auf der letzten Station verloren gegangen war.

Sonnabend, 18 October. Ich wollte einige Angerazigen kaufen, da man weiterhin keine mehr trifft; der Kawaß hatte demgemäß schon den Abend vorher mit einem Heerdenbesitzer gesprochen; dieser versprach am andern Morgen in aller Frühe zu kommen um seine Waare zu zeigen. Um 7 Uhr waren wir vollständig fertig zum Aufbruch, aber noch hatte sich der Ziegenhändler nicht eingefunden. Wir warteten bis halb acht, bis acht, bis halb 9 Uhr, umsonst, der Kawaß versicherte er müßte kommen. Da er trotz der Versicherung nicht kam so suchte er ihn im Orte auf; der Kerl war aber nirgends zu finden, und während ihn gestern Abend die ganze Welt kannte, wollte heute Morgen ihn niemand kennen. Der Kawaß kam zornentbrannt zurück, und ich sagte ihm daß man uns gefoppt hätte; es wurde ihm schwer zu glauben daß seine Glaubensgenossen solcher Streiche fähig wären, aber die Thatsache war zu offenkundig um sich nicht vor derselben zu beugen. Wir bestiegen also um 9 Uhr unsere Pferde, da wir nicht länger warten konnten, denn Boli, unser heutiges Tagesziel, war 12 Poststunden entfernt.

Um 9¼ Uhr passirten wir den See von Gerede, und gleich darauf das Dorf Uslundschak, welches links vom Wege liegt, dann etwas später die beiden Dörfer Schahanaler (links) und Saraibschik (rechts). Um 10¼ Uhr fand ich eine Menge Ruinen am Wege, deren Untersuchung mich etwas aufhielt; von hier an bis Boli trifft man sehr häufig Ruinen, zum Theil in großen Massen, so daß diese Strecke im Alterthum, wenigstens in der Zeit wo Bithynien römische Provinz war, ungemein bevölkert gewesen seyn muß, denn fast jede halbe Stunde kamen wir an Stellen vorbei wo eine Menge Säulen von der alten Bevölkerung und ihrem Kunstsinn Zeugniß ablegten. Die Inschriften stammen fast alle aus römischer Zeit, nur sehr wenige scheinen mir einer früheren Zeit anzugehören, ein großer Theil derselben ist metrisch. Die Untersuchung der Ruinen und das Copiren der Inschriften hielt mich oft sehr lange auf, aber wir hatten zum Glück vortreffliche Pferde, so daß die Versäumniß in wenig Minuten nachgeholt war.

Kurz vor dem See von Tschaga passirten wir das Dorf Doganbschilar (links), dann Teller rechts am östlichen Ende des Sees, dann Hamzekei am nordwestlichen Ufer des Sees, und letzterem gegenüber Göldan links vom Wege. Um 11 Uhr wurde Halt in einer Wächterstation gemacht, und um 12½ Uhr bei Kör Ogln Tschetschmessi (Brunnen des Sohns des Blinden). Kör Ogln, der Erbauer dieses Brunnens, war ein alter Dere Bej, der vielen Geschmack gehabt haben muß, denn der Brunnen ist links und rechts mit ein Paar hübschen Säulen eingefaßt, welche sehr gut erhaltene Inschriften haben.

Um 2½ Uhr hatten wir das Ende der Hochebene erreicht, auf welcher ich mich seit dem 6 October bewegt hatte, und wir stiegen nun auf die Ebene von Boli hinab: eine prachtvolle Ebene, mit Dörfern wie übersäet und fruchtbar in ausgezeichnetem Grade, wie geschaffen für ein kleines Fürstenthum, gleich der Ebene von Pergamum. Von hier bis Boli hatten wir noch eine dreistündige Strecke vor uns, und da es auch hier noch viele Alterthümer zu untersuchen gab, so mußten die schon ziemlich stark angestrengten Pferde noch etwas tüchtiges leisten; aber sie entsprachen den Erwartungen vollkommen, und noch ehe die Sonne untergegangen war, sprengten wir in gestrecktem Galopp in Boli hinein, wo ich mich im Posthause einquartierte.

Sonntag, 19 Oct. Ich machte heute Halt, um die Stadt und die Umgegend etwas genauer anzusehen. Das erste was ich sah, war hinreichend um die von Hrn. Tschihatscheff geäußerte Vermuthung, das alte Bithynium habe etwas weiter westlich von Boli gelegen, [1] als ungegründet zu widerlegen, nämlich der Hügel ostwärts von der Stadt, welche letztere am Fuße desselben liegt. Dieser Hügel ragt kaum 50 Fuß über die Ebene empor, gewährt aber da er in der Mitte derselben liegt, eine vollständige Uebersicht über die Ebene nach allen Seiten hin, und ist wie geschaffen zur Anlegung einer Residenz. Die Oberfläche ist eben, vielleicht durch Menschenhände geebnet, und hat einen Umfang ungefähr wie die Akropolis von Athen. Der Rand der Oberfläche war mit einer dicken cyklopischen Mauer eingefaßt, von welcher noch ein Stück erhalten ist; verschiedene Höhlungen in diesem Stücke scheinen Röhren

[1] M. s. den vorhin angeführten Brief im Journal Asiatique.

Digitized by Google

zur Wasserleitung enthalten zu haben. Auf den andern Stellen waren nur noch die Substructionen sichtbar. Genau auf der Mitte des Hügels ist ein Oblongum, welches ehemals einen mächtigen Quaderbau enthielt, dessen Grundriß aus den vorhandenen Substructionen sich noch deutlich herstellen läßt. Hier findet man unter der Erde so viele Quadern, daß man in Boli ein eigenes Taschhané angelegt hat, d. h. eine Fabrik von Bausteinen, zu welcher dieser Fleck das Material liefert. In der Mitte des Oblongums ist noch eine Erhöhung, von welcher man die ganze Ebene überschaut. Dieses Oblongum war offenbar die alte Königsburg des Prusias und des Nikomedes, wenigstens eignet sich kein anderer Punkt auf der ganzen Ebene so gut dazu, und die bithynischen Könige müßten stockblind gewesen seyn wenn sie ihn übersehen hätten. Mit dem Fernrohr in der Hand genoß ich hier eine köstliche Aussicht, und war in meinen Betrachtungen in das graueste Alterthum versiert, als ich plötzlich in die tiefste Misere der Gegenwart zu schauen Gelegenheit hatte. Ein Müßiggänger, dem Ansehen nach zu der Philisterzunft von Boli gehörend, hatte mich schon längere Zeit beobachtet wie ich bald Pflanzen und Muscheln sammelte, bald mit Compaß und Fernrohr die Ebene aufnahm, und trat endlich zu mir heran, da er mich für einen Arzt hielt. Er eröffnete mir daß er in Folge einer Krankheit, deren Natur zu errathen nicht viel Scharfsinn erforderte, an einer Gonorrhöe litt, die seit zwei Jahren ihn beläftigte, und fragte mich ob ich nicht ein Mittel dagegen wüßte. Um ihn loszuwerden, empfahl ich ihm Kubeben zu kauen, und setzte meine Beobachtungen fort. Aber nun gesellten sich andere Müßiggänger zu mir die ich nicht so leicht abweisen konnte, da sie zu den Honoratioren zu gehören schienen und die mich für Gott weiß was hielten; der Kawaß mußte ihnen etwas vorgeschwatzt haben, denn sie beriefen sich auf ihn; ihre Anträge aber waren so daß ich eine andere Sprache annehmen mußte, um ihnen zu bedeuten daß ich unter dem Schutze des Sultans in seinen Staaten reise, und daß ich diesen Schutz schlecht vergelten würde, wenn ich ihren Reden auch noch eine Minute länger Gehör geben wollte; ich rieth ihnen also mich zu verlassen und in die Moschee zu gehen um für ihren Sultan zu beten.

Heutzutage dient der Hügel als Ackerland; auf dem westlichsten Ende, nahe bei der Stadt, ist ein Thurm mit einer Uhr errichtet, der Inschrift zufolge im J. 1836. Ostwärts verlängert sich dieser Hügel in einen etwas niedrigeren Absatz, der ebenfalls mit einer Mauer eingefaßt war, wovon noch einzelne Reste vorhanden sind. Die Südseite dieses Hügels ist durch die Poststraße von einem zweiten niedrigeren Hügel getrennt, der gleichfalls mit einer Mauer eingefaßt war, wovon noch ziemlich viele Reste erhalten sind; er dient jetzt als Begräbnißplatz, und liefert durch mehrere alte Inschriften auf Säulen und Altären verschiedene Beiträge zur Kenntniß des alten Bithyniens.

Boli selbst hat nur wenige Reste des Alterthums, der Ort ist ziemlich groß, ich zählte 14 Moscheen. Früher war es die Residenz eines Pascha, jetzt aber ist hier nur ein Kaimakam, wodurch der Wohlstand etwas gelitten hat, zumal da der Ort keine eigenthümliche Industrie besitzt. Südwärts von Boli liegt der armenische Ghetto.

Am Nachmittage machte ich einen Abstecher nach den Bädern von Boli; diese liegen eine Stunde südwärts, am Ende der Ebene, und erhalten ihr Wasser aus den heißen Quellen am Fuße des Gebirges. Es sind zwei Bäder, wovon jedes vier Bassins hat, die aus zwei Hähnen gespeist werden. In dem ostwärts gelegenen Bade hat das Wasser in der Mündung des einen Hahns eine Temperatur von 109° Fahrenheit, und an der Mündung des zweiten Hahns 103° Fahrenheit. In dem andern Bade westwärts hat das Wasser an den Mündungen beider Hähne eine Temperatur von 110° Fahrenheit und besitzt einen schwachen Schwefelgeruch. Specifische Heilkräfte scheinen beide Bäder nicht zu besitzen, und sie dienen als einfache heiße Bäder, auch sind sie Privateigenthum, und gehören zwei Einwohnern von Boli.

Montag, 20 Oct. Wir brachen heute um 6½ Uhr auf nach Düzdsche, 12 Poststunden von Boli. Wir hatten wieder ausgezeichnete Pferde, das meinige war der beste Renner den ich auf der ganzen Reise gehabt habe, und somit war gegründete Aussicht vorhanden nicht nur Düzdsche früh zu erreichen, sondern selbst noch Zeit zu einem Abstecher nach Ueskiab zu gewinnen. Um 7 Uhr passirten wir Paschaköi, und um 8½ Uhr waren wir schon in einer Wächterstation, welche 4 Poststunden von Boli entfernt ist und am Fuße des Boli Daghi liegt. Hier wurde einige Augenblicke Halt gemacht, um zu frühstücken. Nun aber hatte sich das Bild plötzlich gewendet, der Boli Daghi hatte sich mit so dichtem Nebel bedeckt daß wir zuweilen keine 50 Schritte weit vor uns sehen konnten; die niederschlagende Feuchtigkeit hatte den lehmigen Boden so schlüpfrig gemacht daß den armen Thieren das Steigen recht beschwerlich wurde, noch viel beschwerlicher aber war das Hinabsteigen, während ein seiner durchdringender Regen uns von oben durchnäßte. Um 11½ Uhr endlich war diese mühsame Passage überwunden, und wir konnten in einer benachbarten Wächterstation uns etwas erholen. Von nun an war unser Weg in der Ebene abwärts am rechten Ufer eines kleinen Flusses, aber das Pferd unsers Stübschi war so ermüdet daß es nur noch im Schritte vorwärts kommen konnte, so daß wir erst um 2 Uhr Düzdsche erreichten, statt um 12 Uhr, wie wir berechnet hatten. Dabei war die Luft so trübe und regenschwanger daß ich für heute die Tour nach Ueskiab als ganz unnütz aufgab.

Düzdsche ist ein ziemlich armseliger Ort von etwa 60 Häusern, mit einer hinfälligen Moschee; die einzige Industrie des Ortes ist der Tabaksbau, das Product aber, gleich dem Tabak der ganzen Umgegend, ist so beschaffen daß nur ein Gaumen, welcher Mecklenburger Tabak oder Malteser Cigarren auszuhalten vermag, sich dazu eignet. Düzdsche soll früher Dufae geheißen haben, was ich nicht bestreiten will, doch habe ich in den mir zu Gebote stehenden Büchern einen solchen Namen nicht auffinden können. Ich sah aber einen schönen Altar mit Blumenfestons, der jetzt als Brunneneinfassung dient; eben so enthält der Begräbnißplatz einige antike Steine, sowie ein anderer Begräbnißplatz (ohne dazu existirenden Ort) eine halbe Stunde ostwärts von Düzdsche.

Ich bemerke noch daß die alte Straße, deren Tschihatscheff erwähnt, schon von Boli an beginnt und sich bis Nikomedien verfolgen läßt; ich muß aber auch hier erwähnen daß sie mir eher der byzantinischen Zeit als der römischen Herrschaft anzugehören scheint.

Dienstag, 21 Oct. Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber, es hatte die Nacht stark geregnet, und von hier an bis Nikomedien regnete es fast ununterbrochen. Wer es bloß gewohnt

Digitized by Google

ist in Europa zu reisen, wo schlechtes Wetter gar kein Hinderniß ist, und höchstens den Eisenbahnzug oder den Postwagen eine Viertelstunde aufhält, hat gar keinen Begriff davon wie sehr der Regen im Orient dem weissenschaftlichen Reisenden hinderlich ist, zumal bei kurzen Tagen. Es ist Regel daß man vor Sonnenuntergang sich ein Obdach sucht, da es später ungemein schwer hält etwas zu essen zu bekommen, überdieß kann man in der Dunkelheit bekanntlich nichts sehen, also keine Beobachtungen anstellen. Da nun aber der Regen die Wege ungemein verschlechtert, so ist das Fortkommen sehr erschwert, und man muß daher sich fast aller Abweichungen vom Wege, sowie des Verweilens bei interessanten Gegenständen möglichst enthalten; denn sehr oft riskirt man nicht bloß einen hungrigen Abend, was am Ende kein so entsetzliches Unglück ist, sondern selbst die Existenz, weil es hier zu Lande Passagen gibt, die man nur bei Tageslicht glücklich bewerkstelligen kann. Dieß soll nicht bloß für mich gleichsam eine oratio pro domo seyn, sondern alle diejenigen entschuldigen welche im Orient oft bei den interessantesten Gegenden vorüberreiten mußten, während der Gelehrte in Europa, im Schlafrock und bei dem warmen Ofen, ihnen Vorwürfe macht daß sie diese oder jene Beobachtung nicht angestellt haben.

Ich ritt in Begleitung eines Negers nach Uesküb, welches, nur zwei Stunden entfernt, seitwärts am Fuße des Hypius-Gebirges liegt. Unterwegs passirte ich das Dorf Körseler und einen Fluß, der von Osten nach Westen fließt. Uesküb ist das alte Prusiad ad Hypium und enthält höchst interessante Alterthümer, auf welche zuerst Hr. Tschihatscheff aufmerksam machte. Besonders merkwürdig sind die alten Mauern aus Quadersteinen, die der Hauptsache nach wohl aus den Zeiten der bithynischen Könige herrühren mögen, aber deutliche Spuren an sich tragen daß Römer und später Byzantiner sie ausbesserten. Ich traf zum Glück den einzigen Griechen, der hier wohnt, in einem Kaffeehause, und dieser, ein intelligenter Mann, führte mich überall hin wo alte Inschriften zu finden sind, so daß ich alles aufgefunden habe was Hr. v. Tchihatscheff angibt, nur die Reiterfigur, deren er in seinem oben citirten Briefe erwähnt, fand ich nicht, obgleich ich den Stein, auf welchem er ausgehauen seyn sollte, mit aller Muße copirte; auch wußte weder mein Grieche noch sonst jemand im Orte von einer solchen Figur, und es scheint also daß der gelehrte Russe sich geirrt hat. Ich copirte sämmtliche Inschriften, wobei der Regen in Strömen herabgeß; mein Grieche hielt ruhig neben mir aus, und half mir die halb vergrabenen Steine mit der Schaufel herausarbeiten. Zur Geschichte der bithynischen Könige liefern diese Inschriften keinen Beitrag, da sie alle ohne Ausnahme aus römischer Zeit, und zwar, so weit ich urtheilen kann, aus der Mitte des 2ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herstammen; aber wichtig sind sie dadurch daß sie über die Verfassung und das römische Provinzialleben schätzenswerthe Auskünfte liefern. Sie sind gleichsam eine Fortsetzung der Briefe des Plinius an Trajan, so daß wir über keine römische Provinz so viele detaillirte Nachrichten haben als über Bithynien. Es ist aber hier nicht der Ort das Material zu verarbeiten und auszukramen, auch habe ich jetzt keine Zeit dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Raskolniken oder Staroverzi Rußlands.

Als um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts der russische Patriarch Nikon einige Steuerungen in der Liturgie der russischen Kirche vornahm, waren viele der Alt- und Strenggläubigen damit unzufrieden und weigerten sich diesen Neuerungen nachzukommen. Da ihre Macht indeß zu einem offenen Widerstande zu gering war, so vereinigten sie sich und trennten sich im Jahre 1660 von der herrschenden Kirche, seitdem eine besondere Secte bildend, von den Russen Raskolniki (Keger) genannt, während sie sich selbst mit dem Namen Staroverzi bezeichnen. Sie standen mit einander in der engsten Verbindung, und hielten mit unerschütterlicher Festigkeit an den alten Satzungen ihres Glaubens und ihrer Schrift, welche selbst die Verfolgungen und Qualen, die sie unter dem Czar Peter I zu erdulden hatten, nicht zu brechen vermochten. Im Gegentheil riefen dieselben, und die Abgeschlossenheit, in der sie aufangs gegen die Anhänger der herrschenden Kirche lebten, unter ihnen einen düstern, schwärmerisch hartnäckigen Geist hervor, der jede Verfolgung als eine erwünschte Gelegenheit zum Märtyrthum ansah. Es giengen später noch einige minder bedeutende Seelen, namentlich die Duchoborzi, welche das Christenthum nun im Geiste wollen, aber streng auf Sittenreinheit halten, von ihnen aus; ihre Zahl ist dadurch wohl geringer geworden, aber sie sind keineswegs verschwunden, zumal sie seit Jahren keine Verfolgung zu erdulden gehabt haben.

Das religiöse und gesellschaftliche Leben der Staroverzen ist bereits mehrfach geschildert, allein es ist fast eben so oft entweder im höchsten Grade übertrieben, wenn ihr Fanatismus die Veranlassung gegeben haben mag, oder es ist höchst einseitig aufgefaßt, weil die Anhänger dieser Secte, eingedenk der frühern Verfolgungen, nur schwer einen Fremden und Ungläubigen einen wahren Blick in ihr Leben thun lassen, wobei sie von der dem russischen Volke eigenthümlichen Schlauheit auf das kräftigste unterstützt werden.

Man hat ihnen die größten Scheußlichkeiten aufgebürdet, es läßt sich auch nicht läugnen daß ihr schwärmerischer Fanatismus sie zu Thaten treibt, welche sich nur durch einen religiösen Wahnsinn begreifen und entschuldigen lassen; auf der andern Seite steht aber hiermit wiederum ihr ehrlicher, offener, einfacher und gastfreundlicher Charakter im grellsten Widerspruch. Das strenge Festhalten des Staroverzen an den alten Satzungen hat, trotzdem er auf mehrfache Abwege gerathen ist, dennoch einen guten und sittlichen Kern in ihm zurückgelassen.

Die Secte der Staroverzen ist fast durch ganz russische Reich hin verbreitet, namentlich unter den Bauern, doch haben sie auch in den Städten ihre Anhänger, und sämmtlich haben sie mehrere geheime Zeichen, an denen sie sich sofort gegenseitig erkennen und sich dann mit großer Opferbereitwilligkeit unterstützen. Sie lassen sich auch durch ihre größere Reinlichkeit, durch die Einfachheit ihrer Kleidung und ihres Lebens, durch das Fernhalten von jedem Luxusgegenstande, durch die Zähigkeit, mit welcher sie an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen hängen, und vor allem durch ihren langen Bart äußerlich erkennen. Der Bart ist für die Staroverzen von höchster Bedeutung, er ist ihr Symbol, ein Gegenstand ihrer Verehrung, und gleichsam das äußerliche Siegeszeichen, welches sie aus allen Verfolgungen kühn davon getragen haben.

Digitized by Google

Der Bart iſt aber auch zugleich ein Gegenſtand ihrer Religion, er gilt ihnen heiliger als den Mohammedanern, welche ihn auf das Gebot ihres Propheten tragen, denn auch ſie ſehen ihn als ein Gebot des erſten und größten ihrer Propheten, des Moſes an, und beziehen ſich auf den 27ſten Vers im 19ten Capitel des 3ten Buches Moſes, wo er die Gebote ausliegt und alſo beſteht: „Ihr ſollt Euer Haar am Haupt nicht rund umher abſchneiden, noch Euren Bart gar abſcheeren.“

Der Czar Peter I wird von den Staroverzen gehaßt und verabſcheut, nicht ſowohl wegen der Verfolgungen und Qualen welche ſie durch ihn zu erdulden hatten, ſondern weil er das Heiligthum ihres Bartes angriff. Es iſt bekannt, daß Peter der Große die damals allgemein üblichen langen Bärte ſeiner Unterthanen anfangs mit Gewalt zu vernichten verſuchte; er drang nicht durch, und fiel deßhalb auf die Idee die Bärte zu verſteuern, und jeder mit einem langen Bart verſehene Kuſſe mußte, wenn er durch die Thore einer Stadt gieng, den eigens dazu angeſtellten Caſſirern die ſeinem Stand entſprechende Barſteuer entrichten; die Bornehmeren, Reichen, Handelsleute und Künſtler mußten 100 Rubel zahlen, die Aermeren kamen mit einer Kopeke davon. Dieſe Steuer wirkte beſſer als alle früheren Befehle, nur auf die Staroverzen übte ſie wenig Einfluß; für ihren Bart waren ſie zu jedem Opfer bereit, und ſie bezahlten freudig ſelbſt die für ihre Secte beſtimmte doppelte Barſteuer, wie ſie auch auf Peters Befehl eine doppelte Kopfſteuer zu entrichten hatten. An das Kinn eines Staroverzen kommt kein Scheermeſſer, ſie werden deßhalb auch die Barrauſſen genannt.

Ich war im Sommer 1855 längere Zeit in dem Hauſe eines Bauern, welcher zu der Secte der Staroverzen gehörte. Ich wußte es, und da ich bereits früher viel Ueberſtrichenes und Abenteuerliches von dieſen Abtrünnigen der herrſchenden Kirche Rußlands gehört hatte, ſtrebte ich mit erhöhter Begier das Leben und die Eigenthümlichkeiten dieſer Secte zu erforſchen. Nicolaus Pollick, ſo hieß mein Wirth, war ein Mann von ungefähr 55 Jahren, und ſein langer Bart, ſein ernſtes und dabei mildes Geſicht gaben ihm ein ehrwürdiges Anſehen. Er war ein ſchlichter Bauer, aber trotz dem las er fertig und ſchrieb ziemlich geläufig Ueberhaupt ſorgen die Staroverzen mit Eifer für den Schulunterricht ihrer Kinder, und wo kein Lehrer im Dorfe iſt, verſehen ſie entweder ſelbſt die Stelle deſſelben bei ihren Kindern, oder ihr Prieſter unterrichtet ſie. Die meiſten Staroverzen können deßhalb ziemlich fertig leſen und ſchreiben; zum Schreiben bedienen ſie ſich, inſoeß der altſlawiſchen Sprache, welche von dem jetzigen Ruſſiſch verſchieden iſt und mir unverſtändlich war.

Der alte Polick war ein äußerſt freundlicher, aufmerkſamer Wirth — Gaſtfreundſchaft gehört überhaupt zu den Tugenden der Staroverzi, und er ſchenkte mir ein größeres Vertrauen als ich je bei rechtgläubigen Ruſſen genoſſen habe. Er war in der Bibel ſehr beleſen und bewandert, und ließ ſich mit augenſcheinlichem Wohlgefallen, und wohl wiſſend daß er eine für ſeinen Stand außerordentliche Fertigkeit im Reden beſaß, in ein Geſpräch über die heilige Schrift ein, und mehr als einmal hat er mich durch die Richtigkeit und das Treffende ſeiner natürlichen und geſunden Logik zum Staunen gebracht. Er geſtand offen und mit Bedauern, daß die heilige Schrift, welche jetzt die Staroverzen und wir alle beſäßen, nicht die urſprüngliche und reine Schrift ſey, ſie ſey vielfach verfälſcht. Aber die Staroverzen beſäßen eine urſprüngliche und reine Schrift, in welcher die Evangelien enthalten ſeyen, ſo wie ſie aus dem Munde der Evangeliſten geſloſſen wären, behauptete er. Dieſe reine und unverfälſchte Bibel ſey als größtes Heiligthum der ganzen Secte von dem Czar Peter III, der ein Anhänger derſelben war, in die Kuppel der Kirche in Waſſiliostrow eingeſchloſſen, und werde nicht eher wieder daraus hervorgenommen werden, als bis ein Kaiſer Rußlands Thron beſteige, der gleichfalls ein Staroverz ſey.

Das Andenken Peter's III lebt unter allen Staroverzen in größter Ehre, ſie verehren ihn eben ſo ſehr wie ſie Peter I verabſcheuen, und faſt in jeder Hütte, in welcher ein Anhänger dieſer Secte wohnt, ſieht man ein Bildniß Peter III, meiſt mit grellen Farben colorirt. Das Erkennungszeichen dieſer Secte, ein rother Lappen an dem rechten Knie, iſt auch auf dieſen Bildern angebracht, und die Staroverzen machen mit Stolz darauf aufmerkſam, daß ein Kaiſer zu ihrer Secte gehört habe. Uebrigens ſprachen ſie von dem Kaiſer Nikolaus und Alexander II mit größter Achtung, denn unter beiden haben ſie keine Verfolgung zu erdulden gehabt.

Ihren religiöſen Uebungen habe ich nie beigewohnt, doch ſand ich auch in Rußland das Gerücht beſtätigt daß dieſelben häufig von wilden Orgien begleitet ſeyen, in denen ſie ſich ohne Rückſicht auf Alter, Stand und verwandſchaftliche Verhältniſſe den rohſten Genüſſen hingeben.

Ein ſein Jahren in dem Dorfe unter den Staroverzen lebender Deutſcher erzählte mir daß dieſe Secte, da ihre Zuſammenkünfte durch das Geſetz verboten ſeyen, im Geheimen ſich bald hier, bald dort in einem einſam ſtehenden Hauſe verſammeln, dort um ein in die Mitte geſtelltes und mit Branntwein gefülltes großes Gefäß ſchwörgend aber in wildem bacchantiſchen Rauſche lange bis alle erſchöpft ſeyen, und dann nachdem die Kerzen ausgelöſcht, ſich der rohſten Luſt hingebe. Zu Zeiten, wenn ſich ein Mädchen freiwillig dazu hergebe, werde dieſes mit Branntwein berauſcht, in die Mitte geſtellt, ihm die eine Bruſt abgeſchnitten, welche dann von allen Anweſenden roh verzehrt werde. Darauf werde das Mädchen in wildem Reigen umtanzt und das Ende bilde wieder eine wilde Orgie. Solche Mädchen würden dann als Heilige verehrt.

Es mag Wahres (?) an all dieſem ſeyn, aber gewiß iſt es auch übertrieben, denn die Staroverzen ſind faſt durchgehends dem Genuſſe des Branntweins weniger ergeben als die übrigen Ruſſen. Auch die Erzählung der rohen und thieriſch wilden Orgien mag übertrieben ſeyn, denn obſchon unter den Staroverzen eigenthümliche Begriffe über die Ehe herrſchen — ſie leben faſt alle in wilder Ehe, und die Kinder werden meiſt auf Koſten der Gemeinden erzogen — ſo ſind ſie doch im Ganzen wenig ſinnlich, und die Fälle daß ſich Männer aus frommer Schwärmerei und wie Origenes aus Mißverſtändniß der Stelle in der heiligen Schrift: Evangelium Matthäi cap. XIX. Vers 12 ſelbſt entmannen oder entmannen laſſen, kommen außerordentlich häufig vor. In einigen Dörfern welche vorzugsweiſe von Staroverzen bewohnt ſind, wird dieß Geſchäft von alten Frauen verrichtet welche eine beſondere Geſchicklichkeit darin beſitzen ſollen.

Von der Beſchuldigung daß ſie Jungfrauen auf die bezeichnete Weiſe martern, konnte ich mich nicht ſelbſt überzeugen, obſchon die allgemeine Verehrung welche die Tochter meines Wirthes genoß, in

Digitized by Google

wir der Verdacht erregte daß auch ſie ein Opfer dieſer ſonderbaren Glaubensſchwärmerei ſey. Sie führte indeß, ſo weit ich es zu beobachten Gelegenheit hatte, ein ſehr einfaches und ſtreng ſittliches Leben. Sie war ſehr eifrig in ihren Religionsübungen, und hatte alle Heirathsanträge welche von jungen Männern an ſie geſtellt wurden, zurückgewieſen, um, wie ihr Vater ſagte, ihn nicht zu verlaſſen und ſich ungeſtört ihren religiöſen Betrachtungen hingeben zu können.

Die männlichen Mitglieder dieſer Secte entwickeln indeß eine viel fanatiſchere Schwärmerei als die Frauen. Sie ſehnen ſich förmlich nach Märtyrthum, und die ſchrecklichſten Geißelungen welche ſie an ſich ſelbſt ausüben, freiwillige Entmannungen, ſelbſt freiwillige Verbrennungen kommen unter ihnen ſehr häufig vor, aber ſtets möglichſt geheim, weil das Geſetz ſolche Fälle ſtreng beſtraft.

Ich brachte meinem Wirth gegenüber mehreremale das Geſpräch darauf und richtete ziemlich directe Fragen an ihn, aber er wußte dieſen Fragen ſtets mit einer großen Feinheit und Schlauheit auszuweichen, ſo daß er ſie weder direct eingeſtand noch läugnete. „Jeder der Staroverzen," ſagte er, „iſt willig zu dem Opfer bereit welches der Glaube von ihm verlangt, denn in dieſer Opferwilligkeit iſt Chriſtus, welcher Gottes wirklicher Sohn war, uns als höchſtes Vorbild vorangegangen, und alle welche ſeine wahren Jünger ſind, die Staroverzen nämlich, müſſen ihm nachfolgen. Man nennt uns Raskolniki, aber wir ſind es nicht, ſondern die welche von dem Buchſtaben der heiligen Schrift und der alten Satzungen abgefallen ſind, die welche ſich Anhänger der herrſchenden Kirche Rußlands nennen."

Eigentliche Prieſter haben die Staroverzen nicht, die Stelle derſelben iſt meiſt durch freiwillig übergetretene oder wegen Verbrechen aus der herrſchenden Kirche ausgeſtoßene Popen vertreten. In den religiöſen Verſammlungen reden auch die Laien, und viele derſelben beſitzen eine ſtaunenswerthe Redefertigkeit, welche in den meiſten Fällen die der Prieſter übertrifft. In ihren Glaubensdogmen ſtimmen die Staroverzen in den weſentlichſten Punkten mit der ruſſiſchen Kirche völlig überein, nur einzelne Stellen der Bibel deuten ſie anders, meiſt in äußerſt ſchwärmeriſcher Weiſe.

Ein von Staroverzen bewohntes Dorf macht äußerlich einen ſehr günſtigen Eindruck und unterſcheidet ſich vortheilhaft von den übrigen Dörfern Rußlands. Obſchon jeder Luxusgegenſtand an den Häuſern und der Kleidung der Bewohner ſorgfältig vermieden iſt, ſo zeichnen ſich dieſelben doch durch größere Reinlichkeit und den praktiſchen Sinn aus, mit welchem bei der Zurichtung derſelben zu Werke gegangen wurde. Peter der Große ſtrafte dieſe Secte durch ein ſchimpfliches Abzeichen in der Kleidung, doch wird dieſes nur noch ſelten und von wenigen getragen.

Gegen den Fremden ſind die Staroverzen ausnehmend freundlich und üben mit Zuvorkommenheit Gaſtfreundſchaft. Ich habe mehrere Monate in dem Hauſe eines Staroverzen gewohnt, wurde ſtets mit gleicher Artigkeit behandelt, und dennoch weigerte ſich mein Wirth bei meiner Abreiſe irgend eine Bezahlung oder Belohnung anzunehmen, während ich in den Häuſern anderer Ruſſen außer einer guten Bezahlung für geringe Dienſte nur allzuhäufig von meinen Sachen diejenigen einbüßte welche mein Wirth oder meine Hausgenoſſenſchaft gut verwenden zu können glaubte. Die Staroverzen gelten für ehrlich, ich habe es zum wenigſten nie anders befunden.

Daß die Zahl dieſer Secte von Jahr zu Jahr geringer wird, obſchon ſie auch jetzt noch nicht machtlos und bei inneren Staatsumwälzungen nicht ohne Einfluß iſt, da ſie manche ſehr einflußreiche Männer zu ihren Anhängern zählt, und ſich auch die ganze orthodoxe Partei der herrſchenden Kirche zu ihnen hinneigt, weil ſie oft gemeinſam zu demſelben Ziele ſtreben, kommt hauptſächlich daher daß ſie jetzt keine Verfolgungen mehr auszuſtehen haben, ſondern ſtillſchweigend geduldet ſind. Je weniger ſie von oben herab beachtet werden, um ſo mehr erſtirbt der wilde Fanatismus ihrer Schwärmerei, und ſo ſehr ſie ſich auch gegen jede Wiedervereinigung mit der herrſchenden Kirche ſträuben, ſo werden ſie doch mit der Zeit dadurch wieder mit ihr zuſammenfallen, weil ihr Glaube und ihre Begeiſterung nicht mehr ſtark und lebensfriſch genug iſt um die ſcheidende Gränze zwiſchen beiden aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

Ueber die Farben und insbesondere über den Purpur der Alten.

(Von E. Lamberer.)

Die Malerei wurde später als die Plastik eine unabhängige Kunst in Griechenland, und alles Malen bestand in den ältesten Zeiten der Hellenen im Coloriren von plastischen Bildern und Reliefs von Thon und Holz. Die alten Griechen hatten eine besondere Vorliebe zu zarten und fein abgewogenen Umriß-Zeichnungen, und der Schüler mußte sich lange Zeit mit dem Griffel auf Wachstafeln und mit dem Pinsel und einer einzigen Farbe auf Buchsbaumtafeln einüben, ehe er denselben in die übrigen Farben tauchen durfte. Unter den verschiedenen Schulen zeichnete sich besonders die jonische Schule aus, die ein blühendes Colorit liebte, jedoch auch diese hatte bis Apelle's Zeiten nur die vier Haupt- oder Grundfarben im Gebrauch. Später kommen nebst diesen Grundfarben allmählich glänzendere und werthvollere in Gebrauch, und unter diese gehörte namentlich das Chrysocolla der Alten, das Purpurissimum, das Cæruleum und der Zinnober Cinabaris. Die Chrysocolla war ein Grün, welches aus den Kupferbergwerken von Cypros (denn noch dem Namen des Kupfers Cuprum erhielt diese Insel, von der die Römer dieses Metall brachten, den Namen Cypern) gewonnen wurde, und aus Kupfergrün und Kupfermalachit bestand. Mit dem Namen Purpurissimum belegte man eine Farbe aus Kreide und den Saft der Purpurschnecke. Durch Zusammenschmelzen von Sand, Salpeter und Kupfer erhielt man das Cæruleum, eine Erfindung die aus Alexandrien nach Griechenland kam, und Cinabaris bedeutete den wirklichen Zinnober. Zur Wasenmalerei, die besonders in Korinth und auch auf Aegina blühte, bedienten sich die Alten der Auflösung des Asphaltes in Naphtha. Bei der enkaustischen Malerei wurden die Farben mit Wachs und Mastix vermischt, diese Masse zu Stengelchen geformt und durch gelinde Wärme auf Tafeln oder Wände von Marmor eingeschmolzen. Diese Kunst des Einschmelzens der Farben hieß bei den Alten Κρωματιστική. Ebenfalls kannten die alten Hellenen die Kunst des Vergoldens, und selbe geschah durch Aufkleben der Goldblätter mittelst arabischen Gummi oder auch durch Fischleim, oder wie ich vor kurzer Zeit durch die Untersuchung einer kleinen vergoldeten Vase entdeckt zu haben glaube, durch eine Art Gummi den die Alten Sarcocolla nannten und zu diesem Zweck aus Aegypten brachten. Was nun die Farben aus dem organischen Reiche sowohl als aus dem Pflanzen- und Thierreiche betrifft, so läßt sich aus den Schriften der Alten nachfolgendes erörtern.

Aus Diodorus und Theophrastus erhellt daß man eine Wurzel, die man Ἄγγουσα nannte, zum Rothfärben benützte, und auch die Frauen gebrauchten selbe um sich damit die Wangen roth zu färben, was die Alten ἀγγουσίζειν nannten. Diese Pflanze, von der diese Wurzel erhalten wird, nennen die Araber Chene oder auch Alkanne, und die Orientalinnen benützen die zu grobem Pulver gestoßene Pflanze, um sich die Haupthaare röthlich zu färben. Dieses geschieht auf folgende Weise: gebt die Orientalin in das Schwitzbad Chamam, das die Frauen im ganzen Orient ungemein lieben, so streut die Badwärterin dieses Pulver in die gelösten Haare, bindet selbe nun mittelst eines Tuches zusammen, und nach einigen Stunden sind die Haare durch dieses Pulver schon röthlich oder bräunlich gefärbt. Ebenso werden mit diesem Alchanna auch die Nägel und Augenbrauen gefärbt, eine Sitte, die im Orient allgemein üblich ist und zur Zierde der Frauen gehört. Zu den rothfärbenden Mitteln aus dem Pflanzenreich gehört die Krapwröthe, das Ἐρυθρόδανον der Hellenen, die Rubia tinctorum der Römer, und dieser Wurzel gedenkt auch Plinius, sagend: Radix est rubra tingendo idonea, et Rubia seu rubra quod lanæ tinguntur colore rubro. Daß diese beiden rothen Pflanzen-Farbstoffe nicht zum Purpur benützt wurden, geht aus dem homerischen Epos hervor, wo es deutlich heißt daß Πορφύρα zu Troja und Φοίνιξ in Mäonien, und Karien als Farbstoffe theils zum Purpur der Gewänder als auch zum Rothfärben des Elfenbeins verwendet wurden. Der Purpur zu den Prachtgewändern asiatischer Herrscher ein halbes Jahrtausend vor Chr. Geburt war jedenfalls ganz anderer Art als der der römischen Kaiser, und unter dem Namen Purpura und puniceum herrschte ein bedeutender Unterschied. Zur Bereitung des natürlichen Purpurs wurden zwei Arten von Conchylien, die Trompetenschnecke Κῆρυξ Murex, Buccinum und die Purpurschnecke Πορφύρα, Pelagia purpurea, Murex brandaris[1] verwendet. Diese Conchylien findet man auch auf Tyrischen Münzen abgebildet, zum Beweis daß diese gerade von Tyrischen Purpurfabrikanten dazu verwendet wurden. Aristoteles berichtet zuerst diese Purpurschnecke, und sagte daß selbe den Purpursaft in der Mitte zwischen der Leber und dem Hals enthalte. Die Purpurbereitung geschah in den Officinis der Purpurfärber, die man Πορφυροβάφοι und nach Plinius Purpurotinctores nannte. Der Purpursaft aus dem Buccinum, denn der aus Murex hielte ins Scharlachrothe, gewährte keine Haltbarkeit, und deßwegen wurde derselbe mit dem wirklichen oder ächten Purpur der Πορφύρα vermischt. Varietäten der Purpurfarbe wurden durch Zusaz von Kräuterſäften erzielt, und aus einer sehr interessanten Stelle die von Demokritus von Abdera herstammen soll, geht hervor daß zur Bereitung von Purpurfarben wahrscheinlich jedoch minder glänzende Colores herbacei angewendet wurden, und unter diesen werden angeführt Ἄγγουσα, Ἐρυθρόδανος, Ῥόδον τὸ ἐπιλύκιον, κόκκος, d. i. die Wurzel der färbenden Ochsenzunge, die Krappwröthe, die italienische Rose und die Kermesbeeren. Daß die letztern zur Purpurfarbe verwendet wurden, dieß erhellt auch aus Pausanius, und besonders sollten die in der Gegend von Ambryssos in Phokis sich gefundenen einen schönen Purpur hervorgebracht haben. Unter den Stoffen welche mit Purpursaft gefärbt wurden, blieb Wolle stets die wichtigste und gewöhnlichste, und unter dem Kaiser Justinian trat auch die Seide hinzu, und nach Plinius wurde auch Leinen zu besonderm Gebrauch mit Purpur gefärbt, und auch der Byssus, worunter die Baumwolle zu verstehen ist.

Die zu färbenden Stoffe wurden wedee im Garne noch im Gewebe, sondern im rohen Zustande gefärbt, und erst nach erhaltener Farbe wurden dieselbe gesponnen und gewebt. Die bedeutendsten und zahlreichsten Purpurfärbereien liegen am Meer oder in der Nähe desselben, des Muschelfanges halber welchen die sogenannten Πορφυρεῖς, Muricilegi Conchyliologuli, betrieben. Solche Purpurfabriken existirten besonders in Tyrus, Kos, Amyklä,

[1] F. S. Volgt bestreitet in seiner Zoologie, daß diese Schnecke den Purpur geliefert habe. D. R.

Digitized by Google

Salona in Dalmatien, in Lissa, in Istrien, Tarentum, Ancona, Hydruntum und Syrakus, und auch in Thir, in Ober-Aegypten existirte eine ähnliche. Der Purpurhandel wurde ein bedeutendes Geschäft, seitdem diese Farbe in ihrer Mannichfaltigkeit auf verschiedene Stoffe übergetragen wurde. Die römischen Kaiser suchten den Purpur für sich als Zeichen der höchsten Würde zu behaupten, und aus diesem Grund und zur Beschränkung des Luxus wurde der Purpurhandel von Rom aus verboten, und zwar durch Julius Cäsar, später wurde derselbe durch Nero gänzlich verboten.

Das Wohlgefallen an dieser Farbe wurde ganz besonders durch das schillernde gängende Farbenspiel lumen, nitor, fulgor, calor in suspectu refulgens, versicolor, splendens, florens, micans bedingt, und zugleich war die ächte Purpurfarbe unvergänglich, Gewänder und Mäntel ganz aus Purpurstoff gearbeitet. Διπλόφρυγοι, waren eine große Seltenheit und nur Sache der Herrscher, die man auch Πορφυρογέννητοι im Purpur geboren, nannte. Bei den Tyrannen der griechischen Staaten war der Purpurmantel schon in ziemlich früher Zeit das stattliche Galagewand, und deßwegen nannte diese Purpurträger Horatius Flaccus purpureos tyrannos. Aus römischen Schriftstellern erhellt daß die triumphirenden Feldherren sich ebenfalls des Purpurs bedienten und Toga picta, purpurea, auch palmata trugen dieselben als Zeichen errungenen Sieges. Die kaiserlichen Purpurmäntel, die aus Purpurstoff gearbeitet waren, waren auch noch mit Gold gestickt und durchwebt, daher der Ausdruck purpuram sumere, gleichbedeutend war mit Imperium sumere. Der Gebrauch des Purpurs war auch noch auf verschiedene Gegenstände übergegangen, man hatte Schuhe aus Purpur, und auch Dinte wurde aus Purpursaft bereitet, und einer solchen aus Purpursaft bereiteten Dinte bedienten sich die byzantinischen Kaiser zu Unterschriften von Decreten, Diplomen, und deßhalb war der Gebrauch solcher Purpurdinte jedem andern strenge untersagt. Ausnahmsweise war der Gebrauch des Purpurs auch noch den römischen Matronen erlaubt, die ebenfalls vestes purpureas tragen durften.

Romänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutsch von Franz Obert.)

17. Der betrogene Smeu.

Einst, als es Winter war, gingen zwei Männer in den Wald um Holz zu holen. Auf dem Heimweg sprach einer zum andern: „Was wünschtest du wohl daheim zu finden?“ Der Gefragte gab zur Antwort: „Ein gutes Abendessen.“ „Und ich,“ fuhr der andere fort, „ein schönes Kind an meiner Gattin Brust.“ „Wenn es aber mehrere wären?“ fiel jener ein. „Die könnte ich nicht ernähren,“ erwiederte dieser. So redend, langten sie zu Hause an. Der Mann aber, der sich ein Kind gewünscht hatte, fand zwölf Knaben an seiner Gattin Brust. Wie er das sah, lief er davon in den Wald und kehrte nicht wieder. Die Knaben aber wuchsen heran und wurden stattliche Jünglinge, und wären gerne ausgezogen ihren Vater zu suchen, aber sie wußten nicht wohin. Eines Tages ging ihr Pathe in den Wald und sah den entlaufenen Vater, dem mittlerweile ein ellenlanger Bart gewachsen war, an einem Teiche stehen, der mitten im Wald lag, und trinken, redete ihn aber nicht an, sondern kam zur Frau und sprach: „Ich habe deinen Mann gesehen am großen Teich im Walde.“ Da beriethen sich die zwölf Brüder und kamen überein, die drei ältesten sollten ausziehen den Vater zu fangen und nach Hause zu bringen. Die nahmen Kleider und Speise mit, gingen in den Wald und stellten sich am Teich auf. Es dauerte nicht lange, so kam der Vater um zu trinken, dahin. und sie fingen ihn, zogen ihm die mitgenommenen Kleidungsstücke an und brachten ihn nach Hause, allwo sie ein großes Fest feierten.

Nicht lange darauf ging der älteste Sohn zu einem Schmied, ließ von demselben ein paar Opinzi (Sandalen) und eine Mostschuke (Stock, Knüttel) aus Eisen anfertigen, brachte beides dem Vater und sprach: „Ziehe die Opinzi an, nimm die Mostschuke und gehe durch die ganze Welt, bis du einen findest, der zwölf Töchter hat wie du zwölf Söhne, und unser Schwiegervater werden will.“ Der Alte gieng, und es war eben Sonnabend. Abends legte er sich ermüdet unter einen Baum und schlief ein. Am Morgen stand er auf und setzte seine Reise fort. Da sah er nicht weit weg von der Straße einen Mann mit sechs Ochsen pflügen, gieng auf ihn zu und sprach: „Wie arbeitest du am Sonntag? Fürchtest du nicht Sünde?“ „Ach,“ erwiederte dieser, „ich muß es wohl thun; siehe, ich habe zwölf Töchter, die mir in einer Nacht geboren wurden und alle an einem Tag heirathen wollen.“ Wie der Alte das hörte, freute er sich über die Maßen und rief: „Laß ab vom Pflügen und höre mich an! Ich habe zwölf Söhne, die dasselbe Verlangen tragen.“ Und die beiden sprachen noch viel mit einander, aßen und tranken, und verständigten sich also über ihre Kinder, an einem Tag sollten die zwölf Jünglinge des einen die zwölf Jungfrauen des anderen heimführen; dann schieden sie in bester Freundschaft. Der Alte machte sich auf den Heimweg und gerieth in einen tiefen Wald; daselbst erblickte er ein großes Schloß, und wie er an demselben vorüber wollte, sprang ein Smeu hervor und schrie: „Wenn du mir nicht den ältesten deiner zwölf Söhne versprichst, raube ich dir einen nach dem andern und tödte zuletzt auch dich selbst.“ In der Angst willfahrte ihm der Alte um mit dem Leben davon zu kommen. Wie er nun zu Hause anlangte, und die Söhne erfuhren daß er zwölf Jungfrauen für sie gefunden, waren sie froh. Der Aelteste, den er dem Smeu versprochen hatte, gürnte ihm nicht, sondern sprach: „Ich will dem Smeu dienen, wenn ihr versprecht, mir meine Braut in dessen Schloß zu bringen.“ Und sie machten sich fertig, zogen ab, und kamen in den Wald; daselbst lauerte ihnen der Smeu auf, nahm den Aeltesten und führte ihn in sein Schloß; die anderen zogen weiter, freiten um die zwölf Töchter und gaben vor, ihr Bruder sey zurückgeblieben um daheim alles vorzubereiten. Die zwölf Schwestern folgten ihnen, und kamen durch den Wald. Da aber die zwölfte erfuhr daß ihr Bräutigam dem Smeu dienen müsse, kehrte sie um; die übrigen hielten an einem Tag Hochzeit und warten vergnügt.

Eines Tages sprach der Smeu zu seinem Knecht: „Mache mir mein Frühstück zurecht, ich will ausreiten.“ Dieser bereitete sogleich ein Frühstück, wie es der Smeu liebte, aus Eisenfeilspänen und Hammerschlag, sattelte darauf den wildesten seiner Hengste und führte ihn vor. Der Smeu schwang sich in den Sattel und ritt nach einer großen Stadt, die nicht weit weg vom Wald lag; daselbst war der Kaiser gestorben und hatte eine einzige Tochter hinterlassen; die wollte der Smeu zur Frau haben. Sie aber war ihm abgeneigt, obgleich er stets in prächtigen Kleidern vor ihr erschien

Digitized by Google

und ihr reiche Geschenke machte. Darob ergrimmte der Smeu, und wie er nach Hause kam, offenbarte er seinem Knecht alles. Der sprach: „Ich will sie dir holen, wenn du mir die schönsten Kleider aus deiner Kammer und das schönste Roß aus deinem Stalle gibst.“ Der Smeu war's zufrieden und versprach ihm obendrein noch all sein Gold und Silber. Der Knecht gieng sogleich nach der Stadt und dingte sich als Saubirt bei der Prinzessin ein; drauf trieb er die Heerde nicht weit weg von der Stadt in ein Gebüsch und kehrte in das Schloß des Smeu zurück, wo er schöne Kleider anlegte, ein schönes Roß bestieg und nach der Stadt ritt, geradewegs in das Schloß, welches die Prinzessin bewohnte. Alle Diener und Dienerinnen neigten sich vor ihm, ja selbst die Prinzessin kam ihm entgegen und hieß ihn willkommen. Und er that ihr so schön daß sie ihn beim Abschied bat, wieder zu kommen und ihm einen goldenen Ring schenkte. Flugs ritt er darauf ins Gebüsch wo die Heerde stand, band das Pferd an einen Baum, wo es von niemand gesehen wurde, legte die schönen Kleider daneben und kehrte als Saubirt in die Stadt zurück. Abends, als er eben am Tisch saß, kam die Prinzessin zu ihm und fragte: „Sagt du heute niemand aus der Stadt reiten?“ „Wohl,“ antwortete der Saubirt, „sah ich einen Jüngling von wunderbarer Schönheit; hier dieses Goldstück schenkte er mir als ich ihn grüßte.“ Die Prinzessin fuhr fort: „Seit zwölf Jahren wirbt ein reicher Prinz um meine Hand — sie meinte den Smeu — aber ich mag ihn nicht, doch diesen möchte ich zum Manne haben, und wenn er eines Bettlers Sohn wäre, denn er ist mir ins Herz gefallen.“ Tags darauf trieb der Jüngling die Heerde wieder in das Gebüsch, zog die schönen Kleider an, schwang sich aufs Pferd und ritt nach der Stadt zur Prinzessin. Die war noch freundlicher als zuvor und sprach: „Wenn du zum drittenmal wieder kommst, will ich dir folgen wohin du mich auch führen wirst.“ Beim Abschied küßte er sie von einer Wange zur anderen, kehrte in den Wald zurück und trieb die Heerde heim. Abends fragte ihn die Prinzessin wieder: „Sagst du heute jemand aus der Stadt reiten?“ „Denselben Prinzen sah ich,“ erwiederte der Saubirt, und das Herz lachte ihm dabei im Leibe. Als er nun am dritten Tage wieder kam, fiel ihm die Prinzessin sogleich um den Hals, ließ eine Kutsche einspannen und folgte ihm. Wie sie sich aber dem Wald und dem Schlosse des Smeu näherten, ward sie traurig und weinte. Der Jüngling gab sich alle Mühe sie zu trösten und sprach: „Fürchte nichts, sondern sey flug und schlau. Sobald der Smeu sich dir nähert, begegne ihm freundlich und sage ihm deine Liebe zu, so er dir offenbaren werde woher er die Kraft habe der kein Mensch im Kampf widerstehen könne.“ Die Prinzessin gehorchte ihm, und weil sie der Smeu so sehr liebte, verrieth er ihr daß seine Kraft in den Nieren des Hasen liege, der am Brunnen des Berges Galeolului weide. Die Prinzessin theilte das Geheimniß sogleich ihrem Bräutigam mit; der machte sich sogleich auf den Weg nach dem Brunnen, wo er den Hasen schoß und mit den Nieren desselben zurückkehrte. Wie der Smeu seiner ansichtig wurde, rief er aus: „Weih, du hast mich betrogen! Meine Kraft ist dahin!“ Der Jüngling aber sprach: „Du Smeu sollst du werden!“ Und alsbald erfüllte sich die Verwünschung. Drauf nahm er alle Schätze des Smeu, und zog mit der Prinzessin davon auf ihr Schloß. Allda hielten sie Hochzeit und lebten vergnügt viele Jahre lang.

18. Wie der Sohn eines armen Mannes eines Kaisers Eidam wurde.

Ein armer Mann hatte so viele Kinder daß er im ganzen Dorf niemand mehr zu Gevatter bitten konnte. Da ihm nun abermals ein Söhnlein beschceert wurde, gieng er mit ihm und seiner Frau ins Nachbardorf um demselben allda einen Pathen zu suchen. Das sah Christus aus dem Himmel, stieg mit Petro herab und trat vor das betrübte Elternpaar, welches eben an einer Quelle ausruhte. Nachdem er freundlich gegrüßt hatte, forschte er so zum Schein nach Zweck und Ziel der Reise des Elternpaares und sprach darauf zu Petro: „Nimm das Knäblein und taufe es an der Quelle.“ Petrus that wie ihm geheißen wurde, und Christus stand dabei als Taufzeuge. Wie nun alles vorüber war, wandte sich der Herr an die Eltern und sprach: „Wenn der Knabe zwölf Jahre alt seyn wird, sollt ihr ihn an diese Stelle bringen, damit ich ihm mein Patengeschenk gebe, und verschwand mit Petro; die Eltern aber kehrten nach Hause zurück. Kaum hatte der Knabe das zwölfte Jahr erfüllt, so führte ihn der Vater an die Quelle wo er getauft worden war. Da kam Christus mit Petro und schenkte ihm eine Heerde Kühe, eine Heerde Pferde und eine Heerde Ochsen. Unter den letzteren bezeichnete er ihm zwei mit einem Kreuz und sprach: „Der eine dieser Ochsen heißt Barnavonik, der andere Buttawitsaja; alles andere Vieh magst du verkaufen, diese aber sollst du behalten,“ und verschwand. Der Knabe verkaufte auch alsobald alles Vieh bis auf die beiden Ochsen, und ließ sich für einen Theil des Geldes Pflug und Wagen, nebst allem was dazu gehörte, von Eisen machen. Den Rest des Geldes hob er in einer Kammer des elterlichen Hauses auf.

Es traf sich daß ein benachbarter Kaiser aller Welt bekannt machte, er habe einen kupfernen Acker, und wer im Stande seyn werde, diesen an einem Tag zu pflügen, dem wolle er seine einzige Tochter zur Frau und obendrein die Hälfte seines Reiches geben. Als der Jüngling das hörte, kam er zu seinen Eltern und sprach: „Ich will's versuchen.“ Die aber redeten ihm ab und waren sehr traurig, als er trotzdem seine Ochsen an den eisernen Pflug spannte und nach der Stadt fuhr, in welcher der Kaiser wohnte. Wie nun der Kaiser erfuhr, es sey ein Bauernjüngling da, der es unternehmen wolle den kupfernen Acker zu pflügen, spottete er sein, ließ ihn vor sich kommen und zeigte ihm die Köpfe derer die das Wagestück mit ihrem Leben bezahlt hatten. Der Jüngling ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhr auf den Acker. Und Buttawitsaja sprach zu ihm: „Fürchte nichts, die Kaisertochter soll dir werden, noch ehe die Sonne sinkt.“ Der Kaiser aber sah aus seinem Fenster, wie sich eine Furche an die andere legte, rief seine Tochter herbei, und hieß sie von den besten Speisen und vom feinsten Weine nehmen, und beides dem Jüngling auf den Acker tragen, damit er mit Essen und Trinken Zeit verfäume und bis zur bestimmten Zeit nicht fertig werde. Die Kaisertochter verlog sogleich des Vaters Gebot. Wie sie sich aber dem Acker näherte, sprach Barnavonik zum Jüngling: „Nimm nichts von Speise und Trank, denn so du nur einen Augenblick versäumst, bist du verloren.“ Der Jüngling gehorchte, und ehe nach der Abend anbrach, war der Acker gepflügt. Da ließ ihn der Kaiser vor sich rufen, führte ihm seine einzige Tochter zu und ließ sogleich alle Kaiser und Könige der benachbarten Länder zum Hochzeitfeste ein. Bevor aber noch die Gäste eintrafen, stieg Petrus auf Christi Geheiß vom Himmel, winkte den Jüngling zu sich, schenkte ihm kostbare Kleider, dergleichen kein Königssohn je getragen, und lehrte ihn, mit Kaisern und Königen reden und umgehen. Und alle Gäste bewunderten den Jüngling ob seiner Klugheit und schönen Kleidung. Die Hochzeit aber ward mit großem Glanz gefeiert.

Nachdem sich die Gäste zerstreut hatten, führte ihn der Kaiser durch alle Kammern und Gemächer des Schlosses, und gab ihm von allem die Hälfte. Der Jüngling spannte seine Ochsen an den

Digitized by Google

eisernen Wagen und lud darauf von den erhaltenen Schätzen so lange, bis Barnavonik das rechte Ohr senkte. Dann bat er sich vom Kaiser statt der versprochenen Hälfte des Reiches nur ein unbebautes Stück Land aus; denn Petrus hatte zu ihm gesagt: „Ich will dir eine Stadt bauen wie noch keine gestanden hat seit Menschengedenken.“ Und über Nacht erhob sich auf dem Platze eine wunderschöne Stadt, mit Schlössern und Palästen, wie sie selbst der Kaiser in seiner Hauptstadt nicht besaß. Der besuchte den neuen Eidam und staunte nicht wenig beim Anblick der prächtigen Stadt. Es traf sich aber daß, als eines Tages der Held im Walde jagte, der Teufel die junge Frau heimsuchte, verkleidet als ein schöner Jüngling; nur sein linker Fuß war nicht wie er hätte seyn sollen; das merkte die junge Frau zwar nicht, sagte ihn aber dennoch auf dem Hause; doch theilte sie ihrem Mann nichts über den Vorfall mit, als er von der Jagd zurückkehrte. Bald darauf verlangten die Ochsen, die nun schon alt waren, zu sterben und sprachen zu ihrem Herrn: „Wirf deine Kleider ab und grabe ein Grab, so tief daß wir beide darinnen Raum haben.“ Als das Grab fertig war, stiegen sie hinein und ließen sich einscharren. Der Held weinte. Da sprach Buttavitsaßu: „Fasse mein rechtes Horn und ziehe,“ und Barnavonik: „Fasse mein linkes Horn und ziehe!“ Und wie er zog, ward aus dem einen Horn ein silberner Stab und aus dem andern ein goldener. Den Ochsen aber mußte er versprechen niemand zu sagen wie er zu den Stäben gekommen. Dann begrub er sie vollends und gieng traurig in das Schloß zu seiner Frau. Die kam ihm, wie immer, freundlich entgegen und forschte so lange nach der Ursache seines Kummers, bis er ihr alles entdeckte, auch wie er zu den beiden Stäben gekommen. Nach Jahr und Tag, als die junge Frau einst allein war, suchte sie der Teufel wieder heim, verkleidet als ein schöner Jüngling, schmeichelte ihr auf jegliche Weise, also daß sie ihn lieb gewann und ihm auch das Geheimniß von den beiden Stäben verrieth. Tags darauf kam der Teufel und sprach zum Helden „Ich höre, du besäßest zwei Stäbe, einen von Gold, den anderen von Silber; ich weiß dir zu sagen wohin du sie daß, und wennag ich's nicht, so soll mein Wagen zusammt den Hengsten, die ihn ziehen, dir gehören. Der Held gieng die Wette ein, indem er erwiderte: „So du's weißt, will ich dir alles geben was ich habe, die Stadt sammt allen Häusern und Palästen, und obendrein meine Frau, und hatte die Stäbe. Da nahm der Teufel den silbernen und sprach: „Der ist von Buttavitsaßu,“ und kann den goldenen: „Der ist von Barnavonik.“ Wie der Held das hörte, ward er sehr betrübt, weil er die Untreue seines Weibes erkannte, übergab dem Teufel alles und machte sich auf den Weg zu seinen armen Eltern. Unterwegs kam er an den Brunnen, wo ihn Petrus getauft hatte, und setzte sich hin um auszuruhen. Da stieg Petrus abermals zu ihm herab und sprach: „Kehre zurück und fordere den Teufel also heraus; kannst du an allen Thüren und Fenstern der Stadt das Unterste zu oberst kehren durch ein einziges Wort? So du's nicht kannst, ich kann's.“ Der Held gehorchte. Dreimal versuchte der Teufel, aber es wollte nicht gelingen. Dem Helden aber gelang es; denn Petrus stand ihm bei. Da merkte der Teufel daß er hier mit seiner Kraft nicht ausreiche und machte sich auf und davon. Der Held aber verzieh seiner Frau und nahm sie wieder zu Ehren an.

Mégara.

(Schluß.)

Auch Andrea, für heute seines mühseligen Tagewerkes erledigt, lag zusammengekauert in einer Ecke des niedern Gemaches, und streichelte freundlich einen alten Zottelhund, der sich seiner von den frühern Besuchen der erinnerte, und nun auf des Freundes Schooß sanft ruhte. Von den beiden Frauen, die dienstfertig auf jeden Wink von Dimitri achteten, ist uns die Mutter schon bekannt. Sie saß, stets schweigsam und mit dem edlen Anstand einer griechischen Matrone, nahe beim Feuer, beschäftigt es stets mit frischen Reisern zu unterhalten. Aber nun war auch die Tochter eingetreten, ein Mädchen ausgestattet mit allen jenen Zügen antiker Schönheit, welche uns die höchsten Kunstwerke der Zeit des Phidias doch nur unvollständig wiedergeben. Sie hatte unten in der Ebene vor der Stadt aus dem reichen Quell der süßkühlen Nymphen Wasser in ihr länglich rundes hölzernes Fäßchen geschöpft und dann gemessenen Schrittes auf ihrem Kopf den steilen Berg hinaufgetragen, und setzt mit Hülfe der Mutter die Last im Innern der Hütte, neben der Thüre, an der dazu bestimmten Stelle niedergesetzt. Da sah sie erst nach dem kleinen Schwesterchen, das wenige Wochen vor dem Tod des Vaters zur Welt gekommen war, bob die Decke, unter der das Kind auf dünnem Schilfgeflecht ruhte, sachte in die Höhe, und legte sie wieder ebenso leise hin, um den friedlichen Schlummer ja nicht zu stören. Und nun war ihr für den Augenblick keine weitere Beschäftigung geboten. Aber die Sitte erlaubte doch nicht, in den Kreis und die Unterhaltung der Eltern einzutreten, oder in Gegenwart Fremder sich auch nur niederzulassen. Dort an der Wand, dem Feuer gegenüber stand ein Korb, ganz in Form eines aufgerichteten Fasses, aus Weiden geflochten und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, wie sich solche in jeder griechischen Hütte finden, und zur Verborgung von Speisevorräthen, von Wäsche und Kleidung dienen. An diesen stand sie hin, und zeigte nun, leicht auf den rechten Ellenbogen gestützt, die volle Grazie ihrer schlanken Gestalt, die mit ihrem im Halbdunkel des fensterlosen, niedern Gemaches von der lodernden Flamme schön erleuchtet ward. Alles schien sich ihr unterzuordnen, und gleichsam nur als umgebende Zutbat das Bild zu schmücken, dessen Zierde und Mittelpunkt sie war. So hatte sich in der Umgebung jener ärmlichen Mauern absichtslos und ganz von selbst eine Scene gruppirt, die mit der häuslichen Beschränkung und Vertraulichkeit eines niederländischen Genrebildes die Größe und Erhabenheit der Antike verband. Außer den schon erwähnten Stücken des Hausrathes waren nur noch einige Lämpchen bemerkbar, die, an einfachem Eisendraht zwischen den Mauersteinen bei der Feuerstelle befestigt, herunterhängen; und in einer kleinen capellenartigen Vertiefung neben der Thüre brannte vor den häslichen Zügen der griechischen Panagia der nur halb genährte Docht eines kleinen Oellichtchens. Doch diese Aermlichkeit stand mit der einfachen Anlage des ganzen Gemaches in bester Uebereinstimmung. Denn wie der Boden aus festgetretenem Lehm bestand und die größten Unebenheiten zeigte, so war der Thüre bis zur Feuerstelle tief ausgetreten war, so wies die Decke eine Zusammensetzung, wie sie wohl schon der homerischen Zeit nicht mehr genügt haben würde. Erst eine Lage dichtes Flechtwerk auf jungen Baumstämmen und daraufliegen gelegten Reisern bestehend, und darüber eine Schicht Lehm mit Erde gemischt, unter deren Gewicht das Reiserwerk sich in der Mitte zusammenbog. Dieß System, in ganz Mégara angenommen, verbindet mit dem unbestreitbaren Vorzuge der Ein-

Digitized by Google

sachheit den noch wichtigeren vollkommenen Schutzes, und soll gegen Sonne und Feuchtigkeit durchaus hinreichen. Und zugleich kann der Rauch, durch keinen Schornstein hinausgeleitet, durch zufällige oder absichtlich eröffnete Löcher hier seinen Ausgang finden. Das mag ungefähr einen Begriff geben von dem Raume, in welchem die ihrer Häuslichkeit wegen so allgemein beneidete Familie des seligen Epaminonda Tags ihre Gäste bewirthete, und Nachts süße Ruhe fand. Nie ist mir im Leben ein Stundenpaar schneller vorübergegangen, als die ich an jenem Abend von meinem Platz an der Feuerseite all' jene Umgebung, belebte und leblose, überschaute. Und mußte ich mir noch mehr als einmal die Thräne aus dem Auge wischen, die ihm der scharfe Rauch entlockt, so hätte ich doch um das weichste Pfühl nicht dahingegeben jenes Lager aus Schilfmatten und die Kissen mit trockenem Laube angefüllt, auf denen ich im Vollgenuß ungehinderter Bequemlichkeit mich schnell zurechtgefunden. Bald ergötzte mich die wichtige Amtsmiene, mit der Dimitri den Fortschritt seiner Suppe beobachtete, und ihr zuletzt noch eine Handvoll schöner, frischer Bohnen beigesellte; bald sah ich der alten Epaminonda zu, die inzwischen einen langen eisernen Spieß durch das schöne Lammviertel hindurchgesteckt, das eine Ende mit Schilf umwunden, das andere in einer Mauseröffnung aufgelegt hatte, und nun so, ruhig und gleichmäßig drehend, den Braten allmählich sich bräunen und schwere Fett-Tropfen in die glühende Asche hinabfallen sah. Aber welcher Sterbliche will es mir verargen daß ich den besten Theil der Zeit über alle jene Dinge hinweg nach dem Bilde hingaffte, das mir auf einmal das Ideal altgriechischer Schönheit zu verwirklichen schien. Die Tochter hatte während der ganzen Zeit mit vieler Aufmerksamkeit, aber völlig bewegungsloser Miene ihres Amtes gewartet, alle Handreichung bedeutend verseben, bald dem Feuer neue Reiser untergeschoben, bald aus der großen hölzernen Flasche dunkelrothen Wein in unsere ledernen Gläser gegossen, dann aber sogleich wieder ihren alten Platz neben dem Weidenkorb eingenommen, als könnte dieser sie am leichtesten der lästigen Aufmerksamkeit entziehen. Schön kleidete ihre schlanke Gestalt das lange baumwollene Hemd, das, oben zwischen den Brüsten geöffnet, aber durch zwei leichte Haften zusammengehalten, in langen Falten zur Erde hinabwallte, und mit Ausnahme der äußersten Spitzen selbst die Füße bedeckte. Darüber das Oberkleid, aus dichtem Stoff gewoben, mit einem breiten rothen Streifen umsäumt, der linken Seite nach aufgeschnitten, hier dann emporgenommen und um den blauen Leibgurt umgewunden, der fest, doch zwanglos die ganze Kleidung zusammenhielt. War in all diesen Stücken eine offenbare Uebereinstimmung mit der Anlage der antiken Tracht nicht zu verkennen, wie sie und z. B. auf griechischen Vasenbildern entgegentritt, so erinnerte dagegen die Kopfbekleidung vielmehr an klösterliche Sitten des Abendlandes. Denn das leichte, weiße Tuch, das hinten mit seiner Spitze zwischen die Schultern herabfiel, bedeckte selbst Kinn und Stirne, und reichte auch von den Seiten bis tief ins Gesicht hinein, so daß es besonders begünstigter Augenblicke bedurfte, um unter dieser Vermummung das Schwarz der Augen neben dem leichten Roth der Wangen zu erkennen. Aber nach den Begriffen des Alterthums, die sich dort in so manchen Stücken noch so lebendig erhalten haben, ist für die menschliche Schönheit die Form weientlicher als der geistige Ausdruck, und folglich auch für ihre Darstellung die Bildhauerei geeigneter als die Malerei, deren Wirkung wesentlich auf Hervorbringung der reinen Seelenstimmung beruht. Es schien mir damals und auch nachher so oft als beherrsche der gleiche Gedanke noch heute das ganze Auftreten des weiblichen Geschlechts. Als das Mädchen seinen rechten Arm emporrichtete, um ihren Kopf auf der Hand auszuruhen, da ließ der zurückfinkende weite Aermel die zwei Ringe sehen, die den schlanken Unterarm umspannen. Damals aus schwarzem Horn, mußte sie an festlichen Tagen dem glänzenden Metalle weichen. Aber an den Fingern der linken Hand strahlten breite goldene Ringe und schienen die ganze Oberfläche derselben zu bedecken. Doch wenn das Mädchen ihren Versteck verließ, um den Gästen zu irgendeiner Handreichung behülflich zu seyn, da zog das in zwei breiten Treffen gewundene, mit Bändern durchflochtene schwarze Haar die Augen auf sich. Silbermünzen alter und neuer Zeit nach ihrem Umfang geordnet, die größten oben, die kleinsten unten, bedeckten die breite Oberfläche der Haarzopfen ihrer ganzen Länge nach, und begleiteten mit dem Rhythmus vielstimmiger Geklirres jede Hebung des Gewandes, auf dem sie kraft ihres Gewichtes fest auflagen. Ein Bild, in seiner ganzen Erscheinung so ächt antik, daß es wohl an Chryses rosige Tochter erinnern mochte, die das Heer der Achaier dem Hirten der Völker Agamemnon als Siegespreis auserkoren. Wie vielfältig waren damals die Anknüpfungspunkte einer doch so ärmlichen Gegenwart an Hellas längst vergangene Heldenzeit, und wie lieblich spielten im Spiegel meiner Gedanken Erinnerungen der Alterthums, mit denen der eigenen Jugend zu einem goldenen Bilde gewoben! Doch nun waren sie beide dahin und ohne Rückkehr verloren. Auch der Genuß des Augenblicks lief schon zu Ende; denn gleich dem Feuer verzehrt er sich selbst. Dimitri, der mein Stillschweigen der muthlosen Umgebung einem stets wachsenden Hungers zuschrieb, verdoppelte seine Thätigkeit, rieb Käse, die Suppe damit zu würzen, bereitete das Tischzeug, wusch Teller und Pestecke, und hob endlich, zufriedenen Blickes, wie ihm alles so gut gelungen, die zischende Pfanne vom Feuer hinweg. Und nun war es Zeit, das finstere Gemach zu verlassen, und über den Hof nach der Laube hinaufzusteigen, wo Andrea bereits den wackeligen Tisch auf der unebenen Flur nothdürftig zurechtgerichtet. Von hier sah ich nun zum erstenmal so ganz die Aermlichkeit und den Verfall des Städtchens, in dessen Mitte das Gasthaus der Familie Epaminonda gelegen war. Die dachlosen Wohnungen, auf deren ebener Terrasse bald ärmliche Wäsche zum Trocknen aufhängt, bald auch zum Gebrauch in der Fastenzeit etwas Gemüse aufgesäet war, gaben dem Ganzen das Aussehe einer aus der Zerstörung durch Erdbeben mühsam wiedererstehenden Stadt, wozu das verfallende Gemäuer auf der Burghöhe, die Trümmer welche die Zeit dort aufgethäuft, und selbst das bunte Gewimmel einer zahlreichen Einwohnerschaft, die alle Geschäfte des Hauses der Oeffentlichkeit der Straße anvertraute, gar schön paßte. Aber auch an heitern Scenen konnte es in dem seines Frohsinns wegen berühmten Mégara nicht fehlen. Schallendes, vielstimmiges Gelächter drang von der Straße, wo Leonida seinen Kaffee ausschenkte, mit einemmal zu mir hinauf, und wiederholte sich öfters in immer stärkeren Ausbrüchen. Ja, als ich hineilte um die Veranlassung solcher Fröhlichkeit zu sehen, ergriff auch mich die altherrühmte mégarische Lachlust, und es brach ein Gelächter aus, wie seither nie mehr. Da stand mitten auf der Straße, den kleinen Spiegel in der Hand, den ihm Leonida eben gereicht, ein junger Mann in eleganter Kleidung, aber mit jenem Zuge gutmüthiger Dummheit auf dem hellen Gesichte, der auch andere als den fröhlichen Leonida zu Scherzen größerer Art einladen mußte. Er hatte die Erwartung des armen Menschen bitter getäuscht, und ihm sein dichtes schwarzes Haar mit schonungsloser Scheere so scheußlich zugerichtet, daß der Arme wohl wochenlang nicht mehr daran denken konnte sich vor den Augen seiner Schönen sehen zu lassen.

Die ganze Umgebung hatte mit gespannter Erwartung des

Digitized by Google

Augenblicks gebarrt, da der Spiegel dem Schlachtopfer ſeinen Zuſtand enthüllen würde, und nun war dieſer tragiſche Moment eben eingetreten. Von Entſetzen getroffen und ſtotternd vor Wuth ſtand der Menſch vor dem Stuhle, von dem er jählings aufgeſprungen, hielt in der Linken den Spiegel bald höher, bald tiefer, bald rechts, bald links, um ſich gehörig zu beſehen, und fuhr, als nichts helfen wollte, zuletzt mit den fünf Fingern ſeiner Rechten wild durch den Reſt ſeiner Haare hindurch, als hätte dieſe ihm den tollen Streich geſpielt. Aber im Kreiſe lachte Alt und Jung mit aufgeriſſenen Mäulern, und Leonida mit ſeinem Galgengeſicht war auch da wieder allen voran. Die böſe große Scheere noch in den Fingern, ſchwankte ſein Oberkörper vor Lachen kraftlos bald vorwärts, bald rücklings, und ſchien ſo zu den immer heftigern Ausbrüchen des zuſehenden Publicums den Takt zu ſchlagen. Man lachte bis zur Erſchöpfung, ſtieß ſich an, goß den Kaffee zur Erde, warf die Stühle um, und konnte den zufällig Vorübergehenden kaum die Veranlaſſung vor lauter Luſt erklären. Denn der verunſtaltete Adonis war verſchwunden und hatte den Lachern das Feld geräumt, weil dieſe immer Recht behalten. Wohl wird auch an jenem Abend in ganz Mégara um jede Feuerſtätte herum ſein traurigſtes Loos erzählt, und von dem ſchadenfrohen Muthwillen der jungen Schönen, ſo laut wie zuvor auf der Straße, belacht worden ſeyn. Durch Streiche ſolcher Art hatte ſich Leonida ſeit ſeinem erſten Auftreten im Bade die Gewogenheit aller und damit eine Art Straſloſigkeit geſichert, welche die gebräuchliche Belobnung beliebter Spaßvögel iſt. Nur Kitia Epaminonda ſtach noch zu tief in der Trauer über ihren ſeligen Mann, um jetzt ſchon mit den andern ſo herzlich lachen, oder an dem Triumph ihres neuen Bewerbers theilnehmen zu dürfen. Mit Freuden hatte ſie daher die Zwiſchenzeit benützt das Eſſen aufzutragen, und auch ihre Tochter an dem Geſchäfte betheiligt, um ſo jede Anwandlung der Neugierde bei dieſer zu unterdrücken. Das Mahl das nun in reinlichen Geſchirren dampfend vor mir ſtand, das Mädchen das dabei den Dienſt verſah, der Blick auf Land und See bis zu Salamis goldgeröthrem Felsgeſtade, — wo iſt auf Erden ein Königl, der ſich deſſen hätte zu ſchämen gebabt? Und doch reicht das alles nicht hin, die ewige Sehnſucht der menſchlichen Seele auszufüllen. Ja, die ruhige Majeſtät einer ſüdlichen Landſchaft, wie alles was zur Beſchaulichkeit reizt, wühlt jenen dunkeln, träumeriſchen Hang, der aus jedem Lichtſtrahl Nahrung zieht, nur noch tiefer auf. Und dazu war es Samstag Abends, an dem die ganze Natur allwöchentlich die Vollendung des Schöpfungswerkes von neuem zu feiern ſcheint. Jenſeits des tiefblauen Meeres verſchwanden hinter dem grauen Schleier der ſinkenden Nacht die hohen Schneekuppen des innern Peloponneſes, und die wenigen Schiffe, die den Raum zwiſchen Salamis und dem Feſtlande beſeelten, mochten die Zeit vergegenwärtigen, da Mégara's Flotten aus dem Hafen von Niſäa ausliefen, um in Sicilien und am ſchwarzen Meere durch neue Gründungen Namen und Ruhm ihrer Vaterſtadt zu verſüngen. Und als der in jenen Ländern ſo ſchnelle Fortſchritt der Dämmerung auch dieſes dem Blicke entzog, da mochte ich mich immer noch an den Schaaren heimziehender Heerden ergötzen und mit dem Auge den Zug der Mädchen begleiten die leichten Schrittes ihre gefüllten Waſſergefäßchen den Berg hinauftrugen. Dann aber ward alles ſtille, und nachdem auch Leonida von der Scene abgetreten und hinter der hölzernen Thüre ſeiner Schenkſtube Ruhe gefunden, da war die Lampe die auf meiner Laube die Reſte des Mahles beſchien, gewiß die einzige in ganz Mégara, die dem verſpäteten Wanderer in der umliegenden Ebene den Weg nach ſeiner Heimath weiſen konnte. Und noch ſo lange brannte ſie fort, bis mein Tagebuch alle weſentlichen Ereigniſſe und Eindrücke des ablaufenden Tages aufgenommen hatte. Es fiel damals reichhaltiger aus als ſonſt, und ſchloß mit einer Betrachtung, die in der Stimmung des Augenblicks Erklärung und Entſchuldigung finden mag. „Wie thöricht iſt es doch, die Fortſchritte unſerer abendländiſchen Cultur ſo hoch, und die Völker, die ihrer theilhaftig ſind, ſo glücklich zu preiſen! Iſt es nicht alles mehr Schein als Weſen, mehr Trug als Wahrheit? Bezahlen wir nicht ein neu erworbenes Gut mit dem Verluſt zweier alten? Hat man nicht recht zu ſagen daß was die Größe der menſchlichen Dinge ausmacht, zugleich auch ihre Schwäche bildet? Und ſo iſt's nicht weniger auch im Leben des einzelnen. Wie werden das Opfer nicht nur unſerer ſchlechten Thaten und Eigenſchaften, ſondern viel öfter noch unſerer guten. Wie häufig muß man hören: durch den rieſenmäßigen Fortſchritt der techniſchen Fertigkeiten werde der Menſch zu der Hoffnung berechtigt, zuletzt noch ganz der Natur zu gebieten. Aber ſtatt ihr Meiſter, werden wie mit jedem Tage mehr ihr Sklave. Wie viel freier iſt nicht das Geſchlecht unter dem ich heute ruhe, als das unſrige! Wie es mit der Sonne ſein Tagewerk beſchleicht, ſo erhebt es ſich morgen wieder mit ihr, und all ſein Leben und Treiben wird durch die vollkommenſte Harmonie mit den Geboten der Natur geleitet. Es herrſcht zwiſchen beiden nicht jener Widerſtreit, der unſer Leben zu einem nie endigenden Kampfe macht. Und das kann dazu dienen, einen Grundzug der antiken Anſchauungsweiſe unſerem Verſtändniß näher zu legen, als es in der düſtern Studirſtube des Nordens beim Schein eines ſtinkenden Talglichtes je geſchehen könnte. Denn indem der antike Menſch mit der Natur, mit ihren Kräften und Erſcheinungen Hand in Hand ging, und, den Anfängen des Menſchengeſchlechtes noch ſo viel näher, ſich des gemeinſamen Urſprungs aller Dinge noch ſo viel lebendiger bewußt war, da mußte alles ſich ihm zu belebten Weſen geſtalten, und der Menſch zu den Kräften des Alls in Beziehungen der Freundſchaft und Ehrfurcht treten. Es geſtaltete ſich jene heitere Welt in welcher der Himmel zur Erde, und darum auch die Erde zum Himmel ward. Verſchwunden iſt das alles. Aber wie die Erinnerung der Jugend mit goldenem Glanze das Alter umſtrahlt, ſo kann auch der Reichthum der antiken Geiſteswelt in die Dürre und Farbloſigkeit der unſrigen einen letzten wohlthätigen Lichtſtrahl werfen."

Der ruſſiſche Handel mit China.

(Schluß.)

Die Beſorgniß daß die Chineſen dann nur Gold und Silber nehmen würden, und dieſes in großer Menge nach China abfließen möchte, erſcheint als unbegründet. 1854 betrug die Gold- und Silberausfuhr nur 17 Procent der Geſammtausfuhr; Hunderttauſende in der Mongolei bedürfen der ruſſiſchen Waaren, namentlich Tuche und Pelze, und können ſich in den Südhäfen China's nicht damit verſorgen. Die Entfernung iſt ſchon zu weit, es werden dort auch ganz andere, weit leichtere Baumwollengewebe aus Europa eingeführt. Der Gold- und Silberbezahe der Chineſen

Digitized by Google

wird nur durch die Zeitumstände veranlaßt, und wenn man die Gold- und Silbereinfuhr nicht gestattet hätte, würde, wie 1853, der regelmäßige Verkehr auf eine Einfuhr von 10,000 Kisten Thee, kaum $^1/_{10}$ der gewöhnlichen, herabkommen, während die Contrebande mit Gold ziemlich 25,000 Kisten Backsteinthee und 5000 Kisten Blumenthee ausführte. Die russischen Handelsbeziehungen zu Persien und der asiatischen Türkei haben auch gezeigt daß die Ausfuhr der edlen Metalle dem Absatz russischer Kohprodukte und halbfaçonnirter Waaren nicht hinderlich ist. Das Verbot der Ausfuhr würde nur die Chinesen weniger kaufen lassen und auch die Zolleinkünfte in Kiachta sehr verringern. Daher entschloß sich die Regierung, die Ausführung von Gold und Silber in Barren in demselben Verhältnisse zu der Waarenausfuhr, wie früher die der Gold- und Silberwaaren zu gestatten.

Das neue Reglement vom 1/13 August 1855 gewährte daher 1) dem Handel in Kiachta einen freien Austausch der russischen Waaren mit den chinesischen, ohne an eine vorgängige Preisbestimmung gebunden zu seyn, 2) wurden die Kaufleute zweiter Gilde bis zum Betrag von 90,000 S. R. zum Handel mit den Chinesen zugelassen, der früher nur der ersten Gilde gestattet war, 3) dürfen die Agenten oder Commissionäre abwesender Kaufleute auch für sich handeln, 4) dürfen während der Messe die Kaufleute die Waaren vom Bazar auch in Privathäuser verführen; nur müssen sie einen Monat nach Beendigung des Handels das Nichtverkaufte wieder auf den Bazar zurückbringen. Bisher konnte man nur Waarenproben vom Bazar mit wegnehmen. Sie dürfen 4) eine Börse einrichten und auch Gold und Silber in den oben erwähnten Verhältnissen ausführen.

Doch leidet der Handel noch an bedeutenden Gebrechen: der Thee, fast der einzige bedeutende Ausfuhrartikel aus China, welcher den Russen zum Bedürfnisse geworden ist, gelangt erst auf dem größten Umwege zu Lande zu ihnen. Die Gränzstadt Kiachta ist 5555 Werst von Moskau und wieder 5000 Werst von den Erzeugungsörtern des Thees. Dieser muß also 11,500 W. transportirt werden (7 W. etwa 1 d. M.). Man kann leicht ermessen, wie die Waare durch den weiten Transport vertheuert wird. Der beste Thee, welcher für Amerika und Westeuropa gekauft wird, kostet am Productionsorte, mit der Abgabe an den Fiscus, das Pfund nur 30 Kopeken; der, den die Kaufleute von Schan-si für Kiachta kaufen, schon 40—50 K. am Platze; der Transport jenes nach Schang-hai, 1000 W. vom Erzeugungsorte, der in 24 Tagen beschafft wird, kostet die Kiste von 50 Pfd. 4 S. R., oder 6—8 K. Von Canton nach London kostet der Transport nur 1 K., also der Gesammt-Transport vom Erzeugungsorte in China bis London nur 9—10 K. das Pfd. Dagegen kostet der Transport bis Maimatschin die Kiste von 50 Pfd. schon 10 R., oder das Pfd. 20 K. In Kiachta werden die Theekisten in Ochsenhäute eingenäht. Die Emballage der großen länglichen Kisten kostet so $8^1/_2$ S. R., die der kleinen viereckigen 6 R. Nun noch der Transport von Kiachta bis Moskau mit den andern Kosten vorsäufenden Beschädigungen u. s. w. 8—10 R. das Pud, machen zusammen auf das Pfd. 40 K. und mit den Transportkosten in China 60 K., also einen Preisunterschied von 65 K. das Pfd. gegen den Preis des Thees in England, ungerechnet noch die lange Dauer des Transports, was mehrere Procent Zinsenverlust veranlaßt. Dazu kommen noch andere Umstände, welche den Theepreis erhöhen. Die Russen bezahlen den Thee, wie bemerkt, mit ihrem Pelzwerk oder jetzt zu $^2/_3$ mit ihren Tuchen und Baumwollenwaaren. Nun sind die Russen gegen England in der Fabrication der letzteren aber noch sehr zurück. Ihre Waaren sind viel theurer. Dazu kommt nun wieder der weite Transport dieser Waaren von Moskau nach Kiachta 5555 Werste. Die Chinesen entschädigen sich für die hohen Preise der Tuche und Baumwollenwaaren, indem sie mit ihren Theepreise aufschlagen, und können so in China russische Tuche unter dem Preise, den sie in Rußland kosten, verkaufen. Die Abgeordneten des Handels, die den französischen Gesandten Lagrené 1843 nach China begleiteten, fanden daß die Tuche aus der Fabrik der Fürsten Trubetzkoi und der Brüder Balkin, die das $^1/_4$ Stück von 25 Archinen (russische Elle) in Moskau 50 R. S. kosten, trotz der Transportkosten von 6 R. 75 K. von Moskau nach Peking, die den Preis auf 56 R. 75 K. erhöhen, zu Su-tschou, 1050 W. südlich von Peking, doch um 41 R. 50 K., also 17 Proc. billiger als in Moskau, verkauft wurden! Die russischen Kaufleute dagegen erhöhen, wenn sie in Kiachta gute Geschäfte gemacht haben, den Preis ihrer Waaren das nächste Jahr, was aber oft die Chinesen vom Markte zurückhält und die Ankunft von Thee vermindert, während sie bei schlechten Geschäften sich durch Erhöhung der Theepreise in Rußland entschädigen, so daß der Theepreis nicht nur durch die große Entfernung, bis er zu den Consumenten gelangt, sondern auch durch die Art des Handels in Kiachta und durch die künstliche Vertheurung, in Folge der Speculation, erhöht wird. 1850—52 wurden, ohne den Backsteinthee, im Mittel 230,900 Pud Thee gegen 6,545,815 R. S. in Waaren, also das Pfd. im Durchschnitt zu 71 K. in Kiachta eingetauscht. Die Transportkosten von Kiachta bis Moskau, 40 K. per Pfd., erhöhten den Preis auf 10,251,960 R., oder 111 K. per Pfd. Nun aber kostete das Pfd. gewöhnlichen schwarzen Thees in Moskau und St. Petersburg 1851 und 1852 180—200 K., der Blumenthee 260—350 K., 1853 jener 230, dieser 385 K., 1854 jener 270, dieser 410 K. das Pfd. Letzterer mag etwa $^1/_2$ des Ganzen betragen. Demnach wurden 1851—52 7,388,800 Pfd. gewöhnlichen Thee im Mittel mit 1 R. 90 K. und 1,847,200 Pfd. Blumenthee im Mittel mit 3 R. 5 K., zusammen mit 19,672,680 R. bezahlt, davon ab 10,251,960 R., welche er den Theehändlern in Moskau kostete, oder mit dem Zoll von 47 K. für den gewöhnlichen Thee, und 60 K. das Pfd. für den Blumenthee 14,883,016 R., blieb den Verkäufern ein Bruttogewinn von 4,839,664 R. oder 33 Proc. für Interessen, Lagerungsgeld, Commission und den Gewinn des Kaufmannes. Dieser würde 1853 und 54 auf 60—90 Proc. gestiegen seyn, wenn man ihn zu denselben Preisen wie 1850—52 in Kiachta eingekauft hätte. Der Consument muß beim Detailkauf nun aber noch 20—25 Proc. mehr geben. So begreift sich, wie mittlerer guter schwarzer Thee (Torgovy), welcher in London das Pfd. 80—90 K. kostet, in Rußland 2—$2^1/_2$ R. zu stehen kommt; obwohl bis zur Zollmäßigung von England 1853 der Eingangszoll für die höheren Sorten daselbst ziemlich derselbe war wie in Rußland, und noch höher für die mittleren und ordinären. In Hamburg kauft man denselben Thee für 50—60 K. Dieser enorme Preisunterschied ermuntert zur Einschmuggelung des Cantonthees, die an der Westgränze des russischen Reiches in sehr großem Maßstabe stattfindet. In Polen und den anstoßenden russischen Gränzprovinzen trinkt man nur Cantonthee, der zum Nachtheil des Kiachtathees bis tief ins Innere Rußlands eingeschmuggelt wird — kein Wunder, weil 100 Proc. daran gewonnen werden. Man glaubte in Rußland lange ziemlich allgemein, der Karawanenthee sey viel besser als der Cantonthee, weil er so viel theurer sey. Dieß ist nach Tengoborski aber ein Irrthum. Beide Theesorten kommen von derselben Pflanze. Der russische Karawanenthee kommt nur von der ersten Lese im Mai, wo die Blätter noch zarter sind; sie soll auch sorgfältiger seyn. Daher zahlen die

Digitized by Google

Schan-ſi Kaufleute für das Pfd. 13—20 K. mehr; die weitere Vertheuerung veranlaßt der weite Landtransport. Die zweite und dritte Reiſe ſind im Juniuß und Auguſt. Es iſt nach Lengdoroſki auch nur ein ſehr verbreiteter Vorurtheil daß der Thee durch den Transport zu See einen Theil ſeines Aroma verliere. Er hat beide Arten gekoſtet und der Cantonther hatte weder an Geſchmack noch Geruch verloren. Man ſchickt auch jetzt beſſere Sorten von Canton nach England und verpackt ſie ſorgfältiger. Der Unterſchied des Karawanenther würde übrigens nur bei den feineren nicht auch bei den gewöhnlichen Sorten ſtattfinden. Wenn nun auch die Erleichterung des Handels in Kiachta dem Theehandel dort förderlich ſeyn wird, ſo werden die weiten Transportkoſten und der hohe Preis der ruſſiſchen Manufacturwaaren den Karawanenther immer theurer ſeyn laſſen. Rußland könnte billigeren Ther haben, wenn es den Cantonthee gegen einen mäßigen Zoll zuließe. Dieß würde aber den für Sibirien namentlich ſo wichtigen Handel in Kiachta nicht nur, ſondern auch den ruſſiſchen Fabriken, die faſt ausſchließlich für den chineſiſchen Markt arbeiten, ſchaden und den vielen Kärrnern, die der Waarentransport nach Kiachta und von da der Theetransport nach Perm (von hier geht er nach Niſchnei-Nowgorod auf der Wolga) beſchäftigt, ihren Verdienſt nehmen. 1847 bis 1851 wurden im Durchſchnitt 229 230 Pud Thee für 6,088,585 S. R. W. eingeführt, davon waren 166,433 Pud (73 Proc. der Quantität) oder für 3,431,500 R. (56 Proc. v. W.) gewöhnlicher Ther. Die den feinen Blumenther trinken, der in St. Petersburg und Moskau das Pfd. 3—5 R. und mehr koſtet, würden dem billigen, aber weniger delicaten Cantonther zu Liebe dieſer Gewohnheit des Luxus nicht entſagen, aber wohl die den gewöhnlichen Karawanenther jetzt mit 2 R. das Pfd. bezahlen. Träte nun der Cantonther mit ihm in Concurrenz, ſo würden die chineſiſchen Theekaufleute in Kiachta vielleicht von ihren Preiſen heruntergehen müſſen. Die Ruſſen könnten aber auch an Abſatz ihrer Waaren einbüßen. Von der Ausfuhr nach China 1849—53, im Mittel von 6,146,400 R., betrug der Werth der Tücher und übrigen Wollengewebe 2,598,000 Rubel, und der Baumwollenwaaren 1,398,300 Rubel. Hörte die Ausfuhr dieſer nun aber auch ganz auf, ſo wäre dieſes von der ganzen ruſſiſchen Baumwollenmanufactur im Betrag von 56,000,000 R. doch nur eine Verminderung von 2½ Proc., und wenn die Ausfuhr von Wollenzeug ſich auch um die Hälfte vermindern würde, betrüge es von der geſammten Production der Wollenzeuge von 46,000,000 R. doch nur 2,8 Proc., und von der geſammten ruſſiſchen Induſtrie von 500,000,000 R. im Werth nur 0,7 Proc. Dazu iſt die Ausfuhr nach China großen Schwankungen ausgeſetzt; ſie ſank von 8,120,800 R. 1852 plötzlich auf 3,579,800 R. im Jahr 1853. Am meiſten würden zunächſt die Fuhrleute leiden; 1842 kamen in Kiachta 8510 Karren mit 180,536 Pud ruſſiſcher Waaren an und giengen ab 22,643 Karren mit 467,679 Pud chineſiſcher Waaren. Die Fuhrleute verdienten 1,823,500 R. Sie geben karawanenweiſe, oder 3—4 Karren unter einem Führer (Oboyk). Die Summe vertheilt ſich alſo auf 9—10,000 Individuen, à 180—200 R. oder 58 R. 53 K. yer Karren. Doch iſt auch dieſer Verdienſt großen Schwankungen ausgeſetzt: 1853 nahmen ſie nur 857,549 R., 1854 929,361 R. für den Transport ein. Und dieſen unſicheren, ſchwankenden Gewinn der Fabrikanten und Kärrner müſſen nun die Theeconſumenten in Rußland mit den enormen Preiſen des Thees bezahlen. Sie geben 1851, ungerechnet den Eingangszoll, für 8,254,600 und gewöhnlichen ſchwarzen Thee à 1 R. 50 K. 12,381,900 R., und für 1,837,880 Pfd. Blumenthee à 2½ R. — der feinſte kommt mit dem Zoll auf 5—10 R. — 4,594,700 R., zuſammen 16,976,600 R. aus. Nach dem Hamburger Preiscourant von 1855 koſtete der ſchwarze Thee das Pfd. 7—28 ß Banco (das ruſſiſche Pfd. 19—76½ K.), nur der feinſte Perko 80 ß (2 R. 18 K.). Im Mittel den ſchwarzen Thee (Congoyn) à 60 K. gerechnet, würde obige Quantität nur 4.952,760 S. R., und die des feinen Thees nur 1,654,090 Rubel Silber, beide zuſammen alſo nur 6,606,850 R. ſtatt 16,976,600 S. R. koſten. So müſſen alſo in Rußland die Theetrinker 10,000,000 S. R. jährlich opfern, um den künſtlichen Handel in Kiachta aufrecht zu erhalten. Der Fiscus würde auch gewinnen, wenn er den Cantonther, etwa gegen 25 K. Zoll per Pfd. (50 Proc. vom Werthe) zuließe. So käme der feine Ther 85 K., der gewöhnliche 45—50 K. das Pfd., wäre allen Claſſen der Bevölkerung zugänglich, die Einfuhr würde von 300—350,000 Pud auf 700,000 Pud ſteigen und dem Schatze 7,000,000 R. ſtatt 4—5,000,000 R., bei 40—42 — 70 K. Zoll per Pfd. in Kiachta einbringen, während er 1853 unter 2,000,000 Rubel herabſank.

Chevreul's Reſtaurationen alter bronzener Statuen aus Aegypten. Gegenwärtig befinden ſich im Louvre zu Paris zahlreiche bronzene Statuen aus dem Serapeion, bei Memphis. Dieſe kleinen Statuen, theils maſſiv theils hohl gegoſſen, fanden ſich in einer Tiefe von einigen Centimetern unter dem Plattenpflaſter und in allen Fundamenten des Tempels. Ihre Größe wechſelt von einigen Centimetern bis 80 Centimeter. Sie ſind mit einer grünen Schicht überzogen, unter welcher ſich eine röthliche Subſtanz befindet; unter letzterer zeigt ſich eine Bronze von vorzüglicher Qualität, welche beim Reiben mit einer Schlichfeile den Metallglanz annimmt. Der Sand, in welchen dieſe Statuen eingegraben waren, ſtimmt mit demjenigen der Wüſte überein. Aus meiner chemiſchen Unterſuchung ſcheint unzweifelhaft hervorzugehen daß die atmoſphäriſche Luft, unter Mitwirkung eines Waſſers welches Kochſalz, Kalk und Kohlenſäure enthielt, die erwähnte Veränderung der bronzenen Statuen von außen gegen innen hervorgebracht hatte. In dem äußern grünen Ueberzug iſt das Zinn in Zinnoxyd verwandelt worden; das Kupfer aber in Einfachchlorkupfer und Kupferoxyd, welche ſich mit einander verbunden haben (zu dem Körper welcher ſich in der Natur als Salzkupfererz findet). In der innern Schicht hat ſich die Bronze in Kupferoxydul und Zinnoxyd umgewandelt. Folgender Verſuch bewies mir die Möglichkeit, die veränderte Bronze wieder herzuſtellen. Ich brachte eine kleine Statue in ein Porzellanrohr, füllte den Apparat in der Kälte mit Waſſerſtoffgas, und erhöhte dann die Temperatur auf die Dunkelrothgluth; es verbichtete ſich in einer Glocke Waſſer, welches durch ſalzſaures Kupferoxyd grün gefärbt war. Ich ließ den Apparat herauf erkalten und zog die Statue, vollkommen wieder hergeſtellt, heraus. Der Sauerſtoff und das Chlor, welche im Ueberzug der Statue enthalten waren, wurden durch das Waſſerſtoffgas in Waſſer und in Salzſäure umgewandelt. (Polyt. Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. 13 März 1857.

Ein Winterbild von London.

Ein Winterbild von London! Das kann nicht ſehr freundlich ſeyn: Nebel, Regen, Schmutz, Schnee! Das alles und viel trauriger noch. „Ich glaubte das Betteln ſey verboten in den Straßen Londons?“ — Allerdings, aber die Straßenindustrie, das Singen, iſt erlaubt. Sehen Sie ſich die Gruppen in dem ſchwarzen Kothe ein wenig an:

Ein Mann in zerlumpter Kleidung, mit einem Kind auf dem Arm, und eins oder zwei andere neben ihm, die Mutter nachfolgend. Der Mann iſt bloßärmelig. Es regnet. Sie ſingen, oder vielmehr ſie ſtöhnen irgend ein geiſtliches Lied in zerreißendem Jammerton her. Nicht wahr, der Anblick thut weh? Eilen Sie ſich nicht zu ſehr. Dieſer Mann, ſagt mir mein Hauswirth, ein Engländer, wählt ſich die naſſen, unfreundlichſten Tage, um ohne Rock zu betteln, an trockenen Tagen werden Sie ihn nie ſehen. Das iſt ſeine Industrie. Sie gelingt nur bei denen, die keine Erfahrung haben, und ſchadet manchem wirklichen Armen, vor dem man die ſonſt willige Hand zurückzieht, aus Furcht betrogen zu werden.

Da iſt eine andere Gruppe: Einarmige, Einbeinige, an Krücken, an Stöcken, allein oder von Weibern und Kindern geleitet. Es ſind verkrüppelte Seelente und Seeſoldaten. Sie haben nichts zu leben. Sie ſingen in den Straßen.

Dieſe da, mit der hölliſchen Disharmonie, in abgeſtoßenen Sätzen und Lauten durcheinander ſchreiend als ob Feuer ausgebrochen, haben von den Singevögeln, mit denen ſie in täglicher Gemeinſchaft leben, nichts gelernt. „All frozen out gardeners!“ .... „All frozen out gardeners,“ im Baß, im Discant, im Falſett, es iſt zum Tollwerden. Es ſind Gärtner oder Gartentaglöhner, die mit der ſtarken Kälte und dem Schnee außer Brod und Dienſt ſind. Sie ſingen, ſie nennen das wenigſtens ſo, um das Mitleid der Bewohner zu rühren, und ihre Erſcheinung iſt in der That kläglich.

Jene dort, die mehr in Reih und Glied aufziehen, mit dicken Stöcken bewaffnet, in leinenen Kitteln, ſind Hof- und Ackerknechte. Der Schnee bedeckt die Fluren, der Froſt hat alle Arbeit gehemmt. Sie kommen in die Stadt und ſingen. Jeder Abſatz ihrer ſchmerzlichen Pſalmodie endigt mit „farmer boys“; das iſt ihre Legitimation, und die Londoner des Weſtendes, wo die Straßen geräumiger und zu dieſer Art Demonſtrationen bequemer ſind, erkennen ihre Gäſte wie man die alljährlichen Zugvögel gewiſſer Epochen kennt.

Alle dieſe Gruppen ſind friedlich. Die Polizei hat keine Weiſung gegen ſie einzuſchreiten, und läßt ſie gewähren.

Einem ernſtern wenn auch die jetzt nicht beunruhigenden Charakter nahmen in den letzten Tagen die Verſammlungen brodloſer Arbeiter in Smithfield an. Sie vertheilten ſich in Rotten und zogen vor die Armenhäuſer, und von da nach den Polizeigerichten, denen die amtliche Oberherrſchaft über die Armenhäuſer zuſteht. Daß unter den vielen auch Böswillige waren, iſt kein Zweifel, aber die Mehrzahl wurde von wirklicher Noth angetrieben. Ein Theil begnügte ſich mit Brod, wo ſie es in den Armenhäuſern erlangen konnten, was nicht überall der Fall war, andere erlangten und erheilten Arbeit; das Workhouse von St. Pancraz richtete eine eigene Werkſtätte für Steinzerſchlager her, wo die Hülfsbedürftigen ihren Unterhalt erarbeiten können. Manche aber wollten weder in die Armenhäuſer eintreten, gegen die in den Volkscaſſen ein großer und nicht immer ungegründeter Widerwillen beſteht, noch zum Arbeiten ſich verſtehen, obſchon rüſtig und geſund, und ohne gültige Entſchuldigung. Das Bedenklichſte waren die Exceſſe, wozu einige rädige Schafe in der Heerde ſich verleiten ließen, indem ſie in die Bäckerläden eindrangen und das Brod mit Gewalt wegnahmen. Dieſe wurden alsbald ergriffen und von den Polizeirichtern geſtraft. Im ganzen iſt das menſchliche Benehmen dieſer letztern gegen die Hungernden, und ihre Strenge gegen ſäumige Vorſtände der Armenhäuſer zu loben.

Wie groß das Elend ſeyn muß, zeigen wiederholte Fälle, wo Leute an hellem Tage in den belebteſten Straßen Gegenſtände von den Läden wegtrugen, unteren andern ein Mann der eine Uhr, ein armes Weib das einen Bündel Wolle entwendete, in der alsbald offen erklärten Abſicht, verhaftet und ins Gefängniß geſchickt zu werden, wo ſie wenigſtens nicht zu verhungern brauchten.

Das niederſchlagendſte Bild gewähren die Weiber vor den Armenhäuſern, im Schnee, im Wind, im Regen, auf den nackten, kalten Steinplatten der Nebenſtraße ſtehend oder hockend, und den günſtigen Augenblick abwartend, wo endlich die Thüre ſich öffnen, und ihnen wenigſtens die Möglichkeit gegönnt ſeyn wird ihre Anliegen vorzubringen. Nachdem ſie in dieſem Zuſtand drei, vier

Digitized by Google

Stunden gebarrt, durchnäßt bis auf die Haut, hungernd und abgemattet, nicht selten mit Säuglingen im Arm, scheitert ihr dringendes Flehen oft vor der barschen Antwort, oder der rohen Ungeduld, vor der verhärteten Routine eines untergeordneten Beamten. Der geringste Formfehler, der leichteste Verband reicht hin, um sie abweisen zu lassen, und ihre Wanderung beginnt von neuem, nach einem andern Stadttheil, wo sie vielleicht glücklicher seyn mögen . . . vielleicht! Die Gesetze zu Gunsten der Nothdürftigen bestehen, ihr Recht, Unterstützung von der Gemeinde zu verlangen, ist unbezweifelt anerkannt. Die Privatwohlthätigkeit kommt auch den vom Parlament decretirten Anstalten reichlich zu Hülfe. Aber die innere Verwaltung der Häuser, die Gefühllosigkeit oder der habgierige Egoismus der Vorgesetzten, vereiteln die menschlichsten Absichten.

„Besteht in diesem Lande, fragt ein Wochenblatt, ein Gesetz zu Gunsten der Entblößten und Hungernden, oder nicht? Gibt es eine Armenverwaltung, Beamte um das Gesetz anzuwenden, ausdrücklich bestellt um über die Unterstützung der Nothleidenden, über die Leitung der Werthäuser, über die Verwendung der Armensteuer zu wachen? Oder aber ist das Gesetz abgeschafft, sind die Pfund und Schilling der Armentaxe zur Stillung des Elendes in dürre Blätter verwandelt, gleich dem Gelde des armen Mannes in den arabischen Nächten?"

„Wir glauben uns berechtigt zu dieser Frage (trotz der finstern und düstern Gebäude von Marylebone und Whitechapel, wo die Armen nicht unterstützt werden), weil in dieser rauhen Jahreszeit und in einem Augenblick der bedauernswerthesten Noth unter der arbeitenden Bevölkerung ein strafbarer Mangel der Energie und Menschlichkeit seitens derer zu bestehen scheint, die verpflichtet sind den Hülfsbedürftigen beizuspringen. Die öffentliche Mildthätigkeit fehlt nicht, aber die öffentliche Unterstützung, auf die kraft des Gesetzes jeder entblößte Engländer ein Recht hat, wird dem Anscheine nach, sey es aus säumiger Nachlässigkeit oder aus versteckter Grausamkeit, so oft als möglich vorenthalten, und wo sie stattfindet, mit karger und unfreundlicher Hand gereicht. Die Zeitungen sind angefüllt mit Berichten von Haufen nahrungsbedürftiger Personen, welche die Polizeigerichte belagern und das Ohr der Richter mit dem Jammer ihres Hungers bestürmen, ausdrücklich beurkundend wie sie vergeblich um den Beistand der Gemeinde nachgesucht, und zuletzt aus den Privatgeldern der Armencasse den Nothpfennig empfangen haben, den sie von den Verwaltern der öffentlichen und gesetzlichen Steuer zu begehren berechtigt sind."

Es besteht in London eine Anzahl „Casual Wards," eine Art Herberge, Obdach, Zufluchtsort zum Uebernachten armer Weiber, die nicht wissen wohin, und keine Mittel haben irgend anderswo einen Schirm zu finden. „Aber, sagt der Bericht eines Lehrers an einer Armenschule, ihre Noth ist kein hinreichender Grund um aufgenommen zu werden. Wenn zuletzt, um 8 Uhr des Abends, in dieses finstern, kalten, feuchten Nächten die Thüre sich öffnet, vor der sie so lange gebarrt, halb verhungert und halb erfroren, so werden sie befragt wo her sie kommen, und falls sie nicht nachweisen daß sie vom Lande sind, und daß das Armenhaus auf dem geraden Wege von ihrer Heimath das nächste ist, so werden sie schmurstracks unter Flüchen und Verwünschungen in die Straße wieder hinaus geschickt. Dann beginnt die neue Mühsal einer neuen Wanderung. Wenn sie nach drei Meilen Weges an eine andere Herberge kommen, so kann sie gefüllt seyn, denn, wäre selbst der Zutritt leichter, die vorhandenen Häuser bleiben, der Zahl nach, unzureichend, um ihrem Zweck zu entsprechen. Auf diese Weise werden Hunderte von ehrbaren Weibern und Mädchen, von plötzlicher Armuth heimgesucht, wider Willen genöthigt ganze Nächte in den Straßen zuzubringen und der Prostitution zum Opfer zu fallen."

Von den Personen die aufgestellt sind um sie in die Casual Wards aufzunehmen, werden sie eher wie verlaufene Hunde, denn gleich menschlichen Wesen angeredet und behandelt. Wagen sie es sich darüber zu beschweren, so erwiedert man ihnen mit eben so grausamen als schmachvollen Redensarten. Von dem Besuch eines Aufsehers während der Zeit der Zulassung, oder um ihre Lage nach dem Eintritt zu erkennen, hat keiner von allen denen die seit Jahren hie und da eine Zuflucht in diesen Anstalten gesucht haben, etwas vernommen. Zwei oder drei Häuser ausgenommen, wird nirgentwo während der Nacht Licht angezündet; einige gestatten ein solches in der Schlafstätte in dem Moment wo die Gäste eintreten, andere niemals und zu keiner Zeit; sie überlassen es den Unglücklichen im Finstern zu tappen und ihren Weg in dem dunkeln Zimmer zu finden, wo sie wie eine verscheuchte Heerde Schafe sich durchtreugen und auf Strohbewohl sich auf das lose liegende Stroh niederwerfen, unbekümmert ob sie den Kopf, die Füße oder den Rücken einer andern als Kopfkissen nehmen. Nur in zwei oder drei Wards sind Betten, und diese Wards sind sehr klein. Etliche haben Strohsäcke, die meisten indessen bieten nichts als ungebundene Streu, zwei derselben den nackten Boden zum Lager. Alle zwar geben vor daß sie jeder der Beherbergten eine Decke liefern, allein eine ausreichende Zahl ist selten vorhanden, und unter den vorhandenen bestehen die meisten aus schmutzigen Lumpen voll Ungeziefer. Das Streh beschreiben die Besucherinnen als sehr häufig naß, gefault, voll Koth, und in einem solchen Zustande, daß kein Pächter unserer Tage es seinen Schweinen geben möchte; selbst diese unglücklichen Frauenspersonen nennen es „ekelhaft" . . . . Glücklicherweise sind nicht alle Wards so schmählich vernachlässigt, aber es ist eine Schande für unser Land daß deren ein Dutzend solcher besteht. Selten ist eine Vorkehrung getroffen daß die Uebernachtenden ihre Kleider ablegen können; ich habe arme Weiber gesehen die seit vierzehn Tagen oder drei Wochen sich nicht entkleidet hatten. Zweiunfünfzig Personen, die in 17 verschiedenen Wards von London geschlafen, versicherten einstimmig daß sie in keinem einzigen die Möglichkeit sich zu waschen finden konnten . . . ."

Was dieser Lehrer von den übrigen Behausungen dieser Jammerhöhlen hinzufügt, von den Folgen einer Gemeinschaft, wo für die Befriedigung natürlicher Bedürfnisse auf eine Weise gesorgt wird, die eine empörende Verwahrlosung aller Gesetze der Gesundheit und Reinlichkeit ist: Abtritte, die in die überfüllten Kämme öffnen, oder unbedeckte Gefäße in einem Zimmer von 40 Personen . . . ist solcher Natur, daß unsere Feder vor einer umständlicheren Beschreibung zurückschreckt.

Digitized by Google

Jagden und Thierleben im nördlichen Grönland.

(Aus Dr. Kane's Arctic Explorations.)

3. Das Rennthier.

Die Eskimos geben dem Rennthier, so lange es ohne Geweih ist, den Namen Bennesoak. Die größere Anzahl dieser Thiere behält ihr Geweih bis in die erste Zeit des Frühlings, und fängt erst bei der Rückkehr des Sonnenscheins an es abzuwerfen; einige der stärksten aber verlieren es schon vor Eintritt des Winters. Sie leben heerdenweis, und lieben besondere Oertlichkeiten. Da wo sie sich alljährlich versammeln, findet man eine unermeßliche Menge abgeworfener Geweihe. Man sagte mir in Holsteinberg, wo in jedem Jahre mehr als viertausend Rennthierhäute zu Markte gebracht werden, daß man diese Hörner auf den beliebten Jagdgründen in mächtigen Haufen beisammen finde. Man bringt wenig oder nichts davon nach Kopenhagen, meines Dafürhaltens aber fände man bereitwillige Käufer dafür unter den englischen Knopfmachern.

Das von Hans geschossene Rennthier gehörte zu den größten aller nördlichen Exemplare die ich gesehen habe. Es hatte fünf Fuß und einen Zoll im Umfang, und sechs Fuß und zwei Zoll in der Länge; es war so groß als eine zweijährige Färse. Wir schätzten sein Gewicht auf dreihundert Pfund brutto, oder hundertachtzig Pfund netto. Der Kopf hatte einen mehr als gewöhnlich schwerfälligen Charakter und einen langen flatternden Büschel weißen Haars, der ihm vom Halse herabhing und dem Vordertheil seines Kopfes ein Aussehen ungemeiner Schwere gab.

Das Rennthier ist in keiner Hinsicht ein anmuthiges Thier. Es herrscht ein offenbares Mißverhältniß zwischen seinen schwerfälligen Schultern und den leichten Hanken, was selbst in seinen raschen Bewegungen nicht für das Thier einnimmt. Alle diese äußeren Mängel aber werden aufgewogen durch die Schmackhaftigkeit seines Fleisches.

4. Die Bären.

Im Monat Junius stößt man auf die meisten Bären. Man sah ihre Spuren überall, sowohl an der Küste wie auf den Eisbänken. Einer wagte sich sogar bis an die Stelle heran, an welcher die Abtheilung auf dem Eise Halt gemacht hatte, und Bonsall erzählt eine artige Geschichte von der Art und Weise wie sie seine Begrüßungen aufnahmen und erwiederten. Es war etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht: alle lagen noch der langen Tagesstrapaze in tiefem Schlafe; da hörte oder fühlte, in unbestimmter Wahrnehmung, Mac Gary unmittelbar an seinem Kopf etwas im Schnee kratzen, und erwachte darüber. Er schaute um sich, und sah wie ein ungeheurer Bär gerade damit beschäftigt war den Umfang des Zeltes in Augenschein zu nehmen. Der Schrei den er ausstieß, erweckte seine Reisegefährten, störte aber den ungebetenen, Gast nicht im geringsten in seiner Beschäftigung. Der Besuch kam besonders um diese Zeit und an diesem Platz um so ungelegener als die ganze Gesellschaft ihre Gewehre in einiger Entfernung auf dem Schlitten gelassen hatte, und innerhalb des Zeltes auch nicht einmal ein Stock zu finden war. Es herrschte daher ziemliche Bestürzung in dem kleinen Kriegsrath. Der erste Gedanke der sich aufdrängte, war die unverweilte Herbeischaffung ihrer Waffen; bei näherer Ueberlegung aber zeigte sich dieß als nicht wohl ausführbar; denn der Bär trat, nachdem er außen seine Beobachtungen angestellt, nun durch die Zeltöffnung in das Innere. Einige Salven Zündhölzchen und improvisirte Zeitungspapierfackeln wurden abgefeuert, ohne ihn außer Fassung zu bringen, und nach einiger Weile stellte er sich am Thürweg auf, und fieng an alle Abendindiß einen todten Seehund, den man Tags zuvor geschossen, zu verzehren.

Tom Hickey war der erste dem der militärische Gedanke einfiel einen Ausfall nach hinten zu machen; er schnitt daher mit seinem Messer eine Oeffnung in die Leinwand, und troch hinten zum Zelt hinaus. Hier löste er einen Bootshaken ab, der eine der Stützen des Rückenpfahls bildete, und machte denselben zum Werkzeug eines recht muthigen Angriffs. Ein wohlbeigebrachter Schlag veranlaßte das Thier sich für den Augenblick einige Schritte jenseits des Schlittens zurückzuziehen, und Tom, seine Entfernung genau berechnend, sprang vorwärts, ergriff eine Flinte und kehrte unbehelligt zu seinen Cameraden zurück. Wenige Secunden später hatte Bonsall seinem Feind eine Kugel mitten durch den Leib gejagt. Nach diesem Abenteuer unterließ es nun die Abtheilung nie mehr meinem Rathe gemäß stets eine Wache und Feuerwaffen im Lagerzelt zu halten.

Der letzte „Bergeort" (cache genannt, ein zur Bergung der Lebensmittel im Eis errichtetes Magazin), auf den ich so große Hoffnungen gesetzt hatte, war gänzlich zerstört. Er war mit großer Sorgfalt aus Felsstücken gebaut worden, die man mit ungemein großer Mühe zusammengebracht, und oft nur mit Hülfe von Gangspillstangen oder Hebeln übereinander gefügt hatte. Der ganze Bau war, so weit unsere Mittel es gestatteten, höchst wirksam und vermochte Widerstand zu leisten. Trotzdem schienen diese Tiger des Eises kaum auf ein Hinderniß gestoßen zu seyn. Nicht ein Bissen Pemmican blieb übrig, ausgenommen in den eisernen Kisten, welche, da sie rund waren und conische Enden hatten, sowohl den Klauen als den Zähnen Trotz boten. Sie hatten sie in jeder Richtung herumgewälzt und betappt, und sie fast wie Bälle in die Höhe geworfen, obgleich sie über achtzig Pfund schwer waren. Ein Alkoholfäßchen, stark in Eisen gebunden, war in kleine Stücke zerschlagen, und eine zinnerne Branntweinkanne zerstampft und beinahe in einen Ball zusammengewickelt. Die Klauen des Thiers hatten das Metall durchdohrt, und es wie mit einem kalten Meißel aufgerissen.

Für Salzfleisch waren sie zu leckerhaft; für gemahlenen Kaffee zeigten sie augenscheinlich besondere Vorliebe; altes Segeltuch war aus diesem oder jenem Grund ein Lieblingsgegenstand für sie; selbst unsere Flagge, welche aufgepflanzt worden war um von der Wüste „Besitz zu nehmen," war bis an den Flaggenstock abgenagt. Sie hatten einen regelmäßig gen Scherz daraus gemacht, rollten unsere Brodfässer über den „Eisfuß" (der beschränkte Eisgürtel des südlichen Küste) und in das gebrochene äußere Eis; außer Stande aber unser schweres Gummielasticum-Tuch zu kauen, hatten sie es zu unglaublich harten Knoten zusammengepreßt.

Mac Gary schildert die ganze Fläche um die „Cache" oder den „Lebensmittelbergeort" als mit den gut ausgetretenen Pfaden dieser

Digitized by Google

Thiere bezeichnet, und ein anstoßender Abhang eines eisbedeckten Felsens, mit einem Winkel von 45°, war so abgenutzt und mit ihrem Haar bedeckt, daß man auf den Gedanken gerathen konnte, sie hätten sich damit erlustigt auf ihren Hanken denselben herabzurutschen — eine Verrichtung, in welcher ich mich, nebenbei gesagt, später selbst ertappte. . . . .

*

Nach zweistündigem Marsch wurde der Weg besser, und als man, etwa neun Meilen von der Stelle wo man den Schlitten gelassen, sich einer Ebene näherte, ward man durch den Anblick einer Bärin und ihres Jungen erfreut. Man hatte die Hunde, wie man glaubte, sicher angebunden; allein Tudla und vier andere waren losgebrochen, ihnen gefolgt, und erschienen binnen einer Stunde. Sie waren sonach im Stande den Bären auf einmal anzugreifen.

Hans, welcher mit der Einfachheit eines Eskimo die schlaue Beobachtung eines Jägers vereinigte, beschreibt den Kampf, der nun folgte, so graphisch, daß ich versuchen will einiges von der Zierlichkeit seiner Schilderung auf Hrn. Mortons Bericht zu pfropfen. Der Bär floh; allein da das Junge außer Stand war sowohl den Hunden voraus zu bleiben als mit der Mutter Schritt zu halten, so drehte sich diese um, steckte ihren Kopf unter seine Hinterfüße, und warf es eine Strecke weit vor. Nachdem sie so das Junge für den Augenblick in Sicherheit gebracht, machte sie Kehrtum und stellte sich den Hunden entgegen, gleichsam um dem Jungen Zeit zu lassen weiterzurennen; allein es machte, sobald sie stillstand, stets Halt, bis sie wieder herbeikam und es abermals vorwärts warf. Es schien ihren Beistand zu erwarten, und wollte ohne sie nicht weiter gehen. Zuweilen rannte die Mutter einige Ellen vorwärts, als wollte sie das Junge ermuntern ihr zu folgen, und wenn die Hunde wieder herankamen, wandte sie sich gegen sie und trieb sie zurück; wenn diese dann ihren Schlägen klugerweise auswichen, begab sie sich aufs neue zum Jungen, und trieb es an, indem sie bald den Kopf unter dasselbe steckte und es vorwärts schleuderte, bald es mit ihrem Maul am Hals ergriff und fortschleppte.

Eine Zeitlang führte sie ihren Rückzug mit großer Schnelligkeit aus, und ließ die beiden Männer weit hinter sich. Diese hatten sie auf dem Landeis angegriffen; allein sie führte die Hunde an die Küste, ein kleines steiniges Thal hinauf das sich in das Innere des Landes aufthat. Nachdem sie aber anderthalb Meilen gegangen war, wurde ihre Bewegung allmählich langsamer, und da das Junge große Ermüdung zeigte, machte sie bald Halt.

Die Leute waren nur noch eine halbe (engl.) Meile hinter ihr, und da sie aus Leibeskräften liefen, kamen sie bald an die Stelle wo die Hunde sie festhielten. Der Kampf ward jetzt ein verzweifelter. Die Mutter gieng nie mehr als zwei Ellen vor, und schaute beständig nach dem Jungen. Wenn die Hunde ihr nahe kamen, setzte sie sich auf ihre Hanken, nahm das Kleine zwischen ihre Beine, bekämpfte die Hunde mit ihren Tatzen, und brüllte so fürchterlich daß man es eine Meile weit hätte hören können. „Nie, sagte Morton, war ein Thier in größere Angst versetzt." Sie streckte ihren Hals aus, schnappte mit ihren glänzenden Zähnen nach dem nächsten Hunde, und drehte ihre Tatzen wie die Arme einer Windmühle herum. Wenn sie ihr Ziel verfehlte, indem sie nicht wagte einen Hund zu verfolgen aus Furcht die andern möchten das Junge schädigen, so brüllte sie vor Wuth über den verfehlten Schlag, gebrauchte zur Abwehr von neuem ihre Tatzen, schnarpte bald nach diesem, bald nach jenem ihrer Feinde, und stand mit weit aufgesperrtem Rachen muthschnaubend ihnen gegenüber.

Als die Leute ankamen, hatte das Junge vielleicht ausgeruht, denn es war wieder im Stande sich mit seiner Alten, wie schnell sich diese auch bewegte, herumzudrehen, so daß es sich stets vor ihrem Bauche hielt. Die fünf Hunde sprangen die ganze Zeit munter um sie her, und quälten sie wie eben so viele Wespen; kurz, sie machten es, wenn sie nicht selbst getödtet werden sollten, höchst schwierig dem Thier beizukommen. Allein Hans legte sich auf seinen Ellbogen, zielte ruhig und schoß die Bärin mitten durch den Kopf. Sie stürzte zusammen und wälzte sich todt über und über, ohne einen Muskel zu rühren.

Die Hunde rannten plötzlich auf sie zu; allein das Junge sprang auf den Leichnam seiner Mutter, richtete sich auf, und brüllte zum erstenmal mit heiserer Stimme. Es schien ihnen bange zu seyn vor dem kleinen Geschöpf, das so muthig kämpfte und so viel Lärm machte, und während sie seiner todten Mutter ganze Maulvoll Haare ausrissen, nahmen sie doch schleunig die Flucht, so oft das Junge sich gegen sie kehrte. Die Leute trieben die Meute eine Zeitlang hinweg, waren indeß endlich doch genöthigt das Junge zu erschießen, da es sich von dem Leichnam der Mutter nicht trennen wollte. Hans schoß es in den Kopf. Allein der Schuß erreichte, obgleich er es niederschmetterte, das Gehirn nicht; es war noch im Stande auf den Cadaver der Mutter zu klettern, und suchte sich von dort aus fort und fort zu vertheidigen; „aus seinem Maul strömte das Blut wie das Wasser aus einer Brunnenröhre." Man machte seinem Leben endlich mit Steinen ein Ende.

*

Unsere Reise mit den Eskimos war eine beinahe ununterbrochene und in ihren Einzelheiten kaum wechselnde Reihe von Bären jagden gewesen. Für mich hatten sie die Reize der Neuheit verloren; allein sie waren, wie die Kämpfe mit den Wallrossen, stets interessant, weil sie zur Kennzeichnung dieser ungebildeten Leute wesentlich beitragen.

Die Hunde werden sorgfältig abgerichtet sich in keinen Kampf mit dem Bären einzulassen, sondern seine Flucht zu verzögern. Während der eine dessen Aufmerksamkeit vorn in Anspruch nimmt, greift ihn ein zweiter von hinten an, und da sie stets auf der Hut sind und jeder den andern schützt, so geschieht es selten daß sie ernste Verletzungen davon tragen, oder daß es ihnen mißlingt das Thier bis zur Ankunft der Jäger aufzuhalten.

Wenn z. B. ein Bär am Fuß eines Eisbergs ausgewittert wird, so untersuchen die Eskimos seine Spur mit Umsicht und Sorgfalt, um das Alter und die Richtung, so wie die Schnelligkeit zu bestimmen mit welcher das Thier sich bei seinem Vorüberkommen bewegte. Die Hunde werden auf die Witterung gesetzt, und der Jäger läuft schweigend neben ihnen über das Eis. So wie er um den Winkel des Bergs herumbiegt, ist sein Wild in Sicht vor ihm, geht wahrscheinlich ruhigen Schrittes einher, schnuffelt zuweilen argwöhnisch in der Luft, wandelt aber nichtsdestoweniger auf einen Eisschollenkamm zu. Die Hunde springen vor, brechen in ein un-

Digitized by Google

geſtümes wölfiſches Geheul aus, der Jäger ſchreit Nannuk! Nannuk! [1] und die kräftigſte Verfolgung beginnt.

Der Bär erhebt ſich auf ſeine Hanken, wirft einen Blick auf ſeine Verfolger und ſtürzt eiligſt davon. Der Jäger lehnt ſich im Laufe über ſeinen Schlitten, faßt die Stränge eines Paars ſeiner Hunde und befreit ſie von ihrer Laſt. Dieß iſt das Werk einer Minute; denn die Bewegung wird nicht gehemmt, und die übrigen Hunde eilen mit anſcheinender Ruhe weiter.

Härter bedrängt, begibt ſich der Bär jetzt auf einen Eisberg und geräth in Noth, während ſeine beiden vorderſten Verfolger in kurzer Entfernung halten, und die Ankunft des Jägers ruhig abwarten. In dieſem Augenblick wird die ganze Meute losgelaſſen; der Jäger ergreift ſeine Lanze, bahnt ſich ſeinen Weg durch Schnee und Eis, und bereitet ſich auf das Zuſammentreffen vor. Sind zwei Jäger vorhanden, ſo wird der Bär mit leichter Mühe erlegt; denn der eine macht einen Scheinangriff, indem er thut als wolle er ihm einen Speer in die rechte Seite ſtoßen; ſucht nun, wie natürlich, das Thier den ihm drohenden Angriff mit ſeinen Waffen abzuwenden, und dreht es ſich herum, ſo läßt es die linke Seite ungeſchützt und erhält die Todeswunde. Iſt aber nur Ein Jäger vorhanden, dann darf er nicht zögern. Die Lanze feſt in ſeine Hände faſſend, reizt er das Thier ihn zu verfolgen, indem er raſch quer an ihm vorüber ſpringt, und, als wolle er entfliehen, davon läuft. Kaum aber iſt der ſchwerfällige Körper des Thiers für die erwünſchte Jagd einer ganzen Länge nach ausgeſtreckt, ſo kehrt der Jäger um, und läuft in ſeine erſte Stellung zurück. Der Bär will ſich nun abermals nach ihm umwenden, in dieſem Augenblick aber ſtößt ihm der Jäger die Lanze in die linke Seite gerade unterhalb der Schulter. Dieſer Stoß muß jedoch mit aller Geſchicklichkeit geführt werden, denn oft ereignet es ſich daß ein unerfahrener Jäger den Speer in der Seite ſeiner Beute ſtecken laſſen und, um ſein Leben zu retten, davon eilen muß. Selbſt dann aber mißlingt es ſelten einem gewandten Mann, wenn er von den Hunden gut unterſtützt wird, ſeinen Gegner zu tödten.

Die Etah-Bay-Eskimos haben in derartigen Kämpfen manche Wunden davongetragen; man hält den Bären in dieſer Umgegend, ſowie um Anoatok und die Renſſelaer-Bay, für ein grimmigeres Thier als den inmitten des gebrochenen Eiſes im Süden lebenden. Er gebraucht ſeine Zähne im allgemeinen weit mehr als ſuſtematiſche Schriftſteller dieß zugeben wollen. Zum Umarmen, zum Dreinſchlagen mit den Tatzen und zum Bogen, welches die ſchwarzen und grauen Bären charakteriſirt, nimmt er nur unter beſondern Umſtänden ſeine Zuflucht. Auf ſeinen Wanderungen über die Eisfelter erhebt er ſich auf ſeine Hinterbeine um einen weitern Geſichtskreis zu gewinnen, und ich habe oft geſehen wie er in dieſer Stellung mit ſeinen Tatzen in der Luft ſpielte, gleich als übe er ſich ein zur Abwehr eines befürchteten Angriffs. Allein nur wenn er ganz umringt iſt, oder wenn das Weibchen ſein Junges vertheidigt, greift der Eisbär zum Kampf auf ſeinen Hanken. Unter ſieben Jägern welche im verfloſſenen December die Brig beſuchten, waren nicht weniger als fünf unmittelbar durch die Zähne von Bären verwundet worden. Zwei derſelben hatten während des Laufens Biſſe in die Waden der Beine, und einer, unſer Freund Metek, eine gleich unbedeutende Wunde etwas weiter oben erhalten. Unſere Hunde wurden an der Kehle gepackt und heftig viele Schritte weit auf die Seite geſchleudert.

Die Bärenjad nimmt unter den Schauſtellungen perſönlicher Tapferkeit die erſte Stelle ein. Mein verſtändiger Freund Kalutunaq zeichnete ſich darin beſonders aus. Schanghu, ſein Hauptjagdgenoſſe, war eben ſo geſchickt als kühn.

[1] Nannuk heißt der Bär in der Eskimoſprache.

Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften im Laufe des Jahrs 1856.

(Aus der Revue Contemporaine.)

2. Fortſchritte der Experimental-Phyſiologie.

(Schluß.)

Hr. Matencci hat an den vom Leibe iſolirten Muskeln der Fröſche merkwürdige Entdeckungen gemacht (vgl. Il nuovo Cimento, 1856; la Bibliothèque universelle de Genève, Mai 1856, und Acad. des sciences, 7 April 1856); dieſe Muskeln athmen wie die Lunge; wie die Lunge ſaugen ſie den Sauerſtoff auf, und machen Kohlenſäure frei; wenn man ihre Contractionen reizt, wird das Athmen beſchleunigt; ein Uebermaß von Sauerſtoff wird aufgejogen, ein Uebermaß von Kohlenſäure ausgehaucht; entzieht man dieſen Muskeln all ihre Kohlenſäure, indem man ſie in einen luftleeren Raum oder in Waſſerſtoffgas verſetzt, ſo hauchen ſie unaufhörlich Kohlenſäure aus, ſelbſt wenn kein Sauerſtoff vorhanden iſt. Der Sauerſtoff, der ſich mit dem Kohlenſtoff verbindet, kommt daher nicht aus der Luft, ſondern aus den Muskeln ſelbſt.

Wenn ein in der Zuſammenziehung begriffener Muskel der Sitz chemiſcher Phänomene iſt, ſo muß er auch die Quelle einer Temperaturerhöhung und elektriſcher Strömungen ſeyn; dieſe Vorausſetzung iſt wirklich von den Beobachtern erwieſen worden. Ein ſehr einfacher Verſuch hat Hrn. Matencci den Beweis geliefert von der Erzeugung elektriſcher Strömungen in einem ſich zuſammenziehenden Muskel.

Man ſchneide den rechten Fuß eines lebenden und ſeiner Haut entkleideten Froſches ab, präparire den linken Fuß, indem man Sorge trägt an einer der Extremitäten einen Nerv von gewiſſer Länge unverſehrt zu laſſen: ſobald man nun dieſen Nerv auf den erſten im Zuſtand der Zuſammenziehung befindlichen Fuß ſtützt, ſieht man, im ſelbigen Augenblick, die Muskeln des linken Fußes ihrerſeits ſich zuſammenziehen. Kölliker hat denſelben Verſuch auf eine andere Weiſe gemacht: er legt den Nerv der ſich am linken Fuß befindet auf das Herz eines vollkommen lebenden Froſches, und ſofort regen ſich, vor jeder Zuſammenziehung des Herzens, die Muskeln des Beins krampf-

Digitized by Google

haft. (Kölliker und H. Müller, über die elektrisch-bewegende Kraft des Herzens der Frösche; vergl. Monatsbericht der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. März, 1856. S. 145.)

Helmoltz bewies daß die negative Abweichung der Muskelströmung, welche stets den Thätigkeitszustand des Muskels begleitet, vor der Kundgebung der Zusammenziehung des Muskels stattfindet.

Man hat im Verlaufe des letzten Jahres viel über zwei vor der medicinischen Facultät zu Straßburg durch die HH. Béchamp und Picard vertheidigte Sätze gesprochen. Als Hr. Dumas sie der Akademie vorlegte, zollte er ihnen gerechtes Lob, indem er, mit der ihm eigenen tiefen Gründlichkeit, die Entdeckungen der physiologischen Chemie, die darin enthalten sind, hervorhob. Diese Sätze stehen beide in Verbindung mit den Verrichtungen der Nieren. (Thèses de la Faculté de médecine de Strasbourg, 1856; Acad. des sciences, 8 Sept. 1856.)

Schon vor mehreren Jahren hatten die HH. Prevost, Dumas, Bernard und Barreswil gezeigt daß die Nieren nicht in allen Stücken den unter dem Namen Harnstoff bekannten Körper, den wesentlichen Bestandtheil des Urins, erzeugen. Wenn man die Nieren der Thiere hinwegnahm, hatten die Beobachter gesehen daß sich im Blut eine ansehnliche Menge Harnstoff anhäufte; daraus hatten sie geschlossen daß die Niere ihn nicht erzeuge, sondern daß er ganz im Blut gebildet werde, von dem die Niere ihn absondere. Der Beweis war kein absoluter, man mußte den Harnstoff im normalen Blut suchen und die Quantität desselben bestimmen. Dieß hat Herr Picard gethan. Er hat gefunden daß das Blut der Nierenschlagader eines Hundes 0.0365° Procent, und das Blut der Blutader 0.0186° Procent Harnstoff, d. h. die Hälfte weniger enthielt. Er hat gesehen daß bei dem Menschen das Blut welches in die Niere tritt, mehr Harnstoff enthält als das welches daraus hervorkommt, und daß der binnen vierundzwanzig Stunden ausgeschiedene Harnstoff 28 Grammen beträgt; die Quantität des unmittelbar nach der Analyse des Urins berechneten Harnstoffs ist aber ganz genau dieselbe.

Der Harnstoff ist ohne Zweifel in dieser Hinsicht ein Erzeugniß der Ausscheidung und Zersetzung; aber woher dieses Erzeugniß? Wird es gebildet durch die Zersetzung der stickstoffhaltigen Materien die einen Augenblick zur Bildung der Gewebe gedient haben? Man vermuthete es vor Béchamp, der es bewies, indem er mit Hülfe eiweißhaltiger Stoffe unmittelbar Harnstoff erzeugte. Wir wollen das Verfahren das er anwendet mit Stillschweigen übergehen, aus Furcht wir möchten unsere Leser durch chemische Betrachtungen, an die, wie wir glauben, sie nicht gewöhnt sind, ermüden. Wir constatiren diese schöne Entdeckung über den Ursprung des Harnstoffs, und werden bald darauf zurückkommen.

Am obern Rande der Nieren findet sich eine lappige, braungelbliche, an Gefäßen und Nerven sehr reiche Masse — die obere Nierencapsel. Trotz der schönen Forschungen der HH. Ecker, Kayer und Addisen herrschte große Dunkelheit über die Verrichtungen dieses Organs, bis ein geschickter Physiolog, Hr. Brown-Sequard, Versuche anstellte.

Er nahm bei einer Anzahl von Thieren bald die beiden Capseln, bald nur eine hinweg, und erhielt folgende Ergebnisse: die Obernierencapseln scheinen wesentliche Organe für das Leben zu seyn; ihrer Wegnahme folgte stets der Tod in sehr kurzer Zeit, und zwar tritt er ein in Folge von Convulsionen, Delirium und Koma. (Archives générales de Médecine, Sept. und Oct. 1856; Académie des sciences, 8 Sept.) Kaum hatte Hr. Brown diese Ergebnisse angezeigt, als man rasch seine Versuche wiederholte; unglücklicherweise aber stellten die neuen Forschungen die Frage in immer tieferes Dunkel: Hr. Gratiolet sah wie Thiere die Wegnahme der Capseln überlebten ((Acad. des sciences, 8 Sept.); Hr. Philippeaux kannte Albinos-Ratten fünfundzwanzig Tage nach Wegnahme der einen, und sieben Tage nach Wegnahme der andern Capsel aufbewahren (id. 10 Nov.) Diese Schlüsse widersprechen denen Hrn. Browns fast vollständig. Die Experimental-Physiologie führte die Beobachter daher zu entgegengesetzten Ergebnissen.

Diejenigen welche von unsern wissenschaftlichen Sammlungen Einsicht genommen, werden ohne Zweifel bemerkt haben daß man im Jahr 1856 viel von der Anatomie und Physiologie des Auges sprach, und daß sich hierüber Controversen erhoben die noch lange ihr Ende nicht erreicht haben. Es wäre natürlich daß wir auch ein Wort über diesen Theil der wissenschaftlichen Forschungen sagten; wir tragen indeß Bedenken, aus Furcht nicht verstanden zu werden, und im Geist unserer Leser nur unverständliche Worte zurücklassen. Ueberlassen wir den Anatomen alle die Ausdrücke deren geheimer Sinn nur ihnen verständlich ist, und beschränken wir uns darauf anzuführen daß Hr. Rouget uns gelehrt hat durch welche anatomische Dispositionen das Auge sich den verschiedenen Entfernungen anpaße (Rouget, Acad. des sciences, 19 Mai 1856; vergl. auch Gazette médicale, welche Bericht erstattet über die im Schoße der Société de Biologie bezüglich dieser Gegenstände gepflogenen Verhandlungen); daß ferner Hr. Heinrich Müller, in einer Denkschrift deren bis ins Kleinste gehende Einzelheiten tiefes Staunen, fast möchten wir sagen Schrecken erregen, und fünf aufeinanderfolgende Schichten in der so winzigen Nerven-Membrane gezeigt hat, in welcher das Licht die Gegenstände abmalt (Hr. Müller, Tagebuch von Siebold und Müller, 1856); beschränken wir uns endlich darauf den Versuch Hrn. Wallers anzudeuten, der uns die Circulation in den unzählbaren Gefäßen eines lebenden Auges sichtbar gemacht hat (Waller, Acad. des sciences, 29 Sept. 1856, 16 Jun.).

Ein Studium das sich ebenfalls großer Fortschritte erfreut, ist das der Gifte. Verweilen wir einen Augenblick bei den Entdeckungen, zu denen dasselbe Anlaß gegeben.

Die Toxikologie ist ein ganz neuer Zweig der medicinischen und physiologischen Studien; sie hat zumal Interesse für den Beamten, den Arzt, den Therapeuten und den mit den Details der Zoologie sich Beschäftigenden. Der Gerichtsarzt studiert die von giftigen Stoffen hervorgebrachten Symptome, und wendet alle Hülfsquellen der Chemie an um die kleinsten Spuren derselben bis ins Innere der Organe zu verfolgen; der Therapeut beschäftigt sich insbesondere mit den Wirkungen und Dosen; der Naturforscher sucht die giftigen Thierarten auf; der Physiolog wendet auf die Analyse der Phänomene des Lebens die zu seiner Verfügung stehenden giftigen Stoffe an; endlich ist es, vom Gesichtspunkt der Gesundheitspolizei und des Ackerbaues aus, wichtig die Wirkungen kennen zu lernen welche die verschiedenen Stoffe auf die Organisation hervorzubringen vermögen.

Digitized by Google

Im letzten Jahre hatte eine derartige Frage lebhafte Erörterungen zwischen ausgezeichneten Professoren der Veterinärschule von Alfort herbeigeführt. Es handelte sich darum zu erfahren ob die Pöckellange giftige Eigenschaften besitze, und welchen Ursachen diese zuzuschreiben seyen. Hr. Raynal stellte durch eine Reihe von Versuchen fest daß die Salzlange, in einer gewissen Gabe beigebracht, eine giftige Thätigkeit äußere, ohne daß diese Thätigkeit dem Seesalz, welches in der Pöckellauge enthalten sey, zugeschrieben werden könne. (Moniteur des Hôpitaux, 1855. Nr. 62. 63. 64.) Hr. Gonbeaur theilt diese letztere Ansicht nicht (Archives générales de médecine, Juliuß, Aug., Sept. 1856). Er behauptet, daß, wenn die Pöckellange vergifte, die Vergiftung stets von der Wirkung des Seesalzes herrühre. In der That wird das Seesalz, wenn man über eine gewisse Dosis hinausgeht, giftig. Eine Dosis dieses Salzes, die gleich kommt vier Hundertsteln von dem Gewicht eines Hundes und zwei Hundertsteln von dem Gewicht eines Pferdes, reicht hin um diese Thiere in zwölf Stunden zu tödten.

Vergleicht man die Pöckellange mit dem Seesalz unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Wirkung auf den Verdauungscanal, der allgemeinen Wirkungen und der stofflichen Verletzungen, so wirkt, wie man verschert, die Pöckellauge nur durch das in Auflösung in ihr befindliche Salz; sonach gehen die Thiere welche nach Anwendung der Salzlauge verenden, durch den Einfluß des Seesalzes zu Grunde — eine Thatsache welche die Freunde der Landwirthschaft nicht außer Acht lassen sollten.

Der Zufall verschaffte uns so eben Gelegenheit über Arbeiten zu sprechen die man den Veterinärärzten verdankt. Es freut uns, hier an die Dienste erinnern zu können welche diese ausgezeichneten, eben so bescheidenen als arbeitsamen Praktiker tagtäglich der thorevtischen wie der praktischen Wissenschaft leisten. Man spricht viel zu wenig von ihrem Eifer, und kennt auch nicht die ganze Tragweite der Wissenschaft die sie pflegen; man sollte einmal, wie die Gerechtigkeit es fordert, die lächerlichen Vorurtheile welche die Arzneikunde der Thiere von der menschlichen Arzneikunde trennen, fallen lassen und die Veterinärkunst mit jener Rücksichtsnahme betrachten auf welche die in ihrem Dienst arbeitenden Männer ein volles Recht haben.

Das Curare oder Woorara ist eines der wirksamsten Gifte die man in den Wäldern der neuen Welt sammeln kann; obwohl La Condamine, A. v. Humboldt, Richard Schomburgk, Alvaro Reynoso und nacheinander werthvolle Einzelheiten über die Bereitung dieses Giftes mitgetheilt, so haben wir doch noch keine positiven Nachweisungen über die Stoffe welche die Wilden dazu verwenden. (Vgl. das Werk Alvaro Reynoso's über das Curare, und Académie des sciences, 28 Nov. 1853). Der mit der Bereitung des Curare beauftragte Indianer schneidet die jungen Triebe verschiedener, zumeist der Familie der Strychneen angehöriger Pflanzen ab; er läßt sie vierundzwanzig Stunden lang kochen, und fügt ihnen dann sehr giftige Ameisen und Schlangenzähne bei. Auf diese Art wird das Curare bereitet, das die Indianer an den trockensten Orten ihrer Hütten sorgfältig aufbewahren, und dessen sie sich bedienen um ihre Pfeile zu vergiften.

Im Jahr 1844 übersandte Hr. Peloueze Hrn. Claude Bernard eine kleine Portion dieses Stoffes, mit dessen giftigen Eigenschaften man gänzlich unbekannt war. Dieser ausgezeichnete Physiologe stellte Versuche damit an, welche ihn zu den wichtigsten Folgerungen führten. Er erkannte daß das Curare tödtet, sobald es unmittelbar in das Blutsystem eindringt, daß man aber diese in so hohem Grade tödtliche Substanz ungestraft verschlucken und das damit vergiftete Fleisch genießen kann. Letztere Eigenschaft war an den Ufern des Orenoco bereits bekannt, wo man nur Wirkspret ist das durch den Stich eines vergifteten Pfeils getödtet worden; ja, ein Missionär, welcher Hrn. A. v. Humboldt begleitete, P. Zea, zog das Fleisch der durch das Curare vergifteten Thiere anderm vor.

Ein Thier kann dieses Gift verschlingen ohne die geringsten nachtheiligen Wirkungen davon zu verspüren, und doch hat das Curare im Magen keine seiner wirksamen Eigenschaften verloren. Wenn man einem Hunde durch eine gastrische Fistel eine Gabe Curare beibringt, so leidet er keinen Schaden davon. Zieht man aber nach Verfluß von einiger Zeit einen Tropfen Flüssigkeit aus dem Magen dieses Hundes heraus, und bringt dieselbe in die offene Wunde eines Vogels oder eines Kaninchens, so erfolgt der Tod dieser Thiere augenblicklich.

Dieser wahrhaft außerordentliche Versuch ist mit demselben Resultate für alle Eiter und Gifte (virus et poisons) der Thiere wiederholt worden. Er hat erwiesen daß diese Gifte nur wirken wenn sie durch die Blutgefäße aufgefogen werden. Es ist allgemein bekannt daß der berühmte Fontana gefahrlos Vipergift trank.

Das Curare besitzt eine noch merkwürdigere Eigenthümlichkeit; es wirkt auf das Nervensystem, besonders aber auf die Gefühlsnerven, wie Bernard zuerst und dann Kölliker bewiesen haben. (Vgl. Cl. Bernard, Rechenschaftsbericht der Akademie, 3 Nov. 1856, und Kölliker, physikalisch-medicinische Gesellschaft in Würzburg, Sitzungen vom 29 März und 12 April 1856; desgl. Académie des sciences, 27 Oct.; Alvaro Reynoso, Geschichte des Curare.) Wenn man ein wenig Curare unter die Haut eines Frosches bringt, und zwar so daß man den Nerv der an einen der Füße geht bloßlegt, dann aber diesen Nerv mit einem elektrischen Schlag reizt, so werden sich in dem Fuß wie gewöhnlich Zusammenziehungen kundgeben; wenn man hingegen die Reizung auf den Muskel überträgt, so wird er sich mit Heftigkeit zurückziehen. Das Curare hat daher die Nervenkraft getödtet während es die Muskelkraft erhalten, ja nicht bloß erhalten, sondern sogar noch erhöht hat.

Dieses Agens genügt zur unumstößlichen Feststellung der großen physiologischen Wahrheit: daß die Nervenkraft abgesondert ist von der Muskelkraft. Die Experimentatoren sind noch weiter gegangen: sie haben bemerkt daß das Curare nur auf die bewegenden Nerven wirkt, und keine Thätigkeit auf die Gefühlsnerven ausübt. Diese Wahrheit wurde durch folgenden Versuch festgestellt.

Man unterbindet, nachdem man die Lenden-Nerven isolirt, sämmtliche Blutgefäße des Hintertheils eines Frosches; auf diese Art steht die vordere Hälfte dieses Frosches nicht mehr in Verbindung mit der hintern. Man kann nun abgesondert die erstere vergiften, ohne daß das Gift in die Füße eindringt. Nimmt man diese theilweise Vergiftung mit dem Curare vor, so werden Kopf und Brust unbeweglich. Zwickt man indeß die Haut dieser Theile, so findet in den untern nichtvergifteten Füßen eine lebhafte Zusammenziehung statt. Auf daß sich diese Bewegung erzeuge, müssen

Digitized by Google

die Nerven welche den Eindruck der Haut zum Mark führen, die Gefühlsnerven, unversehrt erhalten werden seyn. Wir besitzen sonach ein Gift das zu einer Art Analyse der organischen Systeme dienen kann. Die Wirkung dieses Agens läßt mit Grund vermuthen daß man zum gleichen Zweck alle andern Giftstoffe studiren könnte, indem man untersucht welche eigenthümliche Wirkungen sie auf die großen Lebensorgane ausüben. Diese Art die Gifte als Mittel zur Analysirung des Lebens, als physiologische Reagentien zu betrachten, ist dem scharfsinnigen und mächtigen Geiste Claude Bernards nicht entgangen; er hat sie zum Ausgangspunkt für seine bereits sehr zahlreichen Forschungen gemacht.

Ein junger Experimentator, Hr. Vulpian, hat seine Aufmerksamkeit auf die Gifte gerichtet welche die Natur mit so großer Verschwendung verschiedenen Thieren aus der Classe der Kriecher zugetheilt hat. (Vgl. die der Gesellschaft der Biologie im J. 1856 vorgelegte und in der Gazette médicale, Jan. 1857, abgedruckte Denkschrift.)

Der Anblick einer Kröte, eines Tritons, eines Salamanders ist für eine große Anzahl Personen ein Gegenstand des Abscheues und des Ekels. Man ist, durch den Schrecken den sie einflößen, gewissermaßen fast versucht dem Urheber aller Dinge einen Vorwurf darüber zu machen daß er so viele mißgestaltige und anmuthlose Wesen, die nicht einmal einen angenälligen Nutzen haben, auf diese Welt gesetzt hat. Indessen hat die Vorsehung nicht bloß solche Wesen geschaffen, sondern auch, aus Sorge für ihre Erhaltung, einem jeden von ihnen ein Gift gegeben, das als Vertheidigungs- und nöthigenfalls als Angriffswaffe dient. Die Haut des Tritons (Salamandra cristata) ist mit einer großen Menge den Giftstoff enthaltender Balgdrüsen bedeckt. Dieser Stoff ist, wenn man ihn durch Druck oder durch Einschnitt herausleitet, milchig, ziemlich dick, hat einen unangenehmen Geruch und ist mit Wasser mischbar. Wenn man das von mehrern Tritonen gesammelte Gift in die einem Hunde beigebrachte Wunde bringt, so fühlt das Thier anfänglich einen heftigen Schmerz, dann wird sein Athem langsamer, die Schläge seines Herzens vermindern sich, und es stirbt in einem Zeitraum von zwei bis drei Stunden. Inoculirt man das Gift desselben Thiers einem Frosch, so hört dieser nach Verfluß von sechs bis zwölf Stunden zu leben auf. Das Gift wirkt besonders dadurch daß es die Reizbarkeit des Herzens zerstört.

Das Gift der Kröte ist nicht so kräftig. Es wirkt ebenfalls hemmend auf die Zusammenziehung des Herzens. Oftmals verursacht es Krämpfe und Erbrechen.

Das Gift des Landsalamanders (Salamandra lacerta) tödtet wie das der Kröte und des Tritons, allein es gibt Anlaß zu ganz andern Symptomen. Es äußert seine Wirkung nicht sowohl auf das Herz, als vielmehr auf die Nerven-Mittelpunkte, und fast alle vergifteten Thiere sterben nach heftigen Krämpfen.

Das Gift dieser drei Thierarten besitzt verschiedene Eigenschaften, am unerwartetsten aber ist daß keines dieser Thiere ein zu seiner eigenen Art gehöriges vergiftet. Sonach vergiftet das Gift der Kröte die Kröte nicht. Ebenso verhält es sich mit den andern; allein das Gift der Kröte tödtet den Triten, wie das Gift des Tritons die Kröte tödtet. Diese Thatsachen bestätigen nöthigenfalls die Beobachtungen Fontana's, welcher durch seine Versuche bewies daß das Vipergift die Vipern nicht vergiftet.

Wie soll man sich dieses sonderbare Verrecht der Thiere erklären, daß sie sich mit ihrem eigenen Gifte nicht vergiften? Es scheint sehr natürlich, dessenungeachtet aber ist es unerklärbar. Begreiflicher ist warum die Kröte, der Triton und der Salamander Gift erzeugen. Es ist, wie wir bereits gesagt, die Waffe welche diese Thiere von der Natur erhalten haben um sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Indessen gelingt es den giftigen Batrachiern nicht immer sich den Angriffen ihrer Feinde zu entziehen; man sieht daß die Nattern Jagd auf sie machen und sich von ihnen nähren. Hr. Vulpian hat ganze Kröten durch Enten verschlingen, und von Albino-Ratten Tritonen verzehren sehen.

Keine Frage ist wichtiger als die der Einheit oder Mannichfaltigkeit des Menschengeschlechts. Stammen wir alle von einem und demselben Elternpaar ab? Oder gehören wir im Gegentheil ursprünglich getrennten Arten an? Diese so wichtige Frage, an die wir hier bloß erinnern wollen um die ganze Tragweite derselben erkennbar zu machen, läßt sich nur durch die bis ins Einzelnste gehende Prüfung der Kennzeichen lösen welche sämmtliche Bewohner des Erdballs von einander trennen, oder sie einander näher bringen. Zwei dieser Kennzeichen besonders scheinen einen tiefen Unterschied zwischen den Menschenracen zu begründen, z. B. zwischen dem Aethiopier und dem gesittigten Europäer, zwischen dem Chinesen und dem Bewohner Neu-Hollands. Diese Kennzeichen sind die Farbe der Haut und die Gestaltung des Kopfes. Bei dem Neger ist das Gesicht vorwärts geneigt und die Hirnschale zurückgeworfen. Bei dem Europäer ist die Stirne hervorspringend, weniger dagegen die Backenknochen. Camper versiel zuerst auf den scharfsinnigen Gedanken die Abweichung des Gesichts im Verhältniß zur Hirnschale einer strengen Vergleichung zu unterziehen; er zog zu diesem Ende zwei fictive Linien auf einer Hirnschale: die eine, mehr oder minder schiefe, berührt das Nasen- und das Stirnbein; die andere, horizontale, geht unterhalb der Nase hindurch, und nimmt ihre Richtung nach der Ohröffnung. Diese beiden Linien bilden einen Winkel. Wenn sich die Stirne mehr nach hinten zurückzieht, und die Backenknochen stärker hervortreten, so wird der Winkel spitziger. Dagegen nähert er sich mehr dem rechten Winkel, wenn die Stirn hervorragend und das Gesicht eingedrückt ist. Zwischen 88°,88' und 77°,77', Centesimalgraden, sind alle Menschenracen inbegriffen, und jede durch einen bestimmten Gesichtswinkel gekennzeichnet. Unter 88° hat die Physiognomie jene übermenschliche Majestät welche die Griechen den Standbildern ihrer Götter gegeben haben. Unter 77° hat man nur noch das verlängerte Gesicht eines Affen oder irgend eines andern Säugethiers.

Der von Camper aufgebrachte Gesichtswinkel wurde lange Zeit von der Wissenschaft angenommen, allmählich aber erkannte man dessen Mängel. Cuvier und Geoffroy in Frankreich, Morten in Amerika griffen zur Messung desselben nach andern Mitteln; im letzten Jahr endlich erfand Dr. Jacquard, einer der Custoden des Jardin des Plantes, ein Instrument, das durch seine ungemeine Genauigkeit viel vor denen seiner Vorgänger voraus hat (Acad. des sciences, 8 Sept. 1856; Annales des sciences nat. 1856, Nr. 5). Nach seiner Methode wird der Gesichtswinkel durch zwei Flächen gemessen; die eine, horizontale, unbewegliche, ist auf die Oeffnungen der Gehörgänge und den Zahnladenrand des obern Kinnknochens fixirt; die andere, verticale, bewegliche, senkt sich vorgestalt herab daß sie

Digitized by Google

einen Stützpunkt auf der Mitte des Stirnbeins nimmt. Man stellt die Winkel mit Hülfe eines zwischen die beiden Schenkel gestellten graduirten Zirkels. Wir brauchen die Einzelheiten dieses nützlichen Instruments, das den Namen Goniometer führt, nicht hervorzuheben. Dr. Jacquard hat es bereits angewendet, und die von ihm erlangten Resultate weichen sehr von den durch Camper gefundenen ab. Danach besteht eine Differenz von 20 Centesimalgraden zwischen Individuen welche zur weißen Race gehören, während Camper zwischen dem Europäer und dem Neger eine Differenz von 11° 11′ Centesimalen annahm.

Frhr. v. Müller in Stuttgart hat kürzlich eine Abhandlung über die Ursachen der Färbung der Haut und die Unterschiede in der Form der Hirnschale, vom Gesichtspunkt der Einheit des Menschengeschlechts aus, im Druck erscheinen lassen. Als unbedingter Anhänger der Einheit des Menschengeschlechts erklärt Frhr. v. Müller die wesentlichen Verschiedenheiten der Racen aus der Thätigkeit ununterbrochen wirkender Ursachen. Die klimatischen Bedingungen bestimmen die Färbung der Haut, und in der Entwicklung der Geistesfähigkeiten liegt die Erklärung für die Formen des Kopfs. Die Haut ist schwarz bei dem Aethiopier, weiß bei unsern europäischen Racen, und geht bei den Chinesen und Mongolen. Seit der merkwürdigen Arbeit Hrn. Flourens' weiß man daß diese Färbung nicht von einer wesentlich verschiedenen Structur der Haut herrührt, sondern daß sie durch kleine, verschieden gefärbte, in Menge in den Zellen einer der Hautschichten vorkommende Körnchen erzeugt wird. Man hat diesen Körnchen den Namen Pigment gegeben.

Woher stammt das Pigment, und warum ist es verschieden gefärbt? Hr. v. Müller gibt folgende Erklärung, die wir unsern Lesern möglichst verständlich zu machen hoffen. Der Act der Athmung besteht aus einer der Luft entnommenen Auffangung von Sauerstoff und aus einer Ausstoßung von Kohlensäure, die sich im Innern unserer Organe durch die Verbrennung der Kohle und des Sauerstoffs bildet. Da jede chemische Thätigkeit eine Erhöhung der Temperatur erzeugt, so gibt die beständige Bildung der Kohlensäure Anlaß zu dieser Erhöhung. Hierin also liegt eine Quelle der thierischen Wärme. Diese Phänomene sind dieselben bei dem Neger wie bei dem Bewohner des Nordens, nur gehen sie nicht mit der gleichen Energie vor sich. Der Neger muß, inmitten der ihn umgebenden brennenden Atmosphäre, Kälte erzeugen, um der hohen Temperatur des Klima's Widerstand leisten zu können. Der Lappe und der Eskimo müssen hingegen, um der eisigen Temperatur der Polargegenden gewachsen zu seyn, viel Wärme erzeugen. Sonach muß der Bewohner des Nordens, obwohl er in derselben Zeit dieselbe Menge Luft einathmet wie der Bewohner der heißen Zonen, mehr Sauerstoff auffangen und mehr Kohlenstoff verbrennen. Den Beweis hiefür liefern folgende auf physiologischen und physischen Daten berubende Ziffern.

In Ustjansk in Sibirien verbraucht ein Mensch, bei einer mittleren Temperatur von — 16 Centigraden, in vierundzwanzig Stunden 5.150 Grammen Sauerstoff, welche der Verbrennung von 2.096 Grammen Kohlenstoff entsprechen. In Cobbé, im Darfur, fangt ein Neger, bei einer mittlern Temperatur von 26 Centigraden, nur 4.694 Grammen Sauerstoff auf, welche ausreichen für 1.7959 Grammen Kohlenstoff. Sonach beträgt unter den Bewohnern der äußersten Hinweisstriche die Differenz zwischen dem verbrannten Kohlenstoff binnen vierundzwanzig Stunden 1.301 Grammen. Es bleibt daher bei dem Neger eine gewisse Menge Kohlenstoff übrig welche unter der Form der Kohlensäure nicht verschwindet. Was wird aus ihr? Sie wird beständig unter der Haut abgelagert. Daher das Pigment und die schwarze Färbung der äthiopischen Racen. [1]

Dieß ist die Erklärung des Frhrn. v. Müller; sie bestätigt die Ansichten Blumenbachs und stützt sich auf normale und pathologische Thatsachen.

Bekanntlich gibt es bei den Menschen und den Thieren gewisse Krankheiten, in welchen sich die Gewebe in Folge einer beträchtlichen Pigmentablagerung färben. Die so oft beschriebenen Melanosen, die Schwärze der Zunge, beobachtet von Hrn. Bertrand aus St. Germain, die bronzirte Haut (bronzed skin), auf welche, als Symptom einer Krankheit deren wir bald Erwähnung thun werden, neuerdings Addison hingewiesen — alle diese pathologischen Fälle thun ziemlich übereinstimmend dar daß die Bildung des Pigments und die daraus entspringende Färbung zufällige (?) Dinge sind. Man führt zur Unterstützung der Ansicht Hrn. v. Müllers ferner die wohlbekannte Thatsache an daß die Negrilles weiße Kinder gebären und sie sich nur sehr langsam färben, wenn sie in kalte Länder versetzt werden.

Dieß sind, im ganzen genommen, die Ansichten des Frhrn. v. Müller, gegen welche sich manche Einwendungen erheben lassen. Wir wollen davon nur eine anführen, die wir einer Abhandlung Dr. Karchers entnehmen. Es ist nicht wahr, sagt Dr. Karcher, daß in unsern Ländern die Negrilles vollkommen weiße Kinder gebären und nur langsam schwarz werden. Schon im Mutterschoße zeigen gewisse Regionen eine dunklere Farbe, und das Pigment häuft sich zum Beispiel um die Nabelschnur herum an. Kaum drei Tage nach der Geburt beginnt die Stirne sich zu brännen, und zwei schwarze Streifen zeichnen sich zwischen den Nasenflügeln und dem Anfang der Lippen ab. Kann man Anstand nehmen in dieser so schleunigen Förbung eine angeborne Eigenschaft anzuerkennen, welche sich durch die Einwirkung des Klima's niemals vollständig erklären lassen wird?

Die Thatsache der Färbung der Racen ist daher noch nicht so vollständig festgestellt als man sich gern überreden möchte. Machen wir unsere Vorbehalte, und warten wir! Adhuc sub judice lis est.

3. Einige Anwendungen der Nebenwissenschaften auf die Medicin.

Wir haben bereits von den Arbeiten der HH. Béchamp und Picard gesprochen: wir wissen daß diese Beobachtungen dargethan haben daß den Nieren die Absonderung des Harnstoffs, der sich ausgebildet im Blut vorfindet, obliegt. In gewissen Fällen kann die Niere, in Folge einer Desorganisation der Ausscheidungsdrüsen, diese Aufgabe nicht mehr erfüllen; daraus folgt dann daß der Harn-

[1] Dieß erklärt aber nicht, warum wir unter den Tropen sehr helle Menschenracen z. B. die Gaeiben finden; wohlbekannt umgebet die braune Hautfarbe allen amerikanischen Nationen auch unter hohen Breitegraden eigen ist; warum Europäer die seit Jahrhunderten die Tropen bewohnen nicht schwarz werden, und warum die Negersklaven Virginiens noch heute so schwarz sind wie vor 200 Jahren. D. R.

Digitized by Google

stoff im Blut bleibt, und auf die ganze körperliche Einrichtung die Wirkungen eines Giftstoffs ausübt, der die Nerven reizt; daher Krämpfe wie diejenigen welche bei Wöchnerinnen, jungen Kindern und in gewissen Cholerafällen ausbrechen; gleichzeitig schwängert sich der Urin mit Eiweißstoff. (De l'Urémie, von Dr. Tessier; Thèses de Paris, 1856.)

Alle medicinischen Blätter haben in diesem Jahre von zwei neuen Krankheiten gesprochen, mit denen sich die leider viel zu lange Liste menschlichen Elends vermehrt hat. Jeder Arzt weiß jetzt was unter der Addison'schen Krankheit und unter Leucemie zu verstehen ist.

Dr. Addison bemerkte daß bei gewissen an einer langsamen und allmählichen Entkräftung leidenden Personen die Haut eine dunkle, sich rasch über die verschiedenen Theile des Körpers verbreitende Farbe annimmt. Wenn die Kranken unterlagen, so nahm man stets eine Alteration der Nierennebenkapseln wahr; dieses sonderbare Zusammentreffen zwischen der Färbung der Haut und der Alteration der Nierennebenkapseln zog die Aufmerksamkeit Dr. Addisons lebhaft auf sich; er unternahm Studien, und gab zum erstenmal Kenntniß von dieser neuen Krankheitsform. (Addison, on the constitutional and local effects of Desease of suprarenal capsules. 4. London; Archives générales de Médecine, 1856.) Im letzten Jahre sind die Beobachtungen des englischen Arztes durch physiologische Versuche aufgeklärt und erläutert worden. Hr. Brown-Sequard beobachtete in der That daß das Blut der Thiere denen man die Nierennebenkapseln wegnimmt, eine größere Menge Pigment oder Färbestoff enthält; er bemerkte diese Pigmentanhäufung besonders in dem Blute der ihrer Kapseln beraubten Kaninchen, und schloß daraus mit Recht daß die Kapseln wahrscheinlich zur Zerstörung des Pigments der Haut dienen. Sonach hat die Experimentalphysik bereits theilweise die ärztlichen Beobachtungen bestätigt und erklärt.

Es gibt in einem Blutstropfen eine Menge so kleiner Kügelchen daß nur das Mikroskop deren Dasein uns enthüllen kann; ein Blutstropfen schließt nicht weniger als 4,500,000 dieser sphärischen Körperchen ein, deren Durchmesser ungefähr $^{7}/_{1000}$ eines Millimeters beträgt. Diese Kügelchen sind zweierlei Art: die einen sind roth und kleiner; die andern weiß oder vielmehr farblos, aber voluminöser; letztere im Verhältniß zu den andern nur sehr wenig zahlreich (Ernst Hiel, Müllers Archiv, 1856); sie erzeugen sich in der Milz und in den lymphatischen Ganglien, und verwandeln sich sodann beim Durchgang durch die Lunge und die Leber in rothe Kügelchen.

Virchow zeigte daß unter gewissen Umständen das Verhältniß der weißen Kügelchen um vieles das gewöhnliche Verhältniß überschreitet; das Blut nimmt dann eine milchige Farbe an, und es tritt eine mit dem Namen Leucemie (weißes Blut) bezeichnete Krankheit ein.

Nach Virchow haben eine Menge Aerzte über Leucemie-Fälle Bericht erstattet. (Vgl. über die Leucemie die vollständige Abhandlung Hrn. Schepyß in der Gazette médicale, Nr. 14. 15. 16. 20. 21. 22. 1856, und Aechives Générales de Médecine, Febr. 1856.) Aus ihren Beobachtungen ergibt sich daß die Kranken bald in Folge eines heftigen Fiebers, bald in Folge von Hämorrhagien unterliegen. Bei allen so des Lebens beraubten Unglücklichen ist das Blut in Folge der Anhäufung einer ungeheuren Menge weißer Kügelchen milchig geworden; die lymphatischen Ganglien sind aufgeschwollen, und die Milz und Leber haben an Volumen merklich zugenommen. Es besteht sonach eine Coincidenz zwischen der Entwicklung der Milz und der lymphatischen Ganglien, und der Erzeugung einer größeren Anzahl weißer Kügelchen. Diese Thatsache haben die Aerzten der Anatomen und Physiologen bereits außer Zweifel gestellt, und sie wird wohl auch der Ausgangspunkt für neue Forschungen seyn. Diese Forschungen können nur angestellt werden von Aerzten welche sich auf die durch das Mikroskop und die Experimental-Physiologie ihnen an die Hand gegebenen Kenntnisse stützen.

Ein deutscher Arzt, Dr. Vierordt, hat ein Instrument angegeben, das auf einem Blatt Papier die Pulsschläge aufzeichnet. (Die Lehre vom Arterien-Puls, von Karl Vierordt, Braunschweig 1855.) Dieses Instrument heißt Sphygmometer. Es ist auf folgende Weise zusammengesetzt: ein auf die Pulsader gelegtes Kupferplättchen erhebt sich bei jedem Pulsschlag; es theilt seine abwechselnde Bewegung einem Hebel mit, an dessen Ende ein Pinsel angebracht ist; vor dem Pinsel bewegt sich, in gleichförmiger Bewegung, ein Blatt Papier, auf welchem die Curven der verschiedenen Pulsschläge graphisch dargestellt werden. Auf diese Weise studiert Dr. Vierordt die Häufigkeit, die Dauer, das Volumen und die Stärke des Pulses. Je nach dem Gesundheits- und Krankheitszustand erhält er gleiche oder ungleiche, regelmäßige oder bizarrgezeichnete, ähnliche oder unähnliche Curven. Es ist dieß ein Instrument welches zu denselben Bemerkungen bestimmt ist welche Dr. Scott Alison kürzlich in der königlichen Gesellschaft von London zur Sprache gebracht hat; wir beschränken uns auf die bloße Erwähnung (Protokolle der k. Gesellschaft von London, 1856).

Wir wollen noch ein paar Worte über einen Apparat sagen, der in anderer Weise einen sehr hohen Werth besitzt, weil er zur Messung der Athmungskraft, der Fassungsfähigkeit der Lunge dient. Er ist schon vor mehreren Jahren von einem Engländer, Dr. Hutchinson, erfunden worden, allein erst im Jahr 1856 beschäftigt man sich in Frankreich viel damit.

Mit Hülfe seines Instruments, das er Spirometer nennt, wollte Hutchinson die Fassungsfähigkeit der Lunge, d. h. die Luftmenge messen welche ein gesunder Mensch während der Dauer eines vollständigen Athemzugs ausbauchen kann. (Vgl. Cyclopædia of Anat., t. IV., Artikel Thorax, von Hutchinson; dann das vortreffliche Résumé Hrn. Lasegue's in den Archives de Médecine, April 1856.) Nach in allen ihren Theilen höchst sorgfältigen Experimenten gelang es ihm folgendes Ergebniß zu formuliren: zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Jahren beträgt das Maximum der Lungenausathmung für einen klein gewachsenen Menschen drei Liter, für einen mittleren Wuchses vierthalb Liter, und für einen hochgewachsenen vier Liter. Ein Mensch von fünfundzwanzig Jahren verliert ungefähr dreiunddreißig Milliliter jährlich, oder einen Centiliter in drei Jahren.

Dr. Bennet in Lyon hat kürzlich die Hutchinson'schen Versuche wieder aufgenommen, und das complicirte Instrument des englischen Gelehrten durch einen einfachen Gastzähler ersetzt, mittelst dessen er neue Entdeckungen gemacht hat. (Acad. des sciences, 8 Sept. 1856.) Hr. Bennet hat die Hutchinson'schen Gesetze vollständig

Digitized by Google

bestätigt gefunden, und erkannt daß jeder Erwachsene, der nur einen halben, anderthalb oder zwei Liter Luft ausathmet, eine ernste Störung in den Athmungsverrichtungen zeigt; er hat dargethan welche Wichtigkeit man diesem Forschungsmittel beilegen müsse, indem man durch dasselbe das Vorhandensein einer Brustkrankheit schon bei ihrem ersten Auftreimen erkennen und so die Kunst Herr derselben werden könne. Die HH. Guillet und Schnetz haben, nach Hrn. Bonnet, der Akademie der Wissenschaften zwei neue, für praktische Aerzte geeignetere Spirometer vorgelegt. (Gazette médicale, Oct., Nov., Dec. 1856.)

Wir wollen schließlich einem zur Prüfung des Hintergrunds des Auges bestimmten kleinen Instruments, das unter dem Namen Ophthalmoskop bekannt ist, noch einige Zeilen widmen. (Vrgl. den vortrefflichen Aufsatz Dr. Follins in den Archives générales de Médecine, Sept. 1856.) Dieses Instrument besteht aus einem vollen oder concaven Spiegel und aus einer Linse, welche die Lichtstrahlen auf den Hintergrund des Auges zurückwerfen, und dort ein lebhaftes Licht auffangen. In diesem Hintergrund befindet sich eine zarte, an gewissen Punkten gefäßlose und mit kleinen und zahlreichen Gefäßen bedeckte Membran. Mit Hülfe des Ophthalmoskops kann man nicht bloß alle normalen Einzelheiten unterscheiden, sondern auch die Modificationen würdigen welche eintreten und für das Gesicht schädliche Zufälle nach sich ziehen können. Man sieht die Blutergießungen, die Gefäßerweiterungen, die bösartigen Erzeugnisse, und unterscheidet selbst die Parasiten, welche zweifelen in diesen so zarten und tiefen Theilen leben. (Diese Parasiten sind von Gräfe beschrieben. Canstatts Jahresbericht, Bd. 3. S. 113.)

Die Operateure haben in der Tiefe unserer Organe und in den dem Auge unzugänglichen Punkten oft das glühende Eisen anzuwenden; sie setzen sich, trotz aller ihrer Geschicklichkeit, der Gefahr aus die gesunden Theile zu zerstören und die kranken unvollständig wegzubrennen. Diese Unzukömmlichkeiten, diese Gefahren lassen sich — Dank den von Middeldorpf vorgenommenen scharfsinnigen Anwendungen der Elektricität — vermeiden. (Middeldorpf, Acad. des sciences, Oct. 1856.) Dieser Gelehrte hat den Gedanken gehabt die Wärmewirkungen des elektrischen Stoßes nutzbar zu machen. Er hat daher den leitenden Fädchen Instrumente angepaßt welche der Chirurg nach Belieben richten, und in denen er den Strom erzeugen oder unterbrechen kann. Man führt das Reizinstrument (le cautère) kalt auf die Theile welche zerstört werden sollen, läßt eine Feder spielen, der elektrische Strom geht hindurch, er macht das Reizinstrument glühend, und die Wirkung ist erreicht. Man unterbricht sodann den Strom, das Instrument wird kalt, und kann gefahrlos zurückgezogen werden.

Briefe aus dem Westen.

(Von Arthur Schott.)

Ein Sommerausflug nach dem obern Hudson und Lake George.

Der heißeste Theil unseres Sommers in Washington schien vorüber, und so benützte ich einen kurzen Urlaub, um die dießjährige Versammlung amerikanischer Gelehrten in Albany zu besuchen. Für die dortigen öffentlichen Vorträge war ich zwar auch zu Besung meiner geologischen Beobachtungen in Nordwest-Sonora (Mexico) vorbereitet, allein ich hätte müssen fünf bis sechs Tage an Ort und Stelle bleiben, bis ich an die Reihe gekommen wäre, und so folgte ich der Einladung eines Freundes, den obern Hudson und einen Theil des Georg-Sees zu besuchen. Somit verließ ich mit den Doctoren P. und E. und der kleinen Familie des letztern die Hauptstadt des Staates von New-York. Die Gelegenheiten hier zu Lande, d. i. in den atlantischen Staaten weiter zu kommen, sind so mannichfaltig und auf möglichst schnelle Ortsveränderung berechnet, daß man selbst nichts zu thun hat als seine wenigen sieben Sachen entweder zur Hand zu nehmen oder sonst in sichern Verwahrsam zu geben, und zur bestimmten Stunde seinen Sitz in den Eisenbahnwagen zu nehmen. So fuhren denn auch wir eines schönen Vormittags gegen Norden am rechten Ufer des Hudsons hinauf.

Eine Niederlassung, Weiler, Städtchen oder Stadt, eins ums andere, flogen da vorüber, kaum zu Gesicht bekommen auch schon wieder zurückgelassen. Ein verworrenes Bild von wilden Waldstücken, eingefangenen Felderheilen, Wiesen und Halden mannichfach von Bächen, Flüssen, kleinen Seen und Teichen durchschnitten, blieb dabei in der Erinnerung zurück. Einzelne Skizzen-Eindrücke erhielten sich dabei lebhafter, wie z. B. die Mohawkfälle, die den wasserreichen Fluß dieses Namens über flache, aber dichte Urgebirgsmassen in ein tief aufgewühltes Bett stürzen.

Die Jahreszeit, es war August, eignete sich nicht mehr viel für ausgiebige botanische Beobachtungen. Solchen eben so wenig günstig waren die hinfliegenden Eisenbahnwagen, die mindestens 30 (engl.) Meilen per Stunde hindrausten. Indessen ließen sich die Vorboten einsetzender Herbstflora wohl in Acht nehmen, und darunter standen in erster Reihe eine Verbenia mit ihren ernsten dunkelvioletten Blüthenrispen und eine staudenartige Verbena mit ähnlichen, aber weniger reichen Blüthenthyrsen. Eine Oenothera, Eupatorium, ein Paar Cirsia, eine Linnaria, ein Paar Cassia und viele mehr oder weniger interessante Compositae bildeten die Repräsentanten gewöhnlicher Tristenflora, während Wälder und Waldsäume nebst Bach und Teichränder mit verschiedenen Laub- und Nadelhölzern bestanden waren, gesäumt mit niedrigen Zugehörigen der Ordnungen Filices, Lycopodiaceae, Fungi, dann einigen Ericaceae, Cornaceae, Ranunculaceae, Rosaceae, Polygonaceae, Carices und Juncaceae etc.

Der Zug hielt für eine Stunde in dem berühmten Wasserplatze Saratoga. Wer in Albany, New-York, Boston, Philadelphia, Baltimore, Washington ꝛc. noch nicht genug moderne Welt gesehen hatte, konnte hier binnen einer Stunde sich genugsam daran

Digitized by Google

weiten. Obwohl die Umgebung Saratoga's ganz flach ist, so haben doch Kunst und natürlicher Pflanzenwuchs alles gethan um diesen mit Mineralwasserreichthum gesegneten Ort glänzend auszuzeichnen. Andrerseits hat überschwängliche Modesucht alles aufgeboten um einem zurückhaltenden Beschauer seine Arbeit zu versauern. Die Natur ist übrigens zu unverwüstlich um ganz verdorben zu werden, und so boten und die hiesigen Gärten manches Interessante und Wissenswerthe. Wir nahmen auch von dem kohlsaurhaltigen Kohlenstoffgassäuerling in ausdrücklicher Mäßigkeitsgierde zu uns und mußten uns dazu eine solche Wassersuppe als Mittagsmahl gelten lassen, da unsere Zeit dem Bahnzug gehörte, der sich auch keine Vernachlässigung gefallen ließ. Saratoga hat indessen einen Namen in der Landesgeschichte. Es war hier, da General Burgoyne im Unabhängigkeitskrieg mit einem englischen Armeecorps von Norden herabziehend, die Waffen an seine Gegner strecken mußte, nachdem er, in eine Reihe von Widerwärtigkeiten verwickelt, nicht mehr wußte wo hinaus. Es war dieß eines jener entscheidenden Ereignisse, das zur endlichen Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien beitrug und damit an Saratoga weltgeschichtliche Bedeutung knüpfte.

Die Landschaft und überhaupt der physische Character des Landes nehmen zusehends von Saratoga mehr und mehr Nordisches an. Wald und Wildniß nehmen zu, und die kühneren Formen der grünen Berge in Nordosten begränzen und verschönern nach und nach den Horizont.

Bei dem kleinen Oertchen Moreau hatten wir die Eisenbahn zu verlassen. Diese kreuzt hier unterhalb einer starken Stromwende von West nach Ost den Hudson. Eine Landkutsche sollte uns von hier aus weiter befördern. Diese Art von Locomotion ist jenen ehemaligen Raubkasten des weiland heiligen römischen Reiches etwas ähnlich, sie sind aber etwas mehr zeitgemäß ausgerüstet und besser bespannt. Sie sind neunsitzig mit einem Deck von oben so viel Passagiergehalt. Die Pferde daran sind fast durchschnittlich groß und schön gebaut, tragen aber auch eben so gewöhnlich unverkennbare Spuren des „Goabstrapsgeistes“ ihrer speculativen Meister. Sparen, Gallen, Ueberbeine, Dampf und steife Glieder lassen sich daran in allen Phasen beobachten. Eine gewisse Gliederweichheit scheint dieser angloamerikanischen Pferderace im Vergleich mit den orientalischen Racen der östlichen Hemisphäre eigen zu seyn. Dazu kommt noch die geringe Liebe welche die Nordamerikaner irischer, plattdeutscher oder angelsächsischer Abkunft für Thiere überhaupt hegen. So denke ich, ist auch die Liebe des Engländers für Thierzucht überhaupt und namentlich auch die für Pferde mehr speculativ und nicht zu vergleichen mit jener tiefgewurzelten Neigung, welche der Araber für seine Pferde hegt. Pferdezucht ist bei ersterem fast nur commerciell und social-speculativ, bei letzterem aber ein blühender Stolz ächter Humanität, der sich nach und nach zu einer Art religiösen Cultes ausbildete.

So saßen wir denn zu sieben oder acht in unserem hippologischen Behikel, und darunter auch ein altes Ehepärchen, welches außer Zweifel seine alten Tage mit einander irgendwo auf dem Lande hier herum verlebte. Der alte Herr, welcher im Verlauf unseres Gespräches, in das er sich ohne viele Umstände und in der heitersten Laune gemischt hatte, von Californien, der Elbe und Hamburg sprach, schien etwas zu tief ins Branntweinglas gegukt zu haben. Nichts in der Welt konnte ihn aus seiner Rosenlaune bringen, wie sehr auch seine alte bessere Hälfte versuchte ihn auf einen mehr excelsuhen Weg zu leiten. Endlich fieng es gar an zu regnen, und der Kutscher machte sich für einen nachträglichen Guß von oben bereit. Dieser versicherte daß es dann auch durch das Deck der Kutsche tropfen würde, da solches einmal durch eine übertriebene große Ladung Noth gelitten habe. So waren also die Passagiere über uns unter ihren Regenschirmen besser daran als wir im geschlossenen Wagen. Wir ließen indessen die Dinge die da kommen sollten geruhiglich vor sich gehen, und suchten und bestmöglichst zu verwahren, da jetzt nichts mehr zu ändern war. Die Frau unseres rosenlaunigen Alten glaubte jetzt ihren Nachtsack sichern zu müssen, der sich draußen auf dem Deck befand. Der greise Gefährte ihres Lebens schien übrigens solches nicht der Mühe werth zu finden, und wollte weder den Kutscher noch irgend einen der Passagiere darum belästigen. Da er also keine Miene machte zur Beruhigung seiner besseren Hälfte beizutragen, und ihren Vorstellungen, daß alles naß werden würde wofern es draußen bliebe, durchaus kein Gehör gab, so machte die besorgte Hausfrau noch dringendere Vorstellungen. Seine endliche Erwiderung hierauf blieb indessen nichts weiter als: Well You'll have to dry those things agnin, thet's all You've got to do. Ein solcher Beweis von theilnahmloser Unbesorgtheit mußte der guten Alten wirklich über alle Antwort gehen, so daß sie statt eines letzten Wortes ihm nur einen Blick zuschoß, der übrigens eine ganze Sündfluth von Verwürfen enthalten mußte.

Nach ungefähr einer halben Stunde Fahrt erreichten wir das kleine Städtchen Glens Falls. Dieses scheint sicherlich der hier zu benützenden Wasserkräfte wegen gegründet worden zu seyn. Die prachtvollen Wasserfälle, welche der mächtige Hudson hier bildet, indem er sich über gewaltige, doch mehr oder weniger tafelförmige Granitmassen hinabstürzt, waren wohl kaum ganz zu verderben, sonst wäre es der prosaischen Seele mälender Industrie gewiß gelungen. Wie die Mohawkfälle, sind auch die „Glens Falls“ von flacher dammartiger Natur — ein Character, der fast allen Wasserstürzen des östlichen Nordamerika zukommt, unter denen mit derselben Eigenthümlichkeit die des Niagara oben anstehen. Gewiß muß dieß von tieferer geologischer Bedeutung seyn, die mehr Beachtung verdient als mir der Raum hier zu entwickeln gestatten. Die Glensfälle, welche in der That eine prachtvolle Erscheinung sind, würden, wenn Bruder Jonathan etwas mehr Beschaulichkeit besäße, vielleicht weniger durch Sägs, und andere Mühlen verhunzt seyn als sie es wirklich sind. Am Fuße der Fälle setzt eine bedeckte Brücke über den wilden Strom, welcher mit seinen kaffeebrannen Waldwasserfluthen zwischen fast senkrechten Felswänden primären Gesteins hinunterbraust.

Zwischen Glens Falls und dem Ziel unserer heutigen Reise erreichten wir bald die Wasserscheide, die den Hudson und das Gebiet des Lorenzstroms trennt. Die Landschaft gewinnt hier noch immer mehr Nordisches, ohne eben Verkümmerung in Folge geographischer Lage zu zeigen. Wald und Wasserreichthum sind hier die vorstehenden Züge der Landesphysiognomie. So wendet sich denn die Straße nach Lak George durch prachtvolle Wälder, welche der üppigste Wuchs von Buchen, Kastanien, Nußbäumen, Fichten, Föhren, Lebensbäumen und andern ausschließlich der nordamerikanischen Waldschwesterschaft angehörigen Spezies gebildet sind. Die

Digitized by Google

dichten Baummassen selbst sind vielfach durch offene Triften, Wiesen und Felder unterbrochen, wobei geradlinige Einfriedigungen die störende Rolle der Mühlen bei Wasserfällen übernehmen und den unbetasteten Reiz jungfräulicher Natur beeinträchtigen.

Der Regen hatte bald nachgelassen, und so bekielten wir wenigstens einen halboffenen Nebelabend. Als wir durch die schönen Ufergebirge des Georgsee hinabfuhren, bekamen wir durch die mit Nebelstreifen bekränzten Ufergebirge hinab einen Theil des schönen Seespiegels zu Gesicht. Gerne hätte ich die Scene zu Papier genommen, allein die eingebrochene Dämmerung hinderte mich daran. Es war mir dieß neu, als ich nachher keinen geeigneteren Aufnahmspunkt finden konnte.

Unserem Ziele für heute näher kommend, fragte mich der Kutscher, zu welchem Hôtel er uns zu bringen habe. Die Antwort hierauf war mir schwer, da sowohl Dr. E. und ich aller Tagesstatistik in diesen Regionen gänzlich bar waren. Auf meine Antwort „zum besten," meinte der diplomatische Wagenlenker, der gewiß ein Yankee seyn mußte, daß beide hier vorfindlichen Hôtels die besten seyen. So war denn andere Auskunft nothwendig, und ich meinte er solle uns absetzen beim ersten an dem er vorüber kommen würde. Dieß genügte indessen dem vorsichtigen Puritaner auch nicht, da er es mit keinem der Hôtelbesitzer verderben wollte. Da lachte einer der Passagiere und berichtete mich artig daß ich auf die Weise mit dem Kutscher zu keinem Ende kommen würde. Wenn uns an einer andern Wahl nichts liege, so würde er uns das Hôtel „Fort William Henry" als das erste und beschteste verschlagen. So erhielt denn der Kutscher eine entsprechende Weisung, und bald wurden wir vor dem Hôtel mit den meisten der übrigen Passagiere ausgeladen. Wir wurden da mit der größten Zuvorkommenheit empfangen und sehr pünktlich bedient. Unter dem kalten Kreuzfeuer neugkeitswolthiger Badegastfragen fliegen wir eine breite Holztreppe hinauf, deren Dimensionen zum mindesten so viel Geschrei machten, als irgend ein Treppenaufgang in einem großen Kaiserpalast. Die gebildeten und civilisirten Menschen, besonders solche die Reichthümer besitzen, sind sich überall in der Welt mehr oder weniger gleich. So auch in dem Curorte Caldwell oder Head of the Lake, wie es gewöhnlicher benannt wird. Die Fashionables, die natürlich alle hier sind, um die Reize der Natur, frische Luft und Wasser aus erster Hand zu genießen, kleiden sich hier täglich von vier- bis zu siebenmal um, sowie es die Würde der Gesellschaft erheischt, trinken eine legale Gläserzahl Wasser, schnappen eine vorgeschriebene Menge frische Luft, kleiden sich dann Abends noch einmal für den „parlour" um zu tanzen, oder an Sonntag-Abenden stundenlang mit hinkend besetzter Stimmenzahl Psalmen zu singen. Die Jungen tanzen und thun wie die Alten, die Alten wie die Jungen. Dazu kam auch jetzt noch zur Abwechslung die erregende Politik mit der bevorstehenden Präsidentswahl.

Wir hatten heute einen ziemlich langen Tag gehabt, so viel wenigstens der Magen betheiligt war. Als Mittagmahl nichts als Saratogawasser, so fühlten wir unsern Appetit keineswegs beeinträchtigt, was der Tisch im Hôtel Fort William Henry gewiß hätte bezeugen können. Da wir demselben diese Gelegenheit nicht im Augenblick unserer Ankunft geben durften, so machten wir zuerst einen Gang am Seeufer hin, wobei natürlich auch der Botaniker interessirt war; die Nacht war übrigens so ziemlich hereingebrochen, so daß für das Auge nichts mehr zu unterscheiden war, was die Hände nicht greifen konnten.

Ein Morgen mit zweifelhaftem Wetter fand uns nach eingenommenem Frühstück in einem kleinen Boote, geführt von einem jungen Gudesmann. So fuhren wir dem linken oder westlichen Ufer des Sees entlang, hin und wieder an einem kleinen Felseneiland oder einer waldschattigen Bucht anlegend. Des Doctors kleiner Sohn vergnügte sich da in Gesellschaft des Führmanns mit Angeln, während der Doctor, seine Frau und ich sich um Botanik bemühten. Wie uns der Schiffersmann versicherte, sollen sich aus dem Spiegel des Sees 360 oder mehr größere und kleinere Eilande heben. Diese Zahl will ich geduldig glauben und würde, selbst wenn ich Zeit und Gelegenheit hätte, sie nicht nachzählen. Lake George ist 30 Meilen lang mit einer mittleren Breite von etwa 3 Meilen. Seine Längenachse zieht sich mit einer leichten Ausbiegung nach Westen von Süden nach Norden. Wie alle Gewässer dieses Theiles von Nordamerika, hat auch dieser See einen übereinstimmenden morphologischen Charakter, den gewisse geologische Verhältnisse des Landes bedingt zu haben scheinen. Es ist nämlich alles Land zwischen wirklichen Gebirgen, flach mit tief ausgeschnittenen Thalklüften, darin die Wasser ihren Lauf haben. Diese Thäler sind oft stellenweise bedeutend erweitert und bilden förmliche Bassins und Seen, deren Ausfluß aber wieder durch Felsenschlüssel oder sonst einen festen Damm verschlossen ist, durch welchen das Wasser wieder durch ein engeres Bett weiter läuft. Das größte Beispiel dieser Form, zu welcher auch der deutsche Rhein mit seinem Bodensee gehört, ist auf diesem Continent der Lorenzostrom, „dessen Flußbett alle die großen Seen angehören, wie der Ontario, Erie, Huron, Michigan- und der obere See. Aehnlich verhält es sich mit den Quellen des Mississippi. Der Champlain- und Georgsee sind hievon weitere Beispiele, welche deutlichen Charakter noch überdieß bis in ihre kleinsten Einzeltheile wiederholen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Kleinasien.

(Schluß.)

Ueskûb hält circa 120 Häuser, ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, die hauptsächlich Tabaksbau und etwas Reisbau betreiben. Das jährliche Quantum Tabak, welches hier und in der Umgegend (Köfeeler, Düpsche, Gümüschowa u. s. w.) erzeugt wird, beträgt circa 200,000 Okken (à 2½ Pfd.). Gegen Mittag kam ich nach Düpsche zurück, und wir beschlossen noch bis Gümüschowa zu reiten (6 Poststunden.)

Digitized by Google

Wir brachen um 1½ Uhr auf; der Regen hatte aufgehört, aber die Wege waren schon so daß wir nun in starkem Schritt reiten konnten. Jede noch so kurze Strecke guten Weges, jede regenlose Minute wurde mit Dank gegen den gütigen Himmel angenommen und sorgfältig ausgebeutet, aber bald begann der Regen wieder in Strömen herabzugießen; der Milan-Fluß war bedeutend angeschwollen, und da mein Neger, der und auch heute Nachmittag als Sürübtschi diente, aus Unkunde den Fluß zu früh passirte, so hatten wir das Vergnügen ihn dreimal zu passiren, und jedesmal auch die untere Hälfte unsers Körpers gründlich zu durchnäßen, so daß das Gleichgewicht mit dem Obertheil hergestellt war. Um 5¼ Uhr erreichten wir den Han, welcher die Hälfte des zwölfstündigen Weges zwischen Düzdsche und Hendek bezeichnet; er war vollständig besetzt mit entlassenen Truppen, welche den Rückweg in die Heimath antraten. Wirritten also noch eine halbe Stunde seitwärts nach dem Dorfe Gümüschowa, wo wir bei dem Müdir des Distriets eine gastfreie Aufnahme fanden. Er selbst war noch nicht zu Hause, aber seine Leute waren für solche Fälle längst instruirt. Die Abendunterhaltung am lustigen Kaminfeuer war höchst belehrend, und ersetzte mir hinlänglich was ich am Tage versäumt hatte.

Gümüschowa ist ein ziemlich großes Dorf, und weil es Sitz eines Beg ist, so rühmt es wohl daher daß dieser schon ohnedieß vornehme Name („Silber-Ebene") in officieller Stelle zu Gümüschadat (Silberstadt) wird, obgleich sich durchaus nichts städtisches vorfindet. Außer der Viehzucht betreiben die Bewohner noch Tabaksbau und Getreidau, letztern freilich nur in geringem Maßstabe.

Mittwoch, 22 Oct. Es hatte die Nacht über wiederum stark geregnet und die Wege waren zum Theil buchstäblich ein Kothmeer. Wir brachen um 8 Uhr auf, und erreichten um 9 Uhr eine Wächterstation; die Garnison bestand aus einem einzigen Burschen, welcher uns klagte daß sein Camerad vor vier Tagen weggegangen war um Brod zu kaufen, und daß er seitdem nichts von ihm gehört hätte. Wir kamen nun durch ein herrliches Waldgebirge, wo vorzüglich schöne Eichen sich befanden; das Gebirge zu unserer Linken war auf den Höhen schon mit Schnee bedeckt. Um 11½ Uhr erreichten wir eine zweite Station, deren Garnison aus einem einzigen tauben Alten bestand. Er hatte sich des schlechten Wetters wegen eingefroren, und es kostete viele Anstrengung um den Einlaß in seine Festung zu erlangen. Inzwischen hatte der Regen etwas aufgehört, und wir stiegen um 12 Uhr wieder zu Pferde; die Wege waren etwas besser, aber bald fing es wieder an zu regnen, und 20 Minuten genügten um das Kothmeer wieder herzustellen. Nach einer halben Stunde erreichten wir Hendek, einen kleinen Ort mit zwei Moscheen, mitten in einem Walde von Wallnußbäumen gelegen. Kaum hatten wir ein dürftiges Obdach in einem winzigen Han gefunden, als der Regen in Strömen herabgoß und bis tief in die Nacht anhielt. Unter solchen Umständen wäre es Thorheit gewesen weiter zu reiten, und so blieben wir hier.

Solange wir an der Poststraße waren, erhielt ich ohne Widerrede die verlangte Anzahl Pferde für den von der Regierung festgesetzten Preis (½ Piaster per Poststunde für jedes Pferd). Hier aber verlangte der Postmeister 3 Piaster, ohne daß ich den Grund einzusehen vermochte; er bestand aber darauf, und so willigte ich ein, verlangte aber eine Quittung darüber. Dazu aber wollte er sich nicht verstehen, und so zog er es am Ende vor, die Pferde zu 2½ Piaster zu stellen. Um uns wieder guter Laune zu machen, versprach er uns die besten Pferde auszusuchen.

Donnerstag, 23 Oct. Wir brachen um 6½ Uhr auf; gegen Morgen hatte der Regen aufgehört und die Wege waren anfangs über alle Erwartung gut, aber die Pferde waren schlecht, obgleich der Postmeister uns die besten versprochen hatte; der Sürübtschi aber bemerkte uns daß die Station keine große Auswahl habe, es hätten sich nur fünf Pferde im Stalle befunden, wovon zwei lahme. Der Sürübtschi fieng nun das gewöhnliche Manöver an, nämlich in kurzem Zuckeltrabe zu reiten, dann zündete er seinen Tschibuk an und rauchte ihn gemüthlich zu Ende; als er aber auch da noch keine Anstalt machte den guten Weg zu benutzen, so verlor ich die Geduld; wir hatten einen Weg von 12 Poststunden bis Sabandschi vor uns, und zwar möglicherweise ohne irgend eine Aussicht auf ein Obdach unterwegs, da der einzige Han am Wege bei dem Sakariasstusse recht leicht von entlassenen Soldaten ganz besetzt seyn konnte; da der Karwah den Weg genau kannte so sprengten wir also voraus und ließen den Sürübtschi zurück. Aber die Freude dauerte nicht lange; der Sandboden gieng allmählich in Humus und zuletzt in Lehm über, und ich hatte hinlängliche Muße über das Verhalten der verschiedenen Bodengattungen beim Regen Beobachtungen anzustellen. Da sie aber zu wenig Interesse darbieten, so will ich den Leser damit verschonen. Eine Brücke war zu passiren, bei deren Anblick selbst die Pferde schauerten, aber auch dieß gieng gut; eine zweite Brücke aber war in einem solchen Zustand, daß es mehr als Tollkühnheit gewesen wäre auf dem Pferde zu bleiben. Wir stiegen ab und setzten dann unsern Ritt fort bis an den Mobürlik-Sin, den wir um 9½ Uhr erreichten. Hier machten wir in einer Wächterstation etwas Halt. Der Fluß bildet hier eine Insel, so daß die Brücke welche über denselben führt doppelt ist, wie auch ihr Name anzeigt (Tschatal Köpri, d. h. Gabelbrücke). Auch diese Brücke mußte zu Fuß passirt werden.

Um 10 Uhr brachen wir von hier auf; die Gegend ward von hier an lichter je mehr wir und dem Sakaria (Sangarius der Alten) näherten; um 11½ Uhr war der Sakaria erreicht. Obgleich der Regen und die schlechten Wege jede genaue Beobachtung verhinderten (da ich weder die Zeit meinen Sextanten herauszuholen, um meinen Taschenchronometer zu vergleichen, noch den dazu gehörigen Sonnenschein hatte), so genügte doch die Beobachtung des einfachen Zeitmaßes, um mich zu überzeugen daß der Lauf des Sangarius auf der Kiepertschen Karte an dieser Stelle unrichtig bezeichnet ist, indem er zu weit östlich gelegt ist; nach der Karte hätten wir den Fluß eine Stunde früher erreichen müssen.

Am östlichen Ufer des Flusses ist ein Han, der augenblicklich nur schwach besetzt war; am westlichen Ufer auf einer Anhöhe das Dorf Arakösi. Der Fluß bildet hier mehrere Inseln, war aber noch ziemlich schmal; damals war er nur 150 Schritte breit. Die Brücke ist wieder doppelt, aber in einem sehr gebrechlichen Zustand, so daß wir aus Liebe zum Leben die Bequemlichkeit des Pferdes verschmähten und zu Fuß über die Brücken gingen. [1] Je mehr wir und nun von dem Flusse entfernten, desto dichter ward wieder

[1] Die mit der classischen Literatur bekannten Leser muß ich bitten diese Brücke nicht für die von Agathias besungene zu halten; diese war aus Steinen, während die heutige nur aus Brettern zusammengeklopft ist.

Digitized by Google

der Wald. Unterwegs sahen wir zwei Haufen Armenier, die zu Fuß nach Konstantinopel zogen, um dort als Lastträger sich ihren Unterhalt zu verdienen. Für die Beurtheilung der Verhältnisse im Orient ist es charakteristisch daß diese Menschen nichts, gar nichts, nicht die geringste Handfertigkeit gelernt haben; sie besitzen nichts weiter als physische Kräfte, und das genügt um ihnen in Konstantinopel einen täglichen Erwerb von wenigstens 30 Piastern (3 fl.) zu sichern. Ein Handwerker, gleichviel ob Europäer oder Morgenländer, verdient in Konstantinopel jetzt 60 Piaster täglich, und arbeitet unter keinen Umständen länger als bis Sonnenuntergang.

Um 1 Uhr erreichten wir den See von Sabandscha. Kurz vorher sah ich rechts vom Wege in einer Entfernung von etwa 20 Minuten eine sehr schöne antike Brücke von wenigstens acht Bogen, und an beiden Enden derselben ein gewölbtes Thor; aber ich gestehe es aufrichtig, die seit mehreren Tagen ausgehaltene Nässe und Kälte und der entsetzliche Koth hatten mich moralisch so weit heruntergebracht, daß ich mich nicht entschließen konnte diesen Abstecher zu machen um sie zu untersuchen.

Am Sabandscha-See ist der Weg nur sehr schmal und das Ufer senkrecht, zuweilen über 50 Fuß hoch. Tavernier berichtet, er habe stellenweise durch das Wasser reiten müssen, welches dem Pferde bis an den Bauch gereicht hätte; ein neuerer Schriftsteller copirte diese Stelle wörtlich; ich hatte nirgends nöthig durchs Wasser zu reiten, denn selbst an den schmalsten Stellen war der trockene Weg wenigstens 20 Fuß breit. Der Sandboden gestattete hier wieder ein rascheres Reiten, und um 2¼ Uhr war ich in Sabandscha, wo ich in einem leeren Kaffeehause mein Hauptquartier aufschlug, weil der Han, von einem Armenier bewirthschaftet, von Armeniern gänzlich occupirt war.

Sabandscha erschien mir ziemlich armselig, doch zeigte es sich bei näherer Erkundigung daß ich mich darin irrte, wahrscheinlich weil der Regen und der Schmutz dem Ort ein trostes Ansehen gab. Ich erfuhr aber daß der Ort sehr wohlhabend ist; der Hauptverwerb besteht in der Obstzucht, namentlich Aepfel, Birnen und Maulbeeren, welche fast alle nach Konstantinopel gehen. Ferner beschäftigt man sich hier mit der Seidencultur und mit Fischerei. Die Umgebung auf der Landseite besteht aus einem Wald von Obstbäumen. Aber Sabandscha ist sehr ungesund; darin hatte ich mich nicht getäuscht, denn das Aussehen der Bewohner bestätigte vollkommen die Nachricht die man mir gab, daß hier sehr viele Fieber herrschen.

Freitag, 24 Oct. Es hatte wieder die ganze Nacht geregnet, und regnete noch als wir aufbrachen; obgleich wir von Izmid nur 6 Stunden entfernt waren, so war doch diese Strecke höchst beschwerlich. Die ersten zwei Stunden waren noch die angenehmsten; wir ritten durch einen ununterbrochenen Platanenwald, dessen Schönheiten selbst bei dem abscheulichen Wetter hervortraten. Später aber pafften wir den Hügelrücken, welcher den See von Sabandscha von dem Meerbusen von Nikomedien trennt, und hier waren die Wege genau wie die Wege Gottes, nämlich unergründlich. Zur Ueberwindung dieser Strecke stärkten wir uns vorher in einer Wächterstation, welche bereits mit Reisenden angefüllt war. Schweigend traten wir hinein, von Regen triefend, schweigend empfingen uns die andern Gäste, die uns voller Erstaunen zu betrachten schienen. Endlich brach einer von ihnen das Schweigen, und sagte, auf mich zeigend: bu adam yalanmysch (dieser Mensch ist naß). Ich fragte ihn ob es möglich wäre im Regen trocken zu bleiben, und ob er vielleicht das Geheimniß besäße; aber seine Beredsamkeit war zu Ende und ich hörte keinen Laut weiter. Wir traten nun den Zug über den Hügel an, wobei wir buchstäblich mit einer Kothhülle bekleidet wurden; indessen hatte doch der Regen aufgehört, und ich konnte beim Herabsteigen mit Muße die Ebene betrachten welche den Meerbusen von Nikomedien von dem See von Sabandscha trennt. Ein Canal von Nikomedien nach dem See und von dem See nach dem Sangarius würde eine Wasserstraße bilden, welche den Reichthum der von mir besuchten Gegenden an Holz, an Obst, an Producten der Viehzucht und des Ackerbaues nach Belieben ins mittelländische oder ins schwarze Meer befördern könnte, und diesem Landstrich, dessen Bewohner jetzt ein elendes, in Stumpfsinn versenktes Dasein führen, einen ganz ungeahnten Wohlstand geben würde. Für die Regierung eines großen Reiches ist die Ausführung eines solchen Canals eine wahre Kinderei, und doch ist bis jetzt nichts, gar nichts für diesen Canalbau gethan. Schon die alten bithynischen Könige scheinen den Plan gehabt zu haben, aber die Könige von Bithynien glichen nicht im entferntesten ihren Zeitgenossen und Nachbarn im Osten und Westen, den Königen von Pontus und von Pergamum. Plinius der jüngere, welcher unter Trojan Statthalter von Bithynien war, faßte ganz bestimmt den Plan und legte ihn dem Kaiser vor; dieser schien auch darauf einzugehen, aber dabei blieb es. Für das Wohl der Provinzen hatten die römischen Imperatoren keinen Sinn, und der beste von ihnen, eben derselbe Trojan, wollte nicht einmal die Errichtung eines Corps von Spritzenleuten in Nikomedien zugeben, wie in Plinius Briefen mit dürren Worten zu lesen ist. Unter den Byzantinern tauchte die Idee wieder zweimal auf, aber Alles scheinen sie namentlich in der letzten Zeit ganz vernachlässigt zu haben. Der türkischen Regierung wurde dasselbe Project nicht weniger als viermal vorgeschlagen, im J. 1503 durch den Großwezier Sinan Pascha, im J. 1653 vom Sultan Mehemed IV, im J. 1756 durch Sultan Mustafa III, und endlich in neuester Zeit im Jahr 1846 durch den General Jochmus, welcher damals noch in türkischen Diensten war, und seinem damaligen Chef, dem Kriegsminister Chosrew Pascha, eine Denkschrift darüber einreichte. Aber jedesmal verlief sich das Project im Sande, und es ist interessant zu lesen, wie sich die Geschichtschreiber der Türken dabei benehmen. Das erstemal soll rüschwet, d. h. Bestechung, die Ausführung hintertrieben haben, obgleich man nicht recht begreift, wer denn ein so mächtiges Interesse an dem Nichtzustandekommen hat, um eine Bestechung deßhalb vorzunehmen; das zweitemal fürchtete man sich bei der Reinigung des Erdreichs allzu sehr anstrengen zu müssen, das drittemal bekamen die Arbeiter nasse Füße bei dem Umgraben des Bodens und liefen davon; das viertemal endlich scheint das Project, als von einem Giauren herrührend, gar nicht weiter in Betracht gezogen zu seyn, denn man hat gar nichts weiter darüber gehört. Ich sprach kürzlich mit einem Consul Ihrer brittischen Majestät darüber, der aber, ganz gegen die Ansichten seiner Vorgesetzten in London, meinte, der Canal würde nicht eher zu Stande kommen als bis der letzte Türke vom Erdboden verschwunden wäre.

Gegen Mittag traf ich in Izmid ein, wo ich bis zum Sonntag Morgen blieb, um mit dem nach Konstantinopel fahrenden Dampf-

Digitized by Google

schiffe zurückzukehren. Ich wurde hier sehr angenehm überrascht, als ich auf meinen Spaziergängen durch die Stadt nicht die leiseste Spur von jenem Fanatismus bemerkte, gegen den ich während der ganzen Reise fast immer zu kämpfen hatte. Der Aufenthalt der Engländer, welche hier ein halbes Jahr lang vier Regimenter Cavallerie hatten, scheint in dieser Beziehung ganz vortreffliche Früchte getragen zu haben; überall waren die Leute höflich und zuvorkommend, und die liebe Jugend begrüßte mich fast in jeder Straße mit dem wohlbekannten Inglis bono, zuweilen mit einem Fragezeichen ausgesprochen, wo ich denn nicht ermangelte in bejahendem Tone „bono“ zu antworten. Im Gespräche mit den Leuten hatte ich Gelegenheit zu bemerken daß sie noch jetzt die Engländer in sehr freundlichem Andenken hatten, während vorher in jedem Orte, den ich passirte, die Leute für nichts anderes Sinn zu haben schienen als für den Anzug der Verbündeten; die erste und einzige politische Frage welche mir im Inlande in jeder Stadt, in jedem Dorfe vorgelegt wurde, lautete „Franseyz, Inglis gittilerm?“ (Sind die Franzosen und Engländer abgezogen?“), und ich glaube mich nicht zu täuschen daß meine bejahende Antwort ihnen augenscheinlich einen Stein vom Herzen wälzte, sie athmeten wieder freier. In Nikomedien, wie gelagt, war es anders, wären die Engländer nicht wirklich fort, der Anblick der Straßen hätte fast andere Ansichten aufkommen lassen, denn jedes Haus, jedes Magazin welches den Truppen als Quartier, Intendanz, Proviantham u. s. w. gedient hatte, trägt noch jetzt die englische Aufschrift welche damals aufgemalt wurde, und ich konnte aus den Stallthüren noch entnehmen, wie viele Pferde jeder derselben aufgenommen hatte. Auch der Friedhof für die daselbst verstorbenen Engländer, das Denkmal welches ihre Cameraden ihnen setzten, die Einfassung des Platzes, alles ist noch so schön und gut erhalten, als wäre es erst wenige Tage vorher vollendet, und zeigte nichts von den ekelhaften Ausbrüchen des Fanatismus, womit die Gräber und Denkmäler der Europäer in Konstantinopel beschdelt werden.

Nikomedien (von den Türken früher Izmikmid, jetzt allgemein Izmid genannt) spielte im Alterthum eine große Rolle, es ist aber hier durchaus nicht der Ort, die Schicksale der Stadt, die man in jedem Handwörterbuche der alten Geographie nachlesen kann, durchzugehen, und ich beschränke mich auf ihre Gegenwart. Sie liegt amphitheatralisch am äußersten Ende des nach ihr benannten Meerbusens, und die Alterthümer sind überall zerstreut, sind aber vornehmlich in der Oberstadt in großen Massen. Jetzt enthält sie circa 2000 türkische, 1000 armenische und 200 griechische Häuser, während noch Sestini die Volkszahl auf 30,000 Einwohner, also fast auf das Doppelte anschlägt. Die Abnahme der Bevölkerung trifft vorzüglich die griechische Gemeinde, welche sich der Ungesundheit des Ortes wegen von hier immer mehr wegzieht und ihren Platz den Armeniern einräumt. Nikomedien gehört nämlich mit Ephesus und Alexandrette zu den ungesundesten Städten des türkischen Reichs, und die daselbst herrschenden Fieber sind zuweilen in einer einzigen Nacht tödtlich. Vorzüglich ungesund ist die untere Stadt, die Oberstadt wenig oder gar nicht. Wenn man die Oberstadt besteigt und von der Terrasse der Moschee Sultan Orchans hinabschaut, so erkennt man mit einem einzigen Blick die Ursache der ungesunden Lage, und man erkennt eben so schnell, wie leicht die Abhülfe wäre. Die östlichste Ecke des Golfs enthält die Mündung eines kleinen Flusses dessen Wasser noch eine Zeitlang unvermischt mit dem Meerwasser mitten in den Golf hineinzuströmen scheint, während rechts, d. h. zwischen dem Fluß und der Stadt Nikomedien, und links, d. h. zwischen dem Fluß und den kaiserlichen Tuchfabriken, der Golf nur ein stagnirendes Wasser bildet, das sogenannte Tuzla (Salzdarre), dessen Ausdünstungen im Sommer die gefährlichsten Fieber erzeugen. Diese Fieber haben schon manchem braven Deutschen, der in den eben erwähnten Fabriken arbeitete, das Leben gekostet. Es wäre nichts leichter als die beiden Tuzla, die der Regierung wenig einbringen, zuzuschütten und statt dessen das Rinnsal des eben erwähnten Flüßchens zu vertiefen, wodurch Nikomedien einen schönen Hafen und eine gesunde Bevölkerung erhielte; aber es ist nicht mein Beruf, die türkische Regierung mit Projecten zu belästigen, die ohnedieß von einer wahren Legion von Projectmachern täglich bestürmt wird.

Auf dem Schiffswerft ist seit drei Jahren ein Kriegsschiff im Bau: hoffentlich wird es in den nächsten Jahren fertig werden. Als Handelsplatz und Seehafen ist Nikomedien noch immer wichtig genug, aber was wäre ein solcher Platz in solcher Lage in den Händen der speculativen Engländer und Amerikaner! Ich enthalte mich aller statistischen Details, die nur ein trauriges Bild geben könnten, und schließe meinen dießmaligen Skizzen-Cyclus mit einer kleinen Inschrift welche ich in Nikomedien copirte.

In Nikomedien ist eine Straße welche nur auf einer Seite Häuser hat, eine derselben ist das türkische Mehleme, d. h. der Ort, wo der Kahhi und der Mufti von Izmid nach der Gesetzgebung des Korans Recht sprechen. Die andere Seite der Straße wird durch einen türkischen Begräbnißplatz gebildet, welcher durch eine nur Fuß hohe Steinmauer von der Straße getrennt ist. Dem Mehleme gerade gegenüber befindet sich in dieser Mauer ein Stein mit der Inschrift

Ἡ ἁγία τροὶς ὁ θεοφύτευτος. Χριστὸς νικᾷ.

(Die heilige Dreieinigkeit von gleichem Wesen; Christus siegt.)

Welcher prophetische Geist hat die Hand des nichtsahnenden türkischen Maurers geleitet, daß er gerade an dieser Stelle den Stein einsetzte? Geschah es zur Erbauung des Mufti da drüben im Mehleme, damit er sich, so oft er zum Fenster herausschaut, daran erinnert daß die Türken dort todt und begraben sind und Christus siegt? Es muß wohl so etwas der Art seyn, denn während ich die Inschrift copirte, drehte mein türkischer Begleiter eine Cigarrette und ergieng sich in wehmüthigen Betrachtungen über den Verfall, dessen Zeuge er ist, gleichsam als unwohlte ihn an dieser Stelle derselbe prophetische Geist.

Digitized by Google

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Aus Harper's Monthly.)

Um die Zeit des ſtürmiſchen Monats März 1848 befand ich mich an Bord des wackeren Schiffes Barrington, welches damals im Hafen von St. Francisco lag. Es erwartete nur die Ankunft der Paſſagiere um nach Monterey, Santa Barbora und San Pedro zu ſegeln, welchen letzteren Platz ich mit Hülfe günſtigen Windes in kurzer Zeit zu erreichen gedachte. Ich ſage, ich fand mich an Bord des Barrington; es iſt damit zu verſtehen daß mein Finden in einer ſo unſicheren Poſition als das Deck eines Schiffes darbietet, nicht die Folge meiner eigenen Neigung war, ſondern eher in Uebereinſtimmung mit der Ordre eines alten Herrn, welcher damals in Californien ein militäriſches Commando hielt, und welche Ordre mir in wichtiger offizieller Form zukam, gehörig unterzeichnet und geſiegelt „auf Befehl," und ich als ein beſcheidener Unterlieutenant im Dienſt des „Onkel Sam" fühlte mich verpflichtet, deren Anordnung mit „ſo wenig Verzug wie möglich" (um das benannte Document wörtlich zu citiren) nachzukommen.

San Francisco war in dieſen glorreichen Tagen der alten Zeit — vor wenigſtens acht Jahren — noch nicht der geringſte Schatten der Hauptſtadt unſeres jetzigen „Dorado," und es war daher die Abreiſe des einzigen Schiffes im Hafen, welches ſich dreier Maſten rühmen konnte, eine Art von Ereigniß, oder roth gedruckter Kalendertag bei der Majorität der Bevölkerung; daher war auch ſogar das gewöhnlich einſame flache Ufer von faulenzenden Californiern belebt, die unſere Bewegung mit einer Art von läſſiger Neugierde beobachteten, ihre ewigen Cigarittos rauchten oder ein gelegentliches „Caramba" murmelten, wenn ein beſtiger Wind die Boy hinwehrte, und den aufgeregteſten Sand und Staub als blendenden Regenſchauer in ihre Augen jagte.

Aber laſſen wir dieſe nicht zur Sache gehörenden Beobachtungen; hier kommen unſere ſäumigen Reiſegefährten — zwar nur drei an der Zahl, aber weit ons wichtige Perſönlichkeiten, zum zurückgelaſſen zu werden. Unſere Anker hoben ſich ſchleunigſt zum Bug, begleitet von dem fröhlichen Geſange der Seelente: „Lebt wohl ihr Californier Frauen; luſtige, oh, luſtige." Jetzt haben die Yerba-Buenahügel das letzte Echo zurückgehallt, wir verlieren unſeren Haltpunkt auf dem ſchlammigen Boden, unſere weißen Flügel ſind ſchön ausgebreitet und gut gefüllt, und San Francisco mit ſeinen ſandigen Straßen und niedern Häuſern bekommt in der Entfernung das Anſehen eines bloßen Punktes.

Da es jedoch meine Abſicht iſt den Leſer mit mir nach dem dürren und heißen Lande zu führen, und da ich keine Luſt habe, ihn auf den langen ſchwellenden Wogen des ſtillen Weltmeeres herumſtoßen zu laſſen, will ich es ſeiner Einbildungskraft überlaſſen, die abwechſelnden Ereigniſſe des Zwiſchenraums von zehn Tagen zwiſchen Schiff und Ufer, Sturm und Sonnenſchein, günſtigen und ungünſtigen Winden, mit dem ganzen läſtigen Katalog des unbeſchreiblichen Nichts, womit die Stunden des Reiſenden über die ungebahnten Straßen des Oceans vertrieben werden, auszumalen; genug, am Morgen des 11ten Tages ſeit unſerer Abreiſe ankerten wir ſicher in dem Hafen von San Pedro, einige 500 Meilen an der Küſte abwärts.

Die „Stadt" San Pedro beſtand zu der Zeit, wovon ich ſchreibe, aus nur einem Rancho, oder mexicaniſchen Farmhauſe, welches von einem abenteuerlichen Amerikoner geeignet und bewohnt ward; derſelbe empfieng uns mit der größten Gaſtfreundſchaft und bot meinem Freunde, Dr. D. und mir ſelbſt Pferde an um uns nach Pueblo de los Angeles (Stadt der Engel, eine Ortſchaft, einige 16 Meilen im Lande gelegen) zu transportiren. An dieſem Platz erwartete ich die zukünftigen Begleiter meiner Reiſe zu finden und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, um die Gefahren einer Reiſe durch die große Sahara Nordamerika's bekämpfen zu können.

Für einen ruhigen Stadtbewohner, deſſen denkwürdigſtes Lebensereigniß an Bord eines Schiffes auf die Trübſeligkeiten einer rauhen Nacht in einem Vergnügungs-Dampfboot ſich beſchränken, iſt es unmöglich das Gefühl von unendlichem Entzücken zu begreifen, welches das Herz eines Inländers ergreift, wenn er aus den engen Beſchränkungen des Deckes und der Coſine erlöst wird. Sogar die Erde ſcheint grüner, der Himmel glänzender; die ganze Natur zeigt ſich im Feiertagskleide, als wenn ſie ſich zu Ehren ſeiner Ankunft einen neuen Anzug geſchafft hätte; mir zum wenigſten kam es ſo vor als am Tag nach unſerer Ankunft die aufgehende Sonne meinen Freund und mich auf edlen Pferden beritten erblickte, vorbereitet, die Richtung nach Los Angeles zu nehmen.

Der ganze, oder beinahe der ganze Weg nach Los Angeles führte uns durch eine ſchrecklende Prairie, manchmal geſchmückt mit Gruppen verkrüppelter Bäume, bot aber meiſtentheils lange Abdachungen und Anſchwellungen grafiger Gefilde, in dieſer Jahreszeit mit Blumen ſeder Farbe reich durchmengt, während die und da ein Rancho erſichtlich ward, wo das Vieh läſſig im Schatten lag und die Kinder ihr Lieblingsſpiel des ſich einander mit Laſſos-Fangen ſpielten, und ſo die Scene ein Leben bekam und das Gemälde einer wunderſchönen ſich ſtets verändernden Landſchaft darbot. Da wir unſere guten Thiere gehörig zur Arbeit anhielten, fielen ſie bald in einen langen und ſtätigen Galopp der uns ſchleunigſt über die Fläche brachte, und ehe vier Stunden verfloſſen waren, zeigten ſich die weiß-mauerigen Gebäude von Los Angeles unſeren Augen.

Ich verließ meinen Freund vor der Thür ſeiner Wohnung, ſuchte meinen Weg zum Geſellſchaftshouſe der hier ſtationirten militäriſchen Herren, und empfieng von den Drogoner- und Volontärsofficieren eine herzliche und gaſtfreundliche Aufnahme. Do Hr. Chriſtoph Corſon (oder, wie er beſſer bekannt iſt, Kit Carſon), der Führer und Leiter der Partie, welcher ich mich anſchließen ſollte, nicht in der Stadt war, obgleich er bald erwartet wurde, war ich genöthigt meine Vorbereitungen zu verſchieben, bis ich die Hülfe ſeines Rathes und ſeiner Erfahrungen erholten konnte.

Die Stadt Los Angeles hat eine Bevölkerung von einigen hundert Seelen; ſie rühmt ſich einer Kirche, eines Paters und drei oder vier amerikaniſcher Läden; die Straßen ſind eng, die Häuſer gewöhnlich nicht über ein Stockwerk hoch, die Dächer flach und mit einer Miſchung von grobem Sand und mineraliſchem Pech gedeckt, welches die Einwohner, wie ſie ſagen, am Seeufer fanden. Dieſe Art von Bedachung gibt eine vollſtändig waſſerdichte Decke, hat aber die unangenehme Seite, im warmen Wetter zu ſchmelzen und herabzufließen, die Seiten der Gebäude mit Pechſtreifen zu bezieben und den Häuſern ſo ein außerordentlich groteskes Anſehen zu geben; wenn die Hitze ſehr groß iſt, bilden ſich förmliche Teiche

Digitized by Google

von Pech auf dem Boden. Das Baumaterial der Wände heißt Adobe, und ist dieß ein Stein, gemacht aus an der Sonne getrocknetem Lehm. Da die Wände der davon gebauten Häuser, um stark genug zu seyn, sehr dick gemacht werden müssen, so ist es inwendig im Winter warm und im Sommer kühl, und das Material ist daher in diesem Klima passender als Holz und der gewöhnliche Ziegelstein. In vieler Hinsicht unterscheidet sich die Stadt wenig von anderen mexicanischen Ortschaften.

Gerade als ich bei vergleichungsweise müßigen Lebens müde zu werden begann, benachrichtigte mich ein Freund von Kit Carson's Ankunft, und dessen Wunsch und im Meßreem (Stationshaus) zu treffen. Der Name dieses berühmten Gebirgsbewohners war den Ohren des in Californien lebenden Amerikaners sehr vertraut, und auch ich hatte oft den Erzählungen der von ihm vollbrachten verwegenen Thaten gelauscht. Da die Erzähler oftmals Leute waren, welche wegen ihrer großen Standhaftigkeit im Ertragen von Mühsalen notorisch waren, so hatte ich unbemerkt nach und nach einen Theil ihres Enthusiasmus in mir aufgenommen, und liebte es auf diesem Thema zu verweilen.

Der Kit Carson meiner Einbildung war über 6 Fuß hoch — in seinem Gliederbau eine Art moderner Hercules — mit einem üppigen Bart und einer Stimme, wie das Gebrüll des Löwen; sein Gespräch drehte sich stets um „erschütternde Ereignisse zu Wasser oder Land.“

In dem wirklichen Kit Carson fand ich jedoch einen einfachen, ruhigen und anspruchslosen Mann, eher unter als über Mittelgröße, mit braunem lockigem Haar, wenig oder gar keinem Bart, und einer Stimme, so sanft und weich wie die einer Frau. In der That, den Helden von Hunderten von verzweifelten Abenteuern, dessen Leben meist in der Wildniß, da wo der weiße Mann fast unbekannt, verfloß, hatte die Mutter Natur zum Gentleman ausgestattet, eine Sorte Menschen, welche dieselbe wohl gelegentlich hervorbringt, jedoch nirgends besser als in den Hinterwäldern von Nordamerika.

Ich will nicht versuchen Kit's früheres Leben und Abenteuer zu skizziren. Fremont hat ihn mit Meisterhand gezeichnet, und meine unerfahrene Feder wird durch seine Beschreibung nicht besser werden.

Kit benachrichtigte mich daß er in Bridge-Creek (Brückenfluß) ein Lager aufgeschlagen habe, etwa 15 Meilen von Puebla an der Straße nach dem großen Paß, durch welchen wir beabsichtigten die californischen Berge zu kreuzen und in die Einsamkeit der Sandwüste einzudringen. Dieses Lager bei Bridge-Creek hatte Carson in der Absicht aufgeschlagen, um unsere Thiere (von denen manche schon harten Dienst durchgemacht hatten) zur großen und langweiligen Reise vorzubereiten, und man hätte kaum eine bessere Localität für unseren Zweck auswählen können. Bridge-Creek ist ein netter kleiner Strom von klarem süßen Wasser, mit Bäumen besetzt, welche genügendes Holz zu unserem „Corral“ (Pferdestall) darboten. Auf den Ebenen der Nachbarschaft wuchs wilder Hafer in großem Ueberfluß, und es bot sich dadurch eine prächtige Weide dar. Da Kit seinen Aufenthalt im Lager nehmen wollte, bewogen mich verschiedenartige Gründe ihn zu begleiten. Einestheils war ich die Flöhe, womit die Häuser der Stadt dicht bevölkert waren, herzlich müde und auf der anderen Seite wünschte ich einen Einblick in die Art von Zigeunerleben zu bekommen, welches ich natürlich einige Zeit der Zukunft führen mußte. So schloß ich daß der sofortige Anfang meiner Erziehung in dieser Hinsicht die Entdeckungen leichter tragen machen würde, wenn die Zeit der Prüfung käme. Ich versorgte mich daher mit einer Zinnschüssel, einer Zinnschale, die etwa ein Quart halten mochte (da ein richtiger Bergbewohner nie weniger als diese Quantität Kaffee auf einen Sitz trinkt — wenn er denselben überhaupt haben kann). Zu diesen Artikeln fügte ich eine gewöhnliche Gabel, ein großes Bowiemesser und eine Büchse, und als ich so meine Tafel und mein Arsenal eingerichtet hatte, lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf den Schlafzimmer-Theil des Etablissements. Hier waren meine Vorbereitungen gleich einfach und anspruchslos; zwei mexicanische Decken dienten mir zugleich als Matratzen, Bettlücher und Bettstelle, während mein Sattel ein rauhes, aber unfehlbares Kopfkissen abgab.

Spät Nachmittags stiegen Carson und ich auf ein Paar derbe Maulthiere, ließen die Puebla hinter uns und erreichten nach einem dreistündigen Ritt über Hügel und Thal, die so reich mit Blumen geschmückt waren als hätte die Natur eine Musterkartendecke in großem Maßstab fabriciren wollen, den Platz, welcher hier beinahe einen Monat unser Aufenthaltsort seyn sollte. Hier fand ich die Leute welche für die Expedition gemiethet waren, 20 an der Zahl, alle beschäftigt unsere große Cavalcade von Maulthieren und Pferden zu besorgen. Viele darunter waren ankekannte Hinterwäldler, alte Gefährten Carsons bei seinen Erforschungsreisen mit Fremont. Andere dagegen waren mit dem Gebirgsleben fast ebenso unbekannt als ich, wußten nichts von den Mysterien eines Packsattels und hielten sich in einer sehr achtungsvollen Entfernung von den Hufen ausschlagender Maulthiere.

Unser täglicher Lebenslauf während unseres Aufenthalts am Bridge-Creek war wirklich ursprünglich in seiner Einfachheit. Kurz nach Sonnenaufgang wurde das Lager geweckt, die Thiere von ihrer Einschränkung im Corral befreit, zum Wasser getrieben, dann nach dem Haiersfeld geschafft, wo jedes Maulthier durch eine lange Reata (eine Art starkes mexicanisches Seil aus zusammengeflochtenen Lederstreifen), an einen in die Erde eingetriebenen eisernen Pfahl befestigt wurde, um bis Sonnenuntergang zu weiden, wo sie dann wieder getränkt und im Corral gesichert wurden. Die Gewohnheiten der californischen Maulthiere sind etwas eigenthümlich. Obgleich sie sehr vorsichtige Thiere sind, wenn sie ihrem eigenen Gutdünken überlassen werden — unter welchen Umständen sie gewöhnlich ganz gut fertig werden — scheint es doch fast so als wenn sie sich ihrer eigenen Niedrigkeit bewußt wären, welches Bewußtseyn sie veranlaßt eine große Meinung von der Weisheit des Pferdes zu hegen, und vorzüglich vor der einer weißen Stute. Weßwegen nun eine weiße Stute in ihrer Achtung höher steht, kann ich nicht sagen, es ist jedoch eine Thatsache; und die verschmitzten Californier ziehen von dieser liebenswürdigen Schwachheit den Vortheil, daß sie eine ruhige alte weiße Stute von bekanntem Anstandsgefühl und gutem Charakter benützen, um als eine Art Mutter und Führer bei jedem Treiben unruhiger Maulthiere zu fungiren; dieses Thier wird manchmal die „Glockenstute“ genannt, von einer großen Glocke welche sie ihr um den Hals hängen, deren Geklingel früher oder später sich jedes Maulthier in der Cavalcade als gehorsamer Sklave unterwirft. In Einklang mit dieser Regel bestimmten wir eine alte graue Stute, die einem in unserer Partie gehörte, zu diesem Dienst, und ich beluftigte mich oft in müßigen Stunden mit der Beobachtung der Höflichkeit welche ihr von dem Maulthierhaufen bezeugt ward. In ihrer Nähe grasen zu dürfen, ward augenscheinlich von den langohrigen Herren und Damen in der Heerde als besonderes Privilegium betrachtet. Um diese vielbegehrte Stellung zu erhalten, war vielfacher Streit, und ward manch schlimmer Biß und Schlag gegeben und empfangen. Aber die alte Stute, die ein philosophisches Vieh

Digitized by Google

war, sah auf alle diese Aufmerksamkeiten mit Spott und Gleichmuth oder notirte sie höchstens, wenn durch den Tumult um sich gelangweilt, durch außerordentliche Geschicklichkeit in Benützung der Zähne und Hufen, und durch unparteiisches Austheilen ihrer Schläge unter ihren vierfüßigen Bewunderer.

Was uns anbelangt, wir fischten, jagten und übten uns im Büchsenschießen (in welcher letzteren Kunst manche der Gebirgsleute fast unglaublich geschickt sind), und wenn der Abend schon angebrochen war und der runde glänzende Mond ruhig durch die Bäume lugte, lagerten wir uns in offener Luft um unser Feuer, den blauen Himmel und sich weit ausbreitende Zweige als Baldachin, und damit und mit Gesängen und Erzählungen, die durch ihre Wahrheit noch interessanter wurden, da sie in vielen Fällen die eigenen Erlebnisse der Erzähler waren, verscheuchten wir die Stunden so angenehm daß es oft Mitternacht war, ehe wir unsere Decken ausbreiteten um gesäubert zu schlafen und süßer zu träumen als mancher der auf einem städtischen Lager ruht.

Es wurde endlich entschieden daß wir den 4 Mai aufbrechen sollten, aber wo einen passenden Diener oder Arriero herbekommen, um meine Maulthiere zu packen und das Küchendepartement zu besorgen? Dieß schien mir ein Problem, das zu lösen mir zu schwer war. Zuletzt als ich fast schon zu verzweifeln anfieng, schien mich Fortuna zu begünstigen, und ein Mexicaner stellte sich mir als Candidat vor, um die Bestallung als Koch, Maulthierführer und Vollbringer aller sonstiger Arbeiten zu übernehmen. Ein einziger Blick auf Señor Jesus Garcia (ich gebe hier bloß zwei von seinem halben Dutzend Namen), überzeugte mich daß, was auch sonst seine anderen Eigenschaften sein könnten, er bestimmt alt, häßlich und mit dem schuftigsten Aeußeren begabt war. Aber da es eine letzte Chance war, so war ich genöthigt ihn gnädig zu empfangen, und nachdem ich einige wenige Fragen gemacht hatte, die Señor Jesus mit all der Geschwätzigkeit beantwortete wegen deren die Mexicaner berühmt sind, war ich vollständig überzeugt — wenn ich seinem eigenen Bericht über seine mannichfachen Vorzüglichkeiten sowohl als Mann wie als Maulthierführer glaubte — daß nie ein solches Muster von Tugend und Geschicklichkeit existirt hatte. Er konnte ein Maulthier innerhalb eines Augenblinzelns packen und das wildeste Pferd reiten, das je rann, und was Ehrlichkeit anbelangt, „könnte ihn sein Herr mit Säcken von ungezählten Dublonen beladen, und er würde nicht einen einzigen Medio stehlen."

Am 2 Mai brachen wir unser Lager am Creek auf, kehrten nach Los Angeles zurück, dem Punkt von welchem wir am Morgen des 4ten aufbrechen wollten. Indessen besorgten wir unsere Schlußvorbereitungen, bezogen Rationen und Munition für unsere Leute, und theilten unsere Provisionen in Päcken von gleicher Form und Gewicht zur Erleichterung des Transportirens. Die Privatvorräthe unserer eigenen Genossenschaft (welche ich auf die Anzahl von vier vermehrt hatte, da ein alter Gebirgsjäger, der ein Freund Carsons war, und ein Bürger, der nach den östlichen Staaten zurückkehrte, hinzugekommen waren) bestanden aus Schweinfleisch, Kaffee, braunem Zucker, „Penole" und „Atole."

Die zwei zuletzt genannten Artikel sind specifisch mexicanisch und einer Beschreibung werth. Atole ist eine Art Mehl weiches, wenn zubereitet, ein sehr nahrhaftes Gericht, dem Pilz ähnlich schmeckend und sehend, bietet. Penole ist von geröstetem Mais gemacht, der gemahlen und mit Zimmet und Zucker gemischt ist. Diese Mischung ist für den in den Wildnissen des fernen Westens Reisenden unschätzbar, da sie kein Feuer zum Kochen erfordert, sondern im Augenblick durch einfache Mischung mit kaltem Wasser zubereitet wird. Sie hat den ferneren Vortheil daß sie verhältnißmäßig zum Gewicht nur wenig Raum einnimmt, aber wenn zum Gebrauch zubereitet, fast zu der doppelten Quantität anschwillt. Eine sehr geringe Portion ist daher hinreichend den dringenden Hunger zu stillen. Zu unserem Privatgebrauch hatten wir ferner eine kleine Quantität getrockneten Fleisch mitgenommen. Dieß erhält man auch von den Mexicanern die das Rindfleisch in lange Streifen schneiden, es auf eine Leine hängen und es dem Einfluß der Sonne und des Windes aussetzen, bis es durchaus gehärtet ist. Wenn sie einen schnelleren Proceß anwenden wollen, wird ein rohes Rahmengerüst errichtet und darunter ein langsames Feuer unterhalten, bis das darüber gehängte Fleisch geräuchert und getrocknet ist. Rindfleisch, auf diese Weise zubereitet, hält sich lange und es wird gewöhnlich nach einer mexicanischen Elle, Vara genannt, verkauft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Begründung der evangelischen Mission im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chinesische Literatur.

(Von Professor Neumann.)

III.

„Obgleich ich in England von einem Chinesen Unterricht erhalten," schreibt Morrison am Ende des Jahres 1809, „und ein chinesisches Wörterbuch mit eigener Hand abgeschrieben hatte; obgleich ich in den zwei letzten Jahren Morgens, Mittags und Nachts diesem Studium obgelegen habe, im Stande bin, chinesisch zu zu schreiben und zu sprechen daß man mich versteht, so besitze ich doch nur eine höchst ungenaue und mangelhafte Kenntniß der chinesischen Literatur. Ich habe die große Weisheit, die unwandelbare Mitte und einen Theil der Unterhaltungen des Kongfze übersetzt — das ist alles was ich in der eigentlichen Literatur des Mittelreiches gethan habe. Denn hier ist es nicht, wie bei uns in Europa! Hier ist ein himmelweiter Raum zwischen Sprache und Schrift. Ein Kind lernt zwar in China natürlich ebenso leicht sprechen wie bei uns, aber lesen und verstehen, damit hat es viel größere Schwierigkeiten! Es gibt hier kein Alphabet, keine Lautschrift." Freilich hat eben dadurch die chinesische Sprache den großen Vortheil, welchen in früheren Jahrhunderten die lateinische und jetzt die französische gewährt; sie bildet nämlich das Bindeglied der verschiedensten Völker des östlichen Asiens. Sie wird von Japan bis nach Kaschgar, von Korea und Kiachta bis nach Kambodscha und der Liukiu-Gruppe, in allen diesen Ländern wird sie von den Gebildeten des Landes verstanden. Morrison, Medhurst und Gützlaff wurden dadurch in den Stand gesetzt mit den verschiedensten, innerhalb dieser großen Ländermasse wohnenden Stämmen und Völkern Verbindungen anzuknüpfen — Verbindungen, welche, wie wir an mehreren Beispielen ersehen werden, auch für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde nicht unerspießlich waren.

An den Sonn- und Feiertagen predigte Morrison im Cantoner Dialekte vor einigen chinesischen Bedienten der Herren der Factorei und unterrichtete sie im Christenthum. Hie und da mochte sich auch ein anderer Unterthan des Mittelreiches zur Beichtung oder aus Neugierde eingefunden haben. Ich war im Jahr 1829

Digitized by Google

mehrmals bei diesem, in seiner Art einzigen christlichen Gottesdienste auf Erden gegenwärtig. Man versammelte sich zu Macao in der Wohnung des Missionars gegen 9 Uhr des Morgens. Hier ward im oberen Stocke, in einem nach europäischem Styl elegant, sa prächtig eingerichteten Zimmer der Gottesdienst in englischer Sprache, nach der Weise der schottischen Kerk, gehalten. Die Herren der Factorei, welche sich wohl sämmtlich zur Episkopalkirche bekennen mochten, nahmen hieran keinen Antheil; sie hatten ihren eigenen Caplan. Nur die und da fanden sich einige ein — die näheren Freunde des Hauses, Mistreß Morrison und Miß Morrison waren hier immer gegenwärtig. Die innere Andacht dieser Frauen war wahrhaft erbaulich, und auch der Missionär schien von dem was er sagte, innig ergriffen zu seyn. Nach Vollendung dieses Gottesdienstes gieng ich mit Morrison in das untere Erdgeschoß, wo nun in einem vorhergenen, schlechten Gemache für die sechs oder sieben Chinesen (manchmal waren es bloß zwei oder drei), die sich eingefunden hatten, die Christenlehre im Dialekt des Cantoner Kreises gehalten wurde. Auf den Gesichtern dieser Neophyten oder Katechumenen konnte man auch nicht die leiseste Spur von Andacht oder auch bloß Interesse an den vorgetragenen Lehren wahrnehmen. Nach und vor der Christenlehre wurden ausgewählte Stellen der heiligen Schrift gelesen, eine Seite, die Morrison schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Canton und Macao, hervor noch seine Bibelübersetzung im Druck erschienen war, eingeführt hatte. Denn abgesehen von der mehrfach erwähnten Evangelienharmonie, die er mit nach China brachte, erhielt er während der zwei ersten Jahre seines Aufenthaltes im Reich der Mitte von den katholischen Chinesen mehrere Bücher der heiligen Schrift, die ehemals, wie Morrison selbst sich ausdrückt, gerten und gut von den Missionären der römisch-apostolischen Kirche in die Sprache des Jao und Schnu übertragen wurden. So die Apostelgeschichte, Pauli Briefe an die Römer, den ersten und zweiten Brief an die Korinther, an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser, den ersten und zweiten Brief an die Thessalonicher, den ersten und zweiten Brief an Timotheus, den an Titus und Philemon.

Welche außerordentliche, erstaunliche Arbeiten haben nicht in der That die katholischen Missionäre gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Aufenthaltes in China zu Stande gebracht! Abgesehen von den vielen selbstständigen Werken die Ricci und andere in dem schwierigen chinesischen Idiom verfaßten, übersetzte, um nur einiges zu erwähnen, der P. Manuel Dias der jüngere alle Evangelien des Jahres mit den Commentaren der Kirchenväter; die Väter Nicolaus Trigaut, Lazarus Cataneo, Gaspar Ferreira und Alvaro Semedo haben gleich bei der Gründung der Mission umfassende Wörterbücher ausgearbeitet, und P. Franz Furtado hat selbst die Dialektik und die logischen Schriften des Stagiriten, sowie seine Bücher über den Himmel und die Welt ins Chinesische übersetzt. [1] Nur ein hoher Grad von Fanatismus konnte einige der modernen katholischen Sendboten bewegen, die ganze Bibelübersetzung des protestantischen Doctors für unrichtig, schlecht und sündhaft zu erklären. Sie ahnten wohl nicht daß dieses Verdammungsurtheil mittelbar die frömmsten und thätigsten Mitglieder ihrer Kirche traffi.

Sowie in Europa, so hat auch in China jeder die Erlaubniß, auf seine Gefahr hin, über die regierende Dynastie, über die allgemeinen Begebenheiten des Reichs, wie über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens zu schreiben was ihm beliebt. Die officiellen, d. h. die von den angestellten Reichshistoriographen nach authentischen Urkunden und Nachrichten verfaßten Jahrbücher werden aber erst nach dem Untergang einer jeden Dynastie öffentlich bekannt gemacht. Es werden zu diesem Entzweck die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten der Staatsgeschichtschreiber, die Berichte der Civil- und Militärbeamten, sowie alle andern öffentlichen Actenstücke in den Staatsarchiven, bis zu dem Augenblicken oder der Vernichtung der Herrscherfamilie, mit großer Sorgfalt aufbewahrt und die Geschichte der einzelnen Regierungen darnach ausgearbeitet. So sind nach einer Anzeige der Zeitung von Peking bereits zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Tarkuang die Ereignisse während der Herrschaft des Vaters seiner regierenden Majestät vollständig geordnet gewesen. Es ist gewöhnlich einer der ersten Befehle des Begründers der neuen Dynastie daß die Annalen seiner Vorfahren im Reich vollständig ausgearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Diese officiellen Chroniken geben und, neben den ausführlichen Kaisergeschichten, sichere und ins einzelne eingehende Berichte über alle Verionen und Sachen; sie enthalten zugleich die Staats-, Sitten- und Literaturgeschichte während der Regierung der untergegangenen Dynastie. Am Ende werden die fremden Länder aufgeführt die man unter dem Herrscherhause kennen lernte, und die Nachrichten mitgetheilt welche sowohl über sie als über die früheren bekannten fremden Staaten durch Reisende oder Abgesandte im Mittelreich bekannt geworden sind.

Die Dynastie der Ming oder des Glanzes begann mit der Periode Hongwu oder des glücklichen Kriegers (1368 u. Z.) und endete im Jahr 1644. Ihre officiellen Annalen erschienen aber erst im Jahr 1742 in 332 Büchern, die zusammen 100 chinesische Hefte oder Bände füllen; sie befinden sich vollständig in der chinesischen Bücherssammlung zu München. Unter dieser Dynastie kamen bekanntlich in neuerer Zeit — es gab schon christliche Missionäre in China während der Regierung der Juen oder Mongolen — zuerst europäische Missionäre nach China, und man findet über sie unter der Ueberschrift: „Fremde Reiche“ [1] ausführliche Nachrichten, die wir hier ihrem wesentlichen Inhalte nach als einen in seiner Art einzigen Beitrag zur Kirchengeschichte mittheilen wollen. Wir haben und dabei bloß die und da die Freiheit genommen, die durch die Eigenthümlichkeiten des chinesischen Idioms bedingten Verstümmlungen fremder Namen mit den richtigen europäischen Benennungen zu vertauschen.

Italia, [2] so heißt es in dem angeführten Buche der Reichsannalen, liegt in dem großen westlichen Ocean (so wird gemeinhin Europa von den Chinesen genannt) und war aus früheren Zeiten unbekannt. Während der Periode Wenli (1573—1620) kam ein Mann dieses Reiches, Limaséu oder Matthäus Ricci gedeihen, nach der Hauptstadt und verfertigte eine Generalkarte über alle Reiche. Er gab vor daß die ganze Erde aus fünf großen Continenten bestände; der erste heiße Asia, der ungefähr 100 Reiche enthielte, wovon das Mittelreich das vorzüglichste; der zweite Europa, der ungefähr 70 Reiche umfaße, wovon das vornehmste Italia; der dritte sey Libya und der vierte Amerika, der sehr groß sey, und in Nord- und Südamerika getheilt werde, die beide vermittelst einer Erdzunge verbunden seyen. Sehr spät erst wäre der fünfte Continent, Magellania [3] entdeckt worden. Dieß sey nun

[1] Magaillans Nouvelle Relation 99.

[1] Weltue, fremde Reiche, VII. 15.

[2] Man erinnere sich daß die ersten Nachrichten über Europa den Chinesen durch Missionäre zugekommen sind, die sämmtlich Italiener waren; daher die italienische oder richtiger lateinische Endung der europäischen Nam n.

[3] Mercator nannte Australesien nach seinem ersten Entdecker, dem bekannten Weltumsegler, Magellania.

Digitized by Google

alles Land der Welt — und was dergleichen abenteuerliches unkritisches Geschwätz mehr ist. Daß aber das Land Italia in der That vorhanden ist, das kann man nicht bezweifeln, denn Leute dieses Landes kamen in großer Anzahl nach dem Mittelland.

„Alle Reiche Europa's haben insgesammt die Lehre des Herrn des Himmels, Jesu, angenommen. Jesu ward in Judäa geboren — ein Reich, das in Asien läge, und seine Lehre wanderte gen Westen nach Europa. Seine Geburt fällt in das zweite Jahr der Periode Juentschöu des Himmelssohnes Ngaiti der Han-Dynastie, [1] und es sind demnach, wenn man alle Cyklen von 60 Jahren zusammenrechnet, bis zum neunten Jahre der Periode Wenli 1581 Jahre verflossen. Matthäus Ricci hielt sich zuerst, nachdem er 90,000 Li zur See zurückgelegt hatte (1583) in den Oertern Hiangschan und Gao (Macao), zur Distrikthauptstadt Kuangtschéu gehörig, auf und verpflanzte von hier aus mit seiner Lehre ungehindert das Mittelland. In dem 29sten Jahre kam er nach der Hauptstadt in die Halle Kuanma, um Gegenstände seines Landes als Tribut darzubringen. Diese Italiener nannten sich selbst Leute des großen westlichen Oceans. Im Sittenministerium (zu dessen Geschäftskreis die auswärtigen Angelegenheiten gehören) durchforschte man die gesammelten Satzungen des Reichs, und fand daß es wohl ein Reich Solo oder Gholo im westlichen Ocean [2] gebe, daß sich aber von dem großen westlichen Ocean keine Spuren vorfänden. Man wußte demnach nicht ob seine Angabe gegründet sey oder nicht. Auch kann man nicht begreifen, warum Matthäus so lange im Lande sich aufhält, und dann erst sich aufmacht den Tribut zu überbringen. Noch viel weniger ist es denkbar daß er einzig und allein aus guten Absichten von so fernen Gegenden hieher gekommen sey, um nämlich kostbare Gegenstände als Tribut darzubringen. Der Tribut, den er brachte, bestand in einer Abbildung des Herrn des Himmels, der Mutter des Herrn des Himmel u. dgl. Gegenständen, die sich durchaus nicht geziemen und deßwegen geachtet angenommen wurden. Dann brachte er auch Knochen von Geistern und Unsterblichen und andere Sachen dieser Art, als wenn die Geister und Unsterblichen ihre Knochen zurücklassen und nichtsdestoweniger von dannen schweben könnten. Zu den Zeiten der Tang-Dynastie erklärte Hanjn dergleichen für ein böses Zeichen und sagte, es wäre unpassend, Knochen an den Hof zu bringen. [3] Die Sittenbehörde hat deßhalb daß man Ricci beschenken, und dann in sein Land zurückkehren möge. Man sollte ihm nicht erlauben in den beiden Hauptstädten, zu Nanking und Peking, frei mit den Chinesen zu verkehren; es könnten Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Man handelte aber nicht, wie es sich geziemt hätte. Die Behörde wiederholte deßhalb am achten Monat ihre Bitte, Ricci eiligst zurückzusenden; es ward aber ebenfalls nicht darauf geachtet. Der Kaiser hatte im Gegentheil seine Freude an dem von ferne Hergekommenen; er gab ihm Wohnung und Kost und beschenkte ihn reichlich. Ricci blieb demnach im Lande; er starb im vierten Monate des 38sten Jahres (10 März 1610) und ward außerhalb der westlichen Mauer der Hauptstadt zur Erde bestattet. Nach Matthäus Ricci kamen viele andere Bewohner des großen westlichen Oceans. Sie hielten sich theils zu Nanking, theils an andern Orten auf, und verbreiteten daselbst das Christenthum; sie machten angesehene Beamte wankend und verführten das Volk, welches auf sie höre; auch gaben sie prahlerisch vor daß ihre Gebräuche in allen Beziehungen die der Chinesen überträfen." Es wird dann erzählt, wie die Jesuiten die Astronomie und den Kalender verbesserten, daß sie ein eigenes Werk darüber ausarbeiteten und zu Präsidenten des mathematischen Collegiums erhoben wurden. Gegen das Ende dieses denkwürdigen Abschnittes lesen wir dann folgende Worte: Die Leute dieses Landes, welche gen Osten gekommen sind, waren sämmtlich erleuchtete, einsichtsvolle Gelehrte; es war einzig und allein ihr Bestreben ihre Religion zu verbreiten, ohne auf äußere Vortheile zu sehen. Sie haben viele Schriften herausgegeben, wodurch eine Masse Volkes verführt ward.

[1] Nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie fällt sie ein Jahr früher, in das erste Jahr der Periode Juentschi.

[2] Ein Königreich auf der Koromandelküste.

[3] Hanjn ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, behauptete in einer heftigen Eingabe an den Kaiser Kienlung daß es sehr unschicklich sey, eine angebliche Reliquie Buddha's an den Hof zu bringen. Histoire générale de la Chine VI. 423. Tschaokong, der Minister des Wuwang, sagte: Wenn ein Fürst die Jugend liebt, so bringen ihm alle Völker Zeltnt; doch seyen es bloß nützliche Gegenstände, wie Kleider und Lebensmittel. Schuting. IV. 5.

Notizen über Fischfang und Fische in der Banda-See.

(Von Julius Kögel.)

Da Schlachtvieh, Geflügel und Wild auf den Banda-Inseln nicht genugsam vorhanden ist um der Bevölkerung hinreichend den Bedarf an Fleisch zu liefern, so ist das Gros der Bewohner veranlaßt sich anstatt des Fleisches der Fische zum täglichen Genusse zu bedienen; Fische sind in der nahen See von bester Qualität und in großer Menge vorhanden. Indessen kann man die hier mangelnden Fleischspeisen um so leichter verschmerzen, da die meisten hiesigen Fischarten sehr wohlschmeckend und deßhalb auch bei Feinschmeckern sehr beliebt sind. Bestrendem ist es jedenfalls daß der Fischfang hier nicht eifriger betrieben wird; allein dieses einträgliche Geschäft wird großentheils von Gouvernements-Leibeigenen für Rechnung der Plantagenbesitzer betrieben, welches ersteren wenig Vortheil bringt und von letztern nur als Nebengeschäft betrachtet werden muß, indem diesen jene Sklaven nur zur Arbeit in ihren Parken (Muscatbaumgärten), aber nicht zur Fischerei vermiethet wurden. Außerdem sind die andern hiesigen Fischer von Geschäft (Mischlinge und freie Eingeborne) von sehr weichlicher Natur, so daß sie sich nicht leicht, bei dem für Fischfang mit Angel und Netzen so günstigen Regenwetter, auf die See begeben, da sie es gar zu sehr fürchten von kühlen Regentropfen durchnäßt zu werden. Die gemächlichste und beliebteste Art Seefische zu fangen, ist das Anlegen von Seru [1] am Strand, wo derselbe zur Zeit der Ebbe nur ein bis zwei, zur Fluthzeit aber zehn bis zwölf Fuß tief unter Wasser steht. Bei hohem Wasser schwimmen die Fische in Menge durch die offen gelassenen trichterförmigen Eingänge in die Seru, aber nur wenige der größern finden den Ausweg wieder, denn wenn das Wasser fällt, werden die Thüren zugezogen, und diejenigen Fische welche nicht über den Zaun springen können, werden mit leichter Mühe gefangen. Für das Anlegen solcher Zäune sind die Küsten der Banda-Inseln nicht gut geeignet, da die hier brandende See die Seru nur zu oft beschädigt oder zertrümmert. Man bedient sich daher meist der aus Bambus geflochtenen 10—15 Fuß langen,

[1] Seru sind 6—8 Ellen hohe Zäune, welche zum Behuf des Fischfanges von Rohr oder Bambus am Strand angelegt werden; jeder solche Zaun ist mit mehreren größern Oeffnungen versehen, welche mit Zugs oder Fallthüren verschlossen werden können.

Digitized by Google

ovalen Bubu (Käfige), welche mit zwei trichterförmigen Oeffnungen versehen sind. Diese Bubu werden, nachdem man Steine oder große Kugeln an sie befestigt hat, in Entfernung einiger tausend Schritte vom Lande auf den Meeresgrund gesenkt. Eine Leine ist mit einem Ende an den Bubu festgebunden, und am andern Ende dieser Leine ist ein Stück Brett oder Bambus befestigt, welches stets auf der Oberfläche der See schwimmt, und demnach den Platz anweist in dessen Nähe der Bubu liegt. Nach einigen Tagen begibt man sich mit Prauen (Kähnen) nach diesen Plätzen, sticht das bereits Stück Brett, Bambus oder die Leine auf, und zieht an derselben den Bubu empor. Dann und wann sind diese Käfige, wenn sie aufgezogen werden, reichlich mit Fischen gefüllt, aber auch oft sind sie noch leer und werden wieder versenkt. Auf der Insel Rosengyn, der nördlichsten Banda-Insel, ist der Fischfang ergiebiger wie auf den andern Eilanden dieser Inselngruppe. Die flachen Ufer dieses Eilandes sind mit großen Bänken umgeben, die zur Zeit des Neumondes während der Ebbe nicht gänzlich, oder doch nur ½ bis einen Fuß tief unter Wasser stehen, so daß man mehrere tausend Schritte weit auf diesen hingehen kann. Hin und wieder sind auf diesen Bänken einige Vertiefungen, in denen alsdann das Wasser nur zwei bis drei Ellen tief ist. In diesen Wasserbecken wimmelt es dermaßen von Fischen daß man sie mit den Händen fangen, oder mit Stöcken todtschlagen und mit Messern erstechen kann. Kinder von drei bis vier Jahren sieht man auf diese Art hier fischen, und dabei so große Fische fangen daß die kleinen Fischer und Fischerinnen kaum im Stande sind ihren Fang nach Hause zu tragen. Um der Fische im niedrigen Wasser habhaft zu werden, bedient man sich hier auch der Wurzel eines gewissen Baumes; diese Wurzel, „Akar“ genannt, betäubt die Fische so sehr, wenn sie diesen nahe gebracht wird, daß man sie mit den Händen fangen kann. Bemerkenswerth ist auch daß von vielen bissigen Fischarten die kleinern Fische sich durch die Farbenpracht ihrer Schuppen auszeichnen; allein wie diese Fische älter und größer werden, verliert ihre Schuppenkleidung einigermaßen ihre Schönheit. Auch wird in der Banda-See, aber nur einzeln und nicht häufig, ein kleiner Fisch gefangen dessen Augen im Dunkel leuchten. Dieser Fisch, von den Eingebornen „Ikan dengan mata menjala“ (d. i. Fisch mit den leuchtenden Augen) genannt, ist nur drei bis vier Zoll lang, sein Kopf, Schwanz und Rücken hat eine dunkelblaue, die übrigen seinen Leib bedeckenden Schuppen aber eine aschgraue Farbe; seine Augen — welche im Verhältniß zu dem kleinen Fisch sehr groß, und etwa so groß wie Hedyosten sind — sehen bei der Tagesbelle schön hellblau aus und sind durchsichtig. Im Dunkel verbreiten die Augen dieses Fischchens einen schönen blauen Schein um sich; ein kleines Zimmer wird dadurch ebenso wie durch ein Lämpchen erleuchtet. In unmittelbarer Nähe des Fisches ist es alsdann so hell daß man daselbst lesen oder schreiben kann. Selten kann man solche Fische, wenn sie eingefangen sind, am Leben erhalten, gewöhnlich sterben sie in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft; allein auch wenn diese Fische schon gestorben sind, verbreiten deren Augen noch ein- bis zweimal 24 Stunden im Dunkel einen matten Schein. Es ist leicht begreiflich daß die leuchtenden Augen dieser Fische sehr viel zu ihrer Ausrottung beitragen müssen, denn bekanntlich werden viele Seefische — und somit auch die Feinde der Ikan dengan mata menjala — durch leuchtende Gegenstände des Nachts herbeigelockt.

Obschon die Ikan-Babi (d. i. Schweinfische) eine Art großer Braunfische in zahlreichen Zügen und nur wenige hundert Schritte von den Küsten entfernt, fast täglich an den Banda-Inseln vorüberziehen, werden doch nur selten solche große Fische hier gefangen, denn die Netze welche man hier beim Fischfang gebraucht, sind, wenn auch 100—150 Ellen lang, doch nur 1—1½ Ellen breit und nicht stark genug um solche Fische, wie die Ikan-Babi sind, damit fangen zu können. Mit den Angelhaken — an welche Büschel Federn befestigt werden — gelingt es zuweilen aber doch einen solchen großen Fisch damit zu fangen, wobei es denn auch geschieht daß der gefangene Fisch die Prau nebst den Fischern eine Meile (engl.) weit mit sich fortzieht.

Da man hier meist nur des Nachts sticht, so ist die ungünstige Zeit für den hiesigen Fischfang die Zeit des sogenannten weißen Wassers. Das weiße Wasser, von den Einheimischen „Aijer-Butti“ genannt, ist das merkwürdige Phänomen der Banda-See, wodurch erst im April und Mai etwa 14—20, und nachher im Julius und August jeden Jahres etwa 20—30 Nächte dermaßen, wie vom Mondenschein, von der See erleuchtet werden. Demnach wäre es wohl angemessener, die Zeit des „weißen Wassers“ die des „leuchtenden Wassers“ zu nennen, da das Seewasser um diese Zeit auch keineswegs weiß sondern grün aussieht, und namentlich sehr hell des Nachts in der Nähe der Banda-Inseln leuchtet. Um die Fische herbeizulocken, bedienen sich die hiesigen nächtlichen Fischer gewöhnlich brennender Fackeln oder glühender Kohlen, und dieses Mittel soll zur Zeit des „Aijer-Butti“ seine Wirkung verfehlen.

Die litterarische Bewegung in Indien im Gebiete des Hindustani im Jahr 1854.

(Auszug aus einer von Hrn. Garcin de Tassy in der Académie des inscriptions et belles lettres gehaltenen Rede.)

Das Wort Hindustani ist der generische Name welcher die Sprache Hindostans, besonders aber der nordwestlichen Provinzen und des Dendschab, bezeichnet. Das Urdu ist das mit persischen und arabischen Worten vermischte Hindustani, das in ganz Indien bei den Muselmännern gebräuchlich ist, und hauptsächlich in ihren Hauptstädten Delhi, Agra, Lakno und Heiderabad rein gesprochen wird. Das Hindi ist das Hindustani der Hindus: es besteht fast ganz aus reinen oder verderbten Sanskrit-Worten. Das für das Hindi in gewöhnlichem Gebrauch befindliche Alphabet ist das Devanagari, die „Schrift der Götter,“ im gemeinen Leben meist bloß „Nagari,“ d. h. Schrift genannt; allein man braucht außerdem noch die den Namen Kayasthi und Sarraf führenden Charaktere, welche ein verdorbenes Nagari sind. Letztere Schriftzeichen dienen zum Schreiben des Hindi in den Bezirken Mathura, Aligarh und Malnpuri. In Agra ist die Anzahl der Nagari-Schulen etwas größer als die der Kayasthi-Schulen; in den übrigen Bezirken aber ist das Kayasthi-Alphabet das fast allein übliche.

Die Kayasthi-Schrift sollte eigentlich Karibi nagari, „Schrift der Kayasths,“ heißen — ein vulgärer Name der Kayasths, d. h. der Mitglieder der Unterkaste von Schriftgelehrten, zu welcher insgemein die Patwaris (Rechnungsbeamten der Dorfschaften) gehören. Das Sarraf-Alphabet, das auch Mahajchani genannt wird, ist dasjenige dessen sich die Sarrafs oder „Wechsler“ und die Mahajchan (große Leute) oder „Bankiers“ bedienen. Dieses letztere, ausschließlich bei den Handelsgeschäften in Anwendung kommende Alphabet ist eine Art Chiffer-Schrift, welche nur die Eingeweihten lesen können. Dennoch macht man sich ohne absonderliche

Digitized by Google

Schwierigkeit mit den Sarraf-Buchstaben bekannt, wenn man das cursive Nagari-Alphabet kennt, während ein Indianer, der stets nur Sanskrit in künstlich geschnittenen Buchstaben gelesen hat, die Schnörkeleien der Banianen nicht entziffern könnte. Das für das Urdu in den sorgfältig geschriebenen Schriften gebräuchliche Alphabet ist das Nestalik — so genannt weil es eine Mischung des Neskhi, „Gurstren," und des Talic, „Hängenden," ist — und, im gewöhnlichen Gebrauch, das Schikasta, „Gebrochene," dessen Name zur Genüge auf die Nachlässigkeit hinweist mit der man es schreibt.

Im Jahr 1854 hatten die Eingebornen siebenundvierzig Pressen und dreiundvierzig Tagblätter in den nordwestlichen Provinzen des Pendschab. Die im Umlauf befindlichen Exemplare dieser Blätter beliefen sich auf 2216; die verbreitetste und geachtetste unter diesen Zeitungen ist der Koh-i-nur, ein Urdu-Blatt in Lahore, das indessen nur 349 Abonnenten zählte, und von Har Such Räs, dem Vorstand einer Druckerei welche den Namen dieser Zeitung führt, herausgegeben wurde. Ich spreche hier nicht von den in englischer Sprache verfaßten Blättern, deren im Umlauf befindliche Exemplare sich im selben Jahr, wenn man sie zu ersteren hinzuzählt, auf 162,408, d. h. auf 58,793 mehr beliefen als im vorhergehenden Jahr, welches die Ziffer von 103,615 auswies.

Die in Rede stehenden Druckereien haben außerdem im Laufe desselben Jahrs 207 orientalische Werke zu Tage gefördert. Für das Jahr 1855 fehlen mir positive Nachweisungen, allein es unterliegt keinem Zweifel daß die Anzahl der während dieses Jahrs erschienenen Werke beträchtlicher ist. Unter diesen Werken befinden sich wahrscheinlich, wie in den frühern Jahren, Uebersetzungen rein litterarischer englischer Werke. Man kann den möglichen Uebersetzungen der Meisterwerke der englischen Litteratur nur Beifall zollen, vorausgesetzt jedoch daß sie in der Litteratur Indiens keine angebliche Reform, welche ihren eigenthümlichen Charakter nur entstellen würde, herbeiführen wollen.

Miscellen.

W. R. Grove's galvano-elektrische Experimente. Wir geben unsern Lesern hier einen kurzen Abriß der galvano-elektrischen Experimente Grove's, und halten uns dabei, so weit unser Zweck es erheischt, an dessen eigene Schilderung. Zwei Platten Fensterglas, etwa drei Zoll im Gevierte, wurden in Salpetersäure getaucht, dann gewaschen, mit einem reinen seidenen Handtuch abgetrocknet, und auf der Außenseite mit Zinnblatt-Stückchen, ein wenig kleiner als das Glas, bekleidet. Dann ward das Stück eines gedruckten Zettels zwischen die so präparirten Platten gelegt; die Zinnblatt-Bekleidungen wurden mit den feuchtbaren Endpunkten eines Ruhmkorff'schen Drahts in Verbindung gebracht und nach wenigen Minuten Elektrisirung entfernt. Nun „zeigte die innere Oberfläche des Glases, wenn man darauf hauchte, mit großer Schönheit die gedruckten Worte welche ihm gegenüber gewesen waren, und diese erschienen wie auf Glas geätzt, oder hatten ein rauhes (wie durch Frost erzeugtes) Aussehen; selbst die Fibern des Papiers wurden durch den Athem schön zu Tage gebracht, nichts aber jenseits des Rands des Zinnblättchens." Diese Eindrücke wurden dadurch fixirt, daß man sie über Fluorwasserstoff-Säure hielt, d. h. in gepulvertem Flußspath und Schwefelsäure, in einer Bleiplatte leicht erwärmt. „Ich schnitt nun aus dünnem weißem Briefpapier," fährt Hr. Grove fort, „das Wort Volta aus, und legte es zwischen die Glasplatten. Sie wurden wie zuvor der Elektrisirung unterworfen, und die innere Oberfläche einer derselben ward, ohne die Papierbuchstaben, hernach im Flußsäure-Dampf ausgesetzt; die zuvor unsichtbaren Figuren kamen vollkommen heraus, und bildeten eine permanente und ganz genaue Aetzung des Wortes Volta, so vollständig als wäre es auf die gewöhnliche Weise durch einen Aetzgrund geschehen. Dieß konnte daher bis zu einem gewissen Grade ohne Absichtwendung gemacht und getrieben werden. Die von mir erzielten Resultate sind daher vielversprechend für diejenigen welche dieses Verfahren als eine Kunst betreiben wollen; sie werden schöne Wirkungen hervorbringen, Silhouetten-Zeichnungen oder selbst schöne, auf Glas ꝛc. ꝛc copirende Abbildungen erzeugen können." — Wir führen noch ein anderes Experiment an, da bei demselben die Photographie im Spiel ist. Eine Platte auf welcher das unsichtbare Bild abgedruckt war, wurde, auf die gewöhnliche Weise wie für einen Photographen, in eine salpetersäure Silberlösung getaucht. „Es wurde einige Secunden einem Fenster gegenüber gehalten, und kam in die Dunkelkammer gebracht; bei der Begießung mit einer pyrogallischen Säure wurden das Wort Volta und der Rand des Glases jenseits der Gränzen des Zinnblättchens verdunkelt, und traten mit vollkommener Deutlichkeit hervor, indem die untern Theile des Glases so zu sagen durch die Elektrisirung vor der Einwirkung des Lichts geschützt worden waren. Die Figuren wurden durch eine starke Lösung unterschwefelsauren Natrons permanent fixirt." Ein Bericht über die verschiedenen Experimente Hrn. Grove's finden sich im Philosophical Magazine. (Chambers's Journal.)

*

Schwerpunkt des Mondes. Prof. Hansen von Seeberg, eines der auswärtigen Mitglieder der königlichen Gesellschaft und berühmter Astronom, hat kürzlich eine Reihe, auf Beobachtungen des Mondes gegründeter, vortrefflicher Berechnungen vollendet, welche einige der Schwierigkeiten der Frage in Betreff unsers Trabanten aufhellen. Hansens veröffentlichte Resultate sind meistentheils abstrus und technisch, und nur von Astronomen zu würdigen; allein wir stoßen unter denselben auch auf einige Materien volksthümlichen Interesses. Er findet z. B. daß der Schwerpunkt des Mondes 59,000 Meter (etwa 40 engl. Meilen) vom Mittelpunkt seiner Masse abweicht — eine Differenz die groß genug ist um eine Wirkung hervorzubringen. „Demnach, folgert er, sollten wir die beiden Halbkugeln des Mondes, von welchen für uns die eine sichtbar, die andere unsichtbar ist, als wesentlich verschieden betrachten rücksichtlich ihrer Bodenerhebungen, ihrer Klimate, so wie alles dessen was hievon abhängt. Da sich, wie bekannt, die Niveaulinien hauptsächlich mit Bezug auf den Schwerpunkt reguliren, so erhebt sich die uns zugekehrte Halbkugel des Mondes weit mehr über das mittlere Niveau als die entgegengesetzte Halbkugel, und obgleich erstere sich und als ein steriles Land, ohne Atmosphäre und ohne thierisches Leben darstellt, so können wir doch nicht schließen daß bei letzterer der gleiche Fall stattfindet. Das mittlere Niveau sollte rings um den Rand vorherrschen, und in Wahrheit können wir nur sagen daß sich einige Spuren einer Atmosphäre zeigen.

*

Tod des Capitän-Lieutenants Melvill de Carnbée. Baron P. Melvill de Carnbée, der eben erst zum Capitän-Lieutenant und Director des Marine-Etablissement von Batavia ernannt wurde, ist am 24 Oct. vorigen Jahrs an einer kurzen,

Digitized by Google

aber schweren tropischen Krankheit gestorben. Er hatte nur ein Alter von kaum vierzig Jahren erreicht. Hr. v. Melvill hat drei Fahrten nach Indien gemacht, von denen die eine, die er im Interesse seiner Lieblingsstudien, der Hydrographie, Geographie, Orographie und Statistik unternahm, sechs Jahre dauerte. Sein erstes wichtiges Werk war der Pilote von Java, das in erster Auflage im Jahr 1842, in zweiter, theilweise umgearbeiteter im Jahr 1849 erschien. Nach seiner Rückkehr nach Holland redigirte er drei Jahre hindurch (1846—1849) mit bemerkenswerthem Talent die unter dem Titel „Moniteur von Ost- und Westindien“ erscheinende Monatsschrift. Im Jahr 1850 kehrte er wieder nach Batavia zurück, und übernahm dort die Verrichtungen eines Vorstands des hydrographischen Bureau, die er bis Sept. 1856 versah. Sein letztes Werk, welches der Tod leider unterbrach, ist die Sammlung geographischer Karten des indischen Archipels, oder der allgemeine Atlas.

*

Nachrichten von der Expedition an die Nilquellen. Man schreibt uns (liest man in den Nouv. Ann. des Voyages) unterm 20 Jan. aus Cairo: „Bekanntlich hatte Graf d'Escayrac de Lauture, Oberbefehlshaber der Expedition zur Aufsuchung der Nilquellen, am 18 Oct. v. J. eine starke Abtheilung abgehen lassen, die, unter die Befehle eines k. großher. Marine-Officiers Namens Imiford gestellt, die Karakatten überschreiten und in Berber oder Chartum warten sollte. Dieser Abtheilung standen zwei Dampfboote, fünf Dahabieh's oder große mit Verdecken versehene Barken und drei weniger beträchtliche Boote zur Verfügung; zwei Karassen und dreißig Soldaten, befehligt von zwei türkischen Officieren, bildeten das Kriegsgefolge dieser Abtheilung. Die HH. Pouchet und Clagne, Mitglieder der wissenschaftlichen Commission, waren Hrn. Imiford beigegeben worden: der erstere als Naturforscher, der letztere als Zeichner und Photograph. Zur Ueberschreitung der Katarakten war die Jahreszeit schon sehr vorgerückt; Verzögerungen, welche die von dem Grafen d'Escayrac und Hrn. Imiford entfaltete Thätigkeit nicht hatte verhindern können, machten den Erfolg dieses kühnen Unternehmens sehr unwahrscheinlich. Es lieg sich mit Grund befürchten, Hr. Imiford werde die erste Karatake nicht überschreiten können: übrigens hatte noch nie, zu keiner Jahreszeit, eine so zahlreiche Flotille den furchtbaren Stromschnellen des Nils zu trotzen gewagt. Der Graf d'Escayrac wußte indeß wem er den Oberbefehl anvertraut hatte, und hegte keine Besorgniß. In der That besitzt auch Hr. Imiford, obwohl noch sehr jung, viel Erfahrung und jene gedultige Thatkraft welche der Grundzug des englischen Charakters ist, und Großbritannien so viele Triumphe errungen hat. Nachdem Hr. Imiford mit den größten Beschwerlichkeiten und starken Havarien die erste Karatake überschritten hatte, stand er der zweiten gegenüber. Der Statthalter von Wadi-Halfa suchte ihn von einer Unternehmung abzubringen welche er als eine Thorheit betrachtete. Der Oberlootse verweigerte anfänglich seinen Dienst; allein nichts konnte den festen Willen Hrn. Imiforts für die Ausführung der vom Grafen d'Escayrac erhaltenen Befehle erschüttern, nichts ihn entmuthigen, und er verstand es die anfangs Widerspänstigen zu zwingen ihm ihre Dienste angedeihen zu lassen. Die zweite Katarakte ist die schwierigste und gefährlichste. Hr. Imiford stieß auf zahllose Hindernisse. Es bedurfte des Beistands von 4000 Mann um seine Barken über die engen Durchfahrten und die reißenden Wasserfälle des hier auf einer ziemlich langen Strecke durch Felsen gesperrten Flusses hinüberzubringen. Endlich gelang ihm, wenn auch nicht ohne starke Havarien, die Durchfahrt; die Beschädigungen an den Schiffen sind bereits wieder ausgebessert, oder der Ausbesserung nahe, und Hr. Imiford war, nach Ueberschreitung der dritten Katarakte, am 18 Dec. nur noch fünf Tagreisen von Dongolah-el-Adjchue, oder Alt-Dongolah, entfernt. Wahrscheinlich wird Hr. Imiford, in Folge der Verzögerungen welche die Expedition in Cairo abermals erfuhr, in Dongolah Halt machen; allein die noch vor ihm liegenden Hindernisse haben in seinen Augen keinen Werth mehr, da die schwierigste Frage glücklich gelöst ist. Dank seiner Kühnheit, der erste Schritt ist gethan, und bildet ein glückliches Vorzeichen für den Erfolg der Expedition. Graf d'Escayrac de Lauture befindet sich noch in Cairo, da die Jahreszeit zu weit vorgerückt ist um schon jetzt den weißen Nil erreichen zu können, der vor dem October und nach dem Februar nicht befahren werden kann. Er wird diese Verzögerungen benützen um einige den Erfolg mit Sicherheit verbürgende Verfügungen zu treffen.“

*

Ueber den Ursprung einiger skandinavischen Ortsnamen. Die Antiquarisk Tidsskrift enthält eine Mittheilung von C. A. Holmboe über die Ortsnamen welche das Wort kind an sich tragen. Wir nennebmen derselben folgendes: Hr. C. Säve Ontke bemerkt in seiner, in den Annales des antiquités septentrionales für 1852 abgedruckten, Denkschrift über die schwedischen Runen-Inschriften, man habe bis jetzt noch gewisse Worte, welche in der Zusammensetzung schwedischer Ortsnamen vorkommen, nicht erklären können; es wäre daher angemessen wenn man Nachforschungen über ihre ursprüngliche Bedeutung anstellte. In diese Kategorie gehört unter andern das Wort kind, das bald als Stadtname gebraucht wird, bald in der Zusammensetzung mit gewissen andern Städtenamen vorkommt, als da sind: Hammarkind, Ostkind, Westkind ꝛc. Dasselbe Wort bildet auch den Namen gewisser norwegischer Städte, oder kommt in ihrer Zusammensetzung vor, z. B. Heikkind, im südlichen Halsted, Kolkind in Lund, Jerkind am Dovre u. s. f. Ich bin der Ansicht daß es dasselbe Wort ist welches sich auch am Ende mehrerer Ortsnamen Turkestans findet, wie z. B. Taschkend, Chokend, Samarkend (ehedem Peikend genannt), Jarkend u. s. f. Man findet diese Namen auf den Karten und in geographischen Abhandlungen gewöhnlich mit der Endung kand geschrieben; allein es muß bemerkt werden daß dieß davon herrührt daß man die englische (?) Rechtschreibung angenommen hat, welche, wie dieß so häufig der Fall ist, für die morgenländischen Namen die Aussprache nicht darbietet. Dieses Wort kend ist persisch, und bedeutet villa, praedium, urbs; es entspricht daher, wenn man es am Ende der Namen findet, dem stad oder bye der skandinavischen Städtenamen. Da der Skandinave demselben Stamm angehört wie der Perser, so läßt sich vermuthen daß es ein Wort ist welches die nördlichen Völkerstämme aus ihrem alten Vaterlande mitgebracht haben. Indessen glaube ich daß kind nicht persischen Ursprungs ist, sondern aus dem Tatarischen oder östlichen Türkischen herkommt — einer Mundart die zu derselben Sprachenfamilie gehört wie das Finnische und Lappländische. Während man in Turkestan oft auf diese Endung stößt, findet man sie in Persien nur selten, und ich kenne mir dieser Endung fast nur den Namen eines Bezirks von Beludschistan, Kelsekend. Das Wort kend, finnisch-tatarischen Ursprungs, kann durch die ältesten nördlichen Bevölkerungen Europa's, die Lappländer, mitgebracht worden seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redacteur: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 20 März 1857.

Die Tigerklaue.

Eine Novelle.

(Aus Chambers's Journal.)

Man kann zweifeln die Beobachtung machen daß zwei an Geschmack und Gesinnungen einander ganz unähnliche Menschen durch „Gottes Diener, das Schicksal" aneinander geketten werden, unter Umständen, welche sie fortan als geschworne Verbündete oder, was weit besser ist, als aufrichtige Lebensfreunde erscheinen lassen, ohne daß der eine dem andern ein Gelöbniß der Treue geleistet hätte. So wollte der Zufall daß ich mich mit Mark Thorne, einem Cadetten wie ich, als Reisender auf dem nach Madras bestimmten Schiffe David Scott befand. Mark Thorne war ein hübscher, starker junger Mann von neunzehn Jahren, zwei Jahre älter als ich, und mir mehr als um das doppelte überlegen an allen Eigenschaften und Talenten welche einen Menschen für das thätige Leben tauglich machen. Kühn und raschen Entschlusses, war er doch weder anmaßend noch geringschätzig, und wurde bald der Liebling jedermanns. Obgleich nicht eigentlich schön — denn ein Fehler an einem seiner Backenknochen, den er sich in frühester Jugend zugezogen hatte, that dem Ebenmaß der einen Seite seines Gesichts einigen Eintrag — sprachen dennoch seine schönen dunklen, geistreichen und ausdrucksvollen Augen, so wie die gut proportionirte Gestalt, entschieden zu seinen Gunsten. Unter unsern übrigen Reisegenossen befanden sich nur zwei welche einiger Erwähnung verdienen — Frau Irwin, die Gattin eines nach Indien zurückkehrenden Civilisten, und ein kleines, hellängiges, schwarzgelbes Mädchen, die Tochter ihrer mohammedanischen Ayah, die gleich nach dem Antritt unserer Reise starb, und Hazára (so hieß dieses Mädchen) dem Schutz ihrer freundlichen Gebieterin überließ. Wie es scheint, ist die Ayah viele Jahre hindurch die Begleiterin der Frau Irwin gewesen, hatte einen nichtsnutzigen Kerl geheirathet, der sie verließ, den Pfad des Lasters einschlug, zuletzt der Gerechtigkeit entfloh, sich an eine Räuberbande anschloß und selbst noch schlimmerer Dinge als bloßer Räubereien verdächtigt wurde. Hazára faßte eine wunderbare Neigung zu Mark, so zwar daß es zum stehenden Scherz auf dem Quarterdeck wurde ihn zu fragen wie sich seine kleine schwarze Frau befinde — ein Scherz der, obgleich er ihn mit Lachen aufnahm, doch wüthenden Verdruß bei der jugendlichen Ayah erregte, deren feurige Natur Frau Irwin nur mit Mühe zu überwachen vermochte. Hazára, noch nicht zwölf Jahre alt, glich in Fühlen und Denken einem Weibe, und die Empfänglichkeit ihres Temperaments erheischte eine strengere Beaufsichtigung als die sanfte Gemüthsart ihrer Herrin zu üben vermochte. Als wir in Madras landeten, war ihr Schmerz so gränzenlos daß uns die wahre Ursache desselben fast kein Geheimniß mehr blieb, und Mark selbst froh war von ihrer Anwesenheit befreit zu werden.

Wir wurden getrennt — er und ich — und als wir nach etwa fünf Jahren uns wieder sahen, war unser Zusammentreffen nicht das von Männern die sich fremd geworden, denn wir hatten einen ununterbrochenen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten. Ich begab mich zu meinem Regiment nach Nagpore, er aber hatte eine Stabsanstellung in Bellary erhalten, wo ich eine Woche lang sein Gast bleiben wollte. In der Präsidentschaft Madras gibt es keine heißere Station als Bellary, keinen heißern Monat als den März, und von allen Tagen im Jahr war dieser März-Morgen — als ich, mit krämpfigen Gliedern und von einer schlaflosen Nachtarbeit ermüdet, aus meinem Palankin heraussprang, entschlossen mich dadurch zu erfrischen und abzukühlen daß ich die drei Meilen, welche mich noch von meines Freundes Bungalow trennten, zu Fuß zurücklegte — der schwülste den ich mir denken konnte. Die Sonne hatte eben angefangen mit ihren ersten Strahlen die Erde zu erleuchten, und die Luft, die über fein thaubefeuchtetes Gräslein dahin zog, brachte mir ihre warmen Küsse entgegen, die mit der Zunahme des Tages drückend heiß zu werden drohten. Die Cantenirung von Bellary liegt inmitten ringsum sich emporthürmender Felsenberge, und als ich langsam meines Wegs dahinzog, kam ich an eine Anzahl sonderbar gestalteter Klippen auf der unfruchtbaren Ebene, unter denen ich, in einem Spalte ausgepflanzt und wohlthätig beschattet von einem gewaltigen Bananenbaum, die rothweiße Flagge eines Tekiah oder Schreins bemerkte, wo die begrabenen Ueberreste irgend eines heiligen Beters von einem Fakir oder mohammedanischen Bettelmönch bewacht werden. Als ich näher kam, gewahrte ich einen hagern und häßlichen Mann, der in ernster Unterhaltung mit einem durch einen der Eckpfeiler des viereckigen Baues, aus denen des Derwischs Grab bestand, halbverborgenen Weibe begriffen war. Gestört durch den summenden Gesang der

Digitized by Google

Palankinträger, drehten sich die Sprecher bei meiner Annäherung um, und ich konnte nicht umhin den auffallenden Gegensatz zwischen der eigenthümlichen Schönheit des Weibes und dem abschreckenden Ausſehen des Mannes zu bemerken. Mein Blick veranlaßte sie rasch ihren Tſchundder um den untern Theil ihres Gesichts herumzuziehen, doch nicht so schnell daß ich gehindert gewesen wäre einen Gesichtsausdruck wahrzunehmen der mir sehr bekannt schien. Ihre Kleidung war einfach die eines in behaglichen Vermögensumständen lebenden mohammedaniſchen Weibes. Keineswegs günstig aber war der Eindruck welchen ihr Gesährte auf mich machte; denn sein Gesicht zeigte einen jener Züge, die, ursprünglich schön, durch die Einwirkung der alle Schönheit zerstörenden Leidenschaften unbedingt häßlich werden. Als er das Weib rauh hinter sich stieß, und mit jener winselnden Bitte um Almoſen, wie sie sich nur bei den mindest würdigen Mitgliedern der Fakirbruderschaft beobachten läßt, auf mich zukam, durchdrang eine unbegreifliche Abneigung gegen den Mann so zu sagen meine ganze Natur. Es wird wenige Menschen geben welche nicht zu dieser oder jener Zeit ihres Lebens dieſes geheimnißvolle und anscheinend anfaßlose Schaudern vor gewissen Personen gefühlt haben; ist es daher eine abergläubische Schwäche, wenn ich meinen Glauben gestehe daß solche Gefühle dem Menschen als Warnung, wo nicht als Prophezeiung gegeben sind? Die Zeit wird zeigen in wie weit diese Gefühle gegen Burhun Scha, den Fakir von Bellary, gerechtfertigt waren.

Warm wie das Klima, war der Empfang den ich bei Mark Thorne fand, der sich, wie mir schien, nicht ganz wohl fühlte, obgleich ihn aller Comfort einer hohen Stellung umgab. Er erzählte mir, er hege seit kurzem die Hoffnung das einzige Weib zu heirathen das er je geliebt. „Sie ist hier, sagte er, und wohnt bei einer Tante, einer alten Freundin von mir und von dir. Du erinnerst dich der Frau Irwin?“ — „Vollkommen,“ erwiederte ich. Nach einigem Schweigen aber fuhr ich fort: „So wahr ich lebe, ich sah jene ungestüme, leidenſchaftliche kleine Hazára gerade diesen Morgen.“ Dann erzählte ich ihm den Eindruck welchen der Fakir auf mich gemacht. „Ja,“ sagte er, „du hast recht. Im nächsten Monat hoffe ich der Gatte des süßesten Geschöpfes auf Erden zu seyn, und so gut und freundlich auch Frau Irwin ist, wird es mir doch angenehm seyn wenn ich ihre Nichte in eine eigene Wohnung nehmen kann, wo sie frei seyn wird von dem sonderbaren, aber nicht zu mißkennenden Einfluß welchen Hazára auf diese Haushaltung ausübt. Sie ist ein sehr eigenthümliches Mädchen und wußte seit dem Tode Hrn. Irwins alle Handlungen seiner Mittwe zu leiten; sie übte ihren Einfluß, wie ich zu glauben Grund habe, durch jenen würdigen Fakir, Burhun Scha, ihren Vater.“ — „Widrig, in der That,“ fügte ich bei. „Ich kann mir den unangenehmen Eindruck den er auf mich machte nicht erklären. Was aber weiß man sonst von ihm?“ — „Wie es scheint,“ sagte Mark, „behandelte er sein Weib — die Ayah der Frau Irwin, wie du dich erinnern wirst — so grausam daß sich Hr. Irwin, als Steuereinnehmer von Cuddapah, wo sie damals lebten, ins Mittel legte und ihn zur Strafe zog. Er verschwand einige Jahre lang, kam aber dann plötzlich in Nagpore, wo ich ihn zum erstenmal sah, wieder zum Vorschein. Er war damals wie jetzt ein Fakir; wegen grober Beschimpfung einiger englischen Damen suchte jedoch der Resident seiner habhaft zu werden, und ich hatte das Verdienst — denn als solches rechne ich mir's an — ihn festzunehmen; er erhielt in Uebereinstimmung mit dem Gericht eines Punthchayet (heimisches Schwurgericht) eine tüchtige Tracht Stockprügel und mußte die Cantonirung verlassen. Mein Erstaunen und mein Bedauern war daher nicht gering, als ich nach fünf Jahren fand er habe sich hier angesiedelt und stehe in enger Verbindung mit Frau Irwin, deren nachsichtige Zuneigung zu seiner Tochter sie blind machte gegen die unverschämte Zudringlichkeit dieses Menschen. Seine Blicke erinnern mich beim Vorübergehen stets an das Dawa, die Rache, die er an mir zu nehmen gelobte als ich seine Austreibung aus Nagpore durchsetzte.“

Eine Woche floß in Bellary vergnüglich dahin; das zeitweilige Unwohlſeyn meines Freundes war verschwunden, und ich wurde bei Margaret Douglas eingeführt. Sie war ein ungemein liebenswürdiges, sanftes Geschöpf, und ihm augenscheinlich mit großer Liebe zugethan — kurz, die in so naher Aussicht stehende Verbindung schien eine glückverheißende zu werden, und um der Freier derselben beiwohnen zu können, entschloß ich mich zur Nachsuchung eines Urlaubs, der mir ohne Anstand bewilligt wurde. Ich kann nicht sagen daß das ceremoniöse Benehmen Hazára's während dieser fein einigen Argwohn in mir erregt hätte, denn ich hatte mich gewöhnt sie als ein Mädchen von leidenſchaftlicher und launischer Gemüthsart zu betrachten, das durch die allzu große Nachsicht einer schwachen Gebieterin so verderbt ward, daß ihr Betragen in Anmaßung und Aufdringlichkeit überging. Mehr als Einmal war ich Augenzeuge wie sie sich aufs unangemeſſenste gegen Margaret benahm, und mehrmals trieb der schon an Bord des Schiffes gehegte Gedanke in mir auf, daß sie in Mark verliebt sey. Ich sprach jedoch nie davon; ob ich klug oder wohl daran gethan, wage ich nicht zu sagen. Indeß geschah es daß wenige Tage vor dem zur Vermählungsfeierlichkeit festgesetzten Tage Frau Irwin, ganz gegen ihre Gewohnheit, sich bitter über das jüngste ungestüme und auffallende Benehmen ihrer Dienerin beklagte, und Margareten fragte ob sie nicht auch diese Bemerkung an Hazára gemacht habe. — „O freilich,“ war die Antwort. „Ich muß gestehen, sie wurde heute früh ganz ärgerlich, weil ich mich hartnäckig weigerte nochmehr einen magischen Trank zu mir zu nehmen, der, wie sie mir versicherte, nicht nur meine Reize erhöhen, sondern mir in den Augen meines Gatten stets ein jugendliches Ausſehen gewähren werde.“ — „Wie lächerlich,“ sagte Mark. „Ich hielt sie nicht für so dumm.“ — „Sie ist in der letzten Zeit zu viel bei ihrem Vater gewesen,“ entgegnete Frau Irwin; „er hat ihr einige abergläubische Ideen in den Kopf gesetzt.“ — „So scheint es in der That,“ antwortete Margaret, „sie weinte so bitterlich darob, und drang so sehr in mich, daß ich ihr wirklich versprach den kostbaren Trank heute Nacht zu mir zu nehmen.“ — „Thun Sie dies nicht,“ rief ich. „Wer weiß welcher Art die Mixtur ist.“ — Jedermann lachte mich aus, und Margaret sagte zu Mark gewendet: „Es ist nur etwas Scherbet, über welchen ihr Vater einen Zauberspruch von (natürlicherweise) großer Macht gesprochen hat. Wünschest du wirklich daß ich ihn nicht nehme?“ — „Ich habe ihre Tränke oft zu mir genommen,“ bemerkte Frau Irwin. „Es gefällt ihr, und schadet mir nichts.“ — „Thu was du willst;“ antwortete Mark; „allein ich bin der Thorheit und üblen Laune des Mädchens wirklich überdrüssig.“

In dieser Nacht, einige Stunden nachdem wir den Irwin-

Digitized by Google

Bungalow verlassen hatten, und während wir vor Schlafengehen noch ruhig in der Veranda plauderten, vernahmen wir über die dichte Cactushecke herüber welche uns von unsern Freunden trennte, lautes Geschrei und Rufen. Wir sprangen auf, und ehe drei Minuten verstrossen waren, befanden wir uns auf dem Kieswege der zu dem Hause führte, wo uns der Hausverwalter der Frau Irwin in großer Aufregung entgegen kam und, sobald er uns sah, einigen der zahlreichen Diener die man zu allen Stunden um die Wohnungen gewisser Classen in Indien findet, zurief sie sollten den Doctor-Sahib holen.

„Was gibt's?“ — „O Sahib! Ayah, Sahib! Chotee beebee stirbt — ganz sie selbst! Murtee hye; sie stirbt sehr schnell!“ Der arme Mann war so in Schrecken gesetzt daß er seine Meinung nicht äußern, und unter dem schrecklichen Eindruck seiner Worte, daß die junge Herrin dem Tode nahe sey, stürzten wir in den Saal. Der Anblick war schauerlich genug, allein ein Blick zeigte uns daß sich Margaret Douglas und ihre Tante wohl befanden. In schrecklichen Krämpfen lag Hazára, von ihnen unterstützt, auf Matten, und ehe wir Zeit hatten nach einer Erklärung zu fragen oder sie anzuhören, fiel das bedauernswerthe Mädchen mit einem Schrei zurück, und blieb still und regungslos.

„Sie ist todt!“ sagte Dr. Thomson, nachdem er sie ruhig betrachtet und aus Margaretens zitternder Hand einen Kuttora oder kleinen Porcellanbecher, auf den sie zeigte, genommen hatte. Ich brauche nicht viele Worte zu machen: der Sachverhalt ergab sich bald. Als sich Margaret in ihr Schlafgemach zurückzog, fand sie auf ihrem Tisch den Becher, dessen Inhalt sie auszutrinken versprochen hatte. Man hatte sie allein gelassen, und sie stand eben im Begriff den Becher zu leeren, als Hazára in das Zimmer stürzte, und mit wilden Blicken und ungeflümen Worten ihr zurief: „Trink nicht!“ Als Margaret, den Becher immer noch in der Hand, sie anstarrte, riß ihn das Mädchen ihr weg, leerte ihn auf einen Zug aus, und schrie: „Ich bin vergiftet! Ich wollte dich tödten, denn du bist von dem geliebt der sich nicht um mich kümmert, und jetzt will ich sterben.“ Ehe Margaret die Frau Irwin und die Dienerschaft herbeirufen konnte, wurden die Behauptungen Hazára's schon sichtbar. Ihr anfangs lautes Geschrei ward schwächer, und gerade ehe sie auf ewig sprachlos wurde, nannte sie ihren Vater und Mark Thorne. Ihr Vater hatte den Trank für den Bräutigam bestimmt, und sie hatte geschworen ihn demselben beizubringen.

Eine traurige und ruhelose Nacht folgte diesem Vorgang. Die Abtheilung der Sicherheitswache welche vom Havaldar nach Berffuß einer Stunde abgeschickt wurde um den Fakir Burhun Scha als Gefangenen einzubringen, fand die Tekah-Zelle leer; keine Spur von ihm war sichtbar, mit Ausnahme des Tschatty fühlen Wassers, aus welchem er trank, und einiger Handvoll Dáls (gerösteter Erbsen). Die Gerechtigkeit gab sich mit dieser oberflächlichen Nachforschung indeß nicht zufrieden. Die Kunde von dem beabsichtigten Mord ward weithin verbreitet, und ein hoher Preis auf die Habhaftmachung des Fakirs gesetzt; allein vergeblich. Mittlerweile wurde die Hochzeit meines Freundes unter der Wolke, welche über einem neuen Verbrechen schwebte, gefeiert. Ich weiß nicht welche Gefühle Braut oder Bräutigam bei dieser Gelegenheit hegten, allein was mich betrifft, so muß ich gestehen daß eine eigenthümliche und unüberwindliche Angst mich fast zu Boden drückte.

Ich war froh als alles vorüber war, und die bereit stehenden Palankins das neuvermählte Paar aus Frau Irwins zierlicher Behausung nach den Ruinen von Bijanuggur trugen, wo daselbst, einem, zur Zeit in welcher ich schreibe, in der anglo-indischen Gesellschaft herkömmlichen Branche gemäß, den Honigmonat zuzubringen beschlossen hatte. Ich sagte ihnen Lebewohl, und hatte wenige Stunden darauf Bellary verlassen, um den Weg zu meinem Regiment fortzusetzen.

Eine Woche später brachte mir die Post die Nachricht von einem Ereignisse, das ich nun zu erzählen gedenke. Am vierten Abend ihres Aufenthalts in Bijanuggur war Mark ausgegangen um eine Skizze der alten Pagode zu vollenden, von welcher seine Frau eine Copie gewünscht hatte. Er kehrte nicht mehr zurück! Als aber die Dämmerung eintrat, gerieth die arme Margaret in Angst und Sorge, und entschloß sich ihn aufzusuchen; sie kannte den Platz wohin er sich begeben hatte, und brach daher zu Fuß mit mehreren Trägern und ihrer Ayah auf, um ihm entgegen zu gehen. Sie traf ihn nicht; der Platz lag sehr nahe, und so war sie noch vor Einbruch völliger Dunkelheit daselbst angekommen. Es gibt Scenen welche das Blut zum Gerinnen bringen, und eine solche war die auf welche das Auge der jungen Frau jetzt fiel. Ich brauche nicht zu sagen daß es der Leichnam ihres Gatten war — der kopflose Leichnam! Niedergestreckt unter einem Haufen Ruinen, den Boden mit seinem Blute getränkt, war Mark Thorne augenscheinlich mitten in seiner Beschäftigung von dem Mörder überfallen worden. Die Untersuchung — obgleich der Gedanke hiezu natürlich erst später kam — führte zu der Ueberzeugung daß der Todesstreich der Trennung des Hauptes von dem Rumpfe vorangegangen war. Mitten in sein Herz hatte der tödliche Haß die Wunde geschlagen — in der Wunde aber — als hätte eine plötzliche Stimme den Verbrecher in die Flucht getrieben ehe er das Mordwerkzeug herausziehen konnte — stak ein Stahlinstrument, genannt Bagh-Nak, oder Tigerklaue. Es ist eine seltene Waffe, und die einzige die ich je sah, war die welche meinem Freund das Leben geraubt. Das Wort Bagh-Nak schildert sie; denn sie ist klauenartig, und hat vier gebogene, spitzige Zacken, die mit einem leichten Stiel an zwei Ringe befestigt ist, in welche der diese Waffe Gebrauchende den Vorder- und den kleinen Finger steckt. Die Waffe ist sonach in der Hand verborgen, und trifft das Opfer mit all der Kraft und der verhängnißvollen Sicherheit einer Tigerklaue. „Mit dieser Waffe,“ sagt ein neuerer Reisender, „erschlug der berühmte Häuptling Sivadschi verrätherischerweise den Afzul Chan, den Befehlshaber von Perjanghyur, im Jahr 1659.“ Von dem Kopfe ließ sich keine Spur entdecken. Er war sauber vom Rumpfe getrennt, und trotz der genauesten Nachforschung blieb die ganze Sache mehrere Jahre lang ein Geheimniß. Ich brauche den Schmerz der verwittweten jungen Frau und das Entsetzen ihrer Dienerschaft nicht zu schildern. Es genügt die Bemerkung daß Gott, der die leidende Menschheit, wenn sie seinen Beistand anruft, nie verläßt, sich ihrer erbarmte. Eine Anzahl Herren und Frauen, Besucher der Ruinen, trafen gerade ein als sie in Verzweiflung über dem verstümmelten Leichnam ihres Gatten saß. Unter ihnen befand sich ein Wundarzt, dessen Kunst und dessen Gattin Zärtlichkeit die unglückliche Margaret das Leben und vielleicht die Vernunft verdankt.

Digitized by Google

Die Zeit verstrich, die Zeit verstreicht, und mit ihr kommen Gedanken, welche, so düster sie auch seyn mögen, die düsterern vertreiben. Nach zwei Jahren war ich, mit einer unter meinen Befehlen stehenden Truppenabtheilung, in den nördlichen Landstrichen, wo die Schlußscene dieses auf dem Leben gegriffenen Drama's stattfand. Fremd in der verfallenen Stadt, machte es mir Freude unter den wildromantischen Hügeln und Felsen herumzuwandeln, welche auf der einen Seite die Vorstädte überragen und, in bunten Dschungel gekleidet, meilenweit sich ausdehnen. Eine Aussicht auf den Kistna-Fluß, der sich mitten durch angebaute Felder hinwindschlängelt bis er sich in der Nähe der steinigen Ebenen verliert, wo die längst erschöpften Minen von Golconda nichts als Sümpfe und Wasserpfützen zeigen, gibt der Landschaft einiges Leben, und da in meiner Befehlshaberstelle kein anderer europäischer Officier über mir stand, so fühlte ich mich so zu sagen als „Herrn alles dessen was ich überschaute." Eines Morgens in der Frühe brach ich mit einem Sipahi-Diener, einem Eingebornen des Platzes, auf, um einen Strich Marschland zu besichtigen, in welchem, wie man gesagt, Schnepfen sich zusammenfinden. Als wir in einen dahin führenden dunklen Paß traten, kam plötzlich ein alter Dschogi oder Hindubettler, dessen abgemagerte und fast nackte Glieder so dick mit Pfeifererde und Asche beschmiert waren, daß man seine ursprüngliche Hautfarbe nicht mehr erkennen konnte, auf uns zu. Sein langes mit Schmutz und Staub bedecktes Haar hieng in Locken auf seinen Rücken hinab; allein als er uns einen trotzigen Blick zuwarf und dabei fortfuhr ein neben ihm stehendes Körbchen mit den Stängeln und Blättern der giftigen Asklepias zu füllen, erkannte ich, trotz aller Vermummung, den mohammedanischen Fakir Burhun Scha in der noch zurückstehenderen und schmutzigeren Gestalt des Hindu-Dschogi. So erschreckt ich war, faßte ich doch einen Entschluß über das einzuschlagende Verfahren, und gieng still und anscheinend gleichgültig vorüber, ohne einen Blick auf ihn zu werfen der auf Erkennung oder Argwohn hingedeutet hätte. Als wir hinter einen Felsen gelangt waren von dem aus wir nicht gesehen werden konnten, fragte ich den Sipahi ob er den Mann kenne.

„Ich verachte ihn bis zum Anspeien, Sahib, sagte der Mann. „Wir haben von ihm gehört, aber seine verwünschte Anwesenheit hat mir erst heute das Licht aus meinen Augen ausgelöscht. Entweder — mag Allah uns erhalten — ist er ein Dschogi, und dann — möge der Satan fern bleiben — ist er ein Dschadugur (ein Zauberer)." — „Wohnt er in der Stadt?" fragte ich. — „Nein, Sahib; er wohnt in einer Zelle unterhalb des Felsens zur Rechten; nur die Steinarbeiter gehen dahin, und selbst sie werden nicht ins Innere zugelassen. Die Dorfbewohner bringen ihm Nahrung, und da man sagt er besitze eine große Macht über Kräuter und Arzeneien, so ist er ein vielgesuchter Hakim (Arzt). Allein Allah bewahre mich vor solcher Naturkenntniß, die nichts anderes ist als magische Zauberei."

An diesem Tage noch schrieb ich privatim an meinen Freund, den Steuereinnehmer des Bezirks, einen Brief, dessen Inhalt der Art war daß ich darauf rechnen konnte, er werde mir die erforderlichen Richter zusenden. Zwei Nächte darauf verließ ich allein, aber bewaffnet, meinen Bungalow, um die Zelle des Feindes zu recognosciren. Es war eine schöne heitere Nacht; ich hatte von niemand etwas zu fürchten als von dem Dschogi, und da der Duft des Jasmins, der in Fülle in den Dickichten wuchs, die Blüthen der Akasien und des Königskrauted (Oxymum sanctum), das ich mit jedem Schritt zertrat, mich umschwebte, so wünschte ich nichts sehnlicher als daß ich das Werkzeug würde dem Mörder meines Freundes die verdiente Strafe zu schaffen. Die um mich herrschende Stille wurde nur unterbrochen durch das Girren der Waldtaube, oder, als ich dem Sumpf mich näherte, durch das Quaken der Frösche. Ein fast blendendes Licht glänzte aus der, mit Ausnahme des Einganges, einzigen Oeffnung welche zu der Höhlenzelle gehörte, und da ich die Ueberzeugung hatte daß ich nicht beobachtet werde, so schlich ich mich so leise als möglich an diese Oeffnung, und schaute hinein. Ich fühlte mich durch einen Anblick belohnt, aus dem ich die Gewißheit schöpfte meine Vermuthung sey gegründet, denn Burhun Scha stand, entkleidet der schmutzigen Pigmente welche, als ich ihn kurz zuvor gesehen, sein Gesicht entstellt hatten, in seiner ganzen ursprünglichen Häßlichkeit vor mir. Ich hätte eigentlich sagen sollen: er kniete vor mir, denn der Dschogi schien sich, in der Stellung eines Bittenden, mit erhobenen Händen und wehklagendem Gemurmel, an ein Etwas zu wenden das ich anfangs für ein häßliches Götzenbild hielt. Als er aber seine grimmen Augen auf das Gesims richtete, in welchem ein hellbrennendes Licht flammte, konnte ich wahrnehmen daß ganz andere als vom Gebet eingegebene Leidenschaften ihn beherrschten. Da meine Augen sich allmählich an das Licht gewöhnt hatten, sah ich mit Erstaunen daß es kein Götzenbild war das er anbetete, sondern daß er seine Worte an einen grausen Menschenschädel richtete. Noch etwas anderes, zitterndes, sonst jedoch in ruhiger Haltung befindliches, fesselte meine Aufmerksamkeit: eine lange grüne Baumschlange, die mit dem Kopf an das hölzerne Piedestal auf welchem der Schädel stand genagelt war. Ein- oder zweimal seufzte der Dschogi tief, hielt dann inne, nahm irgend etwas, dessen Beschaffenheit ich aber nicht unterscheiden konnte, vom Boden auf, und stieß einen so lauten und dämonischen Schrei aus, daß ich aufgeschreckt wurde und wahrscheinlich irgend einen Theil des Fensters, an dem er lehnte, verrückt hatte; denn plötzlich, ehe man auch nur Eins zählen konnte, war das Licht ausgelöscht und alles in Dunkelheit gehüllt.

Ich fühlte mich — offen gestanden — so vorsichtig ich auch den Rückweg antrat, doch ungemein aufgeregt. Ehe aber ein zweiter Tag verflossen war, befanden sich Gerichtsbeamtete bei mir, begleitet überdieß von meinem Freund, dem Steuereinnehmer, und bereit den verdächtigten Dschogi zu ergreifen. Man verlor keine Zeit. In wenigen Minuten waren wir an der Einsiedelei, und einige Augenblicke darauf wurde Burhun Scha aus einem gesunden Schlaf aufgeweckt und gefangen genommen. Er leistete keinen Widerstand, und bekräftigte oder läugnete die Beschuldigung, die man gegen ihn vorbrachte, nicht mit Einem Wort. In seiner Zelle fand man nichts als einige Arzeneien und getrocknete Pflanzen. Ich sah mich vergeblich nach dem Schädel um, und war entschlossen ihn, wo möglich, mir nicht entgehen zu lassen. Ich fragte wo er denselben verborgen habe: ein wilder Blick aus seinen Augen, der an Grimmigkeit dem eines Tigers gleichkem, war seine einzige Antwort; ehe aber dieser Blick mich recht getroffen, hatte ich auch schon die Richtung eingeschlagen welcher sein Auge sich unwillkürlich zugewandt, und fand in einer dunklen Nische, die der Entdeckung leicht hätte entgehen können, das geisterhafte Denkzeichen. Der Leser, der ohne

Digitized by Google

Zweifel den Argwohn erriet welcher beim erſten Erblicken des Schädels in mir aufſtieg, wird ſich nicht wundern, wenn ich ſage daß ich ihn mit Schaudern in meine Hände nahm, und ihn dem Wundarzt meines Regiments überreichte, der, auf mein Anſuchen, bei dieſer Gelegenheit nach Condapilly gekommen war.

„Der Schädel, ſagte er, gehörte einer Perſon an, welche in früher Jugend einer chirurgiſchen Operation unterzogen worden ſeyn muß, denn einer der Backenknochen — der obere Kinnladenknochen — fehlt.“ — Bei dieſen Worten, die meinen Verdacht beſtätigten, äußerte der Geſangene Zeichen der Verwunderung. „Iſt jemand hier, fuhr Hr. Pratt fort, welcher weiß ob der Gentleman, deſſen Ermordung dem Gefangenen zur Laſt gelegt wird, einen ſolchen Fehler hatte?“ — „Ja, antwortete ich, mein Freund Capt. Mark Thorne, deſſen Schädel dieß iſt, mußte ſich, in Folge eines Falls in früher Jugend, den Backenknochen operiren laſſen. Er wurde von dieſem Mann ermordet.“ — „Und die Waffe?“ fragte der Steuereinnehmer. — „War eine Bagh-Nuß,“ ſchrie der Gefangene zu unſerm äußerſten Erſtaunen.

Ich bin mit meiner Erzählung zu Ende, denn Buchuu Scha, weit entfernt ſein Verbrechen in Abrede zu ſtellen, ſchien ſich der Berühmung deſſelben noch zu rühmen; er geſtand in der That alles. Ob der Mann wirklich durch ſeinen eingeſtandenen Haß gegen Thorne und ſeine eigenen ſchlechten Leidenſchaften theilweiſe wahnſinnig geworden, iſt eine Frage, die, was er auch gethan haben mochte, ihm in jenen Tagen von keinem Nutzen ſeyn konnte.

Buchuu Scha geſtand, daß er, gedrängt von ſeiner Tochter Hajara, ihr für einen Trank zu ſorgen der ihr die Liebe Mark Thorne's gewinne, einen Gifttrank in zwei Portionen bereitet habe, deren jede ſtark genug geweſen ſeine Abſicht zu erfüllen. Dieſe Abſicht mußte das Mädchen, da ſie den bittern Haß ihres Vaters gegen Thorne kannte, errathen haben, denn ſie änderte ihren Entſchluß, und bat Margaret Douglas den Trank als Schönheitsmittel zu trinken.

In der Ueberzeugung, Mark ſey zum Verſchlucken deſſelben überredet worden, ergriff Buchuu Scha die Flucht; bald aber kam ihm zu Ohren welche Wendung die Sachen genommen hatten, und ſo folgte er, ſtets Rache brütend, in der Vermummung eines Dſchogi dem neuvermählten Paar. Er wurde in Maſulipatan zum Tod am Galgen verurtheilt. Wer aber damals in dieſer Stadt wohnte, wird ſich erinnern welch unerwartetes Aufſehen es am Morgen des zur Hinrichtung beſtimmten Tages machte, als man entdeckte der Miſſethäter habe ſich durch freiwilligen Tod der Strenge des Geſetzes zu entziehen gewußt.

Da man ſeine Perſon bei der Gefangennehmung genau unterſucht hatte, ſo war man um ſo begieriger zu erfahren, welches Mittel er zu ſeinem Selbſtmord angewendet habe. Sein Leichnam wurde einer anatomiſchen Unterſuchung unterzogen, und dieſe führte zu der Entdeckung der Waffe mit welcher er ſich das Leben genommen — zwiſchen ſeinen Zehen hatte er mehrere Säckchen feinen Pulvers verborgen, das ſich als heftiges Gift auswies.

Beſteigung des Chimborazo am 3 Nov. 1856.

Wir entnehmen dem Echo der Südſee vom 5 Januar folgende Erzählung einer am 3 November 1856 von einem franzöſiſchen Reiſenden, Jules Remy, in Begleitung eines Engländers, Brenchley, unternommenen Beſteigung dieſes weltbekannten Berges.

Am 23 Jun. 1802 verſuchte Alexander v. Humboldt, in Begleitung ſeines Freundes Bonpland, die erſte Beſteigung des Chimborazo. Eines Felſenpfeils halber, der ihnen eine unüberſteigliche Schranke entgegenſetzte, konnten ſie nur bis zu einer Höhe von 5999 Meter auf dieſen Berg emporſteigen, den man damals als den höchſten des Erdballs betrachtete, und der heute noch eine der erſten Stellen unter den amerikaniſchen Bergkoloſſen einnimmt. Dreißig Jahre ſpäter, am 16 Dec. 1831, unternahm Hr. Bouſſingault, nachdem er ſich lange und mit Umſicht der Erforſchung der Cordille en des Aequators gewidmet, die Verwirklichung der Beſteigung, in welcher ſein Vorgänger geſcheitert war. Er gelangte bis zu der gewaltigen Höhe von 6004 Meter, d. h. 95 Meter höher als A. v. Humboldt und Bonpland; allein wie dieſe wurde auch er durch Felſen aufgehalten, und konnte dieſe Schranke nicht überſchreiten, die damals der höchſte Punkt war den je ein Menſch auf den Bergen erreicht hatte.

Die Berichte dieſer berühmten Reiſenden hatten uns alle Hoffnung genommen zu einer ſo beträchtlichen Höhe zu gelangen; da beobachteten wir von Guayaquil aus den runden Schneegipfel des Chimborazo, und hielten uns nun für berechtigt ihn an irgend einer Stelle für zugänglich zu erklären. Hr. Brenchley und ich faßten daher den Plan die dritte Beſteigung zu verſuchen.

Als wir am 21 Jul. 1856 das Hochplateau der Anden durchwanderten um uns nach Quito zu begeben, machten wir am Fuße des ſtolzen Berges Halt. Wir widmeten dem Studium der Umriſſe deſſelben mittelſt des Fernrohrs zwei Tage, und ſuchten diejenigen Stellen deines vielverhalten Domes, welche uns einen Durchgang bieten könnten, ausfindig zu machen. Der von den HH. Alex. v. Humboldt und Bouſſingault eingeſchlagene Weg ſchien uns anfangs, ſeines regelmäßigen Abhangs halber, am vieles leichter und annehmbarer; allein die Felſenſchranke, die wir ſehr gut unterſcheiden konnten, zeigte dem Auge keinen Ausweg. Als wir faſt ganz und ohne Erfolg die Runde um den Koloſſen gemacht hatten, giengen wir nach Quito weiter, und verſchoben die Ausführung unſers Vorhabens auf eine Zeit in welcher wir mehr an das ſtrenge Klima der Hochcordilleren gewöhnt ſeyn würden.

Nachdem wir den Pichincha, den Cotopaxi und andere Rieſen der Anden beſucht, befanden wir uns am 2 Nov. wieder am Fuße des Chimborazo. Wir ſchlugen unſer Lager auf einer abſoluten Höhe von 4700 Meter, ein wenig unterhalb der Region des ewigen Schnees, in einem zwiſchen dem Arenal und dem von Riobamba nach Quito ſich abzweigenden Straßenzuge gelegenen Thal auf. Unſere Abſicht war den folgenden Tag zum Botaniſiren, zur Hirſch- und Vogeljagd, und zur vorläufigen Beſtimmung der Punkte zu verwenden welche uns den leichteſten Zugang bis zum Gipfel bieten könnten.

Wir ließen uns unter einem großen geneigten Felſen nieder, der uns genügenden Schutz gegen den Nordweſtwind gewährte, der aber, falls es regnen ſollte, in keiner Weiſe uns von Nutzen zu

Digitized by Google

seyn vermochte. Es hatte Nachmittags geregnet. Nach Einbruch der Nacht hellte ſich das Wetter auf, der Himmel beſäete ſich mit Myriaden von Sternen, und der Chimborazo zeichnete ſich in all ſeinem Glanz an dem blauen und funkelnden Gewölbe der Veſte des Himmels ab.

Am Morgen des 3 Nov., um 5 Uhr, als es in den Aequinoctialgegenden noch nicht Tag war, überließen wir das Lager der Obhut unſerer Leute, giengen auf Spähe aus, und nahmen eine Kaffeekanne, zwei Thermometer, einen Compaß, Zündhölzchen und Tabak mit. Ein ſteiler, ſandiger, mit Gerölle überſtreuter Hügel, der uns vom ewigen Schnee trennte, ſetzte uns als Vorgeſchmack einer ziemlich harten Strapaze aus, ſo daß die beiden Eingeborenen, welche uns begleiteten, entmuthigt wurden und den Rückweg antraten.

Als wir dieſen Hügel hinter uns hatten, ſtiegen wir auf einem weichen Sand in den Hintergrund eines Thals hinab, deſſen Richtung wir folgten, und an deſſen Ende wir den ganz wolkenfreien Gipfel des Koloſſes aus genaueſte betrachten konnten. Um 6 Uhr waren wir in vollem Schnee, und vergaßen angeſichts der Fliegen-Vögel (oiseaux-mouches), die ſich im Fluge mit ihren ſummenden Fittigen Schlachten lieferten, unſere Strapazen.

Wir waren nicht wenig erſtaunt, inmitten des Schnees und auf einem ziemlich ausgedehnten Raum, Pflanzen zu ſehen deren Blumen an der Oberfläche ewigen Reifes aufbrachen. Wir fanden unter andern eine Caryophyllea, mehrere Compoſitae, namentlich ein Culcitium und ein Chuquiragua, eine Zwerg-Umbellifera (oreomyrrhis), mehrere Veilchen mit liſſenartig übereinanderliegenden Blättern, eine roſettenartige Crucifera, eine kleine Gentiane mit großen rothen Blumen. Nach einer halben Stunde Wegs auf dem Schnee hörte plötzlich der Pflanzenwuchs auf, und wir ſahen kein anderes lebendes Weſen mehr als zwei große Rebhühner, und auf den Felſen einige Mooſe von der Familie der Idiothalami und der Hymenothalami. Auf dieſem Punkt unſerer Beſteigung ſammelten wir dürre Zweige des Chuquiragua und machten daraus ein Reiſigbündel, das wir auf den Rücken banden. Wir hatten noch einen gewaltigen Trachytfelſen zu erklettern, von deſſen Höhe aus uns der Gipfel des Chimborazo ſo nahe ſchien, daß wir ihn in einer halben Stunde erreichen zu können glaubten. Hierauf kamen wir wieder auf den Schnee, deſſen Schichte immer mächtiger wurde, aber ſo feſt war, daß wir nur zwei Zoll tief einſanken, was uns bei Erſteigung des jähen Abhangs dem wir folgten ſehr zu Statten kam. Die Kälte war an den Händen, beſonders aber an den Füßen ſehr empfindlich. Die Neigung des Berges war ſo abſchüſſig geworden, daß wir über die zurückgelegte verticale Diſtanz bei jedem Schritt in Staunen verſetzt wurden. Nichts ſchien uns mehr aufhalten zu ſollen. Uns leicht rechts, dann links und endlich gerade bis zum Gipfel emporwendend, ſahen wir kein Hinderniß mehr vor uns. Zu unſerer Linken war wohl eine große Abdachung dicken Eiſes vorhanden, allein wir konnten ſie, weil ſie ſich von ferne zeigte, ohne Zeitverluſt umgehen.

Das Aufſteigen war fortwährend ein ſo ſteiles, daß wir, durch die außerordentliche Anſtrengung die es uns koſtete, genöthigt waren oftmals anzuhalten um Athem zu ſchöpfen. Dann machte ſich ein heftiger Durſt fühlbar, und nun ihn zu ſtillen, beheilten wir beſtändig Schnee im Munde. Allein wir verſpürten kein Symptom von Unwohlſeyn oder krankhafter Affection, wovon die meiſten Reiſenden ſprechen welche die Beſteigung hoher Berge unternommen haben. Wenn wir unſern Marſch einige Secunden lang, ohne uns indeß auch nur zu ſetzen, unterbrochen gehabt hatten, traten wir ihn mit neuem Eifer, mit einer Art Erbitterung, welche uns der ſo nahe Anblick des Gipfels einflößte, wieder an. Es ſchien uns dieſe neue Erfahrung, die ſo viele andere frühere beſtätigte, einen ſchlagenden Beweis an die Hand zu geben dafür daß die atmoſphäriſche Säule auf dieſen Höhen noch ſo ſtark iſt, daß ſie das Athmen nicht hemmt, und daß man daher die Kurzathmigkeit, ſowie die organiſchen Zufälle worüber man ſich bei Erreichung anſehnlicher Höhen beklagt, andern Urſachen zuſchreiben muß. Allmählich beherrſchten wir bei unſerm raſchen Emporſteigen die Pläs der Cordilleren, und ſahen in der Ferne unermeßliche Thäler zwiſchen den Bergen ſich hinburchziehen; da machten ſich plötzlich leichte Dünſte, die anfangs nur wie Spinnengewebe auf den Flanken der Berge zum Vorſchein kamen, unter der Geſtalt weißer Flecken frei, die, immer näher herankommend, ſich gürtelartig am Horizont gruppirten.

Plötzlich gegen acht Uhr erbreiterte ſich dieſer Vorhang, näherte ſich dem Chimborazo, und ſtieg dann in einigen Minuten, anfangs nur dünn, zuſehends aber dichter werdend, bis zu uns herauf. Wir nahmen den Gipfel nicht mehr wahr. Indeß kletterten wir, angefeuert durch die Hoffnung unſern Zweck leichter zu erreichen als wir beim Verlaſſen unſers Lagers geglaubt hatten, beharrlich weiter. Der Nebel wurde immer dichter, wir konnten auf keine zwanzig Schritte mehr ſehen. Um 9½ Uhr hatte er eine ſolche Dichtigkeit gewonnen, daß es auf wenige Meter vor uns faſt ſtockfinſtere Nacht war. Angetrieben durch die Zwerſicht unſern Weg beim Hinaufſteigen wieder auffinden zu können, ſchritten wir mit neuer Hartnäckigkeit weiter; jeden Augenblick aber mußten wir den Compaß zu Rathe ziehen, um einen Abgrund zu vermeiden den wir zu unſerer Rechten laſſen mußten ehe wir an die Endvertiefung gelangten, von der aus wir unſern Angriff auf den Gipfel beſchloſſen hatten.

Es ſchien uns als ob die Neigung des Berges minder ſchroff werde, wir athmeten freier und giengen mit weniger Anſtrengung. Einige dumpfe, ferne Donnerſchläge ließen ſich von Zeit zu Zeit hören. Wir ſchrieben ſie anfangs den Exploſionen des Cotopaxi zu, bald aber überzeugten uns blendende Blitze, wie man ſie nur in der Nähe des Aequators ſehen kann, daß in den untern Regionen der Donner rollte. Ein ſchreckliches Ungewitter bereitete ſich vor.

Aus Furcht der Hagel oder der Schnee möchte unſere Fußſtapfen ausfüllen, und uns dadurch der Gefahr ausſetzen beim Hinunterſteigen irre zu gehen, entſchloſſen wir uns, obwohl ungern, unſern Marſch einzuſtellen. Wir zündeten eiligſt unſer Chuquiragua-Holz an, um in der Kaffeekanne Schnee zu ſchmelzen. Um 10 Uhr wurde der Thermometer, welcher 5 Fuß oberhalb des Schnees 1.7 zeigte, in ſiedendes Waſſer getaucht, wo das Queckſilber ſich auf 77.5 hielt. Um 10 Uhr 5 Minuten traten wir, nach Beendigung unſerer Beobachtungen, mit Rieſenſchritten den Hinabmarſch an, um in aller Eile unſer Lager wieder zu erreichen. Wir trafen inmitten eines Nebels gegen 1 Uhr Nachmittags daſelbſt ein. Der Donner rollte faſt ununterbrochen, der Blitz fuhr in blendenden, ſo genau abgezirkelten Zickzacks um uns her, wie man ſie nur in Bildern ſo ſchön abgezeichnet ſieht.

Digitized by Google

Gegen 3 Uhr stürmte ein fürchterlicher Platzregen, mit Hagel und Wind, unter unserm Felsen auf uns los. Das Unwetter dauerte einen Theil der Nacht hindurch mit einer Wuth die sich nicht mehr legen zu wollen schien. Wir lagen buchstäblich im Wasser. Am folgenden Tag, bei Tagesanbruch, trafen unsere Blicke rings herum nur ein weites Hagelfeld.

Gewisse Anzeichen eines neuen Sturms veranlaßten uns das Vorhaben einer nochmaligen Besteigung des Chimborazo, den wir jetzt als sehr zugänglich betrachteten, aufzugeben. Wir brachen daher rasch unser Lager ab, und flüchteten in aller Eile nach Guaranda, wo wir, inmitten eines kalten dichten Nebels, der uns für diesen Tag an der Bewunderung einer der schönsten Aussichten der Welt hinderte, um 3 Uhr ankamen.

Als wir unsere Beobachtungen berechneten, sahen wir zu unserm nicht geringen Erstaunen daß wir, ohne es zu vermuthen, den Gipfel des Chimborazo erreicht hatten. Persönlichen Forschungen zufolge, zuerst im hawaiischen Archipelagus angestellt, dann auf den Cordilleren des Aequators wiederholt, würde der Coëfficient der Summe der Grade oder des Gradbruches des hundertheiligen Thermometers — gezählt zwischen dem Punkt auf dem sich das Quecksilber bei in siedendes Wassers getauchten Instruments erhebt, und dem Siedepunkt des Wassers am Ufer des Meeres — 290.8 seyn, d. h. jeder Grad unterhalb von 100 zeigt eine Niveau-Differenz von 290.8 Meter oder ungefähr 29 Meter auf das Gradzehntel. Hieraus ergibt sich die Formel:

$$x = (100 - B.)\ (290.8),$$

was uns 6543 Meter für die absolute verticale Höhe gibt, zu welcher wir auf dem Chimborazo gelangt waren. Diese Ziffer stellt uns gänzlich auf den Gipfel, dessen Höhe über der Meeresfläche, nach den Triangulirungen Alex. v. Humboldts, 6544 Meter beträgt. Welchen Grad von Vertrauen man auch unsern Berechnungen schenken will, so ergibt sich doch aus unserer Besteigung als unbestreitbare Thatsache: daß der Gipfel des Chimborazo zugänglich ist.

Briefe aus dem Westen.

[Von Arthur Schott.]

Ein Sommerausflug nach dem obern Hudson und Lake George.

(Schluß.)

Auf dem ersten Eiland, da wo wir anlegten, fand sich ein sehr schöner Baum- und Sträucherwuchs, welcher die tief eingeschnittenen granitischen Felsenufer mit tiefstem Grün beschattete. Mehrere niedliche Glieder subalpiner Flora fielen uns hier in die Hände. Darunter war namentlich die verspätet blühende und früchtetragende Gaultheria procumbens L., Gay Lussacia resinosa Porr. & Gr.; Benzoin odoriferum, Nees; Nyssa multiflora, Wallt.; Myrica Gale L.; Orientalis americana, Pursh., Mitchella repens L.; Cephalanthus occidentalis L.; Castanea vesca L.; Scutellaria canescens Nutt.; Vitis riparia? Michx; Pinus rigida Mill.; Rosa carolina L.; Comptonia asplenifolia Ait.; Quercus ilicifolia Wang u. a. m. Unter den mancherlei Farn zeichnete sich besonders das schöne zierliche Adianthum pedatum L. durch üppigen Wuchs aus. In einem der Ufereinschnitte fand sich auf dem Grunde von 3 bis 4 Fuß tiefen Wassers häufig Eriocaulon septangulare, Withering.

Weiter hinab im See, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Ufern, und gerade in Front des Hôtels, landeten wir am sogenannten „Diamond Island." Diesen hochtrabenden Namen soll es durch schöne Quarzkrystalle erhalten haben, die sich früher häufig darauf vorgefunden, jetzt aber seltener geworden sind. Außerdem ist es durch seine Kalkbildung inmitten granitischer Umgebungen ausgezeichnet. Für die Umgäste ist dieser Inselfelsen mit seiner grünen Baum- und Sträuchdecke ein beliebter Pik-Nik-Platz, wovon er überall sichtbare Spuren trägt, als da sind Feuerstätten, Knochenüberreste, Eierschalen, alte Brodkrumen, versteht sich alles in nicht fossilem Zustande.

Der Doctor und ich waren noch eben beschäftigt eine Uferstelle ausfindig zu machen, ob uns ein wenig klippiger Grund ein Bad gestatten würde, was übrigens fast unmöglich schien. Ueberdieß fing der Himmel an sich mit schweren Gewitterwolken zu beladen, so daß wir für räthlich hielten diese Diamanten-Insel wieder zu verlassen, ohne an ihrem Strande gebadet zu haben. Wie gerne hätte ich dem Doctor dieses Vergnügen gegönnt, da er, seit 16 Jahren in St. Louis (Mo) ansässig, kein anderes als das trübe gelbe Wasser des Mississippi gesehen hatte, mit dem er sich hatte zufrieden stellen müssen. Der Wind hob sich zu frischer Briese, welche wir, da sie uns günstig war, nach dem Wunsch unseres Fährmanns mit aufgespannten Regenschirmen benützten. Da wir im Heruntersahren durchaus Gegenwind hatten, so war jetzt die Arbeit für unsern Bootsmann leichter, wobei er besonders auch unsern Segelreifsegeln alle Geltung widerfahren ließ. Die Landschaft zu beiden Seiten des Sees hat hier etwas Aehnlichkeit mit der am untern Zürcher See, d. h. hinsichtlich der Breite der Wasserfläche und der Uferformen. Wo übrigens der Schweizer schönes, himmelblaues Alpenwasser zeigt, da spielt dieser Royal George in dunkler, blaugrüner Waldsarbe, und wo der Hintergrund des einen von einem prachtvollen Alpen-Panorama gebildet wird, da hat der Amerikaner schöne, wilde Felsgebirge, deren harte Formen aber durch den dicken Waldwuchs, der sie bedeckt, gemildert sind. Wo der See von Zürich gartenreiche, culturgeglättete, sanfte Gehänge zeigt, da sind die Ufer des Georgesees von dichten, fast unberührten Wäldern bekränzt, und die darüber hinwehenden Winde besitzen noch mehr von frischem Urhauch einer unbetretenen Natur. Wo endlich die Helvetier die Wasserwerke einer alten volk- und gewerbreichen Stadt bespült, worin fast jeder Stein geschichtliche Bedeutung hat, da liegt hier malerisch zwischen Wald- und Wiesengrün ein niedliches, aber höchst uninteressantes Oertchen, dessen Name mir bei

Digitized by Google

einmaligem Hören nicht im Gedächtniß blieb, und den ich erst nachher wieder auf einer Karte nachsuchen mußte. Er ward oben bereits als Caldwell angeführt. Freilich hat der Boden hier auch seine Geschichte, diese geht aber kaum erst hinter eben verstorbene Generationen zurück. Sie besteht außer dem ziemlich allgemeinen Untergang der rothen Landeskinder nur in einer Reihe von militärischen Wechselfällen, wie sie vor nicht hundert Jahren der Unabhängigkeitskrieg mit sich geführt. Novellen- und Romanschreiber mögen wohl auf diesem Felde hier manche Episoden und Stoff für ihre Federn finden, allein große Beziehungen knüpfen sich eben nicht unmittelbar an diese Regionen, wie dieß mit und um Zürich der Fall ist.

Wir waren bei guter Zeit wieder im Hôtel bei Caldwell zurück, ohne daß uns der Regen seiner Animerksamkeit gewürdigt hätte. Jede Partie begab sich alsbald auf ihr Zimmer, um die gesammelten botanischen Schätze zu versorgen oder ihr Aeußeres für die bevorstehende Tafel bestmöglichst herzurichten.

Das Hôtel Fort William Henry ist ein ächt amerikanisches Holzgebäude, d. h. so aufgeführt daß es sich seinem Besitzer oder Beständer in Zeit von zwei bis drei Jahren bezahlen muß. Will man etwa Fehler daran finden, so ist sein augenfälligster daß sein Baustyl, zu pomphaft, nur für ein Steingebäude paßt. Es ist übrigens hier zu Lande etwas so gewöhnliches, griechischen Tempelstyl oder römische Riesenwerke in Holz nachgeahmt zu finden, daß es einem nicht mehr als etwas abgeschmacktes auffällt. Großartige weite Treppenanfgänge, geräumiger luftiger Corridor, eine 140 bis 150 Fuß lange Façade, hohe Zimmer, Fenster und Thüren in ihren Maßen entsprechend, alles von Holz, mit Oelfarbe angestrichen, ist die Art und Weise wie die Amerikaner derartige Bauten unternehmen. Die Kosten eines solchen Baues sind vielleicht gleich denen eines Flußdampfbootes, das zudem noch seinen nautisch-wissenschaftlichen Werth vor jenem voraus hat. Die innere Einrichtung eines solchen Hôtels ist in den öffentlichen Zusammenkunftszimmern reich mit Teppichen und Vorhängen ausgestattet. In den Wohn- und Schlafzimmern ist die Einrichtung einfach, aber stets reinlich. Alles entspricht genau den Ansprüchen des Publicums. Des Gebäudes Grundriß bildet die Form eines (T), welches den daran gemachten Anforderungen möglichst entspricht. Die lange Façade mit ihrer Breitseite gegen den See gerichtet, nehmen die Salons und Schlafzimmer der Gäste und Passagiere ein, so daß der größtmöglichen Anzahl von letztern ein Stücklein Aussicht auf den See gelassen ist. Das lange Hintergebäude, welches senkrecht auf das Frontgebäude stößt, enthält den Speisesaal, Küche und Zimmer für Dienerschaft, kurz es ist der Hausbaltheil. Der Plan des Gebäudes ist gewiß kunstlos und verräth keinerlei Hintergedanken. So viel Fenster und Thüren, so viel Quadratfuß Raum macht so viele Dollars per Monat; damit ward der Plan geradezu vorgeschrieben.

Nächst dem Hauptzeingang zum Bureau des Beständers befindet sich in einem Glaskasten verschlossen eine kleine Curiositätensammlung, die, bei der Wichtigkeit mit welcher es unter andern auch eine Anzahl limbisch lächerlicher Gegenstände ausweist und theilweise beschreibt, Anspruch auf archäologische Bedeutung zu machen sucht. Manche Kleinigkeiten darunter haben unbestreitbaren Werth, findet man aber daneben zum Beispiel den Holznagel aus einem Kleiderrechen, genommen 1854 in einer britischen Soldaten baracke in Canada, und hier ausgestellt, oder eine Glasflasche mit etwas Alkohol, eine gewöhnliche Maus bewahrend, die einmal in die Flasche gekrochen war und sich darin ersäuft hatte, und jetzt bezeichnet ist, as a mouse which, caught itself in its own drop, oder eine Reihe militärischer Rock- und Hosenknöpfe von amerikanischen und brittischen Uniformen, von denen zudem der älteste noch keine hundert Jahre alt und der jüngste noch nicht von gegenwärtigen Uniformen abgeschafft ist, so läßt sich nicht viel vom Geschmack eines Publicums denken welches sich solche Sachen gefallen läßt. Ich meinerseits erinnere mich bei keiner andern Nation die Tugend, geringes Gold so aufs dünnste auszuklöpfeln und Pomp damit zu machen, wie bei den Yankees.

Die Stunde zum Mittagmahl war bei der Hand, und so versäumten auch wir nicht dieser Pflicht gegen uns selbst nachzukommen, obwohl auch dieses manchmal sein Unangenehmes hat. So namentlich heute, denn wir hatten uns mit unserm kurzen unvorbereiteten Ausflug wirklich als Eindringlinge im Kreise einer glitzernden modernen Welt eingedrängt. Von den spitzterrichterlichen messenden und zerlegenden Augen schöner Gafferinnen und eitler Gaffer, und von Angehörigen einer hohen Plutokratie des Landes kann man wohl auch mit der Bibel sagen, „sie gehen umher wie der brüllende Löwe und sehen zu wen sie verschlingen.“ Auch wir hatten uns solches gefallen zu lassen, was uns übrigens sehr wenig anfecht.

An einer amerikanischen eleganten table d'hôte habe ich immer mein heimliches Vergnügen an dem sächerlichen Zopf, der dem angloamerikanischen Mahlzeitencultus noch von Alt-Englands Zeiten her hängen geblieben und diesen Popanz noch hinten und vorn ziert. Ich möchte dieses theure Kleinod unverbesserlicher englischer Sitte nicht antasten, allein die Eigenliebigen dieser angloamerikanischen Republik, besonders die Respectables, sehen einen besondern Stolz auf diese Art Conservatismus, und so müssen sich's Fremde natürlich gefallen lassen, unter dem althergebrachten Ritual mitzumachen. Solches besteht nämlich darin, daß eine große Anzahl Neger unter dem Commandorufe des Vorschneiders nach streng eingehaltenen Vorschriften die Tafel besetzen, und während der verschiedenen Wechsel immer wieder systematisch herrichten müssen. Alle Tempos geben dabei nach den Schlägen einer kleinen Glocke, wonach jeder der dienenden Geister auf seinen Platz mit dem rechten Fuß austritt, mit dem zweiten Schlag eine Schüssel über die Tafel schwingt, die er endlich mit dem dritten aufsetzt. Auf dieses macht dann jeder wieder eben so im Takt, je nachdem, rechts oder linksum, wonach dann auf ein anderes Zeichen alle einer hinter dem andern tafelaufwärts marschiren, um weitere Ordres zu empfangen. Teller und Besteck einsetzen geht ganz im selben Styl. Wieder marschirt auf jeder Seite der Tafel eine Reihe dieser schwarzen Dienstraben auf und nieder, um mit dem gegebenen Glockenzeichen Messer, Gabel, Löffel und Teller einzusetzen. Besonders ergötzlich sind dabei die wichtigen Mienen dieser krauthaarigen Aufwärter, die keine Miene verändern wenn sie z. B. hin und wieder, da wo kein Besteck zu ersetzen ist, doch dieselbe Bewegung machen müssen als ob sie wirklich ein solches hinlegten. Diese erbauliche Tafelscene erinnert mich immer wieder, und so oft ich sie sehe an Mozarts Zauberflöte, wo auch schwarze Krauskösse im Takt die Musik schön finden, tanzen und in symmetrischen Reihen ab- und zugehen.

Der practische Werth eines solchen Tafelceremoniells mag wohl

Digitized by Google

darin beſtehen, daß fürs erſte die Schwarzen ſelbſt entſchiedenen Geſchmack und Geſchick für derlei Dienſtleiſtungen haben, und überhaupt als Barbiere, Köche, Kammerdiener ꝛc. ſelbſt ungemein viel Werth auf glänzende, hohle Formen legen. Aeußerdem ſcheinen auch dieſe Wollköpfe durch ein vorgeſchriebenes, ſtreng gehaltenes Syſtem leichter in Ordnung gehalten zu werden. Bei ſo großartigen Abfütterungsſcenen, wie ſie ſich täglich in einem großen, amerikaniſchen Hôtel wiederholen, mag wohl ein vorbeſchriebenes Ceremoniell nöthig ſeyn, ob aber ein gerühmtes Publicum dabei wirklich die größte Bequemlichkeit genießt iſt eine weitere Frage, die ich mir ſelbſt noch nicht gehörig zu beantworten vermochte.

Nach vollbrachter Tafel ſuchten die Familie des Doctors und ich wieder das Freie, um wo möglich noch heute den „Prospect-hill“ zu beſteigen. Die Zeit hiezu war freilich etwas kurz, allein der Doctor, und beſonders ſeine Frau, die beide ſchon ſeit langer Zeit am Miſſiſſippi lebend ſeine Berge mehr geſehen hatten, wollten ſich das Vergnügen, wieder einmal in Waldhalden und Bergklüften herumzuſteigen nicht nehmen laſſen. So ſchritten wir einem nahen, dichtbeholzten Berge zu, der beim hieſigen Volk der Ausſichtshügel (Prospecthill) heißt. Die Etymologie dieſes Namens iſt wie bei den angloamerikaniſchen Ortsbenennungen überhaupt ſehr einfach, ſo daß ein Blinder ſie leicht greifen kann. Wir wußten nun daß wir von da droben wirklich eine Ausſicht haben würden.

Anfangs war die Steigung des Berges gering, übrigens wuchs ſie bald zu 45 und mehr Graden, ja über die Mitte hinauf nahm ſie gegen 60° und hob ſich gegen den Gipfel nur mehr in ſcheitelrechten Terraſſen. Die Flora lieferte uns hier noch mancherlei merkenswerthe Exemplare. Eine Anzahl Farn- und Bärlappen bezeichneten in Geſellſchaft einiger Phanerogamen den Pflanzenwuchs der nördlichen gemäßigten Zone. Es fanden ſich da Pteris aquilina, L.; Adiantum pedatum L.; Lycopodium complanatum und L. rupestre, L.; Chimaphyla umbellata, Nutt; Pyrola secunda, L.; Corydalis glauca, Pursh; Lysimachia revoluta, Nutt; Lichen major, Michx; Lythrum alatum, Pursh; Coptis trifolia, Salisb.; Gay Lussacia resinosa, Porr. y. Gray; Melampyrum pratense, L.; var. americanum Benth; Rosa Carolina, L.; Spiræa salicifolia et S. tomentosa, L.; Campanula rotundifolia L.; Campanula asperinoides, Pursh; Arbutus Uva ursi, Spreng; Hypericum canadense L.; Scutellaria lateriflora, L.; S. serrata, Andrews; Medeola virginica, L.; Lolium canadense, L.; Trientalis americana, Pursh; Lespedeza capitata, Michx; Melilotus leucanthus Koch etc.

Nachdem wir den Fuß des Ausſichtshügels hinter uns hatten, nahm die Steilheit gegen den Gipfel und damit die Schwierigkeit des Kletterns ſo zu daß in der That jedes von uns alle Kraft und Ausdauer aufzuwenden hatte, um dem vorgeſteckten Ziele nahe zu kommen. Da waren nämlich alte Waldpartien, wo zwiſchen jungen halbverkohlten Stämmen ein faſt undurchdringliches Unterholz das Durchkommen ſo ſehr erſchwerte daß alle Philoſophie dazu gehörte, nicht unmuthig zumuthen oder geradezu hinzuſitzen und ſich unnützem Zweifeln am Gelingen des Vorhabens hinzugeben.

Ich hatte endlich den Gipfel erreicht, und fand genügend Zeit mich von oben herab der weithin reichenden Ausſicht zu erfreuen. Die obere Hälfte des Sees lag da vor den Augen wie eine hydrographiſche Karte. Eine ſolche Schau iſt übrigens mehr intereſſant als eigentlich ſcenériſch ſchön, und der wohlige Eindruck, welchen ſie etwa macht, liegt mehr im Bedeuten und Zergliedern als in einem wirklich ſchönen Geſammteindruck. Hievon iſt vielleicht ausgenommen das wolkenbelebte Luftmeer mit ſeinen herrlichen Farbentönen, wie es über den auf dem Grunde ruhenden Maſſen von Hügeln, Bergen und Wäldern ruht.

Man überſieht vom Rücken des Proſpectbill die Waſſerſcheide zwiſchen dem oberen Hudſon und den Waſſern, die ihren Lauf durch den George- und Champlain-See nach dem Lorenzeſtrom nehmen.

Wir waren nach ziemlicher Arbeit des Hinabkletterns ſo glücklich noch vor pechfinſterer Nacht einen Waldpfad zu erreichen, der uns bald wieder zum Fuß des Berges und von da nach dem Hôtel leitete. Bei einem verſpäteten nachgedeckten Abendeſſen ward bald das Gröbſte der überſtandenen Strapazen vergeſſen und waren wir jetzt froh, auch den kleinſten Augenblick unſerer Zeit hier benützt zu haben, allem Sehenswerthen nachgegangen zu ſeyn.

Ich kann nicht umhin hier dem Pächter oder Beſtänder des Hôtels Ford William Henry unſere Anerkennung zu zollen, da wir bei unſerem flüchtigen Beſuche mit beſonderer Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit behandelt wurden, was namentlich in ſolchen Curorten und Badeanſtalten ſelten der Fall iſt, da die reiche und vornehmthuende moderne Welt gewöhnlich alle Aufmerkſamkeit für ſich allein beanſprucht. Freilich hatte dießmal der große Andrang von Gäſten und Paſſagieren einen für den Hôteliuhaber ſehr empfindlichen Stoß erlitten, indem der Dampfer John Gay, welcher die Reiſeverbindung zwiſchen Canada, Ticonderoga und Saratoga bis jetzt vermittelt hatte, erſt vor kurzem durch Feuer zu Grunde gegangen war, was auch mehr Menſchenleben gekoſtet. Der Unglücksfall hatte ſeiner Zeit mächtigen Zeitungslärmen erregt, weiter aber auch nichts zur Folge gehabt, als gewöhnlich bei ähnlichen Vorfällen auf Eiſenbahnen oder Dampfbootlinien der Fall iſt.

Ein Gang durch das ägyptiſche Muſeum im Louvre zu Paris.

Mit Recht feſſelt der ſtattliche Obelisk von Luxor auf der Place de la Concorde mit ſeinen trefflich erhaltenen Hieroglyphen die Aufmerkſamkeit jedes Fremden welcher ſich Paris anſieht. Legt er doch eine Vergleichung nahe zwiſchen der weltberühmten Reſidenz Theben, wo er die Pforten des königlichen Palaſtes ſchmückte, und der jetzt wieder in den Zenith ihres Glanzes getretenen Seineſtadt. Aber es iſt dieſer herrliche Monolith nur gleichſam der Vorpoſten eines Lagers von Ueberreſten des wunderreichen Landes, die in den Kunſthallen des Louvre ſich befinden, und der Alterthumsfreund

Digitized by Google

denkt sich den Weg dahin durch eine Reihe geheimnißvoller Sphinxe ausgeschmückt.

Früher war diese Sammlung weniger bedeutend, seit aber in den letzten Jahren der hochgestellte Arzt Clot-Bey seine während eines langjährigen Aufenthalts in Aegypten erworbenen Kunstschätze damit vereinigt hat, auch die von dem gelehrten Mariette in neuester Zeit bei Abusir entdeckten Ueberbleibsel des Serapeums, d. i. des unterirdischen Tempelgrabes des Apis, darin niedergelegt sind, nimmt sie wohl, wenigstens in einzelnen Branchen, eine ebenbürtige Stellung unter den verwandten Museen von Rom, Turin, Leyden und Berlin ein. Das Local für die größeren Gegenstände (Salle des grands monuments) ist zu ebener Erde in dem südlichen Theile des Flügels der großen Colonnade, und setzt sich auf der daran stoßenden Treppenhalle fort. Für die kleineren dienen vier Säle im ersten Steck, die einen Theil des Musée de Charles X bilden, und durch musterhafte Deckengemälde geziert sind. Eines derselben von Picot stellt Aegypten dar, wie es dem alten Hellas durch Studium und Genie sich enthüllt, ein anderes von Abel de Pujol zeigt dasselbe Land, wie es bei Joseph gegen die sieben theuren Jahre Schutz sucht.

In der Salle des Grands Monuments befinden sich elf Statuen der Göttin Pacht, der Geliebten des Ptah, des höchsten Gottes zu Memphis, der Schöpferin der asiatischen Menschenrace. Manche derselben sind sehr schön gearbeitet, und ein schlanker Leib entspricht dem kräftigen Löwenkopf der Göttin. Die Salle des Monuments Religieux ist ein reiches Pantheon, zu welchem Theben, Memphis und Sais ihre Beiträge gaben.

Wir haben hier mannichfaltige Darstellungen aus der ihrem innersten Wesen nach noch in tiefes Dunkel gehüllten Aegyptischen Mythologie vor uns, von Ammon, dem Vater der Götter und Herrn der Thronen der Erde, mit der rothen Krone, dem Zeichen der Herrschaft über die niedere Regien und zwei langen geraden Federn, den Herrscherstab in der Hand und mit der Schenti oder kurzem Leibreck bekleidet, bis zu dem Herrn der Skarabäen herab; wir sehen die schöne Hathor mit der Sonnenscheibe, zwei Hörnern und zwei langen Federn, die Aphrodite der Griechen, und den häßlichen Bes mit den Stieraugen und der ausgereckten Zunge, wir begegnen Seti mit der weißen, spitzigen Mitra und den zwei Kuhhörnern, der griechischen Here, Aurcke, der griechischen Hestia, mit dem breiten Blumenkranz, Neith mit der rothen Krone, Bogen und Pfeilen, der Pallas Athene der Griechen, Imhotep mit dem langen Gewande, Sandalen und aufgeschlagenen Buche, dem griechischen Aesculap, dem hohen Gott Set, dem griechischen Typhon, und den guten Göttern Osiris (Dionysos) und Isis (Demeter). Manche dieser Bildnisse sind äußerst klein. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist Bronze, emaillirte Erde, Fajence, Glas, Granit und anderes hartes Gestein, vergoldetes oder bloßes Holz, zuweilen auch Gelt. Einen guten Ueberblick gewährt ein Fach, worin von jeder Gottheit ein Exemplar aufgestellt ist.

Für die den Apis, welcher als Incarnation des Ptah gedacht wurde, betreffenden Funde ist ein eigener Raum, Salle d'Apis, bestimmt. Sie kamen aus dem oben genannten Serapeum, dessen Gründung um 1500 fällt, und wovon jetzt noch ein fester Pfeilerbau ohne Bedachung übrig ist. Mitten im Saale steht das Bild des Apis in Stein gehauen, wovon man noch die regelmäßigen schwarzen halbmondförmigen Flecken unterscheiden kann. An den Wänden sind ganze Reihen von Denksteinen auf den Tod der vielen Apis angebracht, welche in Verbindung mit der auch hier gebrachten Serapeumsthürme durch ihre Inschriften für die Geschichte und Chronologie eine sehr reiche Ausbeute gewähren, indem sie zwar gewöhnlich nur einen Act der Anbetung von Seiten der Apispriester enthalten, aber eine Menge historischer Daten aus der Regierungszeit der verschiedenen Könige, unter welchen die Apis starben, von Amenophis III bis zu Cäsarion, dem Sohne der Kleopatra, anführen. Von zwei Apis wird gesagt, daß sie über 26 Jahre alt geworten seyen, wodurch sich die Angabe der griechischen Schriftsteller, man habe sie nicht über 25 Jahre alt werten lassen, widerlegt, jedenfalls gezeigt wird daß diese Regel nicht ohne Ausnahme war. Eine der Inschriften bezieht sich vermuthlich auf den Apis, welchen der unsinnige Kambyses im Jahr 518 bei der Rückkehr von seinem verunglückten Feldzuge gegen die Aethiopier tödtlich verwundete. Außerdem sind hier in großer Anzahl die vier Söhne des Osiris, die Kanopen. Sie haben ihren Namen von Kanopos, dem Steuermann des Osiris auf seinem indischen Zug, bestehen aus einem bauchigen, zum Aufbewahren des Nilwassers bestimmten Topf mit einem freundlichen Menschenkopf, und hatten die Eingeweide zu überwachen. Auf dem obersten Absatz der Treppenhalle befinden sich Opfersteine und kleine Votivpyramiden. Die Hauptperson auf letztern ist in anbetender Stellung, und wendet ihr Gesicht regelmäßig gegen Mittag, und zu ihrer Linken sind Gebetsformeln an die aufgehende, so wie zu ihrer Rechten an die untergehende Sonne gerichtet, worauf man schließen dürfte daß auch die großen Pyramiden eine Beziehung zu dem Sonnendienst hatten.

Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit den Königen zu, von welchen nicht wenige als wahre Heroen vor uns treten. Ein schönes Basrelief auf einem Stein, der im Serapeum eingefügt war, aber einem viel älteren Bau angehörte, stellt den König Menkeher von der fünften Dynastie dar. Die kolossale Statue des Sevek-Hotep III von der dreizehnten Dynastie ist zwar sehr verstümmelt, doch läßt sich eine schlanke Form des Leibes und anmuthige Haltung des Kopfes noch erkennen. Daneben ist das Standbild desselben Königs, halb so groß, von gleich guter Arbeit. Auch ist ein König dieses Namens, vermuthlich der vierte, auf drei Basreliefs zu sehen. Von einer Statue des Amenophis III, des Memnon der Griechen, welcher der achtzehnten Dynastie um das achtzehnte Jahrhundert angehörte, sind nur noch die Füße übrig, an der Basis sind aber die Namen von 23 afrikanischen, durch ihn besiegten Völkerschaften, darunter die der Libyer und der von Kusch (Aethiopier) aufgeführt. Eine kleine, sehr fein gearbeitete Statue zeigt das Bild des Amenophis IV, eines der letzten dieser Dynastie. Derselbe ist dadurch bekannt, daß er den Namen des Gottes Ammon auf den Denkmalen von Theben auswerfen ließ, um eine erneuerte, vermuthlich ausheimische Art des Sonnendienstes in Form einer geflügelten Scheibe einzuführen. Seti I, der Gründer der neunzehnten Dynastie, der Vernichter der Hyksos, um Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, ist auf einem Basrelief zu sehen, wie er von der Göttin Hathor ein symbolisches Geschenk erhält. Von seinem Sohne Ramses II, Mei-Amoun, d. h. der von Ammon Geliebte, ist ein Standbild von grauem Granit vorhanden und eine schöne Statue von Alabaster, deren oberer Theil aber

Digitized by Google

leider restaurirt ist. Ferner trägt sein Haupt ein großer und doch gefällig gearbeiteter Sphinx, und zwei Basreliefs enthalten sein Bild; auf beiden trägt er noch die Jugendlocke, und auf einem hält er den Finger gegen den Mund als Zeichen der unmündigen Kindheit. Dieß ist der von den Griechen Sesostris genannte große Eroberer, welcher die Juden zwang die Stadt Ramses zu bauen. Das Haupt seines Sohnes Meneephtha (Liebling des Ptah) trägt der größte Sphinx in dieser Sammlung, auf welchen auch gewöhnlich das Auge des Beschauers zuerst fällt. Er besteht aus rothem Granit, ist 6½ Fuß lang, hat schwerfällige Formen und die Tatzen ruhen auf Ringen, dem Zeichen langer Zeitreihen. Eine Inschrift an der Brust und an der Schulter gibt über ihn Kunde. Dieser Meneephtah war sehr wahrscheinlich der Pharao, unter welchem die Israeliten durch das rothe Meer zogen — ein Ereigniß, welches, weil es für den König nicht ruhmvoll war, auf den ägyptischen Denkschriften nicht verzeichnet ist. Er und sein Vater haben den Apiscult sehr, woher es sich erklärt daß die Israeliten in der Wüste sich ein goldenes Kalb machten. Sieht man vor diesem kolossalen Meneephtah-Sphinx, so wird man unwillkürlich an die assyrischen Riesenbilder erinnert. Auf beiden sind Königshäupter voll majestätischen Ernstes: dort ist ein Stier, hier ein Löwenleib, das Symbol der Stärke, die aufrechte Stellung der assyrischen in Verbindung mit den Flügeln imponirt aber noch mehr als die liegende Stellung der ägyptischen. Seti II, Sohn des Meneephtah, ist auf einer kolossalen Statue abgebildet, einen großen Herrscherstab in der Hand haltend, auf welchem seine Namen und Titel verzeichnet sind. Schechonk I von der zweiundzwanzigsten Dynastie um die Mitte des neunten Jahrhunderts, welcher Jerobeam, den König von Juda, wegführte, ist auf einer Inschriftentafel in der Anbetung des Apis begriffen zu sehen. Zur Zierde einer Säule dient eine kleine Statue mit dem Bilde des Psammetich II von der sechsundzwanzigsten Dynastie 593 — 588 v. Chr. Amasis von derselben Dynastie um 570 v. Chr. ist auf vergoldetem und übergoldetem Holze dargestellt, wie er den Horus anbetet. Einer der letzten Könige, Nechthar-hebi, steht auf dem Bruchstück der Oberschwelle einer Thüre. Die durch das obligate Schlangensymbol, den Uräus kenntlichen Häupter der Könige Hophra (Apries bei Herodot) um 580 v. Chr., des Nepherites um 398 v. Chr., des Nakoris um 392 v. Chr. und des Nektanebo, des letzten Sprößlings der ägyptischen Königsgeschlechter, um 378 v. Chr. werden von Löwenleibern getragen, und erscheinen also in der Gestalt von Sphinxen. Dieß sind die Bildnisse der Könige. Durch sie in Verbindung mit den zahlreich vorhandenen Inschriften ist es möglich geworden viele Lücken in der Chronologie auszufüllen, und die zwölfte Dynastie ist fast vollständig vertreten, obwohl sie bis an das Ende des dritten Jahrtausends zurückgeht.

Aber auch von andern hochgestellten Personen, Königinnen, unter welchen man sich die Isis verkörpert dachte, Prinzen und Prinzessinnen, königlichen Schreibern und sonstigen Beamten, Priestern und Priesterinnen, erhalten wir theils durch Standbilder, theils durch Gedenktafeln Kunde. Auf einer der letztern befindet sich die angeberete Königin Ahmesnefre-ari, Gemahlin des Ahmesis, welcher zu Ende der siebzehnten Dynastie die Hyksos vertrieb. Die Inschrift eines Spielbrettes bezieht sich auf die Königin Hat-Asru, Tochter Tutmes I und Regentin nach seinem Tod. Auf einem großen Scarabäus ist eine Denkschrift auf die Vermählung Amenophis III mit Taia. Beide letztere Königinnen gehören der achtzehnten Dynastie an. Auf einem Standbilde ist dargestellt die Königin Keramama, Gemahlin des Takelothis I von der zweiundzwanzigsten Dynastie. Ein Alabastergefäß trägt die Inschrift der Königin Amen-meri von der sechsundzwanzigsten Dynastie. Von Rhamsam, ältestem Sohne des Ramses II und der Isisnofre, Oberpriester des Ptah zu Memphis, gibt es manche Abbildungen. Auf einem sehr fein gearbeiteten Denksteine steht die Prinzessin Muttaiais hinter ihrem Vater, dem König Pianchi, welcher nach der Herrschaft der Aethiopier mit seiner Gemahlin Amenartais kurze Zeit zu Theben regierte, und es werden ihre Vorzüge also gerühmt: „Sie hat die Palme der Liebe bei Männern und Frauen. Ihre Haare sind schwarz wie die Nacht.“ Auch wird sie die Prophetin der Göttinnen Mut und Hathor genannt. Sehr stattlich nimmt sich der erste Prophet des Osiris zu Abydos, Unnover, mit seinem Pantherfell aus. Es war dieß die wesentliche Auszeichnung der höchsten Stände in Aegypten von den ältesten Zeiten her, und galt gleichfalls im Ausland als Hauptschmuck, wie denn Paris, der nach Herodot (2, 113 ff.) auch in Aegypten war, im trojanischen Krieg ein solches trug (Ilias 3, 17). Ein Denkstein auf Nechtmin, ersten Propheten des Minti, ist deßhalb bemerkenswerth, weil im ägyptischen Museum zu Berlin ein gleicher aufbewahrt ist. Die königlichen Schreiber oder Schriftgelehrten haben gewöhnlich eine Art Schreibpult vor sich, mit welchem sie wie verwachsen scheinen, und deßhalb keine ästhetische Figur bilden. Ein Mundschenk des Königs Ramses II, Scha, erinnert an den Mitgefangenen des Joseph. Eine junge Priesterin im Tempel des Ammon zu Thebe, Aich, wahrscheinlich der achtzehnten Dynastie angehörig, hat das Klapperinstrument, Sister, in der Hand. Auch kommt eine verheirathete Priesterin des Ammon, Nowreari, Ehefrau des Schreibers Hora unter König Meneephtah, vor. Da aber Herodot (2, 35) ausdrücklich behauptet, kein Weib versehe einen Priesterdienst, so ist wohl an die Tempeltänzerinnen, Almeen genannt, zu denken, jedenfalls war ihr Wirkungskreis ein sehr beschränkter.

Das in der Salle civile und zum Theil auch in der Salle historique Ausgestellte gibt uns einen köstlichen Einblick in das innere Leben der Aegypter, ihren Hausbalt und die demselben entsprechende Culturstufe. Es sind hier durchflechtige feinene Stoffe, eine Art grober Mousseline, welche leicht zu beschaffen waren, da das fruchtbare Nilthal schon in den ältesten Zeiten viel Flachs hervorbrachte, ferner Hänfen-, Leinen- und Wollengarn, ein aus purpurrother Wolle gestrickter Kopfputz, Muster von den verschiedensten Geweben, eine purpurrothe und eine gelbe Jacke, beide in der Wolle gefärbt, Tressen und Stickereien, welche den noch jetzt im Orient üblichen sehr ähnlich sind, und wovon manche syrischen Ursprungs seyn mögen, Muster von Plüsch und sehr schöner Mumienleinwand. Von einem falschen Zopf ist nur ein Exemplar vorhanden. Von Fußbekleidung finden sich vor Halbstiefel und Sandalen aus sehr starkem Leder für Männer und sehr leichte Halbstiefel aus weißem Saffian für Frauen, mehrere noch ganz neue elegante Sandalen aus Papyrus und anderem buntem Material geflochten, wovon einige ganz flach sind, andere einen kleinen Umschlag haben, ein Paar Pantoffeln aus rothem Saffian und vergoldet, auch Halbstiefel und leichte Sandalen für Kinder. Von

Digitized by Google

Meubeln iſt aufgeſtellt eine mit Flaum gefüllte Kindermatratze, eine große Binſenmatte, Klappſtühle, Seſſel mit und ohne Lehnen, namentlich ein großer Lehnſeſſel mit eingelegtem Elfenbein und geflochtenem Gefäße, auch ſind manche andere Geflechte aus Binſen, Papyrus und Palmblättern vorhanden. Die Gefäße beſtehen aus gelbem und rothem Thon, Glas, Alabaſter, Porphyr, Granit, Feldſpath, Lapurſtein, Bergkryſtall und Gold, und ſind meiſt hübſch und leicht gearbeitet. Die mit bunten Wellen verzierten Gläſer namentlich ſind ägyptiſche Erfindung.

Eine Sammlung von Früchten und Getreide wurde aus den Gräbern erhoben. Darunter iſt auch die Frucht des Baobab oder Affenbrodbaums, welche ſehr wahrſcheinlich von Aethiopien hergebracht wurde, da ſie in Aegypten ſelbſt nicht wächſt. Von Ackergeräthe findet ſich die Erdhacke aus gelbem Ebenholz vor, die zur Bearbeitung des lockern Nilſchlamms hinreichte; von Jagdgegenſtänden Bogen und Pfeile mit Spitzen aus ſcharfen Steinen, und eine Art gekrümmter Stäbchen aus ſchwerem Holz, womit man Waſſervögel zu werfen pflegte; von Fiſcherwerkzeugen Angeln und Netze; von Waffen Dolche, eine Art königliches Schwert, eine Schlachtſichel, auch ſieht man eine Feder und ein Raſirmeſſer, ſo wie Nadeln von Bronze und Spindeln von Fayence.

Die Paletten der Schreiber, welche wegen Fertigung der Hieroglyphen auch Künſtler ſeyn mußten, beſtehen aus hartem Holz, haben ein viereckiges Loch, um die Kiele oder Griffel hineinzuſtecken, und mehrere runde Löcher für Stückchen von rother und ſchwarzer Dinte, die in einem kleinen Gefäß mit Waſſer aufgelöſt wurde. Dieſe Schreibbretter ſind oft mit ſehr feinen Inſchriften verziert, deren Gegenſtand Gebete ſind, welche der Eigenthümer an verſchiedene Gottheiten richtete.

Die Muſik betreffend, ſo kommen vor Schlag-, Blaſe- und Saiteninſtrumente, paarweiſe geſtellte Hände und Arme von Holz und Elfenbein, die beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheinen nach Art der Caſtagnetten den Tact anzugeben, Hörner, Cymbeln, eine Trompete von Bronze, zwei Schellentrommeln, Lauten und Harfen. Der Ueberzug einer Flöte, auf welcher eine Muſikerin zwei Flöten zugleich blaſend dargeſtellt iſt, gehört zu den Seltenheiten.

Von Spielen ſieht man eine Art Schachſpiel mit Hieroglyphen, und manche ähnliche Figuren aus Bein und Elfenbein.

Obwohl im Jahr 1830 manches Geſchmeide abhanden kam, iſt doch noch vieles übrig. Die goldenen Ketten wurden um den Hals getragen. Die Fingerringe ſind theils von Gold, theils von emaillirter Erde. Sehr häufig ſind auch die Siegelringe. Unter den Ohrgehängen ſind beſonders die zu bemerken welche aus weißem und rothem Carneol beſtehen, ſchildartige Form haben und mit dem Kopf der Göttin Mut verziert ſind. Die Halsbänder enthalten häufig ſymboliſche Gegenſtände, z. B. heilige Fiſche, Eidechſen, das Auge des Oſiris, die Lotusblume, und ihre Endverzierung iſt oft der Kopf eines Sperbers. Manche derſelben ſind aus blauer überglaſter Erde gefertigt. Von Silber, welches überhaupt, wie das Eiſen, ganz ſelten iſt, findet ſich nur eines vor. Die Armſpangen beſtehen aus Gold, Edelſteinen und Schmelzarbeit. Wie man in den Gräbern der alten Deutſchen überall glaſirte bunte Thonfügelchen in Reihen gefaßt als Schmuck antrifft, ſo ſind auch hier Bänder von vielfarbigen Kügelchen aus Glas, glaſirtem Thon oder Stein, aber vermiſcht mit metalleuen Figürchen, vorhanden. Wie weit es die Zeitgenoſſen des Moſes in der Steinſchneidekunſt gebracht hatten, das ſieht man an einem unter Ramſes II gefertigten Sperber mit ausgebreiteten Flügeln und einem Widderkopfe. Der ganze Leib iſt bedeckt mit in Gold gefaßten Federchen aus Lapurſtein, Carneol und Feldſpath.

Die Handgriffe der aus Metall gegoſſenen Spiegel beſtehen in der Regel entweder aus einem nackten jungen Mädchen, das ſich mit der rechten Hand pupt und mit der linken eine Katze hält, oder aus dem oben ſchon erwähnten Gotte Bes, den dieſelbe Ironie zum baroken Gott der Toilette machte, welche die launigen im ägyptiſchen Muſeum zu Berlin aufgeſtellten Scenen hervorrief, wie z. B. ein Löwe mit dem Ziegenbock Schach ſpielt — ein Beweis daß der Humor auch inmitten des tiefſten Ernſtes überall ſein Recht zu behaupten weiß. Die Toilettenbüchschen ſind verſchieden geſtaltet und verziert, und theils aus Holz, theils aus Bein oder Elfenbein gearbeitet. In jedem Schminkbüchschen findet ſich noch das Spießlas, womit vorzugsweiſe die Augenbrauen und Augenlider bemalt wurden. Von den Kämmen wurden die ſchönſten, weil ſie aus Aſſyrien kamen, in das aſſyriſche Muſeum gebracht, was nicht wohl gethan zu ſeyn ſcheint, da ja gerade das ihnen einen beſondern Werth gibt daß ſie in Aegypten gefunden wurden. Alle dieſe Gegenſtände, ſowie elfenbeinerne Hefte von Dolchen und Meſſern wurden in ſehr sauber gearbeiteten Käſtchen von koſtbarem Holz aufbewahrt.

Auch von ſolchen Gegenſtänden, die ſich auf die Beſtorbenen beziehen, iſt das Muſeum reich. In der Salle Funéraire ſind an einer Wand Papyrusrollen von grauer Farbe, ſehr deutlich geſchrieben und mit Vignetten verziert, entfaltet. Sie gehören Todtenbüchern an, welche einen Wegweiſer für den Beſtorbenen in Betreff ſeiner durch die Unterwelt anzutretenden Wanderung enthalten, und im voraus zum Verkauf gefertigt wurden, weßhalb der Raum für den Namen des Beſtorbenen leer gelaſſen iſt, was an die Grabſteinfabrik in der Nähe des Père la Chaiſe erinnert, wo ſich jeder noch zu ſeinen Lebzeiten ein ſchon fertiges Grabdenkmal auswählen kann. Eines dieſer Prachtexemplare gehört dem Stzle nach der achtzehnten Dynaſtie an, und enthält folgende Scenen: die erſte Vignette zeigt Oſiris, den Typus jedes Beſtorbenen, grün bemalt, mit weißem Diadem, dem Zeichen der Herrſchaft über die obere Region, den königlichen und göttlichen Scepter in der Hand. Auf der zweiten Vignette erſcheint der Beſtorbene hinter dem ſchakalköpfigen Anubis auf einem Sonnenkahn, ohne Zweifel dem Modell eines damaligen Nilſchiffs, ſchwebend. Nun kommen verſchiedene Geſtalten welche die Seele in der Unterwelt annehmen muß, zuerſt ein Reiher, dann ein Sperber, eine Schwalbe u. ſ. w. Dieſe Anſicht von der Seelenwanderung unterſcheidet ſich von derjenigen welche Herodot (2,123) vorfand, dadurch daß nach letzterer die Verwandlung auf der Oberwelt ſtatt hatte. In dem zweiten Bande ſieht man zuerſt die 15 Thore der elyſäiſchen Felder, darauf das Todtengericht. Der Beſtorbene wendet ſich an jeden der 42 Richter — eine den Gerichtsmitgliedern der Lebenden in Aegypten analoge Zahl — und rechtfertigt ſich vor jedem in Betreff einer Sünde gegen die Moral oder Religion des Landes. Hiebei wird ſowohl dem allgemeinen Gottesbewußtſeyn entgegenſtehendes, Mord, Diebſtahl, Ehebruch, Verletzung eines Heiligthums, als auch beſonderes aufgeführt, z. B. unnütze Worte, eine dem nächſten Thränen erpreſſende Handlung, Verletzung der durch den Nillauf erworbenen

Digitized by Google

Rechte. In einem zu Berlin aufbewahrten Exemplar iſt auch Heuchelei, Lüge, Verleumdung, Trunkenheit, Verachtung Gottes im Herzen, Schmähung Gottes, des Königs und Vaters genannt. — Nun wird die Seele welche ſtets unter dem Bilde eines Sperbers mit einem Menſchenkopfe erſcheint, gewogen, in der einen Wagſchale iſt ein Gefäß welches das Herz des Todten vorſtellt, in der andern eine Straußenfeder, das Symbol der Gerechtigkeit. Mitten im Saale ſitzt der Gott Thot mit dem Hundskopf, bereit das Urtheil zu verkündigen; die zwei ſtehenden Göttinnen mit den Schlangen in der Hand bezeichnen die ſtrafende und die belohnende Gerechtigkeit. Sofort kommt ein Feuerbehältniß (Fegefeuer), das vier Genien mit der Beſtimmung bewachen, die Unreinigkeiten vollends zu tilgen, welche bei dem Reinigungsacte der Seele des Gerechten noch etwa hätten entgangen ſeyn können, worauf dieſelbe ſich dem Lauf der glänzenden Sonnenſcheibe anſchließt. Am Schluſſe dieſes religiöſen Dramas, wie man es nennen könnte, ſteht man die verſchiedenen Räume welche die Seele zu durchwandern hat, bis ſie ſich endlich mit ihrem durch Einbalſamirung vor Verweſung geſchützten Körper auf immer vereinigt, woraus ſich die Sorgfalt erklärt womit dieſer Gebrauch geübt wurde. Die Grundanſichten bleiben ſich in dieſen Ritualbüchern gleich, im einzelnen aber gibt es viele Modificationen. Ferner ſind in dieſem Saale Särge von gemaltem Holz und cartonirter Leinwand aufgeſtellt. Die Bilder daran ſind meiſt dem Todtenbuch entnommen, und es dürfen weder der Skarabäus und die Lotosblumen als Symbole des neuen Lebens, noch der Geyer als Zeichen der Mütterlichkeit fehlen. Der Hieroglyphenmale und Oberſte der Wächter der Bücher, Sutimes, welcher drei ſolche Särge hat, wendet ſich mit folgenden Worten an die Göttin des Himmels: O meine Mutter, du Himmel, die du dich über mir ausbreiteſt, mache mich ähnlich den Geſtirnen! Der Himmel breite ſeine Arme gegen mich aus, um die Finſterniſſe zu zerſtreuen, und mir das Licht zurückzuführen!

Von den Figürchen welche man dem Todten ins Grab zu legen pflegte, iſt eine große Menge vorhanden. Sie beſtehen theils aus Holz, theils aus gebrannter emaillirter Erde, theils aus Stein. Einige derſelben ſtellen den Todten ſelbſt vor mit über der Bruſt gekreuzten Händen und mit Ackerbaugeräthe verſehen, da die Seele desſelben ſich eine Zeitlang mit Ackerbau beſchäftigen mußte, auch hängt ein Sack mit Getreide über ſeine Schulter herab. Dieß ſteht ſehr wahrſcheinlich in Verbindung mit dem nach obigem in den Gräbern gefundenen Getreide, und erinnert auch an die in altdeutſchen Todtenhügeln zum Vorſchein gekommenen Früchte. Zum Aufbewahren dieſer Figürchen dienten beſondere Laden mit ſymboliſchen Verzierungen. Außerdem ſieht man hier Kanopen, einbalſamirte heilige Thiere, Todtenmasken und Mumien, worunter eine bis auf ihre letzte Hülle entkleidet iſt. Es iſt ſchade daß von den ganz entkleideten welche im zweiten Stock aufbewahrt werden, nicht wenigſtens ein Exemplar hieher gebracht worden iſt, wenn gleich ein ſolcher verdorrter, brauner Leib an ſich nichts Sehenswerthes darbietet. Von großem Werthe ſind zwei in der Salle Hiſtorique aufbewahrte, zur elften Dynaſtie gehörige ſteinerne Mumienſärge. Sie wurden in der Nähe von Theben in einem Königsgrabe gefunden.

In der Salle des granda monuments iſt der untere Theil eines für die Mumie des Königs Ramſes III, des Rhampſinit der Griechen, welcher Mitglied der zwanzigſten Dynaſtie war und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts regierte, beſtimmt geweſenen koloſſalen Sarkophags. Der Deckel wurde leider nach Cambridge gebracht. Die Verzierung daran bezieht ſich auf den Lauf der Sonne in der Unterwelt, auch ſtehen an den Füßen und am Kopf die ſchützenden Göttinnen Iſis und Nephtys. In demſelben Gelaß iſt die Grabcapelle des Königs Amaſis von der ſechsundzwanzigſten Dynaſtie aus einem Stein $9^1/_2$ Fuß hoch und $4^1/_2$ Fuß breit. Sie wurde 1825 im Hafen von Alexandrien aus dem Meer gehoben.

In der Treppenhalle ſind zwei Copien von Gemälden, mit welchen die Königsgräber geziert waren, durch deren eine wir das Grab des Ramſes I näher kennen lernen. Als Ergänzung hiezu dient das Königsgrab auf der kaiſerlichen Bibliothek in der Salle des Ancêtres de Toutmès III, welches freilich von den in Berlin befindlichen mächtigen Grabkammern weit übertroffen wird.

Für das Studium der Kunſtgeſchichte endlich bietet dieſes Muſeum gleichfalls vieles Material, indem darin jede der fünf Kunſtepochen Aegyptens genugſam vertreten iſt, und wir machen nur aufmerkſam auf das Standbild eines Schreibers aus der erſten Periode, welches durch das ſprechende Auge überraſcht, auf zwei ſehr gelungene Baſaltſarkophage nebſt einem durch Naturwahrheit ausgezeichneten Löwen aus der in die ſemitiſche Zeit fallenden Renaiſſance-Periode, ſo wie auf den Kopf eines Ptolemäers mit ägyptiſchem Coſtüm und griechiſcher Ausführung aus der fünften Periode.

Die Banda-Muscatpflanzungen.

Unter dem 130° öſtl. Länge und 4,30° n. Br. einſam gelegen, b:ſteht die Banda-Gruppe aus drei größeren und ſieben kleineren Eilanden. Davon ſind das kleinere Pulo Aai, Banda Neira und die große Banda-Inſel die Träger der Muscatbaum-Pflanzungen. Luſtig ſteigt der Bergkegel Gunong Api's hinan, weithin des Beſchauers Blick feſſelnd, der, wenn er die am Fuße dieſes Berges befindlichen Inſeln mit ihm zuſammenhängend glaubt, ſtundenlang ſegeln mag, bis er die ſchmale Paſſage zwiſchen der großen Banda-Inſel, Neira und Gunong Api entdeckt. Sie hat drei Zugänge, einen weſtlichen und zwei nördliche, durch deren öſtlichen, an der ſchmalen Inſel Pulo Piſang vorbei, Opley paſſirte. Dieſe Einfahrt iſt enge und nicht ungefährlich, namentlich während des Südoſt-Monſuns, weil dann von den Bergen Windſtöße herabbrauſen und Wirbelwinde veranlaſſen, die den Schiffer außerordentlich aufhalten. Kaum hatten wir, erzählt Opley, mit günſtiger

Digitized by Google

Brise die Spitze der großen Banda-Insel umsegelt, als es unser Schiff von hinten erfaßte und zweimal herumdrehte, wobei wir in höchster Gefahr waren zu scheitern. Es dürfen übrigens unter solchen Umständen nur ein paar Geschütze gelöst werden, um sogleich vom Hafen her Hülfe zu erhalten, welche zu leisten alle daselbst liegenden Boote gehalten sind.

Den schönsten Anblick vom Ankerplatze aus bildet der Vulcan Gunong Api, von der einen Seite und rings um den Krater kahl und aschebedeckt, mit Sträuchern bewachsen an der westlichen. Auf der großen Banda-Insel trifft der Blick nur auf Dschungeln, die und da lugen längs des Ufers malerisch die Pflanzerwohnungen hervor und man ahnt nimmer die wundervollen Reize welche das Innere des Eilandes birgt. Die kleine Insel Neira enthält die Gouvernementsgebäude, zwei Forts und die Wohnungen des Residenten und der vornehmsten Einwohner; auch hier sind die ersten Einbrüche ungünstig, die Häuser ungedeckt und halb verfallen (in Folge des Erdbebens im J. 1852), keine Spur von Civilisation, rings öde Stille ohne Handel und Wandel, weder hübsche Häuschen noch Gärten, sogar nichts anziehendes, und doch welche zauberische Fülle von Schönheit im Innern!

Schade daß diese Eilande, gelegen über dem thätigsten Herde der von Kamtschatka über die Philippinen, Celebes, Java, Sumatra bis in den bengalischen Busen sich hinziehenden Vulcanenkette, nicht einen Tag sicher sind vor der dräuenden Vernichtung! Die von Zeit zu Zeit erfolgenden Erdstöße geschehen in verticaler Richtung, vordringende Lavastürze finden zwar meist ein rasches Ziel in den die Inseln scheidenden Armen des Meeres, dafür sind aber die Aschenregen eine nicht seltene Landplage.

Die 319,804 Fruchtbäume sämmtlicher 31 Pflanzungen gaben voriges Jahr einen Ertrag von 4032 Piculs Nüssen und 1008 P. Muscatblüthe, somit der einzelne Baum 1½ Catty Gewürz, eine große Masse jedoch geht verloren durch Stürme, die Unzugänglichkeit vieler Baumstände und durch die Höhe zahlreicher Bäume, die das Herabnehmen der Früchte nicht ermöglicht; die abgefallenen Früchte werden den Feldmäusen und Tauben zur Beute, doch geben letztere, nach verdauter Muscatblüthe, die Nüsse wieder von sich.

Die Pflanzungen, deren auf der großen Banda-Insel allein 25 bestehen, sind Privateigenthum; die Regierung beansprucht nur daß ihr die Gewürze zu fixen, niederen Preisen abgeliefert werden, wobei übrigens den Pflanzern erhebliche Privilegien zustehen. Ohne das Zuthun der Regierung würden sich wegen Mangels an eingeborner Bevölkerung die Pflanzungen nicht halten können; sie liefert 2500 Sträflinge als Arbeiter und bezahlt sie fast allein, und vier Aufseher überwachen deren Wohlbefinden, 16 Parkwächter haben den Bestand der Pflanzung und deren Production zu controliren.

Von der Telegraphenstation auf der Parpenburg, einem steilen Hügel, genießt man eine wundervolle Perspective über die Inselgruppe und die zwischen ihr sich hinziehende Meerenge; geht hieher letzteren tiefe Bläue bisweilen in Milchfarbe über, so gilt dieß den Pflanzern als Vorbote der Erkrankung und Spaltung der Nüsse vor ihrer Reife.

Die ganze Pflege der Parke besteht darin, daß man am Fuße der Bäume das Farrenkraut und lange Gras abmäht; die dichte Beschattung begünstigt das Wachsthum der Moose, Lycopodien und Farren, während das Unkraut und Gesträppe, wie es längs der Straße (von Malacca) die Pflanzer so sehr benachtheiligt, hier nicht fortkommt.

Weder Düngung noch andere künstliche Mittel fördern die Production; es werden lediglich die von den Tauben zahlreich abgesetzten Nüsse da und dort, wo eben ein freies Plätzchen, in den Boden gesteckt; so steht oft im Umfang von 12 Fuß eine Gruppe von Bäumen, die 50 bis 70 Fuß hoch sind und sich erst 15 bis 20 Fuß über dem Boden verzweigen.

Sie gewähren ganz den Anblick von Dschungeln, gepflanzt auf Felsenei lande vulcanischer Bildung: es ist kein Flachland zu sehen, und nur da und dort ziehen sich gehauene steile Pfade über die zugänglicheren Stellen der dem Meere entstiegenen Bergrücken hin. Die Schatten und die Kühle, welche die Decke der hohen Baumwipfel schufen, die freie Aussicht über die wellenförmige Bodenfläche, da kein Gestrüpp und Unterholz den Blick gefangen hält, die grünen Matten, gebildet von Moos, Lycopodien und Farren, die über steile trachytische Abhänge murmelnd herabrieselnde Krystallfluth der vielen erfrischenden Quellen, dazu das von Südosten her tönende Echo der gewaltig brandenden Banda-See — alles dieß übte einen solchen Zauber auf Opley's Phantasie, daß er gesteht es habe sein entzückendstes Ideal stiller Waldeinsamkeit noch übertroffen. Die Lüfte sind von gierenden Tauben belebt, und in ungestörter Ruhe vergnügen sich in den unzugänglichen Waldesthiefen wilde Schweine, neben nisteuden Vögeln von der Gattung der Megapodien.

Die Pflanzer leben zum Theil in comfortablen Wohnungen; es sind meist Eingeborne, abergläubisch, gleichgültig gegen Verbesserung und Fortschritt, alles der Natur überlassend. Eine ehrenvolle Ausnahme bildet Dr. Brandes, ein Deutscher; seit drei Jahren im Besitz einer Pflanzung, wußte er bereits deren Ertrag durch kluges Verfahren auf das doppelte zu erhöhen.

Eine Pflege wird der Muskatnuß auf den Banda-Inseln nicht zu Theil, sie wird lediglich gesammelt. Leider schließt sie ein hoher Importzoll vom englischen Markt aus, der dafür der längern Sorte der Ceram und Papua, die schlechter und wegen des abstringirenden Princips, das sie enthalten, ungesunder ist, der Consumtion zu überweisen gezwungen ist.

Schon im Jahr 1511 trafen die Portugiesen den Muscat-Baum auf der Banda-Gruppe; er ist hier einheimisch seit undenklichen Zeiten, fort und fort einzig erhalten durch die Tauben, und er wird es fürder bleiben so lange die Gilande den Wasserspiegel überragen. Als Typus ihrer Gattung wird der hiesige Muscatnuß-Baum stets einen großen Vorzug besitzen, während jegliche Abweichung von ihm als Abnormität gelten muß. Den reinen Typus bezeichnet namentlich der hohe Baumwuchs; an der Straße von Malacca ist er zum Strauch verkümmert. Unter den Schatten der ältern Bäume soll der jüngere üppig emporwerden; doch sah Opley Bäume die, nur unter der Beschattung des eigenen Laubwerks nicht minder hoch gewachsen, und mindestens stärker und vorzüglicher waren als die dem Einflusse des Tageslichtes entzogenen. Das Grün der Blätter ist auf den Banda-Inseln heller, das Laub minder dicht, die Zweige weniger aneinander gedrängt. Die Wurzeln kriechen gern an der Bodenoberfläche fort, wo ihnen die verwesenden Muscat- und Canarienblätter einen guten Humus liefern. Der Baum trägt nicht vor dem 8ten oder 9ten Jahre Früchte, und erreicht erst im 25sten Jahre seine Vollkommenheit;

Digitized by Google

er ſoll 60 und mehr Jahre tragfähig ſeyn. Die männlichen Bäume dauern minder lange, ein weiterer Grund ihres ſeltenern Vorkommens, das nur 2 Procent ausmacht; von der Ausſaat ergeben ſich nach Ausſage der Pflanzer oft kaum 30 männliche auf 100 weibliche; an der Straße von Malacca kommen nur zu viel männliche vor. Die Fruchtſtiele ſind länger, dünner, die Schale fleckenreiner, dünner, gleichförmiger. Der Mangel an Düngung iſt Urſache daß die Früchte keine ſo enorme Mannichfaltigkeit in der Größe zeigen; ſie bewahren ihre normale Größe, und Frucht und Schale ſind mehr ſphäriſch geformt, die Nuß ſelbſt iſt ſpecifiſch ſchwerer, das Albumen mehr entwickelt, reichhaltiger an flüſſigem Oele. Die Varietät einer elfenbeinweißen Muscatblüthe iſt ſonderbarerweiſe nur dem Parke einer Wittwe Mayer eigen, anderwärts gepflanzt, erzeugen die Bäume die gewöhnliche rothe. Das ſchwarze Mal oder der Brand an den Schalen der Bandanuß iſt kleiner denn ſonſt, und nach Dr. Brandes, des intelligenten Pflanzers Meinung, Folge des Stiches eines Inſectes, das ſeine Larven in die Schale abſetzt und ſich von deren Zuckergehalt nährt, bis letztere berſtet, und nun die Weichtheile der Nuß angegriffen werden. Wie in der Straße, ſo ſpringen auch die Banda-Muskatnüſſe häufig vor der Reife; feuchtkaltes Wetter und ſchnelle Temperaturwechſel ſind auch hier Veranlaſſung. Die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein Früchte, doch die ſünffache Ernte gehen Mai, Junius, September und October. Zum Einſammeln dienen an langen Bambusſtöcken befeſtigte Körbchen, oval geformt, oben halb geöffnet und von einem Gabelpaar überragt, das die Nüſſe faßt und mit einem ſanften Zug ſie ins Körbchen gleiten läßt.

Die getrockneten Nüſſe werden auf eine paſſende Unterlage geſchüttet und mit flachen Brettchen bearbeitet; bei manchen wird dieß mehrmals wiederholt. Ein Mann vermag bei dieſem Verfahren mehr Nüſſe aufzubrechen als ſonſt ein halbes Dutzend, und zwar ohne Nachtheil für die Früchte. Die Blüthe wird mit Meſſern von ihrer Baſis losgeſchält, ohne dadurch Schaden zu erleiden; beſſer dürfte dieß übrigens mit der Hand geſchehen.

Die Muscatblüthe wird, nachdem ſie an der Sonne getrocknet, monatweiſe der Regierung abgeliefert; die Nüſſe werden drei Monate hindurch am langſamen Feuer geräuchert und vierteljährlich abgegeben. Die abgelieferte Blüthe ſondert man in drei Sorten und verpackt ſie in Tonnen, die 280 Pfd. faſſen mögen.

Die aufgebrochenen Nüſſe kommen in Holzbehälter, die mit Kalkbrei angefüllt ſind und luftdicht verſchloſſen werden; nach Verlauf dreier Monate werden ſie aus dieſen markirten Behältern herausgenommen, in drei Sorten geſondert und ebenfalls in Tonnen verpackt. Dieſe Tonnen ſind aus dem beſten Tekaholze von Java gefertigt.

Die ſchlechtern Nüſſe werden feingepulvert zur Bereitung der Muscatſeife verwendet, indem man ſie über großen Keſſeln 5 bis 6 Stunden dem Dampf ausſetzt, und die warme Maſſe in Beutel gefüllt zwiſchen mächtigen Platten preßt; die herausträufelnde bräunliche Flüſſigkeit verdichtet beim Abkühlen zur Seifenconſiſtenz, und iſt die Muscatſeife wie ſie im Handel vorkommt. Man rühmt dieſer ſehr heilkräftige Wirkungen gegen den chroniſchen Rheumatismus zu.

Die ſonſtige Production der Banda-Gruppe iſt kaum erwähnenswerth und wird jeglicher Lebensbedarf importirt; der Boden, dem Gedeihen der Vegetabilien ſonſt ſehr günſtig, wird faſt ausſchließlich für den Muscatbaum beanſprucht. Am häufigſten ſind noch die Canarienbäume, deren wohlſchmeckende Nüſſe eine Fülle ausgezeichneten Oeles liefern. Außer einer edlen Rebe gedeihen hier noch die dem indiſchen Archipel eigenen Früchte, Orchideen ꝛc., keineswegs aber iſt die Flora für den Botaniker eine verlockende.

Der durch den ſteten Abfall des Laubes mit vegetabiliſchem Humus ſtark untermiſchte, durchweg ſchwarze Boden, die Baſaltbügel, die Trachyte, Obſidiane bilden das entſchiedenſte Gepräge des vulcaniſchen Urſprunges der Inſeln; die Abhänge des Gunung Api ſind mit heller, ſchwefeliger Aſche bedeckt, in der man viel Arſen- und Schwefelverbindungen findet.

Das Klima iſt im allgemeinen das der Malaccaſtraße, dieſelben Regenmaſſen, dieſelbe unregelmäßige Andauer der trockenen Jahreszeit, nur ſelten fällt während zweier Monate kein Regen. Winde herrſchen ſtark, namentlich der Nordweſtmonſun. Orkane ſind nichts ſeltenes.

Der Südoſtmonſun beginnt im Mai und endet Mitte September, Mitte November beginnt der Nordweſt-Monſun, um Mitte März zu enden; in den Zwiſchenmonaten herrſcht Windſtille, hin und wieder von leichten Briſen unterbrochen. Beide Monſune treten unter Regenſchauern ein, den Nordweſtmonſun begleiten noch Böen, Wirbelwinde und Waſſerhoſen. Während des Südoſtmonſuns zeigt der Thermometer Morgens 76—79°, Mittags 80—86°, Abends 79— 80°, während des Nordweſtmonſuns Morgens 80—82°, Mit. 87—92°, Abends 80—84° F. Julius iſt der kälteſte Monat, October und November bringen unerträgliche Hitze und ſind ungeſund.

Von den 24,000 von neun Königen beherrſchten Einwohnern, welche die Portugieſen einſt auf den Bandas getroffen, iſt die Zahl der Bevölkerung heute auf 6500 geſunken; die Mehrzahl bilden die von Java hergeführten Sträflinge, zunächſt kommen die „Anakmas," d. i. Abkömmlinge von Sklaven, durch eine Art Feudalzwang an die Inſel und die einzelnen Pflanzungen gebunden. Die Pflanzerfamilien, etliche eingeborne Soldaten und eine 300 Mann ſtarke Beſatzung mit Beamten des Gubernium bilden den Reſt.

Unter warmer Anerkennung der vom Gouverneur der Banda-Gruppe, Herrn Andrieſſe, bewieſenen Gaſtfreundſchaft und Bonhomie ſchließt hier der Verfaſſer, und erwahrt, auf den durch urſprüngliche Reinheit, Triebkraft und längere Dauer ausgezeichneten Banda-Muscatbaum hinweiſend, die Pflanzer der Malaccaſtraße das ihnen durch die liberale Politik Niederlands gewährte Privilegium, friſche Samen zu erhalten, zu benützen, und ſo ihre unproductiven, weil entarteten Pflanzungen durch den Samen der Banda-Muscatnuß wieder zu verjüngen (Nach dem Journ. of the Indian Archipelago.)

Digitized by Google

Skizzen aus Kleinaſien.

Von C. L. H.

Nachwort.

Der Verfaſſer dieſer Skizzen iſt ſich bewußt ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen in Kleinaſien mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, ohne irgend welche Ausſchmückung, berichtet zu haben, da ihm die Wahrheit über alles geht. Ich habe mir dabei unter dem Leſerkreis des „Auslandes," vor welchen ich nun zum viertenmal trete, eine Anzahl gebildeter Leute gedacht, welche an der Lectüre geographiſcher und ethnographiſcher Artikel Intereſſe finden, welche über die Beſchaffenheit des Erdbodens, über das Leben und Treiben der ſie bewohnenden Menſchen, über die politiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe der Staaten ſich gern unterrichten, und doch nicht Zeit haben ſich alle darauf bezüglichen Werke anzuſchaffen und durchzuſtudieren. Ich habe daher mich bemüht in einfacher und verſtändlicher Sprache zu ſchreiben, und es verſchmäht mich mit dem ganzen Apparat gelehrter Citate in allen denkbaren Sprachen zu behängen, obgleich ſehr oft eine einzelne Zeile mir weitläufige Forſchungen in griechiſchen, römiſchen, byzantiniſchen, arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Quellenwerken koſtete. Daß ich ſo ziemlich das Richtige getroffen, beweiſt zunächſt die Redaction des „Ausland," die doch am beſten wiſſen muß was ihr Publicum intereſſirt, und welche meine Skizzen faſt unmittelbar von der Poſt in die Druckerei ſchickte und ſie unverändert abdruckte; eben ſo ſind mir von nah und fern, von Freunden die mich erkannten, und von Fremden die mich nicht erkannten, die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe über meine beſcheidenen Skizzen zugekommen.

Um ſo unangenehmer mußte es mich berühren daß ein Aufſatz in der Zeitſchrift der deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft (Bd. X., Heft 4, S. 135), der einen von mir hochgeſchätzten Namen an der Spitze trägt, meinen Skizzen faſt jeden wiſſenſchaftlichen Werth abſpricht, und ſie als bloße topographiſche und ſtatiſtiſche Bemerkungen charakteriſirt. Ich möchte den Herrn Profeſſor fragen: Was iſt Wiſſenſchaft? Da ich aber weder ordentlicher noch außerordentlicher Profeſſor, ſondern bloß einfacher Geſchäftsmann [1] bin, ſo ſteht es mir nicht zu eine ſo vornehme Frage aufzuwerfen. Ich will auch nicht polemiſiren; ich geſtehe es ſelbſt daß mir Unterſuchungen über Iſis und Oſiris, und Anubis und Chnu, und ihr Verhältniß zu Indra und Viſchnu und Kriſchna und Brama und ähnliche Dinge der grauſeſten Vorzeit zu ſublim ſind. Aber es fällt mir nicht ein dieſen Unterſuchungen ihren wiſſenſchaftlichen Werth abzuſprechen. Aber ſind Statiſtik und Topographie auch keine Wiſſenſchaften? Sind es etwa Handwerke? Und ich möchte den Hrn. Profeſſor vor allen Dingen fragen ob er die Skizzen geleſen hat? Ich wähle zu meinen Ausflügen allemal vorzugsweiſe diejenigen Partien wo die neueſten und beſten Karten weiße Stellen zeigen, und ich beſitze hinlängliches Material einen großen Theil dieſer Stellen auszufüllen; aber der Herr Profeſſor würde auch dieſes Material mit dem Worte „Landkartenfutter" abfertigen. Nun, es mag ſo ſeyn, aber die Regierungen Europa's denken ganz anders über dieſes Futter, denn ſie wiſſen ſehr gut daß von der guten oder ſchlechten Beſchaffenheit des „Landkartenfutters" nicht nur häufig der glückliche Ausgang größerer Unternehmungen und Plane, ſondern auch oft genug das Leben von Tauſenden ihrer Unterthanen abhängt. Die vom Hrn. Profeſſor citirten Skizzen enthalten aber auch die Reſultate meiner Unterſuchungen über eine Menge archäologiſcher, geographiſcher und geſchichtlicher Fragenräthſel, z. B. über die Lage des alten Daſcylium, über die Exiſtenz eines See's in der Nähe von Daſcylium, über das Gebirge bei Mamias, über Cmed, über Aezani, über Kiutahia, über Nicäa ꝛc. Haben alle dieſe Anſtände, die ich gegeben habe, ſo wenig Werth daß ihnen das Prädicat „wiſſenſchaftlich" verweigert werden muß? Oder gehört dazu daß ich den ganzen Plunder gelehrter Citate den Leſern vorführe? Das habe ich verſchmäht, und noch jetzt bewahre ich in meinem Portefeuille eine große Menge von Zeichnungen, Karten-Skizzen, Inſchriften, Documenten u. ſ. w., weil es mir noch augenblicklich an Zeit fehlt dieſes Material zu bearbeiten. Anderen möchte ich es nicht gern überlaſſen, denn aus Erfahrung weiß ich daß Stubengelehrſamkeit ſolche Materialien oft ſchmählich zerarbeitet, andererſeits iſt auch, ich geſtehe es aufrichtig, etwas Eigenliebe dabei im Spiel, da ich dieſes Material unter vielen mühſeligen Beſchwerden, im Kampfe mit fanatiſcher Bornirtheit, mit ſchlechtem Wetter und ſchlechten Pferden und ſchlechten Wegen, für mein ſchweres Geld dem Boden, den ich bereiſte, abgerungen habe, und ich nicht Selbſtüberwindung genug beſitze das auf ſo mühſelige Weiſe Errungene dem erſten beſten literariſchen Freibeuter zu überlaſſen. Ein ſolcher würde vielleicht meine Tagebücher mit einer Sündfluth von gelehrten oder ſogenannten wiſſenſchaftlichen Anmerkungen, d. h. mit Auszügen aus allen möglichen Büchern aufſtopfen, die mir nicht zu Gebote ſtehen. Aber ich habe höhere Pflichten zu erfüllen als die Befriedigung eines genäſchigen Kitzels; ich habe in Kleinaſien ſo manchen genußreichen Tag verlebt, ſo manche ehrenwerthe Leute gefunden, daß ich mich des ſchwerſten Undanks gegen den Monarchen, die Regierung und die Bevölkerung dieſes Landes ſchuldig machen würde, wenn ich jede gemachte Beobachtung, jedes mir zufällig verrathene Geheimniß, jedes in meine Hände gelangte Document ohne Wahl und ohne Qual veröffentlichen, oder wohl gar das Privilegium der Reiſenden, über die von ihnen beſuchten Länder und Völker Unwahrheiten zu ſagen, ausbeuten wollte. Ich muß daher meine Original-Tagebücher mit ihrem ganzen Inhalt für mich behalten, und kann nur nach ſorgfältiger Auswahl einzelne Partien bekannt machen. Zunächſt werde ich den rein archäologiſchen Theil ordnen und bearbeiten, wozu ich hoffentlich im nächſten Jahre Zeit gewinnen werde.

[1] Hätten den Hrn. Verfaſſer nicht höhere Rückſichten genöthigt in ein anonymes Halbdunkel ſich zu verbergen, hätte er ſeinen von den Schrlaren der orientaliſchen Wiſſenſchaften geachteten und gefeierten Namen genannt, ſo würde Prof. R. in den Skizzen mehr geſucht, alſo auch mehr gefunden haben. Die Redaction.

Digitized by Google

Die ſchwarzen Holländer in Niederländiſch-Indien.

[Von Julius Kögel.]

In Folge der Kriege welche die Holländer von 1825—40 faſt ohne Unterbrechung mit den Eingebornen Java's und Sumatra's führten, verminderten ſich die regulären Truppen der erſteren mehr und mehr, obwohl weniger das Schwert der Malayen als vielmehr die hier heimiſchen Seuchen dieſes bewirkten. Den Verluſt eingeborner Kriegsleute zu erſetzen, war nicht ſchwierig, da man dieſe in dieſigen Ländern recruitirte; allein immer fühlbarer wurde in den Jahren 1831—34 hier der Mangel an europäiſchem Militär, weßhalb man auf den Einfall kam die mangelnden Europäer durch Neger aus Guinea zu erſetzen, denn im Mutterland vermeinte man damals, Kriegsvolk nicht entbehren zu können. Zu dem Ende begaben ſich von 1831—42 alljährlich mehrere holländiſche Oſtindienfahrer von den Niederlanden aus vorerſt nach Georg del Mina, nahmen hier je 80—100 Neger an Bord und führten dieſe nach Batavia. Auf dieſe Art ſind 3—4000 Neger dem oſtindiſchen Archipel zugeführt worden. Dieſe Afrikaner wurden aus den Gefängniſſen des Fort Georg bei Mina an Bord der Schiffe gebracht, und erſt nachdem die Fahrzeuge ihre Anker gelichtet hatten, wurden dieſe nackten Paſſagiere equipirt; dabei nahm es ſich ſehr poſſierlich aus, wenn dieſe Leute ein Hemd oder eine Jacke als Beinkleid, und eine Hoſe zur Bekleidung des Oberleibes benutzen wollten. Ueber das Engagement der ſchwarzen Kriegsleute ſchwebt indeß noch einiges Dunkel, denn in den Adminiſtrationsbüchern der reſp. Corps, welchen dieſe Afrikaner zugetheilt wurden, iſt wohl das Signalement eines jeden dieſer Neger genau angegeben, auch iſt daſelbſt bemerkt daß jeder derſelben ſeine Freiheit aus der Leibeigenſchaft für 96 fl. gekauft und ſich für eine unbeſtimmte Zeit zum Militärdienſt verpflichtet habe; allein fragt man dieſe Leute ſelbſt, ſo wiſſen ſie (ſehr wenige ausgenommen) ſich nicht zu entſinnen, jemals einen ſolchen Vertrag abgeſchloſſen zu haben. Da hingegen erfährt man von ihnen daß die meiſten derſelben im Kriege gefangen genommen und nach weſtlichen Ländern abgeführt wurden. Bei vielen dieſer Leute hat die Reiſe immer in weſtlicher Richtung bis bei Mina zwei bis drei Monate gedauert; auf der Reiſe ſind ſie von ihren Herren weder ſchlecht behandelt noch ſehr ſtrapazirt worden. Im genannten Fort hat man manchen ganz andere Namen gegeben, wie ſie in der Heimath hatten, ſo z. B. muß einer der früher Apatu genannt wurde, jetzt Wan Zorgen heißen; auch haben viele die Namen berühmter Männer als Blücher, Voltaire, de Groot u. dgl. m. daſelbſt erhalten. Auf Java angekommen, mußten die Neger zu Soldaten gebildet werden, was natürlich ſeine kleine Aufgabe war, da ſie weder einer europäiſchen noch der malayiſchen Sprache mächtig waren, und oft genug ſich ſelbſt gegenſeitig nicht verſtanden. Viele der Schwarzen ſtarben kurz nach ihrer Ankunft auf Java, weil ſich die Neger gewöhnlich weit ſchwerer wie Europäer hier acclimatiſiren, und die weißen Aerzte deren Sprache nicht verſtanden. Bei ihrer Ankunft zu Batavia und noch einige Jahre ſpäter bis 1840 bekamen die afrikaniſchen denſelben Sold, dieſelbe Koſt und Montur wie die dieſigen europäiſchen Soldaten, und unter der gemeine Javane beitelte jene ebenſo wie dieſe durvan (Herr). An allen Kriegen welche die Holländer ſeit 1832, namentlich auf Sumatra führten, nahmen die Afrikaner Theil, und überall bewährten ſie ſich als tapfere Soldaten, weßhalb auch ſehr viele mit holländiſchen Medaillen decorirt wurden. Nicht wenig überraſchend war es daher, als 1840 hoher Verordnung zufolge jedem afrikaniſchen Militär zugemuthet wurde, die oben erwähnten 96 fl. dem Gouvernement von Batavia zu erſtatten, und zu dem Ende jedem derſelben 5 Dent (beiläufig 3 Kreuzer) ſeines täglichen Soldes gekürzt werden mußte. Natürlich waren die meiſten walanda itam (zu deutſch: ſchwarze Holländer; ſo nennen Chineſen, Malayen, Javanen und Miſchlinge hier dieſe Afrikaner), welche um keine Schulden wußten, mit der Verordnung nicht zufrieden, und weil bei den Negern weit mehr Cameradſchaft wie bei malayiſchen oder weißem Militär hier herrſcht, kam es zu blutigen Händeln, in Folge deren allein zu Gedong-kebo auf Java 20—30 Neger ihr Leben verloren. Nach ſolchen Ereigniſſen hat man für gut befunden, die Anzahl der Neger in den dieſigen Ländern nicht zu vermehren, worauf die ſogenannten Truppenverbungen zu el Mina auch eingeſtellt, und ſeit 1842 dem oſtindiſchen Archipel keine friſchen ſchwarzen Holländer mehr zugeführt worden ſind. Uebrigens mußten ſich die walanda itam den Befehlen ihrer weißen Herren fügen und bekamen ſeitdem, und bekommen noch jetzt nicht mehr Sold in die Hände als das Gouvernement für gut fand ihnen zukommen zu laſſen; denn obſchon ſeit jener Zeit durch den, den afrikaniſchen Soldaten vorenthaltenen Sold, die faſt jedem derſelben geliehene Summe von je 96 fl. — für welche er ſich, dem holländiſchen Kanzleiſtyl zufolge, ſeine Freiheit aus der Leibeigenſchaft gekauft haben ſoll — dem Gouvernement erſtattet wurde, ſo hat man bis Dato doch noch nicht für gut befunden, die ſchwarzen Krieger dermaßen wie vor 1840 zu beſolden; weil man nunmehr auch noch begehrt daß die ſchwarzen die Schulden ihrer verſtorbenen Landsleute den weißen Holländern erſtatten ſollen. Neuere Gouvernementsbeſchlüſſe haben die früher unbeſtimmte Dienſtzeit der afrikaniſchen Militärs auf 16 Jahre ermäßigt (wahrſcheinlich weil ſie nun alt und dienſtuntauglich geworden ſind), welche nun bei faſt allen beendigt iſt; daher werden ſie ſucceſſiv ihrer Heimath wieder zugeführt — will ſagen ſie müſſen die Rückreiſe von Java über Amſterdam oder Rotterdam nach Georg del Mina unternehmen, auf welcher ſehr viele, wenn ſie in die Kälte kommen, ſterben. In den dieſigen Ländern ſind dieſe Neger einigermaßen civiliſirt worden und haben außer ein wenig holländiſch auch noch plattmalayiſch ſprechen gelernt. Einige hundertder ſelben hat der römiſch-katholiſche Pfarrer, Hr. Scholten zu Batavia, getauft. Alle übrigen halten ſich aber auch für Chriſten und werden commandirt dem Gottesdienſt in den reformirten oder katholiſchen Kirchen beizuwohnen. Uebrigens laſſen alle dieſenigen welche Kinder mit javaniſchen Frauen zeugten, ihre Nachkommenſchaft auch taufen. Von den Weißen haben die Neger hier das Arak- und Genevertrinken angenommen; am Opiumrauchen der Malayen finden ſie keinen Geſchmack.

Digitized by Google

Der persische Meerbusen,

so genannt, weil er an Persien gränzt, sonst richtiger der arabische, da er nicht nur an Arabien gränzt, sondern arabische Volksstämme auch an der persischen Küste des Meerbusens und im Delta des Schat el Arab sich angesiedelt haben, Araberstämme die Inseln bewohnen und den Meerbusen beherrschen, die Perser dagegen nach Malcolm nie die Souveränität über die See behauptet, oder mit den Arabern der gegenüber liegenden Küste um dieselben gekämpft haben. Sie kümmerten sich auch gar nicht um die Kriegsunternehmung, welche die Engländer gegen die Seeräuber unternahmen.

Der persische Meerbusen liegt nach Berghaus 24—30° nördl. Br., 45° 30′—55° östl. L. v. Par. oder 480—570 30′ östl. L. v. Gr. Die gerade Linie zwischen Ras (Cap) Mussendom und der Mündung des Schat el Arab (Euphrat) beträgt 120 d. M. Die Curve zwischen beiden Punkten oder die wahre Länge aber 135 d. M. Die arabische Küste von Ras Mussendom bis Khor Abdilla ist 227.5 d. M. lang; die persische von Derribuna bis zum Ras Koli (Kabi) 167,5 deutsche M. Die mittlere Breite des Meerbusens beträgt 22,5, größte Breite 45, am Eingang des Schlauches die Breite aber nur 11 d. M., der Küstenumfang 420 d. M., das Areal 4340 d. M., 200 Quadratmeilen mehr als England und Schottland haben. Davon gehen aber ab etwa 75 d. M. für das Areal der Inseln, wovon die größte Kischem 30.62 d. M., Bahrein 18,75 d. M., Hormus 1,12 d. M. einnehmen. Berghaus hat die Größen einzeln berechnet.

Bei der Einfahrt in den Perser-Golf erheben sich im Norden die hohen Gebirge Kermans, deren Gipfel im Junius noch mit Schnee bedeckt sind; zu Füßen liegt Ormuz, im Westen Gambrun. Die Ufer der persischen und arabischen Küste, an den engsten Stellen 3 Stunden breit, sind nackt und öde, ohne Bäume und Gras, aber hoch aufgethürmt. Eine Menge Austern, Krabben, Muscheln, Seethiere liegen am Strand. Fische und Datteln bilden die Hauptnahrung der Einwohner, wie denn die ganze Strecke der Perserküste vom Indus bis zum Tigris an 300 M. mit wenigen Ausnahmen ein öder Wüstenstrich ist, hinter dem unmittelbar nackte Bergzüge, ohne Wald und ohne alles Grün, aufsteigen.

Die geologische Beschaffenheit der Küsten ist noch wenig bekannt. Es scheint aber das Ganze des persischen Meerbusens innerhalb einer großen Kalkformation zu liegen, die sich nach Fraser vom östlichen Vorgebirge Arabiens Ras el Had, d. h. Landende über Mascat hinaus bis Ras el Khymu auf der andern Seite aus unbekannter Ferne des Terrassenlandes Mekran wohl bis Basra erstreckt. Unter Ras el Had, einer niedrigen Landspitze, die weit in die See ausläuft, erheben sich Ketten über Ketten, aber nicht über 3000′ hoch, wild und schroff; die Bucht von Mascat ist im Serpentinfels eingeschnitten, von Kalkspathadern mit Asbest durchzogen, der sich weit nach NW erstreckt; südlich aber ersetzt ihn bald Schieferthon. Ein enges Thal desselben fand Fraser jenseits desselben 14 M. weit von Kalksteinbergen begränzt, nackt, öde, ohne Humus und Grasbalm. Mitten in der Einöde liegt Buschir, bei dem drei warme Quellen, die größte von 111° 5′ F. (35° 24′ R.) — während die Temperatur der Höhle nur 81° F. war — aus dem nackten, dolomitartigen Gestein hervorsprudeln. Dieser Kalkstein tritt auch an der persischen Küste auf, im Koh Umbareck, d. h. dem glücklichen Berge, einer 800′ hohen Kalksteinklippe und von da nördlich gegen Hormuz. Dieß, wie Angar und Larebj, sollen nach Kinneir Spuren früherer vulcanischer Ausbrüche zeigen, was Fraser aber nicht bestätigt. Das vorherrschende Gestein auf Hormus ist eisenhaltig. Gypsberge steigen weiß, wüste und öde in Piks und Nadeln empor; keine Quelle frischen Wassers befeuchtet den Boden, der öde und ohne Pflanzendecke ist. Von ähnlicher Beschaffenheit sind Larebj, Hindjam und Belior, Kischem hat im NO 60—200′ hohe Kalksteinklippen; die Gipfel sind mit körnigem Sandstein bedeckt; darunter Lager von Mergel und tiefer ein Lager von Kalkstein, dem indischen Kunker gleichend, viele Muscheln und Korallen umschließend. Die ganze Insel und alle übrigen des Golfes sollen von derselben Beschaffenheit seyn. Die Gebirgslandzunge Ser besteht dagegen aus Basalt mit Kalkspathadern; das Erdreich der kleinen Thäler ist zerfallener Basalt. Der Golf hat hier die größte Tiefe, bis 60 Faden. Die arabische Küste, westlich von Ser, ist flach und niedrig; einzelne Berge zeigen Spuren vulcanischen Ursprunges; so findet man auch weiterhin überall Schwefel. Die Berge haben die Gestalt eines Kegels und bestehen aus Lava mit Thon gemischt; im ganzen Golf ist Gyps mit Eisenerz verbreitet. Auf der Insel Kenn will Price Lavaströme bemerkt haben; zwischen Ras Berdistan und Buschir sah Fraser schönen Alabaster und andere Gypsarten, letztere Stadt ist auf einem Alluvialboden aus Sand und Thon, der oft salinisch ist, erbaut; darunter liegen ein kalkartiger Dunderstein und tiefer zwei Arten Muschelkalk.

Im persischen Meerbusen ist der NW-Wind das ganze Jahr über vorherrschend; nur im November, December und Januar auch südliche Winde, besonders im Golfe, zwischen Koh Umbareck und Gambron, zuweilen gibt es steife Kühlten aus SSW und SW von kurzer Dauer; sonst sind die Südwinde stets veränderlich und der Südwind kehrt um so länger und heftiger wieder, je länger und heftiger die Südwinde wehten. Der Nordwind, der große Schemal weht im Junius und Julius 40 Tage, von Windstillen unterbrochen und wieder im März und April, zuweilen 20 Tage (der kleine Sch.); aber nur NW und SO wehen beständig. In den Wintermonaten sind die südlichen Winde zuweilen von Regenböen begleitet, die aber nie über 3—4 Tage dauern und, da sie an den NW-Winden Widerstand finden, selten die Höhe von Basra erreichen. Der Samum (Sirocco) ist weder so häufig noch gefährlich in Buschir als in den arabischen und afrikanischen Wüsten; wohl wegen der Beschränktheit der persischen Küstenterrasse. Die NW-Winde aber sind oft so heftig daß sie im Nordtheile des Golfs die Luft mit einem unfühlbaren Sande verdunkeln, der von den arabischen Gestaden über 30 d. M. weit auf die persische Küste geworfen wird. Im Herbst ist die Hitze drückender als im Sommer; im Winter und Frühling dagegen das Wetter köstlich, nie sehr kalt, Schnee fällt selten diesseits der Gebirgskette welche die Küstenterrasse vom Tafelande Iraus scheidet; ihre Gipfel sind aber 6 Monate mit Schnee bedeckt. Lieutenant Guy bei Horsbourgh gibt folgende Uebersicht der Winde, besonders im Südtheile des Golfs.

October, Winde veränderlich, mäßige Winde; Kühlten häufig, östlich bei Springzeiten.

November, von NO und SO bis SW frischer NO; Kühlten in Springzeiten.

December, häufig Nordwind, lebhaft aus NO bei Springzeiten.

Januar, NO-Wind, besonders N und O und NO bei Springzeiten.

Februar, veränderliche Winde aus NNO an der arabischen Küste gen SW, zuweilen aus NNW, bis a. W. bei Springzeiten.

März, heftige N- und Westwinde, besonders bei Springzeiten, bei Mondwechsel Wind von Osten 3 Tage, dann NW.

Digitized by Google

April, Kühlern aus Westen, Ende des Monats frische Ostkühlen. Mai, herrschen Westwinde nach Süden vor.
Juniu und Julius, NW 40 Tage mit Windstillen dazwischen.

Im Februar fiel auf der arabischen Küste wenig Regen, auf der persischen sehr viel; im März 2—3 Tage viel Regen bei NW, im April bei den Springzeiten des Neumondes heftige Regenschauer mit Blitz und Donner; Ende Mai wird die Luft so nebelig daß man die Küste oft auf 2 Meilen nicht erkennen kann. Vom December bis April erwartet man bei Springzeiten Regen; oft fällt aber monatelang nicht ein Tropfen; fällt Regen, so ist gewöhnlich ein Gewitter in Gefolge. An der arabischen Küste ist der Wind kurz vor und nach Sonnenauf- und Untergang todt und die Atmosphäre außerordentlich drückend; gegen Mitternacht erhebt sich eine Kühlte, und ebenso zwischen 8 Uhr Morgens und Mittag.

Die Strömungen außerhalb des Einganges zum Golf zwischen Maskat und Cap Djask sind nach Horsburgh veränderlich und ungewiß, und der Veränderung des Windes besonders dem NW unterworfen und setzen leewärts an; zu andern Zeiten aber dem NW und den nördlichen Winden gerade entgegengesetzt, verursachen sie hohe Stampfseen und sind am Lande stärker als weiter im See. An der Mündung des Golfes läuft die herrschende Strömung vom Mai bis September hinein, den Ueberrest des Jahres heraus; innerhalb des Meerbusens vom Kap Mussendom bis zu den Mündungen des Schat el Arab geht die Strömung in der Mitte des Golfs; doch ist sie oft sehr schwach und setzt zuweilen nordwärts an. Längs der Küsten herrscht eine Art Fluth und öfters eine Strömung, welche dann und wann 3—4 Tage gegen Westen läuft. Die Schiffe welche die Bergfahrt machen, müssen daher die persische Küste halten, um die Gezeiten oder Nordwest-Strömungen und die Landwinde zu benützen. So fahren die arabischen Daus und Trankeys mit frischem Landwind längs des Gestades, während Schiffe, die weiter außen sind, Windstille haben und von den Strömungen herumgetrieben werden. Nach Capitän Walmwright ist die persische Küste sehr gebrigig, aber sicher; sie hat fast überall regelmäßige Tiefen über Schlammgrund, und jeder plötzliche Wechsel in Sand- oder Klippentiefen zeigt daß da Gefahr ist. Man findet überall Ankerplätze in den Buchten oder unter dem Schutz der Inseln längs der Küste. Die Gezeiten sind längs der Küste regelmäßig, außer in der Gegend der Quoins, namentlich zwischen diesen und der Insel Lareh; in der Mitte des Golfs aber stehen sie unter dem Einfluß der herrschenden Winde.

Wenn man in den persischen Golf einfährt, steht man an der arabischen Küste zwei kleine Felsen-Inseln, die Quoins, d. h. Eckſteine, Groß-Quoin, 36° 30′ 25″ nördl. Br., 54° 14′ 5″ östl. L., 2—300′ hoch, an der persischen den Nordberg (Jebal Schamal) 3498′ hoch, selbst im Frühling mit Schnee bedeckt, dann die Insel Hormuz und an der andern Seite Lareh. Die berühmteste ist Ormus (Hormuz), früher Organna; das Fort liegt 27° 7′ nördl. Br., 54° 16′ 45″ östl. L. nach Horsburgh; das alte Fort nach Whitelock 27° 6′ nördl. Br., 56° 29′ östl. L. v. G. Es zerfällt jetzt in Ruinen, ist eine Felsenmasse ohne eine Quelle und einen Tropfen frischen Wassers, hat aber große Cisternen 15 Yards lang, 7—8 breit. Es war zu Nearch's Zeiten eine wüste Insel. Der einzige bewohnbare Theil der Ebene, am Nordende 2 engl. M. lang, 3 breit, nach W. von 12 M. Umfang, fast rund, und hat 112 d. Quadratmeilen Fläche. Der salzgeschwängerte Boden hindert alle Vegetation; die Hügel sind von der Salzincrustation ganz weiß. Gewaltige Regenschauer zerwüsten die Insel. Ein Theil des Bodens besteht aus Korallentrümmern mit einem Gemisch von Thon- und Kalkerde, und verwitterten eisenhaltigen Felsmassen. Salz und Schwefel werden aus den Lagunen ausgeführt. 1827 hatte sie nach Whitelockaur 300 Einwohner, die mit dem Fang und dem Einsalzen der Fische beschäftigt waren, Araber und Schwarze aus Zanzibar. Der Hafen im NO ist sicher; wird aber nur besucht Salz einzunehmen, und zum Schutz gegen die Weststürme. Sie gehört jetzt dem Imam von Maskat, der 1827 100 Söldner da hielt. So tief sank das einst berühmte Ormuz. Von hier zogen die aus Bard und Yezd verjagten Feueranbeter, nachdem sie die Schifffahrt gelernt hatten, nach Indien. 1507 von Alphons von Albuquerque erobert, wurde sie die reiche portugiesische Seestation, bis Schah Abbas nach neunjährigem Angriff 1614—1623 sie eroberte, und mit dem Material der geschleiften Stadt wurde Bender Abassi erbaut. Figeroa schildert sie zur Zeit ihrer Blüthe. Das Sprüchwort sagte: „Wenn die Welt ein Ring, so ist Ormuz der Diamant im Ringe." Schöne Bazare, Kirchen, Klöster, große Magazine und ansehnliche Gebäude waren da aufgerichtet. Die Stadt hatte 4000 Häuser und 40,000 Einwohner, meist Araber und Mohren, wenig Perser und Christen.

(Schluß folgt.)

Romänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutsch. von Franz Obert.)

19. Die drei Pogatschen.

Ein Mann und eine Frau hatten vier Söhne, deren einer schöner und stärker war als der andere. Es traf sich aber daß Vater und Mutter nach einander starben. Nun standen die Söhne trostlos da, denn sie hatten nichts als eine elende Hütte. Da sprach der jüngste: „Lasset uns gehen und Schafhirten werden." Und sie giengen geradewegs ins Gebirge; daselbst trafen sie auf einem hohen Berge vier Sennen (Alpenhütten), die vier Hirten gehörten. Da nun jeder derselben eines Knechtes bedurfte, dingten sie sich ein, lernten melken und Käse bereiten und besorgten die Heerde gut. Eines Abends war der jüngste der Brüder allein bei den Schafen und sah plötzlich im Wald eine Flamme dreimal nacheinander aus der Erde schlagen, lief hinzu und bezeichnete die Stelle. Als nun die Brüder zu ihm kamen, erzählte er ihnen alles. Die holten sogleich Hauen und Grabscheite, gruben und gruben ohne Unterlaß, weil sie meinten es müsse daselbst ein großer Schatz vergraben seyn. Endlich kamen sie auf eine Tonne mit eisernem Deckel, worauf ein schwerer Stein lag. Wie sie die Tonne eben zur Hälfte herausgegraben hatten, kam der Teufel und sprach: „Ihr Lieben, dieß ist mein Eigenthum; wollt ihr mir aber euere Seelen verschreiben, so will ich euch die Tonne mit meinem kleinen Finger herausheben." Da antwortete der älteste: „Das thun wir nicht," wandte sich aber an seine Brüder und sprach leise daß es der Teufel nicht hörte: „Steiget hinab in die Ebene und setzet das Kind eines Zeligeuners, das wollen wir dem Teufel geben und so den Schatz erkaufen." Sofort machten sich die Brüder davon und kamen über eine Weile mit einem Zigeunerkind zurück. Der

Digitized by Google

Teufel aber sprach: „Das Kind gehört mir schon zu, es wurde mir noch im Mutterleib verschrieben; ich kenne es gut und warte nur bis es groß ist; gebt mir euere Seelen, sonst könnt ihr den Schatz nicht heben.“ Da sie nicht einwilligen wollten, tödtete er einen nach dem anderen, bis auf den jüngsten und legte sich dann nieder um auszuruhen, denn er war sehr müde; der jüngste aber blieb wach und sann auf Mittel den Tod seiner Brüder zu rächen, zog sein Messer hervor, machte es im Feuer rothglühend und stach dem Teufel beide Augen aus; dann lief er davon der Ebene zu, und wie er sich gerettet und die Brüder gerächt sah, zog er seine Sackpfeife hervor, spielte eine traurige Weise und weinte dazu. Das sah die hl. Mutter Sonntag, kam zu ihm und sprach: „Warum weinest du?“ Und er erzählte ihr alles. Sie tröstete ihn, rief ihn zu sich, gab ihm zu essen und zu trinken, und schenkte ihm zuletzt eine Pogatsche (Kuchen) als Zehrung mit auf den Weg. Der Jüngling zog weiter um irgendwo einen Dienst zu suchen. Als er eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm die hl. Mutter Montag, rief ihn zu sich, bewirthete ihn und gab ihm auch eine Pogatsche mit auf den Weg. Ueber eine Weile kam er zur hl. Mutter Dienstag; die bewirthete ihn und bewirthete ihn ebenso freundlich und beschenkte ihn obendrein auch mit einer Pogatsche. Bald darauf erreichte der Jüngling einen hohen Berg und setzte sich allda in den Schatten eines Baumes um zu essen. Eben wollte er die Pogatschen aus seiner Gluge (Rocktasche) hervorlangen, da fühlte er daß sich's in der Gluge bewegte, und wie er nachsah, waren aus den drei Pogatschen drei Hunde geworden. Die redeten den Jüngling an und sprachen: „Fürchte nichts, wir wollen dich beschützen.“ Und er benannte sie um sie unterscheiden zu können, den einen Greupomuntului (Erdschwer), den anderen Audebine (Hörgeut), den dritten Wädebine (Siehgeut). Die drei Hunde wuchsen aber zusehends und wurden über die Maßen groß und stark. Nach einigen Tagen kam der Jüngling in das Thal wo des Teufels Mutter wohnte, und weil er sie nicht kannte, dinge er sich bei ihr ein und hütete ihre Ziegen in dem nahen Wald. Wenn er Abends nach Hause kam, setzte ihm die Teufelsmutter Speise und Trank vor, und that ihm so schön als ob er ihr eigener Sohn wäre. Die Hunde aber wichen nicht von ihm und wachten wenn er schlief, einer zu seinen Häupten, der andere zu seinen Lenden, der dritte zu seinen Füßen.

Eines Tages kam der geblendete Teufel zu seiner Mutter und bat sie, die Hunde des Jünglings abzufangen, damit er sich an ihm rächen könne. Als nun der Jüngling am Abend mit der Heerde zurückkehrte, bewirthete ihn die Teufelsmutter aufs beste und ließ nicht ab mit Bitten, bis er versprach ihr seine Hunde unterzagt zu überlassen, damit sie, mit denselben spielend, sich die Zeit vertreibe. Kaum hatte er sich nun am Morgen mit der Heerde entfernt, so sperrte die Teufelsmutter die Hunde in eine Kammer und legte ein drittes Schloß an die eiserne Thüre derselben. Nicht lange darauf kam ihr Sohn, und wie er die Hunde eingesperrt fand, eilte er brausend und schnaubend in den Wald, den wehrlosen Jüngling zu tödten. Als dieser ihn erblickte, frech er flugs auf einen Baum. Dahin konnte ihm der Teufel nicht folgen, sondern machte sich daran, den Baum auszureißen. Da rief der Jüngling vom Baum: „Halt ein! Ich setze daß mein Leben zu Ende ist und will freiwillig herabsteigen; gestatte mir aber, meine Todten zuvor anzurufen.“ Dann schrie er mit lauter Stimme: „Greupomuntului! Audebine! Wädebine!“ Dreimal nach einander. Das hörte Audebine und sprach zu den beiden anderen: „Unser Herr ist in Gefahr,“ und sprang gegen die eiserne Thüre um sie zu zerbrechen; aber er vermochte es nicht, ebenso wenig Wädebine; endlich warf sich Greupomuntului dagegen daß sie zerschellte. Und wie geflogen kamen die Hunde dem Jüngling zu Hülfe, und der Teufel, wie er sie hörte, zitterte am ganzen Leibe. Greupomuntului aber faßte ihn, riß ihn zu Boden und legte sich auf seine Brust, bis der Jüngling vom Baum herabstieg. Dann packten ihn die drei Hunde zugleich und zerrissen ihn in tausend Stücke und kehrten mit dem Jüngling zur Teufelsmutter zurück um auch diese zu tödten. Hier angelangt, sprang Greupomuntului in einen Brunnen und nahm alles Wasser desselben auf seinen Rücken. Dann folgte er dem Jüngling in das Haus der Teufelsmutter. Die verwandelte sich in eine schwarze Bohne und sprang dem Jüngling on den Hals um ihn zu erwürgen. Greupomuntului aber riß sie mit seiner Tatze zur Erde nieder und winkte dem Jüngling zu, sich zu entfernen. Drauf schüttelte er sich einmal, und im Nu stand das ganze Haus unter Wasser und die Teufelsmutter mußte jämmerlich ertrinken. Der Jüngling nahm nun alle Schätze derselben und die Ziegenherde, und zog von dannen. Noch war er nicht weit weg, so holten ihn die Enkel der Teufelsmutter ein, zwanzig an der Zahl um ihm die Schätze abzujagen. Aber die Hunde stellten sich vor ihn, erst Greupomuntului, dann Audebine, zuletzt Wädebine. Und wie die Enkel der Teufelsmutter nahe genug waren, sprangen sie zugleich unter dieselben — und ehe noch drei Stunden vergingen, lag die ganze Teufelsbrut am Boden, ohne ein Glied zu rühren. Die Hunde aber begleiteten den Jüngling noch bis an den Fuß des Gebirges; daselbst sprachen sie zu ihm: „Wir können dir nun nicht mehr dienen, beschütze dich und die Heerde forthin selbst.“ Beinend küßte sie der Jüngling, stieg dann das Gebirge hinauf und ward ein reicher Pokvariu (Schafhirt).

20. Eschenruschotke.

Ein reicher Mann hatte einen großen Acker, den er alljährlich mit dem reinsten Korn besäete, welches auch jedesmal herrlich gedieh. Wenn es aber am höchsten in den Halmen stand, ward es in drei auf einander folgenden Nächten abgeweidet, wie auch der Acker bewacht wurde. Nun hatte der Mann drei Söhne, die traten eines Tages vor ihn und baten, er möge ihnen erlauben den Acker zu hüten. Nach vielen Bitten gab der Vater seine Einwilligung, und der älteste gieng auf den Acker; daselbst machte er ein großes Feuer um sich nach zu erhalten. Gegen Mitternacht aber überfiel ihn solche Mattigkeit daß er nicht widerstehen konnte und einschlief. Als er erwachte, war der dritte Theil des Ackers abgeweidet. Zu Hause angelangt, fragte ihn der Vater, wie es ihm ergangen sey. Da erzählte er getreulich alles und ermahnte den mittleren Bruder, wachsamer zu seyn als er gewesen. Gegen Abend gieng dieser auf den Acker, aber es ergieng ihm ebenso, und am Morgen war das andere Drittel des Ackers abgeweidet. Nun war die Reihe am jüngsten, den Eltern und Geschwister immer gering hielten und spottweise Eschenruschotke (Aschenputtel) nannten. Wie dieser auf dem Acker ankam, machte er kein Feuer, sondern kroch auf einen Baum, der an der Marke des Ackers stand. Daselbst konnte er nicht einschlafen, weil der Wind die Aeste hin und her wiegte, und ihn der Gefahr aussetzte herabzufallen und Hals und Beine zu brechen. Gegen Mitternacht kamen vier Pferde: das des Mondes, das der Sonne, das des Windes und das des Gedankens, weideten das noch übrige Drittel des Ackers ab und stellten sich dann unter den Baum, an dessen rauher Rinde zu nagen. Diesen Augenblick benützte Eschenruschotke, kroch sachte immer tiefer herab und sprang auf das

Digitized by Google

Pferd des Mondes. Das erſchrak heftig und ſprengte pfeilgeſchwind mit ihm davon. Er aber klammerte ſich an die Mähnen desſelben feſt. Endlich hielt das Pferd und ſagte: „Mein Herr und Gebieter, ich will dir dienen ſammt meinen Gefährten; nimm hier dieſe vier Zäume, und bedarfſt du unſerer, ſo ſchüttele einen derſelben, und wir werden dir beiſpringen in aller Noth.“ Da ſtieg Eſchenruſchoke ab, nahm die Zäume und vergrub ſie daheim unter der Thürſchwelle, ſagte aber niemandem was ihm begegnet war, ſondern ließ ſich ausſpannen und kroch in ſeinen Aſchenwinkel.

Es traf ſich aber daß der Kaiſer im ganzen Reiche bekannt machte, ſeine einzige Tochter ſey von einem Adler geraubt worden und werde auf einem Baum gefangen gehalten, der bis in die Wolken reiche; wer ſie befreien könne, ſolle ſein Eidam und Erbe des ganzen Reiches ſeyn. Und es kamen viele Prinzen zuſammen, konnten aber den Baum nicht erſteigen. Eines Tages machten ſich auch die Brüder Eſchenruſchokens auf um ihr Glück zu verſuchen. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, ſo kroch Eſchenruſchoke hervor, ſchüttelte einen der Zäume, und alsbald kam das Roß des Mondes herbei, mit eiſernen Kleidern bepackt. Die zog er an und beſtieg das Roß. Nach wenigen Augenblicken ſtand er ſchon vor des Kaiſers Schloß wo viele Menſchen verſammelt waren. Alle Blicke wandten ſich ihm zu als er das Roß ſpornte daß es ſich bäumte und ihn emportrug faſt bis zum Wipfel des Baumes, doch plötzlich wieder zu ſinken begann und ſammt dem Reiter davonſprengte. Als die Brüder am Abend nach Hauſe zurückkehrten und dem Vater erzählten was ſie geſehen, rief Eſchenruſchoke aus dem Aſchenwinkel: „Auch ich ſah den Prinzen mit den eiſernen Kleidern von unſerm Schweinestall.“ Da ärgerten ſich die Brüder und riſſen den Schweinestall nieder. Am anderen Morgen zogen ſie abermals nach der Stadt und hießen Eſchenruſchoke daheim bleiben und das Haus beſorgen. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, ſo kroch Eſchenruſchoke hervor, ſchüttelte einen der Zäume, und alsbald kam das Roß der Sonne herbei, mit kupfernen Kleidern bepackt; die zog er an und beſtieg das Roß. Nach wenigen Augenblicken ſtand er ſchon vor des Kaiſers Schloß wo noch immer viele Menſchen verſammelt waren. Alle Blicke wandten ſich ihm zu als er das Roß ſpornte daß es ſich bäumte und ihn emportrug faſt bis zur Spitze des Baumes, doch plötzlich wieder zu ſinken begann und ſammt dem Reiter davonſprengte. Als die Brüder am Abend dem Vater erzählten was ſie geſehen, rief Eſchenruſchoke aus dem Aſchenwinkel abermals: „Auch ich ſah den Prinzen mit den kupfernen Kleidern.“ Da ärgerten ſich die Brüder und riſſen auch den Ziegenſtall nieder. Am dritten Morgen zogen ſie wieder nach der Stadt. Eſchenruſchoke folgte ihnen in ſilbernen Kleidern auf dem Roß des Windes, welches ihn auch nur bis faſt zum Wipfel des Baumes emportrug, dann aber plötzlich zu ſinken begann und mit ihm davonſprengte. Am Abend, als er den Brüdern zurief: „Auch ich ſah den Prinzen mit den ſilbernen Kleidern,“ riſſen dieſe im Aerger auch den Pferdeſtall nieder und zogen am vierten Morgen wieder nach der Stadt. Wie ſie ſich entfernt hatten, ſchüttelte Eſchenruſchoke den letzten Zaum und alsbald kam das Roß des Gedankens, mit Kleidern von Gold bepackt. Die zog er an und beſtieg das Roß. In einem einzigen Augenblick erreichte er des Kaiſers Schloß, ſpornte das Pferd daß es ſich bäumte und ihn emportrug bis zum Wipfel des Baumes. Alda ſah er die Kaiſertochter liegen mit einem goldenen Kranz auf der Stirne, nahm ſie in ſeine Arme und brachte ſie dem Kaiſer. Wie er ſie aber vom Roß gehoben, ſprengte er davon und behielt bloß den goldenen Kranz in der Hand. Da ließ der Kaiſer im ganzen Reiche nach dem Kranz ſuchen, und man konnte ihn nirgends finden. Zuletzt ſuchte man auch in dem Aſchenwinkel wo Eſchenruſchoke zuſammengekauert ſaß. Da lag der Kranz. Alſogleich wurde Eſchenruſchoke hervorgezogen und erhielt des Kaiſers Tochter zur Frau und ward Erbe des ganzen Kaiſerreichs.

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Fortſetzung.)

Der Morgen des 4 Mai dämmerte endlich, und obgleich wir alle mit der Sonne auf waren, fand dennoch die 9te Morgenſtunde unſer Lager noch in einem Zuſtand der ſchrecklichſten Confuſion. Ich habe bereits mitgetheilt daß einige unſerer Leute noch ungeübte Menſchen waren, und da das Packen eines Maulthieres ein Ding iſt, was nicht durch bloßes Anſchauen gelernt werden kann, machten ſie wirklich einen abſcheulichen Anfang in ihrem neuen Geſchäfte.

Während andere ſich ärgerten, war ich meinestheils auch durchaus nicht frei von Blackerei; mein Muſter von Maulthiertreiber war nirgends zu finden. Dieſe perſonificirte Tugend hatte ſich erlaubt ſich durch ein Paar neue Stiefeln und etliche Kleidungsſtücke, die er in meiner Kleiſtelatſche gefunden hatte, verführen zu laſſen. Wenn er auch nicht gerade nach Texas entlaufen war, ſo war er doch jedenfalls nach unbekannten Gegenden gewandert, und nun ſtand ich da, im letzten Augenblick, ſolle fieben Thiere beſorgen, packen, ſatteln und treiben, und hatte keine Seele mir zu aſſiſtiren. Eben als ich im Begriff war mich in Ernſt in mein Schickſal zu fügen, kam ein junger Mexicaner zu mir und bat mich um Erlaubniß die Vacanz zu füllen. Als ich Kit befragte, erkannte ihn derſelbe ſofort. Er ſagte: „Ein größerer Schuft lebt, ſo viel mir bekannt, in der Welt nicht als dieſer junge Mexicaner, aber er iſt mit der Behandlung der Maulthiere vertraut.“

Es ſcheint mir als wenn Juan — ſo war der Name des neuen Bewerbers — ſchon einmal als Treiber von einem die Wüſte kreuzenden amerikaniſchen Händler angeſtellt geweſen war, und daß er wegen wirklicher oder eingebildeter Beleidigungen Löcher in die Proviſionsſäcke geſchnitten hatte. Dadurch waren beide, Herr und Knecht in einen ſo traurigen Zuſtand gekommen daß ſie beinahe verſchmachtet waren, als ſie die Anſiedlungen erreichten. Da ich nichts beſſeres thun konnte, beſchloß ich ihn zu engagiren, indem ich zugleich mir innerlich gelobte ein ſcharfes Auge auf Hrn. Juan zu halten und ihm bei der erſten Gelegenheit der Befugniß-Ueberſchreitung tüchtig den Kopf zu waſchen.

Nachdem Juan als General-Maulthiertreiber und Oberkoch bei mir inſtallirt war, trat er ſogleich in ſeine Beſchäftigung ein, indem er meine Maulthiere mit einer mich überraſchenden Behendigkeit packte. In wenigen Augenblicken war eine ſchwere Laſt arrangirt, und mein und ſein eigenes Maulthier gut geſattelt und gezäumt. Es war vollſtändig 10 Uhr, ehe wir endlich aufbrachen. Wir zählten 20 gemiethete Leute, drei amerikaniſche Bürger und drei mexicaniſche Bediente, Carſon und ich ſelbſt ungerechnet, alle

Digitized by Google

gut beritten und armirt, und zwar meiſtens mit Whitney's Büchſen, einer Waffe die für den Gränzerdienſt nicht genug empfohlen werden kann, da ſie äußerſt accurat iſt und Beſchädigungen wenig unterliegt — ein wichtiger Punkt in einem Land, wo keine Büchſenmacher zu finden ſind.

Die Marſchordnung war, wenn nicht durch beſondere Umſtände anders beſtimmt, oder durch Bodenverhältniſſe anders bedingt, folgendermaßen. Ich und ich, mit einem oder einigen der Partie kamen zuerſt; dann folgten die gepackten Maulthie e und ungepackten Thiere, und im Hintergrund die übrigen unſerer Leute, welche die Maulthiere durch lautes Geſchrei und gelegentliche Schläge mit den Enden ihrer Reitſchenkſtöcke fortzutreiben ſich bemühten. Unſere Sättel waren nach ächt mexicaniſchem Muſter, hölzernem Geſtelle, mit Lederzeug, welches Machero's genannt wird, bedeckt. Solche Dienſtſättel fand ich weit beſſer als die in Amerika gemachten, da ſie leichter und ſicherer ſind, und da die große Tiefe des Sitzes es dem Thier faſt unmöglich macht den Reiter abzuwerfen — eine Thatſache, die theilweiſe der Grund des kühnen Reitens iſt, wegen deſſen die Mexicaner berühmt ſind. Unſere Zügel, fabrikirt aus geflochtenen Häuten oder Pferdehaar, waren mit Kupferſtücken verziert und mit ſtarken Gebiß verſehen. Was unſere Sporen anbelangt, ſo waren dieſelben ſcharf, und ſchwer genug um einen Elephanten zu treiben, geſchweige denn ein californiſches Maulthier, obgleich ich das letztere für das unter beiden unlenkſamſte Vieh halte.

Da die erſte Tagereiſe eigentlich nur ein Probemarſch ſeyn ſollte, beſchloſſen wir ſie nur kurz zu machen und unſer Lager an dem alten Platze Bridge-Creek, welcher direct auf unſerem Weg zum Paß lag, aufzuſchlagen. Gut war es daß wir dieß thaten, denn obgleich unſer Lagerplatz nur 15 Meilen von Pueblo entfernt war, glich unſere Reiſe doch mehr einem Capitel voller Unglücksfälle als einer fortſchreitenden Bewegung. Manche ſeit Monaten das erſtemal wieder geſattelte Maulthiere producirten ihre ſeltſamen alten Untugenden und zeigten ſich in laſterhaft und obſtinat als möglich. Wir hatten kaum die Stadt verlaſſen, als ein ſchreckliches Geraſſel in unſerem Rücken uns aufmerkſam machte daß etwas vor ſich ging, und ehe ich mich umdrehen konnte, rannte ein Maulthier in der größtmöglichen Eile bei mir vorbei, den Kopf ausgeſtreckt, ventre à terre, während bei jedem Satz das Vieh ein Stück meines perſönlichen Eigenthums abwarf, rechts und links, da ein Kochgeſchirr, da einen Zuckerſack u. ſ. w. Juan donnerte hinter ihm her, in allen möglichen Sprachen fluchend, und dem langohrigen Sünder mit allen Arten von perſönlicher Züchtigung drohend. Und ſo plagten wir uns bis Sonnenuntergang. Ich glaube daß es nie einen ermatteteren Menſchen gab, und nie einen, der mehr den Luxus einer guten Taſſe Kaffee zu würdigen verſtand als ich dieſen Abend.

Bei Sonnenaufgang des nächſten Morgens waren wir auf dem Weg zum Paß, und hatten einen harten und heißen Tagesritt dabei. Während des Tages paſſirten wir das letzte Haus was wir bis zu unſerer Ankunft in Neu-Mexico ſehen ſollten, und warfen darauf manchen ſehnſüchtigen und ſchmachtenden Blick. Unſer Lager ward dieſe Nacht auf einem ſteinigen und rauhen Hügelabhang, innerhalb des Paſſes aufgeſchlagen.

Meine Gedanken, als ich die große Wüſte das erſtemal ſah, waren gewiß eigenthümlicher Art, und ich glaube daß diejenigen welche dieſe Gegend kennen, mich nicht unmännlicher Gefühle beſchuldigen werden daß ich, als mein Auge auf der weiten Fläche von heißem Sande und zerbröckelten Felſenſtücken weilte, überlegte und nicht ganz ohne den Wunſch war mich von der Sache zurückziehen zu können. Aber wir waren nun einmal darin, und moraliſiren war hier von keinem Nutzen mehr. Nebenbei fand ich bald wichtigere Gegenſtände zur Beſchäftigung für meinen Geiſt.

Unter meinen ſieben Thieren (von welchen ich, um ſie zuſammen zu kriſtiren, ſagen kann daß ſie beinahe gleichmäßig aus Laſterhaftigkeit, Hartnäckigkeit und ſtarkem Hange zur Trägheit zuſammengeſetzt ſchienen) befand ſich ein kleines graues Maulthier welches ich mir als mein ſpecielles Reittkier auserleſen hatte. Auch dieſes hatte ſeine unangenehmen Eigenthümlichkeiten, von welchen eine die war daß gewöhnlich zwei Leute nöthig waren es zu ſatteln, einer um es niederzuwerfen, und der andere um den Sattel anzulegen; eine andere liebenswürdige Eigenſchaft war eine Luſt, die ich auf meine eigenen Koſten lernte. Obgleich es ganz gedultig war wenn der Reiter einmal ordentlich ſaß, nahm es jedoch den Vortheil wahr beim Aufſteigen desſelben ruhig ſich umzudrehen, die exacte Poſition zu erſparen, dann mit beiden Beinen auszuſchlagen und endlich wie der Wind fortzueilen. Wir waren gerade am Fuß eines langen, ſteilen Sandhügels, als ich mich unglücklicherweiſe eine halbe Meile im Rücken unſerer Leute befand, welche eben den Bergrücken kreuzten. Mein Sattel war mir locker geworden und ich ſtieg ab um die Gurte feſter zu ſchnallen, als mein tapferer Grauer ſein Lieblingsmanöver practicirte und mich „hors de combat“ brachte, indem er mich in Geſellſchaft von etwa 50 Pfd. leichten Gepäcks, wie Decken, Flinte und Munition, auf einem Sandhaufen liegen ließ, aus welcher bequemen Poſition ich mich gerade zeitig genug erhob um mein verrätheriſches Maulthier dem übrigen Thierhaufen nachrilen zu ſehen. Ich fluchte ein wenig, nahm ſofort meine Büchſe auf und zielte auf die fliehende Stute; aber die Beſinnung kam mir wieder und ich überlegte daß ein lebendes Maulthier 10 todte werth ſey — wenigſtens auf der Landſtraße — und ſo beſchloß ich meinen Aerger für den Augenblick zu verſchlucken, ſchulterte meine Flinte, nahm auf jeden Arm eine Decke und watete beinahe eine Meile den tiefen Sand hinauf. Als ich mich gerade auf Mangel an Kraft entſchloſſen hatte ſtill zu halten und da zu bleiben bis es den Digger-Indianern gefallen ſollte mich zu holen, kam mein Juan mit dem durch einen Laſſo wieder eingefangenen Maulthiere angalopvirt. Ich kann jedoch dem Leſer verſichern daß ich bei der Verhandlung nicht mehr den bloß leidenden Theil ſpielte.

Unſer Weg führte und einige Tage durch ermüdende Räumlichkeiten, wo das Auge immer demſelben ewigen Felſen und Sand begegnete. Das ganze Land iſt überhaupt im Anblick am beſten mit dem Krater eines ungeheuren Vulcans zu vergleichen. Einer unſerer Leute äußerte, er glaube „der verdammte Platz wäre in Feuer geweſen und ſey noch nicht ganz weder abgekühlt.“ Unſere Hauptrichtung war die große ſpaniſche Route, und wir reiſten ſo raſch als möglich, um eine große mexicaniſche Karawane zu überholen, welche langſam ihren Weg nach der Hauptſtadt von Neu-Mexico zurücklegte. Die Karawane beſtand aus 2—300 mexicaniſchen Händlern, welche das eine Jahr mit einem Vorrath von Decken und anderen Fabricaten Neu-Mexico's nach Californien ziehen, und dort ihre Einnahme in californiſchen Maulthieren und Pferden anlegen und dieſelben durch die Wüſte zurücktreiben. Dieſe Leute erwerben oft große Profite, da die Thiere, welche an der Küſte für eine Kleinigkeit gekauft werden, in Santa-Fé hohe Preiſe bringen. Die Karawane hatte Pueblo de los Angeles einige Zeit vor uns verlaſſen und war in Folge deſſen auf der Route uns voraus. Dieſer Umſtand brachte uns großen Nachtheil, da ihr großer Thierhaufen, der beinahe aus 1000 Köpfen

Digitized by Google

bestand, in den wenigen Lagerplätzen des Weges alles Gras auffraß oder zerstörte, und das Wasser konsumirte.

Nach einer achttägigen Reise in der Wüste überholten und passirten wir endlich diese Partie. Ihr Anblick war außerordentlich grotesk. Man stelle sich etwa 200 Mexicaner vor, in jeder verschiedenen Costümirung, von der gestickten mit glockenförmigen Silberknöpfen besetzten Jacke des reichen Californiers an, bis zur ärmlichen Fellbekleidung des Indianers, und kann sich so nur eine schwache Idee ihrer Anzüge bilden. Ihr Thierkaufen bestand nicht nur aus Pferden und Maulthieren, sondern es fand sich auch hie und da ein vereinsamter Burro (mexicanischer Esel) darunter, der bestimmt war Holz über die schroffen Hügel Neu-Mexico's zu tragen. Die Marschlinie dieses merkwürdigen Zuges nahm mehr als eine Meile ein, und ich konnte bei Betrachtung ihrer Waffen und Ausrüstung nicht umhin, zu überlegen daß nur wenige entschlossene Leute das ganze Eigenthum hätten abfassen und die Händler wie einen Schafhaufen auseinander jagen können. Viele dieser Leute waren ohne Feuergewehre, und nur mit kurzen Bogen und Pfeilen, wie sie gewöhnlich von mexicanischen Thiertreibern getragen werden, versehen. Andere waren mit alten englischen Musketen bewaffnet, die schon lange vorher als dienstuntauglich verurtheilt seyn mochten und welche aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor Jahren geladen waren, und nun ganz das Aussehen hatten als wenn sie beim Losschießen mehr Schaden mit dem Kolben als mit der Mündung anrichten würden. Eine andere Art Waffe schien unter ihnen sehr beliebt zu seyn; dieß waren alte abgebrauchte rostige Dragonersäbel, im besten Fall eine sehr unhandliche Waffe gegen einen Feind der von unerreichbaren Felsen und Schluchten herfischt. Aber wie dieser Säbel nun gar von den Mexicanern getragen wurde, unter dem Sattelblatt mit tausenderlei Schleifen und Knoten festgebunden, konnte er auch in der Nähe nichts nützen.

In der Nähe dieses scheckigen Haufens verweilten wir nur eine Nacht. Wie wir ihr Lager nach Dunkelwerden passirten, ward ich von dessen pittoreskem Ansehen überrascht. Ihre Packsättel und Ballen waren abgenommen und sorgfältig aufgeschichtet, und waren sie daher nicht nur vor der Feuchtigkeit geschützt, sondern bildeten auch noch eine Art von Barrikade für ihre Besitzer. Von einer Seite zur anderen dieser kleinen Güterniederlage war eine mexicanische Decke ausgespannt, unter welcher der Händler seine Cigarre schmauchend lag, während sein mexicanischer Diener, oder Sklave — denn sie sind wenig besser daran — seinen Kaffee und Atole präparirte.

Nicht lange nachdem wir die große Karawane verlassen hatten, hatte ich mich von unserem Zug abgesondert, und fand eine kleine Quantität klar und verführerisch aussehenden Wassers in der tiefen Höhlung eines Felsens. Die Mittagssonne schien brennend auf den Sand, mein Mund war vor Durst ausgetrocknet, aber obgleich ich mich sehnte zu trinken, war doch das Wasser in einer so unzugänglichen Lage daß ohne ein Gefäß es aus der Kluft zu ziehen meine Lage wenig besser als die des Tantalus gewesen wäre. Ich griff vergebens nach meiner Trinkschale, aber Señor Juan hatte sie, mit großer Voraussicht für seinen eigenen Comfort, vor der Ausreise an seinem Sattel befestigt. Als ich mir nun den Kopf zerbrach um ein die Schwierigkeit überwindendes Mittel ausfindig zu machen, sah ich in meiner Nähe ein menschliches Skelett. Ein Gedanke durchzog mich. Ich erinnerte mich an Byron und seine Schwelgereien aus dem Schädel, und obgleich es unter anderen Umständen empörend gewesen seyn würde, zwang mich doch hier die Noth davon Gebrauch zu machen. So trank ich einen köstlichen Zug Wassers aus dem gebleichten Knochen und setzte mich dann nieder, moralisirte über das Ereigniß, dachte nach, wem der Schädel gehört habe, und wie der Besitzer desselben starb; das Resultat davon war mein Dankesgefühl gegen den unbekannten Eigenthümer für den Gebrauch dessen was er doch nicht mehr selbst benutzen konnte.

Ich habe vorhin kurz meinen mexicanischen Bedienten Juan, dem Carson ein so mittelmäßiges Testimonium ausgestellt hatte, erwähnt. Dieser Lump hatte schon seit einigen Tagen eine Neigung, verschiedenartigen Streit zu veranlassen, gegeben. Wir kamen jedoch erst eines Nachmittags zum offenen Bruch, als ich im Vorbeireab reitend bemerkte daß die Reata meines Packmaulthieres auf dem Boden nachschleifte. Ich rief Juan sie zu befestigen und ritt zu, da ich dachte daß meinen Befehlen gehorcht werden würde. Nun war gerade der Umstand eingetreten daß Señor Juan sich es mit der Hülfe eines mexicanischen Freundes und seines Cigarrito sehr bequem gemacht hatte, und als ich mich wieder umdrehte, fand ich meine Reata in noch schlimmerer Situation als früher. „Nun," sagte Kit, „der Kerl versucht wer von Euch beiden der Herr seyn soll, Sie oder er, und ich würde Ihnen rathen ihm einen Denkzettel zu geben; wenn wir den Niederlassungen näher wären, würde ich es nicht thun, denn er würde gewiß entlaufen und Ihre Thiere mit sich nehmen; aber wie es ist, wird er aus Furcht vor den Indianern nicht wagen unseren Zug zu verlassen." Da ich nun mit Carsons Meinung vollständig übereinstimmte und außerdem fühlte daß die Zeit herangekommen war wo, wie ich mir innerlich gelobt hatte, ich Señor Juan den Kopf zurechtsetzen könne, ritt ich einfach zurück und schlug den Burschen ohne weitere Erklärung vom Maulthier herab. Es war die erste und zugleich die letzte Lection die ich ihm zu geben nöthig hatte. Juan warf mir allerdings beim Wiederaufsteigen einen sehr diabolischen Blick zu, in Folge dessen ich auf ein oder zwei Nächte mit meinen Pistolen auf der Hut war, aber er war besiegt, und ich hatte in der Folge nicht wieder Ursache mich über irgendwelche Nachlässigkeit zu beklagen.

Die einzigen lebendigen Wesen die außer den räuberischen Digger-Indianern die Wüste bewohnen, sind Kaninchen, die in den Boden Höhlen graben und existiren, ohne daß ich sagen könnte wie; und eine kleine sehr bösartige Species von Klapperschlangen mit dem zuletzt genannten Reptil hatte ich während meines Aufenthaltes in dieser Region ein nichts weniger als angenehmes Zusammentreffen.

Es war eine glänzende Mondscheinnacht; ich hatte wie gewöhnlich mein Sattelleder als Bett ausgebreitet und meine Decke locker um mich gezogen. Ermüdet durch den Tagemarsch hatte ich mehrere Stunden gesund geschlafen, als ich ungefähr um Mitternacht plötzlich mit einem unerklärlichen Furchtgefühl erwachte. Es muß eine Art von Instinct gewesen seyn der mich bewegte, denn in einem Augenblick war ich auf den Füßen und fand, als ich meine Decke wegnahm, eine Klapperschlange, geschwollen von Wuth und Gift, geringelt und bereit zu stechen. Ich zog das Beil, welches mir als Marraze diente, weg, um das Reptil zu tödten, als zu meinem großen Erstaunen es wegglitt und durch eine kleine Oeffnung im Boden direct neben meinem Bett entschlüpfte. Die ganze Sache erklärte sich von selbst; ich hatte mich heilig niedergelegt, und beim Arrangement der Schlafstelle meine Decke in der directen Nähe der Residenz der Schlange ausgebreitet. Die Schlange war wahrscheinlich bei einem Nachbar zu Besuch gewesen, und da sie nach Hause kam als ich schon schlief, war sie so anständig ge-

Digitized by Google

wesen mich nicht zu stören, und da ich von ihrer Wohnung Besitz genommen hatte, nahm sie an meinem Schlafplatz ihren Antheil, kroch unter meine Decke und muß dort so lange ruhig an meiner Seite gelegen haben, bis ich über sie rollte und sie störte. Ich kann kaum sagen daß ich diese Nacht noch viel schlief, und selbst Carson gab zu daß es ihn etwas nervös gemacht hätte. Wenn ich gebissen worden wäre, so hätten wir als einziges Mittel dagegen genobhnlichen Whisky, den wir für diesen Zweck mithatten, gehabt. Es ist eine sehr erwähnenswerthe Thatsache daß in den Gebirgen starker Branntwein als bestes Mittel gegen die Wirkungen des Schlangenbisses gehalten wird; der richtige Gebrauch ist der das Getränk auf einmal und in solcher Quantität zu geben, daß der Patient ganz und gar davon überwältigt wird.

Unser täglicher Lebenslauf in der Wüste war schrecklich einförmig. Wir ritten zwischen 15 und 50 Meilen täglich, je nach der Entfernung des Wassers; gelegentlich bieten wir nach einem starken Marsch einen Tag, wenn das ärmliche Gras am Lagerplatz es erlaubte zu bleiben und die abgematteten Thiere zu stärken. Unter unseren Leuten wurde während des Ueberschreitens dieser traurigen Wüstenei wenig geschwatzt, gelacht und gespaßt, selbst nicht am Lagerfeuer; das uns umgebende düstere Land, die schmale Kost, die muthsame Reise und das Bewußtsein vorwährender Gefahr, alles dieß trug dazu bei die Lebensgeister zu dämpfen. Carson sprach auf der Reise selten, seine durchdringenden Augen prüften vorwährend die Umgegend, und sein ganzes Gebahren war das eines sich seiner Verantwortlichkeit wohl bewußten Mannes. Wir aßen den Tag nur zweimal, und dann war die Speise so roh und dürftig daß es nicht aus Vergnügen, sondern der Nothwendigkeit halber geschah. Bei Nacht wurde jede Vorsichtsmaßregel ergriffen um Ueberraschung zu vermeiden. Unsere Leute wechselten in der Wache der Thiere ab, während unsere eigene Genossenschaft die Lagerwache besorgte. So oft des Erwähnens werth daß in einem Indianerland das Maulthier bei weitem die beste Schildwache ist. Die Maulthiere vermittelst ihres scharfen Geruchssinns oder Blickes entdecken die Nähe des Inuernden Wilden schon lange, ehe der Gebirgsmann, trotz seiner Erfahrung, ihn gewahr werden kann. Das Maulthier, wenn so alarmirt, zeigt seine Unruhe durch Schnauben und Aufstrecken des Kopfes und der Ohren nach dem Gegenstand des Mißtrauens.

Während der Reise habe ich oft Carsons Vorbereitungen für die Nacht mit großer Neugierde beobachtet. Einen braveren Mann als Kit hat es vielleicht nie gegeben, und ich glaube wirklich nicht daß er je Furcht kannte, aber trotz dessen war er doch höchst vorsichtig. Wenn er seine Schlafstelle arrangirte, so stutzte er seinen Sattel, den er stets als Kopfkissen benützte, so daß er eine Barrieade für seinen Kopf bildete; seine Pistolen, halb aufgezogen, wurden darauf gelegt und seine getreue Büchse ruhte neben der Decke bei seiner Seite, wo sie nicht nur für augenblicklichen Gebrauch bereit, sondern auch vollständig vor der Feuchtigkeit geschützt war. Außer wenn er dann und wann seine Pfeife anzündete, setzte sich Kit nie dem vollen Glanze des Lagerfeuers aus. Er kannte den verrätherischen Charakter der Stämme unter welchen wir reisten, zu gut; er hatte Leute bei Nacht tödten sehen, durch einen unsichtbaren Feind, welcher, durch die Dunkelheit verschleiert, in vollständiger Sicherheit stand, während er die Geblegenheit, die er beim Feuerschein deutlich sah, auf das Korn nahm, und niederschoß. „Nein, nein, Jungens," sagte wohl Kit, „treibt euch beim Feuer herum wenn ihr wollt; Ihr mögt es thun wenn ihr wollt, aber ich mag nicht daß ein Digger einen Pfeil in mich schießt, wenn ich ihn nicht sehen kann."

Eine sehr unterhaltende Geschichte wird über Kits Unsichtbarkeit des Handelns in Zeit von Gefahr erzählt. Ein unerfahrener Gebirgsmann hatte während seiner Nachtwache Indianer-Alarm gegeben, oder wie die westlichen Leute sagen, das Lager aufgescheucht. Kit sprang im Augenblick auf seine Füße, und da er, noch halb im Schlaf, etwas schwarzes durch das lange Gras auf sich zukommen sah, faßte er eine seiner niefehlenden Pistolen und schoß — nicht aber einen Indianer, sondern sein eigenes Gleit-Maulthier gerade durch den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Wettkämpfe in Griechenland. In dem in Griechenland bereits bestehenden, von dem Griechen Ambrosius Rhallis in Triest begründeten poetischen Wettkampf, welcher alle Jahre stattfindet (s. Ausl. 1855, Nr. 4), ist neuerdings noch ein zweiter philologischer Wettkampf hinzugekommen. Der Grieche Constantin Tisonos hat nämlich in der rühmlichen Absicht, zur Beförderung der Wissenschaften unter seinen Landsleuten beizutragen, aller zwei Jahre 2000 Drachmen für die beste Arbeit in griechischer Sprache über eine von der philosophischen und philologischen Abtheilung der philosophischen Facultät an der Universität in Athen zu bestimmende Preisaufgabe philologischen, historischen, archäologischen oder philosophischen Inhalts ausgesetzt; die Entscheidung über die eingehenden Preisschriften hat der jedesmalige Rector der Universität, im Verein mit den betreffenden Professoren der philosophischen Facultät, und der Ausspruch soll stets am 20 Mai, am Jahrestag der Errichtung der Universität in Athen, erfolgen. Die erste Preisvertheilung soll am 20 Mai 1858 stattfinden, und als Gegenstand der diesfallsigen Preisaufgabe ist die Geschichte der neugriechischen Sprache bestimmt worden. Unter dem 18 Julius 1856 hat der gegenwärtige Rector der Universität, Joannis Olympios, zugleich einige Winke und Angaben für die zweckmäßige Behandlung des Gegenstandes bekannt gemacht, der unter allen Umständen Beachtung verdienen. Die Sache empfiehlt sich übrigens durch sich selbst. — Am 15 Jul. 1856 begieng das in Athen unter dem besonderen Schutze der Königin stehende Waisenhaus für Mädchen, welches nach der Königin Amalie genannt wird (*Σχολειον ορφανοτροφιον*), den ersten Jahrestag seines Bestehens, der dabei veröffentlichte Bericht enthält manche erfreuliche Angaben. Bis zum 30 Januar 1856 waren an einmaligen und an jährlichen Beiträgen 215,764 Drachmen eingegangen, worunter 65,665 Drachmen als Geschenk der Königin und 6000 Drachmen als Gabe der Maria Pysllantis (irren wir nicht, einer Schwester des Alexander Pysllantis, welche schon im Jahr 1821 durch patriotische Opfer sich ausgezeichnet hatte). Von den 27 Städten, aus welchen Beiträge eingegangen sind, sind nur vier aus dem Königreich Griechenland selbst, während außerdem namentlich die Griechen in Smyrna, London, Marseille, Triest, Alexandria, Konstantinopel, Wien, Livorno, Odessa, Manchester und Jaffe durch ihre Beiträge ihre patriotische und menschliche Theilnahme an dem Schicksal der Waisen ihrer Nation im Königreich Griechenland bewährt haben.

Berichtigung:

Auf Bogen 34, 35 u. 36 sind sämmtliche Seitenzahlen unrichtig, sie sollen beginnen mit 265 und enden mit 288.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. 27 März 1857.

Turkmanische Raubzüge.

(Aus Ferrier's Caravan Journeys.)

Wenn ein Häuptling den Entschluß gefaßt hat einen Raubzug zu unternehmen, so pflanzt er seine Lanze, mit seinen Farben darauf, vor dem Zelte in den Boden, und ein Ausrufer fordert alle guten Muselmanen im Namen des Propheten auf sich unter das Banner des Häuptlings zu schaaren und mit ihm über die persischen Ungläubigen herzufallen. Seine Wünsche sind indeß für keinen Stammgenossen Gesetz, denn der Turkmane genießt die vollkommenste Freiheit, und nur diejenigen welche zu ihrem Häuptling Vertrauen haben steigen zu Pferde, und stecken ihre Lanzen neben die seinige in den Boden — ein Zeichen daß der Freiwillige sich entschlossen hat dem Glücklichern seines Häuptlings zu folgen. Wenn dieser glaubt, er habe eine hinlängliche Anzahl Leute beisammen um den Erfolg seines Raubzugs sicher zu stellen, so setzt er den Tag des Abmarsches auf Monatsfrist fest, da diese Zeit für jeden einzelnen Mann erforderlich ist um sein Roß in jenen Zustand hoher Vortrefflichkeit zu bringen der es geeignet macht die Strapazen und Mühsale, die seiner warten, auszuhalten.

Während dieses Monats besteht die Fourrage eines Pferdes für vierundzwanzig Stunden aus sechs Pfund Heu oder dürrem Klee und etwa drei Pfund Gerste, oder der Hälfte der gewöhnlichen Menge Korn. Dadurch verliert das Pferd beträchtlich an Fleisch, was beabsichtigt wird und den ersten Schritt in der Abrichtung desselben bildet; der Gang des Pferdes wird leichter, und es ist so vorbereitet auf das kräftigende und ziemlich eigenthümliche Futter das es später bekommen soll.

Hierauf wird das Pferd jeden Tag eine halbe Stunde im gestreckten Rennen geübt, und erst dann gefüttert wenn es schon ziemlich lange wieder in den Stall gebracht worden; es erhält nur sehr wenig Wasser, und wenn es begierig trinkt, so gilt dieß als Zeichen daß es ein wenig länger hätte fasten sollen; diese Abrichtungszeit aber dauert nie über einen Monat. Sind die dreißig Tage verflossen, so ziehen die Turkmanen, jeder mit zwei Pferden, ins Feld; das eine ist das Schlachtroß, und wird auf die geschilderte Weise abgerichtet; das andere ist ein Yabu oder untergeordneteres Thier und zum Lastragen bestimmt. Der Turkmane besteigt es beim Verlassen seines Aul oder Lagers, und reitet es bis aufs persische Gebiet; das andere folgt ihm ohne Sattel oder Zaum, und weicht nie von der Abtheilung zu der es gehört, denn beide sind von ihrer Fohlenzeit an gewöhnt worden ihrem Herrn wie Hunde zu folgen. Der erste Tagmarsch beträgt selten mehr als drei Parasangen;[1] der zweite dagegen vier, der dritte fünf, und der vierte sechs. Langen die Turkmanen an diesem Punkt an, so ändern sie die Fütterung des Schlachtrosses, und geben ihm 4½ Pfund Gerstenmehl, zwei Pfund Maismehl und zwei Pfund sehr fein gehacktes Schafschwanzfett, alles gemischt und gut untereinander geknetet; dieß ist eine Tagsration, ohne alles Stroh oder Heu. Die Pferde fressen dieses Futter gern, das ihnen in Ballen gegeben wird und sie in einen ausgezeichneten Zustand versetzt. Sind sie vier Tage lang auf diese Weise gefüttert worden, so sind die Thiere im Stande die längsten forcirten Märsche zu ertragen. Dann, aber erst dann, besteigt der Herr sie, und bereitet sich auf das Plünderungswerk vor.

Ehe sie indeß dazu schreiten, sehen sie sich nach irgendeinem von Natur aus festen Schlupfwinkel um, der ihnen für den Fall des Scheiterns ihrer Unternehmung eine sichere Zufluchtsstätte biete. Während sie und ihre Pferde hier in aller Ruhe rasten, werden drei oder vier von der Bande abgeschickt, um sich, wo möglich, umzusehen ob nicht irgend eine Karawane des Weges komme. Zuweilen schließen sich diese Kundschafter in der Verkleidung inoffensiver Reisenden der Kafila an, und während sie mit ihr ziehen, suchen sie aufs sorgfältigste die Beschaffenheit und den Werth der Waaren, die Anzahl der bewaffneten Leute ꝛc. kennen zu lernen, verschwinden dann plötzlich und bringen ihren Geführten Nachricht über den Erfolg ihrer Erkundigungen. Obgleich die Turkmanen bei solchen Recognoscirungen nicht sehr viel Gefahr laufen, ziehen sie derartige Kundschaft doch lieber bei den in den Gränzbörfern lebenden Persern ein, mit denen sie häufig in Verbindung stehen; sie zahlen dann diese Vagabunden, welche, ohne alles Gefühl des Mitleids, ihre unglücklichen Landsleute diesen Banditen überliefern, die Straßen auskundschaften und gewöhnlich nur zu genaue Nachrichten bringen. Während der so auf die Recognoscirungen verwendeten Zeit ist das Hauptcorps der Turkmanen, das versteckt

[1] Fünf persische Meilen (Fürsâng) sind etwas mehr als 7 deutsche Meilen.

Digitized by Google

bleibt, nicht unthätig; die Mehrzahl durchstreift in kleinen fünf bis sechs Mann starken Abtheilungen die zunächst liegende Umgegend, und da ihre Anzahl keinen Verdacht erweckt, so gelingt es ihnen nicht selten einige der auf den Feldern arbeitenden Bauern wegzuführen: dieß ist gewöhnlich das Vorspiel umfassenderer Operationen. Abends kehren sie wieder zu ihren Freunden zurück, hören die Nachrichten ihrer Kundschafter und berathschlagen über die am folgenden Tage auszuführenden Plane und Streifzüge.

Hat man sich endlich zum Angriff entschlossen, so werden von dem Häuptling ein halbes Duzend Leute ausgewählt um bei den Lebensmittelvorräthen und den Jabus zu bleiben, die übrigen besteigen ihre besten Pferde, reiten in gestrecktem Lauf an den bezeichneten Platz — ob Dorf oder Karawane ist gleichgültig — fallen gleich einem Wirbelwind über ihr Opfer her, verheeren, wie er, auf ihrem Zuge alles, und nehmen mit und schleppen fort was ihnen in den Weg kommt, mit Einschluß der Männer, Weiber und Kinder. In wenigen Minuten ist alles vorüber. Brandlegung ist nicht selten ihr letzter Act; dann aber, den Flammen und dem Rauch es überlassend die Botschaft der Verheerung fernen Ortschaften zu verkünden, fliehen sie mit ihrer Beute davon, suchen den Platz zu erreichen wo sie ihre Pferde gelassen, legen dreißig bis vierzig Parasangen ohne abzuzäumen zurück, und erreichen in einem unglaublich kurzen Zeitraum ihr Lager. Ihre an diese langen und raschen Reisen gewöhnten Pferde vollbringen derartige Märsche ohne alle Beschwerlichkeit; nicht so aber verhält es sich mit den unglücklichen Menschen welche weggeraubt worden. Sind diese gering an Zahl, so werden sie von ihren Räubern gewöhnlich hintauf genommen oder, wenn zahlreicher, an die gestohlenen Pferde angebunden, und vor ihnen hergetrieben, bis die Thiere vor Ermattung zu Boden stürzen. Dann bindet man die unglücklichen Gefangenen mit einem langen Seil an den Sattelknopf des Pferdes ihrer rohen Peiniger, welche sie bald gehend, bald rennend, je nach dem Schritt den ihre Pferde gerade ein'schlagen, mit fortschleppen. Wehe denen welche nicht schritthalten, denn bei dem geringsten Zeichen der Ermattung fühlen sie die Lanzenspitze des Turkmanen in ihrem Leibe, und werden zu neuer Anstrengung gezwungen. Sollte die Natur ihnen alle Kräfte versagen, und stürzen sie zu Boden, so werden sie ohne Gewissensbisse getödtet. Von hundert Personen, die auf solche Art weggeschleppt und gezwungen werden mit ihren Räubern Schritt zu halten, erreicht kaum der dritte Theil Turkestan, oder überhaupt nur den Platz von wo aus die Bande ihren Raubzug angetreten. Ein Turkmane hat kein Gefühl für Leiden, wie schrecklich diese auch seyn mögen — Mitleid ist ihm eine unbekannte Tugend; ein Perser ist in seinen Augen nur eine Waare die er in den Handel und auf den Markt zu bringen, und die der Sorge nicht werth ist wenn sie Schaden gelitten hat — sie sind mitleidlos aus Gewohnheit wie aus Berechnung. Ein Gefangener der seine Flucht bewerkstelligen könnte, würde die Behandlung die er von ihnen erhalten nie vergessen, und gewiß sich dadurch zu rächen suchen daß er dem ersten Militärposten, an den er käme, Nachricht von den Räubern gäbe. Der Turkmane betrachtet daher die Tödtung seines Gefangenen als einen Act geeigneter Vorsicht und als eine nothwendige Sicherheitsmaßregel. In ihren Auls geben sie den Gefangenen die geringst mögliche Menge Nahrung — nur so viel um Leib und Seele zusammenzuhalten, so daß sie nie kräftig genug seyn können um Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Flucht zu schöpfen.

In Folge des wechselseitigen Einverständnisses das zwischen den Turkmanen und den von der persischen Regierung zur Bewachung der Gränze verwendeten kurdischen Häuptlingen besteht, werden erstere in ihren Raubzügen nur selten behindert. Zuweilen geschieht es indessen daß die Bewohner der solchen Angriffen am meisten ausgesetzten Gränzörfer, die ebenfalls ihre Spione besitzen, Nachricht von den Bewegungen ihrer Feinde erhalten, sich bewaffnet zusammenscharen, ihnen beim Durchmarsch durch einen Engpaß oder auf einem andern schwierigen Terrain auflauern, und unbarmherzig die ganze Bande niedermetzeln; allein derartige Repressalien kommen leider nur sehr selten vor, und werden auch nicht zahlreicher werden, so lange die regelmäßigen Truppen den Dorfbewohnern keine redliche Unterstützung angedeihen lassen.

Trotz der Unverschämtheit mit welcher die Turkmanen ihre Einfälle auf persisches Gebiet, manchmal sechzig bis achtzig Parasangen weit, bewerkstelligen, darf man doch nicht vergessen daß es keine offenen Angriffe sind die sie unternehmen, sondern daß sie sich bei Nacht und unbemerkt zwischen den Dörfen hindurchschleichen. In dieser Heimlichkeit und Verstohlenheit ihres Angriffs liegt auch der Grund ihres Erfolgs. Sie legen durch dieses Verfahren ohne Zweifel eine schätzenswerthe kriegerische Eigenschaft an den Tag, allein wenn man sie fechten gesehen hat, kann man unmöglich eine hohe Meinung von ihrem Muthe gewinnen. Sie werden sich unbekannten Gefahren aussetzen, wenn sie Hoffnung haben ihre Feinde unversehens zu überfallen; sobald sie aber dem Feinde von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, werden sie, wenn sie eine Salve um ihre Ohren sausen hören, keine Minute Stand halten. Sie überfallen eine Karawane nur wenn sie ihr an Anzahl überlegen sind und die Reisenden zum Kampfe nicht geneigt scheinen, sowie sie aber den geringsten Anschein von Widerstand wahrnehmen, greifen sie selten im Ernst an. Bei solchen Gelegenheiten sind sie für ihre Haut ungemein besorgt, und bleiben stets in achtungsvoller Entfernung, um den Nachzüglern den Weg zu verlegen oder ihnen einen Theil des Gepäcks wegzunehmen; zeigt sich ihnen die Aussicht daß sie einige ihrer Leute verlieren könnten, so brechen sie augenblicklich auf. Die Turkmanen sind die bestberittenen Räuber in der Welt, werden aber nie gute Soldaten abgeben; dessenungeachtet gibt es Turkmanen-Häuptlinge die einige Achtung für ihren Muth haben, die sich schämen mit leeren Händen in ihre Auls zurückzukehren und sich dem Gespött der alten Männer und den Vorwürfen ihrer Weiber auszusetzen. Letztere zeigen ihnen bei solchen Gelegenheiten als Merkmal der Verachtung ihre Unterröcke, schmähen sie im Unwillen über den Mangel an Erfolg, und suchen sie zum Wiederaufbrechen zu veranlassen; allein die turkmanischen Damen erreichen, wie es in gesittigteren Ländern auch der Fall ist, nicht immer ihren Zweck, und gar häufig gelingt es ihnen nicht sich Gehorsam zu verschaffen. Unter allen Umständen wird sich ein Turkmane durch nichts bewegen lassen mehr als dreimal einen Angriff zu machen; er zieht sich dann in sein Lager zurück, vollkommen überzeugt daß die Vorsehung seinem Vorhaben nicht günstig ist. Sollte eine Familie beim ersten oder zweiten Versuch eines ihrer Mitglieder verlieren, so ist sie nicht genöthigt einen andern Mann zu stellen, behält aber dessenungeachtet alle ihre Rechte und

Digitized by Google

hat Antheil an der Beute; diese wird an die Usbeken verkauft, welche zwei- oder dreimal im Jahr die Lagerplätze besuchen. Diese Speculanten zahlen natürlich mit baarem Geld oder mit Tauschartikeln. Ein etwa zehnjähriger Knabe wird ungefähr vierzig, ein dreißigjähriger Mann fünfundzwanzig, ein vierzigjähriger zwanzig ꝛc. Tomans eintragen.

Dr. Kane.

(Nekrolog.)

Die neuesten Nachrichten aus Amerika bringen uns die Kunde von dem in Havana erfolgten Hinscheiden Dr. Kane's, dessen treffliches Werk über seine, mit so vielen Gefahren und Mühsalen verbunden gewesene Nordpolfahrt unsere Leser durch umfassende Auszüge in den jüngsten Nummern des Auslandes kennen gelernt haben. Das Athenäum widmet ihm folgende Lebensskizze:

Elisha Kent Kane wurde im Jahr 1822 in Philadelphia geboren. Er erhielt seine Bildung an den Universitäten Virginiens und Pennsylvaniens, und erlangte im Jahr 1843 mit Ehren die Würde eines Doctors der Medicin. Unmittelbar nach Erlangung derselben wurde er im diplomatischen Stab als Wundarzt bei der ersten amerikanischen Gesandtschaft nach China angestellt. Er benützte die günstigen Gelegenheiten welche ihm seine Stellung bot, zur Erforschung der Philippinen — einer Aufgabe der er sich meist zu Fuß unterzog. Seine Karten sind noch vorhanden. Sein Gefährte auf dieser Wanderung war der junge preußische Frhr. v. Loë, der den Wirkungen der Mühseligkeiten der Reise erlag, und in Java starb. Dr. Kane entging der Krankheit nicht, allein seine von Natur starke Leibesbeschaffenheit bewältigte das Fieber welches ihn befallen hatte. Er widmete der vulcanischen Region Albay's große Aufmerksamkeit, und hoffte seine Beobachtungen mit späteren Reisen in Sumbava in Verbindung bringen zu können. Sein Aufenthalt unter den Negritos und Kraturas war voll romantischen Interesses. Er war der erste welcher in den Krater des Taal hinabstieg und eine topographische Skizze von dem Innern dieses großen Vulcans zu machen versuchte. Er hatte sich von einem überhängenden Felsstück an einem Bambu-Seil über hundert Fuß tief hinabgelassen, und setzte dann seine unterirdische Wanderung mitten durch die Schlacken etwa 700 Fuß tiefer bis an den Grund des Kraters fort, aus dem er mit der interessanten Sammlung, die er gemacht, besinnungslos herausgezogen wurde. Unter den Proben von dem Inhalt des Kraters befanden sich Schwefelstücke die er am Grunde derselben abgelöst hatte.

Nach diesen Forschungsreisen unternahm Dr. Kane seine Wanderung durch Indien, brachte ziemlich lange unter den Monolithbauten Aurengabads zu, besuchte Ceylon, und gieng von dort nach Afrika hinüber, wo er die verschiedenen classischen Gegenden sowie den obern Nil in den Bereich seiner Forschungen zog. Während dieser Reisen traf er den Prof. Lepsius, der damals seinen wissenschaftlichen Zwecken in Aegypten oblag. Auf seiner Rückreise hatte er das Unglück alle seine Papiere und Tagbücher zu verlieren, und in heftigem Grade von der Pest ergriffen zu werden.

Da die Geschäfte des Sklavenhandels ihn höchlich interessirten, so begab sich Dr. Kane hierauf in einer Fregatte aus den Vereinigten Staaten nach der Küste von Afrika. Er besuchte die Sklavenfactorien vom Cap Mount bis zum Bonny-Fluß, und hatte freien Zutritt zu den Baracunen von Dahomey. Ein Ausflug den er nach Abomey zu machen wünschte, schlug fehl in Folge eines schweren Fieberanfalls, dessen Wirkungen ihm sein ganzes ereignißreiches Leben hindurch nachgiengen.

Er kehrte jetzt nach Hause zurück, jedoch nur um Vorbereitungen zu neuen Abenteuern und Gefahren in Mexico zu treffen. Er wurde in der Schlacht von Nopaluca gefährlich verwundet, und erwarb sich großen Ruhm und Vertrauen durch die Art und Weise wie er die schwierige und gefährliche Aufgabe der Ueberbringung der Depeschen des Präsidenten Polk an den General Scott ausführte. Mit jener Liebe für wissenschaftliche Forschung welche ihn sein ganzes Leben hindurch beseelte, suchte er sich während seines Kriegsdienstes in Mexico barometrische Höhenmessungen des Popokatepetl zu verschaffen. Nach Wiederherstellung des Friedens wurde er bei der Vermessung der Küsten der Vereinigten Staaten, unter Prof. Bache, verwendet, und arbeitete gerade im Meerbusen von Mexico, als die Freigebigkeit Hrn. Grinnell's die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßte die erste amerikanische Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins zu unternehmen. Dr. Kane bot als Freiwilliger seine Dienste an, und wurde der Expedition als Wundarzt zugetheilt. Seine Schilderung dieser Reise erschien im Jahr 1852.

Ehe sie aber noch vollständig druckbereit war, hatte er bereits seine Anordnungen zu seiner letzten arktischen Fahrt getroffen, und diesem seinem Lieblingszweck keine eigenen pecuniären Hülfsquellen, so wie große Summen von Seiten der HH. Grinnell und Peabody zugewendet.

Die Geschichte dieser ereignißvollen Expedition ist noch so frisch im Andenken unsrer Leser, daß wir uns nicht weiter darüber zu verbreiten brauchen. Geschwächt durch seine wiederholten schweren Krankheiten, ließ er der ihn beseelenden Lust an Abenteuern stets die Oberhand, und nahm auf seine Gesundheit nicht die gehörige Rücksicht. Bemerkenswerth ist zugleich daß er sich nie einer kräftigeren Gesundheit erfreute als da er von Capitän Hartstene an der grönländischen Küste gerettet wurde und in New-York landete. Die unmittelbare Ursache seines Todes läßt sich daher nicht seinen arktischen Abenteuern zuschreiben. Das Eingesperrtsein und die geistige Anfregung bei der Vorbereitung seines letzten Werkes für den Druck erwiesen sich nachtheilig, und seine Reise nach England hatte unglücklicherweise gerade die entgegengesetzte Wirkung von derjenigen welche er gehofft und erwartet hatte. Hätte er während seiner verschiedenen ereignißvollen Wanderungen und Forschungen seiner Gesundheit auch nur die gewöhnliche Sorgfalt zu Theil werden lassen, er würde sich wahrscheinlich von seiner letzten Krankheit

Digitized by Google

vollkommen erholt haben; denn er war, wie er sich auszudrücken pflegte, schon manchmal so zu sagen vom Tod auferstanden, und sein äußerst sanguinisches Temperament gab ihm starke Hoffnungen daß er sich nochmals aufraffen werde. Sein Tod wird bei seinen Landsleuten, deren Liebe er in hohem Maße genoß, großes Bedauern erregen. Auch England — und mit ihm die ganze wissenschaftlich gebildete Welt — wird trauern über den Verlust eines so tapferen und unternehmenden Mannes, der, obgleich noch jung an Jahren, sich einen hohen Ruf erworben hatte.

Das erste Capitel des Bundehesch.

Uebersetzt von Prof. Dr. Spiegel.

(Aus der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.)

Der Zendkundige (beschäftigt sich) zuerst mit der Grundschöpfung Ormazds und der Oppositien Ahrimans, dann mit der Beschaffenheit der Geschöpfe von der Schöpfung an bis zuletzt und zum künftigen Körper.

1. Nämlich aus dem mazdayasnischen Gesetze ist offenbar daß Ormazd als der Höchste in Allwissenheit und Reinheit im ewigen Lichte war. Dieses Licht, der Sitz und der Ort Ormazds, ist was man das anfangslose Licht nennt, und die ewige Allwissenheit ist und Reinheit Ormazds ist was man das Gesetz nennt. Für beides ist die Erklärung eine. Jenes Ewige, mit unbegränzter Zeit Begabte, ist nämlich Ormazd, und der Ort und das Gesetz und die Zeit Ormazds war, ist und wird immer seyn.

2. Ahriman ist in Finsterniß, Nachwissen und Begierde zu schlagen und in der Tiefe, aber es wird eine Zeit seyn, wo sein Schlagen aufhört. Diese Dunkelheit ist der Ort den man die anfangslose Dunkelheit nennt.

3. Zwischen beiden ist ein leerer Raum den man Vâi nennt, wo das Vermischen stattfindet.

4. Diese beiden himmlischen Wesen sind unbegränzt. Das höchste Unbegränzte nennt man das anfangslose Licht, das niedere (unbegränzte) die anfangslose Finsterniß, zwischen beiden ist eine Leere, und eines ist mit dem andern verbunden. Wiederum sind jene beiden himmlischen Wesen begränzt (nämlich) ihrem Körper nach, ferner, wegen der Allwissenheit Ormazds sind alle Dinge in der Schöpfung Ormazds begränzt und unbegränzt, denn man kennt den Bund zwischen jenen beiden Himmlischen. Ferner: die vollständige Herrschaft und die Schöpfung Ormazds werden beim letzten Körper immerfort unbegränzt seyn, die Geschöpfe Ahrimans aber werden zu jener Zeit abnehmen, wenn der letzte Körper eintreten wird. Dieß ist die Unendlichkeit.

5. Ormazd wußte vermittelst seiner Allwissenheit daß Ahriman existirt, was er sinnt und wie er im Wunsche zu schaden sich vermischt, bis zuletzt und wie und durch welche Mittel er es zuletzt enden wird. Da schuf er auf himmlische Weise diese Geschöpfe, welche zur Vollendung paßten. Dreitausend Jahre standen d. h. befanden sie sich im Himmel unbeschädigt, nicht gehend, unergreifbar.

6. Ganâ-Mainyo hatte seines Späterwissens wegen von der Existenz Ormazds keine Kunde. Darauf erhob er sich aus der Finsternis und kam zum Lichte. Als er das Licht Ormazds sah, das unergreifbare von den Druj's, da stürzte er seiner Begierde zu schlagen und seiner zornigen Natur wegen herbei um zu tödten. Da sah er die Tapferkeit, Macht, Vollkommenheit (größer) als die seinige, und stürzte wieder zur dichsten Finsterniß zurück und schuf viele Devs, Drujas: tödtendes Volk und erhob sich zum Kriege.

7. Ormazd, als er die Schöpfung des Ahriman sah, eine schreckliche Schöpfung, stinkend, böse — da sprach er kein Lob aus.

8. Ahriman, als er hierauf die Schöpfung Ormazds sah, eine zahlreiche Schöpfung, Leben, eine Schöpfung der Frage — da sprach er einen Preis aus und pries diese Schöpfung Ormazds. Ormazd, obwohl er es allein wußte was das Ende der Sache sey, gieng doch dem Ahriman entgegen und bot ihm Frieden an, und sagt: „O Ahriman, sey meinen Geschöpfen hülfreich, preise sie, damit du als Belohnung dafür unsterblich, unalternd, ohne Hunger und Durst seyest."

9. Ahriman entgegnete: „Ich komme nicht her, ich will deinen Geschöpfen nicht helfen, ich will deine Schöpfung nicht loben. In keiner guten Sache will ich mit dir übereinstimmen, deine Schöpfung will ich tödten immerfort. Alle deine Geschöpfe will ich in Feindschaft mit dir, in Freundschaft mit mir bringen."

10. Die Erklärung ist diese: Ganâ-Mainyo glaubte, daß Ormazd hülflos sey und ihm darum den Frieden anbiete. Er nahm ihn also nicht an, und bot ihm dagegen den Kampf an. Darauf sprach Ormazd: „Du bist weder allwissend noch alles vollbringend, o Ganâ-Mainyo, zu tödten ist dir nicht möglich, du vermagst meine Schöpfung nicht so zu machen, daß sie nicht wieder zu mir zurückkehrt." Ormazd wußte aber vermöge seiner Allwissenheit: wenn ich nicht eine Zeit zum Kampfe festsetze, so vermag er es, unter meinen Geschöpfen kann er ..... zu eigen machen, da jetzt in der Vermischung viele Menschen mehr böses thun als gutes.

11. Er sprach daher zu Ahriman: „Setze eine Zeit fest bis zum Kampfe, im Bezug auf die Vermischung bis auf 9000 Jahre," da er wußte daß Ahriman durch das Festsetzen dieser Zeit unwirksam werde. Darauf war Ahriman, der nicht sehende, seines Unverstandes wegen mit dieser Bestimmung einverstanden, sowie zwei Männer einen Kampf festsetzen zu einer bestimmten Zeit: an dem und dem Tage wollen wir kämpfen.

12. Ormazd wußte seiner Allwissenheit wegen das, daß es in diesen 9000 Jahren 3000 Jahre ganz nach dem Wunsche Ormazds hergeht, 3000 Jahre in der Mischung des Willens von Ormazd und Ahriman, daß die 3000 letzten Jahre aber Ahriman machtlos seyn werde und sich von den Geschöpfen der Opposition zurückhält. Ormazd sagte den Ahunavar her: yathâ ahû vairyo etc., den aus einundzwanzig Worten bestehenden, daher (kommt) zuletzt sein Sieg, die Machtlosigkeit Ahrimans und das Abnehmen

Digitized by Google

der Dévs, die Auferſtehung, der letzte Körper und die Oppoſitionsloſigkeit für immerdar. Aber jener Ahriman, als er ſeine Machtloſigkeit und das Verſchwinden der Dévs einſah, wurde beſtürzt und fiel wiederum in die dunkelſte Hölle zurück, wie es aus dem Geſetze hervorgeht: als ein Drittel (des Ahuna-vairya) hergelagt war, krümmte Ahriman aus Furcht ſeinen Körper; als zwei Theile geſagt waren, fiel er aus Furcht auf ſeine Knie; als das Ganze hergeſagt war, war er beſtürzt und machtlos an den Geſchöpfen Ormazds Ungehörlichkeit zu verüben. Dreitauſend Jahre blieb er in Betrübniß, Ormazd aber ſchuf während der Betrübniß des Ahriman Geſchöpfe, zuerſt den Bohu-mano, dem die Verbreitung der Schöpfung Ormazds oblag.

13. Ahriman ſchuf zuerſt die Mitkehrt, dann den Akoman. Von den Geſchöpfen der Welt ſchuf Ormazd zuerſt den Himmel, dann Bohumano und des guten Fortgangs wegen das weltliche Licht, mit welchem das gute mazdayaçniſche Geſetz zuſammen war; da wo dieſes zu den Geſchöpfen kommt, wußte er daß Frashegard (Wiederwachſen der Körper) eintreten wird. Dann ſchuf er den Aſharahiſta, den Khshathra-vairya, dann Çpenta-ârmaiti, dann Haurvat und Ameretât. Ahriman dagegen ſchuf aus der finſtern Materie den Akoman, Andar, Çaurva, Nâonghaithi, Taric und Zaric, Ormazd ſchuf von den materiellen Geſchöpfen zuerſt den Himmel, dann das Waſſer, dann die Erde, viertens die Bäume, fünftens das Vieh, ſechstens die Menſchen.

Die indiſche und die chineſiſche Handelsbilanz.

Nach amtlichen Quellen.

Nicht die größere oder mindere Bevölkerung, ſondern ihre Civiliſation, die Beweglichkeit in ihren Sitten und die Freiheit in ihren Einrichtungen ſind der Maßſtab für die Bedürfniſſe, für den Handelsverkehr eines Reiches. Dieſe Norm ward früher und wird immer noch überſehen, — der Grund ſo vieler falſcher Berechnungen und bitterer Täuſchungen. Man hat von der Freigebung des Handels mit den 160 Millionen des engliſch-indiſchen Reiches (1813) und von dem gegenſeitigen Austauſche der Fabricate und Rohprodukte innerhalb der zahlreichen Inſeln im öſtlichen Archipelagus; man hat von der theilweiſen Eröffnung des Verkehrs mit den 400 Millionen Chineſen (1834, 1842), von den amerikaniſchen und anderen Verträgen mit dem japaniſchen Reiche Ergebniſſe erwartet welche nur zum geringen Theile verwirklicht wurden, verwirklicht werden konnten. Die Fabrikherren zu Manchester und Glasgow, die Bankhäuſer zu London und Liverpool glaubten und glauben wohl zum Theil noch, die ſechs- bis ſiebenhundert Millionen Aſiaten würden mehr Fabricate verlangen als alle die Maſchinen und Spindeln hervorzubringen im Stande wären; ſie freuten ſich zum voraus der großen Summen welche von Oſten nach Weſten fließen und die Handelsbilanz zu ihrem großen Vortheile umgeſtalten würden. Dieß iſt ganz anders ausgefallen. Die Bevölkerung in Europa und Amerika nahm und nimmt zu in Anzahl und Wohlhabenheit, in Bedürfniſſen und üppigem Weſen, während die vegetirenden Maſſen Aſiens unwandelbar fortleben, nicht viel beſſer als das andere Getier. Jeder Heirathet in ſeinem 17ten oder 18ten Jahre, es kann jeder heirathen. Die Kinder zu ernähren macht keine Sorge, mit wenigen Pfennigen ſind die Bedürfniſſe beſtritten. Baumwollenzeug für 2 bis 3 Gulden jährlich reicht hin zur Kleidung; eine innerhalb weniger Tage errichtete Hütte von Erde, von Bambusrohr oder anderem Gehölze und Palmblättern dient zur Wohnung und ihr Fußboden zur Schlafſtätte. Reinlichkeit ſcheint für ſolche Leute gar kein Bedürfniß zu ſeyn, ſie leben wie das Vieh mit dem Vieh. Dieß der Grund eines ſo geringen Handelsverkehrs im Verhältniſſe zur dichten Bevölkerung im Morgenlande. Im Gegenſatze zeigt ſich in den weſtlichen Ländern, in demſelben Grade wie die Menſchen ſich mehren, ein größeres Bedürfniß für feine Stoffe und koſtbare Specereien. Der Export aus Aſien ſteigt und wird in großen Verhältniſſen ſteigen mit jedem Jahre, während der Import ſich gleich bleibt oder nur zunimmt im geringen Maßſtabe.

Zu dieſen allgemeinen und bleibenden in der Natur der Dinge begründeten Urſachen des für den Weſten nachtheiligen Welthandelsverkehrs kommen in unſern Tagen noch andere von zufälliger vorübergehender Art. Die großen weltumgeſtaltenden Erfindungen und Einrichtungen des Weſtens, Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, Heerſtraßen, Waſſer- und Landbauten, Fabriken und Telegraphen, gleichmäßiges und billiges Porto werden nach dem Oſten übertragen, was große Capitalien in Anſpruch nimmt, die für jetzt nur ſpärlich wieder nach dem Weſten zurückkehren. Zum Aufbau der indiſchen Eiſenbahnen bedürfen die verſchiedenen Privatgeſellſchaften, welchen ſie unter einer Zinſenbürgſchaft von $4\frac{1}{2}$ — $\frac{5}{100}$ von Seiten der anglo-indiſchen Regierung übertragen wurden, große Summen, in manchem Monat, wie z. B. im Februar 1856, eine Million Pfund Sterling. Der Anſchlag für die einzige Bahn von Burdwan nach Delhi beläuft ſich auf zehn Millionen Pfund. Das eingezahlte Capital der Geſellſchaft für die kaum begonnene Eiſenbahn auf der großen indiſchen Halbinſel (Great Indian Peninsular) hatte bereits October 1856 über vier Millionen betragen. Sie beſchäftigt täglich 50,000 Arbeiter.

Man kann hieraus erſehen welche große Summen es erheiſcht ganz Hindoſtan mit einem Eiſenbahnnetz zu überziehen Und hiezu kommen bereits die Geſellſchaften zur Dampfſchifffahrt auf den indiſchen Flüſſen, ſowie neue Linien in anderen öſtlichen Ländern, die Ceylonbahn, die Syroeuphratiſche und die Oſtdenzaliſche von Calcutta nach Dacca, welche einerſeits hinauf gegen Aſſam und Tübet zur chineſiſchen Gränze und andererſeits hinab über Dſchittagong und längs der Halbinſel jenſeits des Ganges geführt werden ſoll, mittelſt welcher einſtens eine Landverbindung zwiſchen Calcutta und Canton ſtattfinden kann und ſtattfinden wird. Dann läßt die einſichtsvolle anglo-indiſche Regierung auf eigene Koſten große öffentliche Werke ausführen welche im Rechnungsjahre 1853—1854 die Summe von 2,525,000 und im folgenden Jahre drei Mill. Pfund Sterling betrugen. Der Voranſchlag der Neubauten für 1855—

Digitized by Google

1856 ward auf 2,250,000 Pfund berechnet. [1] Diese außerordentlichen Ausgaben bewirkten ein bedeutendes Deficit in der indischen Finanzrechnung; im Jahre 1854—1855 belief die Summe von 1,708,000, 1855—1856 2,057,000 Pfund. Für 1856—1857 wird das Deficit höchst wahrscheinlich viel zu gering, auf 1,152,000 Pfund geschätzt. Auch zur Deckung dieses Ausfalles muß England, wenigstens zum Theil, Sorge tragen. Nun erheischt der Idolendienst der Orientalen und ihre barbarische Schmucklust viele edle Metalle; dann mangelt den despotisch regierten oder in despotischen Sitten aufgewachsenen Völkern die Sicherheit und das Vertrauen welche den Umlauf des Geldes hervorrufen und bedingen. Seine Circulation ist dürftig.

Bei allem Reichthum mangelt es am Gelde, es ist schnell verschwunden, es liegt begraben. Der Zinsfuß ist ungemein hoch; in China 30 und in Britisch-Indien 12 Procent im Jahre, nach gesetzlicher Bestimmung. Auch dieß verlockt große Summen von Europa nach Asien.

Die mit englischem Gelde begründeten Banken in Hindostan, deren jetzt acht gezählt werden, lassen sich 10 bis 15 vom Hundert, manchmal noch mehr bezahlen und tragen ihren Theilnehmern große Dividenden von 10—40 Procent.

Während der letzten 10 bis 15 Jahre hat sich die Handelsbilanz zwischen Großbritannien und dem angloasiatischen Reich zum großen Nachtheil des Mutterlandes gestaltet. Zwar ist durch die Freigebung des Handels mittelst des 1813 erneuerten und abgeänderten indischen Grundgesetzes die Ausfuhr von England nach Indien bedeutend vermehrt worden; es dauerte aber nicht lange, so blieb sie weit zurück hinter der Ausfuhr von Indien nach England.

Die Ausfuhr von England nach Indien war in den Jahren:

	Waaren.	Geld.	Im Ganzen.
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
1834—35	4,261,106	1,893,023	6,154,129
1849—50	10,299,888	3,396,807	13,696,696

Die Ausfuhr hingegen von Indien nach England war:

	Waaren.	Geld.	Im Ganzen.
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
1834—35	7,993,420	194,740	8,188,160
1849—50	17,312,299	971,244	18,283,543 [2]

Die Zunahme des Verkehrs und der Ueberschuß der Ausfuhr von Indien über die Einfuhr ist auch während der folgenden Jahre (1849—1856) in gleichem Schritt vorangegangen. Oberst Sykes, zu der Zeit Vorsitzender im Directorenhofe der ostindischen Compagnie, erklärte bei einer öffentlichen Versammlung der Actieninhaber (Mai 1856), Indien habe während der letzten fünf Jahre (1850—55) um 40 Millionen Pfund Sterling an künstlichen und Rohproducten mehr ausgeführt als dahin versendet wurden. Man kann dieß auch an der steigenden Schiffahrt erkennen. Im Jahre 1847—48 kamen nach dem Hughli, mit Ausschluß der einheimischen Fahrzeuge, bloß 625 Schiffe in einem Gehalte von 274,000 Tonnen. Im Jahre 1854—55 waren es 866, in einem Gehalt von 481,000 Tonnen. Während der ersten zehn Monate des folgenden Rechnungsjahres (1 Julius 1855 — 30 April 1856) hatte man schon 1010 Schiffe verzeichnet in einem Gehalt von 556,000 Tonnen. [1]

Diese Steigerung der Ausfuhr ist nicht bloß in dem größern Bedarf der früher bereits verführten indischen Erzeugnisse begründet; während der letzten Zeit wurden zum Theil ganz neue Ausfuhren herbeigezogen. Im Jahre 1834—1835 betrug die Sendung der Baumwolle von Indien nach Großbritannien und andern Ländern 98 Millionen, und jetzt im Durchschnitt 160—170 Mill. Pf. Durch Erwerbung der Bezirke Berran, Racher, Tuab, Parainbah und anderer (Mai 1853) vom Nisam, durch Einziehung des Reiches Nagpor (Dec. 1853), so wie durch die Eroberung von Pegu (1854), in dessen oberem Theile die Baumwollenstaude vortrefflich gedeiht, haben die Britten so große für die Baumwollencultur geeignete Länder erworben, daß sie wohl in einem folgenden Jahrgehent den größten Theil ihres Bedarfs aus Indien beziehen können. Zuerst müssen aber die Eisenbahnen vollendet seyn, damit die Früchten vom Binnenlande zum Meere billiger werden. Ist dieß einstens geschehen, so wird die amerikanische Baumwolle mit der indischen nicht mehr concurriren können, denn die freie Arbeit in Hindostan und China ist viel wohlfeiler als die Sklavenarbeit in Amerika. [2] Dieß Ereignis erscheint auch als das einzige Mittel zur Beseitigung der Sklaverei; sie wird nur dann aufhören wenn die Sklaven keinen Vortheil mehr bringen. Fürchten doch jetzt bereits die Sklavenhalter im Süden der Union diese künftige folgenschwere Thatsache und suchen Vorkehrungen dagegen zu treffen. Daher zum Theil der unmenschliche Eifer zum Aufbau neuer Sklavenstaaten.

Unter den neuen Gegenständen der Ausfuhr aus Indien sind die vorzüglichsten: Thee, welcher in Kamaon und Gharwal so wie längs aller Marken am Fuße des Himalaya vortrefflich gedeiht, dann Schafwolle, die vor 1833 gar nicht ausgeführt wurde, und allerlei Getreidegattungen. Nach einem Berichte der Sindh-Eisenbahngesellschaft ist in kurzer Zeit für eine Million Pfund Welle aus Mittelasien längs des Indus nach Karrachi gekommen, einer Stadt, deren Handelsverkehr in dem einen Jahre von 1855—56 sich um $^{50}/_{100}$ vermehrte. Hiezu wird bald die Wolle von den einheimischen indischen Schafen kommen. Man hat nämlich vor kurzem mit großem Erfolg die Schafzucht im Pendschab und Ober-Pegu eingeführt, und durch Herbeiziehung von Merinoswiddern veredelt. Kaffee wird in großer Menge von Ceylon ausgeführt, vorzüglich seit der Gleichstellung der Zollabgabe vom ostindischen und westindischen Kaffee (1835), so auch Zucker, wovon jetzt aus Siam allein viele hundert Centner kommen, Lein- und Rapssamen, großentheils für amerikanische Rechnung, Rum, Tabak, Flachs, Hanf, Häute, Reis, Salpeter und Lack in seinen verschiedenen Formen. Das progessive Steigen der Kaffeeausfuhr von Ceylon ersieht man aus folgenden amtlichen Angaben:

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie, reviewing his Administration in India. Gedruckt auf Befehl des Hauses der Gemeinen 30 Mai 1856. S. 34 §. 133.

[2] Statistical Papers (India). Auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt, 20 April 1853. S. 42.

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie. 8. §. 21—81.

[2] Dieß ist doch nicht ganz genau. Die indische Baumwolle liefert eine geringere und kürzere Faser, und zum Theil deßwegen und nicht bloß in Folge der hohen Frachten beherrscht die amerikanische Baumwolle die Märkte. Die Mängel der afrikanischen Producte sollen indessen verschwinden, wie die Plantagen reichlicher bewässert werden. Dieser Fortschritt der Landwirthschaft muß in Indien aber erst universell werden, ehe die amerikanische Production aus dem Felde geschlagen werden kann. Die Red.

Digitized by Google

Kaffeeausfuhr aus Ceylon.	Anzahl Centner.	Werth Pfd. St.
1848—1849	337,526	456,663
1849—1850	322,760	657,118
1850—1851	287,911	591,816
1851—1852	408,007	751,861
1852—1853	322,994	637,595
1853—1854	434,086	902.751
1854—1855	483,205	972,462

Die ganze Ausfuhr vom 6 Januar 1854 — 5 Januar 1855 hat die Summe von 1,236,938 Pfd. St. betragen, die Waareneinfuhr kaum etwas mehr als die Hälfte. Das Fehlende mußte durch gemünzte oder ungemünzte edle Metalle ersetzt werden. Ihre Einfuhr hatte in demselben Zeitraum 1,371,975 Pfd. St. betragen, wovon 682,807 Pfd. St. edler Metalle wieder ausgeführt wurden.[1]

Alle diese Summen zur Ausgleichung der Handelsbilanz für den Bedarf der Eisenbahnen und andere Unternehmungen müssen aber zu unsern Tagen beinahe ausschließlich in Silber herbeigeschafft werden. Bis 1835 war in Indien auch eine Goldwährung vorhanden. In diesem Jahre ward sie aufgehoben und bloß die Silberwährung belassen. Später (1841) hatte man den Staatscassen erlaubt Gold an Zahlung anzunehmen, was nach den Entdeckungen in Californien und Australien manche Mißstände verursachte. Deßhalb verordnete die Regierung, vom 1 Jan. 1853 solle bloß Silber angenommen werden. Silbermünze sey und bleibe die einzig gesetzliche Währung im Lande.

Die anglo-indische Regierung hat während der letzten Jahre, theils in Indien, theils in der Heimath, verschiedene Mittel versucht um den Abfluß so vielen Geldes zu verhüten. Sie sind nur in geringem Grade gelungen. Man forschte nach neuen Stoffen zur Einfuhr, und richtete sich dabei genau nach den einheimischen Sitten und Bedürfnissen der Hindu und Muselmanen. Dann suchte man einige der Summen mittelst öffentlicher Anleihen wieder herauszubringen, wobei jedoch der hohe Werth des Geldes und frühere der Bevölkerung mißfällige Finanzoperationen von Seiten des Staates hindernd in den Weg getreten sind. Lord Dalhousie hatte nämlich (1853—54) das fünfprocentige Anlehen gekündigt; die Betheiligten mußten sich mit geringeren Interessen begnügen, oder erhielten ihre Schuldverschreibungen baar ausbezahlt, wodurch eine jährliche Ersparniß von 300,000 Pfd. St. erzielt wurde. Dieß brachte die Regierung um einen Theil ihres Vertrauens. Als sie bald hernach wieder Geld zu 5 oder $4^1/_2$ Proc. aufnehmen wollte, haben sich nur wenige Capitalisten eingefunden. Trotz diesem Mißstande fließt doch ein großer Theil des ausgeführten Geldes wieder nach England zurück. Die Unkosten für die indische Regierung in der Heimath, für das ostindische Haus, für die Oberaufsichts-Behörde oder das indische Ministerium, für die Dividenden der Actienbesitzer, für Pensionen und anderes betragen an 4 Mill.; dann zahlt Indien für die Interessen der indischen Staatsschuld, welche sich zum großen Theil in englischen Händen befindet, 1—2 Mill., im Ganzen also 5—6 Mill. Pfd. St. Hiebei sind die jährlich nach der Heimath gesendeten Ersparnisse der indischen Civil- und Militärbehörden, die Summen welche die indischen Großen in England verzehren, und die bedeutenden Processkunkosten für die von Indien einlaufenden Appellationen nicht mitgerechnet, welche zusammen ebenfalls mehrere hunderttausend Pfd. Sterling betragen mögen.

Die steigende Bevölkerung in Europa, in Amerika und Australien und ihr größerer Wohlstand haben auch die Ausfuhr der chinesischen Producte bedeutend vermehrt. Hiezu kommt noch die wachsende Neigung der ganzen angelsächsischen Race für den Theegebrauch. Im Jahre 1837 hat man, theils auf statistische Angaben, theils auf Muthmaßungen fußend, die ganze Theeausfuhr aus China auf 90 Mill. Pf. St. gerechnet, vertheilt auf folgende Länder:

Großbritannien	48,000,000	Pfund.
Amerika	18,000,000	„
Frankreich	1,230,000	„
Holland und Belgien	2,800,000	„
Dänemark	129,000	„
Schweden und Norwegen	200,000	„
Rußland und Polen	6,500,000	„
Die andern Staaten Europa's . . .	3,000,000	„
Die Völkerschaften Nord- und Mittelasiens	1,200,000	„
Das Cap der guten Hoffnung und St. Helena	100,000	„
Die englischen Colonien in Nordamerika	1,200,000	„
Neu- und Süd-Wales	350,000	„
Das englische Indien	2,000,000	„
Tübet, Leh, Kaschmir, Afghanistan und Persien	2,000,000	„
Die Inseln des östlichen Archipelagus	100,000	„
Die andern Reiche Asiens, Siam, Cochin-China u. s. w.	1,200,000	„

Das Theetrinken war zu jener Zeit derart in Zunahme begriffen, daß nach der Erklärung des Schatzkanzlers im Parlament (30 Jun. 1837) hiedurch viele andere Nahrungsstoffe verdrängt wurden, und künftig, im Verhältniß zur Herabsetzung der Theezölle noch mehr werden verdrängt werden. Nach einer amtlichen Erklärung soll mit dem 6 April 1857 anstatt 1 Schilling 9 Pence, bloß 1 Schilling 3 Pence vom Pfund Thee erhoben werden, was nicht verhehlen kann auf China einen Einfluß zu äußern. Die Handelsbilanz wird sich, wie bereits in der letzten Zeit geschehen, für das Mittelreich mit jedem Jahre vortheilhafter gestalten.

Die Ausfuhr von China nach England betrug nach den dem Parlament vorgelegten Angaben:

1849	53,102,129	Pfd. Thee.
1850	49,368,001	„ „
1851	69,487,979	„ „
1852	65,295,202	„ „
1853	70,735,552	„ „
1854	78,700,000	„ „
1855	84,800,000	„ „

Die Ausfuhr von England nach China mehrte sich keineswegs in demselben Grade. Im Jahre 1827 betrug sie 610,637 Pfd.

[1] Ceylon Almanac and Annual Register for the year of our Lord 1856. Colombo 1856, p. 241, 242, 248.

Digitized by Google

Sterling. Der Werth des ganzen directen Handelsverkehrs von Großbritannien und China — Einfuhr und Ausfuhr zusammen — während des Rechnungsjahres 1833—1834 wird bloß auf die Summe von 4,456,000 Dollars angegeben. Im Jahre 1834, wo die ostindische Hansa ihr Sonderrecht des chinesischen Handels verlor, stieg die Einfuhr alsbald auf 842,000, und im folgenden Jahre (1835) auf 1,074,000 Pfd. Nach der Beendigung des Krieges durch den Frieden zu Nanking, und namentlich sobald Schanghai dem fremden Verkehr geöffnet war (16 Nov. 1843), nahm der Activhandel Englands mit China einen gewaltigen Aufschwung. Der Markt wurde überführt, was große Verluste zur Folge hatte. Der declarirte Werth der Manufacturen, welche von England nach China gingen, betrug während der Jahre

1843	. . . .	1,456,000 Pfd. St.
1844	. . . .	2,305,617 „ „
1845	. . . .	2,394,827 „ „
1846	. . . .	1,791,439 „ „
1847	. . . .	1,503,969 „ „
1848	. . . .	1,445,959 „ „
1849	. . . .	1,537,109 „ „

Man sieht hieraus, wie bereits während der letzten Jahre der Regierung Tao-kuangs die Einfuhr bedeutend abgenommen hatte. Diese Abnahme steigerte sich nach seinem Tode (25 Febr. 1850), wo die Rebellion immer mehr Kraft gewann und die allgemeine Unsicherheit sich vermehrte. Einfuhr und Ausfuhr gingen immer weiter auseinander, der Zwischenraum mußte ausgefüllt werden. Dieß geschah zum Theil mittelst edler Metalle, vorzüglich Silber, aus Europa und Amerika, theils durch Opium und anderer Einfuhren aus Indien. Es mangeln sichere Angaben über die Einfuhr und Ausfuhr aller der fünf geöffneten Häfen des Mittelreiches während der letzten vier bis fünf Jahre; sie sind zum Theil gar nicht aufgezeichnet worden. Nach einer amtlichen Bekanntmachung des brittischen Consuls, des Hrn. Rutherford Alcok, war die Einfuhr zu Schanghai in 127 brittischen Schiffen mit einem Tonnengehalt von 39,000, während des Jahres 1853—1854, ten Dollar zu 6½ Schilling gerechnet, 1,045,141 Pfund; die Ausfuhr hingegen in 126 brittischen Schiffen mit einem Tonnengehalt von 38,713 in einem Werth von 3,250,203 Pfd. St. [1] Im Jahre 1854—1855 hat daselbst die Einfuhr unter brittischer Flagge 3,497,895, und die Ausfuhr 19,963,763 Dollars betragen. Thee wurde von demselben Hafen ausgeführt 76,711,651 Pfund, Seide 55,587 Ballen. Bei alledem brachten die Dampfer der Halbinsel und östlichen Gesellschaft bloß 7,277,997 Dollars an baarem Gelde nach Schanghai. Die noch fehlenden 10—11 Millionen mußten demnach theils durch das Agio der Carolus-Dollars, welche häufig wegen der besondern Neigung der Chinesen für diese Münze nicht selten 4 Gulden leichten Geldes gelten, theils durch die Einfuhr des Opiums ersetzt worden seyn.

Die Ausfuhr und Einfuhr, unter anderer Flagge, wird unter diesem Jahre nicht angegeben. Nach derselben amtlichen Angabe des brittischen Consulats zu Schanghai wäre 1855—1856 die sämmtliche Einfuhr zu Schanghai gewesen:

Aus England . .	1,122,241
„ Amerika . .	272,708
„ andern Ländern .	207,900
Im Ganzen	1,602,849 Pf. St.

Die Ausfuhr nach allen Ländern habe betragen:

Nach England . .	6,405,040
„ Amerika . .	5,595,416
„ andern Ländern .	802,084
Im Ganzen	12,603,540 Pf. St.

Es hätten also immer noch 11,000,691 Pfund in anderer Weise ersetzt werden müssen. Nun wäre aber bloß eingeführt worden:

Silber in einem Werthe von .	2,335,017 Pf.
Opium „ „ „ „ .	3,174,949 „
Im ganzen .	5,509,906 Pf.,

ein Deficit von 5,490,725 Pfund verbleibe, dessen Liquidirung, wie Herr Consul Robertson meint, nicht nachgewiesen werden könne. Der Herr Consul hat übersehen daß die Unkosten der Versendung, Fracht und andere Spesen, welche in diesen Summen mit inbegriffen sind, $^{20}/_{100}$ betragen; daß wie gesagt der Karolus-Dollar, in welchem allein zu Schanghai gehandelt wird, durchschnittlich 36—$^{40}/_{100}$ höher als sein Silberwerth, zum großen Vortheile der Kaufleute, bezahlt wird — die Consulatsangaben sind aber in gewöhnlichen Dollars; endlich daß die Einfuhr, der Zölle wegen, sehr niedrig angegeben wird, so daß Einfuhr und Ausfuhr in Wahrheit und Wirklichkeit um ein gutes Drittel theils zu nieder, theils zu hoch angegeben sind, was den noch fehlenden Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr vollkommen ausfüllt. Man sendet sogar Karolus und andere Dollars als einen Handelsartikel nach China, verkauft sie dort gegen Wechsel auf London und kann dabei, mit einer gewissen Sicherheit, auf einen Gewinn von 10—15 Procent rechnen. In dem großen Unterschied der Ausfuhr über die Einfuhr der Amerikaner in China — zu Schanghai (vom 1 Julius 1855 bis 30 Junius 1856) allein, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, 5,123,768 Pfd. — findet die zahlreiche Sendung der edlen Metalle aus Amerika nach England ihre Erklärung. Die Amerikaner in Indien und China bezahlen ihre Einkäufe mittelst Wechsel auf London, welche natürlich immer sicherer werden je mehr die Ausfuhr des Thees nach Amerika steigt. Im Jahre 1843 — 1844 exportirten die Vereinigten Staaten bloß 20,762,558 und 1854—1855 die Summe von 31,515,900 Pfd. aller Gattungen. [1] Dann stellt sich auch die Bilanz, Ausfuhr und Einfuhr aller fünf Häfen zusammengenommen, viel günstiger für Europa als allein bei Schanghai. Sie betrug (1855) der brittische Import zu Amoi 993,930 Dollars und der Export bloß 802,440 Dollars. [2] Die ganze Ausfuhr von China hatte während des Jahres 1854—1855 einen Werth von . . . . . 8,746,000 Pf. St. und die Einfuhr . . . . . 1,277,000 „ „

Man könnte demnach glauben, zur Ausfüllung des Deficits hätten über 7 Millionen Pfund baaren Geldes herbeigeschafft werden müssen. Diese Rechnung wäre aber vollkommen unrichtig.

[1] British Consulate, Shanghai 1 Dec. 1853.

[1] China Mail 13 März 1856.

[2] Hongkong Gazette Nr. 39. China Mail, Supplement, 15 April 1856.

Digitized by Google

Die Summe welche die Engländer mittelſt des Opiums, dann mittelſt der rohen und verarbeiteten Baumwolle von Bombay nach China erſetzen, muß hievon abgezogen werden. Das Einkommen von Opium ſtieg wegen des immer ſich mehrenden Verbrauchs in China — die Preiſe ſind gefunken — gar ſehr während der letzten Jahre. Eine Kiſte welche 1848 mit 620 Dollars bezahlt wurde, ſteht jetzt zwiſchen drei- und vierhundert. Deſſen ungeachtet hat, nach dem Rechenſchaftsbericht des Oberſtatthalters im anglo-indiſchen Reiche [1] der Gewinn im Jahre 1854—1855 die runde Summe von 4,700,000 Pfund Sterling betragen; 1855—1856 wurde er auf 5,000,000 Pf. St. berechnet.

Ueber den andern Handel von Bombay nach China liegen uns keine beſtimmten Data vor; die Bilanz iſt aber ſicherlich, auch nach Abzug des Opium-Gewinnſtes, zum Vortheil Hindoſtans. Demnach würde ſich der Mehrbetrag der Ausfuhr von China über die Einfuhr bloß zwiſchen drei und vier Millionen Pfund belaufen, was auch mit andern Angaben, welche wir von Hongkong erhalten, übereinſtimmt. Die Dampfer der Halbinſel und öſtlichen Geſellſchaft brachten, je nach den betreffenden Jahren, 1853 — 1854 und 1854 — 1855 Opiumkiſten 36,499 und 46,765, dann Geld 10,776,085 und 20,770,463 Dollars nach Hongkong, die von dort wieder weiter giengen nach andern Häfen. Hievon wurden während der angegebenen zwei Jahre wieder ausgeführt 4,150,616 Dollars.[2] Opium und edle Metalle werden aber jetzt beinahe ausſchließend, mittelſt der Dampfer jener Geſellſchaft, nach China gebracht. Dieſe Berechnungen ſtimmen auch ſo ziemlich mit der Angabe des Economiſt überein, wonach von Southampton, zur Gleichſtellung der Handelsbilanz, in gemünztem Silber und Barren nach Indien und China giengen

1852	.	2,444,000 Pf. St.
1853	.	3,117,000 „ „
1854	.	3,096,000 „ „
1855	.	6,066,000 „ „
1856	.	13,000,000 „ „

Im Laufe des jetzigen Jahres (1857) und der nachfolgenden wird ſich die öſtliche Handelsbilanz für den Weſten immer nachtheiliger geſtalten. Die frühern Urſachen dieſer Erſcheinung ſind in der Zunahme begriffen; dann werden überdieß, wenn ſie fortdauern ſollten, die Kriege gegen China und Perſien große Summen verſchlingen. Vom Januar bis Mitte Februar (1857) war die Ausfuhr der edeln Metalle, von England allein nach dem Oſten, an drei Millionen Pfund Sterling, was im Jahre, wenn die Ausfuhr in dem Grade fortgehen ſollte, 20—22 Millionen betragen würde. Wird Europa für mehrere Jahre hinaus ſolche Summen herbeiſchaffen können?

Die Summe zwiſchen 36 und 46 Millionen Dollars, welche bereits während der letzten Jahre, abgeſehen von jenen zum Aufbau der Eiſenbahnen und von andern Maßregeln des Fortſchritts — ſie belaufen ſich in manchem Monat auf eine halbe Mill. Pf. St. — bloß zur Herſtellung der Handelsbilanz von Europa und Amerika nach Indien und China giengen, ſind groß genug um die Theuerung des Silbers zu erklären. Beträgt doch die Silbergewinnung aller Länder welche bereits in den Weltverkehr gezogen ſind, im jährlichen Durchſchnitte bloß zwiſchen 60 und 70 Millionen Doll., und zwar nach folgender Vertheilung:

Rußland	. .	60,000 Pf. Troy	1,200,000 Doll.
England	. .	48,500 „ „	970,000 „
Das übrige Europa	.	356,200 „ „	7,124,000 „
Auſtralien	. .	10,000 „ „	200,000 „
Südamerika	. .	684,725 „ „	13,694,500 „
Nordamerika (Ver. St.)		77,400 „ „	348,000 „
Mexico	. .	1,650,000 „ „	33,000,000 „

Und ſo ſehen wir zu unſern Tagen, und zwar in vergrößertem Maßſtabe, die Klagen der Alten, die Klagen der drei letzten Jahrhunderte über die Abführung der edlen Metalle, namentlich des Silbers in die öſtlichen Länder, ſich erneuern. „Gering angeſchlagen," ſagt der ältere Plinius, „gehen 100 Millionen Seſterzien — über 800,000 Pf. St. — jedes Jahr nach Indien, nach dem Lande der Serer und dem glücklichen Arabien. Soviel koſtet uns der Luxus unſerer Weiber."

[1] Minute by the Marquis of Dalhousie S. 8 §. 20.
[2] Anglo-Chinese Calendar for 1856. Canton 1856. S. 49.

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

1. Vom Reiſen in Polen.

Ehemals war ſolches, wie bekannt, ſehr beſchwerlich, ja zu manchen Jahreszeiten, wie z. B. im Spätherbſte und im zeitigen Frühjahr, faſt unmöglich. Die Aeußerung Napoleons I iſt bekannt: daß er nämlich in Polen ein fünftes Element „den Koth," kennen gelernt, der ihm den Feldzug mehr erſchwert habe, als der Feind. Das gilt in vielen Gegenden des Landes zwar jetzt auch noch, aber nicht mehr dort wo bereits Eiſenbahnen ſind: denn da reiſt man ſo raſch und bequem wie in den Weſtländern Europa's. Den Beweis dafür wird man in dem finden was ich hier von meiner Reiſe mittheile.

Ich trat meine Tour von Breslau aus auf der oberſchleſiſchen Eiſenbahn an, auf welcher man jedoch die Fahrkarte nur bis nach Myslowitz, dem preußiſchen Gränzſtädtchen zwiſchen Galizien (dem Krakauer Gebiete) und dem Königreich Polen löſen kann. Man würde bei dem Eintritt in letzteres — in Beziehung auf die Phyſiognomie des Landes — wenig Unterſchied zwiſchen dem preußiſchen und ruſſiſchen Gebiete finden, wenn nicht in erſterem die von der Natur ſtiefmütterlich begabte Landſtrecke durch die vielen Berg- und Hüttenwerke belebt und verſchönert würde, was auf dem letztern nicht der Fall iſt. Hier hat man nichts als eine traurige, wenig belebte Gegend, wo man dort dieſe kaum bemerkt, weil die vielen großartigen Etabliſſements die Aufmerkſamkeit feſſeln. Daher

Digitized by Google

ist denn auch der Contrast groß und er tritt alsbald bei Ueberschreitung grell hervor, indem zwischen Myslowitz und Granica (der russischen Gränze) eine Sandwüste liegt, welcher das langsam dahin fließende Gränzflüßchen, die Brynica, kein Leben zu geben vermag. Weißer Flugsand bedeckt diese Strecke, und es wirkelt derselbe bei Sturm so hoch auf, daß man sich in die Sahara versetzt glauben kann. Nur hin und wieder zeigt ein verkrüppelter Kiefernstrauch, und einige, nur wenige Fuß breite grüne Oasen am Wasser, daß hier nicht alle Vegetation erstorben ist. Um diese Wüste recht lange zu genießen, fährt man auf der Eisenbahn bis nach Czakowo, wo das österreichische Gränzzollamt für den Eingang nach Galizien ist. Alle Passagiere welche ins Königreich Polen reisen, werden jedoch von diesem nicht berührt, auch separiren sich hier die Züge und der nach Warschau geht nach kurzem Aufenthalt in rückgängiger Richtung ab, bis er nach Granica gekommen, anhält. Hier dauert der Aufenthalt eine gute Stunde, und da gleiches auch in Myslowitz der Fall ist, so gehen, incl. Czakowa 2½ Stunden auf, die man von der 17 Stunden dauernden Fahrt von Breslau nach Warschau abzuziehen hat, so daß diese eigentlich nur 14½ Stunden dauert, in denen man 68 Meilen zurücklegt. Man geht nämlich früh 6 Uhr mit dem Wiener Eilzuge von Breslau ab und kommt Abends 11 Uhr in Warschau an. In Kosel nimmt derselbe die Richtung nach Ratibor, nach Warschau und Krakau aber tritt hier der Postzug ein, der weniger rasch als jener — der 7 Meilen in der Stunde macht — fährt und nur vier Meilen in der Stunde zurücklegt. Die Strecke von Breslau bis nach Granica aber beträgt 30 Meilen, und man langt hier gegen 12 Uhr zu Mittag an.

Hier werden nun die Pässe abgenommen und visirt, sowie die Reise-Effecten untersucht. Gestehen muß ich daß ich einige Furcht vor beidem hatte, obgleich mein Paß in Ordnung und vom russischen Gesandten in Wien legalisirt und mein Reisegepäck nur klein war. Wie unbegründet aber diese Furcht war, das erfuhr ich sehr bald. Im Paßbureau gieng es so still her daß man kaum einen Laut vernahm, außer wenn der expedirende Beamte den Namen eines Passagiers nannte und diesem, wenn er vortrat, seinen Paß ohne weiter ein Wort zu sprechen einhändigte. Dabei herrschte die größte Artigkeit, auch spricht die Dressur der russischen Beamten angenehm an.

Ebenso still und artig wie das Visiren des Passes wird die Untersuchung des Reisegepäckes vollzogen, und nur gedruckte oder geschriebenes wird beseitigt. So z. B. wickelte der Visitator die Maculatur, in welche ich meine Wäsche gepackt hatte, ohne ein Wort zu sagen ab, und legte sie bei Seite. Ein Diplom welches ich als Mitglied der Mesdauer Landwirthschaftsgesellschaft auf den Fall bei mir führte, mich außer meinem Passe noch besonders legitimirten zu müssen, las der Beamte aufmerksam und gab es mir dann schweigend zurück. So war die ganze Visitation in etwa einer Minute beendigt.

Von Granica bis in die Nähe von Czenstochau ist das Land größtentheils von geringer Bodengüte, und nur kleinere Striche von besserer Qualität gehen zwischen durch. Große Waldstrecken durchschneidet man, die aber meistentheils nur kümmerlich mit Nadelholz bestanden sind, überdieß auch noch durch das darin weidende Vieh verwüstet werden. Zum Ueberfluß, sieht man noch ziemlich lange und breite Streifen längst der Eisenbahn, die versengt, mitunter auch bis in die Wipfel der zwergartigen Bäume verbrannt sind. Dieser Schaden wird durch die aus den Lokomotiven umherfliegenden Funken veranlaßt, die des Abends wie ein Feuerregen ausfschen und mitunter nur langsam verlöschen. Wo nun dürres Gras an der Seite steht, da fängt dieses Feuer, was sich dann auf das Gebüsch fortträgt. Bei großer Dürre kann das sehr gefährlich werden und Waldbrände veranlassen. Sieht man das versengte dürre Gras, so entsteht die Besorgniß daß auch das in der Nähe stehende reife Getreide ergriffen werden und damit großer Schaden entstehen könne. — Die Locomotiven werden durchgehends mit Holz geheizt, und es scheint daß dieses weit mehr Funken um sich wirft als die Steinkohle, die man hier nicht hat, und die, aus Schlesien eingeführt, bedeutend mehr kostet als das im Preise noch niedrig stehende Holz. Das wird sich aber mit der Zeit ändern, weil das Holz allzusehr angegriffen wird, folglich im Preise steigen muß.

Das weltberühmte Kloster Czenstochau liegt auf einer Anhöhe, so daß man es weithin über das flache Land sieht. Zu seinem Gnadenbilde wallfahren jährlich viele Tausende aus nah und fern. Wie ich schon angeführt, so hat seine Umgegend fruchtbaren Boden, wie das ja allenthalben der Fall ist, wo Klöster gebaut werden, indem die Mönche meistentheils die ersten Ansiedler in einer Gegend waren, sich folglich das Land auswählen konnten.

Viel wirthbarer als von Granica her ist die Gegend nach Petrikau zu, auch fand ich den Betrieb der Agricultur hier besser. Die Stadt selbst sah ich nur aus der Ferne. Sie soll als polnische Stadt nicht übel seyn. Der Bahnzug hielt hier fast eine halbe Stunde an. In der Restauration war Musik, die hier stehend zu seyn scheint, da ich sie auch auf der Rückfahrt hörte. Die Tanzlust der Polen zeigte sich hier, denn es hüpften und sprangen die Paare nach Herzenslust. Mit der Harmonie nimmt man es da nicht genau und wird auch durch schreiende Mißtöne elektrisirt.

Ich schiebe hier ein daß in Polen die Züge der Eisenbahn auf vielen Stationen ziemlich lange anhalten und zuweilen länger als es die Tafel am Bahnhofgebäude angibt. Man hat da Zeit genug sich zu restauriren. Im Winter findet man da allenthalben guten Thee, durch den man sich erwärmen kann. Bei der jedesmaligen Abfahrt wird nicht allein dreimal geläutet, sondern es ertönt auch die Pfeife schon beim zweitenmale, um die Passagiere an die Abfahrt zu erinnern. Aber erst wenn man sie beim dritten Läuten, das zweitemal hört, ist Gefahr im Verzuge. — Die Fahrkarten nimmt der Conducteur überall schon zwei Stationen vor derjenigen ab wo man aussteigen will. Das Fahrgeld ist mäßig und beträgt in der zweiten Classe von Granica bis Warschau (auf 38 Meilen) 5 Rubel 42 Kopeken Silber = 6 Thlr. preuß. Cour. Die Wagen sind bequemt, und in gleicher Art wie in Deutschland gebaut. Außer bei ungewöhnlichen Veranlassungen sind die Plätze nie sämmtlich besetzt, so daß man sich's sehr bequem machen kann.

Was aber die Reisegesellschaft betrifft, so hat man sich in der zweiten Classe nicht zu beschweren, da man hier durchgehends meist anständige Leute findet. In der dritten ist aber der Stamm Juda sehr stark vertreten; dazu ist sie gewöhnlich viel stärker besetzt als die zweite, so daß es an unangenehmen Berührungen nicht fehlen mag.

Eigentlich schöne Gegenden passirt man auf der ganzen Tour nur wenige; aber eine ist als Glanzpunkt hervorzuheben: es ist

Digitized by Google

die bei Skiernievice, wo ein kaiserliches Lustschloß mit schönem Park und großem Thiergarten ist. Wir kamen erst gegen 9 Uhr des Abends dort an; und man konnte da nur wenig sehen. Da ich jedoch von hier aus eine Seitentour zu einem Bekannten machen wollte, so stieg ich aus um zu übernachten und am Morgen weiter zu fahren. Unterwegs war ich besorgt wie es um das Nachtquartier stehen würde, weil ich in demselben polnische Wirthschaft zu finden fürchtete, weßhalb ich denn auch unentschlossen war ob ich nicht die Nacht noch mit Extrapost bis nach Rawa, was eine Kreisstadt ist, fahren sollte. Mein Begleiter aber rieth mir zum Bleiben in Skiernievice, wo ich es aller Wahrscheinlichkeit nach besser haben würde als in Rawa. Derselbe war außerdem so überaus gefällig beim Aussteigen mit mir in die Restauration zu gehen und mich dem Wirthe zu empfehlen. So bekam ich denn ein anständiges Zimmer mit bequemer Bettstelle, und schlief die Nacht vortrefflich, ward auch durch die vielen Nachtigallen im Park, an welchem die Restauration liegt, unterhalten. Letztere selbst gleicht eher einem Palast als einem Gasthause, denn sie ist großartig und im edlen Style erbaut.

Als ich am Morgen erwachte, war ich von der Aussicht die ich in den Park hatte aufs angenehmste überrascht. Derselbe lag wie ein herrliches Bild vor meinem Blicke, die Nachtigallen flöteten in allen Ecken und Winkeln darin, die grünen Rasenplätze zwischen blühenden Gebüschen blitzten von Millionen von Thautropfen welche die Sonne beschien, und ich stand da wie bezaubert und wähnte in einer der schönsten Gegenden Deutschlands zu seyn. Auf der Vorderseite des Bahnhofes bewegte sich eine Menge von Menschen, die mit einem eben eingetroffenen Zuge angekommen waren, und deren nationale Erscheinung für mich ein neues Schauspiel war. Einen üblen Eindruck aber macht das Heer der Bettler, von denen man auf Tritt und Schritt verfolgt wird, und die meistentheils Gebrechen und Elend zur Schau tragen. Die vielen verhungerten Gestalten erregten tiefes Mitleid. Die enorme Theuerung in Polen, wo eben die Fruchtpreise mehr als vierfach so hoch wie gewöhnlich waren, macht es den untersten Volksclassen unmöglich sich zu sättigen. Ohne Einfuhr von außen hätte das Volk verhungern müssen. Für ein Land welches auf Ausfuhr seiner ländlichen Erzeugnisse angewiesen ist, muß eine solche Erscheinung von den verderblichsten Folgen begleitet seyn. Da nun auch in diesem Jahre in jenem Lande keine reichliche Ernte gemacht wird, so werden diese Folgen auf lange Zeit hinaus wirken. Der Landbau wird freilich durch die hohen Preise aufgemuntert, und man ist eifrig darauf bedacht die Erzeugnisse zu vermehren. Aber es muß — wenn das mit Erfolg geschehen soll — auch fruchtbare Witterung hinzukommen, die eben in den letzten Jahren fehlte. Ich werde in einem weitern Abschnitt speciell noch von dem Betrieb des Landwirthschaft in Polen sprechen.

Nachdem ich mich früh in dem Parke ergangen und einige sehr genußreiche Stunden verlebt hatte, fuhr ich mit Extrapost weiter. Der Wagen welchen ich bekam, war eine offene Britschke mit einem Sitze von Stroh, der mit einer Wolldecke überlegt war. Diese Fuhrwerke sind für die schlechten Wege berechnet die man meist zu passiren hat, auf denen Postwagen wie die in Deutschland nicht praktisch seyn würden. Mir war der offene Wagen, da es sehr schönes Wetter war, willkommen, weil ich da die Gegend frei überschauen konnte, und ich achtete wenig auf das Rütteln und Stoßen, was übrigens weniger heftig war als ich gefürchtet hatte. Die zwei muntern Pferde setzten sich bald in Trapp, den sie auch auf der ganzen Tour von 3½ Meilen bergauf und bergab beibehielten; nur im Sande gingen sie langsam. Die Straße ist theilweise, d. h. in einzelnen Strecken gebaut, theilweise aber noch im alten Zustande, weil die verpflichteten Gemeinden es an sich kommen lassen, ehe sie die ihnen zufallenden Stücke in Angriff nehmen. Daß dem also ist, das liefert den Beweis daß die Landespolizei nicht sonderlich geordnet seyn kann. Indeß war es ja vor ein Paar Jahrzehnten in manchen Staaten Deutschlands auch noch nicht besser. Polen aber folgt uns in den Landesverbesserungen nach, und es wird keiner gar langen Zeit bedürfen, wo man auch dort gute Landstraßen haben wird. Eisenbahnen sind ja ohnedieß schon in mehrern Richtungen gebaut.

Es war an dem Tage (Donnerstag), wo ich reiste, Wochenmarkt in Skiernievice, und es strömte daher viel Volk nach der Stadt, was mir fortwährende Unterhaltung gewährte, da mir die Landestrachten neu waren. Insbesondere sahen die Frauen in ihren bunten Kleidern, bei denen ein grellfarbiges Umschlagtuch ein Hauptstück ausmacht, nicht übel aus, auch ziert sie ein buntes turbanartig um den Kopf gewundenes Tuch. Ihre kurzen Röcke lassen dralle Waden sehen, sowie überhaupt ihre ganze Statur stämmig ist. Ihre Gesichter haben meist einen feinen Schnitt, auch trifft man viele sehr hübsche. Die Männer sprechen weniger an, obgleich man auch sie nicht häßlich nennen kann, nur an ihrer Bekleidung ist auszusetzen daß sie zwar nach polnischem — den Körper hervortreten lassenden — Schnitt, aber meist saloppy ist und deßhalb wenig schönes hat, wozu noch das etwas verwilderte Aussehen kommt, was ihnen der struppige Bart und das ungeordnet herabhängende Haar gibt.

Wochen- und Jahrmärkte werden — ähnlich wie in Ungarn — in Polen noch viel mehr besucht als in Deutschland, weil man dort noch nicht, wie hier, alle Lebensbedürfnisse auf den Dörfern bekommt. So wimmelte es denn auch schon bei meiner Durchfahrt durch Skiernievice von Volk. Das Städtchen ist nicht groß, hat aber ein freundliches Ansehen, wozu das nahe daran liegende kaiserliche Schloß beitragen hilft. Von diesem habe ich noch nachzutragen daß die dazu gehörige Herrschaft in frühern Zeiten Eigenthum eines Klosters in Warschau war, welches zur Zeit der preußischen Besitznahme säculasirt und in eine Staatsdomäne verwandelt wurde. Als dann später (1807) Napoleon I Polen eroberte, schenkte er dieselbe dem Marschall Davoust, welcher die ersten Parkanlagen machen ließ. Jetzt, nachdem Polen in russischen Besitz gekommen, sind diese Anlagen erweitert und das gedachte Lustschloß erbaut worden. Von Lowicz ist dasselbe nur drei Meilen entfernt, und da dorthin eine Zweigbahn führt, so läßt sich auf einer Lustreise die Besichtigung von beiden leicht vereinigen. Von Warschau aus ist man in zwei Stunden in Skiernievice, und in 2½ Stunden in Lowicz.

Die Gegend welche ich nun durchreiste ist sehr einförmig, jedoch knüpfen sich an dieselbe große Erinnerungen aus der Vorzeit, wo sie stark bevölkert und mit vielen Schlössern von Magnaten besetzt war. Man stößt da beim Pflügen noch oft auf alte Gemäuer, auch mögen da wo jetzt Wald steht, fruchtbare Felder ge-

Digitized by Google

legen haben. Das Land ist meist wellenförmig und der Boden wechselt mannichfach. Die Ortschaften liegen entfernt, sind aber dem äußern Ansehen nach nicht gerade arm. Wo gute Agricultur ist, da war auch der Stand der Früchte gut, wo sie fehlte, da stand alles ärmlich.

In Kalwa, der Kreisstadt, angekommen, ward ich — wie das in Polen überall der Fall — sogleich von Juden umgeben, die alle ihre Dienste anboten. In der Restauration nahm ich ein Frühstück, was zwar gut, aber so theuer war, wie es kaum in Paris oder London hätte seyn können. Ich zahlte für zwei kleine Beefsteak und ein Fläschen Bier 45 Kopeken (= 16½ Sgr.). Bald war die neue Extrapost da, bei der ich einen sehr lebhaften Burschen als Postillon hatte, der ein wahrer Virtuose auf seinem Horn war und dasselbe fortwährend blies. Ich hatte nur noch eine Meile, die ich in dreiviertel Stunden zurücklegte. Solche Post kostet in Polen die Meile einen Silberrubel und einige Kopeken (35 Sgr. preuß.). Trinkgeld zahlt man nach Belieben.

Bei meinem Freunde in Cyelodz angekommen, ward ich aufs herzlichste aufgenommen, und ich verlebte da drei sehr frohe Tage. Wie derselbe seine Oekonomie betreibt, die ich genau kennen lernte, das theile ich in dem Abschnitt vom Betriebe der Landwirthschaft mit. Wir reisten zusammen nach Warschau, und zwar bei einer Hitze von 25 Grad Reaumur im Schatten. Die vier Pferde, obgleich große Rennthiere, schnaubten und schwitzten vor dem etwas schweren Reisewagen, und wir konnten nur langsam fahren, so daß wir bis nach Skiernewice fünf Stunden brauchten, anstatt — wie es bei kühler Luft gewesen — in drei Stunden dort zu seyn. Hier kamen wir auf die Eisenbahn, auf welcher wir nicht volle zwei Stunden (10 Meilen) bis nach Warschau brauchten.

In der Hauptstadt angekommen, wird man nur nach Abgabe des Reisepasses aus dem Wagen gelassen. Man bekommt — wie es z. B. auch in Wien der Fall ist — gegen denselben ein Recepisse, was man wieder abzugeben hat, wenn man bei der Rückreise den Paß wieder heraus haben will. Da nun auch das Reisegepäck revidirt wird, so gibt das, wenn der Zug stark besetzt ist, einen langen Aufenthalt, der um so weniger angenehm ist, als man in dem Gedränge immer von einem Ort zum andern geflossen wird. Wir kamen an einem Sonntag an, und da gerade Pferderennen war, so fehlte es an Droschken, und wir bekamen nur mit Mühe und gegen erhöhte Taxe eine solche. Sie sind alle mit zwei Pferden bespannt, sonst aber eben so bequem oder unbequem wie anderwärts. Das Bahnhofgebäude ist großartig und verschönert den Platz worauf es steht.

Beim ersten Eintritt imponirt Warschau nicht, indem es, auf ebener Fläche gelegen, sich selbst deckt, und in den ersten Gassen nur niedrige Häuser stehen. Kommt man aber weiter, so erscheint es als eine große lebhafte Stadt, in welcher besonders das viele Fahren belästigend ist. Mein Freund hatte versäumt Quartier für uns im voraus zu bestellen, und wir geriethen in die Verlegenheit nirgends welches zu finden, weil alle Gasthöfe wegen des Pferderennens und des Wollmarktes überfüllt waren. Nach vieler Mühe bekamen wir endlich ein elendes Privatquartier, in welchem wir nicht besser als in einer schlechten Dorfschenke übernachteten, und doch froh seyn mußten nicht unter freiem Himmel bleiben zu dürfen.

Eine Beschreibung von der Stadt geben kann ich freilich nicht, da ich nur 24 Stunden mich aufhielt; ich kann daher nur erzählen was ich etwa darin gesehen und welchen Eindruck sie überhaupt auf mich gemacht hat.

Die vielen Plätze welche Warschau hat, wozu noch große Parks, wie z. B. der sächsische Garten, kommen, geben ihm ein freundliches Ansehen, und da auch die Häuser zum größten Theil nicht sehr hoch — meist nur ein bis zwei Stockwerk — sind, so ist auch die Luft darin nicht stockig, und es mag der Aufenthalt darin gesund seyn. Diese Bauart aber, mit Einschluß der vielen freien Plätze, macht, daß die Stadt weitläufig ist und eine große Fläche bedeckt. In der Einwohnerzahl überbietet sie Breslau nur um 15 bis 20,000, in der Ausdehnung aber erstreckt sie sich fast noch einmal so weit. In ihren Hauptstraßen kann man sie elegant nennen, und zu ihrer Verschönerung tragen auch viele Kirchen und Thürme bei. Vor allem strahlt die griechische Kathedrale mit ihren vergoldeten Kuppeln. Die Gärten bieten schöne schattige Spaziergänge, und man wähnt sich in denselben auf dem Lande. Hierin hat Warschau Vorzüge vor vielen andern großen Städten. Man trifft in jenen stets gute Gesellschaft.

Der Wollmarkt wird auf dem geräumigen Börsenplatze abgehalten, und obgleich der Mehrtheil der aufgebrachten Wolle unter freiem Himmel lagert, so ist doch auch viele, und zwar die bessern Sorten, in den untern Räumen des Börsengebäudes, wo auch die Waage ist, untergebracht. Zelte, wie man sie seit längerer Zeit in Breslau zum Schutze und zu Unterbringung der Waare errichtet, traf ich nur einige, die aber nicht für Wolle, sondern für aufgestellte Widder waren. Es befanden sich ein paar Hundert solcher edler Thiere am Platze, und der Handel mit ihnen scheint einen integrirenden Theil des Wollmarktes auszumachen. Nicht allein aus Polen sondern auch aus Deutschland werden dergleichen edle Thiere hierher gebracht und finden Käufer, indem man gegenwärtig in diesem Lande der Merinozucht viel Aufmerksamkeit zuwendet, wovon zu sprechen sich mir weiterhin noch Gelegenheit bieten wird.

Der Tag meines Aufenthalts war bald abgelaufen und ich mußte Anstalt zur Rückreise treffen. Nachmittags 4½ Uhr geht der Bahnzug welcher sich in Kosel an den Wiener Eilzug, ebenso aber auch an den Breslauer Postzug anschließt, von Warschau ab, und ich begab mich schon eine Stunde zuvor auf den Bahnhof. — Auf den ersten Stationen war die Personen-Frequenz stark, sie nahm aber unterwegs so ab daß ich zuletzt von Petrikau aus ein Coupé allein hatte und mich da für die Nacht, die bereits da war, sehr bequem einrichten und gut schlafen konnte. So lange es noch Tag war, boten auf mehreren Stationen eine Menge Kinder den Passagieren Erdbeeren in zierlich von Birkenrinde geformten Täten an, und sonden, da das bei der großen Hitze ein wahres Labsal war, guten Absatz. Diese Frucht scheint im gegenwärtigen Jahre allenthalben gerathen zu seyn, was für das arme Volk eine wahre Wohlthat war.

Auf der Gränze in Granica fand beim Ausgange hinsichtlich der Pässe und des Reisegepäcks dasselbe statt wie beim Eingange, nur wurde es mit dem letztern noch leichter genommen. In Czalowa findet eine Umladung des Gepäcks statt, weil von da die Züge sich wieder trennen und der eine nach Krakau, der andere ins preußische Gebiet geht. Endlich wird in Myslowitz der Paß noch ein-

Digitized by Google

mal visirt, die Reise-Effecten revidirt und die Passagiere fahren alsdann ungehindert ihren weitern Weg. — Meine ganze Reise hatte 6½ Tage gedauert, und ich hatte auf derselben nebst vieler Unterhaltung auch Gelegenheit eine große Menge von Beobachtungen zu machen.

Die Christen auf den molukkischen Inseln.

(Von Julius Kögel.)

Wie viel auch die Ausbreitung des Christenthums zur Civilisation der Heiden und Ungläubigen in außer-europäischen Ländern beigetragen haben mag, so gewahrt man in verschiedenen Ländern aber doch, daß die Bekehrung der Heiden keineswegs in jeder Hinsicht die segensreichen Folgen hat, wie man in Europa wohl vermeint; denn auffallend ist es jedenfalls daß gerade auf denjenigen Inseln des östindischen Archipels, auf welchen — wie auf den südlichen Molukken — der zahlreichste Theil der Bewohner sich zur christlichen Religion bekennt, und unter welchen sich verhältnißmäßig mehr europäisch-malayische Mischlinge als auf andern Inseln befinden, dieselben ihren Sitten und Ansichten nach weit mehr von den Europäern verschieden sind als die noch ungetauften Malayen, Javanen und Chinesen in diesen Ländern.

Getauft zu seyn gibt hier ein Recht sich nicht nur mit dem malayischen Kabaia und Kain, sondern auch nach europäischen Moden zu kleiden; wer sich nun einmal in europäische Kleidung gesteckt hat, hält es für Schande jede nur einigermaßen schwere Arbeit zu verrichten, ungeachtet die christliche Lehre außer dem Beten doch auch das Arbeiten lehrt. So z. B. würde es eine hiesige christliche Dame — gleichviel ob sie eine gelbe, braune oder weiße Haut hat — für einen unauslöschlichen Schandfleck halten wenn sie in eigener Person nach dem Bazar gienge und ihren Bedarf für die Küche dort selbst einkaufte, selbst dann noch wenn eine Dienstperson das Gekaufte nach Hause tragen sollte. Eben so würden es diese für höchst unanständig ansehen wenn sie beim Spazirengehen oder auf dem Wege nach und aus der Kirche den etwa benöthigten, über ihr Haupt aufgespannten Payong (d. i. der hier gewöhnliche Regen- und Sonnenschirm) mit selbsteigenen Händen tragen müßten, und man diese Arbeit nicht durch eine Dienstperson verrichten ließe; gewöhnlich lassen auch getaufte Männer sich diese Dienste durch Sklaven erweisen.

Schon von zarter Jugend an werden die Kinder weißer Väter hier verwöhnt und so auferzogen um später nur Herren zu machen und nicht dienen zu sollen; die dunkelfarbigern Christen suchen hierin den weißen Glaubensbrüdern so viel als möglich nachzuahmen, weil sie, da sie doch auch getauft sind, von jenen für ebenbürtig angesehen seyn wollen. Ganz natürlich ist es daher daß es auf den molukkischen Inseln sehr an Arbeitskräften mangelt, und ungeachtet hier die Sklaven ganz unverhältnißmäßig zahlreicher als auf andern niederländischen Inseln sind, herrscht hier weniger Wohlstand als in solchen Gegenden, deren Bevölkerung fast nur aus ungetauften Javanen, Chinesen und Malayen besteht; nichtsdestoweniger sind hier auch auf den Molukken noch unbearbeitbare, unbenutzte Waldungen in Menge. Der Handel wird nirgends in niederländischen Indien auf so wucherische Art wie bei den hiesigen Christen betrieben, und nur für 2 bis 3 Precent monatlicher Interessen werden Capitalien auf Hypothek ausgeliehen.

Diejenigen Christen welche noch vorzugsweise sich mit einigermaßen schwerer Arbeit beschäftigen, wie die Gewürznelkengärtner, die Bewohner der Inseln Boëno, Saparua, Nussalaut u. a., nennt man Orangunong, d. h. Hochländer, worunter man aber keineswegs verstanden haben will daß diese die Gebirge bewohnen — was gewöhnlich auch gar nicht der Fall ist — sondern man bedeutet damit daß diese Leute noch sehr uncultivirt sind, da die Orangunong auch ihre eigenthümliche nationale Kleidung beibehalten haben. Wenn der Fremde auf Java, Sumatra und Borneo hinlänglich Kulies für die benöthigten Dienste findet, so ist man auf den Molukken nicht wenig um solche Leute verlegen, denn selbst die ärmsten Christen weigern häufig den fremden Glaubensbrüdern als Dienstboten zu dienen, weil sie sich dadurch in ihrer Ehre verletzt glauben. Das Gouvernement selbst war wegen Mangels an willigen Arbeitern verpflichtet einige hundert chinesische Zimmerleute und Maurer 250 geographische Meilen weit von Java nach Banda zu senden, um die Gebäude wieder aufzubauen, die bei dem Erdbeben 1852 dort eingestürzt waren.

Nicht weniger befremdend ist es in den christlichen Schulen und Kirchen mit anzuhören daß das Evangelium in unverständlicher Sprache gelehrt und gepredigt wird; die Bibel und andere Unterrichtsbücher sind nämlich in sogenannter hochmalayischer Sprache abgefaßt, welche der Laie hier nicht versteht, weßhalb auch die Städtbewohner nur wenig, die auf Behassa (vom Malayischen ganz abweichende Dialekte) sprechenden Orangunong aber fast gar nichts von dem hochmalayisch einzustudierenden Vaterunser, den Psalmen, Tisch-, Morgen- und Abendgebeten u. dgl. m. verstehen. Diejenigen welche den Unterricht in holländischer Sprache erhalten bleiben eben so unkundig, da sie gewöhnlich derselben so wenig mächtig sind, daß sie wohl einen Brief copiren, aber denselben weder verstehen noch stylisiren lernen. Zu dem Ende kommt es auch wohl vor daß beim holländischen Gottesdienste einige in der Kirche anwesende Personen malayische Gesänge singen, während die Gemeinde holländische Psalmen angestimmt hat. Im Folge des mangelhaften Unterrichts sind die hiesigen Christen aber auch noch sehr abergläubisch, und gleich den heidnischen Borettern fürchten sie die bösen Geister Matakan und Pontianak; auch glauben sie die Erscheinung von Sewangi (Hexen), und nicht selten trifft man weiße Herren hier an welche bei dem Tiktak der Uhren die Anwesenheit eines bösen Geistes vermuthen, und deßhalb keine Uhr in ihrer Behausung dulden.

Die holländischen Staatsbeamten und Officiere der Armee welche nach den Molukken versetzt werden, verheirathen sich sehr häufig hier, allein sie verabscheuen ihre unchristlichen und unbesoldeten javanischen Haushälterinnen nicht eher, bevor sie die Erlaubniß zur Ehe mit einem christlichen Fräulein seitens ihrer respectiven

Digitized by Google

Chefs erhalten haben, was gewöhnlich mehrere Monate und zuweilen wohl ein Jahr dauert; die christlichen Bräute — oft Töchter sehr angesehener Beamten und Plantagenbesitzer — finden in dem Concubinat ihrer Bräutigame nicht das mindeste Anstößige.

Ueberhaupt schämt sich auch niemand eines Umganges mit Personen die in schlechtem Rufe stehen, und schon mancher Denuncial, der wegen Theilnahme an widerrechtlichen Handlungen durch gerichtliches Erkenntniß nicht mit Gefängniß gestraft, wohl aber für ehrlos erklärt wurde, glaubte durch Veröffentlichung solches Urteils seine Rechtschaffenheit beweisen zu müssen.

Der häufigere Umgang mit Europäern hat auch europäische Belustigungen, namentlich Musik und Tänze, hier eingeführt, dessenungeachtet können sich die hiesigen Christen auch noch ganze Tage und Nächte lang bei der Diefa (Trommel) divertiren und ein und dieselbe Quadrille — welche hier beliebter als Walzer, Galop, Polka u. s. w. sind — eine ganze Nacht hindurch mit Wohlgefallen anhören und tanzen. Uebrigens sey aber auch noch erwähnt daß die Lipplappen auf den Sundainseln sich von den Christen auf den Molukken nur wenig unterscheiden, gewöhnlich sind sie noch unwissender. Auf der Insel Amboina ist der Schulunterricht für Kinder noch besser als auf andern molukkischen Inseln, und hier müssen die christlichen Kinder vom sechsten Jahre an in die Schule gehen. Der sich hier aufhaltende Obermissionär Hr. Roschdt aus Bentheim hat malayische Landkarten von Palästina für die hiesigen Schulen anfertigen lassen.

Ratten.

Die Ratte kann wie die Schiller'sche Maria Stuart von sich sagen, sie sey besser als ihr Ruf. Ein englischer Autor der sich Uncle James nennt, hat in einem Buch über die Fruchtbarkeit der Ratten im Jahre 1850 zwar bewiesen daß ein Rattenehepaar, wenn es nicht angefeindet wird, in drei Jahren 13mal je acht Junge auf die Welt bringt, daß diese Jungen in Zeit von sechs Wochen das Geschäft ihrer Eltern fortsetzen, und daß sich durch die Beobachtgkeit von Kind und Kindskind jenes erste Rattenpaar am Ende der drei Jahre als Patriarchen eines geschwängten Heeres von 656,808 Stück sehen möchten. Da nun zehn Ratten so viel in einem Tage verzehren als ein Mensch, so kann man leicht ausrechnen welche Verheerungen die Folge der Vermählung eines einzigen Rattenpaares schließlich seyn könnte. Glücklicherweise aber stößt diese Multiplication auf große Hindernisse, denn die Fruchtbarkeit aller Geschöpfe hängt von den Quantitäten der erreichbaren Nahrung ab, und sollte sich diese nicht vorfinden, so frißt die Ratte ihres Gleichen, eine Eigenschaft die wir hoch an ihr schätzen sollten. Die Ratte ist auch ein reinliches und zierliches Thier. Wenn sie sich an unsauberen Orten aufhält, so ist das nicht ihre Schuld, sondern liegt in ihrem Metier. Dafür putzt und wäscht sie sich beständig, nicht mit Schwamm und Handtuch, sondern mit der Zunge. Die Rattenfelle liefern ein köstliches Pelzwerk, weßhalb auch die Inspecteren der Pariser Schleußen nach Analogie der Hudsonsbay-Gesellschaft eine Handelscompagnie geschlossen haben. Alljährlich wird ein beträchtliches Blutbad in der Unterwelt der Hauptstadt angerichtet, und die Häute der Erschlagenen werden abgezogen. Die Ratte hat den feinsten und glänzendsten Pelz der Welt, weßhalb die Hutmacher ihn als Surrogat für Biberfelle benutzen, und die Haut ist so elastisch und fest, daß man daraus die Zwickel an den Fingern der besten Handschuhe verfertigt, denn das Rattenleder übertrifft durch seine Eigenschaften weitaus das Ziegenleder. Die Ratte hat eine große Geschichte, man weiß von den Rattenkriegen die sich die verschiedenen Abarten liefern, und erzählt sich daß mit den Wanderhorden auf unser Festland hinter einander die gothische, vandalische und hunnische Ratte hereinbrach und die festhafte Urbevölkerung ihres Geschlechtes vertilgte, so daß die schwächere Race vor der stärkeren wich, bis diese allmählich in dem neuen Capua verweichlichte und einem spätern Eroberer unterlag. Eine solche historische Umwälzung wird gegenwärtig in den Schleußen und Kellern Frankreichs beobachtet. Dort hatte die braune oder normännische Ratte das Reich behauptet bis die tatarische oder russische Ratte erschien, „ein Märchen aus der Fremde in einem Thal bei frommen Hirten," nur daß sie nie wieder Abschied nahm. Dieses Thier hatte seine Heimath in Central-Asien und kam mit den Mongolen nach Europa und Peking. Die braune normännische Ratte verschwand so ziemlich aus Frankreich, denn der Gegner schien mit der Zahl auch an Kräften zu wachsen. (Ausland 1856. S. 168.)

In England dagegen ist die normegische oder braune Ratte der Eroberer gegen die schwarze Abart, welche als Urbevölkerung verehrt wird. Allein die Gelehrten streiten sich sehr, wann die schwarze oder normegische Ratte Albion eroberte. In einer englischen Ausgabe von Cuvier wird behauptet, dieses Thier habe Persien bewohnt, sey aber durch das Erdbeben im Jahr 1727 dieser Heimath überdrüssig geworden, habe die Wolga bei Astrachan durchschwommen, und sey mit der Weltgeschichte nach Westen entwichen. Nach einer andern Version sey die schwarze oder normännische Ratte auf demselben Schiffe nach England gekommen in welchem das Haus Hannover nach dem brittischen Throne schwamm. Diese Angabe findet den Beifall eines Essayisten über Ratten im letzten torytistischen Quarterly Review, und man kann sich daher vorstellen daß die eingedrungene Whigratte von dem Parteijournal sehr unglimpflich, die schwarze, eingeborne oder Stuart-Ratte aber sehr loyal behandelt wird. Endlich hat noch eine andere Ansicht Umlauf, welche die normännische Brut von Gibraltar über Irland einwandern läßt, allein ein tiefes archäologisches Dunkel umgibt überhaupt die Uranfänge der Rattengeschichte. Wie die Celten in dem Königreich nicht gänzlich von den Sachsen vertilgt wurden, so hat sich auch die schwarze britannische Ratte noch wacker an verschiedenen Punkten gehalten, Einigkeit macht stark. Das fühlte die schwächere Race, und wo sie an Zahl den eingedrungenen braunen Ratten überlegen ist, da greift sie beherzt an und bleibt Sieger. Der Engländer hat aber durch seine Gründlichkeit die Wissenschaft mit der Erfahrung bereichert, daß, wenn man eine

Digitized by Google

gleiche Anzahl schwarzer und brauner Ratten in einen Käfig sperrt, über Nacht die schwarzen Exemplare vollständig verschwinden, wofern man dem Conclave jede Nahrung entzog. Gab man diese reichlich, so verschmähten dennoch nicht die braunen Norweger als gepriesene Leckerbissen die Ohren der wohrlosen Race zu verschmausen.

Die Ratte ist ein äußerst reiselustiges Thier und verbreitet sich gern nach allen Himmelsstrichen. Namentlich besitzt sie Vorliebe für Seereisen, auch wenn sie sich noch einer andern Hemisphäre erstrecken sollten. Diese Reisen gehen oft bis Calcutta und wieder zurück, und der Rattenfänger der ostindischen Compagnie fängt bisweilen 500 Stück an Bord eines einzigen Indienfahrers. Unter den Thieren mag es manchen Cameraden geben der die Welt öfters umfegelt hat als Capitän Cook. Uebrigens ist die ächte Schiffsratte ein zartteres Thier als die braune normännische, und hat die schönen langen Ohren, spitze Nase, langen Schwanz und dunkeln Pelz wie die britannische Race. Oft findet man jedoch getrennte Colonien beider Racen auf demselben Schiff, wo dann die eine sich im Stern, die andere im Schnabel niedergelassen hat. Die Schiffsratten laufen aber bei jeder Reise große Gefahr. So lange Fracht an Bord ist, können sie reichlich schmausen, allein schwieriger hält es sich Wasser zu verschaffen. Wenn dieses wohlverwahrt ist, ergreifen sie desperate Mittel. In regnichten Nächten erscheinen sie auf dem Deck und klettern im Tauwerk hinauf, um das Wasser, welches in den Höhlungen der Segel sich sammelt, zu trinken. In der äußersten Bedrängniß greifen sie Branntweinfässer an, und bleiben dann betrunken liegen. Die Ratte hat überhaupt ein feines Gehör für fließendes Wasser, weßhalb so oft bleierne Wasserröhren von ihnen benagt werden. Wenn das Schiff vor Anker geht, begeben sich die vierfüßigen Passagiere ans Land, und zwar im Gänsemarsch auf dem Ankertau, denn nur wo es sich nicht umgehen läßt, schwimmt die Ratte durch das Wasser. Auf dem Ankertau erfolgt auch die Invasion des Schiffes durch Ratten vom Lande aus, weßhalb die Matrosen durch das Tau einen Besen ziehen, dessen Ruthenspitzen, dem Lande zugekehrt, den Ratten den Eintritt wehren. Die Schiffsratte darf übrigens nicht verwechselt werden mit der Wasserratte, welche eine völlig verschiedene Species bildet, sich nur von Pflanzenkost nährt, dem Biber äußerlich in vielen Stücken ähnlich ist, und wie dieser in Höhlen am Ufer von Flüssen wohnt, die mit einer Land- und einer Wasseröffnung versehen sind.

In London hat man jetzt viele Mittel zur Vertilgung dieses Ungeziefers gefunden, das wirksamste besteht aber darin daß man die Schleußen unter Wasser setzt. Wenn die Schleußen dann geöffnet werden, sieht man Hunderte von ersoffenen Ratten mit dem Schleußenwasser in die Themse schießen. Allein mehr noch als dieses trägt zu ihrer Vernichtung bei daß sie zu einem Handelsartikel geworden sind, da jedes Stück in London mit 9 kr. bezahlt wird. Die Schleußenwerke sind daher ein beständiger Jagdgrund, und die Rattenfänger beuten systematisch ihr Revier aus. Oft genug wird ein Kesseltreiben angestellt, indem verschiedene Streifpartien die Beute nach einem Mittelpunkte zusammentreiben. Die Rattenjäger gehen immer zu zweien. Jeder trägt eine brennende Kerze mit einem Reflector aus Zinn, einen Sack, ein Sieb und einen Spaten, die letzten beiden Instrumente um damit die Deposita zu untersuchen, die vielleicht Dinge von Werth enthalten können. In dem Augenblick wo die Ratte Licht sieht, rennt sie längs den Wänden der Schleuße gerade über der Linie des Schleußenwassers hin, wo die Jäger ihr rasch folgen. Sobald das Thier merkt daß es seinen Vorsprung verliert, beginnt es laut zu quicken, und ehe es noch vollendet hat, faßt es der Jäger hinter den Ohren und steckt es in den Sack. Das Geschäft geht so rasch daß oft ein Dutzend in eben so viel Minuten eingefangen wird. Sehen sich die Ratten in eine sogenannte blinde Schleuße oder Sackgasse getrieben, dann machen sie wohl einen verzweifelten Angriff gegen die Stiefel ihrer Verfolger.

Die Ratte ist ein sehr verschlagenes und zugleich socialeS Thier, und verbürgt sind daher die Anekdoten von dem Esprit de Corps der Ratten, welche ihre invaliden Gefährten oft zärtlich verpflegen. So wurde einst ein Zug Ratten im Felde wandernd überrascht und mitten in dem Geschwader eine alte blinde Ratte bemerkt die ein Stückchen Holz zwischen den Zähnen hatte, an dessen anderem Ende eine zweite Ratte den Blinden führte. Es gilt auch die Erzählung für ächt daß die Ratten der Henne das Ei aus dem Nest stehlen, indem sich eines der Thiere auf den Rücken legt und das Ei mit den Vorderpfoten packt, während das übrige Gesichter den Schwanz des Räubers erfaßt und ihn mit dem Ei schlittenartig in Sicherheit bringt. Sie verstehen es Oeiflaschen zu öffnen, worauf sie dann ihre Schwänze durch den Hals stecken, sie naß herausziehen und abschlecken bis kein Tropfen mehr im Gefäße ist. Der Epsonst im Quarterly Review belauschte einst eine Ratte, die auf einen Tisch sprang und einen Korb mit Feigen umfaßt daß die Früchte auf den Boden fielen, wo ein Dutzend anderer; Gesellen wartete um sogleich über das Manna herzufallen. Merkwürdig ist der Instinct des Thieres seine Nahrung zu finden. Sie benagen vorzugsweise diejenigen Theile der Eisenbahnzähne, wo sich animalisches Oel in Ueberfluß findet, während sie die Stücke verschmähen welche Knochenerde enthalten. Die Drechsler bezahlen deßhalb das von Ratten benagte Elfenbein sehr theuer, weil es zu Billiardbällen und allen solchen Gegenständen wo Elasticität und Durchsichtigkeit geschätzt wird, sich besonders empfiehlt. So dient die Spur des Rattenzahnes als Stempel eines Kenners für die Qualität eines kostbaren Rohstoffes.

Die Engländer, als Liebhaber aller Arten von Sport, veranstalten bisweilen Kämpfe zwischen Dachshunden und Ratten, wobei oft beträchtliche Summen gewettet werden. In neuerer Zeit sind jedoch diese Wettspiele verboten worden und dürfen nicht mehr öffentlich gehalten werden. Hunde, die große Bravour bewiesen, erlangten eine ähnliche Celebrität wie die Pferde die bei den Epsomoder den Derby-Rennen gesiegt hatten. Starke Schleußenratten greifen indessen beherzt den Dachs an und bringen ihm gefährliche Wunden bei. Der Biß einer Schleußenratte ist nämlich deßwegen so bedenklich, weil ihre Zähne durch den Genuß von Auswurf sich vergiften. Das Frettchen ist der schlimmste Feind des Rattengeschlechtes. Ein Engländer, Hr. Jesse, der sich nicht erklären konnte warum das Frettchen, ein vergleichsweise langsames Thier, der Ratte überlegen seyn sollte, veranstaltete einen Zweikampf in einer leeren Kammer, die nur ein einziges Fenster hatte. Allein das Experiment fiel unergiebiger aus als er gehofft hatte. Die Ratte recognoscirte rasch das Schlachtfeld, und als sie nirgends einen Weg zum Entschlüpfen sah, quickte sie grell auf. Sie nahm

Digitized by Google

aber ſogleich ihren Vortheil wahr und drängte ſich dicht unter das Fenſter, ſo daß nun zwiſchen den Duellanten „die Sonne“ ungleich getheilt war. Durch den Schatten geſchützt, erwartete ſie den Angreifer, der im Licht avancirte. So oft er ſich näherte, ſprang die Ratte ihm ins Genick, und zog ſich, wenn der betroffene und blutig gebiſſene Angreifer wich, geſchwind wieder in das ſchützende Dunkel zurück. Das dumme Vrettchen merkte die Kriegsliſt nicht, und nachdem es noch etlichemal angegriffen und jedesmal übel zugerichtet worden war, gab es den Zweikampf auf.

Der Cadaver einer Ratte vermag auf lange Zeit große Räume zu verpeſten. In einem vornehmen Pariſer Hauſe ſah ſich der Eigenthümer durch einen widerlichen Geruch in ſeinem Cabinet beläſtigt. Nichts wollte helfen. Endlich wurde ein großer Bau unternommen, um die Cloake nach einem andern Theil des Hauſes zu verlegen. Dieß half aber ebenſowenig, denn der Geruch blieb unvertilgbar wie zuvor. Endlich beim Abnehmen der Tapeten fand ſich daß eine Ratte durch das Mauerloch des Klingelzuges in dem Augenblick hatte ſchlüpfen wollen, wo die Schelle angezogen wurde und von dem Draht erwürgt worden war.

In Bentley's Miscellany fand ſich kürzlich ebenfalls ein Aufſatz über die Ratten. Der Autor lehrt und darin wieder ein wunderbares Stück von der Schöpfungspolitik der Natur. Sie hat die Ratte mit vier ſchmalen langen und ſcharfen Zähnen, zwei in dem obern und zwei in dem untern Kiefer, bewaffnet. Sie haben eine keilförmige Geſtalt und behalten durch eine ſtaunenswerthe Einrichtung beſtändig eine ſcharfe Schneide. Der innere Theil des Rattenzahnes beſteht nämlich aus einem weichen, elfenbeinartigen Stoff, der beſtändig ſich abreibt, während die Außenſeite mit einer glasartigen harten Emaille bedeckt iſt. Die obern Zähne ſtehen ſenkrecht auf den unſern, ſo daß bei dem Benagen die weichen Theile des Zahnes beſtändig abgeſtoßen werden. Die Zähne wachſen übrigens raſch nach, ſo daß ſich die verbrauchten Theile ſchnell erſetzen. Verliert die Ratte einen Zahn, ſo wird der entſprechende in dem andern Kiefer dann nicht mehr abgerieben und er wächſt entweder über den untern Kiefer wo er ſich krümmt, oder, wenn es ein unterer Zahn war, in den Schädel hinein. In dem Muſeum der Londoner Wundärzte iſt eine ſolche Merkwürdigkeit zu ſehen welche Sir John Banks mit einer erklärenden Note der Sammlung geſchenkt hat. Es iſt ein Rattenzahn der rund gewachſen iſt, ſo daß er einen vollſtändigen Kreis und das Segment eines zweiten bildet, von einem Durchmeſſer daß ein ſtarker Daumen ſich durch den Ring ſtecken läßt.

Ein Straßengemälde von San Francisco aus dem Jahre 1851.

Hr. J. D. Borthwick entwirft in ſeinem Werke „Three Years in California“ folgende Schilderung von den Straßen der Hauptſtadt dieſes weſtamerikaniſchen Freiſtaats: „Die Straßen,“ ſagt er, „waren der allgemeine Abort für alle Arten von Abfällen. Sie waren hauptſächlich mit Stücken zerbrochener Kiſten und Fäſſern, Fragmenten von Körben, eiſernen Reifen, alten Zinnbüchſen und leeren Flaſchen bedeckt. In der Nähe der vielen Juden-Trödlerläden waren ſie dick mit alten Stiefeln, Hüten, Röcken und Hoſen überſäet; denn die Mehrheit der Bevölkerung brachte ihre Garderobe auf dem Rücken, und wenn jemand einen neuen Kleidungsartikel kaufte, wurde der alte, den er erſetzen ſollte, auf die Straße geworfen. Ich wunderte mich oft daß kein Mitglied der unternehmenden „Altkleider-Brüderſchaft“ je ein Geſchäft in Californien eröffnete. Man könnte ganze Schiffsladungen alter Kleider bekommen, wenn man ſich nur die Mühe nehmen wollte ſie aufzuleſen. Manche darunter möchten allerdings dieſer Mühe nicht werth ſein, allein es gab ſtets ganze Tonnen weggeworfener Kleider, auf denen man in den Straßen herumtritt, welche, glaub' ich, ein ſcharfſinniger alter Trödler leicht wieder brauchbar hätte machen können. Man hat oft geſagt, Californien ſey dreier Dinge halber berühmt — der Ratten, der Flöhe und der leern Flaſchen wegen; allein man hätte auch die alten Kleider dieſem Verzeichniß californiſcher Glückſeligkeiten noch beifügen können. Der ganze Platz war voll mächtig großer Ratten; man konnte zur Nachtzeit kaum gehen ohne daß man auf eines dieſer ekelhaften Nagethiere trat. Sie zerſtörten eine unermeßliche Menge Eigenthums, und ein guter Rattenfänger wurde mit Goldſtaub aufgewogen. Ich kenne indeß Beiſpiele daß die ausgezeichnetſten Rattenfänger in Sacramento City (denn an Ratten thut's dieſer Ort der Stadt San Francisco noch zuvor) der ewigen Rattenjagd ſo überdrüſſig wurden, daß ſie ſich zuletzt gar nicht mehr um dieſe Thiere kümmerten, und die Ratten an ihren Naſen vorbeirennen ließen ohne ſie auch nur eines Blickes zu würdigen. Was die andern betriebſamen Thierchen betrifft, ſo waren ſie eine ſchreckliche Plage. Sie ſind, vermuthe ich, in dem ſandigen Boden einheimiſch. Es war etwas ganz gewöhnliches einen Gentleman plötzlich den Aermel ſeines Rocks oder die Schlieſe ſeiner Beinkleider hinaufziehen und triumphirend lächeln zu ſehen wenn er ſeinen kleinen Quälgeiſt gefangen hatte. Nach einigen Wochen Aufenthalts in San Francisco erlangt man in einer derartigen Jagd eine ziemlich große Geſchicklichkeit. Was den letzten Artikel — die leeren Flaſchen betrifft, ſo läßt ſich aus den enormen Haufen welche man maſſenweiſe in allen Arten von Nebenplätzen findet, auf einen Branntweinverbrauch ſchließen der wahrhaft furchtbar iſt. Es gab ſo viel leere Flaſchen als Backſteine — man hätte eine große Stadt mit denſelben bauen können.“

Digitized by Google

Der endemiſche Cretinismus als Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge.

Denkſchrift an Seine Excellenz den Hrn. Miniſter des Innern, Dr. Alexander Frhrn. v. Bach.

(Von Dr. Franz Keil.)

Das Beiſpiel von Dr. Guggenbühl auf dem ſchweizeriſchen Abendberge fängt an durch die ganze civiliſirte Welt Früchte zu tragen, umſomehr als dieſer unermüdet thätige Philanthrop, nach dem Vorgang eines Howard, von Zeit zu Zeit Reiſen macht, theils um die Urſachen noch weiter zu erforſchen, theils um die Regierungen zum praktiſchen Handeln zu veranlaſſen, in welch letzterer Hinſicht Dr. Guggenbühl im vorigen Winter einige Zeit in Wien verweilte. Mit Recht ſagt die Denkſchrift, an dieſer Frage nicht theilnehmen, hieße das Weſen, den Zweck der Geſellſchaft, des Staates verkennen, gleichgültig ſeyn wenn die Bevölkerung ſich vermindert, ganze Familien abſterben, wenn die Zahl der Arbeitskräfte, der die Steuer Entrichtenden, zum Militär Tauglichen, durch Intelligenz das Wohl der Geſellſchaft Befördernden, überhaupt der dem Staat nützlichen Bürger ſich mindert; wenn der Wohlſtand der Familien und Gemeinden abnimmt, wenn die perſönliche Sicherheit und das Eigenthum der häufigen Brandſtiftung wegen, welche Blödſinnige verurſachen, gefährdet iſt. Der Cretinismus, ſagt ferner die Denkſchrift, iſt eine bald mehr bald minder ausgeprägte Entartung des Menſchen nach Leib und Seele, welche je nach dem Grad und ihrer Ausbreitung über einzelne Individuen und Familien, oder einen großen Theil der Geſammtbevölkerung ganzer Länder mehr oder minder bedeutend den Gattungscharakter des Menſchen benimmt: und ausrottet, die davon Befallenen zum unvernünftigen Thiere, ja unter das mit Inſtinct verſehene Thier herabwürdigt, und an dem Bewußtwerden ihrer Beſtimmung hindert, ſowie daher ihre üblen Wirkungen bald mehr oder minder tief und nachhaltig auf die Geſellſchaft und den Staat, denen der Cretin nicht nur nicht nützlich, ſondern verſchiedenartig zur Laſt und ſchädlich iſt, ausdehnt. Auf dieſer Stufe der Entartung angekommen, iſt die Krankheit unheilbar. Die Heilverſuche haben es nur mit dem werdenden Uebel in früheſter Kindheit zu thun, wo ſich in der Regel geiſtige Keime bemerklich machen, welche der Entwicklung fähig ſind. Verminderung der Bevölkerung iſt die erſte Folge des endemiſchen Cretinismus, indem bei den höheren Graden des Uebels die Fortpflanzung phyſiſch unmöglich wird, und daſſelbe die Quellen der Zeugung vergiftet, wo man es nicht ahnet, und die Baſis zu einem lebensſchwachen Geſchlechte abgibt, welches mit dem Ausſterben ganzer Familien endigt. Faſſen wir dieſen Gegenſtand genauer ins Auge, ſo gibt uns die Denkſchrift folgende Schilderung. „In Gegenden, in denen die Urſachen des Cretinismus in großer Anzahl vorhanden ſind, und ihre ſeindliche Kraft beſonders geſchärft iſt, bleibt wohl niemand von deren Einflüſſen gänzlich verſchont. Umſonſt ſteht man ſich hier um nach einer ſchönen Körpergeſtalt, nach einem blühenden Antlitz, nach einem ſeelenvollen Auge, nach einer verſtändigen heiteren Miene, nach Ebenmaß, Harmonie, überhaupt nach allem was den Menſchen zu dem Menſchen zieht, was ihm Achtung und Bewunderung einflößt, das Herz erfreut, den Schönheitsſinn erquickt, zum Lobe und Preiſe der Allmacht ſtimmt, was eine höhere Abkunft offenbart und Zeugniß gibt daß der Menſch, ſich derſelben und des Zweckes ſeines Daſeyns klar bewußt, auf dem Wege der geiſtigſittlichen Veredlung ſich ganz ſelbſt, ſich ganz frei beſtimmt; daß er aber auch des Daſeyns würdig ſich erfreut. Mit wenigen Ausnahmen gewähren die Bewohner fraglicher Gegenden insgeſammt einen ganz eigenthümlichen Anblick, den eines ungefunden kachektiſchen Ausſehens eines freudloſen, gleichgültigen, welken Geſichtsausdruckes, eines matten, gelkloſen, blöden Blickes, eines verkümmerten Wachsthums, eines kurzen, gedrungenen, in die Breite gehenden, verſtachten, ſchlaffen, unſichnen, unharmoniſchen Ganzen. Fern von einer hohen Geſtalt, iſt dieſe klein, unförmlich plump, mit außerordentlicher Knochenbildung, großem Schädel, kropfigem oder wenigſtens dickem, aufgedunſenem Halſe, hervorſpringenden Jochbeinen, unverhältnißmäßig großen Armen und Beinen, platten und anderweitig unwohl geſtalteten Füßen."

Eine weitere Folge iſt die Verminderung der Arbeitskräfte ſolcher Gegenden, indem ſelbſt die ſogenannte geſunde Bevölkerung kaum halb ſo viel leiſten kann als wirklich normal organiſirte Menſchen. Dazu noch die amtlich erhobenen Thatſachen, daß in Kärnthen z. B. aus andern Gegenden eingewanderte, geſunde Leute auf gewiſſen Höfen, welche man Toſtenhuben nennt, noch im Alter von 40 bis 50 Jahren cretiniſiren, d. h. geiſtesſchwach werden, Kröpfe und Schmerzen in den Gliedern bekommen, welchen Steifheit folgt, ſo daß ſie die Bewirthſchaftung der Höfe nicht mehr ſelbſt beſorgen können.

Wie weit dieſe traurigen Verhältniſſe in das ſociale Leben eingreifen, beweiſt unter andern das an der Donau gelegene, große Dorf Pöchlarn, wo unter 5000 Seelen nicht Ein waffenfähiger Mann gefunden wird. Rechnen wir dazu noch die von Blödſinnigen herrührenden, ſo häufigen Brandſtiftungen, die vielfachen mit Exaltation verbundenen Geiſtesſtörungen von Halbcretinen, und das mannichfaltige Unheil und die Zerſtörungen welche Individuen der Art anrichten, die im verwahrloſten Zuſtande aufwachſen und endlich den nicht zu überſehenden moraliſchen Einfluß dieſer entarteten Weſen auf die relativ geſunde Bevölkerung, namentlich auf die kindlichen, furchtſamen Gemüther, auf die Frauen, und zarte Naturen, ſo haben wir Grund genug um die Aufmerkſamkeit aller Menſchenfreunde, und namentlich der Staaten auf dieſe wichtige Frage der Humanität, und ihre praktiſche Erledigung zu lenken.

Man muß ſich wirklich wundern wie ein ſo großes Uebel, welches über die meiſten europäiſchen Länder mehr oder weniger verbreitet iſt, ſo lange fortwuchern konnte ohne nur einen Verſuch zur Abhülfe zu veranlaſſen. Ohne Zweifel waren die Vorurtheile des Volks und die unrichtigen Anſichten der Gebrten bisher die größte Schuld. Bekanntete doch noch Balliarger im Jahr 1850 in der Pariſer Akademie der Medizin daß der Cretin eine Monſtroſität ſey, und mithin ſeinem Weſen nach unverbeſſerlich, während in Deutſchland Damerow die ſchon früher von Ramond de Carbonière ausgeſprochene Anſicht verfocht, daß der Cretinismus ein den niederen Menſchenſtämmen analoges Naturphänomen ſey, und mithin der Cretin dem Papuaneger, Hottentotten u. ſ. f. entſpreche. Schon in dieſer Hinſicht haben die Heilverſuche auf dem Abendberge einen hohen wiſſenſchaftlichen Werth, indem ſie lehrten daß dieſer Zuſtand eine Krankheit ſey welche immer mit Störungen der Ernährung beginnt, mithin von der vegetativen Sphäre ausgeht, dann das Cerebro-Spinalſyſtem in Mitleidenſchaft zieht,

Digitized by Google

und die verschiedenen Grade des Blödsinns bedingt. Je jünger die Cretinen zur Aufnahme kommen, um so günstiger ist der Erfolg. Diejenigen welche auch nur einige Worte artikuliren können, lernen sich durch die Sprache ausdrücken, Lesen und Schreiben. Zur Erlernung von mechanischen Verrichtungen, landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten sind auch die noch tiefer Siechenden zu verwenden. Am günstigsten ist das Resultat bei Kindern, welche nach der Geburt sich gesund entwickeln und erst gegen die Periode des ersten Zahnens etwas früher oder später erkranken, und nach und nach zu Cretinen werden; sie erhalten auf dem Abendberge vollkommene Gesundheit. Nur der höchste Grad des Cretinismus, welchen man bisher fälschlich als wahre Cretinen bezeichnete, sind bloß körperlicher Besserung fähig. Gegründet auf die Thatsache daß die Cretinen öfters einzelne hervorragende Talente und isolirte Geistesvermögen besitzen, wie bewunderungswürdiges Gedächtniß, erstaunenerregende Begabung zum Kopfrechnen, ungewöhnlich lebendig religiöses Gefühl, musikalische und Malertalente u. s. f., welche sich in ausgezeichneter Weise cultiviren lassen, geben daher mit Bestimmtheit der Hoffnung Raum daß mit der Zeit einzelne in ihrer Art ausgezeichnete Persönlichkeiten aus den Cretinen-Anstalten hervorgehen werden, wie das Beispiel des Katzenmalers Mind, Dr. Odet u. a. beweisen.

Nicht hoch genug kann in der Behandlung des Cretinismus die Bergluft als erste und unerläßlichste Heilpotenz angeschlagen werden, und Anstalten der Art in Städten sind ein vollkommen verfehltes Unternehmen. Man sieht sobald den wohlthätigen und stärkenden Einfluß der stark elektrischen und reinen Bergluft auf die kranken, schwachen, abgemagerten Kinder, unter deren Einfluß die Blutbildung und Ernährung gesteigert, die Körperwärme vermehrt und die Thätigkeit des Nervensystems erregt, und daher dem Grund des Uebels diametral entgegengewirkt wird, dessen Wesen in Störungen der Ernährung und dadurch bedingtem Zurückbleiben einzelner Gebrtheile und der scropulösen und Knochenleiden besteht. „Das Institut auf dem Abendberge, sagt die Denkschrift, ist der erste Thatversuch um diese zerstörende Geisel unseres Geschlechts bändigen zu lernen. Dort oben ist das Wort und der Wunsch der Denker und Menschenfreunde zur That geworden. Ausgerüstet mit eigenen und fremden Beobachtungen hat Dr. Guggenbühl, tief erschüttert von dem Elend seiner Mitmenschen, welches er auf Reisen schon in früher Jugend kennen lernte, den Blick nach oben gerichtet, nach den freien sonnigen Höhen der Berge, wo von Alters her die Menschen Stärkung des Leibes und der Seele fanden, nachdem bereits Sanssüre beobachtete daß der Cretinismus in einer gewissen Meereshöhe verschwunden sey. Der Abendberg hat eine überaus herrliche Lage, mitten im Kranz der Hochebenen umgeben von zwei Seen, und den reizenden Thälern des Berner Oberlandes. Das Gut, worauf die Anstalt gegründet, ist Eigenthum des Stifters, und hat einen beträchtlichen Umfang an Pflanz- und Wiesenland, worauf Viehzucht und Landwirthschaft getrieben wird, zu deren praktischer Erlernung die jungen Cretinen angeleitet werden. Die reine und stärkende Bergluft, die sonnige Lage und das selbst im Winter verhältnißmäßig milde Klima bedingen eine so außerordentliche Salubrität, daß im Verlauf von 15 Jahren niemals epidemische Krankheiten vorgekommen sind. Das überdieß so reine Trinkwasser und die herrlichen Naturscenen welche selbst auf diese stupiden Kinder einen anregenden Einfluß ausüben, machen diesen Berg für dieses bahnbrechende Unternehmen besonders geeignet, und die glückliche Auswahl einer in ihrer Art so einzigen Localität hat nicht wenig dazu beigetragen daß die Anstalt in verhältnißmäßig kurzer Zeit so glückliche Resultate aufzuweisen hat." [1] Die k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, welche für Deutschland denselben Standpunkt einnimmt wie die Pariser Akademie der Medicin für Frankreich, spricht in einem kürzlichen Gutachten an das hohe Ministerium des Innern sich aus, wie folgt: „Eine leider nicht geringe Classe von Staatsbürgern ist bisher gänzlich unbeachtet geblieben, diejenige, die eines Hülfersuches nicht einmal fähig ist: die Tausende und abermal Tausende von unglücklichen Cretinen in den Alpenthälern des Kaiserstaates, die im thierischen Stumpfsinn ihr Leben hindämmern. Was aber im Ganzen und Großen nur mit schweren Opfern und erst in mehreren Generationen zu erreichen ist, das kann und soll im Einzelnen und Individuellen versucht werden. Und dieser Versuch ist zur Pflicht aller Menschenfreunde gelungen. Ein junger Schweizerarzt, Dr. Guggenbühl, hat vor 15 Jahren auf dem Abendberge bei Interlaken eine Heilanstalt für junge Cretins errichtet. Mit großer persönlicher Aufopferung begann er sein Werk. Schwierigkeiten der verschiedensten Art, theils in der Natur der schweren Krankheit und dem Mangel an leitender Erfahrung, theils in der Unzucht, so Feindseligkeit gewisser Menschen begründet, wurde durch jahrelange Ausdauer überwunden, und Resultate erzielt welche die zweifelnden Fachkenner freudig überraschen. Dr. Guggenbühl's Anstalt errang sich nicht bloß die Anerkennung aller denkenden Aerzte, sondern auch der Regierungen, so auch unserer erleuchteten Staatsverwaltung, welche bereits im Jahr 1842 durch die k. k. Gesandschaft in der Schweiz darüber Erkundigungen einziehen ließen; die Anstalt ist seither wiederholt von österreichischen Aerzten besucht worden, welche derselben die größte Anerkennung zollten, und erst im abgelaufenen Sommer gesellte diese von zwei Mitgliedern der Gesellschaft; dem um Humanitätszwecke überaus verdienten Dr. C. Helm und dem Primararzte Dr. Hauer, welche beide über das Gedeihen des Instituts und den bevorstehenden Erweiterungsbau das Günstigste berichteten."

Ein Ritt durch die große amerikanische Wüste und die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Wenn die Aufbruchsstunde früh bald da war, erhob sich Kit von seiner Decke und rief: „Fangt auf," zwei Worte die in der Gebirgssprache so viel bedeuten: „Bereitet euch zum Aufbruch," und wenn diese Worte einmal ertönt waren, so war es für jeden rathsam, sich je eher je lieber fertig zu halten; in einem Moment veränderte sich die Scene. Kit wartete auf niemanden, und wehe dem unglückseligen Lebrling im Bergreisen, der zu seiner Besorgniß entdeckte daß Packete rutschten, Säcke abfielen und die Maulthiere gänzliche Mißachtung gegen die Aufbewahrung seines persönlichen Eigenthums zeigten. Ein Mann in diesen Umständen lernt bald

[1] Das Genauere über die Resultate, siehe die Heilung und Verbildung des Cretinismus und über neuerlen Reitscheitle. Mittheilungen an die schweizerische naturforschende Gesellschaft von Dr. Guggenbühl. Bern bei Huber und Comp. 1843. 4. Mit Abbildungen.

Digitized by Google

ein Maulthier packen und satteln, wie es sich gehört, und seine Waffen in brauchbarem Zustande halten; thut er dieß nicht, so mag ihm der Himmel helfen, je eher er da zu den Anstedungen zurückkehrt, desto besser ist es für ihn.

Bei Durchschreitung der Wüste ist es oft nöthig lange Strecken ohne Wasser zu marschiren; diese trockenen Strecken werden von den Mexikanern „Jornadas“ genannt; die wörtliche Uebersetzung ist „Tagereise,“ aber in Fällen wie hier bedeutet es die Abwesenheit von Wasser auf der bereisten Strecke. Auf der „Jornada“ von der ich so eben sprechen will, und welche öfters „Jornada del Muerto“ (Todtenreise) genannt wird, kann die Entfernung von einer Wasserhöhle zur anderen nicht unter 80 Meilen seyn, und wegen der Thiere ist es sehr wichtig daß sie auf einmal gemacht wird; um dieß zu thun, giengen wir um 3 Uhr Nachmittags ab und erreichten die andere Seite der Jornada spät am Morgen des anderen Tages, indem wir den größeren Theil des Weges bei Mondlicht gemacht hatten; ich werde nie den Eindruck vergessen den diese Nachtreise auf mein Gemüth machte. Manchmal führte uns der Weg über große Bassins von tiefem Sand, wo das Trampeln der Maulthierfüße keinen Laut gab. Hiezu die schauerliche Stille gerechnet, welche stets in der Wüsteneinsamkeit herrscht — dieß alles gab unserm Zug mehr das Wesen eines Geisterstreifzuges, wobei die Acteurs statt Menschen Schatten sind.

Es waren indessen noch andere Gegenstände welche diese Eindrücke erhöhten; am Weg zerstreut fanden wir zahlreiche Skelette von Pferden welche in einer früheren Zeit hier niedergestürzt und an der Wegseite gestorben waren. Die öftere Wiederkehr dieser bleichenden Gebeine auf einer so einsamen Straße veranlaßte mich einen alten Trapper unserer Partie um Erklärung zu bitten. Er benachrichtigte mich daß vor vielen Jahren Bills Williams, ein fast ebenso berühmter Gebirgsmann als Carson, der sich mit Biberfangen und Indianertödten hauptsächlich beschäftigte, Zeit gefunden hatte, eine Bande Gebirgsmänner zu sammeln mit der Absicht, eine Art von piratischer Expedition nach der Küste von Nieder-Californien zu unternehmen. In dieser Unternehmung war er insoweit glücklich daß er Californien erreichte, über 1500 Maulthiere und Pferde sich verschaffte und die Wüste wieder erreichte, ohne einen Mann zu verlieren. Aber hier begann seine Noth.; Die Californier welche diese summarische Weise ihr Eigenthum zu behandeln mißbilligten, beschlossen es zu verfolgen und mit Gewalt wieder zu nehmen, und um das Project auszuführen wurde Williams's Partie von beinahe 200 Mann auf den Fußtapfen verfolgt. Der Gebirgsmann, der nur 30 Leute unter sich hatte, beschloß, als er sich verfolgt fand, in möglichster Eile vorauszugehen, und verlor beim Kreuzen der großen Jornada an ermüdetem und übertriebenem Vieh über 1000 Stück der schlechterworbenen Beute. Verzweifelt gemacht, lagerte er sich bei einer Wasserhöhle ungefähr 15 Meilen vom Endpunkt der Jornada, bis zu welcher Stelle seine Verfolger schon gekommen waren. Williams bemerkte seinen Leuten: „Nun, Jungens, wir haben den größten Theil unserer Heerde verloren, haben aber noch 500 Thiere; und da wir unseren Vorrath wieder verstärken müssen, so wollen wir hier warten bis wir es gethan haben, und dann, wenn diese Mexicaner ihre Thiere wollen, so laßt sie kommen und sie holen wenn sie können.“ In Uebereinstimmung damit warteten Bills's Leute drei Tage, aber was das Ankommen der Feinde anbetrifft, so warteten sie umsonst; der Muth hatte dieselben augenscheinlich verlassen, und obgleich sie einen sich zurückziehenden Feind verfolgen konnten, fühlten sie keine Neigung den Büchsen amerikanischer Jäger ins Gesicht zu sehen. Zuletzt ermüdet durch Unthätigkeit, und erhitzert durch den schon erfahrenen Verlust, schlug Williams seinen Cameraden vor, das californische Lager bei Nacht zu besuchen und die Pferde der Verfolger zu stehlen. Sie willigten ein und nahmen diese Nacht ihren Feinden jedes Pferd und Maulthier welches sie bei sich hatten, und überliefen es ihnen zurückzulehren so wie sie wöchten. Nachdem diese That glücklich vollbracht war, begaben sich die Amerikaner freudig auf den Weg. Aber was heißen menschliche Hoffnungen?! Als ob die Gerechtigkeit sie ereilt hätte, wurden sie durch Indianer angegriffen, ihnen die ganze Heerde weggetrieben und sie mußten zu Fuß nach Santa Fe zurück. Ich füge noch hinzu daß Williams stets den Indianern herzlich fluchte wenn er die Geschichte erzählt. So ist die Mittheilung; aber abgesehen von den getrockneten Knochen am Weg, kann ich deren Wahrheit nicht verbürgen.

Als wir ungefähr in der Mitte der Jornada waren, kamen wir an etwas, das im ungewissen Mondlicht ein ungeheures kreisförmiges Bassin mit Sand gefüllt schien, umgeben von einer Bergkette, die so entfernt war daß das Auge fast kaum die leichten Umrisse derselben am mondbeleuchteten Himmel erkennen konnte. Diese Sandebene muß volle 18 Meilen im Durchmesser gemessen seyn. Wir waren kaum hinreichgekommen als eins meiner Packmaulthiere seine Ladung abwarf, und es dadurch für mich und Juan nöthig ward, abzusteigen, die Säcke zu sammeln und wieder aufzuladen, eine Operation die wegen der außerordentlichen Widerspenstigkeit des Thieres einige Zeit erforderte. Wie wir bereit waren aufzubrechen, beauftragte ich Juan mit dem Packthier vorwärts zu gehen, während ich ihm langsam nachfolgte. Nun ist eine unter meinen übrigen Unvollkommenheiten die Geistesabwesenheit, und da ich in einen Gedankengang versunken war den ich austräumen wollte, warf ich die Zügel auf den Hals meines Maulthieres und trabte langsam vorwärts, bis mich ein plötzliches Strauchen warnte daß ich wieder auf seissgen Boden kam. Als ich um mich blickte, um das Verbleiben meiner Gefährten zu erforschen, fand ich daß sie nicht nur außer Sicht, sondern auch außer Hörweite waren. Da mir dieß schon zuvor passirt war, gab ich mich nicht besonderer Unruhe hin, sondern stieg ab, im Glauben daß ich leicht den Weg durch Verfolgung der Hufspuren meines Maulthiers zurück verfolgen könne, bis ich die Spuren des Nachtrabs unserer Gesellschaft gefunden hätte, worauf ich derselben mich leicht wieder anschließen konnte. Aber wer begreift meinen Schrecken als ich fand daß der stark wehende Wind alle Hufspuren fast ebenso schnell wieder mit Sand gefüllt hatte als sie gemacht waren, so daß alle Merkmale meines Wegs verschwunden waren. Meine Situation war wirklich schauderhaft genug das stärkste Herz zu bewegen; in der Tiefe einer ganz ungebahnten Wildniß, 500 Meilen von der nächsten Ansiedlung und vollständig in Unkenntniß wie ich war, nicht nur von der Localität der Wasserhöhle, sondern selbst der allgemeinen Richtung die Kit zu nehmen beabsichtigte, sah ich keine andere Aussicht vor mir als das Verschmachten, niemanden meine Leiden zu bezeugen — oder im besten Falle von Indianern, welche beständig um die spanische Straße herumlungerten, ermordet zu werden. Sogar mein Maulthier schien mit meiner Unthat zu sympathisiren, indem es wild schnaubte, den Kopf in die Luft streckte und mit den Hufen scharrte. Zuletzt dämmerte mir eine Hoffnung; ich hatte oft von der außerordentlichen Klugheit der mexicanischen Maulthiere sprechen hören, sowie von ihrem Talent auf große Entfernung Wasser zu wittern, und ich fühlte daß wenn ich gerettet werden könne, dieß durch den Instinct meines Maulthiers geschehen müsse. So sprang ich auf seinen Rücken, gab ihm die Sporen und stieß zugleich einen Schrei

Digitized by Google

aus, wie es die Mexicaner thun um ihre Thiere zu ermuthigen, dieng ihm die Zügel lose über den Hals und ließ ihm die Richtung welche es wollte, einschlagen. Einen Augenblick zauderte das Thier und schien ungewiß, machte dann wie toll einen Satz vorwärts, schnüffelte die Luft und streckte den Kopf gegen den Boden. Einen Augenblick mehr, und mit einem wilden Schrei und Kopfschütteln sprengte es in wildem Galopp weg ohne Anhalt, außer um dann und wann den Sand zu beriechen, bis es mich sicher in die Mitte unseres Zuges gebracht hatte. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen daß es mir wie einem tüchtig erschrockenen Mann, der eben sich zu fassen beginnt, zu Muthe war. Ich erinnere mich ferner daß es beschloß nie wieder zurück zu bleiben, einen Entschluß den ich hielt — wenigstens eine Woche lang.

Die Pau-Eutaw oder Digger-Indianer (soviel als Gräber-Indianer, so genannt von ihrer Gewohnheit Wurzeln, womit sie den größeren Theil ihrer armseligen Existenz fristen, auszugraben), machten uns kurz nach dem Ueberschreiten der großen Jornada ihre erste Aufwartung. Unser Lager war am Ufer eines kleinen Stromes aufgeschlagen. Einige dürftige Grasflecken boten unseren ermüdeten Thieren eine kleine Erfrischung, und unsere Truppe mit wenig Ausnahmen, außer der Pferdewache, war auf den Boden gelagert und ruhte nach dem langen, so eben vollendeten Nachtritt aus; Carson der neben mir lag, erhob sich plötzlich auf seinen Ellnbogen und fragte mich, indem er sich zu mir wandte: „Sehen sie dort die Indianer?“ indem er zugleich nach dem Gipfel eines der sandigen und schroffen uns umgebenden Hügel deutete. Nachdem ich die Localität sorgsam betrachtet hatte, war ich genöthigt verneinend zu antworten. „Nun,“ sagte Kit, „ich sah dort eben einen Indianerkopf, und wenn ich nicht sehr irre, gibt es dort ein Dutzend oder noch mehr.“ Kaum hatte er dieß geäußert, als ein Wilder sich in voller Höhe erhob als wenn er aus dem Felsen, welcher die Bergspitze bekränzte, gewachsen wäre. Dieser Kerl fieng an in einer fremdartigen Guttural-Stimme zu brüllen und gesticulirte zugleich heftig mit den Händen. Dieß sollte eine Freundschaftserklärung seyn, und Kit antwortete ihm in derselben Sprache, indem er sich erhob: „tigabu, tigabu“ (Freund, Freund). Nach einer kurzen Verzögerung und augenscheinlichen Berathung mit seinen Leuten kam der alte Digger (denn dieß war er, wie wir nachher fanden) erst schleunig, und dann langsamer auf uns zu und stieg die steile Hügelseite mit einer Gewandtheit herab, die uns von so einem alten Wesen in Erstaunen setzte. Carson trat einige Schritte vor um ihn zu empfangen, und erneuerte die Versicherungen unserer Freundschaft. Aber erst als man dem alten Mann ein kleines Geschenk gemacht hatte, schien er sich beruhigt zu fühlen und brüllte seinen Gefährten zu, zu uns zu stoßen. Der alte Mann war augenscheinlich eine Art von verlorenem Posten gewesen, bestimmt als Opfer zu fallen, wenn wir Feindseligkeiten beabsichtigten. Unsere indianischen Gäste gaben uns bald zu verstehen daß sie hungrig seyen; um diesem Appell an unsere Gastfreundschaft zu begegnen, ließen wir noch mehr Kaffee und Feuer setzen und schenkten ihnen die geringen Ueberbleibsel unseres getrockneten Rindfleisches, welches, da es naß geworden war, jetzt verdorben und schimmelig war; dieß, unappetitlich wie es war, aßen sie begierig; was jedoch den Kaffee anbelangt, so schienen sie etwas zweifelhaft, bis wir selbst davon getrunken hatten, worauf sie denn unserem Beispiel ohne weiteres Zögern folgten und bald den Kessel leerten. Wenn wir ihnen das Material geliefert hätten, würden sie gewiß unseren ganzen Provisionsvorrath aufgezehrt haben; wie die Sache aber war, sahen sie daß sie nichts mehr bekommen konnten, und drückten ihre Genugthuung dadurch aus daß sie ihre Bäuche rieben und in einer Weise grunzten die einer Heerde wohlgefütterter Schweine gut angestanden haben würde.

Wir waren gerade im Begriff uns in einen Kreis zu arrangiren um eine Pfeife zu rauchen und eine Unterhaltung „a la Indian“ zu beginnen, als eine neue Truppe mit einer großen Anzahl von Pferden und Maulthieren ankam. Die neuen Ankömmlinge waren eine kleine Gesellschaft Amerikaner, welche ihr Vieh nach dem Eutaw-Lande treiben wollten um mit diesem indianischen Stamm zu handeln. Der Besitzer der Thiere und Anführer der Partie war ein Hr. Walker, ein alter Bekannter Carsons. Nachdem die Thiere versorgt waren und ein Lager in unserer Nachbarschaft aufgeschlagen war, kam Hr. Walker zu unserer Gesellschaft, und die unterbrochene Rathssitzung ward wieder aufgenommen.

Obgleich es eine Staatsangelegenheit war welche das ernsthafteste Betragen erforderte, fand ich es doch, in Anbetracht der von uns präsentirten sonderbaren Scene, für sehr schwierig, meine Lachmuskeln zu beherrschen.

Man stelle sich vor, wie wir in einem Kreis auf dem Boden saßen, roth und weiß gescheckt, hier ein halbnackter Indianer, dort ein fast ebenso in seiner eigenthümlichen Tracht gekleideter Gebirgsmann. Die Waffen beider Parteien, obgleich nicht augenfällig zur Schau gestellt (was wohl unseren Negotiationen Eintrag gethan haben würde), waren jedoch so placirt daß sie im Moment gebraucht werden konnten. Eine Pfeife (Carsons eigene Lieblingspfeife) für die Gelegenheit requirirt, ward gestopft, angezündet und nachdem Carson, Williams und ich einige Züge gethan hatten, ward sie dem ältesten Manne unter den Indianern gereicht, der zwei oder drei lange Züge machte, den Rauch im Mund zurückhielt, bis sein verzerrtes Gesicht so sehr einem gemarterten alten Affen ähnlich sah daß ich mich nicht halten konnte, den Ernst der Versammlung durch ein schallendes Gelächter zu unterbrechen. Nachdem der alte Krieger sich erst selbst durch seine Besorgniß, möglichst viel von dem wohlriechenden Kraut zu proftiren, beinahe zum Ersticken gebracht hatte, brach er in ein verlängertes Gegrunze aus, welches sein Wohlgefallen uns zu treffen, oder, was ebenso wahrscheinlich ist, seine Befriedigung mit dem Geruch des Tabaks, ausdrücken sollte. Nachdem die Pfeife endlich den halbfarbigen Kreis durchwandert hatte, gieng sie in die Hände des alten Indianers zurück der, nachdem er sie sicher im Mund placirt hatte, zu rauchen fortfuhr, gleichsam als wenn er geistesabwesend wäre, ohne sich von den vorwurfsvollen Grunzen seiner Brüder berühren zu lassen. Seitdem habe ich geglaubt daß der alte Krieger in seiner Art ein tiefer Politiker war, und die Pfeife zurückhielt um nicht genöthigt zu seyn zu sprechen, und sich so vielleicht in irgend einer diplomatischen Frage zu compromittiren.

Das Geschrei fieng dann an, Kit sprach so viel von seiner Geistersichtung und seinen zukünftigen Absichten als er für nöthig hielt, obgleich ich dabei bezweifle daß sie viele wirkliche Informationen erhielten. Er schloß damit daß er die Mitglieder des Stammes zu dem sie gehörten mehrere Mord- und sonstige Unthaten beschuldigte. Die Diggers antworteten in dem Sinn daß schlechte Indianer, die solche Dinge thäten, wohl in den Hügeln wohnten, jedoch was sie anbelange, sie ganz unschuldig seyen, nie etwas unrechtes in ihrem Leben thäten, einen großen Respect vor den Weißen im allgemeinen, und vor uns im besonderen hätten, und schlossen damit, indem sie uns um diplomatisch zu sprechen „die Versicherung ihrer ausgezeichneten Hochachtung erneuerten,“ verbunden mit dem Wink daß ein Geschenk (ein Pferd oder irgend so eine Kleinigkeit) ihnen als Beweis unserer Achtung nicht unangenehm seyn würde.

Digitized by Google

Dieſe Digger-Indianer ſind bei weitem die herabgekommenſten und elendeſten Weſen welche dieſen Continent bewohnen; ihre ſackähnliche Bekleidung iſt von der dürftigſten Art; ihre Speiſe iſt entſetzlich: die Hunde und Rattenbraten der Chineſen ſind faſt noch epicureiſche Gerichte, verglichen mit dem Speiſezettel der Wau-Eutaw-Indianer. Einige der oben erwähnten brachten Eidechſen mit in unſer Lager und aßen ſie roh, ohne andere Präparation als das Austreiben der Schwänze. Um dieſe Sorte Eſſen leichter zu erhalten, tragen ſie eine Art Hakenſtock außer ihren Waffen noch bei ſich, den ſie beim Fang beſonders benutzen. Das Haar dieſer Wilden iſt lang und faſt ſo grob als die Mähne des Maulthieres. Ihr Geſicht iſt jedes geiſtigen Ausdruckes bar, und angenommen das Auge, das merkwürdig wild iſt, ſind die Züge in keiner Weiſe bemerkenswerth. Der Reiſende kann nur eine merkwürdige Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und den wilden Thieren entdecken, ſowohl was ihre Sitten als auch was ihr Aeußeres anbelangt. Ich habe oft beobachtet wie ſie den Kopf beim Gehen raſch von links nach rechts drehen, gerade wie der Prairie-Wolf. In ihrer Gefräßigkeit haben ſie mehr mit einer Anakonda als mit einem menſchlichen Weſen Aehnlichkeit. Es iſt mir von mit ihren Sitten genau bekannten Leuten geſagt worden daß fünf oder ſechs ſolche Indianer ſich um ein todtes Pferd ſetzen und ſo lange freſſen, bis nichts als die Knochen übrig bleiben. Unähnlich den Stämmen der Rocky-Mountains ſtehlen ſie die Thiere, nicht um darauf zu reiten, ſondern um ſie zum Eſſen zu ſchlachten, und ein Verluſt dieſer Art iſt für den Trapper doppelt unangenehm als ſie ſtets das fetteſte und beſtgehaltene Stück auswählen.

Die Waffen dieſer herabgekommenen Leute beſtehen in ungewöhnlich langen Bogen und mit Steinen beſetzten Pfeilen; die letzteren ſollen, wie man ſagt, vergiftet ſeyn. Was das Erlangen des nöthigen Giftes dazu anbetrifft, wurde mir folgende Geſchichte erzählt, welche ich wieder geben will, wie ich ſie erhielt, ohne für die Wahrheit deſſelben bürgen zu können. Der Saft den ſie zum vergiften der Pfeile benützen, iſt eine Miſchung von Klapperſchlangengift mit einem Extract den ſie aus einer nur ihnen ſelbſt bekannten Pflanze bereiten. Dieſe Pflanze ſcheint die Eigenſchaften des fabelhaften Upas-Baumes zu theilen, da die giftigen Dünſte welche bei der Extraction des Saftes ausſteigen, ſo ſtark auf den Verfertiger einwirken daß derſelbe dabei umkommt. Es iſt daher eine Sache von beſonderer Wichtigkeit, zu beſtimmen wer den jährlichen Vorrath des Giftes für ſeinen Stamm zu beſorgen hat. Man müßte nun glauben daß jeder ſo viel wie möglich vor einen ſo gefährlichen Geſchäft fliehen würde, aber gerade im Gegentheil (ſagt der Erzähler) findet eine jährliche Concurrenz unter den alten Frauen um die ausgezeichnete Ehre ſtatt, ihr Leben in dieſer Angelegenheit zu opfern, und der Streit endet in der Beſtimmung der glücklichen Candidatin welche das Werk thut und dafür mit dem Leben büßt.

Unſere Indianergäſte blieben den ganzen Tag bei uns, wahrſcheinlich in der Hoffnung daß ihnen etwas geſchenkt werden würde — eine Erwartung die ihnen nicht erfüllt werden ſollte. Bei Sonnenuntergang mahnte uns Kit's gewöhnlicher Ruf: „Fangt auf," uns zur Reiſe zu bereiten. Während die meiſten unſerer Leute mit dem Packen beſchäftigt waren, ergriff ein junger Indianer (der nebenbei einer der lauteſten bei den Freundſchaftsverſicherungen war) die Gelegenheit, vom Gepäck eines alten Gebirgsmannes eine zinnerne Schale zu entwenden und dieſelbe in die langen, die Ufer des Fluſſes bewachſenden Binſen zu werfen. Dieſer Act, obgleich eine grobe Verletzung der Gaſtfreundſchaft, war dennoch unter den obwaltenden Verhältniſſen eine ganz geiſtreiche Mode zu ſtehlen, da die Schale, ſelbſt wenn ſie in der Eile der Abreiſe vermißt worden wäre, doch wahrſcheinlich für zufällig verloren gehalten worden wäre und die faſt nackten Wilden, die ſie an ſich zu verheimlichen augenſcheinlich keine Gelegenheit hatten, wären von jedem Verdacht der Unehrlichkeit frei geſprochen worden. Wie es ſich ereignete, war ich der einzige, der das Manöver bemerkte. Ich rief den Mann, welchem die Schale gehörte, benachrichtigte ihn von dem Verluſt und bezeichnete ihm zugleich den Uebelthäter. Der Eigner war, wie ich ſchon bemerkte, ein alter Gebirgsmann, und eine lange Erfahrung unter Indianern hatte ihn den beſten Weg im Verfahren gegen ſie gelehrt. So, ohne Zeit zu verlieren, faßte er den unehrlichen Krieger mit einer Hand bei den Haaren und mit der andern Hand am Bein und warf ihn dann, mit dem Kopf zuerſt in den Fluß, befahl ihm unter Androhung der Todesſtrafe hinüberzuſchwimmen, die Schale zu ſuchen und ſie zurückzubringen. Dieß that der Wilde, jedoch mit ſichtlichem Widerſtreben, und als er am Ufer triefend ſtand, glaubte ich noch nie eine verlorene oder mehr niedergeſchmetterte Creatur geſehen zu haben. Seine Geſährten jedoch, weit entfernt irgendeinen Aerger bei ſeiner Behandlung zu zeigen, ſchienen das Ganze für einen guten Spaß zu halten und lachten herzlich darüber.

Kurz nach unſerer Abreiſe von dieſem Lagerplatz bemerkten wir von hervorragenden Hügeln in unſerer Nähe emporſteigenden Rauch; dieſer Rauch wiederholte ſich den Weg entlang und bewies daß die Digger's auf irgendeinem ihnen ſelbſt am beſten bekannten Grunde es für paſſend hielten, ihren Stamm von unſerer Paſſage durch ihr Land zu benachrichtigen. Während des folgenden Tages zeigten ſich Abtheilungen dieſer Indianer gelegentlich auf den Spitzen unbeſteigbarer Hügel, aber ſie ſchienen nicht geneigt zu ſeyn innerhalb Büchſenſchußweite ſich zu wagen, und es war erſt nach zwei Tagreiſen von dem Lager, wo ſie verſucht hatten uns zu beſtehlen, daß einige ihrer Leute Muth genug hatten uns zu beſuchen. Und als ſie dieß thaten, war das Betragen der Partie ſo verdachterregend daß Kit beſchloß, einen davon — einen jungen Krieger von etwa 18 Jahren — als eine Art von Pfand für ihr gutes Betragen während der Nacht zurückzubehalten. Dieſe That ſchien dem übrigen Haufen viel mehr Unruhe zu verurſachen als dem jungen Indianer ſelbſt, der entweder wegen ſeines Gefühles der Sicherheit oder durch die große Selbſtbeherrſchung wegen deren die nordamerikaniſchen Indianer berühmt ſind, kein Zeichen von Furchtſamkeit gab, ſondern ſich nach ſeiner Art vollſtändig häuslich einrichtete. Bei und auf dem Boden ſtzend unterhielt er ſich viel mit Carſon in dem leiſen Guttural-Accent ſeiner Geburtsſprache, welcher er Geſticulationen und rohe auf den Boden gezeichnete Figuren hinzufügte. Nachdem er unſer Abendbrod getheilt hatte, ſtreckte er ſich ruhig auf eine ihm geliehene Decke, und war eben im Begriff einzuſchlafen als ſeine Geſährten ein äußerſt trauriges Gebrul von den nahe liegenden Bergen ertönen ließen. Das dem Geſchrei eines Haufen Nachteulen oder eines Trupps hungeriger Wölfe mehr als etwas anderem ähnliche Heulen klang bei dem düſteren Abende und der übrigen gänzlichen Stille doppelt ſchaurig. Die Störung wurde endlich durch Kit's Erwiederung in der Wau-Eutaw-Sprache gedämpft. Ihn unterſtützte die Antwort des jungen Mannes ſelbſt, der zu dieſem Zweck zurückbrüllte daß er noch in dem Land der Lebendigen ſey. Wir konnten jedoch den heimtückiſchen Charakter dieſes Volkes zu gut, um den Indianer in unſerer Mitte ohne einige ſeine Bewegungen beobachtenden Poſten zu laſſen, und ſo theilte unſere Geſellſchaft ſich in dieſe Pflicht. Es war mein Theil die erſte Wache bis Mitternacht zu übernehmen, und ich erinnere mich noch, wie ich neben unſerm zeitweiligen Gefangenen mit

Digitized by Google

meiner Büchse in der Hand stand und ihn beinahe um die Ruhe beneidete mit welcher er schlief, obgleich er von seinen Freunden getrennt und von denen umgeben war, welche er für natürliche Feinde seiner Race halten mußte. Ich darf hier nicht zu erwähnen vergessen daß, ehe er sich seine Schlafstelle arrangirte, er nach seinen Bogen und Pfeilen fragte, die ich ihm auch einhändigte; diese legte er sorgsam neben die Decke bei seiner Seite, und erklärte mir durch Zeichen daß die Feuchtigkeit der Nacht die Spannkraft des aus geflochtenen Sehnen bestehenden Bogenstranges beschädigen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der persische Meerbusen.

(Schluß.)

Die Insel Kischem (Nearch's Oaraktа), bei Ptolemäus Uoreha, in Form eines Fisches nach Kämpfer 16 d. M. lang, 4 breit; nach Whitelock[1] 54 engl. M. lang, 20 breit. Berghaus rechnet 30,62 d. Quadratmeilen Fläche, 8 Monate ist die Rhede sicher, von November bis Februar aber bei NO., der vom persischen Hochlande herabstürmt, höchst unsicher; man flüchtet dann nach Bender Abaisi oder der Fula-Bay. Durch die vorherrschenden NW-Winde, die über dürre, leicht erhitzte Landstriche wehen, steigt die Hitze am NO.-Ende der Insel nach Fraser im Jul. bis 28°, ja 34°,67′ R. (95—110° F.) im Schatten und 43° 56′ R. (130° F.) in der Sonne. Das NO-Ende der Insel besteht nach Fraser aus 60—200′ hohen Kalkfelseninseln, überlagert von korallenreichem Kalkstein. An der Südküste zieht sich von O. nach W. ein Bergzug, parallel der Küstenkette, hin; gegen die Nordseite von O. nach W. sind Ebenen, meist dürr, oder von Ravins durchrissen, mit wenigen isolirten Tafelbergen aus Sandsteinen, oben breiter als unten, 2—400′ hoch. In Bastiod verspürte man 1829 im März ein Erdbeben. Kein Theil der Insel ist übrigens sehr hoch. Das nächste Terrassenland Kermans erhebt sich als erste Felsstufe vom Meer aus, und die Insel, die parallel dem Djebel Schamal, der 3282′ W. hoch ist, streicht, erscheint als ein abgesprengtes Glied der persischen Küstenkette, wie die Insel Cypern vom Taurus. Der enge Canal, der die Insel vom Festlande scheidet, am Westausgange Clarenzestraße genannt, höchstens 13, wenigstens 3 M. breit, ist nach Kempthorne voll Inseln und Seichten, aber schiffbar, doch nur bei günstigem Wind; die vielen kleinen Inseln sind mit Mangroven bewaldet; Abends herrschen dicke Nebel. Die Tiefe wechselt von 4—12 F., erst im O., wo der Canal sich Ormuz zu öffnet, wird er wieder frei von Hemmungen. Da die Fluth von O. und W. zugleich in den Canal tritt, steigt sie bei Luft, wo sie sich begegnen, bis 14′

Der Nordtheil der Insel hat nach Belsted viele dürre, aber auch seine fruchtbaren Strecken mit schwarzem Lehmboden. Die heutigen Einwohner sind keine Perser, sondern Araber, die unter dem Imam von Mascat stehen. Sie erzielen Weizen, Gerste, gute Gemüse, Melonen, Datteln und nach Kempthorne und Whitelock gute Weintrauben, Kischnei — was Fraser läugnete — woven die Insel den Namen hat und die der 15te König von Hormus 700 d. H. (1302) n. Chr.) vom Festlande her verpflanzt haben soll. Doch rühmt schon Nearch die Trauben der Insel. Sie hat nur wenige Rinder, aber viele Ziegen, Gazellen, Hasen, Füchse, kleine Kaninchen; Kamele und Esel dienen als Lastthiere; auch Schakale, Antelopen, Rebhühner, Feldtauben, und im Winter viele Vögelschaaren, Königsfischer, Wiedehopfe, Spechte Sie soll früher 300 bis 360 stark bevölkerte Dörfer gehabt haben. Kinneir rechnete noch 150, aber die arabischen Seeräuber von Stamm Djoasmi, die sie auf ihren Raubzügen plünderten und verwüsteten, die Datteln und andere Feuchtbäume muthwillig zerstörten, die Einwohner erschlugen, hatten die Einwohnerzahl, die früher nach Fraser noch 10,000 betrug, nach Whitelock auf 5000 Einw. herabgebracht. Sie leben in Dörfern und Weilern an der Seeküste von Fischfang, Ackerbau, fabriciren etwas Zeug. Man fängt Seegarnelen, Hummer, Taschen- und große Krebse, auch giftige Schlangen fehlen nicht. Dupré fand 1808 30 Dörfer der Araber Djesn, mit 3—4000 Einw. Sunniten, unter einem Scheik am Ostende der Insel. Sie hatten nur wenige Häuser aus Erde oder Stein, meist nur Palmhütten und einige Wohnungen mit Mauern und Thürmen gegen Piratenüberfälle. Die Engländer hatten 1819 einen Militärposten am NO.-Ende der Insel angelegt, aber von Trinkwasser und den nothwendigsten Lebensbedürfnissen enthöbt, die aus Bombay herbeigeführt werden mußten, erlag die Besatzung den zerstörenden Einflüssen des ungesunden Klima's. Fraser fand 1822 die 300 Sipahis im traurigsten Zustande; Cholera und Gallenfieber hatten gewüthet. Die Engländer hatten indeß trotz des Widerspruchs des persischen Hofes sich in Bassadora festgesetzt. Kischem, der Hauptort am SO.-Ende, mit hohen Erdmauern und Thürmen, Sitz des Scheikhs, hatte 1821 2000 Einw., enge Straßen, Häuser mit platten Dächern, einen gut versehenen Bazar, eine besuchte Rhede, Teppichweberein. Die Einwohner waren meist Schiffer, Matrosen und gute Piloten. Eingehorne Schiffe legen oft an, Wasser, Holz und Piloten einzunehmen. Laft (Lest, Leid), kleine St. am Fuß eines Hügels im N. mit 600 Einw., früher Sitz der Piraten, 1809 von den Engländern erobert, ist ein elender Ort, doch mit gutem Hafen von 4½ F. Grund, der Zugang aber schwer. Bassadoea (Bastiod), nach Whitelock 26° 39′ nördl. Br. 55° 22′ östl. L. v. G., liegt am Westende der Insel. Die Brunnen vertrocknen im April oder Mai, die wenigen Tanks genügen nicht. Früher Portugiesenstadt, zeigt sie jetzt nur zerstreute Hütten, hat einen Bazar für Matrosen und einige europäische Wohngebäude für die Flottenexpitäns, da hier der Befehlshaber der britisch-indischen Flotte im Perserme er residirt. Die Compagnien hatten hier Wachthäuser, Magazine und Hospitäler erbaut; die Officiere der Bombay-Armee, Billardstuben, Restaurationen, Lesesalons, Kurnsäle und Victualienhändler von Bender Abaisi, Kaufleute, jüdische Goldarbeiter, Eisenbeiter versammeln sich hier. Die Engländer sagen. Kleinere Nachbar-Inseln sind Laref (Larek), nach Whitelock 4 M. breit, 5 lang, 26° 53′ nördl. Br. 56° 23′ östl. L. v. G. von vulcanischem Charakter, mit felsigem Ufer, ohne Hafen und Ankerplay von 100 Fischern bewohnt, die von Fischen und Datteln leben, sonst kein Anbau. Die Insel Anjar (Angam) ist ein nackter Felsen, 2 Stunden im Umfang an der Südküste von Kischem; die Moscher liegt 26° 41′ nördl. Br. 55° 56′ östl. L. nach Whitelock. Die Berge mit Lavamassen erheben sich nach Kempthorne 3—400′ hoch; die Insel hat viele wilde Ziegen. Groß- und Klein-Tombo, d. h. Grab, 26° 13′ nördl. Br. nach Niebuhr; 10 Stunden vom Westende von Kischem sind niedrig und flach. Jene hält 2 Stunden im Umfang, diese

[1] Fraser sagt irrig, sie sey 80—90 d. M. lang.

Digitized by Google

halb so viel, ist unenltivirt und unbewohnt, hat aber viele Antelopen. Die Insel Polior (Nearch's Pylora) die Mitte, 26° 18′ nördl. Br. nach Niebuhr, 6 M. lang, 3½ breit, wüste und unbewohnt, nach Keppel mit 3—400′ hohen vulkanischen Klippen und dem ärmlichen Küstenflächchen Schidona. Man findet hier nach Fraser Eisenschaft. Die Insel Kelsch (Kes, oder Kenn), Arrians Kataka, ist nackt und klippig. Man findet ein dorniges Gewächs mit dichtem Laub, welches gekocht Lieblingsnahrung der Araber ist. Die SOkette, nach Morier, 26° 30′ 18″ nördl. Br., 51° 39′ 15″ östl. L., 4 M. lang, 2 breit, nicht sehr hoch, fruchtbar, stark bevölkert und besser mit Bäumen bepflanzt als eine andere im Golf; in fruchtbaren Ebenen wird Weizen und Tabak gebaut. Eine kleine Stadt im W. gewährt Schiffen gegen die Westwinde Schutz. Man erhält da Ziegen, Schafe, wenig Gemüse; das Wasser aus 5′ tief gegrabenen Sandgruben ist schlecht, die Insel soll aus Korallenfels und Meermuscheln bestehen; durch die Infiltration des Meerwassers in dem auffliegenden lockren Boden erhält sie eine Fruchtbarkeit, die den andern bürren Inseln wegen der Dichtigkeit ihrer festern Basis fehlt, da sie auch von oben nur selten Regen erhalten. Die Insel Hinderab, deren Ostspitze nach Morier 26° 38′ 18″ nördl. Br., 51° 18′ 30″ östl. L. liegt, und die ein 2—3 M. breiter Canal vom Festlande trennt, ist wenig bebaut, der Hafen des Städtchens im N. sicher. Die Insel Karak (Karek) hat nach Niebuhr 4—5 d. M. im Umfang; die Stadt liegt 29° 15′ nördl. Br. Die Grundlage besteht aus Kalkfels und Korallenbildung mit Muschellagern. Im harten Kalkfelsen fand er einige Grotten und Felskammern, wohl frühere Wohnungen. Nach Dr. Winchester erstreckt sich die Insel von N. nach S., das felsige Südende, 300′ hoch, ist mit dünnem Lehmboden bedeckt; das Gestein korallinischer Sand- und Kalkstein, voll fossiler Tubiporen, mit einer Menge Lager von Austern und andern Muschelschalen. Das Nordende ist niedrig und sandig; nur die Ravins und ihre Seiten sind mit Obstbäumen und Gemüsebeeten bepflanzt, die aufsteigenden Felsstufen mit Wein. Von der Niederung werden dauernd nur 100 Acres, in der Regenzeit aber das fünffache bebaut; 1838 wurden Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Zwiebeln, Radies, Bohnen, Gurken, Melonen im Ueberfluß, Obst und Trauben, Datteln, Feigen sparsam erzielt, Waldbäume fehlen; dagegen findet man schon Dattelpalmen, Bananen, Weiden, die arabische Akazie, Hennahsträucher, Baumwolle, Tamarisken, Salsolen, Hedysarum Alhagi, Coloquinten, Rankengewächse. Von Thieren gibt es, außer wenigen Antelopen, keine einheimischen Vierfüßler, aber eingeführt sind viele Rinder, Schafe, Ziegen; von Geflügel hat man nur Rebhühner, Wachteln, dann viele Schildkröten und Fische. An der Küste fischte man wenige Perlen, das Wasser ist zu tief. Die Einwohner, entartete Araber, treiben Fischerei und Viehzucht; zur Zeit der Dattelernte nehmen sie an der Mündung des Schat el Arab, soviel sie davon bekommen können; nach ihrer Rückkehr bauen sie ihre Aecker oder Gärten auf der Insel, oder der im N. liegenden 3 M. langen niedrigen, sandigen, sonst unbewohnten Insel Gorgo. Das Klima ist minder heiß als am gegenüber liegenden Festlande. Die größte Hitze im Zelte 94° Fahr. (27° 56′ R.) mittlere Temperatur, beim Nordwind 82° F. (22° R.), wo feuchte Grasmatten sind, sinkt sie auf 76° F. Der Hygrometer in der heißen Jahreszeit von 6—17, bisweilen 20°. Man gräbt treffliches Wasser in Brunnen, 20′ tief und findet alte Wasserleitungen, öfter 1 M. in Felsen gebauen, mit 10—15′ tiefen Tanks, durch Kunst erweiterte Grotten und Klüfte mit Zugängen und Stufen zum Wasserschöpfen. In der Mitte der Insel sind in Fels gehauene Kammern von 15′ im Quadrat, 8′ hoch, mit Sculpturresten. Ives wollte Pehlvi-Inschriften bemerkt haben. Die Holländer nahmen die Insel 1754 in Besitz, legten ein Fort an, und Bazar und Stadt. Die Bevölkerung stieg auf 11,000 Einw. Ein Deutscher, von Kniephausen, Director der holländischen Factorei in Bassora, von den Türken mißhandelt, hatte sie, seinen Verlust zu decken, dem Scheik, dem sie gehörte, abgenommen und plünderte von da aus die Mündungen des Euphrat. Nach 11 Jahren überrumpelte der Sohn des frühern Besitzers das Fort, und als dieser von den Türken hingerichtet ward, bemächtigten sich später die Perser ihrer. 1824 hatte sie nach Keppel nur 300 Einw., 1840 haben die Engländer, nach Fontanier zum Behuf der großen Dampfschifffahrtslinie hier, wie in Muscat und Bassora, eine Station angelegt, mit einer Garnison von Sipahis, wollten nach Ockulari (1841) sie aber den Persern zurückgeben. Man rechnete 500 Einwohner, meist Piloten.

Die Insel an der arabischen Küste. Die gebotene Kürze erlaubt nicht, die vielen kleinen Inseln hier zu erwähnen, obwohl einige mannichfaltiges Interesse bieten. So die vielen Inseln der ostindischen Compagnie von seltsamen Formen und Farben der Verbildung, nach Whiteleof aus Trapp-, vulcanischen Gebirgsarten, Granit, Gyps, Sandstein mit Eisenerz und Antimonium. Suedy hatte Brunnen süßen Wassers, aber mit schlechtem Ankerplatz, da eine Korallenklippe den Zugang erschwerte, und Reste einer ehemaligen Stadt. Die Maudesgruppe ist nach Westfeld vulcanischen Ursprungs; denn Schwefel, Gyps, Antimonium, Eisen, bedecken sie. Der ganze Hafenrand von Seier Ben Pas besteht aus aufgehäuften Muschelbergen, wie die Dauer und Größe des Verlaufserfanges bezeugen. Die wichtigste Insel ist Bahrein mit den Perlbänken in der Nähe. Bahrein, d. h. zwei Meere, von der Lage zwischen der Bahreinbucht und der Katifbay genannt, ist nach Niebuhr eine Doppel-Insel, die größere Bahrein oder Aval genannt, das alte Tylos; die kleinere Arad (Ptolemäus Aradhos); andere nennen auch noch eine dritte Samaka oder Samahe. Nach Horsburgh hätte die größere 80 M. Umfang, ist höher als Arad, das niedrig aber sehr fruchtbar und zu ⅓ mit Dattelgärten bedeckt ist. Die große Insel Bahrein erzielt nach Whiteleck Datteln, Limonen, Orangen, Feigen, Granatäpfel, Mandeln, Pfirsiche, Trauben, wenig Gemüse, wie Zwiebeln. Eingeführt werden: Reis, Zucker, Indigo, die Bahrein gänzlich fehlen, Zeuge, Draht, Nadeln, Eisen, Metall, Oel, Zimmerholz zum Schiffbau von Malabar, Bassra und Persien; aus dem innern Arabien Datteln, Wollzeuge, Vieh, zuweilen Manna vom Nedsched. Einige große Bagalas, die zweimal im Anfang des NO-Monsun nach Indien fahren, führen dahin: Datteln, Pferde, Perlen, trockene Fische, und bringen zurück: die obigen Waaren. Die Einwohner sind Araber vom Stamm Athobe in 16 Stämmen. Die Insel soll 15,000 Männer zu Einw., der Fürst 2 Lak R. Einkünfte haben. Sie gehörte seit Nadir Schah den Persern, bis ein unbemittelter Mann aus Gran, der vom Handel mit der Perserküste lebte, durch einen Mord in die Verbannung geteleben, sich zu Guttah an der Küste, eine Tagereise von der Insel, niederließ. Mit einem kleinen Capital von 1500 Pfd. St. betrieb er mit zwei Booten den Perlfang, zog viele Arme an sich, baute ein kleines Fort, kaufte in Muscat 200 Sklaven, bewaffnete sie, überfiel die Perser, die das Volk mißhandelten, schlug sie und wurde Mitte des 18ten Jahrhunderts zum Scheik erwählt. Unter der Tyrannei seiner Nachfolger ist das blühende Bahrein aber wieder verfallen. Es hat indeß noch 35 Oerter. Am wichtigsten ist die Perlsischerei. Man fischt nach Wilson (Journ. of G. Soc. T. III) in der frühern Jahreszeit des Junius nur im seichtern Wasser; in der heißen (Julius bis Mitte

Digitized by Google

September) aber auf den tiefern Bahreinbänken bis 42′ tief. Der Gesammtwerth der Perlenfischerei im Persergolf wird auf 3—500,000, in Bahrein allein auf 200,000 Pfd. St. angeschlagen, obwohl der Gebrauch und Absatz der Perlen immer mehr abnimmt. 1500 Bahreinfischerboote im Besitz der Capitalisten ziehen den Gewinn des Fanges. Der Kaufmann schießt dem Fischer ein Capital vor für Datteln, Reis ꝛc., leiht ihm das Boot gegen einen großen Antheil am Fange und kauft den Rest auch noch zu festgesetzten Preisen. Da sie in der kalten Zeit oft leer ausgehen, geradezu sie, wenn auch die warme unergiebig ist, natürlich in Schulden. Wenn fünf Taucher und fünf Gehülfen 1000 Kronenthlr. gewinnen, ist das ein sehr guter Ertrag. Davon geht ab für das Boot $^1/_{11}$, das sind 90 Kronen. 250 Kr. Vorschuß für ihre Familie müssen sie mit 100 Proc. verzinsen. Jeder muß seinem Scheik als Fischer 5 Kronenthlr. Taxe geben; so bleiben den Armen nur 36 Rthlr. Die Muscheln werden meist noch auf der See geöffnet und die Perlen herausgenommen, die andern am Ufer verspeiset. Die größern Austernschalen, von 6—9″ Durchmesser, schon durch die Perlmutter von Werth, werden bis zuletzt aufgehoben. Für einen andern Markt oft im voraus contractmäßig bedungen, ist der Preis, namentlich eingelner, oft theurer als in Indien und London. Die Bergtaucher gehen selten über die Insel Hainl hinaus. Die von Bahrein beschränken sich auf das Meer von Halul, Bahrein und Elkathif. Weiter nördlich zwischen den Inseln Karak und Gorgo sucht man auch noch gute Perlen, aber sie liegen zu tief und der Scheik von Abuschir eignet sie sich an.

Nach Whitelock besitzt sich die Perlenbank vom Hafen Scharjah westlich bis Bidulfsiland 330 engl. M. (66—70 g.) aus; es ist ein Sandboden mit losen Korallen; 5—18 Faden (30—108′) tief und geht dann östlich von Bahrein an der Piratenküste um die ostindischen Compagnie-Inseln, bis zur Sir Abonneid, 5—15 Faden (30—96′) tief. Die Taucher pressen die Nasenflügel mit einer Hornklemme zusammen und tauchen bis 1 Minute, und nach 3 Minuten Erholung wieder unter, bis das Boot voll ist. Der Segelfisch ist ihr größter Feind, die Augenlieder leiden besonders; sie bestreichen sie zum Schutz mit Antimonlumfalbe. Man rechnet 3230 Boote, die meisten klein, nur mit 7 Mann, aber viele mit 14 und 20 bemannt; im Ganzen 29,070 Mann Taucher; und der Gewinn ohne Bahrein auf 80,000 Pfd. St. Die Taucher erhalten nur eine Tantieme und zahlen dem Scheik 1—2 Pfd. St. Taxe. Hindubändler kaufen $^3/_4$, Perser, Araber, Türken nur $^1/_4$. Perlen und Fischen bilden die Ausfuhr; die Einfuhr ist aus Basra, Bahrein, Mekran, Bombay, dem rothen Meere, Zanzibar.

Miscellen.

Angebliches Alterthum assyrischer Cultur. Hr. H. A. Ormsby sagt in einem Schreiben an das Athenäum, d. d. Weston-Favor-Marc, 21 Febr.: „Folgender Auszug aus den Eborsabad'schen Inschriften wird, wie ich glaube, irgendeinen Ihrer gelehrten Leser, welche Muße zu der nothwendigen astronomischen Berechnung haben, zu einer Antwort veranlassen, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der wichtigen chronologischen Daten darzuthun welche diese werthvollen Inschriften uns liefern: „„Die Zerstörung der Stadt Lak fand statt als der Planet Venus den Stern Aldebaran, der in dem Sternbild Aldebar ist, verfinsterte. Aldebar steht den sechs Sternen gegenüber, und ist in der Nähe des fliegenden Rosses. Dieß war vierundfünfzig Jahre vom dem Eintritt der Sonne in den Schor (den Stier) an.““ Die angeführte Stadt ist Lak am Tigris, die erste östliche semitische Colonie, jetzt als Nimrud bekannt, und das Datum wird so genau angegeben, daß es sich auf den Periplus des Noah — die Sündflutht der heiligen Schrift — bezieht. Wenn, wie angeführt wird, eine solche Verfinsterung im Jahr 2420 vor Christi Geburt stattfand, so versetzt sie für immer die Chronologie außer den Bereich der alten gleitenden Scala der Chronographen, da diese besonders den Septuaginta- oder hebräischen Zahlen folgten.“

Ein civilisirter Häuptling der „Lederstrümpfe.“ Hr. E. C. Andrews gibt in seinem zu Washington erschienenen Reisewerk über Minnesota und Dacotah, unter den mannichfachen anziehenden und lebhaften Skizzen welche sein Buch enthält, auch die Schilderung eines civilisirten indianischen Häuptlings, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Er sagt: „Von der Agentschaft aus eilte ich zu einem Besuch beim „Oeffnung-im-Tag“ (Pug-o-na-fe-chick ist sein indianischer Name, der buchstäblich „Oeffnung-im-Himmel“ bedeutet). Er ist ein berühmter Häuptling, und hatte sich in seiner Jugend durch kühne Thaten und Ertragung schwerer Mühsal ausgezeichnet. Den meisten Anspruch auf Beachtung aber gewährt ihm das wahrhaft exemplarische Benehmen das er bei dem Versuche seinen Volksstamm, den Wünschen der Regierung gemäß, dem civilisirten Leben zuzuführen, an den Tag legte. Seinem Einfluß vorzugsweise ist es zu verdanken daß zwischen seinem Stamm und den Vereinigten Staaten ein Vertrag zu Stande kam, der, nachdem er in Kraft getreten, dem Häuptling Gelegenheit gab seine Aufmerksamkeit dem Ackerbau zuzuwenden. Vor Abschließung des Vertrags war er als Häuptling von den Stammeseinkünften unterhalten worden. Seine Versuche glückten ihm vollkommen. Schon seit mehr als einem Jahre betrugen die Einnahmen aus seinen Bodenerzeugnissen — ungerechnet das was er für sein Hauswesen brauchte — über zweihundert Dollars. Nach einem anderthalb Meilen langen Ritt über eine fruchtbare, aber gänzlich wohnungslose Prairie gelangte ich endlich an seine Behausung. Er lebt in der Nähe eines kleinen Sees, und ein breiter Tannenwaldgürtel begränzt nach Norden hin den Horizont. Er besitzt eine vortreffliche, gut umzäunte und gut angebaute Farm. Sein Haus ist im Hüttenstyl erbaut und ziemlich lang, geräumig, niedlich und gut möblirt. An der Thüre angekommen, stieg ich ab, und fragte seine Frau ob er zu Hause sey. Sie sandte ihr Töchterchen aufs Feld hinaus um ihn holen zu lassen, da er gerade auf einem Kornacker beschäftigt war. Er kam mir aufs herzlichste entgegen, und forderte mich auf in ein Zimmer zu treten, wo er einen Dolmetsch habe. Wir pflogen eine lange, angenehme Unterhaltung über indianische Angelegenheiten. Er lud mich zum Mittagessen ein; allein Mangel an Zeit — nichts anderes — hinderte mich sein freundliches Anerbieten anzunehmen. Er war sehr reinlich gekleidet, und hat an ein angenehmendes Aussehen. Er ist jünger als ich, ehe ich ihn sah, vermuthet hatte. Ich schätze sein Alter auf etwa vierundvierzig Jahre. Er besitzt einen kräftigen Sinn, scharfen Verstand und ziemlich viel Ehrgeiz.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. P. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. 3 April 1857.

Fizeau's Experimente über die Geschwindigkeit des Lichts.

In der Jahressitzung des Instituts am 14 August 1856 wurde Hrn. Hippolyte Fizeau der im Jahr zuvor durch ein kais. Decret gestiftete dreijährliche Preis von 30,000 Fr. zuerkannt. Man darf daher wohl fragen: welche Rechtsansprüche diesem Physiker eine so glänzende Auszeichnung verschafften, und welche neue Hauptentdeckung die Wissenschaft ihm verdanke. Nun, das Institut belohnte in ihm den bescheidenen Gelehrten, der, um seinen Forschungen Geltung zu verschaffen, nicht um Popularität gebuhlt hatte, und sprach sich damit zugleich für den hohen Werth der eben so scharfsinnig ersonnenen als glücklich ausgeführten Experimente aus, durch welche Hr. Fizeau die Geschwindigkeit des Lichts, und die Zeit in der es den Aether durchdringt, zu messen versuchte. Hr. A. Boutan widmet der Fizeau'schen Preisschrift in der Revue Contemporaine einen umfassenden Artikel, aus dem wir unsern Lesern nachstehendes mittheilen.

Wir lesen, sagt Hr. Boutan, in den meisten physikalischen Abhandlungen daß dem Astronomen Römer die Ehre gebühre zuerst die Geschwindigkeit des Lichts gemessen zu haben, indem er dabei von der Beobachtung der Monde des Jupiter ausgieng. Diese Angabe ist nicht ganz richtig. In seiner „Geschichte der Mathematik," die während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschien, hatte Montucla diese Meinung zu berichtigen gesucht, indem er das Historische dieser Frage einer sehr unparteiischen Prüfung unterzog. Allein der Irrthum hat manchmal ein sehr zähes Leben, und dieser sollte sich, wohl oder übel, bis auf unsere Zeit fortpflanzen. Dennoch gibt es ein unfehlbares Mittel zur Auffindung der Wahrheit in diesem Falle: es besteht darin daß man auf die Quellen zurückgeht um der Reihe der Entdeckungen zu folgen welche sich auf die Messung der Geschwindigkeit des Lichts beziehen.

Galilei und J. B. Hodierna hatten, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, mehrmals die Bewegungen der Jupitersmonde zu berechnen und die Zeit ihrer Verdunkelung zum voraus zu bestimmen versucht. (J. B. du Hamel, Regiae scientiarum Academiae Historia, l. II. p. 145. Paris 1698. — Man vergleiche auch Eléments d'Astronomie von J. Cassini, l. IX. p. 635. Paris 1740.) Die Versuche dieser Astronomen waren fruchtlos. Domenico Cassini seinerseits beschäftigte sich mit denselben Untersuchungen, er war glücklicher als seine Vorgänger, und es gelang ihm im Jahr 1665 die Dauer der Umdrehung des Jupiter um seine Achse durch die Beobachtung eines der Flecken seiner Oberfläche zu bestimmen, und mit einer gewissen annähernden Genauigkeit die Translationsbewegung der Trabanten desselben zu berechnen. Er gab im Jahr 1668 die Ephemeriden dieser Jupitersmonde, die man in Italien lange Zeit die Mediceischen Gestirne nannte. Das Erscheinen der Tafeln Cassini's, welche ohne Zweifel noch sehr unvollkommen waren, bildete ein wichtiges Ereigniß im Bereiche der Astronomie; man sah sich dadurch nicht allein in den Stand gesetzt sich eine klarere Anschauung von dieser uns so entfernt liegenden Jupiterswelt zu bilden; sondern die Geographen bekamen auch ein Mittel an die Hand unsern eigenen Erdball genauer kennen zu lernen, indem die Bestimmung der Längen eine genauere wurde. Cassini suchte durch neue Entdeckungen seine Arbeit zu vervollkommnen. Der Lauf der Trabanten wurde sorgfältiger studiert; er bestimmte, zu verschiedenen aufeinander liegenden Zeiten, aufs genauste den Augenblick ihrer Eintauchens in den Schatten des Planeten, und erkannte in dem Moment der Verdunkelung bald einen Verspruch, bald eine Verzögerung. Sieben Jahre nach der Herausgabe seiner Tafeln, am 22 August 1675, theilte er den Astronomen eine merkwürdige Notiz mit, in welcher er diese Art Ungleichheit, die er besonders für den ersten Trabanten, den dem Planeten zunächst stehenden, auf zuverlässigere Weise dargethan hatte — aufs klarste erwies. Er fügte bei: „Diese zweite Ungleichheit scheint daher zu rühren daß das Licht einige Zeit nöthig hat um von dem Trabanten bis zu uns zu gelangen, und daß es ungefähr 10—11 Minuten braucht um einen dem Halbmesser unserer Erdbahn gleichen Raum zu durchlaufen." [1] Hierin liegt mehr als eine bloße Andeutung; es ist eine Messung der Geschwindigkeit des Lichts, und zwar die erste Messung die man er-

[1] Galilei hatte ums Jahr 1610 die Jupiterstrabanten entdeckt. Er war zuerst auf den Gedanken verfallen Tafeln anzufertigen die man zur Bestimmung der Ordinaten hätte benützen können; allein die von ihm zu Florenz unternommene umfassende Arbeit über den Lauf der Trabanten wurde bei seinem Tode nicht mehr aufgefunden. Man vergl. die Denkschrift D. Cassini's in den Memoires de l'Académie des sciences, t. VIII.

Digitized by Google

langt hat. Die von Cassini gegebene Ziffer von 10—11 Minuten ist zwar offenbar zu groß, allein dieser Irrthum zeigt sich als ein sehr kleiner wenn man die Unvollkommenheit der damals angewendeten Instrumente ins Auge faßt. Der größte Fehler Cassini's war der daß er späterhin die Idee aufgab welche er in der eben erwähnten Denkschrift so schön formulirt hatte; gewisse Schwierigkeiten, auf die wir bald zurückkommen werden, schienen ihm mit der Hypothese einer allmählichen Fortpflanzung der Lichtstrahlungen unverträglich.

Dennoch war die von Cassini angedeutete Beziehung zwischen der Ungleichheit welche der erste Trabant darbot, und dem progressiven Gang des Lichts für die Wissenschaft nicht verloren; sie hatte, wie es scheint, für Römer, welchen Picard nach Paris gezogen, allen Reiz der Verführung. Die täuschende Astronom unterwarf sie auf der Stelle vielfachen Verificationen, und bald erkannte er daß eine so große Menge von Beobachtungen über den Lauf des ersten Trabanten mit dieser Hypothese im Einklang stehe, daß man sie als eine völlig begründete betrachten konnte. Von dieser Zeit an wurde er der Vertreter der neuen Idee; er machte sie zu der seinigen, und wir müssen anerkennen daß ihm das unbestreitbare Verdienst gebührt sie mit der übergezeugendsten Klarheit aufgestellt zu haben. (Mémoires de l'Académie des Sciences, t. X, p. 575, Jahrgang 1676.) Folgendes sind die Hauptelemente der Römer'schen Theorie:

Der Jupiter hat vier Trabanten, vier Monde welche sich um ihn herumdrehen, indem sie Bahnen durchlaufen, deren Flächen nur sehr wenig auf die Bahn des Planeten geneigt sind, so zwar daß bei jeder neuen Umdrehung die drei ersten Trabanten abwechslungsweise in den unermeßlichen Schattenkegel eindringen welchen der Jupiter, wenn er von der Sonne erhellt ist, hinter sich wirft, und dieselben so nacheinander verfinstert werden. Der vierte Trabant entgeht zuweilen wegen seines größeren Abstandes vom Planeten dem Schattenkegel. Die Dauer der Umdrehung ist für jeden Trabanten verschieden; für den dem Jupiter zunächststehenden, denjenigen nämlich welchen wir den ersten nennen, beträgt sie 42 Stunden 28 Minuten, die Secunden außer Acht gelassen. Sie schwankt für die andern von 3 Tagen 13 Stunden 12 Minuten bis zu 16 Tagen 16 Stunden 20 Minuten.

Dieß festgestellt, betrachten wir die Erde zu derjenigen Jahreszeit in der sie zwischen dem Jupiter und der Sonne steht, neben der geraden Linie welche die Mittelpunkte dieser beiden Gestirne verbindet. Da der Jupiter ungefähr zwölf Jahre zu seinem Lauf um die Sonne braucht, so können wir, ohne in einen ernsten Irrthum zu verfallen, muthmaßen daß er, während des kurzen Zeitraums welcher unsere Beobachtungen trennen wird, unbeweglich am Himmel steht. Die Erde bewegt sich, in der Stellung die wir für sie angenommen, anfangs in senkrechter Richtung nach der geraden Linie zwischen der Sonne und dem Jupiter; daher bleibt sie während der ersten Tage merklich in unveränderlichem Abstand von diesem letztern, und wenn wir von einem gewissen Punkte der Erde aus die Zeit bestimmen welche zwischen zwei aufeinanderfolgenden Eintauchungen des ersten Trabanten in den Schatten Jupiters, oder zwei Hervortauchungen aus demselben, verfließt, so werden wir stets 42 Stunden 28 Minuten für die Dauer des Umlaufs dieses Trabanten finden. Da keine in die Augen fallende störende Ursache dazwischen tritt, so dürfen wir darauf rechnen daß wir beständig nach jeder Periode von 42 Stunden 28 Minuten diesen selben Trabanten wieder in den Schattenkegel eintreten sehen. Wenn wir also nach Verfluß von zehnmal 42 Stunden 28 Minuten, oder 17 Tagen 16 Stunden, ein Fernglas auf den in Rede stehenden Trabanten richten, so muß sich seine Verdunkelung genau in dem von der Berechnung bestimmten Augenblick zeigen; nach Verlauf von zwanzigmal 42 Stunden 28 Minuten, oder 35 Tagen 8 Stunden, hat man dasselbe Ergebniß. Eine unter diesen Bedingungen angestellte Beobachtung enthüllt demnach bald die Unregelmäßigkeit auf welche Cassini im Jahr 1675 hinwies; man findet daß während der sechs ersten Monate im Augenblick der Verdunkelungen eine Verzögerung besteht, welche ununterbrochen bis zu dem Augenblick wächst wo die Erde sich in Opposition zum Jupiter, die Sonne also zwischen Jupiter und Erde sich befindet. In den sechs folgenden Monaten gibt es einen stets wachsenden Vorsprung bis zu dem Moment, wo, indem die Erde dieselben beziehungsweisen Stellungen wieder einnimmt, die Erscheinung der Verdunkelungen unter denselben Bedingungen abermals hervorgebracht wird.

Solcher Art ist die scheinbare Unregelmäßigkeit welche man beobachtet; suchen wir die Ursache derselben zu bestimmen. Beim Durchlaufen ihrer ellyptischen Bahn entfernt sich die Erde, wenn sie den Punkt auf den zwir sie anfangs gestellt verläßt, während der ersten Tage nur wenig von dem Jupiter. Dieß hängt, wie wir bereits erklärt haben, mit der ersten Richtung zusammen nach welcher ihr Lauf bewerkstelligt wird; bald aber, da die von der Erde beschriebene Curve eine Ellipse ist, ändert sich diese Richtung auf sehr merkliche Weise; sie bildet einen immer größer werdenden Winkel mit dem Weg welchen sie anfänglich nahm; nach Verfluß von drei Monaten bewegt sie sich allmählich parallel mit der Linie die vom Jupiter an die Sonne geht; um diese Zeit entfernt sie sich mit ungemeiner Schnelligkeit von dem vermeintlichen fixen Planeten; das Licht welches ihr der erste Trabant zuschickt, muß einen um so größern Raum durchlaufen, je beträchtlicher die Entfernung der Erde geworden ist. Da die Zunahme des Durchwegs nach sechs Monaten gleich ist dem Durchmesser der Erdbahn, so wird das von Römer beobachtete Verzögerungs-Maximum von 22 Minuten die Zeit ausdrücken welche das Licht braucht um diesen Durchmesser zu durchlaufen, was wiederum auf eine approximative Geschwindigkeit von 48,203 gemeinen französischen Stunden (lieues) in der Stunde hinweist. Die Erklärung des Vorsprungs zur Zeit der Verdunkelungen wird auf dieselbe Art gegeben; sechs Monate nach der ersten Beobachtung fängt die Erde an ihren Lauf nach dem Jupiter hin zu nehmen; sie nähert sich diesem Planeten, geht so zu sagen dem Licht entgegen das ihr der Trabant zusendet; dieses hat daher einen geringern Raum zu durchlaufen, und die Verdunkelungen scheinen bälder einzutreten.

Diese ungeheure Raschheit der Fortpflanzung des Lichtstoffs, der man keinen Glauben schenken wollte, ward ein Beweisgrund gegen die Römer'sche Theorie; keine bekannte Thatsache hatte bis jetzt die Idee von einer solchen Schnelligkeit geliefert. Man begriff sie nicht, man wollte sie nicht glauben. (Sonderbarer Widerspruch: eine augenblickliche Fortpflanzung schien sehr natürlich, eine Geschwindigkeit von 50,000 Stunden in der Secunde wurde für unmöglich

Digitized by Google

gehalten!) Heutzutage fällt uns dieses Resultat minder stark auf, wir nehmen es unbedenklich an; die Circulation der Elektricität in den telegraphischen Drähten hat uns mit dieser Art Naturerscheinungen vertraut gemacht, und bald vielleicht werden wir mit Erstaunen dieses elektrische Fluidum, dem wir schon jetzt Launen vorwerfen, während wir doch nur die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse anklagen sollten, zu langsam finden.

Dieß ist in ihrer ganzen Einfachheit die von Römer volksthümlich gemachte Theorie. Cassini hatte weiter gehen und mit einem und demselben Schlag die zahlreichen Schwierigkeiten lösen wollen, auf welche die aufmerksame Beobachtung des anscheinend unregelmäßigen Laufs der vier Trabanten des Jupiter hinwies. Eine Eigenthümlichkeit namentlich fesselte ihn; er fragte: wenn die Geschwindigkeit des Lichts die Ursache der beim ersten Trabanten wahrgenommenen Ungleichheit ist, warum zeigt sich dann wohl derselbe Vorsprung und dieselbe Verzögerung nicht bei den drei andern? Nicht nur müßte eine entsprechende Ungleichheit bei ihnen bestehen, sondern diese Ungleichheit müßte überdieß dieselbe Größe haben; denn der Abstand dieser Trabanten unter sich ist sehr klein, wenn man ihn mit der Entfernung von der Erde vergleicht, und wenn man gleichzeitig die enorme Geschwindigkeit der Uebertragung, welche man dem Lichtstoff zuschreiben muß, in Anschlag bringt. Cassini hatte nicht erkannt daß die Tafeln der drei letzten Trabanten um vieles ungenauer seyen als die des ersten, und daß in Folge davon der Irrthum, den man dadurch begieng daß man sich ihrer Angaben bediente, den von einer allmählichen Fortpflanzung des Lichts herrührenden störenden Einfluß überwog. Uebrigens bewegen sich die entfernteren Trabanten des Planeten für den sie studierenden Beobachter langsamer, und der genaue Augenblick ihrer Eintauchung in den Schattenkegel ist weit schwieriger zu bestimmen.

Sey dem wie ihm wolle, Cassini gab diese fruchtbare Idee, welche gleichsam ein Gistesblitz gewesen war, auf, um nie wieder darauf zurückzukommen. Um ihn herum gruppirten sich eine Menge Beistimmende, so zwar daß in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Römer'sche Theorie in großen Mißcredit gefallen war. Die Einwendungen brachen von allen Seiten gleichzeitig über sie herein. Am 9 Februar 1707 veröffentlichte Maraldi, Cassini's Neffe, neue Beobachtungen, welche bestimmt schienen ihr den Todesstreich zu versetzen.

Maraldi erhob übrigens eine sehr ernste Schwierigkeit: der Jupiter beschreibt, wie alle Planeten, um die Sonne eine Ellipse, von welcher diese einen der Brennpunkte einnimmt. Zu den verschiedenen Zeiten seiner Umdrehung befindet sich daher der Jupiter in veränderlichen Abständen von der Sonne und, in Folge dessen, von der Erde. Die Differenz dieser Abstände darf nicht außer Acht gelassen werden; sie ist der Art daß, wenn man von der durch Römer für die Messung der Geschwindigkeit des Lichts angenommenen Ziffer ausgeht, für dieses Agens 4 Minuten mehr erforderlich wären um sich, wenn sein Durchgang um diese neue Differenz vermehrt wird, bis zu uns fortzupflanzen. Hierin läge eine Ungleichheit, deren Vorhandensetzn die Beobachtung hätte beweisen müssen, während and den Beobachtungen Cassini's, Römers und Halley's, sowie aus den von Maraldi berichteten Beobachtungen, nichts derartiges hergeleitet werden konnte. Letzterer kommt hierüber zu folgendem Schluß: „Die Vergleichungen welche wir angestellt haben, scheinen zu ergeben daß eine große Anzahl Beobachtungen verhanden sind welche sich durch die successive Bewegung des Lichts nicht erklären lassen, obschon es auch solche gibt die ihr günstig sind. Sonach reicht diese Hypothese nicht aus zur Erklärung dieser zweiten Ungleichheit der Trabanten. Damit eine Hypothese gut sey, ist es nicht genügend daß sie im Einklang stehe mit einigen Beobachtungen, sie darf auch den übrigen Erscheinungen nicht geradezu widerstreiten. Wenn die Hypothese von der Bewegung der Erde nur der Vertreter für die zweite Ungleichheit eines oder zweier Planeten gewesen wäre, so würde sie nie für eine gute Hypothese gegolten haben." (Mémoires de l'Académie des sciences, 1707.)

Der von Maraldi gemachte Einwand hat etwas später, in Folge des Fortschritts der Astronomie, seine Lösung gefunden; die Tafeln des ersten Trabanten sind berichtigt und vervollständigt worden. Heutzutage trägt man den veränderlichen Abständen der Erde vom Jupiter volle Rechnung, und die Römer'sche Theorie findet sich dadurch nur um so sicherer festgestellt. Dennoch hatten Cassini und Maraldi die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen gewußt; man kam auf die Ideen des Cartesius über die Augenblicklichkeit der Fortpflanzung der Lichtstrahlungen zurück. Fontenelle kann in seinem Bericht über die Arbeiten der Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1707 nicht umhin sein Bedauern darüber auszudrücken daß er sich genöthigt sehe die Römer'sche Theorie, welche ihm durch ihre Klarheit gefallen habe, aufzugeben. Die Wechsel welche diese Theorie seit dreißig Jahren erlitten, flößten ihm eine große Mißtrauen ein; eine ähnliche Betrachtung ein: „Woran liegt es daß wir nicht in große Irrthümer verfielen? Wenn der Jupiter nur Einen Trabantengehabt hätte, wenn sie ferner seine Excentricität rücksichtlich der Sonne kleiner gewesen wäre, und für diese beiden Dinge eine große Möglichkeit bestände, so würden wir uns für überzeugt gehalten haben daß das Licht in 14 Minuten die gegenwärtige Bahn der Erde durchliefe."

Kaum waren seit der Herausgabe der Denkschrift Maraldi's zwanzig Jahre verflossen, als die Wissenschaft sich um eine die Fixsterne betreffende Hauptentdeckung bereicherte, welche auf endgültige Weise die Frage der Schnelligkeit des Lichts zur Entscheidung brachte. Von den ältesten Zeiten an hatte man die Sterne stets als eine unveränderliche Stellung am Himmel einnehmend betrachtet; man unterschied sie sogar unter dem Namen Fixsterne von den Planeten, welche im Gegentheil im Raum herumzuirren schienen. Dr. Hook hatte angekündigt daß die Parallaxe der Fixsterne bestimmbar sey, d. h. daß, wenn man einen und denselben Stern auf sechs Monat: Abstand beobachte, man von den beiden Enden eines und desselben Durchmessers der Erdbahn eine scheinbare Ortsveränderung dieses Gestirns darthun könne. Die Messung der Parallaxe der Fixsterne hatte durch ihre Folgen eine große Tragweite; man hätte mit ziemlicher Genauigkeit den Abstand der Sterne von der Erde berechnen können. Es war daher nöthig die Messungen Dr. Hooks durch neue Beobachtungen zu controliren. Zwei englische Astronomen, J. B. Bradley und Samuel Molyneux, machten sich ans Werk: sie stellten mit ganz besonderer Sorgfalt die Fernrohre auf welche zu so heiklen Beobachtungen dienen sollten. Diese Instrumente besaßen überdieß den ganzen Grad der Vollkommenheit welchen die Fortschritte der Optik und der Mechanik im

Digitized by Google

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gestatteten. Molyneux begann die Forschungen zuerst allein, und setzte sie dann in Gemeinschaft mit Bradley fort. Der Rechenschaftsbericht über ihre Beobachtungen wurde von Bradley selbst, in einem an Halley gerichteten Briefe. im December 1728 gegeben (A letter from the reverend M. James Bradley, Savilian professor of Astronomy at Oxford, to Dr. Edmond Halley astronom. Reg. etc. Giving an account of a new discovered motion of the fix'd stars. December 1728).

Sie beobachteten zuerst die Sterne: γ des Drachens, ι des Perseus, α der Cassiepe, β des Drachen, und gleich anfangs waren die Ergebnisse in vollständiger Nichtübereinstimmung mit denen Dr. Hoofs. Sie fanden zwar eine Ortsveränderung der Fixsterne, allein diese Ortsveränderung stand im völligen Widerspruch zu derjenigen welche die Existenz einer Parallaxe hätte herbeiführen sollen. Sie zogen andere Sterne in den Kreis ihrer Beobachtung, und nahmen hiezu bald solche zweiter, bald dritter Größe, bald diejenigen fünfter und selbst sechster Größe; die Ergebnisse waren stets die gleichen. Einer und derselbe Stern, zu verschiedenen Perioden des Jahres beobachtet, schien eine kleine Ellipse am Himmel zu beschreiben. Diese Ellipse wurde ein Kreis für die dem Pol der Ekliptik nahe stehenden Sterne, und eine gerade Linie für diejenigen welche sich der Ebene der Ekliptik näherten. In allen Fällen waren die Ortsveränderungen äußerst kleine, die größte Abweichung betrug kaum 20 Secunden. Aus der Kleinheit dieses Winkels erklärt sich sehr leicht daß die Bewegung des Sterns um einen unveränderlichen Mittelpunkt, diese **Abirrung der Fixsterne**, wie man es ursprünglich nannte, dem Scharfsinn der Astronomen bis zur Zeit Bradley's entgehen konnte. Zeigte sich eine kleine Differenz zwischen der beobachteten Stellung eines Sterns und derjenigen welche die Berechnung gab, so schrieb man dieß meist einem Irrthum der Beobachtung oder einer Unvollkommenheit der Tafeln zu. Die HH. Bradley und Molyneux beriefen einst sehr bemerkenswerthen Scharfsinns um eine so schwache Ortsveränderung zu messen, und besonders um in dieser scheinbaren Unregelmäßigkeit der Bewegung der Sterne eine wahrhafte Ordnung zu erkennen, welche nicht mit einer zufälligen Ursache in Verbindung stehen konnte.

Bradley vermochte sich eine so unerwartete Thatsache anfangs nur sehr schwer zu erklären; er vermuthete vor allem daß diese scheinbaren Veränderungen in der Stellung der Sterne mit gewissen Bewegungen der Erdachse in Verbindung stünden; sodann verfiel er auf die Möglichkeit einiger leichten Abweichungen des lothrechten Fadens an einer und derselben Stelle des Globus; endlich wurde seinerseits der durch die Brechung der Lichtstrahlen auf die Atmosphäre unseres Erdballs ausgeübte Einfluß mit größerer Sorgfalt studiert, um zu entdecken ob er nicht eine störende Ursache bilde durch welche sich die fragliche Anomalie erklären lasse. Allein alle diese Muthmaßungen wurden nacheinander wieder aufgegeben, da keine ausreichte zur Erklärung des Phänomens. Es wäre für jeden Stern eine neue Theorie nothwendig gewesen.

Fast aller Hülfsmittel zur Erklärung der Abirrung der Fixsterne beraubt, verfiel Bradley auf den glücklichen Gedanken seine Zuflucht, trotz der geringen Gunst deren sie genoß, zu jener Theorie von der Geschwindigkeit des Lichts zu nehmen welche Römer bereinst mit einem gewissen Glanz verfochten hatte. Es fand darin die rationelle Erklärung aller beobachteten Phänomene. Folgen wir ihm in der Entwickelung seiner Theorie; sie ist allerdings etwas dornig, allein wenn die wohlwollende Aufmerksamkeit des Lesers uns nicht fehlt, hoffen wir ihm eine klare Anschauung von der Lösung zu geben, wie Bradley sie sich dachte.

Zuvörderst fragen wir: ist die Geschwindigkeit der Fortbewegung der Erde auf ihrer Bahn eine der hypothetischen Geschwindigkeit des Lichts vergleichbare Größe? Nehmen wir runde Zahlen: nach Römer durchläuft das Licht in einer Minute vier Millionen Stunden; die Erde macht in derselben Zeit 400 Stunden, daher ist die Geschwindigkeit des Lichts zehntausendmal größer als die der Erde. Ohne Zweifel ist dieses Verhältniß sehr beträchtlich, allein es ist nicht unendlich. Als unmittelbare Schlußfolgerung aus diesem ersten Resultat behaupte ich daß, wenn man von einem Punkte der Erde aus ein Fernrohr auf einen Stern dergestalt richtet, daß man sein Bild im Scheitelpunkt des Fadenkreuzes, vermittels des Instrument versehen ist, recht deutlich sehen kann, die Achse des verlängerten Fernrohrs neben der wahren Stellung des Sterns auf eine Weise hindurch geht, daß man diesen in einem Punkt der Himmelssphäre sieht wo er eigentlich nicht ist. Es besteht für den Beobachter eine nothwendige Illusion, welche weder von einem Fehler seines Sehorgans noch von einer Unvollkommenheit seines Instrumens herrührt.

Als Beleg für diese Behauptung will ich eine von Clairaut gemachte scharfsinnige Vergleichung anführen. Nehmet an daß Regentropfen in der Atmosphäre fallen und genau der Richtung des lothrechten Fadens folgen; stellt auf ihre Durchgangslinie ein an den zwei Enden offenes cylindrisches Rohr, dessen eine Achse vertical sey und welche durchaus unbeweglich bleibe. Ist es nicht augenfällig daß jeder Wassertropfen welcher durch den Mittelpunkt des Kreises der oberen Basis in das Rohr eintritt, der Achse in ihrer ganzen Länge folgen wird, um durch den Mittelpunkt der untern Basis zu entweichen? Bewicken wir unser Experiment noch etwas mehr; ihr haltet stets dieses selbe verticale Rohr, ihr theilt ihm aber gleichzeitig, parallel mit dem Horizont, eine ziemliche rasche Fortbewegung mit; ist es nun nicht wahr daß dießmal der Wassertropfen, welcher durch den Mittelpunkt der obern Basis eintritt, mehr und mehr, obwohl er seinen verticalen Fall beibehält, von der Achs des Cylinders abweichen, und zuletzt selbst an der Wantung auffallen wird, wenn die Translationsbewegung des Rohrs mit genügender Geschwindigkeit vor sich geht? Wenn ihr also, unter diesen neuen Bedingungen, den Wassertropfen zwingen wollt sich der Achse eures Rohrs nach zu bewegen, so werdet ihr dieses unumgänglich nothwendig um eine gewisse Größe, welche von den relativen Geschwindigkeiten des Wassertropfens und des Rohrs selbst abhängt, auf den Horizont neigen müssen.

Um noch klarer zu seyn, will ich bei diesem Experiment sehr einfache numerische Daten anführen. Gebt ihr zu daß die Fallgeschwindigkeit der Wassertropfen während der Dauer ihrer Bewegung constant und überdieß gleich sey der Translationsgeschwindigkeit des Rohrs, so wird ihr durchschnittlicher Werth z. B. ein Meter per Secunde seyn; gebt nun dem Rohr einen Halbmesser von einem Meter, und beginnt euer Experiment mit ihm von neuem. Der Tropfen welcher durch die Mitte der obern Basis eintritt, durchläuft in verticaler Richtung einen Meter wäh-

Digitized by Google

rend der ersten Secunde; in derselben Zeit ist das Rohr parallel mit ihm selbst um eine gewisse Größe vorwärts gegangen, die ebenfalls einem Meter gleich ist, was so viel besagen will als daß eine seiner Kanten den Platz eingenommen hat den die Achse zur Zeit des Eintritts des Tropfens einnahm. In dem Augenblick wo diese Kante in dieser neuen Stellung ankommt, muß sie dem flüssigen Tropfen begegnen, und ihn sonach an einer Stelle der Wand treffen die um einen Meter vom obern Rand entfernt ist. Um zu bewirken daß sich in diesem selben Augenblick der Wassertropfen noch auf der Achse des Rohrs befunden hätte, wäre nöthig gewesen daß am Ende der betrachteten Secunde ein neuer Punkt dieser Achse sich auf die von dem Tropfen eingeschlagene Verticale gestellt hätte; d. h. das in Rede stehende Rohr hätte beständig nach der Diagonale eines Vierecks gerichtet werden müssen, dessen eine Seite vertical und dessen anliegende Seite horizontal ist; was kurz darauf hinausläuft: der Achse des Cylinders, die man solchergestalt in die Richtung des Horizonts versetzt, eine Abweichung von 45 Graden von der Verticalen zu geben. Die Röhre welche sich mit einer den oben angeführten Bedingungen entsprechenden Neigung bewegt, wird von den flüssigen Tropfen beständig der Richtung ihrer innern Achse gemäß durchzogen werden. Man begreift überdieß daß in dem Maß als die Geschwindigkeit der Tropfen zunimmt, die des Rohres aber unveränderlich bleibt, ihre Abweichung von der Verticalen abnehmen muß, damit das gleiche Resultat erreicht werden könne.

Von hier bis zur Abirrung der Fixsterne ist nur ein Schritt. Nehmen wir den einfachsten Fall: wählen wir einen Stern in der Fläche der Erdbahn, und richten wir ein Fernrohr auf ihn zu derjenigen Zeit des Jahrs wo die Erde sich perpendicular nach der geraden Linie bewegt welche das Auge des Beobachters mit dem Stern verbindet. Hier finden sich die Tropfenfälle, von denen wir so eben sprachen, dargestellt durch die Lichtstrahlen die der betrachtete Stern uns zuschickt. Das Rohr des vorhergehenden Experiments ist jetzt unser Fernrohr, das durch die Erde in ihrer Bewegung um die Sonne im Verhältniß von ungefähr 400 Wegstunden in der Minute fortgeschoben wird. Aus der vorhergehenden Erklärung folgt daß es, um den in das Fernrohr eintretenden Lichtstrahl zu nöthigen sich nach seiner Achse zu bewegen und so zum Auge des auf der Verlängerung dieser Achse stehenden Beobachters zu gelangen, unumgänglich nothwendig ist das Instrument auf die wahre Richtung der Lichtstrahlen um eine gewisse Größe zu neigen welche von dem Verhältniß der Geschwindigkeiten des Lichts und der Erde abhängt. Um daher den Stern wahrzunehmen, wird der Beobachter genöthigt seyn das Fernrohr nach einem Punkt des Himmels zu richten wo der Stern eigentlich nicht vorhanden ist; der scheinbare Ort des Gestirns an der Himmelssphäre wird z. B. ein wenig links von seinem wahren Orte seyn. Nach Verfluß von sechs Monaten wird die Erde eine Geschwindigkeit besitzen die ihrer anfänglichen ganz entgegengelegt ist; in Folge dessen wird sich die scheinbare Stellung desselben Sterns dießmal rechts von seiner eigentlichen Stellung befinden, so zwar daß es dem Beobachter, der sich für unbeweglich hält, scheint als habe das Gestirn, obschon es ein Fixstern ist, im Laufe eines Jahrs eine gewisse, in der Fläche der Erdbahn auf beiden Seiten seines wahren Standorts liegende gerade Linie beschrieben. Die Messung der Weite seiner scheinbaren Ausflüge wird das Mittel geben das Verhältniß beider Geschwindigkeiten zu bestimmen, und da man die Geschwindigkeit der Erde kennt, so kann man daraus auf die des Lichts schließen. Dasselbe Raisonnement erläutert eben so gut den Kreis welchen dem Anschein nach der dem Pol der Ekliptik nahe stehende Stern beschreibt, so wie die Veränderung dieses Kreises in eine Ellipse, wenn das Gestirn zwischen dem Pol der Ekliptik und seiner Fläche steht.

Durch derartige Messungen ist es Hrn. Bradley gelungen die Römersche Theorie in ihrem vollen Umfang zu bestätigen, und eine genauere Ziffer als letzterer zu geben, indem er die Zeit welche das Licht braucht um von der Sonne auf die Erde zu gelangen, auf 8 Minuten 13 Secunden feststellte. Er erkannte außerdem daß die verschiedenen Sterne, obschon in sehr ungleicher Entfernung von und stehend, uns, was ihre Glanzverschiedenheiten sehr wahrscheinlich machen, Licht zusenden dessen Geschwindigkeit für alle die gleiche ist. Endlich schloß er aus seinen Beobachtungen daß die Parallaxe der Sterne stets eine sehr kleine Größe bildet, und sonach der Abstand dieser Gestirne von der Erde wahrhaft wunderbar ist.

Bradley's Theorie wurde in allen ihren Einzelheiten von den Astronomen welche sich nach ihm mit dieser Frage beschäftigten, gutgeheißen. Manfredi lieferte im Jahr 1790 (Commentarien der Akademie von Bologna) zur Unterstützung derselben eine neue Reihe von Beobachtungen; Clairaut gab im Jahr 1737 (Mémoires de l'Académie des sciences, 11 Dec. 1737) eine sehr klare mathematische Auseinandersetzung derselben. Endlich ist es in den jüngsten Zeiten dem berühmten russischen Astronomen Struve, der eine große Anzahl Beobachtungen machte, gelungen als Wahrheit festzustellen daß die Parallaxe der Sterne, selbst derjenigen erster Größe, stets nur ein Secundenbruch ist. Die der Erde nächsten sind daher noch viel tausendmal entfernter als die Sonne.

(Schluß folgt.)

General Ferriers Reisen durch Afghanistan, Turkistan und Beludschistan.

1. Herat und der indische Kaukasus.

General Ferrier, ein französischer Officier, der sich in den afrikanischen Feldzügen den Rang eines Maréchal de logis (Regimentsquartiermeister) erworben hatte, trat im Jahre 1839 in die Dienste Mehammed Schahs, gerade zu der Zeit wo die brittischen Officiere wegen der Verwicklungen mit Herat den Befehl erhalten hatten die persische Armee zu verlassen. Im Jahre 1843 kehrte

Digitized by Google

Ferrier wieder nach Frankreich zurück, um zwei Jahre später das verlassene Iran wieder aufzusuchen. Dießmal aber wollte der militärische Abenteurer ohne weitern Aufenthalt nur über Chorassan Lahore erreichen, um nach Rundschit Singhs Tode bei der Regentschaft des Seits Dienste zu nehmen. Glücklicherweise verfehlte er dieses Ziel, wie wir bald sehen werden. Wir sagen glücklicherweise aus Eigennutz, denn der französische Soldat wurde zu wahrhaft odysseischen Irrfahrten in den Gränzländern Indiens genöthigt, und hat uns über diese politisch wie ethnographisch so höchst merkwürdigen Gebiete Schilderungen hinterlassen, welche wir unbedingt als das Wichtigste erklären was seit Alexander Burnes veröffentlicht worden ist.

Sollte es jemand befremden daß ein französischer Officier englisch schreibe, so wird es nöthig seyn über die Geschichte vom Drucke des Werkes noch einige Worte zu sagen. Ferrier, 1847 nach Europa zurückgekehrt, fand keinen Verleger in Frankreich für sein werthvolles Werk. Glücklicherweise aber gerieth seine Handschrift im Jahre 1854 in Pondichery in die Hände des Hrn. H. T. Seymour M. P., und außerdem wurde es noch durchgesehen von dem Arzte Sir John Login, welcher einem Theil Afghanistans kannte, da er früher mit der brittischen Gesandtschaft unter Major Todd nach Herat gelangt war. Ihnen verdanken wir eine Reihe sehr werthvoller Randbemerkungen zum Texte, welche Ferriers Beobachtungen theils berichtigen, theils historisch ergänzen, insofern seit 1846 sich doch vieles und wie viel! in jenen Gebieten verändert hat. Capitän William Jesse übernahm es das Werk zu übersetzen, und es fand so rasch Beifall, daß die erste Auflage vergriffen wurde, und wir selbst wegen verspäteter Bestellung erst die zweite Auflage [1] empfingen. Es zeigt sich wieder an diesem Beispiel daß die einzige Nation, welche sich ernstlich mit Erdkunde beschäftigt, die Britten sind. Unter zwanzig Büchern die wir benutzen, finden sich in der Regel 18 englische, 1 französisches und 1 deutsches Werk. Wie unempfänglich unsere Landsleute für alles sind was die Kenntniß fremder Zustände betrifft, bezeugt das Schicksal von Gregorovius' Schriften. Das Buch dieses Gelehrten über Corsika würde in England unbedingt zu den Standard Works zählen, mit dem sich jeder Gebildete vertraut machen muß. Dazu schreibt Gregorovius so schön, daß die Form zum Genuß wird. Während nun zwei englische und eine französische Uebersetzung den Namen des Autors bei unsern Nachbarn populär gemacht haben, hat bei uns das Original nur in sehr gewählten Kreisen circulirt. Freilich gibt es viele Entschuldigungen für die Deutschen, und wiederum beruht die Belesenheit der Britten in der geographischen Litteratur größtentheils auf Motiven, die uns gänzlich fehlen. Kein Land ist so fern und keine Zustände so fremd, um die sich nicht eine seefahrende Nation bekümmern müßte. England hat überall Besitzungen, und wenn der Britte sein Reich kennen lernen will, muß er in allen Welttheilen, unter allen Meridianen und Breitegraden bewandert seyn. Ohne solche Kenntnisse erwirbt er kein Urtheil über die Politik der eigenen Nation. Aber selbst derjenige welcher so hohe Ansprüche nicht erhebt, fühlt seine Neugierde mächtig angeregt. Entweder er hat selbst ein Stück Welt gesehen und kann im Stillen manches vergleichen, oder er hat einen Vater, Sohn, Bruder oder Vetter, der Gott weiß wo in Garnison liegt, oder Südseeinsulaner zum Christenthum bekehrt, oder als Kaufmann in der andern Hemisphäre etablirt ist. Oder er treibt selbst Geschäfte, und wenn dieß der Fall ist, so reichen seine Verbindungen über die ganze Welt. Er muß dann die Ursprungsländer der Producte kennen, deren Absatz er besorgt, er muß wissen in welchem Zustande sie sich befinden und welchen Zuständen sie entgegengehen. Wenn das alles nicht wäre, so ist der brittische Leser vielleicht ein Geldspeculant, Actionär einer australischen Dampferlinie, oder des Suezcanals, oder der Euphratbahn, oder einer indischen Bahn, oder einer amerikanischen Bank. Kurz es gibt tausend Interessen, die einen Bewohner Englands über das Meer tragen, und wäre es nur daß er aus den Londoner Docks ein Schiff nach Port Philipp oder nach Canton hätte abgehen sehen. Wir Deutsche haben von allen den Herrlichkeiten wenig oder nichts, und wo bei uns das wissenschaftliche Interesse, der Bildungstrieb, und — eine Hauptsache! — die Muße fehlt, da sind wir eingeschränkt auf die Beobachtungen die ins Bereich unserer Nase gelangen.

Um den Lesern die Zeit zu ersparen welche diese Herzensergießung ihnen geraubt hat, begeben wir uns gleich mit General Ferrier an die Thore Herats, das er durch Chorassan über Meschhed erreicht hat. Unglücklicherweise galt er in Afghanistan überall für einen Engländer, er genoß daher auch den Nimbus und den unsichtbaren Schutz eines solchen. So blieben zwar die Haare auf seinem Haupte gezählt, aber er wurde auch auf Schritt und Tritt überwacht. Als er früh am Morgen vor dem Officier der Thorwache erschien, wurde dem unglücklichen Manne um sein Haupt bange. Der Wesir Sahib (denn so nur und nicht Schah von Herat, ließ sich der schlaue Jar Mohammed nennen) hatte Befehl gegeben, den erwarteten Fremdling eine Escorte entgegenzuschicken und seine Ankunft durch einen Kanonenschuß anzuzeigen. Ferrier hatte durch einen Eilmarsch aber die Heratianer überrascht und der Officier am Thor deßwegen den Zorn des Gewaltigen zu fürchten. Der Reisende wurde gastfrei in dem Hause des Sertip Lal Mohammed aufgenommen, eines Officiers der sich durch seine Tapferkeit bei der letzten Belagerung der Stadt durch die Perser (1838) ausgezeichnet hatte und das Vertrauen des Wesir Sahib genoß. Ferrier merkte bald daß er sich in dem Hause des Sertips in einem anständigen Kerker befand und sein Gastfreund die Rolle eines höflichen Beschließers übernahm. In Herat war es ausgemacht daß Ferrier nur ein brittischer Agent sey, und da sehr oft solche Besuche wirklich Aerzte waren oder unter dieser Maske sich einfanden wie z. B. der berühmte Lieutn. Pottinger es gethan hatte, so wurde Ferrier sehr bald von seinen vermeintlichen Collegen in Herat belästigt, die allerlei Handwerksfragen an ihn richteten. Die persischen und afghanischen Aerzte sind wahre Höllendoctoren, die nur für die Population der Kirchhöfe sorgen. Europäische Aerzte stehen daher im höchsten Ansehen, und die Zunft in Herat war namentlich begierig von Ferrier die Anwendung fremder Arzneien englischer Fabrication zu erfragen, die in ihre Hände gefallen waren. Einer der würkegen Gelehrten zog unter andern eine Flasche mit blausaurem Quecksilber aus der Tasche, also einen Superlativ mineralischen Giftes, und wollte wissen „was für ein Teufel von Salz" das seyn möchte.

[1] Caravan journeys and Wanderings in Persia, Afghanistan, Turkistan and Beloochistan by J. P. Ferrier 2d Edit. London. Murray 1857.

Digitized by Google

„Es hat mir, fügte der aufrichtige Künstler hinzu, bis jetzt noch keinen Dienst erwiesen, denn von hundert Patienten, denen ich davon gab, wurde ein einziger geheilt — alle übrigen starben.“ Das Schicksal der Neunundneunzig war ebenso natürlich als erklärlich, welcher Engel aber den einzigen von dem „Salze“ errettet hatte, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Dann kam die Alchymie an die Reihe, und Ferrier wurde von den Neugierigen gefoltert, ihnen das Geheimniß zu verrathen, wie die Europäer ihre eisernen Münzen einsalbten, bis sie in blanke Goldstücke sich verwandelten. Der Gastfreund wurde übrigens beständig durch Anerbietungen von Geschenken lästig. Aber Ferrier kannte die Afghanen nur zu genau, die ein Ei schenken wollen, um einen Ochsen als dankbare Erwiederung zu empfangen. „Niemals nahm ich ein Geschenk, niemals schenkte ich. Was ich bedurfte, kaufte ich, und beobachtete dabei stets Mäßigung in meinen Ausgaben, um nicht die Habsucht der Afghanen zu erregen, die einen natürlichen Hang besitzen, ihre Hand auf anderer Leute Habe zu legen.“ So lautet Ferriers Receyt für den Umgang mit der nichts weniger als liebenswürdigen Nation auf dem Ostrande des iranischen Hochlandes. Alle Mittel wurden angewendet um dem „Agenten wider Willen“ sein politisches Geheimniß abzulauschen. Der Sertip brachte am Abend wohl eine Bande Bajaderen und ein Musikcorps heim, wo dann sogleich der Becher kreiste, denn die Afghanen sind trotz ihrer Strenggläubigkeit große Verehrer von Bachus' Gaben, und der Ruf eines Mannes leidet durchaus nicht, wenn er betrunken von den Straßen aufgelesen wird. Wein zu fabriciren ist dem Muselmann nicht verstattet, aber Wein zu trinken ist nicht verboten, wenn der Sünder sich nur mit der wohlfeilen Bescheinigung seines Arztes versieht daß er aus Gesundheitsrücksichten das Verbot des Propheten übertrete. Da Ferrier wenig Wein trank, theils aus Mangel an Liebhaberei, theils weil er wußte daß nichts so sehr in heißen Klimaten die Gesundheit des Fremdlings untergräbt, so wurden die Bajaderen angewiesen das Siegel vom Munde des Geheimnißvollen zu lösen. Sie leisteten was sie vermochten, als aber selbst auf diese Weise nichts erreicht werden konnte, überzeugten sich die Afghanen daß der britische Agent ein „höchst verschlagener Bursche“ seyn müsse.

Endlich nach sechs Tagen Aufenthalt erklärte der Hofastrolog die Constellation zum Empfang des angeblichen Unterhändlers günstig, und Ferrier wurde von einer großen militärischen Procession nach dem nur wenig Schritte entfernten fürstlichen Palast gebracht, der indessen nur einem großen Karawanserai glich. Jar Mohammed empfieng den Franzosen im Divan Kaneh oder Audienzzimmer. Er erhob sich beim Eintritt des Fremdlings, gieng ihm drei Schritte entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand. Pfeifen und Thee wurden gereicht, und nachdem die üblichen Höflichkeiten gewechselt worden waren, ließ sich der merkwürdige asiatische Monarch ziemlich offen über politische Dinge vernehmen. „Sie sind ein Engländer, begann Jar Mohammed, ich weiß es — wozu alle die Maske? Reden Sie frei vor Ihren Absichten. Wenn Ihre Regierung mir zürnt, so habe auch ich Ursache mich zu beklagen — doch lassen wir das Vergangene vergangen seyn. Unsere politischen Beziehungen können erneuert werden und zwar auf freundlichem Fuß, auch soll man mich so aufrichtig finden, als man Recht hat zu erwarten. Das doppelte Spiel welches ich mir gegen die Sahibs Pottinger und Todd erlaubte, sollte mir nicht in Ihrer Meinung schaden: diese Herrn suchten den alten Trunkenbold Schah Kamran [1] gegen mich aufzubringen. Mein Leben gerieth in Gefahr und es war hohe Zeit daß ich mich meiner Haut wehrte. Ich befand mich in beständiger Beängstigung, die erst seit seinem (Kamraus) Tode ihr Ende erreicht hat. Gegenwärtig besitze ich unumschränkte Gewalt, die Afghanen sind mir anhänglich, die Perser habe ich abgeschüttelt: also reden Sie ohne Rückhalt, und wenn ein Bündniß mit mir Ihnen nützlich seyn kann, so vermag auch das meinige Ihnen Vortheile zu bringen. . . . Sind Sie mit anderen Ansichten als Ihre Vorgänger hier eingetroffen, so sprechen Sie frei heraus, wir werden Freunde seyn. Zahlt mich gut, und ich bin ein ergebener und folgsamer Knecht. Wenn aber Ihr Geschäft hier ist Umtriebe zu stiften, so werde ich es zu verbieten wissen. Kein Haar auf Ihrem Haupte soll gekrümmt werden, auch können Sie hier bleiben so lange Sie wünschen, aber nur in der Art wie es bisher geschah, und ebenso frei steht es Ihnen Herat zu verlassen. Sie haben die Wahl.“ Der Wesir war ein stattlicher Mann, seine Gesichtszüge etwas grob, aber ausdrucksvoll und scharf ausgeprägt. Obgleich er 60 Jahre, wenn nicht mehr, alt war, so machte er doch den Eindruck nur eines Fünfzigers. Ferrier wiederholte nun seine Versicherungen daß er ein Franzose sey und von der brittischen Regierung keine Aufträge besitze, allein er überzeugte Jar Mohammed nicht vollständig. Das Gespräch gieng jetzt über auf die Kriegsgeschichte und die letzte Belagerung Herats durch die Perser. Der Wesir Sahid gab dabei ein hübsches Stück asiatischer Kriegskunst zum Besten. Um die Richtungen der persischen Minengräber zu ermitteln, stellte man auf den Erdboden, wo man die Annäherung der feindlichen Galerien vermuthete, flache Schüsseln und bedeckte sie mit einem Weizenkörnerhaufen bis zum Rande. Jeder Spatenstich der nur ein wenig die Oberfläche erschütterte, brachte die Körner zum Rollen und gab das Signal von der Gegenwart unterirdischer Feinde. Ferrier ertheilt dem blutbefleckten Monarchen Herats, der alle hohen und niedern Eigenschaften der königlichen Raubthiere aus dem Katzengeschlechte besaß, das Lob eines außerordentlichen Mannes. Unter seiner strengen Regierung herrschte Ordnung in der Oase, die fürstliche Macht erweiterte sich, das Land wurde von den Nachbarn völlig unabhängig und die Finanzen blieben geschont. Die waffenfähige Mannschaft lautete, nach einem Census den ein Minister des Wesirs Ferrier zeigte, auf 70,000 Mann. Acht Bataillone regulärer Infanterie befanden sich in beständiger Uebung und im Garnisonsdienste der Stadt, waren aber höchst mittelmäßig gedrillt.

Nach dieser ersten Audienz bemerkte der Reisende daß sich Jar Mohammeds Höflichkeit in gleichem Grade steigerte, als seine eigene strengere Bewachung zunahm. Unheimliche Gerüchte drangen aus der Stadt zu ihm. Bald hieß es man würde ihm auf der Folter die Geheimnisse erpressen, bald erzählte man, er habe mit vielen Millionen sein Leben erkaufen müssen, bald wieder der

[1] Sohn des Schah Mahmud, einstigen Königs des großen Afghanenreichs, welcher Futih Chan das Oberhaupt der Baraksi-Familie, Bender Dost Mohammed und der frühern Dynastien von Kandahar und Peschawer blenden und auf Betrieb des Kronprinzen Kamran hinrichten ließ, wodurch er durch den allmächtigen Einfluß der Baraksi-Lepzé die Krone verlor, so daß ihm nur die Oase Herat blieb. Kamran, der Nachfolger seines Vaters, wurde von seinem eigenen Wesire Jar Mohammed († 1831) gefangen gesetzt und ermordet (1842).

Digitized by Google

Fremdling sey in Herat zwar seines Lebens sicher, weil Jar die rächende Hand Englands fürchte, aber einmal außerhalb der Thore werde er in einem verschwiegenen Winkel erwürgt werden. Ließ sich Ferrier auf der Straße blicken, so konnte er hören wie die Leute sagten: „Armer Teufel! wie mager er schon geworden!“ — oder: „Wie traurig, so jung zu sterben!“ — oder: „Die Schufte! zehn Beutel Gold haben sie ihm abgepreßt, und alles für sich selbst behalten, ohne es unter die Armen zu vertheilen, die es viel besser brauchen könnten!“ Ferrier verlangte jetzt freien Abzug, der ihm gewährt wurde. Der Wessir Sahib gab ihm zu Ehren sogar ein Abschiedsbankett, und schließlich den guten Rath, sobald er über Maimana hinaus gelangt seyn werde, sorgfältig zu verbergen daß er ein Europäer sey.

Ferriers Reiseplan um nach Indien zu gelangen bestand jetzt darin über Balch bis Chulm vorzudringen, und von dieser Stadt die große Karawanenstraße über Bamian und den Hindukoh nach Kabul einzuschlagen. Unmittelbar im Norden von Herat war ein Höhenzug zu überschreiten, welcher das Gebiet des Heri Rud vom Gebiet des Murghab scheidet, und als die äußerste westliche Verlängerung des Kohi-Baba und Sufaid-Koh betrachtet werden darf. Diese Passage verursacht nicht die mindesten Schwierigkeiten, nur daß sie durch unbewohnte Gegenden führt. Eben so ist die Straße nach Balch und Chulm völlig glatt. Es ergibt sich daraus daß ein Beherrscher im Quellengebiet des Oxus Herat sehr leicht bedrohen kann. Zwischen dem Heri Rud und dem Murghab wohnen die Hezareh oder Aimaks. [1] Die Hezareh nennen sich Afghanen, aber die Afghanen wollen nichts von dieser Verwandtschaft wissen. Ihre viereckigen platten Gesichter und kleinen schiefgestellten Augen verrathen ihre tatarische Abkunft. Sonst sind sie kräftige, unterjochte Leute, vortreffliche Reiter und wegen ihres Muthes geachtet. Als sie sich niederließen war ihr Stamm in tausend und hundert Zelte getheilt, und da tausend im Persischen Hezar heißt, so ist ihnen jener Name geblieben. Der Murgbab ist ein fischreicher Fluß, und seine flachen sumpfigen Ufer eben so fruchtbar als mit Fiebern gesegnet. Von Maimana aus reiste Ferrier allein mit zwei Hezarehs, die ebenfalls nach Kabul wollten, über Schibarchan und Andechui weiter. Diese Stadtgebiete waren früher unabhängig, bekriegten sich wohl auch gegenseitig, indem sie die Hülfe ihrer Nachbarn, des Emirs von Buchara und des Fürsten von Chulm ansprachen, bis endlich Jar Mohammed von Herat die klein turkestanischen Dynasten auffraß. Nach Jar's Tode, oder wenigstens seit 1853, sind diese Taschenfouveränitäten wieder unabhängig geworden. Ferrier zog an Balch vorüber, und sah die altehrwürdige Stadt nur von benachbarten Ruinen aus. Er wagte sich nämlich nicht zu den Thoren hinein, weil ihm die Hezarehs gesagt hatten man werde sein Gepäck des Zolls wegen durchsuchen, und wenn man seine Bücher und Kleider finde, ihn als Europäer erkennen und nach Buchara in die Gefangenschaft senden. Da nun die Ermordung Conolly's durch den Emir von Buchara noch frisch im Gedächtniß des Reisenden war, so dankte er Gott unerkannt über das ungastliche Gebiet zu gelangen. Wenn er überhaupt nicht auf der Reise erkannt wurde, so hatte er es dem Wüthen der Cholera in allen von ihm berührten Orten zu danken, welche die Gemüther der Bewohner völlig unempfindlich für andere Erscheinungen machte. Balch fiel 1850 erst in die Hände des Emir Dost Mohammeds von Kabul. Ueberhaupt ist gegenwärtig alles Land zwischen dem Indus und dem kaspischen Meer in beständigen politischen Wechsel begriffen. Keine unserer Karten stellt die politischen Gränzen richtig dar, und was heute vielleicht richtig wäre, würde morgen schon antiquirt seyn. Chulm erreichte Ferrier am 5 Julius 1845, also 14 Tage nachdem er Herat (22 Junius) verlassen hatte. Er fand dort Mohammed Emin Chan als Souverän unter dem bescheidenen Titel eines Mir Wali. Er war bis zum Jahre 1836 nur Wali (Statthalter) Murad Bey's gewesen, eines kriegerischen Abenteurers, welcher das Chanat von Chulm sich eroberte, dessen Gränzen zwischen Badachschan und Balch lagen. Der Wali ergriff nach Ableben seines Gebieters die Regierung. Seine Verwaltung wird von seinen Unterthanen gepriesen und seine Treue ist sprüchwörtlich geworden. Er selbst ist seiner Abkunft nach ein Usbeke, die 700,000 Einwohner seiner Herrschaft aber sind Tadschik, gehören also zu dem persisch redenden, ackerbautreibenden friedlichen Culturvolk, welches sich schon im hohen Alterthum vom iranischen Hochlande nach allen fruchtbaren Strecken Turans bis jenseits des Syr Darja verbreitete. Die stehende Armee zählt 8000 Reiter und 3000 Mann Infanterie, worunter ein Bataillon (800 M.) sogenannter Regulärer sich befindet. In Kunduz sitzt ein Statthalter des Mir Wali.

Ferrier begab sich dort in eine öffentliche Herberge, wo er genöthigt wurde das locale Lieblingsgetränk, Thee, mit ranziger Butter und die Theeblätter selbst in Kugeln gedreht mit guter Miene zu genießen, um nicht als Europäer sich zu verrathen. Dort sollte er Dinge erfahren, die plötzlich alle Hoffnungen vernichteten Kabul zu erreichen. Zwischen dem Mir Wali und Dost Mohammed war Krieg ausgebrochen, und die beiden Gegner schlugen sich bereits in den verrufenen Pässen des Hindukoh. Durch diese feindlichen Lager hindurch hätte sich der Reisende mit seinen Begleitern schleichen müssen. Ohne einen Versuch wollte man aber das Unternehmen nicht aufgeben. Wirklich erreichte er auch schon Heibek am 6 Jul. Dort beginnen die aus Burne's Schilderungen wohlbekannten schauerlichen Pässe des Hindukoh, und Heibek war der äußerste Punkt bis wohin englische Truppen im afghanischen Kriege vordrangen. Durch den Schikan, oder vollständiger Dindan Schikan (Zahnbrecher), den engsten Paß, gelangten die Reisenden glücklich bis Charam. Dort lagerten Truppen, von denen man erfuhr daß die Anführer der Armee von Tocharistan sie niemals würden zu den Afghanen durchlassen, so daß also die Abenteurer völlig ihre Plane ändern mußten. Von diesem Punkt an gieng die Reise des Verfassers durch eine von Europäern völlig unbetretene Gegend, nämlich quer in westlicher Richtung durch die Bergketten am Nordabhang des indischen Kaukasus. Seine Begleiter, die Hezarehs, kannten dort einige der Hirtenstämme, und das nächste Ziel war ein Ort zwischen dem Fluß von Chulm und dem Fluß von Balch, Namens Kartschu, welcher sich auf seiner Karte noch findet. Als die Reisenden von Charam rechts in die Berge einbogen, sahen sie sich bald von einer Schlucht so beengt daß sie das „Sternenlicht verloren“ und dem Instinkt ihrer Rosse es überlassen mußten den Weg zu finden.

[1] Ferrier wirft gern verschiedene Völkerstämme zusammen, wie er denn Usbeken und die Turkomanen im Norden Choraffans ebenfalls erklärt. Die Hezareh, alte Nachkömmlinge der Dschagataiden, sprechen mongolisch, die Aimaks dagegen, die ihnen äußerlich völlig gleichen, persisch.

Digitized by Google

„Bei Tagesanbruch krenzten wir die höchsten, mit Schnee bedeckten Joche, und die Kälte war so groß wie im Januar auf dem flachen Lande. Hier lagen die Berge des Paropamisus [1] vor uns und zertheilten das Land in jeder Richtung und über eine große Ausdehnung hin. Die niedern Ketten waren sämmtlich Verzweigungen von zwei Hauptzügen, von denen der eine westöstlich, der andere südöstlich nordwestlich strich. Einzelne wenige Riesengipfel ragten da und dort auf, in Schnee gepanzert, der blendend im Morgenlicht aufglänzte.“ Endlich gegen Mittag erreichte man Kartschu, den Lagerplatz der tatarischen Herzoge, welche frei in ihren Bergen allen Hoheitsansprüchen des Mir Wali spotteten. Von dort hoffte man auf einem kurzen Wege durch den Hindukoh Ghazna zu erreichen, erfuhr aber nochmals daß der Weg wegen einer Fehde der Häuptlinge im Gebirge unsicher sey. Es galt jetzt immer gegen Westen nach Siripul vorzudringen. Auf diesem Wege traf der Reisende nur ein einziges Dorf malerisch an den hünnbewaldeten Hügelabhängen gelegen, welche den Dehas oder Fluß von Balch umgürten, und dessen Bewohner sich mit Fabrication kunstvoller Teppiche ernähren. In Siripul (9 Julius) angekommen, sollte sich über Ferriers dunkle Schicksale plötzlich Sonnenlicht ergießen. Die Stadt von 18,000 Einwohnern, meist Usbeken und zum dritten Theil Hezareh, wurde von dem loyalen Mahmud Chan, einem Schwiegersohn des Mir Wali von Chulm, als Statthalter regiert, der etwa 2000 vortreffliche Reiter und 2000 Mann Infanterie aufbieten konnte. Sein Einfluß reichte weit hinein in den Paropamisus unter allen Stämmen der Aimaks. Er war etwa 40 Jahre alt, von mittlerem Wuchs, aber sehr stark gebaut, und verrieth deutlich daß er von mütterlicher Seite wenigstens eines persischen Ursprungs sich rühmen durfte. Da uns Ferrier nur von asiatischen Niederträchtigkeiten berichten kann, so bildet sein Verkehr mit diesem Manne einen erquickenden Lichtpunkt. Der Reisende hatte so viel Lob über den edlen und geraden Charakter des Chans vernommen, daß er, in der Citadelle von Siripul angelangt, seinem Entschluß treu blieb, Mahmud völlig über seine Lage aufzuklären. Der Chan sorgte persönlich für ein reinliches und bequemes Obdach des Fremdlings, und pries sich glücklich ihm Gastfreundschaft zu erweisen: „denn die Gegenwart eines Fremdlings bringe den Segen des Himmels unter das Dach, wo er Schutz suche.“ Da die Bewohner des indischen Kaukasus jeden Feringhi für einen Engländer halten, und der Chan große Dinge von der britischen Macht vernommen hatte, so war er begierig durch Vermittlung seines Gastes politische Beziehungen mit den europäischen Eroberern anzuknüpfen. Leider sah sich Ferrier genöthigt seinem Gastfreund die süßen Illusionen künftiger Subsistien nicht zu zerstören, wofür ihm dieser versprach nach Kandahar ihn „so sanft wie in seinem Bett“ zu befördern, ohne daß er etwas von den Reisebeschwerden merken, sondern eher vergnügt zu träumen wähnen sollte. Zwanzig Färsäng im Tage würde er zurücklegen, überall frische Pferde finden, und dabei nur die eine Vorsicht beobachten müssen sich nie als Feringhi zu verrathen, nicht etwa weil die Leute die Christen haßten, sondern weil sie diese für große Alchymisten hielten und man glaube ihr Fleisch bestehe aus purem Golde. Es wurde daher verabredet daß sich Ferrier als einen persischen Bewohner von Meschhed ausgeben möge, der Aufträge vom Chan an seine Bundesgenossen ausrichten solle. Beim Abschied (11 Julius) hinterließ der General dem wackern Mahmud als Geschenk ein Paar Pistolen, und da diese nie so schöne Waffen gesehen hatte, liebkoste er das Geschenk wie der glücklichste der Menschen.

Mahmud Chans Verheißungen waren keine leeren Worte. Sein Begleitbrief verschaffte dem General überall Pferde und Führer. Er kam mit der größten Geschwindigkeit vorwärts durch ein Land wo das Reisen im höchsten Grad unsicher war. Die Richtung gieng beständig gegen Süden über die Quellen des Murghab und Heri-Rud durch liebliche bewässerte Thäler, deren eine Seite gewöhnlich völlig nackte Felsen zeigte, während die andere im höchsten Schmuck fürstlichen Pflanzenwuchses stand. Um die Reize zu erhöhen, fehlten nirgends auf den Höhen Ruinen von Schlössern und Burgen, die an eine vergangene Zeit und verschwundene Bevölkerungen mahnten. Von solchen Trümmern rührte der Name einer Station, Div Hissar (Riesen oder Teufelsschloß) her. Die Hirten in der Ebene nannten sich dort Mengolen [1] und behaupteten von Dschingis Chan angesiedelt worden zu seyn. Sie hatten nur dunkle Begriffe vom Islam, der sich durch Schwüre bei Ali und bei dem Propheten verrieth, sonst dachten sie sich in der Welt zwei feindliche Principien, die sie Choda (Gott) und Schaitan (Satan) nannten. Sie lebten in patriarchalischer Ordnung und gehorchten einem Häuptling, Timur Beg, bei dem Mahmud Chans Geleitsbrief Ferrier eine warme Aufnahme verschaffte. Ein Mahl wurde aufgetragen, welches für dreißig Personen ausgereicht hätte. Als der Häuptling dabei im Obstmost sich voll getrunken hatte, bat Ferrier um die Erlaubniß sich zurückziehen zu dürfen. Sie wurde gewährt, und die Damen vom Hause geleiteten den Gast jetzt nach seinem Zimmer, halfen ihm sich zu entkleiden und begannen zu seinem nicht geringen Erstaunen ihm die Füße zu waschen und ihn vom Scheitel bis zur Zehe zu frottiren. Anfangs schmeichelte sich Ferrier eine besondere Auszeichnung empfangen zu haben, später aber erfuhr er daß auch seine Begleiter dieselbe Behandlung genossen hatten, und die Töchter des Chans nicht von diesen Pflichten gegen die Fremdlinge befreit war, so geheiligt ist bei diesen Stämmen jeder Gast.

Am 13 Julius sollte Ferrier Singlat [2] erreichen, allein zu seiner bittern Täuschung fand er daß die Hezareh ihre Zelte abgebrochen und den Platz geräumt hatten. Von den Hezareh waren nämlich kurz zuvor zwei Männer des benachbarten Clans der Firuz Kohis erschlagen und die Ausliefrung der Mörder verweigert worden. Der Ausbruch einer Blutfehde war gefolgt, und der Stamm von Singlat hatte im Gefühl seiner numerischen Schwäche sich in die Berge zurückgezogen. Ein Hirt, den man unterwegs anrief, gab die Richtung des Schlupfwinkels an. Man stieg hergauf, und auf der Höhe begieng Ferrier die Unvorsichtigkeit durch einen Pistolenschuß seine Gegenwart anzuzeigen. Ein tausendfaches Echo wurde aus dem Schlummer geweckt, dann aber kam auf den Abhängen ein Kopf nach dem andern zum Vorschein, und da die

[1] Darunter versteht der Verfasser sämmtliche Ketten des Hindukoh.

[1] Dieser Umstand ist von ethnographischem Interesse, weil man bisher mongolische Ansiedler nur am Südabhang des Kohi Baba kannte.

[2] So schreibt er den Namen dieses Orts, der ebenfalls ist mit dem Sangsila unserer Karten, nahe an der Quelle des Heri Rud.

Digitized by Google

Hochländer den Schuß als eine Herausforderung verstanden, so erwiederten sie ihn sogleich mit einer Salve, vor der man sich eilig in Sicherheit bringen mußte. Das Mißverständniß löste sich bald durch Gebärden, und kurz nachher saß man gastfreundlich beisammen, während ein Lamm zum Imbiß geschlachtet wurde. Die Nacht über blieben die Hezareh beständig auf dem Qui vive! und sie hatten Ursache dazu, denn um 3 Uhr Morgens erfolgte ein Lärmzeichen. Der Feind hatte versucht in der Stille die Höhen zu gewinnen. Die wachsamen Hezareh aber legten sich in den Hinterhalt, und alles wartete mit Ungeduld auf den Beginn des Gefechtes. Ein matter Lichtstreifen im Osten verkündete das Heranrücken des Tages, und verstattete den heranschleichenden Feind zu gewahren. Als er in erreichbare Nähe gelangt war, wurden Steine, die in Bereitschaft lagen, auf ihn herabgewälzt, und zugleich ein allgemeines Feuer eröffnet, welches den Angreifer sogleich zum Rückzug zwang. Die Weiber fochten in den vordersten Reihen und erwiederten wacker die Kugeln der Feinde. Diesseits wurde niemand beschädigt, aber am Tage gewahrte man daß Blutspuren den Rückweg des Feindes färbten.

Am andern Tage (14 Julius) sollte Ferrier den großen östlichen Gebirgsrücken des indischen Kaukasus, den Sufaid Koh, trennen. Der Weg gieng über verschiedene Jeche und Gewässer. Eins davon sollte der Quellenstrom des Murghab seyn, wie der Führer versicherte. [1] Endlich war die Höhe gewonnen. „Während der letzten Stunde des Aufsteigens, bemerkt der Reisende, gieng es über Schnee, und obgleich die Sonne voll ihre Strahlen ergoß, war es doch so bitter kalt daß ich mich fest in meinen Mantel wickelte. Als ich wirklich auf dem höchsten Punkte der Kette stand, erregte die schimmernde Aussicht, die in kühnem Relief zu meinen Füßen lag, meine höchste Bewunderung. Es fehlte dem prachtvollen Anblick nicht an Abwechslung, und alle Einzelnheiten blieben deutlich sichtbar. Am Horizont auf 30 Parasangen Abstand hob sich das Schneehaupt des Tschalap in die Lüfte, und die hohen Berge, die wir überschritten, schrumpften zu Hügeln zusammen im Vergleich mit dem fernen Riesen. Die Landschaft welche wir von Sirtpul her durchzogen hatten, war nur ein dünner Streifen auf der Oberfläche die vor uns aufgerollt lag, während die Kette auf der wir standen von Ost nach Westen in Entfernungen sich verlor die für das Auge nicht mehr meßbar schienen. Eine endlose Zahl niederer Rücken verzweigte sich, von der mittleren, ich möchte sagen von der kaiserlichen Gebirgskette nach Norden zu langsam niedersteigend, und liebliche Fruchtbarkeit in den Thälern beschattend, in denen man hie und da schwarze Zelte bemerkte, welche von der wandernden Bevölkerung zum Lager zusammengeschlagen worden waren, oder üppige Wiesen, zwischen denen Wasserströme im Sonnenlicht silbern aufglänzten." Die Bergkette die man überschritten, hieß der Sufaid Koh, oder die weißen Berge, im Gegensatz zu dem Koh Siah, einer niederen Kette schwarzer Felsen im Süden. Zwischen beiden floß der Heri Rud. [2] Alle Gewässer vom Nordabhang des Sufaid Koh verlieren sich nach der Ebene des Oxus, alle Gewässer des Südabhangs von Koh Siah gehören dem Gebiet des Hilmend an, und beide Wassergebiete trennt wiederum das Thal des Heri Rud. Dieses, mit wandernden Lagern der Hezareh bevölkert, wurde überschritten und dann die Kette des Koh Siah mühelos erstiegen. Um so beschwerlicher war es an den steilen Südabhang nieder zu gelangen. Der Weg führte an Felsenwänden entlang, während unten in schwindelnder Schlucht ein wilder Gebirgsstrom tobte. An einzelnen Stellen war der Weg in die Felsen gehauen, und der Pfad nur breit genug für ein beladenes Roß, während das Auge schaudernd sich abwandte vor der jähen Tiefe. Am 15 Julius erreichte man endlich den Fuß des Gebirges und sah in ein romantisches Thal, wo ein kleiner See ohne Abfluß wie ein schimmerndes Juwel, von stillen Hügeln eingefaßt, lag, belebt rings um mit den Lagerplätzen von Eimaks und Taymunihs, deren Zelte durch kleine Gartenplätze und steinerne Brustwehren geschieden waren. Die Prairie war in solcher Ueppigkeit aufgeschossen daß sie das grasende Vieh verbarg, und um die Reize zu erhöhen, fehlte es auch nicht an Ruinen welche die Hügel krönten. Fischerboote kreuzten den See in Rindenbooten und' unverschleierte Frauen tränkten die Heerden am Wasser.

Diese idyllische Landschaft gehörte zu dem Fürstenthum Gur, welches ehemals einen glänzenden historischen Namen besaß, und deren Dynasten einst ihren Thron aus den Trümmern des Reiches der Ghaznaviden gründeten. Der Stamm der Taymunihs herrscht jetzt in den gesegneten Gefilden, und hat sich unter der Oberherrlichkeit von Herat, dem er nur gelegentlich Tribut zahlte, unabhängig erhalten. Der ehemalige Häuptling der Taymunihs Ibrahim war ein treuer Vasall des letzten Sudosi, des Schah Kamran von Herat, gewesen und hatte nach der Ermordung dieses Duranifürsten dem verrätherischen Jar Mohammed die Treue verweigert. Aber mit diesem verschlagenen Despoten war eine Fehde gefährlich. Er stiftete Zwietracht zwischen den Stämmen und seine Truppen belagerten (1844) den Häuptling in seinem Felsenschlosse Tschalapdalon. Zweimal ausgehungert und zweimal gefangen, wußte Ibrahim immer wieder seinen Feinden zu entschlüpfen, denen er sein Schloß nur ausgeliefert hatte, nachdem Jar Mohammed siebenmal auf einen Koran ihm schriftlich und besiegelt die Freiheit zugesichert, den Eid aber schnöde verletzt hatte. Als Ferrier in das Thal gelangte, herrschte dort Mustapha Chan, der zur Gewalt gelangt war, nachdem er seinen heldenmüthigen Vetter Ibrahim an die Herataner verrathen hatte. An diesen Mann besaß Ferrier einen Empfehlungsbrief, aber schlimmes mußte er ahnen, als er in seinem Hause einen Afghanen aus Herat, Osman Chan begegnete, den er und der ihn sogleich erkannte. Der Herataner erstaunte nicht wenig den General, welchen man längst in Kabul wähnte, in Gur wieder anzutreffen. Er hatte Empfehlungsbriefe an Hassan Chan den Zorak, einen Gegner Jar Mohammeds, und er reiste unter der Maske eines persischen Kaufmanns aus Meschhed. Alles schien im höchsten Grade verdächtig, und es wurde dem unglücklichen Wanderer eröffnet, er dürfe seine Reise nicht fortsetzen, sondern man müsse ihn nach Zermi an den Befehlshaber eines Truppencorps aus Herat abliefern.

So geschah es auch, und am 17 Julius erreichte Ferrier bald als Gefangener das Lager des Sirdar Ali Chan, der nicht wenig erstaunt war den geheimnißvollen Besucher Herats noch einmal zu

[1] Im Widerspruch mit Ferriers Karte, wo der Murghab vor der Ankunft in Singlaf überschritten wurde.

[2] Auch in dieser Beschreibung des Textes paßt Ferriers Karte nicht recht.

Digitized by Google

sehen. [1] Der elende Osman Chan aus Herat hatte einen Brief an den Sirdar geschrieben, worin Ferrier als ein gefährlicher Agent geschildert wurde, um sich damit die Verdienste eines loyalen und feinen Spürsinns bei dem Wesstr Sahib zu erschleichen. Der Sirdar las den Brief laut dem General vor, und schenkte seinen Erklärungen vollständig Glauben. Nichtsdestoweniger aber eröffnete er dem unglücklichen Reisenden daß er es nicht verantworten könnte ihn weiter ziehen zu lassen, sondern daß er ihn zuvor nach Herat befördern müsse. Wenige Tagereisen von Kandahar war also der Franzose genöthigt gerade wieder dorthin zurückzukehren, von wo er einen Monat früher aufgebrochen war. Glücklicherweise hatte Jar Mohammed bereits Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwischen Dost Mohammed und dem Mir Wali von Chalm empfangen. Ferriers Erzählungen erschienen deßhalb völlig glaubwürdig, und die einfältigen Denunciationen Osman Chans fielen damit zu Boden.

Diesen ersten Abschnitt seiner wanderlichen Kreuzfahrten schließt Ferrier mit einer Bemerkung über die Aimaks, worunter er die Abkömmlinge der Eroberer des Paropamisus versteht, welche Persisch sprechen. Die einzelnen Stämme gleichen sich stark in Sitten und körperlicher Beschaffenheit, und sie halten sämmtlich so fest zusammen gegen Usbeken und Afghanen, die ihre Unabhängigkeit bedrohen, daß sie beinahe als eine geschlossene Nation erscheinen. Sie reden eine sehr alte Mundart des Persischen, in die noch äußerst wenig Arabisch eingedrungen ist, vielleicht weil der Koran bei ihnen noch höchst unvollständig sich verbreitet hat. Im Vergleich zu Usbeken und Afghanen sind die Aimaks halbe Wilde. Sie begehren nichts als den Besitz eines Zeltes, eines Rosses, eines Weibes und Gelegenheit zu plündern. Ihr gastfreied Wesen, ihre Treue und gegenseitige Anhänglichkeit erhebt sie aber sittlich hoch über ihre Nachbarn. Ihre Frauen verrichten alle Hausarbeit und den geringen Feldbau, den diese wandernden Hirten im Flinge betreiben. Die Afghanen fürchten die Frauen der Aimaks eben so sehr als die Männer, und die Mädchen heirathen nicht eher als bis sie sich durch eine Waffenthat ausgezeichnet haben. Sie erscheinen selbst vor Fremden unverschleiert, ihre Glieder sind stark und voll entwickelt, sonst aber ist ihre Schönheit mittelmäßig und geht nach zurückgelegtem 40sten Jahr in vollständige Häßlichkeit über. Obgleich die Winter im indischen Kaukasus sehr hart sind, so zieht der Aimak sein kamelhärnes Filzzelt jedem festen Obdach vor, und es gewährt ihm, wenn es wohl verschlossen ist, auch hinlänglichen Schutz gegen jede Witterung.

[1] Ferrier behauptet, es gebe in Herat noch einige Familien feueranbetender Gebern oder Parsen. Auch dieß ist eine interessante ethnographische Notiz, denn diese alte Religionsgenossenschaft hielt man im Nordosten des iranischen Hochlandes völlig erloschen und suchte sie nur noch in der Oase Yezd, in Kerman und Indien.

Zur Naturgeschichte der Lachse.

Es sind nicht bloß vierfüßige und jagdbare Thiere, die gänzlich oder örtlich vom Menschen vertilgt worden sind, wie Bären, Wölfe, Dam- und Rothwild. Es ist ihnen, dem Menschen, sogar gelungen das fruchtbarste aller Elemente, und das fruchtbarste aller Thierreiche, das Meer, zu entvölkern und Fischarten an den Rand des Aussterbens zu treiben. Man hat bereits bemerkt daß von Jahr zu Jahr der Ertrag der Häringsfischereien abnimmt, ähnlich wie es bereits mit dem Wallfischfang geschieht. Zu den Fischen, die bald nicht mehr in den Gewässern unseres Festlandes vorhanden seyn werden gehört auch der Lachs (Salmo salar). Freilich anderwärts ist dieser Fisch noch in unglaublicher Menge vorhanden. Die arktischen Gewässer wimmeln geradezu von Lachsen, und die Eskimos auf Boothia Felix gaben, wie Sir John Roß berichtet, eine Tonne (20 Ctr.) solcher Fische für ein Messer, wobei nur zu erinnern wäre daß der Werth eines Messers für einen Eskimo kein geringer sey. Ein ähnlicher Segen findet sich in den Gewässern Kamtschatka's. Tausende von Lachsen werden täglich dort gefangen, Tausende fressen die Bären, Tausende werden entkräftet and Ufer geworfen und verpesten die Luft, und dennoch, bemerkt ein russischer Naturforscher, steht man oft an seichteren Stellen „den Grund der Flüsse völlig roth von dem Gedränge des Salmo Lycaodon und des Salmo sanguinolentus.“ (Ausland 1856. S. 2120). Allein was hilft uns dieser Reichthum in solcher Perspective? Der kamtschadalische oder arktische Lachs wird nie in frischem Zustande unsere Märkte erreichen, auch ist die arktische Art Salmo rossii bei weitem nicht so wohlschmeckend und fein wie unsere europäischen Fische, und dann würde sich auch am Nordpol rasch der Lachs verringern, wenn ihm der europäische Mensch, der große Tödter, nachzustellen anfienge. Wenn es auch keine Zeit gegeben hat wo todte Lachse die Ufer unserer Flüsse verpesteten, so muß dieser Fisch doch noch vor wenigen Jahrhunderten in unglaublicher Fülle aus der Nord- und Ostsee binnenwärts gezogen seyn. Es ist ja bekannt daß ältere Dienstbotenordnungen hanseatischer Städte den Herrschaften untersagten ihre Leute „öfters als zweimal die Woche“ mit Lachsgerichten heimzusuchen. Leckerbissen müssen selten und theuer bezahlt werden, ehe sie einen gewissen gastronomischen Rang erreichen, und wenn man indianische Vogelnester so zahlreich und mühelos gewinnen könnte als den Guano, man würde sie nicht mit Gold aufwiegen, sondern Schweine und Hühner damit füttern. Einen der fischreichsten Gewässer in Bezug auf Salmo salar war bisher die schottische Tweed geblieben, und sie war es nur geblieben, weil seit den ältesten Zeiten der Fisch unter dem Schutze der Gesetze stand und die Henne nicht geschlachtet werden durfte welche goldene Eier legte. Schon zu Robert Bruce's Zeiten wurde der Lachsfang in der Tweed zu bestimmten Jahreszeiten geschlossen und wieder aufgethan, und das erste Parlament unter Jakob I von Schottland setzte die hohe Geldstrafe von 40 Sh. für jeden zur Unzeit gefangenen Lachs (1424) fest. In den letzten 15 bis 20 Jahren ist der Preis dieses Fisches in England auf das doppelte gestiegen. Die hohen Preise sind aber nur eine traurige Prämie für eine raschere Vertilgung dieses edlen Raubfisches gewesen, wie sich aus der folgenden Liste ergeben wird, zu deren Verständniß wir bemerken daß unter Lachs der ausgewachsene Salmo salar, unter Grilse der Lachs

Digitized by Google

in jungfräulichem Zustande, und unter Lachsforellen (trout) der Salmo eriox ein weit größerer, und gering bezahlter Fisch, gemeint ist. Es wurden in der Tweed im Durchschnitt jährlich gefangen

	Lachse	Grilsen	Lachsforellen.
von 1811—1815	40,297	68,057	31,235
„ 1816—1820	37,938	87,089	48,078
„ 1821—1825	22,930	57,647	62,475
„ 1826—1830	9,804	53,990	48,864
„ 1831—1835	14,416	65,112	69,121
„ 1836—1840	14,149	52,283	54,877
„ 1841—1845	18,846	81,047	69,712
„ 1846—1850	11,479	56,190	49,630
„ 1851—1855	9,085	23,905	32,764
im Jahre 1855	6,329	13,952	23,736
„ „ 1856	4,885	33,992	30,597

Man sehe diese Columnen ein wenig genauer an, sie geben einen wir möchten sagen pathologischen Aufschluß. Von 1816 bis 1820 wurden 87,089 Grilsen getödtet. Die Folge war daß die Beute der Lachse in der Zeit von 1826—1830 sich bis auf 9,804 erniedrigte. In der Zeit von 1841—1845 wurden abermals über 80,000 Grilsen getödtet, und die Folge war daß zehn Jahr später die Ausbeute der Lachse auf 9000 und unter 5000 fiel. Vier Fünftel der Fische also werden gefangen ehe sie sich begattet haben, in dem letzten Jahre bereits neunzehn Zwanzigstel Jungfern und Junggesellen.

Diese traurige Abnahme der Art hat die Sorgen der Gesetzgeber auf sich gelenkt, und es liegt ein Gesetzentwurf jetzt im Parlament um der ausserordentlichen Fischart wieder einige Erleichterung zu verschaffen. Der Gesetzgeber hat aber eine schwierige Aufgabe. Die Interessen der Fischereiberechtigten am untern Flusse sind andere als die Interessen der Eigenthümer oberhalb. Freilich verdient der Fisch, je höher er den Fluß hinaufgeht, die größere Schonung, weil oben die Eier deponirt werden. Je ermsiger aber unterhalb das Ausrotten betrieben wird, desto weniger Fische werden hinaufgehen und je mehr Fische oberhalb erlegt werden, um so rascher stirbt die künftige Brut ans und um so weniger Salmen werden einst ins Meer schwimmen. Das wirksamste Mittel bliebe nun freilich auf einen Zeitraum von fünf Jahren den Lachsfang zu verbieten mit Ausnahme des Fischens mit der Angel, welches keinen sonderlichen Schaden anrichtet. Aber eine so gewaltsame Maßregel welche viele Verträge brechen und andere Interessen verletzen würde, läßt sich in England nicht durchführen.

Man hat in neuerer Zeit dem Uebel auf eine andere Art beizukommen gesucht, nämlich durch die künstliche Bevölkerung der Flüsse. Sir Humphry Davy behauptete, jeder Lachs lege 17,000 Eier, von denen nur 800 etwa ausschlüpfen. Solche Zahlenangaben sind höchst mißlich, denn Sir Humphry war nicht in der Lage die 17,000 Eier, die in der Freiheit deponirt wurden, zu beaufsichtigen und zu ermitteln, wie viel davon zu Grunde giengen. Allein wir vermögen aus der ungeheuren Fruchtbarkeit der Fische zu schließen daß die Zerstörung ihres Samens eben so gewaltig seyn müsse. Die Natur würde diese Fruchtbarkeit nicht befördert haben, wenn sie nicht das einzige Mittel wäre um das Aussterben der Arten zu verhindern. Legt also ein Lachs wirklich 17,000 Eier, so wird davon nur ein unendlich kleiner Theil ausschlüpfen, von den ausgeschlüpften die ungeheure Mehrzahl umkommen oder von andern Fischen verschlungen werden, und zuletzt von der Brut nur so viel Exemplare das zeugungsfähige Alter erreichen daß die Individuen der Art nicht abnehmen, sondern die Vernichtung, die ihnen im gewöhnlichen Laufe der Natur droht, wieder ausgeglichen werde. Ganz anders aber gestaltet sich der Hergang wenn die Eier der Fische künstlicher Pflege sich erfreuen. In der großen schottischen Fischzucht bei Stormontfield wurden aus 300,000 Eiern 270,000 Lachse bis zu dem Alter aufgezogen, wo der Fisch sich auf die Wanderung begibt. Leider kann sich die Kunst nicht über dieses Alter hinaus erstrecken. Die Fischzucht vermag süße Gewässer mit Süßwasserfischen in erstaunlich kurzer Zeit bis zum höchsten Grade zu bevölkern, der Lachs aber ist beidelbig, er hat seine süße und seine salzige Saison. Ueberdieß war die Naturgeschichte dieses Fisches noch in ziemliches Dunkel gehüllt, denn er wechselt mit dem Alter sein Kleid, und die Britten haben für diese verschiedenen Zustände die Namen Parr, Smolt, Grilse, Salmon. Die großen Versuche in Stormontfield welche die Aufmerksamkeit des Meetings der British Association im Jahre 1855 in so hohem Grade erregten, haben viele Aufschlüsse gegeben. Sie begannen am 23 Nov. 1853, wo die befruchteten Eier deponirt wurden. Ende März 1854 begannen die ersten Thierchen auszuschlüpfen, und Ende Mai waren keine fruchtbaren Eier mehr vorhanden. In diesem Zustande heißen die Fische Parr. Die schottischen Fischzüchter streiten nun darüber, ob der Parr ein oder zwei Jahr nach dem Ausschlüpfen zum Pilgrim wird und in das Meer zieht. In Stormontfield verließen nach dem ersten Jahre die Hälfte der Parrs die Behälter, die andere Hälfte blieb. Das Räthsel war also nicht gelöst. Die eine Ansicht ging dahin, die Fische würden noch ein Jahr gewartet haben, wenn nicht durch künstliche Fütterungen ihre Reife beschleunigt worden wäre; die andere Ansicht lautete sie seyen nicht ausreichend gefüttert worden, sonst hätte der ganze Schwarm die Behälter verlassen. Es ergab sich auch daß nicht etwa das eine Geschlecht blieb und das andere früher wanderte, sondern beide Geschlechter sich ganz gleich verhielten. Wenn die junge Brut sich ausschickt das Süßwasser zu verlassen, wechselt sie ihr Aussehen. In diesem Pilgerkleide heißt der Fisch Smolt. Man untersuchte am 2 Mai 1855 einjährige Zöglinge, und fand daß sie noch nicht „Toilette" gemacht hatten. Aber am 19 desselben Monats versammelten sich die Sachverständigen wieder, und fanden unter 12 Exemplaren fünf völlig reisefertig. Inzwischen hatten alle Individuen der zweijährigen Brut am 26 April 1855 ihr Kleid gewechselt, am 28 April begann der Abzug, und am 24 Mai war der letzte Nachzügler verschwunden. Die nächste Frage blieb nun, wann kehrt der Smolt als Grilse wieder. War der Smelt der Pilgrim der in die See zieht, so ist die Grilse der heimkehrende Fisch aus der See, der sich im Sommer im Süßwasser zum erstenmal begattet. 12—1300 Stück der Smolts aus der Zucht des Jahres 1854 wurden gezeichnet, und von diesen angeblich 22 Stück in derselben Saison im Julius als Grilsen gefangen. Je nachdem sie zeitiger oder später aus der See wiederkehrten, wegen sie 5—9 Pfund, während sie beim Abzug in das Meer nur ein paar Unzen schwer waren. Ihr Gewicht hätte also in zwei bis drei Monaten Seeaufenthalt in staunenswerther Geschwindigkeit zugenommen (vgl. Aust. 1855 S. 981). Im Jahre

Digitized by Google

1856 wurden 1135 gezeichnet und „etliche“ davon als Grilsen wieder eingefangen. Diese Erlebnisse der Fischzüchter am Tay sind aber neuerdings in Zweifel gezogen worden. [1] Die Einzeichnungen bestanden nämlich nur darin daß man die zweite Rückenflosse zerschlitzte. Dieses Erkennungszeichen kann aber sehr trügerisch seyn, denn wie leicht ist es nicht möglich, daß unter den 30—40,000 Grilsen, welche in jenem Jahre im Taygebiet gefangen wurden, die betreffenden 22 jenen Zeichen an der Rückenflosse einer andern Ursache als der Scheere der schottischen Züchter verdanken? Man wird also nicht eher darüber zuverlässigen Aufschluß erhalten, als bis man andere Markzeichen anwendet, und das beste wäre wenn man die Flossfeder nach Art der Eisenbahnbillets rund durchbohrte. Dieses Zeichen könnte von keinem natürlichen Verleyer des Lachses gefälscht werden. Auch waren in frühern Jahren in der Tweed eine Menge Fische gezeichnet worden, die dann leicht nach dem Tay schwammen und dort als Zöglinge von Stormontfield reclamirt wurden. Solche Smolts aber, die man mit Ringen gezeichnet hatte, wurden im ersten Jahre als rückkehrende Grilsen nicht, wohl aber etliche im zweiten Jahre als solche eingefangen. Von den 300 zweijährigen Smolts, die Stormontfield mit Silberringen gezeichnet 1856 verließen, ist bis jetzt noch kein einziger als Grilse gefangen worden. Vor dem nächsten Jahre wird man also nicht erfahren, wie lange der Lachs im Meere bleibt, ehe er die Reife zur Begattung erreicht, ob er in demselben oder erst im folgenden Jahre als Grilse in das Süßwasser zurückkehrt. Der Herzog von Roxburghe indessen besaß einen Fisch, der durch einen besonders geformten Draht durch die Riemen am 14 Mai 1855 gezeichnet, und am 21 Julius 1856 als Grilse 6½ Pfund schwer gefangen wurde. Bis jetzt also scheint die Ansicht, daß die Smolts nicht in demselben, sondern erst im nächsten Sommer zurückkehren, die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Indessen hat die andere Ansicht doch auch wieder noch einigen Anhalt in dem Umstand daß die Jahreszeiten beßaß eines Abgangs und Ausgangs der Lachsbrut von der Natur geschieden sind, so daß sich in keinem Süßwasser Smolts und Grilsen begegnen, denn über dem Mai bleibt kein Smolt im Flusse, während Grilsen erst im Julius erscheinen. Ein großes Mysteriam sind ferner die sogenannten leeren (clean) Lachse, die bisweilen im Februar oder März die Flüsse hinaufgehen. Was sie eigentlich dort beabsichtigen, ist nicht zu ergründen, denn die Laichzeit tritt erst sechs Monat später ein. Vielleicht ist es eine Krankheit welche den Fisch zwingt eine Süßwasserkur schon zu Ende des Winters zu gebrauchen.

Aelter sind die Untersuchungen was aus den Grilsen wird. Man hat zahlreiche Experimente an verschiedenen Orten und glücklicherweise immer mit Ringen angestellt. So darf man als bestätigt annehmen daß die Grilse, welche nach der Begattung sehr zeitig im Frühjahr den Fluß verläßt, in derselben Saison als Lachs zurückkehrt, daß ihr Gewicht sich in dieser Zeit verdoppelt oder verdreifacht, und endlich daß nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl etwa 3 bis höchstens 4 Procent überhaupt zurückkehrt. Im Frühling 1852 wurden beispielsweise 500 junge Lachse mit Gutta-Percha-Ringen gezeichnet und in einen Wasserbehälter noch ein paar Yards innerhalb der Fluthgränze im Flusse Whittader gesetzt, der sich dicht oberhalb von Berwik in die Tweed ergießt. Der größere Theil der Fische fand Gelegenheit glücklich ins Meer zu entkommen. Aber fort giengen sie auf immer, keiner kehrte zurück, und nur von dreien hat man weitere Nachrichten erhalten. Der eine wurde in der Mündung des Tyne 70 (engl.) Meilen südlicher, der andere bei Yarmouth 300 Meilen südlicher gefangen, der dritte kam bei Ysemouth zehn Meilen nördlich zum Vorschein und zwar im Bauche eines Stockfisches, wo aber von ihm nur noch seine Wirbelsäule und seine Gutta-Percha-Marke übrig war.

Der Gesetzgeber ist ziemlich machtlos um der örtlichen Vernichtung der Species Schranken zu setzen. Man kann vielleicht die Saison des Fischfangs noch mehr einschränken, man kann gewisse Methoden des Fanges gänzlich verbieten z. B. das Harpuniren der Fische bei Fackelschein, aber alles das sind und bleiben nur Palliativmittel. Die Bevölkerung durch künstliche Zucht wird auch nicht dem Uebel steuern, denn die Züchter sind eben nie eines Gewinnes sicher. Sie wissen nicht ob ein einziger Fisch von den Hunderttausenden, die sie ausbrüten und nähren, jemals in ihre Netze gehen wird, ob die Züchter an der Tweed nicht für die Fischer am Tay oder vielleicht gar für normegische Rechnung die Brut füttern. Ein Mittel gäbe es indessen um bald andere Zustände herbeizuführen, wenn nämlich sämmtliche Eigenthümer an den Ufern der Lachsgewässer sich zu einer großen Actiengesellschaft vereinigten, und der Fischfang auf gemeinschaftliche Rechnung betrieben würde. Auf gemeinsame Kosten müßten dann auch die Züchtereien betrieben werden, die bis jetzt ihre Wirksamkeit rein nur der Freigebigkeit einiger Lords verdanken. Da wir nun oben gesehen haben daß eine große Herstörung von Fischen immer im Laufe von etwa 10 Jahren durch Mißernten der Fischer sich rächt, so müßten umgekehrt die Leistungen von einem Dutzend Brutanstalten die jährlich etwa 3 Millionen junger Fische in das Meer ließen, nicht im Laufe eines, wohl aber im Laufe etlicher Jahre große Wirkungen erzielen. Würde nun der Fischfang systematisch betrieben, ließe man alle Grilsen wieder frei und beschränkte man sich nur auf die Jagd der Lachse, so könnten die britannischen Gewässer wenn auch nicht jene fabelhafte ältere Bevölkerung, doch wenigstens die Fülle wie am Anfang des Jahrhunderts wieder erlangen. Nichts wäre einfacher und natürlicher, weil der Vortheil der Gesammtheit nothwendig dadurch befördert werden müßte. Die Rente der Lachsfischereien in der Tweed ist nämlich seit 1814 von 20,000 Pfd. St. auf 4000 Pfd. St. gesunken, denn der Marktpreis des Fisches stieg nicht in gleichem Grade als der Ertrag der Beute abnahm. Ein solches Ueberseinkommen ist aber schwierig herzustellen. Die großen Grundbesitzer wären rasch bereit. Nicht so die kleinen, welche nur ein paar Yards Uferlänge besitzen und auf dieser kleinen Strecke nach Kräften Unheil anstiften. Auf dem Festlande wäre nichts leichter als ein Gesetz zu schaffen welches diese Interessen zu Gunsten eines Generalpächters expropriirte, der auf systematische Weise und nach den Vorschriften der Wissenschaft sein Recht ausbeuten müßte. In England aber ist man allen Eingriffen in das Privateigenthum abhold, also auch den Expropriationen. Noch hält man dort mit Zähigkeit an der Irrlehre fest daß der Vortheil des Einzelnen immer zugleich der Vortheil der Gesammtheit seyn müsse, was doch nicht der Fall ist, am allerwenigsten bei Ausbeutung von Naturschätzen, wo der ein-

[1] Quarterly Review. Jan. 1857. The Salmon; Fishing, Breeding and Legislation.

Digitized by Google

zeine gern vom Capital zehrt und dabei seinen Vortheil findet, während die Rente der Gesammtheit nothwendig durch seinen Gewinn schmäler werden muß. Wirksam aber würde eine solche Organisation erst dann seyn, wenn sich die maritimen Nachbarstaaten ebenfalls verpflichteten den Fischfang nur systematisch zu betreiben. Dazu ist vorläufig keine Aussicht. Allein die bittere Noth wird bald die Menschen zur Vernunft bringen. Es ist überhaupt eine Schmach unserer so hochmüthigen und aufgeklärten Civilisation, daß wir noch manches lernen könnten von der Politik so niedrig stehender Völker als z. B. die Incaperuaner waren. Was zur Schonung des Fischreichthums bei uns noth thut, bestand im Reiche der Incas als Gesetz in Bezug auf die Jagden. Nur alle vier Jahre wurde auf einem bestimmten Revier gejagt, dann aber erschlagen was in die Hände gerieth. Die Thiere hatten dann drei Jahre Ruhe und völlig Zeit das ausgeleerte Gebiet wieder zu bevölkern. Auf diese Art wurde gewiß der höchste mögliche Ertrag erzielt. Als die Spanier nach Peru kamen, wurde der alte Jagdbann gebrochen und rasch stellte sich eine Armuth an Wild ein, die noch bis zum heutigen Tage fortdauert. Die peruanische Politik sollte man sich in Bezug auf den Wallfischfang zur Regel nehmen. Man sollte die Weltmeere in drei große Reviere eintheilen, nämlich in das atlantische und in die pacifischen über und unter dem Aequator. Nur einer dieser Jagdgründe sollte für zwei Jahre sämmtlichen Wallfischfängern geöffnet werden und dann vier Jahre unbetastet bleiben. Diese Praxis würde sich bald mit einem größern Reichthum an Beute und mit höherem Ertrage der Jagd belohnen. Dazu wäre ein internationaler Vertrag der seefahrenden Nationen völlig ausreichend. Es bedürfte höchstens daß ein Schiff dieser oder jener Nation die verbotenen Jagdgründe besuchte und hoher Strafen für den zur ungesetzlichen Zeit ertappten Wallfischfänger. Man wird vielleicht spotten über einen solchen universellen Völkerverband und diese Art von kosmischer Gütergemeinschaft, allein auch hier wird die bittere Noth bald nachhelfen. Man wird zu diesem Mittel doch schreiten müssen, und es ist nur zu besorgen daß es zu spät geschehe und zu einer Zeit wo es mit der Wiederbevölkerung der See sehr langsam vorwärts gehen möchte, während jetzt noch die Festsetzung eines Turnus die nöthige Abhülfe gewähren könnte. Man fürchtet immer die Verletzung von zufälligen und individuellen Interessen, obgleich man doch voraussieht daß wenn dem Unwesen kein Einhalt geschieht, der einzelne und die Körperschaft schließlich zu Grunde gehen müssen. Ein Eingriff in das Eigenthumsrecht, ein Machtspruch im Sinne der Socialisten, wird hier zur Wohlthat und zur gebieterischen Nothwendigkeit, denn es gibt doch noch etwas höheres als die Rechtssphäre des einzelnen und dieß ist das Bedürfniß der gesammten Gesellschaft, sobald es notorisch geworden und nicht mehr bezweifelt werden kann.

Der letzte Census Frankreichs mit allgemeinen Bemerkungen über die mittlere Dauer des menschlichen Lebens und andere Elemente der Populationsstatistik.

Im J. 1856 bewohnten das europäische Frankreich 36,039,364 Einwohner. Die Zunahme hatte daher seit 5 Jahren (1851) nur 256,303 Köpfe betragen. Dieses Ergebniß lautet sehr bedenklich und hat in Frankreich selbst nicht wenig Köpfe zum Nachdenken genöthigt. Im Grunde könnte vielleicht mancher mit dieser Entwicklung der Populationsziffer zufrieden seyn. Gibt es doch viele Leute die mit einer gewissen Angst das Anwachsen der Bevölkerung überwachen und mit einer Art stillen Glückes dagegen die Entleerung der Länder durch Auswanderung betrachten. Allein wir sprechen zu einem so gebildeten Publicum daß wir nicht nöthig haben erst auseinanderzusetzen, warum eine Zunahme der Bevölkerung absolut weder ein Glück oder ein Unglück seyn müsse, und warum eine Bevölkerungsabnahme nicht nothwendig eine erhöhte Ernährungsfähigkeit der Nation beweist. Es sagt sich vielmehr jeder selbst daß die letzten großen Ziffern welche die Statistik ermittelt an und für sich nichts über das Wohlbefinden einer Nation verrathen, sondern daß man erst die Elemente kennen muß, aus welchen die großen Ziffern entstehen, um die Offenbarungen der Statistik richtig zu deuten. Es betrug die Bevölkerung Frankreichs:

Im Jahre	1790	26,363,074 Köpfe.
„ „	1805	29,107,425 „
„ „	1821	30,461,875 „
„ „	1831	32,569,223 „
„ „	1846	35,400,486 „
„ „	1851	35,783,170 „
„ „	1856	36,039,364 „

Am raschesten innerhalb dieser Zeit nahm die Bevölkerung von 1800 bis 1805 zu, nämlich jährlich um 1,21 Proc. In den letzten zehn Jahren unter den Bourbonen 0,69 Proc., unter Louis Philipp durchschnittlich 0,55 Proc. Am geringsten war die Zunahme in den letzten fünf Jahren, nämlich nur 0,14, geringer sogar als in der Zeit der Mißernte und bürgerlicher Unruhen von 1846—1851, wo sie immer noch 0,22 betrug. Man hat dieses Zurückbleiben zum Theil auf Rechnung des orientalischen Krieges geschoben. Allein die Menschenverluste waren doch höchst unbeträchtlich, so daß wenn dieser Krieg nicht stattgefunden hätte, doch nur 35,000 Menschen mehr in Frankreich leben, die fünfjährige Zunahme also 259,303 Köpfe und jährlich 0,16 Proc. betragen haben würde. Ferner tröstet man sich damit Algier bevölkert zu haben. Allein die Auswanderung nach Algier in den letzten fünf Jahren wird nur wenig tausend Franzosen über das Mittelmeer gelockt haben, sie bestand auch in frühern Jahren, und ihr Effect hat nie, auch nicht 0,01 Proc. Einfluß auf die jährliche Entwicklung der Bevölkerungsmenge erreicht. Die Ursachen liegen in der That viel tiefer. Massenhafte Auswanderungen hat nur Großbritannien und unser Vaterland zu erleiden. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahre 1800 5½ Mill., 1840 17 Mill., 1850 23¼ Mill. Köpfe. Ende 1856 hat sie wahrscheinlich schon 28 Millionen überstiegen. Eine jungfräuliche Erde ist aus allbekannten Gründen viel fruchtbarer als ein alter Boden, allein es gilt hier nur daran

Digitized by Google

zu erinnern daß zu der Vermehrung von 18 Mill. von 1800 bis 1850 in den Vereinigten Staaten nach Abzug der Negerbevölkerung und nach Abzug der eigenen Erzeugung jener älteren Einwohner mehr als die Hälfte übrig bleibt, die auf Rechnung der Einwanderer aus Europa kommt. Diese Einwanderer kamen aber hauptsächlich aus Großbritannien und aus Deutschland, sie vermindernten die Bevölkerung dieser Länder genau in demselben Grade als sie die andere vermehrten, und dennoch wissen wir daß in Deutschland die Bevölkerung seit 1815 sich um 40 Proc. gesteigert hat, während sie in Großbritannien von 1801 bis 1841 von $16^1/_2$ auf 27 Mill. sich hob, daß sie dann stehen blieb, daß sie aber in den letzten fünf Jahren nach allen bis jetzt angestellten Beobachtungen sich auf 30 Mill. gesteigert hat. Wenn wir nun sehen werden daß die äußerliche Zunahme der französischen Bevölkerung nur in den Ziffern wahrzunehmen ist, daß vielmehr eine innerliche Abnahme beobachtet wird, so muß die Fruchtbarkeit germanischer Völker in unserm Jahrhundert tief unser Nachdenken erregen, besonders wenn wir daran denken daß das zweite größte Land welches romanische Völker bewohnen, nämlich Spanien, gegenwärtig, obgleich im Aufblühen wieder begriffen, dennoch nicht die Zahl der Bevölkerung erreicht hat, die es am Ende des 15ten Jahrhunderts unter Ferdinand und Isabella vor Austreibung der Mauren und Juden besaß, während auch, mit Ausnahme Oberitaliens, kein souverlicher Zuwachs der Bevölkerung auf der apenninischen Halbinsel wahrzunehmen ist.

Bedenklich ist in Frankreich die rapide Abnahme der Elemente zur Vermehrung der Bevölkerung. Diese bestehen aus der relativen Menge der Ehen die in einem Jahre geschlossen werden, und aus der Fruchtbarkeit der Ehen selbst. Dieß zeigt sich aus der folgenden Tafel.

Zeitperioden.	Jährl. Geburten ausschl. d. Todtgeburten.	Zahl d. Einwohn. auf je eine Geburt.	Zahl d. Kinder auf eine Ehe, ausschl. d. Todtgeborn.	Zahl d. Einwohn. auf je eine Heirath.
1800—1810	918,071	30.27	4.11	132.9
1811—1820	942,919	30.82	3.86	132.7
1821—1830	974,480	31.29	3.76	127.7
1831—1840	967,104	33.78	3.38	125.8
1841—1850	962,812	35.33	3.21	126.0
1851—1854	955,824	36.68	3.14	128.0 [1]

Diese Zahlen lassen schon tiefer sehen als die Gesammtziffern. Es wird niemanden entgehen daß seit 1830 die absolute Anzahl der Geburten langsam abnahm, während sie doch, da sich die Bevölkerung vermehrte, jedenfalls hätte zunehmen müssen, wenn sie relativ nicht abnehmen sollte. Allein die relative Abnahme trat weit früher ein, ehe die absolute Abnahme in den Ziffern sichtbar wurde. Sie hat sich vom Beginn des Jahrhunderts gesteigert, denn im Anfang desselben kam Eine Geburt auf je $30,^{27}$, jetzt nur auf je $36,^{68}$ Einwohner. Die Zahl der Ehen die geschlossen werden, nimmt ebenfalls ab, aber doch nicht so hastig um jene andern Resultate zu rechtfertigen. Die wahre Ursache ist vielmehr in der verminderten Fruchtbarkeit der Ehen zu suchen, die, wie gezeigt wurde, von je $4,^{11}$ auf $3,^{14}$ lebendig geborne Kinder gesunken ist. Diese innerliche Zerstörung ist der ganzen Periode seit Beginn unseres Jahrhunderts eigenthümlich. Sie schreitet gewissenhaft fort ohne Pause. Sie ist im ersten Kaiserreich unter den Bourbonen, unter den Orleans und unter der Revolution, und dem zweiten Kaiserreich sich treu geblieben, also unabhängig von der Regierungsform, von mehr oder weniger Einschränkung der absoluten Gewalt.

Diese Erscheinungen werden aber interessanter je näher man auf die Details eingeht. Man kann den Ziffern mancherlei Dinge abfragen, wenn man die Bevölkerung in drei Classen scheitet, nämlich in 1) die Bevölkerung des Seinedepartements oder von Paris, 2) die übrige Städtebevölkerung, 3) die Landbevölkerung. Wenn man die Erfahrungen des Zeitraums von 1846—51 benützt, so ergab sich eine jährliche Bevölkerungszunahme durch Geburten:

im Seinedepartement	von	0,1556 Procent,
der Städtebevölkerung	„	0,2939 „
auf dem flachen Lande	„	0,4338 „

Daraus ergibt sich daß jene Vermehrung der Städtebevölkerung die Fruchtbarkeit der französischen Nation vermindert. Da nun aber in Frankreich ein beständiges Einwandern in die Städte vom Lande aus stattfindet, so hat man in dieser Bewegung eine Ursache der verminderten Fruchtbarkeit gefunden. Aber seltsam! Es werden mehr Kinder in den Städten als auf dem Lande geboren, z. B. je eins auf 32 Bewohner in Paris, auf 35 Bewohner der übrigen Städte, auf 41 Bewohner des Landes. Die Fruchtbarkeit in den Städten ist also größer, aber wohlgemerkt nicht die legitime, denn auf je eine Ehe kamen in Paris nur 2.31, auf dem Lande je 3.28 Kinder. Die unehelichen Geburten betragen umgekehrt $27^1/_4$ Proc. in Paris und nur 4 Proc. auf dem Lande. Je höher die relative Ziffer der unehelichen Geburten, um so höher wird die Sterblichkeit der Kinder ausfallen. Es fehlt nicht an Angaben wie viel relativ uneheliche Kinder im ersten Jahre mehr sterben als eheliche. Wir könnten aber auf ein sehr ungünstiges Verhältniß schon daraus schließen daß von den todtgebornen Kindern 29.46 Proc. uneheelich in Paris, und 7.19 Proc. uneheelich auf dem Lande waren. Es werden also im Verhältniß mehr uneheliche als eheliche Kinder todtgeboren. Die Sorgen mit denen die schwangere uneheliche Mutter zu kämpfen hat, erklären alles Ungünstige dieser Ziffern, diese Sorgen steigern sich nothwendig nach der Geburt in den ersten Jahren, wo das Kind der höchsten Pflege bedarf, denn von je 100 ehelichen und unehelichen Kindern vollenden nur $^3/_4$ das erste und wenig mehr als $^2/_3$ das zweite Jahr. In den Städten sind daher die schwächlich geborenen Kinder zahlreicher als auf dem Lande, wie wir dieß aus dem Umstand zu schließen vermögen daß in Paris je eine todte Geburt auf 15.73, in den übrigen Städten auf 20.34 und auf dem Lande auf 29.28 lebendige Geburten kommt. Es darf uns also gar nicht wundern daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder im ersten Jahre doppelt so groß ist als die Sterblichkeit der ehelichen Kinder, daß vielmehr in diesem Zeitraum durchschnittlich $2,^{11}$ Proc. uneheliche Kinder in derselben Zeit wie 1,Proc. eheliche Kinder sterben.

Die Jahreszeiten üben auch ihren Einfluß auf Empfängniß und Geburten. Auf je 12,000 Kinder, die in einem Jahre geboren werden, fallen 1128 auf den Monat März (Maximum), und je 920 auf den December (Minimum). In Bezug auf das Empfängniß ist daher der Monat Junius der günstigste, der Monat März der ungünstigste Monat. Frankreich weicht darin etwas von den allgemeinen Erfahrungen ab, insofern in der gemäßigten Zone der

[1] Das Jahr 1854 zeigte plötzlich die hohe Relation von 132, sonst war das Verhältniß von 1851—1853 nur 126.5.

Digitized by Google

Mai in Bezug auf die Empfängnisse, der Februar in Bezug auf die Geburten als der fruchtbarste Monat gilt. [1] Ueberhaupt ist zu bemerken daß in den fünf Monaten vom Januar bis Mai die Geburten stets über, in den übrigen 7 Monaten stets unter der mittleren Monatszahl bleiben. Allein ganz verschieden verhalten sich darin die drei Classen der Bevölkerung. Auf dem Lande nämlich wird das allgemeine Gesetz in stärkern Proportionen sichtbar, da hier das Minimum 900 (Dec.) der Geburten, und das Maximum 1147 (März) weit entfernter ist vom mittleren Durchschnitt. Die städtische Bevölkerung sucht dagegen das Gesetz zu verwischen. Das Maximum entfernt sich dort nur um 94, das Minimum nur um 34 von dem mittleren Durchschnitt (je 1000). In Paris dagegen wird das Gesetz völlig umgestürzt. Dort tritt nämlich außer den fünf ersten an Geburten fruchtbaren Monaten ein zweites Maximum im Herbst (Sept. 1.011, Oct. 1.036) ein. Die meisten Heirathen werden im Winter, die wenigsten im Herbst abgeschlossen; das Gesetz ist ziemlich allgemein für sämmtliche drei Classen der Bevölkerung, aber am sichtbarsten auf dem Lande, wo auf je 3263 Heirathen im Winter 2809 im Herbst fallen. Allein dieses Verhältniß hat keinen Einfluß auf den Gang der Geburten in den Jahreszeiten. Von hundert Heirathen in Frankreich wurden 83 zwischen Jungfrauen und Junggesellen, 4 zwischen Junggesellen und Wittwen, 9½ zwischen Wittwern und Jungfrauen, und 3½ zwischen Wittwern und Wittwen geschlossen, und in dieser Beziehung verhielten sich die drei Bevölkerungen sehr ähnlich. Es ergibt sich daraus daß Männer weit öfter als Frauen sich wieder verheirathen, denn auf je 6.51 Männer, aber nur auf je 11.47 Frauen fällt eine zweite Ehe, obgleich die Frau im allgemeinen viel jünger heirathet und länger lebt als der Mann. Auf dem Lande heirathet man im allgemeinen jünger als in der Stadt, nämlich bei Ehen zwischen Junggesellen und Jungfrauen der Mann mit 27 Jahren 11 Monaten, die Frau mit 24 Jahren 3 Monaten, in Paris mit 28 Jahren 4 Monaten und mit 25 Jahren 4 Monaten. Man bemerke dabei daß die Altersunterschiede in der Stadt viel größer sind als auf dem Lande. Ganz deutlich ist das Gesetz wahrzunehmen daß je älter ein Mann heirathet, er eine verhältnißmäßig jüngere Frau nimmt. Von hundert Heirathen auf dem Lande, wo der Ehemann zwischen 20—25 Jahr alt war, wurden 54 zwischen Personen gleichen Alters, 29 mit jüngern, 17 mit älteren Frauen abgeschlossen, während von 100 Ehemännern im Alter von 40—50 Jahren 73 Frauen die jünger, 23 Frauen gleichen Alters, und nur 4 davon Frauen heiratheten die älter als sie selbst waren. Die Sterblichkeit ist in Paris (je 1 auf 34 Einwohner) größer als in den übrigen Städten (1:39) und diese wiederum größer als auf dem Lande (1:49)

Wir haben oben gezeigt, daß obgleich die absolute Ziffer der Geburten abgenommen habe, die Bevölkerung dennoch, wenn auch nur ein wenig gewachsen sey. Es müssen also die Todesfälle noch weniger betragen haben als die Geburten. Tritt nun ein solcher Fall ein, so zeigt er deutlich an, daß das mittlere Lebensalter zugenommen habe. Wäre das mittlere Lebensalter dasselbe geblieben und hätten die Geburten nicht abgenommen, so hätte sich die Bevölkerung weder vermehrt noch vermindert. Das mittlere Lebensalter muß daher nicht unbeträchtlich sich verlängert haben, um den Ausfall der Geburten zu ergänzen und die Zunahme der Bevölkerung zu bewirken. Darin besteht jedenfalls die Glanzseite des französischen Census, obgleich in andern Staaten, wie in Großbritannien, deutlich beobachtet wird daß sich das menschliche Lebensalter und zugleich die Fruchtbarkeit der Nation steigere. Für die militärischen Leistungen einer Nation ist es indessen weit wichtiger daß die Geburten zunehmen als daß das Lebensalter sich verlängere, denn das letztere nähert ein Volk dem Greisenalter und läßt es senil erscheinen. In Frankreich ist man schon gewöhnt die Hälfte der jährlich ausgehobenen Mannschaft, obgleich das Körpermaß für den Waffendienst seit 1789 dreimal herabgesetzt worden ist, als untauglich zu entlassen. Diese unglückige Erscheinung wird sich aber steigern, da nach dem letzten Census die Städtebevölkerungen sehr stark zu, die Landbevölkerung im allgemeinen abgenommen hat. Das Seinedepartement hat sich allein seit 1851 von 1,422,000 auf 1,727,000 Köpfe vermehrt, die großen Städte aber sind die Hauptverheerer der zunehmenden Kriegsuntauglichkeit, insofern die industriellen Beschäftigungen den physischen Werth der Nation erniedrigen. Seit 36 Jahren wird in Frankreich immer ein Ueberschuß der männlichen über die weiblichen Geburten beobachtet, und die Geschlechter bleiben dabei immer einem numerischen Abstand treu, wie 17:16. Seltsamerweise hat man seit eben so langer Zeit beobachtet daß bei unehelichen Geburten die Geschlechter sich der numerischen Gleichheit weit stärker (26:25) nähern, ohne daß man für diese auffallende Erscheinung sich eine Erklärung denken könnte. Es müssen aber mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wenn sich beide Geschlechter das Zahlengleichgewicht halten sollen, denn im Durchschnitt lebt das weibliche Geschlecht länger als das männliche. Man unterscheidet dabei zweierlei: das mittlere Lebensalter und die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens. Das mittlere Lebensalter einer Anzahl Menschen findet man, wenn man die Summe der Zeit in welcher die Einzelnen zusammen gelebt haben, durch die Anzahl der Personen dividirt. Die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens aber ist derjenige Zeitraum, welcher verstreichen mußte damit von einer Anzahl gleichzeitig geborner Menschen die Hälfte sterben konnte. Auf beide Arten ist das weibliche Geschlecht bevorzugt.

Es ergiebt sich nämlich daß in den ersten Kinderjahren, wo das menschliche Leben den höchsten Gefahren ausgesetzt ist, weit weniger Knaben als Mädchen aufkommen. Vom fünften Jahre bis zur Geschlechtsreife vermindert sich die Sterblichkeit. Im fünfzehnten Jahre ist die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechtes etwas größer als die des männlichen, aus sehr natürlichen Ursachen. Im 20sten Jahre ist die Vitalität beider Geschlechter völlig gleich, aber von da ab bis zum 30sten Jahr eilt der Mann dem Tode rascher entgegen als die Frau. Vom 30sten bis 40sten Jahr ist die Wahrscheinlichkeit des längern Lebens für den Mann etwas größer, von da ab aber geht er mit sichern Schritten dem Grabe zu, während bei der Frau erst nach dem fünfzigsten Jahre sich die Wahrscheinlichkeiten auf eine jähe Weise verringern. Die mittlere Lebensdauer in Frankreich beträgt nach genauen Ermittlungen 38 Jahre 2 Monate; beim weiblichen Geschlechte genau 40 Jahr, beim männlichen 36 Jahr 3 Monate.

[1] Sgl. die graphische Darstellung über den Gang der Geburten in den Jahreszeiten in Berghaus Physik. Atlas Anthrop. Nr. 1.

Digitized by Google

Wir haben oben gezeigt daß sich in den letzten Zeiträumen in Frankreich das mittlere Lebensalter nicht unbeträchtlich verlängert habe. Gleiche Beobachtungen sind noch anderwärts gelungen. Die Frage liegt also sehr nahe ob nicht vielleicht die Dauer des menschlichen Lebens mit dem Gang der Civilisation und günstigen historischen Entwicklungen sich erweitere. In den letzten Monaten ist viel über dieses Problem gestritten worden, in England bei Gelegenheit des Erscheinens von Thomas Bailey's Records of Longevity, in Frankreich über das Buch P. Flourens, Secretär der Akademie der Wissenschaften, welches den Titel führt: De la Longévité Humaine et de la Quantité de Vie sur le Globe. Der französische Akademiker behauptet, der normale Zeitwerth des menschlichen Lebens sey 100 Jahre, und wenn wir selten oder nie an diesem Ziel angelangen, so haben wir es Umständen zuzuschreiben welche historisch und willkürlich die Ordnung der Natur unterbrochen haben. Büffon hatte ähnliche Sachen behauptet, indem er sagte, die Thiere leben 6- bis 7mal so lange als sie zu ihrem Wachsthum gebrauchen. Flourens bestreitet dieß. Das Kamel wachse 8 Jahre lang und lebe 40, das Pferd wachse 5 Jahre und lebe 25. Der Mensch wachse 20 Jahr, folglich müsse er 100 Jahr alt werden. Als das Symptom des vollendeten Wachsthums betrachtet Flourens den Eintritt der Epiphysis oder der Befestigung der Knorpel an den Knochen. Es ist schon sehr willkürlich diesem physiologisch nicht so bedeutenden Umstand einen solchen Werth beizulegen, ferner fehlt es an einer ausreichenden Anzahl von Beobachtungen über den Eintritt der Epiphysis bei verschiedenen Thieren, da die Beispiele des Pferdes und Kameles unmöglich ausreichen. Endlich ist und wird das normale Ziel von 100 Jahren sehr oft überschritten. Die Fälle welche Hr. Thomas Bailey massenweise vorbringt, sind zwar der Mehrzahl nach höchst suspect, und es hat allerhand Streit darüber, namentlich im Athenäum gegeben. Der Fall von Thomas Parr aber, der 152 Jahre lebte, ist gut verbürgt und wird von den Kritikern respectirt. In England hat man weit eher Gelegenheit empirisch das Problem über die normale Dauer des Lebens zu lösen, insofern darauf ja der Calcul der vielen Lebensversicherungen beruht, und es ist wohl ein sicheres und mäßiges Resultat, das menschliche Leben mit 80 Jahren als vollendet zu betrachten.

Aus dem Alterthum sind uns verschiedene Beispiele hohen Alters erhalten worden. Wenn man auch bezweifeln darf ob Epimenides von Creta wirklich 167 Jahre gelebt habe, so zeichnen sich im allgemeinen die griechischen Philosophen durch ihren Hang zum Altwerden aus. Zeno lebte 102, Demokritus 104, Pyrrho 90, Diogenes 90, Hippokrates 99, Plato 82, Isokrates 98 und sein Lehrer Gorgias 107 Jahre. Sokrates und Archimedes hätten wahrscheinlich, da sie 70 und 75 Jahre alt wurden, ein hohes Alter erreicht, wenn ihr Ende nicht ein gewaltsames gewesen wäre. Sophokles bewies im 90sten Jahre durch seinen Oedipus Colonens daß er noch bei gesundem Verstande sey, Pindar erreichte das 84ten Jahr, und Simonides, der Elegiendichter, das 90ste. Auch die Römer brachten es weit in der Kunst lang zu leben, aber namentlich sind es hier die Matronen die uns interessante Exempel liefern. Terentia, Cicero's Frau, lebte 103, Clodia, das Weib des Ofilius 115 Jahre. Auf der Liste stehen auch zwei Schauspielerinnen, Luccia, die ihr 100jähriges Jubiläum auf der Bühne hätte feiern dürfen, und Galeria, die zu Ehren des Augustus noch im 104ten Jahr und 94 Jahre nach ihrem ersten Auftreten, noch einmal auf der Bühne erschien. Unter Vespasian wurde ein Census aufgenommen, und Plinius führt aus dieser Statistik 54 Personen auf die das 100ste Jahr überschritten hatten, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 und 3 von 140 Jahren. Die Autorität und die wissenschaftliche Treue des Plinius sprechen sehr stark gegen etwaige Anfechtung der Resultate. Es wäre aber ein großer Irrthum, bemerkt ein Essayist des Edinburgh Review, [1] aus solchen einzelnen Erscheinungen etwa schließen zu wollen daß die durchschnittliche Lebensdauer sich im Laufe der Jahrhunderte verringert habe. Derselbe Verfasser vergleicht auch die verschiedenen Menschencaren in derselben Absicht. Da hat es uns überrascht zu finden daß im Jahre 1840, wo die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus 17 Mill. und darunter 2½ Mill. Negern bestand, nur 791 Weiße vorhanden waren welche das Alter von 100 Jahren überschritten hatten, während doch 1333 Negersklaven und 647 freie Neger ein gleich hohes Alter angaben. Im Jahr 1855 starben 43 Personen in den Vereinigten Staaten über 100 Jahre alt. Der älteste weiße Mann war 110, die älteste weiße Frau 109 Jahre, der älteste Neger 130, das älteste Negerweib 120 Jahre alt. Indessen ist bei diesen Angaben sehr zu berücksichtigen daß die Neger aus Liebe zur Unwahrheit, aber noch weit mehr aus Unwissenheit, oft ein falsches Alter angeben mögen. Nach dem russischen Census ergibt sich daß jährlich 3½ Procent der Bevölkerung stirbt, eine ungeheure Zahl im Vergleich zu den 2½ Proc. der britischen Bevölkerung. Die hohe Sterblichkeit trifft in Rußland hauptsächlich die Kinder. Die russischen Tabellen zeigen 5000 Fälle jährlich an von Todesfällen über 90 Jahre, und diese würden sich auf 10,000 belaufen, wenn die russische Statistik die weibliche Bevölkerung nicht gänzlich ignorirte. In den österreichischen Staaten starben 1842 nur 446 Personen über 100 Jahre, in Preußen 1841 786 Männer und 890 Frauen über neunzig Jahre, und in Norwegen 1845 bei einer Bevölkerung von 1⅛ Mill. Köpfen wurden nur 19 Männer und 22 Frauen über 100 Jahre gefunden, obgleich dieses Land im Rufe steht daß es Beispiele der höchsten Lebenslänge geliefert haben soll. In den beiden Jahren 1852 und 1853 zusammen starben in England 66 Männer und 117 Frauen über hundert Jahre, der älteste Mann wurde 109, die älteste Frau 110 Jahre alt. Hohe Lebensalter sind bei Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern sehr häufig. So wurde Heinrich Dandolo 97, Cardinal Fleury 90, Bolingbroke 79, Alberoni 80, Pombal 83 Jahr alt. Wellington, Talleyrand, Metternich, Neßelrode, Humboldt, Hammer-Purgstall, Voltaire, Heyne, Goethe, Newton, Kepler, Halley, Cassini, die sämmtlich über 80 Jahre alt wurden und von denen etliche noch gegenwärtig eine hohe geistige Thätigkeit entfalten, sind die merkwürdigsten Erscheinungen in dem angezeigten Sinne.

[1] Jan. 1857. p. 60. Human Longevity.

Digitized by Google

Der siamesische Hof.

Sir John Bowring war im Jahr 1855 mit einer Mission nach diesem fernen asiatischen Königreich betraut worden, und hatte sich einen Monat lang in demselben aufgehalten. Seine Beobachtungen und Erfahrungen sind dem Publicum jetzt zugänglich durch sein bei Parker und Sohn in London erschienenes zweibändiges Werk, das den Titel führt: The Kingdom and People of Siam, with a Narrative of the Mission to that Country in 1855. By Sir John Bowring. Das Athenäum bespricht dieses Werk in einer umfassenden Abhandlung, der wir das unsern Zwecken Entsprechende entnehmen, und demselben nur einige erläuternde Stellen über den zweiten König aus dem im Jahr 1854 erschienenen Werke Pallegoix's beifügen.

Am 24 März 1855 kam Sir John Bowring an Bord des „Plattier" in der Bucht von Siam an, und wurde auch sofort zur Audienz bei Sr. goldfüßigen Majestät zugelassen. Er schildert diese Audienz folgendermaßen: „Beim Eintritt in den Saal fanden wir den ganzen Raum angefüllt mit siamesischen Großen, die alle in demüthiger Stellung, mit abwärts gekehrten Gesichtern, am Boden lagen. Ich gieng mitten durch den Saal hindurch auf ein Kissen zu, das für mich in einer Linie mit den Allervornehmsten von nichtkönieglichem Geblüt hergerichtet worden war; der erste Minister und sein Bruder saßen unmittelbar neben mir zur rechten Hand. Der König trat herein, und setzte sich auf einen erhöhten, prächtigen, der verhängten Lage eines Theaters gleichen Thron. Er war in goldene Gewänder gekleidet, seine Krone an seiner Seite; auf dem Haupte trug er eine mit großen Diamanten geschmückte Mütze, und gewaltige Diamantringe funkelten an seinen Fingern. Zu meiner Linken, dem Throne näher, befanden sich die Brüder und Söhne des Königs; zur Rechten die Prinzen von Geblüt, die Somberschen und die höhern Edlen. Die übrigen Ehrlleute hatten in großer Anzahl da und dort im Saale Platz genommen, und lagen insgesammt auf ihren Knieen; beim Eintritt des Königs, dessen Thron etwa zehn Fuß über dem Boden aufgerichtet war, neigten sie alle ihre Köpfe bis auf den Boden, und wir setzten und so anmuthig als möglich nieder, während die Niederwerfungen aber und aber wiederholt wurden. Eine sehr angenehme Musik spielte ununterbrochen. Als es stille geworden, wandte ich mich in einer Rede, die ich ablas, an den König, dankte Sr. Maj. für den herzlichen Empfang den ich erhalten, für den Beistand den er mir in Förderung der Zwecke meiner Sendung hatte zu Theil werden lassen, und drückte die zuversichtliche Hoffnung aus, die Verrragsbedingungen würden den Glanz eines unter den westlichen Völkern bereits hochgeachteten Namens erhöhen, und zur dauernden Wohlfahrt der beiden vertragschließenden Mächte, so wie der gesammten Menschheit überhaupt führen.... Der König stellte mich hierauf seinem ältesten Bruder, seinem Sohne und verschiedenen Prinzen königlichen Geblüts vor, welche „die Köpfe erhoben" wenn er ihre Namen aussprach. Sie waren in leichte Gewänder, von gebläumten golddurchwirkten Spitzen, oder Tüll, meist ungewein glänzend, gekleidet; die Edlen dagegen an den untern Enden und in den entfernteren Theilen des Saals waren nackt bis an die Hüften, und trugen nur verzierte Gewänder um die untern Theile des Leibes. Die Beine und Füße aller, ohne Ausnahme, waren unbedeckt. Eine Strecke von den beiden Seiten des Thrones entfernt stand eine große Anzahl von Pagen. An den Pfeilern des Saals hiengen Gemälde, die Porträts des Papstes und der Königinnen von England und Portugal an einem und demselben Pfeiler, das des chinesischen Kaisers Tao Kwang auf der entgegengesetzten Seite; mehrere Lithographien der großen Ausstellung von 1851, eine von einem Knaben in Bhampoa gemalte Sammlung von Nationalflaggen, und endlich einige Porträts von Personen die ich nicht erkennen konnte. Nachdem die Empfangsfeierlichkeit etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, zog der König sich zurück, und ein goldener Vorhang ward vor dem Throne, auf welchem er gesessen, herabgelassen. Die Edlen erhoben sich, und wir wurden von denjenigen begrüßt die wir persönlich kannten. Abermals ließ sich ein Musikchor hören, und unzählige Trommeln wirbelten drein. Hierauf erhielt ich eine Botschaft von dem König, des Inhalts daß er mich ganz allein zu sehen wünsche. Ich wurde durch einen Hof des Palastes geführt, und fand den König, seiner königlichen Gewänder entledigt, hinter einem vergitterten Fenster in beträchtlicher Höhe über mir sitzen, während ich unten auf einem Teppich stand. Bald brachte man einen Stuhl herbei, und Sr. Maj. ias mit lauter Stimme eine Abschrift meiner Rede, und geruhte mir viele Artigkeiten darüber zu zollen. Er sagte, er habe, als ich sprach, den Sinn meiner Rede nicht vollkommen verstanden; jetzt aber verstehe er jedes Wort, und jedes Wort sey geeignet, und so wie er es mir zu sagen gewünscht habe. Er fragte mich ob es einige siamesische Erzeugnisse gebe die ich zu besitzen wünschte; sie stünden ganz zu meinen Diensten, und er würde sie mir senden. Er sagte, ich solle alle Pflanzen haben die ich wünschte, und befahl daß mir zwei Elephanten, wenn ich die Sorge für dieselben übernehmen wollte, übergeben werden sollten. Er ließ mir eine Lithographie des weißen Elephanten einhändigen, und sein jüngstgebornes Kind, ein acht Monate altes Mädchen, holen, scherzte mit demselben und fragte mich dann ob ich es nicht für hübsch halte — was es wirklich war: es war ganz nackt, und ich sah als einzigen Schmuck nur ein Kränchen aus weißen Blumen auf seinem Haupte. Ich fragte Sr. Maj. wie viele Kinder er habe; er antwortete: „eilf seit ich König bin, und zwölf zuvor — eine Fülle von Königthum." Es war ein lieblicher Anblick zu sehen wie ein despotischer Monarch, vor dem eben noch der ganze Adel seines Landes in demüthigster, fast anbetender Stellung auf den Knieen gelegen, mit einem kleinen Kinde tändelte und ihm zulächelte."

Der Gesandte besuchte auch die weißen Elephanten und erhielt eine Locke des Haares dieses heiligen Thiers zum Geschenk. An Thieren weißer Farbe haftet in den Augen der Siamesen eine ganz besondere Heiligkeit. Wenn ein Taiapoin oder Bonze einem weißen Hahn begegnet, so grüßt er ihn — eine Ehre die er keinem Prinzen erweisen wird. Auch dem weißen Affen wird eine besondere Verehrung zu Theil, obgleich dem Elephanten in dieser Beziehung der Vorrang gebührt. „Der Affe ist ein Mensch, sagen die Siamesen; allerdings sein sehr schöner, aber nichtsdestoweniger ein Bruder." Er wurde einmal als Oberfeldherr zur Bekämpfung eines Heers von Riesen angestellt. Mit einem Zuzirrit spaltete er einen Berg entzwei, und soll den Krieg mit Ehren beendigt haben. Er spricht nicht, damit man ihn nicht zwingt umsonst zu arbeiten. Ueberschwängliche Ehren werden dem weißen Elephanten erwiesen. Man hält ihn für die Incarnation irgendeines künftigen Buddha. Er hat seinen Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt, und ein Büschel seines Haares war eines der kostbarsten

Digitized by Google

Geſchenke das Ihrer Maj. der Königin gemacht werden konnte. Als der König von Siam drei Elephanten an Ludwig XIV ſandte — Thiere welche man, wie geſagt, in Siam als vernünftige Weſen behandelt — flüſterte er in ihre Ohren: „Geht, geht freudig ab. Ihr werdet zwar Sklaven ſeyn, aber Sklaven des größten Monarchen in der Welt, deſſen Gewalt ebenſo ſanft als glorreich iſt.“

In Siam herrſcht die ſonderbare Gewohnheit daß es neben dem eigentlichen Herrſcher noch einen zweiten König gibt. Dieſer König führte ehedem, ſagt Vallegoix, den Namen Uparat, und heißt heutzutage Wangnâ. Gewöhnlich wird ein Bruder oder naher Verwandter des Königs zu dieſer hohen Würde erzogen. Er hat einen ungemein großen, faſt ebenſo ſchönen und koſtbaren Palaſt wie der des erſten Königs; auch trägt er die königlichen Inſignien; alle Vorübergehenden müſſen ſich vor ſeinem am Ufer des Fluſſes gelegenen Pavillon zu Boden werfen; er hat ſeinen Hofſtaat, ſeine Officiere, ſeine Mandarinen gerade ſo wie der erſte König. Er ſtellt ſich in Kriegszeiten gewöhnlich an die Spitze der Heere; der erſte König unternimmt nichts wichtiges ohne deſſen Gutheißung. Dennoch muß er den König von Zeit zu Zeit beſuchen; er grüßt ihn dann mit Aufbiegung der beiden Hände, wirft ſich aber nicht zu Boden, und bleibt auf Polſter gelehnt als Gleicher dem Gleichen gegenüber ſitzen. Merkwürdig iſt daß ſeit undenklichen Zeiten, trotz der vielen Urſachen zu Zwiſtigkeiten die ein ſolches Regiment naturgemäß erzeugen muß, die Wangnâ ſtets in ziemlich gutem Vernehmen mit den Königen ſtanden. Der königliche Schatz ſteht dem Wangnâ offen ſo oft er deſſen bedarf; allein das Geſuch um Gelder muß zuvor dem König vorgelegt werden, der es durch Beiſetzung ſeines Siegels genehmigt, worauf das Geſuch dem Großſchatzmeiſter übermacht wird der die bewilligte Summe aushändigt.

Bei dieſem zweiten König nun hatte Sir John Bowring ebenfalls eine Audienz, deren Schilderung nicht ohne Intereſſe iſt. „Am Abend, erzählt er, begab ich mich zu einer Privataudienz beim zweiten König. Er iſt ein verſtändiger, ruhiger und liebenswürdiger Mann, der, aus Kluglheit und Politik (mehr aus aus irgendeiner andern Urſache, wie man ſagt) nur geringen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt. Wir fanden den ganzen Weg vom Waſſer an bis zum Palaſt mit Matten belegt. Seine eigenen Gemächer ſind angemeſſen und geſchmackvoll möblirt, und ohne die hängende Punkah und die große Höhe der Zimmer hätten die Möbel und die Verzierung zu dem Glauben führen können man befände ſich im Hauſe eines gebildeten Engländers. Seine in vortrefflichem Engliſch geführte Unterhaltung iſt fein und angenehm. Er beſitzt eine auserleſene Bibliothek engliſcher Bücher, ein anſehnliches Muſeum mechaniſcher Inſtrumente, mit Muſtern der neueſten Verbeſſerungen in vielen Zweigen der Wiſſenſchaft, ausgezeichnete Sextanten und Quadranten, Schraubendampfer im Kleinen, ſo wie eine Menge neuerer Waffen. Die Muſik ſpielte während des ganzen Abends, und ich wurde höchlich überrascht von der Lieblichkeit der Töne eines aus Bambusrohren beſtehenden Inſtruments — die Mittelrohre desſelben ſind über ſieben Fuß lang. Der König ſpielte darauf, und machte es mir hernach zum Geſchenk.“

Beide Könige ſind ungemein aufgeklärte Männer. Beim Tode ihres Vaters, des Königs weicher Hrn. Crawfurd empfieng, waren ſie durch die Ränke eines ältern Bruders — des Sohns einer Frau niedriger Herkunft, der deßhalb nicht der Erbe des Thrones ſeiner Väter ſeyn konnte — eine Zeitlang des Beſitzes ihrer Erbſchaft beraubt. Der erſte König kämpfte nicht um ſeine Rechte, ſondern zog ſich nach ſiameſiſcher Gewohnheit in eine religiöſe Gemeinſchaft zurück, und erwarb ſich im Verlaufe von ſiebenundzwanzig Jahren einen großen religiöſen Ruf: Er widmete ſeine Zeit dem Studium, „wurde ein gelehrter Pali-Jünger und Präſident des Ausſchuſſes zur Prüfung der Fortſchritte der Prieterſchaft in dieſer heiligen Sprache.“ Er erlernte das Sanſkrit, das Cingaleſiſche und Peguaniſche und widmete der Reinigung des buddhiſtiſchen Glaubens durch Ausmerzung des Fabelhaften große Aufmerkſamkeit. Er ließ ſich im Lateiniſchen hauptſächlich von Vallegoix unterrichten, und erlernte das Engliſche unter dem Beiſtand der Miſſionäre der Vereinigten Staaten. Er beſchäftigte ſich ſogar mit aſtronomiſchen Forſchungen, ſo daß er im Stande iſt eine Finſterniß nach den Längen- und Breitengraden zu berechnen. Er führte eine Preſſe mit ſiameſiſchen und engliſchen Typen ein, und gab eine Abhandlung heraus welche ſeine Mittheilungen an den Bangkok-Kalender enthält.

Sie geben die Berechnungen der Finſterniſſe des Jahrs, und der Prinz ſagt, er drucke dieſelben, damit ſeine auswärtigen Freunde „wiſſen mögen er könne Sonnen- und Mondsfinſterniſſe, Verdunkelungen von Planeten und einigen Fixſternen erſter und zweiter Größe, deren Occultation in den Rand und deren Hervortauchung aus dem Rand des erleuchteten Mondes mit bloßem Auge geſehen werden kann, für jeden Platz entwerfen und berechnen deſſen Länge und Breite ihm ſicher bekannt ſey.

Er führte zuerſt die Rauchfänge in Siam ein; er veranlaßte ſeinen Goldſchmied Mordans goldene Federn nachzuahmen und ließ ſeine Muſikbanden das „God save the Queen“ ſpielen. Ja noch mehr, wir erfahren daß er ſeit Sir John Bowrings Beſuch in einige unſerer gelehrten Geſellſchaften aufgenommen und Abonnent der Illustrated London News geworden iſt.

Die Pflichten der beiden Könige gegen einander ſcheinen nicht klar beſtimmt zu ſeyn. Von dem zweiten König muthmaßt man daß er an den Kriegsangelegenheiten thätigern Antheil nehme als der erſte König, dem er eine gewiſſe Ehrerbietung zollt. Er iſt indeß mit denſelben Inſignien und mit entſprechenden Miniſtern umgeben. Er erhält dieſelben Unterthänigkeitsbezeugungen, und iſt der Gewalt des erſten Königs nur in ſeinen Staatsſchatzanliegen unterworfen. Der gegenwärtige Inhaber des zweiten Throns iſt ein noch talentvollerer Mann als ſein Bruder. Er hat den Euklid und Newton ſtudiert, verſteht den Gebrauch des Sextanten und Chronometers und „wartet mit Ungeduld auf den neueſten Nautiſchen Aimanach.“ Er ſchreibt das Engliſche wie ſeine Mutterſprache; ſeine Schriftzüge ſind ſchön und kräftig und gleichen denen unſerer Kaufleute. Sein älterer Bruder erreicht ihn weder in der Führung der Feder noch als Sprachkenner.

Die Rapp'ſche Colonie in Nordamerika.

Die Gemeinde Rapp's, welche ſchnell eine der blühendſten Colonien von 800 Seelen geworden war, iſt jetzt nach 52 Jahren am Eingehen; ſie ſtirbt allmählich ab. Die Geſellſchaft zählte im Jahr 1857 nur noch 300 Seelen, größtentheils betagte Menſchen, und die Hälfte ihrer Häuſer ſteht leer.

Georg Rapp, ein geborner Württemberger, ließ ſich 1805 zuerſt in Old-Harmony nieder; da die Geſellſchaft aber dieſen Platz

Digitized by Google

zu entfernt von Wasserstraßen und von Märkten fand, so siedelte sie 10 Jahre später (1815) nach New-Harmony am Wabash in Indiana über. Doch hier in diesem ungesunden Klima, wo viele von ihnen bald starben, sah die Gesellschaft ein daß sie sich nicht halten könne, und der Unzunft der klimatischen Verhältnisse unterliegen müßte; sie übersiedelte deßhalb von 1825 auf 1826 nach Economy, Beaver-Co. [1] in Pennsylvanien. Georg Rapp war bei ihren Wanderungen stets an ihrer Spitze und predigte als ihr geliebter Führer sein Evangelium über 50 Jahre. Er starb 1847 90 Jahre alt. Sein Adoptivsohn Friedrich war schon vor ihm gestorben. Nach seinem Tod gieng die Führerschaft auf B. L. Baker, einen achtungswerthen intelligenten Mann, über. Es herrscht in der Gesellschaft vollständige Gleichheit in jeder Beziehung, alle sind Grundeigenthümer mit gleichen Rechten und gleichem Rang. Der Koch ihres Hôtels, der Schneider, der Barbier u. s. w. sind alle gleichmäßig angestehen.

Die Leute sind ohne Ausnahme gefällig, ohne Strenge, nur des Sonntags erscheinen sie als eifrige Gottesverehrer, und dulden nichts was ihrer Anschauungsweise entgegen ist. Ihr Ritus entspricht ziemlich dem der lutherischen Kirche. Die Musik wird von zwei Pianos gebildet.

Alle tragen dieselbe Kleidung von blauer Farbe, und nur verschieden durch den Schnitt nach den Geschlechtern.

Unter den Andächtigen waren weitaus meist bejahrte und nur wenige junge Leute.

Ihre frühere Seidenmanufactur hat aufgehört, und wollene und baumwollene Manufactur wird nur noch als Winterarbeit betrieben. Weil ihre Bevölkerung so sehr abgenommen hat und Zuwachs fehlt, sind sie gegenwärtig genöthigt Lohnarbeiter zur Einbringung ihrer Ernten anzustellen und ihr cultivirtes Feld sogar zu verkleinern. Ihr Museum existirt nicht mehr, ihre Musikbanden haben aufgehört. Nur ihre Viehzucht steht noch in Blüthe, ihr Federvieh besteht aus Tausenden der schönsten und besten Arten Shanghais und andern Hühnern. Für ihre Feldarbeit haben sie noch 50 Pferde. Sie besitzen 5000 Acres Land, und der Werth ihres ganzen Besitzthums mit Gebäuden wird auf 2 Mill. Dollars geschätzt. Sie haben unter sich Arbeiter und Handwerker von ausgezeichneter Geschicklichkeit. Für arme Reisende halten sie eine besondere Herberge, in welcher jeder derselben Nachtlager und Essen gratis bekommen kann. Sie brauen Bier, bauen und pressen Wein, bereiten sogar Whisky, sind keine Temperenzler, aber Trunkenheit ist dennoch ganz unbekannt unter ihnen; auch der Gebrauch des Tabaks ist unter ihnen nicht üblich, was in Amerika, wo in der Regel schon die Kinder rauchen, eine Wundererscheinung genannt werden kann. Im ganzen leben die Leute zufrieden, rechtschaffen und glücklich; allein es scheint daß sich eben auch im freien Amerika eine Gesellschaft von Communisten und Hagestolzen nicht gehörig recruitiren kann, und nach und nach aufsterben muß. Man hätte seiner Zeit in Schwaben den gutmüthigen Schwärmer Rapp ruhig gewähren lassen können, er wäre weder dem Staat im allgemeinen noch seinen Nebenmenschen gefährlich geworden, hätte vielmehr in ökonomischer und gewerblicher Hinsicht viel gutes gestiftet.

Obschon Rapp durch das Staatskirchenthum aus Deutschland gedrängt wurde, so blieb er in Amerika doch dem Geist der lutherischen Confession treu.

[1] Eine Grafschaft dieses Namens ist in Pennsylvanien nicht vorhanden. Economy liegt am Ohio im Beaver County. Die Red.

Ein Ritt durch die große amerikanische Wüste und die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Die Nacht vergieng ruhig und am Morgen erlaubten wir unserem Gaul sich zu entfernen, indem wir ihm einige Kleinigkeiten schenkten um ihn gleichsam für die unfreiwillige Zurückhaltung zu entschädigen. Unter diesen Gegenständen schien ein altes gänzlich vom langen Dienste abgetragenes und zerrissenes Paar Hosen ihrem neuen Besitzer am besten zu gefallen. Er war durch diese Acquisition so entzückt daß es ihm sehr schwer anzukommen schien seine Freudenbezeugungen zu unterdrücken.

Bei der Architette, einem in der Wüste wohlbekannten Lagerplatze, brachten wir einen Tag und eine Nacht zu; dieser schreckliche Ort hat unter den wenigen diese sandigen Wüsteneien passirenden Reisenden eine traurige Berühmtheit, weil er der Schauplatz eines Trauerspiels war, welches, obgleich ich dessen Erzählung den Lippen Carson's selbst gehört und die bleichenden Knochen der Opfer selbst gesehen habe, ich doch mit Fremonts Worten erzählen will, da derselbe die Unthat in seinem Journal mit allen Details berichtet hat. Er selbst erwähnt es unter dem 24 April 1844, wo er sagt:

Am Nachmittag überraschte uns das plötzliche Erscheinen zweier Mexicaner — eines Mannes und eines Knaben — im Lager. Der Name des Mannes war Andreas Fuentes, der des Knaben (eines hübschen Burschen, 11 Jahr alt) Pablo Fernandez. Sie gehörten zu einer aus sechs Personen bestehenden Abtheilung, deren anderer Theil aus dem Weibe des Fuentes, dem Vater und der Mutter von Pablo und Santiago Giacomo, [1] einem Bewohner von New-Mexico bestand, begleitet von einer Heerde von ungefähr 30 Pferden. Sie zogen von Pueblo de los Angeles, nahe der Küste entlang, um mit mehr Muße zu reisen und besseres Gras zu erhalten. Nachdem sie so weit in die Wüste eingeschritten als mit ihrer Sicherheit für rathsam gehalten ward, hielten sie an der Architette, einem der gewöhnlichen Lagergründe, etwa 80 Meilen von unserem Lagerplatz entfernt, wo eine gute Wasserquelle und genügendes Gras ist, und beschlossen daselbst die Ankunft der großen Karawane abzuwarten. Bald entdeckte man verschiedene um das Lager innagende Indianer, welche nach ein oder zwei Tagen hineinkamen, sich auf freundliche Weise benahmen und sich verabschiedeten, ohne irgendwelchen Verdacht zu erregen. Ihr Betragen erzeugte ein Sicherheitsgefühl, das sich bald als verhängnißvoll bewies. Wenige Tage nachher erschien plötzlich eine Horde von über 100 Indianer in Sicht und näherte sich dem Lager. Entweder war es zu spät, oder man hatte nicht die Geistesgegenwart Sicherheitsmaßregeln zu treffen; die Indianer griffen das Lager an, indem sie mit Gebrüll avancirten und einen Haufen Pfeile losschossen. Pablo und Fuentes waren zu der Zeit gerade auf der Pferdewache und nach Art des Landes berieten. Einer der Hauptgegenstände der Bemühungen der Indianer war die Bestpergreifung der Pferde, und ein Theil derselben umgab die Heerde, aber den Zurufungen Giacomo's Folge leistend, trieb Fuentes trotz der Pfeile die Thiere durch und über die Angreifer, und indem sie die anderen ihrem Schicksal überließen, sagten er und Pablo die Thiere schleunigst über die Ebenen. Da sie wußten daß sie von den Indianern würden verfolgt werden,

[1] Giacomo ist ein italienischer Name. Der spanische Name für Jacob ist Diego oder Jago.

Digitized by Google

so trieben sie die Thiere 60 Meilen weit, ohne einen anderen Aufenthalt zu machen als den der nöthig war, ihre Sättel frischen Pferden aufzulegen, und ließen sie diesen Morgen auf einem Wasserplatz, genannt Agua de Tomaso. Ohne sich aufzuhalten, eilten sie weiter, in der Hoffnung die spanische Karawane zu treffen, bis sie mein Lager auffanden. Ich empfieng sie freundlich, nahm sie unter meine eigene Reisegesellschaft auf, und versprach ihnen alle Hülfe welche die Umstände mir zu geben erlaubten."

Unter dem 25 April erwähnt Fremont wieder diesen Gegenstand in folgendem Journal-Auszug:

„Nachdem wir 25 Meilen gereist waren, kamen wir in Agua de Tomaso an, wo die Quelle ist wo die Pferde gelassen worden waren, aber wir wird erwartet hatten, waren sie weg. Eine kurze Prüfung des Bodens bewies uns daß sie von den Indianern weggetrieben worden waren. Carson und Godey erboten sich nebst dem Mexicaner freiwillig sie zu verfolgen, und wohlberitten begaben sich diese drei auf den Weg. Am Abend kehrte Fuentes zurück, da ihm sein Pferd unbrauchbar geworden war; aber Carson und Godey waren auf der Verfolgung geblieben. Am Nachmittag des nächsten Tages hörten wir einen Kriegsruf, sowie ihn die Indianer bei der Rückkehr von einer siegreichen Expedition auszustoßen, nicht lange darauf erschienen Carson und Godey, und trieben einen Haufen Pferde vor sich her, welche Fuentes als einen Theil der verlornen erkannte. Sie benachrichtigten uns daß, nachdem Fuentes sie verlassen hatte, sie allein die Verfolgung fortgesetzt hätten bis sie die Spur gegen Anbruch der Nacht in die Gebirge geleitet habe. Nach Sonnenuntergang leuchtete der Mond, und folgten sie der Spur bei Mondschein bis spät in die Nacht, wo sich dieselbe in einen Engpaß verlor und daselbst schwer zu verfolgen war. In der Furcht sie im Dunkel des Passes zu verlieren, banden sie ihre Pferde an, zündeten kein Feuer an und legten sich in der Dunkelheit und Stille nieder. Hier lagen sie von Mitternacht bis gegen Morgen. Bei Tagesanbruch nahmen sie ihre Verfolgung wieder auf, bis sie bei Sonnenaufgang die Pferde entdeckten. Augenblicklich stiegen sie ab, banden ihre eigenen Pferde an und krochen vorsichtig nach einem sich erhebenden Punkt welcher dazwischen lag, und von dessen Spitze sie ein Lager von vier Hütten ganz in der Nähe entdeckten. Sie drangen schnell vorwärts und waren vielleicht noch 30—40 Yards von ihrem Ziel entfernt, als eine Bewegung unter den Pferden sie den Indianern entdeckte. Den Kriegsruf ausstoßend, sprangen sie in das Lager ohne auf die Anzahl der in den vier Hütten enthaltenen Personen zu achten. Die Indianer empfiengen sie mit einem Hagel von Pfeilen, von ihren langen Bögen, wovon einer Godey's Hemdkragen streifte und beinahe den Hals traf; unsere Leute feuerten ihre Büchsen auf ein sicheres Ziel und stürzten hinein. Zwei Indianer lagen auf dem Grund, tödtlich von den Kugeln getroffen, die übrigen flohen mit Ausnahme eines Burschen, der gefangen ward. Die Scalps der Gefallenen wurden sofort abgezogen; im Verlauf dieser Arbeit sprang einer der Indianer, welcher zwei Kugeln im Leib hatte, auf die Füße, das Blut strömte ihm vom geschundenen Kopf, und er stieß ein schreckliches Geheul aus. Eine alte Frau, wahrscheinlich seine Mutter, hielt still und kletterte von der Bergseite, woran sie emporklimmte, zurück, und drohte und wehklagte. Diese schreckliche Scene bewegte selbst die trotzigen Herzen unserer Leute, aber sie thaten was die Menschlichkeit von ihnen erforderte und endeten die Qualen des blutbedeckten Wilden. Sie waren nun Herren des Feldes, welches ein kleiner hübscher Ruheplatz im Gebirg, versehen mit einer guten Quelle, und anscheinend sicher vor jedem Ueberfall war. Es waren Zubereitungen gemacht, ein großes Fest für einen bedeutenden Haufen herzurichten, da es ein sehr passender Platz für ein Rendezvous zur Feier solcher Orgien, woran sich diese Wüstenräuber ergötzen, war. Verschiedene der besten Pferde waren getödtet, abgehäutet und zugeschnitten worden, da die in den Bergen lebenden Indianer in die Ebenen kommen um zu rauben und zu morden, und die Pferde nur zum Essen benützen. Große irdene Gefäße worin das Pferdefleisch gekocht und geschmort ward, waren am Feuer, und verschiedene Körbe mit etwa 50 oder 60 Paar Moccasins bezeugten die Gegenwart oder erwartete Ankunft einer großen Partie. Sie befreiten den Knaben, welcher großen Beweis von Stoicismus oder sonst etwas von wildem Charakter gegeben hatte. Sobald er sand daß er nicht getödtet, sondern bloß als Gefangener gebunden ward, fieng er an sein Frühstück, bestehend in einem Pferdekopf, zu verzehren. Nachdem ihr Vorhaben ausgeführt, sammelten sie die übrigen Pferde, 15 an der Zahl, kehrten auf ihrer Spur zurück und kamen am Nachmittag desselben Tages wieder in unserem Lager an. Sie waren hin und zurück ungefähr 100 Meilen in 30 Stunden geritten."

Unter dem 29 April fügt derselbe Verfasser hinzu: „Heute sollten wir die Wolfe erreichen, 7 Meilen von wo die mexicanische Partie angegriffen worden war. Wir verließen unser Lager und überschritten einen der steilsten und abstoßensten Theile der Wüste den wir noch gesehen hatten. Unsere Richtung war im allgemeinen nördlich, und nachdem wir einen dazwischen liegenden Fluß durchkreuzt hatten, stiegen wir in eine sandige Ebene oder Bassin hinab, in dessen Mitte der Graéplatz mit seinen Quellen und Weidenbüschen war, welche einen Lagerort in der Wüste bildet und die Archilette genannt wird. Die Todtenstille des Platzes war Unheil verheißend, und als wir schleunigst hingalopirten, fanden wir nur die Leichen von zwei Männern. Alles sonst war weg; die Körper waren nackend und mit Pfeilen durchbohrt. Fernandez hatte augenscheinlich verzweifelt gefochten. Er lag vor Weidenbäumen, halb nach dem Zelt welches seine Familie bedeckte, gewandt als wenn er herausgeeilt wäre, der Gefahr entgegenzugehen um sie von diesem Asyl abzuwenden. Eine seiner Hände und beide Füße waren abgeschnitten. Giacomo, der ein starker Mann mit kräftigem Aeußeren war, lag unter den Weiden mit Pfeilen durchbohrt. Von den Frauen konnten wir keine Spur entdecken, und es war augenscheinlich daß man sie als Gefangene weggeführt hatte. Ein kleiner Schooßhund, der Pablo's Mutter gehört hatte, war bei den Leichen geblieben, und war beinahe rasend vor Freude als er Pablo sah. Dieses arme Kind war außer sich vor Schmerz und füllte die Luft mit Klagen um Vater und Mutter. Als wir diesen traurigen Anblick hatten und uns ausmalten, was die von so rohen und ekelhaften Wilden geraubten Frauen für ein Schicksal haben würden, hörten alle unsere Gewissensbisse in Betreff der lebendig scalpirten Indianer auf, und wir freuten uns daß Carson und Godey diesen amerikanischen Beduinen, welche stets auf der Lauer sind, unschuldige Reisende zu morden zu und plündern, eine nützliche Lection gegeben hatten."

Als wir die Ufer des Rio-Virgen (Jungfrauen-Fluß) erreichten, fanden wir die „Indianerzeichen" — wie es die Trapper nennen — mehr und mehr häufig. Die Signalfeuer waren gleichfalls noch fortgesetzt und boten weiteren Beweis daß unsere Gegenwart in dieser Region mit Verdacht und Argwohn betrachtet wurde. Unter unseren Haltpunkten nahe dem Virgen war auch der Ort wo Fremont im Frühling 1844 einen seiner besten Leute, einen alten Gebirgsmann als Opfer der Feindseligkeit derselben Indianer verlor. Der unerschrockene Forscher hat den Mord in seinem offi-

Digitized by Google

ciellen Berichte, von dem ich mir bereits zu citiren erlaubt habe, gleichfalls beizubringen. Unter dem 9 Mai 1844 schreibt er:

„Ich war beschäftigt gewesen Pflanzen zu ordnen. Ermüdet von der Tagesbitze schlief ich Nachmittags ein und erwachte erst bei Sonnenuntergang. Sofort kam Carson zu mir und zeigte mir an daß Tabeau, der zeitig am Morgen seinen Posten verlassen hat und ohne mein Wissen sich nach dem von uns verlassenen Lagerplatze um ein lahmes Mauithier zu suchen, begeben hatte, noch nicht zurückgekehrt sey. Während wir noch sprachen, erhob sich plötzlich aus dem Baumwollenkaum-Gaide unten ein Rauch, der uns deutlich sagte was ihm begegnet war; es war dieses Feuer angezündet um die umgebenden Indianer zu benachrichtigen daß ein Streich vollführt worden sey, und sie zu veranlassen auf ihrer Hut zu seyn. Carson und mehrere Leute wurden sofort wohl bereitet nach dem Fluß hinabgesandt, kehrten jedoch in der Nacht zurück, ohne von dem vermißten Mann eine Spur gefunden zu haben. Sie giengen nach dem von uns verlassenen Lager, aber weder er noch das Mauithier war da. Wie sie dem Laufe des Flusses entlang suchten, fanden sie die Spuren des Mauithieres, augenscheinlich von Indianern weggetrieben, da auf beiden Seiten des Thieres davon Spuren sichtbar waren.

Nachdem sie einige Meilen mehr zurückgelegt hatten, fanden sie auch das Thier selbst im Gebüsch tödtlich durch einen Pfeil verwundet und zum Sterben dagelassen, damit man es nachher als Beute ausschneiden konnte. Auf einem anderen Platze fanden sie auch etwas, das einer kleinen Blutlache ähnlich war, konnten sich jedoch wegen der Dunkelheit dessen nicht vergewissern. Mit diesen Details kamen sie zu unserem Lager zurück und ihre Nachricht betrübte unser aller Herzen."

„Am 10 Mai. Diesen Morgen, sobald als es hell genug war um Spuren folgen zu können, machte ich mich selbst mit Fitzpatrick und einigen Leuten auf den Weg um Tabeau zu suchen. Wir giengen nach dem Platz wo das anscheinend geronnene Blut gesehen worden war, und wir bemerkten sofort daß dieß der Ort war wo er fiel und starb. Blut auf den Blättern und niedergetretene Gebüsche zeigten daß er seine Wunden etwa 20 Schritt von dem Platz wo er niederfiel, erhalten, und daß er um sein Leben gekämpft hatte. Man konnte sehen daß er von dem Platz wo er gelegen hatte, nach dem Ufer des Flusses geschleppt und hineingeworfen worden war. Außer einem Stück Pferdegeschirr fanden wir keine Spur von dem zu ihm Gehörigen; Pferd, Flinte, Kleider — alles war eine Beute dieser Beduinen der neuen Welt geworden."

Wir waren kaum seit 2 Stunden gelagert als eine unserer Pferdewachen angeige daß sie frische Indianerspuren in der Nähe unserer Heerde gesehen habe, und glaube daß sie von irgendeinem Digger-Spion hinterlassen worden seyen, der auf Recognoscirung unserer Stellung ausgewesen sey, um eine Gelegenheit zu finden die Thiere zu stehlen; dieß, im Verein mit den Erinnerungen des Platzes, wird es kaum wunderbar erscheinen machen daß wir schleunigst einen Entschluß faßten. Carson, zwei alte Jäger mit Namen Auchambeau und Lewis, und ich nahmen unsere Flinten und giengen nach der frischen Spur. Die Fußspuren führten uns zuerst auf die gewundenen Pfade, dem Fluß entlang, wo wir genöthigt waren Gänsereihe zu gehen; dann wandte er sich plötzlich auf die Seite, einen steilen Sandhügel, welcher an den Strom gränzte, hinan. Hier verloren wir einige Zeit wegen der Undeutlichkeit der Spuren, fanden dieselben jedoch auf der Spitze des Felsenufers wieder. Einen Augenblick darauf hörte ich Kit ausrufen: „Da geht er!" Und als ich in der Richtung, wohin er zeigte, hinsah, bemerkte ich einen Digger mit Pfeilen und Bogen auf dem Rücken, der augenscheinlich sehr in Furcht war, und so schnell wie möglich zur Rettung seines Lebens rannte. Seich ein Reifen durch den tiefen Sand sah ich noch nie zuvor. Der Bursche sprang wie ein Hirsch und schwang sich von einer Seite auf die andere um unseren Büchsen kein sicheres Ziel zu bieten. Einmal schien er geneigt zu zögern und einen Schuß nach uns zu senden, aber nach einem Versuch seinen Bogen zu spannen, schien er zu überlegen daß er keine Zeit zu versäumen habe, und eilte vorwärts. Kit feuerte zuerst und verfehlte ihn wunderbarerweise; aber es war ein weiter Schuß und noch dazu im Fluge. Ich versuchte es zunächst mit einer Muskete und sandte ihm zwei Kugeln und sechs Rehposten nach, und zwar mit gleichem Erfolg. Auchambeau folgte mir mit seinem besseren Glücke, und wir begannen eben zu glauben daß der Wilde ein bequabertes Leben habe, als Lewis, der eine lange Missouri-Büchse hatte, sich auf die Kniee warf und ausrief: „Jungens, ich werde ihn mir holen!" Zu dieser Zeit war der Indianer beinahe 200 Yards weit und näherte sich der Ecke eines steilen Caños von Felsen und Sand. Die Sache wurde nun aufregend, und wir bewachten den Mann mit beinahe athemloser Spannung als Lewis feuerte. Beim Knall der Büchse beugte sich der Digger vorwärts, und sein einer Arm, welcher vorher in die Luft erhoben war, sank ihm plötzlich herab. Er war augenscheinlich in oder neben der Schulter verletzt; dennoch, und es ist unglaublich zu sagen, des Indianers Kenntniß der Gegend und Ausdauer war so groß daß es ihm doch gelang seine Flucht zu bewerkstelligen. Beim Rennen ließ dieser Krieger (der wohl eine Art von Unteranführer gewesen seyn mag) seinen Haarpuz von Pelzwerk fallen; da er nicht zurückkam um denselben zu holen, so betrachtete ich ihn als rechtlich (!) verdiente Beute und nahm ihn daher an mich. Von da an hatten wir mit den Diggers keine Unannehmlichkeiten mehr.

Unsere Abenteuer in der Wüste waren zwar durch unsere Ankunft in Las Vegas de Santa Clara beendigt, und es war eine angenehme Sache wieder einmal grünes Gras und süßes Wasser zu sehen, und zu überlegen daß der unangenehmste Theil der Reise hinter und läge, und daß der Sand und die Jornadas des großen Beckens unsere abgetriebenen Thiere nicht mehr ermüden würden. Aber trop alledem waren immer noch Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen und zu überwinden. Die schroffen Stufen und Schneemassen der Wah-Satch und Rocky-Mountains (Felsengebirge), und mancher unruhige Strom und reißender Fluß legten unserem Vordringen keine kleinen Hindernisse in den Weg. Aber mit einem besseren Lande vor uns und der kühlen Bergluft, um unsere fiebernden Glieder zu kühlen, sahen wir entschlossenen Herzens der Zukunft entgegen und zweifelten nicht an der endlichen Erreichung unseres Reiseziels. „Las Vegas de Santa Clara" muß dem ostwärts gehenden Reisenden vergleichungsweise immer schön erscheinen. Der Lärm des laufenden Wassers, die großen grasigen Wiesen — von denen der Platz seinen Namen hat — und die grünen Hügel die es ringe umgeben — alles dient dazu das Auge und die Sinne des vom Wege ermüdeten „Bovageurs" zu erfreuen und zu reizen.

Wenn ich mich recht erinnere, so trafen wir in der Nähe des „kleinen Salzsees" zum erstenmal mit den Ewaw-Indianern zusammen. Dort fanden wir einen ihrer Hauptanführer „Wacarra" oder Walker (Gänger), wie ihn die Amerikaner nennen. Sein Lager bestand aus vier Hütten, bewohnt von seinen Weibern, Kindern, untergeordneten Häuptlingen und Kriegern. Die Partie erwartete die Ankunft der großen spanischen Karawane, deren

Digitized by Google

jährlichen als Preis für ſicheres Geleite durch ihr Gebiet zu zahlenden Tribut ſie entgegennehmen wollten. Ich fand zwiſchen dieſen Indianern und den elenden bisher geſehenen Weſen in jeder Beziehung einen bedeutenden Unterſchied. Die Cutaws ſind vielleicht der mächtigſte und kriegeriſchſte aller auf dieſem Continent noch gebliebenen Stämme. Sie ſchienen gut mit Feuerwaffen verſehen zu ſeyn, die ſie auch, wie man ſagt, mit der Geſchicklichkeit eines alten Schützen zu gebrauchen wiſſen. Ich erinnere mich daß ſie ihr Erſtaunen darüber ausdrückten, daß der weiße Mann ſo viel Pulver brauche um nach einem Ziele zu feuern, während ihnen jede Ladung ein Stück Wild oder den Scalp eines Feindes bringe. Wacarra (oder Walker, wie ich ihn nennen will) empfieng unſere Truppe ſehr gnädig und ihre Aufmerkſamkeit ward, was zum wenigſten meine eigene geringe Perſönlichkeit anbelangt, sogar förmlich überwältigend, wie das folgende zeigen wird.

Wir waren derb zugeritten, und wie ich ſchon bemerkte, waren unſere Rationen gering und dürftig. Aber eſſen muß man, und wenn das Mahl bereitet iſt, ſo iſt es eine wichtige Pflicht, unter ſolchen Umſtänden ſich ſeinen eigenen perſönlichen Antheil zu ſichern. Da unſere Lagerſtelle nicht über 100 Yards von den Hütten der Indianer entfernt war, hatten wir uns kaum zum Frühſtück niedergeſetzt — man hätte es ſogar Mittagseſſen nennen können, da es beinahe Mittagszeit war und wir noch an dieſem Tag nichts gegeſſen hatten — als Walkers Krieger und beſuchten. Nun iſt es für mich etwas unangenehmes zu eſſen, wenn auch nur ein Hund zehnlich mich angafft, und ſo ſaß ich etwas verlegen da, ſah erſt auf den Zinnteller der meinen Antheil am Atole enthielt, und dann auf das große Maul eines dicken Häuptlings, der augenſcheinlich auf eine Einladung meinerſeits wartete. Zuletzt faßte ich mir Muth und lud durch allerhand Zeichen, die nicht ſehr ſchwer zu begreifen waren, meinen rothhäutigen Freund ein, den Atole zu koſten. Ehe ich jedoch meinen Gaſt eingeladen hatte, war ich vollſtändig über das Betragen mit mir einig, welches ich einſchlagen wollte um einen gerechten Antheil am Mahl zu erhalten. Mein Plan war folgender: Ich beabſichtigte meinen zinnernen Theelöffel zu benützen, womit ich, wie ich hoffte, den Atole ſchneller verzehren konnte als mein kupferfarbiger Freund, wenn er mit dem langen ſcharfen Meſſer das ich für ihn beſtimmt hatte, eſſen ſollte, indem ich freundſchaftlichſt darauf baute daß er ſich in das Maul ſchneiden würde, wenn er verſuchen ſollte es ſchnell zu gebrauchen. Ich habe ſeitdem geglaubt daß der Hr. Cutaw den ganzen Plan durchſchaut hatte, denn als er ſeine Operation begann, bearbeitete er mich mit einem unbeſchreiblichen Bild und Gegrunze, und drehte zugleich das Meſſer mit der Schärfe nach der Hand, um mit deſſen Rücken das Eſſen zu verſuchen. Ich ſah im Augenblick daß meine Chancen gering waren, und mich nur Schnelligkeit retten konnte. Ich arbeitete mit meinem Theelöffel darauf los, bis mir der Schweiß am Geſicht herablief und verſichang den heißen Atole als wenn ich ein Salamander wäre, aber alles ohne Erfolg; der Indianer mit ſeinem breitklingigen Meſſer nahm drei Maul voll, ehe ich eines hatte, und — möge er dafür in die Hölle kommen — ließ ſich ſogar gelegentlich herab, mich mit einem gnädigen Kopfnicken zu ermuntern; der ſolide Theil meiner Mahlzeit war bald auf ein kleines nettes Häufchen geſchmolzen, aber bis es ganz verſchwand, erfaßte der Indianer die Schüſſel und händigte ſie einem direct hinter ihm ſtehenden Freunde ein; dieſer Burſch leckte dieſelbe förmlich rein und drehte, ohne in ſeinem Eifer zu erſchlaffen, in ſeinem faſt ſtoiſchen Ernſt die untere Seite nach oben, und äußerte dabei ein bedeutſames Grunzen als einen Wink daß eine neue Auflage ganz annehmbar ſeyn würde. Ich ſah traurig auf die leere Platte, aber die dunklen Augen meines Gaſtes waren ſo bedeutungsvoll auf mich geheftet daß ich keine Zeit zum Nachdenken fand. Um ſo mit einer verzweifelten Entſchloſſenheit nichts halb zu thun, händigte ich dem Häuptling meine große Kaffeeſchale mit ihrem koſtbaren Inhalt ein und lächelte dabei ſo liebenswürdig als möglich. Nun war aber dieſer Kaffee mein letzter und größter Schatz, und ich wußte daß es den nächſten Tag nichts erſtaren gehen würde, wohl aber ein tüchtiger Klitz vor und lag. So bewachte ich die Bewegungen des die Schale zum Munde führenden Wilden mit nervöſer Angſt. Auch hier lebte ich in einer trügeriſchen Hoffnung: Gewiß, dachte ich, kann ihm der Kaffee nicht ſchmecken, der Zucker iſt faſt zu Ende, und das Getränke ſo bitter daß er kaum mir ſchmeckte, und daher ſollte es dieſer Burſch mit Abſcheu ausſpucken. Ich bewachte ſeine Bewegungen mit athemloſer Angſt — er koſtet — ſtößt ein Gegrunz der Ungewißheit aus, und wendet, ohne die Schale abzuſetzen, ſeine Augen zu mir um zu fragen ob es gut ſey. Ich ſchüttelte den Kopf verneinend — hätte ich den Guttural-Jargon ſprechen können, ſo würde ich eine eindrückliche Rede gehalten haben, des Inhaltes daß Kaffee eine wirkſame Medizin ſey, beſtimmt für das Bleichgeſicht, doch vom ſicheren Verderben für die Indianer im allgemeinen und der Cutawa im beſonderen. Aber, ach! Mein Zeichen ward entweder überſehen oder mißverſtanden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Der Thractaano des Zendaveſta. In der Sitzung der Aſiatiſchen Geſellſchaft vom 7 März verlas der Präſident eine Abhandlung über einige angeblich gleichbedeutende Namen welche, den feſtländiſchen Gelehrten zufolge, in den Vedas und den Zendſchriften vorkommen ſollen. Am intereſſanteſten in dieſer Beziehung iſt die Identität des Feridun der perſiſchen Fabel, des Zohak-Vernichters, mit dem Thraetaono oder Thretonæ des Zendaveſta. Die Parſis haben dieſe Namen für ganz dieſelben gehalten, und der Sanſkrit-Ueberſetzer, Neriosteng, trug kein Bedenken den Namen Thretun in ſeine Ueberſetzung aufzunehmen. Dieſer Thretonä war der Vernichter der mörderiſchen dreiköpfigen und ſechsäugigen Schlange, welche von Adriman geſchaffen wurde um der Seelenreinheit in der ganzen Welt ein Ende zu machen. In einer der Hymnen des Rig Weda kommt der Name Traitana vor, der von den deutſchen Orientaliſten als eine weitere mit Feridun gleichbedeutende Bezeichnung begierig aufgegriffen worden iſt. Trotz der Aehnlichkeit der Namen bezweifelte der Präſident die Identität derſelben; allein ſelbſt wenn man dieſe zugeben müſſe, ſo beſtehe, behauptete er, doch keine weitere, die Hypothèſe begünſtigende Analogie zwiſchen den Perſonen. Er führte nun, als Beleg für ſeine Anſicht von der gänzlichen Verſchiedenheit derſelben, in Kürze die an ſehr ſich knüpfenden Sagen an. Feridun war der Sohn Abtins, welchen der Tyrann Zohak, als Abtins Sohn noch ein Kind war, getödtet hatte. Der Knabe wurde in den Bergen er-

Digitized by Google

zogen, und als er die Jahre der Mannbarkeit erreichte, hob er mit Hülfe des Grobschmieds Gova ein Heer aus, zog gegen Zohak, bemächtigte sich, durch magische Künste unterstützt, des Throns, und schloß den Zohak in eine Höhle, wo er zu Grunde gieng. Der Traitana der Rig Weda wird auf zweifelhafte Weise als ein Sklave genannt der seinen Kopf, seine Brust und seine Schultern schlug, und der Commentator, Sayana erzählt eine Legende, in welcher der besagte Sklave einen Angriff auf seinen Herrn, den Rischi Dirghatamas, den Verfasser der Hymne, machte und ihn auf abenteuerliche Art schlug, dann aber, von Gewissensbissen getrieben, dieselbe Unbill sich selbst auflegte. Es läßt sich also in obigen Erzählungen keine große Aehnlichkeit wahrnehmen; allein die Vertheidiger der Analogie haben ihre Muthmaßungen auf den Namen Trita's, der in den Vedas häufiger vorkommt, ausgedehnt. Dieser Mann reiste, einer der Legenden zufolge, nebst seinen Brüdern Eka und Dwita mit einer Anzahl Kühen umher. Während sie eines Nachts der Ruhe pflegten, sah Trita einen Wolf; darüber erschreckt, fiel er in einen tiefen Brunnen, wo seine verrätherischen Brüder ihn in Todesgefahr zurückließen, und die Kühe für sich selbst wegführten. Aller Mittel beraubt, den Göttern, welche ihm in seiner tiefen Noth hülfreich beispringen könnten, ein Opfer darzubringen, fiel Trita auf den Gedanken eines bildlichen Opfers, das er treulich verrichtete, indem er dazu die an den Seitenwänden des Brunnens sich hinaufrankenden Schlingpflanzen und den Sand am Boden, anstatt der wirklichen Soma-Pflanze und der Steine nahm, welche bei einem regelmäßigen Opfer erforderlich waren. Den Göttern gefiel die Frömmigkeit Trita's, und da sie zugleich fürchteten er möchte im Widerspruch gegen sie andere Götter schaffen wenn sie ihm nicht schnell zu Hülfe eilten, so begaben sie sich an den Brunnen, und zogen ihn aus seiner gefährlichen Lage dadurch heraus daß sie den Saraswati-Strom in denselben fließen ließen, und es ihm solchergestalt ermöglichten an die Oberfläche zu schwimmen. Trita kehrte sodann nach Hause zurück, wo er die Verrätherei seiner Brüder kundthat, und eine Verwünschung gegen sie aussprach, in Folge deren sie in Wölfe verwandelt wurden. Bei so geringer Gemeinschaft zwischen dem perssischen Besieger Zohak's, dem Vernichter der dreiköpfigen Schlange, und dem indischen Heiligen glaubte der Präsident seine Ueberzeugung aussprechen zu dürfen: die ganze Aehnlichkeit beruhe auf der Vox et praeterea nihil. (Athenäum.)

•

Dr. Livingston über den Zambesi-Fluß. In der Sitzung der Londoner geogr. Gesellschaft am 12 d. gab Dr. Livingston einige Erläuterungen über seine Entdeckungen bezüglich der Mündung des Zambesi-Flusses; er suchte sie zugleich anschaulich zu machen durch eine Karte und eine Schilderung des Landes das derselbe durchströmt. Alle Erkundigungen die er einzuziehen vermochte, scheinen ihm die Ueberzeugung gegeben zu haben daß ein beträchtlicher Theil des Zambesi für Schiffe von gewisser Tragfähigkeit schiffbar ist, vorausgesetzt daß man die Fahrt zur Zeit der Fluthen beginnt; mit Kanonenbooten flußaufwärts zu segeln, glaubte er, obgleich man sehr große Fahrzeuge verwenden könne, nicht empfehlen zu dürfen. Auf bedeutende Schwierigkeiten würde man ohne Zweifel während der Monate stoßen in welchen der Fluß voll ist; es sey indeß, wenn man einen Versuch machen wolle um sich von der Schiffbarkeit desselben zu überzeugen, rathsam nur ein Fahrzeug von der leichtesten Tragkraft zu diesem Zweck zu verwenden, weil es sonst leicht auf irgendeiner Sandbank in einem sehr ungesunden Theil des Flusses stecken bleiben und so der Versuch durch Krankheiten der Schiffsmannschaft vereitelt werden könnte. Der Fluß sey in einer Länge von etwa 300 Meilen, ehe man an die erste Stromschnelle gelange, schiffbar. Habe man diese überwunden, so könne man die Fahrt noch weitere hundert Meilen ohne alles Hinderniß fortsetzen. Dr. Livingston ist der Meinung — und wurde in dieser Ansicht von Capitän Hookyns unterstützt — daß der Zambesi für Handelszwecke ein höchst schätzbarer Wasserweg sey. Er glaube zwar für den Augenblick nicht daß sich sofort ein beträchtlicher Handelsverkehr werde anknüpfen lassen; allein er habe ein solches Vertrauen auf die innern Hülfsquellen des an diesem Flusse liegenden Landes, daß er deshalbige den Rest seines Lebens der Entwicklung derselben zu widmen. Er sey überzeugt, ein gesetzmäßiger Handel mit diesem Theile der Welt werde die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels daselbst zur Folge haben. Unter andern Handelsartikeln die sich in Fülle dort finden lassen, seyen Elfenbein und Indigo die vorzüglichsten — letzterer wachse wild. Er glaube, die Erzeugnisse des Landes würden alle Kosten, die man auf die Erforschung dieses Landstriche verwende, reichlich wieder ersetzen.

•

Farbenblindheit. Dieses seltsame Uebel wird bekanntlich auch Daltonismus genannt nach dem großen Urheber der atomistischen Theorie in der modernen Chemie, obgleich Sir David Brewster etwas pedantisch geradelt hat, einer körperlichen Schwäche den Namen eines der größten Naturforscher zu geben, weil Dalton zufällig darunter litt. Das Eigenthümliche seiner sinnlichen Wahrnehmungen bestand darin daß er zwischen verschiedenen Farben nicht mehr unterscheiden konnte. Eine Stange rothes Siegellack erschien ihm ebenso wie die Farbe des Rasens, Carmesin bei Tageslicht wie trübes Blau, und das Roth der Wangen wie Dunkelblau, während dunkelgrünes Tuch ihm wie schmutzig rothes vorkam. Er selbst schloß daraus daß die Flüssigkeiten in seinem Auge gefärbt seyn müßten, und daß sie beim Durchschauen dieselbe Wirkung wie eine farbige Brille hervorbrächten. Nach seinem Tode wurden seine Augen untersucht, aber kein solcher Farbstoff entdeckt. Die Flüssigkeiten im Auge waren völlig durchsichtig, Farben durch sie gesehen, behielten ihre normalen Effecte, also mußte das Uebel in der Netzhaut oder, wie man damals meinte, im Sensorium selbst seinen Sitz gehabt haben. Es wurden Werke über Farbenblindheit veröffentlicht und eine Menge lehrreicher Fälle bekannt. Gewöhnlich war das Uebel bei der Geburt schon vorhanden, im vorigen Jahre aber wurde im Philosophical Magazine ein Fall vom spätern Eintritt der sinnlichen Schwäche angeführt. Capitän C. hatte die Mußestunden am Bord mit der etwas seltsamen Beschäftigung eines Seemanns, nämlich mit Stickereien ausgefüllt. Eines Abends war er begierig noch eine Blume zu vollenden, und setzte seine Arbeit in der Dämmerung fort. Plötzlich erhielten die Farben vor ihm eine überraschende Veränderung, namentlich war er nicht mehr im Stande rothe Farben zu unterscheiden. Er eilte auf das Deck in der Hoffnung daß eine größere Fülle von licht ihm seine Sinne wieder geben würde. Umsonst! Von jenem Tage an blieb er farbenblind. Er verwechselt Grün mit Roth, hält einen (Silber-) Schilling für eine Guinee und vermag in einem Sonnen-Spectrum überhaupt nur zwei Farben zu unterscheiden. (Westminster Review.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redactiou: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. 10 April 1857.

Erste wissenschaftliche Erforschung des Issikul-Sees.

Die Lage des Issikul-Sees [1] wurde auf unsern Karten bisher nur nach den Itinerarien von Karawanen und Kaufleuten bestimmt welche von den russischen Behörden in Sibirien gesammelt worden waren, wie z. B. auf den Grimm'schen Karten zu Ritters Erdkunde. Ebensowenig war man über die Natur dieses Binnensees und seiner Ufer genauer unterrichtet. Die Chinesen nannten ihn Sche-hai, den warmen See, und die Türken übersetzten diese Benennung durch Issi-kul, während die mongolischen Kalmüken ihn Temurtu-noor, den eisenhaltigen See, und die Kirgisen ihn Tuz-kul, den Salzsee hießen. Bis jetzt wissen wir nur gewiß daß er den letzten Namen verdient. Unsere Karten und geographischen Werke gaben dem See am Westwinkel den Tschui zum Ausfluß, der vom Issikul-See in einem Bogen gegen Westen dem Aral-See zufließt, aber vorher ohne ihn zu erreichen in dem kleinen Steppensee (Saumal Kul bei Grimm, Kaban Kul bei A. v. Humboldt) seinen Lauf beendigt. Bisher gab man dem See eine Ausdehnung von 180 Werst (7 = 1 deutsche Meile) in der Länge und 50 Werst in der Breite.

Dieser See ist im vorigen Jahre zum erstenmale von einem wissenschaftlich gebildeten Reisenden, dem Akademiker Semenow, welcher Ritters Erdkunde in das Russische übersetzt hat, besucht worden. Er gieng von dem älteren russischen Fort Kopalsk im Süden des Balchasch-Sees aus, kreuzte den Ili und erreichte Ende August die Festung Wjernoje, welche er „den äußersten russischen Posten in Central-Asien nennt." Diese Aeußerung ist von politischem Werth, denn die Gränzen des von Rußland beherrschten Gebietes in Asien dehnen sich beinahe an allen Punkten jetzt gegen Süden aus, und man erfährt immer sehr spät und nur gelegentlich über ihr Vordringen. Die Citadelle Wjernoje liegt an oder in einer Stadt welche die Eingebornen Almaty nennen, unter derselben Breite wie Pisa und Florenz. Der Issikul-See ist in gerader Linie von Almaty nur 60 Werst gegen Süden entfernt. Sollte es befremden daß man in solcher Nähe erst so spät den See aufsuchte, so gibt es dafür eine einfache Erklärung. Das Nordufer des Sees ist völlig durch ein hohes Gebirge abgeschlossen, gewöhnlich der Ala-Tau oder bei Grimm Kungy-Ala-Tau genannt. Semenow bediente sich des Namens Kungi-Tau. Dieses Gebirge erstreckt sich von Osten nach Westen zwischen dem Kokselen und Turgen (Türgen) zwei Nebenflüssen des Ili, steigt weit über die Gränzen des ewigen Schnees empor und besitzt in dem dreiköpfigen Riesengipfel Talgarnik Tau, welcher genau die Mitte des Gebirges beherrscht, wo der Tangar (Talgar bei Grimm) entspringt, einen Berg der, in einen blendenden Schneemantel gehüllt, „vielleicht in seiner absoluten Höhe mit dem Montblanc wetteifert."

Der Kamm des Gebirges auf jener Strecke ist, wie Semenow bemerkt, so hoch daß auch nicht ein einziger ganzbarer Paß in gerader Richtung von Almaty nach dem Issikul führte. Der Kungi-Tau flacht sich aber an beiden Enden ab, und dort überstieg Semenow das Gebirge zuerst im Osten auf einer 250 Werst langen Straße über hohe Joche, in Begleitung etlicher Kosaken. So wurde zunächst der Fluß Tub erreicht, der sich in den Ostwinkel des Sees ergießt. Das breite Thal dieses Flusses und eines zweiten ihm parallelen Stromes, Djirgalan, trennt dort den Kungi-Tau von dem gigantischen Rücken des Musfart (Mus-Tagh, Temurtu-Tagh), welcher das Südufer des Sees einschließt. Den Tub hinabsteigend erreichte Semenow den Rand des „stürmischen, hellblauen Issikul, dessen salzige Wogen sich an diesem Tage geräuschvoll über sein östliches Ufer brachen." Beobachtungen über die Höhe des Sees wurden angestellt, die aber noch nicht bekannt gemacht werden, und der Reisende kehrte auf einem bequemeren Umweg nach Almaty zurück. Am äußersten Punkt befand er sich nur eine Tagreise von dem Bergpaß Sauka oder Dschanka, der in das warme Kaschgharien und nach den chinesischen Städten Turfan und Aksu führt. Ueberrascht war der Reisende im Kungi-Tau nicht eine Spur von vulcanischen Gesteinen anzutreffen, da der Bergrücken nur aus Syenit, Granit, Diorit und Porphyr bestand. So lauten seine vorläufigen Mittheilungen, wie sie am 8 Nov. 1856 der geographischen Gesellschaft verlesen wurden. Gewiß werden die Russen nicht versäumen an dem See sich festzusetzen, und dann stehen sie dicht vor den Pässen die nach dem chinesischen Turkistan führen. Die wenigen Worte belehren uns daß der Issikul wirklich ein Salzsee sey, und bestätigen auch die ältesten Nachrichten früherer Besucher von dem stürmischen

[1] Dieser geläufige Ausdruck enthält wie man sogleich wird eine Tautologie.

Digitized by Google

Charakter des Thales zwischen dem Kungi-Tau und Mustagh. Ist der See aber salzig, so kann nicht wohl der Tschui als sein Abfluß gelten. Diese hydrographischen Zweifel beseitigte eine zweite Reise des Hrn. Semenow. Er hatte nach seiner ersten Rückkunft geschrieben, er denke sich nur wenige Tage in Almaty vorzubereiten, um eine zweite Reise nach dem Issikul anzutreten. Dießmal sollte der Kungi-Tau im Westen überschritten und der See durch ein Aufwärtsbringen am Tschui (Tschu) erreicht werden. Auch von dieser zweiten Reise ist der Gelehrte zurückgekehrt, und bereits in einer Februarsitzung dieses Jahres wurden der Petersburger geogr. Gesellschaft neuere Nachrichten von ihm verlesen. [1] Wir erfahren daraus daß der Tschui nicht aus dem Issikul abfließt, sondern im Mustagh entspringt und nur dem Westende des Sees sich nähert. Die Rückreise gieng quer über den Kungi-Tau, und auf diesem Wege soll angeblich in 30 (80?) Werst das Fort Wjerneje erreicht worden seyn, so daß also doch ein, und zwar bei sehr später Jahreszeit, gangbares Joch gefunden worden wäre. Genauere Details fehlen noch, da die Bulletins der Petersburger Akademie erst sehr spät eintreffen, z. B. gegenwärtig (Anfang April) die Sitzungsberichte bis zum Schlusse des letzten Jahrs. Wir werden aber nicht verfehlen seinerzeit die genauern Ergebnisse dieser denkwürdigen Expedition mitzutheilen.

Fizeau's Experimente über die Geschwindigkeit des Lichts.

(Schluß.)

Die Astronomie hatte in der Frage von der Geschwindigkeit des Lichts ihr letztes Wort gesprochen, die Vervollständigung der Lösung dieses interessanten Problems war von nun an die Pflicht der Physik. Die Physik mußte uns zeigen welchen Einfluß die Dichtigkeit und die Strahlenbrechung der transparenten Mittel auf den Gang der Lichtstrahlungen ausübe. Geht das Licht nicht rascher im leeren Raum als in der Luft, rascher in der Luft als in den dichteren Mitteln, dem Wasser, dem Glase, den krystallisirten Stoffen? So war die Ordnung der Phänomene auf welche die Experimentatoren alle ihre Aufmerksamkeit zu richten hatten. Man bilde sich aber nicht ein daß man sich bloß zur Befriedigung einer unfruchtbaren Neugier an ein ganz besonders sorgfältiges Studium dieser Seite der Frage machte.

Zwei berühmte Theorien in Betreff des Ursprungs und der Fortpflanzung des Lichts haben lange Zeit hindurch die Naturforscher in zwei nebenbuhlerische Lager getrennt. Ihrem Princip nach einander gerade gegenüber stehend, hatten sie beiderseits Anspruch auf genaue Erklärung der beobachteten Erscheinungen erhoben. Die eine, die Emissionstheorie, die von Newton herrührt, stützte sich auf den großen Namen ihres Urhebers, und hatte lange Zeit fast unbestritten geherrscht. „Es schien, sagte Fresnel, daß sie aufrecht erhalten wurde durch jenen Ruf der Unfehlbarkeit welchen das unsterbliche Werk De Principiis seinem Verfasser erworben hatte." Die Emissionstheorie, deren Keim wir in dem System Epikurs wahrnehmen konnten, schrieb den Lichtkörperchen die Fähigkeit zu sich plötzlich nach allen Richtungen hin mit unzählbaren Theilchen zu verbreiten, welche, den Raum mit unermeßlicher Raschheit durchlaufend, unvermerkt in die transparenten Feuchtigkeiten unsers Auges eindrangen und auf der Netzhaut aufstiegen, um die Sehempfindungen zu erregen. Die andere, die Undulationstheorie, war längere Zeit im Schatten geblieben; scharfsinnig entwickelt von Huygheus, später wieder aufgenommen von Euler, und endlich, im Anfang dieses Jahrhunderts, vergrößert durch die herrlichen Arbeiten Dr. Youngs, Fresnels und Arago's, verwirft die Theorie der Lichtwellen im Gegentheil jede Fortpflanzung von Theilchen. Die Lichtstrahlungen bestehen nach ihr ausschließlich in der Mittheilung einer schwingenden Bewegung, welche durch die Molecüle der Lichtkörper in einer äußerst dünnen, ungemein elastischen Mitte, dem Aether, von dem das ganze Weltall erfüllt ist, erregt wird. Da wo der Aether unbeweglich ist, herrscht Dunkelheit; da wo der Aether in Schwingung begriffen ist, herrscht Licht. Diese wellenförmige Bewegung pflanzt sich nach allen Richtungen um den Erschütterungsmittelpunkt herum, durch sphärische Wellen, fort, welche, ohne ihre Gestalt zu verändern, sich unablässig vergrößern, so lange der Aether seine ursprüngliche Dichtigkeit behält.

Wir wollen die von ihren Gegnern einer jeden dieser beiden Theorien gemachten Einwürfe nicht näher untersuchen — eine solche Erörterung würde uns zu weit führen. Wir wollen uns damit begnügen zu beweisen daß die deutlichste Art der Entscheidung, welches der beiden Systeme sich der Wahrheit am meisten nähere, darin bestand vergleichsweise, durch directe Mittel, die Geschwindigkeit des Lichts in ungleich dichten Mitten, der Luft und dem Wasser z. B., zu messen. Wenn das Licht im Wasser eine geschwindere Bewegung hat als in der Luft, so trägt die Emissionstheorie den Sieg davon, und die Undulationstheorie ist ernstlich bloßgestellt. Wenn hingegen die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in der Luft größer ist, so ist die Newton'sche Theorie in ihrer Grundlage vernichtet, und die der HH. Huyghens und Fresnel erlangt einen neuen Grad der Gewißheit.

Die Art der Solidarität welche zwischen diesen beiden Anschauungen besteht, läßt sich auf folgende einfache Weise erklären: größere Geschwindigkeit des Lichts in dem Maße als das Medium dünner wird, beweist die Falschheit der Emissionstheorie, Wahrheit der Undulationstheorie.

Bekanntlich ändert ein Lichtstrahl, wenn er von der Luft in das Wasser übergeht, seine Richtung; er weicht von der anfangs befolgten geraden Linie ab; man sieht daß er sich beugt, sich bricht, wie man sagt, indem er sich der perpendiculären nähert, die man sich von der Trennungsoberfläche der beiden Mittel bis gerade an den Ort gezogen denkt wo der Strahl eingedrungen ist. Dieß ist eine schon längst bekannte und studierte Thatsache. Newton

[1] S. Allg. Ztg vom 13 März 1857 unter Petersburg 28 Febr.

Digitized by Google

nun stellte als Grundlage für sein System den Satz auf: daß, ebenso wie eine von dem Licht auf die Naturkörper ausgeübte besondere Einwirkung besteht, man auch nothwendigerweise zugeben müsse daß die letzteren ihrerseits auf die Lichttheilchen zurückwirken, sie fortstoßen, anziehen, zurückwerfen, brechen, je nach dem betreffenden Fall.

In dem besondern Falle wo das Licht sich in das Innere eines Körpers fortpflanzt, besteht eine Anziehung der stofflichen Molecülle an die den Lichtstrahl bildenden Elemente; diese Anziehung wächst mit der Zahl der wägbaren Molecülle welche auf ein und dasselbe Lichttheilchen wirken, d. h. mit dem Grad der Dichterwerdung des Stoffes in dem Körper durch welchen das Licht hindurchzieht, oder, wie man es genauer nennt, mit der Dichtigkeit. Wenn dann der Lichtstrahl in eine neue Substanz eindringt, wo diese Agglomeration von Stoffen größer ist, muß er stärker angezogen werden als zuvor; er muß sich biegen, wie die eben erwähnte Erfahrung beim Uebergang des Lichts aus der Luft in das Wasser es darthut. Diese in den dichtern Körpern auf das Licht ausgeübte Anziehung muß hinwieder eine Vermehrung der Geschwindigkeit seiner Fortpflanzung, eine plötzliche Beschleunigung in seinem Gang erzeugen. Man sieht also: die Idee einer rascheren Fortpflanzung der Lichtstrahlungen, in dem Maße als die Dichtigkeit der durchzogenen Mittel wächst, ist eine unmittelbare Folge der Newton'schen Hypothesen.

Die Wellentheorie führt zu einem ganz entgegengesetzten Ergebniß. Für sie hat der Aether, welcher in den Körpern die durch die Molecülle leer gelassenen Räume ausfüllt, eine von einer Substanz zur andern variable Elasticität oder Dichtigkeit. Die Strahlenbrechung rühret lediglich von der Geschwindigkeitsveränderung her welche aus dieser Dichtigkeitsveränderung folgt; der Lichtstrahl muß nach der Perpendicularen an der Trennungsoberfläche der beiden Mittel zu um so mehr zurückgeworfen werden, je geringer seine Geschwindigkeit in dem neuen Körper ist den das Licht durchzieht; daher ist die Art und Weise der Brechung des Lichts im Wasser für die Wellentheorie ein Beweis daß die Lichtstrahlungen sich in dichteren Mitten mit geringerer Raschheit fortpflanzen — eine Schlußfolgerung welche der Newton'schen geradezu widerspricht. Als Arago die Interferenz- und Diffractions-Phänomene studierte, war es ihm sogar durch ein in der Wissenschaft berühmtes Experiment gelungen die Verzögerung zu messen welche das Licht an einer winzigen Glasplatte erleidet, und aus der Dicke dieser Platte das Verhältniß der Geschwindigkeiten in der Luft und im Glase zu beweisen. Hierin aber lag eine indirecte Lösung welche die Principien der Wellentheorie als anerkannte, als wahre, voraussetzte. Man mußte daher vor allen Dingen die Frage frei anpacken, ohne sich auf irgend eine vorläufige Hypothese zu stützen.

Das den Naturforschern vorgelegte Problem hatte daher, durch die Zahlenangaben die es an die Hand gab, die allergrößte Wichtigkeit. Fügen wir sofort bei daß es schien als sollten ernste Schwierigkeiten die Lösung unendlich hinausschieben. Alle Versuche welche man gemacht hatte um auf directe Weise an der Oberfläche des Erdballs die Geschwindigkeit des Lichts zu messen, waren gescheitert. Römer und Bradley hatten sich veranlaßt gesehen als Ausgangspunkt für ihre Beobachtungen, der eine eine Basis von 70 Millionen Lieues, der andere eine Geschwindigkeit von 400 Lieues in der Minute zu wählen. Gibt es an der Oberfläche des Erdballs irgend eine Länge, irgend eine Geschwindigkeit die sich mit diesen letzteren vergleichen ließe? Diese früheren Nichterfolge und die entmuthigende Aussicht auf eine wahrscheinliche abermalige Erfolglosigkeit lähmten lange Zeit den Eifer der Naturforscher. Zum Glück für die Wissenschaft faßte, zu derjenigen Zeit in welcher diese Fragen am lebhaftesten erörtert wurden, ein durch seine Geistesgaben hervorragender, durch den Einfluß welchen er sich in der gelehrten Welt mit vollem Recht zu erwerben verstanden mächtiger Mann, Arago, der einen so wesentlichen Antheil an den Fortschritten der Wellentheorie hatte, für die Frage der Geschwindigkeit des Lichtes jenes leidenschaftliche Interesse, das nothwendigerweise auf die ihn umgebenden jungen Naturforscher zurückwirken mußte. Hr. Wheatstone hatte durch ein scharfsinniges Verfahren, das vielleicht, von dem Gesichtspunkt der Folgerungen die man aus seiner Anwendung hergeleitet, nicht ganz tadellos ist, eben erst die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Elektricität in den Metalldrähten gemessen. Arago erkannte bald den Nutzen welchen man aus Wheatstone's Drehspiegel ziehen könne. Am 3 Dec. 1838 verlas er in der Akademie der Wissenschaften eine kurze Abhandlung, in der sich die Möglichkeit ausgedrückt findet diesen Spiegel zur Messung der vergleichenden Geschwindigkeiten des Lichts in der Luft und im Wasser zu benützen.

Schon im Jahr 1835 hatte John Herschel die unbestimmte Idee einer derartigen Methode gehabt; allein er verband sie mit einer ganz unbrauchbaren Einrichtung. Er wollte durch eine, eine Meile lange, Wasser- oder sonstige Flüssigkeitssäule einen Theil des Lichtbündels ziehen lassen; diese Flüssigkeit wäre in einer Röhre eingeschlossen gewesen, die man, um die raschen Temperaturschwankungen zu vermeiden, der Sonne ausgesetzt hätte. Es war nicht nothwendig zu diesem Experiment seine Zuflucht zu nehmen, um mit Bestimmtheit voraussagen zu können daß die Fortpflanzung des Lichts durch eine flüssige Säule von solcher Länge eine rein ideelle war. Man mußte im Gegentheil, nach dem Gedanken des berühmten Secretärs der Akademie der Wissenschaften die Rotationsgeschwindigkeit des Spiegels vermehren, um die Länge der transparenten Säule zu vermindern; dieß war das einzige Mittel die Fortpflanzung des Strahlenbündels und in Folge davon die Messung der vergleichenden Geschwindigkeiten des Lichts möglich zu machen.

Arago brachte seine Idee in Ausführung; sein Freund, Hr. Breguet d. j., baute nach seinen Angaben ein System von drei Spiegeln, deren jeder sich mit einer Geschwindigkeit von tausend Umläufen in der Secunde drehte, was gleichkam der Anwendung eines einzigen Spiegels von dreitausend Umläufen. Die beiden Lichtbündel sollten, nachdem sie abgesendert der erste die atmosphärische Luft, der zweite eine Wassersäule durchgegen hatten, nacheinander auf jedem dieser Spiegel, vom einen auf dem andern sich reflectirend, auffallen, und endlich eine bestimmbare Abweichung erfahren, aus welcher man auf das Verhältniß ihrer Geschwindigkeiten hätte schließen können. Unglücklicherweise verminderten diese drei Reflexionen allzu sehr die Intensität der Bündel; auch hielt es Arago für nöthig zur Anwendung eines einzigen Drehspiegels mit dieser selben Geschwindigkeit von dreitausend Umläufen in der Secunde zu greifen. Er hoffte, diese so große Raschheit könnte

Digitized by Google

erreicht werden wenn man seinen Spiegel in einen luftleeren Raum stelle, und ihn so dem Widerstand entzieht den die Luft seiner Bewegung entgegensetzt. Seine Vermuthungen wurden durch die Erfahrung nicht gerechtfertigt. Es ist rührend zu hören wie Hr. Arago selbst mit ruhigem Schmerz diese Erfolglosigkeit, die ihm sehr peinlich seyn mußte, erzählt: „Alles war hergerichtet, aufgestellt auf einer steinernen Säule im Meridiansaal des Observatoriums. Es fehlte nur noch die Beobachtung .... Der Spiegel, der alle unsere Vermuthungen täuschte, drehte sich im luftleeren Raume fast nicht geschwinder als in der Luft. Dieser Umstand zeigte abermals die Wahrheit des Sprüchworts: das Bessere ist der Feind des Guten. Man mußte daher wieder auf den ursprünglichen aus drei Räderwerken und drei gefonderten Spiegeln bestehenden Apparat zurückkommen, auf den ich nur verzichtet hatte um den reflectirten Bündeln eine starke Intensität zu erhalten. Die Nothwendigkeit wieder zu diesem ersten Experimentirungsmittel zu greifen, machte sich in dem Augenblick fühlbar wo mein geschwächtes Gesicht mir die Theilnahme daran nicht mehr gestattete. Meine Ansprüche müssen sich daher auf die Aufstellung des Problems und auf die Angabe der sichern Mittel zur Lösung desselben beschränken. Diese Mittel können in der Ausführung Abänderungen erleiden wodurch sie mehr oder minder leicht anwendbar werden, ohne daß sie darum ihren Charakter wesentlich ändern." (Comptes rendues de l'Académie des sciences, 23 April 1850.)

Da Arago fühlte daß es mit seinem Leben rasch zu Ende gehe, so nahm er durch diesen geschichtlichen Abriß seiner Forschungen den ihm gebührenden Antheil an der Experimentalmethode welche seine Nachfolger anwandten, für sich in Anspruch. Dieß geschah im Monat April 1850. Wie es scheint, herrschte unter den Experimentatoren gerade damals fast durchgängig die Neigung ihre Sinnen vorzugsweise den Theorien der Optik zuzuwenden. Mehrere Naturforscher unternahmen, so zu sagen unter den Eingebungen Arago's, die wichtigen Arbeiten welche der Zustand seiner Augen ihm zu verfolgen nicht mehr gestattete. Neun Monate früher, am 23 Julius 1849, hatte Hr. H. Fizeau in der Akademie der Wissenschaften das lebhafteste Aufsehen dadurch erregt, daß er die Ergebnisse der entscheidenden Experimente vorlegte welche er, ohne seine Zuflucht zu den astronomischen Methoden zu nehmen, angestellt hatte um die Geschwindigkeit des Lichts in der Luft unmittelbar zu messen.

Das Verfahren Hrn. Fizeau's ist in hohem Grade merkwürdig, sowohl durch die Originalität der Idee welche ihm als Ausgangspunkt diente, als durch die elegante Einrichtung seines Apparats, der von dem Arago's, durch seinen Zweck, ganz verschieden ist; denn Hr. Fizeau wollte bei seinen ersten Experimenten, durch die Art und Weise die er dabei befolgte, nur die Geschwindigkeit des Lichts in der Luft bestimmen. Der Drehspiegel Wheatstone's wurde nicht angewendet.

Wir wollen die Hauptexperimente Fizeau's etwas ausführlicher schildern; sie sind die Veranlassung zu diesem Aufsatze gewesen, und werden daher den natürlichen Schluß desselben bilden.

Stellen wir zuvörderst das Princip fest, auf welches sich die Schätzung der Geschwindigkeit des Lichts in der Luft also gründet. Denkt euch eine kreisrunde Oeffnung mit dem Durchmesser eines Zwanzigfrankstücks, angebracht in dem Laden eines dunklen Zimmers; außerhalb des Zimmers, in einer sieben Lieues gleichen Entfernung von dem Laden, ist ein glatter Spiegel aufgestellt, der mit demselben parallel läuft. Ich werfe durch die Oeffnung des Ladens ein cylindrisches Lichtbündel, gebildet aus unter sich und zugleich mit der Achse der Oeffnung parallel laufenden Strahlen. Es ist klar daß, wenn die Ziffer Bradley's genau ist, wenn das Licht 70,000 Lieues in der Secunde oder sieben Lieues in einer Zehntausendstel-Secunde durchläuft, seine Strahlen den Spiegel am Ende dieses letzten Zeitraums treffen werden; sodann werden sie, demselben Weg einschlagend, in Folge der Reflexion die sie in einer perpendiculären Richtung am Spiegel erlitten haben, zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren, und nach Verfluß von einer zweiten Zehntausendstel-Secunde durch das kreisrunde Loch des Ladens, wo das Auge eines Beobachters sie aufnehmen kann, abermals hindurchgegangen seyn.

Nehmt zweitens an daß mit Hülfe eines beweglichen, eine rasche Hin- und Herbewegung ausführenden Schirms das Loch des Ladens während der Zeitintervalle von je zwei Zehntausendsteln einer Secunde (wir werden sogleich die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Gesetzes begreiflich machen) abwechslungsweise offen und geschlossen bleibt — ist es dann nicht einleuchtend daß, da die Lichtstrahlen welche von der Kreisöffnung ausgehen, während diese durch den Schirm bewasskirt ist, zwei Zehntausendstel einer Secunde brauchen um dahin zurückzukommen? Bei ihrer Rückkehr werden sie stets diese Oeffnung geschlossen finden, der zwischengestellte Schirm wird sie in ihrem Gang aufhalten, und trotz der ungemein raschen Hin- und Herbewegung dieses Schirms wird das hinter dem Loch des Ladens befindliche Auge kein vom Spiegel kommendes Licht wahrnehmen; es wird für dasselbe eine vollständige Finsterniß bestehen. Wenn die Zeit während welcher diese Oeffnung offen geblieben ist, größer gewesen wäre als zwei Zehntausendstel einer Secunde, so hätten die zuerst abgegangenen Strahlen Zeit gehabt wieder zurückzukehren, ehe der Schirm sie abschnitt; sonach hätten sie in das Auge eindringen und dasselbst die Empfindung der Helle erzeugen können. Sobald aber der Experimentator durch einen einfachen Mechanismus die Möglichkeit besitzt die Dauer der Oeffnung oder der Schließung des Lochs nach seinem Gutdünken zu verlängern oder zu verkürzen, so wird er, indem er auf langsame, aber ununterbrochene Art die Geschwindigkeit des Schirms, welcher diese Alternativen hervorbringt, variiren läßt, im Stande seyn es dahin zu bringen daß der Glanz des in das Auge fallenden Lichts so sehr abnimmt daß endlich die ebenerwähnte gänzliche Finsterniß eintritt. Wenn er in diesem Augenblick die Geschwindigkeit des Schirms kennt, so wird er daraus auf die Zeit schließen welche das Licht braucht um zweimal sieben Lieues zu durchlaufen; er wird daher eine Messung der Geschwindigkeit des Lichts in der Luft haben. Alles läuft sonach darauf hinaus daß man einen sehr rasch sich bewegenden Schirm besitzt, dessen Geschwindigkeit in jedem Augenblick genau bestimmt werden kann, und daß man über ein Lichtbündel verfügt, das in diesem Zeitraum von sieben Stunden sich hin- und herzubewegen vermag ohne eine allzugroße Intensitätsverminderung zu erleiden.

Hr. Fizeau hat diese Schwierigkeiten sehr geschickt dadurch besiegt daß er bei seinen Forschungen eine kreisförmige, an ihrer Peripherie in gleichen Zwischenräumen mit Zähnen, wie das gezähnte Rad eines

Digitized by Google

Triebwerks, versehene Scheibe von großem Durchmesser anwandte. Diese Scheibe hatte 720 Zähne; die Dicke eines jeden war gleich dem zwischen den zwei folgenden Zähnen begriffenen leeren Raume, so zwar daß, wenn man den Rand der Scheibe Hrn. Fizeau's vor das ebenerwähnte kreisförmige Loch stellte, um hernach die Scheibe sich um ihre Achse drehen zu lassen, das Plenum der Zähne die Oeffnung verbarg, die zwischen zwei Zähnen begriffene Leere sie sehen ließ. Wenn die Scheibe einen Umlauf in der Secunde macht, so rekrde, da es 720 Zähne und in Folge davon 720 Vertiefungen gibt, jeder Zahn und jede Leere, um vor das Auge zu gelangen, den 1440sten Theil einer Secunde gebrauchen. Bei einer Geschwindigkeit von 10 Umläufen in der Secunde betrüge die Dauer des Durchgangs jedes Zahns den 14,400sten Theil einer Secunde. Die Scheibe wurde auf ein Räderwerk gesetzt, das durch Gewichte getrieben und von unserm geschickten Mechaniker Froment mit größter Sorgfalt gebaut war. Ein Zähler, welcher die Anzahl von der Scheibe in einer gegebenen Zeit gemachten Umläufe andeutete, ermöglichte die genaue Schätzung seiner Umdrehungsgeschwindigkeit und in Folge davon des äußerst kleinen Secundenbruchs, der die Zeit darstellte welche jeder der Zähne gebraucht hatte um vor dem Auge vorüber zu kommen.

Da man nun das Princip des Apparats kennt, so wollen wir zu den Einzelheiten übergehen: zwei cylindrische Röhren von gleichem Durchmesser bildeten gleichsam die beiden Hälften eines und desselben Fernrohrs, und enthielten jede eine doppelt-convexe Linse von langem Brennpunkt. Ein Wort über diese Linsen. Sie besitzen bekanntlich die Eigenthümlichkeit daß sie, wenn man auf dieselben einen Bündel Sonnenstrahlen fallen läßt welche man als unter sich parallel laufend betrachten kann, diese Strahlen nach ihrem Durchgang sammeln und sie in einen einzigen Punkt, den man den Brennpunkt der Linse nennt, zusammenziehen. Wenn man hingegen an diesen Brennpunkt, dessen Stellung zum voraus bekannt ist, einen Lichtpunkt versetzt, so schlägt ein Theil der durch diesen Punkt fortgepflanzten Strahlen einen umgekehrten Weg ein, sie fallen unter der Form eines Lichtkegels auf der Linse auf, und bilden beim Entweichen einen Cylinder von Strahlen die unter sich und mit der Achse der Linse parallel sind.

Die eine der Röhren wurde in dem Belvedere eines Hauses von Suresnes, die andere auf der Höhe des Montmartre aufgestellt; ihre Achsen waren auf die beiderseitige Verlängerung gerichtet; ihr Abstand betrug 8633 Meter. Das Fernrohr von Suresnes war in einem rechten Winkel gekrümmt, wie es die Stubenofen-Röhren sind, wenn es eine plötzliche Richtungsveränderung gibt; an der Stelle der Krümmung selbst war eine unverzinnte Spiegelplatte angebracht mit einer Neigung von 45 Grad an den Achsen der beiden Röhren, welche durch ihre Vereinigung das Knie bildeten. Eine ein lebhaftes Licht ausstrahlende Lampe stand am offenen Ende der Hülfsröhre; ihre Strahlen, von einer ersten Linse aufgefangen und convergirend gemacht, fielen auf der die Stelle eines Spiegels vertretenden unverzinnten Spiegelplatte auf, kreuzten sich, von ihr zurückgeworfen, im Brennpunkt der Linse, mit welcher das Fernrohr von Suresnes versehen war, und gingen durch dieselbe hindurch um sich zu einem cylindrischen Bündel zu vereinigen. Sie nahmen ihren Weg sodann in die Atmosphäre, ohne sich bis zum Montmartre seitwärts zu zerstreuen; hier drangen sie in das Fernrohr dieser zweiten Station, convergirten an seinem Brennpunkt, wo sich ein glatter Spiegel befand; durch diesen letztern endlich wieder zurückgewiesen, schlugen die Lichtstrahlen eine mit der eben durchlaufenen ziemlich identische Richtung ein; durch dieselben Gläser zurückkehrend, sammelten sie sich im Brennpunkt der Linse von Suresnes, wo das Auge des hinter der transparenten Spiegelplatte, welche zuerst dazu gedient hatte sie nach dem Montmartre zurückzuwerfen, aufgestellten Beobachters sie leicht wieder aufnehmen konnte. Sie brachten daselbst durch ihre Vereinigung die Wirkung eines durch Vermittelung eines Teleskops gesehenen Sternbildes hervor. An eben diesen Brennpunkt stieß der Umfang der oben beschriebenen gezahnten Scheibe an, der man nun eine rotirende Bewegung mittheilte, die dergestalt beschleunigt wurde daß sie endlich eine gänzliche Finsterniß hervorbrachte; von diesem Augenblick an wurde die Bewegung der Scheibe gleichförmig gemacht, damit der Zähler die Geschwindigkeit derselben anzeigen konnte.

Durch dieses Verfahren, dessen Genauigkeit von einer Commission der Akademie der Wissenschaften verificirt wurde, fand Hr. Fizeau nahezu die Ziffer Bradley's, nämlich 70,948 Stunden (25 auf einen Grad) in der Secunde. Diese merkwürdige Uebereinstimmung unter den Resultaten der beiden so vollständig von einander abweichenden Methoden genügte schon allein um die vollkommene Genauigkeit der Experimente von Suresnes zu beweisen.

Das hier geschilderte Verfahren ließ sich, so wie es war, nicht auf die vergleichende Messung der Geschwindigkeiten des Lichtstrahlungen in der Luft und im Wasser anwenden; man mußte nothwendigerweise eine Abänderung daran anbringen, die dem Lichtstrahl gestattete nicht mehr als eine schwache Länge der flüssigen Säule, eine Länge von nur einigen Metern, zu durchlaufen. Hr. Fizeau behielt indeß den Grundgedanken der Methode, die bei seinem ersten Versuch einen so schönen Erfolg erzielt hatte, bei. Der in eine gewisse Entfernung geschleuderte Lichtbündel mußte auf dem eingeschlagenen Weg wieder zurückkehren; nur ließ man ihn eine Abdoppelung erleiden, damit der eine Theil des Lichts eine Wassersäule, der andere Theil eine Säule atmosphärischer Luft durchziehe. Ein und derselbe Beobachter warf die Strahlen aus und empfieng sie dann abgedoppelt zurück, damit die Vergleichung der Verzögerungen, welche jeder von ihnen erlitten hatte, genaue bewerkstelligt werden konnte. Durch eine ziemlich verwickelte Combination des Drehspiegels Arago's und der plan-convexen Linsen, die auf ihrer glatten Fläche verzinnt waren um die Berrichtung eines concaven Spiegels übernehmen zu können, wurden diese Forschungen über die Geschwindigkeiten des Lichtstoffs in der Luft und im Wasser ausgeführt. Wir wollen die Beschreibung des neuen Apparats nicht geben; die vielen technischen Einzelheiten könnten den Leser leicht ermüden; nur auf die Ergebnisse der Experimente Hrn. Fizeau's wollen wir noch mit einigen Worten hinweisen.

Das Licht einer Lampe reichte dießmal, weil die Flüssigkeit es verlöschte, nicht aus; man wandte die Sonnenstrahlen an. Der Theil der Bündel welcher eine Wassersäule von zwei Metern, oder hin und her vier Meter, durchgegen, hatte eine grünliche Färbung, wodurch man ihn leicht von demjenigen Theil zu unterscheiden vermochte der sich in der Luft allein fortgepflanzt hatte, und welcher so ziemlich seine Farbe und seinen ursprünglichen Glanz behielt. Der Erfolg des Versuchs war ein vollständiger, das er-

Digitized by Google

zielte Ergebniß konnte keinem Zweifel mehr Raum lassen. Das Licht bewegt sich in der Luft geschwinder als im Wasser. Haben die von den Lichtstrahlen durchzogenen Säulen dieser beiden Fluida eine und dieselbe Länge, so ist der weißgebliebene Lichtstrahl, derjenige welcher die Luft durchzogen hat, dem grünlich gewordenen Strahl, demjenigen der in das Wasser eingedrungen, voraus. Verlangt man daß die Dauer der Fortpflanzung dieser Strahlen die gleiche sey, so merke man darauf daß 4 Meter Luft in derselben Zeit durchlaufen werden wie 3 Meter Wasser — ein Ergebniß das vollkommen mit den Schlußfolgerungen aus der Wellentheorie übereinstimmt, mit den Anordnungen der Emissionstheorie aber schnurstracks im Widerspruch steht.

Es blieb noch eine letzte Frage zu behandeln, die nämlich: wird der im Innern des Körpers befindliche Aether, wenn die Molecüle, in deren Mitte er sich befindet, sich unter der Einwirkung der äußern Kräfte bewegen, mit fortgerissen, oder aber bleibt er ganz unabhängig von dem Stoff — unbeweglich wenn dieser von einer raschen Bewegung belebt wird? Ueber diesen Punkt herrschte die größte Ungewißheit; man hatte die verschiedensten Ansichten aufgestellt, eine experimentale Grundlage aber fehlte allen. Hr. Fizeau übernahm es sie zu liefern, das Problem zeigte sich ihm voller Schwierigkeiten aller Art; er hat sie nacheinander beseitigt, und eine klare und entscheidende Lösung gewonnen.

Hr. Fizeau lenkte einen Sonnenstrahl in eine Röhre voll Wasser in dem Augenblick wo die Flüssigkeit in der Röhre sich mit einer Geschwindigkeit von 6—7 Metern in derSecunde bewegte; er verglich die im Laufe des Strahls hervorgebrachte Verzögerung mit derjenigen welche eine unbeweglich gebliebene Säule von derselben Länge veranlaßt hatte, und er erkannte vollkommen daß die Geschwindigkeit des Lichts vermehrt wurde wenn der Strahl sich in dieselbe Richtung wie die Flüssigkeit versetze, und daß sie sich vermindere wenn sich zwischen dem Lichtstoff und der flüssigen Masse ein Hemmniß zeige. Die auf die verwirklichten Messungen angewendete Berechnung führte Hrn. Fizeau zu folgender Schlußfolgerung: daß ein Theil des Aethers, aber nur ein Theil, von einer mit den Molecülen der Körper gemeinschaftlichen Bewegung mit fortgerissen werde. Sonach flutet sich dieses subtile Fluidum, welches das Beförderungsmittel des Lichts ist, das ohne allen Zweifel zur Erzeugung der Phänomene der Wärme und der Electricität mitwirkt — dieses im Raum verbreitete Mittel, mit dessen Hülfe sich vielleicht alle Kräfte der Natur, alle jene physischen Agentien kund thun deren erste Ursache stets ein Geheimniß für den Menschen seyn wird — kurz, dieser Aether, an die wägbare Materie gebunden welche er von allen Seiten umspült, er nimmt Theil an ihren Bewegungen, allein seine Mitfortreißung ist nur eine theilweise.

In diesen letzten Experimenten, die wir leider nicht beschreiben können, hat Hr. Fizeau den Beweis von einer großen Geschicklichkeit als Experimentator geliefert. Es kommt ihm zu, sie durch neue Versuche zu vervollständigen, sey es indem er die Geschwindigkeit des Flüssigen variiren läßt, sey es daß er auf Stoffe von verschiedenen Brechbarkeiten, wie Alkohol operirt.

General Ferriers Reisen durch Afghanistan, Turkistan und Beludschistan.

2. Querzüge im Fürstenthum Kandahar.

Jar Mohammed ließ dem General Ferrier zwei Empfehlungsschreiben, eins an Doſt Mohammed, das andere an seinen Schwiegersohn Achbar Chan [1] aushändigen. Dem Franzosen waren drei Reisegefährten, Dschebir Chan, Ahmed und der Serdar (Miliz) All aufgedrungen worden, die sich zusammen bemühten ihm Geld abzupressen und das Leben sauer zu machen. Am meisten hatte er von der frechen Zudringlichkeit der Afghanen unterwegs zu leiden. Die erste Probe bestand er in Dschebertan auf der zweiten Station nach Kandahar. Das Gesindel drang ins Zelt und beschnüffelte alle Dinge. „Einige der Burschen setzten sich neben mich, zogen ihre Hemden aus und begannen eine Jagd auf das Ungeziefer. Einer der Kerle hatte ein derartiges Geschöpf von ungewöhnlicher Größe erwischt, und brachte es mir mit einem Ausrufe des Entzückens, damit ich mich selbst von den Größenverhältnissen und den Schönheiten der Species überzeugen möchte. Voller Ekel bat ich meine Besucher das Zelt zu verlassen, aber sie schienen keine sonderliche Eile zu haben. „Weswegen habt Ihr Ursache verdrießlich zu seyn? sagte einer der Gesellen. Die Laus ist die Freundin des Menschen, jeder Afghane hält sich deren wenigstens hundert. Ihr wißt recht gut daß wir sie nicht deßwegen fangen, weil sie, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, unrein sind, sondern weil sie auf höchst widerwärtige Art stechen. Das kommt aber daher weil sie so anhänglich sind und uns niemals verlassen wollen!“ Nun folgte ein grimmiger Ausfall gegen alle Feringhi, und eine Fluth von Drohungen, die Ferrier ruhig über sich ausschütten lassen mußte. Scenen und Conversationen desselben Geschmackes wiederholten sich fortwährend und vergifteten die Beschwerden einer Reise bei 46° C. (40° R.) im Schatten. [2] Ferrier bewegte sich damals auf der Heerstraße von Herat nach Kandahar, und es wird gut seyn diesen Umstand im Gedächtniß zu behalten, denn auf dieser Straße müßten bei einer Invasion Indiens russische Truppen vordringen. Uebrigens gesteht Ferrier an einem andern Ort daß Heere den geraden Weg von Herat im Sommer nicht ziehen können, weil es auf dieser Strecke an Wasser mangelt. „In diesem Lande, fügt Ferrier hinzu, hat man die größten Schwierigkeiten sich seine Bedürfnisse zu verschaffen, weil die Nomaden den Gebrauch des Geldes nicht kennen, so daß es häufig unmöglich ist etwas zu kaufen. Alle feilgebotenen Dinge müssen mit etwas Brauchbarem bezahlt werden, z. B. mit Turbanen, Beinkleidern, Baumwollenzeugen, Hemden, oder Thee, Kaffee, Zucker und Tabak. Oft mußte ich Stunden lang Hunger leiden, weil ich versäumt hatte mich mit einer Ladung solcher Waaren zu versehen.“ In Kaffm-abad (29 Juliüs) erreichte man die letzte Ortschaft welche zu Herat gehörte, und schlug hierauf das Zelt unter den Nomaden des Nurse-

[1] Bekanntlich der älteste Sohn des Doſt, und der fanatische Gegner der Britten, der 1841—1842 den Aufstand in Kabul organisirte, welcher mit dem Blutbad in den Päßen nach Dschelalabad endigte. Achbar Chan starb 1845 an Gift.

[2] Im Jahr 1840 stieg das Thermometer des Majors Sanders an der nämlichen Stelle, nämlich bei der Fähre über den Farah-Rud, auf 175° F. (39° R.), so daß man im Sande Eier weich machen konnte.

Digitized by Google

Clans auf, die von Kopf bis zu den Füßen sich bewaffnet hatten, weil sie wegen Ablenkung eines Wasserstromes mit ihren Nachbarn vom Stamme des Hadschi Ibrahim in Fehde gerathen und Blut bereits geflossen war. Kaum stand das Zelt bei 48° C. (38° R.) im Schatten, so wurde es bereits von lästigen Gästen gefüllt, die allerlei einfältige Fragen stellten. Noch nicht zwei Züge hatte Ferrier aus seiner Pfeife gethan, so nahm sie ihm der Nächste aus dem Munde und ließ sie dann bis zum letzten Zug im Kreise herumgehen. Die frechen Besucher nahmen auch am Mahl Theil und baten dann um Zucker, Thee und Kaffee in einem Tone, der jede Weigerung abschnitt. Sie verließen den Reisenden nicht einmal als er sein Hemd wechselte, und betühlten dabei seine Glieder und seinen Leib, worüber sich ein Streit über die helle Farbe der Europäer entspann, bis endlich der Mullah bemerkte: „Ihr verdammter Glaube verbietet den europäischen Weibern die Kinder selbst zu fängen, und ein Schaf muß die Stelle der Mutter vertreten. Dieß erhält die natürliche Helligkeit der Haut, sie bleiben deßwegen aber auch halb Vieh, halb Mensch, und dieß ist die Hauptursache daß sie nicht die erhabene Religion unseres tiefverehrten Propheten zu begreifen vermögen.“ Ferriers Herausgeber belehren uns in einer Randbemerkung über die Ursache dieser Scenen, welche dem Reisenden selbst entgangen war. Eine große Anzahl Engländer sind durch Afghanistan nach Herat hin und zurück gereist. Keiner hatte sich über derartige Dreistigkeiten zu beschweren. Sie verdankten dieß theils der Furcht vor ihrer Macht, theils dem Schutze Jar Mohammedes, so lange sie mit ihm auf gutem Fuße standen. Die wahren Anstifter der Ouälereien waren aber offenbar Ferriers Begleiter aus Herat, welche wahrscheinlich von Jar Mohammed den Befehl erhalten hatten den Reisenden zwar unversehrt nach Kandahar zu bringen, ihn aber unterwegs nach Kräften zu „ennuyiren,“ um etwaigen europäischen Nachfolgern den Geschmack an den Reisen in Afghanistan zu verleiden. Vor Jar Mohammed zitterte Groß und Klein im Fürstenthum Herat, und niemand hätte sich eine Frechheit erlaubt, wenn er die Strafe des Wessir Sahib zu befürchten gehabt hätte.

Die Nacht wurde bei den Hadschi Ibrahimis zugebracht, die ebenfalls bewaffnet die Russis erwarteten. Mitten in der Nacht begann ein Gefecht und die Ibrahimis zogen gegen die Angreifer aus. „Der gegenseitige Haß zwischen den Afghanenstämmen und den einzelnen Clans, von denen jeder beinahe eine Nation für sich bildet, bemerkt Ferrier, wird auf lange Zeit hinaus die Errichtung einer wohlgegliederten thätigen Regierung erschweren. Das glimmende Feuer wegen alten Grolles und früherer Fehden läßt sich niemals austilgen, die geringfügigste Veranlassung treibt die Lohe empor und endigt mit Ergreifung der Waffen. Selten zeigt sich Neigung zu Gewerbfleiß und Handel; die wenigen welche etwas Habe besitzen, müssen sich erst bei den Parswanen erkundigen welchen Werth sie etwa haben und welchen Nutzen man etwa daraus ziehen möge. Unter den wandernden Nimads bin ich manchen Leuten begegnet, die alt geworden waren ohne Fleisch gekostet zu haben, obgleich sie ihr Leben lang nur Vieh gezogen hatten. Niemals waren sie so glücklich sich einen solchen Leckerbissen zu kaufen, sondern lebten nur von grobem Brod, Früchten oder einer Handvoll Mais.“

Bei den Ibrahimis hatte sich ein persischer Kaufmann aus Meschhed an die Reisenden angeschlossen, der unterwegs den General mit allerlei erlogenen Abenteuern belästigte. Einmal wollte er 300 Beludschen angegriffen und sie alle bis auf den letzten Mann niedergemacht, ein andermal 160 Färsäng in einem Ritt, ohne vom Sattel zu steigen, zurückgelegt haben. Seine Zunge war unermüdlich, bis man plötzlich einen Trupp Reiter heransprengen sah, worauf er bleich wurde und zu schlottern begann. Da die Beludschen niemals einem Afghanen Vardon geben, so befahl Ferrier sich zum Strauße vorzubereiten. Der Perser fand das höchst unverständig. Der Reisende sey wie alle Feringhis, gleich bereit zu Ranferein. Man möge ihn nur gewähren lassen, er wisse schon mit solchen Erscheinungen der Heerstraße umzugehen. Wirklich ritt er dem Anführer der Reiter entgegen. „Möge diese Stunde, redete er ihn an, von glücklicher Vorbedeutung seyn! Meine Augen haben sich erhellt, seit Euer erlauchter Schatten auf mich fiel, möge Allah niemals ihn mindern! Gesegnet seyen die glücklichen Sterne, die Euch an diesen Ort führten; Ihr woret aber allzugütig Euch zu uns zu bemühen, denn wir sind armes Volk, das nichts besitzt, und das Euch aufsuchen wollte, um den Staub von Euren Sohlen zu küssen und als Geschenk Euch diese elenden Lumpen anzubieten, die Eurer so unwürdig sind, aber Gott ist barmherzig u. s. w.“ Als er vollendet hatte, brachen alle in ein gesundes Gelächter aus, denn die Reiter hatte der Chan von Waschir ausgeschickt um die Straße von einer Bande Beludschen zu säubern, die schon etliche Zeit unherumgerte. Mit ihnen gieng man über den Kaschrud, den Gränzfluß zwischen Herat und Kandahar, wo Ferrier von dem Häuptling des Districts aufgenommen wurde. „Es ist geradezu unverständlich, sagt Ferrier, daß diese Nomaden, so gastfrei in ihrem Zelt, einen Fremden unbarmherzig ausplündern, wenn sie ihm tausend Schritt früher begegnen. Sultan Chan erklärte mir lachend: „Ihr seyd mein Gast, möge Allah seine Segnungen auf Euch ausgießen und Euer Schatten sich nie vermindern! Es wäre aber ein prächtiger Glücksfall für mich gewesen, hätte ich Euch ein halbes Härsäng von hier angetroffen. Diese Pistolen, dieses Gewehr, und der Säbel, auf dem Ihr stets Eure Hand haltet, würden dann bald mein Divan-Kaneh verziert haben.“

Zu Waschir miethete Ferrier einen neuen Führer, dem er nicht recht trauen wollte. Der Bursche führte ihn nicht die Karawanenstraße, sondern einen öden, steilen Weg, unter dem Vorwande, die große Straße sey unsicher, obgleich kurz zuvor in dieser Richtung eine Karawane abgegangen war, in deren Schutz man sicher weiter hätte kommen können. Als man in einen Engpaß gerieth, wurde der Führer unruhig, schaute sich nach allen Seiten um und machte sich dann plötzlich mit Gazellenseile aus dem Staube. Ferrier faßte seine Begleiter aus Herat scharf ins Auge, ob sie vielleicht das Complott angestiftet hatten, allein sie verriethen keine geringe Besorgniß um ihr Leben, als plötzlich im Rücken ein Dutzend Kerle mit Lanzen, Schwertern und Schilden bewaffnet zum Vorschein kamen. „Ueber meine eigenen Leute beruhigt, erzählt Ferrier, schaute ich mich um und gewahrte 50 Schritt vor uns eine felsige Anhöhe, welche ich mit meinen beiden Dienern [1] zu gewinnen suchte, um mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Es war ein glücklicher Zufall daß der Platz nur auf dem Pfade, den wir einge-

[1] Der dritte war kurz zuvor verabschiedet worden.

Digitized by Google

schlagen hatten, erreicht werden konnte. Ein paar Minuten später waren unsere Gegner so nahe daß wir uns überzeugen konnten, sie führten keine Schießgewehre bei sich, womit wir im Gegentheil gut versehen waren. Ali hatte eine Flinte, meinen Doppellauf gab ich Ahmed und behielt für mich ein Paar sechsfache Drehpistolen, so daß wir den Rittern 15 Kugeln anzubieten hatten. Unerschrocken nahten sie sich, denn Ali's erster Schuß war fehlgegangen. Als aber Ahmed seinen Mann erreicht hatte und ich in Schußbereitschaft stand, so hielten sie still und blieben, als wir rasch zum andern Male geladen hatten, in gehöriger Entfernung. Unsere Belagerung dauerte anderhalb Stunden, bis die Männer plötzlich zu unserm größten Erstaunen flüchteten und uns verließen." Bald darauf klärte sich das Räthsel auf, denn es erschienen fünf bis sechs afghanische Reiter welche die Schüsse vernommen und darauf herbeigeeilt waren. Mit ihnen zog man sicher weiter.

In Mahmudabad am 1 August angelangt, ließ Ferrier sich bei dem Serdar Mohammed Sadik melden, der dort als Statthalter seines Vaters Kohendil Chan (Bruder Dost Mohammeds), des Fürsten von Kandahar, residirte. Ferrier hatte sich viel von Jar Mohammeds Empfehlungsbriefen versprochen, er sollte aber bald zu seinem Schrecken enttäuscht werden. Vor seiner zweiten Rückkehr nach Herat hatte Jar eine geheime Botschaft nach Kandahar gelangen lassen, es werde ein englischer Agent erscheinen und man möge nach Belieben mit ihm verfahren. Die Anfregung gegen die Britten nach dem afghanischen Kriege war noch völlig frisch und die Furcht vor ihnen noch nicht so groß, in einer Zeit wo sie noch nicht das obere Industhal besaßen. Ferrier wurde von dem Serdar im Serdab empfangen. Dieß sind die kühlen mit allem Luxus ausgestatteten Kellerräume der afghanischen Häuser, wohin man sich vor der Tageshitze flüchtet. Kalt war der Empfang des Serdars, und als sich Ferrier umsah, gewahrte er überall finstere Gesichter, die Notabilitäten des Ortes, die sich sämmtlich durch ihren Brittenhaß berühmt und populär gemacht hatten. Vergebens erklärte Ferrier daß er Franzose sey. Vergebens zeigte er den Firman des Schahinschah, des Alliirten von Kandahar, welcher bestätigte daß der General in der persischen Armee gedient habe. Man bemerkte ihm solche Urkunden könnten gefälscht seyn oder in die Hände unrichtiger Personen gelangen. „Alle diese Besuche von Feringhis, bemerkte der Serdar, sind höchst auffallend und wir werden ihnen ein Ende machen. Wer gab Euch überhaupt die Erlaubniß? Wo sind Eure Tagebücher? Liefert Sie augenblicklich heraus oder ich lasse Euch die Bastonade geben." Endlich wurde der Serdar doch so weit besänftigt daß er erklärte, er wolle von seinem Vater Kohendil Chan Verhaltungsmaßregeln einholen. Zwar setzte er hinzu daß die Briefe Jar Mohammeds seinen Verdacht bestätigten, denn der Wesir Sahib meine es nicht gut mit dem Hause der Barakzi und er könne nicht verstehen daß er den Ferenghi auf einmal so warm empfehle, während er früher doch vor ihm als vor einem brittischen Spitzbuben gewarnt hätte. Endlich nach zweistündigem Verhör wurde das Frühstück befohlen. Als das Mahl vorüber war, entfernten sich alle Besucher, der Serdar aber nöthigte Ferrier zu bleiben und sich zu setzen. Die Scene sollte sich jetzt wunderbar ändern. Mohammed Sadik Chan war damals 32 Jahre alt, von kleinem Wuchs und feinem Gesichtsschnitt. Seine schwarzen tiefliegenden, hinter den Augenlidern zu drei Viertel verborgenen Augen verriethen lauernde Falschheit. In Bezug auf Religiosität gab es in Afghanistan keinen gottloseren Menschen als den Serdar. Seit Jahren hat er kein Gebet verrichtet, im Ramasan nicht gefastet oder sonst ein Verbot des Koran geachtet. Trotzdem war er ein Mann von hohen intellectuellen Gaben, mit einem mächtigen Gedächtniß ausgestattet, für Kunst und Wissenschaft empfänglich, der englischen Sprache mächtig und versprach ein klutiger und habsüchtiger Despot, aber zugleich ein großer Reformator zu werden. Als er sich mit Ferrier allein sah, bat er ihn um Entschuldigung wegen seiner Härte, er habe aber unmöglich in Gegenwart der vielen Fanatiker sich anders betragen dürfen. „Jetzt seyt Ihr, setzte er hinzu, in mir einen Freund, der Euch vor jeder Gefahr schützen wird, dafür aber einen Gegendienst verlangt. Ihr seit ein Engländer, selbst bin ich überzeugt, und Euer Läugnen wird nie meine Ansicht darüber erschüttern. Hört also, und leistet was ich begehre. Beim Tode Kohendil Chans wird es zwanzig Bewerber um den Thron von Kandahar geben, nur derjenige, den die Britten unterstützen, wird unbedingt siegen.[1] Um ihren Besitzstand mir zu sichern, soll mir kein Opfer zu groß seyn. Ich wäre entschlossen die Waffen zu ergreifen gegen meinen Vater, gegen meine Brüder, gegen meine Onkel. Ohne Zaudern würde ich es thun und den Engländern wollte ich dienen wie der ernsthafte Sklave, und keine andere Belohnung verlangen als ihren Beistand um meine monarchische Gewalt zu befestigen."

Ferrier war in einer kritischen Lage. Vielleicht hatte Mohammed Sadik nichts beabsichtigt, als daß er sich als Britte offen bekennen sollte. Der Reisende erwiederte daher vorsichtig, er sey nur ein Franzose, allein er könne doch Mittel finden die Anträge des Serdar der brittischen Regierung wissen zu lassen, worauf ihn dieser mit den Worten verabschiedete: „Wenn man Euch hart begegnet, so schließt die Augen vor der Rohheit meiner Unterthanen, sie blicken mit Mißtrauen und Haß auf Euch, und würden mir niemals vergeben, wenn ich Rücksichten für Euch zeigen wollte." Zweideutig wie diese Unterredung, blieb auch fortwährend das Benehmen des Serdar. Aus den folgenden Schicksalen aber ergibt sich deutlich daß der Franzose einzig und allein sein Leben dem Irrthum der Serrars von Kandahar dankte, die nicht aufhörten, ihn für einen Engländer zu halten. Will man überhaupt die Zustände in Afghanistan verstehen, so darf man nie vergessen daß sehr große politische Gewalt bei den Mullahs oder dem Clerus ruht, welcher den Fanatismus der Bevölkerung leicht zu erregen vermag. Mohammed Sadik war nicht fanatisch, er hatte aber gerade deßwegen die Mullahs aufs höchste zu fürchten, weil sie ihm seinen so anstößigen Lebenswandel vorwerfen konnten. Außerdem war er bei seinen Unterthanen so unpopulär und so verachtet daß er seine Trabanten nur aus dem Abschaum der Bevölkerung werben konnte. Jeder Mann in seinen Diensten hatte einen Mord begangen, und diese Bande von Verbrechern hauste grauenhaft im Lande. Umgekehrt fürsten wir uns sagen, beruht Dost Mohammeds Ansehen auf dem Umstand daß er äußerst bigott, und zwar bigott vielleicht nur aus

[1] Die Prophezeiung ist buchstäblich eingetroffen, wenn auch in anderm Sinne als der Serdar es meinte. Kohendil Chan starb 1854, und bald darauf bemächtigte sich der Beherrscher Dost Mohammed der Günstling der Britten, mit Ausschluß sämmtlicher Neffen, der ächten Thronerben des Fürstenthums Kandahar.

Digitized by Google

Berechnung ist, denn früher gab es in Afghanistan keinen größern Trunkenbold als den Dost, seitdem er aber den Thron von Kabul bestieg, hat er bekanntlich keinen Tropfen Wein mehr über die Lippen gebracht.

Mohammed Sadik hatte vor den Mullahs mit dunklen Worten auf das Schicksal zweier Engländer angespielt, die früher denselben Weg gezogen waren. Einer von ihnen mußte in Mahmudabad gefangen sitzen, denn eines Tages brachte ein Sendbot dem Reisenden verstohlen ein Stück großes Papier. Leider vermochte Ferrier nicht zu lesen was darin stand, denn der Zettel war englisch geschrieben. Uebrigens wurde diese Scene von einem Spion belauscht, Untersuchungen angestellt, der Zettel gefunden, sein Ueberbringer mit der Bastonnade gestraft und der Verdacht gegen Ferrier geschärft. Der General befand sich in einer kläglichen Lage. Er wurde wie ein Gefangener bewacht, litt beständig an Hunger, und mußte fortwährend Beschimpfungen und Mißhandlungen der Einwohner ertragen, während ihn der Serdar nach wie nach aller Kostbarkeiten, namentlich feiner Waffen und astronomischen Instrumente, beraubte, die er sich als Geschenke ausbat. Wohl besaß er Geld, allein er wagte nicht sich Lebensmittel zu kaufen, weil er befürchtete seine Wachen würden ihm doch nichts zukommen lassen. So geschah es auch eines Tages, als er einem der Milizen eine Rupie gab um Melonen zu bringen. Er erschien bald mit einer Eselsladung solcher Früchte, über die er aber mit seinen Cameraden unter den Augen des Gefangenen herfiel, und zuletzt ihm die Rinden auf einer Schüssel auftrug, mit der beißenden Bemerkung: er möchte sich doch öfter einen solchen Genuß gönnen. Die Unartigkeiten waren endlos, und wenn wir etliche solche Stücke anführen, so geschieht es hauptsächlich um die falschen Vorstellungen zu vertreiben, die bisher über den afghanischen Charakter Umlauf hatten. Namentlich Alex. Burnes hat sehr gelobt, der uns diese Stämme als einen schlichten, geraden, einfachen Menschenschlag darstellte. Burnes wurde seiner Zeit von Dost Mohammed gehässchelt, und die Afghanen giengen zärtlich mit ihm um, weil er mit vollen Händen Gold ausstreute. Er sagt wörtlich: They cannot conceal their feelings from one another, and a person with any discrimination may at all times pierce their designs. No people are more incapable of managing an intrigue. In dem letztern Punkte hat Burnes vollständig recht. Es gibt keine Nation die unfähiger wäre ein Complott auszuführen als die Afghanen, nicht etwa aber deßwegen, weil ihnen die Gabe der Lüge und die Fähigkeit der Verstellung fehlte — denn falsch sind sie beinahe aus Liebhaberei — sondern weil die Afghanen geschwätzig sind, kein Geheimniß behalten können und die wichtigsten Dinge wie die Kinder ausplaudern, weßhalb auch ihre Verschwörungen immer wie die Seifenblasen springen. Ferrier schildert die Afghanen weit getreuer; seine brittischen Herausgeber, die sonst gar manches zu berichtigen haben, bekennen offen daß asiatische Zustände niemals so lebendig und so handgreiflich wieder gegeben worden sind. Auch wird, wer ein wenig mit afghanischer Geschichte vertraut ist, sich ohne Besinnen für die Treue der Schilderung verbürgen, besonders da Burnes für seinen guten Wahn von den Afghanen schwäche genug durch Menschelmord bezahlt worden ist.

Sechzehn Tage lang wurde Ferrier in Mahmudabad gefangen gehalten. Wir überschlagen das lange Tagebuch seiner Leiden, und erwähnen nur eine kleine Episode aus der Ortschronik. Als eines Abends Lärm in der Stadt entstand, eilte Ferrier auf das Dach des Hauses, und gewahrte etliche Bewaffnete und sechs Leichen. Später erfuhr er den Hergang des Tumultes. Zwei Väter, die je einen Sohn und eine Tochter besaßen, hatten eine Doppelheirath verabredet. Der Hochzeitstag nahte, als die Väter über die Benutzung eines gemeinsamen Wasserstromes in Streit geriethen, weil der eine das Wasser eine Stunde länger über seine Fluren hatte laufen lassen als er berechtigt war. Der Wortwechsel dauerte nicht lange, Klingen wurden entblößt, die Angehörigen eilten den Streitenden zu Hülfe, und die sechs Leichen waren das Product des geringfügigen Zwistes.

Am 17 August endlich wurde Ferrier mit einer militärischen Bedeckung entlassen. Er erreichte Girischt am Hilmend, an dessen Ufern er geräumige Ruinen von Städten und alten Bauwerken gewahrte, die für Zeiten vergangener Größe zeugten. Eine Viertelstunde von Girischt wurde der Hilmend durchwatet. Die Furt ist nur in den drei Sommermonaten brauchbar, die übrige Zeit ist der Fluß hoch angeschwollen von dem Schnee aus dem Paropamisus. Am letzten Augusttag erreichte Ferrier endlich Kandahar. Die jetzige Stadt liegt nicht wie die alte auf einem Hügel, sondern in der Ebene, dem Nadir Schah hatte schon ein zweites Kandahar neben dem alten, und Ahmed Schah Suddosi, der Gründer der Duranniherrschaft, das heutige dritte Kandahar erbaut. Ferrier behauptet, die jetzige Stadt und Citadelle vermöge sich nicht zu halten, allein mit Recht verweisen seine Herausgeber auf die Erfahrungen aus dem letzten afghanischen Kriege. Der Kern der Stadt liegt begraben in einem Ring lieblicher Gärten und Plantagen, welche durch Ströme des klarsten Wassers belebt werden. Früchte und Gemüse gedeihen üppig, und die Granatäpfel Kandahars haben ihres Gleichen nicht in der ganzen Welt. Die Trauben und die verzuckerten Früchte verdienen ebenfalls ihren Preis, Tabak wird reichlich und von besonderem Werth erbaut. Ganz vorzüglich aber gedeihen Körnerfrüchte, und auffallend ist namentlich die Schönheit und helle Farbe des Weizens. Lebensmittel sind daher unglaublich wohlfeil, und zu diesen guten Dingen gesellt sich noch ein liebliches Klima. Die Stadt, ein längliches Viereck, bedeckt etwa eine persische Quadratmeile. Kohendil Chan bewohnt die starke Citadelle im Norden der Stadt, welche von den Britten ihrerzeit in sehr vertheidigungsfähigen Zustand gesetzt wurde. Ein tiefer, aber nicht sehr breiter Graben und eine hohe dicke Mauer aus Erde umgürtet die Stadt, die ehemals 60,000 Einwohner zählte, aber durch Kohendil Chans Bedrückungen schon die Hälfte davon verloren hatte. [1] Ein Viertel der Bevölkerung sind Afghanen vom Clan der Baraksi, ein Achtel besteht aus andern Duranniclanen, ein anderes Achtel aus dem Stamm der Ghildschi-Afghanen und die Hälfte aus Parswanen und Hindus. Auch soll es, wie die Herausgeber hinzusetzen, ein Stadtviertel geben welches von dem Berdurannistamm bewohnt wird. Ferrier langte mit einem Heißhunger an, und da seine Soldaten über die Vorräthe von Melonenverkäufern herfielen, so warfen sie ihm mit dem Worte

[1] Man kann daher erwarten daß sie sich jetzt rasch wieder füllen wird, seit Dost Mohammed, ein guter Finanzmann, Gebieter geworden ist, denn im Orient füllen und entleeren sich Städte mit einer für uns unfaßlichen Geschwindigkeit.

Digitized by Google

„Fang!“ eine Frucht zu, deren ich mich, setzt er hinzu, mit der Behendigkeit eines Affen bemächtigte. Es wurde dunkel, ehe endlich durch mancherlei Umzüge in den Gassen der Feringhi sein Gefängniß erreichte, wo ihm jedoch ein vortrefflicher Pilaw aus Kohendil Chans Küche aufgetragen wurde, so daß er nach langer Zeit endlich sich sättigen konnte. Als er am Morgen erwachte, staunte er über die Pracht seines Gefängnisses. Er bewohnte einen fürstlichen Palast, dessen Einsamkeit nur noch von einem Sohn des letzten Duranikönigs, Schah Kamran, getheilt wurde.[1] In diesem Palast lag eine Wache von 50 Mann, welche Befehl hatte Ferrier nicht ausgehen und niemanden zu ihm zu lassen. Die Wache befehligte Lal Chan, ein Barakzi-Afghane. Das Zimmer welches der General bewohnte, war geräumig und prächtig mit Basreliefs in Gyps verziert, welcher durchsichtig war und wie Silber glänzte. Nachts war das Zimmer sehr kühl, und die einzige Beschwerde worüber der Gefangene sich beklagen konnte, war das trübe Wasser, welches aus dem Wasserdecken im Hofe geschöpft wurde, in denen er Abends die Palastwache baden sah. Voller Entzücken über sein elegantes Gefängniß begab sich Ferrier mit Lal Chan auf einen Spaziergang in den Garten. Plötzlich aber hielt er still, denn ein entsetzlicher Geruch drang in seine Nase, und er gewahrte am Boden einen beweglichen Klumpen Fliegen und Ungeziefer, der sich aus einer Blutlache entwickelt hatte. Dort war der Mirza Mohammed Wali kürzlich erwürgt worden, der während der brittischen Expedition die Steuern eintrieb. Sein Verbrechen bestand darin in Kandahar ein schönes Haus besessen zu haben, nach welchem Mohammed Sadik gelüstete. Dieser Afghane klagte den Besitzer bei seinem Vater eines verbotenen Verkehrs mit den Engländern an. Sein Haus wurde mit Wachen umstellt, und Mohammed Sadik wußte es so einzurichten daß ihnen ein gefälschter Brief an den Mirza in die Hände gerieth, worin er von brittischer Seite Auftrag erhielt im stillen Fruchtmagazine einzurichten, weil bald von Schikarpur ein englisches Armeecorps nach Kandahar aufbrechen solle. Der Verleumder erreichte seine Zwecke, die ostindische Compagnie aber setzte später dem Neffen des Ermordeten einen Jahresgehalt von 14,000 Gulden aus.

Endlich nach drei Tagen erhielt Ferrier eine Audienz bei Kohendil Chan, der ihn nach Sonnenuntergang in dem Garten der Citadelle empfing. Der Ausdruck seines Gesichts, welches der Mond beschien, war höchst trügerisch. Ein ernster, finster, gütiger Mann saß vor ihm, dessen dunkelschwarz gefärbter Bart scharf abstach von den bleichen kränklichen Wangen. Man hätte Vertrauen zu ihm fassen können, wenn nicht sein falscher lauernder Blick gewarnt hätte. Der Fürst mochte 58 bis 60 Jahre zählen. Sein Körper war kurz und gedrungen, sein weißes baumwollenes Gewand und sein Musselinturban verriethen die höchste Einfachheit, und nur die Edelsteine am Griff seines persischen Dolches gaben seinem Anzug einigen Schmuck. Er fand es höchst unwahrscheinlich daß die Seiks den General in ihre Dienste nehmen würden. Sie brauchen keine Europäer, setzte er hinzu, die ihre und unsere Feinde sind. Der Fermân des Schahinschah möchte in unrechte Hände gerathen seyn und Ferrier ihn einem Franzosen gestohlen haben.

Die afghanische Geschwätzigkeit aber löste bald Kohendil Chans Zunge, und er ergoß sich in Anklagen gegen Engländer, Russen und Perser. Den ersten warf er vor daß sie den Vertrag, welchen Burnes mit Dost Mohammed abgeschlossen hatte, gebrochen und Afghanistan überfallen hätten. Der Czar dagegen habe dieß zugegeben, und zuletzt Mohammed Schah gegen die Engländer im Stich gelassen[1] gerade als sein (des Serdars) Sohn zur Belagerung Herats mit 4000 Reitern aufgebrochen war. So habe man alles Vertrauen zu beiden Nationen verloren, deren Treue bisher sprüchwörtlich unter ihnen gewesen sey. Vergebens würden sich aber diese Mächte bemühen die Afghanen gegen einander aufzuhetzen. „Damit ist es jetzt vorbei, setzte er bedeutsam hinzu, denn Ihr werdet bemerkt haben daß, von dem Augenblick an wo Ihr Euren Fuß in das Fürstenthum setzet, nur ein Ruf zu vernehmen war: Krieg auf Leben und Tod mit den Feringhis und Ungläubigen!“[2] Den Persern warf er vor daß sie ihn schändig behandelt hätten, als er während der brittischen Occupation bei dem Schahinschah Zuflucht suchte, obgleich ihm die Einkünfte eines Lehens zugewiesen wurden, aus welchem er eine Rente von 30,000 Tomans (300,000 fl.) erpreßte. Plötzlich wurde die Unterhaltung sehr ernst, denn er verlangte das Geheimniß zu wissen, wie sich europäische Fürsten den Gehorsam ihrer Unterthanen ohne Zuflucht zu Gewaltmitteln zu erwerben wüßten. „Ich habe Güter eingezogen, die Bastonade, die Folter geben lassen, Köpfe abgeschlagen, rief der asiatische Monarch, und dennoch haben die wilden Afghanen nie meinen Gesetzen gehorcht. In meinem Fürstenthum gibt es keinen Serdar — keinen! — meine Brüder, Söhne, Neffen nicht ausgenommen, der nicht mit Begierde mir die monarchische Gewalt aus der Hand reißen würde, wenn er Aussicht hätte daß es gelänge. Her ist Stärke das Recht, warum sollte es anders seyn in Europa?“ Ferrier bemerkte ihm, daß europäische Fürsten ihre Gewalt nicht für persönlich Zwecke gebrauchten, daß alle Regierungshandlungen vom Gesetz beherrscht und nur zum Wohl des Landes exfomen würden. „Aber, rief der Erstaunte, was nützt die Gewalt, wenn sie nicht zu Reichthümern führt? Was ist das für eine Regierung ohne unbeschränkte Gewalt? Was ist ein König, der nicht einem Unterthanen die Bastonade geben, ihm das Haupt abschlagen kann wenn es ihm gefällt! Das heiße ich die Welt auf den Kopf stellen, das ist das furchtbarste aller Dinge, ein dauernder Zustand der Anarchie. Ich kann mir's vorstellen! Ich brauche nur an meine Afghanen zu denken! Sie sind wie alle andern Männer, und sie achten mich nur weil sie mich fürchten. Hätte Gott den Schrecken nicht in der Menschen Brust gelegt, indem er

[1] Der Vater Kamrans, Mahmud, wurde bekanntlich von den Barakzi-Brüdern entthront. Wenn Kohendil Chan den Enkel des Entthronten im Kerker fütterte, so geschah es wahrscheinlich zur Einschüchterung seines Nachbars, Jar Mohammed in Herat, der seinen Gebieter, Schah Kamran, erwürgt hatte, denn es ist die politische Praxis im Orient, immer einen Prätendenten für den Thron des Nachbarstaates in Bereitschaft zu halten.

[1] Unsere Leser werden sich erinnern daß der afghanische Krieg ausbrach, weil den Engländern der Vertrag in die Hände gerieth, den Kohendil Chan (1837) wegen Beiehnung Herats mit dem Schahinschah unter Garantie des russischen Gesandten abgeschlossen hatte.

[2] In dieser Bemerkung liegt unserer Ansicht nach der Schlüssel zu den Abenteuern Ferriers. Man hielt ihn für einen brittischen Spion, und regte überall gefliſſentlich den Fanatismus gegen ihn auf, um ihm den Eindruck zu hinterlassen, daß sämmtliche Afghanen die Briten zum Tode haßten.

Digitized by Google

ihnen die Qualen offenbarte, mit denen er sie heimzusuchen droht, hätten sie jemals den Sodom seiner heiligen Schrift, des Koranè, gehorcht? Deßhalb meine ich, ist der Despotismus die beste Form um gutes zu stiften; könnt Ihr mich aber eines bessern überzeugen, so bin ich bereit Eure Lehre zu befolgen." Ferrier erinnerte an die Occupation der Britten, an ihre Gerechtigkeit und Billigkeit, an die öffentlichen Arbeiten die sie ausführten, aber er bemerkte rasch daß Kohendil Chan ihn für einen kurzsichtigen Schwärmer hielt dem jede politische Erfahrung mangle. Ueber das weitere Schicksal des Fremdlings wurde nichts entschieden. Obgleich er Souverän des Landes sey, bemerkte Kohendil Chan, dürfe er doch nicht in einer so wichtigen Sache ohne Wissen seines Bruders, Dost Mohammed von Kabul, des Familienoberhaupts, handeln. Eine Antwort von ihm werde aber bereits erwartet. Inzwischen möge Ferrier es sich nicht Leid seyn lassen daß er nicht frei in der Stadt umhergehen könne, denn er werde nur zu seiner eigenen Sicherheit in dem Palaste eingeschlossen gehalten. Der General bemerkte daß diese Sicherheit doch nicht gefährdet wäre wenn man ihm verstatte wenigstens Besuche zu empfangen. „Allerdings nicht, schloß Kohendil Chan verschlagen lächelnd, aber Ihr seyd am besten allein, und — seyd damit zufrieden."

Kohendil Chan hatte durchblicken lassen daß wenn auch die Afghanen mit den Sikh verbündet seyen, sie doch vielleicht eine vortheilhaftere, nämlich die englische Allianz ergreifen würden. Er glaubte die Britten hätten im Augenblick Bundesgenossen nöthig, und ließ den General Briefe von Häuptlingen der Sikh, der Beludschen und Mahratten sehen, welche verriethen daß eine große Verschwörung zwischen Afghanistan und Indien gesponnen wurde. Man hatte sich auf den Koran gegenseitige Hülfe zugeschworen, dieß hinderte aber den schlauen Kohendil Chan nicht an dem Versuche, ob nicht die Britten seine Allianz besser bezahlen würden, und Ferrier sollte ihm als Unterhändler dabei dienen. Auch ahnte er wohl daß der Aufstand mißlingen und die Britten Meister bleiben würden.

Einstweilen hielt man Ferrier in beständiger Haft. Das Essen war nur die ersten Tage gut gewesen, denn die Palastwache hatte später sich der Schüsseln für den Gefangenen bemächtigt, allein Ferrier wußte Kohendil Chan davon zu benachrichtigen, und sortan erschien ein fürstlicher Koch mit den Schüsseln, und wartete bis der Gefangene sein Mahl verzehrt hatte. Nichts unterbrach die Einförmigkeit dieses Lebens als eine blutige Episode im Hofe, wo die Wache über einen schiitischen Cameraden herfiel, der im Zorn einen Fluch gegen Omar ausgestoßen hatte. So kam der 14te September heran, und noch war keine Aussicht auf Aenderung. Da endlich sollte ein höllischer Engel ihm den Kerker öffnen.

Die Cholera wüthete anfangs gelinde in der Stadt, aber am 13. waren 400, am folgenden Tage 800 Personen gestorben. Die Aufregung bei Ausbruch der Seuche war in der asiatischen Stadt ebenso stark und stärker als wie in manchen europäischen Orten. Unsinnige Gerüchte von Vergiftung der Brunnen oder des Brodes steigerten das Entsetzen. Nachts lagen die Einwohner auf den platten Dächern und stießen Klagegeheul aus, womit sie die Strafe des Himmels abzuwenden hofften. Mullahs und Doctoren hielten Rath. Da gerieth einer der Theologen auf den scharfsinnigen Einfall, seinen Collegen anzuvertrauen, der Engel Gabriel sey ihm in der Nacht erschienen und habe ihm verrathen, die Seuche könne nicht eher aus Ahmed Schahs Stadt (Kandahar) weichen, so lange sie noch durch die Gegenwart eines Ungläubigen besudelt werde. Dieß war allen sehr faßlich, und eine Deputation begab sich zu Kohendil Chan um Ferriers Kopf als Sühnopfer für die Cholera zu verlangen. Der Serdar hatte aber gute Gründe den Feringhi zu schützen. Er schickte sogleich fort nach Munition, verstärkte die Palastwache, befahl ihr sich zu verbarricadiren, und ließ die Mullahs gefangen setzen, die er aber bald wieder frei geben mußte, so drohend schwoll der Tumult. Vergeblich ließ er dem Volke sagen, Ferrier sey, ohne schlimme Absichten, vertrauensvoll nach Kandahar gekommen und geheiligt sey der Gast. Die Mullahs erwiederten darauf: daß gegen einen Ungläubigen alle Gesetze gebrochen werden dürften. Darauf setzten sich die Massen gegen Ferriers Gefängniß in Bewegung, wo sie, von einem scharfen Gewehrfeuer empfangen, unter dem Geschrei: zu den Waffen! auseinanderstoben. Ein Koran wurde an die Spitze einer Stange gebunden und die Fanatiker zogen vorüber, entblößten ihr Haupt vor dem ehrwürdigen Symbol, und schworen nicht eher zu essen, zu trinken und zu baden als bis sie den Feringhi in Stücke gehauen hätten. Dieß geschah um 11 Uhr Vormittags. Um 5 Uhr eröffneten die Insurgenten aus einem Hause ihr Feuer gegen den Palast und rückten dann in ein näheres Gebäude vor, als sie gewahrten daß sie in so großer Entfernung nichts ausrichteten. Ferrier übergewogte sich bald daß er von der eigenen Wache nichts zu befürchten hatte. Diejenigen die ihm am schlimmsten begegnet waren, fochten wie die Löwen. Er selbst übernahm das Commando, denn die Asiaten unterwerfen sich gern den Befehlen europäischer Officiere, deren höhere Einsicht ihnen wohl bekannt ist. Sieben Stunden lang dauerte die Belagerung. Im Palast gab es drei Verwundete, was draußen geschah, konnte nicht ermittelt werden. Vierzehn Stunden verstrichen hierauf in Unterhandlungen mit Kohendil Chan. Der Serdar befand sich aber in der sichern Citadelle und war zum Nachgeben nicht geneigt, vielleicht wollte er den Mullahs und dem Volke eine Lehre geben. Um 2 Uhr Nachmittags am 15 September 1845 wurde der Straßenkampf erneuert. Gegen Abend schlichen sich etliche Angreifer an das äußere Thor und erzwangen sich den Durchgang. Aber ein zweites inneres hielt ihr Vordringen auf, und sie wurden hier aus nächster Nähe mit einem Feuer aus Schießscharten, die man in die Mauer gestoßen, empfangen. Zugleich entfernte man die Stützen des wurmstichigen Thorgewölbes, und die Decke fiel in Schutt auf die Köpfe der Angreifer, so daß wer nicht von dem Geröll erschlagen oder vom Qualm erstickt wurde, übel zugerichtet den Rückweg antreten mußte. Das wohlgezielte Feuer lichtete und fegte die Menge hinweg, und um 9 Uhr räumten die Insurgenten das Feld. Endlich am 16 September um 5 Uhr Nachmittags erneuerten zum drittenmale die Aufrührer den Sturm, dießmal von den Dächern der Nachbarhäuser in solcher Masse, daß die Kugeln wie Hagel in den Palast schlugen und in kurzer Zeit von der kleinen Besatzung so viele kampfunfähig wurden, daß selbst mit Benützung der aufgestellten Reserve das Gebäude keine halbe Stunde mehr gehalten werden konnte. Die Insurgenten hatten aber bereits verspielt, denn bald darauf begannen Geschütze von der Citadelle zu spielen. Kohendil Chan hatte die Aufrührer zwei Tage lang an der Nase herumgezogen, denn mit seinen 2—300

Digitized by Google

Sipahis war er ihnen nicht gewachsen. Eilig aber hatte er Truppen, namentlich Reiterei aus benachbarten Ortschaften gezogen, mit diese erschienen jetzt um im Rücken den Pöbel anzugreifen, der bei ihrem Erscheinen jeden Widerstand aufgab.

In der Nacht wurde Ferrier von Lal Chan geweckt und aus der Stadt durch ein Loch in den Wall gebracht, damit seine Entfernung unbemerkt bleibe und keinen Tumult errege. Jenseits des Grabens fand er eine militärische Bedeckung und ein gesatteltes Pferd. Im nächsten Dorfe zeigten die Soldaten den Einwohnern den Feringhi, der „so viel Blutvergießen veranlaßt habe," doch hatte diese Indiscretion weiter keine Folgen als ein paar Steinwürfe und etliche Anfälle von Hunden, wobei die Afghänen sarkastisch bemerkten, sie könnten nicht begreifen warum sich Hund und Hund so schlecht vertrügen. Unterwegs erhielt Ferrier Aufschlüsse über die letzten Ereignisse. Am 11 September war die Antwort Dost Mohammeds aus Kabul in Kandahar eingetroffen. Er würde, schrieb der Emir, dazu gerathen haben den Fremdling mit einer Sendung an die britische Regierung zu beauftragen, allein er habe den Widerstand seines ältesten Sohnes Akbar Chans und anderer fanatischer Verwandten gefürchtet. Das beste sey, Ferrier nach Herat zurückzuschicken, ihn gut zu behandeln, und nur wenn er etwa Aufregung verursachen wollte, ihm zu wehren, ohne jedoch die Rücksichten der Gastfreundschaft zu verletzen. Kohendil Chan war mit dieser Antwort nicht zufrieden und beschloß demnach den General über Schikarpur an die Britten zu senden, allein das Laster der Geschwätzigkeit vereitelte diesen Anschlag, die Serdare und Mullahs erhoben Gegenvorstellungen und beriefen sich auf die Koransstelle, welche Bündnisse mit Ungläubigen verbietet. Sie behaupteten, die Engländer seyen bereits von Beluschen und Seiks geschlagen worden, und Indien habe sich von einem Ende zum andern erhoben. Kohendil Chan, besser unterrichtet, wußte aber schon daß die Dinge nicht gut am Indus standen und befürchtete daß wenn der vermeintliche brittische Agent erschlagen würde, die Engländer einen willkommenen Vorwand zu einer Invasion Kandahars gewinnen möchten. Deßhalb schützte er den Franzosen und sorgte daß er heil nach Girischt entkam.

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

2. Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung.

Polen ist als ein fruchtbares Land bekannt. Der Theil den ich durchreiste, gehört zu den wenig begabten, er würde aber durch hoch getriebene Agricultur zu weit höhern als den zeitherigen Erträgen gebracht werden können. Viele Kriege und innere Zerrüttungen haben den Fortschritt gehemmt, der ohnedieß bei den Slaven nicht so rasch geht wie bei den Deutschen. Viele Waldungen und wüste Strecken beeinträchtigen das eigentliche Fruchtland, so daß auch dieser Umstand die Production sehr beschränkt. Steht nun schon die Cultur der Felder auf keiner sehr hohen Stufe, so ist das noch weit mehr mit der Waldcultur der Fall, und man überläßt die Forsten sich selbst, fördert auch mehr ihre Verwüstung als ihre Verbesserung. In den Privatforsten weiden meistentheils das Vieh, und dieß tritt noch nieder was etwa die Natur von selbst hervorbringen will. Mit dem Holz geht man höchst verschwenderisch um, weil es einen sehr geringen Werth hat und die Klafter nur 1 bis 3 Rthlr. kostet. Dieser Werth wird und muß aber in der Folge sehr hoch steigen, weil endlich das Holz selten werden muß, da wohl niermal mehr niedergeschlagen wird als zuwächst. Dazu kommt der ungeheure Verbrauch bei den Eisenbahnen erstlich zu den Schwellen und dann zur Heizung der Locomotiven, die sämmtlich Holz brennen, weil es wohlfeiler ist als die Steinkohlen, die erst aus Schlesien eingeführt werden müssen.

Das Land soll viele unterirdische Schätze bergen, die aber zum größten Theil noch unaufgeschlossen liegen. Der Regierung liegt viel daran sie zu heben, und sie trug vor etwa zehn Jahren bei der preußischen Regierung auf eine Commission sachkundiger Männer an, die ihr auch gewährt wurde. Drei Männer von Celebrität (Nöggerath, v. Carnal und Meyhel) reisten dahin, und ihr abgegebenes Gutachten bestätigte daß es an Erzen (besonders Eisen) und Steinkohlen nicht fehle daß aber, um diese Schätze zu heben, gar manches in der Ausbeutung anders seyn müsse. Wie ich nun von competenter Seite hörte, hat sich seitdem die Sache noch wenig gebessert. Dem jetzigen Statthalter, Fürsten Gortschakoff, liegt das Aufblühen Polens sehr am Herzen, und man darf von seinem energischen Wirken sich viel versprechen.

Ich kehre zur Gegenwart zurück. Es herrscht in dem Theil von Polen, den meine Skizze umfaßt, zwischen Land, Cultur und Bevölkerung eine gewisse Harmonie. Ersteres ist flach und bietet nur wenig Reize, die andere ist mangelhaft, und die dritte erscheint nicht in glänzendem Costüm.

Die Physiognomie des Landes ist, weil es fast durchgehends sich in weiter Ebene hinzieht, einfach, und bietet nur wenig Anziehungspunkte für das Auge dar. Ueberdieß ist der Blick durch die vielen Waldungen beschränkt; auch zeigen sich letztere, da sie viel mehr Nadel- als Laubholz enthalten, nicht als besonders schön, ja vielmehr da wo sie schlecht gehalten sind, unschön. Dazu kommt denn noch das nicht milde Klima, dessen Rauhheit durch die Waldungen vermehrt wird. Denkt man bei einer Reise durch Polen an Deutschland oder auch an Ungarn, ja selbst an Galizien, so schwindet die Poesie die dort angeregt wird; malt man sich dabei noch die Wälder von Wölfen bevölkert aus, so erwehrt man sich kaum eines Schauers, und man wird unwillkürlich an die Sagen erinnert die in Deutschland über Polens Wälder und Sümpfe circuliren. Es ist jedoch damit lange nicht so gefährlich wie man es sich vorstellt, und es läßt sich auch hier recht gut und gemüthlich leben, wie ich das selber erfahren habe. Einen Hauptreiz aber entbehrt dieser Landstrich auch dadurch daß er wenig Flüsse, Ströme aber gar keine hat. Was die entfernten Karpathen an Gewässern herabsenden, das nimmt fast alles die Weichsel auf, und so fließen denn hier nur kleine Bäche langsam und still auf der eintönigen Ebene dahin.

Digitized by Google

Von der Bevölkerung gab ich schon einzelne Notizen. Spricht man von einer polnischen Nation, so kann man darunter fast immer nur den Adel und die Grundherren verstehen, und muß diesen das Volk entgegenstellen, welches nur ein Anney an jene ist, und dem man ein Gefühl von Nationalität im höhern Sinne schwerlich zugestehen kann. Dasselbe kann sich nur mit der Zeit entwickeln. Zeither waren die untern Volksclassen so wenig selbstständig daß man sie — so hart auch die Bezeichnung klingen mag — mehr als Sachen denn als Persönlichkeiten betrachten mußte, und so wenig es sich auch der Adel zeither eingestanden haben mag, so gewiß ist es wohl daß er, wenn von Berufung auf die Nation die Rede war, nur an sich und wohl wenig oder gar nicht an das eigentliche Volk dachte. Gehen wir aber in seine Idee speciell ein, so müssen wir zugeben daß viel Edles und Hohes in der polnischen Nation ist. Für eine Schwäche aber kann man die Abneigung der Polen gegen die Deutschen, so wie anderseits ihre Vorliebe für die Franzosen erklären, die sich allenfalls nur durch die geschichtlichen Vorgänge in früherer Zeit rechtfertigen läßt.

Wollen die Polen jedoch gerecht seyn, so müssen sie anerkennen daß sie den Deutschen viel verdanken, und daß sie derselben vielfach bedürfen. Das eigentliche Volk aber wird — ohne daß es sich dessen klar bewußt ist — von den höhern Classen zu dieser Schwäche und resp. Abneigung gegen die Deutschen verleitet. Nahrung aber findet sie bei ihm durch den Neid den es gegen sie hegt daß sie rühriger sind, deßhalb vorgezogen werden, auch in bessern materiellen Verhältnissen leben. Gleiches mit Gleichem vergelten, können die Deutschen bei ihrer geringen Zahl nicht. Nachtheil aber bringt es dem Lande daß deren weniger einwandern als sonst geschehen würde und als zur Hebung des Industrie und damit der allgemeinen Wohlfahrt wünschenswerth wäre. Die Abneigung gegen die Deutschen bekam viel Nahrung als das Großherzogthum Warschau im Besitz der Krone Preußen war, und steigerte sich bis zum Hasse dadurch daß sehr viele Beamte die Nation hart und geringschätzig behandelten. Noch jetzt tauchen aus jener Zeit viel unangenehme Erinnerungen auf, die man so wie die Rede darauf kommt mit sehr bittern Bemerkungen begleitet.

Trotz dieser Abneigung aber steht man es doch nicht ungern wenn Deutsche nach Polen kommen, weil man sie zur Hebung und Förderung der Landes-Industrie gern hat. Fabrikanten und Oekonomie-Beamte werden am liebsten gesehen, auch streben viele Grundbesitzer darnach, Arbeiter aus Deutschland zu erhalten, weil diese ruhiger sind als die einheimischen. Die so eh gewagt haben dahin zu gehen, befinden sich meistentheils wohl, nur können sie sich mit dem dasigen Bolke nicht gut befreunden. Dieses fröhnt sehr dem Müßiggange und hält nicht viel von Ersparungen, denn was es erwirbt, das läßt es bald wieder — und das vornehmlich im Branntwein — aufgehen. Das Beispiel verführt dann auch so manchen Deutschen. — Die Arbeitslöhne sind im Verhältniß zu den Lebensmitteln hoch, und das verleitet zum Müßiggange und zur Liederlichkeit, weil ein Arbeiter leicht in vier Tagen verdienen kann was er die Woche hindurch bedarf, folglich drei Tage zum Müßiggange übrig hat. — So sind denn die Klagen der Arbeitsgeber allgemein, und wie man sieht, auch begründet, und worüber sie sich am meisten beschweren, ist das daß keine Aufmunterung durch etwaige Prämien, oder die Aussicht auf eine bessere Zukunft, die er sich durch Fleiß und Sparsamkeit bereiten könnte, den Arbeiter lockt, so daß zuletzt nur Härte und Strenge etwas ausrichten. An diese ist übrigens der gemeine Pole so gewöhnt daß — wie mir versichert wurde — nur durch Anwendung derselben etwas mit ihm auszurichten ist, Güte dagegen ihren Zweck verfehlt.

Im Hauswesen des Polen sieht es eben nicht elegant aus, und die niedern Volksclassen leben häufig mit ihren Hausthieren in gleichem Raume und auf traulichem Fuß. Wie bekannt, spielt unter denselben das Schwein eine Hauptrolle. — Die Wohnungen erscheinen jedoch dieselbst Warschau noch ziemlich ansprechend, was jenseit weniger der Fall ist, wo schon die Schornsteine ausbören und der Rauch des im Innern angemachten Feuers sich seinen Ausgang durch die Thüre und das Dach suchen muß. Daselbst trifft man auch häufig keine Glasfenster mehr, und das Tageslicht dringt sparsam durch die engen Oeffnungen in den Wänden, die mit Papier oder Schweinsblase überspannt sind. Dennoch fühlen sich die daran gewöhnten Bewohner behaglich darin. — Die Dörfer liegen weit auseinander, sind aber mit ihren Häusern dichter als gut ist zusammen gebaut. Nur die Colonien stehen weitläufig, auch sind da die Häuser von den Scheuern und Schuppen durch einen Raum von mehreren Ruthen getrennt.

Die Kleidung ist einfach und besteht bei den Männern häufig bloß aus leinenem Drill, und nur der Sonntagstaat ist von Tuch. Die Frauen lieben die bunten Farben, die sie übrigens gut kleiden, da sie meist kräftig und frisch sind. Wenn sie in ihrem Sonntagsstaate zur Kirche abfahren, geben sie ein recht hübsches Bild.

Im ganzen ist der Pole bis zur Bigotterie religiös, und da er streng katholisch ist, so hegt er gegen den Protestanten Haß. Sonderbarerweise sieht er diesen mit allen Deutschen in eine und dieselbe Kategorie und betrachtet sie als Ketzer, mögen sie auch streng katholisch seyn.

Die höhern Classen sind darin freilich toleranter, auch findet man bei ihnen viel Weltbildung. Daß sie neben ihrer Landessprache auch die französische fertig sprechen, das ist bekannt. — Viel weniger als in Deutschland steht man schöne Schlösser auf dem Lande. Meistentheils sind die Herrenhäuser nur ein Steckwerk hoch, viele aber haben ein bloßes Erdgeschoß. Die innere Einrichtung findet man bei den wenigsten luxuriös, bei manchen ist sie sogar mehr als einfach. In früherer Zeit herrschte in diesen Häusern große Gastfreundschaft, die sich aber in der neuern immer mehr verliert und nur noch auf Freunde und Bekannte sich erstreckt. Solange jene Gastfreundschaft herrschte, fand der gebildete Fremde überall Aufnahme, und daher kam es auch daß die Gasthöfe wenig Gäste hatten, mithin die Besitzer derselben nicht viel zum Comfort thun konnten. So ist es denn zu erklären daß man noch jetzt diesen vermißt, was sich selbst in mancher Beziehung auch von der Hauptstadt sagen läßt.

Noch habe ich die Aehnlichkeit des Polen mit dem Franzosen hervorzuheben, nämlich die, welche beide in ihrem Temperamente und dadurch auch einigermaßen im Charakter mit einander haben. Der mit uns reisende Pariser war davon überrascht und meinte daß er sonst in seinem Vaterlande zu seyn glaubte, als einige junge Polinnen eingestiegen waren und sich lebhaft unterhielten. Ohne genau auf die Worte zu hören, meinte er, es sey ihm als höre er seine Sprache. Beim Gespräch der Männer aber ist die Aehnlich-

Digitized by Google

keit weit geringer. Wie bei den Französinnen drückt sich auch bei den Polinnen die Lebhaftigkeit in der Unterhaltung aus.

Zum Schlusse dieses Abschnittes habe ich in Beziehung auf die Eigenthümlichkeit des Landes noch von den Wölfen zu sprechen, die in demselben hausen und bei strengen Wintern nach Westen, d. i. nach Schlesien vordringen. Diese Bestien haben sich in neuerer Zeit nicht unbedeutend vermehrt, weil den Einwohnern zum großen Theil alle Schußwaffen (aus politischen Gründen) abgenommen sind. Dazu kommt noch daß man es bei den veranstalteten Wolfsjagden nicht streng nimmt, dieselben auch nicht so allgemein anstellt daß an Vertilgung dieser Raubthiere zu denken seyn könnte. Da diese nun in den vielen und ausgedehnten Waldungen Schutz finden, so nehmen sie eher zu als ab. Der Schaden den sie anrichten, ist nicht unbeträchtlich, zumal sie oft genug bis in die Gehöfte eindringen und mehr als ein Stück Vieh würgen. Es steht zu erwarten daß endlich die Landesregierung ernstliche Maßregeln treffen werde diesem Uebelstande abzuhelfen.

Geschichte der Entdeckung des Planeten Ueptun.

In New-York ist im vorigen Jahr ein Buch des Prof. Elias Loomis über die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Astronomie erschienen, welches besonders dem Zeitraum der letzten 15 Jahre gilt, wo innerhalb unsers Sonnensystems nicht weniger als 36 neue Asteroiden, vier neue Monde und ein neuer Saturnsring aufgefunden wurden. Die Entdeckung des Planeten Neptun wird aber immer in der Geschichte der Wissenschaften einen gleichsam blendenden Lichtpunkt bilden, denn es gibt wenige Leistungen auf welche der menschliche Verstand mit größerer Erhebung blicken kann. Wenige Leser dieser Blätter wird es geben welche nicht den Hergang dieser Entdeckung kennen, aber die meisten werden mit Vergnügen und Genuß noch einmal über die Begebenheit nachdenken. Die Bahn eines Planeten um die Sonne würde in einer reinen elliptischen Form bestehen, wenn die gegenseitigen anziehenden Kräfte der Sonne und des Planeten nur ins Spiel kämen. In der Natur ist aber der Fall viel verwickelter. Die Planeten ziehen sich wieder unter einander an und bewirken dadurch Störungen der elliptischen Kreise. Solche Störungen nun hatte man an der Uranusbahn wahrgenommen, ohne daß man einen Urheber in der Nachbarschaft sie zuschreiben konnte. Sie blieben daher immer räthselhaft, und ein Zweifel konnte anstanden ob das Newton'sche Gesetz in jenen entfernten Räumen noch vollständig vollstreckt werde. Der große Königsberger Astronom, Bessel, aber erklärte deutlich, man müsse nach einem transuranischen Planeten suchen, welcher diesen Aufruhr in dem Solarsystem verursache. Dr. Hussey begann seit 1834 dem unsichtbaren Ruhestörer nachzustellen, aber noch im Jahre 1837 konnte ein Astronom wie Airy äußern: wenn die Störungen wirklich einem unentdeckten Körper verdankt werden, wird es doch unmöglich seyn seinen Aufenthalt ausfindig zu machen. Der Grund lag darin daß man die Art der Störung erst nach verschiedenen Revolutionen des Uranus zu bestimmen hoffen konnte. Im Jahre 1843 machte sich Hr. Adams, nachdem er in Cambridge promovirt hatte, an die Aufgabe, und zeichnete eine hypothetische Bahn des störenden Planeten, welche alle Störungen bis auf ein einziges Element erklärte, das noch unbemeistert blieb. Mittlerweile hatte aber Le Verrier sich schon auf die Planetenjagd begeben. Seine Berunterfuchungen waren von so hohem wissenschaftlichen Werth, daß sie mit einem Sessel in der Akademie belohnt wurden. Er gieng wie Adams von der Vermuthung aus, der Abstand des störenden Planeten müsse doppelt so groß seyn als der Halbmesser der Uranusbahn. Diese Hypothese gründete sich auf die Erfahrung daß die Abstände der entfernteren Planeten von dem Centralkreise stets das Doppelte ihres innern Nachbars betragen. Le Verrier fragte sich nun: wenn der anonyme Planet wirklich den doppelten Uranusabstand besitzt, wo muß er sich gegenwärtig aufhalten, wie groß muß seine Masse seyn, aus welchen Elementen seine Bahn bestehen? Am 1 Junius 1846 gelangte er zu der Lösung, daß sich der Planet in der Ekliptik unter dem 325° der himmlischen Längengrade aufhalten müsse. Sein Ergebniß wich nur um einen Grad von Adams' Untersuchungen ab, die dieser Astronom damals bereits in die Hände des Hrn. Airy niedergelegt hatte. Es traf sich zufällig daß um dieselbe Zeit die Berliner Sternwarte eine genaue Himmelskarte von demjenigen Theil des Firmaments vollendet hatte, wo der vermuthete Planet sich aufhalten sollte. Da nun in Berlin sich eines der vollkommensten Instrumente befand, so bat Le Verrier den Astronomen Galle auf dem betreffenden Revier nach dem interessanten Fremdling zu suchen. An dem nämlichen Tage wo Le Verriers Brief nach Berlin gelangte, setzte Dr. Galle seine Waffe in Bewegung, und man mag sich den innerlichen Freudenschrei des Pariser Astronomen denken, als er bald darauf einen Brief Dr. Galle's öffnete, welcher die Worte enthielt: „der Planet, dessen Ort Sie bestimmt haben, ist wirklich vorhanden." Der Zufall wollte es, daß um dieselbe Zeit Professor Challis in Cambridge bereits zweimal den neuen Planeten gesehen, aber seine Beobachtungen noch nicht reducirt hatte. Er wollte sich Zeit nehmen den Diamanten genau zu fassen, und packte mit anderem Kehricht seine Beobachtungen ein, um mehr Muße zu gewinnen. Glücklich daß er es that, denn die Wissenschaft wäre um einen unvergänglichen und begeisternden Triumph ärmer, denn nicht die Entdeckung war merkwürdig, sondern die Art wie sie gemacht wurde, der Sieg der Theorie und die große Bestätigung der Newton'schen Lehren. Noch anziehender und romanhafter aber war die nun folgende Jagd nach der Bestimmung der Bahn des auf frischer That ertappten Ruhestörers. Sein Verrücken auf der Begenlinie war so träg, daß eine Reihe von Jahren nöthig gewesen wäre, ehe man aus einem Fragment die volle Gestalt der Bahn hätte construiren können. Es war aber möglich daß der Planet schon früher gesehen und als ein Fixstern vernachläßigt worden war. Nun wurden alle alten Beobachtungen nachgeschlagen, wie die Fremdenbücher in einem Polizierathe, allein zuletzt blieb man bei Lalande's Nachlaß stehen, denn er allein hatte das Revier des Himmels beobachtet, welches der Neptun allem Vermuthen nach durchstreichen hatte. Man ließ nun alle Sterne der betreffenden himmlischen Landschaft durch das Sieb gehen, und zuletzt fanden sich neun, welche ihrem Signalement nach mit dem Neptun verwechselt wer-

Digitized by Google

den konnten. Sechs davon wurden als unverdächtig ausgestrichen, weil Bessel ihre Eigenschaften als Fixsterne verbürgt hatte. Drei blieben noch übrig. Einer davon erschien zu schwach an Licht, ein anderer galt als zu entfernt. So blieb nur noch der dritte übrig. Zwei Tage später, nachdem man zu diesen Schlüssen gelangt war, wurde das große Aequatorial der Washingtoner Sternwarte nach dem verdächtigen „Dritten" gerichtet, und siehe da, er fehlte. Nun schien es ganz sicher ermittelt daß dieser Stern in den Katalogen Lalande's der Neptun war, welcher einstweilen entweicht und von Le Verrier angehalten worden war. Aber seltsam! unter den 50,000 Sternen die Lalande verzeichnet hatte, war die Stellung dieses Pseudofixsternes allein als zweifelhaft angemerkt. Der Zweifel Lalande's aber war daraus entsprungen, daß die Beobachtungen des Sterns von zwei Sternwarten aus nicht stimmen wollten, und daß die Differenz gerade durch die zwischenliegende Bewegung des Planeten ergänzt wurde. Diese Ehre, die Identität zwischen Lalande's Pseudofixstern und Le Verriers Neptun nachgewiesen zu haben, gebührt dem amerikanischen Astronomen Sears C. Walker.

Die Euphrat-Bahn.

Wir setzen bei unsern Lesern als bekannt voraus daß diese Eisenbahn von Bassora aus am Euphratufer hinaufgeführt werden soll bis Dschaber, von wo aus sie den Fluß verläßt und in beinahe westlicher Richtung den günstigen mediterranеischen Hafen Suediieh erreicht. Auf der kleinern Hälfte dieser Strecke berührt sie das volk- und handelsreiche Aleppo. Der Hafen Suediieh ist das Seleucia-Pieria, der alte Hafen Antiochiens, und es bedarf dort nur einer Reinigung der alten Becken, um einen geräumigen und geschützten Platz für starke Handelsflotten zu gewinnen. Gewiß, wenn die Bahn fertig ist, gibt es von Malta aus gerechnet keinen nähern Weg nach Bombay als auf der Euphrat-Bahn. Es berechnen sich nämlich die Entfernungen und Geschwindigkeiten folgendermaßen:

Von Bombay nach Suez	2936	engl. M.	in	17	Tagen	—	Stunden.
Von Suez nach Alexandrien mit der Eisenbahn	265	„	„	—	„	9	„
Von Alexandr. nach Malta	—	„	„	4	„	—	„
Zusammen				21		9	„
Dagegen:							
Von Bombay nach Bassora	1585	engl. M.	in	8	Tagen	—	Stunden.
Von Bassora nach Suediieh mit der Eisenbahn	1019	„	„	—	„	42	„
Von Suediieh nach Malta	—	„	„	8	„	—	„
Zusammen				13		18	„

Daraus ergibt sich daß man von Bombay über Bassora in 14 Tagen nach Malta gelangen würde, also um 7 Tage früher als über Suez, da der Weg durch den persischen Golf aus Mittelmeer um 600 Meilen näher, und auf dieser Strecke theilweis durch Benützung der Eisenbahn die Geschwindigkeiten größer sind. England rückt dahr Indien um volle sieben Tagereisen näher. Dieser Umstand allein gibt der Bahn einen großen politischen Werth. Sie führt ferner durch das Gebiet einer befreundeten, von England mehr und mehr in Abhängigkeit geratheuden Macht, während der ägyptische Ueberlandweg in neuerer Zeit den Britten mehr und mehr verleidet worden ist. Auch wäre es schon von großer Wichtigkeit für Großbritannien, außer dem Wege der Segelschiffe ums Cap zwei mediterranеische Verkehrsmittel nach Indien zu besitzen, damit, im Fall die eine Straße versperrt wäre, die andere benutzt werden könnte. Der Weg durch den persischen Golf ist ferner beim Ausbruch eines Seekrieges für England weit sicherer als der Weg durch das rothe Meer, denn obgleich dieses von Aden aus beherrscht wird, so bliebe doch immer die Ueberfahrt von Bombay nach dem Bab el Mandeb gefährlich, wenn den britischen Schiffen feindliche Kreuzer auf der Höhe von Dschard Hasun auflauern würden, während sie sonst der indischen Küste entlang unbelästigt in den persischen Golf einlaufen könnten, dessen Schlüssel die Engländer natürlich in den Händen halten würden.

Die vollständige Linie von Bassora an das Mittelmeer würde eine Länge von 1019 englischen Meilen oder 1639 Kilometer erhalten. Man hofft diese Bahn, welche in drei Sektionen zerfällt, mit einem Aufwand von 299,750,000 Francs herzustellen, oder mit 300,000 Francs die englische Meile, will sagen so wohlfeil oder so theuer als wie im Durchschnitt die deutschen Eisenbahnen bisher gekostet haben. Solche Anschläge sind natürlich ein Sprung ins Finstere, da sich gar nicht absehen läßt ob man überhaupt genug arbeitende Hände auf der Strecke finden wird, wie hoch der Tagelohn zu stehen kommt, welchen Werth eine Tagearbeit dort haben kann, und wie hoch sich die Unterhaltungskosten namentlich zum Schutz der Bahn stellen werden. Noch gewagter sind die Schätzungen über den Ertrag der Bahn. Wir haben in diesen Blättern und die Mühe gegeben die v. Lesseps'chen Illusionen über den Ertrag des Suezcanals nachzuweisen. Die Britten sind nicht glücklicher mit ihren „Euphrat-Prospecten." Man weiß daß jährlich, Fracht und Rückfracht eingerechnet, aus Großbritannien, Frankreich und Holland 1,143,453 Tonnen um das Cap und zurück befördert werden. Allein von diesen Gütern sind viele die eine Fracht mit einer Eisenbahn selbst bei niedrigen Tarifen nie vertragen werden, wie z. B. Kohlen, Eisen, Nutzholz, Farbholz, Baumwolle. Pfeffer, Thee, Indigo, Seide, feine Gewürze werden den kostspieligeren aber kürzeren Weg mit Erfolg einschlagen, ebenso eine Menge größerer Güter, die schon am Mittelmeer ihre Bestimmung erreichen. Nimmt man nun an daß der dritte Theil des Kaffee's, Pfeffers, Indigo's, Zuckers, die Hälfte des Thee's, und der 23ste Theil sämmtlicher anderer Güter die Euphratbahn benutzen werde, so hätte man folgende Einnahmen zu erwarten:

Digitized by Google

Kaffee	28,977 Tonnen	à 8 Cent.	(per Kilom.)	3,799,202 Frcs.
Pfeffer	1,312 „	— „	„	160,456 „
Indigo	1,051 „	10 „	„	172,095 „
Zucker	61,117 „	8 „	„	8,013,071 „
Thee	13,888 „	10 „	„	2,274,932 „
And. Gegenstände	16,839 „	10 „	„	2,758,437 „
			Zusammen	17,178,193 Frcs.

Das klingt und hört sich sehr bescheiden an, viel bescheidener als die Milchmeyfrechnungen des Hrn. v. Lesseps, der die Dreistigkeit besaß den indisch-europäischen Frachtenverkehr auf 6 Mill. Tonnen, also viermal so groß als die statistischen Ermittlungen lauteten, anzugeben. Dennoch sieht man auf den ersten Blick daß hier alles auf die beiden Items Zucker und Kaffee ankommt. Rechnet man nach, so ergibt sich daß die Eisenbahnfrecht nicht weniger als 130 Frcs. oder 5 Pfd. St. per Tonne für den Zucker beträgt, will sagen 5 Sch. der Centner und ½ Penny oder 2½ kr. das Pfund. Außerdem kommen noch die Kosten der Schifffahrt nach Bassora, und von Suedisch nach dem Absatzhafen; die Ladung auf das Schiff, die Ablandung auf die Eisenbahn und die abermalige Ein- und Ausschiffung in Berechnung, so daß sich dann der gesammte Frachtsatz leicht verdoppeln kann, während zu jeder Zeit die Tonne Zucker mit Segelschiffen von Bombay bis nach einem europäischen Hafen für 5 Pf. St. befördert wird. Was den Kaffee betrifft, so wird jedenfalls weniger als ein Drittel die Euphratbahn benutzen, denn der Javakaffee wird stets um das Cap und höchstens nur der Ceylonkaffee durch den persischen Golf gehen. Man rechnet dafür auf 106,720 Tonnen Verkehr für den persisch-europäischen Handel; 170,000 Tonnen für den Verkehr des Euphratthales mit dem Mittelmeere; auf durchschnittlich 50,000 Reisende die den vollen Weg hin und zurücklegen, so daß also in einem Tage 150 Reisende hin und 150 Reisende her durchschnittlich auf der ganzen Strecke befördert werden müßten (!). Alle diese Personen zusammen sollen eine Einnahme von 66 Mill. Francs abwerfen, von denen man liberal genug 45 Proc. oder 30 Mill. für die Betriebskosten abrechnet, worauf noch immer eine reine Einnahme von 36 Mill. Francs oder 12 Proc. übrig bleiben. Wir brauchen nicht lange bei der Schlüpfrigkeit dieser hypothetischen Werthe zu verweilen. Gesetzt nur, die 24 Mill. Frcs. die man vom Personentransport durch ein großentheils von Nomaden bewohntes Land zu erzielen gedenkt, würden sich auf 8 Mill. Frcs. mindern, die Betriebskosten dagegen, was uns immer noch gering dünkt, auf 60 Proc. steigen, so blieben nur 20 Mill. Reingewinn, oder knapp $6\frac{2}{3}$ Proc., wenn die Bahn recht wohlfeil gebaut wird und die Tonnenziffern des hypothetischen Verkehrs nicht etwa einer gleichen Reduction wie die illusorische Personenfrequenz fähig sind.

Glücklicherweise hat das brittische Project noch andere praktische Aussichten. Man will vorläufig nur die kleine Strecke von Suediech nach Kalaat Dschaber am Euphrat erbauen und dann den Strom mit Dampfschiffen befahren. Man hat auf diesem Wege bei Aleppo eine Höhe von 1280 engl. Fuß oder 400 Metres zu überwinden, wobei durchschnittlich der Fall von Aleppo nach dem Meer 2,53 Metres, und nach dem Euphrat 2,18 per Kilometer (also etwa 1:400) beträgt. Dieser Abschnitt hat eine Gesammtlänge von 99 englischen Meilen.

Man berechnet die Kosten nach deutschem Maßstabe auf 6000 Pfd. St. die (engl.) Meile, und hat vorläufig beschlossen 50,000 Actien à 20 Pfd. St. auszugeben, für deren Premessen bereits in London ein Aufgeld bezahlt wird. Die Bahn berührt Aleppo, eine Stadt von 90,000 Einwohnern und ein Brennpunkt von Karawanenstraßen. Außerdem liegt noch Antiochien (7000 Einw.) und Balis am Euphrat (3000 Einw.) auf der Linie. Die türkische Regierung gibt den Compagnien den Grund und Boden, so weit die Bahn durch Domänen geht, frei, und verstattet eine unentgeltliche Ausbeutung aller nahe gelegenen Wälder, Steinbrüche und Bergwerke. Haben diese Nebenvortheile allein schon einen beträchtlichen Werth, so gewinnt die Strecke von Suediech nach dem schiffbaren Euphrat jedenfalls den größten Localverkehr auf der ganzen Bahn, und wenn schließlich eine regelmäßige Dampfschiffverbindung eingerichtet ist, auch einen ansehnlichen Frachtentransport aus Mesopotamien und vom persischen Golf. Man kann dann schon deutlicher sehen wie theuer man am Euphrat baut und wie sich die große Bahn rentiren möchte. Selbst diese gemischte Verkehrslinie, theils Eisenbahn, theils Dampfschifffahrt, würde den indischen Ueberlandweg ein wenig kürzen, und ließe sich für Truppensendungen benützen, ohne daß große Capitalien eingelegt zu werden brauchten.

Weit wichtiger aber als die mercantilischen Erfolge sind jedenfalls die politischen Dienste welche eine solche Bahn zu leisten im Stande wäre. Das Euphratthal ist einer der Wege, auf welchem ein russischer Eroberer nach Indien ziehen könnte sobald er Herr von Kars und Erzerum geworden wäre. Natürlich wird er aber diesen Gedanken aufgeben müssen, wenn die Engländer ihm mit Hülfe der Eisenbahn zuvorkommen und an der Euphratkrümmung bei Balis schlagfertig ihn erwarten können. Auch liegt die Vermuthung nahe daß die Britten ihre Bahn nicht unbeschützt lassen, sondern unter allerlei Vorwänden sich zwischen dem Mittelmeer und Euphrat festsetzen werden, gerade so wie die Vereinigten Staaten sich auf der Panamalinie einzurichten im Begriff sind. Eine solche Aussicht aber ist allein schon eine Million Pfund Sterling werth.

Digitized by Google

Die neuesten Berichte Leopold Schrenks über seine Erforschungen der Insel Sachalin und des Amurgebietes.

Das neueste Bulletin der St. Petersburger Akademie bringt zwei Briefe des großen Reisenden L. Schrenk. Der erste ist vom Nikolaewschen Posten, 3 Mai (a. St.) 1856 geschrieben und enthält die Ergebnisse einer zweiten Reise des Naturforschers nach der Insel Sachalin, welche mit dem Ostufer der Mandschurei den sogenannten tatarischen Golf bildet. Der orientalische Krieg und das Erscheinen der alliirten Geschwader an den russischen Küsten des stillen Meeres hatte Schrenks Hoffnung vereitelt die beinahe unbekannte Insel Sachalin im Sommer (1855) zu bereisen. Am 30 Januar 1856 verließ der Reisende in Begleitung zweier Kosaken und eines Matrosen das Festland, ging in Schlitten über das Eis und erreichte am 1 Februar die Insel Sachalin, und am folgenden Tage das Dorf Pyk, wo er wegen Schneewetter fünf Tage liegen bleiben mußte, ehe er seine Reise gegen Süden fortsetzen konnte. In den Nächten fiel das Thermometer noch auf — 26° R. die Küste südwärts bis zum Cap Tui an der Bay de la Jonquière auf Kruisterns Karte trägt zwar zahlreiche, aber kleine Dörfer, welche von Giljaken bewohnt werden. Die giljakische Bevölkerung erstreckt sich indessen nur bis Pilavo, einem Dorf, drei Tagereisen südlicher als Cap Dui, von wo die Nordgränze der Ainos beginnt. Der Küste folgend, erreichte Schrenk am 8 Febr. das Dorf Arkei und begab sich von hier quer über die Insel nach der pacifischen Küste, wo man drei Gebirgsrücken nach Aufsage der Eingebornen zu überschreiten hatte, ehe man auf der andern Seite das bewohnte Pymythal erreichen konnte. Der Pymy-Fluß, den von der Quelle bis zur Mündung zahlreiche Dörfer der Giljaken begleiten, nennt Schrenk die Lebensader der Insel. Der durch rasche Strömung ausgezeichnete Fluß, der den Charakter eines Gebirgsflusses trägt und in seinem oberen Laufe, trotz der scharfen Fröste welche die Temperatur der Luft bisweilen unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers sinken lassen, niemals zufriert, ist äußerst reich an Fischen und zumal im Herbst an aufsteigenden Lachsarten, unter denen Salmo lagocephalus, wie auch im Amur, bei weitem die erste und wichtigste Rolle spielt. Die großen Vorräthe welche die Pymy-Giljaken von diesem Fische, theils als Jukkola und theils gefroren machen, sichern ihnen nicht blos eine sorgenfreie Existenz für sich und ihre Hunde während des langen Winters, sondern rufen auch noch alwinterlich einen ansehnlichen Consiur der Nachbarstämme nach dem Pymythale hervor, Ainos vom Golfe der Geduld kommen mit japanischen Waaren, Oroken mit Pelzwerken, der Beute ihrer Jagd, die Giljaken beider Küsten mit Seehundsfleisch und Fellen, und diejenigen des Continents und hauptsächlich des Limanes, sowie Mangunen vom Amur, mit mandschurischen und russischen Producten zu den Pymy-Giljaken, um bei ihnen theils mit neuen Vorräthen an Fisch und Jukkola, und theils auch mit den dahin zuströmenden fremden Waaren sich zu versorgen.

Als man den Fluß verfolgte um die Oststüke zu erreichen, wurde am 18 Febr. 7 Uhr Morgens die niedere Temperatur von — 42° R., und am andern Morgen um dieselbe Zeit von — 31° R. beobachtet. „So excessive Fröste, bemerkt Schrenk, lassen für das Innere von Sachalin ein continentaleres Klima vermuthen als man von einer Insel erwarten dürfte.“ Dem entsprach auch der Pflanzenwuchs. Im obern Theil des Pymythales herrschte Nadel- und Laubholz untermischt vor, während nach dem Meer zu die Lärche alle übrigen Baumarten verdrängte. „Die Lärche, setzt der Naturforscher hinzu, ist das maritime Nadelholz, der Charakterbaum der Küsten, welche unter dem unmittelbaren Einflusse des rauhen ochotzkischen Meeres stehen.“ Weder Rehe noch Elenthiere wurden angetroffen, und von den Hirscharten fand sich mit Ausnahme des Moschusthieres nur noch das Renthier vor. Auch hat sich auf Sachalin noch ein Stamm tungusischer Renthiermonaden erhalten, während am Amur sämmtliche Tungusen die Renthierzucht längst schon aufgegeben haben. Am 20 Febr. wurde die Oststüke der Insel erreicht und dann die Rückreise auf demselben Wege angetreten. Der Reisende gieng hierauf an der Weststüke bis zur Bay La Joncquière hinab, welche die Eingebornen Chointscho nennen, und begab sich dann wieder zum Amur zurück.

Der zweite Brief von ihm trägt das Datum Irkutsk, 15 Nov. 1856 und enthält das Itinerar seiner Reise den Amur aufwärts. Das Frühjahr 1856 stellte sich viel später ein als das vorjährige. Erst am 13 Mai konnte Schrenk mit zwei giljakischen Booten das Fort Nikolajewsk an der Amurmündung verlassen, und am 22 Mai erreichte er den Mariinskischen Posten oder die Marien-Colonie am Amur, die, wie man sagt weiß, nur wenige Meilen von der Castries-Bay entfernt liegt. Wegen des Kriegszustandes konnte der Commandant des Postens dem Reisenden keine Mannschaft zu Gebote stellen. Er wollte also warten bis eins der Schiff der russisch-amerikanischen Compagnie, die „alljährlich im Frühjahr mit Waaren stromabwärts gehen,“ ankommen würde um etliche Ruderer (meist Sträflinge) zu mieten. Am 3 Jun. erreichte (also in 9 Wochen) die Nachricht vom Pariser Frieden das östliche Ende Asiens, und jetzt wurden dem Reisenden von dem Fort in der Dr Castries-Bay bereitwillig 26 Mann zu Gebote gestellt, später vergrößerte sich die Bedeckung sogar auf 37 Personen, und am 15 Jun. begann die Fahrt stromaufwärts. Die Strecke bis zum Ussuri, dem ersten [1] rechten Nebenflusse des Amur, war dem Reisenden schon vom vorigen Jahre her bekannt. Am 15 Jul. traf man dann auf den „ersten russischen Wachtposten am linken Ufer nahe der Mündung des Sungari.“ Schrenk bemerkt daß seit dem Frühjahr 1856 fünf solcher „provisorischer Wachtposten“ am Amur von Ust Strelka bis zur Sungari-Mündung errichtet worden seyen. Es ist höchst interessant das Fortschreiten der militärischen Bevölkerung dieser neuen Gebiete durch die Russen zu beobachten. Man haben diese „Wachtposten“ nach Schrenk den Zweck, die aufwärts gehenden Amurschiffe der Russen mit Vorräthen zu versehen, da sie für die langwierige Reise nicht den vollen Proviant mit sich zu führen vermögen. Am 16 Jul. befuhr man die Mündung des Sungari, dessen schmutzig trübe Wasser lange in dem klaren schwarzen Wasser des Schall (Amur) fenntlich bleiben; denn Sachal bedeute: in der Sprache der Tungusenhorde Golde schwarz. Wenn man dann dem Sachali aufwärts folgt, merkt man bald daß er an Fülle dem Sungari sehr nachstehe, und Schrenk bestätigt das Bild unserer Karten durch seine Bemerkung „daß der Sungari mit mehr Recht als der Sachali für die Hauptader des Amursystems gelten möchte.“ An der Mündung des Sungari liegt das Dorf Dschangdschu, wo ein chinesischer Beamter seinen Sitz hat. Es ergibt sich daraus daß die chinesische Verwaltung noch immer bis zum Amur reicht, während am Ussuri und überhaupt in den östlichen Theilen der Mandschurei Chinesen nicht oder nur gelegentlich angetroffen wurden.

[1] Von der Mündung gerechnet.

Digitized by Google

Den Sungari aufwärts gehen ferner die Handelsreisen der Eingebornen am unteren Amur, der Giljaken und Mangunen, und aus den Städten am Sungari und seinen Zuflüssen, aus Jschachoton, Nungty-choton u. a. m., kommen stromabwärts die chinesischen Kaufleute, deren Waaren im gesammten unteren Amurlande, am Strom selbst und seinen Nebenflüssen, wie an der Meeresküste und in einem Theil von Sachalin bisher einzig und allein die Lebensbedürfnisse und den Luxus der Eingebornen befriedigten. Vom Sungari endlich ging bisher auch die politische Herrschaft über den Amurstrom aus, denn dort haben die gefürchteten Mandschu ihren Sitz, vor denen die Eingebornen am Amurstrom, die Golde und Mangunen, wie in den Nebenthälern die Kile, Orotschen, Samagern u. dgl., ja — im Handelsinteresse — selbst die bisher unabhängigen Giljaken ängstlich das Knie beugen. Vom Sungari also, von den Mandschu und Chinesen daselbst, ist bisher alle, wenn auch geringe Cultur in das untere Amurland geflossen, und da der Sungari die Herzader der Mandschurei ist, so hat auch das untere Amurland bisher mit Recht den Namen „Mandschurei" getragen. Schrenk fügt indessen hinzu daß die Dinge sich ändern werden seit die Russen vom linken und theilweis auch vom rechten Ufer des untern Amurlaufes Besitz ergriffen haben, denn jetzt werde der Sachalin politisch und culturhistorisch die beherrschende Stromader werden. Die Ufer des Sachali oder Amurstromes, oberhalb seiner Vereinigung mit dem Sungari, bieten einen prächtigen Culturboden — eine weite, ausgedehnte Prairie, mit Gruppen von Bäumen und hin und wieder mit lichtem Wald bestanden, welcher fast ausschließlich aus Eichen besteht, wie das auch am Ussuri der Fall ist. Die unbedeutenden Gebirgszüge welche oberhalb vom Ussuri den Amurstrom und zwar meist sein rechtes Ufer säumen, verschwinden hier ganz vom Horizont, bis endlich im NW. der lange Zug des Chingan-Gebirges auftaucht. Die Fahrt stromaufwärts bei 26° R. im Schatten um Mittag entkräftete nicht wenig die Mannschaft, deren Rationen hatten verkürzt werden müssen, bis man endlich die Chingan-Gebirge hinter sich hatte und den zweiten russischen, den sogenannten chinganischen Wachtposten erreichte, wo man sich mit neuen Vorräthen versorgen konnte. Die Ufer gewährten hier Aussicht auf ein weites durch niedere Höhenzüge begränztes Prairieland. „Es ist vom gesammten Amurlande, bemerkt Schrenk bedeutsam, wenn man dem Sachali-Arm aufwärts folgt, dieser Theil — zwischen dem Nsuman und der Dzi — der zum Culturland am meisten geeignete Theil des Stromes und, man kann sagen, bisher auch das einzige wirkliche Culturstück desselben. Denn in ihm liegen die Ansiedlungen der Dauren, Mandschu und Chinesen, die, mit Viehzucht, Feld- und Gemüsebau beschäftigt, den übrigen, bloß von Jagd- und Fischfang lebenden Amurvölkern, den tungusischen Stämmen wie den Giljaken, weit überlegen sind. Doch beginnen ihre Ansiedlungen nicht sogleich oberhalb des Chingan-Gebirges. Zunächst breitet sich nämlich unter- und oberhalb der Nsuman-Mündung und am Nsuman selbst das Gebiet der Birar aus, eines tungusischen Stammes, welcher theils nomadisch, in konischen Zelten von Birkenrinde (ähnlich den Dauro's oder Sommerwohnungen der Golde) von Jagd und Fischfang lebt, theils aber auch feste Wohnsitze in Häusern von chinesischer Bauart hat, und mit Gemüsebau und Viehzucht sich beschäftigt. Die hier und höher aufwärts am Sachali gebauten Gemüse sind ziemlich dieselben wie am Ussuri, mit Ausnahme vielleicht der Wassermelone und Gierfrucht, die ich nur dort gesehen habe." Die Viehzucht beginnt etwa 10 Meilen oberhalb der Nsuman-Mündung, doch herrscht Pferdezucht bei den Golde-Tunguſen schon unterhalb der Ussuri-Mündung, während gleichzeitig im Winter der Gebrauch von Hunden zum Fahren allgemein ist. Bisher hatte man an den Ufern nur einzelne leerstehende Zelte oder kleine von Chinesen bewohnte Häuschen bemerkt, bis man am 9 Aug. am rechten Ufer das sehr ansehnliche daurische Dorf Chormoldin erreichte, und von diesem Punkt an beginnt am Sachalistrom Feldbau, wo Gerste, Buchweizen, Hafer und der vielbeliebte mandschurische Hirse gezogen wird. „Im Dorf Chormoldin, berichtet Schrenk, empfieng mich ein chinesischer Beamter, welcher in Folge der nach Aigun gelangten Nachricht von meiner Reise, vom dortigen Ambane oder Gouverneur mir entgegengeschickt worden war, um mich bis nach Aigun zu begleiten. Die Nachricht war offenbar von der Mündung des Sungari aus nach Aigun gegeben worden, indem angeblich eine gute Landstraße, die über das Morra-Gebirge läuft, die Stadt Aigun mit dem Sungari in Verbindung erhält."

Ueber das ethnographische Verhältniß der Dauren und Mandschu zu den übrigen Amurvölkern tungusischen Stammes vermag Schrenk keinen Aufschluß zu geben, er machte nur die Erfahrung daß weder der Goldedialekt, den er selbst, noch die Mundari der Orotschonen, die seine Kosaken sprachen, von ihnen verstanden wurde. Am 11 Aug. erreichte man die einzige Stadt am Sachalistrom, das weitausgedehnte Aigun oder Aicho-choton der Eingebornen, oder Sachalin-ula-choton (Schwarze-Fluß-Stadt) der Mandschu Schrenk erhielt den Besuch eines dortigen Beamten, der ihm jedoch die Erlaubniß verweigerte die Stadt zu besuchen. Ohne Aufenthalt wurde am 12 Aug. die Mündung der Dzi oder Seja, und am Abend der dritte russische Wachtposten 10 Werst oberhalb erreicht; da die Kräfte von Schrenks Mannschaft sehr erschöpft waren, so wurden ihm von dem Commandanten noch 10 Mann zucommandirt. Wir dürfen daraus schließen daß die sogenannten Wachtposten eine ziemlich starke Besatzung haben müssen, wenn so viele Leute entbehrlich waren. Von dieser Stelle an hören die Prairien wieder auf, Höhenzüge treten dicht ans Ufer und man gewahrte nur zerstreute Hütten von Chinesen oder Mandschus. Am 22 Aug. wurde der vierte russische Wachtposten unfern der Mündung des Kamar-Flusses [1] erreicht. Die Chinesen besitzen auf beiden Ufern der Mündung dieses rechten Neben-Flusses des Amur oder Sachalin Wachtposten. Hier änderte sich die Physiognomie der Ufervegetation sehr bedeutsam, denn forton wurde der Laubwald gänzlich von Nadelhölzern, Kiefern und vorzüglich Lärchen verdrängt. Die Ufer werden mehr und mehr, und schon am 28 Aug. fuhr man in dem letzten chinesischen Wachtposten vorüber, von wo ab es nur hin und wieder einzelne Zelte nomadischer Monjagern gab. Am 11 Sept. waren die Lebensmittel der Expedition zu Ende, allein Tags zuvor hatten die mit der Post stromabwärts gehende Kosaken ihnen verrathen, daß eine Strecke stromaufwärts ein mit Mehl beladenes Fahrzeug seit dem Frühjahr auf einer Sandbank liege, und von diesem konnte man sich wieder mit frischen Vorräthen versorgen. Am 14 Sept. lagerte man auf den Ruinen der früher russischen Stadt Albasin, und zwei Tage später begrüßte man den fünften russischen Wachtposten am linken Amurufer bei der Mündung des Kotomandu oder Kotomagnadu. Am 21 Sept. erlagen zwei Kosaken, die längere Zeit schon krank gewesen waren. An demselben Tage berührte man das Gebiet der Orotschonen, die bereits unter russischer Baimäßigkeit stehen, und am 25 Sept. langte man bei Ust-Strelotschnoi am Zusammenfluß des Argunj und der Schilka, welche den Amur (Sachalin) bilden, an. Dieß war die äußerste Ortschaft der Russen nach den alten auf dem Frieden von Nertschinsk beruhenden Gränzen.

[1] Kumar-Fluß auf D'Anville's Karte.

Digitized by Google

Die gelegentlichen Mittheilungen des Reisenden gewähren uns ein deutliches Bild der politischen Zustände in der Mandschurei, über die bisher so wenig klare Nachrichten vor uns lagen. Wie man bemerkt haben wird, sind die Russen Meister des Stromes geworden. Ihre Fahrzeuge gehen ungehindert stromauf- und stromabwärts. Sie schicken sogar ihre Briefpost unbelästigt auf dem nassen Wege. Die Chinesen haben vollständig das linke Amur-Ufer verlassen und das rechte ebenfalls, bis zur Mündung des Ussuri. Von dort aber erstreckt sich ihre Macht immer dem linken ufer entlang etwa bis zum 51° nördl. Br. Die Russen dagegen sind besonders stark in der Nähe der Amur-Mündung angesiedelt. Dort liegen im Dreieck drei ihrer Forts. Der Nikolajew'sche Posten am rechten Ufer unweit der Mündung selbst, der Marienposten eine Strecke oberhalb, und dicht mit ihm verbunden das nahe Küstenfort in der De Castries-Bay. Außerdem haben sie die fünf bezeichneten Wachtposten am linken Ufer des Amur gewöhnlich an den Mündungen kleiner Neben-Flüsse errichtet. Die Anfänge sind daher noch sehr gering, doch würden die Russen gewiß schon größere Fortschritte gemacht haben, wenn der Krieg nicht dazwischen gekommen wäre. Das fruchtbare Prairienland wird aber jetzt gewiß viel Ansiedler in die Mandschurei ziehen, während die Mandschu, von dem großen Umsturz im Mittelreich geläutert, den Russen Zeit gönnen müssen ihre Herrschaft dauernd am Strom zu befestigen.

Ueber die Entstehung des phönikischen Alphabetes.

Die Entdeckung einer phönikischen Inschrift bei Sidon auf dem Sargdeckel eines Königs, welche im vorigen Jahre so mächtig die Aufmerksamkeit der orientalischen Archäologen fesselte, hat die Pariser Akademie veranlaßt einen Preis auszuschreiben für die beste Untersuchung über den Ursprung des phönikischen Alphabetes. Ohne als Bewerber für die Prämie aufzutreten, hat ein deutscher Gelehrter, Prof. Heinr. Wuttke in dem ersten dießjährigen Heft der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft das Problem zu lösen gesucht. Die sidonische Grabschrift, welche vielleicht über das erste Jahrtausend vor Chr. hinaufreicht, ist jedenfalls viele Jahrhunderte älter als die phönikische Inschrift in Marseille (500 v. Chr.), oder die Münzen und der Achämenidenzeit und die noch jüngeren sonstigen Denkmäler welche die phönikische Schrift uns erhalten haben. Im Besitz dieser neuen Urkunde konnte man die Zeit jetzt für reif halten, um die Lösung des archaeologischen Problems zu versuchen. Wuttke indessen erwartet dagegen neues und helleres Licht erst aus den Fortschritten der assyrischen Forschungen, denn „jemehr Umstände darauf hinweisen daß der Ursprung des Alphabetes nicht in Palästina, sondern in Babylonien oder Assyrien zu suchen ist, desto wichtiger wird es über Art und Beschaffenheit der Keilschrift die richtige Ansicht zu gewinnen." Daß die Schrift nicht in Palästina erfunden worden, schließt er schon daraus daß weder Hebräer noch Phönifer sich dieser That rühmen, die einheimische Sage der Phönifer vielmehr auf den Aegypter Taaut hinwies. Die Babylonier wollten dagegen wissen daß ihnen das vom Meer her, d. h. vielleicht zu Schiff in ihrem Land erschienene göttliche Wesen Oannes die Schrift in uralter Zeit gebracht habe.

Es ergibt sich dagegen daß die verschiedenen Alphabete aller Völker in der Nähe des Mittelmeeres der Hauptsache nach, sowohl in der Reihenfolge als in der Benennung der Buchstaben, ja sogar in den Zügen derselben übereinstimmen. Die Namen der Buchstaben tragen das Gepräge des semitischen Schriftcharakters. Dasjenige Alphabet, welches nach der Vergleichung der Schriftzüge als die Grundlage der übrigen angesehen werden muß, entspricht in seiner Lautbeschaffenheit der Sprachart der Semiten. Es muß also die Erfindung oder die vollendende Ausbildung des Alphabetes unter den Semiten vor sich gegangen seyn. Nun erklärte man bisher die Entstehung der Buchstabenschrift allgemein so daß man den Buchstaben durch das Bild einer Sache ausdrückte, deren Benennung mit den fraglichen Buchstaben anlautete. Man wollte in dem später uns überlieferten Alphabet noch Fragmente der alten Bilderzeichen erkennen, z. B. wie Bunsen im Aleph bildliche Spuren eines Stieres, im Beth eines Hauses, im Daleth einer Thüre. Movers fand schließlich daß das Alphabet der Berberstämme den ursprünglichen Charakter der Schrift als Bilderschrift am reinsten gewahren lasse, und daß es aus einer Urquelle mit dem Phönikischen entflossen sey. Wuttke dagegen glaubt daß dieses Spiel der Phantasie nur auf die Betrachtung der jüngern Quadratschrift der Hebräer sich stütze, während auf den älteren Denkmalen die Schrift „deutlich als ein Gestrichel erscheine und in keiner Spur mehr verrathe daß sie eine entstellte Malerei des Sichtbaren sey." Der Ursprung der keilförmigen Schrift läßt sich wenigstens nicht auf die beliebte Art erklären. Nicht ohne Scharfsinn bemerkt Wuttke daß das Material auf die ersten Schriftversuche nothwendig einen großen Einfluß üben mußte. Bei Völkern welche Monumente hinterließen, mußte sich wohl zuerst das Bedürfniß regen, zum Verständniß der Nachwelt, für die jene Bauten doch bestimmt waren, ein Wörtchen der Erklärung beizufügen. Da nun Steine die älteste Schrift trugen und der Meißel die Zeichen eingrub, so war es natürlich daß aus Strichen, Stiften oder Keilen (Stocheia) zuerst das Alphabet zusammengesetzt wurde. Indessen dürfen wir doch auch nicht vergessen daß die Aegypter mit demselben Material und denselben Instrumenten ihre Hieroglyphen schufen. Wuttke zergliedert nun die Lautelemente des ältesten der bekannten Schriftzüge, und übergeugt sich daß im phönikischen Alphabete nur eine Strichelschrift zu gewahren, alle Aehnlichkeit der Buchstaben mit Gegenständen aber zufällig sey. Er ist sich bewußt daß seine Behauptung eine „ketzerische" sey, er geht indessen nicht so weit, um die Möglichkeit einer Entstehung der Buchstabenschrift durch fragmentarisch gewordene Bilder zu läugnen, sondern er behauptet nur daß zur Zeit, aus welcher der älteste Schriftzug auf uns gekommen ist, die Schreiber nicht mehr an den ursprünglichen Bildwerth des Buchstabens dachten, sondern nur die überlieferten und längst entstellten Schriftzeichen nachahmten. Er ist der Ansicht daß die Buchstaben bereits vorhanden waren, ehe sie ihre Namen erhielten, nicht etwa daß aus den Laufnamen sich das Schriftzeichen entwickelte. Man wählte für die Namen der Zeichen alltägliche und alltäglich bare Gegenstände, z. B. Stier, Kamel, Fisch, Wasser, Haus, Thüre, Zaun, Korb, Nagel, Kopf, Auge, Mund, Ohr, Zahn ꝛc. Man verfuhr etwa wie in unseren Abc-Büchern, wo unter A ein Affe, unter B ein Bär u. s. f. gemalt wird. Wuttke trennt also Geburt und Taufe des Alphabets, und er gesteht daß die Taufe wenigstens in Babylon nicht vorgenommen werden konnte, weil dort der Stier nicht Alef, sondern Taur hieß.

Digitized by Google

Die geläufige Anſicht iſt nun die daß der Erfinder des Alphabetes ein ſcharfblickender Nichtägypter den Mängeln und Schwerfälligkeiten der hieroglyphiſchen Buchſtaben- und Sylbenſchrift durch einen Schlag abzuhelfen ſuchte. Auf dieſe Art geſchah „der große Schritt Töne für das Auge zu zeichnen nicht unermittelt.“ Die Aegypter rühmen ſich ſelbſt der Erfindung, und prieſen Thoth als den Urheber, wie es auch die Phöniker thun. Allein dieſer Thoth ſoll, wie Uhlemann und der unglückliche Seyffarth überſetzen, in den alten Liedern der Aegypter Aſſurs Sohn genannt werden, worin Wuttke wieder eine Beſtätigung ſeiner Hypotheſe ſieht daß man die Erfindung der Schrift bei den älteſten Culturſtaaten Kleinaſiens ſuchen müſſe. Er hält ſich daher auch berechtigt die bisher gültige Anſicht zu verwerfen, als ſey das Alphabet erſt nach der hieroglyphiſchen Schrift und aus dieſer entſtanden. „Muſtere man immer wieder, ruft er aus, die lange Reihe der Hieroglyphenbilder: es findet ſich doch kaum die und da eine ſchwache ſehr entfernte Aehnlichkeit mit dem phöniſchiſchen Zuge. Es beſteht kein Zuſammenhang zwiſchen der bekannten phöniſchiſchen Schrift und der ägyptiſchen Hieroglyphik.“ Offenbar liegt das ſtaunenswerthe der Erfindung weniger darin Töne zu malen, ſondern weit mehr noch das geſprochene Wort in ſeine einzelnen Laute zu zergliedern, um wieder die einzelnen Elemente durch ſchriftliche Aequivalente zuſammenzufügen. Und vollſtändig, meint Wuttke, mußte die Ausſcheidung der einzelnen Lautwerthe vor ſich gehen; er kann ſich es daher nicht anders vorſtellen als daß im Alphabet den erſten Erfindern nicht auch die Vocale neben den Conſonanten ſich befunden hätten, gleichſam als ſey die ſchöne Erfindung gewaffnet wie Pallas Athene aus einem göttlichen Haupte geſprungen.

Dieſe Anſicht wird wahrſcheinlich wenig Glück machen, ſie iſt auch ſchwerlich hiſtoriſch. Denn alle unſere ſchönſten Erfindungen ſind immer allmählich entſtanden, ſie haben ſich durch langſame Verbeſſerungen zur letzten Vollkommenheit entwickelt. Es iſt ſchon ſehr ſchwer ſich vorzuſtellen daß Ein Genie das Wort in Sylben, die Sylben in ihre Lautelemente zerlegt und für jedes derſelben ein Symbol erdacht haben ſollte, welches der Phantaſie gar nicht zu Hülfe kam, und nichts über ſeinen Lautwerth dem Auge und Munde verrieth, wie die Hieroglyphe es doch thut. Aber noch weit ſchwieriger war es jedenfalls eine ſo gewaltige Erfindung unter den unvorbereiteten Zeitgenoſſen zu verbreiten, die nicht geübt waren das geſprochene Wort in ſeine einzelnen Lautwerthe zu zerlegen. Das hieroglyphiſche Schreiben war aber die erſte Uebung darin, und ſo ſeltſam es klingen mag, man mußte zuerſt an das Buchſtabiren ſich gewöhnen, ehe an ein Alphabet gedacht werden konnte. Jede Oppoſition in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen hat einen großen Werth, weil ſie zur Bewältigung des Einwandes nöthigt, und auf die Früchtigkeit früherer Forſchungen und die Unſicherheit der gewonnenen Reſultate aufmerkſam macht. Es gebührt daher Wuttke das Verdienſt und gewarnt zu haben daß in den älteſten phöniſchiſchen Schriftdenkmalen keine ſichtbaren Spuren einer hieroglyphiſchen Abkunft ſich finden, und daß ſelbſt, wenn es der bisher geläufigen Theorie neuerdings gelingen ſollte eine Verwandtſchaft zwiſchen den alten mediterraneiſchen Alphabeten und den ägyptiſchen Hieroglyphen aufzufinden, die Keilſchrift doch als ein neues, weit dunkleres Räthſel alle jene Hypotheſen bedroht, und für ſie wenigſtens die alte Theorie ſtumm bleiben muß.

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Fortſetzung.)

Der Leſer wird ſich wahrſcheinlich noch an das Pferd erinnern, welches ich in Californien gekauft hatte, und welches ich als ein Thier, von ſchrecklichen Eigenſchaften beſeſſen, geſchildert habe. Ich hatte es auf dem Weg für ſo werthlos gefunden daß es kaum gerathen worden war. In Folge deſſen ließ ich das miſerable Vieh paradiren, und nachdem ich es in eine Poſition gebracht hatte wo es verhindert war ſich niederzulegen — eine Sache die vor Abſchluß der Negotiation nicht gewünſcht wurde — begann ich durch Zeichen und mit einigen wenigen von mir erlernten Worten in der Eutaw-Sprache einen Handel behufs des Austauſches zu eröffnen. Nach einer ſorgſamen Prüfung des Thieres ſandte mein indianiſcher Freund einen Knaben nach dem Thier das er dafür geben wollte.

Das Muſterbild eines Pferdes (welches, ach! bald in meinen Beſitz übergehen ſollte) machte jetzt in Geſtalt eines robuſtbedeckten indianiſchen Pony's ſeine Aufwartung. Nach beträchtlichem Zaudern war ich im Begriff den Handel — ein Pferd gegen das andere — abzuſchließen, als zu meinem großen Mißvergnügen mir der Häuptling erklärte daß er ſich nicht entſchließen könne ſich von einem ſo werthvollen Thiere zu trennen, wenn ich ihm nicht ein Geſchenk als Zugabe darauf lege. Ich war ſo ſchwach in dieſes neue Verlangen zu willigen, und trennte mich nicht nur von meinem herabgekommenen Pferde, ſondern auch noch von einer meiner zwei mexicaniſchen Decken.

Ehe wir dieſes Lager verließen, ward ich von Walker eingeladen, ſeine Hütten zu beſuchen, und begleitete ihn in Folge deſſen dahin. Dieſe Hütten (lodges) ſind von zuſammengenähten Fellen fabricirt, und haben eine Oeffnung als Glaubohrung an der Spitze, da das Feuer auf dem Boden im Mittelpunkt der Hütte angezündet wird. Als ich zur Hütte hineintrat, verſammelten ſich die Kinder um mich und bewunderten das prächtige Scharlachtuch, womit mein lederner Jagdhemd beſetzt war; der größte Theil des jungen Volkes war mit kleinen Bogen und Pfeilen verſehen, und beluſtigte ſich damit nach mir zu zielen. Walkers Weib, oder Weiber — denn ich glaube er hat deren mehrere — waren um die Hütte mit ihren häuslichen Verrichtungen beſchäftigt, und eine derſelben (eine gutausſehende Squaw von etwa 18—20 Jahren) war ſo gütig, ein Hirſchfell zu meiner Bequemlichkeit auszubreiten. Um die Höflichkeit zu erwiedern, befahl ich meinem Juan ein meſſingenes Medaillon, mit den Buchſtaben U S (United States) auffallend geziert, das ich noch unter meinen Kleinigkeiten hatte, aufzupolieren und mir zu bringen. Dieß that er, und ich werde nie die Freude der Schönen der Wildniß bei Empfang des glänzenden Metalles vergeſſen. Vermittelſt eines kleinen Spiegels — den ſie wahrſcheinlich von irgendeinem herumgehenden Händler erhalten hatte — arrangirte ſie das Medaillon in ihren Rabenhaaren, gieng mit großen Schritten vor der Hütte auf und ab, und ſah mit großer Verachtung auf ihre neidiſchen Geſährtinnen.

Nachdem wir den kleinen Salzſee verlaſſen hatten, reiſten wir einige Tage an dem Wah-Satchgebirge vorüber. Hier begegneten und wenig erwähnenswerthe Abenteuer, bis wir die Region des Bergſchnees erreichten. Wir fanden denſelben ſelbſt jetzt im Juniuo noch mehrere Fuß tief. Einige unſerer in den ſonnigen Ebenen Californiens aufgezogenen Mauithiere, die vorher noch nie Schnee geſehen hatten, zeigten bei der erſten Annäherung große Furcht davor.

Digitized by Google

In derſelben Gegend lagerten wir eines Abends an einem prächtigen kleinen See der in einer Höhlung zwiſchen den Bergen gelegen war. Jedoch war die Höhe ſo groß daß derſelbe ſelbſt jetzt im Sommer mit Schnee umgeben und theilweiſe zugefroren war. Wir wurden dort wieder von Eutaw-Indianern beſucht, die ſich, wie gewöhnlich, auf freundliche Weiſe benahmen. Unſere Proviſionen waren jetzt ſo ſehr geſchmolzen daß es nöthig ward unſern Vorrath ſo viel wie möglich durch Kauf von den Indianern zu verſtärken. Von der uns beſuchenden Truppe gelang es uns das Stück eines Rocky-Mountain-Schafes oder Dick-Hornes, wie es oft genannt wird, zu acquiriren, und als Kit nach Fiſchen fragte, begab ſich einer der Indianer hinweg und kehrte in wenigen Minuten mit einer hübſchen Forelle zurück, die wir für ein paar Pulverladungen erkauften. Wir hatten den Fiſch ſo eben über das Feuer gebracht, als wir entdeckten daß er durch einen Pfeilſchuß in den Rücken getödtet worden war. Als wir uns noch über dieſe neue Art des Forellenfangens wunderten, kamen zwei unſerer Leute mit ſo vielen Fiſchen als ſie nur tragen konnten ins Lager, und ſagten uns daß ſie wenigſtens noch einmal ſo viel gefangen, aber dieſelben an dem Ufer des See's zurückgelaſſen hätten. Im Herumwandern hatten ſie einen kleinen ſeichten Fluß entdeckt, der ſich in den See ergoß. Den Fluß ſchilderten ſie als mit Fiſchen förmlich ſo gefüllt daß ſie nur hineinzugehen und dieſelben mit Stöcken zu tödten nöthig hatten. Unſerem hungerigen Volke war dieß eine äußerſt angenehme Nachricht, und der Abend ward gänzlich der Compoſition verſchiedener Fiſchgerichte gewidmet.

Nach Beendigung unſeres Abendbrodes wurde einſtimmig beſchloſſen, unſer Lager den nächſten Tag nicht weiter als bis zu dieſem Fluß zu verlegen und einen Tag dem Fiſchfang zu widmen. Unter dieſem angenehmen Eindruck begab ich mich zu Bett und ward daſelbſt bald durch den leiſen eintönigen Geſang, womit ſich einer unſerer indianiſchen Gäſte amüſirte, eingelullt.

Bei Sonnenaufgang waren wir nicht nur in unſerem neuen Lager bereits eingerichtet, ſondern auch ſchon bis an die Kniee in dem eiſigen Waſſer in Verfolgung ſeiner erſchreckten Bewohner begriffen. Wenn Fiſche überhaupt Gedächtniß haben, ſo fürchte ich daß die in dem Waſſer des Forellenſees uns nicht ſobald vergeſſen werden, denn ſolche Metzgerei unter dem mit Fiſoſſedern begabten Stamm habe ich ſeiten geſehen. Ich allein fieng vermittelſt eines an einem Stock befeſtigten alten Bajonnets fünf Dutzend, und — hoite mir dabei einen Rheumatismus, der mir die Scene heutigen Tages noch oft in Erinnerung bringt.

Bei unſerem früheren Speiſemangel und der harten Reiſe wird es kaum überraſchen daß wir nach einer Tagesruhe und unſerem prächtigen Fiſchfeſt uns wieder ſo tüchtig fühlten, als können wir nicht nur einer ganzen Legion „Diggers," ſondern ſogar dem „Alten Erbfeinde" (natürlich vorausgeſetzt, derſelbe könne ſich in einer ſo kalten Gegend wie das Wah-Satchgebirge iſt, herumtreiben) ſelbſt widerſtehen. Unſer Weg führte uns nun meiſt aufwärts; manchmal kreuzten wir ſchneeige Felsrücken, wo eiſige Winde uns ganz tüchtig auf unſeren Sätteln durchſchütteiten, dann kamen wir wieder in angenehme Thäler, wo die Tannenwälder uns einen erwünſchten Schutz vor den Sonnenſtrahlen gaben.

Wie wir eine dieſer Schluchten durchzogen, kamen wir plötzlich an ſieben menſchliche Skelette, von denen ſechs, von den Elementen gebleicht, da und dort zerſtreut lagen, wo vielleicht gerade irgendein hungriger Wolf ſie hingezerrt hatte; das ſiebente lag mehr unter dem Schutz von Felſen und gefallenen Bäumen, und ſchien von den Raubthieren in dem Zuſtand gelaſſen zu ſeyn, in welchem der Beſitzer desſelben ſtarb. Nachdem wir den Platz weiter geprüft hatten, ſtimmten wir darin überein daß dieß die traurigen Ueberreſte einer durch Indianer abgeſchnittenen Partie von Weißen oder Mexicanern ſey. Das ſeitwärts liegende Skelett ſchien den Pfeilſpitzen und Kugeln zufolge, die den es ſchützenden Baum ſpickten, einem Individuum der Partie angehört zu haben, welches von dieſem Schutzplatz aus ſo lange geſochten hatte, bis es der Ueberzahl unterlegen war. Wir erfuhren ſpäter von einer Bande freundlicher Eutaws daß die von uns entdeckten Knochen einer Truppe Amerikaner von Arkanſas angehört hatten, welche während einer Mittagsruhe von feindlichen Indianern überraſcht worden waren. Sie wurden augenblicklich getödtet, mit Ausnahme des einen, welcher ſeine Büchſe aufraffte, ſich nach dem nächſten Deckunds zurückzog, dort mit der ganzen Energie der Verzweiflung kämpfte und zwei der Wilden erlegte, ehe er ſelbſt den Pfeilen der Angreifer unterlag.

Ich erinnere mich noch wie ich meinen Geburtstag, der im Juniuſ iſt, gefeiert habe. Ich ſtand am Ufer des Grand-River (großer Fluß), und ſah mit kläglicher Gemüthsſtimmung und manchen geheimen Vorahnungen in dem reißenden Strom des geſchwollenen Fluſſes. Und ich hatte dazu guten Grund; ich habe geſagt es war Juniuſ, und man könnte wohl meinen daß ein kaltes Bad im Sommeranfang keine große Mühſeligkeit iſt. Aber in dieſem Fall beſtand der Zuſammenhang des Sommermonates mit dem Sommer bloß im Namen, denn der ſtarke Wind erinnerte eher an einen Decemberſturm und der unruhige Strom zu meinen Füßen, durch geſchmolzenen Schnee genährt, war viele Grade kälter als eine Bergquelle. Aber dieſes fürchterliche Hinderniß mußte paſſirt werden, und ich wußte nicht wie dieſe Schwierigkeit überwunden werden ſollte. Kit jedoch löſte das Problem, indem er den Bau eines Floßes vorſchlug, und in Folge deſſen giengen alle Hände rüſtig daran, das nöthige Material dazu aus den benachbarten Wäldern herbeizuſchaffen. Kit in Hemdärmeln arbeitete tüchtig mit, inſtruirte hier und dirigirte dort, und bewies ſich wie gewöhnlich als Hauptgeiſt der Partie. Nach vieler Arbeit waren einige Stämme ordentlich zugeſchnitten, geferdt und in das Waſſer gerollt, wo ſie mit unſeren Reatas zuſammengebunden wurden, bis endlich dieſes rohe Auskunftsmittel eine paſſable Frachtgelegenheit für eine leichte Gepäckladung darſtellte. Nachdem wir ſo viel geladen hatten als wir wagen durften, wobei wir Bäcke, Kleitättel und die californiſchen Poſtſäcke — letztere in der ſicherſten Poſition — darauf anbrachten, wurde zur Beſtimmung derſelben geſchritten die zuerſt durch den Strom ſchwimmen ſollten. Fünf Leute wurden zuerſt auserleſen, und ich als guter Schwimmer dazu beſtimmt, die Expedition als Capitän zu leiten. Nachdem ich Auchumbeau zu meinem Oberſteuermann auserleſen hatte, ſprangen wir beide in den Fluß, und nachdem wir unſern Leuten ihre Plätze angewieſen hatten, erwarteten wir nur noch Kit's ſchließlichen Befehl, um uns den Wogen anzuvertrauen. Dieſe Inſtructionen wurden bald und kurz in folgenden Worten gegeben: „Alle ihr Leute, die ihr nicht ſchwimmen könnt, mögt euch an den Enden des Floßes anhängen. Aber keiner verſuche es hinaufzuklettern, außer Auchumbeau, der die Stange hat es zu lenken. Die von euch welche ſchwimmen können, nehmen das Bugſtrtau und ziehen es vorwärts; ſchaut ordentlich nach Felſen und ſchwimmenden Stämmen aus, und was ihr auch thun mögt, verliert mir nicht die Poſtſäcke!" Und nun ward mit einem derben Stoße unſere ſchwache Stütze vom Stapel gelaſſen, und mit einem Lebewohl von unſeren Cameraden am Ufer überließen wir uns der Gnade der Fluth.

Ich habe bemerkt daß ich als Capitän angeſtellt war, aber einmal unterwegs fand ich daß wir alle Capitäns waren, wenn überhaupt Befehle ertheilen da etwas genutzt hätte, wo die Häufte

Digitized by Google

der Worte im Getös der Fluthen verloren gieng. In der That griffen wir das Geschäft alle falsch an, bis zuletzt, wie ich vermuthe, der arme Strom der schon wahrscheinlich über seine Ausdauer gezwiget worden war, sich entschloß die Sache in seine eigene Hand zu nehmen, aus Bedauern daß wir solche nautische Ignoranz gezeigt hatten, und endlich dadurch die Sache erledigte daß er uns eine Meile weiter unten, jedoch an derselben Seite von der wir ausgegangen waren, wieder ans Ufer warf. Ehe dieß jedoch vollendet war, wurde ich, wahrscheinlich in Anbetracht meiner Capitänschaft, noch mit einem Abschiedsgeschenk beehrt, welches, wenn mir nicht Auchambeau rechtzeitig zu Hülfe gekommen wäre, meine Abenteuer auf der Stelle geendigt haben würde. Ich war mit einem Strang ausgeschwommen um das unglückliche Floß an einem Baum zu befestigen, als der Strom eine große Masse schweren Holzes in heftige Berührung mit meiner Brust brachte, und ich auf diese Weise bewußtlos in das Floßbett zurückgeschleudert ward. Gerade als ich unterzusinken im Begriff war, ersaßte mich Auchambeau bei den Haaren, die ich glücklicherweise sehr lang trug, und zog mich auf das Ufer, woselbst ich nach und nach wieder zu mir kam.

Unsere Situation war jetzt durchaus keine angenehme; das einzige Kleidungsstück, welches wir anhatten, war der Hut, da wir unsere übrige Kleidung erst durch ein anderes Floß bekommen sollten. Die Stromschnellen gegen die Strömung hinauf zu gelangen, war ebenso unmöglich als das Durchschwimmen nochmals von der Stelle aus zu versuchen wo wir waren, da gleich darunter ein beträchtlicher Fall und zackige Felsen waren. So hatten wir keine Wahl, sondern nahmen unsere Bagage auf die Schultern und reisten langsam zu Fuß zurück, wobei wir, so weit es uns das Dickicht erlaubte, den Windungen des Flusses folgten, und manches Anathema auf die dornigen Pflanzen welche unsere unbedeckten Füße verwundeten, ausstießen. So war hoch Mittag, ehe wir das Lager wieder erreichten, und beinahe 4 Uhr, ehe wir wieder zu einem neuen Versuche vorbereitet waren. Nach unendlicher Plage bewies sich dieser neue Versuch erfolgreich, und wir landeten auf der entgegengesetzten Seite in einem völlig erschöpften Zustande. Auchambeau fiel von Ueberanstrengung und dem langen Ausgesetztsein der Wirkung des eisigen Schneewassers beim Landen in Krämpfe, welche ihn so schrecklich erschöpften daß wir sein Leben für gefährdet hielten. Unsere erste Sorge betraf daher ihn. Vermittelst heftiger Reibung und Rollens im Sand gelang es uns, unseren Patienten wieder herzustellen. Dann wandten wir unsere Aufmerksamkeit auf das Abladen des Flosses, das wir theilweise aus dem Fluß gezogen und an dem Stumpf eines gefallenen Baums befestigt hatten. In dieser Arbeit wurden wir durch eine Partie Cutaw-Indianer unterstützt, welche herbeigekommen waren um uns zu helfen. In der That arbeiteten diese Burschen mehr als wir wir selbst, da unsere ermüdeten Leute noch nicht wieder recht zur Arbeit fähig waren.

Nachdem unsere Bagage sicher gelandet war und wir das Floß die Stromschnellen heruntergelosen und an den Felsen hatten zerschellen sehen, eilten wir das Ufer hinan und riefen unseren Gefährten zu, um unsere glückliche Ankunft zu notificiren. Diese Nachricht beantworteten sie mit derglichem Jubel. Beide Abtheilungen bereiteten sich dann mit Hülfe der Indianer das Herüberbringen der Thiere, die über den Fluß schwimmen sollten, zu bewerkstelligen. In dieser Absicht wählten wir auf unserem Ufer einen Punkt, etwas unterhalb des Standpunktes der entgegenbefindlichen Abtheilung, wo das Ufer sich abdachte und beim Anlanden ordentlich Fuß gefaßt werden konnte, aus. Hier faßten wir Posto, und brüllten und pfiffen, um die Aufmerksamkeit der Thiere auf uns zu ziehen. Nachdem wir das Signal unserer Bereitschaft gegeben hatten, ritt einer der anderen Abtheilung auf der alten Glockenstute zuerst in das Wasser, und die schüchtern gemachten Maulthiere wurden gezwungen nachzufolgen, indem die Treiber sie durch Schreien und Prügeln vorwärts nöthigten. In wenigen Augenblicken war die ganze Heerde unterwegs; die alte Glockenstute schwamm stolz mit der Brust über dem Wasser, während die Maulthiere, nur mit dem Kopf und den langen Ohren über dem Wasser, wie kleine Hochdruck-Dampfboote nachgepuft kamen. Von unserer Seite fieng nun das Schreien an, worin die Indianer mit erstaunlicher Vollkommenheit den Grundton angaben und unsere mexicanischen Maulthiertreiber ihr beliebtes „muda, muda, anda mula,“ ertönen ließen. Durch unseren Lärm angezogen, schwammen die Thiere direct auf uns zu, und bald hatten wir die Genugthuung dieselben sicher gelandet zu sehen, wobei sie sich wie neufundländische Hunde abschüttelten.

Damit sollte jedoch unser Glück zu Ende seyn. Kit war bewerkstelligte mit einigen Leuten und einem kleinen Theile des Gepäcks glücklich den Uebergang, aber ein großes Floß, welches den größten Theil unserer Provision enthielt, stieß gegen einen im Fluß feststeckenden Baumstamm. Die Blöcke wurden dadurch getrennt und unsere Leute genöthigt bestmöglich ihre Lebensrettung zu bewerkstelligen. Dieß gelang ihnen zwar mit beträchtlicher Schwierigkeit, aber sechs Büchsen, drei Sättel, viele Munition und beinahe unsere ganze Provision gieng verloren. Unter diesen Umständen war es in unserem Lagerplatz nächste Nacht nichts weniger als lustig, und die Cutaws waren vielleicht die einzigen denen es wie Lachen zu Muthe war Ich denke sogar daß sie unser Verlust in guten Humor brachte, da sie einige Aussicht hatten die Büchsen aufzufinden, sobald niedriger Wasserstand es ihnen möglich machen würde das Flußbett zu durchsuchen. Das wenige was uns von unseren Privat-Speiservorräthen geblieben, war jetzt das was uns von Nahrungsmitteln für die ganze Partie übrig war. Dieser Vorrath ward von Carson selbst vertheilt; unsere eigenen Portionen waren nicht größer als die unserer Leute, und bei weniger Sparsamkeit konnte man drei Tage dürftig davon leben. Einige der Leute hatten die Reitsättel verloren und waren dadurch gezwungen ihre Decken auf den Rücken ihrer Maulthiere auszubreiten, eine Reiseart die, wenn die Knochen des Thieres stark entwickelt sind, im besten Falle eine sehr harte für den Reiter ist. Andere der Partie hatten ihre Kleider verloren, und leider muß ich sagen daß die Anzahl Paare der unteren Umkleidung um zwei geringer war als Leute zum Tragen derselben da waren. Aber verglichen mit unseren andern Schwierigkeiten war dieß eine Kleinigkeit, denn in diesen Regionen war niemand so in Mode-Angelegenheiten bewandert um unseren Anzug zu kritisiren, und wir selbst waren nicht in der Stimmung über unser merkwürdiges Costüm zu lachen. Ich selbst war glücklicher als die Mehrzahl meiner Gefährten gewesen, da ich meinen kostbaren hirschledernen Anzug, meine Büchse und etwas Munition gerettet hatte, aber, ach! die Gewähren des „großen Flusses“ hatten mein Notizbuch, meine geologischen und botanischen Specimina und viele meiner Skizzen verschlungen, was nach der großen Arbeit des Sammelns und Zurichtens derselben ein ernsthafter Verlust war.

Zwei Tagereisen weiter brachten uns nach dem Green-River (grüner Fluß), wo wir wieder ganz die nämlichen Schwierigkeiten wie bei der Passage des Grand-River durchzumachen hatten, nur daß wir durch Erfahrung klug geworden waren und wenig mehr zu verlieren hatten.

Der gefürchtete dritte Tag, der uns ohne Provision sehen

Digitized by Google

sollte, brach endlich an, und statt Frühstückes versuchte ich die schmerzliche Leere des Magens dadurch zu füllen daß ich meinen Gurt ein oder zwei Löcher enger schnallte, und ich kann bezeugen daß es keine sehr große Erleichterung für einen leeren Magen war.

Wie ich so dahinritt, in Ueberlegung über unsere Lage versunken, und Betrachtungen machte wo, oder in welcher Form etwas Nahrung zu erhalten sey, bemerkte ich daß derselbe Gedanke die meisten unserer Gesellschaft beschäftigte, und ehe wir zum Nacht-Anhaltepunkt gelangten, war der Antrag gestellt und beschlossen daß das fetteste unserer abgetriebenen Mauithiere getödtet, zubereitet und gegessen werden solle. Diese Idee versorgte uns mit vielem Material zum Nachdenken — Pferdefleisch essen! Schon der Gedanke war empörend. Essen oder nicht essen, war hier die Frage, und nach gebüriger Ueberlegung, wobei der Hunger den Kläger einerseits, die Nothwendigkeit den Advocaten, machte, und währierisches Wesen als Gegner auftrat, mit dem Vorurtheil als Anwalt kam ich zu dem Beschluß daß ich Pferdefleisch weder essen könne noch wolle. In Uebereinstimmung mit diesem peächtigen Entschluß gieng ich, obgleich nach unserer Ankunft in der Lagerstätte ein Pferd (allerdings dürr, alt und entschieden zähe) wirklich geschlachtet, zugerichtet und gierig aufgegessen wurde, allein beiseite und ohne Abendbrod zu Bett. Aber es war alles umsonst: denn Verschmachtung ist ein gewichtiger Rathgeber, und der Hunger gewann zuletzt das Feld. 48 Stunden hielt ich es tapfer wie ein Teufaner aus, und dann fügte ich mich mit so gutem Anstand als möglich, und aß länger als eine Woche regelmäßig Pferdefleisch. Billeicht wünscht der Leser zu wissen wie es schmeckt. Ich kann nur sagen, es war ein altes Thier, ein zähes Thier, ein schlecht zugerichtetes Thier, jedoch — im ganzen — ich spreche Rindfleisch vor.

Während dieser Hungerperiode trafen wir verschiedene Trupps Indianer, fanden jedoch deren Zustand wenig besser als den unserigen. Ich glaube daß die von ihren Weibern zusammengekochten Gerichte selbst den am allerwenigsten Verwöhnten zum Brechen gereizt hätten. Ich jedoch war über meine Zimperlichkeit hinweg, und würde selbst mit einem Mandarin gespeist haben, ohne mich nach den Bestandtheilen seiner Gerichte zu erkundigen. Ich erröthe jetzt wirklich darüber, aber ich habe es sogar einmal versucht, einen dicken jungen Hund einzubanden. Ich lockte das Vieh (nebenbei ein kurzhaariges, stumpfschwänziges und entschieden räutlausesbedecktes Individuum) in die Hütte des Eigenthümers und eröffnete vermittelst Zeichen Ankaufsnegotiationen. Ich bot dafür mein ganzes verfügbares Capital, bestehend in drei Patronen und fünf Messingknöpfen. Ich sagte „Wauwau," zeigte erst auf den Hund, dann auf meinen Mund, den es schon in Erwartung des Leckerbissens wässerte, aber obgleich der Wilde meinen Vorschlag begriffen hatte und die Knöpfe mit verlangendem Auge ansah, schien er nicht zum Handeln aufgelegt; und endlich erklärte er die Ursache seines Widerstandes, indem er mit einer Hand auf den Hund deutete und seinen großen Magen sanft mit der andern streich, und mir dadurch zu verstehen gab daß das Vieh für seinen eigenen Verzehrungen bestimmt sey. Da ich fand daß der Hund nicht auf reelle Weise zu erlangen sey und von der Noth gedrängt wurde, ihn auf alle Fälle zu acquiriren, kehrte ich zum Lager zurück und sandte Juan als Streifpartie aus, um die Beute nolens volens aufzutreiben. Aber derselbe fand das Thier, das jedenfalls aus meinen bedeutsamen Blicken etwas geahnt hatte, sicher im Hause verborgen und gab das Abenteuer verzweiflungsvoll auf.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aphorismen aus dem Laotse. Das Athenäum enthält folgende Aphorismen, welche der Aufnahme in die Spalten des Ausland um so mehr werth seyn dürften, als sie einiges Licht auf die vielbestrittene Frage chinesischer Gesittung werfen. Sie sind dem „Buch des Weges und der Wahrheit" entnommen, als dessen Verfasser Laotse, ein 600 Jahre vor Christus lebender Weltweiser, genannt wird. Sie lauten: „Menschen höherer Tugend kennen ihre Tugend nicht. Menschen niederer Tugend vergessen ihre Tugend nicht. Menschen höherer Tugend üben sie aus ohne daran zu denken. Menschen niederer Tugend üben sie mit Absicht. — Ich besitze drei kostbare Dinge; ich halte und verwahre sie wie einen Schatz: das erste heißt Zuneigung (Liebe zur Menschheit); das zweite Sparsamkeit; das dritte Demuth. Ich habe Zuneigung, daher kann ich muthig seyn. Ich habe Sparsamkeit, daher kann ich reichlich spenden. Ich wage nicht der erste zu seyn, und daher kann ich das Oberhaupt aller Menschen werden (ich bin geeignet es zu werden). Nun aber verlassen die Menschen die Zuneigung um sich selbst dem Muthe hinzugeben; sie verlassen die Sparsamkeit um sich der Verschwendung zu weihen; sie verlassen den niedrigsten Platz um den höchsten zu suchen. Diese Dinge führen zum Tod. — Wenn der Himmel einen Menschen retten will, gibt er ihm Zuneigung um ihn zu beschützen. — Große Leidenschaften setzen ihren Besitzer nothwendigerweise großen Opfern aus. — Derjenige welcher weiß wie er sich selbst genügen kann, ist vor Unehre sicher. Derjenige welcher weiß wann er stillstehen soll, strauchelt oder fällt nie. — Es gibt kein größeres Mißgeschick als außer Stande zu seyn sich selbst zu genügen. — Es gibt kein größeres Unglück als Habsucht. — Der Weise macht schmachvoll was geschmacklos ist. Er rächt die Beleidigungen, die er empfängt, durch Wohlthaten. Er beginnt mit leichten Dingen wenn er auf schwere sinnt; mit kleinen Dingen wenn er nach großen trachtet. — Der Heilige sucht keine großen Dinge zu thun; darum kann er große Dinge vollbringen. Derjenige welcher viele Dinge für leicht hält, stößt sicher auf zahlreiche Schwierigkeiten. Daher geschieht es daß der Heilige, welchem alles schwer dünkt, bis zum Ende seines Lebens keiner Schwierigkeit begegnet. — Ein Baum von großem Umfang entsprosse einer Wurzel so zart wie ein Haar; ein Thurm von neun Stockwerken erhob sich aus einer Handvoll Erde; eine Reise von tausend Li begann mit einem Schritt. — Seyd aufmerksam auf das Ende sowohl wie auf den Anfang, und ihr werdet keinen Fehl begehen. — Zu wissen, und zu denken daß wir nicht wissen, ist der höchste Gipfel des Verdienst. Nicht zu wissen, und zu denken daß wir wissen, ist die gewöhnliche Krankheit der Menschen. Wenn ihr über diese Krankheit berührt seyd, werdet ihr nicht davon angesteckt werden. — Der Heilige kleidet sich in ein grobes Gewand, und birgt Edelsteine in seiner Brust. — Hütet euch zu denken eure Wohnung sey zu klein für euch; hütet euch eures Looses überdrüssig zu werden. — Das Netz des Himmels ist unermeßlich; seine Maschen sind weit, und doch entschlüpft niemand. — Der Weise fürchtet den Ruhm ebenso sehr wie die Schande. Ruhm ist etwas niedriges. Wenn ein Mensch ihn hat, ist er fuechterfüllt; wenn er ihn verloren, ist er furchterfüllt. — Ihr könnet die Regierung des Reichs dem Manne anvertrauen welcher sich vor der Ueberuahme der Regierung des Reichs fürchtet. — Die vortrefflichsten Waffen sind Werkzeuge des Mißgeschicks; sie sind nicht die Werkzeuge des Weisen. Er gebraucht sie nur wenn er sie nicht entbehren kann, und stellt über alle Dinge Ruhe und Frieden. — Wenn er siegreich ist, freut er sich nicht darob. Sich über einen Sieg freuen,

Digitized by Google

ist Liebe zur Tödtung der Menschen. Derjenige welcher eine Menge Menschen getödtet hat, sollte mit Thränen und Seufzern über dieselben wehklagen.

•

Eine neue Hypothese über die Jesidis oder „Teufelsanbeter." In der Sitzung der Londoner ethnologischen Gesellschaft am 11 März verlas Hr. W. F. Ainsworth eine ziemlich umfangreiche und interessante Abhandlung über die Geschichte und Abstammung des in der Umgebung des alten Ninive wohnenden, den Namen Jesidis oder Ifidis führenden Volkes, das Hrn. Layard's Aufmerksamkeit in seinem letzten Werk in ziemlich hohem Grad in Anspruch genommen hatte. Hr. Ainsworth vergleicht alles was Layard und andere über diesen Gegenstand geschrieben, mit seinen eigenen Forschungen und seiner persönlichen Kenntniß über das Volk und den Landstrich welchen es bewohnt. Der Zweck seiner Darlegung gieng dahin: zu zeigen daß die Jesidis die wirklichen und wahren Abkömmlinge der alten Assyrier sind, deren Denkmäler in den letzten Jahren so hohes Interesse erregt haben. Es ist ein eigenthümlicher Umstand daß die Jesidis seit unvordenklicher Zeit mit bemerkenswerther Zähigkeit an einer besondern Oertlichkeit hiengen, welche, wie die neuern Ausgrabungen bewiesen, der Hauptsitz der Gottesverehrung der Assyrier gewesen war. Hr. Ainsworth hob die auffallende Aehnlichkeit der neuern Jesidis in Körperform, Gesichtszügen, selbst in der Art wie sie ihr Haar tragen, mit den auf den Monumenten abgebildeten Assyriern hervor, und zeigte daß noch jetzt viele der altassyrischen Gewohnheiten unter ihnen vorherrschen. Man findet annoch bei ihnen in der Anbetung der Sonne einen Ueberrest des reinen Sabäismus, in der Anbetung des Feuers aber einen Ueberrest des von den Daeß-Jüngern Zoroasters verderbten Sabäismus; auch haben sie noch die eigenthümliche Anbetung sowohl des Hahns oder Mergal der Cuthäer, als der Junges oder Dämonvogel der Assyrier, Babylonier und Chaldäer, in dem Malik-Taus oder König-Hahn. Ebenso verehren sie den bösen Geist bis zu einem der Anbetung nahe kommenden Grade. Hr. Ainsworth schilderte nicht bloß die neuere Lage und die Sitten dieses Volks, sondern zog auch die sie betreffenden Fabeln und geschichtlichen Thatsachen in den Kreis seiner Untersuchung.

•

Die neue brittische Residentschaft in Kandahar. Die Conferenzen zwischen Sir John Lawrence und dem Emir Dost Mohammed haben nach der Delhi Gazette zu dem wichtigen Ergebniß geführt daß künftig in Kandahar eine brittische Gesandtschaft errichtet werden darf. Die betreffenden Personen, Major und Lieutenant Lumsden, sind bereits in Begleitung des Dr. Cox aufgebrochen. Zu solchen diplomatischen Sendungen an asiatische Höfe gehört der größte Muth, auch wählt man deßhalb in der Regel, wie auch diesmal (mit Ausnahme jedoch des Dr. Cox), Junggesellen, denn als Feringhis ist das Leben europäischer Diplomaten beständig den größten Gefahren unter den Gläubigen ausgesetzt. Ehe sich die Conferenzen trennten, trug sich ein Unglücksfall zu, der nicht ohne ethnographisches Interesse ist. Es war den in Peschawer anwesenden brittischen Offizieren streng verboten worden die Cheiberpäße zu besuchen. Vier Offiziere konnten der Versuchung nicht widerstehen und ritten unbewaffnet ein Stück in die schauerlichen Päße hinein. Bald gewahrten sie vor sich Zusammenrottungen, und als sie umkehrten, wurde auf sie geschossen und Lieutenant Hand verwundet. Die Flucht wurde eilig fortgesetzt, aber bald verschwand der Verwundete in einer Bodenversenkung, und das Pferd kam ohne den Reiter an der andern Seite zum Vorschein. Man eilte dem Unglücklichen zu Hülfe, und fand daß er von lauernden Mördern bereits zwei schwere Hiebe erhalten hatte. Auf die Schüsse waren englische Truppen und Afghanen herbeigeeilt, und der Sterbende wurde von ihnen ins Lager gebracht, seine Begleiter aber sogleich in Arrest geschickt. Man ergriff etliche Cheiberried, und spertte sogleich den Cheiber und Kohatpaß um die Bewohner zur Auslieferung der Mörder zu zwingen. Man sieht daraus daß die Cheiberries noch nichts von ihrer verrufenen Wildheit verloren haben.

•

Säugende Schlangen. Das Athenäum enthielt in seiner Nr. 1528, S. 175 den Bericht über eine Dame in Louisiana, welche nächtlicherweile von einer großen Schlange besucht worden, und die gefunden habe daß die Milch ihrer Brüste von dem Reptil aufgeleckt worden sey. Dieß scheint dem Rezisenten etwas unglaubliches zu sein, und er sagt, der Bau des Mundes einer Schlange mache ein solches Unternehmen, selbst wenn das Thier Neigung dazu besitze, unmöglich. Ich bin viele Jahre lang in Südamerika gewesen (sagt ein Spanier im Athenäum vom 28 März). Tausende von Meilen von Louisiana hinweg, und unter Leuten welche kaum je von dem Daseyn der Vereinigten Staaten gehört. Bei diesen Leuten nun fand ich den Glauben allgemein verbreitet daß die Schlangen dieser außerordentlichen Diebsmethode zugethan seyen. Die Häuser sind drei durchgängig sehr baufällige Dinge, Mauern und Giebrige voller Löcher und Ritzen, durch welche diese Schlangen leicht ihren Weg finden. Stillende Mütter leben daher in beständiger Furcht dieser Reptilien möchten während der Nacht Versuche machen ihnen die Brüste auszusaugen. Ich habe mit einer sehr verständigen Frau gesprochen, welche erklärt, sie sey auf diese Weise lange Zeit hindurch von einer großen Schlange besucht worden, welche jede Nacht in ihr Bett kam und (ohne daß sie etwas davon wußte) ihr die Milch aussog, so daß ihr Kind aus Mangel an geeigneter Nahrung zu kränkeln anfieng. Ihre Freundinnen hatten, wie man behauptet, den wahren Sachverhalt gemuthmaßt; sie legten sich auf die Lauer und entdeckten den unwillkommenen Gast, der nun ergriffen und getödtet wurde. Diese Leute erklären überdieß, die Schlangen seyen so große Freunde der Milch, daß man sie sehr häufig auf Weideplätzen finde, wo sie den Kühen ebenfalls die Milch aussaugen. Ob es der Schlange möglich ist, oder nicht, diese Verrichtung vorzunehmen, muß ich dahingestellt seyn lassen; daß die Schlange aber jedenfalls Eier so gut aussaugen kann wie die Großmutter des gemeinen Sprüchworts es vermochte, wird niemand in Abrede ziehen der die Gewohnheiten der Schlange auch nur einigermaßen kennt. Immerhin ist es sehr merkwürdig daß in der Glaube an die Vorliebe der Schlangen für Milch so weit verbreitet ist.

Druckfehler.

S. 277ᵃ schalte nach der Ueberschrift ein: Von Dr. Karl Klunzinger.
„ 278ᵃ Zeile 34 setze: Heere, statt Herrn.
„ 278ᵇ „ 4 „ Strapenmesthier, statt Strapenmisthiere.
„ „ „ 33 „ Menschor „ Menschen.
„ 279ᵃ „ 7 „ Menephtah „ Menephtha.
„ „ „ 29 „ Mich „ Mich.
„ „ „ 35 „ Nechthardebi „ Nechthorsel.
„ „ „ 39 „ Nektanebo „ Nektambo.
„ 279ᵇ „ 15 } Maui „ Mui.
„ 280ᵃ „ 45 }

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. 17 April 1857.

Faraday über die Unverfehrbarkeit der Kraft. [1]

Eine von Prof. Faraday im königl. Institut am 27 Februar 1857 gehaltene Vorlesung.

(Aus dem Athenäum.)

Hr. Faraday ist, mit vollem Recht, ein Liebling des Publicums. Neben dem Scharfsinn in gewissen Richtungen der Entdeckung, der ihm eine so hohe Stelle unter den Mehrern wissenschaftlicher Kenntniß verschafft hat, besitzt er die Eigenschaft ordnender Sichtung und Erläuterung, durch die er sich gleichen Ruhm erworben. Mag er die breite Straße des Erläuterns oder den engen schmalen Weg der Forschung betreten, überall ist er an seinem Platze. Diese doppelte Eigenschaft gemahnt uns bei ihm fast stets an Arago, obgleich beide Männer eine auffallend verschiedene Gemüthsart besitzen. Statt eines beherrschenden Geistes aber, der, möchte man sagen, darauf ausgeht einen von Natur freundschaftlichen Charakter in einen tyrannischen umzuwandeln, sobald es sich um die Führung öffentlicher Geschäfte handelt, bringt unser englisches den Entdecker und Erklärer in sich vereinigendes Vorbild, obgleich auch ihm fernige und hinreißende Begeisterung beseelt, ins Forum die sanften Eigenschaften welche die Heimath angenehm machen. Läßt man einen hin und wieder vorkommenden unduldsamen Ausfall gegen diejenigen außer Acht welche gegen die Canonen Widerspruch erheben — eine Unduldsamkeit die durch einen allzustarken Glauben an die a priori Macht des Menschen veranlaßt ist — so wird sich schwer ein fehlerloserer philosophischer Charakter finden lassen.

Die uns vorliegende Vorlesung enthält eine Aufforderung die Ansicht ihres Verfassers zu kritisiren — denn sie gründet sich auf einen Anspruch der ohne eine solche Kritik nicht geprüft werden kann. Der Beherrscher des elektrischen Stroms legt hier den Blitz bei Seite, durch den er die Geheimnisse der Natur sich zu entschleiern zwang, und tritt als Untersucher von Werthverhältnissen in ihrer abstracten Form auf. Als Grund warum er es thue, oder wenigstens warum er es nicht zu vermeiden brauche, äußert er: „Es läßt sich annehmen daß derjenige welcher wenig oder keine mathematischen Kenntnisse besitzt, kaum ein Recht in Anspruch nimmt über die Allgemeinheit und Gültigkeit eines Princips, wie das den Gegenstand dieser Bemerkungen bildende, ein Urtheil zu fällen. Meine Rechtfertigung ist diese: ich begreife nicht daß ein mathematischer Geist, einfach als solcher, vor einem gleich scharfen, nichtmathematischen Geist in der Auffassung der Natur und des Werths eines natürlichen Bewegungsprincips einen Vortheil hat." Hr. Faraday hat, glauben wir, vollkommen Recht, wenn er erklärt daß er „wenig oder keine mathematischen Kenntnisse" besitze; allein wir werden alsbald gegen seine Unterscheidung der beiden Geister Einwendungen erheben. Wir führen diesen Ausspruch bloß darum an, weil er die oben erwähnte Aufforderung in sich schließt. Er wird den Text unserer Abhandlung bilden. Wenn irgend jemand ohne mathematische Kenntnisse die „Unverfehrbarkeit der Kräfte" in Erörterung ziehen kann, so mag dieß wohl Hr. Faraday seyn: contrapositiv, um einen logischen Ausdruck zu gebrauchen, falls sich Hr. Faraday eines erheblichen Irrthums schuldig macht, erfordert die Unverfehrbarkeit der Kraft aller Wahrscheinlichkeit nach mathematische Kenntnisse. Wir erörtern diese Frage in aller Ehre und Hochachtung: erstens weil wir sie fühlen, sodann weil es klüger ist. Je höher der Gegenstand unserer Kritik, ein um so stärkeres Recht besitzen wir uns damit zu befassen; allein wir sind uns nicht bewußt unsere Schlußfolgerungen dadurch gestützt zu haben daß wir dem Gegenstand unserer Bemerkungen übertriebenen Werth beilegten.

Wir haben gesagt, Hr. Faraday habe einen zu hohen Begriff von dem menschlichen Verstande a priori; nicht von den Kenntnissen die der Mensch nach und nach sich erwerben kann, sondern rein vom Verstande selbst, mit nichts als unserem geringen Wissen von der Natur, um ihm im Aussprechen seiner Entscheidungen behülflich zu seyn. Wir wollen ihn nicht an die volle Bedeutung einer Redensart binden; wir wollen ihm einräumen daß er für Einen Fall stärker gesprochen hat, als er geneigt seyn würde für alle Fälle zu sprechen. Al dieß zugestanden, gibt es dennoch für unsere Behauptung eine weite Basis. Er hat sich in den stärksten und klarsten Ausdrücken zu einem Ausgangspunkte der Naturkunde bekannt, welcher das Verderben der sogenannten scholastischen Philosophie gewesen ist. Er findet sich in einer Vorlesung über Geistesausbildung, gehalten am 6 Mai 1854 im königlichen Institut. Wir geben seine eigenen Worte: „Die Gesetze der Natur, wie wir sie

[1] On the Conservation of Force.

Digitized by Google

verſtehen, ſind die Grundlage unſerer Kenntniß der natürlichen Dinge" (S. 48) . . . . . Ehe wir zur Erwägung irgend einer phyſiſche Principien in ſich ſchließenden Frage ſchreiten, ſollten wir mit klaren Begriffen über das von Natur aus Mögliche und Unmögliche den Anfang machen (S. 65). Wir trauten unſern Augen kaum, als wir dieß zum erſtenmal laſen. In phyſikaliſcher Forſchung den Anfang machen mit einer klaren Idee vom Möglichen und Unmöglichen! Wir glaubten, die Welt habe ſich vorwärts gekämpft zu der Erkenntniß daß eine klare Idee hievon die letzte Acquiſition des Studiums und des mit Beobachtung verbundenen Nachdenkens, nicht aber der Beſitz unſers Verſtandes beim erſten Anfang ſey. Wir waren der Anſicht, reife Geiſter ſeyen eher geneigt zu glauben daß eine Kenntniß der Gränzen des Möglichen und Unmöglichen einem ewig mit uns vorwärts rückenden Horizonte gleichen. Wir gedachten der Begriffe welche einſt, als die möglich klarſten, über ein Vacuum herrſchten. Wir erinnerten uns an die Platoniſche Idee, ſo klar wie das Firmament nach dem ſie ausſtrebte, daß die Bahnen der Planeten immer kreisrund oder aus runden Bahnen zuſammengeſetzt ſeyn müßten — daß etwas anderes unmöglich ſey. Wir erinnerten uns, mit welch klarer Idee von der Unmöglichkeit der Bewegung der Erde die erſten Widerſacher des Copernicus ihre Maximen in den Streit warfen. Wir zweifelu ob irgend ein mittelalterlicher Schriftſteller das Princip nach welchem ſie bei ihren Forſchungen handelten, ſo klar und ſo breit aufgeſtellt habe wie es unſer Verfaſſer in den oben angeführten Phraſen gethan. Die Scholaſtiker machten allerdings Naturgeſetze zur Grundlage ihrer Kenntniſſe, und klare Ideen von Möglichkeit und Unmöglichkeit waren ihnen beim Bau behilflich. Allein wenn ſie es thaten, ſo geſchah es ohne ausdrückliches Bekenntniß.

Hr. Faraday folgt ſeinem Princip naturgemäß und folgerecht in der gegenwärtigen Vorleſung. Er kann nicht begreifen warum ein ſcharfer Geiſt nicht die Natur und den Werth der natürlichen bewegenden Kräfte erkennen ſollte, ohne darum das Princip quantitativ an ſeine entfernten Folgerungen zu knüpfen. Wir bekämpfen ſeine Wahl von Ausdrücken. Kein Geiſt dachte je gut über Verbindung von Urſache und Wirkung bei Größenverhältniſſen als ein mathematiſcher Geiſt — ein Geiſt der, wenn gehörig geübt, geeignet war eine mathematiſche Forſchungsweiſe zu verfolgen. Hr. Faraday iſt im Irrthum, wenn er glaubt er beſitze keinen mathematiſchen Geiſt; er iſt im Irrthum, wenn er glaubt er ſey aller mathematiſchen Gewohnheiten bar. Er iſt in den Methoden derjenigen erzogen worden die ihren Weg ſuchten mit der Hülfe welche die Phyſik von der Mathematik entlehnte; ſeiner aber fand je dieſen Weg, der nicht zuvor entweder die Mathematik ſelbſt anwandte oder Denkgewohnheiten von denen ſich aneignete welche ihm früher eingeſchlagen hatten. Bacon machte bei jeder Anwendung Fiaſco; der Mathematiker Galileo war der erfolgreiche Praktiker in dem was Bacon ſpäter ſo trefflich erläuterte, und mit ſo ſchlechtem Erfolg verſuchte. Die merkwürdigſten Fortſchritte die jemals das Nachdenken über die materielle Welt gewann, verdankt man Archimedes und Newton, welche, unabhängig von ihren phyſikali chen Arbeiten, vielleicht die beiden größten Männer waren die je mit abſtracter Mathematik ſich befaßten. Hr. Faraday hat habitnelle Denkweiſen die bei ſeinem Menſchengeiſt je habituell waren als bis er ſie im Beobachten der Natur durch mathematiſche Gläſer ſich angeeignet hatte. Die Frage welche er erhob, iſt: kann ein Menſch von ſehr ſcharfem Geiſt, wenn er alle Kenntniſſe welche Jahrhunderte mathematiſchen Denkens in den Bereich ſolcher Menſchen geſtellt haben, mit klaren Augen überſchaut, über die abſtracteſten Beziehungen der Kraft als einer Größe ſpeculiren ohne beſondere Leitung von den Denkformen welche in der höhern Mathematik ausgebildet worden ſind? So weit dieß Hrn. Faraday betrifft, iſt die Antwort eine verneinende; auch nehme ſich kein in ähnlichen Umſtänden ſich Befindender heraus zu glauben, er könne Erfolg haben da wo Hr. Faraday ſcheiterte.

Wir beginnen mit Auszügen aus der Vorleſung, die hinreichen um unſern Leſern die Operationsbaſis vorzulegen. Daß Hr. Faraday ſeine Geiſtesſchärfe gezeigt hat, als er ſeine Anſichten von ſeinen eigenen Gegenſtänden aus zu beleuchten ſuchte, wird niemand in Erſtaunen ſetzen; allein die Methode in welcher er vorgeſchritten, berührt uns nicht. Wir haben es mit ſeinen erſten Principien zu thun, und zwar mit jenen erſten Principien nicht welche er ſelbſt aufſtellt, ſondern die er andern unterlegt.

Es gibt keine Frage, ſagt er, welche der Wurzel aller phyſikaliſchen Kenntniß näher liegt, als die welche fragt: ob Kraft (force) zerſtört werden könne oder nicht. Der Fortſchritt der ſtrengen Wiſſenſchaft neuerer Zeiten hat mehr und mehr dahin geführt die Ueberzeugung, daß „Kraft weder geſchaffen noch zerſtört werden kann," hervorzuheben und den Werth der Kenntniß dieſer Wahrheit durch Experimentalforſchungen täglich offenbarer zu machen. Zugegeben daß Kraft zerſtörbar ſey oder gänzlich verſchwinden könne, hieße in der That zugeben daß Materie ungeſchaffen ſeyn könne; denn wir kennen die Materie nur durch ihre Kraftäußerung. Im Einklang mit denen welche zugeben daß die Unverſehrbarkeit der Kraft in phyſikaliſchen Dingen ein eben ſo breites und ſicheres Princip ſey wie das von der Unzerſtörbarkeit der Materie, oder der Unveränderlichkeit der Schwere, glaube ich daß keine beſondere Definition von Kraft ein Recht auf unbeſchränkte oder unbedingte Annahme hat, welche nicht im Einklang damit ſteht . . . . . Ich will einige der Punkte zu beleuchten ſuchen welche mit Hinweiſung zuvörderſt auf einen Fall von Kraftäußerung hervorgehoben wo den ſind, der, wegen ſeiner äußerſten Einfachheit, ſeiner vielverſprechenden Natur, ſeiner univerſellen Gegenwart und ſeiner Unveränderlichkeit unter gleichen Umſtänden, lange großen Reiz für mich hatte; über den, obgleich ich Verſuche angeſtellt und bis jetzt geſcheitert bin, meines Erachtens ein Experiment am rechten Platze wäre: ich meine die Anziehungskraft. Wie ich glaube, ſpreche ich die gelöſſige Definition der Gravitation richtig aus, wenn ich ſage: daß ſie eine einfache Anziehungskraft iſt, die zwiſchen irgend welchen zwei oder allen Theilchen oder Maſſen von Körpern, in jeglicher merkbaren Entfernung, aber mit einer im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung ſchwankenden Stärke ausgeübt wird.

Die gewöhnliche Vorſtellung von den Kräften begreift eine directe Wirkung auf eine Entfernung in ſich, und eine ſolche Anſicht ſcheint — außer Newtons, einigen andern und mir ſelbſt, welche in dieſer Hinſicht gleichen Sinns mit mir ſeyn dürften — wenig Schwierigkeit zu bieten. Dieſe Idee der Schwere ſcheint mir von dem Princip der Unverſehrbarkeit der Kraft gänzlich Umgang zu nehmen, und nach dem Wortlaut der Definition, wenn man

Digitized by Google

„schwankend im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung“ im absoluten Sinn nimmt, in directem Widerspruch mit demselben zu stehen; es wird daher jetzt meine Pflicht zu zeigen wo dieser Widerspruch liegt, und ihn bei Beleuchtung des Princips der Unverfehrbarkeit in Anwendung zu bringen. Man nehme zwei Stofftheilchen A und B im freien Raum und eine Kraft in jedem oder in beiden an, durch welche sie gegen einander gravitiren; die Kraft sey unveränderlich für eine nichtverschwindende Entfernung, schwanke aber umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung wenn letztere schwankt. Dann kann in der Entfernung von 10 die Kraft als 1 geschätzt werden; während in der Entfernung von 1, das heißt einem Zehntel der erstern, die Kraft 100 seyn wird, und wenn wir annehmen es werde eine elastische Feder zwischen beide hineingebracht als Maß der Anziehungskraft, so wird der Druck im letztern Fall hundertmal größer seyn, als im ersteren. Allein woher kann diese ungeheure Vermehrung des Drucks kommen? Wenn wir sagen daß es der Charakter dieser Kraft (force) ist, und wenn wir uns mit diesem als einer genügenden Antwort zufrieden geben, dann scheint es mir, als geben wir eine Kraftserzeugung, und dieß in einem ungeheuren Grade, zu; und zwar durch einen Wechsel der Bedingungen, der so gering und offenkundig wäre daß auch der mindest unterrichtete Geist ihn als unzureichend verwerfen müßte. Wir würden also darin die Wirkung sehen, welche gleichsäme der höchsten Aeußerung unendlicher Kraft auf die Körper, die wir uns nur vorzustellen vermöchten; wir würden das höchste Gesetz in physikalischer Wissenschaft, das unsere Fähigkeiten uns zu begreifen gestatten, preisgeben, nämlich die Unverfehrbarkeit der Kraft.... Der Definition gemäß entspringt die Kraft beiden Theilen, und wenn das Theilchen A oder B für sich allein wäre, so könnte es nicht gravitiren, d. h. es könnte keine Kraft der Anziehung ausüben. Angenommen A existire in diesem abgesonderten Zustande und ohne gravitirende Kraft, und B sey darin in Beziehung zu ihm gebracht, so wirkt, wie vorausgesetzt, die Gravitation auf beiden Seiten. Ohne nun den Versuch zu machen, zu erklären wie B, welches keine gravitirende Kraft hatte, gravitirende Kraft in A erregen könne, und wie A, das zuvor ebenfalls ohne Kraft war, Kraft in B zu erregen vermöge, nehmen wir doch immerhin, wenn man es sich als vollbrachte Thatsache denkt, eine Kraftschöpfung in beiden Theilchen an, und bringen so uns selbst in den Bereich der unmöglichen Folgen deren wir bereits Erwähnung gethan .... Die gewöhnliche Definition der Schwere als einer Anziehungskraft zwischen den Theilchen einer Materie schwankend im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung, ist, so lange sie als volle Definition der Kraftäußerung dasteht, unverträglich mit dem Princip der Unverfehrbarkeit der Kraft. Wenn wir dieses Princip annehmen, so kann eine solche Definition nur unvollkommen die ganze Natur der Kraft ausdrücken, und ist wahrscheinlich nur eine Schilderung der einen Seite jener Kraftäußerung, welches auch immer die Natur der Kraft selbst seyn mag. Wenn man annimmt die Definition schließe stillschweigend die Unverfehrbarkeit der Kraft in sich, dann sollte man zugeben daß während des suspendirten oder verminderten Grads ihrer Aeußerung als Gravitation, Wirkungen sich geltend machen müssen die an Werth der suspendirten oder verdeckten Kraftäußerung gleichkommen; denn sie haben in der That gleichen Werth mit dieser Verminderung.... Es gibt einen wundervollen Zustand der Materie, vielleicht ihr einziges wahres Merkmal, nämlich die Trägheit; allein in Beziehung auf die gewöhnliche Definition der Schwere erhöht sie nur die Schwierigkeit. Denn wenn wir uns in einer gewissen Entfernung zwei Körpertheilchen vorstellen, die einander unter dem Einfluß der Schwere anziehen, und sich ungehindert nahe kommen können, so werden sie sich nähern; geschieht es aber in der Hälfte der Entfernung, so wird jedes, eben wegen seiner Trägheit, eine gewisse Summe mechanischer Kraft in sich aufgenommen gehabt haben. Dieß muß von der geäußerten Kraft berührten und muß, wenn das Princip der Unverfehrbarkeit wahr ist, einen äquivalenten Theil der Anziehungskraft verbraucht haben; und doch ist, der Definition der Schwere gemäß, die Anziehungskraft dadurch nicht vermindert, sondern vierfach vermehrt; die Kraft wächst in sich selbst um so rascher, je mehr sie sich mit der Hervorbringung einer andern Kraft beschäftigt. Wenn andrerseits mechanische Kraft von außen angewendet wird, um die Theilchen auf zweimal ihre Entfernung zu trennen, so wird diese Kraft nicht durch die Bewegung (momentum) oder durch die Trägheit aufgewogen, sondern verschwindet gänzlich, und drei Viertheile der Anziehungskraft in jenem Abstand verschwinden damit. Wie kann dieß seyn? Man wird sich keinen Augenblick einbilden daß ich mich dem entgegensetze was man das Gravitationsgesetz genannt hat, d. h. dem Gesetz welchem alle bekannten Wirkungen der Schwere unterliegen; was ich erwäge, ist die Definition über die Gravitationskraft („force of gravitation.“)

Wir haben von dem Gesetz der Unverfehrbarkeit der Kraft, wie Hr. Faraday es erklärt, erst durch ihn etwas vernommen. Wir schauten uns wiederholt in Newton, Laplace, Lagrange und Poisson um, und fanden nichts ähnliches. Es steht Hrn. Faraday frei dieses Princip von sich aus aufzustellen; es steht ihm frei es zu vertheidigen; allein er muß uns Capitel und Buch angeben, ehe wir glauben daß irgend ein gewichtiger Schriftsteller ein derartiges Princip aufgestellt hat, wenn er unter Kraft Druck, Anziehung oder ähnliches verstand. Wenn Kraft in weitem Sinn, in der Bedeutung von momentum (Bewegung) gebraucht wird, so ist sein Princip unbestreitbar; allein nur mit Einschaltung eines wichtigen Theils, den er ganz übergangen hat. Hr. Faraday gebraucht das Wort momentum nicht mehr als einmal; er spricht in der That von dem Auffammeln von Kraft deren die Materie durch ihre Trägheit fähig ist; allein wir glauben zu finden daß er das Wort „Kraft“ (force) in einem doppelten Sinne gebraucht: erstens als Ursache des Drucks, oder Ursache der Bewegung, sodann für die ganze hervorgebrachte Wirkung. Wir wollen die gewöhnliche — und, wie wir glauben, die wahre — Doctrin beleuchten.

Materie, was sie auch immer seyn mag, bietet, wenn in Bewegung, das Phänomen des Momentum, oft auch Quantität der Bewegung genannt. Was ist Momentum? Es ist leicht zu messen, schwer zu definiren. Es ist nicht der Stoß welchen die sich bewegende Materie einem Etwas gibt das sie hemmt, sondern dieser Stoß ist stärker oder geringer, je nachdem er mehr oder weniger momentum besitzt. Es ist nicht, als Object, ein Mengsel von Masse und Geschwindigkeit; nichtsdestoweniger ist, als ein meßbares Phänomen, die aus der Proportion der beiden Massen und der Proportion ihrer beiden Geschwindigkeiten zusammengesetzte Propor-

Digitized by Google

tien die Proportion ihrer Momenta. Wenn ein Gewicht auf die ausgestreckte Hand fällt, so fühlt die Hand einen Stoß von dem scheinbar zerstörten Momentum, und dann einen Druck von der Schwerkraft, welche mehr Momentum gegeben haben würde wenn das Gewicht ununterbrochen gefallen wäre.

Massen welche Geschwindigkeiten in entgegengesetzten Richtungen besitzen, haben entgegengesetzte Momenta. Hr. Faraday scheint auf die Natur entgegengesetzter Momenta nie anzuspielen. Zwei gleiche und entgegengesetzte Momenta zählen als nichts in dem Princip der Unverfehrbarkeit, nicht nur wenn sie aufeinander stoßen, und Ruhe hervorbringen, sondern schon vorher. Wenn ein System von zwei gleichen Kugeln gegeben ist, welche sich mit gleichen und entgegengesetzten Geschwindigkeiten gegen einander bewegen, welches ist dann das Momentum des ganzen Systems? Antwort, nichts. Was ist das Eigenthum eines Mannes der 100 Pf. St. Capital und 100 Pf. St. Schulden hat? Antwort: nichts. Zwischen der Opposition der Momenta und der Opposition der Glas- und Harz-, oder positiven und negativen, Elektricitäten bestehen große Analogien. Ohne Zweifel gibt es auch auffallende Verschiedenheiten: allein die Evolution von Thätigkeiten entgegengesetzter Arten, wenn es überhaupt irgend eine Evolution gibt, ist beiden Fällen gemeinschaftlich. Die Menge der Elektricität im Weltall ist wahrscheinlich constant; es mag, im ganzen genommen, ein Uebergewicht der vitrösen über die resinöse, oder der resinösen über die vitröse Elektricität vorhanden seyn; allein was auch dieses Uebergewicht war, das ist es auch noch, wahrscheinlich. Das Gleichgewicht des Momentum im Weltall, in und parallel mit irgendeiner Richtungslinie und ihrer entgegengesetzten, ist constant: dieß ist so gewiß als irgendetwas in der Physik. Zeigt man uns eine Vermehrung des Momentum in irgend einer Richtung, so wissen wir daß irgend anderswo eine Verminderung in derselben Richtung, oder eine Vermehrung in der entgegengesetzten Richtung, besteht. Dieß ist das Princip der Unverfehrbarkeit des Momentum in einem, seiner Kraftäußerung, außer dem wechselseitigen Kraftäußerungen seiner Bestandtheile, unterworfenen System. Zum Beispiel: ein Gewicht fällt auf das Pflaster, und wird augenblicklich aufgehalten — die Bewegung abwärts scheint zerstört zu seyn; wie ist das Gleichgewicht des Weltalls unverändert? Nun, der Stein erzeugte eben so viel Momentum in der ganzen Erde nach aufwärts, als die Erde im Stein abwärts erzeugte, wenn auch sicherlich die der Erde mitgetheilte Geschwindigkeit nach aufwärts unermeßlich klein war im Vergleich zu der dem Stein mitgetheilten Geschwindigkeit abwärts: weil die Erde unermeßlich größer ist als der Stein. Es ist ein hartes Wort: daß in dem Augenblick in welchem die Erde den Stein aufhält, der Stein auch die Erde aufhält — aber es ist wahr; die minimin non curat lex ist keine Maxime der Naturgesetze. Wenn Archimedes sagte: „Gebt mir einen Ort auf dem ich stehe, und ich hebe die Erde aus den Angeln," so würde Newton, wenn er dabei gewesen wäre, gesagt haben: „Warum thust du's nicht wo du bist? Hebe deinen Arm auf, Mensch!" Und wenn Archimedes es gethan hätte, so würde er das Centrum der Erde herabgedrückt haben; d. h. ihr Centrum der Schwere, sich als Theil derselben nicht gerechnet. Hätte er nach seinem *novi sese* in der Wagschale, während er gewogen wurde, gefragt und seine beiden Arme kräftig in die Höhe gehoben, und fallen lassen während er seine Maxime aussprach, die Geschichte der Wissenschaft wäre vielleicht eine ganz andere geworden: denn Archimedes konnte den Wink vielleicht verstehen. Allein jene unglückliche Stabilität des Mittelpunkts der Erde stand im Weg, so lange er sich auf dem befand was die Leute ancoch terra firma nennen.

Die Mathematiker verschleiern einigermaßen das Princip der Unverfehrbarkeit des Momentum unter einem schönen mathematischen Synonym der Unverfehrbarkeit der Bewegung des Gravitationscentrums. Wenn ein System in Bewegung gesetzt wird nur durch die wechselseitigen Bewegungen seiner Theile, so behält der Mittelpunkt der Gravitation des Ganzen seinen unveränderten Zustand, sey's der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in einer geraden Linie, und dieß ist nur ein Ausdruck für die Erhaltung des Momentum. Man hat hin und wieder die Vermuthung aufgestellt, die Gruppe der Asteroiden seyen die Stücke eines auseinander geplatzten großen Planeten. Wenn dem so wäre, so erhübe das trockene Centrum der Schwere des ganzen Systems nie etwas davon, sondern fand sich mit der ganzen Sippschaft ab (wenig bedurfte es dazu!), gerade als ob nichts geschehen wäre.

So viel was das Momentum und die Unverfehrbarkeit des Momentum, das unveränderte Gleichgewicht entgegengesetzter Momenta in aller und jeder Richtung anbetrifft. Jede erdenkliche Richtung hat ihr Sollen und haben entgegengesetzter Momenta und gewinnt oder verliert nie ein Atom beim Saldo. Allein wir können offen gestehen daß manche Schriftsteller zuweilen unbestimmt über das Momentum gesprochen, und statt desselben das Wort Kraft (force) gebraucht haben. So haben sie etwa gesagt daß sich eine Kanonenkugel mit großer Kraft bewege, wenn sie sich nur mit jenem aufgesammelten Product der Kraft bewegt das man Momentum nennt; die Fähigkeit dieses zurückzuhalten bis ein anderer Körper zum Aufgeben desselben veranlaßt, wird Trägheit (inertia) genannt. Allein was haben wir damit zu thun, wenn wir von dem sprechen was Faraday einem Laplace zuschreibt?

Kraft ist das was die Vertheilung des Momentum ändert und gleiche und entgegengesetzte Momente einführt: dem Mechaniker ist es nichts weiter. Allein wir fassen das Wort Kraft unter einem andern Gesichtspunkt auf. Wenn wir versuchen das Gleichgewicht der Momenta zu verrücken — und wie wir im Stande sind es zu thun, das ist das größte aller Geheimnisse — so fühlen wir Druck, Stoß oder Ruck. Demgemäß schreiben wir dem fühllosen Körper unsere Gefühle zu, und wir sprechen wohl von Gewölben die auf ihre Pfeiler „drücken," von Stoßtheilchen die sich gegenseitig „anziehen" oder zu einander „streben," und so fort. Wenn wir die Ausdrücke welche eine indirecte Beziehung auf unsere Gefühle haben, bei Seite lassen, so verhält sich die Sache folgendermaßen. Setzen wir, um uns nicht mit dem ganzen Weltall zu bebelligen, den Fall, einige Dutzend Theilchen, der Einfachheit wegen von gleichem Volumen, zögen einander wechselseitig an, und seyen mit gewissen bestimmten Geschwindigkeiten, in gewissen bestimmten Richtungen in Bewegung gesetzt. Für jede erdenkliche Linie der Bewegung tritt dann, zu Gunsten oder Ungunsten des einen oder des andern, eine Ausgleichung entgegengesetzter Momenta, parallel mit der Linie ihrer Bewegung ein. Von dem Augenblick an wo die Thätigkeit beginnt,

Digitized by Google

öffnet jedes Theilchen, auf eine Weise die wir nicht kennen, eine Art Momentum-Abrechnung mit allen andern, und jedes erwirbt eine kleine Geschwindigkeit nach jedem der andern, und gibt jedem der andern eine kleine Geschwindigkeit nach sich selber, die sich mit den vorhandenen Geschwindigkeiten combinirt. Da die Theilchen gleich sind, so sind auch die in entgegengesetzten Richtungen ertheilten und empfangenen kleinen Geschwindigkeiten für jedes Paar gleich. Dieß findet statt in allen aufeinander folgenden unendlich kleinen Zeiträumen, und die ertheilten und empfangenen Geschwindigkeiten stehen, für verschiedene Entfernungen, im umgekehrten Verhältniß zu den Quadraten dieser Entfernungen. Nun sagt, wenn es euch beliebt, daß diese Uebertragung der Momenta durch Kräfte, Anziehungen, oder was ihr wollt, entstehe: ihr wißt von der Kraft nichts als daß sie ein Etwas bezeichnet, Dank welchem jedes der beiden Theilchen dem andern einiges Momentum gegen sich selbst hin gibt, und dieses Geben und Nehmen in entgegengesetzten Richtungen ist, mit den obern gegebenen Einzelheiten, das Gesetz des Weltalls. Was das außerhalb dieses Bereichs Liegende betrifft, so müssen wir den Leser auf seine eigenen „klaren Ideen vom Möglichen und Unmöglichen" verweisen, die vielleicht mit den unsrigen übereinstimmen, oder auch nicht. Alles was wir wissen, ist: daß, so oft wir versuchen die Gruppirung der Momenta des nächsten Augenblicks zu verrücken, wir Druck empfinden, einen Stoß oder Ruck fühlen; und es ist daher für uns sehr natürlich von einem „Zusammenstoß" oder „gegenseitiger Anziehung" der Theilchen zu faseln. Wenn, statt dessen was wir Druck nennen, in der Schöpfung eine Anerkennung vorhanden gewesen wäre daß Berührung mit Körpern die Empfindung von Zuneigung hervorbrächte, so würden wir gewiß gesagt haben daß die Stofftheilchen Liebe zu einander mit einer Stärke erwecken welche im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung schwankt. Welch rührende Geschichte würde das „Problem der drei Körper" gewesen seyn. Jene Consequenz der Trägheit die man sehr uneigentlich Centrifugalkraft nennt, und welche, glauben wir, niemand in der Welt je gut verstand der nicht Mathematiker war, würde irgend einen andern Namen, der auf die frühere Abneigungsgewohnheit hingedeutet hätte, erhalten haben.

Die Wahrheit ist daß unsere Vorstellung von der Kraft viel zu sinnlich ist, im Verhältniß zu unserer Vorstellung von dem Momentum, die wieder an zu großer Abstraction leidet. Wir meinen, wenn Naturforscher Lehren über Kraft und Momentum geben: denn die Welt verwechselt beide Dinge. Es wäre vortrefflich wenn in Abhandlungen über Mechanik die Lehre vom Momentum der von der Kraft vorangienge; der Mathematiker wird uns verstehen, wenn wir sagen daß der Schüler zuvor einen bessern Begriff von dem haben sollte was er differenziirt, ehe er in die Differential-Coëfficienten eingeweiht wird.

Aber, werden unsere Leser fragen, gibt es denn kein Gesetz der Unversehrbarkeit der Kraft, das streng diesen Namen führt? Wir antworten daß es vorhanden ist, und daß man es in der gewöhnlichen Art und Weise erkennt die Maxime zu begreifen daß Action und Reaction gleich und einander widerstrebend sind. Es gab für irgend welchen Augenblick der Krafteäußerung nie eine Kraft im Weltall, außer es war eine andere gleiche in entgegengesetzter Richtung wirkende vorhanden. Die Gesammtsumme aller Kräfte im Weltall ist gleich dem — Nichts, und ist in jedem Augenblick so gewesen. Indem Faraday sein Princip der Unversehrbarkeit aufstellt, und es den Schriftstellern über Mechanik zuschreibt, scheint er uns die beiden Seiten der Ansicht, den Plus-minus-Charakter des Princips, dessen Polarität, ganz aus dem Auge zu lassen. Und doch ist Hr. Faraday mehr als alle andern Menschen mit diesen furchtbaren entgegengesetzten Kräften vertraut, welche ruhig, so lange sie einander in den Armen liegen, das Haus zerquetschen werden, um zu einander zu gelangen wenn sie getrennt sind. Wenn die Entfernung der beiden Theilchen um den zehnten Theil von dem was sie war sich vermindert, so sagt Hr. Faraday uns, es sey eine ungeheure Vermehrung der Kraft vorhanden, weil jede der beiden entgegengesetzten Anziehungen hundertmal so groß seyn wie zuvor. Allein sie sind annoch gleich und entgegengesetzt: ihre Gesammtwirkung, wenn sie beide in einem Theilchen sich äußerte, würde nur das Gleichgewicht seyn. Wenn der Buchhalter 1000 Pf. St. auf das Sollen der Casse und 1000 Pf. St. auf das Haben der verkauften Waaren einträgt, so wird er sich nie einbilden daß sich der Grundsteck des Kaufmanns um 2000 Pf. St. vermehrt habe. Die Bücher des Kaufmanns halten sich stets das Gleichgewicht, wenn die Eingänge genau gemacht werden; allein wenn jemand alle Schulden allen Forderungen beifügt, so wird er es nie entdecken. Das System des Weltalls gleicht, was die Kräfte betrifft, der doppelten Buchhaltung, und hat zwei Seiten dazu für jede Richtung; d. h. es gibt ebenso viele Rechnungen für jedes Theilchen, als Linien durch einen gegebenen Punkt gezogen werden können. Jeder Eintrag den man in irgendeine der Rechnungen eines Theilchens macht, wird gleichzeitig aufgewogen durch einen ähnlichen Eintrag, oder ein ähnliches Total von Einträgen, gemacht auf der andern Seite der entsprechenden Rechnung irgendwelchen andern Theilchens oder anderer Theilchen. Ein Hauptzank mit einer unendlichen Anzahl Abtheilungen, und jede Abtheilung mit einer unendlichen Anzahl Rechnungen, ist gewiß eine Buchführung in großem Maßstabe. Dem Menschen ist es gestattet von den Büchern Einsicht zu nehmen in einem Umfang der ihn in den Stand gesetzt hat den doppelten Eintrag zu entdecken, welchen er Unversehrbarkeit (Conservation) nennt.

Hr. Faraday hat die Fragen erhoben: woher kommt Kraft, und warum ist Schwere eine schwankende Kraft — Fragen die man oft gestellt hat, die aber vielleicht nie werden beantwortet werden. Er hat eine Schwierigkeit geschaffen, nämlich daß Alteration der Kraft sehr große Aehnlichkeit habe mit Schöpfung der Kraft: dasselbe ist bei jeder Veränderung, welcher Art sie sey, der Fall. In so weit haben wir nichts dagegen einzuwenden: die Frage ist eine geeignete, die Schwierigkeit eine reelle. Die Einwendung beginnt wenn Hr. Faraday eine leitende Maxime des bestehenden Systems der Mechanik falsch auslegt, und es mit seiner eigenen unerheblichen Schwierigkeit bekämpft. Wir gehen nicht in seine Antwort, die er sich selbst gibt, ein: wir heben nur hervor daß er andern keine Erwiederung ertheilt.

Die Bestimmung „eine klare Idee von dem von Natur aus Möglichen und Unmöglichen" zu haben, beherrscht ihn durchaus. Schwankende Schwere ist ihm eine „Schöpfung der Kraft" durch eine „so geringfügige Aenderung der Umstände daß sie auch den Laien nicht verführen wird sie für eine zureichende Ursache zu halten."

Digitized by Google

Dann sagt er: „Wir würden ein Resultat zugeben welches gleichkäme der höchsten Aeußerung der Wirkung einer unendlichen Kraft (power) auf die Materie, welche unser Verstand zu begreifen vermöchte." Und was dann? Keiner von denjenigen welche unsere Kenntniß in mechanischen Dingen gefördert, hat je daran gedacht daß sich der Menschengeist beruhigen werde die Gravitation als letzte Ursache zu betrachten. Die Vertheilungen der Bewegungen, die Eingelheiten der nie schwankenden Bilanz des Momentum in jeder Linearrichtung ändern sich beständig. Die ändernde Bedingung ist gleichzeitig mit dem was wir Kraft nennen. Von dem Kraftänderer aber haben wir keine Idee: wir besitzen keinen der ihn direct entdeckt; vielleicht ist es ein höherer Act der Wirkung einer unendlichen Krafläußerung auf die Materie als selbst unser Verstand zu begreifen vermöchte. Und wäre es anders, so würden wir nur eine Sprosse der Leiter hinansteigen: wenn eine Veränderung in der Quantität des Kraftänderers stattfindet, so würde es in sehr hohem Grade wie eine Schöpfung aussehen, und wir würden zu versuchen beginnen die Natur des Aenderers des Kraftänderers zu finden. Und so könnten wir möglicherweise fortfahren, wie in der Beschreibung der Kette der Parasiten:

Great fleas have little fleas upon their backs to bite 'em,
And little fleas have lesser fleas, and so ad infinitum.

(Große Flöhe tragen kleine Flöhe, sie zu beißen, auf ihrem Rücken herum, und kleine Flöhe haben kleinere Flöhe, und so ins unendliche fort.)

Wäre Hr. Faraday ein Mathematiker, so würde er wissen daß die Kette

$$m\frac{dx}{dt}, \quad m\frac{d^2x}{dt^2}, \quad m\frac{d^3x}{dt^3} \text{ etc.}$$

eine unendbare ist; er würde wissen daß Gesicht und Gefühl im Bereiu und sehr genaue Begriffe von der ersten und zweiten, von Bewegung und Kraft, geben, daß wir aber von unsern Sinnen keine Vorstellung erhalten über die dritte und diejenigen welche folgen, die daher nur Implemente der uninterpretirten Berechnung sind. Was uns betrifft, fühlen wir keinen Schrecken vor der höchsten Aeußerung, die unser Geist von der Wirkung einer unendlichen Kraft auf die Körper zu fassen vermag; denn wir hegen keinen Zweifel daß höhere Dinge jeden Augenblick um uns vorgehen. Wir wagen zu muthmaßen daß die Aufrechthaltung des Weltalls eine Thatkraft von demselben Charakter ist wie seine Schöpfung: denn so viel wir wissen, kann ewige Schöpfung von etwas eine wirkliche Bedingung dieser Aufrechthaltung seyn.

Unsere Hochachtung vor Hrn. Faraday darf uns nicht hindern seinen Speculationen gegenüber unsere Pflicht zu thun. Wir haben sie ernstlich und mit Bedauern erfüllt. Wenn wir Hrn. Faraday für einen geeigneten Gegenstand zur Satire gehalten hätten, so hätte uns der folgende Ausspruch die erwünschteste Gelegenheit dazu geboten: „Wenn mechanische Kraft von außen angewendet wird, um die Theilchen auf zweimal ihre Entfernung zu trennen, so wird diese Kraft nicht durch die Bewegung (momentum) oder durch die Trägheit aufgewogen, sondern verschwindet." Ums Himmels willen laßt ihn seine „klaren Ideen vom Möglichen und Unmöglichen" wegwerfen, und dafür klare Ideen von der Unverletzbarkeit des Momentum und der Gleichheit der Action und Reaction an ihre Stelle setzen. Sein Ruhm ist ein Theil der wissenschaftlichen Errungenschaften des Landes. Allein er gewann seinen Ruhm nicht in mathematischer Speculation, und wir sind überzeugt, sein gesunder Sinn wird ihm sagen daß er denselben auf diesem Felde nicht vergrößern werde. Viele Menschen werden ihn zum Gewährsmann nehmen, und vermuthen daß seine glänzenden Entdeckungen und seine köstlichen Erläuterungen ihn zu allem geschickt machten. Allein er ist, bei seinem Mangel an mathematischen Kenntnissen, nicht geschickt zur Behandlung von Materien welche von den höchsten Mathematikern die Anwendung ihrer vollendetsten Instrumente verlangen. Diejenigen welche ihm dieß zuerst sagen, sind seine besten Freunde; und diejenigen die ihn zu Ehren halten — und wer thut es nicht? — können ihre tiefe Anerkennung seiner wirklichen Dienste nicht besser an den Tag legen als dadurch daß sie ihm rathen einen Boden zu verlassen auf dem er nicht gehen kann. Sollte er in seiner neuen Laufbahn verharren, so wird er in den klarsten Worten vernehmen was wir mit der alten und ziemlich dunklen Phrase des Satirikers jetzt noch zu verhüllen suchen:

Navem si poscat sibi peronatus arator
Luciferi rudis exclamet Melicerta periise
Frontem de rebus.

Die indischen Parsen und Dschamjedschi Dschitschibhoy, der erste einheimische Baronet im anglosiatischen Reiche.

Ein kleiner Theil der Anhänger Zoroasters verließ, im Beginn des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, um den entlosen Bedrängnissen und der Sklaverei der grausamen Muselman zu entgehen, das angestammte persische Heimathland, erschien an den Küsten Gudscherats in Indien, und erfreute sich einer günstigen Aufnahme bei dem einsichtsvollen und menschlich gesinnten Radschah von Sanjan. Dürfen wir den Bericht des parsischen Geistlichen Nosari über diese denkwürdige Begebenheit für eine Probe der Jahrbücher der Meder und Perser halten, so ist ihr Untergang ein großer Verlust. „O machet uns kund," so läßt Nosari in den Jahrbüchern von Sanjan, verfaßt gegen das Jahr 1590 u. Z., den Radschah sprechen, „wessen Glaubens ihr seyd, dann soll euch ein Platz eingeräumt werden. Ich müßt ferner, wollt ihr euch hier ansiedeln, eure Mutterssprache aufgeben und die Hindusprache erlernen. Eine andere Bedingniß ist die weibliche Tracht; sie soll sich von der unserer Frauen nicht unterscheiden; ihr müßt eure Rüstungen und Schwerter ablegen und dürft sie nimmermehr tragen; wird eine Heirath geschlossen, so muß der Hochzeitszug bei Nacht stattfinden. Gehorcht ihr diesem allem, so ist meine Stadt zu eurer Aufnahme geöffnet." Die Parsen fügten sich allen diesen Bedingungen. Es nahm der Vorstand aller Magier das Wort und sprach folgender Weise: „Horch, o weiser Fürst, auf das was ich

Digitized by Google

dir von unserm Glauben berichte. Fürchte nichts von uns; wir werden niemand ein Leid zufügen, in den Hindu unsere Freunde sehen, deine Feinde hingegen nach allen Winden zerstreuen. Wir sind, daß sey versichert, Anbeter des großen Gottes, von uns Ormuzd genannt. Der Religion wegen sind wir vor den Ungläubigen entflohen; alle Besitzthümer haben wir aufgegeben, haben mancherlei Beschwerden unterwegs erduldet, Haus und Hof, Hab und Gut — alles haben wir im Stich gelassen. O glückseliger Fürst, wir sind die armen Sprößlinge des Dschemschid. Wir verehren Mond und Sonne; überdieß stehen bei uns drei andere Dinge in hoher Achtung: die Kuh, das Wasser und das Feuer. Alles was Gott in der Welt erschaffen hat genießt unsere Verehrung. Diesen Gürtel aus zweiundsiebzig Drähten binden wir um fröhlichen Herzens. Während ihrer periodischen Reinigung blicken die Frauen nicht zur Sonne, nicht zum Himmel, nicht zum Mond empor, auch dürfen sie dem Wasser und Feuer nicht nahe kommen, den Sinnbildern der Reinheit. So lange die Periode dauert müssen sie sich aller dieser Dinge enthalten, sowohl beim Lichte des Tages wie in der Finsterniß der Nacht; erst wenn sie gereinigt sind dürfen sie den Blick wieder zum Feuer und zur Sonne emporrichten." Drei Jahrhunderte lang, heißt es weiter in jenem Zeitbuche, blieb die Menge der Ausgewanderten zu Sanjan vereinigt. Jetzt zogen einige weiter gen Norden und ließen sich zu Baroch und an einigen andern Orten nieder. Sie trieben, worauf Fremdlinge immer angewiesen sind, Handelsgeschäfte und andere freie Gewerbe. Bald sammelten sie große Reichthümer, und gelangten dadurch, wie immer geschieht, zu Ansehen und Einfluß in der neuen Heimath. Sie blieben zu allen Zeiten den duldsamen, menschlich gesinnten, indischen Fürsten getreue Unterthanen, und kämpften an ihrer Seite gegen die blutdürstigen, fanatischen Muselman. Das heilige Feuer welches die Auswanderer von Persien mitgebracht und bis jetzt erhalten hatten, ist bei dieser Gelegenheit in das Moorgebüsch von Walanda geflüchtet, und als die Gefahr vorüber war, nach Nosari zurückgebracht worden.

Die Parsen Hindostans blieben in inniger Gemeinschaft mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenossen, welche zu Kerman und Zedd in ziemlicher Anzahl leben. Nicht selten schickten die Reichern der parsischen Gemeinde zu Surat Sendboten nach Persien, um die auf Religion und Geschichte ihres Volkes bezüglichen Werke aufzukaufen; sie ließen die angesehensten Geistlichen aller drei Classen, die Herbed, Mobed und Dastur einladen, und erfreuten sich ihres vertraulichen Umgangs. So waren alle Anbeter des Ormuzd in Persien und in Indien lange Zeit ein Herz und eine Seele. Nun hat aber auch unter ihnen vor ungefähr einem Jahrhundert, wie dieß nicht selten geschieht, über einen geringfügigen Gegenstand eine Spaltung stattgefunden, welche bereits auf ihre ganze Stellung nachtheilig rückwirkt und in Zukunft noch größere Folgen haben kann. Das gewöhnliche Jahr der Parsen besteht nämlich seit den ältesten Zeiten aus 365 Tagen mit einem Schalttage im vierten, woran die in der Heimath Zurückgebliebenen festhielten und festhalten. Die Parsen Hindostans behaupteten später, das Kirchenjahr dürfe niemals einen Tag hinzufügen. Ein parsischer Armbandmacher gieng nach Kerman, lernte dort die richtige Zeitrechnung kennen, und wußte bei seiner Rückkehr einen kleinen Theil der indischen Landsleute zu bereden sich ihr zu fügen. Diese wurden nun spöttisch die Armbänder oder auch die Frühern genannt, weil sie alle Festtage 30 Tage früher feiern, während die andern sich den Ehrentitel Kasomi, d. h. die Allgemeinen, beilegten, wofür wohl auch Schehersai gebraucht wird, was ungefähr dasselbe bedeutet. Dieser chronologische Streit hat dann auch in andern Dingen Zwiespalt erzeugt: die zwei Parteien befolgen verschiedene Grundsätze bei manchen religiösen Ceremonien, im Rechte und den gesetzlichen Pflichten, sowohl der einzelnen Genossen wie der ganzen Gemeinde.

Man hat in frühern Zeiten die Anzahl der indischen Parsen viel zu hoch angenommen. Noch im Jahre 1818 hat Hr. Pope, Uebersetzer der sogenannten Offenbarungen des Ardai-Viraf, ein Mann welcher lange mit dem Volke zusammen lebte und sich seines Vertrauens in hohem Grade erfreute, berichtet, das ursprünglich kleine Häuflein der Auswanderer hätte sich auf 150,000 Familien vermehrt. [1] Dieß ist, wie jetzt amtliche Zählungen lehren, sehr übertrieben. Die Gläubigen des Ormuzd im westlichen Indien, zu Bombay, Baroch, Surat und an einigen andern Orten belaufen sich kaum auf 50,000 Seelen; überdieß stellen in der persischen Provinz Kerman und zu Zedd an 20,000 leben, so daß jene ehemals so weit verbreiteten Anhänger des Zoroaster höchstens 70 bis 80,000, Männer und Weiber, Kinder und Greise, zählen mögen. Ihr Einfluß den sie sich durch sittliches Betragen und vernünftiges Verhalten, durch Reichthum und Wohlthätigkeit, durch ihr, man möchte sagen europäisches Wesen, und weil die Religion weniger ins bürgerliche Leben übergreift als die der Hindu und Muselman, durch ihre Annäherung zu den westlichen Künsten und Wissenschaften erworben haben, ist aber bei weitem bedeutender als man ihrer geringen Anzahl nach schließen könnte. Wo immer Parsen in Hindostan leben, stehen sie an der Spitze der politischen Bewegungen und fördern alle Einrichtungen zum geistigen und bürgerlichen Fortschritt wie zum Wohl der Bevölkerung. Von den religiösen Beschränktheiten der frühern Jahrhunderte sind kaum noch einige Spuren zurückgeblieben. Diese Leute sind in einem Grade wie keine andern Asiaten Europäer geworden. Eine Anzahl derselben hat sich vor kurzem zu Liverpool und London niedergelassen, um unmittelbar den östlichen Handelsverkehr zu betreiben. Alsbald haben sie, wie wir von Indien her erfahren, Briefe nach Bombay gesandt und gebeten, die Landsleute möchten ihnen die Söhne nachschicken, welchen sie ohne Unkosten der Eltern eine europäische Erziehung geben lassen wollen. Ein Parse bekleidet bereits seit einigen Jahren (1851) die Professur der Mathematik und Naturwissenschaften am Elphinstone-Collegium zu Bombay; ein anderer, Ardasir Curseitschi, ist erster Ingenieur und Maschinen-Inspector in der ostindischen Marine. Ardasir hat in Begleitung zweier Glaubensgenossen England und Amerika bereist, um sich in den technischen Fächern weiter auszubilden. Noch andere Parsen — man bedenke daß die Zoroasterreligion die Seereisen verbietet — haben untere Stellen auf den Werften und in der Marine Hindostans. Ihre Löhnung steht aber, zur Schande der herrschenden Britten sey es gesagt, in gar keinem Verhältniß zu jener der europäischen

[1] The Ardai-Viraf Nameh, with notes and illustrations by J. A. Pope. London 1818. pag. 118. Ardai war nach Firdusi ein Zeitgenosse des Gründers der Sassanidendynastie.

Digitized by Google

Arbeiter, obgleich sie diesen weder an Kenntnissen noch Fleiß nachstehen. Ein englischer Kesselmacher erhält monatlich 200 Rupien, der Parse und jeder andere Einheimische bloß 16. [1]

Ardaßir Curseßdschi und sein Glaubensgenosse Dschewandschi Pestonßdschi wurden — eine seltene Anerkennung von Seiten des stolzen herrschenden Volkes — bei den Ausschüssen verhört welche vor der letzten Erneuerung des indischen Grundgesetzes zur Untersuchung der Zustände des angloindischen Reiches während der Jahre 1852 und 1853 eingesetzt waren. Ihre Zeugschaften gehören zu den lehrreichsten Mittheilungen in diesen ländereichen Berichten. Die Eingebornen Hindostans, erklärten diese Parsen, stehen in Betreff ihrer Fähigkeit und Redlichkeit hinter keinem Volke zurück auf Erden. Die Engländer könnten sie zu allen Stellen brauchen, namentlich zu richterlichen. Nur müßten die eingebornen Beamten ebenfalls pragmatische Rechte erhalten. Die Stempeltaxe in der Präsidentschaft Bombay, sagt Dschewandschi Pestonßdschi, beträgt bei Gerichtsklagen nicht selten 10—32 vom Hundert, was an eine Rechtsverjagung gränze. Nicht minder beschwerlich sey die Salzsteuer. Wollte man nur die überflüssigen Aemter und Sinecuren abschaffen, so wären derlei drückende Abgaben gar nicht nothwendig. Dann sollten die nothwendigen Steuern, alle Gesetze und Verordnungen, bevor die Insassen hierüber zu Rathe gefragt, bevor sie die Verwendung bestimmt hätten, dem Lande nicht auferlegt werden. Der Parse verlangt, wie man sieht, eine indische Legislatur, eine indische Volksvertretung. In diesem Sinne sprachen auch die dem Parlamente 1852 und 1853 übergebenen Bittschriften der Eingebornen Bombay's, deren Reigenführer wiederum Parsen waren.

Unter jenen zahlreichen einsichtsvollen und trefflichen Leuten des Parsenvolkes ist Dschamsetschi Dschijschibhoy die hervorragendste Persönlichkeit, nach dem Brahmanen Ramahun Roy, die hervorragendste Persönlichkeit selbst unter allen Eingebornen Hindostans unserer Tage, vom Himalaya bis hinab zum Meere. Dieser denkwürdige Mann, der Sohn eines armen mit alten Flaschen handelnden Parsen zu Bombay, hat durch Thätigkeit, Einsicht und biederes Benehmen einen unermeßlichen Reichthum erworben, dann hievon einen Gebrauch gemacht welcher vielleicht einzig dasteht in der ganzen Weltgeschichte. Der Westen der Erde hat wenigstens in den letzten Zeiten, obgleich einzelne Bankiers durch Vermögen und Einfluß selbst zu einer politischen Macht emporgestiegen sind, auch nicht im entferntesten etwas ähnliches aufzuweisen.

Nach dem englischen Gesetze kann der Gläubiger, auch geringer Forderungen wegen, einen Schuldner einsperren lassen, was in jenen heißen Klimaten Indiens eine sehr empfindliche Strafe ist. Nun werden seit 1822 jährlich bedeutende Summen zum Loskauf der kleinen Schuldner verwendet, andere sind zur Unterhaltung der Hospitäler für alte kranke Menschen und Thiere in Bombay und andern Orten angewiesen. Zur Ausgleichung der Streithändel mittelst der Schiedsgerichte, der Panschayat, liegen Gelder bereit; an vielen Plätzen längs der Westküste der indischen Halbinsel wurden Brunnen gegraben, Wasserbehälter angelegt und medicinische Anstalten geschaffen; alle öffentlichen und Religionsanstalten, Arme, Blinde und Nothleidende jeder Art bekommen reichliche Unterstützungen; über die Furt von Bombay nach Salsette wird eine herrliche Brücke errichtet; für arme Reisende stehen seit einiger Zeit Häuser bereit, wo sie unentgeltlich Nachtlager und Speise erhalten; die meisten höhern und niedern Bildungsanstalten der verschiedenen Religionen und Völker zu Calcutta wie in ganz Indien genießen reichliche Zuschüsse; polytechnische Schulen und Arbeitshäuser wurden errichtet und mit den nöthigen Capitalien für ihren Fortbestand ausgestattet; einzelne Theile der heiligen Schriften der Parsen werden dem Drucke übergeben und Journale und Bücher zur Bildung des Volkes in Masse verbreitet. Dieß alles und vieles andere was der Welt nicht bekannt geworden, dieß alles geschah und geschieht auf Unkosten jenes Parsen. Dschamsetschi Dschijschibhoy — welcher 1783 geboren, jetzt noch (1856) in frischem Alter zu Bombay lebt — hat wenigstens eine halbe Million Pfd. Strl. für die Bildung der indischen Völkerschaften, zur Abhülfe der Leiden der Menschen und Thiere ausgegeben. Nicht minder großartig sind im Verhältniß die gespendeten Wohlthaten seiner Gemahlin, welche, gleichwie viele andere parsische Frauen, eine europäische Bildung besitzt. Die angloindische Regierung wollte diesen außerordentlichen Mann in außerordentlicher Weise auszeichnen, sie hat ihn 1842 — die erste englische Standeserhöhung unter der einheimischen Bevölkerung in Indien — zum Ritter (Knight) erhoben. Man sagt jetzt Sir und Lady Dschamsetschi. Die Art und Weise wie die Parsen dieses Ereigniß verewigten, wie sie dem ersten und bis jetzt einzigen Ritter ihrer Nation ihre Dankbarkeit darzulegen suchten, ist für die Zoroastergläubigen bezeichnend und höchst ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben, sie haben keine nutzlosen Denkmäler errichtet. Beiträge sammelten sie zu einem, nach dem gefeierten Wohlthäter benannten Capital, um gute Bücher aus europäischen und andern Sprachen zu übersetzen und unentgeltlich unter dem Volke zu verbreiten. „Wir wollen in Ihrem Sinne wirken," so sprachen die Genossen welche Dschamsetschi die Urkunde der Stiftung überbrachten, „und konnten demnach nichts anderes thun, als auf die Erziehung unserer Glaubensgenossen hinzuwirken." „Diese That," erwiderte der edle Mann, „ist mir auch mehr werth als alle die weltlichen Ehren, sie wird in der Todesstunde meine liebste Erinnerung seyn. Die Standeserhöhung hat nur vom volksthümlichen Standpunkte einen Werth für mich, sie ist eine Ehre für Indien. Vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät der Königin in etwas höherm Grade nach unserm Lande gewendet. Uebrigens werde ich selbst euerm Uebersetzungsfonds drei Lakh Rupien — dreißigtausend Pfund Sterling — zulegen." Die Inschrift auf seinem Hospitale zeichnet am besten den Charakter des Mannes und den reinen Glauben der aufgeklärten Parsen. Sie besteht ihrem Wesen nach in folgenden Worten: „dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Ritters Sir Dschamsetschi Dschijschibhoy, des ersten Eingebornen Indiens, welcher zum brittischen Ritter erhoben wurde. Hiemit hofft er eine angenehme Pflicht gegen die Regierung, gegen sein Land und Volk zu erfüllen. Zugleich diene es als Opfer zur feierlichen Erinnerung aller der Segnungen, der religiösen Dankbarkeit dem allmächtigen Gott, dem Vater im Himmel, dem Vater der Christen, der Hindu, der Muselman und Parsen, dargebracht mit demüthigem inbrünstigem Gebete für einen

[1] Wir wollen, weil die Thatsache kaum glaublich erscheint, ihre amtliche Quelle angeben. First Report of the House of Commons on the Indian Territories, vom Jahre 1853, 97. First Report of the House of Lords, vom demselben Jahre 1853, 167.

Digitized by Google

dauernden Schutz und Segen über seine Kinder und Familie, über sein Volk und Vaterland."

Am 24 Junius dieses Jahres (1856) wurde in Bombay zu Ehren des Dschamsetschi Dschitschibhoy wiederum eine von den verschiedensten Ständen und Religionsgenossen zahlreich besuchte Versammlung abgehalten. Den Vorsitz führte Se. Excellenz der Regierungspräsident Lord Elphinstone. Es wurde beschlossen diesem großen Wohlthäter Bombay's und der ganzen indischen Menschheit auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt eine Statue zu errichten und den Auftrag hiezu dem Bildhauer Baron Marochetti zu ertheilen. Bald hernach ist in London selbst, aus den angesehensten Männern Großbritanniens, ein Verein zusammengetreten, um bei der Regierung dahin zu wirken daß sie den Parsen in Ehren und Würden noch mehr erhebe. Die gelegentlichen Bemerkungen des Friend of China, eine Zeitung welche gewöhnlich im Sinne der anglo-indischen Regierung und der höhern Classen in der Heimath spricht, sind derart bezeichnend für die aristokratischen Bestrebungen der Engländer allenthalben auf Erden und besonders im anglo-indischen Reiche, daß wir es für geeignet halten sie ihrem wesentlichen Inhalte nach mitzutheilen.

„Sir Dschamsetschi Dschitschibhoy, sagt der Friend, „ist der erste Eingeborne dieses Landes, welchem eine solche Ehre widerfährt von seinen Mitbürgern. Wir finden dieß in jeder Beziehung angemessen. Die Auszeichnung trifft einen Mann welcher schon von der Krone geehrt wurde, sie trifft, was noch mehr ist, einen Mann der rein und fleckenlos dasteht, sie trifft den Mann eines Volkes, welches mehr als ein anderes in Indien den Britten ergeben und stolz darauf ist unter der britischen Regierung zu stehen. Nicht seine Freigebigkeit ist es, wodurch der Parse so hoch emporragt, sondern vorzüglich die Weise wie und bei welcher Gelegenheit er sein Geld anwendete. Die Summen wurden nur für das Nothwendige hingegeben, und derart wie sie der Menschheit im großen zum Vortheil gereichen. Nutzlose Monumente und Sammlungen, künstlerische Prahlereien und ruhmsüchtige Schaustellungen, so häufig bei den Reichen und Mächtigen des Westens, sie sind dem Geiste, dem ganzen Thun und Treiben des wahrhaft großen Parsen immer fern geblieben."

„Man wünscht die Regierung möchte Dschamsetschi Dschitschibhoy noch größere Ehren verleihen, der Ritter sollte zum Baron erhoben und hiemit den Grund zu einer indischen Aristokratie, in englischer Weise, gelegt werden. Dem ist jedoch das einheimische Erbgesetz entgegen, wonach das Vermögen zu gleichen Theilen den Kindern gehört. Es gibt in Indien keine Majorate, keine Fideicommisse, wir sind demnach keineswegs über die Stellung einer Familie sicher, im Verlaufe der nächsten Generationen. Das dritte Geschlecht mag wieder eben so beginnen müssen, wie Dschamsetschi Dschitschibhoy selber gethan. Sollte es aber nicht möglich seyn solche Zustände zu ändern? Sollte die Regierung, mit der Verleihung einer Titulatur, nicht auch das Recht haben ihr ein gewisses Vermögen zu sichern? Sollten wir den Eingebornen nicht gestatten nach Gutdünken über ihr Vermögen zu verfügen? Die englische Regierung ist sehr geneigt der Familie Dschamsetschi Dschitschibhoy's, mittelst einer gesetzlichen Vorkehrung, eine größere Dauer zu geben, und die Bewohner Bombay's scheinen es zu wünschen. Wird jedoch das Erbgesetz in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten, so kann die Krone sich niemals herbeilassen Sir Dschamsetschi Dschitschibhoy den Titel eines Barons zu verleihen."

Sir Dschamsetschi Dschitschibhoy, ein edler, sich selbst achtender, seine Familie und sein Volk im Herz tragender Mann, dieß wagen wir in seinem Namen hinzuzufügen, wird unter solchen Bedingungen die Titulatur Baron zurückweisen. „Nur vom volksthümlichen Standpunkt aus," sprach der edle Parse bei Gelegenheit der Erhebung zum Ritter, „habe diese Ehre einen Werth für ihn," — eine Erhebung zum Baron, unter jenen feudalistischen Vorschriften, wäre eine volksfeindliche Thatsache, vielleicht von weitgreifenden Folgen begleitet. Die englische Herrschaft in Indien ist das Grab der frühern eingebornen Aristokratie; selbst das Kastenwesen wird nach und nach gelockert und endlich wohl ganz gebrochen (?) Eine vollkommene Gleichheit wird angebahnt, dann durch mannichfache Erziehungsanstalten Einsicht und Kenntnisse unter allen Völkerschaften verbreitet, und so der breite Grund gelegt zu einer großen, sich selbst beherrschen, indischen Demokratie. Die englische Aristokratie betrachtet diese Zustände mit Mißbehagen, und sinnt auf Mittel wie man wohl eine sonderrechtliche Classe schaffen, und sie, nach Ansichten und Interessen, mit den britischen Herrschaften in Einklang bringen könnte. Die Einführung der ewigen Steuerrolle von Lord Cornwallis, wodurch die großen Pächter zu erblichen Grundherren umgeschaffen sind, hat nicht zum aristokratischen Ziele geführt. Sie suchen deßhalb neue wirksamere Mittel zu erfinden. So verschieden auch die Weise der Herrschaft Napoleons und der englischen Aristokratie ist, so griffen doch beide, um ihre Macht zu erweitern und zu befestigen, nach denselben Mitteln. „Sag mir doch," schreibt Napoleon (3 Junius 1806) an seinen Bruder, König Joseph von Neapel, „welche Titel du den Herzogthümern deines Reiches geben willst. Die Titel sind aber nicht so wichtig wie das Vermögen, welches zu ihnen gehört. Jeder soll wenigstens 200,000 Franken jährliches Einkommen besitzen. Dann verlange ich auch daß die Titelbesitzer eine Wohnung zu Paris haben. Ich gehe darauf aus daß in Paris wenigstens 100 reiche Familien wohnen welche mit dem Thron emporgewachsen und, während alles andere Vermögen im Laufe der Zeit wieder zersplittert wird, durch Fideicommisse befestigt sind. Das ist auch der Vorzug unsers bürgerlichen Gesetzbuches. Führe doch den Civilcodex in Neapel ein. Hiemit werden alle Reichthümer welche du nicht aufrecht erhalten willst, in wenigen Jahren zerstreut. Deine Macht wird dabei fester begründet, denn es bleiben nur die großen Familien im Lande welche du durch Fideicommisse erhalten willst. Das hat mir immer an unserm Civilcodex so sehr gefallen, das ist auch der Grund warum ich ihn eingeführt habe."

Die neue Welt steht auch in dieser Beziehung, wie bei allen andern religiösen, staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen, in vollkommenem Gegensatze zum monarchisch-aristokratischen Europa. In der ersten Sitzung unserer Legislatur zu Birginien, schreibt Jefferson an John Adams, nach der Unabhängigkeitserklärung, haben wir die gezwungene Erbfolge abgeschafft, dann die Primogenitur, und so der falschen Aristokratie die Wurzel abgehauen. „In jenen monarchischen Staaten," fügt James Kent in seinen berühmten Commentarien über das amerikanische Recht hinzu, „werden Fideicommisse zum Schutz der Macht und des Einflusses der Aristokratie empfohlen. Auf republicanische Regierungen finden solche Grund-

Digitized by Google

sitze keine Anwendung. Reichthum gibt bei uns keine bleibende Auszeichnung. Durch den Geist unserer Institutionen hat jedes Glied einer jeden Familie gleiche Rechte, jeder ist auf das eigene Verdienst, auf die eigene Kraftanstrengung angewiesen. In unserm Lande haben wir alle jene Stützen abgebrochen, nur auf den Tugenden ihrer Nachkommen beruht der bleibende Ruhm unserer Familien."

General Ferriers Reisen durch Afghanistan, Turkistan und Beludschistan.

3. In Sedschistan.

Der große Schatz der Reisen General Ferriers ist für uns noch nicht gehoben, denn wir verließen ihn auf der Rückreise von Kandahar und immer noch voller Lust, Indien und das Reich der Sikhs aufzusuchen. Das nachdrückliche Wort welches Dost Mohammed zu seinen Gunsten gesprochen, und die Entschlossenheit Kohendil Chans, der einen dreitägigen Straßenkampf zur Errettung Ferriers niederschlug, hätten, sollte man meinen, wenigstens das Leben des Verfassers in Afghanistan vor jeder weitern Gefahr schützen sollen. Allein am 19ten September war er nach Girischk zurückgekehrt und wieder in die Hände des Serdar Mohammed Sadik Chan gefallen. Dieser trachtete nun dem Franzosen zwar nicht nach dem Leben, wohl aber nach dem Rest seiner Habe. Er plünderte ihn nicht nur vollständig aus, sondern verlangte auch noch eine schriftliche Bescheinigung von Ferrier, daß er von dem Serdar für sein Eigenthum einen befriedigenden Kaufpreis empfangen habe. Da sich der Franzose dessen weigerte, versuchte Sadik Chan die Ueberrechnungsgabe der Folsern. Er setzte den Unglücklichen entblößten Hauptes der afghanischen Sonne aus, ließ ihn von Soldaten beschimpfen und mißhandeln, drückte ihm den Dolch auf die Brust, ließ vor seinen Augen Anstalten treffen, um ihn im Oel zu sieden — alles vergebens! Zuletzt aber bewältigte Ferrier der Hunger, und er fertigte das Zeugniß aus, womit der Serdar bei seinem Vater, Kohendil Chan, sich zu rechtfertigen hoffte. Der Abreise stand nun nichts mehr im Wege. Die Escorte, die ihm gegeben wurde, und der Reiseroute war mit Dromedaren beritten, die im Beludschi onti heißen. Diese Thiere, bemerkt Ferrier, sind trotz ihres kleinen Wuchses und ihrer Magerkeit sehr kräftig, so daß sie täglich 25—30 Färsäng, und zwar eine Woche lang zurücklegen und 50—60 Stunden ohne einen Trunk aushalten können. Sie werden weit mehr zum Reiten als zum Tragen gebraucht, und ihre Schnelligkeit ist es die den Beludschen bei Raubzügen auf größere Entfernungen sehr zu statten kommt, denn die Pferde welche den Dromedaren nachsetzen, erliegen vor Müdigkeit und Durst bei der Verfolgung. Die Dromedare des Hilmend von heller Farbe sind wie die Kamele mit der rauhesten Nahrung zufrieden, namentlich lieben sie ein Dorngestrüpp, welches in großem Ueberflusse die Wüste bedeckt. Bisweilen geben ihnen die Treiber im Tage eine Handvoll Gerste, aber nicht immer, und es geht dann auch ohne diesen Leckerbissen. Kamele mit zwei Höckern werden in Sedschistan auch gesehen, aber sie lassen sich schwer acclimatisiren und erlöschen gewöhnlich mit der dritten Generation. Sie bleiben überhaupt nur gesund in minder heißen Ländern, etwa jenseits des 32sten Breitengrades. In Bactrien erreichen sie eine außerordentliche physische Entwicklung und tragen von 6 zu 8 Centnern; da aber ihr Fuß durch den Huf nicht geschützt ist, so vermögen sie in steilen Ländern nicht zu klettern, fallen gern und verrenken dabei, oder brechen wohl leicht ein Glied. In einem solchen Fall bleibt nichts übrig als das Thier auf der Stelle zu schlachten, denn die Asiaten genießen öfters dieses Fleisch.

Die Reise bot wenig anziehendes, außer einigen Beobachtungen des afghanischen Charakters. Als die Karawane eines Morgens an Heerden vorüberkam, ergriffen die Afghanen ohne weiteres eine Geis und ein Schaf. Ferrier, betroffen über diese Dreistigkeit, hörte zum größten Erstaunen den Hirten die Räuber beglückwünschen und segnen. Er erkundigte sich nach dem Zusammenhang, und der treuherzige Mirza Chan, der Anführer der Escorte, sagte: „Das ist afghanische Art; wir thun's immer wenn wir eine Heerde antreffen." Auch unter den Mauern von Kandahar? fragte Ferrier gespannt. „Dort sitzt eine Obrigkeit, meinte der Afghane, und deßhalb wäre es gefährlich. Meint Ihr etwa diese Lumpenhunde von Hirten würden eine Reise nach Kandahar unternehmen um sich darüber zu beschweren daß wir jährlich von ihnen 20 oder 30 Stück Vieh *entlehnen*? Das wäre viel zu lostspielig, und wenn sie uns verklagten, würden wir ihnen das nächstemal Mores lehren. So ist's! und darum thun sie wohl daran uns zu Freunden zu haben."

Begegnen sich Afghanen unterwegs, so sitzen sie, auch wenn sie sich nicht kennen, zusammen nieder und beginnen über ihre Reisezwecke zu erzählen und Neuigkeiten auszutauschen. Auf diese Art verbreiten sich auch so rasch die politischen Nachrichten in jenen Theilen Asiens. Etikette wird dabei nicht beobachtet, denn dem Moment an wo man sich zum erstenmal sieht, behandelt man sich wie nach alter Bekanntschaft. Wohl aber verlangt die Höflichkeit einen Austausch von Grüßen, die oft zwanzigmal gegeben und zurückgegeben werden, so daß Ferrier gesteht er habe nicht begreifen können wie bei diesen gedankenlosen Complimenten die Betheiligten ernsthaft bleiben mochten.

Ferrier wurde wohlbehalten in Farrah dem Befehlshaber der Festung, Mullah Mahmud Achond-Sadeh abgeliefert. Dieß war ein kleiner fetter Mann, der beständig schnupfte. Kaum hatte er die Behandlung erfahren die Ferrier von den kandaharischen Serdaren zu leiden gehabt hatte, so rief er: „Die Empfehlungen die Euch unser Weisir Sahid [1] (möge Allah seinen Schatten nie vermindern!) gegeben hatte, sollten alle Schwierigkeiten beseitigen, aber verlaßt Euch darauf, die Unbill wird hundertfältig gerächt werden!"

---

[1] Jar Mohammed; denn Farrah, welches jetzt angeblich von Dost Mohameds Sohn erobert worden seyn soll, gehörte damals zum Fürstenthum Herat.

Digitized by Google

Der wackere Mann überredete den enmuthigten Ferrier zu einem neuen Versuch nach Schikarpur vorzudringen. „Wie! rief er mit Wärme aus, habt Ihr kein Gottesvertrauen? Haltet Ihr alle Menschen dem Mohammed Sadik Chan gleich? Es fehlt Euch, sagt Ihr, an Mitteln nach Schikarpur zu gehen? Wohl! Ihr sollt sie haben. Anfangs sträubte ich mich Euch aufzunehmen, theils weil ich Euch in diesen Ruinen nicht gut beherbergen konnte, theils weil ich eine Mißbilligung Jar Mohammed Chans fürchtete; aber jetzt da ich von Eurem Leiden in Girlschk gehört habe, werde ich Euch dorthin, und koste es den Kopf, nicht zurücksenden. Fürchtet nichts, Mohammed Sadik hat hier nichts mehr zu befehlen. Zwar bin ich weder Chan noch Serdar, aber ich habe ein menschliches Herz und freue mich meinen Mitgeschöpfen Gutes erweisen zu können ꝛc."

Ferrier hatte Gelegenheit in Farrah eine merkwürdige klimatische Erscheinung zu beobachten. Die Tage sind dort bis zum 15 November so heiß daß Eier die man der Sonne aussetzt, in einer Stunde hart, und Bleikugeln in einem halben Tag weich werden. Allein schon am 8 October bließ ein so heftiger Nordwind, daß die Einwohner von Farrah vor der unerhörten Kälte schauderten. Zwei Städte haben den Namen Farrah besessen. Das ältere stand schon vor dem macedonischen Zuge nach Indien eine Wegstunde von der jetzigen Stadt und eine halbe Stunde südlich vom Farrahrud von drei Seiten beränzt durch die letzten Sporen des Paropamisus.[1] Gegen Süden erschließt sich die Aussicht unbegränzt bis zum Horizont, und ihre Oede wird nur durch zwei oder drei aufrauchende Gipfel unterbrochen. Die neuere Stadt ist ein länglisches Viereck, dessen große Achse von Süd nach Nord sich erstreckt, und abgesehen von der Ausdehnung, Herat sehr ähnlich, auch wie dieses mit einem 35—40 Fuß hohen Erdwall umgeben, auf dessen Kamm verschiedene mit Courtinen verbundene Thürme stehen. Der Wall ist von der Sonne so hart gebacken worden daß eine Spitzhacke nicht eindringen vermag. Oft schon hat man versucht ihn abzutragen, allein selbst Wasser vermochte nicht das Material zu erweichen, es sey denn schmelzendes Schneewasser; Schnee aber fällt selten bei Farrah. Ein breiter und tiefer Graben, der unter Wasser gesetzt zu werden vermag, schützt die Stadt, die nur zwei Thore nach Herat und Kandahar zu besitzt. Farrah hatte noch 1837 6000 Einwohner, deren größter Theil bei einem Ueberfall Mohammed Sadik Chans damals nach Kandahar übersiedelt wurde. Jetzt sind nur 60 Häuser in der Stadt bewohnt, doch ändern sich, wiederholt Ferrier, die Bevölkerungen asiatischer Städte außerordentlich rasch. Heute kann ein Ort im höchsten Grade blühend und morgen eine Einöde seyn. Die Afghanen sind an die plötzlichen Ortswechsel so gewöhnt, daß sie nur das Zelt als ihre Heimath betrachten. Farrah würde einer der wichtigsten Plätze werden, um die sich Britten und Russen streiten müßten, wenn der Zusammenstoß der asiatischen Mächte erfolgt wäre. Der Farrah Rud ist tief und voll bis zur Sonnenhitze, wo sein Wasser durch Ableitung auf die Felder beinahe gänzlich aufgezehrt wird. Dann bilden sich stehende Lachen, und Fieber herrschen an den Ufern des Flusses.

[1] Wir haben schon angedeutet in welchem umfassenden Sinne der Verfasser diesen Ausdruck gebraucht. Bei ihm heißen alle Gebirge zwischen Indus und den persischen Wüsten Paropamisus.

Am 14 October kam aus Herat der erwartete Befehl Jar Mohammeds, dem General Ferrier jeden möglichen Vorschub zur Fortsetzung seiner Reise angedeihen zu lassen. Der Wesir Sadik schien plötzlich seine Ansichten völlig geändert zu haben. Vielleicht hatte er bemerkt daß die Serdare von Kandahar durch die Mißhandlung des vermeinten englischen Sendlings sich höchlich bei der brittischen Regierung compromittirt hätten, und wollte diesen Fehler seiner geheimen Gegner ausbeuten. Genug! von diesem Augenblick an hatte Ferrier sich nicht mehr über afghanische Dreistigkeiten zu beklagen, so daß die frühern Quälereien, wie seine Herausgeber vermuthen, doch nur durch geheime Befehle aus Herat veranlaßt worden seyn konnten. Mullah Mahmud gab ihm als Bedeckung zwölf Reiter unter dem Befehl Aslad Chans Jschakzi. Diese Kerle in ihren Lumpen waren gut bewaffnet, und gischen vollständig beherzten und geübten Räubern, was sie auch waren. So brach der Franzose noch einmal auf, um auf einem südwestlichen Umweg von Farrah aus Indien zu erreichen. Die Straße führte durch die lautlose Wüste von Brunnen zu Brunnen, wo Beludschen lauern, um unbarmherzig die Reisenden niederzuschießen, wenn sie ihnen überlegen sind. Am 22 October wurde der Raschrud getreugt, der nicht, wie die Karte von Burnes angibt, mit dem Hilmend sich vereinigt, sondern in einer Curve von Nordost nach Südwest in den See von Seistschistan fließt. Dort in der Nähe sollten von einem befreundeten Beludschen Dromedare gemiethet werden, allein sie waren mit Karawanengütern nach Kelat gegangen. Die Flüchten riethen zur Rückkehr nach Farrah, da ohne jene Thiere eine Wüstenreise gefährlich ist. Der feurige Aslad Chan war aber für das Wagniß, und so zog man weiter.

Am 25 October langte man am Hilmend an und befand sich in der Nachbarschaft eines Beludschenlagers, Runabad, in der Nähe von Kernaschän. Die Beludschen forderten unerschwingliche Preise für Dromedare, und Aslad Chan machte deßhalb den Vorschlag sich nach Kernaschän zu begeben, wo er um billigere Miethe Thiere zu bekommen hoffte. Seine Leute erhoben Gegenvorstellungen, insofern der Ort von den Mamessani, dem kleinsten, aber tapfersten Beludschenstamm, bewohnt würde. Aslad Chan hatte, als er noch Herr von Mula-Chan und noch nicht Unterthan von Jar Mohammed war, mit diesen Beludschen manche Fehde durchgefochten, und sie hatten gegen ihn die Pflichten der Blutrache zu erfüllen. Dennoch bestand er mit verwegenem Eigensinn darauf zu seinen Feinden zu gehen. Als man in Kernaschän ankam, lag die Ortschaft schon halb im Schlafe; nur hie und da umstanden etliche Männer einen Cholerakranken, denn diese Seuche wüthete damals in ganz Seistschistan. Die Nachfrage nach Kameleu klang den Beludschen in solcher Stunde schon sonderbar, sie begannen die späten Gäste auszuforschen und schienen nicht geneigt das Begehrte zu gewähren. Da trat der Chan vor, ergriff selbst das Wort in gebieterischem und verletzendem Tone, vergaß sich endlich so weit daß er Schimpfworte ausstieß und dabei von seinen Blutfeinden erkannt wurde. Alles gerieth in Aufregung, Waffen wurden ergriffen, Steine flogen, und die Menge drängte dichter heran. Jetzt war es Zeit zum Handeln. Ein paar Säbelhiebe rechts und links gewährten Luft, und die Reiter galoppirten davon wie die Beludschen noch einig geworden waren was zu thun sey. Zwei Stunden erschöpften aber bereits die Kräfte der Thiere, und da die Mamessani Dromedare

Digitized by Google

zur Verfolgung besahen, so war es gerathen abzusitzen und die Pferde verschmausen zu lassen.

Diese Rast sollte ihnen nicht lange vergönnt werden. Etliche der Verfolger hatten sich unverschämt vorausgewagt. Rasch fliegen die Reisenden zu Pferde und griffen mit Ungestüm an. Der Chan schoß den ersten nieder den er erreichte, erhielt aber eine Säbelwunde in die Schulter, wodurch man abermals zum Rückzug genöthigt wurde. Eine Bodenfalte entzog die Karawane den Blicken der Beludschen, und man kreuzte bald darauf den Hilmend, ohne jedoch dadurch die Feinde los zu werden. Nach drei Viertelstunden waren bereits 20 bis 25 Kerle auf ihren Fersen, und die Afghanen sahen sich nochmals genöthigt ihnen Stand zu halten. Glücklicherweise bewegten sich die Dromedare unsicher in dem Gestrüpp, während die Pferde sich leichter tummeln ließen. Auch trugen die Afghanen gute Gewehre und Säbel, während die Beludschen meist mit Luntenflinten und Speeren kämpften. Das Gefecht wurde jetzt allgemein und hartnäckig. Einer der Beludschen griff Ferrier mit einem Jagdspeer an und verwundete sein Pferd am Halse, der General streckte ihn aber mit einem Streiche nieder. Dann wurde der Chan auf dem Gestümmel herausgehauen. Nachdem vier Afghanen erschlagen und drei verwundet worden waren und die Beludschen beständig Verstärkungen erhielten, so ergriff man wieder die Flucht, um nach einer halben Stunde noch einmal Front zu machen. Dann aber galt es nur durch Eile sich den nachsetzenden Feinden zu entziehen. Glücklicherweise erreichte man jetzt ein niederes, dicht mit Tamariskengestrüpp bedecktes Land. Dort vermochten die Dromedare nur mühsam vorwärts zu kommen, während die Reste rasch an Vorsprung gewannen. Assad sieh dabei auf den rettenden Gedanken die Karawane nach den Ruinen abreite von seiner ehemaligen Feste Mula Chan zu führen, denn er kannte jeden Schlich in dieser Gegend. Dort in einer tiefen Höhlung, die mit dem Schutt aller Väter umgeben war, blieb man in höchster Spannung. Vor Hitze, Durst und Ermüdung waren Roß und Reiter kampfunfähig geworden, und nubelschreiblich war die Freude als Assad Chan, der aus den Zweigen einer Tamariske spähte, seinen Begleitern verkündigen durfte daß die Beludschen weit von ihnen vorübergezogen seyen. Man verließ die Höhle indessen nicht, aus Furcht sie möchten zurückkehren, und wirklich wurde auch nach zwei Stunden ihr Geschrei wieder hörbar, als sie am andern Ufer des Hilmend in der Richtung nach Mula Chan sich bewegten. Da sie alle Spuren der Verfolgten verloren hatten, blieben sie die Nacht über in der alten Veste, und entfernten sich erst kurz vor Tagesanbruch. Assad Chan bestand noch immer darauf den General nach Kelat zu bringen. Allein man war bereits 10 Farsang vom geraden Weg abgewichen, die feindlichen Beludschen wußten auch daß die Karawane in jener Richtung reisen wollte, von zwölf Begleitern waren nur noch sieben am Leben; es wäre also Tollkühnheit gewesen das Vorhaben durchzusetzen. Es blieb daher nichts übrig als vorläufig den Hamun-See zu erreichen. Behutsam brach man auf. Den Hilmend immer zur Rechten, die lautlose Wüste von Sedschistan zur Linken behaltend, bewegte man sich still zwischen den Weiden, Tamarisken und Mimosen am Ufer vorwärts. Der Tritt der Rosse war in dem Sande nicht hörbar, und jedes andere Geräusch verschlang das Plätschern des Stromes. Tiefe Stille herrschte rings um, und die Angst der Verfolgten legte sich allmählich, als plötzlich das Klappern eines aufgescheuchten Rebhühnervolkes die Wanderer erschreckte, so daß unwillkürlich alles zu den Waffen griff und das Knacken der Hähne an den Flintenschlössern weithin hörbar wurde.

Mit größter Vorsicht wurde die Reise fortgesetzt. Die Karawane verbarg sich am Tage im Gebüsch, und zwei Leute, worunter sich ein Beludsche befand, wurden nach den Ortschaften, denen man sich näherte, entsendet um Lebensmittel einzukaufen, bis man endlich nach abermaliger Kreuzung des Hilmend Dschihanabad erreichte, in dessen Nähe sich der Hilmend in den See von Sedschistan ergießt. Dort restirte der mächtigste Häuptling Sedschistans, Mohammed Risa Chan, dessen Ansehen sich durch eine Heirath mit Zar Mohammed's Tochter kürzlich bedeutend gesteigert hatte. Bei ihm verschaffte das Schreiben des Wessir Sahib Hrn. Ferrier die beste Aufnahme. Ein zweiter anwesender Gast hielt den Franzosen für einen Perser, als er aber vernahm es sey ein Europäer, rief er erstaunt: „Wie! hast Ihr einen Talisman von Gott erhalten oder einen Pact mit dem Teufel geschlossen daß Ihr Euch unter die Beludschen wagt?“ Der Frager selbst, Namens Ali Chan, erzählte hierauf daß er einen englischen Arzt, Namens Forbes, im Schlafe ermordet habe, in dem Wahn daß sich — weil die Franken sämmtlich für Alchymisten gehalten werden — seine Leiche in Ducaten verwandeln werde. Er versuchte nun mit dem Cadaver und der sonstigen Hinterlassenschaft des Unglücklichen alle möglichen Experimente um Gold zum Vorschein zu bringen; aber obgleich alles mißglückte, beharrt er doch immer seinen Wahn und erklärte sich sein Mißgeschick nur damit daß er das Ding nicht recht angepackt habe.[1] Die Bewohner des Hilmendbeckens werden im Lande Pehlewans genannt, und behaupten selbst das Pehlevi zu sprechen. Ferrier versichert uns, ein alter Mann habe ihm ein Buch gezeigt, welches in einer Schrift verfaßt war wie sie vor dem Islam in Gebrauch gewesen seyn soll. Dieses Ding wäre ein unschätzbares archäologisches Kleinod gewesen, wenn sich alles in der angegebenen Weise verhalten hätte.

Wegen einer Fehde der Häuptlinge war der directe Rückweg vom Hilmend nach Farah so unsicher, daß Ferrier sich genöthigt sah den sonderbaren Umweg um den Hamun-See vorzuziehen. Sedschistan, dessen nördliche Gränzen sich bis nach dem Gebiete Lausch am Nordrande des Hamun erstreckt, wird zur Hälfte von Beludschen bewohnt, der Rest der Bevölkerung besteht aus Afghanen und arabischen Stämmen, unter denen etliche türkische, ja sogar kurdische Familien angetroffen werden. Ein Gelehrter Herats erklärte dem Reisenden, der Name Sedschistan oder Seistan sey entstanden aus dem Namen Saghis, welches die Perser einer gewöhnlichen Art Brennholz geben. Daraus sey Saghistan, und durch Corruption schließlich Seistan gebildet worden. Der wackere Mann hatte natürlich nichts von den Saken und dem Sakenlande (Sedschistan) gehört. Ferrier bestreitet ferner die Richtigkeit der Benennung Hamun-See, denn dieß hieße der See von Oman, allein Hamun hat nichts mit Oman zu schaffen, sondern ist ein altpersisches Wort, welches Ausdehnung bedeutet, so daß also der Hamun-See so viel wäre als der große See. Die Uferbewohner

[1] Die nähern Umstände von Forbes' Ermordung finden sich in dem Journal of the Royal Geogr. Soc. von 1842.

Digitized by Google

kennen indessen diesen Namen nicht, bei ihnen heißt er Mechila Sistan, der See von Sedschistan, oder Mechila Rustem zu Ehren des Helden bei Firdusi. Von Norden nach Süden ist der See 25 Farsang lang, im Norden bei größter Ausdehnung 12, sonst aber durchschnittlich 6—7 Farsang breit. Sein Wasser ist nicht salzig, aber schwarz und von bösem Geschmack, weßhalb er auch beinahe keine Fische besitzt. Die Ufer des Sees sind nicht unmalerisch, da das Wasser rings mit ewig grünenden Tamarisken eingefaßt ist.

Ferrier hält die Beludschen für Abkömmlinge der Ureinwohner Sedschistans. Leider fehlen ihm für ein gründliches Urtheil ausreichende Sprachkenntnisse, denn er war nur des Persischen mächtig, und er verwechselt sogar das Puschtu, die Sprache der Afghanen, mit den Mundarten die er von den Beludschen hörte. Denn diese sprechen entweder das Beludschi oder das Brahui, zwei völlig verschiedene Sprachen, wovon die eine zufolge der grammatischen Analyse zur iranischen, die andere zur „turanischen“ oder scythischen Gruppe gehören soll. Die Beludschen zerfallen in drei große Stämme, die Nerwui, Rinds und Mefsis. Die Mehrzahl der Bewohner Sedschistans gehört zu dem ersten Stamm. Sie haben kein geschriebenes Gesetz, sondern lassen nur alten Herkommen gelten. Das Ansehen der Häuptlinge ist sehr gering und wird nur geübt bei Schlichtung von Händeln zwischen Personen desselben Chails (Claus). Sie bestimmen auch wohl den Lagerplatz, und von ihnen hängt die Art der Beziehungen zu den Nachbarstämmen ab. Sonst ist jeder Beludsche sonverän in seinem Hause. Ist Blut vergossen worden, so bricht ein ewiger Haß aus, der sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortpflanzt, wenn längst die ersten Urheber begraben und vergessen sind. Die Versöhnung durch einen Pir oder heiligen Mann, ja selbst Heirathen zwischen Blutverfeindeten vermögen den Haß nicht dauernd zu versöhnen, denn die schlummernde Vendetta erwacht früher oder später mit voller Stärke wieder. Zwei Beludschen von feindlichen Clans, auch wenn sie sich zum erstenmale sehen, haben einen merkwürdigen Instinkt um die Wahrheit zu errathen. Dann tritt eine unheimliche Stille ein, die der sichere Vorbote vom Tode des einen, oft genug vom Tode beider ist. Sie sind ohne Mitleid, und wenn sie keine Waffen bei sich führen, greifen sie sich wohl mit Nägeln und Zähnen an, oder suchen sich zu erwürgen ohne dabei den geringsten Laut hören zu lassen. Die Beludschen nennen sich Mohammedaner, beobachten jedoch nicht die Gebote des Koran's, und ihre religiösen Vorstellungen sind eine Mischung von Islam, Christenthum (?) und Götzendienerei, alles mit dickem Aberglauben durchmengt. Die Mehrzahl ist unbeschnitten, fastet und betet nicht, und weiß, obgleich sie Mohammed als Propheten bekennt, doch von einer zweiten Persen, die im Range gleich nach Gott folgt, oft genug auch mit ihm verwechselt wird. Die Macht dieses Wesens, welches Pir Kisri heißt, ist unbegränzt. Wenn ein Beludsche bei ihm schwört, darf man ihm glauben, aber auch nur dann. Die Beludschen sind schön gebaut, olivenfarbig, nervig, und voller Temperament; überhaupt besitzen sie manche Aehnlichkeit mit den Arabern. Ihre Gesichtszüge verrathen Wildheit und Verschlagenheit. Gegen Entbehrungen und Mühsal sind sie unempfindlich. Wie beschwerlich auch immer eine Reise seyn mag, sie sind zu jeder Zeit marschfertig. Die Perser und Afghanen reisen des Nachts um der Hitze aus dem Wege zu gehen, der Beludsche scheut sich nicht bloß nicht davor, sondern marschirt im Gegentheil nur zwischen Morgen und Abend, und wenn die Sonne untergeht ohne daß man das Ziel erreicht hat, so wird das Lager an der bis dahin erreichten Stelle aufgeschlagen. Sie begnügen sich mit wenig Nahrung zur Stillung ihres Hungers, und wie die Kamele vermögen sie lange Zeit in ihrem heißen Lande einen Trunk zu entbehren, da ein Schluck Wasser in 24 Stunden für sie ausreicht, selbst auf dem Marsche. Uebrigens besitzen sie die besondere Gabe den Ort zu finden, wo sich Wasser am meisten der Oberfläche nähert, so daß sie selten tiefer als drei Fuß zu graben brauchen. Sie gehen rascher als es glaublich ist, denn sie laufen geschwinder als ein gutes Roß, und ein Beludsche hat schon oft drei Rosse hinter einander auf diese Art ermüdet. Allerlei Wahrzeichen, das Gebrüll eines reißenden Thiers, der Anblick einer Schlange, der Zug der Vögel oder eine Heerde wilder Esel, die sich vor ihren Augen in zwei Geschwader theilt, reicht aus sie mitten auf dem Marsch zum Halt zu bringen. Sie bleiben dann wo sie sind, bis die Sonne wieder aufgeht. Diese Zeit halten sie für anstreichend um das Fatum wieder auf andere und zwar bessere Gedanken zu bringen. Ihre Thätigkeit, wenn es gilt einen Raubzug zu rüsten, ist bewundernswerth. Das Leben gilt ihnen dann als Bagatelle, während die Raubgier unwiderstehlich in ihnen erwacht. Sie sitzen Rücken an Rücken auf ihren Dromedaren um beständig nach allen Seiten spähen zu können. Bis in das Innere Persiens dehnen sie ihre Raubzüge aus und erstrecken ihre Verfolgung oft ein paar Dutzend Meilen weit, bloß um ein Tuch oder sonst einen Fetzen zu erbeuten, denn jeder Lumpen erregt ihre Begierde. So gut wissen sie selbst, wie stark das Diebsgelüste in ihnen ist, daß zwei Freunde oder Brüder, ja selbst Vater und Sohn auf dem Marsche sich hüten dicht bei einander zu schlafen. Kommt die Zeit zum lagern, so wird der eine dem andern bedeuten daß er ein paar hundert Ellen seitwärts sein Haupt zur Ruhe legen solle, und man schwört dann beim Pir Kisri, sich nicht eher dem andern zu nähern, als bis die Stunde zum Aufbruch gekommen sey. Ihr Gehör ist so scharf daß der Schläfer bei der geringsten Bewegung des Nachbarn erwacht. Auch hat er Ursache auf der Hut zu seyn, denn ein Beludsche ist im Stande einen andern zu erschlagen nur um ihm seiner Kleidung zu berauben, auch wenn sie kaum 2 fl. werth sey. Sie entschuldigen dieses Laster damit daß Gott die Güter dieser Welt partheilich vertheilt und den Beludschen das unbandbarste Land der Welt gegeben habe, wie schon der Name anzeige, denn be bedeute im Persischen ohne, und lewet nackend, entblößt, woraus dann im Munde der Afghanen Beludschi entstanden sey. Die Europäer betrachten sie als Dämonen, die durch einen Pact mit dem Teufel in den Besitz alchymistischer Geheimnisse gelangt seyen, und nicht wenig bestärken sie die Nachgrabungen europäischer Reisenden in den Ruinen ihres Landes, in solchen abergläubischen Vorstellungen. Am Lagerplatze führen sie ein vollständiges Faullenzerleben. Die Frauen und Kinder müssen die Felder bestellen, die Heerden hüten, und aus Ziegen- und Kamelhaaren Zelte und Kleider verfertigen. Der Zeug, den sie weben, ist übrigens so dicht daß Säcke davon Milch, Wasser und andere Flüssigkeiten zu halten vermögen ohne daß ein Tropfen verloren geht.

Wenn man alle streitbaren Beludschen in Sedschistan zu einer Armee vereinigen könnte, so besäße man 30—35,000 Mann der besten Infanterie, denn Cavallerie ist nicht vorhanden, da es äußerst

Digitized by Google

wenige Pferde gibt. Die Beludschen sind mit Lanzen und Säbeln bewaffnet. Feuergewehre sind selten sichtbar und bestehen höchstens aus Luntenflinten oder schlechten Pistolen. Sie tragen außerdem den indischen Schild, der blinn mit Kupfer, mit Elephanten- oder Nashornhaut überzogen ist. Die Afghanen prahlen sehr mit ihrer Tapferkeit, aber sie stehen nicht dem Stoß von Reitermassen oder unter dem Artilleriefeuer. Die Beludschen, die zwar ebenfalls gänzlich unerfahren in der Kriegskunst sind, übertreffen sie aber bei weitem in zäher Tapferkeit, sie lösen sich nicht unter dem feindlichen Feuer auf und greifen beherzt an.

Die Abenteuer des Generals endigten so ziemlich bei seiner Rückkehr nach Farrah, von wo aus er sich nach Herat begab, und dießmal von Jar Mohammed viel gnädiger aufgenommen wurde. Seine Reise nach Indien aber vollendete der Bielgeprüfte endlich auf dem Wege über Bagdad und den persischen Golf.

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

3. Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Von jeher war in Polen die Landwirthschaft das Hauptgewerbe, und auf ihr beruhte das Wohl des Landes. Die Ausfuhr von ländlichen Producten trat im Activhandel als Hauptfactor hervor. Seit einigen Jahren aber hat Mißwachs das Land heimgesucht, so daß es wenig oder nichts an Getreide zur Ausfuhr behielt, ja sogar im vorigen Jahre viel einführen mußte, wenn nicht die größte Hungersnoth entstehen sollte. Das ist ein Schaden, der auf viele Jahre hinaus sich fühlbar machen wird. Freilich wurden in diesen Jahren auch andere Länder von derselben Calamität betroffen, nur griff sie da nicht so weit, weil die bessere Agricultur sie milderte. In Polen nun steht letztere noch nicht hoch, und man gewinnt dem Lande noch lange nicht so viel ab, wie es tragen könnte. Was ich hier in Kürze sagen werde, das wird den Beweis führen.

Was zunächst die dem Landbau zufallenden Ländereien betrifft, so gehören sie im allgemeinen Durchschnitt in die Classe der guten, in vielen Theilen des Landes zu den vorzüglichen. Freilich könnte der Umfang derselben noch größer seyn, wenn nicht die Wälder einen großen Theil der Landflächen einnähmen. Man geht jedoch in neuerer Zeit sehr an die Lichtung derselben, und wird auf diese Art dem Ackerbau nicht unbedeutende Strecken überweisen. Ob für das Land daraus ein großer Gewinn erwachsen werde, das ist zunächst noch in Frage zu stellen. Für die Gegenwart bedarf es vor allem eines rationelleren Betriebes der Landwirthschaft, und mit dem Einziehen derselben wird das Fruchtland intensiv vergrößert, denn man gewinnt alsdann kleinen Flächen Erträge ab zu denen man jetzt große braucht. Wohl kann in Polen der Wald noch viel Land abgeben, und er wird dennoch dem Bedürfniß auch ferner genügen können, wobei aber vorausgesetzt wird daß man mit ihm nicht fernerhin gehaust wie zeither, wo man nur nimmt (um nicht zu sagen plündert) ohne wieder zu geben. Eine verständige und sorgfältige Forstcultur thut dem Lande eben so noth wie der rationelle Landbau, und es müssen beide Arm in Arm gehen, wenn die allgemeine Wohlfahrt gedeihen soll.

Was den Ackerbau speciell betrifft, so ist er in Polen nur erst in vereinzelten Fällen gut zu nennen, in den meisten aber so fehlerhaft daß nur die Güte des Bodens es zu lohnenden Erträgen kommen läßt. Das Feudalsystem — dessen letzte Stunde wohl auch hier geschlagen hat — hemmte zeither den Fortschritt, wie das ja überall, wo es herrschte, nicht anders war. Der leibeigene Bauer mußte den Mehrtheil von seiner und seines Zugviehes Kraft im Dienste des Herrn verwenden, leistete aber schlechte Arbeit, und bebeil zu der auf seinen Feldern so wenig Zeit daß er sie da noch schlechter vollzog, als beim Herrn. Zudem vergieng ihm alle Lust, und er ergab sich lieber dem Müßiggang und der Liederlichkeit. — Welche Erträge aber konnten unter solchen Umständen die Felder bringen? — Bei der schwachen Bevölkerung des Landes ward jedoch der Bedarf durch jene — so gering sie auch seyn mochten — mehr als gedeckt und es blieb ein erheblicher Theil zur Ausfuhr übrig. Das war aber nur bei fruchtbaren Jahren der Fall. Wie es bei unfruchtbaren gekommen, das haben die jüngsten beiden bewiesen.

Habe ich nun die zeitherigen Zustände angegeben, so muß ich auch darauf übergehen wie es jetzt steht. Auf Reisen im Auslande haben viele Grundbesitzer Besseres kennen gelernt als was sie zu Hause gesehen; sie haben sich belehrt wie das und jenes betrieben wird um die Ackerproduction zu vermehren, und haben es bei ihrer Rückkehr nachzumachen versucht. Ihr Beispiel hat auf ihre Umgebungen gewirkt, und es hat sich da ein besserer landwirthschaftlicher Betrieb, zwar nur noch in einzelnen Kreisen gefunden, der aber sich mit der Zeit erweitern wird. Auch die auswärtige landwirthschaftliche Litteratur — vornehmlich die deutsche — findet in Polen immer mehr Eingang und trägt ihre Frucht. Insbesondere wendet man der Viehzucht viel Aufmerksamkeit, und zwar nicht ohne sichtbaren Erfolg, zu. Die Pferdezucht hat in diesem Lande von jeher florirt, wie der eigenthümliche sehr gute polnische Schlag bekundet. Da hat denn auch die noble Passion der Wettrennen gute Nahrung gefunden. Die glänzenden Pferderennen in Warschau bestätigen das. Der Streit ob das englische oder das arabische Vollblut den Vorzug verdiene, wird in Polen lebhafter als irgendwo geführt. Die dießjährigen Rennen haben zwar zu Gunsten des ersteren entschieden, da dieses sich überall als Sieger zeigte; indeß hielten sich die Züchter des arabischen Vollbluts nur scheinbar besiegt, und stellten ihrerseits auf daß wenn man eine längere Rennbahn, z. B. von mehreren Meilen annehmen wollte, sicher der Sieg auf ihrer Seite seyn würde, indem das arabische Pferd mehr Ausdauer besitze als das englische, zudem auch weniger sorgfältige Pflege bedürfte. — Fürst Roman Sanguszko, der auf seinen großen Besitzungen in Wolhynien ein Gestüt von reinem arabischen Blut in Slawata hat, welches sehr berühmt ist, brachte mehrere ausgezeichnete Pferde von da zu den Rennen nach Warschau, die aber alle von den englischen besiegt wurden. Hierüber ganz entrüstet, ließ er sie alle zurückführen und gieng auf keinen ihm angetragenen Ver-

Digitized by Google

kauf ein, obgleich ihm Fürſt Galizin eine ſehr anſehnliche Summe für einen Schimmelhengſt bot. — Es läßt ſich erwarten daß es in Polen mit dieſen beiden Racen ſo kommen werde wie in Ungarn und Siebenbürgen, wo man ſie in neuerer Zeit kreuzt und davon höchſt erfreuliche Erfolge hat. Bei der Paſſion, die man hier überhaupt für die Pferdezucht hat, iſt nicht zu fürchten daß man große Mißgriffe darin machen, und noch viel weniger ſie fallen laſſen werde.

Die Rindviehzucht weiſt in Polen weniger vorzügliches auf als die Pferdezucht, obgleich auch ſie hier, wo das Land noch wohlfeil iſt und man überdieß viel Weide hat, richtig betrieben, eine lohnende Rente bringt. Der eigenthümliche inländiſche Schlag (weißgrau), wie wir denſelben in Deutſchland aus dem Zutriebe von Schlachtochſen aus Polen kennen, iſt rein und unvermiſcht nur noch in Podolien, wo große Weideſteppen ſind, zu Hauſe. In den übrigen Provinzen aber ſieht man meiſtentheils ein Gemiſch von verſchiedenen Arten und Farben. Man hat Zuchtthiere von außen, und zwar aus Deutſchland und der Schweiz, ſo wie auch aus England eingeführt, iſt aber damit nicht ſonderlich glücklich, und kommt zu der Ueberzeugung daß es am beſten ſey den akklimatiſirten inländiſchen Schlag mit Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu züchten, und daß man da einen höhern Reinertrag gewinnt als von dem eingeführten fremden.

Der Anbau von Futterkräutern, welcher in früherer Zeit eine unbekannte Sache war und der gegenwärtig immer mehr Feld gewinnt, gewährt das Mittel ſein Vieh reichlich zu nähren, und das iſt ja die Hauptbaſis aller Viehhaltung und Veredlung.

An Wichtigkeit nimmt gegenwärtig die veredelte Schafzucht in Polen einen Hauptplatz ein, und man hat in den letzten Jahrzehnten ſehr viel dafür gethan, erſtrent ſich auch lohnender Erfolge. Aus Sachſen und Schleſien iſt alljährlich eine beträchtliche Anzahl von Zuchtthieren (Widder und Mutterſchafe) von edlem Blut eingeführt worden, und wenn man da auch in der rationellen Züchtung noch nicht ſo weit iſt wie in Deutſchland, ſo hat man doch von dieſem bereits viel gelernt und zur Anwendung gebracht. Zudem ſind deutſche Schafzüchter hinüber gegangen, von denen die daſigen manches lernen. So ſieht man denn jetzt auf dem Warſchauer Wollmarkt Waare wie man ſie ſonſt nur auf dem Breslauer zu ſehen gewohnt war, und hat ſich freilich nur erſt der kleinere Theil der Landesſchäfereien zu dieſer Höhe aufgeſchwungen, ſo nimmt die Zahl derer die in dieſe Kategorie gehören doch jährlich zu, ſo daß ſie in nicht gar langer Zeit die überwiegende ſeyn wird. Die Sache iſt für Deutſchland keineswegs gleichgültig, und es mögen ſie beſonders unſere Schafzüchter ernägen. Spanien hielt ſich in der Vorzeit mit ſeinem goldenen Vließe vor jeder Conkurrenz geſichert, verbot aber noch zur Vermehrung dieſer Sicherheit die Ausfuhr von Merinos, und zwar bei Todesſtrafe; kennoch iſt ihm der Schatz entführt worden. Wir haben ihn an Polen ohne Schwierigkeit, ja mit Gaſtfreiheit abgegeben, und geben ihn noch immer. Nun aber ſind die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe in jenem Lande von der Art, daß man daſelbſt die Schafe weit leichter und billiger ernährt als bei uns, und wenn man dann die Merinozucht mit derſelben Sorgfalt und Intelligenz wie bei uns betrieben wird, ſo haben wir einen Rivalen der uns großen Schaden thun kann. Zu alledem kommen nun noch die großen Verluſte welche wir in den letzten Jahren durch Sterblichkeit in den Schäfereien erlitten haben, wodurch viele Züchter veranlaßt werden ſie fallen zu laſſen und ſich dagegen der Rindviehzucht zuzuwenden. Die Folgen werden, wenn das ſo fortgeht, nicht ausbleiben, und wir werden den Polen einen Schatz überlaſſen, der ihnen noch größern Gewinn bringen kann, als er uns gebracht hat.

Wie ſehr von jeher die Schweinezucht in Polen florirt hat, iſt bekannt. Sie iſt für das Land und für das Volk ſo geeignet, daß man ſich nicht wundern darf daß ſie ein Hauptſtück in der daſigen Landwirthſchaft iſt und bleibt. So in ſich abgeſchloſſen dieſelbe nun auch von jeher geweſen, ſo iſt man dennoch gegenwärtig darauf bedacht ſie durch Einmiſchung fremder Racen noch zu verbeſſern, und es werden zu dem Ende Zuchtthiere aus der Moldau ſo wie aus Ungarn eingeführt. Dem Land bringt dieſe Thierzucht, außerdem daß ſie ihm ſelbſt unentbehrlich iſt, bedeutende Einkünfte, was leicht zu glauben wenn man weiß wie groß der fortwährend ſtattfindende Austrieb von ſolchen Thieren iſt.

Ich komme zweitens zum Handel und merkantilen Verkehr in Polen.

Wie ſchon im vorhergehenden geſagt wurde, ſind die Landeserzeugniſſe der Hauptgegenſtand des Handels in dieſem Lande, auch will ich mich nur auf dieſe beſchränken, und nur nebenbei, wo es nöthig, auch andere Gegenſtände in meinen Bereich ziehen.

Daß Getreide und Wolle in dieſem Handel eine Hauptrolle ſpielen, gab ich im Vorbeigehen ſchon an. Die Maſſen welche das Land vom erſtern ausführen könnte, ſtehen keineswegs im Verhältniß zu dem was es wirklich ausführt, und zwar eben deßhalb, weil der Landbau noch nicht auf der Stufe ſteht wo er dem Boden das mögliche abgewinnen könnte. Daß es aber zeither ſo war, hatte ſeine guten Gründe. Zum erſten ſtand das Feudalſyſtem dem höhern Aufſchwung der Landwirthſchaft entgegen; zum zweiten waren, wenn nach guten Ernten Ueberfluß vorhanden war, die Fruchtpreiſe ſo niedrig, daß es keine Rente trug, wenn man auch die Production vermehren wollte, indem man ohnedieß ſchon Mühe hatte das Erzeugte abzuſetzen; und zum dritten fehlte es am Großhandel, an Communicationsmitteln und am Geld. Dieſe drei Hemmniſſe werden ſich in der jetzigen Zeit allmählich beſeitigen; das Feudalſyſtem liegt in den letzten Zügen, der Verbrauch nimmt zu, die Communicationsmittel mehren ſich durch die Eiſenbahnen und durch die Dampfſchiffahrt, und das Geld ſtrömt dann durch die vermehrte Ausfuhr von ſelbſt zu.

Im innern Handelsverkehr ſpielen die Juden die Hauptrolle, und er geht faſt gänzlich durch ihre Hände. Was er ihnen einträgt, beweiſen die vielen Reichthümer dieſes Volksſtammes. Wie zeither die Sachen geſtanden, war er eine Wohlthat für das Land, weil ſonſt der merkantile Verkehr gänzlich geſtockt haben würde. Mag ſich nun auch in Zukunft manches anders und beſſer geſtalten, ſo wird dieſer Stamm doch noch lange hin den Verkehr beherrſchen, weil es ſeines Talentes bedarf, um in einem Lande wie Polen den Handel in Schwung zu bringen. Mehr Gewinn als die Einfuhr trägt hier offenbar noch immer die Ausfuhr, obgleich jene in dem großartigen Schmuggel, wie er zeither in Polen ſeiner Lage nach betrieben wurde, einen Hauptfactor hatte. Bei den neuern Maßnahmen der Landesregierung wird ſich das weſent-

Digitized by Google

lich ändern, und es wird der reelle Handel sich mehr regeln und einträglicher werden.

Alsdann drittens die Gewerbe.

Sie zu heben, erachtete die Staatsregierung das Abschließungssystem für geeignet. Neben demselben aber munterte sie dieselben noch durch viele Begünstigungen auf, und so hat sie auch ihren Zweck ziemlich erreicht; denn es sind in Polen viele und sehr ansehnliche Manufacturen und Fabriken entstanden; auch haben die Gewerbe aller Art einen beachtenswerthen Aufschwung genommen. Der im Verhältniß zum Ausland sehr hohe Preis aller Waaren mußte alle Gewerbe lohnend machen, zumal ihnen noch die Wohlfeilheit der Rohproducte zu gute kam. So haben denn dieselben jetzt eine Selbständigkeit erreicht die ihnen eine Concurrenz des Auslandes nicht mehr so gefährlich macht wie früher, und es fängt nun die Regierung an, dieß einzehend, das Prohibitivsystem zu mildern, überzeugt daß von nun an die Concurrenz mit dem Ausland die inländischen Gewerbe nur anspornen kann fortzuschreiten und sich immer mehr zu vervollkommnen.

So streng nun auch bisher die Absperrung gegen fremde Gewerbserzeugnisse war, eben so leicht und gern nahm man Arbeiter vom Ausland auf, welche wesentlich durch ihre größere Geschicklichkeit und Ausbildung zur Vervollkommnung der Manufacturen und Fabriken beitrugen. So findet man denn auch in demselben eine nicht unbedeutende Anzahl von Deutschen, Franzosen und Engländern. Ebenso fehlt es an solchen auch in den niedern Gewerben, d. i. bei den Handwerken, nicht. Man findet es daher begreiflich, daß der Fremde der nach Polen kommt in vieler Art von dem überrascht wird was dort die Gewerbsindustrie schon leistet. Nur ist dieselbe noch bei weitem nicht so ausgebehnt wie z. in Deutschland, wo sie sich auf die kleinen Flecken und Dörfer erstreckt, in denen man sie in Polen bis jetzt noch vergeblich sucht.

Sociale Zustände im alten Indien.

Unter diesem Titel (Life in Ancient India) hat eine Dame Mrs. Speir ein historisches Werk veröffentlicht, dem sich die kritische Presse Englands ziemlich hold gezeigt hat. Es fehlt den englischen Damen nicht an wissenschaftlichem Eifer, sie treiben Astronomie, schreiben national-ökonomische Werke, streiten sich mit insularen und continentalen Gelehrten um die Chronologie und Thronfolge pharaonischer Dynastien — warum sollten sie nicht auch mit indischen Alterthümern sich befassen? Mrs. Speir hat indessen nur ein Bild des indischen Lebens nach den übersetzten und den Nichtindianisten erreichbaren Quellen geben wollen, und sie hat nichts mittelmäßiges geliefert, dem einer der besten britischen Indianisten hat es der Mühe werth gehalten ihr Werk durchzusehen und zu verbessern. Als Probe mag hier eine Darstellung oder eine Art Katalog folgen, worin die Verfasserin die großen Veränderungen in der indischen Gesellschaft aufzählt, die zwischen der vedischen Zeit und Manu's Gesetzgebungen erfolgt seyn müssen, in einem Zeitraum von 6 — 800 Jahren, den eine beinahe völlige historische Nacht bedeckt, da nur die Brahmanas und Upanischads (800 v. Chr.) zwischen jene Urkunden hineinfallen. In dieser Zeit aber befestigte sich die Kastengliederung. Es scheint, sagt die Verfasserin, als ob die eingewanderten Hindus und die Ureinwohner Indiens Neigung besessen hätten sich zu vermischen, und daß die Bramahnen ihre Kastenordnung erließen, um die Race und den Glauben vor Ermischung zu bewahren. In einem Artikel über „die Urbewohner Indiens“ aus dem Jahr 1852 zählt General Briggs elf Unterscheidungen zwischen den Hindus und den Aborigines auf, und alle sind späteren Ursprungs als der Rig Beda. 1) Die Hindus sind in Kasten getheilt, wie sie es nicht waren oder erst nach dem Rig Beda waren. 2) Die zweite Heirath der Hindu-Wittwe ist verboten, sie war aber, wie Prof. Wilson gezeigt hat, nach dem Rig Beda erlaubt. 3) Die Kuh wird verehrt und ihr Fleisch nicht genossen; in dem Rig Beda werden Kühe geopfert und verehrt. 4) Die Hindu enthalten sich geistiger Getränke, während der Rig Beda den Trank aus dem gegohrnen Somasaft kennt. 5) Die Hindu essen nur Nahrung die von einem ihrer Kaste zubereitet worden war, eine Bestimmung die natürlich jünger seyn muß als das Kastenwesen. 6) Die Hindu vergießen kein Blut; in dem Rig Beda wird von Thieropfern und getödteten Feinden gesprochen. 7) Die Hindu besitzen eine brahmanische Priesterkaste, während die Könige des Rig Beda Opfer verrichten und die Brahmanen nur eine der vielen Priesterclassen bilden. 8) Die Hindus verbrennen ihre Todten, in dem Rig Beda werden sie beerdigt, obwohl bisweilen das Verbrennen vorausgeht. 9) Die politischen Gliederungen der Hindu sind municipal, der Urbevölkerung sämmtlich patriarchalisch, während die Verehrung der Vorväter, die Verrichtung der Opfer durch Könige und Familienhäupter im Rig Beda beinahe schließen läßt als ob eine patriarchalische der municipalen Ordnung vorausgegangen seq. 10) Die Hindus besitzen ihre Gerichtsbarkeit aus Gleichen; wir wissen nicht wie früh diese Einrichtung getroffen wurde. 11) Die Hindus brachten vor mehr als 3000 Jahren Schrift und Wissenschaften mit, die Urbevölkerung dagegen ist nicht bloß völlig unwissend, sondern es war auch den Hindus verboten sie zu belehren.

Ob die Urbevölkerung zu Zeiten der Vedischen Gesänge eine Litteratur besaß, wissen wir nicht; jene Stämme jedoch welche nach der Halbinsel zurückwichen, hatten wahrscheinlich litterarische Werke besessen die sie nicht den Hindus oder Brahmanen danken. Hr. Elphinstone beruft sich auf die tamulische Litteratur, daß die Gesellschaft im südlichen Indien eine beträchtliche Civilisation schon vor den dortigen arischen Ansiedlungen und vor dem Gelehrtenmonopol der Brahmanen erworben haben müsse. Als endlich die Brahmanen im Süden sich befestigten, übersetzten sie Sanskritlitteratur in das Tamulische, und dieß ist abermals ein Zeugniß für die Cultur der Tamulen, denn die Brahmanen würden ihre geistigen Kleinodien nicht an eingeborne oder nichtbrahmanische Stämme weggeworfen haben, wenn sie nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätten die eben erst unterworfenen Völker durch etwas mehr als bloße Gewalt in Unterthänigkeit zu halten, und daß es politisch war die öffentliche Meinung unter brahmanischen Einfluß zu stellen, indem man sie mit sanskritischen Legenden und sanskritischer Philosophie anfüllte.

Digitized by Google

Neuere Kartenwerke.

Kieperts neuer Handatlas (3te und 4te Lieferung [1]). Wir haben schon beim Beginn der ersten Lieferung dieser verschwenderisch ausgeführten Karten die Vorzüge des Handatlas hervorgehoben (Ausl. 1856, S. 232). Seit dieser Zeit hatten wir oft Gelegenheit einzelne Nummern der ersten Lieferungen und zwar mit Vorliebe zu benutzen. Da zeigten sich denn bald die großen Vortheile des mächtigen Formates, welches dem Darsteller erlaubt hat größere Landermassen auf Ein Blatt zu tragen, während er sich weiß einer allzu großen Detailirung enthielt. Dadurch kommt Klarheit in das Bild, das Auge wird nicht angestrengt, die gesuchten Objecte sind leicht zu finden und festzuhalten, und es wird im Grund nichts versäumt, denn da ein Handatlas doch nur ein tägliches Bedürfniß befriedigen soll, so würde mit einer Ueberladung von selten gesuchten Einzelnheiten nur der Eindruck gestört, der Studirende aber nutzlos erwürdet werden. Nicht genug können wir loben daß die Karten namentlich nicht mit orrographischen Details beladen worden sind, die doch zumeist nur in einer freigebigen Zuthat aus der Phantasie des Kartenzeichners bestehen. Gerade deßwegen ist in den neuen Lieferungen das Blatt über Scandinavien weniger gelungen, weil es der nutzlosen Details zu viel bringt und mit Gebirgszügen überschwärzt worden ist, die völlig das Auge verwirren und nicht wenig der ästhetischen Wirkung schaden. Daß die Zeichner des Handatlas wirklich unsere Ansprüche zu befriedigen vermögen, zeigt die Karte der indischen Halbinsel, wo die verticalen Verhältnisse außerordentlich treu und faßlich wieder gegeben sind, ohne daß die Klarheit des Bildes darunter gelitten hätte. Wir sprachen nicht ohne Grund von einer ästhetischen Wirkung, denn die Karten sind im allgemeinen mit so viel Geschmack gezeichnet, daß sie uns immer einen Genuß gewähren, so oft wir sie aufschlagen. Das Kartenzeichnen beruht längst nicht mehr bloß auf technischer Fertigkeit, sondern hat sich zur Kunst erhoben, wo ein geistreicher und erfinderischer Kopf sich verrathen kann. Man sehe z. B. die beiden Planigloben in Kieperts Atlas. Planigloben sind in der Regel Lückenbüßer. Sie dürfen in einem Atlas nicht fehlen, sind aber äußerst selten zu benutzen. Hier haben sie aber durch eine hübsch erdachte Oekonomie der Farben einen neuen Werth erhalten, indem das Format erlaubte die politischen Gebiete zu sondern. So liefert uns die östliche Halbkugel ein Bild von der Ausdehnung des russischen Reiches, der brittischen Herrschaften, der türkischen Eroberungen und zugleich der Gränzen der islamitischen Welt. Der westliche Planiglob dagegen verstattet eine Uebersicht über das brittische, angelsächsische (Vereinigte Staaten), spanische, portugiesische und russische Amerika, so daß, ohne dem Gesammteindruck zu schaden, zugleich das Länderbild mit einem belehrenden Blick in die Geschichte und Politik verknüpft ist, ohne daß die doppelten Absichten sich gegenseitig schaderen. Der Werth des Formates macht sich ferner bei der Karte vom europäischen Rußland (1 : 8 Mill.), und in dem Blatt für den Südosten Asiens (1 : 12 Mill.) geltend; das letztere gewährt eine Ansicht der malaitischen Welt und China's zu gleicher Zeit, wenn man darunter im engeren Sinne nur die bevölkerten östlichen Provinzen des himmlischen Reiches ohne Tübet und die Mongolei versteht.

[1] Oestlicher und Westlicher Planiglob. — Dänemark und Süd-Schweden. — Europäisches Rußland. — Scandinavien. — Vorder-Indien. — Ost-Asien. — Die Mittelmeer

Ergänzungen zu Stielers Handatlas. Es war uns immer merkwürdig daß der für Schulzwecke so außerordentlich wichtige Stielersche Handatlas das eigene Vaterland so sehr vernachlässigte, während doch die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, England, Italien und Scandinavien, ja selbst die Türkei weit liberaler bedacht worden waren. Diese Lücken werden jetzt aber ausgefüllt, und zwar durch sehr umfassende Supplemente. Wir haben hier die erste Lieferung des „preußischen Staates in zehn Karten“ vor uns, wo mit der größten Ausführlichkeit vorläufig die Rheinprovinzen und Preußen behandelt worden sind. Ebenfalls in zehn Kaeten wird ein Atlas der europäisch-russischen Gränzländer erschinen. Die erste Lieferung enthält Ostland und Ingermanland, Polen, Wolhynien und Podolien, die Moldau und Bessarabien nach den Gränzen des Pariser Vertrages von 1856 und die Halbinsel Krim. Die Ausführung ist sauber und geschmackvoll, das Detail reichlich, ohne der Klarheit zu schaden, so daß der Wunsch erweckt wird in dieser Art nach und nach alle Länder Europa's behandelt zu sehen. Der Handatlas würde zwar um zwei Bände mehr anschwellen, aber man hätte dann auch alles Ausführliche und Ueberflüssige in einem Werk versammelt.

Prof. Daniel Völters Handatlas in 38 Karten. Das Verdienst dieses Werkes besteht in seiner Wohlfeilheit (4 Thlr., 7 fl.), und wer die Mittel nicht besitzt, sich werthvollere Kartensammlungen anzuschaffen, dem können wir diese Ausgabe getrost empfehlen. Der Kartenzeichner hat den guten Willen gehabt recht viel zu geben, so zwar daß seine Karten sogar die physikalischen Verhältnisse, sowie einige und zwar die wichtigsten Karten des physikalischen Atlas enthalten. Der Verfasser verfolgte den Zweck ein populäres Hülfsmittel zu gewähren, und den Leuten, die sich nicht einen physikalischen Atlas zu kaufen vermögen, sogleich mit der politischen und örtlichen Geographie ein Bild der physikalischen Verhältnisse zu gewähren, damit solche Vorstellungen sich mehr und mehr im Volk verbreiten. Dieser Zweck ist vollständig erreicht worden, und wir dürfen also nicht tadeln, wenn manche Karte allzusehr überladen und das Studium daher sehr erschwert worden ist, denn Fülle und Klarheit kann wie beisammen sehn. Neu war uns darin die geologische, handelsgeographische, thiergeographische, pflanzencultur-geographische Erdkarte in Mercatorprojection. Der Verfasser hat sich übrigens schon durch sein Lehrbuch der Geographie in Einem Band (8 1056 S.), wovon die 2te Auflage 1854 erschien, das Verdienst erworben einen mit Schlagworten verkürzten sehr vollständigen Auszug aus voluminösen Handbüchern auf engem Raum zu liefern, wobei die neuen Forschungen überall berücksichtigt sind.

Fortschritt des Ackerbaues in Nordamerika.

Den praktischen Amerikanern ist es in allerneuester Zeit gelungen, das chinesische Zuckerrohr in den Vereinigten Staaten zu acclimatisieren! Kurz vor meiner Rückreise nach Europa erfuhr ich

Digitized by Google

von einem Farmer, der eine Probe aus Samen gemacht hatte die er sich aus der Patent Office zu Washington verschafft, daß er den Anbauversuch vollkommen bewährt gefunden habe. Der neueste amerikanische Agricultur-report sagt: Das chinesische Zuckerrohr (Sorghum Saccharatum) hat sich als wohlgeeignet für den Anbau in allen den Gegenden bewiesen, in denen das indianische Korn (Welschkorn) wächst. Die Cultur desselben ist leicht, ähnlich der des Welschkorns, und wenn die Aussaat im Monat Mai in den mittlern Staaten, und noch früher im Süden vorgenommen wird, so können selbst in den trockensten Jahrgängen zwei Ernten von demselben gemacht werden. Die eine im Junius oder Julius, ehe dieß Blüthenbüschel kommen, wo man die grünen Stengel als Viehfutter benützt, und die zweite ein oder zwei Monate später, wenn der Same reif geworden ist. Bei gehöriger Pflege gibt ein Acre Land sieben Tonnen grünes Futter und zwei Tonnen Stengel von der zweiten Ernte. Die letztern enthalten, wenn sie vor ihrer vollständigen Reife geschnitten werden, einen reichlichen zuckerhaltigen Saft, der zur Bereitung von Syrup, Alkohol oder Bier gebraucht werden kann, und einen Färbestoff der Wolle und Seide ächt roth färbt. Die ganze Pflanze gibt sowohl grün als reif ein ausgezeichnetes Futter für Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine. Als Futterpflanze übertrifft das chinesische Zuckerrohr alle andern an Nützlichkeit, da keines so billig und in so kurzer Zeit eine gleiche Menge gutes Viehfutter liefert.

Major Sibley von St. Charles, im Staat Missouri, verschert in seinem der Missouri-Agriculture-Association abgestatteten Bericht daß es überall in den Vereinigten Staaten südlich vom 42. Grade mit Vortheil angebaut werden kann. Die in St. Louis, in Newton-Centre, in Massachusetts und in Georgia angestellten Versuche haben dieß bestätigt und sprechen namentlich für den hohen Werth des neuen Gewächses als Zuckerpflanze.

Die Patent Office zu Washington läßt jedem Farmer der sich an sie wendet, kleine Proben Samen zukommen.

Ein Farmer in Pittsgrove, Salem County, Staat New-Jersey sagt: Ich habe von dem Samen des Commodore Perry, den er aus China mitgebracht, ein kleines Stück Land leichten Sandbodens im Mai angesäet und unter den Boden gebracht, und aus dem Rohr 75 Gallonen Molasses von gleicher Güte wie der beste New-Orleans gewonnen. Die Schwierigkeit welche bisher dem Anbau des Zuckerrohres im Weg gestanden, lag vorzüglich in der Weichlichkeit der Pflanze, die unsere harten Fröste nicht ertragen konnte, und auch kaum Hitze genug empfieng um gehörig zu reifen; allein die chinesische Species bietet diese Schwierigkeiten nicht dar, und kann leicht eine Umwälzung in unserer Landescultur hervorrufen.

Ferner las ich in einem amerikanischen Blatte folgendes: Der Anbau des „türkischen Steinweizens“ (turkish flint wheat) eine in Kleinasien einheimische Weizenart, die sich durch dunkel gefärbte Hülsen, einen starken Bart, und durch die Länge und Härte der nur leicht gefärbten Körner auszeichnet, die schwerer als gewöhnliche Weizenkörner wiegen, und vortreffliches Mehl geben, hat sich bereits in Amerika vortrefflich bewährt. In Virginien hat die Ernte 30 Bushel per Acre auf mittelgutem Boden gegeben, und da dort der Durchschnitts-Ertrag eines Acre mit gewöhnlichem Weizen bloß 20 Bushel ist, so geht daraus hervor daß die neue Weizensorte per Acre 10 Bushel größeren Ertrag gewährt als die bisher gebaute gewöhnliche.

Reisebriefe aus Honduras.

Belize, Brit. Honduras, 17 Febr. 1857.

Am letzten Samstag, den 14 d. M., kam ich mit Julius Fröbel und seiner Familie nach 7tägiger Fahrt, von New-Orleans, 5 Tage von der Mündung des Mississippi, hier an. Unsere kleine Brigg war den Abend vorher an den mit Cocospalmen bewachsenen Turneff-Inseln und Korallenriffen vorbeigesegelt, und hatte um Mitternacht bei Mondschein und herrlicher Luft vor der Stadt, deren weiße Häuser wir deutlich unterscheiden konnten, auf offener See Anker geworfen. Ein bedeutender Regengup gegen 3 Uhr zwang uns unser Verhaben, die Nacht auf dem Deck schlafend zuzubringen, aufzugehen und uns noch einmal in die dunstige Cajüte auf wenige Stunden zurückzuziehen. Die Regengeist nährt sich nämlich hier jetzt erst ihrem Ende, und einzelne Schauer ohne Gewitter, die sehr angenehm kühlen, treten fast jeden Tag, namentlich in der Nacht, noch ein. In den centralamerikanischen Staaten hat diese schon früher aufgehört: sie dauert dort mit einiger Abwechslung nach den Gebirgszügen und Küstenstrecken durchschnittlich vom Monat Julius bis December. Nur an den nördlichen Küstengegenden des Staates Honduras kommen einzelne Regengüsse auch im Januar noch vor. Vollständige Tag- und Nachtgleiche scheint hier das ganze Jahr zu herrschen; um 6 Uhr des Morgens war es Tag und wir konnten nun deutlich die Gegenstände am Ufer auf 10 Minuten Entfernung unterscheiden, wie es den Abend vorher nach kurzer Dämmerung um 6 Uhr dunkel geworden war. Sogar für einen, der in dem halb tropischen New-Orleans gelebt und an Orangen, feurig blühenden Oleandern und Agaven, und den schönen Rosen während des Winters große Seltenheiten gesehen zu haben glaubt, neben den veränderten Menschentrachten und Gesichtszügen, die ihm hier begegnen, hat diese Landschaft auf einmal etwas so ganz neues daß er förmlich ergriffen wird von der Tropenluft und taumelt, weil er sie zuerst nicht leicht ertragen kann. Die Sonne brannte nach dem Regen am Morgen allerdings wieder sehr heiß, und sowohl Fröbel wie mir schien der Boden zu zittern als wir ans Land stiegen, obwohl dieser früher die Tropen besucht, wie Greytown und den ganzen Staat von Nicaragua.

Unsere Brigg hatte neben dem englischen Postdampfschiffe, das die Linie über Kingston und Santo Thomas nach England macht, geankert, umgeben von 3—4 Segelschiffen, 10 andreen kleineren Fahrzeugen. Die Aussicht der Stadt von hier aus machte sich sehr freundlich und gewährt durch die Maße Cocospalmen, die überall ihr schönes Haupt über die Häuser emporstrecken, einen höchst eigenthümlichen Reiz, trotz der vollständigen Flachheit der Gegend. Das Gebäude des Gouverneurs oder Superintendent von Britisch Honduras sticht mit langer Fahnenstange ganz nahe am See-Ufer deutlich ins Auge. Palmen, Oleander und Mahagoni-Bäume zieren den Garten davor. Ein farbiger, schwarzer Soldat mit rothem Rock und weißen Beinkleidern steigt mit dem Gewehr im Arme davor auf und ab. Das Zollhaus, das zugleich noch Parlament, Polizei und Postgebäude ist, mit Thürmchen und Uhr, machte sich auch noch gefällig. Gegen Süden kann man über die See weg sehr deutlich Hügelketten wahrnehmen, die weiterhin höher werden. Es sind die Corcomb-Berge und liegen im britischen Gebiete; die hohen Gebirgszüge an der Küste von Omoa können von hier aus nicht wahrgenommen werden. Bongos, Kähne aus Mahagoni-Stämmen von den Eingebornen aus einem Stück geschnitten und ausgehöhlt, mit ungemein leichter und zierlicher Form, wie ein amerikanischer Kahn, umschwärmten uns den ganzen Morgen. Ein-

Digitized by Google

geborne brachten darin Nahrungsmittel auf die verschiedenen Schiffe, deren Rückfracht meistens Mahagoniholz ist; die kleineren gehen von hier nach der Insel Roatan, und bringen von dort Bananen und Orangen auf den Markt von New-Orleans. Eine directe Verbindung zwischen hier und letzterem Ort gibt es deßhalb auch nicht, und jeder Passagier muß nothgedrungen die Reise über Roatan mitmachen.

Wir wurden von den Matrosen mit unseren Effecten ans Land gerudert; an der Mündung des Belize-Flusses kamen wir an dem Fort vorüber, das auf einer kleinen Insel liegt und den Platz deckt. Farbige Schildwachen neben Kanonen unter Bretterhüttchen verriethen trotz ihrer Hausfarbe doch auch sehr soldatischen Geist, und ihre Haltung ließ nichts zu wünschen übrig. Unnöthige Kosten durch übertriebene Bauten scheinen hier durchgängig vermieden zu seyn, und 14 Kanonen unter Bretterhütten wichtiger und nachhaltiger zu seyn als Steinhäuser. Der Fluß ist sehr klein, schmal, nicht so breit wie die Seine in Paris oder der Neckar bei Heilbronn, sieht unrein und schlammig aus und hat einsinkende Ufer, die durch Holzpfähle geschützt werden.

Auf dem Zollhaus wurden wir durch den Einfluß der englischen Handlungshäuser hier, an die Gröbel von New-Orleans aus Empfehlungsbriefe hatte, sehr nachsichtig behandelt, und durften unsere Koffer ohne alle Visitation mit ans Land nehmen. Die Freundlichkeit der Chefs dieser sehr bedeutenden Firmen — das Haus Walsch hat den ganzen Mahagonihandel von der Britt. Honduraskküste bis zur Mündung des Goacayualos in seinen Händen, und ist ein nicht unbedeutender Gläubiger des Staates Honduras — ist wirklich sehr auffallend und für einen Europäer sehr ansprechend, verglichen mit der grängenlosen Starrheit und Ungefälligkeit, die sonst allenthalben in New-Orleans herrscht, und die von manchen Deutschen so geflissentlich nachgeäfft wird. Der gastfreundlichste Empfang im Hause von Seite der Damen wurde uns gleich zu Theil, und Englands und der Tropen Producte machten auf unsere Schiffsmägen den besten Eindruck.

Englische Damen von guter Familie gibt es bloß acht hier; Herren und Damen in ihrem Wesen und Manieren scharf verschieden, was man in New-Orleans als guten Ton anerkennt. Sie folgen mehr der Natur und angebornem Charakter. Die Häuser sind durchgängig meistens von Brettern, sehr lustig, mit sehr vielen Fensteröffnungen versehen, in denen jedoch fast überall statt Glasfenster Jalousien sind, mit welchen der hereinströmende Wind noch etwas spielt, da sie unten nicht fest geschlossen sind. Die Nebenzimmer sind mit dem Salon oder Vorsaal auf dieselbe Weise verbunden, offene grüne Jalousien, die der Luftzug hin und her bewegt. Man fühlt sich ungemein behaglich in diesem Verweilen in fast offener Natur; die Sonnenhitze ist gemildert durch immer wehende Seeluft, die namentlich des Morgens und Abends ganz herrlich und wahrhaft erquickend ist. Kein Vergleich mit New-Orleans, wo während des Tages im Sommer selten Luftzug geht, und wo diese lustige Bauart der Häuser wegen der scharfen Nordwinde im Winter unmöglich ist, und so denn auch im Sommer bei wehender Luft die Hitze unerträglicher macht, weil sie den Zug nicht so frei durchläßt. Geschwitzt habe ich hier trotz der furchtbar heiß brennenden Sonne noch nicht, und in New-Orleans kann man von Mitte April an bis October ohne drei Hemden und drei Bäder im Tage nicht mehr existiren.

Die Stadt ist dem Flusse entlang in Straßen angelegt, die sich rechtwinkelig durchschneiden. Ordnung und Oberaufsicht treten für den der in den Vereinigten Staaten gereist, angenehm in den Vordergrund, Unterordnung der unbedeutenden Masse unter eine höhere Gewalt. Die Straßen sind mit festem, solidem Material auf schlammigem Boden aufgeführt, und mit Kies bestreut, sie sind nicht breit und haben keine Trottoirs, erinnern mehr an Straßen in deutschen Landdörfern. Trotz des heftigsten Regengusses sind sie nach wenigen Stunden wieder trocken. Die großen Läden sind in der Nähe des Flusses, bei dem Zollhaus, die Wohnungen der ersten Kaufleute zuweilen in den Läden, sonst in der Nähe des Gebäudes des Gouverneurs, mit schönen Gärtchen davor, in denen die wundervollste Farbenpracht der Tropenpflanzen prangt. Die Wohnungen der Eingebornen in kleinen Holzhütten mit Palmblätterdächern liegen weiter zurück. Die Stadt soll 15,000 Einwohner haben.

Ich machte heute frühe einen Spaziergang mit Gröbel um die Stadt herum, und die Eindrücke welche die Seitengassen machen, sind immer ganz die deutscher Dörfer auf dem Schwarzwald oder Odenwald. Kleine Brücken über das stagnirende Wasser gehen ein recht niedliches Bild, und Palmen und schwarze oder gelbe Gesichter nehmen dem Ganzen allerdings den deutschen Charakter. Man sieht meistens Ziegen statt der Kühe, und Papageien, die für einen Dollars hier zu haben sind, schreien an jedem Platz; schwarze Aasgeier, wie die texanischen, sind sehr zahlreich, sonst wenig Vögel.

Der Gesichtsausdruck der Eingebornen, schwarz, bräunlich oder gelb — auch viele Neger, direct von Afrika importirt, finden sich hier — ist ein gänzlich verschiedener von dem der Negersklaven oder freien Neger in New-Orleans. Sie haben weder etwas gedrücktes noch frech unverschämtes, das unter gewissen Verhältnissen Unabhängigkeit ausdrücken soll; man sieht ihnen an, sie waren immer frei, es ist Natur in ihnen, nichts gesuchtes. Sie wollen nichts mehr seyn als sie sind, keine Affen, lieben ihr Leben, aber anerkennen andere geistig über ihnen stehende von selbst, ohne daß genöthigt zu werden, so lange man nicht in ihre Zustände störend eingreift. Die Mädchen haben zuweilen sehr schöne Formen und edel geschnittene Gesichter; ohne die gesuchte kecke Elegany der Farbigen in New-Orleans, die ihre Herrinnen nachäffen, haben sie sehr viel Würde im Gange, gehen durchgängig mit dem Kopf zurück, Oberkörper voran, was theilweise von dem Tragen der Gefäße auf dem Kopf herkömmt. Auch andere Dinge tragen sie in der flachen Hand, nicht am Körper anliegend, sondern den Oberarm weit ausgestreckt. Gröbel ist sehr eingenommen für die Leute und ein Leben unter ihnen; ich theile seinen Geschmack nicht ganz und würde für die Befriedigung meines Schönheitsgefühls jedenfalls die Gelben in New-Orleans vorziehen. Unserem romantischen Gefühl und Sinn für Natur, der in den Vereinigten Staaten so grell verletzt wird, thut solch ein Leben allerdings wohl, namentlich wenn wir sehen welch günstigen Einfluß unser humanerer deutscher Charakter auf diese an und für sich gutmüthigen Wesen macht, die es für keine Sünde oder Beeinträchtigung ihrer selbst halten, daß andere mehr wissen als sie. Als unsere spanische Wirthin uns hier im Hôtel sehr entschieden den alten Schmutz in den Zimmern abwaschen und wegfegen sah, legte sie gleich selbst mit Hand an, und that es selbem von selbst. Sie glaubte vorher, es müsse so seyn. Im Vergleich zu New-Orleans ist hier alles sehr billig, 20 Citronen für 5 Cents, während in New-Orleans 1 für 5 Cents; im Hôtel, das bloß Brettermände hat, zahlt die Person übrigens 2 Doll. 50 Cents im Tage. Unser Wirth ist von Merida, Yucatan, der spanisch, englisch und französisch spricht, und mit französischer Galanterie bei Tische präsidirt. Fische sind ausgezeichnet hier; Küchengewächse wenig, Kartoffeln und Zwiebeln werden importirt.

Der Brodbaum mit dickem gezackten Blatt steht sehr schön

Digitized by Google

aus, die ſich entwickelnden Früchte hängen daran. Merkwürdig rauſcht das Laub der Cocospalme, und die baumhängenden Früchte hört man deutlich an einander ſchlagen.

Oberhalb der Stadt iſt der Fluß ſchön dick bewaldet bis an das Ufer hin, und das Waſſer weit oberhalb ſoll auch heller und reiner ſeyn. In der trockenen Jahreszeit, wenn hier kein Regenwaſſer mehr zu haben, muß das Trinkwaſſer vom oberen Fluſſe geholt werden.

Wir werden nächſter Tage eine Tour den Fluß aufwärts in einem Bongo machen, und ich verſpreche mir davon viel intereſſantes.

Kaufleute erhielten heute die Nachricht aus Nicaragua daß Walkers Schickſal entſchieden, er deßhalb verloren ſey. Sonſt iſt man ſehr abgeſchloſſen von Centralamerika. Regelmäßiger Verkehr nur mit Omoa und Port Isabal alle acht Tage. Die Fahrt dahin iſt äußerſt angenehm, weil ſie bei ruhiger See innerhalb der Riffe in der Nähe des Landes gemacht werden kann; man braucht dazu nicht mehr als 24 Stunden.

Ein Ritt durch die große amerikaniſche Wüſte und die Felſengebirge.

(Schluß.)

Als wir die Gränze der Rocky-Mountains erreichten, ward unſere Lage, was Nahrungsmittel anbelangt, etwas erträglicher. Wir fanden dieſe Gegend des Landes als bei weitem die angenehmſte und intereſſanteſte die wir bisher geſehen hatten, da jede Wendung des Weges eine neue Schönheit der großartigen und maſeſtätiſchen Scenerie barbot. Unſer Cours, mit Ausnahme des Ueberſchreitens eines dazwiſchen liegenden Bergkammes, ging meiſt durch Gebirgspäſſe, wo ſich koloſſale Klippen hinter felſigen Vormauern erhoben. Ihre Spitzen waren mit verſchiedenen Baumarten gekrönt, worunter Fichten und eine Art Cipe die gewöhnlichſten. Dieſe Thäler waren voller Wild, unter welchem ich das ſchwarzgeſchwänzte Deer (amerikaniſcher Hirſch), das Gienthier, die Antilope und das Rocky-Mountain-Schaf, öfters Dick-Horn genannt, erkannte. Dieſer Ueberfluß bewies ſich jedoch oft als Täuſchung als von wirklichem Nutzen, denn dieſe Thiere waren ſo wild und unnahbar daß unſere Jäger oft im Auftreiben von Fleiſch getäuſcht wurden, ſo daß wir, wenn nicht die hier beſſer eingerichteten Indianer geweſen wären, auf Pferdefleiſch hätten zurückkommen müſſen.

Eine meiner Kreuzſtonen mit Carſon, um Wildpret zu verſchaffen, werde ich ſo bald nicht vergeſſen. Wir hatten eine Hinderlinn mit ihren Jungen auf einem kleinen graſigen Winkel entdeckt, wo und die umgebenden Felſen theilweiſe vor ihrer Aufmerkſamkeit ſchützten, wenn wir innerhalb Flintenſchußweite ihr entgegenkrochen. Wir ſtiegen mit ſo wenig Geräuſch als möglich ab, ich blieb einſtweilen da um die Pferde zu halten, während Kit es verſuchte ſich dem ahnungsloſen Thiere zu nähern. Wir waren beide etwas aufgeregt, da unſer Abendbrod und Frühſtück von unſerem Erfolg abhieng, und wußten aus früherer Erfahrung daß die Hirſchkuh, ſobald ſie nur das Knarren eines Gewehrs hörte, wie der Wind davon ſeyn würde. Kit avancirte daher mit etwas mehr als gewöhnlicher Sorgfalt, gebrauchte alle Vorſicht die eine gute Jägererziehung darbieten konnte, und gelangte endlich an einen Punkt innerhalb Büchſenſchuß von der Beute. Meine Erregtheit war jetzt auf dem Höhepunkt angelangt; warum feuert er nicht? dachte ich. Aber Kit war kühler und berechnete beſſer als ich. Zuletzt ſah ich, wie er ſeine Büchſe anlegte und ſich genügend exponirte, um die Aufmerkſamkeit der Hirſchkuh zu erregen; dieſe erhob das Haupt ein wenig um den Gegenſtand des Alarms beobachten zu können, und bot ſo ein beſſeres Ziel für die Büchſe; einen Augenblick noch, und beim Klang des Gewehres machte das Thier einen convulſiven Sprung und rollte dann auf den Raſen. Unſere Pferde anbinden, die Hirſchkuh aufſchneiden und ihre Theile an unſere Sättel befeſtigen, war das Werk von weiteren 20 Minuten, dann ſtiegen wir wieder auf, verfolgten unſeren Weg, und hielten eine Art von triumphirendem Einzug in das Lager, wo Kits Glück die Herzen und Mägen jedermanns der Partie erfreute; es war in der That für uns in dieſen Tagen ein Ereigniß, und wir hatten in Folge deſſen eine recht vergnügte Nacht.

Von dieſen rauhen Bergpfaden ſtiegen wir endlich in die wunderſchöne Ebene, die unter dem Namen Taos-Thal bekannt iſt, hinab. Hier hatten wir kaum eine Tagereiſe gemacht als wir eine ſtarke Vermehrung in den Indianerzeichen, ſowie auch einen Wechſel in ihrem äußeren Erſcheinen bemerkten. Dieſe Veränderung, obgleich einem unerfahrenen Auge unbemerklich, verſtand jedoch Carſon zu deutlich um nicht ſehr unruhig zu werden.

„Sehr her,“ ſagte Kit, als er von ſeinem Maulthier abſtieg um die Spur zu unterſuchen; „die Indianer haben unſere Straße ſeit Sonnenaufgang paſſirt, und es iſt noch dazu eine Kriegspartie; kein Zeichen von Hüttenpfählen und keine Füllenſpuren; es ſind auch keine Freunde. Hier iſt eine Feder, die einer hat fallen laſſen. Wenn wir nicht ſehr Achtung geben, werden wir noch Unannehmlichkeiten haben.“

Unſer Lager war dieſe Nacht am Ufer eines von geſchmolzenem Schnee geſchwollenen Stroms, der zugleich die benachbarten Wieſen beträchtlich überſchwemmt hatte. Dieſer Waſſerbehälter, der nördlich Antilope und das Rocky-Mountain-Schaf, öfters Dick-Horn genannt, erkannte. Dieſer Ueberfluß bewies ſich jedoch oft als Täuſchung als von wirklichem Nutzen, denn dieſe Thiere waren ſo wild und unnahbar daß unſere Jäger oft im Auftreiben von Fleiſch getäuſcht wurden, ſo daß wir, wenn nicht die hier beſſer eingerichteten Indianer geweſen wären, auf Pferdefleiſch hätten zurückkommen müſſen.

Eine meiner Kreuzſtonen mit Carſon, um Wildpret zu verſchaffen, werde ich ſo bald nicht vergeſſen. Wir hatten eine Hinderlinn mit ihren Jungen auf einem kleinen graſigen Winkel entdeckt, wo und die umgebenden Felſen theilweiſe vor ihrer Aufmerkſamkeit ſchützten, wenn wir innerhalb Flintenſchußweite ihr entgegenkrochen. Wir ſtiegen mit ſo wenig Geräuſch als möglich ab, ich blieb einſtweilen da um die Pferde zu halten, während Kit es verſuchte ſich dem ahnungsloſen Thiere zu nähern. Wir waren beide etwas aufgeregt, da unſer Abendbrod und Frühſtück von unſerem Erfolg abhieng, und wußten aus früherer Erfahrung daß die Hirſchkuh, ſobald ſie nur das Knarren eines Gewehrs hörte, wie der Wind davon ſeyn würde. Kit avancirte daher mit etwas mehr als gewöhnlicher Sorgfalt, gebrauchte alle Vorſicht die eine gute Jägererziehung darbieten konnte, und gelangte endlich an einen Punkt innerhalb Büchſenſchuß von der Beute. Meine Erregtheit war jetzt auf dem Höhepunkt angelangt; warum feuert er nicht? dachte ich. Aber Kit war kühler und berechnete beſſer als ich. Zuletzt ſah ich, wie er ſeine Büchſe anlegte und ſich genügend exponirte, um die Aufmerkſamkeit der Hirſchkuh zu erregen; dieſe erhob das Haupt ein wenig um den Gegenſtand des Alarms beobachten zu können, und bot ſo ein beſſeres Ziel für die Büchſe; einen Augenblick noch, und beim Klang des Gewehres machte das Thier einen convulſiven Sprung und rollte dann auf den Raſen. Unſere Pferde anbinden, die Hirſchkuh aufſchneiden und ihre Theile an unſere Sättel befeſtigen, war das Werk von weiteren 20 Minuten, dann ſtiegen wir wieder auf, verfolgten unſeren Weg, und hielten eine Art von triumphirendem Einzug in das Lager, wo Kits Glück die Herzen und Mägen jedermanns der Partie erfreute; es war in der That für uns in dieſen Tagen ein Ereigniß, und wir hatten in Folge deſſen eine recht vergnügte Nacht.

Von dieſen rauhen Bergpfaden ſtiegen wir endlich in die wunderſchöne Ebene, die unter dem Namen Taos-Thal bekannt iſt, hinab. Hier hatten wir kaum eine Tagereiſe gemacht als wir eine ſtarke Vermehrung in den Indianerzeichen, ſowie auch einen Wechſel in ihrem äußeren Erſcheinen bemerkten. Dieſe Veränderung, obgleich einem unerfahrenen Auge unbemerklich, verſtand jedoch Carſon zu deutlich um nicht ſehr unruhig zu werden.

„Sehr her,“ ſagte Kit, als er von ſeinem Maulthier abſtieg um die Spur zu unterſuchen; „die Indianer haben unſere Straße ſeit Sonnenaufgang paſſirt, und es iſt noch dazu eine Kriegspartie; kein Zeichen von Hüttenpfählen und keine Füllenſpuren; es ſind auch keine Freunde. Hier iſt eine Feder, die einer hat fallen laſſen. Wenn wir nicht ſehr Achtung geben, werden wir noch Unannehmlichkeiten haben.“

Unſer Lager war dieſe Nacht am Ufer eines von geſchmolzenem Schnee geſchwollenen Stroms, der zugleich die benachbarten Wieſen beträchtlich überſchwemmt hatte. Dieſer Waſſerbehälter, der nördlich von Mexikos erzeugt; dieſelben erhoben ſich Abends in förmlichen Wolken und ſtürzten ſich auf und arme Opfer. Sprecht über die ägyptiſchen Plagen! Ich will lieber mit irgendeiner Quantität Fröſche und Heuſchrecken zu thun haben, ſelbſt Veränderungs halber Flöhe nehmen, aber erlaßt mir dieſe geflügelten Martertinſtrumente, Mosktos genannt. Dieſe Burſchen gehörten vollendt dem regulären Blutſaugerſtamm an, von denen die Officiere, welche in den immergrünen Gefilden Florida's gedient haben, ſolche wunderbare Geſchichten erzählen. Um dieſe Invaſionsarmee zu vertreiben, machten wir Rauch, bis unſeren Augen förmliche Waſſerquellen entſtürzten; obgleich nun ganze Bataillone erſtickt wurden und in den Flammen umkamen, kamen doch Millionen wieder an ihre Stelle und erneuerten den Kampf. Unſere armen Maulthiere, die ebenſo von den Inſecten beläſtigt wurden, zeigten dennoch bei dieſer Gelegenheit mehr Weisheit als ich ihnen zugetraut hätte. Sie traten eng zuſammen, ſtellten ſich paarweiſe, Seite bei Seite, ſo daß der Schwanz des einen Freis am Kopf des anderen in Bewegung war und etablirten auf dieſe Weiſe eine gegenſeitige Schutzgeſellſchaft welche die Inſecten einigermaßen in Entfernung hielt. Es war jedoch ein ſehr komiſcher Anblick die langohrigen Haufen zu betrachten, wie die Schwänze, wie die Flügel einer Windmühlen-

Digitized by Google

versammlung hin- und hergingen, und ihre geduldige Resignation zu beobachten, wenn ein Mosskito, verwegener als seine Genossen, ihre Barriere durchbrach und sie trotz ihrer Vorsichtsmaßregeln kühn zwickte. Ich fand es endlich für unmöglich am Lagerfeuer zu bleiben, und rollte mich in eine Decke ein, wobei ich den Kopf so vollständig bedeckte daß nicht nur die Mosskitos, sondern auch die Luft abgeschlossen war, und verharrte so in einem Zustand theilweiser Erstickung, wobei ich so lange dem Kriegsgesang unserer Angreifer zuhören mußte, bis die fähleren Mitternachtswinde sie nöthigten in den schlammigen Sümpfen Zuflucht zu suchen.

Am nächsten Morgen waren wir vor der Sonne auf und verfolgten unseren Weg dem Thal entlang. Gegen Mittag entdeckte Carson etwas, was Indianer zu seyn schienen, in einer etwa entfernten Vertiefung wo einige verkrüppelte Bäume sie theilweise unserem Blick verbargen. In der Nähe ihres Lagers sahen wir eine große Anzahl Thiere grasen, die uns die Anwesenheit einer eben, oder beinahe ebenso großen Anzahl als wir waren, bezeugte. Da alle diese Leute augenscheinlich unserer Nähe nicht gewahr waren, machten wir Halt, und beschlossen nach kurzer Berathung einen Ausfall zu wagen, da wir, um nöthigenfalls einen Angriff zu machen, in der Zahl ihnen ziemlich gewachsen zu seyn schienen. In dieser Absicht wählten wir 100 Mann aus, und nachdem wir unsere Kräfte geordnet hatten, avancirten wir in sehr tapferer Weise; jedermann mit seiner Büchse zur Hand, fest entschlossen „zu siegen oder zu sterben." Was aber die Poesie der Affaire anbelangt, so konnten wir leider wenig mit dem „Pomp, Stolz und Umständen eines glorreichen Krieges" prahlen, weder in Anzug noch in Zierraten. Falstaffs zerlumptes Regiment, so oft als das non plus ultra von Volontären erwähnt, waren reguläre Truppen unseren auffallend gekleideten Rittern gegenüber. Wir sahen zerlumpt und schmutzig genug aus, und um das Gemälde zu vollenden, waren die beiden unglücklichen Individuen, denen die Inexpressibles fehlten, Leute im ersten Gliede, während der Autor einen Theil eines ihrer unerwähnt bleiben sollenden Unterkleidungsstückes an der Stelle eines Hutes um den Kopf gebunden hatte. Im ganzen genommen vernachlässigten wir gewiß nicht den Rath eines von Shakspeare's Helden, der seinen Leuten sagt: „Hängt ihre Banner auf den äußeren Wall." Auch die Maulthiere — der Henker hole ihre Dummheit — ruinirten die Affaire, so weit als man sie eine geheime nennen könnte, indem sie ihre Köpfe ausstreckten, ihre langen Ohren spitzten und so laut als möglich zu brüllen anfingen. Aber unser famoser Ausfall zu Maulthier wurde zu einem schleunigen und ruhmlosen Ende gebracht als wir bei Erreichung des Lagers unsere vermuthlichen Feinde entdeckten daß dieselben nichts mehr und nichts weniger als mexicanische Händler waren, die so weit in die Wildniß gedrungen, um mit den Indianern Geschäfte zu machen.

Von diesen Leuten erhielten wir einige nützliche, wenn auch nicht ermuthigende Nachrichten in der Beziehung daß eine Partie Gebirgsleute größer als die unserige und besser mit Waffen versehen als wir, in der Nähe des Ortes, wo wir diese Nacht unser Lager aufzuschlagen beabsichtigten, von den Indianern angegriffen, besiegt und ihres Eigenthums beraubt worden wären. Wir konnten daher nichts anderes thun als vorwärts eilen, und die nächste Nacht brachte wenigen in unserem Lager einen gesunden Schlaf. Wegen größerer Wachsamkeit wurden die Wachen verdoppelt und mußten nach und von ihrem Posten kriechen; alles befestigte sich nebenbei der größten Ruhe. Das Feuer eines Indianer-Lagers, wahrscheinlich eines Theiles der Bande welche die Gebirgsleute überwunden hatten, glänzte von einer eine halbe Meile vor uns gelegenen Hügelseite zu uns, und da wir nichts zu kochen hatten, hielten wir es für klüger unser eigenes auszulöschen, das wir, um die Mosskitos zu verscheuchen, angezündet hatten. Während der Nacht bezeugte die große Unruhe unter den Thieren die Gegenwart, oder doch wenigstens unmittelbare Nähe lauernder Indianer; Kit, der durch lange Bekanntschaft mit den Indianergebräuchen eine vollkommene Kenntniß ihrer Kriegsführung erworben hatte, und glaubte daß sie und um Tagesanbruch angreifen würden, beschloß einen verstohlenen Marsch um den Feind herum zu machen. In Folge dessen sattelten wir unsere Thiere um Mitternacht und machten uns so geräuschlos als möglich auf den Weg, und marschirten bei Sternenlicht bis zum ersten Tagesschimmer, wo wir zur Erholung unserer ermüdeten Thiere einige Augenblicke pausirten und dann weiter eilten.

Wir hatten als wir unser letztes Lager verließen, beinahe noch 100 Meilen bis an die ersten Niederlassungen Neu-Mexico's, den ersten Platz wo wir sicher waren zu reisen; wir beschlossen nun diesen Weg ohne Aufenthalt zu machen. In Folge dessen eilten wir so schnell vorwärts als der Zustand unserer Thiere uns erlaubte, und hielten nur an, wenn wir unsere Sättel leeren Thieren, wenn die gerittenen Zeichen von Ermattung gaben, auflegten. Spät Nachmittags hatten wir vermittelst gehöriger Benützung von Peitsche und Sporen einen Punkt einige 18 Meilen von der ersten mexicanischen Wohnung erreicht.

Ich fieng schon an mich von der ängstlichen Wachsamkeit der letzten Tage etwas zu erholen, und verkürzte mir die Langeweile des Weges durch Ausmalung des üppigen Mahles, was ich mir in Santa-Fe bestellen wollte, als Carson, der fortwährend scharf umhergeschaut hatte, meine Träumereien durch den Ausruf unterbrach: „Seht das Indianer-Dorf; wir sind nun dennoch auf die Schnüre gestolpert!" Es war nur zu wahr; eine plötzliche Wendung des Weges hatte uns in das Bereich von ungefähr 200 Indianerhütten gebracht, welche auf einem anstehenden Boden eine halbe Meile rechts von unserem Weg errichtet waren. An diesem Punkt wurde das Thal enger, und eingetrennt, wie wir durch eine Kette von Hügeln und Bergen waren, hatten wir kein anderes Aushunftsmittel als unseren Curs genau vorwärts zu steuern, in der Hoffnung daß durch das „gut nach dem Land hin halten" — wie die Seeleute sagen — wir möglicherweise unbemerkt vorbeischlüpfen könnten. Aber unsere Hoffnung war eitel; wir waren schon bemerkt worden, und ehe wir 200 Schritt gemacht hatten, kam ein Krieger ungestüm aus der Stadt und in größter Eile auf Carson und mich zugeritten. Es war ein schön geformter Wilder auf einem edlen Pferde, und seine frische Malerei und geputzte Ausrüstung sah nicht weniger als friedlich aus. Der Bursche fuhr in seinem Carriere-Reiten fort, bis er beinahe an unserer Seite war, zügelte dann seine Stute so plötzlich daß er das Thier auf die Hinterfüße riß, und fragte nach dem Capitan (ein spanisches Wort, welches gewöhnlich von den Indianern gebraucht wird um Anführer zu bezeichnen). Zu Beantwortung der Frage deutete ich erst auf Carson und dann auf mich. Kit, der ihn emsig und ohne zu sprechen betrachtet hatte, drehte sich zu mir und sagte: „Ich will mit diesem Krieger in der Cutaw-Sprache reden, und wenn er mich versteht, so zeigt das daß er zu einem freundlichen Stamm gehört; wenn das aber nicht der Fall ist, so wissen wir das Gegentheil, und müssen handeln so gut wir können, aber seiner Malerei und seinem Betragen nach zu urtheilen, erwarte ich daß es mit einem Gefecht enden wird."

Kit wandte sich dann zu dem Indianer, der, nach seinem Gesichtsausdruck zu urtheilen, innerliche, aber für ihn angenehme

Digitized by Google

Notizen über unsere vom Reisen ermüdete und ungenügend bewaffnete und schlecht bekleidete Partie genommen hatte, und fragte ihn in der Eutaw-Sprache: „Wer seyd ihr?“ Der Wilde starrte uns einen Augenblick an, steckte dann einen Finger in jedes Ohr und schüttelte den Kopf langsam von einer Seite zur anderen. „Ich wußte es,“ sagte Kit, „es ist gerade wie ich dachte, und nun sind wir zum wenigsten unserer Sache gewiß. Gib Acht, Thomas!“ fügte er hinzu (indem er einen alten Gebirgsmann zu sich rief) — „bring die Maulthiere zusammen und treib sie nach jenem kleinen Gehölze, während wir mit dem Indianer folgen.“ Dann ersuchte mich Carson flüsternd, hinter dem Wilden, welcher entschlossen schien uns zu begleiten, zu reiten und darauf zu sehen, ihn augenblicklich zu erschießen, wenn es erforderlich wäre. Nachdem ich mich in die nöthige Position versetzt hatte, zog ich unbemerkt den Hahn meiner Büchse, die ich gewöhnlich am Sattel trug, auf, ohne Verdacht zu erregen.

Kit ritt voran, um die Bewegungen der Truppe zu leiten. Die Leute hatten indessen unter Thomas Anführung die bepackten und losen Thiere beisammen und trieben sie nach einem Wäldchen, ungefähr 200 Schritt weiter von dem Indianer-Dorf. Wir waren erst wenig vorangekommen als Carson (der von Zeit zu Zeit über seine Schulter geschaut hatte) sein Maulthier zügelte, bis wir wieder Seite bei Seite ritten. Während er anhielt, und so that als ob er etwas am Sattel in Ordnung bringen wolle, sagte er so leise daß nur ich es hören konnte: „Schaut zurück, aber drückt kein Erstaunen aus.“ Ich that es und bekam einen Anblick, der, obgleich sehr pittoresk und für einen Maler ein prächtiger Gegenstand, doch unter den betreffenden Umständen eher das Gleichgewicht der Nerven zu zerstören geeignet war. Kurz, ich sah etwa 150 Krieger, gut beritten und nach Kriegsgebrauch bemalt; ihre langen Haare flatterten im Wind, und sie kamen auf uns, ihre Lanzen schüttelnd und die Speere schwingend, angesprengt.

Zu dieser Zeit hatten wir das Gehölz — wenn einige zerstreute Bäume diesen Namen verdienen, erreicht, und Kit, vom Pferd springend, rief seinen Leuten zu: „Jetzt, Burschе, steigt ab, bindet eure Reitmaulthiere an; die welche Füllen haben, stellen sich um den Thierhaufen und nehmen die Indianer aufs Korn, und die welche keine haben, gehen nach innen und halten die Thiere. Gib Acht, Thomas, und wenn sie versuchen sollten die Thiere wegzutreiben, so schieß das Maulthier mit den Postsäcken nieder.“

Wir hatten kaum diese eiligen Vorbereitungen für den Empfang der unwillkommenen Besucher gemacht, als die Horde bei uns war und unsere Position umzingelt hatte. Für die nächsten 15 Minuten entstand eine jeder Beschreibung spottende Scene voll Confusion und Aufregung. Auf der einen Seite rückten die Indianer eng auf uns zu, schrieen, zielten mit den Speeren und spannten ihre Bogen, während ihre Häuptlinge, durch besondere Thätigkeit erkenntlich, hie und da unter dem Haufen herumsprengten, commandirten und ihre Leute dirigirten. Auf der andern Seite stand unser kleiner Haufen, mit Ausnahme derer die ihre Büchsen im Grand-River verloren hatten, heldenmüthig um den Thierhaufen; Carson, wenige Schritte vor seinen Leuten, gab denselben Befehle und harangnirte die Indianer. Sein ganzes Benehmen war jetzt anders, so daß es ein ganz verschiedener Mann zu seyn schien; seine Augen schleuderten Blitze, und seine Büchse hatte er mit der Energie eines eisernen Willens gepackt.

„Hier,“ schrie er den Wilden zu, „ist unsere Linie; überschreitet sie, wenn ihr wagt, und wir beginnen sofort zu feuern. Ihr verlangt wir sollen euch hereinlassen; wir lassen euch jedoch nicht, ausgenommen über unsere Leichen. Ihr sagt, ihr seyd Freunde; ihr seht aber nicht sehr darnach aus. Nein, ihr betrügt uns nicht, wir kennen euch zu gut; so geht zurück, oder euer Leben ist in Gefahr.“

Es war sehr kühn von ihm, so zu diesen blutdürstigen Schuften zu sprechen; aber es war eine Krisis, in der uns, wie er wußte, nur Kühnheit retten konnte. Sie hatten fünf Mann gegen Einen; unsere Munition bestand nur in je drei Schuß, und jeder Widerstand konnte nur momentan seyn, aber die Indianer mußten unter unserer Truppe Gebirgsleute erkannt haben, die bis zum letzten Mann gefechten hätten, und sie wußten aus trauriger Erfahrung daß die Büchse eines Trapper nur selten das Ziel fehlt. Für Erlangung unserer abgetriebenen Thiere hätte es sich kaum gelohnt zu fechten, und unsere Scalps wären ihnen theurer zu stehen gekommen.

Unsere Angreifer waren augenscheinlich unentschieden, und diese Unentschiedenheit rettete uns; denn gerade wie sie sich zu offener Feindseligkeit zu bereiten schienen als die Büchsen gespannt und die Bogen angezogen waren, kam ein Bote auf einem abgetriebenen und dampfenden Pferde von der Richtung der Ansiedlungen herangesprengt, welcher Nachrichten von augenscheinlicher Wichtigkeit brachte. Nach einer kurzen Berathung mit dem neuen Ankömmling pfiff der Häuptling gellend, und die Krieger zogen sich zurück. Carsons rasches Auge hatte bereits ihre Verwirrung entdeckt; er drehte sich zu seinen Leuten und rief: „Jetzt Jungens, haben wir eine Chance, springt in die Sättel, treibt die losen Thiere vor euch, und dann ergreift eure Büchsen; wenn diese Burschе uns nicht in Ruhe lassen, wollen wir ein Menn-Gefecht daraus machen.“

Augenblicklich war jedermann im Sattel, und mit dem Thierhaufen in Front zogen wir uns langsam zurück, drehten uns von Zeit zu Zeit um, um die Bewegungen unserer Feinde zu beobachten. Diese folgten uns, verließen uns jedoch endlich, verschwanden in der Richtung nach ihrem Dorf zu, und ließen unsere Leute ihren Weg ungestört verfolgen. Wir ritten scharf, und erreichten um Mitternacht die ersten mexicanischen Wohnungen, die wir seit unserer Abreise von der Küste des stillen Weltmeeres gesehen hatten. Da diese Stadt nichts weiter als eine Collection von Schäferhütten war, so giengen wir nicht hinein, sondern lagerten uns daneben. Hier erfuhren wir auch das Geheimniß unseres fast wunderbaren Entkommens von den Indianern, welches darin bestand daß eine Abtheilung von 200 amerikanischen Freiwilligen auf dem Weg waren, um die Thäter der kürzlich in der Umgegend begangenen indianischen Unthaten zu bestrafen. Dieß war die Nachricht, die der Bote, der die Amerikaner während ihres Marsches entdeckt haben mußte, zu so gelegener Zeit brachte.

Es ist wohl unnöthig zu sagen daß wir diese Nacht wie müde Menschen schliefen. Auch unsere Thiere bedurften vor Erneuerung ihrer Arbeiten der Ruhe, und es ward daher entschieden daß wir vor unserer Abreise nach dem nur noch einen Tagesmarsch entfernten Taos einen Tag zur Feiertagsruhe benützen wollten. Ich erinnere mich daß ich die Gelegenheit durch Besuch einer der Mexicanerbütten feierte und daselbst ein Mittagsmahl bestellte, so großartig wie es nur der Mlap bieten konnte — Eier und Ziegenmilch à discrétion, wenn die schreckliche Verwüstung, die wir unter diesen Lebensmitteln anrichteten, Discretion genannt werden konnte, was mir bei einigem Nachdenken etwas zweifelhaft scheint.

Am frühen Morgen des nächsten Tages nahmen wir unseren Marsch wieder auf, und am Abend war unsere Zusammenreise

Digitized by Google

für diese Saison geendigt, da wir in das mexicanische Städtchen Taos kamen, woselbst ich von Carson und seiner liebenswürdigen Frau, einer spanischen Dame und Verwandten eines früheren Gouverneurs von Neu-Mexico, gastfreundlich empfangen wurde.

Seit ich die vorgehende Erzählung schrieb, ist Christoph Carson vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zum Indianeragenten des Territoriums Neu-Mexico ernannt worden, eine sehr verantwortliche Stellung, die großen Tact, viel Gemeinsinn und tüchtige Urtheilsfähigkeit verlangt. Diese ausgezeichnete Wahl ist durch den Senat bestätigt und ratificirt worden.

Türkische Notizen.

Der verhängnißvolle Mörser in Konstantinopel. Wenn man das Serai in Konstantinopel besucht und durch die erste kaiserliche Pforte eintritt, in deren beiden Seitenmauern die Köpfe unglücklicher Schlachtopfer ausgestellt zu werden pflegen, gelangt man auf einen großen unregelmäßigen Hof, der durch einige Bäume geziert und rechts und links von verschiedenen Gebäuden, unter anderen von der ehemaligen Kirche der heiligen Irene, welche die Türken in ein Arsenal umgewandelt haben, umgeben wird. Das merkwürdigste auf diesem Hof ist ein ungeheurer Mörser, von welchem behauptet wird daß in ihm der Mufti oder Scheik-ul-Islam, das Haupt der Ulemas (d. i. der Geistlichkeit), lebendig zerstampft werde, sobald derselbe eines Verbrechens überführt worden sey. Allein das ganze gilt als eine Fabel, die entweder die Franken erfunden haben, oder es ist eine listige Ausflucht und Drohung der Sultane. Diese haben nicht einmal das Recht an die heilige Person des Mufti Hand anzulegen. Die höheren Geistlichen der Moskeen können zur Strafe nur verbannt oder eingesperrt werden, und diese Sitte scheint nur ein einzigesmal unter dem grausamen Sultan Murad IV, dem türkischen Nero, der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts regierte, verletzt worden zu seyn. Die historische Wahrheit und Treue fordert auch hier eingeroſtete Irrthümer entschieden als das darzustellen was sie sind.

•

Türkische Civilisation. Im Jahr 1820 erschien in der Türkei, mit ausdrücklicher Bewilligung des Sultans Mahmud II, ein Werk über Anatomie und Arzneikunde, zugleich mit vielen Abbildungen des menschlichen Körpers. Es enthielt die größte Ketzerei gegen den Koran, denn derselbe verbietet einen menschlichen Leichnam zu öffnen, selbst dann wenn der Tod die köstlichste Perle verschluckt hätte und diese einem anderen als Eigenthum angehörte. Mahmud selbst soll vorher das Buch zuvor genau geprüft haben, und erst nachdem er sich von der Wahrheit und dem Nutzen desselben überzeugt hatte, erklärte er es „für eins der köstlichsten und unzähligen Erzeugnisse die seine glückliche Regierung verherrlicht haben.“ (Und damals hatte die Vernichtung der Janitscharen noch nicht stattgefunden!) Durch dieses Buch war der Grund zu der später errichteten medicinischen Schule in Konstantinopel gelegt worden, die, als eine wissenschaftliche Anstalt im europäischen Sinne, von dem Koran, den Ueberlieferungen und Gewohnheiten des Orients vollkommen abwich. Der Sultan Abdul-Medschid verwandelte jene Schule in eine medicinisch-chirurgische Akademie, welche in Konstantinopel in der Nähe der Sophienkirche, auf den Trümmern einer Janitscharen-Caserne, gelegen ist. Dabei befindet sich auch eine europäische Bibliothek, und die Mitglieder der Akademie waren wenigstens vor einigen Jahren besonders bemüht die byzantinische Fauna und Flora zu ergründen, wozu sie bereits Sammlungen, Museen und Cabinette angelegt hatten. Immerhin ein europäischer Triumph!

Miscellen.

Theorie der Volta'schen Säule. Während der dreißig Jahre in welchen die Theorie der Volta'schen Säule der Erörterung unterlag, begünstigte die Forschung anscheinend zur einen Zeit die chemische, zur andern die Berührungs-Theorie. Wir sind jetzt, wie wir glauben, im Stande sagen zu dürfen daß die Erörterung geschlossen ist. Die chemische Theorie hat endgültig den Sieg davon getragen. Wie diese Theorie in dem Traité d'Electricité Théorique et Pratique von de la Rive erklärt ist, begegnet sie allen Schwierigkeiten, und beweist daß wenn Berührung zur Erregung von Elektricität oft nothwendig, nicht die Berührung es ist wodurch Elektricität sich erzeugt; chemische Wirkungen sind stets die Quelle. Dieser gelehrte Naturforscher zeigt daß alle chemische Wirkung eine Freimachung von Elektricität verursacht, während nicht ein einziger Versuch angeführt werden kann bei welchem Elektricität einfach durch Berührung erzeugt wird. Er überschaut und erläutert alle zu Gunsten der Berührungs-Theorie angeführten Thatsachen. Er weist so auf den so häufig vorgebrachten Einwurf hin daß man, um das Kupfer des Kupfervitriols durch Eisen aus seiner Stelle zu verdrängen, das Eisen mit der Salzauflösung in Berührung bringen muß, und daß die chemische Wirkung erst dann anfängt wenn das Eisen mit Kupfer bedeckt ist und es so ein Volta'sches Paar gebildet hat. Hr. de la Rive beweist zuvörderst daß es bei diesem Experiment ein Volta'sches Paar gibt welches dem durch das Eisen und das verdrängte Kupfer gebildeten vorangeht; dieses Paar wird durch das Eisen und das an seiner Oberfläche hängende Eisen-Oxyd, oder durch Eisen und Kohlenstoff oder sonst einen andern fremden Körper gebildet; denn wenn man chemisch reines Eisen und eine vollkommen reine Oberfläche gebraucht, erhält man keine Kupferfällung. Kein Naturforscher eignet sich besser zur Uebernahme der heiklen Aufgabe eine Theorie der Volta'schen Säule zu geben. Seine Studien sowohl als seine Entdeckungen weisen ihm den Weg hiezu. Hr. de la Rive war der erste welcher die wichtige Thatsache erkannte daß chemisch reines Zink nicht von Schwefelsäurehydrat angegriffen wird; daß zwei Metalle auf welche reine Salpetersäure z. B. keine Wirkung übt, wie Gold oder Platina, nicht die geringste Spur einer Strömung geben wenn man sie an das Ende eines Galvanometers bringt und in die Salpetersäure taucht; daß sie hingegen eine augenblickliche Strömung

Digitized by Google

hervorbringen wenn man einen Tropfen Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure) hinzufügt. Die Berührungs-Theorie hat diese Thatsache noch nie erklärtert. Der dritte Band dieses Werkes ist den Anwendungen der Elektricität vorbehalten. Der wichtige Antheil welchen Hr. de la Rive an der Erfindung der Galvanoplastik nahm, ist hinlänglich bekannt, und wir dürfen uns der gegründeten Hoffnung hingeben daß er diesen Industriezweig in seinem Werk mit neuen Ansichten und einer Schärfe und Genauigkeit beleuchten werde, worvon die beiden ersten Bände uns so schöne Beispiele geliefert haben (Amer. Journ. of Science.)

*

Die Victoria-Brücke. Diese Brücke, welche, wie wir kaum zu sagen brauchen, den St. Lorenz-Strom nicht weit oberhalb Montreal kreuzt, wird eines der größten unter den Weltwundern werden. Sie wurde im Julius 1854 begonnen, und soll vertragsmäßig im Jahr 1860 vollendet seyn. Der Gesammtkostenbetrag ward anfprünglich auf etwa 7,000,000 Dollars angeschlagen; neuerdings sind aber die Pläne dergestalt abgeändert worden, daß sich die Kosten nur auf etwas mehr als 6,000,000 Dollars belaufen werden. Die äußerste Länge der Brücke, mit Einschluß des Anstoßpfeilers auf jeder Seite, wird 7000 Fuß oder etwas mehr als $1^1/_4$ (engl.) Meile betragen. Sechsundzwanzig Pfeiler auf solider Mauerarbeit werden den eisernen Oberbau der Brücke tragen. Die Mittelpunktsspannung wird sich auf 350 Fuß, die andern Spannungen jede auf 242 Fuß Weite belaufen. Die Höhe des Mittelpunkts der Brücke soll 60 Fuß über dem Wasserspiegel seyn. Das Eisengewicht der Röhren wird 8000 Tonnen und der Inhalt der Mauerarbeit 30,000,000 Kubikfuß betragen, wenn der ganze Bau vollendet ist. Die berühmte Röhrenhängbrücke über den Menai, welche die Insel Anglesey mit der Grafschaft Caernarvon verbindet und jetzt eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt ist, wird gegen diese amerikanische Brücke kaum in Betracht kommen. Mit Einschluß der Dammbauten auf beiden Seiten wird die Gesammtlänge der Brücke von Flußufer zu Flußufer 10,274 Fuß oder nahezu zwei (engl.) Meilen betragen. Der Anstoßpfeiler der Brücke an welchem die Landungsstelle der Dampfboote gebaut wurde, ist nahezu fertig. Er besteht aus einer unermeßlichen Masse Mauerwerk, das anscheinend eine solche Stärke hat daß es auf den Beschauer den Eindruck macht es könne auch dem höchsten Druck der den St. Lorenz herabkommenden schweren Eisblöcke Widerstand leisten. Indeß kann nur die Erfahrung lehren was es in dieser Hinsicht auszuhalten vermag. Neun Pfeiler der Brücke sind jetzt vollendet, noch aber durch keinen Straßenweg mit einander verbunden. Sie zeigen auf den beiden Seiten und am niedrigern Ende eine glatte Oberfläche; die der Strömung zugekehrte Seite ist keilförmig, um die Wucht der Eisblöcke zu brechen und sie beiseite zu schaffen. In der Beseitigung dieser Zerstörungskraft lag indeß die Hauptschwierigkeit welche die Ingenieure bei diesem Unternehmen zu überwinden hatten. (Newspaper Correspondent.)

*

Fata Morgana in Rußland. Die Steppen im südlichen Rußland gewähren ein Schauspiel, welches in Deutschland nur selten gesehen wird, nämlich die Luftspiegelung, die sogenannte Fata Morgana. Ein Reisender fuhr von Jagantog nach Mariupol. Beide Städte liegen am asow'schen Meere, etwa 125 Werste von einander entfernt, und der Fahrweg führt mehrere Meilen vom Meer ab. Als der Reisende, welcher den Weg mitten am Tage machte, am weitesten von letzterem entfernt zu seyn glaubte, wurde dasselbe gleichwohl sichtbar. Er bemerkte bald ein Städtchen mit zwei Thürmen und verschiedene Schiffe, welche nach der ersteren zusegelten. Je weiter er kam, vergrößerte sich ihm die Stadt und rückte immer näher, so daß er zuletzt auf den Schiffen sogar Menschen zu erkennen meinte. Als er nun aber seinen Dolond an die Augen brachte, waren Stadt und Meer mit den Schiffen verschwunden: es war eine Fata Morgana gewesen. Der nämliche Reisende hatte auf dem sinnlichen Meerbusen ein ähnliches Schauspiel erlebt; er sah eines Morgens vor Sonnenaufgang die Stadt Reval umgekehrt auf der sinnlichen Küste liegen, sich allmählich erheben und — mit dem Aufgang der Sonne plötzlich verschwinden. Am gewöhnlichsten bestehen dort die Luftspiegelungen darin daß man eine Wolke oder einen See, auch einen Nebel am Horizont aufsteigen sieht; die Erscheinung vergrößert sich und zeigt allmählich auf ihrem Grund Bäume, besonders Pferde in großer Menge, von denen man oft nur die Köpfe oder die Füße erblickt. Oft laufen sie wie ein Schattenspiel an der Wand über die Wolke hinweg, und wenn sie den Rand derselben erreicht haben, verschwindet auf einmal alles. Die Luftspiegelung scheint auch in der Nacht nicht seltener zu seyn als am Tag, allein sie wird da seltener beobachtet. In der Himmelsgegend, wo der Mond aufgeht, bemerkte der gedachte Reisende im südlichen Rußland meist eine ungewöhnliche Bewegung heller und dunkler Streifen, die sich zuweilen bis auf einige dunkel Schritte nähern, dann sich wieder entfernen, sich verwandeln, wieder näher kommen, und ganz verschwinden, sobald der Mond den ersten hellen Strahl durch das zerrissene Gewölk wirft.

*

Bestätigte Gegenwart von Silber im Meerwasser. In der letzten Sitzung der Royal Society wurde ein Aufsatz des Hrn. F. Field „über das Vorkommen des Silbers im Meerwasser" gelesen. Das Daseyn des Silbers im Meerwasser wurde zuerst von den HH. Malaguti, Durocher und Sarzeau bekannt gemacht. Da eine Lösung von Chlorsilber in Chlornatrium augenblicklich durch metallisches Kupfer zersetzt wird, so hielt es der Vers. für sehr wahrscheinlich daß das Kupfer und Messing (yellow metal) der Schiffsbeschläge nach langem Verweilen im Seewasser mehr Silber enthalten müsse als zuvor, indem das aus der Zersetzung des Chlorsilbers entstehende Metall sich auf dieselben niederschlage. Da ein großes Schiff, welches sieben Jahre im stillen Ocean gekreuzt hatte, in Ausbesserung genommen war, so verschaffte sich der Vers. einige Unzen von dessen Kupferbeschlag. 5000 Gran wurden in reiner Salpetersäure gelöst und die Lösung verdünnt; dann setzte man einige Tropfen Salzsäure hinzu und hierauf den Niederschlag drei Tage sich setzen. Das Resultat war 2,01 Gran Silber oder 1 Unz. 2 Drachm. 15 Gran Troy pro Tonne. Schwerlich konnte eine so große Menge als ursprünglich in dem Kupfer vorhanden angenommen werden, da der Werth des Silbers unter diesen Umständen die Ausziehung desselben gelohnt haben würde. In einem andern Falle untersuchte der Vers. zwei Portionen derselben Metallsorte, deren eine gar nicht im Meerwasser gewesen, die andere aber zu dem Beschlag eines Schiffes gehört hatte, das drei Jahre im stillen Ocean beständlich war; die Resultate waren sehr schlagend. Das dem Meerwasser nicht ausgesetzte Metall gab 0,51 Gran oder 19 Drachm. 14 Gran pro Tonne, das vom Schiffsbeschlag genommene dagegen 400 Gran gleich 7 Unz. 13 Drachm. 1 Gran pro Tonne; das dem Meerwasser ausgesetzt gewesene Metall gab also beinahe achtmal so viel Silber als das ursprüngliche. (Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie 1857, Nr. 2.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 24 April 1857.

Ueber den buddhistischen Reliquiendienst.

(Aus einem größeren unter der Presse befindlichen Werke über den Buddhismus, v. C. F. Köppen.)

Der Buddhismus ist eine Religion ohne Gott. Ihr, die keinen Schöpfer und Erhalter des Weltalls anerkennt und den vollendeten Weisen (den Buddha) hoch über alle angeblichen Götter erhob, mußte daher ursprünglich jeglicher Gottes- oder Götzendienst fern liegen. Und so ist es. Das reine Buddhathum hat schlechterdings keinen Cultus; Çakjamuni hat einen solchen nicht eingerichtet, keine Opfer, Ceremonien, Gebete irgend welcher Art angeordnet. Er hat vielmehr mit der Autorität der Vedas und den qualvollen Bußen der Brahmanen zugleich auch ihren ganzen Cultus verworfen, und indem er das Seelenheil nicht von der Ausübung eitler Gebräuche und der Anrufung eingebildeter Götter, sondern von der sittlichen Zucht und der Erfüllung der Pflichtgebote abhängig machte, die Religion auf die Disciplin und Moral zurückgeführt. „Vater und Mutter ehren ist besser als den Göttern des Himmels und der Erde zu dienen;“ „Brahma ist in der Familie, in welcher Vater und Mutter vollkommen von ihren Kindern geehrt werden;“ oder „einen ruhigen Augenblick seiner selbst warten, ist besser als hundert Jahre hindurch in jedem Monat tausend Opfer bringen“ — das sind Sätze, in denen sich die ächte, sittliche, antikirchliche und antigötzendienerische Haltung des Buddhismus documentirt.

Dennoch konnte auch er dem Cultus nicht entgehen, sobald er anfieng in die Massen zu dringen, um so weniger als er sich ja ganz besonders an die untersten, geistig herabgedrückten Volksklassen wandte, die den Begriff der buddhistischen Tugend als solcher nicht zu fassen vermochten, und auf die nur von Seiten ihrer Sinnlichkeit und Einbildungskraft eingewirkt werden konnte. Es hat sich derselbe einerseits und zuerst auf unbewußte, naive Weise herausgebildet, wobei die alles überwuchernde indische Phantasie und die Gewohnheit des brahmanischen Tempel- und Ceremoniellwesens sehr in Anschlag zu bringen ist, andererseits und je später, je mehr durch schlau berechnete Einwirkung, ja absichtliche Täuschung, welche die buddhistischen Bettelmönche anwandten, um ihre Herrschaft über die Menge fest und fester zu begründen. Indeß hält noch jetzt das Buddhathum, wo es nicht völlig entartet ist, daran fest, und selbst die Geistlichen geben zu, daß die Cultushandlungen und Gebräuche, Darbringungen, Proceßionen, Illuminationen, bildliche und theatralische Darstellungen nicht das Wesen der Religion ausmachen, daß sie mehr weltlich als religiös, und Erfindungen jüngeren Datums sind.

Der Buddhismus, der keinen Gott und keine Götter hat, setzt natürlich an die Stelle der Gottesverehrung einen Cultus der Heiligen; dieser aber erscheint, wie im Katholicismus, in zweifacher Form: als Bilder- und Reliquiendienst.

Einziger Gegenstand der Verehrung war ohne Zweifel zuerst der Buddha Çakjamuni, als Stifter des Gesetzes, der große Lehrer, der vollendete Weise. Nach und nach wurden ihm diejenigen seiner Jünger zugesellt, die ihm an Weisheit und Heiligkeit nachgestrebt, gleich ihm wie man annahm, die Stufe in sich ausgetilgt, die Fesseln gesprengt und sich dadurch dem Kreislaufe des Geborenwerdens und Sterbens entzogen hatten, wie die beiden Musterschüler Çariputra und Maha Maudgaljajana und die übrigen großen Çrawakas (Zuhörer); ferner ausgezeichnete und hochgestellte Geistliche und Kirchenlehrer überhaupt, die entweder schon bei Lebzeiten für Heilige gegolten hatten, oder nach ihrem Tode förmlich canonisirt waren; endlich jene bloß mythologischen und gnostischen Heiligen, die von der Scholastik erschaffen sind, wie die angeblichen Vorgänger und Nachfolger Çakjamunis, d. h. die Buddhas der Vergangenheit und Zukunft — mit einem Wort, jede historische oder fingirte Persönlichkeit, die zu einer der drei Classen von Heiligen, der Arhats oder Çrawakas, der Pratjeka-Buddhas, der Bodhisattwas und allerherrlichst-vollendeten Buddhas gerechnet wurde, konnte irgendwie in den Bereich dieses Cultus hineingezogen werden. [1]

[1] Arhats oder Arhats heißen die simplen Heiligen, die durch vollkommene Ueberwindung der Sünden sich dem Kreislauf der Geburt und des Todes entzogen haben, wörtlich die „Ueberwältigten;“ sie sind Çrawakas, in so weit sie die Predigt des Buddha gehört haben. Pratjeka-Buddhas, d. i. „persönliche, individuelle Buddhas“ werden diejenigen Heiligen genannt, die ohne einem allervollendetsten vollendeten Buddha zu begegnen, als Einsiedler, die höchste Weisheit erlangen, noch nur sich selbst, nicht andere zu erlösen vermögen; Bodhisattwas endlich sind die Candidaten der Buddhawürde, die noch nicht fertigen, zukünftigen allervollendeten Buddhas, welche die Mittelstufen zum Ziel ihres Strebens gemacht haben. Der Arhat ist Schüler, der Pratjeka-Buddha Autodidakt, der Bodhisattwa höherstehendes, Bahn brechendes Genie; der erstere macht die kleiner, der zweite die mittlere, der letztere die große Carriere.

Digitized by Google

Gehen wir auf den Urſprung deſſelben zurück, ſo belauſchen wir die geheime Bildungsgeſchichte und die innere Plaſtik der poſitiven Religion; wir ſehen wie auch hier der kirchlich-religiöſen Wucherpflanze ein menſchlich-religiöſer Kern zum Grunde liegt, und ſelbſt das an ihr, was am meiſten der Ausartung und des Mißbrauchs fähig iſt, urſprünglich auf dem rein Menſchlichſten beruht. Es iſt menſchlich, es iſt religiös, im eigentlichſten, ſtrengſten Sinne des Wortes religiös, das Andenken der dahingegangenen Eltern, Wohlthäter, Freunde und in weitern Kreiſen das der großen und verdienten Männer, der Lehrer und Hirten der Völker zu ehren und zu feiern, ihr Bild und was irdiſches von ihnen übrig iſt oder was ſonſt lebendig an ſie erinnert, hoch und theuer zu halten. Heilig ſind die Stätten wo ſie im Leben gewandelt, heilig ihre Ruheſtätten, heilig die Reliquien, die uns als Pfänder der Erinnerung geblieben ſind. Dieſe menſchliche Religion der Pietät iſt allen Zeitalttern und Völkern gemein, denn jeder gute und gemüthvolle Menſch bekennt ſich zu ihr; ſie iſt ein weſentliches Element aller poſitiven Religionen, auch wenn ſie nicht zum kirchlich-receipirten Bilder- und Reliquiendienſt entartet iſt. Ihrer Quelle nach rein und lauter wird aber auch ſie, wie jede andere, zum Aberglauben, zum Fetiſchdienſt, zum Schamanenthum, wenn einerſeits die Rohheit und Dummheit wähnt ſie zur Befriedigung ihrer ſinnlichen und ſelbſtſüchtigen Zwecke benutzen zu können, und andrerſeits die fromme und unfromme Lüge ſich ihrer bemächtigt, um ſie zu hierarchiſchen Beſtrebungen, zur Beherrſchung und Bevortheilung des großen Haufens auszubeuten. Wenn alſo der Prieſter lehrt und der Pöbel glaubt daß das Bild oder die Reliquie mehr ſey als ein Medium der Erinnerung und Vertiefung, daß vielmehr demſelben übernatürliche Kräfte innwohnen, daß durch ſie außerordentliche Dinge vollbracht, auf den Gang der Natur eingewirkt, z. B. Krankheiten geheilt, Regen erzeugt werden könne, daß das Bild die Augen verdrehe, weine, rede u. ſ. w.; ſo hat es mit der Pietätsreligion ein Ende und der Fetiſchdienſt beginnt.

Dieſe Klippe konnte der Buddhismus ſo wenig vermeiden wie der Katholicismus, ſeitdem er ſeine Bekenner nach Hunderttauſenden und Millionen zählte. Zwar wird den buddhiſtiſchen Heiligenbildern ſchriftmäßig nicht eigentlich Anbetung, ſondern nur Ehrfurcht erwieſen, der Schmuck mit dem man ſie ziert, die Blumen welche man ihnen ſtreut, die Wohlgerüche die man zu ihnen aufſteigen läßt, werden ausdrücklich nicht Opfer, ſondern nur Ehrenbezeugungen genannt; indeß die Maſſe weiß zwiſchen dieſen beiden Begriffen wenig zu unterſcheiden.

In der katholiſchen Kirche hat das Bild — jedenfalls in den drei letzten Jahrhunderten — den Sieg über die Reliquie davon getragen; in der buddhiſtiſchen überwiegt der Reliquiendienſt. Denn ihr iſt das Bild — und in der Theorie hat ſie das immer feſtgehalten — nur ein Gleichniß des Heiligen, dazu beſtimmt ihn in der Anſchauung und im Glauben zu vergegenwärtigen, oder dient lediglich zur Verzierung, iſt daher an ſich ein gleichgültiges Ding und bedarf für den kirchlichen Gebrauch der prieſterlichen Weihe und Einſegnung. Die Reliquie dagegen, als leibhaftiger Ueberreſt oder als Hinterlaſſenſchaft des verklärten, ins Jenſeits der Befreiung gelangten Heiligen iſt an und für ſich theuer, weihevoll und heilig. Das Bild wird durch die Reliquie geweiht, indem ſie in daſſelbe gelegt und eingeſchloſſen wird, nicht die Reliquie durch das Bild. Idole von Holz oder Metall, die noch keine Reliquien und Gebetformeln in ſich beherbergen, ſind nach der Meinung der Lamaiſten todte, unwirkſame Bilder; erſt dadurch daß ſie mit dieſen erfüllt und der Segen über ſie geſprochen wird, empfangen ſie in den Augen der Gläubigen Leben, und geheimnißvolle, über menſchliche Kraft. Der Satz: „wer die Reliquie ſieht, ſieht den Buddha,“ iſt zwar auch nicht urbuddhiſtiſch, doch unbedingt älter und unanerkennter als jener andere: „wer das Bild ſieht, ſieht den Buddha.“

In der katholiſchen Kirche iſt der Bilderdienſt wahrſcheinlich älter als die Verehrung der Reliquien, in der buddhiſtiſchen offenbar jünger. Denn ſchon zu König Dharmaçokas Zeit, etwa zweihundert Jahre nach dem Entſchwinden des Buddha, nahm der Reliquiendienſt einen gewaltigen Aufſchwung, und war damals ſchon förmlicher, kirchlicher Cultus; vom Bilderdienſt dagegen weiß die ſonſt ſo ausführliche Geſchichte dieſes Königs noch nichts zu berichten. In der im Ganzen hiſtoriſch gehaltenen Ueberlieferung von jener erſten, großen Miſſion, die in deſſen 18tem Regierungsjahre vom Concil zu Pataliputtra ausging, wird der Heiligenbilder mit keinem Worte, wohl aber erſt dann, während es doch in ſpäterer Zeit unverbrüchliche Sitte war, wenn irgendwo ein neues Terrain für die Ausbreitung des „guten Geſetzes“ gewonnen wurde, dort ſogleich Bilder des Religionsſtifters oder ſeines Nachfolgers oder anderer Heiligen als Gegenſtände der Verehrung zu errichten und zu verſenden, und das Wachsthum und die Befeſtigung der Lehre gleichſam unter ihren Schutz zu ſtellen. Ceylon, das durch jene erſte Miſſion den Buddhismus erhielt, hat augenſcheinlich anfangs keinen öffentlichen, kirchlichen Bilderdienſt gehabt, wogegen die Reliquien ſchon in ſeiner Bekehrungsgeſchichte eine große Rolle ſpielen. Denn ſobald der König der Inſel ſich und ſein Volk dem Buddha geweiht hat, bringt der Miſſionär Mahandra, Açokas Sohn, nebſt ſeinen Collegen in ihn, Reliquien und einen Zweig des Bodhibaumes (ficus religiosa, ind. pippala), der auch zu den Reliquien gehört und das älteſte Symbol der buddhiſtiſchen Propaganda iſt, vom Feſtlande kommen zu laſſen. Wir dürfen demnach mit ziemlicher Gewißheit annehmen daß die kirchlich-religiöſe Bilderverehrung ſich erſt in den nächſten Jahrhunderten nach Açoka, d. h. in den letzten Jahrhunderten v. Chr. feſtgeſetzt habe.

Dieſelbe iſt bekanntlich den Bekennern des Brahma und Buddha gemein, dagegen trennt der Reliquiendienſt beide auf das entſchiedenſte; denn der Brahmane glaubt daß die Berührung der Todten und ihrer Ueberreſte verunreinige, ihm iſt daher die Reliquie ein Gräuel.

Im Weſten hat bekanntlich ſchon Clemens von Alexandria des buddhiſtiſchen Reliquiencultus und der Sitte gedacht, die Reliquien in maſſive kapuzelförmige Manſoleen oder Stüpas einzuſchließen, wenn er ſagt daß „die Samanäer eine Pyramide verehren, unter welcher, wie ſie glauben, die Gebeine eines Gottes ruhen.“

Die buddhiſtiſchen Reliquien laſſen ſich am paſſendſten in drei Claſſen ſondern:

1) Die körperlichen Ueberreſte, Dhâtus „Elemente“ oder Çarîrad „Körper“ genannt. Dahin gehört alles was ſich vom Leichnam des Sanctus erhalten hat, namentlich bei deſſen Verbrennung in der Aſche aufgefunden wird, als Zähne, Knochen, Nägel, Sehnen u. dgl. Im ſpecielleren Sinne bezeichnet man mit dem Namen

Digitized by Google

Çárira die kleinen Knochenstückchen oder Knorpel welche dem Feuer widerstanden haben; sie sind meistens weiß und ins Röthliche spielend, in der Regel nicht größer als ein Reiskorn, doch bisweilen auch von dem Umfange einer Bohne, ja eines Daumens.

2) Die Hinterlassenschaft der Buddhas und Heiligen, insbesondere alles was zum Bettlercostüm derselben gehört hat, die Kleidungsstücke und Geräthschaften, deren sie sich bedient haben.

3) Alle die Gegenstände, mit welchen dieselben während ihres Erdenwallens in eine denkwürdige und bedeutsame Berührung gekommen und welche durch diese Berührung geweiht, auch wohl äußerlich und sichtbar gezeichnet sind.

Als der Buddha Çakjamuni bei Kuçinagara der Zeitlichkeit entschwunden und feierlichst bestattet war, entstand über die vom Feuer verschonten Knochentheilchen, die wie Perlen in der Asche schimmerten und balsamischen Wohlgeruch verbreiteten, heftiger Streit; endlich wurden sie unter acht Könige und Adelsgeschlechter, welche dem Leichenbegängniß beigewohnt hatten, vertheilt und von diesen in acht Stupas beigesetzt. Doch der König von Magadha Adschatçatru — fährt die Legende fort — öffnete später alle diese Gebäude mit Ausnahme eines einzigen, nahm die Reliquien heraus und vereinigte die letzteren sämmtlich in einem Stupa, den er in seiner Hauptstadt Radschagriha errichtete. Zwei Jahrhunderte nachher sind dieselben durch König Dharmaçoka über ganz Indien vertheilt und zerstreut worden.

Es gab seitdem bis zur Periode der Vernichtung des Buddhismus in Indien unzählige buddhistische Städte und Klöster der Halbinsel, die sich rühmten, irgend ein Theilchen von dem Körper der siegreich Dahingegangenen zu besitzen. Es gibt deren noch jetzt in allen buddhistischen Landen.

Jener Knochenkörnchen oder eigentlichen Çariras des Buddha glaubte man an vielen Orten zu haben. Stupas wurden gezeigt, in denen ganze Mengen dieser Heiligthümer niedergelegt sein sollten, z. B. vier Thürme in Kaschmir, fünf in der Nähe von Pataliputtra (dem heutigen Patan), von denen jeder ein Zehntel Schäffel solcher Schätze bewahre; ja von jenem kolossalen Thurme, den König Kanischka (zu Anfang unserer Aera) östlich von Peschawer errichtet, wird erzählt daß er zehn chinesische Schäffel Çariras, die sämmtlich der Asche Çakjamuni's entstammten, umschlossen haben soll.

Unter den Knochen-Reliquien werden die Zähne ihres Glanzes und ihrer Unzerstörbarkeit halber am höchsten verehrt, namentlich die Augenzähne. Den den vier Augenzähnen Çakjamuni's gelangte der Legende zufolge der eine in dem Himmel Indras oder der dreiundreißig Götter, der zweite nach der Hauptstadt der Gandhara am Indus, der dritte nach Kalinga, der vierte zu den Schlangengöttern (Nágas), woraus man schließen darf daß, zur Zeit als diese Ueberlieferung niedergeschrieben wurde, nur zwei derselben bekannt waren.

Der dritte dieser Zähne, der linke obere Augenzahn — nicht der rechte, wie einem Berichten G. Turnour's oft nachgeschrieben worden ist — wird noch jetzt für das größte Kleinod der buddhistischen Kirche gehalten und ist jedenfalls eine der berühmtesten Reliquien der Erde. Nach der Bestattung des Religionsstifters brachte ihn laut der Tradition ein Jünger desselben, der Presbyter Khema, nach Dantapura (der Stadt des Zahnes) in Kalinga — wahrscheinlich dem heutigen Dschaggernath im jetzigen Orissa —, wo er eine Reihe von Jahrhunderten Lust und Trost der Gläubigen war, von wo er dann nach Pataliputtra entführt und mit argem Frevel von den Brahmanen heimgesucht wurde. Doch vergebens hofften sie ihn zu vernichten; man warf ihn in einen Gluthofen, aber ein Lotus wuchs aus der Flamme empor und in dem Kelche desselben ruhete der Zahn; man versenkte ihn in einen Sumpf und alsbald verwandelte sich dieser in einen luftigen Lotusgarten; man versuchte ihn auf dem Amboß zu zerschlagen, doch der Zahn drang in das Eisen ein und blieb so unversehrt u. s. w. Da belehrte sich der ungläubige Pandukönig von Pataliputtra und das Heiligthum ward nach Dantapura zurückgebracht. Von hier flüchtete die Tochter des Königs Guhaçiwa im Anfange des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit demselben nach Ceylon. Seitdem ist er das Palladium der Insel, und nach der Meinung des Volks an seinen Besitz die Herrschaft der Insel geknüpft. Zahllos sind die Wunder welche er bewirkt, unermeßlich das Heil welches er gestiftet hat; prachtvolle Feste werden ihm bis heute gefeiert, und er hat eine eigene ausführliche Geschichte, die schon 310 n. Chr. abgefaßt und bis auf unsere Zeit fortgesetzt worden ist. [1]

Im Jahre 1560 fiel er in die Hände der Portugiesen, und Constantin von Braganza ließ ihn durch Feuer vernichten, obwohl der König von Pegu an 800,000 Livres für denselben geboten hatte, wogegen die buddhistische Geistlichkeit verschert daß auch diesmal die Gottlosigkeit ihr Ziel verfehlt habe, denn der wahre Zahn sei damals an sicherer Stätte geborgen gewesen, und zu seiner Zeit in einer Lotusblume wieder aufgefunden worden. Durch die Erstürmung von Kandy (1815) gelangte er in den Besitz der Engländer, verschwand zwar während der Empörung von 1817, kam indeß nach Unterdrückung des Aufstandes wieder zum Vorschein und kehrte an seinen alten Ort zurück. Von da bis 1847 hielt ihn die brittische Regierung in Gewahrsam, und länger als ein Decennium gehört dessen Beaufsichtigung zu den Amtsobsiegenheiten des um die Eröffnung von Ceylons Literatur und Geschichte so hochverdienten G. Turnour. Früher war er alljährlich in feierlicher Processsion umhergetragen worden; die Engländer dagegen haben ihn im Laufe der dreißig Jahre, während welcher er unter ihrer Obhut gestanden, nur zweimal öffentlich ausgestellt, nämlich am 28 Mai 1828 und 27 März 1846. Diese Ausstellung einer buddhistischen Reliquie von Seiten einer christlichen Regierung erschien den englischen Zionswächtern als heidnischer Gräuel; das brittische Gouvernement wurde von ihnen in einem Pamphlet des Götzendienstes angeklagt, und da unterdeß die Verhältnisse sich so consolidirt hatten daß der heilige Zahn, etwa als Mittel politischer Aufregung, seine Furchtbarkeit verloren hatte, so ward er 1847 der Priesterschaft von Kandy zurückgegeben.

Uebrigens ist derselbe gar kein Zahn, nicht einmal der Zahn eines Orangutangs oder Ebers, wofür er von früheren Reisenden gehalten wurde, sondern ein Stück geglätteten Elfenbein von gelblicher Farbe, zwei Zoll lang und gekrümmt. Er wird in einem kleinen Tempel, der ehemaligen Schloßcapelle der Königin von Kandy (Palada Malegawa Bihára) aufbewahrt. Mauern und Decke des

[1] Dáthábhátwansa „Geschichte des heiligen Zahnes," zwischen 1196—1200 ins Singhalesische übersetzt und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgeführt.

Digitized by Google

Zimmers sind mit Goldstoffen und feinen indischen Schawls — Geschenke von Buddhisten aus Cochin-China — überkleidet, und man sieht da nichts als Gold, Juwelen und Blumen. Ein reich eingefaßter Tisch von massivem Silber trägt die kostbaren glockenförmigen Schmuckkästchen (Karaudwas), die schachtelartig in einander stecken, in deren innerstem unter goldenen Cocosblättern der heilige Zahn ruht. Der äußerste Behälter ist verschwenderisch mit goldenen Ketten und anderem Schmuck behangen, und streckt von allerlei Edelsteinen, Saphiren, Smaragden, Rubinen, Katzenaugen, Amethysten, Perlen u. s. w.

Es ist bekannt daß die Beherrscher von Siam und Birma es bei verschiedenen Gelegenheiten brittischen Gesandten aus Herz gelegt haben, durch Vermittlung der englischen Regierung in Besitz dieses unschätzbaren Kleinods gesetzt zu werden. Denselben Wunsch hegte schon vor beinahe 600 Jahren der größte Enkel Tschingischans. „Es geschah im Jahre 1281," erzählt M. Paolo, „daß der Großchan (Chubilai) von gewissen Sarazenen den Ruhm dieser Reliquien (des Zahnes, der Haare und eines Backens von Lajamuni) vernahm und ein gewisses Verlangen fühlte sie zu besitzen, so daß er eine Gesandtschaft an den König von Zeilan schickte dieselben sich auszubitten. Nach einer langen und beschwerlichen Reise erreichten die Gesandten endlich den Platz ihrer Bestimmung und erhielten vom König zwei große Backenzähne, nebst einigen Haaren und einem schönen Porphyrgefäße."

Der Großchan ward natürlich mit falschen Reliquien getäuscht, gewiß ein Betrug der verzeihlichsten Art, da ja jener ächte Zahn doch auch nur ein falscher war, und der Glaube die Macht hat jede falsche Reliquie in die wahre zu verwandeln. Denn nirgends findet sich die Bestätigung daß Ceylon je drei Zähne des Buddha besessen, nur eines zweiten gedenkt die Tradition, der von König Wattagamani (104—77 v. Chr.) in einem Stupa niedergelegt und bis jetzt noch nicht wieder entdeckt ist. [1]

Jener zweite Augenzahn, der nach dem Entschwinden des Sakjasohnes in die Hauptstadt der Gandhara gelangt seyn soll, ist muthmaßlich der nämliche, der noch um 520 n. Chr. zu Nagara (dem Na-kie-lo-ho der Chinesen) unweit Dschellalabad in einem Stupa verwahrt wurde. Im 7ten Jahrhundert war er dort nicht mehr vorhanden; dagegen erfahren wir aus den chinesischen Jahrbüchern daß im Jahre 530 eine persische Gesandtschaft einen Zahn des Buddha zum Geschenk bringt, und es liegt demnach die Vermuthung nahe daß die Saffaniden — und zwar schon vor Khosru Anuschirwans Thronbesteigung, die ja erst kurz vor dieser Gesandtschaft erfolgt seyn konnte — ihn vom Kabulstrome her entführt, wie sie ja, wenn auch wohl erst unter dem eben genannten Eroberer, sich den berühmten Almosentopf des Buddha aus dem entfernteren Peschawer geholt haben. Ob der gegenwärtig in einem Kloster bei Fu-tschou-fu gezeigte Zahn des Fo — „ein Ding ungefähr 6 Zoll ins Gevierte und einem Steine ähnlicher als einem Zahn" — derselbe sey, oder ob er vielmehr zu jenen beiden gehöre, mit welchen Chubilai Chan von Ceylon aus beglückt wurde, läßt sich natürlich nicht entscheiden.

[1] Ausführliches über jenen ersten Zahn von Turnour Journ. of the As. Soc. of Beng. Vol. VI, 856 — 863, und Spiegel in Nr. 51 und 52 des Jahrgangs 1846 dieser Zeitschrift.

Einen andern Zahn des Allerherrlichst-Vollendeten sah der berühmte chinesische Reisende Hiuen Thsang (um 630 n. Chr.) in Kanedsche, und erzählt über ihn eine lange Legende. Einst war derselbe in Kaschmir verehrt worden, aber spurlos verschwunden, als die gottlose Rasse der Kritijas das Gesetz des Heils daselbst ausgerottet hatte. Nachdem der tempelschändersche König der Kritijas getödtet worden, kehrten die geflüchteten Bettelmönche allmählich dahin zurück. Einer von diesen, der nach Indien entkommen war und ebenfalls an seinem Stabe heimwärts wanderte, begegnete einer Elephantenheerde, die klägliches Gebrüll ausstieß. Der Geistliche suchte Zutrucht vor ihnen auf einem Baume. Sie aber entwurzelten den letztern, hoben den Sohn des Buddha auf ihren Rücken und trabten mit ihm davon in einen dichten Wald. Dort lag ein kranker Elephant auf der Erde, der an einer schrecklichen Wunde litt. Der Priester unterspähte dieselbe, fand in ihr einen eingesteckten Bambussplitter, zog ihn heraus und verband die Wunde mit Lappen aus seinem Bettlermantel, so daß der Elephant eine ziemlich ruhige Nacht hatte. Am folgenden Morgen beeilten sich die übrigen Elephanten dem hülfreichen Manne die aufgesuchtesten Früchte zum Früchtstück zu überreichen, und als er gegessen, brachte eins der Thiere dem Kranken e n goldenes Kästchen, das dieser sogleich seinem Arzte darbot. Darauf nahmen sie den Geistlichen wieder auf den Rücken und trugen ihn abwechselnd bis nach Haus. Als er aber das Kästchen öffnete, fand er darin den vermißten Zahn des Buddha, den dann in der Folge der König von Kaschmir als Tribut nach Kanedsche sandte.

Auch in Bamian und dergleichen in Balkistan (Kie tscha der Chinesen) oder Ladakh, hatte man einen Zahn des Wahrhaft-Erschienenen; die Moslimen sollen den letztern von dort mitgenommen haben.

Einen andern Zahn desselben besaß vor der Eroberung durch die Araber das „neue Kloster" zu Balch. Es war ein nur einen Zoll langer Vorderzahn, welcher gleich den übrigen ein überirdisches Licht verbreitete.

Ein Mitzahn des Buddha wurde bei Kabul gezeigt.

Nächst den Zähnen erwies man den Schädelknochen und der Kopferhöhung des Religionsstifters besondere Verehrung. Beide wurden einst in der Nähe der eben genannten Stadt Nagara aufbewahrt. Letztere [1] maß 1 Fuß 2 Zoll im Umfang, war von weißgelber Farbe und mit feinen Löchern oder Stigmen bedeckt, in welchen einst die Haare gewurzelt hatten. Die Gläubigen aller Classen bewiesen derselben nicht nur die größte Ehrfurcht, sondern nahmen auch mittelst einer weichen Paste Abdrücke von ihr, um das Maß ihrer Verdienste und Sünden zu erkunden, denn je nach der größern oder geringern Frömmigkeit des Fragenden zeigte der Abdruck ein anderes Bild. Die geistlichen Herrn zogen von dieser, wie auch von andern Reliquien reiche Einkünfte, indem sie einen förmlichen Tarif entwerfen hatten, nach welchem jeder Besucher für den Anblick derselben ein Goldstück, für einen Abdruck aber deren fünf zu entrichten hatte. Jetzt zeigt man die Kopferhöhung

[1] Der Buddha wird bekanntlich stets mit einem seltsamen Auswuchs (Unnischa) auf der Mitte des Schädels dargestellt, der sich in allen Bildern wiederholt, und in verschiedenen Figurationen bald cylindrisch, bald spitz, bald auch oben, wie eine Lyra getheilt, bald flammenartig erscheint, und dessen Bedeutung noch nicht genügend erklärt ist.

Digitized by Google

des Buddha in dem Kloster des heiligen Zahnes bei Kuelschen-fu: sie ist in einer Flasche eingeschlossen und spiegelt, von verschiedenen Seiten angesehen, eine verschiedene Farbe.

(Schluß folgt.)

Der Chinabaum.

Die jüngst durch das niederländische Gouvernement bewirkte Verpflanzung des Chinabaums von Südamerika hat dem Professor W. H. De Brise in Leiden Gelegenheit gegeben in einer bei C. W. Mieling, Haag 1855, erschienenen Schrift über dieses merkwürdige und nützliche Unternehmen interessante Mittheilungen zu machen.

Der Verfasser läßt gleich im Eingang in der Ueberzeugung daß der Chinabaum das kostbarste aller Heilmittel enthält, welche das Pflanzenreich aufzuweisen hat, auf die Wichtigkeit des Unternehmens zugleich in geistiger und materieller Beziehung schließen, weil dabei nicht allein mercantile Interessen in Betracht kommen, sondern auch ein Gewinn für die wissenschaftlichen Erforschungen erzielt wird. Wenn gegenwärtig auch das Ausland, fährt derselbe fort, auf Alex. von Humboldt zielend, den Nester der Wissenschaften aufzuweisen hat, so sind doch auch längst schon aus Niederland Capacitäten in diesem Gebiete hervorgegangen. Der Geschichtskundige erinnert sich wohl der Namen eines Houtmann, des ersten Ostindienfahrers, der auch in dem Gebiete der Sternkunde erfahren war, eines Schouten und des Seefahrers Barenz, der sogar mit Amerigo Vespucci verglichen worden ist. Und wie sehr hatte nicht die Pflanzenkunde durch den Aufenthalt des Prinzen Moritz von Nassau in Brasilien gewonnen.

Der Verfasser will hiermit anzeigen wie es von jeher Niederlands Bestreben gewesen die Wissenschaft zu bereichern, und daraus für seine Regierung vorzugsweise den Beruf zu der erwähnten Verpflanzung des Chinabaums herleiten. Er sagt darüber unter anderem:

Dieses Kleinod in dem amerikanischen Pflanzenreich wurde in Europa in der Mitte des 17ten Jahrhunderts bekannt, wo nach zwei Jahrhunderten das Heilmittel der Chinarinde höher noch in Ansehn steht. Wann die Entdeckung des Baums geschehen, ist ungewiß, doch zu vermuthen daß die Eingebornen in einigen Theilen von Südamerika bereits vor Ankunft der Spanier in diesem Welttheil die China gekannt und gegen das Wechselfieber gebraucht haben. Schon früh schenkte man in Italien, namentlich im Kirchenstaat, dem Heilmittel besondere Aufmerksamkeit. Bald aber kamen von der Chinarinde Abarten nach Europa, welche eine Zeitlang dem Rufe des Mittels schadeten. Indeß befanden sich im Jahr 1661 Niederlagen von ächter China in Amsterdam, Brüssel und Rom. Inzwischen fehlte es an einer wissenschaftlichen Untersuchung der China, bis der Gelehrte und Sternkundige, Karl Marie de la Condamine, gelegentlich einer im Auftrage seiner (der französischen) Regierung nach Amerika gemachten wissenschaftlichen Reise, den Anfang dazu machte.

Demnach ist die beste China die vom Berge Cojanuma, etwa $2^1/_2$ Meilen abwärts von Loxa, und lange war die unter diesem Namen bekannte China im Handel ausgezeichnet. De la Condamine ist angeblich auch der einzige welcher später den Versuch gemacht lebende Chinabäume nach Europa herüber zu bringen; allein sein guter Wille scheiterte an den Stürmen des Meeres, indem ein Wellenschlag das mit acht Pflanzen beladene Schiffslein umwelt des Cap d'Orange in die Fluthen aufnahm.

Zwei wissenschaftliche Expeditionen folgten 30 Jahre später der ersten mit der Absicht ihrer Anführer, Josè Celestino Mutis, und die bekannten Botaniker Ruiz und Paron ähnliche Nachforschungen in dem südlichen Peru und Neu-Granada anzustellen. Mutis entdeckte im Jahr 1772, daß die China auch in der Nähe von Santa Fé de Bogota, und zwar in den Gebüschen von Tena blühe, und es wurde zugleich — was bis dahin unstatthaft war — die Ausfuhr der China durch die Häfen von Neu-Granada bewirkt.

Inzwischen waren Irrthum und Mißtrauen Ursache der zeitweilig wieder entstandenen Zweifel an der Aechtheit der Chinarinde. So z. B. ließ die Behörde von Cadiz eine ansehnliche Menge der kostbarsten Rinde verbrennen, welche Mutis auf Kosten des Landes hatte einsammeln lassen. Als man den Irrthum einsah, war es zu spät. Freilich kommt es auf die Gattung der Cinchona und die unterschiedliche Rinde an, um deren Güte zu erkennen. Humboldt gab in seinem essai sur la géographie des plantes zuerst einige allgemeine Mittheilungen über die geographische Lage der Cinchona.

Die neuesten Untersuchungen dieser Art, von ihm dargelegt in einer besondern Schrift, hat der seitdem berühmt gewordene Reisende Dr. Weddell angestellt. Auf dem Hochgebirge der Anden, in der Provinz Enquisivi, lernte er die besten der Chinasorten kennen, d. h. diejenigen welche der Calisaya liefert und die das meiste Chinin enthält. Man nannte diese Pflanzenart daher Cinchona Calisaya. Indem Weddell diese Gegenden nah und fern durchkreuzte, wollte er zu den Entdeckungen seiner Vorgänger in den Chinastrecken den Schlußstein legen; doch ihm sollte in Peru später noch ein anderer folgen, wie wir demnächst aus der mühevollen Unternehmung des Hrn. Hasskarl ersehen werden.

Die Ausfuhr der China war einst sehr bedeutend, und noch im J. 1806 sollen allein aus dem Hafen von Carthagena 1,200,000 Pfund ausgeführt worden seyn — eine Ziffer, welche sich in spätern Jahren nicht wiederholt hat.

Es lohnt hiernach wohl der Mühe der Heilkraft besonders zu erwähnen, welche aus der Chinapflanze hervorgegangen ist. Wer kennt nicht die bösartigen des Wechselfiebers oft in dem Grade, daß bei der andermaligen Rückkehr der Tod erfolgt, wenn nicht der Arzt durch den Gebrauch der China die nöthige Vorkehrung trifft. Dieses Heilmittel hat sich gar sehr bewährt, als im Jahr 1826 Groningen von bösartigen Fiebern heimgesucht wurde. Augen-

Digitized by Google

cheinlicher ist davon der Werth erkannt worden, als im Jahr 1820 die französischen Chemiker Pelletier und Carentou zu Paris aus der Chinarinde das sogenannte Chinaalcaloid bereiteten und in Ruf brachten. Die Extracte der Rinde bestehen in Chinin oder Cinchonin, je nach der Beschaffenheit der Chinabäume. Die bereits erwähnte Calisaya oder Königs-China steht in dieser Hinsicht wegen ihres vorzüglichen Chinin-Gehalts wohl auf der höchsten Stufe. Um aber der Sache näher auf den Grund zu kommen, hat die holländische wissenschaftliche Gesellschaft im J. 1855 eine Preisfrage ausgeschrieben, unter anderm zum Zweck der Ermittelung, in welchem Grade die Cinchonin und deren Verbindungen die Kraft besitzen, um als Surrogat der Chinin gegen Fieberkrankheiten zu dienen.

*

Es ist schon seit lange her bekannt daß von Südamerika aus nichts zur Erhaltung der Chinabäume geschieht, vielmehr dieser wichtige Gegenstand dort von den Regierungen ganz vernachlässigt wird. Bei der fehlenden Sorge für diesen Culturzweig steht daher zu erwarten daß, obgleich die mit Chinabäumen bepflanzte Strecke 2000 Quadratmeilen beträgt, der Mangel früh genug eintreten wird. Der bekannte Engländer Stevenson sagt deßhalb in seinem „Narrative of twenty years in South-America:" „Wenn die Regierung von Amerika keine Sorge trägt für den Behalt des Chinabaums, vornehmlich durch Verbote gegen das unsinnige Fällen oder Vernichten der Bäume, alsdann steht zu befürchten daß dieses vortreffliche Geschenk der neuen Welt ganz verloren geht."

Verschiedene niederländische Gelehrte, unter andern Dr. C. L. Blume, Dr. P. W. Korthals und Dr. G. J. Mulder hatten längst ihre Ansichten über die Zweckmäßigkeit einer Verpflanzung des Chinabaums von Peru nach Java ausgesprochen, und solche, anfangs ohne sichtbaren Erfolg, der Regierung zu erkennen gegeben. Letztere trat später darüber in Unterhandlung mit der französischen Regierung, welche indeß, obgleich die französischen Behörden bereitwillig hülfreiche Hand boten, nicht zum Ziele führen konnte. Es konnte nach dieser Erfahrung und dem sonstigen Urtheil erfahrener Rathgeber fast nur ausschließlich die Aufgabe der niederländischen Regierung seyn diese Angelegenheit zu betreiben. Allein es war nicht so leicht für eine Sendung nach Südamerika den geeigneten Sachkundigen behufs Abholung des Chinasamens und der nöthigen Pflanzen zu wählen, und einen Mann zu finden der mit der moralischen Tüchtigkeit nicht allein Körperkräfte, sondern auch Entschlossenheit, Muth und Bedarrlichkeit auf Reisen vereinigen könnte.

Endlich war die Bedenklichkeit durch die am 30 Junius 1852 erfolgte Ernennung des Hr. Justus Carl Haßkarl, gewesenen Botanicus von dem Pflanzengarten zu Buitenzorg [1] gehoben. Die Wahl konnte nur, wie auch der Erfolg bewiesen hat, eine glückliche genannt werden. Hatte ja doch der langjährige Aufenthalt des ausgezeichneten Mannes auf der Insel Java seinen wissenschaftlichen Ruf, namentlich in dem Bereich der Pflanzenkunde, begründet, und ihn körperlich gegen den Einfluß des tropischen Klima's abgehärtet. Seine vielen Schriften und unermüdlichen Wanderungen in Indien zeugen von diesen wissenschaftlichen Bestrebungen.

Am 4 Dec. 1852 verließ Haßkarl Gravenhage, um sich nach Southampton zu begeben, von wo er am 17 Dec. per Dampfschiff die Reise nach La Plata u. s. w. fortsetzte. Die Mühseligkeiten der Reise waren nicht gering. Hr. Haßkarl selbst sagt darüber:

„Die Wege über das Gebirge von Peru sind schlecht, meistens nicht viel breiter als der Raum den ein Reiter zu Pferd einnimmt, an der einen Seite sind oft Tiefen und gefährliche Abgründe. Reisende welche sich hier begegnen, können nicht an einander vorbeikommen. Hat man den Kamm der zweiten Cordilleren hinter sich, so findet man eher Fußstapfen als Wege. Hier muß man zu Fuß gehen und sein Gepäck durch Indianer, insofern sie zu finden sind, tragen lassen."

Zu Fuß den Weg fortsetzend über Bitoe nach Monchamba und Uchubamba wurde Haßkarl durch den Anblick von Chinabäumen in ihrem natürlichen Zustand überrascht; die ächten Calisaya aber sand er bei Uchubamba, und obgleich vielfältig, konnte er dort doch nur in den Besitz von wenigen Samen und etwa fünfzig Pflanzen kommen, welche indeß auf dem Transport nach Panama vertrocknet sind. Der Samen aber kam in Holland an, um in den botanischen Gärten der Universitäten und sonst verwendet zu werden.

Von Uchubamba sich mehr südlich wendend, hatte der Reisende überall mit großen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen, welche sich dem Gelingen der Unternehmung entgegen stellten; oft war sein Leben von den gegen das Gouvernement aufgestandenen Bevölkerungen bedroht, weil er ihnen verdächtig schien. Von seinen Wegweisern nicht selten in der Nacht verlassen, mußte er tagelang, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, umherirren, ehe er sich zurecht finden konnte. Seine Hoffnung in der Provinz Carabaya auch die Früchte auf den Chinabäumen zu finden, war vergebens; eine gleiche Täuschung erfuhr derselbe als er im Sept. 1853 über Cuyeo, der alten Inka-Stadt, nach Santia kam, und junge Baumpflanzungen waren um diese Zeit eben so wenig als Samen zu bekommen. Es blieb daher nur übrig, um bessere Erfolge zu ermöglichen, den großen Fluß zu überschreiten welcher die Gränzscheidung des von den wilden Indianern bewohnten Landes bildet. Indeß konnte er, wegen des Ausenthalts, nicht wie er gehofft seine Reise am Schlusse von 1853 beendigen. Auf seinen Kreuzzügen finden wir ihn im Anfange des Jahrs 1854 in Chili wieder, wo er von einem kühlen Klima die Herstellung seiner geschwächten Gesundheit erwartete; von da begab er sich nach Arequipa, doch ohne hier lange zu verweilen, drängte es ihn vorläufig 150 spanische Meilen in das Binnenland und zwar in der östlichen Richtung nach der Gränze von Bolivia zu reisen. Indeß die Aussicht hier leicht in den Besitz von Calisaya-Pflanzen zu gelangen, wurde fast vereitelt. Wohl war die Gränze von Bolivia erreicht, allein die verhoffte Aufhebung der Kriegssperre in Folge der Feindseligkeiten zwischen Peru und Bolivia hatte nicht statt gefunden. Man mußte sich daher entschließen wieder auf das peruanische Gebiet zurückzugehen und neuen Beschwerden entgegen zu treten. Die Hindernisse würden unüberwindlich gewesen seyn, wenn nicht ein günstiges Geschick die Hülfe der an den Gränzorten von Peru zerstreut woh-

[1] Dieser eingeborne Deutsche aus der Nähe von Hessen-Kassel befindet sich gegenwärtig auf einer Urlaubsreise, um in Ehren eine Holländerin zu heirathen.

Digitized by Google

neuden Bolivier ſ. g. Castarillos herbeigeführt hätte. Ihre Brauchbarkeit in dieſer Weiſe ſollte Haſkarl erfahren, als er endlich ſein Hauptquartier in Santia genommen hatte, wo er eines Tages, nachdem es den luſtigen Bolivianern gelungen war von dieſen Gegenden 400 Calisaya-Pflanzen über die Gränze zu ſchaffen, mit einem entſprechenden Transport auf Maulthieren überraſcht wurde. Allein wie dieſe Anzahl weiter bringen? Die Mühe war keine geringe, ſogar gefahrvoll war die Reiſe von 150 ſpaniſchen Meilen (Leguas), ehe der Ort ihrer Einſchiffung inmitten der kriegeriſchen Begebenheiten erreicht werden konnte. Schon die Art der Verpackung dieſer Pflanzen erforderte Ueberlegung, ſie mußten feucht erhalten und daher eben ſo vor den ſtark austrocknenden Winden, als den beinahe lothrecht niederfallenden Sonnenſtrahlen gehütet werden. Hingegen war bei der Nacht eine durchdringende Kälte zu beachten, welche in den Monaten Junius bis Auguſt auf den hohen Plateaux zuweilen gefrieren macht. Die Maulthiere waren ſelten und für den Pflanzentransport nur vermöge großer Opfer zu erhalten.

In Islay angekommen, fand der Reiſende Gelegenheit ſich mit ſeiner Ladung einem dort mit Ballaſt gelandeten Fahrzeug, das nach Callao beſtimmt war, umzupacken, und drei Tage ſpäter war er ſchon bei der Rhede dort angekommen. Hier hatte er nun Zeit und Weile die Verpackung der Chinapflanzen in zwanzig große Kiſten welche ihm unterwegs zugegangen, vorzunehmen, und ſeine Wahrnehmung hierbei war um ſo erfreulicher, als es kaum zu erwarten geſtanden daß dieſe Pflanzen, ungeachtet ſie vier Wochen lang an Entbehrung von Luft und Licht gelitten, ſo wohlbehalten geblieben. In Callao gieng Haſkarl nach der ihm gewordenen Weiſung mit ſeinen Sachen an Bord der königl. Fregatte Prinz Friedrich Die Abreiſe fand erſt am 21 Auguſt ſtatt. — Der Commandant des Schiffs nahm ſeine Richtung über die Sandwichs-Inſeln, anfangs von einem kühlen Luftzug begleitet; nachdem aber die Weſtküſte von Südamerika verlaſſen war, vermehrte ſich die Wärme von Tag zu Tag, ja ſtieg um die Mittagszeit zu der ungewöhnlichen Höhe des Thermometers zwiſchen 80 bis 86° F. im Schatten. Haſkarl war deßhalb ſehr beſorgt um ſeine Pflanzen, man denke ſich nur eine Reiſe von ſechs Wochen, und ermeſſe den nachtheiligen Einfluß welche die Hitze auf die Pflanzen ausüben konnte. Indeß hatte die Sendung ihre Entſchaft erreicht, der Reiſende welcher ſich in Macaſſar mit ſeinem Geräck auf das Dampfſchiff Getech begeben, war, wie die Regierungs-Acten ergeben, mit demſelben am 13 Dec. 1854 im Beſitz ſeiner 20 Kiſten Pflanzen an Ort und Stelle eingetroffen.

Herr Haſkarl wurde nach ſeiner Ankunft mit der Chinacultur auf Java beauftragt. Zum Beweiſe der höchſten Zufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen iſt er demnächſt mit dem Ritterorden des niederl. Löwen decorirt worden.

*

Der Verfaſſer obiger Schrift knüpft hieran nun noch ſeine Bemerkungen über das Gedeihen der Chinapflanzung auf Java, ſo wie der Thätigkeit des Haſkarl insbeſondere. Nicht allein mit den durch ihn mühevoll nach Java überbrachten Chinapflanzen ſollte dieſe Cultur dort betrieben werden, ſondern auch der in dieſer Abſicht ausgeſtreute Samen ſeine Früchte tragen. Was hierdurch gefördert worden iſt, ſelbſt außerhalb der Inſel, in den botaniſchen Gärten des Feſtlandes, iſt nur der Einſicht, dem Wiſſen und Dienſteifer dieſes Naturkundigen beizumeſſen. Kurz die Pflege der Chinapflanze auf Java konnte keinen beſſeren Händen anvertraut werden. Hat er ja doch auf Liebe zur guten Sache ſein Leben oft in die Wagſchale gelegt, als er die lebenden Bäume nach Java brachte, dazu die reichen Erfahrungen welche er während ſeines vieljährigen Aufenthalts in dieſem Inſellande in den Gebiete des Pflanzenreichs gemacht. Nichtsdeſtoweniger iſt die Frage entſtanden, wird die Chinapflanze auf Java gleichwie in Südamerika fortkommen, werden nicht die Verſchiedenheiten welche Klima und Boden erzeugen, der natürlichen Entwicklung der Pflanze da hinderlich ſeyn, wo ſie ihrem Urſprung entfremdet iſt? —

Hierauf wird geantwortet:

Von keiner neuen Bodencultur iſt der günſtige Erfolg im voraus als gewiß anzuſehen. Der ganze Ackerbau hat ſein Beſtehen dem Culturwechſel zu verdanken, oder indem man von der einen Bodenfläche zur andern die Bodenerzeugniſſe verſetzte. Dieß beweiſen nicht allein die Vorgänge in Europa, ſondern auch in andern Welttheilen. Die urſprüngliche Heimath der Pflanzen trifft ſelten mit den Orten zuſammen, wo ſie gerade erzeugt werden.

A. v. Humboldt ſagt deßhalb in ſeinem Essai sur la géogr. des plantes, p. 27.

„L'homme inquiet et laborieux en parcourant les diver ses parties du monde, a forcé un certain nombre de végétaux d'habiter tous les climats et toutes les hauteurs; mais cet empire exercé sur ces êtres organisés n'a point dénaturé leur structure primitive. La pomme de terre cultivée au Chili à trois mille six cent mètres (1836 toises) de hauteur, porte la même fleur que celle que l'on a introduite dans les plaines de la Sibérie. L'orge qui nourrissait les chevaux d'Achille etait sans doute la même que nous semons aujourdhui. Les formes caractéristiques des végétaux et des animaux que présente la surface actuelle du globe ne paraissent avoir subi aucun changement, depuis les époques les plus reculées“ etc.

Indeß haben Berichte aus Java die Zweifel bereits gelöſt, welche anfangs hier und da an dem Gelingen der Sache ſich erheben mochten.

Der oben genannte Verfaſſer erachtet daher jetzt ſchon die Ueberbringung des Chinabaumes von Südamerika nach Java als eine beſondere Wohlthat für die Menſchheit, weßhalb für Niederland die Erkenntlichkeit der civiliſirten Welt in Anſpruch genommen wird.

Digitized by Google

Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten.

I.

Du weißt daß es mein größter Wunsch ist den Süden der Union kennen zu lernen, um von ihm aus später weiter nach Bolivia und Chili gehen zu können. Und da mir meine Stellung als Hauslehrer in Carolina durchaus nicht gefiel, theils wegen des geringen Salairs von nur 120 Dollars jährlich, theils weil man mich dort für nicht viel besseres als einen Sklaven anzusehen schien und in gesellschaftlicher Beziehung nicht die entfernteste Rücksicht auf mich nahm, so entschloß ich mich kurz mich von hier nach New-Orleans zu begeben. Ehe ich aber nach Carolina gegangen, hatte ich — wie du weißt — mich $^3/_4$ Jahre lang in New-York aufgehalten, und meinem damaligen Wirth meine ganze, in sehr gutem Zustand befindliche Garderobe zur Aufbewahrung gegeben, weil ich, zwar bekannt mit der Unsicherheit hiesiger Verhältnisse, doch an der Ehrlichkeit dieses Mannes, welcher einer der ersten und reichsten Gastwirthe New-Yorks ist und bei dem ich zwar mehr als 300 Doll. verzehrt hatte, doch keinen Cent mehr schuldete, nicht im mindesten zweifelte. Dennoch bereg auch er mich, mir ich war nicht wenig entrüstet als ich auf meine Aufforderung, mir jene Sachen zu senden, die Nachricht erhielt daß er nie etwas von mir in Verwahrung genommen habe. So unangenehm aber auch dieser Umstand war, da er mich zu Ausgaben zwang welche mir sehr recht schwer wurden, so erkannte ich doch bald ich mich mit allen anderen trösten müsse, die vor mir auf amerikanische Ehrlichkeit getraut haben und es auch nach mir — allen Warnungen zum Trotze — wieder thun werden. Nachdem ich deßhalb meine Garderobe möglichst vervollkommnet, schiffte ich mich ohne weiteren Aufenthalt ein und landete nach einer schnellen und glücklichen Fahrt in New-Orleans.

Wohl wäre es mir jetzt sehr erwünscht gewesen wenn ich längere Zeit hier hätte verweilen können, denn das rege und bunte Leben des Hafens — so ganz anderß als das in New-York —, das Lärmen und Treiben am kühlen Abende unter freiem Himmel in den dämmernden Buden der Limonade- und Eishändler, kurz, was ich nur immer im Fluge von dieser Stadt erhaschen konnte, machte, erhöht durch den Farbenschimmer dieser südlichen Region, einen wunderbaren Eindruck auf mich. Doch meine Casse erforderte vor allem die Rücksicht daß ich zuerst nach einer Beschäftigung trachtete; statt hin an das Ufer des majestätisch großen Missisippi mußte ich mich in das Hotel begeben, statt des vor mir liegenden herrlichen Buches der Natur die Zeitungen durchblättern. Gottlob, ich fand sofort die Anzeige eines sehr geachteten und angesehenen Mannes, welcher für seine und seiner Verwandten Kinder einen Hauslehrer suchte. Zu meiner Freude lag die Plantage, auf welcher ich jenen Herrn aufsuchen mußte, nur etwa 15 engl. Meilen von New-Orleans; ich zögerte nicht lange, und hatte das Glück sofort mit 7—800 Doll. jährlichen Gehalts engagirt zu werden.

Ich sage absichtlich „Glück," denn ich möchte nicht daß durch diesen Erfolg jemand auf den Gedanken gebracht werde als sey hier leichter eine Beschäftigung zu bekommen wie im Norden der Union. Im Gegentheil, und zwar die klimatischen Gefahren ganz unberücksichtigt, ist dieß für sehr viele Fälle hier äußerst schwer, in anderen ganz unmöglich. Nach allem was ich bis jetzt darüber gehört und gesehen habe, ist für Handarbeiter — mit Ausnahme einiger Gewerke, wie Schuster und Schneider, wenn sie etwas Capital haben — durchaus keine Aussicht auf Beschäftigung, ebensowenig im allgemeinen für Gelehrte, wenn sie nicht — wie ich — die meisten lebenden Sprachen Europa's, besonders auch Spanisch, Portugiesisch und Französisch, sehr fertig sprechen. Kaufleute, welche schon in den größten Städten Europa's conditionirt und Kenntniß der hiesigen Geschäftsverhältnisse haben, möchten leichter einen Platz finden, wenn sie sich bequemen wollen vorerst mit geringerer Besoldung vorlieb zu nehmen. Aerzte möchten reussiren wenn sie für den Anfang Capital besitzen, theils um allen Eventualitäten begegnen zu können, theils aber auch, um unerwünscht durch die Zeitungen sich selbst anzupreisen. Letzteres ist überhaupt, wenigstens in den größeren Städten, in ganz Amerika unumgänglich nothwendig, weil es von allen Seiten geschieht, und es wirklich scheint als sähen die Amerikaner in den Zeitungsannoncen den Maßstab der Tüchtigkeit. Mancher trifft es zwar so glücklich daß ihm eine Beschäftigung entgegenkommt, aber ich wiederhole es daß hier am allerwenigsten darauf zu rechnen oder zu hoffen ist, und selbst ich, der ich in meiner Sprachkenntniß überall das Mittel zum Verdienst finde, gieng ohne alle Hoffnung hieher, ja ich wäre wahrscheinlich nicht gekommen, wenn mein Trieb nach Veränderung mir Ruhe gegönnt hätte.

Die Familie, in welcher ich hier Anstand gefunden habe, ist sehr liebenswürdig, alle Mitglieder derselben kamen mir freundlich entgegen, meine Stellung ist also sehr angenehm. Es ist hier Sitte daß sich mehrere verwandte oder befreundete Familien vereinigen, einen oder mehrere Lehrer für die gemeinschaftlichen Kinder engagiren, und solche dann aufständig honoriren und behandeln. Hier im Hause sind wir unser zwei Lehrer, mein College unterrichtet im Schreiben, Rechnen, Geschichte u. s. w., ich gebe den sprachlichen und mathematischen Unterricht, und beschäftige mich mehr mit den größeren Schülern, deren wir zusammen zehn haben, sechs junge Mädchen und vier Knaben. Doch das älteste der Mädchen zählt schon 17 Jahre, ist also schon eine junge Dame und bald out. Denn wie ich es im Norden der Union fand, herrscht auch hier bei den gebildeten amerikanischen Familien (d. h. wenn sie Geld genug dazu haben) die Sitte, ihre Töchter fast bis zur Verheirathung an dem Unterricht in Sprachen u. s. w. theilnehmen zu lassen. In den nördlichen Staaten ist es nicht selten daß das ganze Vermögen einer jungen Dame bei diesem Unterricht aufgeht, was da, wo die Sitte der Mitgift baren Geldes nicht herrscht, auch weiter nicht schadet. Im Gegentheil, ich habe oft bemerkt wie sehr viele dieser jungen Damen die Herren an wissenschaftlichen Kenntnissen übertreffen und dadurch einen unwiderstehlichen Zauber auf diese ausüben, welche ein solches Capital trotz allem Materialismus sehr wohl zu schätzen wissen; ich hatte aber in New-York in der Damen-Pension von Sing-Sing auch Schülerinnen die über 20 Jahre alt waren. So weit kommt es nun hier im Süden allerdings selten oder nie, doch eine mehr als gewöhnliche Bildung herrscht hier in bessern Kreisen überall. Da hier nun auch ein innigeres Familienleben besteht als in den nördlichen Staaten, so tritt die amerikanische Selbstständigkeit an den hiesigen Damen weniger hervor, und dieß alles hat mich in wohlthuendem Maße nach so langer Entbehrung angesprochen. Die Familien, deren Kinder gemeinsamen

Digitized by Google

Unterricht genießen, kommen ziemlich häufig zusammen; dabei befleißt eine gegenseitige vollkommene Zwanglosigkeit im Umgang, zwar keine Theilnahme, doch Höflichkeit und Freundlichkeit. Unsere Knaben gefallen mir schon weniger; so klein sie zum Theil noch sind, haben sie doch schon ein bedeutendes von der amerikanischen Selbstgefälligkeit — um nicht Egoismus zu sagen — aufgenommen.

Eine Stellung wie ich sie hier habe, würde in Deutschland eine sehr leichte heißen, da ich nur vier tägliche Unterrichtsstunden gebe und über vier Monate Ferien disponiren kann. Hier ist's aber damit ein anderes. Obgleich wir ein kaltes Jahr haben, wie man es hier nennt, bin ich doch todmüde wenn ich vier Stunden gebacht und gesprochen habe. Doch daran soll man sich sehr bald gewöhnen, und die Kinder hier sind eben so munter wie im alten lieben Vaterlande. Während der Mittagshitze findet allgemeine Siesta statt; das Leben der Reichern verstreicht zwischen Schlafen, Träumen und Sichvergnügen. Das fieberhafte Jagen nach Verdienst, die Unruhe u. s. w., wodurch sich die Nordamerikaner — und nicht allein in den Städten — auszeichnen, ist hier auf dem Lande nicht zu merken, und nach sechsjährigem Herumtreiben zwischen jener Beweglichkeit thut mir diese relative Ruhe einmal sehr wohl.

Unsere Plantage ist sehr schön und wird auf mehrere Millionen Dollars geschätzt, die Gebäude sind lustig und prachtvoll, die Einrichtung und Lebensweise luxuriös. Dennoch wird hier augenblicklich sehr geklagt, da schon im vorigen Jahr die Zuckerernte sehr mittelmäßig ausgefallen ist. In diesem Jahr ist das Rohr aber nur auf der einen Plantage der Madame Thomas Pugh gerathen; diese wird gegen 500 Orhoft Zucker pressen, und sieht einer Einnahme dafür von 80,000 Dollars entgegen. Die übrigen Pflanzer haben nicht so viel geerntet daß sie fürs nächste Jahr genügend Rohr zum Auspflanzen haben. Da nun aber doch ein jeder etwas Rohr wird pressen lassen müssen, so wird die Folge der diesjährigen Calamität sich noch auf mehrere Jahre hinaus erstrecken, indem für die nächsten Male bedeutend weniger gepflanzt wird. Die hiesige Plantage bringt oft 150,000 Dollars Einnahme, was einen Begriff von den Verhältnissen der reichen Pflanzer geben kann. Ich sage der reichen; denn die Mehrzahl welche fremdes Geld auf ihren Besitzungen stehen hat, ist sehr arm und hat mit immer neuen Schulden zu kämpfen, da man durchschnittlich 14—15 Proc. Zinsen zahlen muß, und selbst dafür kein Geld bekommen kann. Der niedrigste Zinsfuß beträgt hier 8 Procent.

Da die Zeit meines hiesigen Aufenthalts zu kurz ist als daß ich über mir entfernter Liegendes schon könnte ein richtiges Urtheil gebildet haben, so habe ich mich mit Recht an das gehalten was mir zu überblicken schon gestattet war. Und wenn ich mich da über das Angenehme meiner Umgebung vielleicht ein wenig zu lobend geäußert, so muß dieß mit der großen Seltenheit eines freundlichen Umganges für einen in Amerika allein stehenden jungen Mann entschuldigt werden. Ueberdieß habe ich bei allem nur die bessere Classe der Pflanzer im Auge. In andern Dingen möchte der Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Staaten nicht zu Gunsten der letztern ausfallen, wenn überhaupt ein solcher besteht, denn hier wie dort scheints des Faulen in Hülle und Fülle zu geben. So sind z. B. die hiesigen Postverhältnisse abscheulich, die Beamten handeln ganz willkürlich, und an eine Aufsicht ist — wie überall — nicht zu denken. Wir pflegen unsere Briefschaften von dem eine Viertelstunde von hier entfernten Post Office A. zu beziehen. Der Postmeister zu N., welches 8 Meilen von hier liegt, behält aber häufig unsere Briefe zurück, kratzt den Namen des Stationsortes aus dem Couvert, und läßt dann sagen er habe Briefe, wir sollten sie holen lassen. Dieß alles geschieht von ihm, um einige Cents zu verdienen, und wir müssen — wollen wir anders unsere Briefe haben — seinem Willen folgen, und, was das schlimmste ist, dazu schweigen, theils weil nichts gegen ihn zu machen ist, theils weil wir sonst in Gefahr kommen daß er sich durch Zurückbehalten der Briefe rächt. Und doch ist mein Principal ein General und einflußreicher Mann!

Daß der Handel auch hier mit vielem Betrug verbunden ist, beweise folgendes: die Frau Generalin kaufte vor einiger Zeit einen Brillantring für 90 Dollars in New-Orleans, und zeigt als sie später wieder dort ist, denselben Ring einem Commis in der Handlung wo sie ihn gekauft hatte. Der Commis behauptet fest der Stein sey falsch, der Ring nicht 4 Dollars werth, es sey unmöglich daß er bei ihm gekauft sey u. s. w. Es geschah dieß in einer der größten dortigen Handlungen; aber es geht hier wie in New-York und auch wohl in Europa, daß die größten Spitzbuben wohnen wo — —. Die größten Handlungshäuser sind, wie bei euch, nicht immer die solidesten.

Ueber die Entzifferungsmittel der Keilinschriften.

(Der Revue de l'Orient von J. Oppert mitgetheilt.)

I. Lange zuvor ehe die Entdeckung Ninive's das Daseyn einer Gesittung geoffenbart welche man für unwiederbringlich verloren gehalten hatte, war man, ohne es zu wissen, bereits auf mehrere assyrische Inschriften gestoßen und hatte sie abgeschrieben. In Persepolis, Wan, Hamadan, Babylon, Ktesiphon hatten Reisende Texte in fremden Charakteren gefunden und bekannt gemacht, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Gelehrten von Zeit zu Zeit lebhafte Beschäftigung[1] gaben, für alle aber nur todte Buchstaben blieben. Das einzige Element aus dem diese epigraphischen Urkunden bestanden, zeigte auf der einen Seite ein spitzigeres Ende als auf der

[1] Die Eingeborenen wollen in den Keilinschriften von Persepolis und Hamadan die Decrete Dschemschids und Zerdusts sehen. Wie irrig auch diese Meinung ist, so ist sie doch eben so vernünftig wie die welche diesen beiden der Semiramis zuschreibt. Was soll man aber von der Hypothese einiger Townsten des vorigen Jahrhunderts sagen, welche, den menschlichen Ursprung dieser Denkmäler verneinend, sie als ein Werk der Magenmenner betrachten zu dürfen glaubten? Wie würden dieser Meinung die Ehre der Aufführung nicht erweisen, wenn sie nicht abermals einen Beleg dafür lieferte daß der Gipfel der Abgeschmacktheit kein Grund ist um von der Aufstellung einer Hypothese abzuhalten.

Digitized by Google

andern, und konnte mit einem Keil oder einer Pfeilspitze verglichen werden. Diese schon seit langem entdeckten Charaktere wurden erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts der Gegenstand ernster Aufmerksamkeit. Der berühmte Reisende Niebuhr copirte mehrere dieser Documente in Persepolis; er erkannte gleich anfangs drei verschiedene Schriftsysteme, die aber stets von dem gleichen Element, dem Keil, gebildet waren.

Niebuhr schrieb den Persern die Abfassung dieser Inschriften zu; er unterschied deutlich die drei verschiedenen Alphabete; allein er glaubte, was uns sonderbar scheinen dürfte, daß die alten Könige „sich unendliche Mühe gegeben hätten um sich unsterblich zu machen," indem sie drei verschiedene Alphabete wählten um ihre Großthaten der Nachwelt zu erzählen. Später vermuthete man mit Recht daß diese drei Alphabete, die man stets nebeneinander und in der gleichen unveränderlichen Ordnung wahrnahm, auch drei verschiedene Sprachen ausdrückten. Die einfachsten Waßrheiten lassen sich am schwierigsten beweisen. Dieß festgestellt, glaubte man dann hoffen zu dürfen daß die Entzifferung des einen dieser Idiome nothwendigerweise zum Verständniß der beiden andern führen müsse.

Man gab die Existenz dreifprachiger Inschriften in Persepolis, Hamadan und anderwärts zu; man muthmaßte daß jede Sprache ihren Ausdruck durch ein verschiedenes, aber nach dem gleichen Element, dem Keil, gebildetes Alphabet finde. Dieses Wort Keil nun hat der deutschen Bezeichnung Keilschrift und dem französischen Namen cunéiforme [1] die Entstehung gegeben. Letzterer Ausdruck, dem Genius der lateinischen Sprache gemäß gebildet, ist allgemein angenommen; welchen Einwand man aber auch gegen seine Genauigkeit erheben mag, man hat nicht mehr das Recht sich gegen den Gebrauch, der ihm das Bürgerrecht in der Sprache verschafft hat, aufzulehnen.

Die griechischen Geschichtschreiber nennen die Keilschrift γράμματα Ἀσσύρια; [2] wir werden seben daß diese Bezeichnung nicht genug sagt. Man kannte den Namen ἱερὰ γράμματα von Babylon ebenfalls, und wenn wir das Werk noch besäßen welches der Abderite Demokritus über die heilige Schrift Babylons verfaßte, so würden wir vielleicht Geheimnisse enthüllen welche uns annoch unerklärlich sind.

II. Die Entdeckung Niebuhr's bereits ertheilte daß das allwärts an die dritte Stelle gesetzte Schriftsystem wirklich dasjenige ist dessen sich die Assyrier bedienten. Die Gelehrten hatten diese, erst vor fünfzehn Jahren bestätigte, Thatsache in Zweifel gezogen; allein man hatte dieses System der anscheinenden Schwierigkeit wegen, welche den Gelehrten den Muth benahm, vernachlässigt, und sich vorzugsweise der Prüfung der ersten Schriftart zugewendet, die viel leichter zu entziffern schien, und es in Wirklichkeit auch war. In der That hat die Entzifferung des alleinigen ersten Systems die Bevölkerung der assyrischen Texte möglich gemacht. Was war dieß für ein Alphabet? was war dieß für eine Sprache? was war es für ein Volk welches sich dessen bediente? Und auf welche Weise ist es möglich geworden diese Fragen zu beantworten? Durch die einfache Muthmaßung eines Gelehrten, oder, wenn man will, durch einen jener glücklichen Zufälle auf die nur geistreiche Männer ein Vorrecht besitzen. Wir bestehen um so mehr auf der Verdienstlichkeit dieser ersten Arbeiten Karl Ludwig Grotefends aus Hannover, als man ihm in den jüngsten Zeiten die Palme die er verdiente zu entziehen trachtete. Er hat zuerst, und zwar schon im Jahr 1802, der Entzifferung der Keilinschriften die Bahn gebrochen. Seine Verfahrungsweise erinnert an die Geschichte vom Ei des Columbus. Folgendes sind die Thatsachen:

Wir haben gesehen daß eines der drei Systeme unveränderlich die erste Stelle einnimmt. Hieraus schloß Grotefend daß es die Sprache der Gebieter von Persepolis ausdrücke. Ein glücklicher Umstand machte diese Idee fruchtbar: es fand sich daß diese erste Schriftart die einfachste war, und daß sie nur aus einer sehr beschränkten Anzahl von Charakteren bestand. Uebrigens hatte bereits Niebuhr auf diese Thatsache hingewiesen. Außerdem bemerkte der Hannover'sche Gelehrte daß nach gewissen Mengen von Charakteren ein Querkeil sich fand, in welchem er einen Hinweis auf die Trennung der Worte zu sehen glaubte. Bei der Vergleichung der Inschriften an den Thoren von Persepolis sah Grotefend daß zwei fast identische vorhanden waren. Bei beiden fand sich oft ein Wort wiederholt, das er durch König verdolmetschen zu können glaubte. Der einzige Unterschied welchen diese beiden Documente boten, war der: die erste Inschrift begann mit einer Gruppe, die wir A nennen wollen. Die zweite Inschrift zeigte am Anfang die Gruppe B. Das übrige der beiden Texte war fast ganz gleich: nur im ersten Document allein fand sich in der Mitte eine Gruppe C. Die zweite Inschrift zeigte an der Stelle dieser Gruppe C das den ersten Text beginnende Wort A.

Grotefend schloß daraus daß A, B, C Eigennamen seyen, und daß er eine Geschlechtsfolge vor sich habe, in welcher C der Vater von A, und A der Vater von B sey. Allein auf C folgte nicht die so oft wiederholte Gruppe, von welcher Grotefend glaubte daß in ihr die Bedeutung „König" liege. Der deutsche Gelehrte folgerte daraus daß C nicht regiert, sondern daß nur A eine Dynastie gegründet hatte.

Wer konnte dieser König seyn, und wer war sein Sohn?

Grotefend wußte aus den alten Schriftstellern daß die Könige aus dem Geschlecht des Achämenes den Palast von Persepolis gebaut hatten. Diese Idee war schon von Reisenden geäußert worden welche wegen dieser merkwürdigen Texte des asiatischen Alterthums den Weg nach Persepolis eingeschlagen hatten. Unter den persischen Königen gab es nur zwei denen man die Gründung einer Dynastie zuschreiben konnte, Cyrus und Darius. Was ersteren anbelangt, so schien das Wort A zu lang um den Namen des Gründers des Reichs ausdrücken zu können, und außerdem hätten C und B identisch seyn müssen, weil der Vater sowohl als der Sohn des Cyrus den Namen Kambyses führten. Von Cyrus abgesehen, entschied sich Grotefend für Darius: er assimilirte daher die Gruppe C dem Hyftaspes, und B dem Xerxes. Er begann nun kühn, mit Zuratbeziehung des Hebräischen und der griechischen Worte Δαρεῖος und Λαρτίος die Gruppe A auf folgende Weise zu buchstabiren:

D A R H W V SCH

[1] Die Engländer nennen die Keilschrift ebenfalls arrow-headed, oder, mit einem barbarischen Ausdruck cuneiwie writing.

[2] Wir glauben daß die cypriſchen Charaktere der Supplices (Flehenden) des Aeschylus keine andern sind als die Keilzeichen welche sich auf der Insel Cypern finden.

Digitized by Google

Weitere Studien stellten fest daß er sich nur hinsichtlich des Zeichens getäuscht hatte welches y darstellt, und dessen wahren Werth erst Jacquet viel später erkannte. Bei der Entzifferung des Namens Xerxes fiel dem scharfsinnigen Gelehrten der hebräische Name Achaschwerosch ein; er gab daher dem ersten Buchstaben den Werth von kh; die andern Zeichen waren bereits in dem muthmaßlichen Namen des Darius enthalten. Er las also:

KH SCH H A R SCH A

Bei dieser ersten Lesung war wieder nur dasselbe Zeichen falsch.

Die dritte Gruppe, in welcher Grotefend den Namen Hystaspes sah, blieb noch zu erklären. Die griechischen Schriften geben den Namen Vistaspa; die Perser nennen diese Persönlichkeit Gostasp; nach einigen Schwankungen las Grotefend daher die Gruppe C:

V I S CH T A S P

Er hatte sich nicht getäuscht.

Gleichzeitig begannen die Hieroglyphen der Pharaonen und Ptolemäer die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zu ziehen; man kannte bereits einige Zeichen, mit denen man die ägyptische Form des Namens Xerxes zu lesen im Stande war. Nun fand sich in Benedig eine Vase welche eine Inschrift in Hieroglyphen und Keilzeichen enthielt. Die Hieroglyphen bedeuteten Xerxes, und die keilförmigen Zeichen waren identisch der Gruppe, von welcher Grotefend der Meinung gewesen sie bedeute Xerxes.

Solcher Art war die glückliche Combination des hannover'schen Gelehrten, der durch diese fruchtbare Idee weitern Entdeckungen den Weg bahnte; allein wie merkwürdig auch dieser erste Erfolg war, so konnte Grotefend doch nicht die ganze Inschrift entziffern und verbolmetschen, und er mußte, trotz seiner Anstrengungen, diese Sorge andern überlassen. Er glaubte indeß in dem Idiom dieses ersten Systems die Sprache des Zendavesta zu erkennen: dieß war viel für die damalige Zeit. Wir wissen jetzt daß, wenn die persische Sprache dem Idiom Zoroasters auch nicht identisch ist, sie ihm doch sehr nahe kommt.

Zwanzig Jahre nach dieser ersten Entdeckung erkannte der gelehrte Norweger Rask in einer Gruppe die Bezeichnung des Achämeniden, und las die Buchstaben m und n. Zehn Jahre verflossen ohne bemerkenswerthen Ergebnis bis zu dem Augenblick wo die HH. Burnouf [1] und Lassen diese Urkunden gleichzeitig zum Gegenstand ihrer Forschung machten. Diese Gelehrten sahen in einer längern Inschrift ein Wort welches die bereits erzielten Resultate ihnen mäd zu lesen gestatteten; sie erkannten darin den Namen Medien. Man suchte daher die Namen der andern Satrapien des persischen Reichs aufzufinden. Diesem Wort Medien folgte unmittelbar eine Gruppe von sieben Buchstaben, von welchen allein der erste noch unbekannt war, während die andern ä kh t r i s gelesen wurden. Was lag nun näher als hier den Namen Baktriana zu vermuthen? Man gewann daher für den unbekannten ersten Buchstaben den Werth b, man las den ganzen Namen Bákhtris, und mit diesem Werth entzifferte man einen Namen Bábirus, die persische Benennung Babylons.

Andere geographische Eigennamen lieferten neue Bedeutungen. Burnouf und Lassen waren im Stande schon im Jahr 1836 mit der Verbolmetschung der Inschriften zu beginnen, indem sie sich auf das Sanskrit, das Zend und das neuere Persisch stützten, welche zahlreiche Verwandtschaften mit der Sprache der Texte haben. Indeß lieferte die Kürze der damals bekannten Urkunden den Gelehrten keine zureichenden Elemente um alle ihre Ansichten zu controliren: viele Fehler wurden in den Einzelheiten begangen, obwohl der allgemeine Sinn der Inschriften mit befriedigender Genauigkeit bereits festgestellt war.

Es bedurfte der Entdeckung beträchtlicherer Denkmale, wie der berühmten vierhundertzeiligen, von Darius, dem Sohne des Hystaspes, in drei Sprachen auf dem Felsen von Bisitun, dem alten Bagastana, eingegrabenen Inschrift. Wir verdanken die Kenntniß dieses merkwürdigen Documents dem Muthe des Obersten Sir Henry Rawlinson. Er schrieb nicht allein, indem er vielen Schwierigkeiten Trotz bot, diese dreihundert Fuß über dem Boden eingehauene Inschrift ab, sondern er hat ferner auch das Verdienst sie zuerst erklärt zu haben. Er kann zwar den Ruhm der Entzifferung der Charaktere nicht beanspruchen, weil Grotefend, Burnouf und Lassen lange vor ihm den Werth derselben aufgefunden hatten; was ihm aber von Rechtswegen gebührt, das ist daß er die Entdeckungen seiner Vorgänger benützt hat zur Erweiterung des Feldes der Wissenschaft, zur Fortsetzung ihres Werks.

Indem wir die Wichtigkeit der Inschrift darthaten die man Sir H. Rawlinson verdankt, wird es uns gestattet seyn unser Bedauern auszudrücken daß er sie so lange für sich allein behalten, und so vielleicht die Ergebnisse verzögert hat welche die gelehrte Welt davon zu erwarten ein Recht besaß. Das Denkmal von Bisitun enthält die Geschichte der ersten Regierungsjahre des Darius, und legt in Kürze die Unterdrückung der Empörungen dar welche dieser Fürst im Beginn seiner Regierung zu bekämpfen hatte. Dieser Text, der die Behauptungen des Herodot bestätigt, beweist die Authenticität der durch den Vater der Geschichte auf uns gekommenen Genealogie des Darius; er gibt fast dieselben Namen der sieben Großen Persiens welche ihr Land von dem Joche des falschen Smerdis, des Magiers Gomates, befreiten und einer Usurpation ein Ende machten, deren Zweck die Wiederherstellung der seit der Thronbesteigung des großen Cyrus gestürzten medischen Herrschaft war.

Die Lesung von mehr als hundertundzwanzig Eigennamen, welche die Bisituner Urkunde enthält, ist für sich allein eine glänzende Bestätigung der von Grotefend, Burnouf, Lassen und andern den persischen Zeichen beigelegten Werthe. Die entscheidendste Probe der man irgend ein Alphabet unterziehen kann, ist ganz einfach seine Anwendung, und wenn man auf solche Weise vollständig gerechtfertigte Resultate erzielt, kann man die Richtigkeit seiner Ueberschreibung behaupten. Liest man daher, mittelst der Daten von denen wir sprechen, die Namen der Ahniperen des Darius Arsáma, Ariyáráma, Cišpiš, [1] Hakhámanis, welche Herodot in der gleichen Reihenfolge Arsames, Ariaramnes, Teispes und Achämenes nennt; begegnet man ferner dem Namen des Vorgängers von Darius, Ka'mbuǰ'iya, und seines Vaters, Kurus — läßt sich dann wohl noch zweifeln daß man den richtigen

[1] Die eigentliche Priorität scheint Hrn. Burnouf anzugehören.

[1] C drückt den französischen Ton von tch und z den von j, ersteres also das deutsche tsch, letzteres sch aus.

Digitized by Google

Werth der Charaktere erkannt habe, oder läßt sich glauben man habe ihnen eine irrige Bedeutung zugeschrieben?

Wenn ihr eine Sprache studiert und ein von dem eurigen verschiedenes Alphabet habt, so nehmt ihr die den Buchstaben durch die Grammatik gegebenen Werthe an, ohne lange zu fragen auf was sich diese Werthbezeichnung gründe. Ihr begnügt euch mit der Würdigung der Resultate derselben. Mit der persischen Keilschrift verhält es sich eben so, und ihre Entzifferung läßt sich von nun an als eine vollendete Thatsache betrachten. Mit dem Alphabet, wie die vereinigten Anstrengungen mehrerer Gelehrten es wieder aufgefunden, liest man nicht nur die Eigennamen, sondern erklärt auch das Ganze der in einer bisher unbekannten Sprache, deren Grammatik und Wörterbuch man wieder aufbauen konnte, verfaßten Inschriften. Letztere Thatsache ist nicht die mindest wichtige.

Indeß könnte es scheinen als bewege man sich in einem fehlerhaften Zirkel, als habe man eine petitio principii zu fürchten. Dem ist nicht so. Obschon die Sprache des Darius und des Xerxes uns früher nicht bekannt war, so kannten wir doch bereits mehr oder weniger vollkommen zwei Sprachen, das Sanskrit und das Zend, in welchen wir eine große Familienähnlichkeit mit dem alten Persischen finden. Ferner kennen wir vollkommen die davon abgeleitete, noch lebende Sprache, das neuere Persisch. Die Grundsätze der vergleichenden Grammatik haben den Sieg über die Schwierigkeiten der Auslegung davon zu tragen vermocht, und man hat die Sprache der alten Perser erklärt. Um uns eines Vergleichs zu bedienen, wollen wir annehmen das Italienische habe sich verloren — könnte man nun mittelst des Lateinischen und Spanischen diese Sprache nicht wieder auffinden? Ein anderes, schlagenderes und mehr Wirklichkeit besitzendes Beispiel: sind wir nicht im Stande das alte Provenzalische durch ensprechende linguistische Operationen zu lernen?

Wir haben die Gewißheit daß die erste Art der dreisprachigen Inschriften die Sprache der Perser vertritt, aus folgenden zwei Gründen: 1) weil alle Eigennamen dieses Volks mittelst dieses Idioms leicht zu erklären sind; 2) weil es augenscheinlich die Quelle ist aus welcher das neuere Persisch stammt. Dieß ist daher die Antwort auf die Frage welche wir oben gestellt haben.

III. Da die Kenntniß der persischen Texte eine erwiesene Thatsache ist, so wuß sie uns als Mittel dienen zur Berdolmetschung der doppelten Uebersetzungen von denen sie stets begleitet sind. Die im Grund arische Sprache der alten Perser wurde nicht in der ganzen Ausdehnung des Darius'schen Reichs gesprochen, obgleich sie fast allwärts die amtliche Sprache war. Die Arier selbst, deren erste Wohnplätze sich im äußersten Osten befanden, waren dem Westen erst zu einer heute vollkommen bestimmbaren Epoche näher gerückt. Die Perser waren in Assyrien, Medien und andern westlicheren Ländern auf turanische (scythische, tatarisch-finnische) und semitische Bevölkerungen gestoßen; allein trotz ihrer großen Macht waren sie nie im Stand ihre eigene Sprache jenseits der Gebirge zu verpflanzen welche die durch die Zuflüsse des Euphrat und Tigris bewässerten Länder von dem eigentlich sogenannten Iran trennen. Westlich der Berge Zagros und Cambelidus sprach man seit unvordenklicher Zeit, gerade wie noch heute, ein semitisches Idiom, das selbst über die Sprache eines uralischen Volksstamms, in dessen Besitz das Land vor der Ankunft der Söhne Sems gewesen war, gesiegt hatte.

Obschon diese nördlichen Völkerschaften nieder hinter die Gebirge zurückgetrieben wurden, behaupteten sie sich doch in Medien, in Parthien und in den nördlicher gelegenen Ländern. Wiewohl die arischen Sieger ihre Sprache in einem großen Theile Mediens und in ganz Persien zur herrschenden machten, gab doch ein ansehnlicher Bruchtheil der medischen Bevölkerung seine turanische Muttersart nicht auf, und dieses Phänomen hat sich bis auf unsere Tage erhalten.

Um sich den scythischen Bevölkerungen Mediens und der semitischen Nation des unterjochten Assyriens verständlich zu machen, opferten die Könige Persiens weislich den Erfordernissen der Lage einen falschen Nationalstolz, und ließen sich herbei ihren persischen Edicten Uebersetzungen in medisch-scythischer und in assyrischer Sprache beizufügen, welche letztere selbst die stolze Sprache des Cyrus überlebte. Wir aber, die nachgebornen Erforscher der asiatischen Alterthümer, sind den arischen Monarchen zu großem Danke verpflichtet, denn ihren administrativen Rücksichten allein schulden wir die Verdolmetschung der Inschriften von Ninive.

IV. Die drei Schriftsysteme der dreisprachigen Inschriften drücken daher folgende drei Idiome aus: 1) die persische Sprache, die Muttersprache des Cyrus; 2) die medisch-scythische Sprache, das Idiom der turanischen Bevölkerungen Mediens; 3) die assyrische Sprache, die in Ninive und Babylon im Gebrauch war.

Auf den ersten Anblick sind das zweite und das dritte System verschieden; wir werden sehen daß diese Verschiedenheit nur eine scheinbare ist, und daß sie, identisch in ihrem Ursprung, nur zwei Style der einen und derselben Schriftart vertreten, die, wie zwei Arten phönicischer Schrift, bloß in der Form von einander abweichen. Das keilförmige persische System hingegen bildet für sich allein eine von jeder andern bekannten Schrift gänzlich unterschiedene Gattung; wir bezeichnen sie mit dem Namen arischer Schrift. Für das System das uns in dieser Arbeit beschäftigen wird, haben wir den Namen arische Schrift angenommen.

Im Verlauf unserer Auseinandersetzung werden wir sehen daß der Gebrauch dieser Schrift sich nicht einz'ng und allein auf diese beiden Idiome, das medisch-scythische und das assyrische, beschränkte. Wir kennen bereits drei andere Sprachen welche durch diese Zeichen dargestellt wurden: das Susische, das Armenische (das Alt-Armenische) und das Casbisch-scythische, ja es ist mehr als wahrscheinlich daß weitere Forschungen in Mesopotamien und Persien auch anarische, in noch unbekannten Idiomen verfaßte Urkunden ans Tageslicht bringen werden.

Die drei Idiome von denen wir so eben gesprochen, bieten keine Entzifferungsschwierigkeiten mehr: man kann fast die gesammte Masse der Texte in bekannte Charaktere übersetzen. Von diesen anarischen Inschriften versteht man außer den Eigennamen noch nichts, denn die Sprachen sind uns vollständig unbekannt. Allein dennoch werden diese Urkunden ihre Erklärung finden, denn es gibt keine Inschrift welche, geschrieben um gelesen zu werden, nicht auch gelesen werden könnte. Wir sagen mit Archimedes: „Δός μοι πού στώ, gib mir einen Punkt an dem ich mich halten kann." Gebt einen Ausgangspunkt, ihr findet eine Grundlage; auch gibt

Digitized by Google

es kein Werk des menſchlichen Geiſtes das dem menſchlichen Scharfſinn Widerſtand zu leiſten vermöchte: derſelbe göttliche Hauch welcher bei der Schöpfung eines vergeſſenen Gedankens Hülfe geleiſtet, begeiſtert auch denjenigen der dieſen Gedanken wieder auffinden will. Es gibt ein Gedächtniß der Menſchheit, wie es ein Gedächtniß des Einzelnen gibt, und wie wir uns in unſerer Erinnerung Thatſachen zurückrufen welche lange Jahre hindurch in unſerm Innern gleichſam begraben geweſen, und plötzlich wie durch ein Wunder wieder auftauchen, ſo kann die ganze Menſchheit Gedanken wieder neu beleben welche ſie Jahrhunderte lang vergeſſen hatte.

Volksmärchen aus Wales.

Mitgetheilt von Dr. Julius Rodenberg.

1. Maen du yr Arddu, der ſchwarze Stein von Arddu.

In Bettw Garmon, am nordweſtlichen Abhange des Snowdan, wohnte ein wohlhabender Farmer, der eine einzige Tochter, Namens Meredith, hatte. Das Mädchen war ſehr ſchön, aber dabei recht eigenſinnig. Ein böſes Herz hatte ſie wohl nicht, aber ſie war verzogen und voller Launen. Da ſie, wie geſagt, reich, ſchön und jung war, ſo konnte es ihr an Freiersleuten nicht fehlen, aber ſie ſchlug jeden aus. An jedem hatte ſie etwas auszuſetzen, der eine war ihr zu groß, der andere zu klein — ſie wies alle mit Spott zurück, ſie wollte ganz was Apartes haben. Da war nun im Dorfe auch ein Farmersſohn, mit Namen Huwcyn Sion. Der war nicht reich, aber der Rechtſchaffenſte, und weil er ſo bieder war, der Angeſehenſte im ganzen Kirchſpiel. Dabei hatte er ein männlich Weſen und ein paar Augen im Kopf, die ſchon manches Mädchen toll gemacht hatten. Was konnte Huwcyn dazu? Er liebte, ſeit er denken konnte, nur eine, und das war Meredith, die ſchöne, reiche Farmerstochter. Es ſollte nun ſo geſchehen daß auch Meredith ihn lieben mußte, und ſo lief und warm ſolch ein ſchönes Mädchen nur lieben kann. Sonſt hätte Huwcyn gar nicht daran gedacht um ſie zu freien. Allein Merediths Vater, der ſein einzig Kind glücklich ſehen wollte, und auf keinen mehr hielt als auf Huwcyn, weil er ſo brav und rechtſchaffen fleißig war, der ermuthigte ihn ſeinen Antrag nur zu machen. Da zog ſich Huwcyn aufs Beſte an und machte ſich auf den Weg. Meredith konnte den ganzen Tag thun was ſie wollte, ſie jagte die Fohlen auf dem Anger vor der Farm. Als ſie Huwcyn ſo ſtattlich gekleidet ſah, rief ſie aus: „Sag mir doch, Huwcyn, iſt es heute Sonntag?“ „Wenn du willſt, ſo iſt es heute Sonntag für mich,“ erwiederte Huwcyn, und ſagte ihr dann, warum er gekommen ſey. Da aber lachte Meredith aus Leibeskräften, ja, ſie lachte ſo laut daß die Fohlen über den Anger ſetzten, dann ſagte ſie: „Seht doch! ei — ſeht doch! Meinſt du denn, ich wäre für einen Farmer nicht zu gut? Einen Barden will ich haben, ſag' ich dir, einen Barden! Und eh' du nicht ein rechter Barde geworden biſt, eher kann ich dich auch nicht brauchen!“ Damit lief ſie wieder die Wieſe hinauf, zu den Fohlen. Huwcyn gieng in tiefſter Betrübniß von dannen. Hätte er ſich nur einmal umgeſehen! Denn kaum war er fort, ſo kam auch Meredith wieder herunter, ſetzte ſich auf die Gatterthür und ſah ihm nach, ſo lange ſie konnte. Er aber war ſehr betrübt und ſah nicht rechts noch links.

An einem ſteinigen Platze, yr Arddu, der ſchwarze Weiler genannt, an dem man vorüberkommt, wenn man den Snowdan beſteigt, liegt ein großer, loſer Stein, welcher Maen du yr Arddu, der ſchwarze Stein von Arddu heißt. Nun geht die Sage daß, wenn zwei Perſonen eine Nacht auf dieſem Steine ſchlafen, der eine ſich am andern Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mit der Gabe des Bardenthums beſchenkt ſehen, der andere aber wahnſinnig geworden ſeyn würde. „Ich gienge hinauf“ ſagte Huwcyn, „gleich! — Denn wenn ich die Gabe des Sängers erhalte, ſo würde ich glücklich werden, und werde ich wahnſinnig, ſo fühle ich ja nichts von meinem Unglück! — Aber es müſſen zwei ſeyn die da hinauf gehen — und wen darf ich bitten auf ſolchem Gang mich zu begleiten?“

Indem begegnete ihm Huw Beliſſa. Er konnte ihm ſeinen Kummer nicht verbergen, denn Beliſſa war von Jugend auf ſein liebſter und beſter Freund geweſen. Beliſſa war unter allen jungen Burſchen als der größte Wagbals berühmt; und kaum hatte er die Geſchichte ſeines Freundes vernommen, als er ſchon fröhlich entſchloſſen ausrief: „Huwcyn, ich begleite dich!“ Je mehr Huwcyn abredete, um ſo feſter ward Beliſſa's Vorſatz, und ſo traten ſie denn nun gemeinſchaftlich ihren Weg an. Als ſie bei Merediths Farm vorbeikamen, da ſtand das Mädchen vor der Thür.

„Wohin des Weges?“ fragte ſie.

„Dahin auf!“ ſagte Beliſſa und zeigte zum Gipfel des Snowdan empor, der im Abendroth ſtrahlte — „zum ſchwarzen Weiler!“

Bei dieſen Worten fiel es dem Mädchen ſchwer aufs Herz. Allein ſie faßte ſich bald wieder und wünſchte den Männern ein glückliche Reiſe. Auch glaubte ſie, die beiden hätten nur ſpaßen wollen. Ueber eine Weile jedoch, da ſie wieder hinaus ſah, bemerkte ſie dieſelben ſchon ganz weit in der Abenddämmerung, hoch über den Tiefen. Da ward ihr Angſt und ſie mußte den ganzen Abend an den ſchwarzen Weiler denken. Als ſie ſich zu Bett gelegt hatte, kam es ihr wieder im Traume vor — es war ihr, als ſey Huwcyn wahnſinnig geworden — ihretwegen — ſie kämpfte, ſie flehte, ſie litt . . . . da erwachte ſie, ſchweißgebadet, und vom Kirchthurm ſchlug es eben Mitternacht. Da konnte ſie's auf dem Bette nicht mehr aushalten, ſie ſprang auf, zog ſich eilig an und lief hinaus. Von Liebe und Gewiſſensangſt gejagt, klomm ſie den Snowdan hinan. Es war eine finſtere Nacht, nur einzelne Sterne funkelten aus dem Gewölk, und der Sturm, der am Snowdan nimmer raſtet, jagte ſchauerlich durch die Höhlen und Löcher. Das arme Mädchen verirrte ſich bei der Dunkelheit, und ſchon fieng der Morgen zu grauen an, als ſie noch in der unwegſamen Felswildniß kletterte. Endlich fand ſie den Weg, endlich durfte ſie hoffen noch frühe genug zu kommen um die Schlummernden zu wecken und zu retten. Da, als ſie mit dem letzten Aufwand ihrer Kraft den

Digitized by Google

Gipfel erreichte und den Namen des Geliebten rief — da, mit dem Klange zugleich traf der erſte Strahl der aufgehenden Sonne das Antlitz der Schläfer . . . . ſie erwachten . . . und das Verhängniß war erfüllt. Auf dem nebelumwallten Felſen, als wie auf einer Wolke ſchwebend, ſtand Huwcyn, vom Morgenroth das edle Haupt verklärt, und mit dem Lachen des Wahnwitzes weihte Beliſſa das Echo der Klüfte des Gebirges. Mercedith, von Liebe und Schmerz hingeriſſen, ſank vor Huwcyn nieder und umfaßte weinend ſeine Kniee. Dieſer aber ſagte: „Ich habe nur noch eine irdiſche Sorge, und das iſt Huw Beliſſa — weiſer habe ich nichts mehr auf Erden."

Huwcyns Harfe ward das Entzücken ſeines Volkes; nur für Mercedith war jeder ihrer Klänge wie ein Schwertſtich. Sie, die Roſe von Bettw Garmwen welkte vor der Zeit und ſtarb als Mädchen; aber in Schloß und Hütte berühmt wurde Huwcyn Sion, mit dem Beinamen y Canw, der Sänger. Denn nicht vor, nicht nach ihm war ein beſſerer Sänger in Cambrien.

2. Die Eule von Cwn Cowlwyd.

Cwn Cowlwyd iſt eine tiefe und finſtere, von Klippen hoch umragte Thalſchlucht in Nordwales, woſelbſt einſt die alte Eule gewohnt haben ſoll, von der folgende Geſchichte erzählt wird.

Der Adler von Gwernabwy war lange Zeit mit ſeinem Weib verheirathet geweſen und hatte viele Kinder von ihr. Da ſtarb ſie und er blieb lange Wittwer. Endlich jedoch beſchloß er ſich mit der Eule von Cwn Cowlwyd zu verheirathen. Aber da er fürchtete daß ſie zu jung ſeyn, und er zum Schaden ſeiner eigenen zahlreichen Familie noch Kinder von ihr bekommen möchte, ſo gieng er, um ſich bei den Aelteſten auf der ganzen Welt nach ihrem Alter zu erkundigen. Demgemäß wandte er ſich zuerſt an den Hirſch von Rhedynfra, fand ihn am Stumpf einer alten Eiche liegen, und fragte ihn, ob er das Alter der Eule wiſſe?

„Dieſe Eiche," ſagte der Hirſch, „die nun vor Alter zuſammengefault iſt und ohne Rinde und Laub daliegt, obwohl ſie niemals Schaden oder Verletzung gelitten hat, außer daß ich mich eines Tages einmal gegen ſie gerieben habe, dieſe Eiche habe ich ſchon als Eichel gekannt; doch ich erinnere mich nicht die Eule, von der du ſprichſt, jünger oder älter geſehen zu haben, als ſie auf dieſen Tag zu ſeyn ſcheint. Aber da iſt noch ein älterer als ich bin, und das iſt der Lachs von Glynliffen."

Da wandte ſich der Adler an den Lachs wegen des Alters der Eule. Der Lachs antwortete: „Ich bin ſo viele Jahre alt als Schuppen auf meiner Haut ſind und Laichkörnchen in meinem Leibe. Doch nie ſah ich die Eule von der du ſprichſt anders als ſie jetzt iſt. Aber da iſt noch ein älterer als ich bin, und das iſt die Amſel von Cilwyri."

Der Adler begab ſich darauf zu der Amſel von Cilwyri; er fand ſie auf einem kleinen Steine ſitzen, und fragte ſie nach dem Alter der Eule.

„Siehſt du," ſagte die Amſel, „den Stein, auf welchem ich ſitze? Er iſt nicht dicker als ein Mann ihn in die Hand nehmen kann. Dieſen Stein habe ich geſehen als er ſo ſchwer war daß hundert Ochſen an ihm zu ziehen hatten, und er hat weder durch Schleifen noch durch Reiben gelitten. Nur einmal an jedem Abend hab' ich meinen Schnabel an ihm gewetzt, und einmal an jedem Morgen, ehe ich ausflog, die Spitze meines Flügels an ihm geſtrichen. Doch die Eule hab' ich nicht älter noch jünger geſehen als ſie heut zu ſeyn ſcheint. Aber da iſt noch ein älterer als ich bin, und das iſt der Froſch von Mochno-Beg. Und wenn der ihr Alter nicht weiß', ſo lebt kein Geſchöpf das es weiß."

Da gieng der Adler zuletzt zu dem Froſch und wünſchte das Alter der Eule zu wiſſen.

Der Froſch antwortete: „Ich geneß niemals etwas anderes als das Gewürm des Bodens auf dem ich wohne, und auch das ſehr ſparſam. Und ſiehſt du die großen Hügel, welche den Sumpf wo ich liege umgeben und überragen? Sie ſind nur von dem entſtanden was mein Körper ausgewirft, wenn ich verdaut habe. Aber ich kann mich nicht erinnern die Eule jemals anders geſehen zu haben als ein altes Schreufal, das mit ſeinem gräßlichen Geſchrei: Tu! hu, hu! die Kinder der ganzen Nachtarſchaft in Furcht und Schrecken ſetzt."

Da iſt der Adler von Gwernabwy zu der Eule von Cwm Cowlwyd gegangen und hat ſie geheirathet.

3. Die Entſtehung des Llyn Tegid oder Bala-See.

In Merionethſhire liegt ein See mit ſteilen Ufern, von Baum- und Buſchwerk dunkel bekleidet, den die Engländer Bala-See und die Waliſer Llyn Tegid nennen. Er iſt ungefähr zwei Stunden lang und an manchen Stellen vierzig Faden tief. Gebirge ſchließen ihn ein, und der luftige Gipfel des Arran Fowddwy beſpiegelt ſich in dem ſtillen Bergſee.

Tief unter dem Waſſer hat der alte Schiffer, wenn der klare Herbſtmond ſcheint, Thürme und Mauern geſehen, und oft in ſtürmiſchen Decembernächten kann er am Schaumwirbel der Oberfläche noch den Ort unterſcheiden wo die höchſte Spitze emporragt, und wenn der Sturm eine Weile ruht, haben ſchon manche eine feine Stimme rufen hören: „Eriſar! Eriſar! (Neue! Neue!)"

In dem Thale, wo nunmehr der See iſt, lebte, zu der Zeit da Cambrien noch ſeine eigenen Fürſten hatte, ein ſehr ſtolzer Fürſt. Aber all' ſeine Schätze, Schlöſſer und Wälder waren durch Sünde erworben, durch Mord und Raub; und da er ſeinen Fürſtenſitz zuerſt betrat, da hörte er eine Stimme von den entfernten Bergen rufen: „Eriſar a ddaw! Eriſar a ddaw!" (die Reue kommt! die Reue kommt!)

„Wann wird ſie kommen?" fragte der Fürſt.

„Nach dir im dritten Geſchlecht!" erwiederte die Stimme, und zugleich donnerte es ſtark, daß es in allen Bergen wiederhallte.

Der halsſtarrige Fürſt lachte als er die Stimme gehört hatte, fuhr in ſeinem böſen Lebenswandel mit Plündern und Rauben fort, und lachte immer wenn er die Orgel und den Geſang aus der Kirche hörte.

Viele, viele Jahre vergiengen. Da ward eines Nachts ein alter Harfner aus den benachbarten Bergen aufs Schloß beſtellt. Es ward nämlich ein Feſt daſelbſt gefeiert, weil dem älteſten Sohn des Fürſten auch ein Sohn geboren worden war. Als der arme Harfner in die Halle trat, da war ſolch ein Glanz und eine ſolche Menge von ſtolzen und ſchönen Damen und Herren, als er nie

Digitized by Google

zuvor gesehen. So kam Mitternacht heran. Es ward mit dem Tanzen eine Pause gemacht, und man ließ den alten Harfner in seiner Ecke ganz allein sitzen. Da — plötzlich — hörte er, halb singend und halb flötend sich ins Ohr rufen: „Erisar! Erisar!“ Er kehrt sich um und sah einen kleinen Vogel, der in der Luft flatterte und ihm winkte mitzukommen. Er folgte, so schnell ein alter schwacher Mann nur konnte. Er wußte zwar nicht was das bedeute; allein ihm war als müßte er folgen. Endlich waren sie aus all den Gängen und Hallen des Schlosses heraus und draußen in der klaren, kalten Mondennacht. Der alte Mann blieb unschlüssig stehen. Aber da sah er wieder den kleinen Vogel zwischen sich und der Mondscheibe, und er winkte ihm so bekümmert, und rief dabei wieder sein „Erisar! Erisar!“ daß er nicht anders konnte, und ihm aufs neue folgte. So giengen sie nun durch Sümpfe, durch Wälder und Dickicht, der kleine Vogel flog immer voran und zeigte ihm die besten Wege an. Aber wenn er auch nur einen Augenblick stehen blieb, so rief der Vogel wieder: „Erisar! Erisar!“ und das in einem Tone, der ihn an den Todesschrei seiner kleinen lang verstorbenen Gwenhwyar erinnerte, den sie ausstieß da sie in Glasllyn, dem blauen See, ertrank und niemand sie retten konnte.

So erreichten sie die Spitze des Berges, und der Harfner war müde und erschöpft. Er blieb stehen ... aber der kleine Vogel sang nicht mehr. Er lauschte .... aber er hörte nichts als das Rauschen eines Bergquells zu seinen Füßen und die Glocke eines Schafes von weit herauf. Nun dachte er, alles sey nur Gaukelei gewesen; er schalt sich daß er solch ein Narr gewesen und gefolgt sey, und wandte sich, um nach dem Schloß zurückzukehren und zu dem nächsten Tanz früh genug da zu seyn. Aber wie erstaunt war er, als er — beim Umdrehn — nichts mehr vom Schloß gewahren konnte! alles was er unter sich sah war das weite, ruhige Wasser eines Sees, auf dessen mondbestrahlter Fläche seine Harfe schwamm.

Die Festungswerke von Herat.

(Aus Ferriers Caravan Journeys.)

Die Bodenfläche auf welcher Herat jetzt steht, umfaßt ungefähr eine Geviert-Farsang, und die nach Osten und Westen sich erstreckenden Stadttheile sind länger als die im Norden und Süden. Herat verdankt seine Stärke den ungeheuren Erdwerken von denen es umgeben ist. Der Sage zufolge sind diese Erdwerke aus den Trümmern der hohen und massiven Mauern errichtet, welche die Macedonier niederrissen um an ihrer Stelle neue zu bauen. Dieser in ununterbrochener Linie sich hinziehende Damm ist aus ungemein harter, aufgehäufter Erde gebildet, und es ist leicht zu sehen daß ein bedeutender Theil davon, bis zu großer Tiefe, im Innern, ein kleiner dagegen außerhalb der Stadt ausgegraben wurde. Er wird auf der Innenseite durch ein Contrefort aus sonnengetrockneten Backsteinen geschützt; auf der Außenseite hat er einen ziemlich steilen Abhang, dessen Fuß in einem breiten und tiefen Graben ruht, den man nach Belieben mit Wasser füllen oder trocken legen kann. Die Höhe dieses Erdwalls ist nicht überall die gleiche, im Durchschnitt aber kann man sie auf neunzig Fuß schätzen. Es befinden sich auf dem Wall eine große Anzahl Thürme, je ungefähr fünfzig Fuß von einander entfernt, und verbunden durch Curtinen (Zwischenwälle), welche mit Schießscharten für das Gewehrfeuer versehen sind; die Thürme in den Winkeln sind massiv, und nur diese können mit Kanonen ausgerüstet werden. Zwei aus der Dicke des Walls ausgehauene bedeckte Wege tragen zur Stärke des Platzes sehr viel bei.

Die Citadelle, d. h. die Burg Ichtiar Erdin, liegt auf der Nordseite und innerhalb der Ringmauer der Stadt. Diese Veste ist viereckig, mit großen Thürmen in den Winkeln, und aus gebrannten Backsteinen gebaut; sie steht auf einem künstlichen, die Stadtmauern überragenden Hügel, und ist, wie der äußere Wall, von einem breiten und tiefen Graben umgeben, der durch eine Zugbrücke gekrenzt wird und beliebig unter Wasser gesetzt werden kann. Dieses Werk beherrscht die Stadt und die Straße von Meschhed, und es wäre schwierig, wo nicht unmöglich, es erfolgreich, selbst mit Batterien auf den Höhen des Thaleh-bengy, dem einzigen Punkt wo sie vortheilhaft aufgestellt werden könnten, anzugreifen.

Nach der Belagerung Herats durch die Perser im Jahr 1838 stellten einige englische Ingenieur-Officiere, unter der Oberleitung des Majorá Todd, des brittischen Residenten am Hofe Schah Kamrans, einen Theil der Befestigungswerke wieder her; da ihnen die Linie des Grabens der Ringmauer schwach schien, so füllten sie denselben an mehreren Punkten auf, und gruben einen andern weiter vorwärts. Dieß hat dem Wall eine größere Höhe gegeben; die den Graben — in welchem sie ebenfalls einige Vertheidigungswerke anbrachten — bestreichenden Kanonen aber haben dadurch ein besseres und wirksameres Feuern gewonnen. Auch die Thürme in den Winkeln wurden vorspringender gemacht, und die Thore einigermaßen verändert, so daß ein Angriff jetzt viel schwieriger wäre als während der Belagerung von 1838. Diese Veränderungen sind unglücklicherweise nur auf zwei Seiten in Ausführung gebracht worden; die andern zwei befinden sich in schlechtem baulichem Zustand, und sind an verschiedenen Punkten angreifbar, wo nicht zugänglich. Wären die an den Festungswerken Herats durch diese Officiere vorgenommenen Verbesserungen vollendet worden, so würden sie einen wirksamen Schutz gegen die Angriffe der Afghanen, Usbeken und Perser gewährt haben; sollte aber ein europäisches Heer die Stadt belagern, so könnte die Vertheidigung keine zwanzig Tage dauern, denn sie ist, trotz alledem, nur eine unermeßliche Redoute, und hat, wie alle derartigen Werke, den Fehler von drei todten Winkeln und einem schwer zu vertheidigenden Graben. Herat kann erst dann stark seyn wenn man Werke errichtet welche die jetzt bestehenden flankiren, diese aber werden von Persern wahrscheinlich nicht, noch weniger von Afghanen, aufgeführt werden. Die Beschaffenheit des Bodens würde den Minirungsoperationen beträchtliche Schwierigkeiten entgegenstellen, denn das Wasser steigt ungehindert auf neun bis zwölf Fuß, und die Truppen Mohammed Schahs

Digitized by Google

mußten unglaubliche Anſtrengungen machen um ihre Laufgräben und Verbindungswege trocken zu halten. Die Belagerten hatten mit dieſer Schwierigkeit nicht zu kämpfen, weil ſie im Stande waren ihre Minen von dem erſten bedeckten Gang aus mitten durch die Dicke des Walls hinabzuführen. Beide Parteien ſtießen häufiger im Graben als ſonſtwo aufeinander, und in demſelben fanden einige blutige Gefechte ſtatt, in welchen mehrere Tauſend Menſchen fielen.

Ueber die Schwamm-Fiſcherei im Orient.

(Von X. Landerer.)

Ein nicht unbedeutender Handelsartikel für Griechenland iſt die Schwammfiſcherei, indem jährlich gegen 150,000 Liter ausgeführt werden und in den europäiſchen Handel kommen. Die im europäiſchen Handel vorkommenden werden unterſchieden 1) in ſyriſche oder Soria-Schwämme, 2) in Schwämme von Tripolis oder aus der Berberei, in ſtrianer, dalmatiner, griechiſche, amerikaniſche und Bahama-Schwämme. In Griechenland ſind die eigentlichen Taucher die Hydrioten, Spezioten und Kranidioten, und noch geſchickter Taucher und Schwamm-Fiſcher ſind die Bewohner der kleinaſiatiſchen Inſeln Symi und Kalymnos, Symioten und Kalimioten genannt. Dieſe letztern ſind es auch die ſich ſeit mehrern Jahren im Golf von Navarin beſchäftigen, die bei der Seeſchlacht der verbündeten Mächte gegen die türkiſche und ägyptiſche Flotte verſunkenen Kanonen aus dem Abgrunde des Meeres heraufzuholen, und davon 60 bis 80 Stück jährlich zu Tage förderen.

Im Monat Mai beginnt die Schwammfiſcherei. Man ſieht oft weit ſchwimmende 30 bis 50 kleine Barken mit rothbraun gefärbten Segeln in den Meeren des griechiſchen Archipels, alle Inſeln umſegelnd und nach Schwämmen haſchend. Um die im Meeresgrund ſich findenden Schwämme leichter und beſſer unterſcheiden zu können, haben ſie eine Schüſſel mit feinem Sande, welcher mit Oel innig vermengt iſt, und dieſen werfen ſie auf die Oberfläche des Meeres. Das Oel breitet ſich auf der Meeresfläche aus und läßt eine dünne Schicht Oel auf derſelben, wodurch die Durchſichtigkeit des Meeres um vieles erhöht wird; man iſt nun mit Leichtigkeit im Stande Gegenſtände auf dem Meeresgrunde zu unterſcheiden, die man früher nicht zu unterſcheiden vermochte. Hat nun der in der Barke ſitzende nackt und von der Sonne braungebrannte Taucher, umgürtet mit einem Riemen, in dem ein großes Meſſer ſteckt, einen Schwamm erſpäht, ſo ſtürzt er ſich, die Hände dicht zuſammenhaltend, in die Tiefe hinab, ſchneidet den Schwamm los, und kommt denſelben in der Hand haltend aus der Tiefe wieder auf den Meeresſpiegel, wo er ſich wieder in die Barke ſetzt und wieder hinab in die Tiefe ſtarrt; und ſo geht es lautlos fort bei ſtiller Zeit den ganzen Tag, bis er einſt taucht in des Lethe's Fluthen, vergeſſend den traurigen Erwerb. Den Seinen Unterhalt zu ſchaffen, die Menge der Schwämme zu mehren, ermattet endlich der arme Taucher, und aus Naſe und Ohren quillt ihm Blut, ſich miſchend mit der grünen Woge, aber lähmt ihm der Krampf die Glieder, ſo kehrt er aus der Tiefe nie zurück. Am Felſengeſtade ſind der Höhlen viel, dort ſucht der Taucher große Schnecken, z. B. Buccinum tinctorium, die Perlmuſchel, das Gehäuſe zu verkaufen, vom Thiere ſelbſt ſich zu nähren. Auf der Höhle Boden und in den Seitenwänden ſpäht er umher; da ſitzen gern die Schnecken; gewahrt er aber nicht die große Muſchel, die mit offenen Schalen träumend über ihm am Felſen feſtgewachſen ſitzt, und kommt er ihr zu nahe, ſo ſchließt ſie, ſich zu ſchützen, die Schalen, und hält den Taucher feſt mit gewaltiger Kraft. Vermag er dann nicht ſchnell ſich zu befreien, ſo muß er bleiben in der kühlen Grotte, ſie wird ſein Grab. Glücklich hat der Taucher ſeine Beute erfaßt und eilt zurück in die ſonnige Welt; da packt ihn nicht ſelten des Meeres Hyäne, der gierige Hay, und der Taucher mit ſeiner Beute wird ihm zur Beute. Oft faßt am Meeresgrunde der gräuliche Polyp achtarmig umſchlingend den Taucher und ſaugt ſchnell ſich feſt mit brennendem Schmerz; trennt dann nicht raſch das Meſſer des Unthieres feſſelnde Bande, ſo hat ihn des Todes Arm erfaßt und läßt ihn nicht wieder auftauchen.

Die erbeuteten Schwämme werden ſodann an ein feuchtes und ſehr ſandiges Ufer gebracht und der Reinigung und dem Sortiren unterworfen, was die Schwammfiſcher im Orient auf folgende Weiſe bewerkſtelligen. Die friſchen Schwämme ſind ſo wie ſie aus dem Meere kommen mit einer ſchlammigen Maſſe überzogen, und um ſie von derſelben zu befreien, werden ſie mit feinem Sande eingerieben und an Stricke angereihet den Meeresfluthen übergeben, damit ſich durch das Hin- und Herbewegen der Schleim ablöſe und die Schwämme ſich auf dieſe Weiſe reinigen. Bleiben nun dieſe Schwämme längere Zeit an der Sonne liegen unter öfterm Begießen derſelben mit Meerwaſſer, ſo werden ſie gebleicht und auch feiner, indem ſich der gallertartige Schlamm, der die friſchen Schwämme überzieht, auf irgend eine Weiſe verändert und ſich ſodann durch den Sand abreiben läßt. Sind ſie nun gebleicht, ſo werden ſie an Fäden gereiht mit Waſſer beſeuchtet, und um das Gewicht zu mehren, Sand eingeſtreut und nach dem Gewichte verkauft.

Digitized by Google

Reisebriefe aus Indien.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

I.

Ihr werdet euch aus früheren Briefen erinneren daß Baroda in einer weiten Ebene liegt, die sich von Surat bis über Ahmedabad hinaus erstreckt, und den größten Theil der Provinz Gnzerat (sprich Gufferat oder Gudscherat) bildet. Das Land ist nur wenig über dem Meeresspiegel erhaben, und eine der reichsten Gegenden Indiens; es producirt einen großen Theil der Baumwolle, die von Indien ausgeführt wird, und außerdem Kornfrüchte (vier Arten), Reis, Ricinusöl, Dal (eine Art Linsen), Tabak, Mais und Zuckerrohr in großer Menge; der Boden ist eine lockere, dunkele und sehr fruchtbare Erde, und scheint nur die feinsten Trümmer der Verwitterungsmassen zu enthalten, die von den plutonischen und vulcanischen Hügeln im Osten während der Regenzeit, wenn das Land überschwemmt wird, herabgeführt und abgesetzt werden. Man findet auf Hunderten von Quadratmeilen keinen Stein, den man nach einem Hund werfen könnte. Nur die Flußbette enthalten Geschiebe und bisweilen größere Blöcke, welche entfernten Gebirgsarten angehören. Die größte Breite der Ebene ist etwa 80 engl. Meilen zwischen der See und den östlichen Hügeln, und die Länge von Surat bis zum Runn von Cutsch mag 200 Meilen betragen. Nach Westen erstreckt sich die Ebene bis in die Mitte der Halbinsel Kattywar, zwischen dem Busen von Cambay und Cutsch, auf deren westlicher Hälfte sich wieder Hügel erheben. Dem Reisenden erscheint das Land wie ein Garten, und kaum hat man ein Dorf verlassen, so erblickt man schon die nächsten. Oestlich von Baroda sieht man bei durchsichtiger Luft in der Regenzeit die scharfen Umrisse eines steilen Hügels, Pawaghar (Pawaghur) genannt, der sich senkrecht aus der Erde zu erheben scheint. Es ist die einzige Erhebung, die man rings am Horizont erblicken kann, und seine eigenthümliche, terrassenförmige Anordnung, sowie der steile Abfall der Wände lassen den Fels als das letzte vereinzelte Glied der Trappformation erscheinen, welche den nördlichen Theil der westlichen Ghaute (sprich Ghats, Gebirge) von Indien bildet. Dieser Berg hatte ein um so größeres Interesse als an seinem Fuß die Ueberreste einer ehemals großen Stadt Champanier (Tschampanier), jetzt von Wald überwachsen, sich ausbreiten. Auf dem Hügel selbst ist ein altes indisches Fort, und auf der höchsten Spitze ein Wallfahrtstempel der Hindu. Einige geweihte Gebäude, die ehemals als Kornvorrathshäuser für die Besatzung dienten, und in die man Fenster und Thüren gebrochen hat, dienen als Sommeraufenthalt für die Officiers der Station Baroda und ihre Familien. Ich hatte lange schon gewünscht diesen Hügel und die untergegangene Stadt zu besuchen, und ergriff daher die Gelegenheit meiner Reise nach Niemuch (Niematsch), um in Gesellschaft zweier Freunde dahin zu gehen; die letzten 14 Tage wurden dazu benutzt, mich mit einem derselben, einem Officier meines Regiments, in der gleichzeitigen und unabhängigen Beobachtung der beiden Hypsometer zu üben, die ich kurz vorher aus Deutschland erhalten hatte, um eine Messung des Berges vorzunehmen. Die Instrumente stimmten genau unter einander überein, und wichen von einem Normalbarometer in der Station nicht mehr ab als die Differenz zwischen zwei guten Barometern betragen kann. Meine Habseligkeiten, die auf sechs Ochsenkarren vertheilt waren, schickte ich unter der Aufsicht meines Butlers drei Märsche voraus, nach Godron, mit dem Auftrag dort mein Zelt aufzuschlagen und mich zu erwarten. Die Sachen waren unter dem Schutz zweier Sowars oder Affowars (Sauars oder Affauars, Reiter), Reiter der Police-force, die unter dem Befehl des englischen Agenten für die Ufer des Mahi steht; dieser Agent beaufsichtigt die Administration der Gränzdistricte der Besitzungen des Sindhia Holkar und verschiedener kleinerer Radschahs, die bunt unter einander emlang dem Laufe des Mahi-Flusses liegen. Sie kamen erst vor kurzem unter englische Verwaltung, da die Fürsten selbst nicht stark genug waren, den vielen Räubereien entlassener Soldaten, meistens Afghanen, Einhalt zu thun. Diese Sowars erhalten 7 Rupien (à 1 fl. 12 kr.) monatlich und Pferdearation — ihre Waffen und Kleider nebst den Pferden stellen sie sich selbst. Sie haben keine Uniform und sind mit einem krummen Säbel und einer Luntenflinte bewaffnet. Sie sind dem Reisenden in diesen Gegenden unentbehrlich, da es unmöglich ist, ohne ihre Hülfe in den indischen Dörfern die Dienstleistungen zu erhalten, zu denen die verschiedenen Kasten der Einwohner, der Theorie ihrer patriarchalischen Gemeindeverfassung nach, verbunden sind. Viele Reisende nehmen eine Wache von drei regulären Sepoys (Sepoi oder richtiger Sipahi) unter einem Korporal, allein diese sind bloß auf den regelmäßigen Routen brauchbar, da sie für die Jungle (Dschungel) zu disciplinirt sind. Ihr werdet im Verlauf schon sehen, wozu die Sowars gut waren.

Am 2 März um 4 Uhr Nachmittags verließen wir Baroda zu Pferde. Der Weg war, obgleich in der Ebene, wegen der tiefen Furchen und Wagengeleise sehr schlecht; er führte durch unabsehbare Grasflächen, die für den Bedarf der Pferde und Elephanten des Garkavar von Baroda reservirt sind. Das Gras war interessen abgemäht, und was zurückblieb, geib gebrannt von der Sonne. Gegen Abend kamen wir in einem 14 Meilen von Baroda entfernten Dorfe an, wo wir durch einen dritten Sowar, den ich bei mir behalten hatte, für jeden von uns einen mit Heu gefüllten Ochsenkarren bestellt halten, die uns während der Nacht weiter führen sollten. Es ist dieses eine hierzulande sehr gewöhnliche Art des Nachts zu reisen; das Heu verhindert die unangenehme Wirkung der häufigen Stöße, die man sonst auf den holperigen Wegen erhalten würde, und man schläft vortrefflich. Staub muß man sich freilich gefallen lassen, wenn der Wind geht. Am nächsten Morgen um 4 Uhr beim Erwachen fanden wir uns bei einem offenen Platze im Wald, wohin wir den Tag vorher Pferde vorausgeschickt hatten; diese wurden nun bestiegen, und die wenigen Meilen, die bis Champanier übrig blieben, in der Morgenkühle zurückgelegt. [1]

[1] Auf Wellands Karte von Vorderindien findet ihr Champanier. Godron ist nicht darauf, allein drei Märsche weiter findet ihr wieder Dohad, und so fast alle größeren Plätze, die ich in der Folge erwähnen werde.

Digitized by Google

Als es allmählich heller wurde, starrten uns zur rechten durch lichte Stellen die schwarzen, senkrechten Wände des Hügels entgegen, um dessen Fuß wir uns von Westen nach Osten herumwandten, und eines solchen Anblickes seit langer Zeit ungewohnt, erschien uns die Höhe ungeheuer. Nachdem wir, wenigstens zwei von uns, da der dritte ein alter Jäger war, der schon mehr als einem Tiger den Garaus gemacht hatte, die Schüchternheit des ersten Eintritts in die Jungle überwunden hatten und nicht mehr erwarteten hinter jedem Busch einen Tiger hervorkommen zu sehen, von denen die Gegend voll ist, fingen wir an, an der Neuheit und Seltsamkeit der Scene Gefallen zu finden.

Das Bewußtseyn der Einsamkeit und Wildniß, das durch den regelmäßigen, bisweilen großartigen Baum- und Buschwuchs, durch die Spuren des Wildes auf dem Weg, und das Geschrei entfernter Waldvögel und Affen hervorgerufen wurde, wird erhöht durch vielfache Anzeigen ehemaligen Bewohntseyns, die sich mit der rauhen Umgebung durchaus nicht zusammenräumen ließen.

Das Gefühl der Vergänglichkeit unserer Werke gegenüber den unbekämpften Wirkungen der Naturkräfte war, im Angesicht dieser übermächtigen Verwilderung, stärker als es je zuvor der Anblick von Ruinen in mir hervorgerufen hatte. Hie und da fließen wir auf die Reste von Gemäuer und Fundamenten, aus denen die größten Bäume hervorwachsend den Pfad überwölbten; oder auf bebauene Steine im Wege, oder sogar auf halbverschüttete Brunnenschachte unter hohem Gras und Gestrüpp verborgen, die dem Unvorsichtigen gefährliche Fallen bereiteten. Nach einiger Zeit trafen wir auf eine kleine mohammedanische Grabcapelle zwischen Baumstämmen, die, jetzt selbst schon halb zerfallen, aus den Ruinen eines noch älteren Hindutempels aufgebaut war, dessen Zierrathe man deutlich von den mohammedanischen unterscheiden konnte. Etwas weiter kam am Wege ein stolzeres Grabmal mit Kuppel und in Stein aufgebauenen Fenstern von durchbrochener Arbeit, durch welche sich Schlingpflanzen bis über das Gewölbe hinzogen. Mit Vorsicht suchten wir unseren Weg durch den von den gestürzten Quadern und Buschwerk halb versperrten Eingang, da in diesen leeren Sälen häufig Panther und Tiger ihr Lager haben, und erstiegen die um die Kuppel von innen führende Galerie. Ueber die Gipfel hinausstehend, erblickten wir zur Rechten und etwas zurücktretend den Hügel mit dem Fort und kleinen Tempel auf der Spitze, dessen Abhänge sich nach dieser Seite etwas geneigter zeigen, und der ein hübsches Panorama von Schluchten und Waldpartien darbot. Am Fuße des Gebäudes selbst breitete sich der ausgetrocknete Boden eines großen ehemaligen öffentlichen Teiches oder Wasserbehälters aus, in welchen von allen Seiten bebauene Stufen hinabführen, und welches der Teich der Concubine genannt wird, da er von der Geliebten eines der früheren mohammedanischen Könige von Gujerat angelegt seyn soll. Vor uns sahen wir durch die Gipfel der Bäume hindurch den Bogen eines großen gewölbten Thores hervorragen, der die Hoffnung auf besser erhaltene Gebäude dahinter erweckte. Als wir es indessen erreicht hatten, fanden wir daß es aus dem Wald in den Wald führte, nur zur Linken zog sich von dem Thor aus etwas vom Weg ab und mit diesem parallel eine ziemlich wohlerhaltene ehemalige Stadtmauer hin. Sie war an manchen Stellen von dem Baumwuchs zersprengt, und die Bäume die in den Spalten wurzelten, machten den Eindruck als wenn sie die Mauer von der anderen Seite erstiegen hätten, und jetzt triumphirten die Stätte der Cultur wieder in die ursprüngliche Wildniß zurückgeführt zu haben; durch Oeffnungen der Mauer hindurchschauend und endlich großartige, zusammenhängende Ruinen vermuthend, erblickte man nichts als lose Steine, überwuchert von Gebüsch und langem Gras. Nur in der Ferne schaute ein spitzes Minaret über die Bäume hervor. Die Mauer endigte zuletzt in der Wand eines aus großen Quadern errichteten Palastes, der die einzige davon übrig gebliebene Resi war. Wo früher ein Balkon hervorragte, dessen zierlich gearbeitete Pfeiler noch standen, war er durch einen Riß gespalten. Um die Ecke herumbiegend traten wir durch eine wohlerhaltene gewölbte Pforte in einen engen Vorhof ein, aus dem ein doppeltes Thor, wie bei einer Festung, dessen Bogen verziert und mit arabischen Sprüchen in Stein umschrieben waren, in das Innere der ehemals zur Burg gehörigen Räume und Höfe führte. In dem großen Burghofe zwischen Ruinen und Bananbäumen, die von ihren weit ausgebreiteten Aesten wieder Wurzeln zur Erde herabschlichten, fanden wir unsere Zelte aufgeschlagen. Aus dem Hofe trat man durch eine Halle, aus drei gewölbten Säulengängen gebildet, in das Dorf Champanier, welches etwa aus 30 Hütten besteht. Die Einwohner leben meist von dem Verkehr mit Pilgern, die Anfangs März in den Monat (ihr. Huile), Feiertagen zu dem Bild der Maiadawie (Blatternglöttin) wallfahrten. Sie haben keinen Feldbau, und dicht hinter den Hütten fängt der Wald an. Aus diesem Dorf, das noch innerhalb der äußeren Ringmauer der Burg liegt, gelangt man durch ein zweites dreifaches Thor ins Freie, und wird sogleich durch die Minarets und Kuppeln einer größeren Moschee getroffen, welche frei auf einem etwas erhöhten Grunde steht. Es war das erstemal daß ich eine Moschee unter so günstigen Verhältnissen sah, da sie in den Städten, die ich je gesehen habe, gewöhnlich zwischen Häusern eingekeilt und von kleineren Dimensionen waren. Wir waren angenehm überrascht durch das gefällige Verhältniß des Gebäudes, dessen Kuppeln und Minarets wohl erhalten waren. Die Moschee mit dem dazu gehörigen Hofe bildete ein Parallelogramm, dessen eines Drittheil durch das Gebäude selbst eingenommen wird, während der übrige Raum von Säulengängen umschlossen ist, die nach innen offen sind und nach außen durch in Stein gearbeitete Balkonen, ausgefüllt mit zierlichen in Stein gearbeiteten und beständig wechselnden Mustern, verschlossen werden. Durch diese Arabeskengitter fällt das Licht etwas gedämpft herein, so daß man sich in einem feierlichen wohlthuenden Halbdunkel befindet. In der Mitte des Hofes sind die Reste eines Springbrunnens zwischen einigen schattigen Bäumen, dem gegenüber der Eingang zur Moschee, überwölbt von einem gewaltigen, vielfältigen Bogen, offen steht. Diesem Eingang entsprechend laufen die Bogengänge auf der entgegengesetzten Seite in eine kleine Grabcapelle zusammen, die durch eine reich verzierte Kuppel überwölbt wird, und durch ähnliche Gitterfenster wie die Gänge selbst ihr Licht erhält. Ueber den Eingang der Moschee hat sich ein Bienennest gehängt, und in den vielen Ecken und Winkeln der Steinjierrathe der Pforte nisten Tauben. Das Innere der Moschee entspricht dem geschmackvollen Aeußeren nicht, indem der Raum so dicht mit Säulen angefüllt ist daß zwischen zwei derselben kaum zwei Menschen neben einander gehen können. Die Säulen entzigen oben in runde Trichter, welche die Decke stützen; dieses ist recht schön, wenn es Cocospalmen sind mit ihren trichterförmig ausgebreiteten Blätterkronen; allein in rundem Stein sieht es sehr steif aus. Außer den durchbrochenen Fenstern erhält die Moschee Licht von oben unter den Kuppeln her, die auf Säulen ruhend die flache Decke überragen. Wir stiegen in die Minarets hinauf, besuchten das Dach und bestiegen die verschiedenen übereinander befindlichen Galerien, welche die mittlere höchste Kuppel tragen.

Digitized by Google

Man erblickt nichts als Wald, und nur hie und da eine kleine Minaretspitze über die Bäume hervorragend. Zur Linken hatte man Banaghur mit dem Fort; zur Rechten sah man dicht an der Moschee in einen tiefen, mit Treppen bis auf den Grund versehenen ausgemauerten Teich oder Wasserbehälter mit wenig Wasser, indem einige Hindus ihre Kleider und sich selbst wuschen — es waren gerade genug um die Abwesenheit mehrerer fühlbar zu machen. Das war überhaupt das Gefühl welches zuletzt die Oberhand behielt; man sah sich unwillkürlich nach Menschen und dem Verkehr um, der dazu gehörte einem so großen Gebäude Berechtigung und Erklärung zu geben. Es war nur zu deutlich daß seit langer Zeit niemand seine Andacht hier verrichtet hatte. Auf dem Fußboden unter den Kuppeln, worin die Fledermäuse nisten, waren kleine Berge von ihren Guanorückständen, den man in Wagenladungen hätte fortführen können; Bäume umschlangen die Minarets und spalteten die Mauer. Die Menschen schienen sich nicht die Mühe gegeben zu haben die Zerstörung zu befördern, sie brauchten keine Steine zu ihren Hütten. Es war immerhin erstaunlich die Moschee in einem so guten Zustande zu erblicken, da, seit die letzte Sorgfalt auf ihre Erhaltung verwandt worden war, rings umher, wo einst Straßen und Plätze standen, ein hoher Wald emporgewachsen war, den Tiger und Wild aller Art als ihren angestammten Aufenthaltsort betrachteten.

Das Beschriebene nebst zwei oder drei anderen kleineren Moschen und den nach allen Richtungen im Wald ausgebreiteten Fundamenten und verschütteten Brunnenschachten ist alles was von der ehemals gewiß großen Stadt übrig geblieben ist, der die Eingebornen geneigt sind einen übertriebenen Umfang von 18 engl. Meilen zuzuerkennen. Nur die öffentlichen Mauern, die aus Stein waren, sind erhalten, und die Privathäuser, die, wie noch jetzt, auch früher wohl bloß aus Balken und Lehm oder Backsteinen aufgeführt waren, sind verschwunden bis auf die Fundamente. Ueber das Alter der Ruinen konnte ich nichts bestimmtes ausfinden, allein die Vernachlässigung begann wohl kaum früher als vor 200 Jahren, da erst gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Gujerat aufgehört hatte ein eigenes Königreich zu seyn, und da erst etwa 60 Jahre später die Kriege der Mohammedaner mit den Mahratten anfiengen, denen wohl hauptsächlich die Verwilderung dieser Landstriche zuzuschreiben ist. Der Boden ist fruchtbar, wie schon der üppige Baumwuchs zeigt, und ich sehe keinen Grund warum die Cultur nicht wieder einziehen sollte, wenn fortwährender Friede und die allmähliche Einführung der christlichen Civilisation das Land beglückt. Unter die Herrschaft der Hindus und ihrer Kasten verurtheilt, scheint indessen dafür keine Hoffnung zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf der Insel Antiparos.

Die Insel Antiparos (im Alterthum Oliaros genannt, welchen Namen sie auch jetzt wieder führt), das Vaterland des Praxiteles und Phidias, eine der Cykladen im griechischen Archipelagos, zwischen Paros und Siphnos gelegen, und nur durch einen engen Canal von Paros getrennt, ist in dieser zum Königreich Griechenland gehörenden Inselgruppe eine der kleineren; aber sie ist bekannt und berühmt wegen der auf ihr befindlichen merkwürdigen Stalaktitengrotte, und wird deßhalb namentlich auch von Fremden vielfach besucht. Die Insel wird von etwa 80 Familien welche zusammen 350 Seelen ausmachen, bewohnt; sie selbst hat nur eine halbe Quadratmeile im Umfang, ist im Norden ganz flach und hebt sich allmählich gegen Süden, besteht größtentheils aus Kalkfelsen und ist ziemlich unfruchtbar. Der Hafen der Insel war früher die Zuflucht der Seeräuber welche das ägeische Meer beunruhigten, und welche der Schrecken der Schifffahrer und der Inselbewohner waren. Die Einwohner von Oliaros selbst waren dagegen in ihrem, mit einer Mauer umgebenen, mit einem Thurm versehenen Dörfchen nothdürftig geschützt, und wußten hinter diesem Schutz sogar die Angriffe zahlreicher Feinde zurückzuschlagen, wie sie sich dessen wenigstens in ihren Erzählungen zu rühmen nicht unterlassen. Im übrigen stehen die Oliarier noch auf einem sehr niedrigen Standpunkte der Cultur. Wie mir selbst einer von ihnen sagte als ich im Sommer 1856 auf der Insel war, konnten damals nur etwa vier Personen auf der Insel — lesen. Vor 10 Jahren befand sich gar dasselbst eine Gemeindeschule, und die Zahl der Kinder die sie besuchten, erhöhte sich bis auf 10, sie sank jedoch bald wieder bis auf vier herab. Der Ackerbau ist bei der Beschaffenheit der Insel unbedeutend; die Einwohner nähren sich durch Fischfang, und außerdem sind Schwämme, die sie im Meer suchen, sowie Brennholz und Kohlen, die sie auf den benachbarten Inseln verkaufen, für sie ein Gegenstand des Erwerbs. Ich selbst fand von fruchttragenden Bäumen auf der Insel weiter nichts als etwa 100 Feigenbäume und 40—50 Oelbäume. Unter allen Inselbewohnern des Archipelagus sind die von Oliaros oder Antiparos die abergläubischsten. Wenn z. B. dort jemand stirbt, so geht keiner der Oliarier die nächsten drei Tage nach Sonnenuntergang aus seinem Hause; und wenn, wie dieß wohl manchmal der Fall ist, der eine und andere der dortigen Bewohner eine prophetische Gabe zu besitzen meint und sich sogar zum Propheten aufwirft: kann er bei den andern auf Glauben mit Zuversicht und in gleichem Grad rechnen, wie in alten Zeiten die Pythia und die Eiche von Dodona.

Auch unser Besuch auf der Insel Antiparos galt vornehmlich der berühmten Grotte. Wir waren unserer drei. Nachdem wir uns mit zwei Führern und mit Stricken gehörig versehen hatten, machten wir uns auf den Weg. Einer unserer Führer, Namens Kosmas, war von herkulischem Körperbau. Als wir kaum das Dorf verlassen hatten, kam Kosmas zu uns und meinte: „Herer, die zur Höhle hinunterstteigen, sind mehr, wie sich berechnen läßt, als herer, die herausstteigen." — „Gibt es denn dort auch einen Begräbnißplatz?" fragte einer von uns. — „Die Todten lassen sich leichter herausschaffen als die Lebendigen," antwortete Kosmas; „ich habe es mit zweien erlebt. Vor mehreren Jahren führte ich selbst einige Engländer hin. Einer von ihnen, roth wie ein Seebrachsen, wollte ohne meine Hülfe hinunterstteigen und stürzte hinab auf den Grund der Höhle. Ich stieg ihm nach und fand dasselbst den Unglücklichen leblos liegen. Wir zogen ihn herauf und begruben ihn am Ufer. Bald nachher führte ich wieder einige Russen jur Höhle. Einer derselben that einen Fehltritt und fiel kopfüber hinunter. Da es aber ein Russe war und er einen Kopf von Eisen hatte, wie ein Balkare, so zerbrach er sich nur den einen Fuß und kam im übrigen mit dem anderen glücklich davon." — „Indeß hat er sich dessen nicht lange mehr zu erfreuen gehabt," fiel der andere Führer ein; „denn, wie ich gehört habe, ist er bald darauf gestorben."

Digitized by Google

— „Also hat die Höhle auch ihre Märtyrer?“ — „Sie ist allerdings von Geistern bewohnt, sie ist der Aufenthaltsort von so manchem, der einst hier gelebt hat; es wäre indeß noch mehr Unglück geschehen, wenn nicht der hl. Johannes dagegen geschützt und geholfen hätte, dem unsere Vorfahren neben dem Eingang zur Höhle eine Capelle errichtet haben.“

Nach Verlauf von anderthalb Stunden waren wir auf einem Hügel angelangt, welcher etwa eine halbe Stunde vom Meer entfernt ist, das südlich die Küste der Insel benetzt. Wir befanden uns gerade über der Wölbung der Grotte. Ich kann nicht läugnen daß die Erzählungen einiger Narier, die vor kurzem in derselben gewesen waren und welche grausig genug klangen, die beiden Geschichten von dem Engländer und von dem Russen — der Viel, der und mit Stricken von 50—60 Klaftern Länge und mit einer Strickleiter folgte, mir den Muth etwas benahmen, und hätte ich mich nicht geschämt, ich wäre in der That herzlich gern oben geblieben, und wäre zufrieden gewesen die Höhle auch nur bis zu ihrem Eingang gesehen zu haben. Indessen waren wir unmittelbar vor dieselbe gekommen. Rechts von der Oeffnung, einer Felsenspalte, durch welche man hindurch muß und vor welcher ein freier Platz im Halbkreis sich befindet — etwa 5—6 Schritte davon — steht, gleich einer Bildsäule, ein Stein von riesenhafter Höhe, vielleicht 4—5 Klafter hoch, nicht ein Kunstwerk von Menschenhand errichtet, sondern von Tropfsteinen entstanden. Er hat ganz die Gestalt und Bildung eines Menschen, namentlich hat er an der Stelle der Augen zwei Höhlungen, und er steht auf wie ein Hüter, der die Höhle selbst bewacht und nach deren Oeffnung hin er sich wendet. Links von dieser Oeffnung zeigt sich, wie ein Bühnenvorhang, eine glänzende senkrecht herabfallende Decke, welche gleichfalls aus Stalaktiten entstanden zu seyn scheint. Indeß hat die Zeit welche sie so prächtig gebildet hat, sie auch selbst wieder verunstalten. Eine unzählige Menge von Namen und Inschriften, die zum Theil geschrieben, zum Theil eingegraben sind, welche übrigens besonders die Hand von Fremden verrathen, verunzieren sie und ihre Umgebungen in hohem Grad. Alle diese Inschriften, noch mehr aber die in der Höhle selbst, sind redende Zeugnisse der Bewunderung aller derer welche dieselbe besucht haben.

Während wir selbst in Bewunderung versunken vor ihr standen, waren die beiden Führer damit beschäftigt das eine Ende des Seiles an einem starken Stalaktitenkegel, wo es am bequemsten war, zu befestigen. Kosmas rief uns, unsere Ueberzieher beizeiten zu thun. — „Er hat Recht,“ meinte mein Bruder, „die Wände der Höhle sind naß und wir würden uns beschmutzen.“ — „Während die Höhle das ganze Jahr lang trocken ist,“ sagte Kosmas, „machen im Juliuß, August und September die herabfallenden Tropfen die Höhle feucht; deßhalb sind auch die übrigen Monate des Jahrs die bequemste Zeit zum Besuch der Höhle, nicht aber die dieser drei Sommermonate.“ — „Die neun Monate,“ bemerkte ich darauf, „verzehrt sich also das herabfallende Regenwasser, indem es nur durch die obere Erddecke der Höhle bis zu deren Innerem hindurchdringt. Während dieser neun Monate ruht folglich die Höhle selbst gleichsam aus, und wir sind gerade zu der Zeit gekommen wo sie wieder arbeitet. Da werden wir denn wohl auch ganz frische Stalaktiten an den äußersten Spitzen und an der Oberfläche antreffen.“ — Ich stand nun an der Oeffnung der Höhle, und vor mir öffnete sich ein dunkler Abgrund, ähnlich jener dunklen, tiefen Felsenkluft des Kadaß im Taygetosgebirge und wie jener in Athen. Ich faßte nun das Seil und glitt an demselben herab, und gelangte mit Unterstützung des Kosmas, der vor mir hinabgestiegen war, in die Höhle, wo ich auf einem etwas ebenen Grunde feststand, die anderen beiden erwartend; das war jedenfalls der erste Halt- und Ruhepunkt. Mit Hülfe einer Fackel betrachtete ich die Wände der Höhle, die zum Theil feucht, zum Theil mit trefflichen Stalaktiten geziert waren; vornehmlich aber erstaunte ich über die Steinerzeugnisse an der Decke, die, bald kürzer, bald von bedeutender Länge, ohne Widerrede schöner waren als die werthvollsten Haargeflechte, und weiß wie der Schnee. Indeß trieben uns die Führer an weiter zu steigen, theils weil die Stalaktiten in den unteren Räumen noch schöner seyen, theils damit die Fackeln nicht vergeblich verbrennen möchten und etwa dann zur Betrachtung der Höhle nicht ausreichen würden. Das Seil unter den Achseln und auf den Zehen gehend, stiegen wir nun weiter hinab, geführt von den beiden Antipariern. Bald gelangten wir nach dem zweiten Stationsorte. Hier ist die Höhle breiter und höher als auf dem ersten. Die Zahl der Stalaktiten war außerordentlich, und manche davon waren von überraschender, riesiger Größe und von einer wunderbaren Schönheit. Der Krystall strahlte im hellsten Glanze, und war durchscheinend wie Glas. Noch einige Schritte vorwärts, und wir standen am Rand eines tiefen Abgrundes. Nicht weit davon erblickten wir eine kegelförmige Säule, die aus dem Boden hervorgewachsen zu seyn schien; sie war aus Tropfsteinen gebildet, und um dieselbe war das unterste Ende des Seiles gewunden. Zugleich befand sich hier ein anderes Seil und an diesem war eine Strickleiter von 10—12 Stufen befestigt. Auf derselben stiegen wir nun mit möglichster Vorsicht, die uns die Führer ausdrücklich zur Pflicht machten, nach der dritten Station hinunter, und hier fand einer von ihnen, auf dessen Kopf und Schultern wir sodann traten, um solchergestalt bis hinab uns schwingen zu können. Nun waren wir in der sogenannten Halle, im Dom der Höhle. Es war Zeit das Weiß anzuzünden, um uns den vollen und ganzen Anblick derselben zu verschaffen; das Licht der sechs Fackeln reicht bei der Höhe und Tiefe der Halle nicht hin dieselbe zu erhellen. „Vor einigen Jahren,“ erzählte Kosmas, „hatten Engländer bengalisches Feuer hier angezündet, und da erglänzten die Stalaktiten in Blau, Roth und Weiß, und blitzten wie die Diamanten. — Und nie — fuhr er fort — alters diese Höhle, wie dieß bei den Werken der Menschen der Fall ist; im Gegentheil, wenn nun jahraus jahrein die Stalaktiten fort und fort sich vermehren, scheint auch die Höhle selbst sich zu verjüngen und immer neu sich zu gestalten. Nur Schade, war er nach einigem Schweigen hin, daß wir selbst alle Tage an diesem Wunderwerke der Natur, an diesem Wunderwerke Gottes frevelhaft uns vergreifen. Jeder der hieher kommt, schlägt sich gewaltsam irgendein Stück ab, um ein Andenken davon zu haben. Geschähe dieß nicht, so müßten hier noch einmal so viele Stalaktiten vorhanden seyn.“ — Versenkt im Anschauen der wunderbaren Schönheit und ergriffen von dem Zauber dieser seltenen Naturbildungen, sprachen wir noch manches über das was wir hier unten sahen; Kosmas selbst, wie häufig er auch schon hier gewesen seyn mochte, war darüber entzückt und nannte diese Halle „die Königin der Stalaktiten.“ Hier war es übrigens wo einst im Jahr 1643 der französische Gesandte Nointel drei Tage und drei Nächte zubrachte, um das Weihnachtsfest zu feiern. Eine Inschrift dort unten gab hierüber weitere Auskunft; allein sie war etwas verwittert und war daher schwer zu entziffern. Außerdem entdeckten wir dort noch eine Unzahl französischer, englischer, deutscher, italienischer, russischer und griechischer Namen; doch reichten die Jahrszahlen nicht über das Jahr 1600 zurück, so daß es scheint, die Höhle sey in diesen untersten Theilen nicht früher von Fremden besucht worden, und die Europäer haben sie erst durch die Bene-

Digitized by Google

tianer kennen gelernt. Denn oberhalb des Eingangs befindet sich eine altgriechische Inschrift, welche, insoweit sie ächt ist, vermuthen läßt daß sie wenigstens den alten Griechen bekannt gewesen sey. Dort unten, ward uns gesagt, sollte auch die Inschrift des Königs Otto van Griechenland angutreffen seyn, der die Höhle am 9 Oct. 1840 besucht hatte; allein wir konnten dieselbe nicht finden. Auffallend war es uns übrigens daß in dieser Tiefe, so weit unter der Oberfläche der Erde, die Atmosphäre nicht die geringste nachtheilige Wirkung auf uns äußerte, daß die Luft nicht den Athem beklämmte oder das Blut nach dem Kopf trieb. Sie war weder zu kalt, noch zu warm; der Einfluß der Luft hier unten war ein durchaus gleichmäßiger. Schließlich konnten auch wir es nicht unterlassen, uns Stücke von den Stalaktiten loszuschlagen, und zum Andenken mitzunehmen. Sie waren von der Länge einer, auch zweier Spannen — die äußersten Zapfen, die prächtigsten Stücke, wie wir sie nur hatten bekommen können. Selbst die Führer meinten daß sie selten dergleichen schöne Stücke mit sich nähmen, und äußerten dabei daß, wenn „englische Lords“ diese Stalaktiten sähen, sie dafür wohl 20—30 Thaler zahlen würden.

Das Hinaufsteigen gieng natürlich leichter und gefahrloser von statten als das Hinunterabsteigen, auch wenn es im übrigen unbequem genug war. Auf allen Vieren kriechend, gelangten wir an den Punkt wo die Leiter feststieng, und verließen so die untere Halle der Höhle, die von dem verbrannten Reisig in einen dichten Qualm eingehüllt war. Letzterer hatte für uns etwas sehr belästigendes. Auch ist derselbe, wenn er sich nun gesetzt hat, für die Höhle selbst sehr nachtheilig, indem er ihr ein schwärzliches verräucherles Ansehen gibt. Manche Reisende, welche dieselbe besuchen, machen das nun noch ärger, indem sie sogar Pistolen dort unten losschießen. Aber „die Wirkung,“ sagte einer unserer Führer, „die dergleichen hat, kann man sich kaum vorstellen; es hallt wie ein lang anhaltender Donner, es ist wie die — Schlacht bei Navarin!“ — Wir waren nun auf der Mitte des Rückwegs angelangt. „Hier ist,“ äußerte Kosmos, „eine Oeffnung, ein Ausgang, der nach dem Meer zu führt, wohin man nach einer Stunde gelangen soll. Aber ein Mensch kann da nicht hindurch, denn der Gang ist zu eng.“ — „Woher wißt Ihr denn das alles, da, wie Ihr sagt, kein Mensch je dort hindurch gekommen ist?“ — „Wir haben das von unsern Eltern gehört. Diese hatten eine Ziege genommen und dort in die Oeffnung gesteckt, um zu sehen ob hier ein Ausgang ist und ob ein Mensch da leben kann. Allein die Ziege war nicht wieder zum Vorschein gekommen, und nachher hatte man einen weiteren Versuch nicht gemacht. Aehnliches wird auch von der Höhle auf der Insel Kythnos (Thermia) erzählt. Auch da brachten die Leute ein Ziege in die Oeffnung, durch die ein Gang einige Stunden weit nach einem Kloster führen soll. Sie beobachteten jedoch dabei die Vorsicht daß sie der Ziege ein paar Wachskerzen an die Hörner befestigten, damit sie — sehen könne! Der erste Versuch mißlang, aber bei einem zweiten und dritten ward der Ausgang bei dem Kloster wirklich entdeckt. Auch diese Höhle auf der Insel Kythnos, die ziemlich groß ist und welche, nach dem Namen zu urtheilen mit dem die Bewohner von Kythnos sie benennen, für dieselben ein Zufluchtsort zur Zeit einer Gefahr gewesen zu seyn scheint, hat schöne Stalaktitengruppen, zum Theil auch von besonderer riesenhafter Länge. Eine Säule in dieser Höhle war früher der Gegenstand des Aberglaubens der Nachbarn. Wer nämlich diese Säule mit der Stirn mehrmals berührte, blieb, zufolge dieses Glaubens, ein ganzes Jahr lang von Kopfschmerzen befreit. Ich selbst, meinte der Führer, habe dieß wohl früher geglaubt, aber jetzt glaube daran auch nicht ein Kind mehr! Auch dort befindet sich eine große ebene Halle, in welcher die benachbarten Dryaden zu Ostern zum Tanz sich vereinigen. Zum Theil ist diese Grotte eng und unzugänglich, aber überall ist sie mit den prächtigsten Stalaktiten geschmückt, die wegen ihrer merkwürdigen Bildungen die sonderbarsten Namen haben.“ [1]

Während dieser Gespräche waren wir ziemlich bis zur Oeffnung gekommen, und gelangten endlich wohlbehalten ans Licht des Tages. Der Besuch der Höhle auf Antiparos aber gewährte uns noch lange Zeit die interessantesten, angenehmsten Erinnerungen.

Ueber eine frühere Verbindung des amerikanischen Festlandes mit Europa.

Die Bibliothèque universelle de Genève, April 1856, enthält folgendes Schreiben Oswald Heers an Hrn. A. de Candolle „über den wahrscheinlichen Ursprung der jetzt auf den Azoren, Madeira und den canarischen Inseln lebenden organisirten Wesen.“ „Sie haben (sagt Hr. Heer) in Ihrer Pflanzengeographie der Edward Forbes'schen Ansicht, daß in der Miocen-Periode das europäische Festland sich bis zu den azorischen und canarischen Inseln erstrecke, Ihre Beistimmung gegeben, und diese Ansicht durch neue Beiege erhärtet. In der That beweist der vorherrschende europäische Charakter dieser Eilande, der sich in ihren Insecten sowohl als in ihrer Flora zeigt, daß sie vor Alters mit dem Festland verbunden waren. Dessenungeachtet dürfen wir nicht vergessen daß diese Inseln, wenn wir sie mit Europa vergleichen, sehr verschieden von denen des Mittelmeers sind. Sie zeichnen sich zuvörderst durch eine viel größere Anzahl eigener Arten aus, welche ein Drittheil oder Fünftheil der Pflanzen bilden, sodann durch einige amerikanische Typen, die auf allen diesen Eilanden auftreten. Es gibt nicht bloß gewisse amerikanische Arten, die durch Vermittlung der Winde und der Strömungen auf zufällige Weise dahin gekommen seyn können, sondern auch amerikanische Gattungen, welche durch besondere Arten vertreten sind. Ich will beispielsweise nur die Gattungen Clethra, Hypstrobogon und Cedronella, sowie die einzige Pinie der canarischen Inseln (Pinus canariensis, Sm.) anführen, welche den amerikanischen Formen mit nadelförmigen ternären Blättern angehört. Das Verhältniß der Vorherrschaune ist in dieser Hinsicht sehr merkwürdig; sie bilden einen großen Theil der Wälder Madeira's und der canarischen

[1] Prof. Roß, jetzt in Halle, als er noch an der Universität in Athen angestellt war, besuchte im Jahr 1836 auch die Insel Kythnos oder Thermia und die dortige große Höhle. „Ich stieg,“ erzählt er, „einen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägeischen Meeres“ (Bd. I. S. 840. S. 119) „mit vier Führern in dieselbe, weit hier, statt Fackeln, nur dünne Wachskerzen zu bekommen waren. Man kann in den Hauptgang der Höhle mit Bequemlichkeit 3—400 Schritte weit vordringen, und zu beiden Seiten gibt es noch Nebengänge. Diese Grotte ist, da der Berg aus Sandstein und Thonschiefer besteht, die reinlichste und trockenste welche ich in Griechenland kenne. Der Boden ist ein vollkommen ebener Sandstich, so daß am ersten Oftertage die Bewohner des nahen Dorfe sich hier zu versammeln pflegen, um bei Lampenschein zu tanzen. Nur an zwei oder drei Stellen, wo Kalk- und Marmorschichten den Berg durchziehen, haben sich schöne Stalaktiten gebildet. Alle übrigen Theile der Höhle sind augenscheinlich Schieferfels, und eigentlich, von diesem Material in der Mitte stehen geblieben Pfeiler, Pyramiden und Obelisken haben nicht weniger barocke Formen als sonst die Tropfsteinbildungen.“

Digitized by Google

Inseln, theilen sich in vier Arten und spielen eine wichtige Rolle. Zwei Arten (Oreodaphne foetens und Persea indica) sind wesentlich amerikanische Typen; die dritte (Phoebe Barbusana, Webb.) gehört zu einer Gattung welche in Indien und Amerika vorkommt, und die vierte (Laurus canariensis, Webb.) entspricht der europäischen Art. Durch den Besitz dieser Lorbeerbaumwälder unterscheiden sich die Gilande des atlantischen Meeres in hohem Grade von dem afrikanischen Continent, wo sie ganz fehlen, und nähern sich mehr Amerika als Afrika, trotz der geringen Entfernung von letzterm Welttheil.

Diese Thatsachen gewinnen große Wichtigkeit durch die Beobachtung daß die Flora der atlantischen Inseln viel Aehnlichkeit hat mit der Tertiärflora Europa's. In meiner „Flora Tertiaria Helvetiae" habe ich nachgewiesen daß eine bedeutende Anzahl von Pflanzen der Tertiär-Epoche den der Insel Madeira und den Canarien eigenthümlichen Arten in solcher Weise entsprach, daß eine Beziehung zwischen beiden Floren vorhanden seyn muß. Andrerseits zeigt unsere Tertiärflora eine große Aehnlichkeit mit der Flora der südlichen Vereinigten Staaten. Manche vollkommen charakteristische Gattungen, z. B. Taxodium, Sequoia, Liquidambar, Sabal u. s. w., waren über die ganze Fläche unsers Tertiärlandes verbreitet, und bestanden theilweise aus Arten die in sehr enger Verbindung standen mit denen welche jetzt in Amerika wachsen; andere Gattungen gehören Amerika und Europa in gleicher Weise an (so Quercus, Corylus, Populus, Acer etc); sie kommen in der europäischen Tertiär-Epoche vor, und bestehen aus Arten welche den amerikanischen Formen entsprechen. Aehnliche Fälle finden wir unter den Landmollusken und Insecten, obgleich sich dieß nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten läßt wie rücksichtlich der Pflanzen.

Diese merkwürdigen Umstände lassen sich erklären, wenn man annimmt daß während der Tertiär-Epoche eine Landformation die Continente von Europa und Amerika vereinigte, und daß sich diese Oberfläche durch irgendeinen vorgeschobenen Landstrich bis zu den atlantischen Inseln erstreckte. Ein Blick auf die Maury'sche Tiefenkarte des Oceans zeigt daß der Grund des atlantischen Meers ein Längenthal bildet, dessen tiefste Theile zwischen dem zwanzigsten und dem vierzigsten Grade nördlicher Breite, nahezu in gleicher Entfernung von Europa und Afrika liegen, daß aber auf beiden Seiten dieses tiefen Thales eine ungeheure Meereshochebene vorhanden ist, welche ebenso wohl die atlantischen Inseln wie den ganzen Raum zwischen dem europäischen Festland, Neufundland und Acadien in sich schließt. Jenseits dieses Raums beginnt ein zweites langes, aber minder tiefes Thal, in der Richtung von Süden nach Nordosten zwischen Madeira und den Azoren; es verliert sich in der Nähe der Küste von Oporto.

Wenn wir diesen sehr allgemeinen Daten einige Wichtigkeit beilegen dürfen, so müssen wir annehmen daß die oben erwähnte Meereshochebene während der Miocen-Periode fester Grund war. Dieses Land, diese ehemalige Atlantis, würde dieselben Pflanzen gehabt haben wie das miocene Centraleuropa, deren Ueberreste in der Molasse der Schweiz in so erstaunlicher Fülle gefunden werden, daß ich im Stande bin Beschreibungen und Abbildungen von ungefähr sechshundert Arten in meiner „Flora Tertiaria" zu geben. An der Küste dieses Landes zeigten die Seemuscheln in Amerika und Europa eine große Gleichförmigkeit, und die merkwürdige Erscheinung daß Europa mehr Küsten- als Tiefsee-Arten von Schaalthieren und Fischen gemeinschaftlich mit Amerika hat, besteht noch immer — was beweist daß einmal ein Band festen Landes diese beiden Welttheile verbunden haben muß. Die atlantischen Inseln hatten sich bereits nach den Südküsten dieses Continents hin in der diluvianischen Periode erhoben. Daß dieses Land während der Miocen-Zeit auf dem Meeresgrunde war, zeigen die fossilen Schaalthiere von Porto Santo und St. Vincent in Madeira sowie die der Azoren; daß es aber in der diluvianischen Periode aus dem Wasser emportauchte, beweisen die Landmollusken von Caniçal und die fossilen Pflanzen von S. Jorge in Madeira. (Man vergleiche Heers Abhandlung „über die fossilen Pflanzen von San Jorge in Madeira." Zürich, 1855.)

Die zu dieser Zeit gebildeten Inseln würden ihre Vegetation von der Atlantis in der diluvianischen Periode, also zu einer Zeit erhalten haben wo dieser Continent in eine neue Phase der Entwicklung getreten war. Wenn wir annehmen daß dann, durch die darauffolgende Senkung des Bodens, die Verbindung mit Amerika, sowie später die mit Europa bestandene vernichtet wurde, so werden wir die Elemente zur Erläuterung der gegenwärtig vorhandenen Flora dieser Inseln gewinnen. Wir finden daselbst die Ueberreste der Flora der alten Atlantis, und folglich sind manche Typen der Tertiärflora zurückgeblieben, während sie in Europa verschwanden. Diese Ueberreste bilden, mit einer gewissen Anzahl anderer Arten, die diesen Inseln eigenthümlichen Pflanzen; sie entsprechen theilweise den amerikanischen Arten, weil sie demselben Formationsmittelpunkt entsprossen sind. Mit Europa aber haben diese Inseln die meisten Arten gemein, wahrscheinlich weil ihre Verbindung mit diesem Continent länger dauerte.

In der diluvianischen Zeit wurde die Flora Centraleuropa's durch große klimatische Veränderungen (Ausdehnung der Gletscher rc.) verdrängt, und da durch die Senkung der Atlantis die Verbindung mit Amerika zerstört wurde, so konnte sich die neue europäische Vegetation nicht an jener Seite, sondern bloß nach Osten hin ausbreiten. Auf solche Weise ließe sich der Charakter der neuen Vegetation, besonders die der niedriger gelegenen Länder erklären, während die Alpen und der Norden eine geringere Veränderung erlitten haben. Dieß ist auch der Grund der großen Aehnlichkeiten welche zwischen dem Norden Europa's, Asiens und Amerika's vorkommen. Ich gelange daher in Betreff der letztern Länder zu demselben Schluß wie Sie, nämlich daß die Alpenvegetation in unserm Land unstreitig die älteste ist, und daß sie mithin, als das Klima wärmer wurde, nach der Eisgeit, aus den niedriger gelegenen Ländern nach den Bergen und Alpen emporstieg.

Die Stadt Hakodadi in Japan.

Bericht eines Amerikaners.

Hakodadi, einer der beiden den Amerikanern vertragsmäßig eröffneten Häfen Japans, liegt an der Südküste der Insel Yeddo, am Westende einer kleinen Halbinsel, welche eine Seite des sichern Hafens von der Stadt bildet im Angesicht der Straße von Sangal. Sie gehört zum kaiserlichen Lehen Matsmai, das sich bis zur Ostgränze des Landes der Ainos oder Ureinwohner von Yesso erstreckt.

Digitized by Google

Das Wort Hakodadi bedeutet Kastenladen, und dieser Name ist der Stadt deßhalb beigelegt worden, weil sie das Bild eines Magazins oder Ladens darbietet, und in Wirklichkeit auch das Magazin für die Güter und Kasten ist, welche von Nipon und anderswoher hier eingeführt werden.

Sie enthält 8000 Einwohner, die in 1100 Häuser wohnen, welche in einer Länge von drei engl. Meilen ausgestreckt liegen und eine Hauptpassage nahe der Seeseite bilden, während der Fest der übrigen Häuser in drei parallel laufende Straßen den Berg hinauf gelegen ist.

Die Gestalt der Halbinsel, worauf die Stadt liegt, hat viele Aehnlichkeit mit der Lage Macao's, aber der ganze Umfang der Stadt den man auf einen Blick überschaut, und die größere Höhe der hinter ihr gelegenen Berge, macht den Anblick beim Hereinfahren von der See weit imponirender. Die höchste Kuppe hinter der Stadt mißt 1000 Fuß. die andern drei über 600 Fuß; sie sind alle kahl auf den Gipfeln, ihre Abhänge aber mit niedrigem Gesträuch und Unterholz, und spärlichen Gruppen von Fichtenbäumen bedeckt. Dagegen erhöhen die unmittelbar hinter der Stadt befindlichen Fichten-, Ahorn- und Obsthaine ihr malerisches Ansehen sehr, und machen den Eindruck auf Fremde daß es ein Ort von Wohlstand und Geschmack seyn müsse.

Mit dem Festland ist die Halbinsel durch eine niedrige Landenge verbunden, auf welcher man etliche Gemüse- und Gartenpflanzungen sieht, aber der meiste Boden dieser Gegend ist zu sandig zu landwirthschaftlichen Zwecken.

Die Felsen scheinen größtentheils vulcanische zu seyn — grober harter Trachyt von röthlicher und weißlicher Färbung, welcher an vielen Stellen zu Steinen für Seemauern und Pflaster, für Hafendämme, Deiche, Fundamente und andere Bauwerke gebrochen wird.

Die Gebäude sind nur ein Stockwerk hoch und haben ein Dachgeschoß von verschiedener Höhe, welches dann und wann ein bequemes Oberzimmer hat, aber gewöhnlich nur eine dunkle Dachstube bildet, wo Dienstboten wohnen und Waaren gepackt liegen. Die Höhe des Daches ist selten über 25 Fuß vom Erdboden, die sanft sich abschrägenden Seiten sind mit Fichtenschindeln bedeckt, die nicht viel größer als eine Hand, und mit Bambusnägeln und mit Bretterstreifen befestigt sind, und über diesen hin sind Kieselsteinreihen gelegt, manchmal so dick überbreitet daß sie die ganze Fläche bedecken. Einer der Zwecke beim Gebrauch dieser Steine ist, die Beschleunigung des Schmelzens des Schnees und des schnelleren Ablaufs desselben von den Dächern; diese schwere Decke wird von einem Netz von Quer- und Bindebalken getragen. Das seltsame Aussehen, das diese Art Dächer den Häusern gibt, wird noch vermehrt durch einen Wasserkübel, der auf der Giebelspitze angebracht ist, und in welchem ein oder zwei Besen stecken, um bei einer entstandenen Feuersbrunst damit das Dach und Haus anzufeuchten.

In Hakodadi sind vier große Buddhistentempel, wovon einer Thiogen-Thi oder Landesbeschützer heißt und ein schönes Meisterstück japanischer Architektur ist. Er ward erst vor 20 Jahren erbaut, ist in dem Hauptgemach mühsam geschnitzt und das Schnitzwerk vergoldet, und wird in gutem Stand sorgfältig erhalten. Das Ziegeldach erhebt sich volle 60 Fuß vom Grunde, und wird von einem in einander künstlich verworrenen Geraume und Bindegebälk, welches auf gestutzten Pfeilern ruht, getragen. Dieses Dach ist einer der am meisten ins Auge fallenden Gegenstände, die man beim Einlaufen in den Hafen erblickt. Das Schnitzwerk am Altar, den Nischen und Karnießen stellt Drachen, Phönixe und andere mythologische Gegenstände dar, und zeugt von bedeutender Kunstgeschicklichkeit; einiges davon ist von Holz und einiges von vergoldetem Messing.

Nahe bei den Buddhistentempeln sind große Kirchhöfe, deren Gräber und Monumente eigenthümlich national sind, und ihre Grabschriften bieten einen interessanten Gegenstand des Studiums dar. An jedem Grabe steht man Pfähle und Bretter, worauf Gebete, die Namen der Verstorbenen, Stellen und Verse aus den kanonischen Büchern der Buddhisten geschrieben sind. Die Umgegend Hakodadi's bietet wenig anziehendes für den Besucher. Jenseits der Stadt gegen Osten sind zwei Forts auf dem Boden herausgehöhlt, zum Schutz des Hafeneinlaufs bestimmt. In dem seewärts gelegenen Damme sind Schießscharten für zwei Geschütze eröffnet. Am Ostende der Hauptstraße am Strande steht ein Gebäude, welches ebenfalls zu einem Fort bestimmt zu seyn scheint, doch weil keine Kanonen oder andere einem solchen Platz entsprechende Anordnungen zu sehen waren, so blieb uns zweifelhaft ob es ein Fort oder einen Paradeplatz vorstellt.

Diese rohen Werke dürfen übrigens nicht für die besten Proben japanischer Fortification angesehen werden, denn wir haben unweit Uraga mehrere Forts angetroffen, die nach besseren Principien erbaut sind, allein das blieb uns doch nicht zweifelhaft daß dieses Land einer leichten Kanonade fremder Kriegsschiffe, oder einem Angriff von einigen wenigen bemannten Booten keinen Widerstand mit Erfolg entgegensetzen könnte.

Zur Bestattung für Amerikaner ist jenseits der erwähnten Erdvesten ein kleiner — vernachlässigter — Begräbnißplatz ausgeschieden und umzäunt; es ist übrigens ein schön gelegener Punkt mit einer weiten Aussicht auf den Hafen, und die umliegenden Küsten und Straßen.

Das Volk ist kämmig, unterseyt, kecker, aber auch stärkiger als zu Simoda, und am wenigsten so hündisch, schmeigsam und unsittlich. Seine Hauptbeschäftigungen sind Handel- und Schifffahrt. Dschunken kommen von verschiedenen Plätzen an der Südseite der Sangaistraße, von Sado, das im Süden von Matsmai liegt, von Yeddo, Yechigo, Noto, Nangasaki oder Simonoseki nach dem Westende Nipons hin, und selbst von Obosaki und Owari im Süden. Allein es ist doch keine große Wahrscheinlichkeit daß der Hafen zu Hakodadi, sobald ein Platz von viel Handel und Betrieb mit amerikanischen Schiffen wird, obschon derselbe ohne Schwierigkeit mit Vorräthen von Holz, Kupfer, frischem und getrocknetem Lachs und Barsch und andern Fischen, mit Eiern, Gefügel, Zucker und andern Artikeln angefüllt werden würde, sobald gehörige Nachfrage darnach käme.

Eine Heirathsgeschichte aus den Vereinigten Staaten.

Die folgende in neuester Zeit in Nordamerika vorgekommene Thatsache aus der dortigen fashionablen Welt wirft auch einen der charakteristischen Streiflichter auf den moralischen Zustand der Republik; denn der Fall ist durchaus kein vereinzelter, vielmehr unter dieser oder jener Form, unter dortigen jungen Männern in

Digitized by Google

ähnlicher Art schon häufig vorgekommen. Der Schacher und Bankneßgeist hat die Jugend Amerika's in schauderhafter Weise allgemein erfaßt.

Ein wohlhabender New-Yorker, Hr. A., hatte eine junge, hübsche, liebenswürdige Tochter von 16 Jahren. Sie war sein einziges Kind und er liebte sie aufs zärtlichste, da sie der Trost seines Alters — er war Wittwer — zu werden versprach.

Hr. A. war genöthigt Geschäfte halber häufig verreisen zu müssen, er leitete deßwegen ein daß seine Tochter in seiner Abwesenheit die Stunden die sie nicht im Unterricht- und in Lehranstalten zuzubringen hatte, bei einer in dem fashionablesten Theile der obern Stadt wohnenden Familie zubringen mußte, wo sie wie ein Familienglied aufgenommen und behandelt wurde.

In diesem Familienkreise machte die junge Dame die Bekanntschaft eines jungen New-Yorkers, Hr. C.

Dieser durch die Reize des jungen Mädchens bezaubert, wiederholte seine früher sehr selten gewesenen Besuche in dem Hause, zu der Tageszeit wo sie ihre Freistunden dort zubrachte, bald so häufig daß die Familie es für ihre Pflicht erachtete Hrn. A. von dem sich zwischen seiner Tochter und Hrn. C. entwickelnden Verhältniß in Kenntniß zu setzen. Hr. A. eilte auf diese Nachricht hin alsbald nach New-York, suchte den jungen Mann auf und verbot demselben seiner Tochter ferner den Hof zu machen. Hr. C. versprach für die Summe von eintausend Dollars das Verbot beachten zu wollen.

Er erhielt das Geld, und wochenlang schien es als ob damit alles erledigt sey.

Auch Fräulein A. blieb in dem Hause der erwähnten befreundeten Familie ruhig; als man weiter keine Spur mehr von C. sah, und die Meinung sich festgesetzt hatte daß Fräulein A. alles vollkommen vergessen habe, so war nach und nach die ganze Familie beruhigt, und man erwähnte des Vorfalls mit keiner Sylbe mehr.

Man denke sich nun das Erstaunen der Familie als die junge Dame eines schönen Morgens den Familiengliedern in aller Ruhe eröffnete: „sie sey vor drei Tagen mit C. vermählt worden!“ Die Ceremonie war in der Wohnung eines bekannten „Geistlichen“ vollzogen worden, von wo aus die junge Dame unmittelbar nach dem Akt in das Haus der Familie zurückgekehrt war, und seitdem ihren Mann nicht gesehen hatte.

Unverweilt wurde dem im Süden abwesenden Vater des Mädchens auf telegraphischem Weg von dem Vorgefallenen Kenntniß gegeben. Wüthend kam Hr. A. in New-York an; sein erster Gang war zu dem jungen Manne, um ihn zur Rede zu stellen.

A. überzeugte sich bald daß er weder durch Drohungen noch durch Bitten den jungen Mann bestimmen könne seinen Rechten auf das Mädchen zu entsagen, und so beschloß er wiederholt die Sache durch Geld abzumachen. Er erbot sich, weitere 4000 Dollars zu zahlen, wenn C. ihm sein Kind zurückgeben würde.

C. willigte ein; der Vater, die Tochter und ihr Mann fahren nach dem Geschäftslokal eines Advocaten.

Da sich hier herausstellte daß die Ausfertigung der nöthigen Scheidungs- und Absindungsdocumente drei bis vier Stunden Zeit erfordere, die 4000 Dollars aber bereits gegen Bescheinigung an C. ausgezahlt waren, so trennte man sich bei der vorgerückten Tageszeit mit dem Uebereinkommen, am nächsten Morgen um 10 Uhr wieder in dem Local des Advocaten zusammen kommen zu wollen.

Am darauffolgenden Morgen um 9 Uhr fuhr eine Kutsche vor der Wohnung der Familie, bei der die junge Dame unter Aufsicht stand, vor. Hr. C. stieg aus, begab sich in das Haus und verlangte Hrn. A. und seine Tochter zu sehen.

Als letztere C's Ankunft erfuhr, eilte sie ins Zimmer, verließ mit C. das Haus und fuhr mit ihm davon.

Während A. um 10 Uhr sich mit seiner Tochter auf den Weg in die Office des Advocaten begeben wollte, erfuhr er von der Familie daß seine Tochter bereits mit ihrem Mann weggefahren sey; als er nun allein in dem Local des Advocaten angekommen war, zeigte es sich daß weder C. noch seine Tochter dort angelangt, sondern spurlos verschwunden waren.

Tod des schwedischen Naturforschers Wahlberg. (Aus einem Schreiben des Missionars C. H. Hahn aus Neu-Barmen in der Zeitschr. für Erdkunde an Hrn. Prof. Lepsius.) Wahlberg fand seinen Tod am 6 März 1856. Die Entfernung vom See (Ngami) in directem Abstand gegen N. und O. ist, so weit ich dieß nach einer Route berechnen kann die wir gereist sind, an 200 Miles, aber um zu diesem Punkt auf dem Weg des Botletleflusses zu gelangen, durchzogen wir eine Strecke von 700 Miles. Sein Schicksal erreichte ihn am Ufer eines Flusses, den der Makalakatribus mit dem Namen „Gonatsa“ belegt. Ich muß ihn für den Lamunaeleflß halten, den Rev. Livingston so genannt hat. Wahlberg war fünf gute Tagemärsche (d. i. 25 Meilen des Tages nach der Damara-Art zu reisen) von den Waggons entfernt, und seit dem Tag seiner Trennung von mir bei den Wagen erhielt ich erst 14 Tage später durch seine zurückkehrende Dienerschaft Nachricht von seinem Tod. Ich hatte auch an demselben Tage die Wagen verlassen, um Elephanten aufzusuchen, aber in einer anderen Richtung als die welche mein unglücklicher Gefährte genommen hatte. Wahlberg erlegte mehrere Elephanten, verwundete dann einen welcher sich in ein Dickicht verbarg. Der Jäger folgte der Spur, stieß unerwartet auf das Thier, welches ihn, ehe er noch Zeit zum Feuern hatte, niederschmetterte, dann mit den Füßen buchstäblich zermalmte und in die Erde hineinknetete. Ich weiß keinen besseren Ausdruck zu finden. So fand man die schrecklich verstümmelten Ueberreste des armen Wahlberg mit Erde bedeckt. Seine Büchse fand man ebenfalls zerbrochen, aber noch geladen. Er hatte nur Eingeborne bei sich. Seine Sammlungen werden nach dem Cap befördert werden. Die Reisegefährten des verewigten Prof. Wahlberg, die HH. F. Green und Gaspari, kamen gestern hier an. Ersterer fuhr den Tioghe hinauf nach Libibe, mußte aber etwa 100 engl. Meilen südlich die Boote verlassen wegen der „Rapids“ oder Flußschnellen. Das Land wurde hügelig, sehr schön, aber auch höchst ungesund. Es ist merkwürdig daß diese viel höher gelegenen Gegenden doch bei weitem ungesunder als die Umgebung des Ngami-Sees seyn sollen. Prof. Wahlberg, der früher da war, und später Hr. Green meinten beide, in nordwestlicher Richtung eine Bergkette gesehen zu haben. Nur wenig Informationen konnten sie von den Eingebornen erlangen, weil diese ihnen mißtrauten. Das Land Libibe ist reich an Landseen; es ist wahrscheinlich daß in nördlicher Richtung ein bedeutend größerer See als der Ngami wird gefunden werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. 1 Mai 1857.

Die Entführung der Prinzessin Nigara.

(Eine Rhapsodie aus dem turkmanischen Epos vom Kuroglu.)

In Masanderan und in Aserbeidschan trifft man häufig auf Namen von Bergen, Thälern und Schlössern, die alle nach Kuroglu heißen. Vom Murghab bis zum Euphrat, auf dem Nordrande des iranischen Tafellandes gibt es, wo turkische Stämme sitzen, in jedem Dorfe einen Rhapsoden, der nach dem Klange des Tschängur oder der Sitaré, d. h. der dreisaitigen Guitarre, die Thaten des Kuroglu vorträgt. Solche Sänger heißen Kuroglu-Käns, von dem Worte Känden (cantare, singen). Das nationale Epos ist in einzelne Gesänge abgetheilt oder, wie sie bezeichnend genannt werden, in Medschlis, d. h. Sitzungen. Die Poesien dieser Sammlung in turkisch-persischer Sprache waren noch nicht niedergeschrieben, bis sie im Jahre 1842 Alexander Chodzko (Specimens of the popular poetry of Persia) herausgab. Frhr. v. Harthausen hörte die Märchen in der Nähe von Tiflis, und hat sie unter dem Titel: „die tatarische Sage vom blinden Oheid und seinem Sohne Kioroglu" (Translakaukasien Bd. 1 S. 157) sehr verkürzt mitgetheilt; doch finden sich in dieser Version beträchtliche Abweichungen von der englischen Uebersetzung. Seit dem Mai 1855 bringt die Revue de l'Orient auch eine französische Uebersetzung von den HH. Chodzko und Brenier mit größter Ausführlichkeit, aber in so langen Unterbrechungen daß bis jetzt nur etliche Gesänge vollständig vorliegen, unter andern derjenige den wir hier unter der gewählten Ueberschrift benutzen wollen.

Der Held des Epos ist ein Räuber, und dieser Umstand darf uns nicht befremden, denn seltsam wäre es im Gegentheil wenn es ein Schäfer seyn sollte. Das Räuberhandwerk steht im Morgenland noch in hohem Ruf, namentlich im Norden Persiens, und überall wo turkische Stämme hausen. Es ist überhaupt die edelste Berufsart im Sinne solcher Völker, welche die Männlichkeit hoch über alle andern nationalen Eigenschaften stellen. Haben doch selbst die abendländischen Völker einen Zeitraum durchleben müssen wo die Begriffe Ritter, Reiter und Räuber sich wenig unterscheiden ließen, bis zuletzt nach Verbesserung der Straßen und der Straßenpolizei das Raubhandwerk seinen exclusiven Charakter verlor, und zuletzt so aus der Mode kam daß es nur den Proletariern und dem Auswurf der Gesellschaft überlassen wurde. Kuroglu betrieb übrigens sein Geschäft nicht bloß mit Virtuosität, sondern mit einer gewissen Redlichkeit, denn wenn er eine Karawane plünderte, nahm er den Kaufleuten nur die Hälfte ihrer Waaren, und die Zeuge maß er genau ab, indem er sich seines Speers statt der Elle bediente. Seine modernen Landsleute, die Turkmanen Chorassans, obgleich sie die Gesänge vom Kuroglu auswendig kennen, sind bei weitem weniger gewissenhaft, sie ersparen sich die Elle und nehmen das Ganze.

Alle turkischen Stämme, in Turan wie in Iran, widmen ihren Pferden einen Cultus, oder besser gesagt eine Idolatrie. Sie haben auch ihre Berechtigung dazu; denn da alle Ueberfälle dieser Räuberstämme rasch ausgeführt werden müssen und ihre einzige Rettung wieder nur von dem raschen Rückzug durch die Wüste abhängt, so beruht ihr Heil und ihr Broderwerb nur auf den hohen Eigenschaften ihrer Rosse, für die sie Summen zahlen, wie sie selbst bei uns trotz der gegenwärtig herrschenden Theurung auf den Roßmärkten doch nur für die kostspieligsten Luxuspferde zu erringen sind. Der Gaul nimmt an den Heldenthaten mit Theil, und es ist daher auch billig daß ihm eine Quote am Ruhm zufalle. Die Gesänge vom Kuroglu gelten daher eben so gut dem Räuber wie seinem berühmten Roß, dem Kirat oder dem Schwarzgrauen. Dieses Roß war auch die Ursache daß Kuroglu zum Räuber wurde, denn er besaß eine sittliche Legitimation dazu den irdischen Obrigkeiten den Krieg zu erklären, da ihm der Prinz oder der Sultan das Augenlicht des Vaters geraubt hatte. Der Vater des Räubers, Astrolog und Hexenmeister, war seiner bürgerlichen Nahrung nach der Aufseher eines fürstlichen Gestütes. Er gewahrte eines Tages einen Hengst aus den Wassern des Dschihun (Oxus) auftauchen und zwei seiner Stuten bespringen. Sorgsam hüllte der Hirt die Fohlen in sein Gewand ein, als die Stuten sie geworfen hatten. Aber diese Producte besaßen ein widerwärtiges Ruoseben und Borsten statt der Haare. Als der Hirt dem Sultan diese Früchte vorführte, ergrimmte er über den Alten so heftig daß er ihn blenden ließ, nun seit dieser Blendung hieß sein Sohn nicht anders als der Sohn des Blinden (Kuroglu). Der Sultan bereute wohl seine Uebereilung, und als der Sohn des Geblendeten zum Ersatz für die väterlichen Augen um eins der verschmähten Fohlen bat, wurde die Bitte gewährt. Kuroglu aber wählte den Schwarzgrauen (Kirat) und ließ den Braunen stehen. Vierzig Tage sollte er ihn in einem

Digitized by Google

dunklen Stalle eingesperrt halten, aber vor Ungeduld öffnete Kuroglu am 39sten Tage eine Ritze im Stall um nach dem Thier zu schauen. Da fiel ein Sonnenstrahl auf Kirat, und als der blinde Hexenmeister das Thier am 40sten Tage belüftete, fehlten ihm die Flügel die ihm gewachsen wären, wenn nicht durch Kuroglu's Neugierde ein Sonnenstrahl in den Stall getrungen wäre. Um den Sultan nun zu bestrafen, ritt Kuroglu den Kirat, als der Gebieter an den Ufern des Dschihun jagte. Die außerordentlichen Eigenschaften des Rosses und des Reiters erregten die Bewunderung des Despoten, und er ließ Kuroglu rufen. Dieser zog seine Guitarre hervor und beschämte im Gesang den Fürsten über seinen einst bewiesenen großen Mangel an Pferdekunde, worauf er sich einen Weg mit dem Schwert durch das Gefolge des Sultans bahnte.

Bei allen heroischen Thaten zieht Kuroglu sein Instrument hervor und improvisirt einen Gesang. Die übliche Melodie hat einen eben so großen Zauber für türkisches Gehör wie der Radezy-Marsch für das magyarische, und auf den Paradeplätzen der turkischen Regimenter in den persischen Garnisonen kann man überall den Kuroglu-Marsch hören. Die homerische Art den Feind vor dem Angriff durch Gesänge herauszufordern, ist aber nicht etwa eine Erfindung der Rhapsoden um Verse in die Erzählung einzuflechten, sondern noch heutigen Tages turkmanische Sitte, ehe zwei Stämme zum eigentlichen Geschäft ihrer Fehde schreiten. Der Räuber Kuroglu war überdieß ein großer Poet, und gilt als der Dichter jener Lieder die seine eigenen Thaten verherrlichen. Sie leben noch auf aller Lippen mit solcher Treue daß Chodzko, als er die Gesänge niedergeschrieben und einer Landesautorität dem Mahmud Chan Dümtülli sie vorgelesen hatte, dieser sein Siegel unter die letzte Seite mit der Bemerkung setzte: „alles ist genau bis auf die Schreibart einiger türkischer Wörter.“ Eine historische Person, die aber vielleicht jünger ist als das Epos, gilt als der ächte Kuroglu. Es ist dieß der Räuberhäuptling Ruschem aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts, welcher die Karawanen zwischen Chos und Erzerum plünderte, und in dem lieblichen Thale Salmas in Aserbeidschan zeigt man noch heutigen Tages die Trümmer von Kuroglu's Raubschloß Tschemli-Bil (wörtlich: wellenförmiges Thal.)

Das Epos selbst ist nur eine Verherrlichung der Reiterkraft und der Freiheit auf dem Sattel eines überlegenen Rosses. Unbedenklich und oft genug unbarmherzig vergießt Kuroglu Blut, und nimmt was er zu fassen vermag. Sein einziger Rechtstitel beruht auf der Furcht seines Namens, auf der Stärke seines Armes und der Schnelligkeit seines Kirat. Er entzückt die lauschenden Zuhörer durch seine Poesien, und er hat die Sympathie stets für sich durch seine humoristischen Einfälle. Ein sittlicher Zug weht indessen durch diese Verherrlichung physischer Ueberlegenheit, und dieß ist der ritterliche Sinn, der einen tapfern Feind ehrt. Kuroglu hatte den Knaben Ayvad geraubt, der später sein Getreuer und sein Liebling wurde. Den trostlosen Vater Mir Ibrahim fand Reihan der Araber, und gerührt von dem Jammer des Alten setzte er dem Räuber Kuroglu mit 160 Reitern nach. Reihan kannte alle Pfade um Urfa dem Schauplatz des Raubes, während Kuroglu dort noch völlig fremd war. Auf kürzeren Wegen gelang es ihm daher eine Brücke zu besetzen, die am Fuße eines steilen Berges über einen Abgrund führte. Als Kuroglu den Weg versperrt sah, blieb ihm nichts übrig als den Berg zu ersteigen. Kirat kletterte mit der Sicherheit einer Ziege, und erst als er den Rand der Höhe erreicht hatte, schöpfte er tief Athem. Kuroglu sah sich jetzt um, und gewahrte daß der Talesberg nach allen Seiten steil abfiel. Reihan, der Araber, triumphirte. Schaut, meine Kinder, rief er seinen Leuten zu, Niemand von uns vermöchte diesen Berg zu ersteigen, aber Kuroglu muß herunter oder Hungers sterben. Drei Tage blieb der Räuber mit dem geraubten Kinde belagert, und kein Ausweg war ihm übrig als der Sprung über ein Thal von 36 Fuß Breite. Was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Wahrnehmung daß Kirat kränkle. Da kehrte er sein Gesicht nach Mekka und betete: „Herr! wenn die Stunde meines Todes gekommen ist, gib wenigstens daß ich nicht in die Hände dieser teherischen Sunniten falle!“ Sein Muth erwachte wieder als er Kirat mit Begier das Gras auf dem Berge abweiden sah, denn es war ein Zeichen der rückkehrenden Gesundheit. Als nun die Zeit gekommen schien, bestieg er das edle Roß, sest entschlossen sich, den Knaben und Kirat in dem Abgrund zu begraben. Er band sich Ayvad an seinen Gürtel, rit an dem Abgrund auf und ab und ermunterte Kirat zu dem heroischen Sprunge durch ein Lied mit dem Schlußwort: vorwärts, Kirat, trag mich nach Tschemli-Bil. Die Feinde beobachteten ihn genau. „Glaubt ihr wohl, sprach Reihan zu den Seinigen daß Kuroglu den Sprung wagt? Bei seiner Beherztheit ist er es fähig. Zu Zeugen rufe ich euch auf, daß, wenn er darüber hinwegsetzt, ich jedem verwehren werde einen so kühnen Reiter zu verfolgen.“ Kuroglu hatte indessen Kirat hin- und hergeführt, bis ihm der Schaum vor den Nasenlöchern stand, dann ließ er ihm Anlauf nehmen. Kirat sprengte vor und hielt am Rande, seine vier Füße Huf an Huf „wie die Blätter einer Rosenknospe“ zum Sprung zusammenziehend und setzte dann frei hinüber, ja er kam noch sechs Schritt weiter, als es nöthig war. Kuroglu schaute sich nicht um, als ob er etwas außerordentliches gethan hätte, sondern zog ruhig, als sey nichts geschehen, seines Weges. Reihan hatte mittlerweile seine Gelöbnisse vergessen: „man muß einen Wolf beim ersten Raub strafen, denn seine Dreistigkeit und Gier wächst mit dem nächsten. Heute hat Kuroglu den Sohn meines Schwagers geraubt, morgen vielleicht holt er meine Frau aus dem Bette. Er soll also spüren daß meine Finger auch den Bogen spannen können.“ Als Kuroglu sich verfolgt sah, hielt er an und ließ die Feinde in Linie sich aufstellen. Er nahm dann seine Guitarre und sang von seinen unerhörten Thaten. Den Reitern des Reihan war der Strauß schon unheimlich vorgekommen, als sie aber hörten wessen Kuroglu sich rühmen konnte, stahl sich einer nach dem andern hinweg. Kehre um nach Hause, Reihan! rief der Räuber, und schau die Flucht deiner Leute! — Das sind Krähen, erwiederte der Araber, die vor einem Schuhu deiner Art sich fürchten. Bei diesen Worten begann der furchtbare Zweikampf. Siebzehn verschiedene Waffen wurden versucht und weggeworfen. Kuroglu erkannte bald daß er seinen Mann gefunden hatte, und es blieb zuletzt nichts übrig als Schulter gegen Schulter, Brust an Brust zu ringen. Beide Reiter fielen zu gleicher Zeit vom Pferde, aber am Boden wurde der Kampf fortgesetzt, wie der Zweikampf zweier Kamelhengste.[1] Die Sonne

[1] Die Kamele liefern sich Kämpfe die weit hartnäckiger sind als diejenigen der Stiere, Widder oder der Hähne, und die reichen Perser wetten dann oft auf den Sieger.

Digitized by Google

sank, und mit ihr fühlte Kuroglu seine Kräfte sinken. Ein Gebet zu Ali stärkte ihn aber, er hob Rethan auf und warf ihn dann gewaltsam nieder, kroch auf seine Brust und zog seinen Dolch, indem er zu sich sprach: „wenn er um Gnade bittet, erwürge ich ihn, sonst wäre es schade einen so tapfern Mann umzubringen.“ Der Araber aber blieb kalt. „Als du den Sprung wagtest, sprach er, gelobte ich, dir Avvas zu lassen. Ich bin meinem Wort untreu geworden, mag denn das Unglück auf mein Haupt fallen.“ Kuroglu begnügte sich aber Rethan an Händen und Füßen zu fesseln, denn eine Armee dürfe ihm jetzt nachsetzen, und doch werde ihn niemand anzugreifen wagen, wenn man einen Mann, wie den Araber in Banden sehe. Als er auf seinem Schloß Tschemli-Bit von seinen 777 Gefährten empfangen wurde, ließ er zu Ehren Rethans ein Bankett auftragen, denn er sey würdig ein Bruder Kuroglu's zu heißen.

Mit der Auswahl seiner Gefährten war Kuroglu sehr heikel. Dieß sollte ein junger Mann Demurtschi Oglu (Sohn des Schmieds) aus der Provinz Nachtschiwan erfahren. Als er eines Tages durch den Basar seiner Vaterstadt gieng, hörte er die Turkmanen die Großmuth Kuroglu's gegen seine Leute preisen, und der Abenteurer sprach zu sich: ich muß ihm als Krieger dienen, denn mein Herz vertrocknet sonst vor Unthätigkeit in der Stadt. Er begab sich also bewaffnet in die Nähe von Tschemli-Bit, wo er bald auf den jogenden Räuberhäuptling stieß. Dieser fragte ihn nach Namen und Geschäften, und Demurtschi Oglu erwiederte beherzt, er wolle Kuroglu dienen, der ein freigebiger Herr sey und den Werth eines Mannes zu schätzen wisse. Der Häuptling gab sich zu erkennen mit den bedeutsamen Worten: er habe nur Brod für die Tapfern, die Feigen erhielten nichts von ihm. Bei diesen Worten befahl er dem Ankömmling sich auf persische Art zu setzen, das heißt auf allen Vieren zu kriechen. Er nahm ihm dann die Mütze vom Kopf, zog einen Apfel hervor und befestigte auf den Apfel einen Ring. Apfel und Ring legte er Demurtschi Oglu auf das Haupt, wählte dann einen Abstand und schoß mit dem Bogen sechzig Pfeile ab und sämmtliche Pfeile durch den Ring, ohne zu fehlen. Demurtschi Oglu bestand die Probe ohne mit den Augen zu zucken; er wurde angeworben und durch Geschenke zum reichsten Mann gemacht, denn selten, meinte Kuroglu, hat man Gelegenheit einen solchen Burschen in seine Dienste zu bekommen.

Jetzt aber, beginnt eine andere Rhapsodie, ist es Zeit die Geschichte der Prinzessin Nigara, der Tochter des türkischen Sultans Murad, zu vernehmen. In der Nähe von Konstantinopel wohnte ein Mann, den man unter dem Namen Belly (der weise) Ahmed kannte. Eines Tages gieng die Prinzessin Nigara aus, um die Basare Konstantinopels zu besuchen. Der Ruf Kuroglu's war damals schon durch das türkische Reich gedrungen, und Nigara verzehrte sich vor Sehnsucht den berühmten Helden zu sehen. Gleichzeitig befand sich Belly Ahmed in Stambul auf der Straße, und gewahrte daß auf dem platten Dache des Polizeihauses die Trommeln gerührt wurden, worauf alle Kaufleute des Basars sich flüchteten und ihre Buden unverschlossen verließen. Warum flüchtet denn alles? fragte Belly Ahmed einen Türken. „Das weißt du nicht?“ lautete die Antwort. „So wisse denn: unser Gebieter, Sultan Murad, befindet sich auf der Pilgerfahrt nach Mekka. Sein Sohn, Bürdschi Sultan, regiert bis zur Rückkehr seines Vaters. Seine Schwester ist die Prinzessin Nigara. Die geht jeden Freitag zum Gebet in die große Moschee. Nun verlangt der Sultan daß zur Stunde wo die Prinzessin durch die Straßen geht, kein Mann sich dort aufhalte, daß aber gleichwohl die Buden nicht geschlossen werden. Gleich nach der Rückkehr der Prinzessin erscheinen dann Kaufleute und Handwerker wieder.“ Belly Ahmed hatte das kaum gehört, so sprach er zu sich: ich will nicht Belly Ahmed heißen wenn ich die Prinzessin nicht sehe. Er lauerte rechts und links, und gewahrte dann eine Obstbude, die mit einigen Klappen verschlossen war. In diese schlüpfte Ahmed hinein und verbarg sich hinter den Laden. Die Prinzessin kam in Procession mit ihren Teppichtegern, ihren Herolden und Eunuchen. Als sie vorüberzieng fiel ihr die verschlossene Bude auf, und sie dachte bei sich es müsse ein ungewöhnliches Geheimniß dahinter stecken, denn während die Juweliere ihre Magazine mit 100,000 Tomane Werth offen gelassen, habe ein elender Gemüsehändler den seinigen gesperrt. Sie ließ von ihren Frauen die Läden aufreißen, und Belly Ahmed, der ihren Befehl gehört hatte, warf sich mit der Stirn auf den Boden um sich zu stellen als sey er von Krämpfen überrascht worden. Die Prinzessin stieß ihn mit dem Fuß an, und fragte wie er in diese Lage komme. Belly Ahmed erzählte daß er fremd sey, daß er das Signal der Trommeln und die Flucht der Kaufleute gehört und gesehen, dann Furcht bekommen und sich in die elende Gemüsebude geflüchtet habe, weil man ihn für einen Dieb hätte halten können, wenn er sich in ein reiches Magazin versteckt hätte. Die Prinzessin fragte ihn nach seiner Heimath, und als sie hörte er sey in Erzerum geboren, setzte sie hastig hinzu, ob er das That Tschemli Bit, und da er bejahte, ob er auch Kuroglu kenne. „O! meine schöne Prinzeß, ich bin einer seiner Diener, ein Sklave der mit seinem Golde bezahlt worden ist.“ Nigara fragte ihn weiter ob er wohl einen Brief überbringen würde, und als Belly Ahmed es versprach, schrieb sie einen Liebesbrief, der mit den Worten schloß: „Wenn dein Muth mehr als gewöhnlich ist, so komm nach Stambul und entführe mich.“ Diese letzten Worte las Belly Ahmed, und bemerkte der Prinzessin daß Kuroglu dem Fetzen Papier nicht recht trauen werde, und daß es dazu noch einer besondern Legitimation bedürfe, wozu er sich ihr Miniatur-Portrait ausbitten müsse, welches sie im Medaillon am Busen trage. Die verliebte Dame gab auch das Medaillon, und der Briefbote machte sich auf nach Tschemli Bit, wo er sich vor Kuroglu führen, und nachdem er seinen Namen genannt hatte, fröhlich von dem Häuptling bewirthen ließ. Am Schluß des Bankets ließ Kuroglu den Kirat vorführen. Nun Belly Ahmed, fragte er heiter, hast Du in Konstantinopel ein schöneres Pferd gesehen als dieses? — Keines, Held Kuroglu. — Oder einen schöneren Krieger wie meinen Avvas? — Noch weniger, Held Kuroglu. — Oder lustigere Bankette als die meinigen? — Niemals! Nur, Kuroglu, habe ich die Prinzessin Nigara gesehen.

Kuroglu hatte schon von der Prinzessin gehört und im stillen seine Anschläge gemacht. Der Brief und das Porträt setzten ihn vollständig in Flammen. Einstweilen ließ er Ketten bringen und Belly Ahmed bis zu seiner Rückkehr in Gewahrsam nehmen, weil er ihm doch nicht recht trauen konnte. Kirat wurde dann gesattelt, und das gute Roß trug seinen verliebten Reiter nach Stambul, wo der Häuptling zu Fuß seinen Einzug hielt, den Schwarzgrauen

Digitized by Google

am Zügel führend, denn Kirat besaß die außerordentliche Eigenschaft, wenn er in eine unbekannte Stadt kam die Ohren hängen, die Haare zu Berge stehen zu lassen, den Schwanz einzuziehen und die Füße zu schleifen wie ein Klepper, damit kein Vorübergehender versucht werde ihm einen bösen Zauber anzuhängen. Kuroglu sah sich um und gewahrte ein Weib, deren Rücken vom Alter krumm gezogen war wie das erste Mondviertel, und die ihm vorkam „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen." Er bat bei ihr um Herberge, und warf ihr etliche Silberstücke zu. Die Augen der Alten leuchteten, und sie führte den Räuber nach ihrem Haus, dessen Thor aber so niedrig war daß Kirat nicht hindurch konnte. Die Alte versprach einen Spaten zu holen und unter dem Thor die Erde aufzugraben bis das Roß durchzuschlüpfen vermöge. Sie verschwand, kam aber nicht wieder, bis Kuroglu endlich die Geduld verlor und mit einem Hieb seines Säbels das Thor spaltete. Jammernd über die Trümmer der Hofmauer erschien die Alte, und Kuroglu beschwichtigte sie nur mit dem Versprechen ihr ein neues Thor bauen zu lassen. Im Hause fand sich der Stall im guten Zustand und die Zimmer waren reinlich, hell und stattlich eingerichtet, zum Staunen Kuroglu's. Nur die Teppiche waren sehr abgenutzt. Der Räuber gab daher der Alten Geld daß sie im Bazar neue holen sollte, und als damit zwei Zimmer geschmückt waren, befahl er ihr auf seine Kosten sich ein neues Kleid zu kaufen, denn das alte sey so schmutzig daß er es nicht sehen möge. Er handelt wie ein Sohn an mir, dachte die Alte, verschwand mit dem Gelde und erschien in neuen Kleidern. „Jetzt, sprach Kuroglu, ist es Zeit an das Abendessen zu denken. Ich erwarte diesen Abend noch zwölf Diener, die wir nicht vergessen dürfen. Alles muß reichlich vorhanden seyn, Reis, Butter, Fleisch und Gewürze." Die Alte kaufte im Bazar Vorräthe an Speise und Trank für dreißig. Als nun das Essen fertig war, meinte Kuroglu: es sey nicht mehr wahrscheinlich daß seine Diener eintreffen werden, die Alte möge nur allen Reis auf eine Platte schütten und das Fleisch oben auf. Die Alte sagte heimlich zu sich: „Er muß sehr reich seyn; er läßt sich eine Tafel für dreißig Personen herrichten und ist doch allein. Ohne Zweifel ist es ein junger verwöhnter Herr. Er wird zwei oder drei Bissen nehmen und gesättigt seyn, die Reste werden dann für mich drei Wochen reichen." Ein Tafeltuch wurde auf den Boden gebreitet und ein kleines Lederteuch darüber. Die Alte häufte dann einen Berg von Reis auf die Platte und bedeckte ihn mit einer dicken Rinde von Fleischschnitten. Als angerichtet war, vermochte die Alte aber nicht dieses Volumen von Nahrung zu heben, und rief Kuroglu zu Hülfe, der sich selbst die Speisen auftrug. Er lud dann freundlich die Alte ein mit zuzugreifen; diese aber dankte mit der Bemerkung, der Geruch beim Kochen habe ihr schon allen Hunger genommen. — „Wie dirs beliebt, erwiederte Kuroglu. Ich für mein Theil habe dich gewarnt, damit du nicht später bereuest wenn das Unglück fertig ist. Ich fürchte daß ein verheerender Wind durch die Einöde deines Magens gehen möchte, die Schuld wäre dann auf mein Gewissen gefallen und ich hätte es vor dem Propheten verantworten müssen am jüngsten Gericht, jetzt aber trägst du die Verantwortung allein!" Die Alte glaubte noch immer an einen Scherz und meinte Kuroglu werde nach etlichen Bissen ihr das übrige lassen, das sie dann mit Ruhe und Genuß, vielleicht, wenn sie Lust bekäme, in Gesellschaft etlicher Nachbarinnen verzehren könne. Kuroglu streckte die Hand aus und begann mit Löwengriffen die Platte abzuleeren, indem er eine Handvoll nach der andern zum Munde führte. Die Augen der Alten verließen nicht Kuroglu's Lippen, denn sie gewahrte jetzt daß nach fünf bis sechs Griffen nichts mehr übrig bleiben würde. „Lieber Gott, betete sie, gib ihm den Gedanken auch noch einmal zur Mahlzeit zu nöthigen." Kuroglu hatte wohl bemerkt daß ihm die Alte beobachte wie eine Katze auf der Lauer, er sprach daher: „Iß nieder, Mütterchen, und iß." Dießmal verlor das Weib nicht die Gelegenheit und rückte hart an die Platte. Da sie mit Schrecken bemerkte daß Kuroglu seine Verheerungen fortsetze, griff sie hastig mit ihren magern Händen zu, aber beim Schlingen war ihr ein Reiskorn in die unrechte Kehle gekommen und sie mußte so lange husten und schnauben, bis Kuroglu alles abgeleert hatte. „Mütterchen, rief der Häuptling, ich habe nur den halben Magen voll, die leere Hälfte bellt noch gewaltig. Nimm die Platte hinweg!" Die Alte dachte bei sich: mein Gast kann nur der Genius der Hungersnoth seyn, und wenn er wieder Appetit bekommt, habe ich Ursache für mein eigen Fleisch und Bein zu fürchten.

Als Kuroglu in der Nacht aufstand um im Stalle nachzusehen, konnte er wahrnehmen daß die Alte noch wach sey. Schläfst du nicht? fragte er sie. — Nein! mein Sohn, erwiederte die Alte, die sich ein Herz faßte und ihn fragte: „mein geliebter Sohn, du bist gewiß Naser Dschellali vom Stamme der Terdschmannen." Bei dem Schöpfer, beschwöre ich dich, sprich die Wahrheit." — Nein. — Dann bist du Gürüh Oglu. — Nein. — Oder vielleicht Reshan, der Araber aus Ursa? — Schlecht errathen! — Nun so kannst du niemand anders seyn als der Häuptling der 777, der berüchtigte Kuroglu. — „Dießmal hast du gut gerathen. Und wirst du morgen nicht in den Basar laufen und aus vollem Halse verkündigen, Kuroglu sey von Tschemli-Bil gekommen um die Prinzessin Nigara, die Tochter des Sultan Murad zu entführen? Ich schwöre dir beim Schöpfer des Himmels und der Erde, ich will dich behandeln wie meine eigene Mutter. Aber wehe dir wenn du mein Geheimniß verräthst, sey es wem es wolle, und würdest du in den siebenten Himmel flüchten, ich würfe dir meine Schlinge um den Hals um dich herabzuziehen, und verkröchst du dich in die Eingeweide der Erde, ich würde dich mit meinen Krallen herausspähen und deinen verfluchten Leib in Fetzen reißen!" Die Alte schwur und versprach alles.

Am andern Morgen, nachdem sich Kuroglu erkundigt hatte wie die Dinge in Konstantinopel standen, gieng er auf den Basar, kaufte sich ein weißes Kleid, wie die Mollahs tragen, und dann einen Karneol, worein er den Namen des Sultans Murad schneiden ließ. Er suchte und fand dann den Instrumentmacher, der ihm jährlich für 100 Toman (800 fl.) eine neue Guitarre nach Tschemli Bil zu liefern pflegte. Dort trat er ein und verlangte ein Instrument. Der Fabricant bot ihm eine wohlfeile Art an, aber der Käufer verlangte ärgerlich eine kostbare, incrustirte, mit Vorrichtungen, um sie in die Tasche stecken zu können. „Pack dich, Trotz, rief der Instrumentmacher, bist du ein Kuroglu um eine Guitarre für 100 Toman zu begehren?" Der Räuber nahm eins der Instrumente und begann zu spielen und zu singen, damit ihn der Mann erkennen möge. Als er dabei den Namen Ayvas aussprach, flüsterte der Diener im Laden dem Herrn ins Ohr: „Mei-

Digitized by Google

ſter, möge dein Haus in Trümmer fallen, wenn das nicht Kuroglu iſt!“ Eine Ohrfeige des Herrn war der Dank für die Belehrung, aber an ſeinem Zornausbruch erkannte der Fabricant Kuroglu, und warf ſich ihm zu Füßen. Eine Guitarre, deren Hals man abſchrauben und die man in die Taſche ſtecken konnte wurde herbeigebracht, und Kuroglu ſang ſie nach Wunſch. Er zahlte dieſsmal aber nur 50 Toman, und 25 Toman ſchenkte er dem Lehrling. „Jakob, ſagte Kuroglu zu dem Inſtrumentmacher, du haſt jämmerlich von mir 100 Toman erworben und mich nicht erkannt, der Burſche aber der nie von meinem Brode aß, erkannte mich. Wenn du ihm, ſobald ich fort bin, eine Obole von dem Geſchenke nimmſt, ſo ſtrafe ich dich empfindlich!“ Damit gieng er nach Hauſe und hielt unterwegs einen Fakir an, die für etliche Kupferſtücke Stellen aus dem Koran zu leſen pflegen. „Meine Mutter liegt im Sterben, ſagte er, lies ihr doch ein Capitel.“ Der Fakir verlangte die Bezahlung voraus, und als er einen Ducaten erhalten hatte, begleitete er den Räuber zur Alten. Als der Fakir aber das Mütterchen geſchäftig im Hofe ſich rühren ſah, fragte er ob das die Sterbende ſey. „Da iſt ein Wunder geſchehen, erwiederte Kuroglu, als ich ſie verließ war ſie im Ausliſchen, und jetzt iſt ſie munter wie zuvor. Aber bleib doch und ſchreib mir einen Brief.“ Der Fakir zog ſein Schreibmaterial hervor, und Kuroglu dictirte ihm einen Brief, als ob der Sultan ihn an Nigara richtete. Der Fakir war nicht zu der Fälſchung zu bewegen, bis ihn Kuroglu mit der Hand an der Kehle würgte daß ihm die Augen aus dem Geſicht quollen. Er ſchrieb dann: „Meine Tochter, ich ſchicke dir aus Mekka dieſen Tſchausch, Namens Ruſchem. Alle Liebkoſungen und Zärtlichkeiten die du mir beſtimmt haſt, laß ſie ihm zu Theil werden. Es gibt auf Erden keinen ſo frommen und ſo gründlich gelehrten Theologen als dieſen. Allah hat keinen gewiſſenhafteren Diener.“ Das Siegel des Sultans wurde dann aufgedrückt. Ferner ließ Kuroglu einen Befehl an die Palaſtwachen ſchreiben, daß ſie den Ueberbringer zur Prinzeſſin Nigara und ſo lange bei ihr laſſen ſollten als ihm beliebte. Als dieſe Befehle ausgefertigt waren, dachte Kuroglu bei ſich, nur die Todten ſind verſchwiegen; er nahm daher den Fakir abſeits und führte einen Schlag nach dem Kopf des Unglücklichen, daß der Schädel zuſammengedrückt wurde wie ein zugeklapptes Buch.

Der Räuber legte nun die Verkleidung eines Mollah an, nahm den Pilgerſtab und Roſenkranz, und begab ſich in den Palaſt. Der gefälſchte Befehl des Sultans wurde vorgezeigt und der fromme Hadſchi ohne weiteres eingelaſſen. Nachdem er die Thore der ſieben Mauern durchſchritten, befand er ſich im Harem. Ueberall waren nur Gärten mit Blumenbeeten zu ſehen. Vier Brunnen und vier Waſſerbecken ſprühten Kühle. Am Rande des einen breitete der falſche Mollah ſeinen Mantel aus und ſetzte ſich nieder. Als er die Gärten muſterte, ſah er in einem Kiosk die Prinzeſſin Nigara hinter den offenen Fenſtern, umringt von einem Kranze ſchöner Dirnen und bei gefüllten Weinbechern. Eine der Zofen kam an den Brunnen um Waſſer zu ſchöpfen. Was thut ihr hier, Mann? fragte ſie Kuroglu, der ſeine Gebete am Roſenkranz abzählte. „Mann! entgegnete Kuroglu, was iſt das für ein grober Ausdruck! iſt dein Mund nicht groß genug um Hadſchi [1] zu ſagen?“ Als nun die Zofe vom Briefe des Sultans Murad vernommen, ſprang ſie fort um die Prinzeſſin zu holen. Haſtig warf Kuroglu ſeine Verkleidung ab, ſetzte ſeine Kahſcharenmütze [1] auf, zog ſeine Guitarre aus der Taſche und ließ ſie klingen wie Nachtigallenſchlag. Die Prinzeſſin war nicht wenig erſtaunt einen ſo lockern Geſellen ſtatt des angemeldeten Hadſchi zu gewahren, und ſie ließ der Zofe welche die verdächtige Meldung überbracht hatte, von ihren Begleiterinnen die Baſtonade geben. Kuroglu hatte unterdeſſen zur Laute ein glühendes Liebeslied geſpielt, worauf die Prinzeſſin im Zorn ihren Dienerinnen befahl den frechen Eindringling zu züchtigen. Sie fielen mit Ruthen und Nägeln über ihn her, bis ſie ihm die Kleider in Fetzen vom Leib geriſſen hatten. Nigara lud dann ihr Gefolge ein wieder auszuruhen und durch einen Trunk Wein ſich für neue Peinigungen des Fremden zu ſtärken, doch warf ſie im Weggehen einen langen Blick auf Kuroglu's rieſenhaften Wuchs und männliche Schönheit. Kuroglu hatte ſeit ſeiner Abreiſe von Tſchemli Bil keinen Wein getoſtet, und er hat daher um einen Trunk. Die Prinzeſſin befahl ſpöttlich an dem Waſſerbecken Wäſchereien und „Wein für ſeine Erbwürden, den Hadſchi“ auszutragen. Nachdem Nigara wieder von den Leckereien genaſcht, kam ſie mit ihrem Gefolge von neuem und befahl den Schelm wieder zu peinigen. Die Schläge fielen wie der Regen; Kuroglu wälzte ſich vor Schmerz auf dem Boden und flüchtete ſich in das Waſſerbecken, die Guitarre über dem Kopf haltend, bis er ſchwimmend endlich den Marmorkleck erreicht hatte, aus dem die Waſſer ſprangen, und wo er ſich niederließ. Aber auch von dort vertrieben ihn die Steinwürfe der Dirnen, er ſchwamm wieder aus Ufer und hat ſtehenlich in ſeinen Geſängen um Mitleid. In dieſem Augenblick hob ſich der klopfende Buſen Nigara's über den Rand des Monſſelinegewandes, und berauſcht griff Kuroglu in die Guitare, und ſang von Roſenknoſpen und von dem Glück ſie aufzubrechen. „Berauſe Kuroglu nicht länger des Genuſſes deiner friſchen Lippen. Der Mann der dieſen ſchlanken Leib, wär's auch ein einzigesmal, an ſich drücken dürfte, bliebe unſterblich. O Nigara! ich bin dein Sklave im Glück und Unglück!“ Der Abend kam mittlerweile, und da der Sänger immer den Namen Kuroglu's wiederholte, fragte ihn endlich die Prinzeſſin: „Sag mir die Wahrheit, ſollteſt du wirklich Kuroglu ſeyn?“ — Gott ſtärke dich! die Peitſchenhiebe deiner Frauen haben meine Haut gegerbt als ſey ich ein ſtörriger Büffel, und es iſt dir bis jetzt nicht eingefallen mich zu fragen ob ich Kuroglu ſey. Wenn du nicht Sehnſucht hatteſt mich zu ſehen, warum ſchriebſt du mir den Brief, den Belly Ahmed überbrachte? — Die Prinzeſſin fiel ihm um den Hals und beide giengen nach dem Kiosk. Sie tranken beide aus einem Glas nach türkiſcher Sitte, er zuvor und ſie danach. Begierig fragte ſie ihn ob er Kirat mitgebracht habe, und verlangte dann daß er ein ebeu ſo ſchönes Pferd für ſie kaufe Ein ſolches Roß meinte Kuroglu könne wohl 5000 Toman (30,000 Gulden) koſten, und ſo viel Geld habe er nicht bei ſich, worauf Nigara ſogleich die Summe herbeibringen ließ. Indeſſen mußte Kuroglu auf den Rückzug denken. Er legte daher ſeine Verkleidung als Mollah wieder an, nachdem er verabredet hatte morgen wieder zu kommen, und die Prinzeſſin auf die eine oder andere Art zu entführen. Als er an den Wachen vorüber kam, fragten ſie neugierig wie viel Geld ihm die Prinzeſſin geſchenkt habe. Als Antwort drückte er jedem einen Ducaten in die Hand. — Wo

[1] So heißen bekanntlich alle Gläubigen die in Mekka waren.

[1] Es iſt damit die bekannte perſiſche Lammfellmütze gemeint.

Digitized by Google

geht zu jetzt hin, Harschi? Kehrst du nach Mekka zurück? — Ja, ich muß jedes Jahr Mekka besuchen. — Dann vergiß dem Sultan nicht zu sagen daß wir seit seiner Abreise keinen Heller Sold von der Prinzessin Nigara empfangen haben. — Kuroglu stellte sich überrascht: „Sollte ihr wirklich nicht die schuldige Löhnung bekommen haben? Ei, dann muß ich morgen gleich wieder kommen und die Prinzessin nöthigen Euch zu bezahlen."

Am andern Morgen kaufte Kuroglu im Bazar ein dreijähriges Fohlen für 5000 Toman, und wartete dann auf auf die Gelegenheit zu einem Anschlag. Da erschollen die Trommeln im Basar, und der Räuber erfuhr daß die Prinzessin ausfahre und alles sich entfernen müsse. Er wartete natürlich mit Kirat und dem Füllen, dessen Zaum er an seinem Steigbügel befestigt hatte. So sprengte er mitten unter das Gefolge der Prinzessin, hob Nigara aus dem Wagen auf seinen Sattel, und sprengte eiligst davon ohne anzuhalten, bis Konstantinopel zwanzig Meilen hinter ihm lag und er eine lachende Wiese im Gebirg erreicht hatte. Er hieß dann Nigara sich setzen, denn er habe des Schlafes sehr nöthig. Die Prinzessin gab zu bedenken daß man ihnen nachjagen und sie einholen werde. Kuroglu tröstete sie aber damit, daß die Wiese ein günstiges Terrain für ein Gefecht sey, und befahl ihr genau auf Kirat zu achten, denn das wunderbare Thier wisse genau wann der Verfolger anfbreche, und werde dann laut wiehern. Wenn er die Hälfte der Entfernung zurückgelegt habe, beginne Kirat zu schnauben und unruhig zu werden. Wenn aber das Pferd mit dem Hufe scharre und Schaum aus dem Maule werfe, dann sey der Feind schon im Gesicht, und dann sey es Zeit daß Nigara ihn wecke. Der Bruder der Prinzessin, Bürschi Sultan, hatte kaum von der Entführung gehört, so brach er mit seinen Truppen auf. Kirat gab alle Zeichen der Annäherung, und beim letzten weckte Nigara den Räuberhauptling. Kuroglu bestieg seinen Kirat ohne Miene zur Flucht zu machen. Auch kam bereits ein einzelner Reiter zum Borschein, und zwar Bureschi Sultan, der in der Hitze der Verfolgung seinen Leuten weit vorausgeeilt war. Kuroglu wollte Nigara's Herz nicht brechen, und glimpflich mit ihrem Bruder verfahren; obgleich der Prinz in seiner Gewalt war, wartete er dennoch bis die Truppen des Sultans sich genähert hatten. Zwei Schwadronen machten Rechts um, als ihnen Kuroglu seinen Namen zurief, die andern aber blieben standhaft. Gegen diese sprengte Kuroglu an wie der Wolf in eine Schafsheerde fällt. Siebzehn Türken sanken erschlagen bei Seite, als der Prinz einen Streich gegen Kuroglu führte, den dieser leicht parirte und kaltblütig dazu bemerkte. „Dein Stallmeister ist nicht das Brod werth, das er von dir empfängt. Er hat den Sattel so locker geschnallt daß er rutscht. Steig erst ab und schnalle den Riemen kürzer, bevor du mit mir kämpfst." Der Türke war so verblüfft daß er sich niederbog, um den Gurt zu richten. Kuroglu warf ihn in diesem Augenblick mit einem Keulenschlag vom Pferde, sprang aus dem Sattel und dem Prinzen auf den Leib, dem er mit dem Dolche drohte, bis er weinend seine Schwester zu Hülfe rief. Kuroglu versprach ihm Pardon wenn er in die Heirath mit Nigara willige. Glücklicherweise kannte der Prinz alle Koransellen auswendig, er sprach die Hochzeitsformel und gab Nigara ihrem Entführer, der nun unbelästigt seinen Weg nach Tschemli Bil fortsetzte.

Alte Mißbräuche, neue Reformen in Rußland.

Der gegenwärtige Kaiser Alexander II, Nikolajewitsch, ist unter den 70 Großfürsten und Czaren, die seit Rurik bis auf ihn den russischen Herrschersthron inne hatten, gewiß einer der edelsten. Wahrhaft religiös, sanft und mitleidig von Gemüth, umsichtig in seinen Entwürfen, klug in seiner Politik, fest in seinen Beschlüssen, besitzt er manche große Tugend seines berühmten Namensvetters und Vorfahrens Alexander I Jaroslawitsch's, mit dem Beinamen „Newskij."

Vom Augenblick seiner Thronbesteigung an richtete er sein Augenmerk darauf die höchsten Stellen der Staatsverwaltung solchen Männern anzuvertrauen, die eben so sehr den Willen als die Befähigung besitzen die alten Formen, so weit es die Zustände des Volkes gestatten, einzustürzen, neue zu schaffen und einen dem Zeitalter der westeuropäischen Cultur annähernden Geist hineinzubringen. Eilf neue Minister und fast eben so viele Adjuncte derselben hat der neue Kaiser schon ernannt, und solchen Wechsel findet man fast in jedem Ressort. Die Presse ist freier geworden; Industrie und Verkehr fangen an einen mächtigen Aufschwung zu nehmen; zwei neue Journale sind gegründet und seit dem neuen Jahr erschienen, von denen das eine den Titel: „Landwirthschaftlicher Führer" (oder Wegweiser auf dem Felde der Nationalökonomie) (Oekonomitschefij Ukasatelj) führt, redigirt von dem gelehrten, freisinnigen und in den Handelswissenschaften sehr kundigen Hrn. Warnabsitj, der die gelehrtesten Fachmänner als Mitarbeiter zur Seite hat; das andere führt den Titel: „Journal für Actionäre." Ohne Actiengesellschaft kann kein Land heutzutage mit dem Geist der Zeit fortschreiten, denn sie ist der einzige Zauber durch den in unserer Zeit universale Einrichtungen und Schöpfungen in großartigstem Maßstabe, dem Ganzen Nutzen bringend, aber auch die Vortheile des Einzelnen befördernd, ins Daseyn gerufen werden können; die seit lange projectirten Eisenbahnen fangen an allmählich ins Leben zu treten; in der militärischen Disciplin der untern Classen herrscht mehr Menschlichkeit; die katholische Kirche seufzt nicht mehr unter dem frühern harten Druck, mehrere ihrer Bischöfe sind ihr wiedergegeben; das drückende Paßsystem für russische Unterthanen die ins Ausland reisen wollen, ist wieder abgeschafft; die Werkstätten und Behausungen der Gesellen und Fabrikarbeiter werden polizeilich auf das gründlichste untersucht, ob sie auch geeignet sind daß Menschen darinnen arbeiten können ohne ihre Gesundheit dabei einzubüßen, kurz, Kaiser Alexander II richtete sein Augenmerk selbst auf das kleinste Gebrechen in seinem Lande, um es wo möglich zu heilen. Wodurch er sich aber ein besonders kostbares Denkmal in der Zeit seiner noch kurzen Regierung errichtete, ist die Aufhebung einiger Militärcolonien, die sich, wir wollen es hoffen, auch über die andern die noch nicht aufgehoben sind, mit der Zeit ausdehnen wird. Diese Colonien, ein Musterbild der Sklaverei, bestehen aus Soldaten der passiven Armee, welche Ackerbau treiben müssen. Haben es schon die Kronsbauern schlecht, indem sie von den Beamten des Domänenministeriums hart gedrückt, ja tyrannisirt werden, so war und ist auch noch da wo sie noch nicht befreit sind, das Loos der armen ackerbautreibenden Soldaten erst recht zu beklagen. Von der schwersten Arbeit überhäuft und von ihren Vorgesetzten unmenschlich gedrückt, müssen sie nach den Mühen des Tages auf das Signal der Trommel oder Trompeten warten, bis sie, vereint,

Digitized by Google

beten, essen, schlafengehen und wieder aufstehen dürfen. Auch ihre Söhne wie überhaupt alle Kinder der Sclaven, die bisher geborene Sclaven des Heeres waren, hat Alexander II befreit, und einer Selbstbestimmung wiedergegeben, indem sie von der Zeit des erlassenen Ukases an zu den steuerpflichtigen, aber freien Leuten gerechnet werden müssen.

Gott gebe diesem edlen Kaiser Weisheit in allem was er verordnet, und Männer zu Räthen, denen nur das Wohl ihrer armen Mitmenschen am Herzen liegt, damit die neuen Reformen nicht ins Gegentheil umschlagen und eine große Trübsal über das Land bringen werden. Denn gibt es irgend ein Land wo die Art das Geld durch Actiengesellschaften flüssig zu machen und kolossale Schöpfungen hervorzurufen, am leichtesten in den schändlichsten Schwindel und in das betrügerischste Spiel ausarten kann, so ist es eben Rußland mit seinen noch zu tief eingewurzelten Uebeln. Keine Controle, keine freiredenden Journale würden diesem Schwindel in seiner Ausdehnung Schranken zu setzen vermögen, und warum, das werden wir bald begreiflich finden.

Hier erinnere ich mich unwillkürlich der Worte, die der russische Fürst R. einst zu mir sprach, und die interessant genug sind sie mit dem was sie veranlaßte mitzutheilen. Ich gab seinen Söhnen Unterricht in der Mathemmatik und in der griechischen Sprache, und da sie beide mich recht gern hatten, so thaten auch die Eltern mir alles zu gefallen. Drei Jahre lebte ich in diesem vortrefflichen Hause. Der Fürst gehörte zu denjenigen Gutsherren die ihre Leibeigenen so human behandelten daß keiner von diesen letztern Ursache hätte sich die Freiheit zu wünschen. Auch gehörte er zu jenen edlen Naturen die einem bekannten oder unbekannten gebildeten Menschen, der sich mit einer Bitte bei ihnen einfindet, aber das Herz nicht hat sie auszusprechen, zuvorkommen, indem sie dieselbe errathen und dann auf die schonungsvollste Weise erfüllen. Man findet unter dem hohen russischen Adel nicht selten eine Freigebigkeit, wie man sie wohl schwerlich in einem andern Lande so häufig und edel weder antrifft. Das russische Wort: schtschedrotty begreift daher auch eine gewisse Liebe zur Mildthätigkeit, ja eine gewisse Großmuth in sich, die in dem deutschen Wort Freigebigkeit nicht enthalten sind. Daß ein solcher Mann gegen diejenigen die von seinen Kindern geliebt werden, und die sich denselben nützlich erwiesen, noch in einem besondern Grade freigebig und dienstwillig erweist, läßt sich denken. Kurz ich wüßte keine Bitte die ich während der drei Jahre dann und wann gegen den Fürsten geäußert, welche er mir abgeschlagen hätte. Nur Einmal blieb er unerbittlich gegen mich, und warum, das will ich eben hier erzählen. So lange ein russischer Leibeigener auf dem Gute seines Herren Frohndienste leistet, darf er keine eigentliche Schule besuchen. Der Dorfpope gibt ihm in der Beichte und bei andern Gelegenheiten Unterricht in der Religion — das ist aber auch alles; an Lesen und Schreiben darf er nicht denken.

Einmal befahl der Fürst einem seiner Bauern fünfundzwanzig Prügel aufzählen zu lassen. Als ich von dem Starosten, hie und da auch Ataman genannt, dem ältesten der Bauern, der mit dem Verwalter das Regiment über alle andern führt, die Ursache hiervon erfuhr, bat ich den Fürsten inständig dem armen Teufel die Strafe zu erlassen, denn was hatte er verbrochen? Der Leser würde es nicht errathen und gebräche er sich auch Jahre lang den Kopf darüber: er hatte irgend, ich weiß nicht wo, ein Abcbuch aufgetrieben und das Ding, freilich mit einigem Verlust seiner Arbeitszeit, mit großer Anstrengung studiert. Durchlaucht, sagte ich, indem ich für den armen Teufel bat, bei uns zu Lande erhält ein Bauernbube kaum Prügel, wenn er das Gegentheil von dem thut was Ihr Bauer that. Schenken Sie ihm die Strafe.

Nein! versetzte der Fürst halb ernst, halb lächelnd, er weiß daß ihm das verboten war, warum zeigte er keinen Gehorsam. Ich schüttelte lächelnd den Kopf. Ja, schützen Sie nur den Kopf! sagte der Fürst, und fragte mich ob ich nicht wisse was Mazarin einst zu dem Lehrer des Bruders des Königs Ludwigs XIV gesagt habe. Um Verzeihung, Durchlaucht, antwortete ich, ich weiß es nicht. Nun, so erlauben Sie mir es Ihnen zu sagen. Ich nickte höflich mit dem Kopfe, daß ich bereit wäre diese Worte zu vernehmen, und der Fürst sagte: „Als jener Lehrer, La Mothe le Bayer, seinen Schüler gründlich zu unterrichten anfieng, sagte Mazarin zu ihm: Was fällt Ihnen ein, daß Sie den Bruder des Königs zu einem Gelehrten machen wollen? Wenn er gelehrter als der König wird, so wird er nicht mehr wissen was blinder Gehorsam ist.

„Ja, mein lieber deutscher Freund, fuhr der Fürst fort, das ganze sociale Gebäude Rußlands wird in Trümmer zerfallen, wenn unsere Bauern einmal so viel gelernt haben wie die unsrigen. Nur allzu früh wird mit der Cultur und der Idee Westeuropa's, wenn diese in unserm Lande Wurzel gefaßt, eine große Trübsal über Rußland heraufbeschworen! Mit jeder Arschin Erfenntnis die bei uns cerrichtet, mit mit jeder Type die bei uns gegossen wird, rückt diese Trübsal immer näher auf unser friedliches Land herein."

Wenn man bedenkt welches Unheil der Actien- und Wechselschwindel schon in Westeuropa angerichtet hat, wie die Vorsteher der Actiengesellschaften in den Ländern der Humanität und in dem Zeitalter des gewaltigen Fortschritts zu argen Betrügern und Dieben wurden — denn noch nie hörten wir in Westeuropa von so vielen Schwindeleien und Diebereien im größten Maßstabe als eben in unserer Zeit des Fortschritts der Cultur — was wird das erst in Rußland geben, wenn dieser Geist unserer Zeit seinen Thron auch dort aufgeschlagen haben wird unter einem Volke mit Eigenschaften der Geldgier, Gewandtheit im Betrügen und Speculation in allem was auf Gelderwerb hinzielt, wie sie keinem westeuropäischen Volk in solchem Grade eigenthümlich sind? Wenn die Corruption unter dieſem Volk nur halb so groß ist als man sie in Westeuropa hält, so steht es schon schlimm genug aus. Wahr ist es allerdings daß mancher von Rußland mehr schlechtes erzählt als er verantworten kann, aber eben so wahr ist auch daß wir von dieser Verderbtheit, die fast alle Schichten der Gesellschaft angesteckt hat, noch lange keinen vollkommen klaren Begriff haben. Man kann in Rußland an einem Orte leben wo sich eine Begebenheit ereignet die tiefe Schatten über manche Einrichtungen wirft, und man wird doch nichts davon erfahren. Es ist alles hier organisirt, um geschehene Dinge, die Aufregung oder Mißvergnügen unter dem Volk erwecken können, wieder in ewige Nacht zu versenken.

Der berühmte Reisebeschreiber Kohl sucht, dadurch daß viele bedeutende Männer in Rußland durch Dienstleistung aus den niedrigsten Ständen hervorgehen, ferner aus dem Verwandeln der Bauern in Kleriker, aus dem Umwandeln der Edelleute zu Bauern

Digitized by Google

und sibirischen Colonisten, aus dem häufigen Degradiren der höchsten Officiere zu gemeinen Soldaten, und aus manchem andern zu beweisen daß die schmutzigen, bärtigen Kerle, Bauern, Krämer, Schacherer, die man im buntesten Gewühl täglich auf dem Heumarkte in St. Petersburg hantieren sehen kann, dieselben Leute seyen die uns, polirt und geschniffen, in den russischen Salons wieder begegnen, indem sie die Wurzeln und den Stamm ausmachten, dessen Säfte in alle Blätter des vielästigen Baumes übergegangen, und aus denen die gute wie die schlechte Frucht desselben gebildet worden sey. Er fügt hinzu, daß sich allerdings ähnliches von jedem Volk und dem Verhältnisse seiner niedern Volksmasse zu den Häuptern behaupten ließe; allein bei den Russen gälte dieses alles vorzugsweise und in einem noch viel prägnanteren Sinn, und zwar der oben genannten Ursachen wegen.

Ferner sagt er, es sey höchst wahrscheinlich oder vielmehr unbezweifelt ausgemacht, daß wir auf eben jenem Heumarkte denselben Plebs mit ganz der äußern und innern Eigenschaft vor uns hätten, der sich im Mittelalter bei dem Klang der Wetschowoi [1] auf dem Forum der mächtigen Nowgoroder Republik versammelte. Diesem widerspricht Karamsin, der gelehrte Russe, auf manchen Seite seines berühmten Geschichtswerks. Er sagt an einer Stelle:

„Die alten freien Russen duldeten keine körperlichen Strafen; der Schuldige zahlte entweder mit dem Leben oder mit der Freiheit oder mit Geld — und wir mögen von diesen Gesetzen sagen, was Montesquieu von den germanischen überhaupt sagt: sie zeigen eine eigene bewundernswerthe Einfachheit, sie sind kurz und rauh, aber Männern angemessen welche fest und hochherzig die Sklaverei mehr als den Tod fürchten.“ Wo ist denn dieser hohe erhabene Männersinn hingekommen? Er ist unter dem Joche der Mongolen, unter welches das russische Volk sammt seinen Fürsten den Nacken beugen mußte, zu nichte geworden! Karamsin beweist dieses und noch mehr dazu an einer andern Stelle, wo er von der großen Trübsal spricht welche die Mongolen über Rußland brachten. „Was mußte die Folge dieser Unterjochung seyn?“ fragt er, und fährt fort: „die merkliche Erniedrigung des Menschen! Jeden nationalen Stolz bei Seite setzend, lernten wir die höfischen Kunstgriffe der Sklaverei, zu denen die Schwachen ihre Zuflucht nehmen, um die mangelnde Kraft zu ersetzen. Indem wir auf solche Weise die Mongolen betrogen, nahmen wir die Gewohnheit an uns selbsten gegenseitig zu täuschen; indem wir uns für Geld von den Gewaltthätigkeiten der Barbaren loskauften, wurden wir habgierig und der unwürdigen Behandlung der fremden Tyrannen zur Beute: empfindungslos für Unrecht und Schande. Vielleicht hat der russische Charakter noch jetzt Spuren zeigt, die ihm von der mongolischen Barbarei überkamen.“ Band 5. Cap. 4.

Außer den Criminalgesetzen, die selbst für das noch so rohe russische Volk in unserm Zeitalter zu barbarisch erschienen, sind die meisten andern russischen Gesetze mit solcher Weisheit und Humanität entworfen daß, wenn sie nur gut gehandhabt würden, es in Rußland ganz anders aussehen müßte als es eben aussieht. Wie schlecht sie aber gehandhabt werden, das tritt immer am deutlichsten dann zu Tage wenn ein neuer Herrscher zur Regierung gekommen ist, der dann beschließt alle Uebelstände aus den Wurzeln zu reißen und alle Mißbräuche, denen das Land zur Beute geworden, zu vernichten daß keine Spur mehr davon übrig bleibe. Aber das Ding ist leichter zu beschließen als auszuführen. Kaiser Nikolaus zeichnete sich durch seinen guten und festen Willen, durch seine rastlose Thätigkeit und seine Strenge, mit der er die Pflichtvergessenen bestrafen ließ, ganz besonders aus. Hätte er doch tausend Augen gehabt, und hätte er an allen Orten seyn können, er würde alles angeschaut, alles kennen gelernt haben! Bald nach seiner Thronbesteigung schickte er mehrere Untersuchungsrichter, denen er zuvor die strengsten Ermahnungen gegeben, nach allen Statthalterschaften des ganzen Reiches hin, um die Acten der Gouvernementskehes gründlich zu untersuchen, und es erfolgten aus den meisten Gouvernements Berichte, die ihn mit Aerger und Verdruß erfüllten. Sechzehn Statthalter hatten 2749 Visen, welche der Senat seit dem J. 1821 erlassen, unter die Acten vergraben, ohne weitere Notiz davon genommen zu haben. Verwaltungssünden aller Art wurden jetzt offenbar. Doch hatte mancher Schlaukopf dieser höchsten Chefs seine Sache so gut eingerichtet daß die Revisoren auf dem großen Felde der Untersuchleise und Erpressungen keine Entdeckungen machen konnten. Aber der Kaiser ruhte nicht, er schickte andere Revisoren, die im Entdecken glücklicher waren. Unter diesen zeichnete sich der Senator Polétika ganz besonders vortheilhaft aus. Er fand, was andere nicht finden konnten, daß selbst im Gouvernement St. Petersburg seit Jahren die Cassen nur dem Scheine nach controlirt waren, und daß hier bedeutende Summen fehlten, darf der Leser voraus setzen. Ueberall entdeckte dieser scharfsichtige Revisor Unordnung und Liederlichkeiten in Sachen des Dienstes, die Jahre lang getrieben worden und ihren Grund entweder in Untersichsleisen oder in sonst etwas schlechtem hatten. Polétika war aber nicht bloß ein scharfsichtiger Untersucher, sondern auch ein weiser Rathgeber, der Maßregeln anzugeben wußte, an die bisher keiner gedacht und die wohl geeignet waren den meisten Verwaltungssünden vorzubeugen — aber dieser dem Staate so außerordentlich nützliche Mann wurde dem Kaiser plötzlich gleichgültig, und inmitten seines Dienstseifers und seiner glorieusen Entdeckungen enthob man ihn seines Revisionsamtes, daß man seine weisen Maßregeln nicht anwandte, da der Mann selbst an Gnade verlor, läßt sich denken. Die Ursache hiervon war daß er mit dem Gouverneur von Moskau in Streit gerieth, der sich einer solchen Controle nicht unterwerfen wollte, trotzdem daß Polétika vom Kaiser dazu autorisirt war und sich alle Gouvernemente seinen Revisionen unterwerfen mußten. Aber der Moskowiter war ein Mann aus einer sehr vornehmen Familie, ein Jugendfreund des Kaisers Alexander, sel. Andenkens, der auch beim Kaiser Nikolaus gut angeschrieben stand, und das war schon mehr als zu viel, um in dem Streite mit einem solchen Revisor den Sieg davon zu tragen.

Aus solchen geschichtlichen Thatsachen läßt sich's erklären, warum es mit dem Ausrotten der faulen Mißbräuche in Rußland bisher nicht gehen wollte und wahrscheinlich auch in Zukunft nicht gehen wird. Was helfen alle Degradirungen, Verweisungen und wie die Strafen alle heißen, wenn man Männer, die eben so sehr den Willen wie das Talent haben um zur Heilung des kränkelnden Staatskörpers beizutragen, einer Person von hoher Geburt wegen mir nichts dir nichts ihrer Aemter entsetzt, Aemter, für die unter

[1] Eine große Glocke in Nowgorod, die das Volk zu Versammlungen rief. Johann, Großfürst von Moskau, mit dem Beinamen der Stolze, ließ sie im J. 1476 nach Moskau schleppen.

Digitized by Google

Millionen kaum Ein Repräsentant gefunden werden kann?! Sonst hielt Kaiser Nikolaus auf Gerechtigkeitsliebe alles, und fast übermenschlich waren seine Anstrengungen, indem er alles selber anordnen und entscheiden wollte. Vermittelst seiner schlau eingerichteten geheimen Polizei erfuhr er auch alles was sowohl in seiner Nähe als in den entferntesten Provinzen von einiger Bedeutung vorfiel. Mehr als hundert Generaladjutanten und eine Menge Flügeladjutanten umgaben ihn, die seine Befehle überbrachten und seinen Herrscherwillen vollstreckten. Manchmal wußte ein Gouvernementschef in Wahrheit nichts von den Unterschleifen und Erpressungen die seine Beamten sich hatten zu schulden kommen lassen, und der Kaiser wußte es schon. Wie wurde da mancher überrascht, wenn ein solcher militärischer Sendbote mit Achselband urplötzlich vor ihm erschien, um ihm furchtbar drohend anzuzeigen welche Schlechtigkeiten in seiner Statthalterschaft getrieben würden. Aber was halfen alle die klug organisirten Einrichtungen, was die beständigen Versetzungen der Gouverneure? Nichts! Wenn einer von ihnen den Hals brach, räumte er dem andern seinen Platz ein, auf daß dieser daselbst auch bald den Hals bräche.

Die Uebelstände in Rußland sind zu tief eingewurzelt, und der Kaiser ist auch nur ein Mensch, der seine Schwachheiten so gut hat wie jedes andere Kind Adams. Selange man hohe Geburt und das Ansehen der Person der Unbescholtenheit dem wahren Diensteifer und dem wirklichen Verdienste vorzieht, wird es mit dem Ausrotten der Mißbräuche nicht gehen! In keinem Lande können die höhern Offiziere sich so vieler Unterschleife und Erpressungen erlauben als in Rußland, denn hier verwalten sie sowohl das Cassenwesen als auch die Magazine. Die einträglichsten Militärämter sind die Commandos der Divisionen, der Regimenter, und in den Städten wo nur ein Bataillon liegt, der Bataillone, und auch der Compagnien.

Besonders aber ist es der Oberst, der sich sehr viel Nebeneinkünfte machen kann, denn er erhält das Geld für alle Bekleidungsstücke des Regiments, und läßt von den Soldaten, die theils schon Handwerker der verschiedenen Gewerke sind oder es im Regiment werden müssen alles machen — und bezahlt dafür wenig oder nichts. Der Gehalt der russischen Officiere ist aber auch so klein daß sie kaum davon leben können. Mancher preußische Hauptmann hat mehr als ein russischer Oberst. Das scheinen denn auch die Zaren manchmal zu bedenken, und sie verargen es keinem Obersten wenn er reich durch sein Regiment wird. Wenigstens war ein armer Oberst bei dem so viel auf Gerechtigkeit haltenden Kaiser Nikolaus gerade kein Gegenstand der Hochachtung, und er dachte wohl dabei wie seine Großmutter, Katharina II, welche jedesmal ihren Günstlingen die Bitte abschlug wenn es sich um eine Unterstützung für einen armen Obersten handelte. Wenn er arm ist, bemerkte sie, so ist es seine eigene Schuld, denn er hat lange genug ein Regiment gehabt.

Wie es demnach in den Divisionen, Regimentern und Bataillonen aussehen mag, weiß nur der welcher einen sehr vertrauten Blick hineingethan hat. Trotz der vielen Adjunanten, der zarischen Sendboten, kam der Kaiser doch einmal auf den Gedanken, einen ausländischen Officier als Revisor zu senden, um von ihm seine Divisionen und Regimenter untersuchen zu lassen.

Er lernte diesen Militär, einen Obersten in ausländischen Diensten, als einen Mann von außerordentlichem Scharfsblick und ganz ungewöhnlichen militärischen Kenntnissen kennen. Das wäre der Mann, dachte der Kaiser, sein großes Organisirungstalent bewundernd, der mir vortreffliche Dienste leisten könnte. Herr Oberst, sagte er zu ihm, wenn Sie einmal Lust hätten in meine Dienste zu treten, so könnten Sie nur nach St. Petersburg kommen. Ich würde Sie zu jeder Zeit mit großem Vergnügen empfangen . . . Sie wären der Mann wie ich ihn wünsche . . . Der Oberst ließ sich das nicht zum zweitenmale sagen, er nahm seinen Abschied und reiste nach St. Petersburg, wo der Kaiser ihn mit noch mehr Höflichkeit und Auszeichnung empfieng als er versprochen hatte, denn er nannte ihn im ersten Augenblicke Herr Generalmajor. Jeder Militär oder Civilist dieses Ranges wird schon mit „Excellenz“ angeredet. Dieß und das ist mein Plan, sagte der Kaiser, ich schreibe Ihnen eigenhändig eine Vollmacht und entsende Sie, unabhängig von jedem Ministerium, diese und jene meiner Divisionen und Regimenter gründlich zu untersuchen und mir darüber zu berichten. Doch warne ich Sie ja, ich mache es zur Bedingung daß Sie auf die Worte eines andern nicht achten, es möge reden mit Ihnen wer da wolle, sondern daß Sie mit eigenen Augen alles gründlich untersuchen und anschauen, und mir über das was Sie entdeckt und gesehen, unparteiisch und unverzüglich Bericht erstatten. Man wird Sie überall mit Ehrerbietung und Höflichkeit empfangen; erwiedern Sie dieselben wie ein Cavalier und Bruder, aber vergessen Sie dabei Ihre Würde nicht, die Sie, kraft dieser Vollmacht und Ihres von niemanden abhängigen Amtes besitzen.

Der neue General, eine imposante militärische Persönlichkeit, begab sich mit seiner Vollmacht, die ihm in der That eine außerordentliche Gewalt einräumte, zur ersten der zu untersuchenden Divisionen. Der Oberbefehlshaber dieser vier Brigaden, ein Generallieutenant und sein geschliffener polirter Mann aus berühmter Familie, empfieng den kaiserlichen Sendboten auf die glänzendste Weise, er gieng im ersten Augenblicke mit ihm um wie mit einem alten, lieben und hochverehrten Freund und Kriegscameraden, er stellte ihn unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken seiner Familie vor, und befahl auf der Stelle, allen Generalen und Stabsofficieren der ganzen Division unverzüglich zu erscheinen, um sie Sr. Excellenz, dem Sendboten Sr. kais. Majestät, vorzustellen. Diese hohen Officiere erschienen auch alsobald, und nach der Vorstellung zog er sie alle zur Tafel. Nach dem Essen begab man sich in einen großen glänzenden Salon, wo zehn bis fünfzehn Whistpartie standen und sich eine glänzende Dienerschaft, jeden Winks gewärtig, bewegte. So vergieng der Tag mit Vorstellung, Schmausen und Kartenspiel. Am Abend gab ein vornehmer General zu Ehren des hohen Gastes einen Ball. Für den andern Tag hatte der Divisions-Commandeur schon eine Jagdpartie angeordnet, und der Revisor, mochte er wollen oder nicht, mußte Theil daran nehmen. So vergieng auch dieser Tag unter Jagen, Schmausen und Kartenspiel — und am dritten Tage sollten diese Lustbarkeiten fortgesetzt werden, denn der Oberbefehlshaber sprach mit seinem Gaste wieder von dem fröhlichen Jagen. Dieser aber entgegnete: „Excellenz, es ist die höchste Zeit daß wir dem Befehle Sr. kais. Majestät nachkommen!“ — O, das ist schon alles in Ordnung! versetzte der Divisions-Commandeur, und zog einen feinen Bogen Papier hervor, auf dem alles schriftlich und haarklein stand wie es in seiner Division aussah. — Sehen Sie, Excellenz, sagte er, indem er dem Revisor das Schriftstück über-

Digitized by Google

reichte, nicht allein das gute, sondern auch die Mängel, die unvermeidlichen, wie sie leider in jeder menschlichen Einrichtung vorkommen, habe ich unparteiisch aufzeichnen lassen. Kurz, so wie diese Schrift es kund thut, so sieht es pünktlich in meiner Division aus Ew. Excellenz haben bloß zu unterzeichnen und den Bericht, so wie er ist, Sr. Majestät dem Kaiser, unserem erhabenen Gebieter und Herrn zu übersenden, und Sie sind der ungeheuren Beschwerde, die eine solche Untersuchung macht, überhoben. Der Revisor lächelte und sagte, er sey fest überzeugt daß sich alles in dem Zustande ganz so befände, wie Se. Excellenz es hätten aufzeichnen lassen; allein er habe den ausdrücklichsten Befehl von Sr. Majestät dem Kaiser, sich persönlich und nach dem eigenen Augenschein von allem zu überzeugen und seinen Bericht darüber eigenhändig zu schreiben

Aber, Excellenz, wozu sich diese ungeheure Mühe machen, wenn Sie fest überzeugt sind daß sich alles so verhält wie ich es hier angebe? Allerdings achte ich es hoch daß Sie entschlossen sind dem allerhöchsten Befehl auf das pünktlichste nachzukommen; allein wenn wir uns in allen Dingen immer so fest an die Form hielten, würden wir nimmer zum Geiste gelangen. Nechmals versichere ich Ihnen, Sie werden alles ganz so wie ich es hier angebe, ja sogar vortheilhafter für meine Division, vorfinden. Der Revisor nahm jetzt eine etwas ernstere Miene an und fragte den Divisionschef, zwar mit der ihm schuldigen Ehrerbiewung, aber doch auch mit einer gewissen Entschlossenheit, ob er gewillt sey dem allerhöchsten Befehl Folge zu leisten oder nicht — sonst habe er im Augenblick hier weiter nichts mehr zu sagen noch zu fragen. Hoho! da hinaus soll das! sprach der Divisionschef . . . es kann nur zu Ew. Excellenz größtem Schaden ausfallen! Doch wohlan, wenn Sie sich diese eben so große als unnütze Mühe machen wollen, ich stehe zu Befehl.

Wie kann dieser Fremdling, dachte er, ohne Sprache, ohne Kenntnisse von unsern Einrichtungen, eine russische Behörde, geschweige ein ganzes Heer, so untersuchen wie Se. Majestät es ihm zuzutrauen die Gewogenheit schenkte, eine Aufgabe, der kaum ein sachverständiger Russe gewachsen ist. Mit diesem Troste des Generallieutenants einerseits und mit dem Vertrauen auf seine großen militärischen Kenntnisse und seinen praktischen Blick andrerseits fieng man diese höchst mühsame Arbeit an. Bald merkte der Divisionschef, daß er sich in diesem Fremdling ganz gewaltig geirrt hatte, und er glaubte nicht anders als daß derselbe in solchem Revisionsgeschäfte seit lange höchst praktisch geworden seyn müßte. Dem Scharfblick dieses militärischen Genie's entgieng auch nicht das Geringste, und er entdeckte gar manches das jener auf sein Papier zu zeichnen unterlassen hatte, und noch vieles dazu, über welches er ihn zur Rede stellte, und wobei der Divisionschef in die größte Angst versetzt wurde. Doch tröstete er sich damit daß er viele einflußreiche Freunde in St. Petersburg hatte, und er selbst beim Kaiser in gutem Ansehen stand. Nachdem der Revisor, kräftig von Gesundheit, die Herkulesarbeit geendigt, nahm er höflich und dankend Abschied von dem Manne, der ihn so gut bewirthet hatte, und machte sich auf den Weg eine andere Division zu untersuchen. Dieser aber, rasch in seinen Entwürfen und schriftlichen Arbeiten, schrieb auf der Stelle an seine Freunde in St. Petersburg, und schilderte ihnen die Gefahr in der er schwebte mit den lebhaftesten Farben. Der Revisor, ein edler und rechtschaffener Mann, bemerkte in seinem Bericht an den Kaiser nichts von dem was man ihm zugemuthet hatte, auch nichts von der Jagdpartie und den Schmausereien, noch von alle dem womit man ihn zu ermüden gedachte, auf daß er die Lust zu der schweren Arbeit verlieren möchte, sondern ganz unparteiisch nur das was er entdeckt, und was er seiner Pflicht gemäß zu melden genöthigt war.

Bald darauf sah man einen Ausländer, eine schöne militärische Persönlichkeit, von Gendarmen begleitet, an die deutsche Gränze transportiren. Wer es war, das kann der Leser leicht errathen.

Ueber den buddhistischen Reliquiendienst.

(Schluß.)

Die Augenäpfel Cakjamunis fanden sich ebenfalls in einem Kloster Nagara's; die Kinnlade oder ein Halsknochen auf Ceylon — es war die erste Reliquie die dorthin gebracht und daselbst in einem Stupa geborgen wurde; ein Finger, den ein Geisteskiker der Leiche des Meisters abgeschnitten haben sollte, in Siam; Haare und Nägel an vielen Orten, z. B. in Ajodhjcha (Oude), Kanodsche, Prajaga (jetzt Allahabad), Kanjambi, Mathura und andern; eine Locke zu Kabul; der Haarkreis der Stirne in Ceylon unter einem heiligen Gebäude des Berges Mihintalle; endlich jene Handvoll Haare, welche der Buddha, unmittelbar nachdem er die höchste Intelligenz erlangt, zweien Kaufleuten aus fremden Landen gegeben haben soll, einmal zu Rangun, wie die Inschrift der großen Glocke daselbst noch jetzt bezeugt, und zugleich in Balkh, wo man auch Nägel von ihm aufwies.

Nicht bloß aber körperliche Ueberreste, sondern auch seinen Schatten hat der zum Heil Erschienene den Gläubigen zurückgelassen. Man zeigte denselben einst in einer Höhle bei Gaga, deßgleichen bei Kanjambi und jenem reliquiengesegneten Nagara; die andächtigen chinesischen Wallfahrer des 5ten, 6ten und 7ten Jahrhunderts n. Chr., deren Aufzeichnungen wir so viele Nachrichten über das indische Buddhathum jener Zeiten verdanken, sind mit dessen Anblick begnadigt worden. Eine ähnliche Taschenspielerei wird noch jetzt von den Mönchen des berühmten Klosters der „fünf Thürme" in der chinesischen Provinz Schan-si getieb

Wie unter den Dhâtu's und Kartra's des großen Büßers die Zähne am höchsten verehrt werden, so war einst aus seiner gesammten Hinterlassenschaft der Almosentopf (Pâtra) als Symbol des geistlichen Bettlerthums die geschätzteste Reliquie, ja man glaubt daß zwischen den Entwicklungsperioden der buddhistischen Lehre und Kirche und dem Schicksal dieses Gefäßes ein gewisser Zusammenhang bestehe. Auch die zukünftigen Buddhas sollen sich desselben bedienen, und wann oder so oft es verschwindet, wird auch das

Digitized by Google

„gute Gesetz“ zeitweilig erlöschen. Zuerst — so weit seine Geschichte bekannt ist — fand sich der heilige Topf zu Pataliputtra, bis ihn Dharmagoka, gleich nach der Bekehrung der Insel, dem König von Ceylon zum Geschenk machte. Von hier wurde er durch einen Tamulenhäuptling entführt — zu Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr. — soll aber bald nachher, wir wissen nicht wie, dahin zurückgebracht worden seyn, und wird noch daselbst gezeigt. Hiermit lassen sich jedoch die Angaben der chinesischen Pilger nicht vereinigen. Denn als Fa-hian im fünften Jahrhundert unserer Aera auf der Insel verweilte, war das Heiligthum nicht dort, sondern in der Hauptstadt der Gandhariden Peschawer, wo der genannte Reisende ihm seine Ehrfurcht bewies. „Der Topf“ — schreibt derselbe — „faßt gegen zwei Maß (20 Pfund) Reis, ist von gemischter Farbe, wobei die schwarze vorherrscht, von allen vier Seiten gut geformt, ungefähr zwei Linien dick, glänzend und polirt. Manchen armen Leuten gelingt es denselben mit einigen Blumen zu füllen, während reiche das mit 100, ja 1000 oder 10,000 Scheffeln nicht zu Stande bringen würden.“ Der Legende nach hatte einst ein König der Jumschi die Stadt Peschawer mit einem großen Heere angegriffen, um das Kleinod zu rauben. Als er aber mit der Beute abziehen wollte und der Topf auf den Rücken eines reich gezäumten Elephanten gesetzt wurde, stürzte das Thier zu Boden und konnte nicht weiter. Vergebend ließ der König zur Fortschaffung der Reliquie einen großen Wagen banen und acht Elephanten vor denselben spannen; sie kamen keinen Schritt von der Stelle, so daß jener erkannte die Bestimmung des heiligen Gefäßes sey noch nicht erfüllt.[1]

Zweihundert Jahre später fand sich daselbe nicht mehr im Lande der Gandhariden, sondern angeblich im Palaste des Perserkönigs, wohin es wahrscheinlich von Khosru I, dem Eroberer Kabuls und des Pendschab, entführt worden war. Wir lesen daß der König dieser Gegenden, als er sich dem siegreichen Sassaniden unterwarf, ihm außer andern Huldigungsgeschenken, namentlich den Fabeln des Pilpai, eine kostbare, mit Perlen gefüllte Vase überreichte. Diese Vase war vielleicht der Bettlertopf Kaśjamunis. Nach späterer Tradition soll dagegen Bodhidharma, der letzte unter den angeblichen indischen Patriarchen oder buddhistischen Chalifen, das heilige Kleinod schon am Ende des 5ten Jahrhunderts mit sich nach China genommen haben; nach einer andern hätte es erst Chubilai Chan dorthin aus Indien kommen lassen, und diese Angabe des mongolischen Geschichtschreibers Schanang Setsen trifft mit der oben erwähnten Erzählung M. Polo's zusammen, laut welcher der genannte Großchan auf sein Ansuchen vom König von Ceylon ein Porphyrgefäß erhielt, das dem Buddha gehört haben sollte.

Der Legende zufolge war dieses hochgefeierte Geräth ein Geschenk der vier Himmelswächter oder Maharadschos, welche es dem Büßer der Kaśja gleich nach seiner Erhöhung zum Buddha dargereicht hatten, als die Kaufleute Trapuscha und Bhallika ihm mit dem ersten Opfer genaht. Sie sollen ihm zuerst vier Schalen von Gold, dann von Silber, Lasurstein, Crystall u. dgl. dargeboten haben, und zuletzt, da er diese alle als zu kostbar verwarf, vier Schalen von Stein, welche er annahm und so künstlich in einander setzte, daß sie nur eine einzige bildeten. Schon bei frühern Gelegenheiten hatte ihn der Götterkönig Brahma und die Schlone des Dorfes Urnuwilwa, in dessen Nähe er so lang als Einsiedler gelebt, mit derartigem Geschirr versehen: es liegt daher, genau genommen, kein Widerspruch darin, daß nicht bloß in den Götterhimmeln, sondern auch auf Erden mehrere Almosengefäße des Siegreich-Vollendeten aufgewiesen werden, und daß noch jetzt neben Ceylon und China auch Lakakh sich rühmt den ächten Topf des Buddha zu besitzen. Letzterer soll übrigens der nämliche seyn den Fa-hian schon als dessen Spendnapf erwähnt; doch stimmen die Beschreibungen beider Gefäße nicht.

Der Wasserkrug des Allerherrlichst-Vollendeten wird nebst der Bettelbüchse bis auf den heutigen Tag in Ceylon aufbewahrt; das Waschbecken sammt dem Besen zeigte man einst zu Balkh; seinen Bettelstab in dem oft genannten Nagara; derselbe war gegen 60 Fuß lang, und sein Gewicht wechselte dergestalt daß ihn manchmal hundert Menschen nicht aufheben konnten, während zu andern Zeiten ein einziger ihn heben würde. Das Scepter (Vadschra), wohl zu unterscheiden von dem Stabe, ist gegenwärtig in dem hochberühmten „geklonen Kloster“ (Sera) eine halbe Stunde nordwärts von Lhassa, wohin es von Indien aus durch die Luft geflogen seyn soll. Alljährlich wird ihm zu Ehren ein Fest gefeiert, wobei es in Processionen von Sera nach Potala, dem lamaischen Vatican, getragen wird.

Der heiligen Röcke und Kleidungsstücke scheint die Buddhistenheit nicht viele zu besitzen. In jenem Kloster unweit Dschellalabad, das sich so vieler andern Reliquien erfreute, war der Mantel des Buddha (Samghâti) zu sehen, den die Umwohner zur Zeit der Dürre um Regen anzurufen pflegten; zu Kongkanapura im Dekhan die Mütze derselben, die gleich den meisten Heiligthümern der Art ein überirdisches Licht verbreitete, das jedoch nur von gläubigen Augen gesehen wurde. Wohin die übrigen Stücke seines Bettelcostüms gekommen sind, weiß ich nicht zu sagen.

Zu dem Nachlasse des Religionsstifters wird ausdrücklich auch die Lehre gerechnet, so wie die heiligen Bücher in welchem sie niedergeschrieben ist, und die deßhalb eine wirklich religiöse, oder besser abergläubische Verehrung genießen.

Die dritte und letzte Classe der Reliquien umfaßt endlich diejenigen Gegenstände und Stätten, welche der Heilige durch seine Gegenwart und Berührung geweiht hat, also im weitesten Sinne alle die Oertlichkeiten in welche die wichtigsten Scenen seines Lebens verlegt wurden, die Stellen wo er geboren worden, wo er gelitten und gebüßt, gelehrt und Wunder gethan, und wo er der Zeitlichkeit entschwunden war. Näher gehören z. B. dahin: der Thron der Intelligenz (Bhôdhimanda) bei Gaga, auf welchem die Buddhas der drei Zeiten (Bergangenheit, Gegenwart und Zukunft) gesessen haben und sitzen werden, die dreifache Himmelsleiter, mittelst welcher der Büßer der Kaśja aus Indras Himmel auf die Erde zurückgekehrt seyn sollte, ferner der Stein, auf welchem er gesessen, als er seinen ungenähten Rock wusch, jener andere Stein, mit welchem ihn Devadatta an der Zehe verwundet, die Blutspuren welche er hinterlassen, die Wassertropfen welche er beim Waschen vergossen, und die niemand wegzuwischen und wegzufegen im Stande war, die Teiche in welchen er sich gebadet, die Holzsplitter oder Zweige

[1] Nach einer Verheißung sollte es nämlich zu seiner Zeit von Gandhara weg in das Reich der Jumschi versetzt werden.

welche er in die Erde gepflanzt hatte und die zu riesigen Bäumen emporgeschossen waren u. dgl.

Eine besondere Unterart dieser Classe von Reliquien sind die Fußstapfen des Buddha oder die sogenannten „heiligen Füße" (Çrîpâda's, in Hinterindien Phrabât). Viele Stätten, namentlich solche an denen er gern und oft geweilt, soll nämlich der Stifter der Lehre dadurch bezeichnet und begnadigt haben, daß er an ihnen den Abdruck seines Fußes zurückließ. An sich ist diese Vorstellung weder ausschließlich buddhistisch, noch bloß indisch, sondern bekanntlich kommt der Glaube, daß Götter, Heroen, Propheten, Riesen u. s. w. die Spur ihrer Füße unverwüstlich in Fels gedrückt, auch anderwärts vor, wie bei den Griechen, Arabern, Germanen; — zeigt man doch auch Spuren der Füße Christi, z. B. vor dem Thore S. Sebastian zu Rom, in einer Capelle am Oelberge u. s. f. Nirgends aber hat dieser Glaube eine solche Ausdehnung und Bedeutung gewonnen wie bei den Verehrern Çakjamunis. Im 5ten Jahrhundert unserer Aera war derselbe im eigentlichen Indien, in Afghanistan und Transoxanien längst verbreitet, und man zeigte da eine große Zahl „heiliger Füße," über denen meistens religiöse Bauwerke aufgeführt waren; gegenwärtig und seitdem in diesen Ländern die Buddhareligion ausgerottet worden ist, scheint er nur noch im Süden, d. h. auf Ceylon und in Siam, Birma, Pegu, Laos, Tenasserim, Mortaban fortzubauern. Der berühmteste und besuchteste aller Çrîpâdas ist, wie bekannt, der auf dem Adamspik in Ceylon, der ebenfalls schon im 5ten Jahrhundert vorhanden war, und zu dem man in M. Polo's Tagen auf dieselbe Weise wallfahrtete wie noch heut, indem man sich über die furchtbaren Schlünde und Abgründe des Berges an eisernen Ketten hinaufwand; außer ihm, sagt man, gibt es noch zwei auf der Insel (einen im Norden der alten Hauptstadt Anurâdhapura), sehr viele in Hinterindien. Die Länge derselben steigt von mehr als einem Fuß bis über fünf Fuß mit verhältnißmäßiger Breite; doch werden auch solche erwähnt die je nach der Glaubensfähigkeit und Andrunst der Beschauer bald größer, bald kleiner erscheinen. Auf einzelnen derselben gewahrt man eins oder mehrere der heiligen Abzeichen, mit welchen die Fußsohlen der vollendeten Buddhas geschmückt sind, namentlich das Rad, den Lotus oder eins der mystischen Kreuze.

Der Bodhibaum, an dessen Stamm sich der in Beschauung versenkte Einsiedler der Çakja gelehnt, und unter dessen Schatten er sich zum Buddha verklärt hat, muß ebenfalls dieser letztern Gattung von Reliquien und den Gegenständen des Cultus beigezählt werden. Er hat in der buddhistischen Kirche eine ähnliche Bedeutung wie die Banianе für die brahmanische; er ist das Symbol ihrer Verbreitung und ihres Wachsthums; er ist mit den buddhistischen Missionen gewandert wie die Banianе mit den brahmanischen Colonien. Wo die Buddhalehre Wurzel zu schlagen begann, da pflanzten sie den Bodhibaum, und noch jetzt erhebt er sich, häufig von einer gemauerten Plattform umschlossen, in den Höfen oder in der Umgebung der Klöster und Tempel. So auf Ceylon und in Hinterindien, und all diese heiligen Feigenbäume gelten für Absenker dessen, unter welchem Çakjamuni die höchste Intelligenz erlangt hat. Im Norden dagegen, z. B. in China und Tibet, scheint man ihn, da das Klima sein Wachsthum nicht gestattet, durch andere Baumarten, namentlich Platanen, Cypressen, Pistacien und andere ersetzt zu haben. Er erreicht eine ungemeine Höhe, sein Wuchs ist schlank und elegant, er hat eine weiche Rinde und herzförmige, sechs Zoll breite, acht Zoll lange, wegen der Dünne des Stiels an dem sie hangen, beständig wie Espenlaub zitternde Blätter, durch welches Zittern, wie die Gläubigen versichern, er dem Allerherrlichst-Vollendeten seine Ehrfurcht bezeugt, und worin neuere Gelehrte das Sinnbild der stets bewegten Welt und der Unbeständigkeit der Dinge sehen wollen.

Außer seiner Heiligkeit, sagt ein englischer Reisender, hat dieser Baum gar keinen Werth.

All diese heiligen Schätze sollen aus dem letzten Erdenwallen des Buddha stammen.

Da nun aber derselbe schon als Bodhisattwa unzählige Geburten durchgemacht und für das Heil der Wesen gelitten hat, so lag für die buddhistische Phantasie der Gedanke nicht allzufern, daß der mitleidsvolle Erlöser der Welt auch mit Reliquien aus diesen, seinen früheren Lebensläufen, wenigstens aus denen, die in das jetzige Weltalter fallen, gesegnet haben werde. Wirklich sollen auf der Insel Ramri an der Küste von Arakan Tempelruinen gefunden worden seyn, in denen Ueberreste der verschiedenen Thierleiber, welche die Seele Çakjamunis bewohnt hat, ehe sie in den menschlichen Körper eingieng, aufgewiesen werden, als: Klauen, Federn, Vogelschnäbel u. dgl. Indeß muß selbst den geistlichen Söhnen des Buddha die Zumuthung, die sie mit derartigen Reliquien an den Verstand und die Glaubensfähigkeit der Laien machten, zu stark geschienen haben, so daß sie es vorzogen, ihre Sammlungen von andern Seiten her zu vergrößern.

Einmal nämlich fügten sie die Reliquien früherer Buddhas hinzu, wie sie ja auch deren Bilder neben das des jetzt regierenden stellten, wobei sie sich ebenfalls auf die Buddhas des noch laufenden Weltalters (Kalpas) beschränken mußten, da nach der älteren dogmatischen Vorstellung auch die Reliquien den allgemeinen Weltuntergang nicht überdauern. So sah man unweit Çravastî in der heutigen Provinz Oude einen Stupa, in welchem der ganze Körper Kaçjapa Buddhas, des letzten Vorgängers Çakjamuni's, als ein einziger Çarira beigesetzt seyn sollte. Die Singhalesen rühmen sich von allen drei früheren Buddhas der gegenwärtigen Welt ein Andenken zu haben, daß ihnen Krakutschanda sein Trinkgeschirr, Kanakamuni seinen Gürtel und Kaçjapa seinen Badeanzug geschenkt habe. Diesen letzteren versichern auch die Peguaner zu besitzen: er sey nebst dem Bettelstab Krakutschandas und dem Wassergefäße Kanakamuni's unter dem riesigen Schen da gou zu Rangun geborgen. Desgleichen zeigte man mehrfach heilige Fußspuren derselben, sämmtlich von kolossalen Dimensionen.

Andererseits, und wie ich glaube schon früher, begann die Verehrung der Ueberreste von Çakjamuni's Jüngern und von den Nachfolgern dieser Jünger, d. h. solcher Geistlichen überhaupt, die im Geruche der Heiligkeit gestorben und canonisirt waren, und in dieser Richtung hat es der buddhistische Reliquiendienst bis an das Aeußerste der Ungeheuerlichkeit getrieben. Man sah einst in vielen Städten Mittelindiens religiöse Bauwerke, in denen angeblich Körperstücke der hervorragendsten Schüler des Buddha ruhteten, wie seines Famulus und Lieblings Ananda, seines Sohnes Rahula, am häufigsten aber der zwei Musterjünger Çariputtra und Maha Maudgatjajana, deren Haare und Nägel ganze Dutzende von Stupas füllten. Fragmente derselben will man ja noch kürzlich in den Topen von Sanchi

Digitized by Google

aufgefunden haben. In Baigali, nördlich vom heutigen Patan, hatte man die Hälfte von Ananda's Leichnam; in einem Kloster bei Bamian den eisernen Topf von dessen Bruder Canakawasa, des dritten unter den sogenannten Patriarchen, ingleichen den Rock des letzteren, den er in 500 Existenzen nacheinander getragen und immer gleich mit auf die Welt gebracht haben sollte; in Mathura den Bart und die Nägel Upagupta's, seines Nachfolgers im Patriarchat. War aber einmal diese Bahn betreten, so gab es keine Gränze des Stillstandes mehr, denn die Asche und der Nachlaß jedes Mönchs, von dem man glaubte daß er die Frucht des Archat (die Sündenlosigkeit) gewonnen habe, konnte nur zum Gegenstande kirchlicher Verehrung und Anbetung werden, und der Lamaismus hat sich wirklich in diese Gränzenlosigkeit hinein verirrt, ja er ist noch über diese Gränzenlosigkeit hinausgegangen. Denn er hat sich nicht damit begnügt die Ueberbleibsel verstorbener Heiligen und Hierarchen als Objecte des Cultus in den Tempeln aufzustellen und als Amulete an die Gläubigen zu vertheilen, er ist vielmehr von der Anbetung todter Heiligen zur Anbetung lebendiger, leibhaftiger Pfaffen fortgeschritten. Den souveränen, scepterntragenden Großlamas wird von den Tibetanern und Mongolen geradezu göttliche Ehre erwiesen, mit einiger Beschränkung auch den Chutukten (Bischöfen) und übrigen Incarnationen (Chubilghane); ja selbst die nicht wiedergeborenen Aebte und Vice-Aebte fungiren bei dem Gottesdienste neben dem Altar, zu Seiten des Götzenbildes mit unter den Gegenständen der Adoration. Noch mehr, da die Groß-Lamen und die sämmtlichen wiedergeborenen Lamas für wirkliche, handgreifliche, im Fleische wohnende Bodhisattwas oder kurzweg für „lebendige Buddhas" gehalten werden, so ist es nur consequent, wenn ihre körperlichen Abfälle, ihre Haare, Nägel, Excremente eine ähnliche Verehrung genießen, wie die Cariraa der in Nirwana entschwundenen Buddhas und Archats. [1]

So weit kann sich die menschliche Religiosität verirren, wenn sie zur kirchlichen wird.

[1] Man hat in neuester Zeit die Verehrung der Excremente des Dalai Lama läugnen wollen; die HH. Huc und Gabet haben bei ihrer Anwesenheit in Lhassa Erkundigungen darüber eingezogen, und die Tibetaner haben ihnen ins Gesicht gelacht (Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie etc. II, 344). Möglich daß jene Sitte in Lhassa, wo sie von frühern Missionären vorgefunden wurde (s. z. B. Georgi's Alphabetum Tib. 247), — vielleicht durch die Glaubenslosigkeit der Chinesen — beseitigt ist; daß sie noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Kalmyken bestand, bezeugt der in dem, was er selbst gesehen, durch und durch glaubwürdige Pallas (Nachrichten über die mongol. Völker, II, 341): „Von diesen beiden Päpsten (dem zu Lhassa und zu Taschi-Hlumpo) wird nicht nur der Urath aufgehoben und wie ein Heiligthum zu Amuleten und Arzneien an vornehme und reiche Leute ausgetheilt, sondern auch ihr Harn wird in Tibet ausdrücklich eingenommen und kann wegen starker Nachfrage und weil diese heiligen Männer überhaupt sehr mäßig leben sollen, nur zu wenigen Tropfen an die Gläubigen ausgetheilt werden. Dieser Aberglaube, den man hat bezweifeln wollen, ist so zuverlässig daß ihn die Geistlichen der Mongolen und Kalmyken gar nicht läugnen; ja ich habe selbst einen Medaillon von erster Materie, in Seide eingenäht gesehen, den die verbrüderte Fürstin Abu, welche während meines Aufenthalts in Zarizyn starb, als ein köstliches Amulet getragen hatte.

Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten.

II.

Die Sklavenfrage ist für das Bestehen der Union unstreitig die wichtigste von allen Fragen welche die Zukunft lösen muß, und deßhalb werden, hoffe ich, einige weitere unparteiische Mittheilungen über die hiesige Sklaverei nicht unwillkommen seyn. Im Norden fanden nicht selten öffentliche Meetings der Abolitionisten Statt, und ich selbst war zu wiederholtenmalen ein Zuhörer bei denselben. Ich kam in der Meinung hieher Bestätigung der so laut ausgesprochenen Anklagen zu finden, muß aber aufrichtig bekennen daß die hiesigen Sklavenverhältnisse mir eher das Gegentheil zeigen. In New-York hatte ich in einer Zeitung eine donnernde Philippika gegen die Bewohner New-Orleans wegen der noch jetzt stattfindenden jährlichen Sklaveneinfuhr gelesen. Es ist aber eine verbürgte Thatsache daß fast ausschließlich die Schiffe der nördlichen Staaten jenen Handel betreiben, und zum großen Mißfallen der hiesigen Pflanzer werden jährlich neue Schiffe von New-York, und besonders von Boston aus, auf die Sklavenjagd gesandt. Ich sage zum Mißfallen derselben; denn wenn der Fang, wie es nicht selten ist, glückt, so sinken die Preise ungemein, der Werth der Plantagen verringert sich, und die häufigen Concurse sind ebenfsowohl Folge einer zahlreichen Sklaveneinfuhr wie der Geldklemmen überhaupt. So schwanken beispielsweise im Laufe des letzten Jahres die Preise für einen kräftigen und gesunden Neger zwischen 1200 und 4000 Dollars, und da die Werthe der Plantagen sich nach der Zahl der beschäftigten Sklaven richten, so ist es erklärlich daß die Geldverhältnisse durch eine große Einfuhr derselben leiden. Beweis genug daß dem Pflanzer damit nicht gedient ist.

So sind es auch fast nur die Angloamerikaner, von denen man mit vollem Recht im allgemeinen sagen kann daß sie ihre Neger schlecht behandeln. Jene kommen aus den nördlichen Staaten in der alleinigen Absicht hieher Geld zu verdienen, kann gehen sie wieder fort. Die Italiener, Franzosen, Spanier u. s. w. aber kommen um hier zu bleiben. Jene betrachten die Neger als ein Capital, welches bis auf den Grund ausgebeutet werden müsse, unbekümmert darum ob sie dem spätern Herrn noch dieselben Dienste leisten können oder nicht. Diese aber betrachten sie als ein Familienkapital, welches den Kindern zu gleicher Benutzung bleiben müsse. Daher kommt nicht nur die größere Humanität im Umgang mit den Negern, sondern auch eine gewisse Familiarität. Hier fühlt sich der Weiße nicht verunehrt, wenn der Zufall es fügt daß er mit einem Sklaven z. B. in demselben Wagen fahren muß, während der Angloamerikaner sich nur mit dem größten Widerwillen, selten oder gar nicht, dazu bequemt in seinem freien Staate der Reisebegleiter eines freien Schwarzen zu seyn.

Ueberhaupt scheinen die Angelsachsen und ihre Nachkommen, die Nordamerikaner, die natürlichen Gegner nicht nur der Neger, sondern aller farbigen Nationen zu seyn, denn sie sind nicht im Stande mit diesen auf die Dauer fruchtbare Nachkommen zu erzeugen; es ist eine bekannte Thatsache daß die Mulatten in den atlantischen Staaten Nordamerika's selten Kinder haben, oder doch in der dritten oder vierten Generation sicher wieder ausserben. Dagegen findet man in den Staaten am Golf und in den Colonien

Digitized by Google

sehr fruchtbare Mulatten, was daher kommt daß diese von Personen mit dunklerer Gesichtsfarbe, wie Spanier, Franzosen u. a. erzeugt sind. Diese haben demnach eine weit größere natürliche Verwandtschaft mit den Farbigen. Zieht man dabei in Betracht daß das Blut der Weißen ein entschiedenes Uebergewicht über das jener Farbigen hat, so scheint mir darin der Hauptgrund für das allmähliche Aussterben dieser zu liegen, welches beginnt sobald sie mit Weißen in Berührung kommen. Ich glaube daß gewaltsame Vernichtung nur die zweite Ursache ist. Man kann die gedachte Erscheinung in den hiesigen Staaten stufenweise beobachten. Die Mulatten sind schon von einer weit schwächeren Körperbeschaffenheit als die Neger, und kann stehen hier zwei von jenen in dem Preise eines Negers. Die Quadrons (Quarterons) sind überall leicht an ihrer bleichen Gesichtsfarbe, großen Kränklichkeit und schwachen Constitution zu erkennen. Die Quinterons aber sind schon wieder so vollkommene Weiße, daß sie aus diesem Grunde in einigen Staaten gesetzlich frei sind. Diese natürliche Erscheinung in Verbindung mit der sehr häufigen geschlechtlichen Vermischung zwischen Weißen und Negern oder ihrer Nachkommenschaft erklärt das fortwährende, allerdings unverhältnismäßig schnelle Verschwinden der eingeführten Sklaven zum großen Theil, obgleich der Druck der Arbeit nicht unberücksichtigt bleiben darf. Die Quinterons von Nordamerikanern sind sehr selten, eben weil gewöhnlich schon die Kinder dieser Weißen und der Mulatten auszusterben pflegen. Die geistige Kraft dieser gemischten Abkömmlinge ist durchschnittlich weit größer als diejenige ihrer farbigen Eltern.

Unter den Schwarzen finden sich oft sehr gute Musiker, welche im Stande sind alles nachzuspielen was sie einmal gehört haben. Das Gehör ist der bei ihnen am besten ausgebildete Sinn; auf hiesigen Bällen findet man selten andere als schwarze Musiker. Damit hängt alsdann ihr großes Nachahmungstalent zusammen; sie werden in manchen rein mechanischen Arbeiten, bei welchen es keiner geistigen Anstrengung bedarf, sehr geschickt. Dieser aber unterziehen sie sich höchst ungern und äußerst selten, da es ihnen schon schwer wird das bildlich mit dem Geist aufzufassen was ihnen praktisch nachahmend schon nach einmaligem Sehen gelingt. So sind sie durchaus nicht zum Zeichnen eines Gegenstandes fähig, und überhaupt kann man sagen daß dort wo selbständiges eigenes Denken beginnt, der Gränzpunkt derjenigen Bildungsstufe liegt welche sie zu erreichen vermögen. Einzelne Ausnahmen gibt es natürlich. In Massachusetts hat man den Versuch gemacht weiße und farbige Kinder in öffentlichen Schulen zusammen zu unterrichten. Eine Zeitlang gieng es mit der Ausführung, bald aber sah man sich zur Trennung der beiden Racen genöthigt, da die weißen Kinder, nachdem sie einmal die Grundzüge des Unterrichts inne hatten, die Negerkinder weit hinter sich ließen. Diese vermochten sich von Gegenständen, welche sie nicht vor Augen hatten, durchaus keine Vorstellung zu machen oder solche doch nicht auszudrücken.

Von mit so wenigen geistigen Fähigkeiten begabten Menschen kann man nicht erwarten daß ihre Vergnügungen sich über die Gränze des rein Sinnlichen erheben. Obwohl sie sich eigentlich am liebsten mit dem Nichtsthun amüsiren, kommen sie doch hin und wieder zum Tanze zusammen. Ich habe sie hiebei beobachtet, kann aber nicht sagen worin diese Tänze bestehen; ich sah sie nur die gräulichsten Gesichtsverzerrungen nach dem Tacte der Musik machen. Eine lebhafte, muntere und aufregende Bewegung findet dabei nicht statt, und so ist es ein zwar widerlicher, aber doch äußerst possierlicher Anblick, wenn sie sich pantomimisch amüsiren. Der schwarze Herr steht mit einer Miene voll Gravität seiner Dame gegenüber, bekleidet mit Frack, Castorhut, weißer Weste, Cravatte mit schneeweißem Kragen und dito Glacéhandschuhen. Die Dame prangt in einem bunten, baumwollenen Kleide, mit ebensalls weißen Handschuhen, und hält den seidenen Sonnenschirm, wie sie es von Madame sah, über das liebe schwarze Gesicht, damit die Sonne den Teint nicht verderbe. Ich bin nicht im Stande etwas charakteristisches aus diesen Spielen zu erkennen; das Hauptziel ihres Strebens dabei scheint zu seyn daß der eine die Pantomime des andern möglichst vollkommen nachahme, und ihm darauf sogleich eine andere von eigener Erfindung zurückgebe. Ob ein höherer Sinn in diesem kindischen Spiele liegt?

Es sind aber nicht die Haussklaven von welchen ich hier spreche, denn diese bleiben ferne von den Belustigungen der übrigen; es sind die Feldarbeiter, diejenigen welche am nächsten Tage zuweilen Hut und Hemde von sich werfen um es nur fühl genug zu haben. Woher diese den Putz haben? Durch Nebenverdienst erworben; sie arbeiten nämlich, wenn sie wollen, an den Sonntagmorgen für sich, und eben so gehören ihnen auch die Tage an welchen sie schlechter Witterung halber nicht auf dem Feld arbeiten können. Ich spreche natürlich nur von den Bevorzugten auf der hiesigen und andern ähnlichen mir näher bekannten Plantagen, wo sie unter der Herrschaft humaner Besitzer stehen. Hier also beschäftigt sich an den freien Tagen ein jeder nach seinem Gefallen, und was er alsdann thut, das bekommt er stets bezahlt. Für das also verdiente Geld schafft der Schwarze jenen Putz an, und fühlt sich im Besitz desselben äußerst glücklich, wenn auch die Kleidung möglichst unbehaglich ist. Ein buntes Stück Zeug ist für ihn ein unverbesserliches Reizmittel, das weit mehr auf ihn vermag als Hunger und Durst. Wer ein Handwerk gelernt hat, treibt es am Sonntag; wer nicht, der geht zur Arbeit aus Feld und verdient in einem halben Tag etwa einen Dollar; denn diese Arbeit wird nach der Menge und nicht nach der Zeit bezahlt, und da sind sie meistens wirklich fleißig. Wir haben hier einen sehr geschickten Schmied, welcher am halben Sonntag regelmäßig seine 2½ Dollars verdient und es an einem ganzen Tage sogar schon auf 6 Dollars gebracht hat. Die Weiber flechten Matten, Körbe u. dgl., oder sie sammeln das lange hier an den Bäumen wachsende Moos und stopfen es in Matratzen, oder sie ziehen Schweine und Geflügel zum Verkauf auf. Man muß aber dennoch nicht glauben daß ein solcher Nebenverdienst ein regelmäßiger sey. Wenige Fleißigere arbeiten vielleicht zu jeder freien Zeit, die Mehrzahl aber nur alsdann wenn sie z. B. einen neuen Rock oder sonst ein Stück Zeug brauchen. Ist ihnen ein solches nicht nöthig, so faullenzen sie lieber. Daß aber der Wunsch nach Freiheit sie zu vermehrter Anstrengung treiben sollte, ist etwas hier ganz unerhörtes, wie mir von allen Seiten versichert wird; natürlich versteht dieß sich von solchen welche freundliche Herren haben. Das Lieblingsputzstück, das Kleinod schwarzer Schmuksucht, ist der Sonnenschirm, der häufig 10 Dollars kostet und welchen selbst Männer am Sonntag tragen. Es machte uns viel Vergnügen als eine junge Negerin mit dem strahlendsten Gesichte einmal zu Mrs. M. kam und den eben gekauften Sonnen-

Digitized by Google

schirm zeigte. Die Dame war freundlich genug ihren besten Schirm zur Vergleichung holen zu lassen, und als es sich nun fand daß letzterer von weit einfacheren Farben war als ersterer, so kannte die Freude der Negerin keine Gränzen. Ich bin überzeugt daß sie mehrere Tage lang auf der höchsten Stufe des Glückes gestanden ist.

Die Hauptnahrung der Neger ist der Mais, welcher aber auch an unserem Tische täglich genossen wird. Sie haben davon ein sehr wohlgenährtes Aussehen, zumal alle Spirituosen, besonders Branntwein, hier aufs strengste von ihnen fern gehalten werden. Ein Bewohner der Sklavenstaaten wagt es so leicht nicht solche Getränke an die Neger zu verkaufen, weil eine sehr scharfe Strafe darauf steht und die Pflanzer ohne Nachsicht seyn würden. In den Plantagen jedoch welche fern von den Städten liegen, findet man einen Handel dieser Art, doch sind es gewöhnlich aus den nördlicheren Staaten Eingewanderte, welche die Neger auf diese Art demoralisiren. In dem Branntwein liegt ein Hauptgrund dafür daß die entfernter wohnenden Pflanzer zu größerer Strenge oft sogar gezwungen sind.

Wir haben hier viele Neger, welche längst frei gelassen worden und dennoch ruhig in ihrem alten Verhältnisse geblieben sind. Um nur ein Beispiel anzuführen, so lebt hier eine alte Frau, welche schon seit 19 Jahren frei ist; seit der Zeit bekommt sie Bezahlung für jede Arbeit welche sie thun mag. Das Freilassen von Sklaven ist überhaupt so selten nicht wie man wohl glaubt, und hier sowohl wie in Carolina sind ich fast in jeder Zeitung derartige Beröffentlichungen, welche das Gesetz für diesen Fall gebietet. Viele Herrn geben hier bei New-Orleans ihre Neger nur aus dem Grunde nicht frei, weil sie überzeugt sind daß jene nicht selbst für sich sorgen können. Mehrere Pflanzer haben mir dieß selbst gesagt, und versichert daß sie sich alsdann weit besser stehen würden; ich wage nicht zu entscheiden ob theile es nur als ihre Ansicht mit. So behaupten sie hier auch daß bei ihnen der Verkauf des einzelnen nur dann statt finde, wenn mit ihm durchaus nichts anderes anzufangen sey. Daß im allgemeinen die Plantagen mit den Negern aus einem Besitz in den anderen übergehen, kann man freilich häufig in den Zeitungen lesen. Aber der neue Käufer ist dennoch oft genöthigt anfänglich zu sparen, und da es hier in manchen Häusern zehn Neger gibt welche nichts thun, so wird er sie verkaufen. Dieser Punkt läßt sich noch beschönigen.

Was ich hier mitgetheilt habe, bezieht sich im allgemeinen auf alle eingebornen Pflanzer, welche, wie schon erwähnt, die humansten sind, während die eingewanderten Anglo-Amerikaner gerade sich durch eine harte, oft vielleicht unmenschliche Behandlung der Sklaven hervorthun. Mein Prinzipal ist mit diesen so rücksichtsvoll daß er zu schweren Arbeiten, z. B. zur Anlage von Gräben und Dämmen, lieber Irländer miethet als sie den Negern überträgt. Freilich ist dieß wohl nicht häufig der Fall, da es nur in der Nähe von New-Orleans möglich wird freie Arbeiter zu miethen. Bei allem dem scheint es mir aber unerklärlich, wie gerade die Bewohner der nördlichen Staaten so sehr gegen die Sklaverei eifern können, wenn sie auch immerhin nicht zu rechtfertigen ist. Eine augenblickliche und plötzliche Aufhebung derselben würde für den Norden sowohl, wie für England ebenso gefährlich seyn, wie für die Sklavenstaaten selbst. Das ergibt sich schon daraus daß die jährliche Durchschnittsproduction der hiesigen Neger zu 350 Millionen Dollars anzunehmen ist, und da hier nun hauptsächlich Baumwolle, Zucker u. s. w. producirt wird — wie würde, um nur eins hervorzuheben, der plötzliche Ausfall dieser Production auf die Baumwollenarbeiter Englands wirken? Englands, welches sich herausnimmt die ganze Welt humanisiren zu wollen, und doch nicht einmal für seine eigenen drohlosen Armen sorgen will oder kann, welches nicht einmal öffentliche Schulen besitzt, die es hier doch fogar für die Negerkinder gibt? — Es ist ja nicht entfernt meine Absicht die Sklaverei zu vertheidigen, sondern die Wahrheit auszusprechen; ich bedaure die armen Neger herzlich, aber ich bedaure sie um so mehr, da sie Gegenstand jener philanthropischen Bemühungen geworden sind, an deren Ernst nicht einmal im allgemeinen zu glauben ist. Dadurch haben sie wahrlich nicht gewonnen. Seit einigen Monaten ist es so weit gekommen, daß die Pflanzer schon auf einem brennenden Vulcane sitzen und um ihrer eigenen Sicherheit willen zu größerer Strenge genöthigt sind. Auf mehreren Stellen hat man Verschwörungen entdeckt oder zu entdecken geglaubt. So hieß es hier allgemein daß die Schwarzen den Plan hätten während des letzten Weihnachtsfestes alle Weißen im westlichen Louisiana zu ermorden, und daß sie hierzu von den Abolitionisten angeregt seyen. Viele Sklaven sind in Folge dessen in New-Orleans gefangen gesetzt, und auch von unserer Plantage ist einer darunter, welchem jener Plan bekannt gewesen seyn soll. Das wahre an der Sache wird sich bald herausstellen, da die Verhöre nächstens beginnen werden. Indessen sind die Pflanzer achtsam und strenge, und während die hiesigen Neger früher z. B. völlige Freiheit hatten ihre Mußestunden zuzubringen wo sie wollten, werden sie jetzt in ihren Wohnungen eingeschlossen und während der Nachtzeit genau bewacht. Früher wurde es nicht so genau damit genommen, ob sie zu rechter Zeit bei der Arbeit waren oder nicht, und ich habe selbst oft Nachzügler mit bedächtigen Schritten auf Feld gehen sehen; jetzt darf sich niemand ohne Erlaubniß entfernen, um den Aufsehern die Bewachung zu erleichtern.

Es wäre zu wünschen daß Kansas ein sklavenfreier Staat würde, aber wenn ein mir neulich zu Gesicht gekommenes deutsches Blatt behauptete daß die ersten Ansiedler dort keine Sklaven gehabt hätten, so ist das nicht ganz wahr. Die Ansiedler in Kansas kamen zuerst aus dem Süden, und diese hielten Sklaven. Darauf zogen auch von Norden Einwanderer hinzu, welche bald an Zahl zunahmen und die Sklavenhalter aus dem Süden vertrieben. Diese kehrten sodann mit verstärkter Macht zurück, und so wurde der jetzige Kampf wach gerufen. Das ist hier allgemein bekannt, und selbst ganz unbefangene (!) Personen, welche das Gebiet der Sklavenstaaten gar nicht durch Kansas zu vergrößern wünschen, erzählen so, den Kampf bedauernd. Die Abolitionisten, stark durch ihren Anhang im Norden, können wohl einen solchen beginnen, da sie vorhersehen können daß sie endlich siegen werden; die Sklavenfreunde aber werden, ihrer Schwäche sich bewußt, schon aus diesem Grunde den Streit nicht muthwillig beginnen.

Ich hoffe, diese ganz unparteiischen und unbefangenen Mittheilungen, welche das Negerleben auf den nahe bei New-Orleans gelegenen Pflanzungen schildern, nach dem was ich selbst täglich sehe und höre, welche aber keineswegs in Abrede stellen wollen daß die Behandlung der Sklaven im Westen Louisiana's und in anderen

Digitized by Google

Staaten eine ſtrengere, vielleicht oft grauſame ſeyn mag, dieſe Mittheilungen werden wenigſtens beweiſen daß man beſſer thäte das Wohl der Neger den Pflanzern ſelbſt anheim zu ſtellen, und vielleicht auf ſie durch Wort und Schrift zu wirken, ohne ſich mit der Anreizung jener ſelbſt zu befaſſen.

Die Küſte Louiſianas iſt mehrere Meilen weit weſtlich und nördlich von New-Orleans ſehr flach, und vor ihr liegen mehrere, höchſtens vier Fuß über dem Meeresſpiegel erhabene kleine Inſeln, welche wohl einſt mit dem Feſtlande zuſammengehangen haben. Dieſe Inſeln waren lange Zeit unbewohnt, kein Baum ſtand auf ihnen, und nur das lange Sumpfgras war die Heimath unzähliger Inſecten. Das Meer aber iſt in ihrer Nähe vor herrlicher Friſche, und da es auch eine genügende Tiefe hat, daneben einen feſten Grund, ſo hatte ein Speculant auf einer derſelben ein ſchönes geräumiges Hôtel angelegt, Badekarren angeſchafft und ſo für New-Orleans und die Umgegend ein Seebad improviſirt. Ein ſolches war in dieſem warmen Klima um ſo willkommener, als die Ufer des Miſſiſſippi bekanntlich weite tiefe Moräſte bilden, die Heimath unzähliger Mosquites und anderen Ungeziefers, ſomit paſſende Badeſtellen ſich an ihnen wenig oder gar nicht finden. Bald erhob ſich denn auch ein kleines Dorf, und das Hôtel, deſſen Beſitzer bedeutende Geſchäfte machte, und Laſt Island (la dernière Isle, der Name jener Inſel) war auf dem Wege ein berühmter Badeort zu werden. Noch im November verweilten daſelbſt über 500 Perſonen, meiſtens den wohlhabenden Familien Louiſianas angehörig, zumal Pflanzer vom Bäten Lafourche mit den ihrigen. Da erhob ſich unerwartet ein Sturm, wie er ſeit Jahren nicht erlebt war. Der Nordoſt trieb in einem Augenblicke das Waſſer des Golfs über die Inſel, Menſchen und Gebäude mit ſich fortreißend. Es entſtand eine ſchreckliche Verwirrung. Jeder klammerte ſich in der Angſt an das erſte was ihm in die Hände kam, und es war ein großes Glück daß der Wind die Häuſer gleich umriß, ſonſt hätten wenige ihr Leben gerettet. So gelang es faſt allen ein Brett, eine Kiſte oder dgl. zu erhaſchen, und hieran hängend, wurden ſie von dem zwei Tage dauernden Nordſturme weit in den Golf hinausgetrieben. Da ſprang der Wind plötzlich nach Süden um und trieb die Schwimmenden wieder dem Land entgegen. Einige gelangten ſo an die höher gelegene Weſtküſte Louiſiana's, andere aber wurden weit in die ſchrecklichen Sümpfe getragen welche ſich vom Süden bis in die Mitte des Staates hinein erſtrecken, und welche der Sturm ebenfalls unter Waſſer geſetzt hatte. Da ſchwammen ſie nun herum, ohne Hülfe hoffen zu dürfen, denn als das Waſſer zurücktrat, fanden ſie ſich inmitten der unwegſamen Sümpfe. Nur vom Zufall war hier eine Rettung zu hoffen, und viele müſſten dem ſchrecklichſten Tode erlegen ſeyn, ohne daß man jemals ihre Leichen wird finden können. Von den 500 Badegäſten wurden nicht völlig 300 gerettet, ſehr wenige aber aus den Sümpfen. Unter die letzteren gehört ein Bruder der Mad. Pugh, ein ſehr reicher Mann, welcher wenige Meilen von hier ſeine Pflanzung hat. Er wurde, mit ſeiner Frau auf einem großen Brette ſitzend, fünf Meilen weit in den Sumpf getrieben, glücklicher Weiſe jedoch bis nahe an einen kleinen Bäten (ſo heißen die vielen Ausflüſſe des Miſſiſſippi, welche zahlreiche Inſeln mit etwas erhöhetem Boden bilden. Man trocknet die größeren durch Abzugs-Canäle aus und legt auf ihnen Pflanzungen an). Hier lebten die beiden Gatten über 14 Tage von Schnecken, Muſcheln, Fröſchen u. dgl., und waren faſt von den Mosquitoſchaaren zu Tode gequält, als vorüberfahrende Fiſcher ſie endlich bemerkten und mit ſich nahmen. Von ihren Kindern waren aber mehrere ertrunken, und man kann ſich denken in welcher Angſt die Eltern waren, da ſie nichts von ihnen erfahren konnten. Von einer hieſigen Pflanzerfamilie, aus Vater, Mutter, ſechs Kindern und fünf Schwarzen beſtehend, kamen alle um. Hr. W. Pugh war mit ſieben Kindern auf der Inſel, als der Sturm begann. Es gelang ihm einer großen Badekiſte habhaft zu werden, welche er mit ſechs Kindern beſtieg, während das ſiebente vor ſeinen Augen davontrieb. Und als das Waſſer höher ſtieg und alles um ihn her mit ſich riß, da faß jene Kiſte wunderbarer Weiſe an irgend einem Gegenſtande feſt, ſie blieben auf der Inſel und wurden nach drei Angſttagen gerettet. Ein großes Glück war es daß am erſten Tage des Sturmes ein von New-York kommendes Dampfſchiff auf die Inſel getrieben wurde und ſtrandete. Der Capitän deſſelben ließ ſogleich alle Cajüten vom Verdecke abbrechen, theils um Raum zu machen, theils um den Schwimmenden die Bretter zuzuwerfen. Dann nahm er ſie ins Dampfſchiff auf und rettete auf ſolche Weiſe viele. Auch ein franzöſiſches Schiff wurde auf eine Sandbank getrieben und ſcheiterte, wobei, mit Ausnahme eines Matroſen, alle auf ihm befindlichen Perſonen das Leben verloren.

Wenn europäiſche Blätter behauptet haben, das gelbe Fieber ſey hier im letzten Jahre anſehnlich ſtark aufgetreten, ſo ſind ſie völlig unwahr berichtet. Es kamen hier ungewöhnlich wenige Erkrankungen und nur einzelne Todesfälle vor, und zwar ſtarben meiſtens nur ſolche Perſonen welche um jene Zeit gerade von Vera-Cruz und den weſtindiſchen Inſeln kamen. Ich bin ſeit der ganzen Zeit meines Aufenthalts im Süden geſund geweſen, und habe mich deßhalb entſchloſſen den kommenden Sommer wenigſtens noch hier zu bleiben, bevor ich nach Peru oder Chili gehe.

Digitized by Google

Die Shetlandsinseln. [1]

(Aus der Revue Britannique.)

Diese heutzutage so friedlich stillen Inselchen des Nordmeers sind ehedem der Zufluchtsort mehrerer Seeräuberbanden und der Schauplatz verschiedener blutiger Kämpfe gewesen. Die Wikinger [2] hatten sie erobert — die Wikinger, diese unerschrockenen Corsaren des Nordens, welche sich Siciliens und der Normandie bemächtigten, und bis unter die Mauern von Paris die Seine hinaufstuhren. Schon im neunten Jahrhundert findet man die Shetlandsinseln in den alten isländischen Sagas erwähnt, welche ihnen den Namen Hsaltland [3] geben. Als Harald der Blonde, der nur einer der Jarls, einer der Clanhauptlinge Norwegens war, sich dieses ganze Land unterwürfig zu machen suchte um die Liebe eines stolzen jungen Mädchens zu gewinnen, flüchteten sich die meisten norwegischen Notablen von ihren Besitzungen um sich seiner Unterdrückung zu entziehen. Die einen zogen sich gen Island, die anderen nach den Färdern zurück; andere hinwiederum begaben sich nach den Orkaden und den Shetlandsinseln. Die einen ließen sich als arbeitsame Siedler an den Küsten nieder, an welchen sie gelandet hatten; andere, nicht so friedlich gestimmt, widmeten sich der Seeräuberei.

Nachdem Harald ganz Norwegen seiner Herrschaft unterworfen und die schöne Gilda, die nur einem großen König sich vermählen wollte, geheirathet hatte, unternahm er einen Kriegszug zur Vernichtung dieser Freibeuterbanden, welche die nördlichen Küsten verheerten. Die Saga, deren Held er ist, erzählt daß er zur Sommerszeit unvermuthet auf den Shetlandsinseln ankam, dort eine Corsarenlegion überfiel, sie mitleidslos niedermetzelte, dann sich dieses Inselmeers bemächtigte, und es zusammt den Orkaden einem seiner Neffen zu Lehen gab. Seine Nachfolger ihrerseits verfügten gleich ihm über diese fernen Länder, und verpflanzten dorthin mehr und mehr die Sprache, die Gesetze und Sitten Norwegens. Die Saga vom heiligen Olaf berichtet, dieser eifrige Verbreiter der Lehre des Evangeliums hab' es sich zur Ehre angerechnet die Bewohner der Shetlandsinseln und der Orkaden, welche, wie ihre norwegischen Ahnen, dem Thor- und Odin-Cultus ergeben waren, zum Christenthum bekehrt zu haben. Weder England noch Schottland konnten damals einen Versuch machen die kleinen, ihren Gestaden so nahe liegenden Eilande der skandinavischen Herrschaft zu entreißen. War nicht England, das stolze England, dessen Flagge jetzt so übermüthig auf allen Meeren flattert, nicht selbst gezwungen sich unter diesen fernen Königsstab zu beugen? War es nicht erobert worden durch Kanut den Großen, diesen Alexander des Nordens, von welchem die Dichter sagten: „Kanut regiert auf der Erde wie Gott im Himmel regiert?"

Im fünfzehnten Jahrhundert noch gehörten die Shetlandsinseln und die Orkaden zu Dänemark. Es verlor sie nicht in einem Seekriege, sondern gab sie durch einen Heirathsvertrag selbst auf. Als im Jahr 1449 Christian I, der Gründer der oldenburgischen Dynastie, zum König von Dänemark gekrönt wurde, erstreckten sich seine Staaten von der Mündung der Elbe bis an die äußersten Gränzen Norwegens, und von den Küsten des Nordmeers bis an die Gränzmarken Rußlands. Trotz dieses unermeßlichen Länderbesitzes konnte er doch seiner Tochter, als er sie dem König Jakob III von Schottland vermählte, nur 2000 Gulden geben, hatte ihr aber 60,000 Gulden versprochen. Bis zur Einhändigung des Restes dieser Summe überließ er ihr als Bürgschaft für seine Verpflichtungen die Shetlandsinseln und die Orkaden; aber die Mitgift wurde nie entrichtet, und Schottland behielt sein Unterpfand. Welch ein Fall von Kanut dem Großen bis zu Christian I, und von Christian I bis Friedrich VI, der seine Hauptstadt durch die Geschwader eben jener britischen Inseln, welche ehedem von den Wikingern des Nordens in Schrecken gesetzt und dem Scepter Dänemarks unterwürfig gemacht worden waren, belagert und in Brand gesteckt sah!

Zur Zeit als durch einen glücklichen Heirathsvertrag Schottland sich der beiden Archipele bemächtigte, welche in gerader Linie seine Besitzungen bis zum 61. Breitengrad verlängerten, waren die Bewohner dieser Eilande dem damals in ganz Europa eingeführten Feudalitätssystem nicht unterworfen. Dem alten norwegischen Gesetz zufolge heißen sie ihren Boden frei, üben ihr Fischfangrecht ohne Beschränkung aus und übermachten ihre Vorrechte ihren Kindern. Schottland warf dieses patriarchalische System über den Haufen. Die armen Inselchen, die zur Füllung eines Hochzeitkorbs gedient hatten, wurden räuberischen Statthaltern überantwortet, welche sie als zwei durch Waffengewalt bezwungene aufrührerische Provinzen behandelten. Man hat auf den Shetlandsinseln diese beiden grausamen Jarls, [1] diese beiden Stuarts, Robert und Patrelius, welche die ihnen untergebene schwache Bevölkerung ausbeuteten und so grausam unterdrückten, nicht vergessen. Robert, im Jahr 1565 zum Statthalter dieses Archipels ernannt, trachtete nur darnach den größten Theil seiner Verwalteten aus dem Besitz ihres väterlichen Erbes zu vertreiben. Eine große Anzahl unter ihnen, durch seine Willkürhandlungen und Erpressungen zu Grunde gerichtet, sah sich gezwungen ihm um einen Spottpreis ihr Feld und ihren väterlichen Herd zu verkaufen, oder sie ihm für die Bezahlung ihrer Steuern zu überlassen. Aus diesen verschiedenen Ländereis-Parcellen bildete der geizige Robert nach und nach grundherrliche Besitzungen, und würdigte diejenigen welche eben noch diese Güter besaßen um sich, wie ihre Vorvordern, mit Stolz oinl bwnder (freie Bauern) nannten, zu Pächtern oder Taglöhnern herab. Patrelius Stuart, [2] welcher im Jahr 1595 an die Stelle seines Vaters zum Statthalter der Shetlandsinseln eingesetzt wurde, war noch raubsüchtiger und unbarmherziger als jener. Er mißbrauchte die Gewalt mit der er bekleidet war der-

[1] Sheiches and tales of the Shetland Isles, von E. Edmonston. — Description of Shetland Islands, von Dr. Hibbert. — Erindringer fra en Reise til Shetlands oerne, von Ch. Pløyen.

[2] Ueber den Ursprung des Worts Wikinger ist viel geschrieben und gesprochen worden. Es kommt, wie Hr. Petersen in seiner alten Geographie des Nordens sagt, wahrscheinlich von Wiking her, dem Namen einer nördlichen Bucht, aus welcher die ersten Seeräuber-Geschwader abgingen.

[3] Hsalt bedeutet kurzer Mann, Krieger, kraftvoll. Heid; dänisch Hjelt; deutsch Held.

[1] Der alte norwegische Titel, welcher ehedem einen Clan- oder Stammhäuptling bezeichnete, und der sich in dem englischen Wort Earl, Graf, bis auf uns erhalten hat.

[2] Walter Scott hat in seinem Piraten eine Charakterschilderung von ihm gegeben: „Es gibt Leute, sagte die alte Swertha, welche von dem Grafen Patrelius niederträchtige Dinge erzählen; allein er war ein Freund des Strandrechts, und erließ weise Anordnungen um die Bergung der an unsern Zeisen scheiternden Schiffe zu verhindern."

Digitized by Google

gestalt daß er fürchtete der königliche Ministerrath möchte davon in Kenntniß gesetzt werden. Zur Vermeidung dieser Gefahr verbot er den Shetländern unter den allerhärtesten Strafen ihre Insel zu verlassen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln aber wurde er angeklagt, verhaftet und von dem Gerichtshof in Edinburg zum Tode verurtheilt. Die unglücklichen Bauern aber, durch seine und seines Vaters Schandthaten zu Grunde gerichtet, erhielten keine Schadloshaltung für die erlittenen Unbilden, und gelangten nicht wieder in den freien Besitz ihres ehemaligen Eigenthums. Die Confiskationen der beiden verderblichen Statthalter wurden aufrecht erhalten, und die Shetlandsinseln an Geschäftsleute verpachtet, welche durch alle möglichen Mittel nur den größten Nutzen aus ihrer Speculation zu ziehen suchten.

Der Archipel der Shetlandsinseln, zwischen dem 59sten und 61sten Breitegrad gelegen, besteht aus etwa hundert kleinen Eilanden, von denen nur dreißig bewohnt sind; die übrigen dienen meist zur Viehweide. Allein nicht Eines ist verlassen. Jeder einsame Fels, jedes Bergein das auf seiner Oberfläche einen Steilen Gras trägt, ist, je nach seinem Umfang, von vier oder fünf Schafen belegt, welche der Bewohner der Umgegend im Frühling dorthin bringt, und beim Herannahen der kalten Jahreszeit wieder zurückholt. Da wo die Natur ihre Reichthümer nicht mit freigebigen Händen spendet, sucht der Mensch ihre spärlichen Gaben mit Sorgfalt auf. In Island wird das auf den Dachern der Hütten wachsende Gras, gleich der Luzerne eines künstlichen Angergrundes der Normandie, für das Vieh gesammelt, das man im Norden der Finnmarf zuweilen mit Seepflanzen nährt, die man in Kesseln abkocht, und wenn man über den St. Gotthard reist, kann man sehen wie arme Hirten ein ausgehungertes Thier am Halfter auf den Gipfel eines Felsens ziehen, um es an einen in den Spalten eines Felsens grünenden Rasenplatz zu führen.

Die vornehmste unter den Shetlandsinseln ist diejenige welche man Mainland nennt. Ihre Länge beträgt 60 (engl.) Meilen oder ungefähr 24 Stunden. An gewissen Stellen hat sie eine Breite von zehn bis zwölf (engl.) Meilen, an andern ist sie so schmal daß sie wie ein zerrissenes Seil aussieht, abgenagt durch die Wogen welche es von den beiden Seiten unablässig zernagen. Die bemerkenswerthesten anderen Eilande, nach Mainland, sind die Inseln Bressay, Noß, Yell, Unst. Durch ihre sonderbare Ausgeschnittenheit, durch die Krümmungen ihrer Engen, durch die Gestaltung einiger ihrer Vorgebirge bieten die Shetlandsinseln dem Maler und dem Touristen Gesichtspunkte von erstaunlicher Wirkung. Hr. Pöhen hat dort auf mehreren Punkten Lagen gefunden die nicht minder bewundernswerth sind als diejenigen seiner Färder, dieses herrlichen kleinen Inselmeers. Auf Noß erhebt sich ein pittoriger Felsen einem schwarzen Walle gleich siebenhundert Fuß über den Wogenschaum des Meeres. Auf Bressay wölbt sich ein kolossaler Bogen über einer tiefen Grotte voller Stalaktiten, von denen die einen Priestern in ihren Amtsgewändern, andere knieenden Cherubim mit entfalteten Flügeln ähneln. Man möchte sie ein Heiligthum aus den Zeitaltern der Wunder, mit einer Gemeinde versteinerter Riesen, nennen. Hr. Pöhen, welcher die vornehmsten der durch den „Piraten“ berühmt gewordenen Lagen besuchte, sagt: Walter Scott habe aus Fitzlbread ein Phantasiegemälde gemacht. Dieser fabelhafte Zufluchtsort der Zauberin Norna ist nur ein nackter neunhundert Fuß hoher Felsen. Dagegen aber führt Pöhen mehrere andere Naturerscheinungen an welche der begeisterte Romandichter durch einige Pinselstriche in der ganzen Welt hätte berühmt machen können: unter andern den Bogengang welchen das Meer, gleich einem Baumeister, in Porcholm geöffnet hat; die durch die Wogen im Innern eines weiten Hügels ausgegrabene Höhle, und den einsamen Fels, den Maiden-Stack, der sich inmitten der Fluthen wie ein Obelisk in den Sandwüsten des alten Aegypten emporthürmt.

Auch nennt er mehrere alterthümliche Bauten, mehrere interessante Ruinen, namentlich die von Muness, die eine große und schöne, von vier Thürmen flankirte und mit Schießscharten versehene Burg war. An dem Eingangsthore dieses Gebäudes liest man folgende Inschrift, die aufbewahrt zu werden verdient, wäre es auch nur als Probestück der ehemaligen shetländischen Mundart:

List ze to knaw this building quha began?
Lawrence the Bruce he was that worthy man.
Quha arnestlie his ayris and afspring prayis
To help et not to hurt this work alwayis.
In the zeir of God 1598.

Zu deutsch: „Wollt ihr wissen wer dieses Gebäude begann? Es ist der tapfre Lorenz Bruce, der seine Erben und Nachkommen inständig bittet Sorge zu tragen daß dieses Werk nie Schaden leide. Im Jahr des Herrn 1598.“

Eine romantische Sage erzählt, Lorenz Bruce sey ein schottischer Edelmann und hochmüthigen und ungestümen Charakters, vielleicht ein Abkömmling des berühmten Robert Bruce, des Helden so vieler poetischen Ueberlieferungen, gewesen. In Folge eines Zweikampfs, in welchem er seinen Gegner getödtet, war Lorenz genöthigt sich durch die Flucht der ihn bedrohenden unversöhnlichen Rache zu entziehen. Zum Glück hatte er in seinen Truhen eine beträchtliche Geldsumme angehäuft. Er verwendete einen Theil davon zum Ankauf eines Schiffs, und fuhr mit seinem Weibe, seiner Tochter und etwa zwanzig Mann seines Clans, welche ihm Treue geschworen, von dannen. Er suchte nur eine Zufluchtsstätte, und fand sie auf der kleinen Insel Unst. Hier erwarb er ohne viel Mühe einen ziemlich umfangreichen Landstrich, und errichtete auf demselben die Mauern seiner Burg. Da er immer noch fürchtete in seiner wilden Zufluchtsstätte verfolgt zu werden, so befestigte er die Burg gleich einer Citadelle, und stellte Schildwachen aus, welche den Eingang Tag und Nacht bewachen sollten. Die Liebe, scharfsinniger und jäher als die Rache, machte ihn ausfindig. Seine Tochter wurde von einem jungen Schotten, Namens Malcolm, geliebt; sie hatte ihn von ihrer plötzlichen Abfahrt nicht in Kenntniß setzen können, und ersann kein Mittel ihm von ihrem Zufluchtsort Kunde zu geben. Nach vielen und sorgfältigen Nachforschungen aber erfuhr Malcolm endlich daß sie sich auf den Shetlandsinseln in einer Veste eingeschlossen befinde die man weder blokiren, noch mit stürmender Hand nehmen könne. In Ermangelung der Gewalt nahm er seine Zuflucht zur List.

Eines Tags zeigten sich vier Mann in Matrosentracht am Thore der Burg, wünschend ein gutes Faß Whiskey und mehrere Flaschen Wachholderbranntwein auszutauschen gegen Nahrungsmittel, deren sie, wie sie sagten, sehr bedürftig seyen. Ihre Erzählung war so gut ausgedacht, daß sie den scharfsinnigen und mißtrauischen Geist Bruce's täuschte. Vielleicht trug auch der Gedanke einmal wieder eine Flasche guten Branntweins, den er so lange hatte entbehren müssen, auf seinem Tische glänzen zu sehen, nicht wenig dazu bei ihn von seinen gewohnten Vorsichtsmaßregeln Umgang nehmen zu lassen. Die vorgeblichen Matrosen überschreiten die gewöhnlich so gut bewachte Schwelle, setzen sich an den Herd der Citadelle, machen die Besatzung und selbst Bruce trunken, stecken die Burg in Brand, entführen die Tochter, und überliefern sie den Armen Malcolms, der in einer im Hintergrund einer nahen Bucht verborgenen Jacht ihrer harrte.

Digitized by Google

Der verliebte Malcolm führte schleunigst die schöne Gefangene auf seine schottische Herrschaft, und heirathete sie. Beute schwur ewige Rache; allmählich aber ließ er sich durch die zärtlichen Briefe der Tochter und durch die inständigen Bitten seiner Frau erweichen, und kehrte drei Jahre später wieder nach Schottland zurück, den Verwüstungen der Zeit und den Beschädigungen der Menschenhände die Burg überlassend die er so stolz aufgebaut, und so eindringlich der Achtung seiner Nachkommenschaft empfohlen hatte.

Wie viele Leute banen so Burgen oder Schlösser mit dem Gedanken unter dem schirmenden Dache derselben die ihnen noch vergönnten Lebenstage hinzubringen: Marmorschlösser, vergoldete Schlösser, Kunstschlösser! Eine glückliche Hoffnung führt sie dahin, ein unvorgesehenes Ereigniß vertreibt sie daraus. Ein revolutionäres Ungewitter verheert oder zerstört diese Bauten, welche man als unvergängliche Denkmale betrachtet hatte. Sind nicht die besten aller dieser Schlösser diejenigen welchen die Dichter den Namen Luftschlösser beilegen? Sie fordern keine kostspieligen Materialien, keine mühselige Arbeit, und erpressen den Augen keine Thräne. Man baut sie in weicher Träumerei, steht geruhig sie dahin, in Feuer aufgehen, und hält den Blick gerichtet auf das phantastische Spiel der züngelnden Flamme. Haben sie auch keine lange Dauer, glänzen und verschwinden sie wie ein Funke, fliegen sie davon wie leichter Dunst, so genügt doch eine Stunde der Muße um sie mit neuem Zauber in neuer feenhafter Eingebung wieder aufzubauen.

So malerisch die Shetlandsinseln an gewissen Stellen sind, so bieten sie doch in ihrer zwei Grade umfassenden Ausdehnung dem Auge nur gar zu oft einen trübseligen, düstern Anblick: unfruchtbare Hügel weiche auf jeder Seite allmählich nach dem Meer sich hinabsenken; sumpfige Ländereien auf denen man nur mit Mühe gehen kann; da und dort lange schmale Buchten oder Seen voller Salzwasser, die man Noes nennt; hin und wieder einigen Weidegrund, wo langhaarige Ponies mit kurzen und dicken Gliedmaßen, Kühe kleiner noch als unsere bretonischen, und verkümmerte Schafe mit Gebuld und Ergebung das kurze und spärliche Gras abnagen; da und dort ein Getreidefeld, dessen Ernte man sorgfältigst für den Winter aufzubahrt; einiges Gersten- oder Haberfeld, das oft den Werth des ausgestreuten Samens nicht erzeugt, aber keinen armen Apfelbaum dessen Früchte das Auge des Kindes erfreuen, keine Eiche welche unter ihren grünen Aesten zu vergnüglichem Plaudern einladet, keine Tanne, diesen melancholischen Schmuck nördlicher Himmelsstriche — mit Einem Wort, keinen Baum.

Welcher Ursache muß man diese traurige Lücke der Shetlandsinseln zuschreiben? Die Schuld liegt nicht an dem Breitengrad unter dem sie liegen; denn in Finnmarken, unter 68° nördlicher Breite, kann man sehr schöne Wälder sehen. Der Grund davon liegt auch nicht in der Beschaffenheit des Bodens, welcher nicht schlechter ist als der des nördlichen Schottlands; ebenso wenig an der Temperatur, die fast nicht strenger ist als die Londons. Nein: die Eingebornen behaupten daß, wenn man Bäume haben wolle, man sie mit einer Mauer umgeben müße, hoch genug um sie in ihrem Wachsthum gegen die Wirkung des Meers zu schützen. In der ganzen Ausdehnung der Shetlandsinseln findet man weder auf dieser noch auf jener Seite Erdreich in geringerer Entfernung als zwei (engl.) Meilen vom Meer. In Folge der Heftigkeit der in diesen Gewässern sehr häufigen Stürme, besonders aber in Folge eines äußerst starken Westwinds, der mit seinen ungestümen Schwingen den atlantischen Ocean peitscht, schleudern die bis in ihre Tiefen aufgeregten Wogen auf den Boden der Insel mächtige Salzwassergarben, welche die Pflanzen zerfressen und die Blumen verbrennen.

Wenn dieß aber auch der wahre Grund ist der dem Wachsthum der Bäume auf den Shetlandsinseln hemmend im Wege steht, so kann er uns doch keine Erklärung für die gleiche Erscheinung auf der großen Insel Island bieten, wo doch nicht der geringste Wald vorhanden ist, und mehrere Bezirke weit vom Meer entfernt sind. Es ist dieß ein noch nicht gelöstes naturgeschichtliches Problem, das wir, bei unserer Unkenntniß der Verhältnisse, den weiteren Forschungen der Geologen und Naturforscher überlassen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

II.

2. Trappformation.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Bei der Beschreibung des Hügels Paunghur (Powunghur „Dreiviertelsburg," weil mit der vierten, der Westseite, wegen der steilen Wände Befestigungen nicht nöthig waren) werde ich mich etwas länger aufhalten, da er ein gleichsam aus der Verbindung gerissenes vollständiges Glied der Kette der westlichen Ghats (Ghaut), so weit sie der Trappformation angehören, bildet. Seine Längsachse geht von Nord nach Süd und liegt in der Verlängerung der Ghats, von denen er indessen getrennt ist durch das ganze Flußgebiet, das von den Quellen der Vindiaberge und der Satpurakette (Sautpoora) gepeist wird. Die großen Flüße Taptie (Taptee), und Surat und Nerbudda bei Brohsich (Broach) ergießen sich zwischen ihm und den Ghats ins Meer. Nach Süden und Westen von Paunghur (das „u" ist stumm) liegt die Ebene von Gujerat, nach Norden und Osten erheben sich niedere Granit- und Syenitkuppen, die, nach allem was ich darüber erfahren konnte, wohl nicht der Vindiakette angehören, deren Längsachse senkrecht auf der der westlichen Ghats steht, sondern eine niedrigere Hügelreihe, der Salumber (Sulowmbur-) kette, welche das Vindiagebirge mit dem Araralligebirge, dessen Höhen ebenfalls aus Granit bestehen, verbindet. Das Vindiagebirge scheint nach den Quellen, die mir vorliegen, wenigstens zwischen dem 75° und 76° östl. L. von Greenw. der Trappformation anzugehören. Die Trappformation in Indien umfaßt zwei Gebiete, ein südliches und ein nördliches, südlich und nördlich von dem Nerbuddaflusse, die beide Hochebenen bilden und den größten Theil des nördlichen Festlandes ausmachen. Das größte, südliche, beginnt an der Küste etwas südlich vom Taptie zwischen dem 21° und 22° nördl. Br., und erstreckt sich bis zum 16° nördl. Br. Der zwischen den Ghats und dem Meer gelegene schmale Landstrich, Konkan genannt, ist eine über den Meeresspiegel erhabene Fläche, die von einzelnen niederen Hügelzügen durchkreuzt wird, und sich nach dem Meer zu etwas senkt. Die Formation scheint sich unter der Oberfläche des Meeres noch eine Strecke weit fortzusetzen, da die Inseln an der Küste nicht anderes als die Spitzen ähnlicher Trapphügel sind. Auf einer derselben liegt

Digitized by Google

Bombay. Die Ghats, deren höchste Gipfel sich bis zu 4500′ (engl.) erheben, fallen nach Osten hin nicht mehr ab, sondern ihre Pässe gehen sogleich in die Hochebene der südlichen Trappformation über, die im ganzen etwa 1800′ (engl.) über der Meeresfläche liegt, und sich nur sehr allmählich nach Osten zu senkt. Sie wird von einzelnen niederen Hügelketten durchzogen, und umfaßt nach Süden das Flußgebiet des Kistna oder Kischtna, westlich von seiner Vereinigung mit dem Tumbudra (Tumbodra) und nach Norden das Flußgebiet des Godawari, westlich von seiner Vereinigung mit dem Wein-Ganga; die westlichen Zuflüsse des letzteren haben ebenfalls ihre Quellen auf dem Trapp-Plateau.

Die erwähnte Hochebene bildet den größten Theil des als Dekkan (Deckan) bezeichneten Gebietes von Centralindien, und umfaßt im engeren Sinne das ganze Mahrattenland oder Mahraschtra (Mahraththra). Von diesem Berg aus übergogen mahrattische Reiterschaaren ganz Indien und warfen die Herrschaft der Mohammedaner über den Haufen, bis sie selbst, nachdem sie unter Brahminenministern, den Päschwah's, den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, nach kurzer Blüthe den Engländern weichen mußten. Die Mahratten sind eine kleinere, und vielleicht mehr abgehärtete Race als die Bewohner der Gangesthäler, die Hindostani (Hindostanee), und haben ihre eigene Sprache und ihr eigenes Alphabet. Die aus Hindostan kommenden Sipahis werden in den Bombayregimentern Bardasteh oder Fremde genannt. Noch jetzt sind fast alle Pferdeburschen in den Bombaystationen Bewohner von Mahraschtra.

Die geschichtlich bedeutendern Städte des südlichen Trappgebietes sind Bombay, Puhnah (Poonah), Kolapor (Colapore), Bidschapur (Bejapoor), Aurungabad und Nagpur (Nagpoor) zu nennen. Heiderabad (Hyderabad) im Dekkan liegt schon außerhalb. Ein schmaler Strich der Trappformation erstreckt sich zwischen dem 75° und 76° östl. L. von Greenw. quer durch das Nerbuddathal, und bildet die Verbindung des südlichen mit dem nördlichen Trappgebiet. Dieses letztere stützt sich im Süden auf die Vindiaberge, und im Westen beginnt es etwa 25 engl. Meilen westlich von und parallel mit dem oberen Theile des Mahiflusses, der nordwärts fließt; erst ungefähr nach dem ersten Drittheile seines Laufes wendet er sich in rechtem Winkel westlich, um Gugerat zu bewässern und sich in den Golf von Cambay zu ergießen. Die nördliche Richtung ist bedingt durch die Längsrichtung der Trapperhebungen, die terrassenförmig aufeinander folgen, bis man zuletzt unmittelbar hinter dem Fluß den Abhang der obersten Felsenterrasse ersteigt. Von nun an bewegt man sich auf der Hochebene des nördlichen Trappgebietes, die auf 1600′ engl. angegeben wird und ebenfalls sanft nach Osten abfällt. Sie umfaßt das ganze Flußgebiet des Tschambal (Chumbul), westlich von seiner Vereinigung mit dem Parkatti, diesen letzteren Fluß indessen mit eingeschlossen. Der Tschambal selbst fällt in den Dschomma (Jumma), der ein Nebenfluß des Ganges ist. Die nördliche Trapformation umfaßt die Provinz Malwa, ein reiches Land, welches vom Opiumbau lebt. Die Steuer auf das Opium kommt indessen nicht den indischen Herren des Bodens, sondern der Ost-Indian-Company zu gute. Jede Kiste von 140 Pfd. engl., die ausgeführt wird, bezahlt 400 Rupien (480 fl. rhein.), und die Companie bezieht zwischen 5 und 6 Mill. jährlich allein von Malwa. Ein einziger Europäer in Rutlam hat die Controle über die ausgeführten Mengen, und hat zugleich mit Hülfe seines eingebornen Dienstpersonals, den Schmuggel zu verhüten. Von bedeutendern Städten in Malwa nenne ich Indor, Rutlam und Mandsor (Mundsore); Niematich (Neemuch), von wo ich schreibe, liegt an der nördlichen Gränze des Trappgebietes.

Ich komme jetzt zu den Felsen von Paungdur zurück. Von der, in meinem vorigen Briefe erwähnten Moschee, die östlich vom Hügel und Fort liegt, betrachtet, zeigt sich die Anordnung des Felsens deutlich. Er besteht aus einem mittleren, länglichen, oben flachen Kern, dessen Längsrichtung von Norden nach Süden geht, und der in einen Felsenkamm endigt. Nach Nord, Oft und Süd legen sich mehrere Ausläufer wie Pfeiler an ihn an. Das Ganze läßt deutlich terrassen- oder plattförmige Structur erkennen, als wenn mehrere ungeheure Platten gegossen und übereinander gebäudt worden wären, die oberen immer von geringerem Umfang als die unteren; alle mehr oder weniger mit einander entsprechenden Vorsprüngen versehen, welche die Ausläufer bilden. Nur auf der Westseite fallen die Wände senkrecht ab, und die einzelnen Platten oder Schichten welche durch die ganze Masse, Kern und Ausläufer hindurch eine gleiche Mächtigkeit von im Durchschnitt etwa 300′ engl. haben, sind entweder nur durch sehr kleine, wenige Fuß breite Vorsprünge, oder horizontale schwarze Linien unterschieden, welche letztere, aus dem Einflusse der Verwitterung auf das verschiedene dichte Gestein der über- und unterliegenden Fläche, hervorgehen. Auf den übrigen Seiten bilden sich, indem die untern Platten vorspringen, Absätze oder Stufen, so daß man jede einzelne der Schichten, deren ich acht zählte, deutlich verfolgen kann. Die Wände der einzelnen Absätze sind ursprünglich alle senkrecht, und bilden mit der horizontalen Oberfläche rechte Winkel mit scharfen Kanten. Auf der Offseite indessen wurde dieses Verhältniß vielfach vermischt, indem der herabfallende Schutt, der vor dem Monsun geschützt ist, von einer Terrasse zur anderen, mehr oder weniger geneigte Hügelseiten bildet, so daß man von dort aus hinaufsteigen kann. Der Fallwinkel der Seiten beträgt, wenn man sich die Kanten ausgeglichen denkt, nach Südost und Nordost etwa 35°, nach Osten etwas weniger. Da die untern Platten indeß etwas mächtiger sind als die oberen, und der Gipfel eine langgestreckte Fläche bildet, so ist das Verhältniß der Höhe zur Grundfläche nicht diesem Winkel entsprechend, sondern einem kleineren (etwa wie 1 zu 4). Wo die Ausläufer, deren Grundriß sich zu dem des Kerns wie die Risse um eine in eine Eierschale gestoßene Oeffnung gestaltet, von diesem ausgehend, sich in scharfen Winkeln von einander trennen, sind ihre Seitenwände ebenfalls senkrecht und die Küste nicht ausgefüllt, so daß man, am Rande stehend, in dunkle Abgründe hinabsieht, die einem Schwindel erregen. Die obere Begränzung des Berges wird weder durch eine Spitze, noch durch eine Kuppe gebildet, sondern durch eine horizontale Fläche, die Oberfläche der letzten Platte. Auf dieser befindet sich Paungdur, wie auf andern ähnlichen Felsen in den Ghats, welche als Forts dienten, die Befestigungsmauern. Kleine Quellen, durch Unebenheiten der Oberfläche veranlaßt, und gemauerte oder natürliche Teiche versorgten die Besatzung mit Wasser. In Paungdur erhebt sich in der Mitte der Fläche, die man in ungefähr einer halben Stunde umgehen kann, und parallel mit der Längsrichtung des ganzen Berges noch ein Felsenkamm mit senkrechten Wänden, der etwa 100′ hoch und etwas länger seyn möchte, allein nicht breiter als 30′. Er entspricht eigentlich nur einer obersten Platte, und ist deßhalb auf vielen Hügeln nicht vorhanden; hier verliert er nur dadurch den Charakter einer Platte daß seine Höhe seine Breite übersteigt. Er steht wie eine Riesenmauer aus großen, neben- und übereinander gelagerten Felsblöcken in der Mitte, und zeigt den Ort an wo man in der Basis den Ausgangspunkt der Erhebung zu suchen hat. Nach Nord und Süd bilden die von ihm losgelösten und theils verwitterten Trümmer schmale abfallende Rücken, die man zu übersteigen hat, um von der einen Seite der genannten Oberfläche

Digitized by Google

auf die andere zu gelangen. Der Fels trägt den erwähnten kleinen Tempel der Mata, oder Kalka-Dawie, Blatternsgöttin, und die kleinen Häuschen ihrer Brahminen, zu welchen man von der Westseite aus vermittelst einer langen Reihe, vom Ufer eines Teiches ausgehenden Treppe hinaufsteigt. Das Gestein selbst ist nach dem Umfang und der Oberfläche zu porös, und die Blasenräume sind mit Heulithen und Kalkspath ausgefüllt. Augit, Hornblende oder Olivin gelang es mir nicht zu finden. Nach der Mitte hin wird der Stein dichter. Die oberen, kammartig hervorragenden Felsen sind nur sehr wenig porös, sondern entweder dicht, oder es läßt sich deutliche Parallelstreifung erkennen, die im ganzen horizontal ist, sich aber im einzelnen auch wellenförmig darstellt, und gelegentlich zu Schalen- und Kugelstructur Veranlassung gibt. Man kann diese Streifung, welche verschiedene Dichtigkeit sehr kleiner Schichten repräsentirt (die Schichten sind bisweilen unter einer Linie dick), an jedem einzelnen losen Blocke erkennen, und bisweilen auf seine ursprüngliche Lagerung daraus schließen. Die der Verwitterung zugänglichen, weniger dichten dieser Streifen, die mit dichteren abwechseln, bedecken sich oft mit weißen Flechten, und die andern bleiben frei, so daß sich die Streifung auf diese Art schon von weitem in einer parallelen Anordnung der Vegetation zu erkennen gibt.

Dieselben charakteristischen Züge die ich hier beschrieb, findet man in den Ghats. Selbst die höchsten Gipfel sind überall flach, die Wände senkrecht, und steile Abgründe die sich unvermuthet öffnen, drohen dem unkundigen Reisenden Gefahr. Ist man von Konkan aus einmal auf der Höhe der Pässe der Ghats angelangt, so steigt man auf der Ostseite nicht mehr hinab, sondern befindet sich sogleich auf dem Plateau. In den niederen Höhenzügen die bei Panwah und anderwärts aus diesen emporsteigen, zeigen die Hügel meist nur wenige Platten übereinander, und haben mit wenigen Ausnahmen eine bedeutend größere Länge im Verhältniß zu ihrer Höhe als der Hügel von Panngdur. Die schönste Darstellung der terrassenförmigen Abtheilungen gewähren die westlichen Abhänge der Ghats, wenn man sie während der Gegengeit bei sinkender Sonne von der Küste aus erspäht. Dann bilden die von weitem nicht mehr unterscheidbaren schmalen Absätze der nach Westen hin senkrecht abfallenden Wände hellleuchtende grüne Gürtel die weithin das Gebirge umfassen, indem auf dem angesammelten Schutte Pflanzen aller Art emporschießen, und die von den höheren Flächen herabfallenden Wassermassen springen in unzähligen weißen Bogen von einem grünen Absatz zum andern ins Thal herunter, in der Nähe Wasserfälle, in der Ferne eine Folge glänzenden Silberfäden über den dunkeln Felswänden bildend. Das Gestein der Trappformation ist meist von grauer Farbe, heller oder dunkler. Wo es blasig ist, wird es weich und leicht zu bearbeiten, allein an manchen Stellen besitzt es die Härte und dunkle Farbe des Basalts. Die großen Höhlentempel mit ihren ausgehauenen Elephanten und schlanken menschlichen Figuren ringsan den Wänden sind in Trappfelsen eingegraben. Auf allen Burgsorts findet man unterirdische Räume für den Aufenthalt der Besatzung, und tief ausgegrabene Wasserbehälter. Auch Säulen und andere ornamentale Werke werden daraus gefertigt. So sieht man häufig vor den Tempeln aus Trapp gearbeitete pyramidalisch zulaufende, vierseitige Pfeiler paarweis stehen, aus denen von oben bis unten zahlreiche Teller, in regelmäßigen Reihen geordnet, hervorragen. Diese werden bei festlichen Gelegenheiten, mit Oel gefüllt, als Lampen benutzt, und stellen dann leuchtende Pyramiden dar.

Das Ersteigen des Berges, welches wir um etwa 10 Uhr begannen, nahm ungefähr 1½ Stunden in Anspruch, was indessen wegen der Steilheit der Zickzackpfade sehr beschwerlich war, obgleich der Weg dadurch etwas abgekürzt wurde daß wir die ersten 20 Minuten zu Pferde machen konnten. Der Weg wird öfters durch lange Treppen ersetzt, und ist an verschiedenen Stellen durch jetzt halbzerfallene Thore und Brustwehren befestigt, und die und da liegt an geeigneten Plätzen ein verrostetes Kanonenrohr. Auf den baumüberdachten Mauern dieser gelegentlichen Befestigungen treiben sich große Affen umher, die zwischen den Aesten hindurch auf uns herabschauten und uns folgten. Wir begegneten Pilgern und Pilgerinnen, die zurückkamen von ihrer Wallfahrt zur Göttin und zuweilen Gesang ertönen ließen. Häufig redete sie unser landeskundiger Freund mit dem Hindugruß Ram-Ram (Ram ist ein Name des Brahma) an, und sie gaben dann nicht sich in ein Gespräch einzulassen. Die Hindus lieben es sich mit Fremden zu unterhalten, und wenn man ihre Gebräuche und Sprache kennt, ist es leicht mit ihnen auszukommen. Am letzten Absatze angelangt, erschollen die Töne einer ungeheuren Blechtrompete, ähnlich denen eines Feuerhorns. Diese Trompete wird alle 3 Stunden oder von 6 Uhr Morgens angefangen, von dem Brahminen der das oberste Thor bewohnt, unter Pauken und Gongbegleitung in die Welt hinausgeblasen; dasselbe geschieht in allen Hindutempeln. Eingetreten, befanden wir uns auf der Oberfläche der letzten Platte, die rings mit Mauern umgeben ist. Hier erquickten wir uns mit einem Trunk frischen Quellwassers, welches uns einer der Musikanten aus einem Kupfergefäß in die Hände goß. Uns auf dem Gefäß selbst trinken zu lassen wäre für ihn Verunreinigung gewesen. Wir hatten nun den Felsenkamm vor uns, der den kleinen Tempel trug, und den wir zu umgehen hatten, da die Treppe auf der andern Seite war. Wir schritten durch die Ruinen halbzerfallener indischer Tempelchen, ausgezeichnet durch ihre Bischofsmützenform, und die ins Kleine gehende Steinarbeit. Die Säulen inwendig hatten merkwürdigerweise dieselbe Verzierung an der Basis, die wir an den Säulen der Moscheen schon bemerkt hatten. Die Nachahmer waren hier jedenfalls das eroberude Volk der Mohammedaner, da die Burg und ihre Tempel unstreitig ehe existirten als die Herrschaft der Moguls, welche erst gegen Ende des 15ten Jahrhunderts das Fort nach langem Widerstand durch List einnahmen, und den indischen Radscha tödteten, obgleich Guzerat schon viel früher ein mohammedanisches Königreich war. Zum letztenmal wurde es 1803 von den Engländern eingenommen, die es zerstörten. Als wir den Fels umgangen hatten, lag die lange Treppe vor uns, die zu dem Tempel aufwärts leitet, und an ihrem Fuß der Teich, in welchen Stufen hinabführten. An dem Ufer dieses Teiches erwählten wir im Schatten eines großen Baumes ein kühles Plätzchen, um ein kaltes Frühstück einzunehmen, bei dem auch heimischer Rietfleiner nicht fehlte. Auf dieser Seite bildet die senkrechte, mehr als 1000′ hohe Wand des Berges einen einspringenden Winkel, der beinahe bis dicht an den Felsenkamm heantritt, so daß jemand der zu Schwindel geneigt ist, nicht vorbeigehen kann. Auf der einen Seite des Abgrundes, dessen Ränder keine Mauern haben, befindet sich der Teich; auf der andern stehen die Korngewölbe, die jetzt als Sommerhäuser dienen. Um zu diesen zu gelangen, muß man wieder zurück, und auf der andern Seite des Felsenkammes herumgehen. Der schwindelnde Eindruck des Abgrundes wird noch erhöht durch einige ungeheure Felsblöcke, die am Rande auf ihren Kanten stehen, und eben im Hinabstürzen begriffen zu seyn scheinen. Unten kann man die Bäume kaum erkennen, und zwischen sich und der Ebene sieht man die Geier kreisen, die ihre Nester in den Löchern der Felsenwand haben.

Digitized by Google

Wo ein Rest iſt, zieht ſich ein weißer Streifen hinunter. Mit Mühe erſtiegen wir zuletzt die Treppe, und wurden von dem Brahminen des Tempels in ſeinen kleinen Hof eingelaſſen. Das Tempelchen iſt etwa ſo groß wie eines der in katholiſchen Ländern häufig am Wege ſtehenden Heiligenhäuschen. Nach Oſten iſt es offen, und auf der einen Seite befindet ſich eine mit ſilberner Thüre verſchloſſene Nitſche, welche das Götzenbild enthält. Wir ſahen es nicht, allein ich vermuthe daß es ein ebenſo häßlicher roher Klotz iſt, wie die übrigen indiſchen Heiligen. Von dem flachen Dache aus hat man nach Weſten die weite Ebene von Gujerat vor ſich, und der Blick würde das Meer erreichen können, wenn es die Durchſichtigkeit der Luft geſtattete. Nach Oſten und Norden überſieht man nichts als Wald, und in der Ferne einige Hügel und blaue Berge; vor ſich hat man Granitkuppen, die niedrig zwiſchen den Bäumen hervorragen. Nach Nordoſten zu öffnet ſich nach kurzer Entfernung hinter der Moſchee der Wald ein wenig, es wird grün und ein kleiner See leuchtet uns freundlich entgegen, an deſſen Ufer ein zerfallenes Luſtſchloß ſteht, und worin man mit Hülfe des Fernrohrs eine Büffelheerde weiden ſieht. Dieſer See war für unſere nächſte Excurſion auserſehen. Die Brahminen welche ſich durch Höflichkeit auszeichneten, gaben uns Feuer und Waſſer, um auf dem Steinlicht des Tempels den Hypſometer zu kochen, was wir um 4 Uhr Nachmittags, der Stunde des tiefſten Barometerſtandes, vornahmen. Sie ſtaunten verwundert den Queckſilberſaden an, wie er gleichſam durch Zauberei plötzlich in die Höhe ſteigt. Ueber die Meſſungen ſelbſt, ſowie über die Temperatur-Unterſchiede, werde ich in einem ſpäteren Briefe reden. Eine zweite Meſſung wurde am nächſten Morgen um 9 Uhr vorgenommen, nahe der Zeit des höchſten täglichen Barometerſtandes. Das Mittel aus beiden Meſſungen ergab 2242 Par. Fuß (2388 engl.) und der Unterſchied 66 Par. Fuß.

Koſten der Negerarbeit in den Sklavenſtaaten.

Hr. Olmſted gibt in ſeinem Werke über die Sklavenſtaaten folgende Berechnung der Koſten und des Werths der Arbeit in den See-Ufer-Staaten Nordamerika's. Mehrere tauſend Sklaven, ſagt er, wurden im öſtlichen Virginien, während der Zeit meines Beſuchs daſelbſt, gemiethet. Die Löhne welche man für geſchickte, geſunde, kräftige, gutbeſchaffene und mit keinen beſondern Fehlern behaftete Arbeiter zahlte, beliefen ſich auf 110 bis 140 Dollars; im Durchſchnitt gab man, wie mich die vorgefälligſten Erkundigungen überzeugten, 120 Dollars für das Jahr, nebſt Koſt und Wohnung und gewiſſen andern Ausgaben. Dieſe Löhne müſſen genau den Koſten der Sklavenarbeit entſprechen, weil alles was den Eigenthümer eines Sklaven abhalten würde über deſſen Arbeit für dieſe Löhne zu verfügen, wenn die Arbeit für ſeine eigenen Zwecke nicht den gleichen Werth hätte, die freie Verfügung über ſein Eigenthum hinderte, und daher den wirklichen Werth deſſelben, in Geld abgeſchätzt, verminderte. Da die große Mehrheit der Sklaven bei den Ackerbau-Arbeiten beſchäftigt wird, und viele von ihnen, zu den oben erwähnten Preiſen gemiethet, unmittelbar von der Arbeit des Landguts weggenommen werden und in keiner andern bewandert ſind, ſo repräſentiren dieſe Löhne den Koſtenbetrag der Ackerbau-Arbeit in Oſt-Virginien. In New-York ſind die gewöhnlichen Löhne für ähnliche Menſchen, gleichviel ob weiße oder ſchwarze, hinſichtlich des Geldpunkts genau dieſelben; für iriſche und deutſche Arbeiter betragen die gewöhnlichſten Löhne 10 Dollars monatlich im Sommer und acht Dollars monatlich im Winter, oder zwiſchen 96 und 120 Dollars jährlich. Im Durchſchnitt belaufen ſie ſich auf etwa 108 Dollars. Der Miether hat, neben der Bezahlung der Löhne für den Sklaven, dieſen auch zu nähren und zu kleiden; auch der freie Arbeiter will von ſeinem Beſchäftiger verköſtigt, nicht aber gekleidet werden. In Virginien herrſcht durchgängig die Meinung daß die Sklaven beſſer genährt ſeyen als die nördlichen Arbeiter. Dieß iſt indeß ein Irrthum, und wir dürfen nicht außer Acht laſſen daß der Tiſch des nördlichen Arbeiters wenigſtens um ſo viel mehr koſten würde, als die Koſten für die Kleidung des Sklaven betragen. Vergleicht man Mann mit Mann, und nimmt man dabei einfach nur auf die Gleichheit der Muskelkraft und die Ausdauer Rückſicht, ſo dürften, auf dieß in Erwägung gezogen, die Löhne für gewöhnliche Arbeiter in Virginien um 25 Procent höher ſeyn als in New-York. Nehmen wir aber an ſie ſeyen gleich. Dann muß immer noch der Gewinnverluſt in Rechnung gebracht werden welcher für den Beſchäftiger aus der — wirklichen oder nur vorgeſchützten — Krankheit oder Unfähigkeit des Arbeiters entſteht. Einen ſolchen Verluſt hat der Beſchäftiger freier Arbeiter nicht zu tragen. Für den Sklavenherrn dagegen iſt er von mehr oder minder bedeutender Erheblichkeit: zuweilen iſt er nur gering, oft aber außerordentlich beläſtigend, und ſtets ein Gegenſtand der Sorge und des Argwohns. Auf allen von mir beſuchten, eine Anzahl von etwa zwanzig Sklaven beſchäftigenden Pflanzungen habe ich ſtets gehört daß eine oder mehrere der „Feldhände“ wegen dieſer oder jener Krankheit, Verrenkung, Quetſchung oder Verwundung, worüber Sklave oder Sklavin ſich beklagte, nicht an der Arbeit ſeyen, und in ſolchen Fällen hörte ich den Eigenthümer oder Aufſeher ſtets den Argwohn äußern der Kranke ſey in Wirklichkeit ebenſo im Stande zu arbeiten wie irgendein anderer auf der Pflanzung. Es ſoll überhaupt faſt eben ſo ſchwer ſeyn ſich über die Negerkrankheiten eine befriedigende Diagnoſe zu bilden, wie über die Unbäßlichkeiten der Kinder, weil die Neger die Symptome ihrer Krankheiten aufs lebhafteſte ausmalen, und weil man ſich auf ihre Angaben, bezüglich deſſen was ſie gefühlt oder gethan, nicht im geringſten verlaſſen kann. Wenn ein Mann wirklich krank iſt, ſo fürchtet er, man werde von ihm denken er verſtelle ſich; er übertreibt daher alle ſeine Schmerzen, und verſetzt ſie in die ſeiner Vermuthung nach vitalſten Theile ſeines Körperſyſtems. Häufig werden die kranken Sklaven den Gebrauch der für ihre Wiederherſtellung verordneten Heilmittel vernachläſſigen oder verweigern. Sie werden Pillen z. B. unter ihrer Zunge verbergen, und erklären ſie hätten ſie verſchluckt. Erſt aus der Wirkungsloſigkeit dieſes Mittels erkennt man ſpäterhin dann daß ihre Erklärung eine falſche war. Man ſchreibt, wie ich höre, dieſe allgemeine Gewohnheit der Neger dem Umſtande zu daß ſie, wenn ſie nicht ſehr ernſtlich erkrankt waren, meiſt keine Luſt haben raſch zu geneſen und wieder an die Arbeit gehen zu müſſen. Hr. H., aus Nord-Carolina, bemerkte mir in Betreff dieſer Schwierigkeit daß man, wenn man hinlängliche Negerkenntniß beſitze, gewöhnlich aus der Beſchaffenheit der Zunge, des Pulſes und des allgemeinen Ausſehens mit ziemlicher Gewißheit ſagen könne ob ſie wirklich krank ſeyen oder nicht. Im letzten Jahr, ſagte er, vermiethete ich

Digitized by Google

einen meiner Neger an einen Eiſenbahnunternehmer. Wie ich vermuthe, fand er daß er härter zu arbeiten habe als auf der Pflanzung ſelbſt; er wurde daher unzufrieden und verließ Nachts, ohne um Urlaub nachzuſuchen, das Lager. Am nächſten Tage blieb er in einem Wirthshauſe, und ſagte den Leuten er ſey bei den Eiſenbahnarbeiten krank geworden, und kehre zu ſeinem Herrn zurück. Man muthmaßte er ſey davongelaufen, verhaftete ihn, und ſteckte ihn ins Gefängniß. Während der Nacht that mir der Sheriff zu wiſſen, es befinde ſich ein Burſche, der ausſage er gehöre mir, im Gefängniß, und ſey ſehr krank; es werde gut ſeyn wenn ich ſelbſt komme, und für ihn ſorgen laſſe. Ich vermuthete alsbald den wahren Zuſammenhang der Sache, und da mich meine Geſchäfte für den Augenblick abhielten, ſo kam ich erſt mit Einbruch der folgenden Nacht zu ihm. Als ich bei ihm eintrat und ſeine Ausſagen vernommen hatte, gewann ich die volle Ueberzeugung daß er nicht krank ſey; da er jedoch behauptete, er ſey ſehr leidend, ſo ſagte ich dem Sheriff, er ſolle ihm Salze und Senna in Fülle geben, und Sorge tragen daß er ſo wenig als möglich zu eſſen bekomme. Am nächſten Tag erhielt ich einen Brief vom Eiſenbahnunternehmer, mit der Meldung mein Neger ſey ohne alle Urſache davongelaufen. Ich ritt daher abermals ins Gefängniß hinüber, und gab Auftrag, man ſolle mit der vorgeſchriebenen Behandlung fortfahren, bis der Burſche entweder viel ſchlimmer oder viel beſſer ſey. Nun, der Schurke hielt es eine ganze Woche lang aus, und weinte beſtändig ſo bitterlich, daß man hätte glauben ſollen er könne nur noch wenige Stunden am Leben bleiben. Nachdem er aber ſieben Tage lang eingeſperrt geweſen, fühlte er ſich plötzlich wohl, und verlangte zu eſſen. Sobald ich davon hörte, ertheilte ich Auftrag ihm ein gutes „Paddling“ (nicht etwas zu eſſen, ſondern eine Züchtigung mit einem ruthenartigen Inſtrument) zu geben, ihm Handfeſſeln anzulegen und ihn zur Eiſenbahn zurückzuſenden. Dann aber hatte ich die Leute für die Aufgreifung eines Flüchtlings zu bezahlen, mußte überdieß die Sheriffsgebühren tragen, und den Belauf der achttägigen Verköſtigung des Burſchen an die Grafſchaftskaſſe entrichten. Derſelbe Gentleman geſtand indeß daß er ſich zuweilen geirrt, und Leute zur Arbeit gegeben habe, von denen es ſich ſpäter gezeigt daß ſie wirklich krank waren; wenn daher einer ſeiner Leute angebe, er ſey unfähig zu arbeiten, ſo denke er gewöhnlich: „ſehr wahrſcheinlich werde es beſſer ſeyn wenn er einen Tag Ruhe habe, möge er nun krank ſeyn oder nicht,“ und laſſe ihn abgehen ohne eine beſondere genaue Prüfung mit ihm vorzunehmen. Kürzlich habe er einen neuen Aufſeher bekommen. Als er ihn in den Dienſt aufnahm, habe er ihm zu wiſſen getban wie er bei angeblichen Krankheitsfällen gegen die Neger zu Werke gehe. Der Aufſeher habe erwiedert: „Ich mache es jetzt ebenſo, denn ich habe, obwohl es deſſen nicht bedurfte, einmal eine Lehre erhalten. Eines Tags nämlich, erzählte er, war bei Hrn. — 6 ein Neger verdrießlich, und klagte, er könne nicht arbeiten. Ich ſchaute nach ſeiner Zunge; ſie war ganz rein. Ich hielt ſein Vorgeben für bloßen Eigenſinn, ließ ihn peitſchen und hieß ihn dann wieder an die Arbeit gehen. Zwei Tage ſpäter war er unter dem Boden. Er war ein guter Achthundert-Dollar-Neger. Der Vorfall diente mir, wie geſagt, zur Lehre, und ich werde ihn ſo bald nicht vergeſſen.“

Idylliſche Freuden in der neuen Welt.

In Neubraunſchweig, in der Nähe von St. John, ſaß eines Abends der Anſiedler Huckmann bei den Seinigen am Kaminfeuer und las aus ſeiner Hausbibel vor. Als die Familie im Begriff war ſich ſchlafen zu legen, entſtand plötzlich vor dem Haus im Hühnerſtall ein großer Lärm.

Der Anſiedler, der einen Hühnerdieb vermuthete, kleidete ſich wieder an und begab ſich ſchnell hinaus. Der Mond, der durch die fliegenden Wolken nur ein mattes Licht auf die Erde warf, ließ ihn bald einen Gegenſtand erkennen, der auf einem Hauſen Bretter am Hühnerhaus ſaß. Er hatte einen Stock in der Hand und murmelte, während er ſich vorſichtig dem erwähnten Gegenſtand näherte: „Warte, Schurke!“ Der Schurke wartete auch wirklich. In demſelben Augenblick aber, als der Anſiedler zuſchlug, fühlte er ſich von einer ſcharfen Feuchtigkeit angeſpritzt, die ſo unangenehm roch daß er nicht ſowohl vor dem Gegenſtand als ſich ſelber floh.

Ein Stinkthier hatte ſich auf ſeine gewöhnliche Weiſe vertheidigt. Huckmann rannte wie beſeſſen ſeiner Hausthüre zu — allein ſeine Frau, die ſich an derſelben aufgeſtellt hatte und die dort den ſcharfen Geruch empfunden, ſchlug, ehe er die Thüre erreichte, dieſelbe zu und ſchob den Riegel vor. Vergebens ſchimpfte und tobte der getaufte Hr. Gemahl, endlich bat und flehte er ihn einzulaſſen, damit er den unerträglichen Geſtank los werde. Gerade deßhalb, entgegnete hinter der Hausthüre die Frau, müſſe er draußen bleiben. Endlich wurde capitulirt; es wurde ihm auf den Vorſchlag der Frau Gemahlin ein Spaten und ein friſcher Anzug durch das Fenſter herabgelaſſen, damit er in den nahe gelegenen Wald gehen, den Anzug den er trug vergraben, und ſich mit dem andern bekleiden könne.

Aber ſelbſt als dieß geſchehen war, ließ ihn die Frau nicht ins Haus. Als der Mann in den reinen Kleidern zurückkam, fand er hinter dem Haus ein Feuer angezündet, daneben noch eine Matratze und Decke.

Dort mußte er die Nacht campiren, und doch wurde er den Geruch, wie er ſpäter verſicherte, nach einer vollen Woche erſt wieder ganz los.

Miscellen.

Die Tänze der Griechen. Einer der beliebteſten Tänze bei den Griechen iſt die Romaika. Männer, Frauen und Kinder faſſen ſich an den Händen an oder halten ſich an Tüchern, welche von einer Hand zur anderen gehen, bilden ſo eine lange Linie, gehen drei Schritte vorwärts und halten dann an, als ob ſie auf ein Hinderniß ſtießen. Die Muſik beſteht aus einem Gobor und zwei kleinen Pauken, die Melodie hat eine weiche Tonart und abgeriſſene Sätze, welche dem Vorgehen und Anhalten entſprechen; zuletzt bricht die ganze Geſellſchaft in ein bacchantiſches Toben aus. Dieſe griechiſchen Tänze haben etwas ſehr einfaches und einförmiges an ſich, aber dennoch, wenn ſie namentlich im Freien aufgeführt werden, ihren eigenthümlichen Reiz und eine gewiſſe Naivetät. Oft bilden ſie dabei einen offenen

Digitized by Google

Kreis; der beste Tänzer steht am Anfang der ganzen Kette, und tanzt die Figuren vor, die sich meist in gemessenem Schritt im Kreise bewegen, aber auch bisweilen in kühnen Sprüngen der Heiterkeit und Ausgelassenheit einen lebendigen Ausdruck geben. Im ganzen ist es mehr ein Gehen im Tactschritte, mit entsprechendem Hin- und Herwiegen des Oberkörpers, als ein Tanzen im deutschen Sinne, allein doch wird es bisweilen mit wahrer Leidenschaft getrieben. Die Tänzenden singen dazu, und oft Stundenlang, ohne auszuruhen, lassen sie ihr Lied zum Kreistanze ertönen. Manche Volkslieder der Griechen verdanken diesen Reigentänzen ihre Entstehung. Bisweilen begleitet auch ein einfaches Instrument, eine Cither, Hirtenpfeife, ein Dudelsack oder Tamburin den Gesang. Das Hauptelement aller unserer abendländischen Tänze, das Zusammenkommen der beiden Geschlechter, tritt bei diesen Tänzen der Griechen entschieden in den Hintergrund.

•

Anfertigung von Kautschukfedern. Bei der Fabrication der Federn zertheilt man zuvörderst die Blätter von vulcanisirtem (gehärtetem) Kautschuk in Streifen, welche die Länge einer oder mehrerer Federn zur Breite haben. Diese Streifen läßt man nun durch ein starkes Walzwerk von schalenhartem, polirtem Gußeisen gehen, welches im Innern durch Dampf erhitzt wird. Damit aber der Kautschuk nicht bricht, erweicht man ihn vor dem Verwalzen dadurch daß man ihn einer Temperatur von 40 bis 60 C. aussetzt. Beide Flächen der Kautschukstreifen werden durch die Walzen polirt, zugleich verlängert, und ihre Masse gewinnt an Elasticität, sowie sie auch vorbereitet wird, die für die Federn erforderliche hohle Gestalt anzunehmen. Hierauf werden die Kautschukstreifen senkrecht gegen die Richtung der durch das Walzen bewirkten Streckung in kleinere Streifen zertheilt, deren Breite eine verschiedene ist, je nachdem die Federn im Querschnitt ein Drittel, die Hälfte, oder den Umfang eines Kreises erhalten sollen. Diese Zertheilung erfolgt mittelst einer durch die Hand oder eine Maschine bewegten scharfen Spitze oder eines Messers; haben die Streifen die Länge mehrerer Federn, so werden sie auf dieselbe Weise in eben so viele Stücke zertheilt. Nach dieser Arbeit, oder nachdem die Streifen auch noch gebogen sind, schreitet man zum Anschneiden der Spitzen und gibt dem entgegengesetzten Ende die beabsichtigte Gestalt. Dieß geschieht mittelst eines Federschneidens, wie man sie zum Schneiden der Gänsefedern benutzt, der aber, wenn die Blätter noch nicht gehogen sind, eine entsprechende Einrichtung haben muß. Man geht nun zum Biegen der Streifen über, wodurch sie die federartige Gestalt erhalten. Wird der gehärtete und dann durch Walzen ausgestreckte Kautschuk einer Temperatur von 60 bis 100° C. ausgesetzt, so zieht sich die Masse zusammen, wobei sich diejenige Seite weiche während des Vulcanisirens auf der Glasplatte oder auf dem Weißblech lag, empfindlicher gegen die Einwirkung der Wärme zeigt als die andere; daher sich erstere Seite schneller zusammenzieht, wodurch man die Wirkung erlangt, durch welche der Kautschuk die beabsichtigte rinnen- und röhrenförmige Gestalt annimmt. Man benutzt diese Eigenschaft zum Rundbiegen der Streifen. Zu dem Ende bringt man eine gewisse Anzahl derselben in ein Bad oder in einen Ofen, dessen Temperatur 40 bis 60° C. beträgt; man erhitzt den Behälter allmählich, bis die Federn die beabsichtigte Biegung angenommen haben, und nimmt sie dann sogleich heraus. Die durch die Krümmung bewirkte Zusammenziehung gewährt noch den Vortheil, die vorher in der Spitze angebrachte Spalte zu verengen. (Polyt. Journ.)

•

Indianer-Unruhen im Staate Californien. Die Indianer-Stämme im Westen der Felsengebirge sind von neuem im Aufstand begriffen, und die Scenen im vorigen Frühjahr scheinen sich wiederholen zu sollen. So berichten Blätter aus Shasta: G. S. Whitney und D. N. Fowler waren am 25 Januar nach dem Pitt Riverthale aufgebrochen, woselbst sie auch schon im vergangenen Jahre gewesen waren; ehe sie dahin kamen, waren ihre Vorräthe zu Ende, da der tiefe Schnee die Reise verlängert hatte, und sie mußten daher ihren Hund tödten, um den Hunger zu stillen. Als sie endlich die obere Fähre erreichten, fanden sie dort die erwarteten Bekannten nicht, die Wohnung derselben war niedergebrannt und das Fahrboot verschwunden. Kaum waren sie mittelst eines schnell angefertigten Floßes am andern Ufer angelangt, als von einem erscheinenden Haufen Indianer zwei das Floß sogleich zerstörten und oben ein halbes Dutzend in offenbar feindlicher Absicht auf sie loskamen. Im Thal waren für den Winter nur fünf Personen, darunter ein Deutscher der die Fähre hatte, zurückgeblieben, alle anderen Einwohner hatten sich bis zum Frühling entfernt. Die Indianer hatten diese fünf ermordet und ihre Wohnungen verbrannt. Die beiden Reisenden, nur mit Mühe die Wilden durch ihre Schußgewehre abhaltend, kamen endlich an die zweite Fähre, aber auch dort war das Fahrzeug verschwunden. Es wäre wohl möglich gewesen an einer Stelle weiter unten durchzuwaten, aber einestheils waren sie nach all den Strapazen und bei dem reißenden Strome dieß zu thun nicht mehr kräftig genug, und anderntheils verhinderten es auch verschiedene am jenseitigen Ufer befindliche Indianer. Von letzteren kam endlich einer, den sie von früher kannten, herüber, der ihnen eine sehr verdächtige Geschichte über das Verschwinden ihrer Freunde und den Brand erzählte, und der, wieder zurückkehrend, ihnen einen alten Indianer mit einem Canoe schickte. Kaum waren sie in diesem, als sie dem Fährer die Ruder entrissen, welche einer von ihnen nahm, während der andere dem Alten den Revolver vor die Stirne setzte, und ihm ruhig zu seyn befahl, welchem Befehl er denn auch gehorchte. Nach glücklich erfolgter Landung hatten sie wiederum die größte Mühe, die immer wachsende Zahl der Feinde in gebührender Entfernung zu halten. Als es Abend wurde, gelang es ihnen endlich unbemerkt zu entschlüpfen. Fast verhungert und ganz entkräftet kamen sie nach einigen Tagen bei einem Hrn. Rogers oben im Shastathal an.

•

Alterthum der Blutwürste. Blutwürste waren im alten Aegypten nicht bloß geduldet, sondern Mosebuche, und wenn man, wie gewöhnlich, den Hals des Ochsen nahe den Ohren durch- und abgeschnitten hatte, so fieng man das Blut auf, um daraus ein Gericht zu machen das für würdig gehalten wurde seinen Platz selbst in der Küche des Königs Ramses einzunehmen. Das Abschneiden des Halses ist, nach mohammedanischem Gesetz, in Aegypten noch jetzt Gebrauch; das Genießen des Blutes aber ist verboten. Diese Sitte des Landes war es welche den hebräischen Gesetzgeber veranlaßte, die Israeliten nach ihrem Auszug aus Aegyptenland so oft vor dem Genießen des Thierblutes zu warnen; denn während einige der mosaischen Gesetze im Einklang standen mit den patriarchalischen Gewohnheiten ihrer Vorväter, wurden viele unmittelbar in der Absicht eingeführt die Mißbräuche auszurotten, die sich während ihres Aufenthalts in Aegypten bei ihnen eingeschlichen hatten. (Wilkinson's Egyptians in the time of the Pharaohs.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. 8 Mai 1857.

Das einunddreißigste Capitel des Bundehesch. [1]

Ueber die Auferstehung und den letzten Körper.

(Von Fr. Spiegel.)

Von der Zeit, als Meschia und Meschiane [2] aus der Erde hervorgewachsen waren, haben sie zuerst Wasser, dann Pflanzen, dann Milch, dann Fleisch genossen. Auch die Menschen, wenn die Zeit ihres Sterbens gekommen ist, enthalten sich zuerst des Fleisches, dann der Milch, dann des Brodes und genießen bloß Wasser bis sie sterben. So wird auch im Hazara des Oschedermah [3] die Kraft der Begierde dergestalt abnehmen, daß die Menschen durch den Genuß einer Opferspeise [4] drei Tage und drei Nächte satt bleiben, dann werden sie sich des Fleischessens enthalten und bloß Pflanzen und Milch genießen, dann enthalten sie sich auch der Milch und der Pflanzen und genießen bloß Wasser. Viele viele Jahre ehe Sosiosch kommt, genießen sie gar nichts und sterben doch nicht. Dann wird Sosiosch die Gestorbenen wieder zurechtrichten, wie es heißt. Zertuscht fragte den Ormazd: „Den Körper welchen der Wind fortgetragen, das Wasser fortgeführt hat — woher soll man ihn wieder machen, wie soll eine Auferstehung stattfinden?“ Darauf antwortete Ormazd: „Wenn durch mich der Himmel besteht, ohne Säulen, auf himmlische Weise, glänzend und dauerhaft; wenn durch mich die Erde besteht und aus der mit Körper begabten Welt (zusammen) getragen wurde, ohne daß jemand die Welt hält; wenn durch mich Sonne, Mond und Sterne mit leuchtenden Körpern im Aubarvai [1] kreisen; wenn durch mich das Getreide geschaffen wurde, das, wenn man es in die Erde legt, wieder aufwächst und mehr wird; wenn ich den Bäumen Abern gegeben habe nach ihrer Art; wenn ich mit den Bäumen und andern Dingen Feuer gemingt habe; wenn ich in die Mutter das Kind gelegt, der Haut, den Nägeln, dem Blut, den Füßen, Augen und Ohren u. s. w. ihre Verrichtungen angewiesen habe; wenn ich dem Wasser Füße gegeben habe daß es läuft, die Wolke geschaffen habe welche das irdische Wasser aufnimmt und herabregnet wo sie will; wenn ich die Luft geschaffen habe, welche man mit Augen sehen kann und die durch die Gewalt des Windes nach Belieben auf- und abfliegt, ohne daß man sie mit Händen greifen kann — wenn ich jenes einzelne dieser Dinge geschaffen habe, so war dieß schwerer zu thun als die Auferstehung zu machen, da ich bei der Auferstehung die Hülle jener habe, [2] die nicht waren als ich jenes schuf. Merke nun auf: dieß alles ist nicht gewesen, und ich schuf es und das was schon da war sollte ich nicht wieder schaffen können?“ — Zu jener Zeit entstehen (wieder) aus der göttlichen Erde die Knochen, [3] aus dem Wasser das Blut, aus den Bäumen die Haare, aus dem Feuer die Lebenskraft, wie sie dieß bei der ursprünglichen Schöpfung angenommen haben. [4] Zuerst steht der Leib des Gaiomard [5] auf, dann Meschia und Meschiane, dann die übrigen Menschen; in 57 Jahren werden alle Körper wieder gebildet seyn. Wenn die Menschen sich hinstellen, [6] Eine wie Schlechte, so steht jeder da auf wo er seinen

[1] Das hier mitgetheilte Capitel ist einem größern Werke über die Literatur der Huzvaresch-Sprache entnommen, wo dasselbe nebst andern Proben der Huzvareschliteratur mit den nöthigen philologischen Zugaben erscheinen wird. Ich gebe hier die Uebersetzung allein, die, wie ich glaube, in allen wesentlichen Punkten gesichert ist, weil mir der Inhalt des Stücks selbst auch für einen größeren Leserkreis von Interesse zu seyn scheint.

[2] Meschia und Meschiane sind in der parsischen Mythologie die ersten Menschen, die Stammeltern des jetzt lebenden Menschengeschlechtes.

[3] Die Parsen setzen an das Ende der gegenwärtigen Weltordnung drei Propheten: Oschedar-bami, Oschedar-mah und Sosiosch. Jeder derselben wird einen neuen Abschnitt des Aveste in der Welt verkünden und tausend Jahre regieren. Hazara ist der Kunstausdruck für das tausendjährige Reich eines jeden dieser Propheten.

[4] Es ist Sitte der Parsen den Todten kleine Brode, etwa von der Größe eines Thalers, zu opfern; auf eines dieser Brode wird etwas Fleisch gelegt. Hierauf geht die Aufweisung im Texte.

[1] Bai oder Andarvai ist der Luftraum, der zwischen dem unbegränzten Lichte und der unbegränzten Finsterniß in der Mitte liegend gedacht wird, wie dieß schon im ersten Capitel des Bundehesch angedeutet ist.

[2] Es ist Glaube der Parsen, daß vor der Auferstehung gewisse Heiden der Vorzeit, die im Königsbuche des Firdusi eine Rolle spielen, wieder erscheinen und die Welt von Unthieren reinigen werden. Namentlich Sam, der Sohn Nerimans, wird darunter genannt.

[3] „Man muß wissen, heißt es in einem Tractate, daß beim Tode eines lebenden Wesens die vier Elemente woraus es besteht, mit den vier Urelementen: Feuer, Wasser, Erde und Luft vereinigt werden, und daß am Tage der Auferstehung, wenn es aufgeweckt ist, das was auseinander gerissen war, sich wieder vereinigt.“

[4] Der Körper des Menschen wird durch den Tod und die Verwesung nicht etwa vernichtet, er löst sich nur in seine Bestandtheile auf.

[5] Gaiomard, von den meisten persischen Geschichtschreibern fälschlich zu den persischen Königen gezählt, ist das eigentliche Prototyp der Menschheit, die ganz in ihm verkörpert ist, während die Einzelmenschen sich erst nach seinem Tode entwickeln.

[6] Nämlich: um gerichtet zu werden.

Digitized by Google

Geist ausgehaucht hat. Wenn die ganze mit Körper begabte Welt ihren Körper wieder erhalten hat, so macht man die Arten. [1] Das Licht, das mit der Sonne zusammen ist, erleuchtet zur Hälfte den Gaiomard, zur Hälfte die übrigen Menschen, damit die Seele den Körper wieder erkenne (sprechend): dieß ist mein Vater, dieß meine Mutter, dieß mein Bruder, dieses meine Frau, dieser irgend einer meiner Anverwandten. Dann wird die Versammlung Saoschyans [2] stattfinden, an der alle Menschen auf der Erde theilnehmen; in jener Versammlung sieht jeder Mensch sowohl seine guten als seine schlechten Thaten; die Bösen werden in jener Versammlung so kenntlich seyn wie ein weißes Thier unter den schwarzen. In jener Versammlung (wird es seyn), daß ein Schlechter, der mit einem Reinen in dieser Welt befreundet war, gegen den Reinen klagt (sprechend): warum hast du mir in der Welt von den guten Thaten die du gethan hast, keine Kunde gegeben? Wenn er ihm keine Kunde davon gegeben hat, so muß er sich in jener Versammlung schämen. Darauf wird man die Bösen und die Guten scheiden; die Guten bringt man zum Garothmân, [3] die Bösen wirft man wieder in die Hölle, sie leiden mit ihrem Körper drei Tage und drei Nächte Strafe in der Hölle, im Himmel aber genießen sie mit ihrem Körper Freude wie es heißt: an jenem Tage, wo sich die Guten und die Bösen scheiden, wird jedermann der Schweiß bis auf die Füße herabfließen. Dann trennt man die Mutter vom Vater, den Bruder vom Bruder, den Freund vom Freunde, allen vergilt man nach ihren Thaten. Es weinen die Frommen über die Bösen, die Bösen über sich selbst. Es kommt vor daß der Vater rein ist, der Sohn aber böse, der eine Bruder rein, der andere aber gottlos. Jene welche ihrer eigenen Thaten wegen gemacht wurden [4] wie Dahak, Frahhak [5] der Turanier u. s. w., die läßt man solche Strafen erdulden wie diejenigen welche todeswürdige Verbrechen begangen haben, und (zwar so) wie man sie den Menschen niemals erdulden läßt. Man nennt dieß die Strafe der drei Nächte. [6]

Bei jenem Wachen der Körper werden jene, von denen geschrieben steht daß sie leben [7] — 15 Männer und 15 Mädchen — dem Soschosch zu Hülfe kommen. Gurzcher am Himmel wird wegen der Leere des Mondes [8] auf die Erde herabfallen, die Erde wird so leidend seyn wie Schafe wenn sie unter Wölfe fallen. Das Feuer Armuftin [9] wird Metalle und Berge schmelzen, sie werden auf der Erde wie ein Fluß seyn; dann läßt man alle Menschen durch die geschmolzenen Metalle hindurchgehen, damit sie rein werden. Wer rein ist, dem wird es scheinen als ob er in lauer Milch wandle, wer böse ist, dem wird es scheinen als ob er in der Welt durch geschmolzene Metalle ginge. Dann werden alle Menschen in großer Glückseligkeit zur Unsterblichkeit gelangen: Vater, Sohn, Bruder, Freund — einer wird den andern fragen: „hast du dich die so und so viele Jahre hindurch, seit ich gewesen bin, in geistiger Gerechtigkeit befunden, bist du ein Reiner gewesen oder ein Schlechter?“ Zuerst sieht die Seele den Körper, dann fragt sie in Bezug auf diese Rede, [1] die Menschen erheben dann alle zusammen ihre Stimme und vollbringen ein großes Lobgebet an Ormazd und die Anschakspands, zu Ormazd Zeit ist dieser am Ziele, er braucht keine That mehr zu verrichten. [2] (Schen) zur Zeit, wo die Leichname wieder geschaffen werden, braucht er keine That mehr zu thun, das Opfer bei der Wiederbelebung der Leichname verrichtet Sesiosch und seine Genossen, man schlachtet bei diesem Opfer den Stier Hadayaos, aus den Füßen dieses Stieres und dem weißen Hom [3] macht man den Verband und gibt ihn allen Menschen; alle Menschen werden unsterblich seyn für immer. Auch heißt es so: wer ein (erwachsener) Mann war, der wird in dem Zustande eines Mannes von 40 Jahren wieder gebildet, wer ganz jung gestorben ist, im Zustande eines fünfzehnjährigen Jünglings. Jeder Mann erhält eine Frau und erzielt Nachkommenschaft mit ihr, aber nicht in der Weise wie jetzt Nachkommenschaft in der Welt erzeugt wird. Dann gibt Sosiosch auf den Befehl Ormazds jedem Menschen seinen Lohn und seine Vergeltung auf gebührende Weise, je nach seinen Thaten. Es gibt auch reine (Lehrer) welche sagen: man führt ihn zum Garothman Ormazds, dort erhält er einen Leib wie es ihm gebührt und wandelt in alle Ewigkeit in der Reinheit. Auch heißt es: daß wer den Pesicht nicht vollziehen, [4] den Geti-Chirid nicht gemacht [5] und kein Kleid als Gabe für die Reinen geschenkt hat, [6] dort nackt erscheint. Dann verehrt er (aber) Ormazd und der himmlische Schöpfer gibt ihm ein Kleid.

Dann werden Ormazd und Ahriman, Bahman und Aleoman, Aschavahist und Ander, Schahriver und Saval, Spandermat und Naonghaithi, die mit schlechten Gedanken begabte, Khordad und Amer-

[1] Nach der allgemeinen Bildung der Körper werden diese nur den Gattungen zugetheilt denen sie angehören.

[2] Es ist wie anderwärts was dieses Saoschyans ist. Es schrint eine große Ebene bedeuten zu sollen. Das Wort kommt meines Wissens sonst nirgends mehr vor.

[3] Garothmân ist der höchste der persischen Himmel, der Ort, wo Ormazd selbst thront.

[4] Hiermit versteht der Verfasser diejenigen der sabelhaften Helden die eigens von Ahriman gebildet und in die Welt geschickt wurden um Unheil anzurichten, so namentlich Dahak. Diese Wesen sind ganz böse und bedürfen darum einer sehr starken Reinigung.

[5] Dahak ist der Zohak, Frahhat der Afrasiab des Schahname.

[6] Auch in andern Parsenbüchern wird erzählt daß die Strafe der drei Nächte weit härter sey als die ganze übrige Höllenstrafe zusammengenommen.

[7] Vergl. oben die Anmerkung 2.

[8] Gurzcher ist ein Stern, der an den Mond angeschreibt ist, um seine bösen Thaten verüben zu können.

[9] D. i. das Diamantfeuer. Es ist wohl ein Feuer gemeint das eine solche Hitze entwickelt, daß die Diamanten dabei schmelzen.

[1] Unverständlich, ich vermuthe einen Fehler im Texte.

[2] Es darf nicht vergessen werden daß die Schöpfung der Welt für Ormazd nur Mittel zum Zweck ist. Die Welt wurde dieß geschaffen weil Ormazd in dem durch diese Schöpfung am 12000 Jahre verzögerten Kampfe mit Ahriman das sicherste Mittel seines ehrlichen Sieges sah.

[3] Es gibt zweierlei Hom, einen gelben und einen weißen. Nur der erstere findet sich auf der Welt, der weiße wird in einem fabelhaften See wachsend gedacht, und ist der Baum des Lebens, durch den die Wiederbelebung der Leiber allein möglich ist. Eine große Anzahl schätzender Genien bewacht ihn beständig, da natürlich die bösen Geister ihn um jeden Preis zu zerstören suchen.

[4] D. h. wer die vorgeschriebenen Gebete nicht verrichtet hat.

[5] Geti-Chirid heißt der Kauf der Welt (nämlich der zunichtigen) und besteht darin daß man einem Priester Geld gibt, damit er die heiligen Schriften zum Nutzen der Seele des Gebers lese. Näheres über diese Ceremonie, welche im persischen Unions eben dieselbe Bedeutung hat wie die Confirmation im christlichen, wird die Einleitung zum zweiten Bande meiner Uebersetzung des Avesta bringen.

[6] Es ist Sitte der Parsen bei Leichenbegängnissen der Priester mehrere neue Kleider zu verehren, die er zum Geschenkte des Verstorbenen an gewissen Tagen trägt. Diejenigen Todten, für die keine solchen Kleider gegeben wurden, müssen nackt vor Ormazd erscheinen.

Digitized by Google

dat mit Tartisch und Zaritsch [1] Wahrheit mit Lüge Serosch und Aham kämpfen und bloß zwei Drudschos bleiben. Ahriman entfernt sich von der Welt des Ormazd, dieser selbst als Zaota, Serosch als Raspi [2] wird das Aiwiaenghana [3] in der Hand halten, durch diese Welt-Ceremonie wird Ahriman ganz geschlagen und kraftlos; auf der Brücke, auf der er zum Himmel stürzte, [4] eilt er wieder in die tiefste Finsterniß zurück. Die Schlange Dubschbar [5] verbrennt in dem geschmolzenen Metalle, die Unreinigkeit der Hölle ebenso, auch die Brücke, auf der Ahriman stürzte, schmutzt in diese geschmolzenen Metalle, das Land der Hölle wird wieder der Fröhlichkeit der Welt zurückgegeben. Wachsthum tritt in beiden Welten ein, sie sind nach Wunsch unsterblich für alle Ewigkeit. Es heißt auch, die Erde werde frei von jeglicher Unreinigkeit seyn, die Berggipfel werden niedersinken und nicht mehr seyn.

Ein Seeräuber-Abenteuer im Canton-Fluß.

(Aus Chambers's Journal.)

An einem düstern Tag im Monat October 1852 machten vier von uns, nämlich meine drei Freunde Jackson, Whymper, Lee und ich (Jones ist mein Name, wenn Ihnen damit gedient seyn kann), einen Ausflug von Canton flußabwärts. Zwei von den Mitgliedern dieser Lustpartie hatten Geschäfte, und zahlten natürlicherweise die Kosten. Die andern nahmen die beiden noch übrigen Bettstellen im Schnellboot gern an, um auf dem trübseligen Geschäftsverkehr in Canton einmal herauszukommen und einige Erholungstage zu genießen. Jeder von uns hatte eine doppelläufige Vogelflinte bei sich, da sich Schnepfen und anderes Wildgeflügel flußabwärts fanden, und wir voraussetzten unsere gemächliche Fahrt werde durch eine gute Jagd an Lebendigkeit gewinnen. An persönliche Gefahr dachte niemand. Zwar waren in dieser Richtung von einheimischen Fischern an Fremden zuweilen Mordthaten verübt worden, allein sie kamen selten vor, und niemand hatte je von einem Angriff gehört wenn mehr als zwei Engländer oder Amerikaner eine Zusammenkunft da oder dort veranstaltet hatten. Das Schnellboot, das uns an den Ort unserer Bestimmung bringen sollte, war ein großes gedecktes Fahrzeug mit einer halb ins Deck versenkten Cajüte. An jedem Ende der Cajüte befand sich eine Thüre, welche mittelst zweier oder dreier Stufen auf die Verdeckoberfläche führte; innen standen zwei Betten oder Schlafstellen, eine an jeder Seite, und in der Mitte war die Speisetafel. Außer dieser Cajüte befand sich noch eine andere im Vordertheil des Schiffs, ganz unter dem Verdeck, in welcher die chinesische Mannschaft des Boots ihre engen Quartiere hatte. Neben diesem Boot hatten wir uns noch mit einem Paar Schauten (kleine, flache flottartige Nachen) versehen, deren jede zwei Mann zu tragen vermochte, und die beim Landen, bei der Fahrt über die Creeks und zu andern Küstendienst sehr nützlich sind.

Spät Nachmittags segelten wir sachte den Fluß hinab, und verkuchten hin und wieder unser Glück an irgend einem der unglücklichen Opfer welche der Flug gerade in unsern Bereich brachte. Der Himmel war trüb, und drohte Regen. Ein Mittagmahl, so comfortabel als es an Bord eines Schnellboots nur möglich war, und eine gesellig freundschaftliche Unterhaltung erheiterten uns, bis wir endlich der Nacht halber beilegten, die rasch entfliehenden Abendstunden. Am nächsten Morgen gelangten wir an das Ziel unserer Fahrt — die Bogue-Forts — wo Jackson und Lee Geschäfte abzumachen hatten, welche den größern Theil des Tags in Anspruch nahmen, während Whymper und ich dem Jagdvergnügen nachhingen. Gegen Abend ankerten wir auf der Höhe der Tiger-Insel, um die Rückkehr der Fluth und einen günstigen Wind abzuwarten, der uns nach Canton zurückführen sollte. Nach Einbruch der Nacht ward es stockfinster und so kalt, daß wir die frostige Luft durch Schließung der Thüren und der Fenster rings um unsere Cajüte herzlich gern absperrten. So saßen wir denn bei einigen Flaschen von Johnson's köstlichem Burgunder vergnüglich beisammen, als wir plötzlich durch einen Ruck, wie wenn ein anderes Boot mit dem unsrigen zusammengestoßen wäre, aufgeschreckt wurden, und im nächsten Augenblick den Knall eines Feuertopfs [1] vernahmen, der auf dem Vordertheil unsers Decks explodirt hatte. Obgleich sich unsere Mannschaft ganz still verhielt, so fuhr und doch wie ein Blitz der nur zu wahre Gedanke durch den Kopf, wir könnten von einer Seeräuberbande geentert worden seyn, und es stehe uns nun ein Kampf auf Tod und Leben bevor. Whymper, der auf das Vorderdeck führenden Thüre zunächst sitzend, sprang hinaus, um Augenschein zu nehmen vom Stande der Dinge; kaum aber hatte er seinen Kopf über Bord gezeigt, als ein halbes Dutzend Feuertöpfe auf ihn geschleudert wurde, geworfen von eben so vielen Männern, welche über den Hintertheil des Boots geklettert waren und denen noch eine gleiche Anzahl anderer folgte. In einem Nu war er wieder in der Cajüte zurück, und ergriff sein Gewehr. Bei dem Schein welchen die auf ihn geschleuderten Geschosse verbreiteten, hatte er indeß doch Zeit gehabt sich umzuschauen, und wahrzunehmen daß unsere Feinde dreißig bis vierzig Mann stark seyen, und daß sie, augenscheinlich in der Erwartung wir würden eine leichte Beute für sie seyn, ihr Boot in rechten Winkeln quer über den

---

[1] Diese sind die verschiedenen guten Genien nebst ihren Widersachern.

[2] Zaota ist der fungirende, Raspi der dienende Priester.

[3] So heißt das Band mit welchem die Kräuterbündel umbunden werden, die der Priester beim Opfer in der Hand halten muß.

[4] Bald nach der Vollendung der Schöpfung unternahm Ahriman seinen Feldzug gegen dieselbe über diese Brücke und seitdem sich fest, auch kann er bis zur Auferstehung nicht vertrieben werden.

[5] Derselbe, wie der oben genannte Gurzscher.

[1] Ein Feuertopf oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, ein Stinktopf, ist ein kleines irdenes, mit Pulver und andern brennbaren Gegenständen gefülltes Geschirr; er wird mittelst einer Lunte angezündet, und dann mit der Hand geworfen. Wenn er fällt, zerbricht er, und setzt eine Menge heftig brennender Funken umher. Hierauf folgt ein dichter Rauch, und hiesem ein unerträglicher und erstickender Gestank, welcher dem Wurfgeschoß seinen unangenehmen Namen gegeben hat.

Digitized by Google

Stern des unſrigen feſtgebunden hatten. Whymper begab ſich abermals auf das Deck, wo plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit durch einen kräftigen Burſchen gefeſſelt wurde, der über das Caſtellendach herüberkam, ungefähr ſechs Ellen von der Stelle auf welcher er ſelbſt ſtand. Der Seeräuber hielt einen angezündeten, zum Wegſchleudern bereiten Feuertopf in der Hand, welcher die matten Umriſſe ſeiner Geſtalt, wie er Schritt um Schritt vorgieng, enthüllte. Whymper, dem ſich Lee und ich ſelbſt anſchloſſen, zielte und ſchoß. Der Feuchtigkeit des Pulvers halber verſagte aber das Gewehr, und der Chineſe befand ſich nur drei Schritt von der Stelle wo wir ſtanden. Schon hob er den Arm empor und hielt ſich bereit ſein ſchreckliches Geſchoß und an die Köpfe zu ſchleudern, als Whympers zweiter Lauf glücklicherweiſe ſeine Schuldigkeit that, und der Kerl ſchwer auf das Caſtilendach zurückfiel. Gleichzeitig aber ſtiegen fünf oder ſechs ſeiner ſaubern Cameraden, jeder ebenfalls mit einem angezündeten Feuertopf bewaffnet, über das Caſtilendach herüber, und eine noch größere Anzahl kletterte über den Stern in unſer Boot. Eins, zwei, drei unſerer Gewehre wurden in raſcher Aufeinanderfolge unter ſie abgefeuert; jeder Schuß traf ſeinen Mann, und that ihren Bewegungen momentan Einhalt. Bald jedoch entdeckten wir daß wir, in der Haſt womit wir unſern Feinden entgegen treten wollten, außer Acht gelaſſen uns mit weiterm Schießbedarf, als dem womit unſere Gewehre geladen waren, zu verſehen. Wir mußten daher in aller Eile in die Caſüte zurück um unſere Pulverhörner und Schrotbeutel zu holen, fanden aber zu unſerm Verdruß daß mehrere Feuertöpfe hineingeſchleudert worden und losgegangen waren. Nach allen Richtungen flogen Funken umher, und verbreiteten einen maſſenhaften ſtinkenden Rauch. Glücklicherweiſe waren die Bettſtellen zwor zu ſofortiger Beſitznahme hergerichtet worden, und die über ſie ausgebreiteten wollenen Decken ſchützten das Heilwerk vor den brennenden Funken; ſonſt würde unſere Citadelle wahrſcheinlich unter unſern Füßen abgebrannt ſeyn. Inmitten dieſes Rauchs und Feuers ſuchten wir tappend unſern Weg nach dem vordern Ende der Caſüte, wo ſich unſere Munitionswiederlage befand. Hier aber zeigte uns ein auf Jackſon gezielter Speerwurf daß die Thür an dieſem Ende erbrochen worden, und daß wir ſo der Gefahr eines doppelten Angriffs ausgeſetzt waren. Jackſon erkannt demgemäß Auftrag dieſen Punkt zu vertheidigen, und er erhielt, wie wir nachher fanden, in der Erfüllung dieſer Pflicht eine ſehr ernſte Brandwunde am Rücken ſeiner Hand. Nachdem wir uns mit friſchem Schießbedarf verſehen und dieſen, mit dem nicht ſehr angenehmen Gedanken daß ein einziger unbeſonnener Funke uns durch das Dach befördern könnte, glücklich aus der Caſüte hinaus gebracht hatten, nahmen wir unſere frühere Stellung auf dem Vorderdeck wieder ein, wurden aber ſofort mit einem wahren Hagel von Feuertöpfen und Speeren begrüßt. Mit Hülfe einer kleinen Liſt entgiengen wir dieſem Mordanfall unverſehrt, der keine andere Wirkung hatte als daß eine Speerſpitze im Schaft eines unſerer Gewehre ſtecken geblieben war. Die uns gegenüberſtehende Uebermacht hatte ſich indeß furchtbar vermehrt, und die Schurken, Muth ſchöpfend aus der zeitweiligen Einſtellung unſers Feuers, kamen in verſtärkter Anzahl zum Angriff über das Caſüten-Dach herüber. Gelang es ihnen und ſo nahe zu kommen daß ein Ringkampf entſtand, ſo waren wir unrettbar verloren; allein ſelbſt bei dem jetzigen Stand der Sache ſchienen unſere Ausſichten mit heiler Haut davon zu kommen furchtbar gering: eine Unterwerfung hätte uns eben ſo wenig Hoffnungen geboten als eine Niederlage, und unſer brittiſches Blut empörte ſich überdieß bei dem bloßen Gedanken daß wir einem Haufen chineſiſcher Räuber zur Beute werden ſollten. Es blieb uns alſo nichts übrig als unausgeſetzter Kampf; mit verdoppelter Energie feuerten wir daher Schuß auf Schuß in raſcher Aufeinanderfolge und mit einer Präciſion unter ſie ab wie es der abwechſelnde Schimmer ihrer Feuertöpfe nur immer geſtattete. Das kurze Aufſchreien und das ſchwere Fallen welches jeder Salve folgte, that uns kund daß unſere Arbeit keine fruchtloſe ſey, und nach einem zehn oder fünfzehn Minuten dauernden ununterbrochenen Feuern war das Dach der Caſüte theilweiſe von den chineſiſchen Banditen geſäubert.

In dieſem Augenblick — und ehe wir noch gewagt hatten frei zu athmen — bemerkten wir wie an Bord des Seeräuberboots ein Burſche mit einer Laterne auf eine Gruppe von fünf bis ſechs Mann zugieng, welche im Bug ſtanden, und deren Geſtalten ſich durch das auf ſie geworfene Licht momentan in düſterem Relief zeigten. Im Nu lag Lee's Jee Manton an ſeiner Schulter, und im nächſten Augenblick bewies ein durchdringender Schrei, und der Richtung wo das Licht erſchienen war, daß unzweideutigte daß die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt hatte. Ob es der Führer oder irgend ein anderer bedeutenderer Mann war welchen Lee niedergeſchmettert, konnten wir nie erfahren; allein binnen einer halben Minute nach dem feinen Fall anfündigenden Schrei war das Caſüten-Dach von Eindringlingen frei, und die ganze Seeräuberbande in vollem Rückzug, Todte und Verwundete mit ſich ſchleppend. Zum erſtenmal ſtellten wir jetzt das Feuern ein, da wir kein unnöthiges Blutbad wollten; allein der Verluſt unſerer Feinde war bereits ein ſehr ſchwerer geweſen, und beſief ſich, wie wir ſpäter erfuhren, auf ſieben oder acht Todte, außer mehreren Verwundeten, über deren Anzahl wir keine genaue Kunde erlangen konnten. Sobald ſie alle wieder an Bord ihres eigenen Bootes waren, ſtießen ſie vom Land, und riefen uns in ihrer Sprache zu, ſie würden binnen kurzem zurückkehren und uns alle ermorden. Sie ſegelten ſodann ſtußabwärts, und ankerten neben zwei andern, etwa 400 Ellen entfernt liegenden, großen Booten, die ſich bei einiger Zeit ſchon daſelbſt befunden hatten, und welche wir, da ſie und weder Beiſtand zu leiſten, noch auch nur Lärm zu machen verſucht hatten, natürlicherweiſe für Mitſchuldige betrachteten, um ſo mehr als zur Verſtärkung der Angreifer Mannſchaft aus denſelben gegogen worden war. Kaum aber hatten die Seeräuber Reißaus genommen, ſo krochen unſere discreten chineſiſchen Bootsleute langſam aus dem Lukenramm hervor, wo ſie ſich bei Annäherung der Gefahr, ohne Miene zu machen und in der Vertheidigung ihres Boots gegen Plünderung Beiſtand zu leiſten, verborgen hatten. Von den drei einheimiſchen Schiffsjungen, die wir bei uns hatten, ſprang einer im Schrecken beim erſten Allarm über Bord, der zweite kroch in den Vorderraum neben die Bootsleute, der dritte aber, der, nebenbei geſagt, Lee's Diener war, benahm ſich als muthiger Burſche, reichte Pulver und Blei, lud ein Reſervegewehr, und verrichtete andere kleine Dienſte, welche unſere Operationen ſehr erleichterten.

Die Drehung der Seeräuber bei ihrem Rückzug war vielleicht nur eine Prahlerei; indeß ſchien es keineswegs unwahrſcheinlich daß ſich in den beiden andern Booten Reſerve-Mannſchaft genug befand

Digitized by Google

um eine mächtige Verstärkung zu bilden, weßwegen wir keine sonderlich große Furcht zur Erneuerung des Kampfes hatten. Noch war aber die Fluth nicht eingetreten, der Wind ungünstig, und von dem Gedanken ein Schnellboot gegen Wind, Strom und Fluth zu rudern, konnte keine Rede seyn. Wir hatten allerdings die Schaluken, allein sie trugen nur je zwei Mann; mit Einschluß der Diener sollten aber sechs Menschen auf denselben untergebracht werden. In dieser bedenklichen Lage hielten wir einen Kriegsrath, und kamen nach kurzer Berathschlagung zu dem Beschluß: auf alle Gefahr hin, da es kein anderes passendes Mittel zum Entkommen gebe, zu unserer Rettung die Schaluken zu benützen. Sie wurden also aufgetakelt, und Jackson und Lee nahmen die eine, Whymper und ich die andere ein, und überdieß kam auf jede noch einer unserer Diener. Diese kleinen Fahrzeuge wurden am Rande des Wassers geladen; die Nacht war äußerst dunkel, und der nächste Punkt an welchem wir einen uns Aufnahme gewährenden Freund zu finden hoffen konnten, war Whampoa — eine Entfernung von fünfundzwanzig Meilen. Nimmt man hiezu die Möglichkeit, wo nicht die Wahrscheinlichkeit, der Verfolgung durch die erbitterten Seeräuber, welche uns unter den gegenwärtigen Umständen, wenn sie uns ergreift hätten, unbarmherzig niedergemetzelt haben würden, so wird man sich einigermaßen einen Begriff von der bedenklichen Lage machen können in der wir uns befanden. Es war daher von Wichtigkeit daß unsere Fahrt aufs rascheste von statten gieng, und wir boten alle unsere Kräfte auf um die winzigen Fahrzeuge so schnell als möglich über das Wasser dahinzutreiben; gleichzeitig aber hielt einer auf jedem Boot sorgsamst Wache, um uns von dem geringsten Anzeichen einer annähernden Gefahr Kenntniß geben zu können. Auf solche Weise ruderten wir mehr als sechs Stunden lang stromaufwärts, und trafen um 3 Uhr Morgens in Whampoa ein, wo wir uns alsbald nach der Behausung Hrn. Wards, eines alten Freundes Lee's begaben, bei dem wir eine herzliche Aufnahme zu erwarten hatten. Unser Aussehen war nichts weniger als einnehmend — die Gesichter waren von Rauch und Pulver geschwärzt, die Augenbrauen und Bärte theilweise versengt, die Kleider an vielen Stellen verbrannt, und die Hände rußig und mit Blut beschmutzt; allein der würdige alte Herr rieb sich, um unsere Erzählung anzuhören, rasch den Schlaf aus den Augen, und legte dann in überwältigenden Ausdrücken die wärmste Theilnahme für uns an den Tag. Er läutete seinen Dienern um heißen Kaffee zu bereiten, und ließ uns eine reichliche Nachtmahlzeit auftragen. Nachdem er die Einzelheiten unsers Abenteuers abermals angehört, und all seinen Scharfsinn aufgeboten hatte um Worte zu finden stark genug sein Erstaunen und seine Bewunderung auszudrücken, führte er uns zu unsern Betten, in denen wir bis ziemlich spät in den nächsten Morgen hinein von Burgunder und Feuertöpfen, Schnepfenschießen und Deckkampf, sinkenden Schaluken und gastfreundlichen alten Herren träumten, und uns von unsern Anstrengungen einigermaßen erholten.

Sobald unser spätes Frühstück beendigt war, übergab uns unser vortrefflicher Wirth sein eigenes Boot und seine Mannschaft, um uns nach Canton zu bringen — eine Entfernung von 5 Meilen, die wir leicht in einer Stunde zurücklegten. Der erste Gegenstand auf den unsere Augen bei der Annäherung an die Werfte stießen, war dasselbe Schnellboot in welchem wir flußabwärts gefahren waren, und welches mit der Mannschaft im Stande gewesen den Rückweg, ein paar Stunden nachdem wir es verlassen hatten, anzutreten. Einige von uns waren in Canton ziemlich gut bekannt, auch muß in der That jeder der einen Monat lang in dieser Stadt wohnt, fast allen Mitgliedern der kleinen englischen Gemeinde in den sogenannten Factoreien befreundet seyn. Als daher ruchtbar wurde unser Schnellboot sey ohne und zurückgekommen und mit Massen von Blut befleckt, erregte dieß die größte Unruhe. Man befragte die Mannschaft des Boots, allein sie konnte nur von dem Gefecht an Bord erzählen, und daß wir in den Schaluken weggefahren seyen. In die Nähe der Werfte gekommen, bemerkten wir eine oder zwei ängstlich umschauende, ziemlich aufgeregte Menschengruppen. Kaum aber hatten sie bemerkt daß wir uns dem Landungsplatz näherten, so wurden wir mit drei herzlichen Freudenrufen begrüßt, und ein Dutzend Hände streckte sich uns zu fröhlichem Willkomm entgegen. Sodann erfuhren wir auch daß in Folge eines Befehls von Seiten des Consulats, zu welchem zwei von uns gehörten, ein Regierungsdampfer sich rüste stromaufwärts zu segeln um Erkundigungen über uns einzuziehen, da hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn scheine daß die Eingebornen böses Spiel mit uns getrieben hatten. Der Dampfer wurde bis zum nächsten Tag zurückgehalten, worauf er, nachdem der wahre Stand der Sache, mit allen erforderlichen Einzelheiten, bekannt geworden, abgesendet wurde, um, wo möglich, einige der Seeräuber aufzugreifen, oder Kunde in Betreff ihres Aufenthalts zu erlangen. Nach einer zweitägigen Abwesenheit kehrte er indeß erfolglos zurück.

Es wäre zu umständlich zu erzählen welche Triumphe wir als die Löwen der Factoreien wenigstens vierzehn Tage hindurch feierten, bis die Sache allmählich veraltete, und wir selbst der ewigen Feste müde wurden. Wir begaben uns wieder an unsere alten Tagesgeschäfte, und ich kann den freundlichen Leser versichern daß wir uns nie mehr nach den romantischen Träumen buntgekleideter Corsaren sehnten, deren Säbelhieb oder Pistolenschuß, wie wir uns einbildeten, angenehmer seyn müsste als jeder andere, und deren Leben überall, wo sie sich befänden, seine Reize habe. Experientia docet — allein das Sprüchwort ist etwas abgenützt.

Kurze Beschreibung der Masai- und Wakuafi-Stämme im südöstlichen Afrika.

(Von Dr. L. Krapf.)

Die Ostküste von Afrika, vom Aequator an bis zum zehnten Grad südlich von demselben, hat man bis jetzt meist mit dem Namen „Küste von Zanguebar" bezeichnet, ein Ausdruck, den die Europäer von den Arabern entlehnt haben, in deren Sprache das Wort

Digitized by Google

„Sang oder Sanschi" einen „Sklaven," und „kar" Land bezeichnet, folglich Sanguebar oder Sanschibar „das Land der Sklaven" bedeutet. [1] Der wahre, von den Eingebornen jener Küste gebrauchte Name ist aber festzuhalten. Er heißt „Uſuahel" in abstracto: die Suahili-Küſte und in concreto: „Enſuahili," ein Bewohner der Suahili-Küſte, ein Suahili-Mann; in der Mehrzahl — Waſuahili, die Suahili, die Suahili-Leute.

Die Araber, welche die ältere Benennung (Sandschibar) nicht gebrauchen, heißen jene Küſte Enzweg: Suahel, d. h. Küſtenland, das Niederland der Meeresküſte, das ſich meiſt einige Meilen ins Innere erſtr.ekt, wo ſich dann das Land 1000 bis 2000 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. [2]

Der Name Sanſchibar oder Sanſibar (engliſch geſchrieben: Zanzebar) wird jetzt von den Europäern meiſt nur mit Beziehung auf die große nnd ſchöne Inſel Sanſibar gebraucht, welche zwiſchen dem 6ten und 7ten Grad ſüdlicher Breite liegt, und welche ſeit 20 Jahren der Sitz des Imams von Maskat und der Mittelpunkt des amerikaniſchen und europäiſchen Handels in Oſtafrika geworden iſt. Die Eingebornen, die meiſt alle Suahili ſind, nennen die Inſel „Unguuſcha," worin ſich ziemlich ſicher die von den alten Geographen genannte Inſel Manuthiä erkennen läßt, welche in der alten Zeit wahrſcheinlich eine bedeutende Zwiſchenſtation zwiſchen Arabien und Madagaskar war, wie es heute noch der Fall iſt.

Segelt man von der Nordſpitze der Inſel Sanſibar in nordweſtlicher Richtung, ſo gelangt man bei gutem Wind in etwa 6 Stunden an die Mündung des Pangani-Fluſſes, [3] der aus dem Waſſer des Schneeberges Kilimandſcharo im Dſchagga-Land entſpringt und bei dem Dorf Pangani in den indiſchen Ocean fließt.

Geht man von dieſem Dorfe aus in weſtlicher Richtung etwa 80 bis 100 Stunden, ſo kommt man in die ausgedehnten Ebenen der wilden Maſai- und Wakuaſi-Stämme, von denen hier die Rede ſein ſoll. Der Schreiber dieſer Zeilen ſah ſelbſt den Anfang dieſer ungeheuren Ebenen, als er im Jahr 1852 von den Höhen des gebirgigen Königreichs Uſambara auf dieſelben hinabſchaute.

Die Maſai- und Wakuaſi-Stämme erſtrecken ſich nach Norden bis zum Aequator, und gegen Weſten dehnen ſie ſich faſt bis an den großen Binnenſee in Uniamesi [4] aus. Sie behaupten alſo in Mittel-Oſtafrika ein ausgedehntes Gebiet, dem eine wichtige Zukunft bevorſteht, wenn es ſich beſtätigt daß die eigentlichen Quellen des Nils am Fuß des Schneebergs Kenia (der auch Kirenia oder Enduukenia und Orldoinlo eibor, der weiße Berg heißt) im Wakuaſi-Land zu finden ſind.

Die Namen „Maſai und Wakuaſi oder Waquaſi" ſind dieſen Stämmen von den Küſtenvölkern gegeben worden. Sie ſelbſt nennen ſich Iloigob (oder Eloikob) [sing. orloigob], ein Name, der entweder von dem Wort Loie la engob (Söhne des Landes) [abgekürzt Gob] Urbewohner abzuleiten iſt, oder von dem Eigennamen „Reiterkob," von deſſen Bedeutung wir bald hören werden.

Der Schreiber dieſer Zeilen erhielt einen großen Theil der hier mitgetheilten Nachrichten von einem jungen Mkuaſi, der aus ſeinem Land weggeſtohlen und an der Suahili-Küſte verkauft worden war an einen Mohammedaner, der ihn mir auf einige Zeit abtrat, um mich die Waſuaſi-Sprache zu lehren. Der Vater des jungen Mannes war von dem Stamm Enganglima. Er hatte eine Frau geheirathet, welche in der Nähe des Orldeinio eibor (Weißberg, Montblanc, Libanon) wohnte, wohin die Mkuaſi häufig wallfahrten, um den Engai (Gott oder Himmel) um Regen und andere zeitliche Güter anzuſprechen. Während der Vater im Innern mit ſeiner Frau wohnte, wurde ſein Stamm Enganglima, der in der Nähe von Uſambara ſich nomadiſch herumtrieb, faſt gänzlich von den wilden Maſai vernichtet, welche, obwohl ſie in Sprache und Sitte mit den Waſuaſi verwandt ſind, doch die letztern aufs äußerſte haſſen und auf jede Weiſe zu vertilgen trachten. Der Vater des jungen Mkuaſi war daher nach ſeiner Rückkehr aus dem Innern genöthigt ſich an einen andern Stamm (Barrabuju genannt), der auch in der Nähe von Uſambara wohnte, anzuſchließen. Eines Tags geſchah es daß der luſtige Jüngling, während er mit ſeinen Cameraden auf dem Feld ſpielte, von einer Menſchenräuberbande überfallen und mit ſeinen Spielgefährten feſtgenommen wurde. Die unglückliche Mutter, welche in der Nähe war und das Geſchrei der Geraubten hörte, rannte dem Räuber ihres Sohnes nach, zu ihrem eigenen Schaden. Sie wurde auch weggefapert, an die Pangani-Küſte gebracht und von dort nach der Inſel Pemba verkauft, während ihr Sohn nach der Inſel Mombas geſchleppt und dort verſchachert wurde an einen Mohammedaner, in deſſen Hauſe ich den armen Sklaven kennen lernte.

Nach der Verſicherung meines Berichterſtatters herrſcht die Sitte unter den Wakuaſi, [1] die jungen Leute in einer beſtimmten Periode ihres Alters in den Geſchichten und Märchen der Vorältern unterrichten zu laſſen durch die Aelteſten des Stammes. Nach Beendigung der quaſi-akademiſchen Laufbahn muß der Zögling dem Lehrer einen Ochſen als Lehrgeld übergeben. Auch mein Berichterſtatter mußte in ſeiner Jugend dieſe Schule durchlaufen, und der ihm nach Vergeſſung vieler andern Erzählungen die folgende noch beſonders erinnerlich war.

Im grauen Alterthum wohnte auf dem Orldoinio eibor (Weißberg, Schneeberg) ein Mann, der über jedes menſchliche Weſen erhaben war, und den der Engai (Himmel, Gott) auf den Berg geſetzt hatte. Dieſe ſonderbare Perſon, deren Anfang und Ende in Dunkel gehüllt iſt, und in deren ganzer Erſcheinung die Wakuaſi

[1] An den Ufern des Lufidſchi-Fluſſes gibt es heute noch einen Volksſtamm, der Senſchi heißt, in deſſen Umgebung früher das Hauptquartier der Sklavenei und des Sklavenhandels geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo daß Senſchi gleichbedeutend mit Sklave war.

[2] Etymologiſch-ſyſtelende Araber erklären den Ausdruck „Sanſibar" durch die arabiſche Deutung: sen (schn), had (dieſes) el-bar (Land), ſchön iſt dieſes Land, das ſchöne Land. Ebenſo erklären ſie Suahili durch sawa (er macht) und hila Liſt, er macht ſehr gebraucht Liſt, er iſt liſtig, wodurch allerdings der Charakterzug der Suahiliſt bezeichnet wird. Sie wiſſen ſich immer durch eine Liſt zu helfen.

[3] Der Pangani heißt im Innern Ruſu oder Luſu, wie überhaupt die oſtafrikaniſchen Flüſſe verſchiedene Namen von den verſchiedenen Völkern erhalten haben.

[4] Dieſer große Binnenſee heißt theils Uſſa, theils Tanganika, theils Ukerewe. Ich glaube daß es ein ſehr bedeutender See iſt, aber kein Binnenmeer. Da ich die Uebertreibungen der eingebornen Berichterſtatter kenne, ſo kann ich den Ausdruck „Binnenmeer" nicht gebrauchen. Auch iſt es mir noch fraglich, ob der See Uſſaſſa und Ukerewe Eine Waſſermaſſe iſt bilden, die Sache muß erſt durch einen Europäer unterſucht werden.

[1] Wie ſchon erwähnt, heißen die Wakuaſi ſich ſelbſt „Iloigob (oder Eloikob)", während die Maſai ihre Brüder (die Wakuaſi) „Imbarawuiſ" ſpottweiſe nennen. Sie nennen ſich Ziimmel, Gott) auf den Berg geſetzt hatte. Dieſe ſonderbare Perſon, deren Anfang und Ende in Dunkel gehüllt iſt, und in deren ganzer Erſcheinung die Wakuaſi

Digitized by Google

einen Halbgott erblicken, hieß Neiterkob oder Neiterukos, was nach der Ableitung Glanz oder Gabe des Landes heißen könnte. Die Nachricht von der fonderbaren Perfon auf dem Ordoinio eidor gelangte zu einem Mann, genannt Endschemasi Cnauner, welcher mit seinem Weibe Sambu auf dem Berg Sambu wohnte, der südwestlich vom Ordoinio liegt und nicht mit Schnee bedeckt ist, obwohl er eine bedeutende Höhe hat. Endschemasi Cnauner begab sich auf den Ordoinio, [1] wo seine Frau auf die Fürbitte des Neiterkob in gesegnete Umstände kam und mehrere Kinder gebar.

Neiterkob unterrichtete den Endschemasi auch in Bezähmung der wilden Kühe, welche er in den Wäldern sah. So wurden die Ahnen der Wakuasi an das Hirtenleben gewöhnt. Nachdem Neiterkob auf dem weißen Berg plötzlich verschwunden war, kehrte Endschemasi Cnauner auf den Sambu zurück, die Wakuasi aber betrachten von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag den weißen Berg als ihre ursprüngliche Heimath und ihren Stammsitz, weil Endschemasi dort mit dem Neiterkob zusammengetroffen war und dieser durch seine Verwendung bei dem Engai ihm Kinder und Vieh verschafft hatte.

Der Berg Sambu ist gegenwärtig im Besitz der Masai, deren Stämme sich bis in die Nähe des großen central-südafrikanischen Landes Uniamesi im Westen ausbreiten, während die Wakuasi im Lande Kapuiei am Fuß des weißen Berges ihre Hauptmacht concentrirt haben, von wo aus sie nach allen Seiten hin über die grasreichen Ebenen (wo sie Flüsse, Seen und Quellen finden) sich ausdehnen.

Mein Berichterstatter unterschied ausdrücklich den Ordoinio eidor von dem andern Schneeberg, der Kilimandschare heißt und im Tschagga-Land liegt, etwa 120 Stunden von der Küste von Mombas, während der Ordoinio eidor gegen 200 Stunden von der Meeresküste entfernt ist. Zu diesem Berg begeben sich die Wakuasi, wenn sie durch Vermittelung des Neiterkob vom Engai Regen, Vieh, Gesundheit u. s. w. erlangen wollen.

Die Wakuasi sind große und kräftige Leute von schwarzbrauner Farbe, in der sich der semitische Ursprung kaum verkennen läßt. Wegen ihrer Schönheit sind die Wakuasi-Sklaven, besonders die Mädchen, sehr gesucht von den Suahilis und den Arabern. Die Wakuasi haben, was Größe und Gesichtsfarbe betrifft, viel Aehnlichkeit mit den Somalis, welche im Norden vom Aequator an der afrikanischen Küste wohnen und als bigotte Mohammedaner bekannt sind. Mein Berichterstatter war einmal in Barawa und Marka (zwei wichtige Handelsstädte der Somalis), wo man ihn für einen gebornen Somali hielt, bis seine Kikuasi Abstammung durch den Umstand verrathen wurde daß er die Somali-Sprache nicht reden konnte, da diese von der der Wakuasi sehr verschieden ist.

Die Masai und Wakuasi führen die Lebensweise nomadischer Hirten. Sie haben eine solche Abneigung gegen Landbau daß selbst die Wakuasi-Sklaven (d. h. die Wakuasi welche entweder von den Küstenbewohnern geraubt, oder von den Wakuasi als Kriegsgefangene nach der Küste verkauft worden sind) an der Suahili-Küste sich nicht bewegen lassen, den Spaten in die Hand zu nehmen und das Feld zu hauen. Mein Informant versicherte mich daß, als im Anfang sein Meister ihn aufs Feld schicken wollte, er (der Berichterstatter) ihm bestimmt erklärt habe, er werde eher sterben als auf der Plantage mit der Hacke arbeiten. Und in der That, der Meister mußte nachgeben und seinem Sklaven häusliche Geschäfte anweisen, oder ihn in Handelszwecken zu den benachbarten Stämmen senden. Die Wakuasi-Sklaven sind anhänglich und treu gegen ihre Herren, nur müssen diese von ihnen keine Arbeit verlangen, an welche die Wakuasi nicht von Jugend auf gewöhnt worden sind, sonst wird ihr zorniges, stolzes und alle andern Nationen verachtendes Temperament auf eine schreckliche Weise hervortreten. Welche Mühe, sagen sie, haben doch die Suahili und andere ackerbautreibende Nationen (die ihnen bekannt geworden sind) von der Bearbeitung des Bodens und vom Handel mit Elfenbein, das man doch nicht essen kann, während wir (die Ikeikob) unsere Nahrung immer nahe haben. Unsere Kühe geben uns Milch und Schmalz, und unsere Ochsen, Schafe und Ziegen versehen uns mit Speise im Ueberfluß, während wir sie mit leichter Mühe weiden, und unsere übrige Zeit mit Plaudern, Essen, Jagen und kriegerischen Unternehmungen zubringen können.

Nur in der Nähe von Ackerbau treibenden Stämmen, mit denen die Wakuasi in einem friedlichen Verhältniß stehen, wie z. B. in Usambára und Kikuja, sind sie mit Mais, Hirse, Bananen u. s. w. bekannt geworden, aber auch dort werden diese Erzeugnisse des Feldes nur von Weibern und Kindern genossen, während die Krieger diese Speisearten gänzlich verwerfen, unter dem Vorwand ihr Magen könne diese Leckereien nicht vertragen, und ihre Leiber würden geschwächt durch diese elenden Nahrungsmittel. Dem Genuß von Hühnern und Fischen sind sie sehr abgeneigt, wie dieß auch der Fall ist bei den Galla, Wakamba und andern ostafrikanischen Volksstämmen. Die Galla halten die Fische für eine Art von Schlangen, und die Hühner für Geier. Auch das Fleisch der Elephanten, Büffel, Nashörner u. s. w. wird von den Wakuasi nicht gegessen, da sie Fleisch von zahmem Vieh im Ueberfluß haben. Haben sie Mangel an Vieh, so unternehmen sie einen Raubzug gegen die Masai oder gegen die Galla und andere Stämme, die viel Vieh besitzen, indem sie sagen, keine andere Nation dürfe eigentlich Vieh besitzen, da dieses von Neiterkob nur den Wakuasi gegeben worden sey und sie es also mit Gewalt holen müßten. [1]

Da die Masai und Wakuasi in ausgedehnten, offenen Ebenen wohnen, und genöthigt sind ihre Weideländer, auf denen ihre Nahrung beruht, gegen alle andern Nationen zu vertheidigen und zu behaupten, so müssen sie in beständiger Bereitschaft für Vertheidigung und Angriff stehen, und also unter ihrer Nation einen kriegerischen Geist unterhalten, welcher den Nachbarvölkern Schrecken und Ehrfurcht einflößt. Sie leben daher in großen Städten (orlmanisára), wenn man den Ausdruck gebrauchen will, oder in großen Gemeinschaften (emboida) und Niederlassungen, wo jede Familie ihren eigenen Weiler hat mit einem Stück Land als Weideplatz. Die Stärke der verschiedenen Niederlassungen und Abtheilungen der

[1] Die Wakuasi heißen den Schneeberg Ordoinio eidor; die Kikuju-Leute, in deren Gebiet er liegt, nennen ihn Kirenia, oder Nowkenia; die Wakamba heißen ihn Kenia (Berg der Weiße).

[1] Die Ochsen nun Kühe der Wakuasi gehören meist zu der Höcker- oder Buckel-Art, obwohl die gehörnte Art auch nicht fehlt. Sie haben eine Ochsen- und Schafart mit langen Hörnern. Die Galla haben meist Schafe mit langen Schwänzen (Ostfleischf.). Aus diesem Grund nennen die Wakuasi aus Verachtung die Galla Ostfleischf.

Digitized by Google

Masai und Wakuafi liegt in der Einzigkeit dieser Gemeinschaften. Wenn eine Partei die andere besiegt, so tödten die Masai die männlichen Gefangenen, die weiblichen und die Kinder lassen sie am Leben; wenn aber die Wakuafi den Sieg erhalten, so verkaufen sie meistens die gefangenen Männer und Frauen als Sklaven nach der Küste. Die Wakuafi haben nämlich die Vortheile des Sklavenhandels längst kennen gelernt. Es scheint aber, weder die Masai noch die Wakuafi haben die abscheuliche Sitte der Entmannung, die bei den Galla und Abessiniern so sehr herrschend ist, daß man in einem Galla- und abessinischen Hause oft 50 bis 60 männliche Glieder aufgehängt sehen kann — eine Scheußlichkeit welche die Tapferkeit des Hausbewohners beweisen soll. Ja ein Galla im Süden kann nicht heirathen bis er eine Anzahl von Trophäen erschlagener Männer seiner Braut gezeigt hat, welche aus diesen Siegeszeichen auf die Tapferkeit ihres künftigen Gatten schließen will. Und da die Galla dergleichen Trophäen nicht immer im Kriege gewinnen können, so belauern sie den Reisenden in den Wäldern und auf den Wegen, und erschlagen wen sie finden. Manche gehen so weit daß sie für Elfenbein oder Vieh Sklaven kaufen, welche sie entmannen, um die von der Braut geforderte Anzahl von Siegeszeichen vorzeigen zu können. In ihrer Verlegenheit haben manche sogar Esel verstümmelt.

Die Zugänge zu einer Masai- und Wakuafi-Stadt sind verschlossen durch ein Gebäge von Dornen und durch Gruben welche gegraben werden zur Abwehr der wilden Thiere und Feinde. Um jeden Weiler herum ist ein freier Platz (aulo), der immer rein erhalten wird, und dazu dient die Kühe Abends und Morgens zu melken und den Urin derselben aufzufassen, womit alle Milchgefäße gereinigt werden — eine Sitte die mich an viele Abessinier und an die nemadischen Hobo im östlichen Abessinien erinnert, welche ihre aus Gras oder Binsen geflochtenen korbartigen Milchgefäße mit Kuhmist inwendig bestreichen, damit die Flüssigkeit nicht durchsickern kann.

Im allgemeinen haben die Masai und Wakuafi eine patriarchalische Regierungsform, wornach der Vater einer Familie, oder das Haupt eines aus 8 bis 10 Familien bestehenden Weilers seine Umgebung regiert, Streitigkeiten schlichtet u. s. w. Interessen hat die Erfahrung die verschiedenen Parteien gelehrt, einen gemeinschaftlichen Führer zu wählen, den sie Oriklibroni oder auch Orleibon heißen. Dieser oberste Häuptling oder König muß sich durch Verstand, Beredsamkeit, Tapferkeit, Reichthum, besonders aber durch die Wahrsagungsgabe auszeichnen. Als Oriklibroni leitet er die Führung des Kriegs und die Angelegenheiten des Friedens, kurz die Politik der Masai oder Wakuafi-Republik; aber als Orleibon ist er der oberste Priester und Zauberer, der mit seinen Zauberkünsten Regen zu machen sucht und die Feinde im Krieg zurückschlägt und besiegt. Seine Würde ist nicht erblich, sondern hängt bloß von seiner Tüchtigkeit ab. Wenn er im Krieg dreimal hinter einander geschlagen wird, so wird er für unfähig erklärt, getödtet, und ein anderer Oriklibroni oder Orleibon wird eingesetzt.

Die Hauptstärke der Republik liegt in den Ilmuran (sing. orlmuráni), oder den jungen Leuten von 18 bis 25 Jahren welche eine Art stehender Armee bilden. Ein Theil dieser Leute beschützt die Weiber, Kinder und die Alten welche zu Hause bleiben. Ein anderer Theil derselben beschützt das Vieh auf der Weide. Ein dritter Theil streift unher zu jagen oder als Vorposten zu dienen, oder Einfälle in andere Gegenden zu machen. Die Ilmuran werden von Aeltesten geleitet unter der Aufsicht des Oriklibroni. Diese Alten heißen in der Wakuafi-Sprache Elkiriscaro oder Elkimirische. Diese tragen als Waffen nur Stöcke, während die Krieger (die Ilmuran) Steck und Bogen verachten, und nur Spieße, Schilde und Keule tragen, die sie auf beträchtliche Entfernung hin gegen den Feind mit großer Sicherheit werfen. Der Schild (orlougo) wird aus der Haut des Nashorns bereitet, er ist 4 Fuß lang, 1½ Fuß breit und meistens roth und weiß bemalt.

Die Wakuafi verbergen sich hinter ihrem langen Schilde, bis sie sich dem Feind soweit genähert haben daß sie mit dem Spieß (embére) angreifen können. Es ist dieser lange Schild, vor dem die andern Völker, die ihn nicht gebrauchen, sich sehr fürchten, weil die Wakuafi hinter ihrem Schild gegen die wirksamsten Pfeile ihrer Feinde gesichert sind. Die meisten ostafrikanischen Völker (außer den Galla, welche die Pfeile nicht kennen) gebrauchen Pfeile welche mit dem aus einer Bannrinde bereiteten Gift bestrichen sind, das so stark ist daß es in 5 bis 6 Minuten den Tod herbeiführt, so bald es in das Blut eingedrungen ist. Das Fleisch der Thiere aber, welche mit diesem Gift getödtet worden sind, ist unschädlich für den Menschen der es genießt.

Die Masai und Wakuafi, durch ihren Schild gedeckt, haben selbst vor Flintenschüssen keine große Furcht. Wenn die Snahili-Musketiere die Masai angreifen, so werfen sich diese auf den Boden, decken sich mit ihrem Schild, bis die Flintenmänner ihr Pulver und Blei verschossen haben, worauf die Masai sich erheben und zum Angriff schreiten mit ihren Keulen und Spießen. Die Masai weichen nicht, bis die Schlacht entweder entschieden gewonnen oder verloren ist. Sie fechten mehrere Tage lang ohne Rücksicht auf Speise und Trank. Deßhalb begegnen ihnen die andern, namentlich die Ackerbau treibenden Völker, selten im offenen Feld und in offener Schlacht. Die Todten werden weder im Krieg, noch zu Hause in die Erde verscharrt, die kleinen Kinder ausgenommen welche die Masai gewöhnlich in der Hütte begraben, in der die Familie wohnhaft ist. Die erwachsenen Personen aber werden meist unter Bäume gelegt, mit Gras und einem Haufen Steine zugedeckt; je größer der Steinhaufen ist, desto höher ist die Würde der Person die damit bedeckt ist. Die Todten werden ohne Geschrei und Musik begraben. Andere ostafrikanische Völker begraben ihre Todten mit entsetzlichem Geheul und Trommeln, Fressen und Saufen. So namentlich die Wanika.

Die Masai und Wakuafi haben, wie die meisten Stämme von Ostafrika, die Sitte der Beschneidung. Die Söhne werden im dritten Jahr beschnitten, die Töchter kurz vor ihrer Verheirathung. Eine unbeschnittene Person kann nicht in die Gesellschaft eintreten. Ein Sohn kann das Eigenthum seines Vaters nicht beerben, eine Tochter kann keine Speise bereiten, noch wird ihr Kind, wenn sie eines haben sollte, am Leben gelassen. So streng sind andere Völker, z. B. die Abessinier nicht, obwohl auch bei diesen sehr obscöne Dinge vorkommen, z. B. die Sitte, die Genitalien der unverheiratheten Töchter so zu vernähen daß ein Vergehen mit Männern vor der Verheirathung unmöglich wird. Es wäre zu häßlich, alle die schändlichen Sitten nur zu nennen, geschweige zu beschreiben, die unter afrikanischen Völkern in Bezug auf die Genitalien verkom-

Digitized by Google

men, wie z. B. unter den Wahiau am Niassa-See, welche die weibliche Klitoris absichtlich Fingerslang verlängern, und wie unter den Schangalla in Guragne, welche das männliche Glied eine Spanne lang auszudehnen suchen, damit die Mutter der Tochter, die den Mann heirathen will, die gehörige Länge finden und ihre Zustimmung zur Heirath geben möge. Kein Wunder daß die göttliche Nemesis oft ganze Stämme vertilgen läßt, wenn man die abscheulichen Fleischlichkeiten und andere Gräuel der Afrikaner bedenkt!

Die Namen der Altersstufen unter den Masai und Wakuafi sind: 1) Kinder (ingern aing. engerai); 2) Knaben von 6 — 8 Jahren (Leiok); 3) Knaben von 8—14 Jahren (barnódi). Diese letztern verlassen die Gesellschaft der Frau und treten in die Gesellschaft der Jünglinge (ilmurán) ein, welchen sie dienen müssen als Köche, Wasserträger u. s. w. 4) Jünglinge (ilmuran) von 17 bis 25 Jahren. Dieß ist die eigentliche Kriegerclasse. 5) Die erwachsenen Männer (elkieko), welche geheirathet und ihren eigenen Viehstand erlangt haben. Noch älter (etwa 40—60 Jahre) sind 6) die Elsabuki, und 7) die Aeltesten oder Greise, welche Elkiéschare oder Elkimirísche heißen.

Die Namen der Verstorbenen werden von den Lebenden nach dem Tode derselben sogleich verändert, aus dem abergläubischen Grund daß der Verstorbene sonst erscheinen und die Lebenden beunruhigen könnte, wenn noch auf Erden sein Name genannt würde. Der Name wird daher verändert, damit der Verstorbene die neue Benennung nicht wisse, und also ruhig seyn könne. Es ist eine sehr große Beleidigung, die ein Masai nie ungerächt läßt, wenn jemand in seiner Gegenwart den Namen seines verstorbenen Freundes ausspricht. So heißt z. B. ein Vater der noch lebt Babá oder Ménie, ist er aber gestorben, so heißt man ihn orl-óiu, woher man wohl am richtigsten den Völkernamen Orloigob, Vater des Landes (orloiu ingob), Urvater der Masai und Wakuafi, ableitet. Eine Mutter die noch lebt, heißt Enguádon, ist sie gestorben, so nennt man sie Enáin.

Die Töchter werden gewöhnlich im 20sten Jahre verheirathet, nicht im 10ten oder 12ten, wie es bei andern ostafrikanischen Völkern der Fall ist, z. B. bei den Wanika, welche schon als kleine Kinder heirathen und beisammen leben wie Geschwister, bis sie zeugungsfähig werden, wo dann erst die eigentliche Hochzeitsfeierlichkeit stattfindet. Als Grund dieses frühen Zusammenlebens eines Knaben und eines Mädchens wird von den Wanika die Nothwendigkeit hervorgehoben, auf diese Weise schon frühe die künftigen Ehegatten zu verwahren daß sie keine Excesse mit andern begehen.

Die Masai und Wakuafi welche heirathslustig sind, wenden sich zuerst an die Eltern und Verwandten der Tochter, die einer heirathen will. Es wird die Zahl der Kühe bestimmt, die den Eltern vom Bräutigam gegeben werden sollen. Ehe die Verlobten zusammenkommen, wird die Tochter beschnitten (die vor der Beschneidung dido, unbeschnittenes Mädchen, hieß), und weiß und roth punktirt, worauf sie ihren Bräutigam in ihrem elterlichen Hause erwartet. Ein paar Kühe werden geschlachtet, die Brust und der rechte Hinterfuß wird dem Häuptling gesendet, und nun feiern die beiderseitigen Eltern und Verwandten der Eibardáni, d. h. des Bräutigams und der Braut, das Hochzeitsfest mit Essen und Trinken. Die Frau ist jetzt alleiniges Eigenthum dessen der sie erkauft hat. Die Masai heirathen gewöhnlich zwei Frauen, wie dieß bei den meisten ostafrikanischen Völkern Sitte ist, weil sie sagen, der Mann müsse noch noch eine Frau haben, wenn die andere schwanger sey oder ein Kind zu säugen habe.

Die Masai- und Wakuafi-Frauen bedecken ihre Brüste (was bei vielen ostafrikanischen Stämmen nicht der Fall ist, am wenigsten bei den Wakamba, welche fast ganz nackt gehen) und überhaupt den ganzen Körper mit einem ledernen Rock, der über die Kniee hinabreicht. Auch die Gallafrauen haben diesen Anzug. Jede Frau der Masai und Wakuafi hat ihre eigene Anzahl Vieh, das sie (oder ihre Kinder) hüten, und wovon sie leben muß, jedoch so daß sie den besten Theil einer geschlachteten Kuh den Männern zu übergeben hat, während sie für sich die Füße, den Hals und das Haupt des Thiers erhält. Die Nieren und die Leber werden nur alten Männern und Frauen zu Theil, die deßhalb auch Leber- und Nierenesser heißen.

Das Vieh einer jeden Familie hat seine besonderen Zeichen und Figuren, wodurch es von den Heerden eines andern Stammgenossen unterschieden werden kann. Diese Figuren sehen oft sehr curios aus. Wären die Wakuafi einen Schritt weiter gegangen, und hätten sie ein Alphabet und die Lesekunst erfunden, so könnte man ihre Kuhschrift ungetadelt lassen, aber es scheint das beständige Kühe-Essen ließ sie nicht über die Kuhschrift hinausgehen. Doch werden die künftigen Missionäre wenigstens einen Ausdruck für Schreiben (éair, er macht Zeichen) finden, was schon etwas heißen will bei einem rohen Volk.

Die Häuser oder vielmehr Hütten der Masai und Wakuafi werden aus Holz verfertigt und die Dächer mit Ochsenhäuten bedeckt, d. h. es werden Stöcke oder Stangen oben flach und quer übergelegt. Auf diese Querstangen kommen dann Häute, und auf diese wird eine Masse Koth und Kuhmist niedergelegt. Dieß geschieht vor dem Eintritt der Regenzeit.

Nach vier oder fünf Monaten verlassen die Masai ihre sogenannte Stadt, und wandern nach Orten aus wo sie Gras und Wasser finden. Ihre Hausgeräthe führen sie mit sich auf ihren zahlreichen und großen Eseln, die sie nicht zum Reiten, sondern nur zum Tragen ihres Geräths, Holzes, Elfenbeins u. s. w. gebrauchen. Die Wakuafi halten es für schändlich Lasten auf ihrem Rücken oder Kopf zu tragen. Nur Weiber und arme Leute tragen Lasten, weßhalb die Wakuafi auch die Suahili und andere Stämme, deren Männer Lasten tragen, sehr verachten. Die Lasten der Geräthschaften werden von den Wakuafi auf eine Art Bettstelle (senda), welche aus Stäben verfertigt ist, gelegt und auf dem Rücken des Esels angebracht. Auch die Kinder werden auf diese Weise transportirt. Die kleinsten werden natürlich der Mutter auf den Rücken gebunden, wie dieß meist überall in Afrika der Fall ist.

Arme Masai gehen im Land herum und machen es zu ihrem Geschäft Häute zusammen zu nähen zu Kleidern und Decken der Hütten. Diese Schneider, wenn man sie so nennen will, heißen Ilairibun in ihrer Sprache. Ihre Nabeln heißen Dibu und werden von den Grobschmieden der Masai verfertigt; die europäischen und indischen Nadeln, welche die Suahili-Händler ins Masai-Land bringen, werden jedoch vorgezogen.

Was die religiösen Begriffe der Masai- und Wakuafi betrifft, so scheint es sie haben einen schwachen Begriff von einem höchsten Wesen, das sie Engai nennen. Unter allen heidnischen

Digitized by Google

Völkern die ich in Oſtafrika kennen gelernt habe, findet ſich ein Wort, das Himmel, Firmament und Gott zugleich bedeutet, wobei anzunehmen iſt daß die Bedeutung „Himmel“ zuerſt dem heidniſchen Gemüthe nahe liegt. Nach dem Sündenfall liegt in jedem Menſchen das dunkle Bewußtſeyn der Abhängigkeit von einem höchſten Weſen und das verborgene Verlangen mit dieſem Weſen wieder in Berührung oder Verbindung zu kommen. Indem ſich aber der Menſch, der ohne die Offenbarung der Bibel iſt, zu dieſem Weſen erheben will, bleibt er mit ſeinen Gedanken und Gefühlen bei dem Firmament oder dem Wolkenhimmel ſtehen, und dringt nicht völlig zu dem Weſen hindurch das über alle Himmel erhaben iſt. Daher kommt es daß der Heide, der den unbekannten Gott ſucht, immer wieder bei dem Geſchöpf, wenn auch bei dem Geſchöpf in der Höhe, ſtehen bleibt, ſelbſt wenn er den Anlauf nehmen will über das Geſchöpf in der Höhe hinauszugehen. Er bringt es mit ſeinem Flug zu Gott nur bis zu dem Wolkenwagen, auf dem Gott nach der bibliſchen Anſchauung einherfährt, oder bis zu dem Stuhl, auf dem er nach bibliſcher Redeweiſe ſitzt. Erſt die poſitive Offenbarung führt den ſehnſüchtigen Menſchen in den Himmel hinein, und darüber hinaus, indem ſie den Gott den der Menſch ſucht, als in demſelben und über demſelben wohnend und thronend vorſtellt, und indem ſie ihm Gott als Vater in Chriſto zeigt, in welchem der Menſch mit Gott Gemeinſchaft des Herzens haben kann. Da es zu dieſer Vorſtellung kein Heide ohne die bibliſche Offenbarung bringen kann, ſo muß er nothwendig den Schöpfer und das Geſchöpf, Gott und den Himmel verwechſeln. Daher heißt in der Galla-Sprache das Wort „Waka“ Himmel und Gott (der unbekannte Gott, den der Menſch dort oben ſucht), und in der Sprache der meiſten ſüdafrikaniſchen Völker „Mungu oder Mulungu“, in der Maſai- und Wakuaſi-Sprache engai, was, wie es ſcheint, bei dieſen Völkern auch „Regen“ bedeutet. Daher der Berg Kilimanjſcharo von ihnen Doinio Engai (d. h. Berg Gottes, oder Berg des Regens, woher der Regen kommt) genannt wird. Der Vermittler zwiſchen den Menſchen und dem engai iſt der eben erwähnte myſteriöſe Halbgott Neiterkob, durch den die Wakuaſi zum engai alſo beten: „Himmel (Gott), ich bitte dich das Land mit Gras bekleiden zu laſſen.“ Dieſe Worte werden rhythmiſch geſungen und ausgeſprochen unter Tanzen und Springen.

Wenn die Wakuaſi und Maſai ein Gebet um Regen, oder einen Regentanz anſtellen, was gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit, wo ſie wenig Gras für ihre großen Viehheerden finden, geſchieht, ſo ſchlachten ſie ein Schaf (die Maſai und Wakuaſi ſchneiden beim Schlachten nicht unten in den Hals, ſondern oben ins Genick) in der Mitte der Stadt und laſſen jedermann davon eſſen. Die Haut wird in ſo viele kleine Stücke zerſchnitten, daß alle Einwohner, Weiber und Männer, Kleine und Große, ſo viel erhalten als nöthig iſt zum Umwickeln des Mittelfingers. Dieſes Stückchen, das Orlgerébi heißt, wird am Finger gelaſſen bis es regnet. Sobald der Regen fällt, geht alles, Klein und Groß, aus der Stadt hinaus, zu ſingen, zu ſpringen und zu tanzen. Entweder glauben ſie der Engai ſey im Regen unmittelbar gegenwärtig, oder der Regen ſey der Engai ſelbſt. Sie halten es daher nicht für ehrerbietig wenn jemand während des Regens in ſeiner Hütte oder unter einem Baum verweilt. Auch unter den Wanika an der Küſte habe ich manche Leute geſehen welche aus ihren Hütten hervorkamen, ſobald es donnerte und regnete. Sie ſangen und ſprangen und ſchoſſen Pfeile in die Luft. Wie nun die Wakuaſi durch den Mittler Neiterkob ſich an den Engai wenden, ſo laſſen ſich die Wanika durch die Kóma, d. h. die Schatten der Verſtorbenen, mit dem Mulungu, dem Himmel oder höchſten Weſen, vermitteln. Er muß geben was die Kóma verlangen, daher die Wanika auch mehr Reſpect vor einem Kóma (Geiſt oder Schatten eines Verſtorbenen) haben als vor dem Mulungu ſelbſt.

Der Unterſchied zwiſchen den Wanika und den Wakuaſi ſcheint nur der zu ſeyn, daß dieſe Einen Mittler (den Neiterkob) anerkennen, während die Wanika an eine Mehrheit von Mittler-Weſen glauben.

Da die Wakuaſi dieſe Idee von Einem Mittler nicht von Chriſten noch von Mohammedanern erlangt haben können, ſo muß ſie auf ein hohes Alterthum zurückbezogen werden, und ſie ſcheint daher einiges Licht auf die religiöſen Begriffe der alten Kuſchiten (mit welchen ich die Maſai und Wakuaſi wegen ihrer Sprache in Zuſammenhang zu bringen geneigt bin) zu werfen.

Wenn die Wakuaſi den Neiterkob um Regen, Vieh, Geſundheit u. ſ. w. bitten, ſo geben ſie das Verſprechen daß, wenn der Engai ihre Bitte gewähre, ſie einen Ochſen ſchlachten und deſſen Fleiſch unter die Leute austheilen wollen.

Die Wakuaſi nehmen großes Aergerniß an den Suahili-Kaufleuten, welche in ihr Land kommen des Elfenbeins wegen. Da die Mohammedaner (die Suahili ſind alle Mohammedaner) beim Beten niederknien und mit ihrer Stirne die Erde berühren, folglich den Hintern nach oben richten, ſo ſagen die Wakuaſi: „Laſchumbau ebſchulelon,“ d. h. die Suahili wenden den Hintern ihrem Gott zu. Eben ſo ärgern ſich die Wakuaſi an den Büchern der Suahili, weil ſie glauben daß ſie Zauberei (oselan) enthalten. Sie würden die Bücher ſogleich verbrennen, wenn die Suahili nicht die nöthige Auskunft geben würden. Eben ſo haſſen ſie die Suahili wegen der übertriebenen Abneigung welche die Mohammedaner gegen die Hunde offenbaren, die bei den Maſai begünſtigte Thiere ſind. Jedes Kind hat einen Hund um ſich welcher alles Schädliche von demſelben entfernt, und ſo das Kind ziemlich reinlich erhält. Wenn der Hund des Kindes ſtirbt, ſo wird das Haupt des kleinen Maſai geſchoren in wechſelsweiſen Streifen. Dieß heißt die Begräbnißceremonie eines Hundes.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Süden der Vereinigten Staaten.

III.

Seit einiger Zeit habe ich hier von nichts anderem reden hören als von politischen Angelegenheiten. Wenn du gedenkſt, wie ich ein Herz voll hoher Ideen aus dem alten Vaterlande mit mir her in die Ferne trug, wie ich die jugendliche Freiheitsluft hier glaubte aus dem Grunde zur Geltung bringen zu können — du wirſt erſtaunt den Kopf ſchütteln wenn ich dir ſage daß dieß freie Land die Heimath des ärgſten Barbarismus, der unſittlichſtenſtehenden Sklaverei aller Stände (nicht bloß der Schwarzen) iſt; mir aber iſt zu Muthe bald als ſollte ich lachen, bald als möchte ich weinen. Wie ſehr verſtehe ich jetzt das alte deutſche Sprüchwort: „Unterm Krummſtab iſt gut wohnen!“ Mich erfüllen längſt nicht mehr die idealen Bilder für welche wir frohgemuthete Burſchen ſchwärmten, auch mich hat des Lebens reale Nüchternheit alle Träume vergeſſen gemacht; aber wenn ich hier im Verkehr mit den gebildetſten Perſönlichkeiten nicht im Stande bin einen Gedanken aufzufangen welcher mein Herz entzückt, ein Wort das über den Bereich des Materiellen, des graſſeſten Eigennutzes hinausgeht — da ſehne ich mich fürwahr heim ins alte Deutſchland, heim zu dieſer gemüthlichen Philiſterei, die trotz aller verſchiedenen Anſichten doch zwiſchen ſich und dem Vaterlande zu unterſcheiden weiß, deren Beſtrebungen, Wünſche und Hoffnungen im Grunde doch immer auf eine erhabene Idee, mit der Entäußerung des Selbſt aufs Wohl des Ganzen, gerichtet ſind. Hier aber iſt der Grundtext aller politiſchen Geſpräche und Beſtrebungen das liebe Ich, hier iſt das treibende Moment das Geld, das Erregende die Speculation. Ja, Geſetz, Religion, Vaterland — alles was andere Menſchen begeiſtert, iſt hier Gegenſtand der Selbſtſucht, Mittel zur Bereicherung. Ich übertreibe nicht, und führe ein Beiſpiel für viele an.

Die einzige Tochter eines reichen Farmer in einem der weſtlichen Staaten hatte ſich in einen jungen Geiſtlichen verliebt, der — mir perſönlich bekannt — ein angenehmer und gebildeter junger Mann war. Romantik iſt zwar hier den Damen ſonſt fremd, doch kommt es wohl vor daß die Liebe ſie überwältigt, beſonders wenn der Gegenſtand derſelben gebildet iſt, worauf die Damen hier, zumal in den ſchönen Tagen der Jugend, großes Gewicht legen. Unſer Fräulein dachte wenigſtens ſo, nicht aber der Papa, mit welchem es lange und ſtürmiſche Kämpfe gab, weil der Geliebte arm war. Da der eigenſinnige Kopf des Alten für alle Vernunftgründe verſchloſſen blieb, ſo griff das junge Paar zu einem Radicalmittel; ſie flohen und fanden bald einen Geiſtlichen, der ſich zur Trauung erkaufen ließ (geſetzlich iſt dieß ohne elterliche Einwilligung auch hier verboten). Nach einigen froh verlebten Tagen, als wahrſcheinlich die Mittel auszugehen begannen, kehrte das junge Ehepaar heim und ſtellte ſich, keineswegs ſchüchtern, dem Vater vor. Dieſer war aber auch nicht von heute; da er eingeſehen daß gegen die Sache nichts zu machen ſey, ſo hatte er mit ſeiner Klugheit überlegt und gefunden daß das Amt eines Geiſtlichen bei dem einnehmenden Aeußern des jungen Mannes eine gute Speculation ſeyn würde, wenn ihm nur zur Predigt eine Kirche zu Gebot ſtände. Sobald der Alte dieß erkannt, war er mit dem Vorgefallenen verſöhnt, griff in den Beutel, baute eine Kirche, obgleich der Schwiegerſohn lieber eine Farm gehabt hätte, ſchenkte jene dem jungen Paar und ſchließlich mit ihr ſeinen Segen. Der junge Mann aber iſt jetzt ein renommirter Geiſtlicher; er gefällt, weil er gefallen will und kann, aber zu welchem Zweck? Um ſeine Zuhörer zu erbauen, zu erheben und zu unterſtützen? Keineswegs; ſeine Sorge iſt einzig Geld zu verdienen. Er hat eine neue Secte erfunden, ausgedacht und geſtiftet (man weiß kaum wie man ſich ausdrücken ſoll); da ſeine Lehren Beifall gefunden, wird er bald Geld genug haben; er wird ſodann ſeine Kirche an einen Nachfolger verkaufen, der vielleicht eine andere ganz verſchiedene Secte ſtiftet; er wird eine Farm kaufen oder Handel treiben, und der Schwiegervater wird — erlebt er die Zeit — freudig ſeine Hände reiben ob der wohlgelungenen Speculation. Dieß iſt das einfache Factum. Der Beobachter aber darf ſich fragen: auf welcher Stufe der Sittlichkeit ſteht ein Volk, in welchem derartige Dinge vorkommen können, ja im Grunde gar nicht einmal ſelten ſind? Was aber iſt zu hoffen oder vielmehr zu fürchten von einer Generation welche unter ſolchen Verhältniſſen aufwächſt, der das Heilige unter die Speculation verſinkt, der das Geld ſich über die Wahrheit vom Gott erhebt?

Wir hören viel, ich erfahre hier manches von der Sectirerei und Hyperorthodoxie der Amerikaner; ich glaubte früher an einen gewiſſen Ernſt in dieſem Treiben, und wunderte mich nur über ſolchen Geiſt der Selbſtfeſſelung in einem freien Volke. Ihr mögt noch von dem tiefern Gehalte deſſen was hieher gehörige Berichte mittheilen überzeugt ſeyn, mir ſind längſt gerechte Zweifel an allem aufgeſtiegen. Es iſt wahr, Orthodoxie iſt einer der Grundkerne, welche die erſten Anſiedler im hieſigen Boden niederlegten, das Korn iſt erwachſen mit dem Ausbreiten dieſer urſprünglich amerikaniſchen Bevölkerung, der Baum wird genährt durch die engliſche Einwanderung — ſo will ich gern annehmen daß der Herzensboden des hieſigen Volkes ein für ſie empfänglicher iſt. Aber was den Baum geſtutzt, beſchnitten und zu dem was er iſt erzogen hat — das war Speculation, Brüſten mit dem Aeußerlichen; der Geiſt der Sectirerei iſt Speculation; die Erziehung der Jugend, mit welcher es in den weſtlichen Staaten auch eben nicht viel zu bedeuten hat, wird zur Speculation. Dieß iſt das eine.

Das andere vorherrſchende Element im Volk iſt das durch das Bewußtſeyn amerikaniſcher Freiheit (abſolute Freiheit mag ich nicht ſagen) hervorgerufene Geltendmachenwollen des perſönlichen Ich in politiſcher, wie religiöſer und bürgerlicher Beziehung. Das Ich des Stupiden, ja des Verbrechers will dieſelbe Geltung ſich bewahrt ſehen, welche das des geiſtig und ſittlich Gebildeten beanſpruchen könnte. Jener ringt nicht nur hiernach, ſondern da er meiſtens nicht eben wählerich in ſeinen Mitteln iſt, ſo gelingt es ihm gewöhnlich ſich auf Koſten des letztern, der bei dem was er thut doch immer der Bergeltung gedenken wird, hervorzuheben, und darin ſtude ich auch den Grund der Verwilderung des jetzigen Volkes in moraliſcher, bürgerlicher und politiſcher Hinſicht. (Ich erinnere an die zahlreichen Rauſbolde von Profeſſion.) In jenem erklärt ſich mir dieß auf der Oberfläche ſchwimmende Treiben, welches das den Ton angebende, das herrſchende iſt. Ich bin weit entfernt von der Meinung daß es nicht viele geben ſollte die in jeder Hinſicht ehrenhafter Geſinnung ſind, aber die Maſſe bilden ſie leider nicht; ringen ſie, ſo geſchieht es vergeblich; wollen ſie herrſchen, ſo müſſen ſie der Menge ſich beugen.

Digitized by Google

Der Raum eines Briefes würde das weitere Eingehen auf dieſes Thema nicht geſtatten. Anfänglich (vor 4 Jahren) über dieß von mir ganz ungekannte Weſen der Amerikaner erſtaunt, ſuchte ich daſſelbe mir klar zu machen und ihm auf den Grund zu gehen. Ich glaube nicht zu irren; aber auch du wirſt jetzt, nachdem ich dir das Reſultat meiner Erfahrungen in wenigen Zügen klar gemacht habe, verſtehen was ich zu Anfang dieſes Briefes hervorhob, und ſo laß uns nach dieſer Abſchweifung zum erſtberührten Thema zurückkehren.

Der Principal unſeres Hauſes iſt eine Hauptſtütze der Demokraten, ſein Bruder der Knownothings im hieſigen Staate. Dieſe Familienverhältniſſe, welche jetzt, da die Zeit der Wahlen gekommen, zu mancherlei politiſchen Beſprechungen Veranlaſſung geben, haben mir einen tieferen Einblick in das Treiben dieſer Parteien ermöglicht, als ich mir ſonſt hätte in der kurzen Zeit erwerben können. Das Weſen der amerikaniſchen Demokratie iſt bekannt, weniger möchte dieß mit dem der Knownothings der Fall ſeyn. Ich glaube die Grundgeſetze dieſer Partei ſind zuerſt aus der ſpeculirenden Selbſtſucht Einzelner erwachſen, ſolcher welche entweder ihrem eigenen Ehrgeiz einen Tummelplatz eröffnen wollten, oder eine Abhängigkeit der neu Einwandernden zu ihren Gunſten zu mißbrauchen ſtrebten. Ein Bedürfniß für die Aufſtellung ſolcher Grundſätze, wie ſie dieſe Partei bekennt, iſt hier gewiß nicht vorhanden, und davon muß doch die politiſche Berechtigung abhängen; am wenigſten iſt ſich das Volk im ganzen über den Geiſt der Partei klar. Aber eine unbeſtimmte Furcht vor dem Ueberhandnehmen des durch die maſſenhafte Einwanderung der letzten Jahre ſehr geſtärkten deutſchen Elements iſt allerdings da, eine Furcht vor der geiſtigen Kraft dieſer Deutſchen, welche ſich ſchon mehr und mehr zu regen beginnen. Zwar wird kein Amerikaner dieſer Meinung, ihrer Gründe wegen, beſtimmen; aber es iſt auch vor allem hier gerathen das Volk nach ſeinen Thaten und nicht nach ſeinen Worten zu beurtheilen. Es gibt doch immer einzelne Klügere welche tiefer blicken, und recht wohl einſehen daß das amerikaniſch-engliſche Element in dem Maße ſinken wird wie das deutſche ſteigt; wenn letzteres nur reſt einen feſteren Fuß gewonnen und über größeren Reichthum zu diſponiren hat, ſo wird es ſich zuerſt in unbewußten (wie es ſchon nicht ſelten geſchehen iſt), ſpäter in bewußten Gegenſatz zu ſenem ſtellen. So lange die Deutſchen ſich in den verſchiedenen Staaten vereinzelten, waren ſie unſchädlich, man hielt ſie wenigſtens dafür; jetzt, da ſie gleichſam Beſitz von einigen Territorien genommen haben und compactere Maſſen bilden, iſt es ganz natürlich daß das Augenmerk ſich auf ſie zu richten beginnt. Bon einem Staate welcher in ſich ein durch Geſetze abgerundetes Ganze bildet, welcher, auf feſten Grundlagen ruhend, die allgemein geltenden Regeln der Politik anerkennte und unveränderlich befolgte, kurz, von einem völlig ausgebildeten Staate würde man ſagen müſſen, es wäre Thorheit, ein vielleicht Zerſtörendes, jedenfalls Widerſtrebendes in ſich aufzunehmen. Dem Amerikaner, wie er ſich herausgebildet hat, mag ich es auch nicht allzu ſehr verdenken, wenn er ſeine Stellung zu ſchützen ſucht, ſo gut er kann, denn nur in dem ungeheuren Selbſttränkel ſeines alles übertragenden Werthes kann ſich der Zuſammenhang der Union für ſpätere Zeit halten. Dieß iſt der Kitt welcher das nicht ſo ſehr auf widerſprechenden Grundlagen gegründete, als vielmehr durch ſchlechte Baumeiſter errichtete und ausgebaute Gebäude zuſammenhält. Ueber dem amerikaniſchen aber ſteht der allgemein menſchliche Standpunkt; ſchlimm genug daß ihm nicht gleich von Anfang an die Berückſichtigung hier geworden iſt welche er überall fordern darf. Von dieſem Standpunkt aus muß ich das Beſtreben der Knownothings entſchieden tadeln, weil ſie den Maßſtab ihres unvergleichlichen Ich zu der Elle machen mit welcher ſie Völkerthum meſſen. Deßhalb nannte ich dieſe Partei aus ſelbſtſüchtiger Berechnung entſprungen. Die von ihnen begangenen Exceſſe ſind Nebenſache, zumal hier; eine Partei die nicht von einer höheren Idee, nicht einmal von volksthümlich bewußtem Bedürfniſſe getragen wird, kann anfänglich nur den Anſchluß des Volkes zu ſich zählen. Dennoch hat die Berechnung hier ſehr klug auf dem Charakter des Volkes gefußt, und ich glaube daß ſie, wenn kein Wunder geſchieht, und obwohl ſie jetzt noch zu ſchwach zum Durchgreifen iſt, immer mehr an Boden gewinnen wird, und daß ſie oder doch ihre Meinungen dereinſt denſelben Anlaß zu Streitigkeiten und Trennungsverſuchen innerhalb der Union geben werden, wie es jetzt die Sklavenfrage thut. Denn trotz allem wird das fremde Element wachſen an numeriſcher und geiſtiger Kraft; das amerikaniſche aber kann ſich vielleicht brechen laſſen, bengen wird es ſich vorausſichtlich nie, ſondern wird in ſeiner Zähigkeit um ſo mehr wachſen, je öfter ihm Eingriffe der Art ungeſtraft hingehen, wie es ſich in den letzten Jahren z. B. in Cuba, durch Walkers Expedition in Nicaragua und anderswo — oft zu Europa's Schmach — erlaubt hat. Man halte die Amerikaner nicht wie ein verwöhntes und verzogenes Kind, ſie ſind zwar jenes beides in vollem Maße, aber Kinder ſind ſie nicht mehr, man gehe ernſt mit ihnen um, aber man verhärtſche ſie nicht mehr als ſchon geſchehen iſt.

Es gibt eine Menge Vorzüge in dieſem Volke, es wäre Unrecht ihm dieſe Anerkennung zu verſagen; es beſitzt ein Land über welches Gott die Fülle ſeiner Gnade ergoſſen hat. Und doch, wie gering iſt der Werth der Menſchen! Der Amerikaner iſt klug, ausdauernd, gewandt und behält ſtets ſein Ziel im Auge; aber ſein letztes Endziel iſt doch immer nur der materielle Verdienſt, den geiſtigen Genuß des Schaffens kennt er nicht, ihm fehlt das Gemüth. Er iſt ſogar patriotiſch, er kann dem Ganzen Opfer bringen, aber nur inſofern er Ehre damit einlegt, Größe und Ruhm heißt oder Genuß erwartet; ich möchte ſagen, er ſey ſelbſtſüchtig-patriotiſch, das Aneinſichherausgehen, die Aufopferungsfähigkeit beſitzt er nicht. Er kann dem Armen mittheilen, am keinen Makel auf ſein Volk, keinen Fleck auf ſeinen Namen kommen zu laſſen; aber er gibt nicht aus Erbarmen und herzlicher Liebe, er hat eben kein Herz. Er kann entrehren, künſteln, ringen, aber hat ſtets den endlichen Genuß im Auge; nach langer Entbehrung überhäft er ſich, hat er ſeine Zukunft in pecuniärer Hinſicht ſicher geſtellt, dem erſchöpfendſten Genuſſe; er beſitzt trotz aller Arroganz nicht die Selbſtſchätzung, die den ſittlichen Fleck als ſolchen fürchtet. Daher ſind die reichgebornen Amerikaner ſo oft die raffinirteſten Wollüſtlinge die man ſich denken kann.

Ohne Zweifel iſt die Sklaverei der wunde Fleck, aus welchem manches hervorgeſchwärt iſt was jetzt als ſittlicher Makel auf dem Charakter des Volkes ruht. Abgeſehen davon daß ſie auf der einen Seite jene Selbſtüberhebung, auf der andern die tiefſte Gemeinheit, hier Genußſucht, die ſo leicht zu beſtechigen, dort Berthierung erzeugen

Digitized by Google

mußte, hat sie noch manche andere Fehler hervorgebracht. Ich rechne dahin vor allem den Mangel an Achtung vor dem Gesetze.[1] Der Amerikaner schwört seinen Gesetzen Treue mit dem Vorbehalte des freien Belieben, ob er sie halten will oder nicht, er, der das Joch des Gesetzes bei andern Völkern zu überwachen beansprucht. Ein Gesetz ohne Achtung vor ihm ist aber kein Gesetz mehr, daher die allgemeine Künstlichkeit neben dem straflosen Umgehen der Gesetze. Freiheit ohne selbstbewußte Achtung vor dem Gesetze, wie sie den alten Römern inne wohnte, ist keine Freiheit mehr. Wo Selbstsucht, Leidenschaft und Gesetzverachtung herrschen, da ist der Pranch, die Blüthe barbarischster Sklaverei, eine Schande für ein freies Volk, ganz am rechten Platze. So entspringt das eine dem andern. Das Lynchen scheint eine besonders in diesen südwestlichen Staaten sehr beliebte Volksbeschäftigung, und kommt, nachdem die Händel im Kansas und an andern Orten die Unruhe des Volkes gehörig aufgestachelt haben, seitdem man die Sklavenfrage praktisch a posteriori debattirt, in den größtmöglichen Schwung. Die südlichen Zeitungen sind voll von solchen ekelhaften Dingen, die sie in einem Tone erzählen hat man alltägliches zu lesen glaubt, und vor sich selbst erschrickt, wenn nach wenigen Wochen diese Lectüre dem Geist eindruckslos vorübergeht.

Ich glaube nicht daß es hier in Louisiana einigermaßen Gebildete gibt welche die Sklaverei als Princip vertheidigen; aber daß sie nothwendig geworden, behauptet selbst der humanste Mann, und keine Freisinnigkeit geht so weit, daß sie sich auf das „schwarze Vieh" erstreckte. In Carolina würden sehr viele das Princip der Sklaverei mit allen möglichen Gründen vertheidigen, und ich bin überzeugt daß, wenn es darauf ankäme sich entschließlich für oder gegen sie zu erklären, der sämmtliche Süden der Union nicht eine Minute zögern würde sich für ihre Beibehaltung zu bestimmen. Was soll man aber auch dazu sagen? So schändlich sie, vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ist, so sehr sie zur Entsittlichung des ganzen Volkes wirkt, ja so sehr der Reichthum des Landes selbst unter ihr leiden würde, wären diese Staaten bevölkerter, weil der Neger stets ein schlechter Arbeiter ist, so muß man doch auch gestehen daß, so lange jener wahre Werth des Menschen, welcher nur aus der Arbeit und der Benutzung seiner Kräfte entspringen kann, hier im Süden nicht als solcher erkannt wird — so lange auch an eine radicale Hülfe gar nicht zu denken ist. Wollte eine solche von außen kommen, so erkennt man sie hier nicht nur nicht an, sondern widersetzt sich ihr auf Leib und Leben. Man gestattet hierin Europa keine Einsprache, denn man sagt — und mit Unrecht? — daß die unterste Stufe des Volkes dort in schlechteren Verhältnissen lebe als hier die Neger. „Es sege also jeder zuerst vor der eigenen Thür!" Wenn ich hinausgehe auf die Felder, so bietet sich mir kein Anlaß über schlechte Behandlung der Sklaven zu klagen. Der faule zwar wird zur Arbeit angehalten, selbst mit Gewalt, wenn er nicht folgen will; die Arbeit ist aber nach hiesigen Begriffen nur für Europäer eine schwere. Möglich daß auf den hiesigen Pflanzungen mehr Rücksichtnahme herrscht als anderswo; möglich daß das Interesse des Sklavenstaates Verschweigung von Rohheiten fordert; ich lasse es dahin gestellt seyn, doch möchten andrerseits viele Berichte übertreiben. Die Hütten der Sklaven sind von Rohr, und sie selbst mit Baumwollenzeug nur nothdürftig bekleidet, die Kinder fast oder ganz nackt; aber das ist Folge des Klima's. Die Neger sind sehr indolent; der Herr muß sogar mit Gewalt oft sorgen daß sie sich bekleiden, nur wenn der Hunger treibt, legen sie freiwillig Hand an. Für die Kranken ist in einem eigenen Hause Platz, wo sie auch die Pflege haben welche die hiesigen Verhältnisse gestatten, nach europäischen Begriffen freilich sehr ungenügend. Die Alten und Schwachen haben zwar leichtere Arbeit, doch müssen sie schaffen so lange es geht, und dieß beurtheilt der Aufseher. Ich weiß nicht ob den in der Sklaverei Gebornen die Freiheit größern Nutzen brächte; ich will die schwierige Frage nicht beantworten, Gewohnheit thut vieles. Wäre aber die Einfuhr neuer Sklaven nicht nur verboten, was ja der Fall ist, würde mit strenger Consequenz auf die Befolgung dieses Verbotes gesehen, was nicht geschieht; wäre nicht das schrecklichste Verkaufen einzelner und der Familiengemeinschaft zerissener Personen; wäre die Aufsicht stets treuen und zuverlässigen, aber milden Personen anvertraut; wäre die körperliche Züchtigung auf ein geringes Maß festgestellt, da sie sich, z. B. bei Diebstahl und Schlägerei, wohl kaum ganz verbieten läßt — so, glaube ich, würde alles mögliche geschehen seyn um die Sünde der Väter möglichst wieder gut zu machen, da die Kinder doch einmal vor dem menschlichen Richter die Strafe derselben nicht tragen dürfen. Es ist zwar ein empörender Anblick wenn man Personen als Sklaven behandeln sieht, an welchen nicht die Spur von Negerblut zu erkennen ist; aber wenn man bedenkt wie leicht dieß Loos auf die einwandernden, oft so armen und verlumpten Europäer übergehen dürfte (und es fragt sich ob die geheimen Gedanken der Knownothings nicht dahin zielen); wenn man ferner berücksichtigt wie sehr jede harte Beurtheilung eines einmal bestehenden Verhältnisses Veranlassung wird zu hartnäckigerem Festhalten an demselben, so kann man es zwar nie rechtfertigen, muß es immer bedauern, aber dennoch erbitterten Kämpfen und gewaltsames Reformiren entschieden von der Hand weisen.

Hier bei uns gibt es für die Sklavenkinder eine gemeinschaftliche Schule, worin sie lesen lernen, um die Bibel zu verstehen; es macht einen eigenen Eindruck die kleine schwarze, krauskköpfige Heerde zu beobachten. Die gewanderen Kinder kommen später als Haushüter in die Nähe des Herrn, mit dessen Launen sie zwar oft zu kämpfen haben, aber doch erfahrlich sich durch Lebensmuth und Freudigkeit vor den übrigen Sklaven, mit denen sie sich auch nicht gerne befassen, auszeichnen. Jedes Kind dieser reichen Pflanzer hat eine Bedienung von mehrern Sklaven, und es ist erklärlich wohin diese Berührung in sittlichen Hinsicht führen muß. Das erkennen die Eltern so gut und besser als Fremde, sind auch keineswegs gleichgültig. Viele würden gern die Hand zu vernünftiger Aenderung aller dieser Verhältnisse bieten, aber wo auf beiden Seiten Leidenschaft herrscht, die noch durch romantische Uebertreibung vermehrt wird, da scheint eine Verbesserung noch in weiter Ferne zu liegen.

---

[1] Und doch, mit welcher Pietät haben die Amerikaner kürzlich ihre sinnbischen Temperanzgesetze beobachtet — weil sie Gesetze waren! D. R.

Digitized by Google

Ein Besuch des chinesischen Theaters in San Francisco.

(Auszug aus dem San Francisco Journal.)

Wir begaben uns eines Abends nach dem chinesischen Theater in der Dupontstraße. Auf denselben Brettern hatten wir noch kurze Zeit vorher eine deutsche Vorstellung gesehen. Die heutige Vorstellung personificirte die „Einführung des Theaters in China vor tausend Jahren." Bei dem Beginnen der Aufführung erschienen alle mit der Vorstellung beschäftigten Personen auf der Bühne, und gaben in einer Art Rundgesang eine Erklärung der zu haltenden Vorstellung. Um Verwechselungen zu vermeiden, zeigten sich Schauspieler, die in mehrern Rollen auftraten, vorher in ihren verschiedenen Costümen. Solos und Chöre wechselten mit einander ab, Duette, Terzette und Quartette waren eingeschlossen, zu jedem aber gab der Chor als Finale eine Repetition der Schlußnoten, die zuweilen eine Aehnlichkeit mit einem Ehoral aus unsern Kirchenliedern hatten, wenn man im Stande ist die alle in der Fistel gesungenen Laute damit zu vergleichen.

Das Orchester befand sich auf der Bühne und hatte an gewöhnlichen Tischen Platz genommen, die an der Rückencoulisse aufgestellt waren. Zwei Becken, eine Art Clarinette, eine Trompete, einseitige Geigen, ein eiserner Amboß, der mit Hämmern geschlagen wurde, und einige andere Instrumente, waren bestimmt den Mißwarr von nälenhaften, pfeifenden und kreischenden Tönen zum Ohr zu bringen, den die Chinesen Musik nennen.

Die Musikanten rauchten und tranken abwechselnd aus kleinen Schalen Thee, von dem die auf der Bühne befindlichen Schauspieler, wenn sie mit einer stummen Rolle beschäftigt waren, sich dann und wann einen Mundvoll zuführten. Die Sitze waren ohne Ausnahme alle gefüllt. Die Frauen rauchten Cigaritos oder naschten Nüsse und Zuckerwerk, die Männer saßen schreigend, ohne Beifall oder Mißfallen auszudrücken, hin und wieder eine Opiumpfeife mit dem Nachbar tauschend.

Der Gegenstand des Stückes bestand darin daß das Theater erfunden wird, und unter dem Volk anfangs populär zu werden. Ein mächtiger Mandarin widersetzt sich den Theatervorstellungen, die, von einem andern Großen des Reiches unterstützt, zu einem Kriege Veranlassung geben. Die Frau und die Tochter des einen der Mandarinen sind dem Theater und den Theater-Rebellen günstig gesinnt, und kämpfen selbst im Kriege mit. Der theaterfreundliche Mandarin stirbt jedoch, die Theaterpartei wird geschlagen, und der Feind will nun Frieden machen, wenn ihm die Tochter seiner Feindin übergeben wird. In einer Versammlung der Krieger wird beschlossen auf diese Bedingung ihn Frieden zu schließen, da aber wendet sich die Mutter in einer Rede an die Krieger, und der Krieg wird weiter fortgeführt. Der theaterfeindliche Mandarin wird besiegt, er muß fliehen, er sucht Schutz unter einer Theaterbande, bei der er selbst mitspielt, wird erkannt und vom Volk gemordet. Das Theater hat gesiegt, und China freut sich über alle Maßen.

Die Frauen werden von Männern dargestellt, die sich bemühen die weibliche Stimme und die Bewegung der Frauen nachzuahmen. Es verstößt gegen die chinesische Etiquette Frauen auf der Bühne erscheinen zu lassen.

In der Vorstellung selbst bemühten sich die Schauspieler den Gang des Krieges darzustellen. Die Fortschritte und die Heftigkeit der stattgefundenen Kämpfe wurden symbolisch dargestellt. Im Beginn des Krieges, der jedenfalls das Hauptheil des ganzen Stückes bildet, erscheint die eine der Parteien auf der Bühne und producirt ihre Stärke. Ein Anführer singt eine Art Anrede ab, Fahnenträger und Soldaten umstehen ihn. Seine Reiterei erscheint auf der Bühne, es sind Pferde aus baumwollenem Zeuge gefertigt und angemalt, die wie die Harlekinpferde in einer Kunstreiterbude die Füße des Reiters mit einer Decke verhüllen, der dann die Sprünge des Pferdes nachahmt. Der feierlich seyn sollende Aufzug wurde allerdings durch die baumwollenen Pferde grotesk genug, gab aber immerhin eine treffende Idee von dem was beabsichtigt wurde. Die Fortschritte des Kampfes und seine zunehmende Hitze werden durch die größere Eleganz der Kleidung und durch den Uebergang von einfachen zu gefährlicheren Waffen dargestellt. Im ersten Kampf erscheinen die Soldaten nur mit einem hölzernen Säbel bewaffnet und mit baumwollenen Kitteln bekleidet. Die Schlacht beginnt, nachdem sich beide Parteien eine Zeit lang verhöhnende Zeichen zugeschleudert. Jeder scheint bemüht es dem andern an wegzuwerfenden Gebärden zuvorzuthun. Das Gefecht beginnt als Zweikampf zwischen zwei Soldaten. Die Musik läßt sich pianissimo hören, und steigert sich mit der Hitze des Kampfes zu einem rasenden Lärm. Endlich ist die eine Partei geschlagen. Der Anführer der Partei entscheidet allemal den Kampf durch persönliche Tapferkeit. Die Geschlagenen und die Sieger eilen von der Bühne, um in kurzer Zeit zurückzukehren.

Die Soldaten haben nun eiserne Säbel, sind in Seide gekleidet, und der Häuptling ist bärtiger und schrecklicher bemalt als der vorhergehende. Auf jedem Schulterblatte hat er ein Fähnchen stecken, wird, nach hinten hinausstehend, seiner Würde einen ungemein lächerlichen Anstrich verleiht. Der Gegner hat sich auch verstärkt, zwei ellenlange Federn stehen aus seinem Helme heraus, gerade nach hinten gerichtet; damit er sich wenden kann, ohne seine Federn einzuknicken, bedarf es mindestens eines Raumes von fünf Ellen Durchmesser. Abermals geschlagen, kehrt die Partei noch prächtiger zurück. Die Säbel haben Spießen Platz gemacht, und die Häuptlinge haben drei Federn oder drei Fähnchen auf den Rücken geheftet. Die Soldaten sind noch prächtiger gepuzt, und die Musiker erhöhen ihren Lärm um ein bedeutendes. Nochmals geschlagen, ändert sich die Weise des Treffens aufs neue. Eine Anzahl Jongleure erscheinen. Sie sind unbewaffnet, was Gewalt nicht erringen konnte, soll nun durch List und Geschicklichkeit ausgeführt werden. Vor dem Treffen wird dem Publicum eine Probe ihrer Geschicklichkeit gegeben. Sie springen einer über den Kopf des andern, schlagen Rad, überschlagen sich in der Luft zwei- und dreimal ꝛc. Der Feind erscheint, und das Gefecht beginnt. Sie stellen dem Gegner ihre Beine unter, die feindlichen Truppen fallen zu Boden, der Feind geräth über diese unerhörte Kampfesweise in Verlegenheit; vom Boden aufgestanden, springen die Jongleure ihm mit beiden Füßen vor die Brust und schleudern ihn rücklings zu Boden. In dieser Weise geht es fort, bis die Unbewaffneten ihre Künste erschöpft und der Feind zum Abzug sich aufgemacht. Die Einnahme der feindlichen Hauptstadt erfolgt, auch sie wird

Digitized by Google

symbolisch dargestellt. Zwei Männer halten eine gemalte Mauer quer über das Theater, eine Thür in der Mitte deutet das Thor an, die Geschlagenen ziehen sich um die Mauer, die Sieger aber marschiren hinein.

Nun wird zu Unterhandlungen geschritten. Ein Bote wird mit einem Briefe abgesendet. Die Scene war ungemein lebhaft dargestellt. Der Empfänger des Briefes liest denselben, und fühlt sich durch die Vorschläge, die ihm der Feind anbietet, gekränkt. Er durchläuft alle Stadien des Aergers, des Hasses und der Verachtung. Endlich peinlichst ihn ein Vertrauter, der ruhig und schlau eine Antwort anräthet. Sie wird geschrieben. Der Bote, um den langen Weg den er zurücklegen muß anzudeuten, geht auf der Bühne im Kreise umher; seine Freunde, zu denen er zurückeilt, haben unterdessen den Platz eingenommen, den der Feind verlassen u. s. w.

Die Werchowina in der Marmarosch.

(Von A. M. L.)

Unter einer ungarischen Gegend stellt man sich im allgemeinen eine ebene baumlose Puszta-Landschaft vor, wie dieselbe die Maler oft als ziemlich eintönigen, aber charakteristisch seyn sollendes Bild aus Ungarn hinstellen. Unter einem grauen Himmel eine öde Ebene mit einem Schwengelbrunnen im Vordergrunde, in dessen Nähe etwa ein langbeiniger Sumpfvogel sichtbar ist, und im Hintergrunde wilde Rosse mit dem Tschikosch als Zigurinen erscheinen. Dieses allerdings aus der Wirklichkeit gegriffene Gemälde gehört eben nicht zu den schmeichelhaftesten Seiten des an romantischen Gegenden reichen Ungarns, aber dennoch ist es poetisch, sowie dieses Land auch in seinen Schattenseiten des Malerischen nicht entbehrt. Kaum dürften in einem anderen Lande die Contraste in jeder Beziehung einander schroffer entgegentreten als es in Ungarn der Fall ist. Hier ist das reiche Pesth mit Luxus- und Pariser-Moden und allen Attributen der Civilisation, und schon wenige Meilen davon herrschen rohe asiatisch-hunnische Sitten mit einer jedem Westeuropäer sehr auffallenden Tracht, besonders der männlichen Bevölkerung, indem zugleich das öde Land fast einer afrikanischen Wüste gleicht, wo in weiter Umgegend kein Baum und kein Strauch, und außer dem beunruhigenden Aasgeier kein Vogel zu sehen und zu hören ist. Und in welchem Contrast mit dieser Haide stehen die paradiesischen Gefilde der Baranya und die gottgesegnete Hegyalja, wo der edelste aller Weine gedeiht!

Allein weder eine Puszta der niederungarischen Ebene, noch ein oberungarisches oder pannonisches Eden will ich hier schildern, sondern eine äußerst wilde waldbewachsene Gebirgsgegend der nordöstlichen Karpathen Ungarns will ich mit ihren Eigenthümlichkeiten in kurzen und schwachen Umrissen dem Leser vorführen. Die Werchowina ist jener wildromantische Theil des Marmaroscher Comitates, welcher, im karpathischen Hochgebirge liegend, im Norden von dem galizischen Stryer-Kreis durch einen Gebirgsrücken getrennt, sonst aber größtentheils von den übrigen Theilen des Marmaroscher Comitates umgeben wird. Es hat dieses auch in Ungarn nur wenig gekannte Ländchen seinen Namen von dem russischen Worte Wersch, das „Berg“ bedeutet, und damit auch auf seine ursprüngliche Verwandtschaft hinweist. Die hervorragendsten Berge in dieser rauhen Gebirgslandschaft führen die Namen: Prißlop, Jomerek, Ostenn, Kamjanka, Schid, Mersa, Kuk u. s. w. Es sind dieß lauter Benennungen welche der magyarischen Sprache fremd sind und nur in der Sprache der Bewohner dieses Ländchens, welche Ruthenen sind, einen Sinn haben. Von den Bewohnern dieses Ländchens hört man selbst in Ungarn nicht viel sprechen, weil in diesen wilden und abgelegenen Winkel des Landes nur selten Reisende kommen.

In etwa 50 Ortschaften der Werchowina zählt man über 20,000 Einwohner, welche mit Ausnahme von 1200 Juden und nur etwa zwanzig römischen Katholiken, sämmtlich der griechisch-katholischen Confession angehören. Der Wald ist in dieser Gegend durchgehends vorherrschend, obgleich die oft schroffen Abhänge der Berge und die Thäler herrliche Viehweiden darbieten. Das Nadelgehölz aber bildet hier nicht allein die Wälder, sondern es steht in reizenden Mischungen von Laubbäumen, unter welchen wieder die herrliche Buche den ersten Rang einnimmt, deren majestätische Exemplare hier 805 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß dick im Durchmesser sind. Tosende Wasserfälle und rauschende Gebirgsbäche gibt es hier viele, wie dieß wohl auch in anderen Gebirgsgegenden der Fall ist; aber diese Gegend zeichnet sich vor vielen anderen dadurch aus daß hier eine Menge Mineral-Quellen und Gesundbrunnen vorhanden sind. Die krystallhellen Gebirgsbäche sind reich an Forellen, und wie mir alte Leute erzählten, haben weder Bäche noch Forellen im Verlaufe von 50 bis 60 Jahren abgenommen, wie dieß in vielen anderen Gegenden der Fall ist, wo mit dem überhandnehmenden Ausroden der Wälder die Wald- und Gebirgsbäche gänzlich eingetrocknet und mithin auch ihre lustigen Bewohner verschwunden sind. Daß die Mineralquellen in dieser abgeschiedenen Gegend nicht benützt werden, wird dem Leser einleuchtend seyn, besonders wenn er bedenkt daß der Ruthene noch nicht auf jener Stufe der Cultur angelangt ist, um dem Fremden auch nur einen erträglichen, geschweige denn einen comfortablen Unterhalt zu gewähren. Die Dörfer der Werchowina ziehen sich in den Thälern hin und bestehen aus sehr zerstreut liegenden Häusern, wenn man die aus Holz von den Ruthenen selbst fabricirten und mit Stroh gedeckten Hütten so nennen darf. — Auch die Kirchen sind aus Holz gebaut, und es besitzt dieses Ländchen nur eine einzige steinerne Kirche.

Das ehemalige Dorf Jasjonowetz haben die Bewohner verlassen, als dieselben glücklicherweise noch zeitig genug den bevorstehenden Bergsturz bemerkten, welcher das Dorf begrub. Die Stelle wo die Kirche stand, wird von einem Kreuze bezeichnet. Das von allen Seiten von hohen Bergen umgebene und auch höchstgelegene Dorf ist hier Polyana, mit einem seiner Lage entsprechen-

Digitized by Google

den äußerst rauhen Klima, welches das Gedeihen keiner Vegetabilien zuläßt, denn selbst der Hafer reift hier nicht, und die Kartoffeln erreichen nur die Größe einer Haselnuß. Kein Sperling hält sich in dieser kömerleeren Gegend auf, auch keine Elster, keine Dohle und keine Krähe ist hier zu sehen. Doch horstet in dieser Wildniß der Adler, und zwar der Steinadler (Aquila fulvus) und der graue Geier (Vultur cinereus). Der interessanteste gefiederte Bewohner dieser Gegend, so wie der ganzen Werchowina und Umgegend, ist aber das Auerhuhn, Tetrao urogallus, dessen Hahn hier wilder Pfau genannt wird und im Frühjahre ein Gegenstand der höhern Jagd ist. Solchen Verfolgungen jedoch wie in Steiermark ist der Auerhahn auch während der Falzzeit hier nicht ausgesetzt. Auf dem Baume sitzend lockt nämlich der Auerhahn das Huhn in den frühen Morgenstunden des eintretenden Frühlings mit besondern Tönen herbei, wobei er mit gesenkten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze allerlei possierliche Stellungen macht. Dieß nennen die Jäger Falzen. Während des Falzens steht und hört der Auerhahn auf keine ihm drohende Gefahr, weßhalb er auch von den Ungarn Stfket Tajb, d. h. tauber Hahn, genannt wird, obgleich er sonst das leiseste Geräusch bemerkt.

Unweit Polyana, zwischen den Bergen Girgan und Ostrun, ist ein großer See, welcher Meeresauge genannt wird — eine Benennung die bei Gebirgsseen auch in der Zips vorkömmt.

Der Feldbau der Ruthenen in der Werchowina erstreckt sich nur auf den Anbau des Hafers und der Kartoffeln. Sehr oft wird die Haferaussaat durch das von den Bergen herabkommende Wasser weggeschwemmt oder mit Erde und Steingeröll überschüttet. Und wenn endlich der mit so vieler Mühe gepflegte Hafer wirklich zu reifen beginnt, so muß er noch gegen die Verwüstungen der Bären geschützt werden, was dadurch geschieht daß die Bewohner des Nachts auf den Feldern ein Feuer unterhalten, das die Bären bekanntlich abhält. Der Hauptnahrungszweig dieser Gebirgsbewohner ist die von der Beschaffenheit des Landes begünstigte Viehzucht, und es wird ein nicht unbedeutender Handel mit Käse getrieben. Pferde sieht man hier selten, und auch diese sind klein und unansehnlich.

Die ganze Werchowina aber ist für den Jagdliebhaber ein wahres Dorado, denn in den dichten Wäldern desselben gibt es Hirsche, Rehe, Wildschweine, Bären, Wölfe, Füchse, wilde Katzen, Dachse, Marder, Auerhähne, Birkhühner, Haselhühner und noch andere Gegenstände des Jagdvergnügens, und es ist somit diese sonst so rauhe und wilde Landschaft ganz geeignet die Sehnsucht des Jägers zu erwecken. Der Wolf ist bekanntlich auch in andern Gegenden Ungarns keine Seltenheit, und es sind z. B. im Jahre 1866 laut der Prämienliste im Szathmarer-Comitate allein 33 Wölfe erlegt worden, wofür als Prämie je 4 fl. C. M. für das Stück ausgezahlt wurden. Ich selbst habe mehrfach auf meinen Winterreisen im südlichen Ungarn Wölfe gesehen, und erinnere mich noch des Amusements welches ich als Knabe an den von den Bauern zu Markt gebrachten jungen Wölfen hatte. Von Fleischern und Privatliebhabern werden oft Wölfe an der Kette gehalten. Früher war in der Werchowina auch der Luchs zu Hause, und ich habe selbst noch Leute getroffen die in ihrer Jugendzeit dieses Raubthier gesehen haben, und mir bei ihrer sonstigen Unwissenheit getreue und anziehende Schilderungen desselben gaben.

Die Männer in der Werchowina sind groß von Gestalt und gut gebaut; da dieselben bei der Armuth ihrer Heimath an Frugalität und Entbehrungen von Jugend auf gewöhnt, und bei ihrer gesunden und kräftigen Constitution vielfache Strapazen zu ertragen im Stande sind, so würden sie sich vorzugsweise zu Soldaten eignen, wenn die Abneigung vor dem Soldatenleben bei ihnen nicht vorherrschend wäre. Auch die andern Ruthenen Ungarns haben keine Lust zum Militärstande, am allerwenigsten aber zur Reiterei, welche gerade die Freude des Magyaren ist. Der Ruthene der Werchowina besitzt eine große Liebe zu seinem Ländchen, und leidet außerhalb desselben am Heimweh. Die Diebstähle sind in der Werchowina selten, daher kennt man hier auch keine Schlösser; da wo die Höfe eine Umzäunung haben, werden sie höchstens mit einem hölzernen Riegel abgeschlossen, und das Vieh steht in unverschlossenen Ställen. Bei manchen guten Eigenschaften ist dieses auf einer tiefen Stufe der Cultur stehende Volk sehr vom Aberglauben befangen, und die Folgen desselben werden oft in grosser Weise bethätigt. Dagegen kennt man in diesen glücklichen Bergen nicht die Auswüchse und Gebrechen der civilisirten Länder, und es würde auch der hiesige Ruthene sein einfaches Waldleben nicht mit den Herrlichkeiten des jetzigen Paris umtauschen. Die höchsten musikalischen Genüsse gewähren dem Ruthenen die Fiedel und der bei allen slavischen Völkern beliebte Dudelsack, welcher bei Hochzeiten, wenn zur Trauung in die Kirche gegangen wird, nicht fehlen darf. Die angenehm tönende Tamburitza der südlichen Slaven ist hier nicht gekannt. In sonstiger ethnographischer Beziehung unterscheiden sich die Ruthenen der Werchowina kaum von ihren Stammverwandten in Ungarn und Galizien.

Digitized by Google

Reisebriefe aus Honduras.

Belize, Brit. Honduras, 14 März 1857.

Nach einem Zwischenraum von vier Wochen liegt wieder der westindische Postdampfer „Eagle“ hier vor der Barre im sogenannten Hafen in der See vor Anker. Es ist ein schlechtes altes Schiff mit einem äußerst schadhaften Kessel, der mehrmals schon auf offener See ausgebessert wurde. Es brachte wenig Passagiere, und niemand hier hat Lust ihm sein Leben anzuvertrauen, so dringend manche auch Geschäfte abrufen. Man wartet mit Sehnsucht auf ein neues Postdampfschiff, das den Dienst zwischen hier, Kingston und San Thomas versieht, wo man das Schiff mit einem anderen besseren nach Southampton wechselt. Im Vergleich zu den Cunard- und Collins-Dampfschiffen, die zwischen New-York, Boston und Liverpool laufen, stehen die westindischen hier allerdings sehr unbedeutend aus, und sind weit entfernt jene Idee von unbeschränktem Zutrauen und sorgenloser Behaglichkeit zu wecken, die dem Reisenden durch die Großartigkeit der Bauart schon der äußeren Erscheinung nach und durch die wahrhaft fürstliche Pracht und elegante Ausstattung des Innern der ersteren zu Theil wird. Es fehlt hier die Concurrenz, das sieht man ganz deutlich, bedingt durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs im Handel: an diesen Theil der Welt versetzt, muß der Kaufmann und Reisende zufrieden seyn daß ihm die brittische Regierung überhaupt eine Möglichkeit zum Weiterkommen bieten. Eine Nothwendigkeit, ein aus den Verhältnissen frei sich entwickelnder Drang nach diesen Verkehrsmitteln scheint hier nicht zu existiren.

Seit meinem ersten Briefe, den ich vor vier Wochen an Sie abfandte, haben wir mehrere Excursionen in die Umgebung gemacht; eine den Belizefluß hinauf und eine andere nach der Lagune von Manati wird für Sie nicht ohne Interesse seyn.

Für die Excursion den Fluß hinauf wurden wir von einem englischen Kaufmann, Besitzer großer Mahagonywerke im Innern, bereitwilligst mit einem Boot, „Pic-Pan“ versehen, ein langes schmales Ding, das für diese Flußschifffahrt außerordentlich zweckmäßig ist. Bei einer Länge von 40 Fuß zu 4 Fuß Breite gleitet es durch die ruderschläge der Kariben sehr schnell, auch den Strom aufwärts durch das Wasser; es erfordert allerdings ein sehr ruhiges Stillstehen und keine heftigen Bewegungen der Reisenden, um das Umschlagen zu verhüten. Von den Eingebornen aus einem Mahagony-Baumstamm verfertigt, läßt es sehr selten Wasser ein, und ein bereit liegender Schwamm ist hinreichend die unbedeutende eindringende Masse Wassers vollständig aufzusaugen. In der Mitte sind Sitze angebracht und ein kleines Zelt darüber, um gegen die heiß brennende Sonne zu schützen. Man benützt für solche Touren übrigens gewöhnlich den größeren Theil der Nacht, bricht um 2 Uhr auf und rastet von 10—4 Uhr. Sehr schwer ward es, an dem mitgenommenen Proviante der Bootsleute und unserem eigenen Apparate für Thee-, Kaffee-, Chocolade, nebst Brodkörben mit Fischen und Rindfleisch, vorüber zu steigen, ohne durch die dadurch verursachte Schwankung des Bootes selbst ins Wasser zu fallen, der schwierigen Passage über die quer über das Boot liegende Bettstelle und Matratze für Madame Fr. gar nicht zu gedenken. Die Mannschaft bestand aus sechs jungen kräftigen Kariben, die meisten davon in Trurillo geboren, und jetzt hier entweder in den Mahagonywerken oder als Bootsleute arbeitend. Manche sprachen sehr gemischt etwas englisch und spanisch mit und, unter sich aber immer karibisch. Sie sind schwarzbraun, der Leib wie Bronze, gehören der Mischlingsrace der Kariben an, die durch Neger entstand, welche sich aus einem 1675 an der Küste der San Vincent geschehenen Sklavenschiffe auf diese Insel retteten und dann sich mit den eingebornen Kariben vermischten, woraus die Unterscheidung zwischen „Yellow and Black Caribs“ (gelben und schwarzen Kariben) entstand. Der Ausdruck ihrer weit feineren und menschlicheren Züge verräth viel mehr Intelligenz als ein Negergesicht, ihr Benehmen ist artiger als das der freien Neger hier, und in ihrem Wesen läßt sich eine gewisse Zutraulichkeit und Anerkennung der geistigen Superiorität gebildeter Weißer nicht verkennen. Außer dem Proviant, den wir ihnen zu stellen hatten, bekam der Mann noch einen halben Dollar oder 2 Schilling per Tag. Sie kamen früh Morgens an unser Haus, und legten mit vielem Geschick das nothwendige Gepäck in das Boot. Wagerecht waren ihre Sitze vertheilt, hinten am Steuer einer, der sich später als Hauptleiter der Mannschaft gebärdete, dessen Befehlen zu rascherem Rudern sie allerdings zuweilen mit Lächeln und nicht sehr prompt antworteten. Vorn saßen fünf, einer ganz an der Spitze, auf entgegengesetzter Seite als der Steuermann hinten, die anderen vier ebenso gleichmäßig vertheilt. Die Ruder von Mahagonyholz, roth anzusehen, sind sehr schmal und leicht geschnitzt, da das Boot der Oberfläche des Wassers sehr nahe ist, auch nicht sehr lange, und darum leicht zu handhaben. Sie sind nicht an der Bootswand befestigt, sondern werden rein durch die Muskelkraft des Armes bewegt, und tragen das Boot auf diese Art merkwürdigerweise rascher vorwärts als ich erwartete. Sie rudern im Tact mit gewöhnlich drei rasch aufeinander folgenden Schlägen, was sie übrigens sehr häufig wechseln, je nachdem sie rascher oder langsamer fahren wollen. Sie singen dazu im Accord melodische Lieder mit Recitativen, die zuweilen wie katholische Kirchengesänge lauten, und zeigen gerne ihre Kunstfertigkeit im Rudern durch allerlei Spielereei mit demselben, in Neckerei mit dem Nachbar oder tändelndem Plätschern mit dem Wasser. Muthwilliger wurden sie gewöhnlich noch weit mehr, wenn sie sahen daß Madame Fröbel sie beachtete und ihre Spielereien belächelte; dann warf sie und da einer das Ruder hoch in die Luft, fieng es leicht wieder auf, legte es wie eine Flinte auf seinen Vordermann an, denselben sanft anstoßend in Ermanglung der eindringenden Kugel, und setzte es dann, ohne den richtigen Tact der Ruder im geringsten zu verletzen, im richtigen Momente in das Wasser wieder ein. Wenn die Ruderer vorn sich das Mahl zubereitet hatten — was unter ihnen abwechselte — so schickten sie dem Steuermann hinten eine große runde flache Schüssel, von ihnen etwas ausgebrühtt, immer auf dem Wasser zu, wie auch Trinkwasser in Gorodschalen, indem sie das Gefäß dann so zu drehen wußten daß es sich immerwährend am Rand des Bootes in raschen Schwingungen drehte, bis es dieser mit einem geschickten Griffe in seine Hand bekam.

Als wir, von ihren raschen Ruderschlägen schnell weiter getragen, auf den Wellenschwingungen der See in das ruhige Wasser des Belizeflusses einbogen, wurden unsere Ruderer lebhaft begrüßt von ihren Cameraden, die auf der Brücke standen welche beide Stadttheile verbindet, wobei sich in das karibische auch das spanische „á Dios“ mischte.

Digitized by Google

Der Fluß fließt in zwei Armen ins Meer: der an welchem Belize liegt, iſt der kleinere, und wird der „Old-River“ genannt. Er iſt bedeutend wie der andere, mehr eine ſchmale Lagune, dehnt ſich 10 Meilen von hier bis zur Vereinigung mit dem wahren Flußarme aus; dieſer ergießt ſich 8 Meilen nördlich von der Stadt in die See. Hier von der Vereinigung der beiden Arme war zuerſt die Stadt Belize angelegt, die bekanntlich nach dem ſchottiſchen Piraten Wallace etwas verſtümmelt ihren Namen erhielt. Seeräuber trieben ſich im 16ten und 17ten Jahrhundert hier herum, indem ſie innerhalb der gefährlichen Korallenriffe immer eine geſicherte Zufluchtsſtätte fanden. Auf ſie geſtützt, Spanien gegenüber, gründete England dann ſeine Verſuche ſich hier niederzulaſſen, welches Recht ihm erſt im letzten Jahrhundert durch Verträge zugeſtanden wurde. Der Platz mußte aufgegeben werden wegen des moraſtigen Bodens und dadurch bedingter Krankheiten. Noch ſteht man dort die Spuren eines alten Forts; jetzt ſteht nur noch ein Haus an dem Platz wo eine Fahne, an Ketten gezogen, die beiden Ufer verbindet.

Gleich oberhalb der Stadt faßt dieſen engen Canal Mangrovegebüſch ein, deſſen Zweige und Wurzeln ſich tief in das Waſſer verlieren; dieſes dicke buſchige Laubwerk, aus dem von Zeit zu Zeit ſchneeweiße Reiher aufſteigen, iſt für das Auge eines Europäers etwas ganz neues: von den Aeſten der Bäume gehen unzählige kleine wieder herab in das Waſſer, um als Wurzeln zu dienen. Schön iſt dieſe Verſchlingung von Aeſten und Wurzeln, die ſo zahlreich daß man ihnen einzeln nie folgen kann. Das auf dem Waſſer ſchwimmende Blatt iſt nicht groß, in Geſtalt des einer Citrone, dick, dunkelgrün, fettglänzend; Cactus als Schmarotzerpflanzen wachſen üppig aus dem Stamm und den Aeſten des Baumes heraus. Andere Bäume mit koloſſalem Stamm, der tief im Sumpfboden ruht, reihen ſich in beträchtlicher Höhe und etwas lichterem Laube dem Mangrovegebüſch an, das zuweilen übrigens über 30 Fuß Höhe und eine ſtattliche Ausdehnung in die Breite erreicht. Junge Palmenſtämmchen ſteht man allenthalben feſtgeeut zwiſchen dieſem Gebüſch, und wo es ihnen gelingt ihre Kronen über daſſelbe hinaus der friſcheren Luftfläche des Waſſers zuwenden. Unſere Bootsleute machten uns bald auf Alligatoren aufmerkſam, die jedoch, ehe man zu Schuß kam, ins Waſſer plumpten. Sie gelten durchgehends für gefährlich, obgleich manche dieß beſtreiten, da zufälligerweiſe mehrere Perſonen beim Baden oder Herumſtürzen in den Fluß nicht mit ihnen in Berührung kamen. Andere Beiſpiele von bedeutenden Verletzungen in den letzten Monaten wurden übrigens gleichfalls erzählt. Unſere Ruderer warnten vor dem Baden und thaten dieß ſelbſt nicht. Wir haben ſpäter mehrere Exemplare geſehen: ſie gleichen ganz denen am Miſſiſippi und haben eine Länge von 9—12 Fuß.

Die enge Eingeſchloſſenheit des Fluſſes war oft ſo auffallend, daß es unmöglich erſchien einen Ausgang zu finden, bis plötzlich zwiſchen buſchigem Laubwerk ſich eine Oeffnung fand. Noch ſtärker erſchien dieß auf der Heimfahrt bei Mondſchein, wo der Fluß wirklich in magiſchem Schimmer und Zauber begraben lag. Kleine Hütten von Negern mit Bananen und Zuckerrohr-Pflanzungen kommen hie und da zum Vorſchein, die Neger als ſtarre ſtumme Bilder öfters regungslos vor den Thüren ſitzend.

An der Vereinigung der beiden Arme hebt ſich das Land, das Mangrovegebüſch verſchwindet, und ſtärkere Palmen faſſen mit ihren ſchlanken Schäften das Ufer ein. Zwei Meilen von hier, weiter aufwärts, waren wir bei einem deutſchen Gärtner über Mittag. Er verſorgt den Markt von Belize mit Gemüſen, und wir waren ſchon früher hier in der Stadt mit ihm bekannt geworden und nahmen ſeine freundliche Einladung gerne an. Er war früher Mitglied der belgiſchen Colonie in San Thomas geweſen, war aber ſehr unzufrieden mit der Verwaltung und konnte ſein Auskommen nicht finden. Mehrere andere Deutſche hier, wie ein Bäcker und Schuhmacher, klagten ebenfalls ſehr über ihre ſchreckliche Lage dort, und ſprachen nicht einmal zu Gunſten des Hrn. v. Bülow, der Militärdeſpotie des Hrn. Guillmont gar nicht zu gedenken. Obgleich der Boden auch weiter oben am Fluß durchgehends nicht gut iſt, mehr Lehm und weiter zurück vom Ufer noch Sumpf, ſo hat der Gärtner hier ein weit beſſeres Auskommen, als in San Thomas, wo ja bei der geringen Einwohnerzahl und allgemeinen Dürftigkeit an eine Verwerthung ſeiner Producte nicht zu denken war. Er ſelbſt arbeitet von Morgens 4—9 Uhr, dann am Nachmittag von 4—6 Uhr, hält ſich aber außerdem für die größere Arbeit noch zwei Neger. Er ſieht ſehr geſund und friſch aus, und war hier nie krank geweſen. Seine Frau bereitete uns ein ausgezeichnetes Mittageſſen, und unterhielt uns nebenbei von der „Frau Gouvernörin“ oder „Madame Stephenſon,“ „was für eine ſcharmante leutſelige Frau ſie ſey, die gar keinen Stolz habe!“ was mich lebhaft auf deutſchen Boden verſetzte, und mir die Idee beibrachte daß die Anſichten der guten Frau durch einen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten niemals entweicht worden waren. Als wir beim Weggehen fragten „was wir ſchuldig ſeyen,“ meinte ſie: „nichts, wir ſeyen ja Deutſche! mehr ſey nicht nöthig!“ was mich wiederum ganz merkwürdig berührte, denn in Louiſiana und Texas haben mir Deutſche auf dieſem Grund nie etwas zu Liebe gethan. Es ſchien mir ſogar immer als ob ſie von dieſem Bande einer Annäherung nie etwas wiſſen wollten. Schöne blühende Mangobäume — die Frucht hatte ich in New-Orleans, von Vera Cruz importirt, im Sommer oft gegeſſen — bildeten mit dem dichten glänzenden Laub hübſche Gruppen, namentlich auf einem Landhaus gegenüber, das ſich vor einigen Jahren ein Arzt aus Belize erbaute, und dabei — als gelber Angloman — ſchnurgerade Palmenalleen anzulegen nicht vergeſſen hat. In der Ferne konnten wir die Lichtenergien wahrnehmen; die Wipfel derſelben erhoben ſich über die buchenartigen Blätter der Bäume, die hier mit ſtärkerem Stamm das Mangrovegebüſch verdrängt hatten. Dieſes zeigte ſich weiter aufwärts immer noch hie und da am Rand des Fluſſes, mußte aber ſpäter nach 20 Meilen Fahrt anderen Baumgattungen weichen. Die Palmen zeigten ſich jetzt immer mehr in vollendeter Beacht, wobei namentlich die Kohlpalme, cabbage palm, den Preis der Schönheit verdient. Sie ſteigt ſenkrecht gerade in die Höhe, der Schaft zuweilen in der Mitte oder oben dicker als unten. Die Blüthen hängen oben an der Krone herunter, und zeigen offenbar dem Beſchauer daß ihre ſchöne Wölbung, auf dem ſchlankem Stamm ruhend, den Griechen die Idee gab zu den ſchönen doriſchen Säulen mit den wundervollen Capitälen (?).

Der Brodbaum, bread nut tree, hat wohl an Rinde und Blättern am meiſten Aehnlichkeit mit der deutſchen Buche, er iſt nur nicht ſo dicht belaubt. Er hat keine Frucht, ſondern nur Samen; das Dick findet ein ſehr gutes Futter an den Blättern.

Der Beibei gleicht dem deutſchen Nußbaum, die Früchte reifen im April und ſollen ſehr gut zu eſſen ſeyn.

Den Mahagonybaum, der hier in der Stadt häufig vorkommt, ſahen wir an dieſer Stelle des Fluſſes nicht, er kommt erſt weiter oben in Maſſe vor; der Proviſion-Fruchtbaum gleicht ihm ſehr, und hat ganz dieſelben Früchte.

Braſilienholz, Brazil wood, wächst ganz am Ufer des Fluſſes. Es ſind ſtaudenartige Bäume, der Stamm braungrau, ſeine Rinde iſt eingeſchnitten, wie herunterlaufende Aeſte. Auch Sarſaparilla

Digitized by Google

und wilde Baumwolle wurde sehr häufig von uns gesehen. Einen wundervollen Anblick gewährte eine herzförmige Wasserpflanze mit grünen Blättern, einem Rohrstengel und eßbarer Frucht: es ist der „Wild-Coco," wie und die Bootsleute belehrten. Auch der Gasboo, mit gelber Frucht und brauner Bohne, ziert das Ufergrün sehr schön; eine Frucht, die uns allen aber am besten gefiel durch eigenes Kosten, ist die Papaya: eine große gelbe Frucht wie eine Melone, aber weich, daß man die äußere Haut miteffen kann; sie hat den Geschmack einer weichen Butterbirne, im Innern eine Masse kleiner schwarzer Körner.

Der Calabassenbaum, auf dessen Frucht Indianer und Kariben die großen Trinkschalen machen, war uns auch sehr interessant.

Unter den Palmen ist außer der Kohlpalme für den Reisenden die Cocosnußpalme, Cocos nut Palm, jedenfalls die angenehmste, denn ihr Inneres versorgt ihn mit dem herrlichsten frischen Trunke, den er sich nur wünschen mag. Er schmeckt ähnlich wie Mandelmilch und Soda. Wir haben deren nicht wenige geöffnet und geleert; das fleischige weiße Fett, das sich später mit dem Wasser zur öligen Frucht ausbildet, ist auch sehr angenehm zu essen.

Außerdem sahen wir noch die Oelpalme, Corozo oder Gaboon. Die Blätter fangen schon nahe am Boden an in die Höhe zu treiben, so daß man von einem Schaft hier gar nichts sieht, sondern nur einen Busch von Palmblättern.

Pocondobay, eine zwergartige gewundene Palme, am Ufer stehend, ist eine andere Art.

Der Fluß bot mit dieser Verschiedenheit von Bäumen die wundervollsten Landschaften, immer mehr friedlich und heiter wie großartig. Die Ufer erheben sich überall nur unbedeutend, und werden durch Bäume und Schlingergewächse am Ufer, namentlich das prachtvolle Bambusgebüsch, zu einer künstlichen Höhe gesteigert. Wir schien für eine Ansiedlung keiner dieser Plätze sehr geeignet; das Vieh ist durchgängig nicht schön, und findet auf dem dürren Boden sehr wenig Nahrung.

24 Meilen oberhalb Belize rasteten wir, um die Nacht da zuzubringen. Der Ort ist schön gelegen, hat höhere, etwa 40 Fuß hohe Ufer, welche Kreidefelsen haben. An einem derselben stieg ich der Erquickung wegen hinab ins Bad, bot aber sicher eine höchst lächerliche Figur dar, da ich aus Furcht vor den Alligatoren nur hineintauchte und dann rasch, wie gebissen, wieder heraussprang. Angenehm ist der Gedanke allerdings nicht, bei diesem kurzen Genuß einen Arm oder ein Bein zu verlieren.

Wir brachten alle eine schlaflose Nacht hin, da uns die Moskitos und Sandfliegen, ganz kleine Dinger wie Punkte, bei Windstille sehr peinigten. Frühel hatte während der Fahrt auf dem Fluß mehrere weiße Reiher, Storchvögel und schön gezeichnete bunte — roth mit blau — Papagaien geschossen; beim Abziehen verdarb ich als Neuling leider den Balg. Wir giengen am nächsten Tage noch 30 Meilen weiter den Fluß hinauf. Der Charakter der Gegend und des Flusses bleibt sich aber immer gleich; die Fichten nehmen zu.

Reisebriefe aus Indien.

III.

3. In der Dschungel.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Die Dschungel oder der Wald in dem westlichen Ostindien ist nicht das was man sich wohl in Europa, wo man an die Beschreibungen der üppigen Wälder der amerikanischen Tropen gewohnt ist, darunter vorstellen mag, wenigstens nicht zur Zeit wo man ihn ungefährdet besuchen darf. Während und kurz nach der Regenzeit, von Mitte Junius bis Ende November, ist die Dschungel durchaus unzugänglich: während der Monsunregens, wegen der reißenden Ströme die überall entstehen, und nach den Regen, wegen der gefährlichen Fieber von denen die Reisenden dann oft befallen werden. Aus dem letzteren Grunde gibt es einen Armeebefehl, der es nicht gestattet daß die in Hindostan gewordenen Sipahis vor Januar, also drei Monate nach dem Regenfall, von der Westküste auf Urlaub nach Hause gehen. Von Januar an kann man sich schon in den Wald wagen, allein dann fängt auch schon die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses an der austrocknenden Hitze zu weichen. Das oft mannshohe Gras wird dürr und gelb, die Schling- und Schmarotzerpflanzen, so wie manche Bäume verlieren ihr Laub, und die Flußbette sind trocken. Man sieht oft armdicke kahle Holzranken von einem Baum zum andern Brücken bilden, oder zweckloß herabhängen, die, als sie belaubt waren, den Wald undurchdringlich gemacht haben mochten. Man sieht bloß das Gerippe des Pflanzenwuchses der den Raum während der Regenzeit erfüllte. So fanden wir, als wir die Dschungel im März durchstreiften: die Bäume stehen ziemlich licht, und jeder hat freies Gebiet zu seiner Entwickelung. Der Arten sind viele, und sie stehen vielfach untereinander gemischt, oft übereschend schöne Gruppen bildend. Man sieht oft vor einem umfangreich in die Breite entwickelten Banianenbaum, mit setten dunkelgrünen nicht trocknenden Blättern, und bewundert die von den herabwurzelnden Aesten unbrengt geblieben belaubten Säulengänge. Nebenbran streben die auf kleinem Raum vereinigt stehenden Rohre eines Bambusstockes, am Grunde gleichsam ein Bündel darstellend, in die Höhe, um sich eben ihr zierliches, scharfes Grasdach auf flachem Netzwerk von dünnen Rippen entbalten, in schönem Bogen rings nach außen überzuneigen, wie eine Korngarbe ihre Halme in weitem Kreis überhangen läßt, aber baumhoch. Auf der andern Seite steht ein Tamarindenbaum mit voller, zugeliger Krone und feinen Federblättern, die vielleicht mit einem fahlen Baumflamme abwechselt, dessen Laub verloren ist, der dafür aber große, purpurrothe Blüthen trägt.

Auch den Teekbaum (Teak) mit zähem Stamme und mehr als fußlangen ovalen Blättern trifft man, deßen unverwüstliches Holz zum Schiffbau dient, der aber nur an der Küste von Malacca seine größte Höhe erreicht. Er steht immer zusammen mit andern seiner Art, selten allein, wie die übrigen.

Dann ist der Babulbaum, federblätterig und stachelig, dessen Holz als Werkholz dient, und der Niembaum, dessen Rinde eine bittere Arzenei für Fieber gibt, die im Lande viel gebraucht wird.

Auch eine Pappelart mit großer, zugeliger Krone und breiten, hellen Blättern ist häufig. Ich könnte noch eine Menge aufzählen, allein die bloßen Namen, die ich nicht einmal von allen weiß, können euch natürlich keine Vorstellung von den Bäumen geben. Viele Bäume, deren Laub abfällt, haben prachtvolle Blüthen, meistens roth, einige gelb, die eine angenehme Abwechslung mit dem

Digitized by Google

Grün der andern bilden. Buchen, Eichen und Fichten findet man hier nicht, die muß man auf den kühlen Höhen des Himalaya suchen. Von Palmen gibt es bloß auf lichten Stellen bisweilen die Dattelpalme; [1] die Cocos- und Fächerpalme halten sich am Meeresufer. Der Boden ist bedeckt mit langem Gras, welches da wo Pfade durchgehen, gewöhnlich von den Eingebornen angezündet wird, sobald es trocken genug ist. Auch wir machten uns einigemal das Vergnügen die Dschungel in Brand zu stecken.

Unser Leben im Wald ist sehr genußreich nach dem langen trockenen Einerlei der Station oder des Camps, wie man hier die Militärstationen nennt. Ich will euch eine Beschreibung unseres Tages geben.

Etwas vor Sonnenaufgang wird man vom kühlen Morgenwinde, der freien Zutritt hat, da während der Nacht die Zeltwände weggenommen sind, angenehm und sachte geweckt. Man erhebt sich dann um gemeinschaftlich in der frühen Morgenluft eine Tasse Thee oder Kaffee zu genießen; dann machen wir einen kleinen Gang in die nächste Umgebung, den Wald oder die Ruinen, der eine mit der Flinte, der andere mit dem Hammer ausgerüstet, und kehren gegen 9 oder 10 Uhr wieder zurück um das Frühstück einzunehmen, welches die Diener unterdessen in ihrer Laubhütte unter dem Schatten eines Banianenbaumes bereitet haben. Jetzt fangen die Fliegen im Zelte schon an unangenehm zu werden, allein man gönnt ihnen nicht lange Zeit, sondern macht sich gleich nach beendigtem Frühstück, den Kopf mit dem dick wattirten, oder mit einem Tuch umwundenen Sonnenhute geschützt, wieder auf den Weg. Es wird nun irgendein vorher beschlossener Ausflug angetreten, für den man kalte Küche mitnimmt, da man vor 5—6 Uhr Abends nicht zurückkehrt. Im Freien, und wenn man in Bewegung ist, wird die Hitze kaum gefühlt, die im Zelt sehr lästig seyn würde.

Auf einem unserer Ausflüge, nach dem zerfallenen Schlosse am See, fließen wir, nicht weit davon, auf mehrere Hütten, die von Leuten bewohnt werden, welche für das ihnen überlassene Land dem Radscha Kriegsdienste thun müssen. Sie leben auf einer Lichtung im Wald von dem Ertrag weniger kleiner Felder, einiger Kühe und der Bananen (die Eingebornen nennen sie Kála), die sie vor den Hütten ziehen. Die Musik einer kleinen Art von Trommel und Gesang ertönt fast den ganzen Tag. Die Männer sind mit Luntenflinten und Säbeln bewaffnet, oder mit Pfeil und Bogen, und üben auch die Jagd. Sie dienen den Jagdliebhabern die aus dem Camp herüber kommen als Schikaries oder Jäger, indem sie denselben die Lagerplätze des Wildes zeigen. Einer von ihnen versprach uns am nächsten Morgen einige große Hirsche, Sambar genannt, zu zeigen.

Wir brachen um Sonnenaufgang auf und stiegen an einem bestimmten Platz von den Pferden, um unter tiefem Schweigen, jeder von seinem Flintenträger gefolgt, zu Fuß unsern Weg fortzusetzen. Ich erwähne dieß nicht, weil wir irgendeinen Erfolg in unserer Jagd gehabt hätten, denn wir sahen keinen Hirsch, sondern um euch tief in die Dschungel zu führen, wo die zahmen Waldbüffel ihre Weide haben.

Es gibt in Indien zwei Arten von Rindvieh: der Ochse (Bullock), ähnlich unserem Ochsengeschlecht; er hat den bekannten Buckel auf dem Rücken, ist weiß oder röthlich braun, wird verschnitten und zur Arbeit benutzt; unverschnitten ist er der heilige Stier der Brahmanen; die Indier nennen den Ochsen Bail und die Kuh Gaö. Die andere Art ist der Büffel (Buffalo), von den Eingebornen Bheinsa, die Kuh Bhäins (das „n" durch die Nase auszusprechen), genannt. Der letztere hat eine schwarze Haut und nur spärliche, ebenfalls schwarze Haare, so daß er bisweilen fast nackt erscheint. Der gewöhnliche Büffel trägt den Kopf fast in einer horizontalen Linie, der Fortsetzung des Halses, so daß die Stirn vollkommen wagrecht liegt; die Augen stehen mehr nach oben und den Seiten als nach vorn oder unten; die Hörner sind lang und dünn, und flach gegeneinander gebogen, aber bisweilen auch unregelmäßig verdreht. Sie liegen parallel entlang dem Nacken und schienen als Gegengewicht den Kopf in der Schwebe zu halten. Das Thier ist auch sehr häßlich, steht dumm aus und frißt mit Behagen Unrath; seine Stimme ist grunzend, wie die eines Schweines. Diese Büffel werden in Heerden um die Dörfer gehalten, und die Kühe des Morgens breeingetrieben um sie zu melken; die Ochsen werden nicht zur Arbeit benutzt. Die Büffel, die man gewöhnlich sieht, sind nicht größer als Milchkühe, bei uns aber in der Dschungel nehmen sie größere Verhältnisse an.

Auf unserer Jagdpartie erblickten wir von weitem ungeheure schwarze Kolosse über das Gras hervorragend, und wir Uneingeweihten machten uns bereitt auf ein schreckliches Abenteuer gefaßt; fragen konnten wir nicht, weil das Sprechen verboten war. Unser jagdkundiger Freund, der vorausgieng, brach aber das Schweigen, indem er anfieng zu lachen und uns über die Büffel aufklärte. Als wir unter die Heerde kamen, die sich wenig um uns kümmerte, konnten wir uns nicht genug über die Größe und Schönheit der Thiere verwundern. Der Höcker reichte nur bis an die Schulter, der Kopf war kolossal und wurde mehr senkrecht getragen; das schwarze kugelige Auge war klug und glänzend, und die Hörner, welche kurz und stark waren, ragten in die Höhe. Sie hatten längere Haare und sehen nicht so abgeschabt aus wie die zahmen Dorfbüffel. Es wurde uns gesagt daß diese Thiere sehr muthig seyen und sich selbst vor dem Tiger nicht fürchten, wenn mehrere beisammen sind. Sie stellen sich alsdann in eine Linie, senken die Hörner und stürmen zu gleicher Zeit an, und wenn sich dann der Tiger nicht fortmacht, wird er zermalmt. Einzelne Büffel fallen häufig als Opfer des Tigers, der sie von hinten angreift, tödtet und den Hinterntheil verzehrt; das übrige läßt er liegen. Die Büffel betrachteten uns aufmerksam, ließen sich aber nicht stören. Es war eine große Heerde, die in Abtheilungen zerstreut weidete. Alle hatten die Ohren halb abgeschnitten um das Einnisten der Parasiten zu verhüten; der Hüter wird von den Eigenthümern, die in entfernteren Dörfern wohnen, bezahlt, und bleibt das ganze Jahr mit dem Vieh in der Dschungel. Die Butter dieser Thiere wird geschmolzen und kommt dann als Schmalz, Ghie (Ghee) genannt, in den Handel. In Baroda sah ich große Wagen voll, beladen mit Schläuchen mit Ghie, von acht Ochsen gezogen, durch das Camp passiren. Ghie ist eines der allgemeinsten und täglichen Nahrungsmittel der Indier aller Classen, wird meistens mit Reis vermischt gegessen und zur Zubereitung anderer Speisen benutzt.

Es gibt auch wilde Ochsen in der Dschungel der Gebirge die einen Gegenstand der Jagd bilden; ich habe einen Kopf gesehen, dessen Träger von unserem jagdkundigen Freunde am östlichen Ende der Vindiaberge geschossen worden war, und dem dieser 15 Kugeln in den Leib jagte, ehe es sich ergab; es war ein prachtvoller Kopf mit starken dicken Hörnern, und er hatte viel Aehnlichkeit mit den männlichen Büffeln die wir in der Dschungel sahen, obwohl wenig mit denen der Dörfer. Die Engländer nennen ihn Bison, allein ich weiß nicht bestimmt ob er wirklich einer von der der zahmen Büffel verschiedenen Species angehört, oder

[1] D. h. wohl künstlich gepflegt, denn der Indus ist die östliche Grenze dieser Palme. Vgl. Alph. de Candolle Géogr. botan. p. 346. D. Red.

Digitized by Google

bloß eine Varietät iſt. Auch in den weſtlichen Ghats gibt es wilde Bisons.

Auf unſerem Rückweg bemerkten wir daß ein altes und zwei junge dieſer Thiere faſt dieſelbe Richtung mit uns verfolgten, die nach dem erwähnten kleinen See führte. Sie kamen kurz nach uns dort an und giengen ſogleich ins Waſſer, aus dem ſie nichts als die Naſenſpitzen hervorſehen ließen. Zuweilen tauchten ſie auch ganz unter. Nach und nach kamen mehrere und verſenkten ſich in das kühle Waſſer, aus dem ſie zuweilen ein behagliches Grunzen ertönen ließen. Es ſind dieſelben Thiere die ich ſchon im ſchlammigen Nil baden ſah, und von denen ich euch damals ſchrieb. Um etwa halb 6 Uhr kamen wir wieder bei unſern Zelten an, wo wir und nach beendigter Toilette wie gewöhnlich um dieſe Zeit mit einem Glas Limonade erfriſchten, und ermüdet im Kreiſe ſitzend die Sonne untergehen ließen.

Ich knüpfe hier meine Schilderung unſeres täglichen Lebens wieder an. So wie die Sonne unter dem Horizont verſchwunden iſt, wird es über unſern Köpfen lebendig. Aus den großen weit ſchattigen Bananenbäumen löſen ſich erſt einzelne, dann mehrere fliegende Füchſe ab, und nach einiger Zeit iſt die Luft ſo voll daß wir uns genöthigt ſahen unſere Köpfe zu bedecken, um nicht von den fallenden Excrementen unangenehm berührt zu werden. Sie fliegen leiſe und halten ſich immer in derſelben Höhe, etwa die Höhe eines hohen Pappelbaums. Die Thiere ſind 10—12 engl. Zoll lang und haben den Kopf eines Hundes, und den Körper einer Fledermaus; die ausgebreiteten Flügel meſſen 2—3 Fuß. Die Farbe des Pelzes iſt ein dunkles ſchmutziges Rothbraun. Nach Sonnenuntergang fliegen ſie nach Nahrung aus, und vor Sonnenaufgang kehren ſie wieder nach jenen Bäumen zurück. Dort hängen ſie den ganzen Tag zu Hunderten an den Hinterfüßen, den Kopf abwärts im Schatten der breiten dunkelgrünen Blätter, und hüllen ſich in ihre Flügel ein. Wenn die Sonne hoch ſteht, öffnen ſie dieſelben und fächeln ſich Luft damit zu. Die Jungen tragen ſie an der Bruſt und ſchützen und halten dieſelben unter den Flügeln, und wenn ſie ausfliegen, nehmen ſie die Kleinen mit.

Nach etwa einer halben Stunde oder etwas mehr ſind alle ausgeflogen, und wir begaben uns in das Zelt um das Mittageſſen einzunehmen. An dem Tage übrigens, an welchem wir nach Hirſchen ausgiengen und Büffel fanden, zögerten wir etwas länger mit unſerm Mahl um die Ankunft zweier anderer Offiziere zu erwarten, die Baroda zwei Tage vor uns verlaſſen hatten, einen Eber und Tiger zu ſchießen. Sie hatten den Tag vorher mit uns zugebracht, nachdem ſie die ganze Nacht, wenige Meilen von unſerm Lager, wie Robinſon auf einem Baum, über einem todten Büffel zugebracht hatten, den ein Tiger gefällt und deſſen eines Hinterviertheil er bereits verzehrt hatte. Der Tiger kam indeſſen die zweite Nacht nicht für die andere Hälfte, und ſie warteten vergeblich. An dem Tage nun von dem ich rede, waren ſie des Morgens aufgebrochen um einen andern Tiger zu ſchießen, wozu ſie und ebenfalls eingeladen hatten; allein wir zogen vor unſern eigenen Weg zu gehen, da wir wegen der frühen Jahreszeit nicht erwarteten daß ſie ihren Tiger finden würden. Sie waren auf einem uralten bewehrten Elephanten, Namens Hyder Ali ausgezogen, den ihnen der Gaukowar von Baroda geliehen, und der ſchon Colonel Outram, bekannten Namens, auf mancher Tigerjagd gedient hatte.

Der Schikerie oder Jäger brachte ſie dießmal richtig zu dem Buſche wo der Tiger über Tag ſich zur Ruhe begeben hatte, und dieſer kam auch zum Schuß, wurde aber nur verwundet und begab ſich in einen andern Zufluchtsort. Sie folgten ihm, die Treiber hatten bereits ihr Getöſe mit Trommeln, Stöcken, Piſtolenſchüſſen und Geſchrei begonnen als der Schikerie den Baum, auf den er ſich in Erwartung des Thieres in Sicherheit gebracht hatte, wieder verließ, da er den Tiger nicht ſo nahe glaubte; dieſer indeſſen hatte ihn aus ſeinem Hinterhalt beobachtet, ſprang, und erfaßte ihn am Bein und ſchleifte ihn mit ſich fort; der Schikerie, ein muthiger Mann, zog ſeinen ſcharfen Säbel und verwundete den Tiger an der Wange, würde aber natürlich doch verloren geweſen ſeyn, wenn nicht einer der Jäger vom Elephanten herab, der etwa 20 Schritte davon ſtand, einen Schuß gewagt mit Gefahr den Mann zu treffen, und den Tiger niedergeſtreckt hätte; das alles geſchah natürlich faſt augenblicklich hintereinander. Die Verwundung des Schikerie war nicht gefährlich. Am Abend kamen ſie nun in vollem Jubel angezogen, und wir feierten den Tod des Tigers beim Mahle.

Einige Stunden ſpäter wurde auch der Tiger, ein ziemlich großes Thier (ein ſogenannter Bengal-Tiger oder Königstiger, es gibt in Indien gar keine andern), auf einem Ochſenkarren hereingebracht und ihm beim Mondſchein die Haut abgezogen; dieſe wurde auf der Erde ausgebreitet, und nachdem ſie inwendig mit Aſche gerieben und 12 Stunden damit bedeckt war, ließ man ſie trocknen. Die eigentliche Zeit für die Tigerjagd iſt die heiße Jahreszeit, April und Mai. Die Thiere bleiben dann den Tag über ruhig in ihren Schlupfwinkeln, Buſch oder Höhle, weil ſie ſich ſonſt auf dem heißen Boden Blaſen an den Füßen laufen würden, und gehen nur bei Nachts auf Raub aus. Werden ſie dann in ihrem Lager aufgeſtört, ſo ſuchen ſie den nächſten Buſch, und es iſt leicht ſie aufzufinden und ihnen zu folgen. In der kalten Jahrszeit wandern ſie auch bei Tage umher, und man iſt nie ſicher wo man ſie antreffen wird. Die Jäger brechen vor 10 Uhr des Morgens nicht auf, und vertheilen ſich dann in der Nähe des Verſteckes des Tigers auf Bäume oder Felſen, und laſſen das Thier durch Treiber zu ſich heranntreiben. Bisweilen erwarten ihn auch die Jäger zu Fuß, allein dieß iſt ſehr gefährlich, und geſchieht nur wenn zwei gute Schützen beiſammen ſtehen, die dann immer mehrere geladene Flinten bereit haben, welche von den hinter ihnen ſtehenden Schikeries gereicht werden. Es ſind oft 15—20 Kugeln nöthig ehe das Thier tödtlich getroffen wird. Die Jäger feuern nie auf weiter als 30 Schritte, um ihres Schuſſes ſicher zu ſeyn.

Die Shetlandsinſeln.

(Fortſetzung.)

Unter der norwegiſchen und der däniſchen Herrſchaft ſollten die Shetlandsinſeln in eine Menge kleiner Güter eingetheilt geweſen ſeyn, welche den verſchiedenen Anſiedlern, die nach und nach dort ihre Hütten aufgerichtet hatten, angehörten. An die Stelle dieſes freien, von den Statthaltern und Finanzagenten Schottlands verfolgten und unterdrückten Beſitzthums iſt eine noch jetzt beſtehende oligarchiſche Einrichtung getreten. Das ganze Gebiet der Inſeln iſt dem Erſtgeburtsrecht unterworfen und gehört einer gewiſſen Anzahl Lairds, welche die verſchiedenen Parcellen ihres Gutsgrunds zu einem ziemlich hohen Preiſe verpachten.

Ein gewöhnliches Pachtgut beſteht aus einem Hauſe, oder, beſſer geſagt, aus einer ſehr ungefüg aufgeführten Hütte, einem Stück Ackerland, das ausreichen ſoll zur Ernährung von drei Kühen, zwei Ponies und fünf Schafen, und für ein ſo kleines

Digitized by Google

Grundstück bezahlt der Bauer nicht weniger als 5 Pfd. Sterling (60 fl.) jährlich. (Plötzen, Grindringer, S. 45 u. 46.) Der Pacht aber dauert nur ein Jahr, und es kann dem Pächter daher die Bebauung eines Bodens, von dem er nicht weiß ob er ihn im nächsten Frühjahr noch hat, auch nicht sehr am Herzen liegen.

Alle Wohnungen, die des Laird wie die der Pächter, sind in der Nähe des Meers, besonders längs der Noen errichtet, welche, wie die norwegischen Fjords, tief ins Innere der Felder hineindringen. Denn wenn die Felder der Shetlandsinseln nur magere Ernten geben; wenn die einzigen Cerealien welche man dort säen kann, Gerste und Haber, oft in Folge eines frühzeitigen Frostes zu Grunde gehen; wenn die Erdäpfel, diese Gottesgabe kalter Landstriche, häufig die Hoffnung dessen täuschen der sie mühsam gebaut hat, so liefert dagegen das Meer den Shetländern eine reichliche Ernte. Das Meer ist ihr bestes Besitzthum.

Von ihrem jugendlichsten Alter an üben sie sich, inmitten der Stürme welche auf diesen Meeren toben, über die Fluthen dahin zu segeln. Einige von ihnen haben, fingerfest von der Abenteuerlust der Jugend, in der königlichen oder in der Marine des Handelsstandes Dienste genommen, und besahren alle Oceane bis an die Enden der Welt. Die meisten indessen wollen den Boden auf dem sie das Licht des Tages erblickten nicht verlassen, und das Fischer-Gewerbe, in welchem sie von ihren Vätern den ersten Unterricht erhielten, gegen kein anderes Handwerk vertauschen. Alle Shetländer sind Fischer, und zwar geschickte, muthvolle Fischer.

Im Winter versorgen sie die Londoner Fisch-Märkte mit den erforderlichen Vorräthen; sie bedienen sich dazu einer besondern Art schnellsegelnder Fahrzeuge, welche im Schiffsraume eine große wassergefüllte Kufe haben, in der sich die Fische bis zur Ankunft in der Hauptstadt herumtummeln. In dieser Jahreszeit, sowie im Frühling, unternehmen die Shetländer ihre Expeditionen nur mit Sloopen von zwei- bis fünftausend Tonnen. Im Sommer begeben sie sich mit leichten Fahrzeugen an einen bestimmten Haltplatz, wo sich die Factoren verschiedener Handelsgesellschaften versammeln, wo die Kaufleute ihre Buden und die Wirthe ihre Schenken aufschlagen, wo dann mehrere Monate hindurch das im ganzen übrigen Jahr öde und stille Gestade durch ein buntes und geschäftiges Menschengewimmel, durch eine Menge täglicher Vorkommnisse, durch die Bewegung eines geräuschvollen Marktes belebt ist.

Allwöchentlich verlassen Montag Morgens die Fischer den heimischen Herd, und kehren erst Samstag Abends wieder zurück. Während aller dieser Arbeitstheorien gehen sie Abends von ihrer Station ab, und fischen die ganze Nacht hindurch. Jedes Fahrzeug trägt hundertundzwanzig Angelleinen von zweiundvierzig Faden Länge, und jede Leine ist mit zehn Angelhaken versehen. Die Menge der Weißlinge und Stockfische welche diese Fahrzeuge fangen, ist unberechenbar. Hr. Plötzen wohnte dem Fischfang einer Sloop bei, welche in zwei nicht ganz einen Monat dauernden Geschäftsfahrten dem Comptoir eines Kaufmanns 14,000 Stockfische ablieferte. Allein der arme Shetländer, der sich auf solchen Seezügen so vielen Mühsalen und Gefahren aussetzt, erhält oft nur eine schwache Belohnung dafür. Zuweilen wird der Ertrag des Fischfangs unter die Schiffsmannschaft, nicht zu gleichen Theilen, sondern nach dem Rang den die Einzelnen auf dem Fahrzeug einnehmen, nach ihrer Verwendung als Looise, als Segelmeister oder Handlanger vertheilt. Manchmal verkauft der Fischer schon zum voraus um einen bestimmten Preis alles was er mit seinen Angelhaken fangen wird, selbst auf die Gefahr hin, bei diesem Handel, wenn im Laufe der Jahreszeit der Werth der Fische steigt, zu verlieren. Gewöhnlich behält er die Stockfischlebern für sich; so lange sie frisch sind, dienen sie ihm als Butter; später siedet er sie, und erzeugt daraus ein Oel zur Speisung der Lampe seiner Wohnung in den langen Winterabenden.

Die unerschrockenen Shetländer begnügen sich nicht damit jeden Augenblick ihr Leben, inmitten verborgener Klippen, in den Stürmen des Oceans in die Schanze zu schlagen; viele unter ihnen lassen sich noch überdieß durch eine Leidenschaft hinreißen gegen welche alle Vernunftgründe unmächtig sind — durch die Leidenschaft für die Wegnahme der Nester und für die Jagd wilder Vögel. Oft sieht man sie, um diese kindische Thorheit zu befriedigen, den Gipfel eines jähen Absturzes erklettern, und sich, an ein Seil gebunden, an die Spitze eines schrecklichen Abgrundes hängen. Um ein in der Ritze eines Felsens verborgenes Adlernest auszunehmen, trotzen sie jeder Gefahr; sie denken nicht einmal daran daß sie Weib und Kinder haben, denen sie durch ihre Unklugheit die bangsten Sorgen machen.

Eine andere, lohnswerthere und sichrere Hülfsquelle der Shetländer ist das Vließ ihrer Schafe und das Erträgniß verschiedener, von ihren Frauen verfertigter Wollenarbeiten. Mit welcher Ausdauer unterziehen sich diese braven shetländischen Frauen der mühseligen Aufgabe die das Schicksal ihnen auferlegt! Während ihre Männer mit dem Fischfang beschäftigt sind, bebauen sie ihr Feld, heuen, heimsen die Kartoffeln ein, führen Torf, ihren Brennstoff, in die Wohnung, und sammeln Seepflanzen, um Dünger daraus zu machen. Inmitten dieser beschwerlichen und ununterbrochenen Arbeiten aber nehmen sie, wenn sie nur einen Augenblick Muße finden, ihre Nadeln, und stricken. Der Sage zufolge war es der Oberbefehlshaber der „unbesiegbaren Armada," der Herzog von Medina-Sidonia, welcher, vom Sturm an die shetländischen Küsten verschlagen, einigen Fischerfrauen den ersten Unterricht in jener feinen Strickerei ertheilte die sich über das ganze Inselmeer verbreitet hat. Ist diese Sage wahr, ist es wirklich der Herzog v. Medina gewesen der sich zum Lehrer einiger armen Shetländerinnen gemacht hat, so würde der Stolze und mächtige spanische Grande, wenn er jetzt den Erfolg seiner Unterweisung schauen könnte, vielleicht eine hohe Freude empfinden über sein wohlthätiges Werk. Nirgends, selbst nicht in den durch das Vließ der Merinos bereicherten Ländern, legt man der Wolle der Schafe einen höhern Werth bei als auf den Shetlandsinseln, und nirgends verarbeitet man sie mit größerem Geschick.

Die Schafe dieses Archipels gehören einer besondern Art an, die man sonst nirgends findet: sie sind ungemein klein, ungestüm, wild, und haben gewöhnlich Wolle von verschiedenen Farbenschattirungen. Wenn man sie bei ihrem ärmlichen Aufsehen scheu wie Gemsen, behend wie Rehe sieht, so sollte man meinen ihre Herren seyen nicht im Stande ein so gutes Erträgniß aus ihnen zu ziehen. Allein ihre Wolle hat die Feinheit und Weiche des Sammets. Man scheert die Schafe nicht mit großen Scheren wie bei uns zu Lande, sondern zieht ihnen die Wolle aus, d. h. man nimmt ihnen stückweise mit den Fingern den besten Theil ihres Vließes ab, und dieses Geschäft wird so ganz verrichtet, daß dem Thiere dadurch keine Schmerzen verursacht werden. Gleichzeitig trägt man Sorge daß noch eine solche Menge langer Flocken zurückbleibt, daß die Schafe gegen die Kälte geschützt sind. Ist diese Arbeit vollendet, so klaubt die vorsichtige Shetländerin die gesammelte Wolle sorgfältig aus, theilt sie nach den verschiedenen Farben, den verschiedenen Beschaffenheiten und der verschiedenen Bestimmung in mehrere Looie. Die grobe Wolle wird zur Verfertigung von Strümpfen und Handschuhen für Fischer aufbewahrt; die andere wird einem Weber übergeben, der mittelst eines noch höchst unvollom-

Digitized by Google

menen Werkzeugs Decken daraus bereitet. Aus der braunen Wolle strickt man Frauenstrümpfe; aus der grauen macht man Mannsüberstrümpfe, welche die Hausfrau an die Reisenden oder irgendeinen hausfremden Krämer verkauft. Was die Wollsorten ersten Gangs betrifft, so kardätscht man sie nicht, sondern kämmt sie sorgfältig, und glättet sie dadurch daß man sie mit einem feinen Oele tränkt. Man spinnt sie aufs allerworstschigste, und verwendet sie zur Verfertigung von Sbawls, oder Handschuhen, oder Strümpfen von solcher Feinheit, sagt Hr. Edmonston, daß man ein Paar dieser Strümpfe selbst noch um zwei Guineen (25 fl.) verkaufen kann.

Bei der auf diesen Eilanden herrschenden allgemeinen Sittenstrenge und bei der Liebe zu ununterbrochener Beschäftigung, wodurch sich die Shetländerinnen auszeichnen, kann man mit vollem Recht auch auf sie, wie auf die römische Frau, das Wort anwenden:

Casta vixit,
Lanam fecit,
Domum servavit.

(Sie lebte keusch, spann Wolle und wahrte das Haus.)

Dieser häuslichen Betriebsamkeit, der muthvollen Thätigkeit der Männer und besonders der Kinder, die schon im zartesten Alter eine Barke führen und in den Buchten fischen lernen, ist es zu verdanken daß diese Inselbewohner, wenn sie auch nicht reich sind, doch mindestens eines gewissen Wohlstands sich erfreuen, und beim Hereinbrechen eines Unglücks auf die werkthätige Unterstützung ihrer Nachbarn mit Zuversicht rechnen können. Mildthätigkeit und Gastlichkeit sind bei ihnen zwei altergebrachte Tugenden, deren Ausübung sie sich zur Ehre anrechnen. Der arme shetländische Fischer nährt sich fast beständig nur von Fischen und sehr schlecht gewürzten Kartoffeln; er hat beinahe kein anderes Getränk als die saure Milch, welche ihren alten normegischen Namen Blanda behalten hat. Wenn er aber von einem Verwandten, einem Freund und besonders von einem fremden Gast besucht wird, so würde es sehr kränkend für ihn seyn wenn er ihm keinen Schöpsenbraten, kein Wildpret und keine Flasche Branntwein zu bieten vermöchte. Die Lairds, die Aristokratie dieser Inseln blidend, üben die Gastfreundschaft auf eine sehr prunkhafte Art aus. Sie geben große Festmahle, und setzen, wie der ehrenwerthe Magnus Troil Walter Scotts, ihren Stolz darein diese Festmahle durch reichliche Trauksprüe zu verlängern.

Sämmtliche Wohnungen der Pächter und Fischer sind an beiden Seiten der Inseln zerstreut, und meist sehr roh gebaut. Die der Lairds sind eleganter, so es gibt einige welche mit ihrer zwei- und dreistöckigen Façade, ihrer Vortreppe und ihrem Garten ein sehr hübsches Aeußere haben. Man trifft indessen auf den verschiedenen Inseln nur einige wenige Häuser-Agglomerate, denen man durch ihr nahes Beisammenstehen den Namen eines Dorfs beilegen könnte; was die Städte anbelangt, so ist nur eine einzige vorhanden, nämlich Lerwick, die Hauptstadt des Archipels. Lerwick hat dreitausend Einwohner (ungefähr den zehnten Theil der Bevölkerung der Inseln). Lerwick ist der Wohnsitz der vornehmsten Landesbeamten, so wie mehrerer fremden Consuln. Lerwick hat Gasthöfe, Luxusbuden, einen vortrefflichen Hafen, Werften, Magazine, ein kleines mit vierzehn Kanonen bewaffnetes Fort, und allwöchentlich bringt ein Dampfboot aus Aberdeen die Nachrichten aus Schottland, England und allen Gegenden des Erdballs dahin.

Welch bewundernswerthe Stadt ist dieses Lerwick für die bescheidenen Shetländer, die, bei dem gewöhnlichen Gränzumfang ihrer Fischerei, nie auch nur zehn oder fünfzehn Stunden von der Küste sich entfernt haben! Welch ein Abstand gegen Thorshavn, die Hauptstadt der Färder, und Reykiavik, die Hauptstadt Islands, die nur einige Hundert Einwohner zählen, im Sommer nur Handelsfahrzeuge auf ihrer Rhede ankommen sehen, und während mehr als der Hälfte des Jahrs vereinzelt, inmitten ihres kalten Oceans verlassen, der ganzen Welt fremd sind. Indessen tadelt Hr. Wibden die unregelmäßige Bauart der Häuser in Lerwick, ihren Mangel an schnurgerader Richtung, und ihre bizarre Eintheilung. Unser würdiger Freund Wibden ist sehr heikel!

Der Ursprung dieses Fleckens reicht nicht über hundertundfünfzig Jahre zurück; bei den Shetländern aber steigen die Städte nicht, wie bei den Amerikanern, aus dem Boden hervor wenn man mit dem Fuß auf die Erde stampft. Man sieht die allmählichen Fortschritte Lerwicks, und die Betriebsamkeit die sich hier kundgibt; es unterliegt wohl keinem Zweifel daß die Stadt sich noch vergrößert, und eines Tags an den wenig bekannten Gestaden des Nordens von Großbritannien ein ziemlich wichtiger Ort wird. Trotz ihrer Entfernung von den skandinavischen Ländern, trotz der verschiedenen Abänderungen ihrer Administrationsweisen, ihres Charakters und ihrer Betriebsamkeit, haben die Shetländer doch noch einen Theil ihrer alten Gewohnheiten und mehrere unterscheidende Züge ihres nordischen Ursprungs erhalten. Wie groß auch die Biegsamkeit des Menschen und die von der Vorsehung ihm gegebene Kraft seyn mag um seinen Geist und seine Gemüthsart den verschiedenen Umständen seiner Bestimmung und den verschiedenen Klimaten der beiden Hemisphären anzupassen, so bewahrt er doch lange, selbst in seiner Isolirung, das eigenthümliche Gepräge seiner Nationalität; bei einer Anhäufung von Menschen aber die einem und demselben Volksstamm angehören, widersteht dieses Gepräge weit besser der unaufhörlichen Einwirkung eines fremden Landes. Man kann in Rußland und in Amerika deutsche Dörfer sehen, welche seit mehr als einem Jahrhundert ihren deutschen Charakter unverfehrt erhalten haben — und ist nicht die französische Colonie von Canada eben so französisch geblieben wie zur Zeit des tapfern Montcalm?

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Statistik des Staates New-York. Nach officiellen im Jahr 1855 gemachten Erhebungen beträgt die Bevölkerung des Staates 3,466,212 Seelen, während sie im Anfang des Jahrhunderts nur 588,603 betrug. Davon sind aus fremden Ländern 920,530 eingewandert. Der Werth der Gebäude umfaßt 674,894,357 Doll., der Farmen 789,850,366 Doll., des Viehstandes 103,776,556 D., der Verwaltungsräthe 26,926,506 Doll., der zu Fabrikszwecken verwendeten Grundstücke 70,718,858 Doll., der Werkzeuge und Maschinen 179,390,711 Doll., der Fabricate 321,261,281 Doll., zusammen also 2,203,010,609 D. Das angebaute Land umfaßte 13,574,479 Acker. Das unangebaute 13,070,699 Acker. Täglich erscheinen 73 Zeitungen, dreimal die Woche 13, zweimal die Woche 16, wöchentlich einmal 411, in Monatheften 113, so daß die Zahl jener, deren Circulation eben erwähnt ward, 540 erreicht. Die Anzahl der jährlich von den Zeitungen und Zeitschriften, worüber Berichte vorliegen, gedruckten Exemplare beläuft sich auf 123,294,621, die schätzungs-

Digitized by Google

weise Anzahl der Exemplare aller Zeitungen und Zeitschriften auf 241,749,702. Die Miliz des Staates bildet 8 Divisionen, die in 28 Brigaden und 70 Regimenter eingetheilt sind, die Zahl der enrollirten Miliz ist 350,000, wovon 18,500 uniformirt, bewaffnet und vollständig ausgerüstet sind.

*

Feuerversicherungen. In der Sitzung der statistischen Gesellschaft am 21 April verlas, wie das Athenäum berichtet, Hr. S. Brown eine Abhandlung „über die Ausdehnung und die Fortschritte des Feuerversicherungswesens im Vereinigten Königreich und in mehreren fremden Ländern." Der Verfasser begann damit daß er einen geschichtlichen Abriß des Feuerversicherungswesens in Großbritannien gab, woraus hervorgieng daß man die ersten Versuche hiezu in London während der Regierung Karls II machte, und daß im Jahr 1680 der Stadtrathshof (Court of common council) Policen ausgab, und damit ungefähr zwei Jahre lang fortfuhr, worauf er seine Policen wieder einzog und die Prämien zurückgab. Im Jahr 1696 wurde die „Hand-in-Hand-Feuerversicherungsgesellschaft, im Jahr 1706 der Sun, im Jahr 1714 die Union, im Jahr 1717 die Westminsterer, und im Jahr 1721 die Royal-Exchange und die Londoner Versicherung gegründet. Gegenwärtig gebe es 65 derartige Anstalten in England und Wales (wovon 39 in London), 7 in Schottland und 2 in Irland, im ganzen also 74 im Vereinigten Königreich. Die Art und Weise in welcher die Listen über die von Versicherungen zu zahlenden Abgaben verfaßt werden, verursacht viel Arbeit, um den Betrag des jährlich versicherten Eigenthums zu schätzen; die hieburch ergielten Resultate sind aber häufig sehr fehlerhaft. Die Stempelgebühr und die Prozentsatzgebühr schwankten von Zeit zu Zeit in hohem Grade; letztere wurde zuerst im Jahr 1781 im Betrag von 1 Sh. 6 Pence auf das Pfund erhoben, und steigerte sich auf 2 Sh. im Jahr 1797, auf 2 Sh. 6 Pence im Jahr 1804, und auf 3 Sh. im Jahr 1815, wie sie noch jetzt steht. Der Betrag des am Ende des Jahrs 1856 versicherten Eigenthums läßt sich folgendermaßen schätzen: der Abgabe unterworfenes Eigenthum 927,000,000 Pf. St.; Ackerbaugrundbesitz, von der Gebühr frei, 70,000,000 Pf. St.; auswärtige Geschäfte 125,000,000 Pf. St., zusammen 1,122,000,000 Pf. St. In Frankreich wurde die erste Gesellschaft im Jahr 1816 auf das Gegenseitigkeitssystem, „La Mutuelle de Paris," und die erste Gesellschaft zur Versicherung des Grundeigenthums, „La Compagnie d'Assurances Générales," im Jahr 1819 gegründet. Man schätzt das gegenwärtig bei den französischen Grundeigenthumsversicherungsanstalten versicherte Vermögen auf 1,320,000,000 Pf. St., das bei den Gegenseitigkeitsanstalten auf 480,000,000 Pf. St., zusammen auf 1,800,000,000 Pf. St. Ein Grund für den höhern Belauf der Versicherungen in Frankreich, England gegenüber, liegt vielleicht in den Bestimmungen des Code civil, Art. 1733 und 1734, welche verfügen: daß „der Wächter für einen Brand einzustehen habe, wofern er nicht beweisen könne daß das Feuer zufällig oder durch fehlerhafte Bauart ausgekommen, oder daß es sich von einem anstoßenden Haus aus verbreitet habe," und daß, „wenn mehrere Wächter vorhanden, alle für den Brand verantwortlich seyen, wofern sie nicht beweisen könnten daß das Feuer in der Wohnung eines von ihnen ausgebrochen, in welchem Fall dieser allein verantwortlich bleibe, oder wofern einer von ihnen beweisen könne, es sey unmöglich daß das Feuer in seinem Theil der Wohnung entstanden, in welchem Fall er frei seyn solle." In Belgien beläuft sich der Betrag der Versicherungen auf ungefähr 138,000,000 Pf. St. Von Holland konnte keine nähere Nachweisung erlangt werden. In Schweden gibt es fünf Gesellschaften in Stockholm, außer einigen kleineren örtlichen Gegenseitigkeitsgesellschaften in den Provinzen. In Dänemark wurde im Jahr 1778 eine Gesellschaft errichtet, und im Jahr 1843 umgestaltet; sie besitzt ein Privilegium zur Versicherung von Waaren, Möbeln und andern beweglichen Eigenthum. Wer diese Gegenstände bei einer andern Gesellschaft versichert, unterliegt einer an diese Anstalt zu bezahlenden Geldbuße von 100 Reichsthalern; man weiß, weil es sehr schwer ist ein solches Geschäft zu entdecken, diese Strafe praktisch zu umgehen; auch wird die Geldbuße oft mit dem Eigenthum versichert. Der verstorbene Kaiser von Rußland verbot im Jahr 1847 die Versicherung in Rußland belegenen Eigenthums bei auswärtigen Anstalten unter Androhung einer Geldbuße von 3 Procent auf die versicherte Summe. Derselbe Ukas verordnete die Erhebung einer Steuer von $^3/_4$ Proc. auf den Betrag jeder Police, um damit die Kosten der Polizeiverwaltung in dem Bezirk zu bestreiten in welchem das versicherte Eigenthum liegt. Man schätzt die versicherte Summe in Rußland auf 30,000,000 Pf. St., im Königreich Polen auf 16,000.000 Pf. St. In Deutschland scheinen bei 20 Anstalten zur Versicherung des Grundeigenthums 286,000,000 Pf. St., bei den Gegenseitigkeitsgesellschaften 414,000,000 Pf. St., und bei den Regierungsanstalten 450,000,000 Pf. St., im ganzen also 1,150,000,000 Pf. St. versichert zu seyn. In Boston waren 23,000,000 Pf. St. und in New-York 183,000,000 Pf. St. versichert; allein die aus Amerika erhaltenen Nachweisungen sind sehr unvollständig. Der Gesammtbetrag des in Europa und Amerika versicherten Werths läßt sich auf etwa 4,482,000,000 Pf. St. anschlagen; die bezahlten Jahresprämien belaufen sich auf ungefähr 8,250,000 Pf. St., und die Jahresverluste auf etwa 4,750,00 Pf. St. Hr. Brown gieng dann zur Erörterung der Unzweckmäßigkeit der Beibehaltung der gegenwärtigen Abgabe auf Feuerversicherungen über, und suchte alle Beweisgründe, welche Hr. Goode in seinem Bericht über diesen Gegenstand zu Gunsten dieser Steuer anführte, zu widerlegen. Hr. Braun betrachtete die Taxe als eine Steuer auf die Klugheit, die in ihrer Wirkung ungleich sey, so daß, da bei der Versicherung gut gebauter Häuser die Prämie 1 Sh. 6 Pence und die Abgabe 3 Sh. fürs Hundert betrage, die Versicherungskosten durch die Steuer verdreifacht werden, während ein Theater, welches mit einer Prämie von 5 Pf. 5 Sh. belastet sey, auch nur eine Abgabe von 3 Sh. fürs Hundert zu bezahlen habe. Ferner untersuchte Hr. Brown in welchem Verhältniß das versicherbare Eigenthum auch wirklich versichert sey, und behauptete daß, obgleich der Werth des in England und Wales versicherten Eigenthums sich auf die Summe von 800,000,000 Pf. St. belaufe, das versicherbare Eigenthum doch auf 1,634,000,000 Pf. St. angeschlagen werden könne. Im Jahr 1836 wurde dem Kanzler der Schatzkammer eine von den Geschäftsführern oder Secretären des Sun, der Royal Exchange, des Guardian, des Globe, des Phönix, der Westminsterer, der Imperial, der Union, der London Versicherung, dem Atlas, der County und der Alliance unterzeichnete Denkschrift vorgelegt, worin sie ihn baten die Feuerversicherungssteuer in abermalige Erwägung ziehen lassen zu wollen, in welcher sie ferner beschwerend anführten daß die 3Schilling-Abgabe viele betriebsame Handelsleute und andere Männer von der Versicherung abschrecke, und ihre Ueberzeugung aussprachen daß eine Herabsetzung der Abgabe auf die Hälfte dieses Betrags die Gesammtsumme des versicherten Eigenthums ansehnlich erhöhen würde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. 15 Mai 1857.

Ueber die letzte Bedeckung des Jupiter.

(Aus Chambers's Journal.)

Am Abend des 2 Januar gegenwärtigen Jahres kam der irrende Mond auf seinem Wanderzuge zwischen der Erde und dem Planeten Jupiter hindurch. Der Planet hatte seine klaren Augen weit aufgethan, und strahlte eben in funkelndem Glanze; allein die Bewegungen Cynthia's waren so rasch, daß er sich von der Wohlthat des Erdschein ausgeschlossen sah, bevor er sich umdrehen konnte. In neunzig kurzen Secunden war sein liebliches Angesicht den freundlichen Beobachtern, welche ihn von ihren Stationen auf der Erdkugel aus überwachten, glänzlich verborgen.

Während dieser Bedeckung des Planeten Jupiter streckte die eine Hälfte des gestirnigten Erdreises im wahren Sinne des Worts von Teleskopen, welche nach dem Rande des Mondes gerichtet waren. Eine Bedeckung irgend eines der größern Planeten ist stets ein Ereigniß von überwiegendem Interesse für die Astronomen, weil die klaren, wohlumschriebenen Bilder welche sie in guten Teleskopen bieten, Gemälde von so vollendeter Zartheit sind, daß sie ein sehr gewichtiges Zeugniß gewähren von der Beschaffenheit der Mondsoberfläche bezüglich des Vorhandenseyns oder des Mangels einer Gas- oder Dunstumhüllung, wenn man diese Oberfläche in dem Planetenbild während des Vorüberziehens vor demselben sieht; die geringste Masse Dunst oder Gas würde das unter solchen Umständen betrachtete zart fixirte Lichtbild merklich verdunkeln oder verzerren. Ist es der Jupiter welcher einer Bedeckung unterliegt, so hat dieß ein erhöhtes Interesse, weil dieser Planet vier Trabanten von beträchtlichem Lichtglanz um sich hat, die nacheinander hinter und aus dem Mondrande hervorzukommen haben, so daß sich, so zu sagen, fünf Bedeckungen in Einer beobachten lassen.

Während der letzten Bedeckung des Jupiter wurden eine Menge Beobachtungen gemacht und veröffentlicht. Unter den volles Vertrauen verdienenden Beobachtern stimmten die HH. W. R. Grove, Dawes, Hartnup, J. Watson, Dr. Mann und Lord Wrottesley in der bestimmten Angabe überein daß sich keine wahrnehmbare Veränderung der Gestalt des Planeten, oder Verdrehung des Umrisses zeigte, während das Planetenbild in scheinbarer Berührung mit dem Mond und unter guter optischer Begrenzung war. Die HH. William Simms und Lassell hingegen schilderten den gekrümmten Umriß des Planeten als anscheinend abgeplattet, oder auswärts nach dem Mondrande gebogen. Hrn. Lasselle Beobachtung indeß bietet einen Stützpunkt zur Erklärung dieser Meinungsverschiedenheit. Er notirte eine Verdrehung als der Planet hinter den Mond trat, gibt aber bestimmt an daß keine vorhanden war als derselbe aus dieser Verborgenheit wieder hervorkam; ferner bemerkt er daß die Luft sehr unruhig und das Sehen im Anfang sehr unklar, die Begrenzung am Ende der Verfinsterung aber viel gleichförmiger und befriedigender war. Auch Hr. William Simms sagt daß die Atmosphäre in Carlshalten, wo er seine Beobachtung anstellte, eine sehr unstäte gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war an der von diesen Beobachtern bemerkten Verdrehung der Gestalt des Planeten der ungünstige Zustand der Erd-Atmosphäre an den Beobachtungsstationen schuld; das Bild des Planeten gerieth dadurch während der Beschäftigung in eine zitternde und wollenförmige Bewegung. Die HH. Hartnup und Dr. Mann bemerkten daß das linienartige Segment der Planetenscheibe, gerade ehe es ganz hinter dem Monde verschwand, in drei oder vier Lichtbündel gebrochen wurde. Dieses Resultat rührte von den kleinen Projectionen des Mondrandes her, welcher den Lichtstreifen an einigen Stellen kreuzte, während Theile des Streifens immer noch, an Einschnitten des Mondrandes in andere Theile, sichtbar waren. Hr. Hartnup sah wie der dritte Trabant des Planeten in der Mitte eines großen Einschnitts dieser Art eine oder zwei Secunden lang glänzte, und das Ansehen hatte als wenn er innerhalb der Peripherie des Mondgeschlechts wäre. Prof. Challis, der sich des großen Northumberland-Refractors in Cambridge bediente, bemerkte daß der dunkle Rand des Mondes, als er vor der hellen Planeten-Oberfläche vorüberzog, deutlich große, von Thälern und Bergspitzen herrührende Unebenheiten und Zickzacks zeigte.

Als der Planet hinter der hellen Seite des halbbeleuchteten sechs Tage alten Mondes hervorgeleitete, ließ sich die Charakterverschiedenheit des Jupiter- und des Mondlichts aufs deutlichste erkennen. Die Scheibe des Planeten war wieder eben so blaß als die des Mondes, und schien den meisten der sie betrachtenden Beobachtern, verglichen mit dem Anblick des Mondes, eine sanft grünliche Farbe zu tragen. Hr. Lassell war der Meinung, die Lichtschwäche rühre hauptsächlich von der relativ großen glänzenden Ober-

Digitized by Google

fläche her welche der Mond in so enger Nähe zeige; er glaubte daß nichts einer so ausgesprochenen Verschiedenheit der Lichtstärke Ähnliches zum Vorschein gekommen seyn würde, wenn der Planet in Berührung mit einem Stück des Mondes betrachtet worden wäre, das keine größern Dimensionen als er selbst besaß.

Allein die interessanteste Thatsache bleibt noch zu erwähnen. Der helle Rand des Mondes kreuzte dießmal das sanft grüne Gesicht des Planeten nicht mit einem klaren scharf geschnittenen Umriß, gleich demjenigen der sich zeigte als die Scheibe sich dem Blick des Beobachters entzog. Er war eingefaßt mit einem bald mehr, bald minder dunklen Schattenstreifen oder Schattenband, das am Rande des Mondes als eine tief schwarze Linie begann, dann auswärts sich allmählich abschwächte, bis es in das grüne Licht des Planetengesichts sich auflöste. Dieses Schattenband hatte die Breite von ungefähr dreißehnten Theil der Planetenscheibe, und war von einem Ende bis zum andern gleich breit. Der Schilderung Hrn. Lassells zufolge bot es seinem geübten Auge genau denselben Anblick welchen der dunkle Ring des Saturn einer höhern Vergrößerungskraft zeigt, wenn dieses Anhängsel des Planeten vor dem Körper der Saturnskugel vorüberzieht.

In Betreff des wirklichen Vorhandenseyns dieser merkwürdigen und unerwarteten Erscheinung konnte kein Irrthum obwalten. Sie wurde von mindestens sechs zuverlässigen, von einander unabhängigen Beobachtern bemerkt und geschildert, und die Beschreibungen welche jeder derselben davon gab, stimmten in allem aufs genaueste mit einander überein. Der Schatten wurde gesehen und geschildert von Hrn. Lassell in Liverpool; von Professor Challis auf der Sternwarte von Cambridge; von Dr. Mann und Capitän Swinburne in Bentnor, und von Hrn. William Simms in Carshalton. Es bedarf daher weiter nichts als daß man das ungewöhnliche Vorhandenseyn dieses Schattens erklärt: die Handschrift ist da, und es übrigt nur die Beantwortung der Frage: „Läßt sie sich verbuchstäben?“ Kann die Wissenschaft die Bedeutung dieser Schattenrandschrift lesen? Gibt es Geister welche dieses Zeichen, das der Jupiter bei seinem Emportauchen aus dem gezwungenen Versteck hinter dem Mond ausstellt, zu ergründen, und Augen die es zu fassen vermögen?

Der Eindruck dieses geheimnißvollen Schattens auf Hrn. Dawes war augenblicklich der: er sey einfach ein optisches Spectrum — ein tiefblauer Rand an der durch das Objectivglas seines Teleskops, das zufällig wegen einer der der chromatischen Strahlenbrechung eigenen Unregelmäßigkeiten übercorrigirt worden, verursachten Lichtverwirrung. Diese Ansicht wurde natürlicherweise gänzlich unhaltbar, als man erfuhr, dieselbe Erscheinung sey auch durch andere Teleskope, bei denen keine solche zufällige Unvollkommenheit stattfand, bemerkt worden. Alle diese Beobachter erkannten daß der Schatten sich nicht auf eine regelmäßige atmosphärische Umhüllung der festen Mondskugel beziehen lasse, weil unter solchen Umständen der Streifen stets gesehen worden wäre, wenn der Rand des Mondes in ähnlicher Weise über einer Planetenscheibe ruhte. Der scharfsinnige Professor der Astronomie in Cambridge, Hr. Challis, scheint zuerst auf die wahre Lösung des Räthsels gestoßen zu seyn. Dieser unermüdliche Sternseher hat schon lange gemuthmaßt daß die breiten dunkeln Flecken der Mondoberfläche — die Meere der alten Selenographen — wirklich seichte, von einem Dunstniederschlag, der sich in diesen Bodeneinsenkungen angesammelt, gefüllte Becken seyen; mit andern Worten, er erkennt daß es Nebelmeere, obgleich keine Wassermeere, im Mond gebe. Die allgemeine Oberfläche und die höhern Projectionen der Mondkugel sind gänzlich unbedeckt und nackt; allein Dünste und Nebel haben sich in die niedrigeren Gegenden in solcher Menge hinabgezogen, daß sie deren beckenähnliche Vertiefungen anfüllen, gerade wie das Wasser seinen Schwerpunkt in den Betten der Erdmeere gefunden hat. Hr. Challis, welcher die hohen Kräfte des von dem verstorbenen Herzog von Northumberland der Cambridger Sternwarte beschafften herrlichen Teleskops benützte, war im Stande sich zu überzeugen daß der Planet wirklich hinter einer weiten gaffenden Oeffnung der Mondoberfläche — im Grunde eines Mondnebelmeers, randwegs gesehen, wenn man so sagen kann — hervorkam. Wenn ein seichtes Becken sich auf einige Entfernung um die Krümmung der Mondkugel erstrecke, und mit Dunst angefüllt wäre, so würde dieser Dunst auf einer festen Fläche ruhen, gerade wie es bei einer Flüssigkeitsansammlung der Fall ist, und eine solche feste Fläche würde concentrisch seyn mit der allgemeinen sphäroidischen Krümmung des Trabanten. In einem solchen Fall würde es daher nothwendigerweise eine bauchige Erhöhung der Dunstoberfläche geben, mittelst deren ein entfernter Licht, wenn es in der erforderlichen Lage ruhte, gesehen werden könnte. So versteht Professor Challis das Räthsel welches der Jupiter der Gelehrtenwelt zur Lösung vorgelegt. Der Mond hat Nebelmeere auf seiner Oberfläche, und das auf dem Gesichte Jupiters, als der Planet hinter dem Erdentrabanten hervortrat, sichtbar gewordene Schattenband war ein dünner oberer Abschnitt von einem dieser Nebelmeere, der durch den günstigen Zufall, daß das Licht des Planeten für den Augenblick von jenseits her schien, in die Augen fiel. Das Geschick war bei dieser Gelegenheit der Phalanx irdischer Beobachter, die so entschlossen und geduldig an ihren Teleskopen standen, günstig, und brachte den Planeten — welcher in die Bedeckung an einer Stelle eingetreten, wo hoher und rauher Grund war — an einem Punkte wieder heraus wo der Rand des Mondes sich glatt und unter die gewöhnliche Fläche eingedrückt zeigte. Natürlicherweise sollten sich, wofern Prof. Challis' muthmaßliche Interpretation eine wahrheitgetreue Lesart ist, diese Schattenbilder nur dann zeigen wenn verborgene Lichter hinter solchen eingedrückten Oertlichkeiten vorüber kommen.

Mittheilungen in Bezug auf die tamulische Literatur.

(Von K. Graul, Dr. Th.)

Die freisinnigen Schriftsteller.

Auch die Tamulen haben ihre freisinnigen Schriftsteller, hat doch auch unter ihnen der Buddhaismus zu dem Bestehenden Jahr-

Digitized by Google

hunderte lang gerätteln und zwar oft von oben her, vom Throne, mit mächtiger Hand. Hinweg mit dem herkömmlichen Ceremoniendienste! Hinweg mit dem herkömmlichen Priesterstande! Hinweg mit den herkömmlichen socialen Schranken! Das sind die drei Themata, zu denen gewisse Volksdichter abwechselnd Variationen machen, oft in ziemlich unordentlichen Versen, ohne Schwung und Weihe. Ich will meine Leser mit einem derselben bekannt machen. Er nennt sich Kapiler, und die Sage gibt ihn für jenen Bruder des Tiruvalluver aus, den wir bereits kennen gelernt haben (Jahrg. 1855 S. 1214). Es ist aber das wahrscheinlichste daß sich der Dichter, dessen Sprache kaum einen altertümelnden Anstrich hat, hinter jenen in den Volkssagen hochberühmten Namen nur versteckt hat.

Er beginnt sein Gedicht, Achavel (von dem Versmaße, in welchem es geschrieben ist, so benannt), mit allerhand philosophischen Fragen:

„Ist das männliche Wesen das erste, das weibliche, oder das mannweibliche? Ist die Zeit das erste oder die Kraft? Ist gute Thätigkeit das erste, oder böse? Ist Wohlergehen trefflicher, oder Wissen? Ist die alte Erde etwas in die Erscheinung herausgetretenes oder geschaffenes? Beruht alles Entstehen auf Natur oder That? Stirbt man mit der Zeit, oder ist der Tod bloß Schein? Geht endlich das böse Thun (d. i. nach indischen Begriffen alles Thun, als vom Uebel) schlafen oder nicht? Wenn es entschläft, was thut dann der sinnliche Theil des Menschen, und wohin geht er? Ist was die Nahrung genießt der Leib oder die Seele?“

Nach diesen philosophischen Fragen kramt der Dichter seine Lebensweisheit aus: „O Menschen, Menschen! Ich will mit der Zunge Stab die Trommel des Mundes schlagen. Hört mir zu, hört mir zu! Hundert — das ist des Menschen Alter! Fünfzig Theile davon gehen in nächtlichem Schlaf dahin, in der Kindheit fünf, in der Schwachheit (?) des Leibes dreimal fünf; wenn denn also siebenzig Theile abgehen, so bleiben nur dreißig. Darunter gibt's ein Theil Freuden- und ein Theil Trauertage. So gleicht denn das Glück dem anschwellenden Strome, die Jugend den einstürzenden Ufern desselben, das Leben dem Baume, der an diesen Ufern sprießt. Noth drum thut's, daß man etwas schaffe, daß man etwas gutes schaffe, daß man dieses Gute heute schaffe, daß man es auch ferner schaffe. Ihr sprechet: Morgen, morgen! Ei ihr wisset ja nicht wenn der Tag Yama's [1] kommt, wisset nicht, wisset nicht, wann unser Todestag kommt. Wann es auch sei, der „Rufer“ [2] naht, u. s. w.

Bald darauf wendet er sich an die Brahminen und verspottet die herkömmlichen Bräuche der Todtenfeier.

„Den lebenentblößten Leib bindet ihr wie einen Dieb an Händen und Füßen, zieht ihm die Kleidung ab, nur seine Blöße bedeckend, schürt das Feuer des Scheiterhaufens, daß die Flamme aufschlägt, verbrennt ihn zu Staub, taucht denselben in die Fluth, geht dann nach Hause und weint mit den Angehörigen verzweiflungsvoll. Soll man das Gaukelei nennen oder Komödie? O ihr vom Geschlecht der Brahminen, hört mich an! Wenn euch nun die Söhne des Verstorbenen (zur Feier des Todtenopfers) eingeladen und unter der Recitation vieler Reinigungsgebete vorgelegt haben, wer hat dann die Verstorbenen je wiedererkehren und von Hunger gequält mit ausgestreckten Händen flehend stehen sehen? Sprecht! Wer hat sie durch Genießung von Speisen den martertenden Hunger stillen sehen?“

Nun greift er die ganze Kosteneinrichtung an.

1) Im Lande der Odros, [3] der Mletschas, [2] der Singhalesen, [3] der armen Sonakas, [4] der Javanas, [5] der Chinesen und in vielen andern Ländern gibt es gar keine Brahminen; es herrscht dort ein Zustand der Dinge, ähnlich der ganz verschiedenen Ordnung in der früheren Schöpfung. Ihr habt vier Arten von Kasten in diesem Lande gepflanzt. In der Stite aber legt sich höherer Rang und niederer Rang zu Tage. Ochs und Büffel sind von Natur verschieden; hat man je gesehen daß die Mischung dieser beiden Säthis („Geschlecht, Kaste“) Frucht getragen? Die Menschen sind von Natur eine Säthi. Sehet ihr nicht, wie innerhalb des Geschlechtes, das ihr in zweimal zwei Arten zerlegt (Brahminen, Kschatrijas, Vaisjas, Sudras), Mann und Frau sich ohne Unterschied mischen, und wie doch daraus eine Frucht aufsteht? Auf welchen Boden ein Same fällt, auf diesem Boden sprießt er auf; daß etwas verschiedenes daraus hervorgehe, pflegt nicht vorzukommen. Die Söhne, die aus der Verbindung von „Erdengöttern“ (Brahminen) mit einer Pariah hervorgehen, das sind wieder „Erdengötter;“ nicht wahr? Die Verschiedenheit zwischen Ochs und Büffel ist offenbar; wer aber hat je eine solche Verschiedenheit der Gestalt bei Menschen gesehen? Es zeigt sich da kein wesentlicher Unterschied in Bezug auf Lebensdauer, Glieder, Leib, Farbe und Geist. Geht der Pariah des Südens nach Norden und äßt sich dort in heiliger Wissenschaft, so wird er ein Brahmine. Kommt dagegen der Brahmine des Nordens nach Süden und entfernt sich von dem Brahminenbrauch, so wird er zum Pariah.“

Der Verfasser erinnert nun an die Weisen der Vorzeit, Wasischtha, Parâsara u. s. w. — die, obgleich von Pariahmüttern geboren, doch „die Bedas sangen“ und „als Großbösser in der Welt glänzen,“ sowie an seine eigene niedrige Geburt und an seine hochberühmten Geschwister, und schließt dann so:

„Nimmt denn der fallende Regen jemanden aus? Schließt denn der wehende Wind jemanden aus? Sagt denn die große Erde: ich mag den nicht tragen? Sagt denn die Sonne: ich will dem nicht leuchten? Wächst denn die Nahrung für die oberen Kasten im bebauten Lande, die aber für die untern Kasten im Walde? Glück, Armuth und Frucht frommer Uebung sind gleich für alle Menschen. Es gibt nur Ein Geschlecht, nur Eine Familie, nur Eine Geburt, nur Ein Sterben. Auch die Gottheit, die man verehrt, ist nur Eine. So kann denn das nicht böse heißen, wenn man in dem, was die Alten gesetzt haben, unwandelbar verharrt,

[1] „Der Bändiger,“ Name des Todesgottes.

[2] Bezeichnung des Todesgottes.

[3] Die Odras, Bewohner eines Theils des jetzigen Orissa, werden von Manu als ein durch Mischung mit Kreuzwohnern entarteter Kschatrija-Geschlecht betrachtet; hier stehen sie wohl als Typus der unbrahmanischen Urbevölkerung überhaupt. In Wirklichkeit steht man sie als Teichgräber u. s. w. beschäftigt.

[2] So nennen die Hindus alle Andersgläubigen.

[3] Auf Ceylon herrscht bekanntlich der Buddhaismus, der die Kaste im Sinne der brahmanischen Hindus abgeschafft hat.

[4] So heißt jetzt insbesondere eine sehr arme Classe von Mohammedanern.

[5] Unbestimmte Bezeichnung der Barbaren nach Westen zu, vorzugsweise der Griechen.

Digitized by Google

zu allen Zeiten den Elebenden spendet, Lüge, Mord und Diebstahl meidet, in der Tugend fest zu stehen weiß, das, was weder Mann, noch Weib ist (d. i. die Gottheit) erkennt und mit Liebe davon redet. Wird denn ohne Auszeichnung und Tugend die bloße Geburt Verdienst verleihen, ihr Thoren?" — So weit Kapiler. — Die Tamulen haben auch theosophisch-mystische Dichter, die von ihrem Standpunkte aus einen ähnlichen Ton anstimmen, wie es denn eine bekannte Thatsache ist daß Theosophen und Mystiker zu allen Zeiten an allen Orten gegen alles von außen her Gegebene mehr oder minder ankämpften und namentlich dem äußeren Cultus den Cultus „des Gottes im Busen" entgegensetzten. Ein solch theosophisch-mystisches Product im Sinne des Sivaismus ist z. B. das sogenannte Sivavâkkiyam, das sich zuerst über die allen Hindus heilige mystische Sylbe Om, und sodann über das eigentliche Schiboleth der Sivaiten, das aus fünf Buchstaben [1] besteht und Na-ma-si-wâ-ya („Preis dem Siwa!") lautet, in ächt theosophischer Weise verbreitet.

Ich theile der Probe halber einige Verse aus dem mystischen Theile desselben mit:

„Millionen, Millionen, Millionen Menschen wohl
Sie verkommen, sie verkommen, sie verkommen — greifbohl,
Laufend, laufend, laufend, laufend nach dem doch so nahen Licht.
Suchend, fuchend, fuchend, fuchend, und doch ewig findend nicht."

Dieser Vers, der „das innere Licht" preist, würde weder in einer Blüthensammlung muselmänischer Mystiker, noch auch unter den mystischen Sentenzen eines auf christlichem Grund und Boden stehenden Angelus Silesius auffallen. In dem folgenden Verse fällt der Dichter noch offener über diejenigen her die ihr Heil in Wallfahrten zu heiligen Orten und Tempeln suchen, und dort, wie der stehende Ausdruck lautet, „den Gott sehen," d. i. sich vor seinem Bilde niederwerfen, beten und opfern wollen.

„Schaudergierig fahret und rennt ihr über Meer und Berg und Thal!
Ist das nicht vermessenes Treiben, arme Thoren allzumal?
Wenn in euch der stets verwünschte Fuß des höchsten Herrn ergründe
Dann mögt ihr den Urglanz schauen, der nicht Zeit noch Raum begränzt."

Zum Verständniß dieses Verses diene die Bemerkung daß die Mystiker des Siwa-Cultus das Weben des Gottes im Herzen seiner „Liebhaber" unter dem Bilde eines Tanzes vorzustellen lieben. Der folgende Vers schlägt denselben Ton an:

„O ihr Narren", die ihr laufet, sprechend: Es ist fern, fern, fern!
Ueber Stadt und Land und Wüsten schweift ihr noch dem höchsten Herrn,
Dessen Gegenwart die Erde und den Himmel ganz durchdringt?
Thoren, in dem eigenen Busen ihn zu schauen, danach ringt!"

Auch die heiligen Waschungen empfehlen der Rüge unsers Mystikers nicht.

„Wasser! schöpfen. Wasser finnen — Wasser nur wirst du gewinnen!
Denk an wen du wirklich und fprige alles Wasser, 'o ist nicht nütze. —
Druf der Wurzel nach, dem Samen, den Prachtsprossen, die drauf kamen!
Will dazu die Kraft nicht fliessen, schmiege dich zu Siwa's Füßen!"

Selbst den „Sitz aller Heiligkeit," Kasi oder Benares, verschont er nicht.

„Kasi, Kasi, Kasi! schreiend, rennst du daß die Füße schmerzen,
Ei, wenn du auch noch so rennst, wird das Schwarz zu Weiß im Herzen?
Wirf hinweg der Lüste Fesseln, zähme die fünf Sinne; traun —
Dann wirst du im eignen Herzen bald das wahre Kasi schaun."

Gegen die Brahminen nimmt er vollends kein Blatt vor den Mund:

„Ich kann schreiben, ich kann rechnen; niemand ist wie unsereins!"
Die ihr also, wie die Esel, brüllet, — Thoren voller Scheins!
Unter Würmern liegend, seyd ihr ohne alles Wissen doch!
Nur wenn ihr den Schrift-Trug lasset, könnt ihr alles werden noch.

Wüßtet ihr in den vier Veden jeden Buchstab, schwätzet da,
Eine Fluth von Asch' ausstreichend, — die ist doch der Gott nicht nah.
Du erreichst den Urglanz nimmer, wenn du nicht, des Busens Erz
Schmelzend, zur Wahrheit fändest dir im Grunde dringt dein Herz.

Du brahminischer Betrüger mit der geistlichen Tonsur,
Den vier Veden, Opfergrab, Bettelstab und heiliger Schnur!
Deine Mummereien alle fahren lassend, Weisheit lern';
Dann nur wirst du dich vermählen jenem Urglanz, der nicht fern.

Es versteht sich von selbst, daß er die Kaste ebenfalls für nichts achtet:

„Was, o Elender, ist Kaste? Ist nicht alles Wasser eins?
Eins nicht die fünf Elemente sammt den Sinnen trotz des Scheins?
Ist nicht gleiches Gold der Zierath an dem Nacken, Busen, Bein?
Was im Kostenunterschiede sollte denn besonders seyn?

Auch wischnuitische Dichter stimmen in diesen Ton ein. Die Wischnuiten dringen bekanntlich auf „Glauben," und der ist ja allen Classen zugänglich. So heißt es in dem geseiertsten Tamulwerke derselben, in dem Tiruwâimoli, das sie als ihren Veda rühmen:

„Und wären's auch Pariahs der Pariahs, ohne irgend eine Ehre, lief unter den vier edlen Kasten, — die Sklaven der Sklaven derer die als Knechte des blaufarbigen Gottes mit dem mächtigen Discus (d. i. Wischnus) sich mit ihm innerlich mischen, sind unsere Herren." —

Eine eigenthümliche Stellung nehmen die Schriftsteller der Vedanta-Philosophie, die, durch und durch pantheistisch, alle äußeren Unterschiede aufhebt, zu dem gesammten indischen Ceremonienwesen ein. Sie erhellt aus dem folgenden Zwiegespräch zwischen einem Vedantisten und seinem Schüler, der aus der sogenannten „logischen Schule" herkommt, die zwischen Gott und Welt in der That streng unterscheidet:

Lehrer. Die Ordnung der religiösen Schriften, die da gebieten und verbieten, ist nicht für den philosophischen Weisen aufgestellt.

Schüler. Für wen denn?

Lehrer. Die Ordnung der Kasten und der verschiedenen Lebensstände ist nur für den Egoisten (d. i. den gemeinen Mann, der sein Ich noch nicht als einen bloßen Rest des allgemeinen Geistes erkannt hat).

Schüler. Für den Weisen ist die Kostenordnung u. s. w. nicht nöthig?

Lehrer. Kastenordnung u. s. w. bezieht sich bloß auf die Scheinwelt der Mâyâ-Gebilde (d. i. auf die Sinnenwelt, die nichts als täuschender Schein ist). In dem Atman (dem wahren Selbst), hat sie keinen Raum.

Schüler. Ist es denn aber nicht unrecht die Ordnungen die

[1] Nach unserm alphabetischen System: fünf Sylben.

Digitized by Google

man auf dem einen Standpunkt vorher befolgt hat, auf dem andern nachher fahren zu laſſen?

Lehrer. Auch für die Werkler (d. i. Leute die ihre Seligkeit auf dem Wege religiöſer Ceremonien ſuchen) gibt es in dem Kindesalter weder Gebote noch Verbote. So gerade iſt es auf dem Standpunkte des Weiſen.

Schüler. Das Kind iſt ein ganz unwiſſendes Weſen, nicht wahr? Iſt denn der Weiſe alſo gearket?

Lehrer. Sowohl für denjenigen der gar nichts weiß, als auch für den Weiſen, der, alles wiſſend, der Älltere iſt, gibt es keinen Unterſchied der Gebote und Verbote.

Schüler. Für wen denn iſt dieſer Unterſchied?

Lehrer. Für den Juſte-Milieu-Geiſt, der ein bißchen weiß und nicht weiß. —

Weiter:

Lehrer. Wir ſehen daß alle den Sanjäſin (Allenſager) verehren, der den religiöſen Schriften, die irgend etwas verordnen, Valet geſagt hat.

Schüler. Nein, alle gemeinen Kerle ſchmähen.

Lehrer. Nun, laß doch diejenigen, die auf Kaſtenordnung und auf ähnliche äußere Dinge leidenſchaftlich halten, den Weiſen ſchmähen! Laß Ochſen und Tiger auf den Weiſen losfahren. Was thut's?

Kurze Beſchreibung der Maſai- und Wakuaſi-Stämme im ſüdöſtlichen Afrika.

(Schluß.)

Nach der Erzählung meines Berichterſtatters hätte der Glaube an böſe Geiſter keinen großen Halt in den Gemüthern der Wakuaſi. Dieß kann aber kaum der Fall ſeyn, wenn man bedenkt daß Wahrſagen und Zauberei ſo wie Opferungen unter den Wakuaſi ſtattfinden, was nicht der Fall ſeyn könnte ohne den Glauben an böſe Geiſter, deren Furcht den Menſchen zu Opfern antreibt. Ohnehin iſt die Furcht vor böſen Geiſtern ſo unzertrennlich mit dem gefallenen Menſchen verbunden, daß wir uns wundern müßten wenn dieſer Glaube in Oſtafrika fehlen würde. Ich wenigſtens habe noch kein Volk getroffen bei dem ich nicht den Glauben an böſe Geiſter bemerkt hätte. Furcht vor einem oder vielen böſen Weſen iſt der unbewegliche Begleiter des böſen Gewiſſens eines Gott entfremdeten Menſchen, und ſie weicht nur, wenn der Menſch ſich der Verſöhnung des beleidigten wahren Gottes bewußt wird, und wenn er ſeinen Gott lieben und ſich als ein Kind deſſelben durch den Glauben an Chriſtum betrachten kann.

Ob die Wakuaſi einen Stillſtand in den Geſchäften, alſo einen Ruhetag machen, konnte ich nicht ſo beſtimmt erfahren. Die ackerbautreibenden Stämme an der Küſte ruhen gewöhnlich alle vier Tage von ihrer Feldarbeit. Dieſen Ruhetag heißen ſie den großen Tag (siku kú) d. h. den Feſttag. Da nun die Wakuaſi und Maſai nomadiſche Hirtenſtämme ſind die keine ſchweren Geſchäfte zu verrichten haben, ſo läßt ſich wohl denken daß ſie das Bedürfniß nach einem beſondern Ruhetag nicht ſo fühlen wie die andern genannten Stämme, die alle vier Tage ruhen und durch Eſſen und Trinken ſich gütlich thun.

Die jungen Wakuaſi haben vielen Reſpect vor den alten Leuten, vor denen ſie aufzuſtehen pflegen. Wenn ein alter Mann zu den Jungen kommt, ſo ſagen die letztern ſogleich zu ihm: „totona papa,“ d. h. ſetze dich, Vater. Dieſer ſetzt ſich und ſpricht zu ihnen: „endoton endai,“ ſetzt auch ihr euch. Auch gegen Bettler, Reiſende, Blinde oder ſonſt Leidende ihres Volks ſind ſie gütig, und ſie laden ſie ein zur Theilnahme an ihren Mahlzeiten, beſtehend hauptſächlich aus Milch und Fleiſch. Brod haben ſie nicht. Was bei den ackerbauenden Stämmen Brod genannt wird, iſt eigentlich nur ein Teig aus Mehl und Waſſer, das zuſammengekocht wird, ſo daß man den Teig mit den Händen eſſen kann, da das Eſſen ſelbſt mit hölzernen Löffeln noch faſt ganz unbekannt iſt. Die blinden Leute unter den Wakuaſi, die keine Freunde haben, werden vermittelſt Stäben die ſie in der Hand halten, auf dem Weg fortgeleitet. Der Führer geht voraus mit dem Stabe in der Hand, der von dem Blinden hinten ergriffen und ſo gleichſam nachgezogen wird. Gegen Leute die nicht aus den Stämmen der Wakuaſi, und alſo eigentlich Fremde ſind und die Wakuaſiſprache nicht verſtehen, ſind ſie ſehr argwöhniſch und kampfbereit, bis ſie wiſſen was die Abſicht ihres Kommens iſt. Ein ſolcher unbekannter Fremde heißt ein Orlmagnati (eigentlich ein Feind), beſonders wenn er bewaffnet iſt. Die Wakuaſi ſagen: wenn er als Freund kommt, ſo braucht er keine Waffen; da er nun bewaffnet erſcheint, ſo muß er feindliche Abſichten haben, deßwegen ſetzen wir uns ihm entgegen. Die Maſai nennen die Wakuaſi (ihre Brüder) Imagnati oder Imangad, gegen die ſie ſolchen tödtlichen Haß haben, daß ſie vor etwa zwanzig Jahren faſt alle Wakuaſi-Stämme, die in der Nähe der Küſte von Mombas wohnten, vertilgt, und es ſo den Reiſenden von der Küſte möglich gemacht haben von Mombas aus ins Innere nach Dſchagga und Ukambani zu gelangen. Aber ſeit einem Jahr ſcheinen die Maſai die Gegenden wo früher die Wakuaſi wohnten, in Beſitz genommen zu haben, weßhalb das Reiſen ins Innere wieder unſicherer werden wird als je. Im Jahr 1856 haben die Maſai einen Einfall in das Land der Wanika und Wakamba an der Küſte gemacht und all ihr Vieh geraubt, außerdem viele Wanika und Wakamba erſchlagen. Dieſe Imagnati ſind freilich nach keine Magnaten, die Frieden und Cultur emporzubringen ſuchen. Das Evangelium muß erſt ein Magnet für ſie werden. Das Wort „Magnati“ iſt wohl von dem Hebräiſchen „Magen“ (arabiſch maganon oder machschanon) abzuleiten — alſo Geſchildete, mit Schilden verſehene Leute, die feindliche Abſichten haben.

Ein Fremder muß alſo mit großer Vorſicht ſich den Wakuaſi nähern. Dieß geſchieht auch von Seiten der Suahili-Karawanen. Sobald ſie in die Nähe einer Wakuaſi-Stadt gekommen ſind, ſuchen ſie vor allem Frauen oder einzelne Wakuaſi auf dem Weg aufzufangen und ſie zu bitten (unter dem Verſprechen eines Ge-

Digitized by Google

schenks), zu ihren Aeltesten zu gehen und sie von der Ankunft der Karawane zu benachrichtigen, welche Erlaubniß zum Handel begehren. Nachdem die Alten von der Sache gehört haben, gehen sie, wenn sie die Erlaubniß zu geben bereit sind, selbst aus der Stadt um die Fremden zu grüßen. Nach der Begrüßung holen die Alten einen Ochsen zum Geschenk für die Fremden, die jetzt ihr Handelsgeschäft mit Eifer beginnen, da Freundschaft zwischen ihnen und den Wakuafi (denen natürlich ein gutes Gegengeschenk gemacht werden muß) besteht. [1] Die Wakuafi haben keine Sklaven unter sich. Weder Kauf noch Verkauf von Sklaven findet im eigenen Lande statt. Nur Kriegsgefangene werden, wie oben erwähnt, nach der Küste hin verkauft. Arme Leute jedoch treten in ein Sklavenverhältniß unter den Masai und Wakuafi. Es gibt nämlich unter ihnen viele Stammgenossen, welche kein eigenes Vieh und auch keine Verwandten haben. Solche Menschen kommen in eine untergeordnete Stellung, die sie zwingt Lasten zu tragen und manche Geschäfte zu verrichten, welche ein freier und unabhängiger Masai sonst nie verrichten würde.

In diesem Verhältniß der Unterordnung unter die Wakuafi stehen namentlich die Wandurobo und Elkonono, welche die Fragmente früherer Stämme zu seyn scheinen, die entweder von den Wakuafi oder andern mächtigen Stämmen vernichtet worden waren. Die Wakuafi heißen sie in ihrer (der Wakuafi-) Sprache „Eldorobo“ (sing. Oldorobui), was wohl nach dem Arabischen „ol mudarûb“ heißen soll „ein Geschlagener, Ueberwundener, ein Unterthan.“ Das Wort bezeichnet also eben das was die Suahili unter „Washinsi“ verstehen, nämlich homines victi, Besiegte. So sind z. B. die Wanika die Washinsi von Mombas. Die Wasegua-Stämme sind die Washinsi des Königs von Usambara. So sind die Indier (nach der Ansicht der Suahili) die Washinsi (Unterthanen) der Europäer in Indien. Aus Eldorobo bildeten die Wanika und Suahili das Wort „Wandurobo“, die Robo-Leute.

Die Elkonono sind die Grobschmiede der Wakuafi, für die sie Spieße, Schwerter, Messer ꝛc. verfertigen müssen. Die Wandurobo müssen Elephanten jagen und das Elfenbein ihren Wakuafi-Herren übergeben. In ähnlicher untergeordneter Stellung stehen die Ariangulo und Dahalo zu den Galla an der Küste von Melindi, wo die Dahalo auch noch überdieß die Beziehungen der Galla, welche die Dahalo hart behandeln, zu den Suahili vermitteln müssen. Die Elkonono und Wandurobo sind arme Leute, die hauptsächlich von Elephantenfleisch leben. Sie bereiten ihre Hütten nur mit trockenem Gras, nicht mit Häuten, wie die Wakuafi zu thun pflegen, welche sich deßhalb ihrer bessern Häuser rühmen. Die Wandurobo sprechen zwar die Wakuafi-Sprache, aber es scheint, sie haben (wie die Ariangulo und Dahalo eine eigene Sprache, welche, wenn sie jemand erlernen würde, die afrikanische Philologie noch bereichern dürfte.

Die Wandurobo tödten Löwen, Elephanten, Büffel, Nashörner, Leoparden, Giraffen, Hyänen, Schakale, Zebras, Affen, Schweine, Krokodile, Nilpferde, verschiedene Arten von Antilopen, wilde Esel, Perlhühner und viele andere Thiere welche im Wakuafi-Land existiren. Es gibt dort auch verschiedene und giftige Schlangenarten. So soll z. B. die Schlangenart, die Durbuba heißt, armdick, 5 Fuß lang und sehr giftig seyn, und gewöhnlich an sandigen Oertern liegen. Die Suahili, die mir gegen 20 Schlangenarten aufgezählt und von denen ich selbst manche getödtet habe, heißen diese Schlange Bâle.

Daß eine Partie Wakuafi beim Jagen der Elephanten, der Büffel und Nashörner diese Thiere beim Schwanz ergreift, während eine andere Partie dieselben mit Lanzen durchsticht, scheint mir etwas übertrieben zu seyn. Eben so bezweifle ich die Richtigkeit der Behauptung daß es Sitte der durstigen Wakuafi sey sich unter die Kuheuter zu legen und deren Zitzen in den Mund zu leiten, um sich mit Milch zu erfrischen. Ich wiederhole in Beziehung auf diese Geschichtchen was Herodot, der Vater der Geschichte, zu sagen pflegte: „Ich erwähne nur was die Afrikaner mir mittheilen.“

Hieher gehört wohl auch die Erzählung meines Berichterstatters wilde Pferde in seinem Land gesehen zu haben, die so groß gewesen seyen als die arabischen Pferde, die er in Sansibar gesehen hatte. Das Haar sey von rother Farbe, der Nacken und das Gesicht sey schwarz gewesen; die Thiere haben gewiehert wie die zahmen Pferde, und sich im Sand herumgewälzt, um sich zu waschen, wie mein Informant sich ausdrückte. Die Thiere nennen außerordentlich schnell und lieben keine dichten Wälder, wohl aber seyen sie gern in offenen Plätzen.

Die Wakuafi trinken sehr gern Honigwasser, das sie 8 bis 10 Tage gähren lassen, wo es eine berauschende Kraft erhält. Sie heißen es ol marua, ein Wort das mich an das Amharische mar erinnert. Die Abessinier sowohl als die Galla, und überhaupt sehr viele ostafrikanische Völker, lieben dieses Getränk, welches in Abessinien deßwegen so berauschend ist weil man mit bittern Pflanzen (z. B. Gesche) die berauschende Kraft zu vermehren sucht. Die Wakuafi erhalten ihren Honig meist in Gruben, welche die wilden Schweine in die Termiten (weiße Ameisen-) Hügel gemacht haben. Wenn die Termiten und Schweine den Hügel verlassen haben, so kommen die Bienen und wohnen daselbst, bis die Wakuafi ihren süßen Ertrag und Schatz sich zueignen, den sie mit Milch oder Fleisch genießen, welch letzteres sie auf verschiedene Weise zuzubereiten verstehen. Die Butter, die sie im Ueberfluß haben, gebrauchen sie meist zur Einsalbung ihres Körpers, besonders des Hauptes. Wenn sie die Butter in Schmalz verwandeln wollen, legen sie einen Strauch (orlemorân genannt), der wie Pfefferminz riecht, in dieselbe, um das Schmalz wohlriechend zu machen. Dieser wohlriechende Strauch ist fast bei allen Ostafrikanern beliebt, besonders bei den Frauen, welche ihm eine die Geburt beförderende Kraft beilegen. Die kräftigen Nahrungsmittel von Milch, Fleisch, Honig u. s. w. sind es denen die Wakuafi und Masai ihre körperliche Größe und Stärke zuschreiben. Und allerdings zeichnen sie sich vor den meisten Ostafrikanern in dieser Beziehung vortheilhaft aus.

Wenn es bei andern afrikanischen Stämmen Sitte ist ihre Zähne zu feilen, so daß sie ganz spitzig werden, so herrscht dagegen bei den Wakuafi die Sitte einen von den Schneidezähnen der untern Zahnlade auszuschlagen, um besser ausspucken zu können. Es ist überhaupt merkwürdig wie vielfach das afrikanische Geschlecht den Körper zu verstümmeln sucht, angeblich aus Schönheitsrücksichten,

[1] Wenn die Alten keine Erlaubniß zum Handeln geben, so ist dieß gleichsam eine Kriegserklärung, und die Ztamran greifen die Karawane an. Große Karawanen sind schon oft total vernichtet worden. Ueberhaupt kann kein einzelner Reisende unter die Wakuafi und Masai gehen. Er muß sich an eine Karawane anschließen.

Digitized by Google

zu deren Befriedigung sie keine Mühe und keinen Schmerz scheuen wie ich oft persönlich bemerkt habe. Welche Schmerzen lassen sich die Leute im Tättowiren und Punktiren ihres Körpers, besonders der Ohren und Nase, welche durchbohrt werden, gefallen! Wie schmerzlich ist die Beschneidung! Wie schmerzlich ist die Verwundung des Angesichts bei Leichenbegängnissen! Die Frauen, welche in Afrika nicht weniger eitel sind als in Europa, übertreiben gewöhnlich die Männer. Welche Eitelkeit entwickeln sie z. B. im Kleidertragen, in Schmuckfachen u. s. w., nur daß die Schönen im Innern von Afrika nicht so leicht ihre Begierden befriedigen können wie die welche an der Küste wohnen. Die Wakuafi lieben besonders blaue und weiße Glasperlen, Armringe von Blei und Kupfer, kleine Muscheln, die sogenannten Kauris (sigiria), Kupfer- und Messingdraht, blaue Tücher (Nilseng genannt) u. s. w. Mit diesen Dingen kaufen die Suahilis im Wakuafi-Land das Elfenbein, das ihnen an der Küste und in Sansibar, dem Mittelpunkt des afrikanischen und europäischen Handels, großen Gewinn bringt.

Ich habe in Ufambara Frauen gesehen, welche 6 Pfund große blaue Glasperlen in den Ohren hangen hatten, die ganz verstümmelt waren; die Perlen hiengen bis auf die Achseln herab. Manche Ostafrikaner hängen diese Perlen an die Arme und Füße, ja bei den Wakamba sah ich nackte Männer, welche sie an die Genitalien gehängt hatten. Wie mancher Sklave ist schon für Glasperlen und Kauris verschachert worden! Ja wie manche Mutter hat ihr bitterlich weinendes Kind aus ihren Armen weg dem Sklavenhändler gegeben, der ihr Glasperlen anbot! Die Liebe zur Eitelkeit überwog die Liebe zu der Frucht ihres Leibes. Wer kann die Grünel beschreiben welche die Eitelkeit und Fleischeslust in Afrika bezeht am eigenen Leibe so wie am Leibe der Menschheit? Wie tief muß der Mensch herabgesunken seyn, wenn er wie die Makiti am Nyassa-See handeln kann! Diese Ungeheuer von Menschen überfielen im Jahr 1847 den Stamm der Wahiau, tödteten erst so viel Menschen als sie konnten, und verkauften dann 7000 Kinder an die Suahili-Händler für Glasperlen und Kleider, nachdem sie die Säuglinge welche nicht laufen konnten, in Bündel gebunden an Bäumen aufgehängt und durch den Rauch des Feuers, das sie unter den Bäumen anzündeten, erstickt hatten!!! Wenn man solche Scenen hört oder liest, wird man nicht erst noch lange fragen ob das Missionswerk, die Verbreitung des Evangeliums in Afrika, nothwendig sey oder nicht.

Die Suahili-Elfenbeinhändler gehen in Karawanen von 500 bis 700 Mann stark ins Wakuafi-Land. Sie sind meist alle mit Stein- und Luntenflinten bewaffnet, und tragen gewöhnlich 45 bis 60 Pfund schwere Kasten, außerdem daß sie noch ihre Nahrungsmittel und ihr Wasser zu tragen haben. Weil die Ostafrikaner im Innern (außer in Abessinien, wo der österreichische Maria-Theresia-Thaler gangbar ist) keine geprägte Geldmünze kennen, so müssen die Händler ihre Handelsangelegenheiten durch Tauschmittel abmachen, und deßhalb brauchen sie viele Träger, da Wagen, Kamele, Pferde, Ochsen zum Transport der Waaren nicht angewendet werden. Nur Esel werden zuweilen gebraucht, auch Kamele an ein paar Orten, wo die wald- und gebirgslose Gegend es gestattet.

Welche Masse von Wolle und Baumwolle könnte in den Wakuafi-Ländern erzeugt werden, wenn bessere Transportmittel vorhanden wären! Wie viele Häute, Elephantenzähne, Büffelhörner, welche Masse Vieh, Schmalz ꝛc. könnte an die Suahili-Küste gebracht werden!

Was die Hausgeräthe der Wakuafi betrifft, so sind sie leicht zu zählen. Töpfe, Körbe, Lederfäcke und Kalabassen sind die Hauptgefäße, die sie haben. Die Kalabassen sind die Gefäße für Flüssigkeiten. Sie haben Kalabassen von der Größe eines Trinkglases bis zur Größe und Weite eines Fäßchens, in welches kleine Kinder hineinkriechen um den Rest der Milch zu lecken. Jede Art von Kalabasse hat ihren eigenen Namen, z. B. engódi ist die kleinste Art, dann kommt orlordi, dann orkdulet, dann embungúri, dann orlhugári, dann emaria, zuletzt der emboróngo, die größte Art. Als Mörser gebrauchen sie eine ungegerbte, trockene Kuhhaut, welche wie ein offener Sack zusammengenäht ist. In diesem sonderbaren Mörser beißen sie die Tabakblätter, um Schnupftabak zu gewinnen. Ihre Schnupftabakstrosen verfertigen sie aus der Steinfrucht des Mkoma-Baumes. Der Kern wird sorgfältig aus dem Stein herausgenommen.

Die Haut welche sie als Bekleidung ihres Körpers tragen, wird roth gefärbt mit einer Baumrinde, die im Wasser gesotten wird. Von der Rinde eines andern Baumes verschaffen sie sich eine gelbe Farbe.

Der Baum Mésera (der bisweilen ungeheuer groß und dick ist und in der Suahili-Sprache Mbúju heißt), liefert eine Frucht aus deren Schale die Wakuafi und andere ostafrikanische Stämme Milch- und Wassergefäße machen. Diese Frucht hat in der Schale ein weißliches Mark, das man in Wasser auflösen und zu einem angenehmen säuerlichen Getränk zubereiten kann. Die Händler nehmen oft ihre letzte Zuflucht zu dieser Frucht, wenn ihr Speisevorrath auf ihrem Weg durch die ausgedehnten und menschenleeren Wildnisse verzehrt ist. Das Holz des Baums ist sehr weich und schwammicht, und besteht aus zarten und locker verbundenen Fasern. Die Fischer an der Meeresküste machen ihre Angelschnüre daraus da das Seewasser dieselben nicht viel afficirt.

Von welcher Art die Fruchtbäume Oltkischerembea, Olgisschoici und Oldishobolische (die in den Wäldern wachsen sollen) seyn mögen, konnte ich nicht genau erfahren. Eben so wenig konnte ich recht erforschen zu welcher Steinart der Emboróri gehört. Dieß soll eine transparente Materie seyn von sehr rother Farbe; es soll hart und schwer seyn und am Fuß eines Berges gefunden werden. Ich vermuthe daß es der Karneol seyn mag, den man schon in der Nähe des Kilimandscharo gefunden hat. Ferner weiß ich nicht was man aus dem Oldkáate machen soll, das ein Mineral seyn muß. Es soll nämlich in der Nähe eines Berges zur Regenzeit eine sehr weiße, glänzende, aber schwere Materie gefunden werden, welche die Wakuafi Oldkáate nennen, die sie durch Reiben an einem Stein poliren, da die Materie sehr hart ist und ihre rauhen Auswüchse oder Ecken mit einem Messer nicht abgeschnitten werden können. Wenn dieses Mineral polirt ist, so hängen die Wakuafi es an den Hals und tragen es als Lieblingsschmuck. Gegen Abend soll es Kälte verursachen, weßhalb sie es weglegen; wenn die Sonne scheint, verursacht es Hitze. Es soll so dick seyn wie ein Thaler.

Außer dem Berg Kilimandscharo, dem Kenia und dem Sambu kannte mein Informant noch den Ordoinio Erobi (d. h. kalter und nasser Berg) im Wakuafi-Land; er liegt südwestlich von Dschagga. In einiger Entfernung von diesem Berg soll eine Se-

Digitized by Google

gend seyn, welche die Wakuafi nicht passiren ohne lederne Sandalen, weil es dort Kalkstein (esseret) gibt, der die Füße verwundet. In der Masai-Sprache scheint esseret Schuze zu bedeuten, den sie gut kennen, da sie ihn immer auf dem Kilimandscharo und Ordoinio Eibor erklicken. Während der Regenzeit löst sich der Kalkstein auf, und Rauch steigt in der Gegend gen Himmel. Die Wakuafi gebrauchen den Kalk für ihre Schilde, indem sie damit weiße Streifen auf dieselben malen. Ferner findet sich in der Nähe des Oldoinio Erobi der Röthel (olkária), womit die Wakuafi rothe Figuren neben die weißen auf ihren Schilden malen. Auch soll mehr östlich von der Kalkgegend eine baumlose, sandige, mehrere Stunden weit ausgedehnte Ebene seyn, wo sich eine Salzkruste auf der Oberfläche des Sandes findet, und wo die Wakuafi gleichfalls ihre Sandalen anziehen. Dort sammeln sie das Salz für ihre Mahlzeiten. Das Salz muß aber in der trockenen Jahreszeit gesammelt werden, weil in der Regenzeit die Ebene voll Wasser, und daher kein Salz zu haben ist. Das Salz ersetzt sich bald wieder an dem Ort wo man es vorher weggenommen hat. Die Büffel und andere Thiere welche Salz lecken, sind zahlreich in dieser Ebene. In der Nähe vom Oroleoino Eibor findet sich das Magad, d. h. eine Art rother und brauner Erde, ein Depositum der Salzsümpfe. Die Küstenbewohner kaufen das Magad und vermischen es mit ihrem Schnupftabak, um ihn angenehmer zu machen, wie sie denn allerlei Ingredienzien (z. B. Schmalz, Kalk u. s. w.) beimischen.

Der Oroloinio Erobi hat wahrscheinlich am Morgen großen Reifen, woher es kommen mag das man ihn den naßkalten Berg nennt. Einen ähnlichen Berg sah ich in der Nähe von Kikumbuini auf meiner Reise nach Ukambari.

Wenn jemand unter den Wakuafi eines Verbrechens angeklagt wird, und die Thatsache nicht ermittelt werden kann, so muß er einen Eid (mümake) schwören. Der Orkeibon (ein Wort das Häuptling, Zauberer, Arzt ꝛc. bedeuten kann) gräbt nach gewissen Wurzeln, flechtet sie und bereitet einen magischen Trank, oder vermischt die Wurzeln mit Fleisch, und gibt diese Mixtur dem Angeschuldigten in den Mund. Ist der Mann schuldig, so wird, nach der Ansicht der Wakuafi, das Fleisch demselben im Hals stecken bleiben und sich weder rückwärts noch vorwärts bewegen, so daß der Mensch sterben muß. Aehnliche Arten von Ordalien kommen bei allen afrikanischen Völkern vor.

Wakuafi-Kinder, die mit natürlichen Deformitäten geboren werden, werden nicht getödtet wie dieß an der Küste bei den Wanika der Fall ist, welche mißgestaltete Kinder im Wald strangulirn und begraben. Die Wakuafi sagen: mögen diese Kinder leben so lange der Engai ihnen Leben verleiht. Ist Bosheit in ihnen, so mögen sie umkommen; ist keine in ihnen, so mögen sie ihr Leben verlängern.

Zum Schluß will ich noch einen Bericht mittheilen, den mir ein Suahili-Elfenbeinhändler, der zweimal im Wakuafi-Land gewesen war, auf meiner Reise von Sausibar nach dem Pangani-Fluß im Jahr 1852 gegeben hat.

Er erzählte folgendes: die Elfenbeinhändler brechen gewöhnlich im November von der Mündung des Pangani-Flusses auf, umziehen dann das Gebirgsland Usambara von Ost nach Nord und Nordwest; sie kommen dann um die Gebirgsländer Pare, Aruscha herum nach einer Gegend die Magesoni heißt, wo der eine Theil der Karawane einen mehr südwestlichen Weg einschlägt, während eine andere Partei nach Nord und Nordwest ihren Lauf nimmt. Die erste Partie zieht von Magesoni über Kilonge, Nairobi, Malambo, Mtemuni, Mbasekera, Lagnadakiri, Masimani, Aberserreani nach Ukonono, wo die Händler halten und ein Lager befestigen, in dem sie sich aufhalten bis sie das nöthige Elfenbein, das sie kaufen wollen, von den Eingebornen erhandelt haben. Ukonono liegt in der Nähe der Wamau-Leute, welche in ungeheuren Wäldern wohnen, wo es Elephanten in Unzahl gibt. Die Wamau haben, wie die Wanburobe, die Pflicht Elephanten für die Masai und Wakuafi zu jagen, welche dann das Elfenbein an die Suahili-Händler in Ukonono verkaufen.

Von diesen Morastwäldern sollen viele Ströme entspringen, und nach Norden fließen. Da dieses Land nicht sehr weit westlich vom Schneeberg Kenia liegt, so vermuthe ich daß theils das Schneewasser des Kenia, theils das Wasser das aus dem Waman-Land kommt, die eigentlichen Quellen des Nils bildet, etwa 2½ oder 3 Grad südlich vom Aequator.

Die Partei welche von Magesoni nördlich zieht, geht nach Sigrari, Dolmio Erok (schwarzer Berg), Matumbatu und Gelai, ein Berg wo ein See ist, Namens Wasiguiru, aus welchem der Fluß Ngarregniru (rothes Wasser) entspringt, der durch das Waldland der Waman nach Norden fließt. Vom See Wasiguiru gehen die Händler nach Mosiro Soloita, worauf sie an den See Neiwascha oder Lewascha gelangen, welcher nur drei Tagreisen von Kikuju entfernt ist, wo die Masai ihren Tabak kaufen, den sie nicht selbst anpflanzen. Die Händler brauchen zwei Monate bis sie von der Meeresküste an den Neiwascha gelangen. Der See hat Salzwasser, obwohl es auch süßes Wasser in der Nähe gibt. Nordöstlich vom See ist ein Gebirgsland, das sich sechs Tagreisen weit ausdehnt. Eine Tagreise beträgt 8 bis 10 Stunden, die Reisenden müssen aber alle Wochen einen oder zwei Rastlage machen oder kleinere Stationen, damit sie den Anstrengungen nicht unterliegen. Nach meiner Erfahrung braucht eine Karawane einen Monat, um einen Weg von 120 Stunden zurückzulegen, vorausgesetzt daß auf diesem Weg keine Gefahren von Räubern, oder von Wasser- und Speisemangel zu bestürchten sind. Wo diese Gefahren obwalten, wird eine Karawane den gleichen Weg in 12 bis 15 Tagen zurücklegen, wie ich selbst mit meinen eingebornen Begleitern auf meiner Reise nach Ukambari zweimal gethan habe. Wir reisten ohne Unterbrechung (mit Ausnahme Eines Rasttages, den wir machten um unterwegs Speise zu kaufen und auszuruhen) und erreichten Ukambari in 12 Tagen, und zwar zu Fuß und in großer Hitze, denn in jenen Ländern muß ein Reisender nicht nur beherzt, sondern auch gesund und ein guter Fußgänger seyn.

In der Nähe des Sees Neiwascha sind Gruben oder Vertiefungen von heißem Wasser, in welchem das Fleisch nach ein paar Minuten siedet, aber nicht gegessen werden kann in Folge des bittern Geschmacks, welchen die oben erwähnte Erde Magad oder Magadi, die auf dem Boden der Gruben ist, hervorbringt. Viel Rauch steigt von diesen Gruben auf, besonders Morgens und Abends. Er verursacht Schwindel im Kopf. Auch finden sich in jener Gegend Steine welche einer zerbrochenen Bouteille gleichen; auch gibt es daselbst viele Flintensteine.

Digitized by Google

Im Nordosten von Neiwascha wohnen die Stämme Sukku, Sodeki, Malumbwe, Mozizo, Lekipia, von wo aus man in 24 Tagen nach Barawa an der Somali-Küste gelangen kann. Es müßte daher möglich seyn von Barawa aus viel schneller und leichter zu den Niquellen vorzudringen. Das war in der That immer meine Ansicht, und ich möchte wünschen daß ein Reisender diesen Weg versuchen möchte. Freilich wird es schwer seyn in Barawa sich die Erlaubniß der Häuptlinge und die nöthige Begleitung und Hülfe für die Reise zu verschaffen, indem die Mohammedaner dort ziemlich fanatisch und gegen die Europäer argwöhnisch sind. Jedenfalls werden sie hohe Forderungen an den Reisenden stellen und ihm so viel Geld als möglich auspressen, da sie wissen daß die Europäer viel Geld haben. Außerdem müßte der Reisende von dem Herrscher in Sansibar und von dem englischen Consul daselbst sehr empfohlen seyn, sonst wäre die Unternehmung ganz umsonst von Anfang an. Einen Vortheil hätte der Reisende dadurch daß er von Barawa aus Kamele, Esel und Pferde gebrauchen, und daß es ihm vielleicht gelingen könnte von dort aus and nach Abessinien und zu den unter den Galla zerstreuten christlichen Ueberresten im Innern zu gelangen, und vielleicht noch manche uns unbekannte äthiopische Manuscripte zu entdecken. Ueberhaupt ist in jenen Gegenden noch vieles oder alles zu entdecken, weil sie fast völlig unbekannt sind. In Abessinien ist die Geographie ziemlich aufgehellt, aber noch lange nicht in den Ländern welche südlich von Habesch und Ormania (die Gallaländer) liegen.

Im Westen von dem See Neiwascha sind die Stämme Kamrita, Lodel, Legesowa, Kirotto, Kalkures in der Nähe von Uniamesi. Diese Stämme treiben Ackerbau. Die Leute von Legesowa tragen die Haut von Schlangen als Schmuck um ihren Hals. Der Hauptsitz der Masai ist das Land Serengedei in der Nähe von Kamrita und Ngoreini, von wo aus man nach Uniamesi geht. In diesem ganzen ungeheuren Gebiet wird die Masai- und Wakuafi-Sprache geredet. Die Wakuafi-Stämme, die in der Nähe des Neiwascha wohnen, sind: Medoni, Tigerei, Kipia, Koppekeppe, Elburginebschi. Um den See herum, der sich weit ausdehnen soll, gibt es weder Gras noch Holz, sondern nur unfruchtbares Land. Oestlich vom See ist der nicht sehr hohe Feuerberg Mesiro, wie die Eingebornen den Bukan heißen. Weiter hinaus liegen die Berge Kikola und Mnge, die aber nicht so hoch sind als der Ordoinio Eibor.

Nun mögen noch einige Bemerkungen über die Wakuafi-Sprache hinzugefügt werden, die unstreitig zum Semitischen Idiom gehört, besonders in lexikographischer Beziehung. Eine bedeutende Anzahl von Wörtern läßt sich ohne Zwang auf das Arabische zurückführen, und zwar auf ein sehr altes Arabisch, so daß ich glaube wir haben in der Wakuafi-Sprache noch Ueberreste derjenigen arabischen Sprache, welche die kuschitischen Stämme bei ihren Wanderungen von Osten her nach Abessinien gebracht haben. Jedenfalls ist es merkwürdig daß das semitische Idiom sich bis über den Aequator hinab ausgebreitet und sich zwischen ganz andere Sprachgebiete gleichsam eingekeilt hat. Wir haben also vier Hauptsprachen-Gebiete in Afrika, 1) das Semitisch-Arabische in Nord-Afrika; 2) das Kuschitisch- oder äthiopisch-Arabische in Abessinien und in den Aequatorgegenden; 3) das Nigro-Kuschitische oder Nigro-Hamitische im westlichen Afrika; 4) die Orphno-Kuschitischen oder Orphno-Hamitischen Sprachen, welche gesprochen werden von den schwarzbraunen Nationen, von den Quellen des weißen Flusses und der Südgränze der Galla an bis zum Cap der guten Hoffnung hinab. Was ich früher Nilo-Hamitische Völker und Sprachen nannte, nenne ich jetzt Orphno-Kuschitische [1] oder Orphno-Hamitische zum Unterschied von den Nigro-Kuschitischen oder Nigro-Hamitischen, ganz schwarz, wie im Negerland.

Das Verhältniß der Wakuafi-Sprache als einer äthiopisch-semitischen oder kuschitisch-arabischen können wir kurz also bezeichnen: die Wakuafi-Sprache lehnt sich einerseits auf das semetische Idiom, und doch wieder andererseits lehnt sie sich auf das orphno-kuschitische oder hamitische Sprach-Idiom, und ist in der That das verbindende Mittelglied zwischen dem Semitismus und Hamitismus, welch letzteren wir in den nigro-kuschitischen oder nigro-Hamitischen Sprachen von Westafrika und in den orphno-kuschitischen oder orphno-hamitischen Sprachen von Ost- und Südafrika zu suchen haben. In Beziehung auf das Nomen nähert sich die Wakuafi-Sprache dem Semitischen, in Beziehung auf das Verbum aber nähert sie sich mehr dem großen südafrikanischen Sprachstamm, den wir den orphno-hamitischen heißen. In lexikographischer Beziehung ist die Wakuafi-Sprache ziemlich semitisch, in grammatischer Hinsicht aber ist sie mehr orphno-hamitisch.

Welchen Einfluß diese kräftigen Völker auf die mittelafrikanische Menschheit gewinnen würden, wenn sie unter den Einfluß des Christenthums und der christlichen Civilisation gebracht würden, läßt sich leicht ermessen. Aber sie unter diesen Einfluß zu bringen ist eine sehr schwierige Aufgabe, erstens weil die Masai und Wakuafi alle Nachbarvölker hassen und wieder von ihnen gehaßt werden, zweitens weil die Zugänge zu ihnen so schwierig sind, und drittens weil sie ein Nomadenleben führen und beständig auf Kriegs- und Raubzügen begriffen sind — lauter Umstände welche dem Missionswerk sehr ungünstig sind. Daher wird es wohl noch lange anstehen bis eine Missions-Niederlassung unter den Wakuafi und Masai gegründet wird, wiewohl vor Gott nichts unmöglich ist, und er Männer erwecken kann die gern ihr Leben an die Erfüllung der Missionspflicht auch unter den wilden Wakuafi setzen, und weil er auch die politischen Verhältnisse an der Küste so gestalten kann daß der Missionär mit einiger Sicherheit zu den Masai und Wakuafi gelangen kann. Der im vorigen Jahr erfolgte Tod des Imams von Maskat, der 12 Breitengrade der ostafrikanischen Küste beanspruchte, kann wichtige Folgen für jene Küste herbeiführen, indem seine vielen Kinder sich um die Herrschaft streiten, und die Amerikaner und Europäer nöthigen werden um des immer bedeutender werdenden ostafrikanischen Handels willen einzuschreiten, und so den europäischen Einfluß vielleicht durch Besetzung einzelner Gebietstheile vorherrschend zu machen, was für die Verbreitung des Handels, der Wissenschaft und insbesondere des Christenthums von großen Folgen seyn wird. Der Sklavenhandel müßte dann ohnehin ganz fallen, wenn anders die europäischen Behörden den Eingebornen nicht durch die Finger sehen, wie es meist der Fall ist wenn ein europäischer Gouverneur oder Consul nicht aus moralischen Gründen ein persönlicher Gegner des Sklavenhandels ist, in welchem Falle dem Sklavenwesen nie ernst-

[1] Schwarzbraun.

Digitized by Google

lich gesteuert wird, die Regierung der Heimath mag befehlen so lange sie will. Ihre beständigen Vorschläge und Befehle werden nicht geachtet, wenn die Ortsbehörde eben nicht will. In hundert Fällen habe ich gesehen wie wichtig es ist wenn eine europäische Regierung einen rechtlichen und moralischen Mann zum Geschäftsführer in fremden Ländern hat. Es ist erstaunlich wie viel gutes ein solcher Mann fördern, aber auch verderben oder wenigstens aufhalten kann.

Die Insel Guanahani.

(Vom Herausgeber.)

Wir wissen alle daß in der Nacht vom 11 zum 12 October 1492 auf zweien der drei Schiffe welche Columbus, oder wie er seit dem 12 Oct. 1492 sich nennen durfte, Don Cristobal Colon, nach der neuen Welt führte, Land gesehen wurde. Der Entdecker selbst glaubte, als es dunkel ward, ein unruhiges Licht gleichsam wie eine von der Luft bewegte Kerzenflamme zu bemerken. Ein Matrose des Schiffes, welches Martin Alonso Pinzon führte, erblickte zuerst, als der Mond aufging, das Aufschäumen des Meeres am Korallenring einer Insel. Am andern Tage als es hell wurde, warf man vor diesem Eiland die Anker, und erfuhr daß die Eingebornen es Guanahani nannten. Dieser Name ist, wie der handschriftliche Las Casas nicht verfäumt uns zu unterrichten, so auszusprechen daß auf der Ultima der Ton ruht.

Wo aber lag dieses Guanahani? Auf den meisten Karten finden wir diesen Namen einer Insel der Lucayischen Kette beigelegt, die zwischen 24° und 24° 30′ n. Br. und unter dem Meridian des Puerto de Nize auf Cuba liegt. Im Grunde aber wissen wir weiter gar nichts, als daß Guanahani eine der Inseln der Bahamagruppe gewesen seyn muß, weil Colon, durch diesen Archipel gegen Westen segelnd, auf die Nordküste von Cuba stieß. Unter diesen Inseln sind von höchst bedeutenden Gelehrten, Geographen und Historikern sehr verschiedene als das wahre Guanahani verkündigt worden. Don Martin Fernandez de Navarrete, welcher die Urkunden aus dem Zeitalter der Entdeckungen gesammelt und herausgegeben hat, [1] glaubte in Guanahani eine der Türkeninseln zu erkennen, die unter dem Meridian des Cap Isabel auf der Insel Domingo oder Española liegen. Diese Hypothese ist völlig unzulässig. Colon fand in Guanahani eine große bewohnte, reich bewachsene Insel mit einem See in der Mitte. Die große Türken-Insel ist nur 2 Meilen lang, besteht aus Sand und Klippen, hat keinen Baumwuchs, und die wenigen Bewohner die sich durch Ausbeutung natürlicher Salinen ernähren, müssen ihr Trinkwasser in Cisternen sammeln und ihre Nahrung zu Schiff sich zuführen lassen. In den geschichtlichen Urkunden die wir aus dieser Zeit besitzen, wird die Insel Guanahani nur dreimal erwähnt. Erstens im Schiffsbuch des Columbus, zweitens auf der Weltkarte des Stenermanns Juan de la Cosa, und drittens in einem Roteiro oder Schiffsbuch des Juan Ponce de Leon, des Entdeckers von Florida aus dem Jahre 1513 [1], welches uns Herrera, der officielle Geschichtschreiber der spanischen Colonien unter Philipp II im Auszug erhalten hat. [2] Juan Ponce lief mit seinem Geschwader aus dem Hafen San German der Insel Puerto Rico, steuerte nordnordwestlich, bis er die große Türkeninsel (Babueca) berührte, fuhr dann an den Caicos vorüber, und besuchte, immer nordwestlich steuernd, nach einander die Inseln Yaguna (Mariguana), Amaguayo (Acklin's-Insel), Manegua (Long-Island) und endlich Guanahani. Aus dieser Reihenfolge ergibt sich klar daß — für welche Insel sonst man sich entscheiden mag — jedenfalls Guanahani nicht zu der Türkengruppe gehört haben kann. In Uebereinstimmung damit gibt die Karte des Juan de la Cosa (1500) und den sichern Aufschluß, daß der Landungspunkt Colons oder die Insel Guanahani jedenfalls in der westlichen Hälfte der Bahamagruppe gesucht werden muß, und daß mehrere andere Inseln zwischen Guanahani und den Caicos lagen.

Ein Officier von der Flotte der Vereinigten Staaten bestimmte aus den Angaben im Schiffsbuch des Colon sowohl den Curs des Admirals auf dem atlantischen Meere als seinen ersten Landungspunkt in der neuen Welt, und diesen Arbeiten folgte Washington Irving. [3] Der nordamerikanische Seemann hatte die fraglichen Inseln besucht, und seinen Erörterungen verdanken wir eine nachträgliche Entdeckung Guanahani's in dem sogenannten Cat Island, das aber auf den deutschen Karten seinen einheimischen denkwürdigen Namen (Guanahani) behalten hat. Diese Bestimmung erhielt eine classische Gültigkeit, seitdem A. v. Humboldt in seinem großen Werke über die Entdeckung von Amerika eine Abhandlung über Guanahani zugleich mit einem Stück der Karte Juan de la Cosa's veröffentlichte. [4] Man sollte nun denken daß diese Streitfrage als erledigt hätte angesehen werden dürfen, allein im vorigen Jahre hatte ein Officier der britischen Flotte, Capitän A. B. Becher, eine eigene Schrift [5] über das verführerische geographische Problem mit

[1] Coleccion de los Viajes y Descubrimientos. Dieser ausgezeichnete Gelehrte ist von Adel, und es gebührt ihm das Prädicat Don. Mit Unrecht nennt ihn Capitän Becher Señor Navarrete, ein Verfluß, der für das spanische Gehör noch empfindlicher ist als wenn man den ehemaligen britischen Premier jetzt noch Mr. Robert, statt Sir Robert Peel nennen wollte.

[1] Wir müssen bemerken daß sämmtliche ältere und neuere Geschichtschreiber diese Entdeckung in das Jahr 1512 setzen. Wir werden in einem bald erscheinenden größeren Werk über das Zeitalter der Entdeckungen die Beweise vorlegen daß diese Angabe falsch ist.

[2] Indias Occidentales, Dec. I. lib. IX. cap. 10.

[3] Life of Columbus tom. 3. Appendix No. 17. S. 367 sq.

[4] A. v. Humboldt, kritische Untersuchungen Bd. I. S. 173 f. Wir müssen diese fehlerhafte deutsche Uebersetzung des Essai Critique citiren, weil uns das französische Original im Augenblick nicht erreichbar ist. Der deutschen Ausgabe, die ohne Ermächtigung A. v. Humboldts veranstaltet wurde, fehlt das Facsimile der Weltkarte des Piloten La Cosa vom Jahre 1500, doch ist diese Karte noch einmal edirt worden in Stuhlmann's Heinrich, aus ein zweiter, aber sehr dürftiger Abdruck kann in Lelewels Atlas alter Karten benutzt werden.

[5] The Landfall of Columbus. London 1856.

Digitized by Google

einer sehr genauen Karte drucken lassen, auf welcher nach den drei möglichen Hypothesen (Navarrete's, Irvings, Becher's) der vermuthete Curs des Don Cristobal verzeichnet worden ist. Dieser Arbeit wurde die Ehre zu Theil in dem Journal der brittischen geographischen Gesellschaft Raum zu finden, und jedenfalls verdient sie das Studium aller Freunde der Erdkunde, denn wenn auch der neue Versuch zur Ermittlung Guanahani's noch Schwierigkeiten bietet, so ist doch Capt. Becher der Wahrheit um vieles näher gekommen als seine Vorgänger.

Sprechen wir sogleich aus daß auch der brittische Seemann die Hypothese des Don Martin Fernandez völlig verwirft. Sein Guanahani liegt auch ganz in der Nähe von dem Guanahani A. v. Humboldts, es ist nämlich die sogenannte Watlings-Insel unserer Karten, etwa neun Meilen östlich von Cat Island (Guanahani). Auf der Watlings-Insel bewegte sich das Licht oder das Feuer welches Colon beim Einbruch der Nacht zu erblicken glaubte. In der Dunkelheit aber fuhr man an dieser Insel vorüber, die zur Linken liegen blieb. So erklärt W. Irving diesen Umstand. Becher aber ist genöthigt eine Täuschung des Admirals anzunehmen, denn um 10 Uhr wurde das Licht gesehen, um 2 Uhr Morgens lag man schon 2 Meilen vor der Küste, und in der Zwischenzeit hatte man 11 span. Meilen nach Berechnung des Admirals zurückgelegt, also jedenfalls so viel daß selbst ein Feuer vom höchsten Punkte der Insel nicht sichtbar gewesen seyn konnte. Colon beschreibt nun in seinem Tagebuche Guanahani mit den Worten: „diese Insel, den beträchtlicher Größe ist sehr flach, mit frischem Pflanzenwuchs bedeckt, wasserreich, und bietet in der Mitte eine sehr große Lagune, ohne Berge, und alles grün, daß der Anblick ein Genuß ist." Becher übersetzt die Worte hien grande, mit ziemlich groß (tolerably large island). Der handschriftliche Las Casas setzt hinzu, Guanahani besitze eine Ausdehnung von 15 Leguas ($17^1/_2 = 19$) und sey dicht bewachsen wie alle Lucayos, indem er uns belehrt daß Cayos in der Sprache der Eingebornen Inseln bedeute, ein Wort, das mit demselben Sinne bekanntlich in die englische Sprache (Key) übergegangen ist. [1] Diese Angabe paßt nicht auf die Watling-Insel, welche höchstens nur 5 Leguas in der großen Achse besitzt, doch ist auf solche Fehler in der Größenbestimmung nicht viel Gewicht zu legen. Watlings-Insel paßt nicht übel zur Beschreibung des Colon. Der höchste Punkt auf der Insel erhebt sich nur 140 Fuß über die See, während Cat Island im allgemeinen bergig ist. Die erste Sorge, sagt Capt. Becher ferner, mußte für Colon nach der langen Fahrt seyn, sich mit Wasser zu versorgen, da wir nun in seinem Tagebuche nichts lesen, daß Wasser eingenommen wurde, so muß es auf Guanahani sein Wasser gegeben haben. In der That habe auch Watling-Insel keinen Süßwasserstrom, sondern nur einen Salzsee in der Mitte, den Colon meine, wenn er von den Muchas Aguas spreche. Darauf ist nun zu erwiedern, daß wenn im Tagebuche nichts von Ergänzung der Wasservorräthe zu lesen ist, dieß wenig beweist, denn Colon konnte in diesen Tagen voller Aufregung leicht diesen Umstand nicht notirt, oder Las Casas, der uns Auszüge aus dem Tagebuche erhalten hat, ihn als unwichtig übergangen haben. Colon sagt, die Insel habe besessen muchas aguas y una laguna, was jedenfalls heißt viel Süßwasser und eine Lagune. Ja was das schlimmste ist, er setzt hinzu, die Eingebornen hätten ihm Wasser gebracht. [1] Capt. Becher legt ein großes Gewicht darauf daß der See auf Watling-Insel salzig sey. Allein der Bischof Las Casas bemerkt ausdrücklich das Gegentheil mit dem Zusatz, daß die Spanier das Wasser gekostet hätten. [2] Was Colon am 12 und 13 October gethan, ob er auf dem alten Ankerplatz geblieben war oder ob er der Küste folgte, erfahren wir nicht. Capt. Becher vermuthet er sey in diesen Tagen längs der Westküste der Insel an die Südspitze gefahren, um gleichsam die Insel zu umsegeln.

Davon steht leider nichts ausdrücklich in den Texten, aber es läßt sich einigermaßen vermuthen. Colon bemerkt nämlich am 13 October in seinem Journal, daß er Goldzierrathen in den Nasen der Eingebornen bemerkt hätte. „Aus ihren Gebärden, setzt er hinzu, glaubte ich zu verstehen daß wenn ich gegen Süden steuerte oder die Südspitze der Insel doublirte ((ó volviendo la isla por el Sur), ich einen König finden würde, der große Gefäße und Vorräthe von Gold besitze. Ich gab mir Mühe sie zu bewegen daß sie hingehen möchten, allein ich merkte bald daß sie meinen Auftrag nicht verstanden." Diese Worte lassen uns mit Sicherheit schließen, daß das Geschwader sich am 13 Oct. noch nicht an der Südspitze der Insel befanden, sondern erst an diesem Tage sich dahin begeben haben könne. Am 14 Oct. dagegen ist es bereits an dieser Südspitze, denn das Journal beginnt mit den Worten: „Am Morgen befahl ich das Boot des großen Schiffes und die Barken der Carraveln auszusetzen, und gieng mit ihnen der Insel entlang nach Nordnordosten (en el camino del Nornordeste), um die andere Seite der Insel, die gegen Osten lag, in Augenschein zu nehmen." Daraus folgt daß er bereits die Westküste kannte, daß er sich an der Südspitze der Insel befunden mußte, und daß die Ostküste der Insel eine nordnordöstliche Richtung hat.

Diese Beschreibung paßt allein für Watlings Island, und gar nicht für Cat Island, dessen Ostküste eine Richtung nach Nordwest besitzt, und dessen westlicher Seite wegen der Untiefen sich Colon gar nicht hätte nähern dürfen. Auf der Ostküste Guanahanis findet Colon ein Korallenriff, und zwischen Riff und Küste das Meer glatt wie den Spiegel eines Brunnens, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, dann eine Halbinsel, deren Kehle sich in zwei Tagen durchstechen, und die sich auf diese Art in eine Insel verwandeln lassen würde. Eine solche Halbinsel an der bezeichneten Stelle findet sich auch auf Watlings Insel, aber freilich Korallenriffe und Landzungen sind im Bahama-Archipel allen Inseln gemeinsam.

Haben wir die Schwierigkeiten, die sich immer noch der Hypothese Bechers widersetzen, nicht verschwiegen, so müssen wir jetzt gestehen daß — alle Einzelnheiten wohl erwogen — Watlings Eiland der Beschreibung im Schiffsbuch des Cristobal Colon weit mehr entspricht als Cat Island. Ist die neue Theorie aber richtig, dann muß sich auch der Curs des Colon genau auf der Karte nach dem Journal verfolgen lassen. Und in der That, während wir

[1] Las Casas I, 40. Esta tierra era y es una isla de quinze leguas de luengo poco mas o menos.

[1] Schiffsbuch 14 October (Navarr. I, 24) los unos nos traian agua otros otras cosas de comer.

[2] Las Casas I. c. En medio della (isla) estava una laguna de buen agua dulçe de que bevian.

Digitized by Google

mit der Theorie Irwings uns nie in dem Archipel zurecht finden, vermögen wir auf Capitän Becherel Karte von Tag zu Tag den Admiral zu begleiten. Am 14 Oct. gegen Abend gieng Colon wieder unter Segel. Leider sagt das Journal nicht in welcher Richtung. Doch hatte er am Tage vorher bemerkt daß er gegen Südwesten am 14 Oct. Abends zu steuern beschlossen habe. (Determiné de aguardar fasta mañana en la tarde, y despues partir para el Sudueste). Sein Curs war überhaupt seit etlichen Tagen ein stürmestlicher gewesen, und so oft ihm der Wind günstig ist oder andere Rücksichten ihn nicht abhalten, segelt er in den folgenden Tagen beständig in dieser Richtung. Hr. Irwing dagegen läßt ihn von Guanahani gegen Südost steuern. Er hat dafür einen scharfsinnigen Grund. Colon gesteht seine Verlegenheit, als er sich von so vielen Inseln umringt und angezogen fühlte, welchen Weg er einzuschlagen hätte. Zuletzt beschließt er auf die größte loszusteuern. Er erreicht sie erst am 15 Oct. Mittags, denn in der Nacht zog er aus Behutsamkeit die Segel ein, und am Morgen war ihm die Strömung ungünstig. Da nun, sagt Hr. Irwing, die Strömungen dort beständig eine westnordwestliche Richtung haben, so muß Colon gegen die Strömung, also ostsüdöstlich gefahren seyn. Schade nur daß nichts davon im Journal steht, denn die Worte la marea me detuvo bedeuten nicht: die Meeresströmung (corrientes), sondern die Bewegung von Ebbe oder Fluth (mareo, dasselbe wie ticles im Englischen) hielten mich auf. Gesetzt aber, was sprachlich nicht zulässig ist,[1] Colon habe von Meeresströmungen sprechen wollen, so bot ihre Richtung gegen Westnordwest immer einem Schiffe Widerstand, welches gegen Südwest steuerte. Nachdem er nun sieben Leguas gesegelt, erreicht er eine Insel, deren eine nach Guanahani zu gelegene Seite 5 Leguas Ausdehnung von Nord nach Süd besaß, während die Küste an der er hinsegelte, von Ost nach West sich auf 10 Leguas erstrecke. Die Größenangaben sind gewaltig übertrieben, wie es beständig dem Admiral widerfährt, aber keine Insel paßt so trefflich zu dieser Beschreibung als Rum-Key im Südwesten von Cat Island, keine Insel in der Nähe von Cat Island besitzt überhaupt eine Nordküste, die doppelt so groß wäre als die Ostküste.

Capt. Becher läßt leider Colon an dieser Insel vorüberfahren, weil er einige Worte des Schiffsbuchs mißverstehen scheint. „Da ich von dieser Insel (Rum-Key) eine größere gegen Westen sah, schreibt nämlich Colon, so setzte ich alle Segel aus, um bis zur Nacht zu fahren, denn noch hatte ich nicht das Westende (dieser Insel) erreicht, der ich den Namen Insel der heiligen Maria unbefleckter Empfängniß hinterließ. Gerade bei Sonnenuntergang gieng ich vor Anker an dem genannten (westlichen) Vorgebirge." Capt. Becher läßt ihn nun unbegreiflicherweise an Rum Key vorübersegeln, obgleich im Schiffsbuch ausdrücklich gesagt ist: „Ich hatte mir fest vorgenommen an keiner Insel vorüberzufahren ohne davon Besitz zu ergreifen, obgleich recht wohl eine Besitzergreifung für den ganzen Archipel gültig seyn würde, wenn sie auch nur auf einer Insel vollstreckt würde." Er blieb also bis zum 16 October (hasta hoy Martes) bis 10 Uhr Morgens, um dann erst noch 10 Uhr bei Südsüdostwind nach der „andern großen Insel, die er im Westen gesehen" überzufahren. Diese Insel nun nennt er Fernandina. Sie liegt acht Leguas westlich von Santa Maria, und die Küste die er berührt, streicht von Nordnordwest nach Südsüdost. Er schätzt ihre Ausdehnung auf 20 Leguas, obgleich er noch kein Ende sieht. Diese Beschreibung paßt unverkennbar auf Long Island und ganz und gar nicht auf die große Cyuma. Capt. Becher dagegen hält Long Island für Concepcion und Cyuma für Fernandina. Nun ist das Schiffsbuch des Colon auferordentlich genau, und zwar so genau daß es nur verstanden werden kann, wenn man eine ganz treue Karte vor sich hat. Es muß also der Verlauf zeigen, ob sich die andern Notizen Colons mit Capt. Bechers Hypothese vereinigen lassen oder nicht. Am 17 October beschließt er die Insel Fernandina zu umsegeln. Sein Sinn gieng dahin der Küste gegen Südost zu folgen, allein der Wind war ungünstig und Martin Alonso Pinzon schlug vor nach Nordnordost zu segeln, weil dort eher die Spitze der Insel nach den Aussagen der Eingebornen zu erreichen sey. Man folgte dieser Richtung bis man die Nordspitze erreicht hatte und die Küste sich wieder nach Westen bog. Dort drehte sich der Wind und blies von Westnordwest, so daß die Schiffe wieder umwenden und die ganze Nacht über nach Ostsüdost in möglich größtem Abstand von der Küste hinfuhren. Am 18 October Morgens befand sich das Geschwader am Südostende der Insel um beim Hellwerden vor Anker zu gehen. Die Insel wurde doublirt und an ihrer Rückseite, das heißt an der Westküste, so weit es der Wind gestattete, hinaufgefahren und Anker geworfen. So das Schiffsbuch. Capt. Becher läßt auch Colon am 18 October Morgens wirklich an der Südspitze von Long Island ankommen, allein nach seiner Karte hätte er die große Cyuma besuchen, dann umkehren und wieder an Long Island vorüberfegeln, oder in der Sprache dieser Theorie von Fernandina nach Concepcion zurückkehren müssen. Davon steht aber nichts im Schiffsbuch, ganz abgesehen davon daß Cyuma nicht zur Beschreibung Fernandina's, Long Island nicht zur Beschreibung Concepcions paßt.

Am 19 October steuert der Admiral gegen Südosten, um eine Insel Namens Samoete zu erreichen. Nach dreistündiger Fahrt kommt sie im Osten in Sicht, und ihre Nordspitze wird gegen Mittag nach drei Stunden erreicht. Sie fanden dort an der Nordspitze ein Inselchen, eine Klippe und ein zweites Eiland. Dieses Eiland lag zwischen der großen neuen Insel und westlich von Fernandina (quedaba el dicho isleo en derrota de la isla Fernandina leste oueste). Von der Nordspitze der neuentdeckten Insel welche Isabela genannt wurde, erstreckte sich die Küste gegen Südost[1] bis zu einem Punkte den Colon anfangs für ein Vorgebirge hielt, das aber als er sich näherte, eher als eine Insel (Fortune Isle) erschien. Die Details die das Schiffsbuch über diese Inseln erwähnt, die Hügel auf denselben (altillo que no se puede llamar montaña), die Lagune auf Fortune Island, die Untiefen im Innern der Inselgruppe, der Winkel (anela) den die Küsten bilden, der starke Pflanzen-

[1] Colon, ein Italiener, der sich lange Zeit in Portugal aufgehalten hatte, schreibt ein eigenthümliches Spanisch, über welches das Casas oft seine Bemerkungen macht. Im Italienischen bedeutet marea immer Ebbe und Fluth, und Colon bedient sich in allen seinen Schriften für Meeresströmungen des Ausdrucks corrientes.

[1] Die Texte haben irrthümlich corria la costa al oueste half noreste, wie Colon geschrieben haben muß, denn eine Insel, die man zuerst im Osten gewahrt und deren Nordspitze man in drei Stunden erreicht, kann sich niemals von dieser Nordspitze nach Westen erstrecken, sonst wäre sie ein mathematisches Unding.

Digitized by Google

geruch oder die „indische Luft," welche den Admiral berauschen, alles paßt genau auf die Gruppe der Crooked-Inseln, wenn Saomete oder Ifabela als die Crooked-Insel, das falsche Cabo Formoso (Esto á quien digo Cabo Formoso creo que es isla apartada de Saometo) als die Fortune-Insel erkannt wird, denn selbst das Inselchen zwischen Saometo und Fortune-Insel, von dem Colon spricht, findet sich auf unserer Karte. Der Curs, den Capitän Beecher angibt, ist also vollständig bestätigt, und nur darin irrt er daß er das Cabo Formoso nennt, was bei Colon Cabo de la Laguna, und umgekehrt Laguna was Formosa ist. [1]

*

Ueberblicken wir noch einmal die Ergebnisse der Untersuchung, so sind sie folgende: das Licht welches Colon um 10 Uhr Nachts am 11 Oct. 1492 sah, ist entweder als eine Sinnestäuschung zu erklären, oder es befand sich auf einem Kahn von Eingebornen, die sich auf die hohe See gewagt hatten. Guanahani war Watlings-Insel, nicht Cat-Island oder unser Pseudo Guanahani; Cenecepion dagegen ist nicht das Pfeudo Concepcion unserer Karten südöstlich von Cat Island, wie Hr. Irving, auch nicht Long Island, wie Cap. Beecher will, sondern Rum-Cay südwestlich von Watlings-Insel; Fernandina ist dann nothwendig und ungezwungen Long-Island, und nicht die große Exuma, wie Irving und Beecher — seltsamerweise übereinstimmend — behaupten. Endlich ist Crooked Isle Saomete oder Ifabela, und die Fortune-Insel das falsche Cabo Formoso.

Meteorologische Briefe.

(Von Dr. Friedmann.)

XII.

Nachdem man weiß daß die vom Boden oder einer Wasserfläche aufsteigenden Dünste, zu hohlen Wasserbläschen oder zu dichten Tröpfchen condensirt, die Wolken in ihren verschiedenen Gestaltungen bilden, so werden wir in der Beschaffenheit des bewölkten Himmels auch ein Bild der Erdoberfläche je nach ihrem Wassergehalt in den verschiedenen Jahrezeiten erblicken. Anders gestaltet sich der Himmel über der wasserlosen Sandwüste, wo entweder nur ein ganz reiner Himmel herrscht, indem auch die von anderwärts hergewehten Dünste in der heißen und trocknen Luft sich auflösen, oder es verdichten sich die vom nächtlichen Thau während der Morgenstunden aufgestiegenen Dünste in höhern Luftregionen zu langgestreckten weißen Lagewolken. Regen bildet sich nur aus allgemeinen tellurischen, nie aus localen Ursachen. Ueber der wald- und wiesenreichen Landschaft hingegen wird sich der heiterste Himmel auf andere Weise gestalten, indem die localen Ausdünstungen häufig begränzte, kugelförmige Wolken von weißer und grauer Farbe zu Stande bringen, die zu localen Regen Veranlassung geben. Die gleichmäßige Schneedecke welche des Winters über unsre Fluren gebreitet ist, wird die Ausdünstung zu einer gleichmäßigen machen, so daß wir zu dieser Jahreszeit nur selten jene abgegränzten Wolkenformen erblicken, zwischen welchen das reine Blau hindurchscheint, welche Himmelsbeschaffenheit vorzüglich ein Attribut der wärmern Jahreszeit ist. Wir bemerken im Winter meistens entweder einen ganz reinen Himmel, oder es ist eine gleichmäßige Nebeldecke über uns ausgebreitet. Auf dem Meere richtet sich die Beschaffenheit des Himmels nach den Luftströmungen, die bald die Dünste nach wärmern Zonen hinwegführen und ihnen keine Gelegenheit lassen sich in höhern Luftschichten zu Wolken zu verdichten, bald entleeren sich unaufhörlich düstre Wolken, oder das Schiff ist in den Breiten von 48—60 Graden in manchen Jahrezeiten beständig in Nebel gehüllt. Dort, auf der kleinen schwimmenden Insel, entfernt von dem lieben, traulichen und schützenden Lande das dem Menschen allein zum frohen Aufenthalt dient, begrüßt man die Wolken als einzige Bekannte aus der entschwundenen Heimath, während die öde, unendliche Wasserfläche an die Stelle der Berge, der Ebenen, der Felder mit ihren sie durchschlängelnden Bächen und Pfaden getreten ist. Der Reisende zu Lande darf nur rechts und links zum Wagen hinaussehen um durch eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen auch in einsamer Gegend stets angeregt zu werden. Das wellenförmig geformte oder bergige, das flache, bald bebaute oder als Grasfläche dastehende Land, selbst die schneebedeckte Ebene, die doch von grünenten Tannen oder im Winterschlafe begriffenen Laubbäumen unterbrochen wird, die Regsamkeit der Menschen, ihre Häuser, Dörfer und Städte, und endlich der jede geistige Cultur schaffende und anregende sociale Verkehr bieten dem Landreisenden eine so beständige Quelle des Genusses, daß der Ausspruch Lamartine's: Voyager, c'est vivre doublement sich bei ihm in vollkommener Weise bewährt.

Anders aber ist es mit dem Reisenden im großen Ocean! Wenn er sich einmal satt gesehen an der bläulich-grünen Meeresscheibe, deren melancholische Regelmäßigkeit nur durch die zu schäumenden Hügeln gethürmten Wogen unterbrochen wird, und wenn er die Umgebung, mit der er die Reise begonnen, nach Monate langem Beisammensehn im schwimmenden Hause hinlänglich kennen gelernt hat, so spürt er umher im großen leeren Raume ob nicht ein Gegenstand ihn fesseln und einigen Genuß bieten könnte. Und er findet ihn endlich im Zug der Wolken, in dem Wehen des Windes, in dem auf- und abwogenden Luftmeer, und über der abwechselnden Färbung und Durchsichtigkeit des über dem Flüssigen ausgegossenen Dunstkreises. Auf dem Meere ist der Ort für meteorologische Beobachtungen, der Reisende ist darauf angewiesen, aufwärts muß sein Blick gerichtet seyn, denn die bewohnte Erde liegt weit außer seinem Gesichtskreise. Besteht dann auch sein tägliches Geschäft in der Heilung von Krankheiten und in der Sorge für das sanitätische Wohl von Hunderten welche in der hölzernen

[1] Colon sagt deutlich al cabo del Sudueste adonde yo puse nombre el Cabo de la Laguna. Cap. Beecher verlegt aber dieses Cap an die Südostspitze von Crooked Island statt an die Südwestspitze von Fortune-Insel, wie der Text unbedingt fordert.

Digitized by Google

Festung beisammen wohnen, so wird er leicht darauf geführt das Verhältniß des menschlichen Wohlbefindens zu den atmosphärischen Einflüssen ergründen zu wollen. Man gewinnt dann lieb seinen bald ganz blauen, bald mit gestreiften oder gefleckten Schafwolken besetzten Himmel, dem bald darauf weiße oder graue geballte Wolken einen andern Anblick gewähren, sowie dieser sich gänzlich ändert wenn zahllose Nebelbläschen die Aussicht in die Ferne benehmen und der Himmel sich in einen grauen Mantel hüllt. Man fühlt den tiefen Sinn der in den Worten des göttlichen Dichters liegt:

„Er hüllet sich in Licht wie in ein Gewand, spannt die Himmel wie einen Teppich, wölbet auf Wasser seine Söller, macht die Wolken zu seinem Gespann, fähret auf Flügeln des Windes. Er gebraucht Stürme zu seinen Boten, als Diener flammenden Blitz."

Aber nicht nur die Einsamkeit ladet zur Betrachtung der Lufterscheinungen ein, sondern diese zeigen sich auf dem großen Ocean in einer weit größeren Einfachheit, und sind mit weniger Verwicklungen gepaart als dieses im Innern der Continente der Fall ist. Die Winde auf dem Meere sind beständiger, denn sie werden in ihrer Strömung nicht durch Gebirgszüge und Kälte ausdauchende Flächen abgelenkt. Die Witterung auf dem Meere verliert selbst in der Region der unbeständigen Luftströmungen einen Theil ihrer Unbeständigkeit, denn es walten dort fast ausschließlich nur die allgemeinen tellurischen Beziehungen, während die durch locale Beschaffenheiten bedingten Witterungsveränderungen auf der homogenen Wasserfläche verschwinden.

Die mannichfaltige Gestaltung der Wolken hat schon in frühester Zeit das Gemüth des Menschen erregt und zu phantastischen Gedanken veranlaßt. Auf Wolken schreiten die heidnischen Götter, in Wolken halten sie diejenigen welche sie dem Auge der Sterblichen entziehen wollen, und selbst die spätern Jahrhunderte des Christenthums sahen in den eigenthümlichen Gestaltungen der Wolken und in ihrer durch die verschiedene Brechung des Lichtes verursachten Färbung Vorbedeutungen für die Zukunft, und Zeichen durch welche die Gottheit ihren Willen dem Menschen kund gibt. Merkwürdigerweise stoßen wir auf keine wissenschaftliche Eintheilung der Wolkenformen nach ihrem äußeren Ansehen, ihrer Entstehung oder ihrer relativen Entfernung von der Erdoberfläche bis vor etwa einem halben Jahrhundert Howard eine, freilich noch unvollkommene, Classification der Wolken gab. Howard unterschied die Wolken in die Federwolke (Cirrus), die Haufenwolke (Cumulus), die Lagerwolke (Stratus) und die Gewitter- und Regenwolke, sowie in einige aus den genannten Formen zusammengesetzte Arten. Wenn auch durch diese Benennungen die einzelnen Wolken hinlänglich bezeichnet werden könnten, was aber, wie sogleich ersichtlich seyn wird, nicht der Fall ist, so reichen sie doch nicht hin uns ein Bild des Himmels zu geben wie er zu einer bestimmten Zeit gestaltet ist, indem sowohl dieselbe Wolkenart in größerer oder geringerer Menge sichtbar, so wie verschiedene Wolkenformen zugleich in dem sichtbaren Theile der Luft schweben können. Die Unzulänglichkeit der noch immer gebrauchten Howard'schen Terminologie macht daß in der Luftbeschreibung, die man zum Unterschiede von der Uronegraphie die Aërographie nennen kann, noch große Ungenauigkeit und Willkür herrscht. Das meteorologische Institut zu Berlin bedient sich außer den Howard'schen Wolkenbenennungen noch der Ziffer 0, 1, 2, 3 .... 10, durch welche die verschiedenen Grade der Bedeckung des Himmelsgewölbes mit Wolken in den meteorologischen Berichten angedeutet werden sollen, indem unter 0 ein ganz reiner Himmel, unter 1 ein zum zehnten Theil bedeckter und unter 10 jene Undurchsichtigkeit verstanden wird, welche das helle Blau des Himmels nirgends durch die graue oder bläuliche Wolkenschicht hindurchschimmern läßt. Abgesehen nun davon daß die Eintheilung des Himmelsgewölbes in 10 gleiche Theile nach der Abschätzung des Beobachters, der sich nicht bei jeder Observation mit mathematischen Instrumenten waffnen kann, keinen geringen Schwierigkeiten unterworfen ist, daß ferner bei solchen Bestimmungen dem Beobachter jedesmal ein freier Horizont zu Gebote stehen soll, was in den seltensten Fällen sich trifft, und endlich die todten Ziffern nicht wohl das lebendige, bezeichnende Wort, zumal bei einem so anziehenden Gegenstand wie das über uns ausgebreitete Himmelsgewölbe ersetzen können, ist man auch bei dieser Nomenclatur und Zifferbezeichnung nicht im Stande sich den Zustand des Himmels deutlich vorzustellen. Was die Howard'schen Wolkenformen betrifft, so sind manchertei, an Gestalt, Farbe und durch die Entfernung von der Erdoberfläche unter sich verschiedene Arten unter denselben Benennung begriffen, so daß die Unterscheidung derselben durch bezeichnende Epitheta höchst wünschenswerth und nothwendig erscheint. Der Botaniker beschreibt durch die ihm zu Gebote stehende reichhaltige Nomenclatur jede, selbst die blüthen- und geschlechtslosen Pflanzen, mit einer solchen Genauigkeit daß man durch die Beschreibung die Species sogleich erkennt und keine Verwechslung mit anderen Arten möglich ist. Aber für die Wolken am Himmel, die gewiß schon der erste auf der Erde lebende Mensch mit Staunen und Bewunderung betrachtete, und deren wechselnde Gestalten uns von den unablässigen Luftströmungen und ihrer Wechselwirkung mit der Erdoberfläche Zeugniß geben, begnügt man sich mit wenigen, nur die allgemeinsten Unterschiede bezeichnenden Benennungen.

Man sollte durch allgemeine Uebereinkunft dahin zu gelangen trachten daß einerseits zur Aufzeichnung in Journalen wenige Termina ziemlich genauen Aufschluß über den Zustand des Himmels geben, andererseits aber, in Fällen wo eine genaue Beschreibung der Himmelsdecke für nöthig erachtet wird, wo dieß nicht nur bei bedeutenden Naturereignissen, sondern auch in gewöhnlichen Zeiten zum Zweck der Belehrung über die in einander übergehenden Wolkenformen vorkommt, der Aërographie eine solche Terminologie zu Gebot stehe daß die ganze Himmelsdecke in allen Richtungen genau beschrieben wird, so daß ein Maler dieselbe getreu nachbilden könne. Die von uns seit einigen Jahren gebrauchte Terminologie wurde von bekannten und tüchtigen Meteorologen beifällig aufgenommen, und da ich ein genaues Verständniß und eine gehörige Beurtheilung derselben auch bei unsern Lesern voraussetzen darf, so möge sie hier in Kürze erwähnt werden.

So wie wir beim Erwachen des Morgens, wenn wir uns noch dem Wetter erkundigen, nicht fragen wie viel Decimalen der Himmelsdecke mit Wolken bedeckt ist, sondern im allgemeinen über die Beschaffenheit der Atmosphäre Aufschluß verlangen, so wird man auch bei der wissenschaftlichen Terminologie von dem allgemeinen Zustand des Himmels ausgehen müssen und durch Unterabtheilungen die einzelnen Wolkenformen andeuten. Wenn die ganze Himmelsdecke über unserm Scheitel sowohl als gegen den Horizont ein

Digitized by Google

helles Blau darstellt, nirgends eine Wolke sich zeigt, oder höchstens gegen Westen einzelne weiße Streifen auftauchen, so nenne ich diese Luftbeschaffenheit Coelum serenissimum, den sehr reinen Himmel (C. S. S.). Gewöhnlich weht bei solchem Himmel bei uns der Nordost, und ist der Luftdruck bedeutend.

Mehrer sich hingegen die Zahl der Wolken, indem der in den Höhen herrschende Südwest mehrere Federwölkchen entstehen läßt, oder einige Wolken den anderer Beschaffenheit sich zeigen, im übrigen aber das reine Blau noch immer zum größten Theil sichtbar ist, so ist dieses der Coelum serenum (C. S.). Eine andere Luftbeschaffenheit ist jene, wie sie sich an schönen Sommertagen und in den wärmern Regionen am häufigsten zeigt, wobei ein großer Theil des Himmels mit einzeln stehenden Wolken besetzt ist, zwischen welchen das tiefe Blau wie der Grund eines mit großen Blumen besetzten Teppichs hervorsieht. Diesen Zustand nenne ich den gemischten Himmel, Coelum mixtum (C. M.). Es kann sich jedoch der ganze Himmel mit bläulichen, zum Theil grauen Wolken überziehen, ohne daß für die nächste Zukunft noch Regen zu erwarten ist. Es stehen in diesem Fall die Wolken in ungleicher Höhe, und die Nebelbläschen sind noch nicht in die untern Luftschichten gedrungen. Dieser Himmelszustand ist der bedeckte Himmel, Coelum obscuratum (C. obsc.). Im Falle nun durch eine erhöhte Temperatur und starke trockene Luftströme die bereits gebildeten Wolken sich wieder auflösen, so wird der Himmel wieder rein, wie wir dieß des Sommers sehr häufig bemerken. Gewinnt hingegen der Südwestwind die Oberhand, so werden die verschiedenen Luftschichten mehr und mehr mit Dünsten erfüllt, es entsteht der Coelum nimbosum, wie ein solcher Himmel auch bisweilen bei den aus localen Ursachen entstandenen Regen bemerkt wird. Eine gleichmäßige graue Masse bedeckt den ganzen oder größten Theil des Himmels, jedoch nur nach oben, während die niedern Luftschichten durchsichtig sind. Verschieden von diesem ist der Coelum nubilatum, wo die wässerigen Niederschläge auch in den niedern Luftschichten vor sich gehen, das Psychrometer den höchsten Feuchtigkeitsgrad anzeigt (was nicht bei jedem Niederschlag der Fall ist) und die Luft in Grau gehüllt erscheint. Beim Gewitterregen zeigt sich nie ein C. nubilatum, sondern C. nimbosum.

Dieß wären die Benennungen der Himmelszustände im allgemeinen. Aber auch die einzelnen Wolkenformen bedürfen einer genauern Bezeichnung als bisher geschehen. Da fällt uns nun zuerst die Federwolke mit ihren mannichfaltigen Gestaltungen auf, welche uns einen um so erfreulichern Anblick gewährt, als sie sich in der Regel nur bei sehr heiterm Himmel zeigt, und wir so gern den Blick nach oben wenden. Den Namen Cirrus, den Howard gegeben, behalten wir bei, theilen aber diese Wolkengattung in einige Unterabtheilungen.

Häufig sieht man den Cirrus wie die Wedel einer Cocospalme regelmäßig gefiedert. Von dieser Gestalt dürfte sich wahrscheinlich sein Name. Diese Art wollen wir zur Unterscheidung von andern Formen cirrus palmiformis nennen.

Von dieser Art ist aber jene Form verschieden, die man gewöhnlich Schafwölkchen nennt, weil man in den haufenweise zusammengestellten, runden weißen Flecken Aehnlichkeiten mit einer Heerde Schafe zu sehen glaubte. Hiefür paßt der Name cirrus maculosus, die gefleckte Federwolke.

Dieselbe Wolkengattung nimmt oft eine eigenthümliche Gestalt an, indem mehrere derselben an einer Stelle der Atmosphäre sich anhäufen, wo sie dann wie ein dickes Stück Baumwolle aussehen. Als Haufenwolke kann man diese Form nicht aussprechen, denn es fehlt ihr die geballte rundliche Gestalt, ebenso wenig ist sie langgestreckt wie der stratus, sowie auch ihre Höhe dafür spricht daß sie zu der Federwolke gehört. Sie nenne ich Cirrus gossipiiformis, die baumwollartige Federwolke.

Endlich trifft es sich daß in den obern Regionen den schwach wehenden Süd- oder Westwind ein östlicher oder nördlicher in größerem oder kleinerem Winkel durchschneidet, in welchem Falle die Federwolke eine zerrissene Gestalt annimmt und wie eine dünne Lage Baumwolle aussieht. Die Form kann man Cirrus diffusus nennen.

Wir haben demnach vier Arten von Federwolken aufgestellt, welche als charakteristisch und in meteorologischer Beziehung als wichtig erscheinen.

Was die Haufenwolke, Cumulus, betrifft, so scheint die Unterscheidung derselben nach ihrer Farbe in die weiße und graue Haufenwolke C. albus und griseus durchaus nothwendig. Denn die graue Haufenwolke ist der Erdoberfläche viel näher als die weiße, läßt viel eher einen atmosphärischen Niederschlag erwarten, und gibt uns von der größern Feuchtigkeit der Luft Zeugniß, was auch das Psychrometer bestätigt. Von der grauen Haufenwolke fällt häufig Regen, und der Gewitterregen ist nichts anderes als die herabgefallene graue Haufenwolke, während der weiße Cumulus erst zum grauen werden muß, um uns einen Regen zu schicken.

Die Lagewolke, stratus, ist oft so niedrig daß wir sie von ferne über einem See, einer feuchten Wiese oder einem Wald erblicken, in welchem Falle sie stets als graue Lagewolke, Stratus griseus, erscheint. Hingegen zeigen sich die hoch über uns schwebenden Lagewolken als stratus albi, weßhalb wir auch diese Wolkengattung in die genannten Unterarten bringen müssen. Außerdem aber kommt uns die Lagewolke noch in anderer Gestalt vor.

Wir glauben nämlich oft am Rande des Himmels des Morgens oder gegen den Abend wie in ein indigoblaues Meer zu schauen, welche Erscheinung durch mehrere Schichten von stratus hervorgebracht wird. Diese schöne Wolkenform nenne ich stratus coeruleus. Es ist dieselbe Wolke welche Goethe mit dem Namen paries, die Wand, belegte. Es kommt mir vor daß man eine und dieselbe Wolke stets mit demselben Gattungsnamen belegen müsse, mag sie hoch am Himmel oder am Horizont erscheinen, da wir außerdem mehr Verwirrung als Aufklärung in die Sache bringen.

Wenn wir zu den angeführten Wolkenformen noch die Uebergänge einer Gattung in die andere, wie Stratocumulus, Cirrostratus, Cirrocumulus fügen, so haben wir alle in gewöhnlichen Fällen sichtbaren Wolkenarten benannt, und wir haben die Howard'sche Terminologie theils bereichert, theils ergänzt. Behufs der Notirung in Journalen ist es genügend wenn zuerst das Aussehen des Himmels mit den oben angeführten Benennungen angedeutet, und dann die uns zu Gesichte kommenden oder die Hauptrolle am Himmel spielenden Wolken dazu verzeichnet werden, wie C. SS. Cirr. palmif., C. M. Cum. alb.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach dem Königreich Polen.

4. Landespolizei und Gerichtspflege.

Bei der Landespolizei ſteht die Gränzbewachung in erſter Reihe. Nicht ohne Grund hat bei den politiſchen Ereigniſſen der Neuzeit Rußland ſeine Gränzen ſtreng gegen das Eindringen fremder Emiſſäre bewacht. Denken wir daran, welch Unheil in Deutſchland durch ſolche geſtiftet worden, ſo werden wir dieß ſicher nicht tadelnswerth finden. Auf den internationalen Verkehr wirkt das freilich hemmend, aber immer iſt es doch unter zwei Uebeln das kleinſte.

Wie aus dem was ich im erſten Abſchnitt über das Reiſen in Polen geſagt habe hervorgeht, iſt gegenwärtig in jener Abſperrung viel Milderung eingetreten, und man gelangt mit eben ſo wenig Beläſtigung über die Gränze wie in andern Staaten, und iſt alsdann auf der Weiterreiſe durchaus keiner Controlerei ausgeſetzt, nur iſt nöthig daß man ſeinen Paß in Ordnung hat. Freilich muß man in Warſchau denſelben abgeben, und iſt — wenn man mit der Eiſenbahn ankommt — dem ausgeſetzt daß man, wenn der Zug ſtark beſetzt iſt, eine ziemliche Weile warten muß ehe man das Recepiſſe bekommt. Damit iſt es aber auch abgemacht, und man kann ſich — wenn man wieder abreiſen will — den Paß durch einen Lohndiener abholen laſſen, ohne ſelbſt auf die Polizei gehen zu müſſen. Wie human und artig man auf derſelben behandelt wird, das konnte ich an mir ſelbſt erfahren. Mit einem Freunde in Warſchau angekommen, wähnte es uns zu lange die Recepiſſe auf dem Bahnhof einzufordern. Wir giengen nun am andere Tag ſelbſt auf die Polizei, und hatten dort bloß Namen und Stand anzugeben, worauf die Päſſe ſofort nachgeſehen und uns dann viſirt ausgehändigt wurden. Bloß das war etwas langweilig und läſtig daß wir auch das Viſum der Commandantur und des preußiſchen Conſulats einholen mußten, welches übrigens aber mit gleicher Artigkeit vollzogen wurde. Wie ich aber ſchon bemerkte, ſo hätten wir das alles durch einen Lohndiener beſorgen laſſen können, wenn wir uns auf dem Bahnhof hätten den Empfangſchein geben laſſen.

Beſonders gefährlich ſoll es ſeyn ſich öffentlich in politiſche Räſonnements einzulaſſen. Der Kluge wird das nirgends thun, weil er auch in andern Staaten ſich Verdrüßlichkeiten damit bereiten kann. Uebrigens habe ich aber in Polen ſowohl auf der Eiſenbahn als an öffentlichen Orten freimüthige Aeußerungen gehört, ohne wahrzunehmen daß man ängſtlich vor Auflauſern geweſen wäre, und ich darf verſichern daß ich mich in der Art nirgends beengt gefühlt habe.

Den Dienſt der Landes-Gendarmerie verſehen die Tſcherkeſſen, die in ihrer Eigenthümlichkeit überall eine recht ſchöne Staffage geben. Man ſieht ſie in ihrer Landestracht, die aus einer Art Wammſ mit doppelten Aermeln beſteht, von denen nur die innern angezogen werden, die äußern aber geſchlitzt ſind und frei herabhängen. Das ganze Corps iſt dem Schnitt nach völlig gleich uniformirt, die Farbe der Kleider aber iſt verſchieden, und zwar nicht etwa nach Trupps, ſondern bei jedem Individuum, was aber — wenn ſie in Reih und Glied ſtehen — ein buntes, hübſches Bild gibt. Den Kopf bedeckt eine kegelförmige Mütze mit einer anderthalb Hand breiten Pelzbehrämung; die Beinkleider ſind eng, und an den Füßen tragen ſie Zichmen. Bewaffnet ſind ſie mit dem Handſchar und einem krummen, türkiſchen Säbel. Faſt durchgehends ſind es kräftige, martialiſche Geſtalten, mit braunem Teint und ſcharfem kaukaſiſchen Schnitt, und ganz beſonders imponiren ihre Offiziere. Bereiten ſah ich keine, daß ſie da aber ſich noch ſchöner ausnehmen müſſen, kann man vorausſetzen. Vermöge ihrer kräftigen und abgehärteten Körper ſind ſie für ihren Dienſt vorzüglich geeignet, und ſie wahren die öffentliche Sicherheit gewiß ſo gut wie jede andere Gendarmerie. An allen bemerkt man einen gravitätiſchen Ernſt, und ich habe auch nicht einen einzigen geſehen der auffallend heiter geweſen wäre.

Auf dem Lande iſt der Gutsherr die obere Polizeibehörde, und es ſoll der Ordnung nach derſelbe den Paß eines jeden Fremden, der ſich einige Zeit am Orte aufhält, viſiren. Ich war bei einem ſolchen einige Tage als Gaſtfreund, er aber hatte vergeſſen das Viſa auf meinem Paſſe zu vollziehen; dennoch ward in Warſchau davon keine Notiz genommen.

Ich komme zur Gerichtspflege. Dieſe leidet an Mangelhaftigkeit, ſo zwar daß ein Proceß ſich, wenn der Gegenſtand um den er geführt wird nur von irgend einiger Bedeutung iſt, auf viele Jahre hinauszieht. Man wird ſich einen Begriff machen wenn ich einen Fall erzähle, der mir mitgetheilt wurde. In einer Criminalſache ſollte ein Zeuge vernommen werden, deſſen Aufenthalt nicht gleich bekannt war. Ueber den Schritten die gethan wurden um ihn ausfindig zu machen, vergiengen zwei Jahre. Ehe nun endlich dieſer Zeuge citirt wurde, war er an einen andern Ort gezogen, und das betreffende Gericht mußte ſich nun dorthin wenden, worüber wieder mehr als ein Jahr vergieng. Unterdeß hatte derſelbe ſeinen Wohnort aufs neue gewechſelt, und es verſtrich wieder ein Jahr. Alle dieſe Verzögerungen machten zuſammen ſechs Jahre aus, während dem war der Zeuge geſtorben, und es kam die gerichtliche Requiſition erſt ein Jahr nach deſſen Tode an den Ort wo er begraben war. Das klingt unglaublich, ward mir aber als volle Wahrheit erzählt.

Ein Seitenſtück hiezu geben die Erbſenderungen. Von dieſen erzählte mir mein Gaſtfreund, daß ſie nicht ſelten auf viele Jahre hinaus verſchleppt werden. So führte er Fälle auf ſeiner eigenen Beſitzung an, wo er ſelbſt als Grundherr keine Anzeige von dem Tode von Dorfinſaſſen, welche ein ländliches Beſitzthum hinterließen, erhalten hatte, und erſt nach langer Zeit zufällig Nachricht davon bekam. Die Familie hatte ſofort dem älteſten Sohn das Beſitzthum überlaſſen, und dieſer hatte ohne weiteres fortgewirthſchaftet. Wie mag es da unter ſolchen Umſtänden um die Hypothekenbücher ſtehen?

J. G. E.

Digitized by Google

Reisebriefe aus Indien.

IV.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Ich verließ meine Freunde in Tschampanier am Abend des 6 März und bestieg meinen offenen, mit Stroh gefütterten Karren, als gerade der Mond aufgieng. Hinter mir ritt mein Saner oder Reiter der zwei rathselhafte Geräusche hören ließ. Ich fand aus daß das eine von einem Huhne herrühre, das er als Frühstück für den nächsten Morgen lebendig in einem Sack mit sich führte, und das andere von dem Durchstreichen des Tabakrauches durch das Wasser seiner Hokah oder Wasserpfeife, von den Anglo-Indianern wegen dieses Geräusches gewöhnlich Habbai-Bubbel genannt. Den Weg zeigte ein Bumiahk. Die Bumiahs sind diejenigen Glieder der indischen Dorfgemeinden, welche die Verpflichtung haben Reisenden den Weg zu zeigen. Dafür erhalten sie von dem Patele oder Oberhaupt des Dorfes, dem in der Theorie der ganze Grundbesitz gehört, und welcher der Regierung die Steuern für das ganze Dorf bezahlt, eine Vergütung in Gestalt eines Stück Landes oder von Naturalien, wovon sie leben. Die Buhmiahs gehören zu der niedrigsten Kaste der Bewohner des Dorfes und gehen fast ganz unbekleidet. Gewöhnlich sind sie mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Ihr Amt ist in der Familie erblich mit dem dazu gehörigen Lande, wie alle indischen Gemeindeämter. In den Ländern der indischen Fürsten empfangen sie keine Vergütung von den Reisenden, dafür verschwinden sie aber bisweilen an Stellen des Weges, wo man sie am meisten nöthig hat. In den Ländern unter englischem Besitz erhalten sie gewöhnlich für das Kos, oder zwei engl. Meilen einen Preis, so viel etwa wie zwei Heller. Kein Buhmia geht weiter als bis zum nächsten Dorfe, wo er seinen Nachfolger heraustuft.

Ich schlief trotz des hellen Mondscheins der den Wald erleuchtet, und des Staubes vor dem ich mich durch ein Taschentuch über den Kopf schützte, ziemlich gut, und kam früh um 4 Uhr an dem Ort an, wohin ich mein Pferd vorausgeschickt hatte, glücklicherweise ohne einen Mondstich davongetragen zu haben, vor welchem eingeborenen Uebel viele Anglo-Indianer eine abergläubische Furcht hegen. Gegen 8 Uhr des Morgens erreichte ich Godra, wo mein Zelt und Karren bereits seit zwei Tagen auf mich wartete.

Von den Orten die ich auf meinem Marsch von Baroda nach Niemasch berührte, finden sich die folgenden auf Weigands Karte von Nordindien (Weimar 1835): Baroda, Doud (Dohud), Pittlaued (Pitlawad), Ratlam (Rutlam), Dschanrad (Jowrad), Mandchoor (Mundefor), Niemasch (Neemach). Godra liegt in der Mitte zwischen Baroda und Doud, von jedem Ort drei Tagmärsche entfernt. Im ganzen machte ich 16 Tagmärsche, jeder im Durchschnitt von 16—17 engl. Meilen. Der ganze Weg von Baroda nach Niemasch beträgt 265 engl. Meilen. Nach je zwei oder drei Tagen machte ich einen Rasttag und wechselte meinen Karren.

In Godra ließ ich einige überflüssige Möbel zurück und setzte meinen Weg mit vier Karren, jeder mit vier Ochsen von kleinerer Race als die Ochsen von Guzerat, an demselben Abend fort. Meine Wagen brachen gewöhnlich um 5 oder 6 Uhr Abends auf und fuhren die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Haltort, wo sie nie früher als 8 oder 9, oft erst um 11 oder 12 Uhr am Tag ankamen. Ich selbst gieng mit einem leichten Karren, der eine einfache Bettstelle und ein kleines Zelt trug, gerade groß genug um sie aufzunehmen, voraus, und hielt um 8 oder 9 Uhr Abends für die Nacht an, um am folgenden Morgen um 3 oder 4 Uhr wieder aufzubrechen. Gewöhnlich überholte ich meine Wagen noch ehe sie an ihrer Bestimmung angekommen waren. Vor Sonnenaufgang marschirte ich; wenn es warm wurde, stieg ich zu Pferd.

Wenn der Mond nicht schien, hatte ich immer Fackelträger, Mat genannt. Am Tage sind sie die Barbiere des Dorfes und heißen Hadschem, am Abend werden sie Mat; ihre Fackeln bestehen aus einem fußlangen Stocke von Holz, in den oben ein etwa ebenso langer aber dünner Eisenstab eingesetzt ist. Letzterer wird mit einer Masse Baumwollenlappen umwickelt, regelmäßig und dicht, so daß das obere Ende etwa zwei Zoll im Durchmesser hat, während in der Mitte die Umwickelung der Decke des Holzgriffes gleich kommt. Auf das obere Ende wird nun Oel getränkelt, aus einem kegelförmigen Thongefäße, so groß wie ein Mannskopf und mit langer Schnauze versehen, deren Oeffnung etwa den Durchmesser eines dicken Federkieles hat, so daß nur wenig auf einmal herauskommt. Der Mat trägt dieses Gefäß vermittelst eines daran befestigten Hakens in der einen Hand und in der andern die Fackel, und tröpfelt nach, wenn es nöthig ist. Ein Pfund Oel reicht für eine Fackel etwa 6 Stunden lang.

Von meinen Reitern schickte ich immer zwei mit dem Wagen und behielt einen bei mir. Da ich Briefe an die eingebornen untergebenen Gränzregulirungs-Commissäre von Godra und Daud hatte, so erhielt ich an beiden Orten neue Saners und schickte die alten nach Hause. Je weiter ich mich von Baroda entfernte, desto elender erschienen Reiter und Pferde.

Von Godra aus, wo man sich zuerst aus der Ebene erhebt, wird das Land hügelig. Die Hügelzüge, welche niedrig von ziemlich gleicher Höhe, und nur durch schmale Thäler und Einschnitte getrennt sind, haben im allgemeinen die Richtung von Südost nach Nordwest. Die vielen kleinen zur Zeit vertrockneten Bäche und Flüsse, deren Bett man passirt, fließen in nordwestlicher Richtung und ergießen sich in den Mahi. Der Boden ist steinig und fast gar nicht angebaut, er ist Dschungel, d. h. mit Wald bedeckt. Die kleinen Dörfer, die man von Zeit zu Zeit antrifft, bilden mit ihren Feldern nur Lichtungen in der Waldmasse, und bestehen oft nur aus wenigen zerstreuten Hütten; ihr Bestehen wird durch natürliche oder künstliche Teiche bedingt, deren Wasser während der heißen Jahreszeit nicht ganz vertrocknet, da die kleinen Flüßchen von März bis Mai kein Wasser führen; dieser Umstand macht eine allgemeine Cultur des Landes unmöglich. Ich traf auf einen oder zwei Orte, die auf den Karten mit großen Namen bezeichnet sind, allein in der Wirklichkeit aus nichts anderm bestanden als aus einem Teich und einer Hütte, und eigentlich nur Haltplätze für Reisende waren.

Die Wege in diesem Strich sind nur mit großen Schwierigkeiten für Karren gangbar; sie sind voller Steine und Löcher und haben tiefe Gleise, bisweilen theilen sich die Wagenspuren in meh-

Digitized by Google

rere Zweige um sich weiterhin wieder zu vereinigen, wie es gerade der Baumwuchs, Felsen oder Wasserrinnen erlauben, und bieten eine unaufhörliche Abwechslung zwischen bergauf und bergab.

Da mir die Kameltreiber, die ich in Baroda gemiethet hatte, am Tage nach meiner Abreise, aus Furcht vor den schlechten Wegen durchgegangen waren, so sah ich mich gezwungen mich mit dem Karren durchzuschlagen so gut ich konnte, sie brauchten durchschnittlich eine Stunde für jede engl. Meile, während in derselben Zeit ein rüstiger Fußgänger auf gutem Weg beinahe drei Meilen zurücklegen kann.

Auf mehreren Strecken des Weges zeigten verfallene Bauries — tiefe Brunnen in die man vermittelst gerader, langer und überwölbter Treppen hinabsteigt — daß die Mohammedaner, solange sie das Land besaßen, die Wohlfahrt ihrer reisenden und handeltreibenden Unterthanen nicht vernachlässigten; allein diese Brunnen zerfielen als das Land unter die Herrschaft der weniger gebildeten Mahratten kam. Der Transport von Kaufmannsgütern wird hier mit Ochsen vermittelt, denen man oft in Heerden von mehreren Hunderten begegnet. Jeder Ochs hat einen Sack auf dem Rücken, der mit der Waare gefüllt ist. Sie bringen Getreide nach der Küste und Salz zurück. Die großen Heerden gehören meist vielen Eigenthümern, deren jeder einige Thiere besitzt und die sich zu diesem Zweck vereinigen. Die Männer ziehen mit Spießen, Luntenflinten, Säbeln, Keulen bewaffnet mit, von ihren Familien begleitet, die Alten und Kinder reiten auf Ochsen; sie führen prachtvolle große Hunde mit sich, zwischen einem Greyhound und einem Hühnerhund, meistens schwarz.

Das beschriebene unfruchtbare Hügelland, welches sich quer durchzog, erstreckt sich in seiner ganzen Ausdehnung, denselben Charakter darbietend, von dem westlichen Ende des Arravalligebirges von Odypur (Odeypoor) aus, bis zu den westlichen Ausläufern der Vindiakette, und scheidet die fruchtbare Hochebene von Malwa mit der Landschaft Mewar an den tieferliegenden Ebenen von Gujerat. Ein Theil davon wird von mehreren Angaben als Seitenberkette (Saloombur-Range) bezeichnet, von dem Namen eines Ortes nicht weit von Deber-See (Debburlake). Die geognostische Beschaffenheit von Godra bis Tandla, wo das Trappgebirge wieder anfängt, etwa 80—90 engl. Meilen, die ich in fünf Tagemärschen durchzog, ist folgende. In kurzer Entfernung hinter Godra verschwinden die niedrigen Syenit- und Granitkuppen, denen man auf dem Wege von Tschampanier nach Godra begegnet und machen Hügeln Platz, deren Gipfel mit großen weißen Quarzfelsen oder Blöcken gekrönt sind, zwischen deren Gestein man hie und da große Glimmerflächen beobachtet (dieselben Quarzhügel werden nach Jacquemont entlang des südlichen Abhanges des Arravalligebirges in großer Menge angetroffen von Odipur bis Adschmir [Ajmere], und weiter bis Delhi, siehe Summary of the Geology of India. Royal asiatic. Journ. Bombay branche Jan. 1854). Diese Hügel wechseln ab mit andern, deren Gestein ein dunkler Grünstein ist, dessen ursprünglich weiße Grundmasse ein grünes, hornblendartiges Mineral von blätterig krystallinischer Struetur eingelagert ist; dieses Gestein ist sehr hart und dient den Bheels (Bheele), die diese Berge bewohnen, als Material zur Darstellung der höheren Wesen die sie verehren in Gestalt von einfachrund, oder viereckig zugehauenen Steinklötzen, etwa von der Form und Größe von Meilensteinen, mehrere bei einander, wie ein Spiel Kegel unter dem Schatten eines großen Baumes im Wald. Bei Daud tritt der Quarz abwechselnd in Form von glänzendweißen Kämmen auf, die über die Felder gerstreut, alle in ihren Längsrichtungen parallel laufen; die dazwischen auftretenden Grünsteine lassen eine Streifung nach derselben Richtung erkennen, diese Grünsteine sind etwas verschieden von den zuersterwähnten. In weißer Grundmasse sind unzählige weiße Blättchen oder Säulchen abgelagert, die in Glanz und Farbe der gemeinen Hornblende sehr ähnlich sehen. Meistens rundlich und mit fünf oder sechs erkennbaren Seitenkanten waren sie doch zu klein und unbestimmt um eine Krystallform erkennen zu lassen. In der Umgebung der verwitterten Blöcke machen sie einen besondern Bestandtheil der losen Erde aus, und haben den Glanz und die Farbe des einachsigen Glimmers, so daß sie da wo viele zusammenliegen, eine Art Goldsand bilden. Bruchstücke verwitterter Blöcke enthalten eine große Menge Kohlensäure, und wird diese aufgetrieben, so zerfällt die übrige Masse in ein weißes Pulver und die erwähnten kleinen Krystalle.

Kurz hinter Daud verschwindet der Grünstein vollkommen und sein Platz wird durch Thonschiefer eingenommen, der von Südost nach Nordwest streicht und sehr steil in einem Winkel von etwa 40—45° nach Südwest einfällt. Die Richtung der Streichlinie ist dieselbe wie die der Quarzkämme, die demnach mit den Schichten parallel laufen; sie bringen zwischen den Schichtenklüften heraus und durchbrechen sie, so daß an diesen Stellen der Quarz den Thonschiefer gleichsam zu vertreten scheint. Sie sind in unregelmäßigen Entfernungen von einander vertheilt und erreichen bisweilen beträchtliche Höhen. Der Thonschiefer hat genau dasselbe Ansehen wie der des rheinischen Uebergangsgebirges. In den Hügeln, von denen man in das fruchtbare, in der kalten und nassen Jahrszeit von einem kleinen Flüßchen bewässerte Thal von Tandla herabsteigt, tritt später wieder Grünstein auf. In der Mitte dieses Thals fängt die Trappformation an, welcher die gegenüberliegenden Hügel angehören. Dieses Auftreten des Trapps der hier ganz das Ansehen und die Beschaffenheit von dichtem Basalt hat, auf der einen und der Thonschiefers auf der andern Seite des Thales, erinnerte mich lebhaft an fast dieselbe Anordnung auf beiden Seiten des Lahnthales bei Gießen. Auf der Westseite hat man den Abhang der Hardt mit dem Thonschiefer des rheinischen Uebergangsgebirges, und gegenüber den platten feinkörnigen Basalt des Schiffenberges.

Von Tandla an wird der Wald seltener, und die Felder und Ortschaften vermehren sich. Nachdem man sich zwischen mehreren der in meinen früheren Briefen erwähnten flachen Trapprücken durchgewunden hat, erhebt man sich plötzlich ziemlich steil, und meint eine größere Höhe zu erklimmen als die bereits überwundenen; allein oben angelangt, erkennt man daß man den Abhang eines Plateau erstiegen hat. Man fliegt nicht wieder hinab, sondern bewegt sich in einer fruchtbaren Ebene vorwärts, in welcher Getreide und Mohnfelder einen erfrischenden Anblick nach der lange ertragenen Dürftigkeit gewähren, und erreicht nach kurzem Marsch Pitlawud. Dieses Plateau ist nicht sehr breit und gleichsam eine Stufe die zur Hochebene von Malwa führt. Nach weiteren 20 Meilen erheben sich wieder einzelne Trapphügel, und man wird plötzlich durch eine schwarze steile Felswand von mehr als 100 Fuß hoch aufgehalten. Sie ist bespült von dem Mahifluß, dem sie seinen nordwestlichen Lauf anweist, ehe er sich später nach Südost wendet um sich in den Meerbusen von Cambay zu ergießen. Hat man den Fluß passirt und den ziemlich hohen Rücken erstiegen, dessen Fuß die Felsenwand bildet, so hat man die Wasserscheide überschritten und befindet sich nun im Flußgebiet des Ganges, dessen Wasser in die Bay von Bengalen fließen und steht auf der Hochebene von Malwa. Von nun an kommt man durch angebautes Land mit Dörfern übersäet. Mohnfelder wechseln mit Baumgruppen, Wiesen und Getreidefeldern, und bisweilen einem

Digitized by Google

Hain von Dattelpalmen, und man sieht hie und da etwas fließendes Wasser, in Gestalt eines riesenden Baches, dessen weit ausgedehnte Ufer zeigen daß er zu anderer Zeit Anspruch auf den Namen eines Flusses machen wird. Es führt ein ebener und bequemer Weg nach der Stadt Katlam, und von da weiter nach Mandihor und Niemasich.

Die Begründung der evangelischen Mission im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chinesische Literatur.

(Von Professor Neumann.)

IV.

Was Verstand, Ordnung, Thätigkeit und Geschicklichkeit betrifft, überragt das chinesische Volk, überragt die chinesische Regierung alle andern Asiens und Afrika's. Auch kann man ihnen bis zu einem gewissen Grade Humanität und Billigkeit nicht absprechen. Aber eine schmachvolle, alle diese guten Eigenschaften untergrabende, mit dem Despotismus zusammenhängende Gewohnheit, Lug und Trug, durchzieht das Land von dem untersten seiner Bewohner bis hinauf zum Himmelssohne. Ueber diese schändliche Eigenthümlichkeit dieses Volkes beklagte sich noch jeder der in irgendeine Verbindung mit den Chinesen gekommen ist; auch Morrison kam hierdurch, sowie der Schreiber dieses, häufig zu Schaden. Mehrmals kaufte ich heute eine Anzahl Bücher um eine Summe und morgen konnte ich sie um die Hälfte haben — Betrügereien, denen gar nicht abzuhelfen war, weil niemand in Canton den Marktpreis dieser Waare anzugeben wußte.

Das erste Buch der heiligen Schrift, welches Morrison zum Druck beförderte, war die Apostelgeschichte, nach der Uebersetzung der katholischen Missionäre. Sein Lehrer Ko besorgte diese Ausgabe. Es wurden anfänglich bloß 1000 Exemplare abgezogen, und der treue Ko, auf welchen Morrison bis jetzt alles hielt, betrog ihn bei diesem kleinen Geschäfte um 50 Pfd. St. „Er hat mir es später selbst gestanden," schreibt der christliche Sendbote, „und sein Vergehen eingestehen; es thut mir sehr leid, nicht des Geldes wegen, sondern weil ich von jetzt an auch diesem Chinesen nicht mehr trauen kann." Bei einer andern Gelegenheit ward Morrison von seinem Bedienten ganz ausgeraubt; ja es ward ihm einmal, während er daraus und eifrig studirte, das Kleid vom Leibe gerissen, und wäre nicht schnelle Hülfe herbeigeeilt, so würde er von den Chinesen seiner Umgebung thätlich mißhandelt worden seyn.

Alle diese Mühseligkeiten, alles dieses Widerwärtige ertrug Morrison mit Geduld; er war unermüdlich in seinem begonnenen Werk, beförderte in den Jahren 1809, 1810 und 1811 mehrere mit Hülfe seiner Lehrer verfertigte chinesische Tractätlein religiösen Inhalts zum Druck, sowie einen Katechismus nach der Weise der schottischen Kirche. Der wackere Sendbote ließ sich durch die kaiserlichen Edicte, die von Zeit zu Zeit gegen die Verbreitung des Christenthums in China erschienen, nicht abschrecken. Eines dieser denkwürdigen öffentlichen Ausschreiben wollen wir, weil man daraus am besten ersieht in welchem Lichte die chinesische Staatsregierung das Christenthum und die religiösen Angelegenheiten überhaupt betrachtet, seinem vollen Inhalt nach mittheilen.

„Die Europäer, so lautet ein Erlaß des Justizministeriums vom Jahr 1812, die Europäer verehren den Herrn des Himmels[1] in ihrem Lande, wahrscheinlich weil sie es einmal so gewohnt sind; es ist übrigens ganz nutzlos nach der Ursache dieser Sitte zu forschen. Warum sollen sie aber das Volk unseres Landes damit behelligen? Warum nun Priestern und andern Leuten im Lande Zutritt gestatten, welche gegen das ausdrückliche Verbot diese Religion im Lande verbreiten und das gemeine Volk verführen? Sie folgen auf einander, Geschlecht auf Geschlecht, ohne von ihrer Widersetzlichkeit zu lassen. Es könnte dieß wohl in der Folge eine Empörung veranlassen. Diese Religion hält weder die Geister (die vergötterten Naturkräfte) in Ehren, noch verehrt sie die Vorfahren; sie ist also der gesunden Lehre ganz entgegen. Das gemeine Volk, welches solchen Abenteuerlichkeiten nachhängt, und sie verbreitet, muß als verrätherischer aufrührerischer Pöbel betrachtet und strenge behandelt werden. Würde wohl ohne Strafen diesem Uebel gesteuert und das menschliche Herz erneuert werden können?

„Von jetzt an soll heimlicherweise kein Europäer weder Bücher drucken, noch sollen Geistliche Zutritt im Reiche erhalten, die das gemeine Volk verführen; es sollen auch die Mandihu und Chinesen, welche im Lande herumreisen, den Leuten fremde Namen geben und diese Religion verbreiten, in Zukunft dieß unterlassen. Die Vorsteher werden enthauptet, sobald man sie ergreift, und die andern gemeinen Leute bis zum Tag der Hinrichtung im Herbst eingesperrt. Diejenigen welche, ohne Proselyten zu machen, im Stillen dem Glauben des Himmelsherrn nachleben, sollen nach der Marktgrafschaft des schwarzen Drachenflusses (Amur) in Verbannung gesandt werden; die Mandihu aber sollen bloß ihren Sold verlieren. Die Europäer welche in Peking leben, mögen, wenn sie als Mathematiker im Dienste sind, auch in Zukunft hier verweilen; [2] was thun aber die andern Müßiggänger in der Hauptstadt des Reiches? Diese sollen nach Kuangton gebracht und in ihr Vaterland zurückgesandt werden. Aber auch die als Mathematiker im Dienst stehenden Europäer dürfen weder mit den Mandihu, noch mit den Chinesen verkehren, damit endlich die albernen Märchen die sie verbreiten, von Grund aus vertilgt werden. Die Statthalter und andern Beamten des Kreises mögen aber genau zusehen, um alle Europäer, die sich heimlich einschleichen zu ergreifen und mit ihnen Rechtens zu verfahren. Auf diese Weise muß der Baum mit der Wurzel ausgerottet werden. Man gehorche pünktlich diesem Erlasse des Justizministeriums."

Morrison sah bald ein daß alle Arbeiten für die Zukunft erfolglos bleiben würden, wenn er nicht eine Anstalt zu gründen vermöchte, worin Leute aller Nationen zu Missionären des östlichen Asiens erzogen werden könnten. Es sollte hier mit gleicher Sorgfalt der Unterricht in den Sprachen des Ostens, der Chinesen Malayen, Javanen, Japanesen und der Bewohner der zahlreichen Inselgruppen Oceaniens, wie in den classischen Studien und euro-

[1] Tienschin Kiao, die Lehre oder Religion des Herrn des Himmels. Diesen Namen führt das Christenthum in den chinesischen Originalschriften, weil die katholischen Missionäre noch vielen Streitigkeiten darüber übereinkamen, in ihren Werken Gott mit Tienschin zu übersetzen. Die Mohammedaner sagen bloß Tschn, Herr, oder auch Tienschin, Geist des Himmels. So lesen wir in den Annalen der Tang, Abtheilung „Fremde Nationen," wo von den Arabern die Rede ist. „Sie beten täglich fünfmal den Geist des Himmels (Tienschin) an."

[2] Im Jahr 1826 wurden auch die Mathematiker aus dem Lande verbannt, mit Ausnahme eines einzigen hochbetagten portugiesischen Geistlichen, der im Jahr 1838 gestorben ist. Annales de la Propagation de la Foi. Janvier 1839. 462.

Digitized by Google

päischen Wissenschaften betrieben werden. Diese Anstalt sollte den Vermittlungspunkt zwischen dem Orient und Occident bilden; der Orientale sollte hier mit allem Großen und Schönen das Europa bietet, bekannt gemacht, und der Europäer in die Idiome und Literaturen Asiens eingeweiht werden. Die nothdürftigsten Mittel zur Errichtung dieses nach dem Sinn des edlen Begründers so großartigen Instituts waren bei den reichen Hülfsmitteln der verschiedenen Missionsgesellschaften, mit denen Morrison in Verbindung stand, und die ein unbedingtes Vertrauen hegten zur Redlichkeit und Einsicht des vielfach erprobten Mannes, sowie der reichen Privaten in China und Indien, bald beisammen. Es fragte sich nun: welcher Ort am füglichsten ermählt werden und wo die Anstalt die meisten Früchte tragen könnte? In Canton und Macao war dieß wegen der Eifersucht sowohl der Chinesen und Portugiesen als der katholischen Missionäre durchaus unmöglich. Morrison dachte gleich anfangs, als er im Jahr 1812 den Plan zu solch einem Institut faßte, an Malacca, welches damals, wie jetzt wiederum — in der Zwischenzeit war es einige Jahre unter der Herrschaft der Holländer — sich in den Händen der Engländer befand. „Ich wünsche," heißt es in einer Beziehung in einem ausführlichen Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft vom 22 December 1812, „ich wünsche, wir hätten eine Anstalt in Malacca zur Bildung christlicher Sendboten, Europäer sowohl als Einheimischer, für alle Länder jenseits des Ganges. Hier mögen für die verschiedenen Sprachen Pressen errichtet werden — es ist dieß der mächtigste Hebel der Civilisation." Die Ausführung dieser Unternehmung verzögerte sich aber noch einige Zeit. Erst im Jahr 1818 war Morrison im Stande, diese Idee seines Lebens verwirklichen zu können. Von der Londoner Missionsgesellschaft und mehreren andern seiner zahlreichen Freunde, namentlich von Staunton, unterstützt, gründete der Sendbote das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, wozu er selbst, außer einem jährlichen Beitrage von 100 Pfr., 1000 Pfd. St. als Stiftungscapital beisteuerte.

Diese Studienanstalt fand bald sowohl bei einzelnen wie bei Corporationen, namentlich der ostindischen Hansa, die jährlich 1200 Dollars zahlte, bedeutende Unterstützung; sie erfreute sich auch in wissenschaftlicher Beziehung eines guten Fortganges. Eine große Anzahl Chinesen erhielt hier unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, der Geographie, Geschichte, Moral und christlicher Theologie. Auch wurden hier in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei viele Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniß des östlichen Asiens vielfache Erweiterung erhielt. Man bemerkt Milne's heiliges Edict, seine Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien, Prémare's ausführliches Lehrgebäude der chinesischen Sprache, die Zeitschrift, der indochinesische Sammler genannt, und mehrere Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen. Ueberdieß gingen aus der Missionspresse zu Malacca mehrere chinesische Werke, namentlich die vollständigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhaltes in Menge hervor, welche nach allen Seiten im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahr 1835 erschienen hier vierundfünfzigtausend siebenhundert und achtundzwanzig Tractate geistlichen und andern Inhalts; hiebei sind elftausend neunhundert und siebenzig Bände der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in chinesischer Sprache nicht mitgerechnet. Der ehrwürdige Begründer besuchte die Anstalt von Macao aus mehrmals, und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Berichte Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das Gedeihen der Bildungsschule. Nach dem Friedensschlusse zu Nanking ward die Anstalt nach Hongkong verlegt, wo sie sich in einem blühenden Zustande befindet.

Im Jahr 1822 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malacca, landete zu Singapor und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein Collegium ähnlicher Art wie das indo-chinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte, nach dem Wunsche Sir Stamfords, auf einer breiteren Basis errichtet werden. Raffles wünschte daß hier in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, dann im Chinesischen, Arabischen, sowie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1 April 1823 ward zu diesem Endzweck in Singapor eine Versammlung zusammenberufen, wobei Raffles präsidirte; es wurden dem neuen Institute 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, sowie 50 für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm seyn sollte, seinen Wohnsitz hieher zu verlegen. Morrison dachte nämlich daran, in Bälde seine Anstalt zu Malacca mit der neubegründeten zu vereinigen und dann selbst die Oberleitung zu übernehmen. Eine Subscription ward eröffnet, bedeutende Summen wurden unterzeichnet und am 4 August 1823 der Grundstein zu dem großartigen Gebäude der Singaporer Anstalt gelegt. Dieses im italienischen Geschmack errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als Raffles abgerufen wurde und Dr. Crawfurd erschien, um jeden Samen des Edlen, den die hochherzige Seele des Gründers in reichlichem Maß ausgestreut hatte, im Aufkeimen zu ersticken. Der Bau der Singaporer Anstalt ward alsbald eingestellt; man ließ die Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt, vom Meer her gesehen, die Ausmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen Segelnden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der mit den Verhältnissen unbekannte Fremde begreift nicht wie und warum in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, großartig gedachtes und in einem so schönen Style aufgeführtes Gebäude in Schutt und Trümmer hat zerfallen müssen. Crawfurds Name wird auch, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugte, von niemanden zu Singapore mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergeßlich dasteht im Andenken der Bewohner.

Arabische Goldkörner.

(Aus Dr. Arnolds arabischer Chrestomathie, gesammelt von Dr. Weiß.)

1. Wenn dir von deinem Bruder Schlimmes zu Ohren kommt, so suche für ihn eine Entschuldigung; und wenn du keine findest, so sprich: Vielleicht gibt es doch für ihn eine Entschuldigung.

2. Die Armuth ist der große Tod.

3. Wer zwei Dirhem besitzt, hat am Tage des Gerichts eine größere Verantwortung als wer bloß einen Dirhem besitzt.

4. Die Menschen sind ursprünglich Blätter ohne Dornen, aber sie werden Dornen ohne Blätter.

Digitized by Google

5. Wie der Magnet das Eiſen anzieht, zieht die Geduld den Sieg an.

6. Das Weib verbirgt die Liebe 40 Jahre, aber Haß und Widerwillen verbirgt ſie nicht einen Tag.

7. Die Engel freuen ſich über des Winters Verſchwinden, aus Mitleiden für die Armen.

8. Wer einen Bittenden unbefriedigt zurückweiſt deſſen Haus betreten die Engel ſieben Tage nicht mehr.

9. Die rechte Gottesfurcht iſt daß man allen Streit läßt, alle Trübſal ruhig erträgt und daß man den Herrn liebt.

10. Die Menſchen ſind entweder Gelehrte oder Lernende; alle übrigen Menſchen ſind geringe Mücken.

11. Staat und Religion ſind Zwillinge.

12. Das Paradies eines Mannes iſt ſein Haus.

13. Die weiteſte Reiſe hat derjenige zu machen welcher einen rechtſchaffenen Bruder ſucht.

14. Wenn du Speiſe haſt für einen Tag, ſo entferne von dir die Sorgen; denn bei Gott iſt Speiſe für den andern Tag.

15. Wenn das Wort von Herzen kommt, fällt es ins Herz.

16. Es wurde ein Bedouine nach den Zeichen, den Schönſter aufzufinden, gefragt. Da antwortete er: Der Kamelmiſt weiſt hin auf das Kamel, die Fußſtapfen auf das Betretenſeyn; der Himmel iſt voll Sterne und das Meer voll Wellen. Weiſt nicht das alles hin auf Gott den Eiſſenden?

17. Wer viel Scherze macht, macht viel Fehler.

18. Haſan wurde gefragt, welches die Gott wohlgefälligſte Reiſe ſey. Er antwortete: Diejenige von welcher du zurückkehrſt als ein der Welt Entſagender und nach dem ewigen Leben Verlangender.

19. Es fragte ein Mann Haſan um Rath wegen Verheirathung ſeiner Tochter. Da rieth er ihm: Verheirathe ſie an einen frommen Mann; denn, wenn dieſer ſie liebt, ſo wird er ſie ehren, und wenn er ſie nicht leiden kann, ſo wird er ihr kein Leid zufügen.

20. Das Heirathen iſt ein Gemüſe von einem Monat und ein Dorn von einem Jahr.

21. Gott ſprach: Ich bin der König der Könige; die Herzen der Könige ſind in meiner Hand. Wer daher mir gehorcht, für den mache ich dieſelbe zu einer Gnade, und wer ſich mir widerſetzt, für den mache ich ſie zur Ungnade. Beſchäftigt eure Zungen nicht mit Herabſetzen der Könige, ſondern bekehret euch zu mir, und ich will ſie euch wohl geneigt machen.

22. Ein rechtſchaffener Bruder iſt dir beſſer als deine Seele, denn dieſe heißt dich oft Böſes thun, ein ſolcher Bruder aber heißt dich nur Gutes thun.

23. Der Arzt Haritb kam zu einem Kranken und ſprach: Ich und du und die Krankheit ſind drei; wenn du nun zu mir hältſt, ſo beſiegen wir ſie, wo nicht, ſo wirſt du beſiegt.

24. Haſan hat geſagt: Wenn die Beſtechung in ein Haus hineingeht, geht das Recht zum Fenſter hinaus. Wenn aber, wurde er gefragt, das Fenſter verſchloſſen wird? Dann, verſetzte er, geht es hinaus, ſowie der Todesengel eintritt.

25. Der Gläubige wird den Strafen Gottes nicht entrinnen, bis er vier Dinge läßt: Die Lüge, den Hochmuth, den Geiz und die Verleumdung.

26. Die Welt iſt das Gefängniß des Gläubigen, das Grab ſeine Burg, und das Paradies ſeine Heimath; dagegen iſt dem Ungläubigen die Welt ſein Paradies und das Grab ſein Gefängniß, und die Hölle ſeine Heimath.

27. Wer ein Weib heirathet wegen ihrer Schönheit, für den macht Gott ihre Schönheit zur Strafe; wer ein Weib heirathet wegen ihrer Frömmigkeit, den ſegnet Gott mit großem Segen, und wer ein Weib heirathet wegen ihres großen Vermögens, deren Vermögen macht Gott gering.

28. Das Schauen auf die Weiber iſt verboten, und wenn es auch ohne ſinnliches Begehren wäre, und das Berühren iſt noch ſtrenger verboten. Sprich zu den Gläubigen, welche Blicke auf die Weiber werfen: Warum ſehet ihr denn nicht lieber auf das Kamel, wie es gebaut iſt, auf den Himmel, wie er erhaben iſt, auf die Berge, wie ſie feſt gegründet ſind, und auf die Erde, wie ſie ausgebreitet iſt.

29. Der Unglücklichſte der Unglücklichen iſt der, bei welchem Armuth auf der Welt und drei Jenſeits Strafen zuſammenkommen.

30. Es iſt keiner ein rechter Gläubiger, bis daß ich ihm lieber bin als Vater und Sohn und alle Menſchen.

31. Es iſt keiner ein rechter Gläubiger, als bis er für ſeinen Bruder wünſcht was er für ſich wünſcht.

32. Wenn ihr wüßtet was ich weiß, ſprach Mohammed, ſo würdet ihr viel weinen und wenig lachen.

33. Die Welt iſt eine Waare, und die beſte Waare der Welt iſt ein rechtſchaffenes Weib.

34. Der Menſch wird alt, dabei bleibt aber zweierlei jung an ihm: die Liebe zum irdiſchen Gut und die Liebe zum Leben.

35. Ein Grammatiker beſtieg ein Schiff. Da ſprach er zu dem Schiffmann: Kennſt du die Grammatik? Er antwortete: Nein! Da verſetzte der Grammatiker: So iſt die Hälfte deines Lebens verloren. Als nun der Wind wehete und das Schiff umher geworfen wurde, ſprach der Schiffmann: Kennſt du die Schwimmkunſt? Nein, war die Antwort. Nun, dann iſt dein ganzes Leben verloren.

Die Shetlandsinſeln.

(Schluß.)

Die Shetländer, ſeit nahezu vier Jahrhunderten von Dänemark getrennt, haben es noch nicht dahin gebracht die Sprache des Reichs dem ſie angehören, der Beamten welche über ſie regieren, und der Kaufleute mit denen ſie in ununterbrochenen Beziehungen ſtehen, unter ſich zu ſprechen. Sie haben eine aus ſkantinaviſchen und engliſchen Elementen zuſammengeſetzte Mundart, in der aber das Skandinaviſche dergeſtalt vorherrſcht, daß man ſie ſehr leicht verſteht wenn man das Däniſche kennt. Hr. Blöyen hat dieſe Erfahrung gemacht. Auch den Gebrauch der Vaternamen, der ehemals im Norden weit verbreitet war und jetzt noch in ganz Rußland beſteht, haben ſie bis auf dieſen Tag bewahrt. So führen die Söhne des Magnus den Namen Magnuſon, oder, abgekürzt, Manſon; die Kinder Jakobs heißen Jakobsſöhne oder Jakobstöchter. Die gleiche Gewohnheit herrſchte dereinſt in den drei Königreichen Großbritanniens. Daher in England ſo viele mit dem Hauptwort son endigende Namen; daher in Irland ſo viele denen die Partikel O', in Schottland ſo viele denen die Partikel Mac, welche die gleiche Bedeutung haben, vorgeſetzt ſind. Was die Zeitrechnung betrifft, ſo haben ſich die Shetländer gegen die Annahme des Gregorianiſchen Kalenders geſträubt; ſie halten

Digitized by Google

sich an den alten Styl, und nichts ist im Stande sie zum Aufgeben dieses Gebrauchs zu bestimmen. Einer der hervorstechendsten und zähesten Züge ihres Charakters ist der Hang zum Aberglauben. Die Matrosen sind insgemein zum Aberglauben geneigt, was leicht begreiflich ist. Kein Leben ist, wie das ihrige, den unvorgesehensten Veränderungen, den gefahrvollsten Lagen ausgesetzt. Der Wind der durch ungestüme Schwankungen unablässig ihre Hoffnung täuscht; das Ungewitter das von einem kaum bemerkbaren Punkt auf plötzlich am Horizont aufsteigt, und in einem Nu mit einem verhängnißvollen Schleier den ganzen Himmel überdeckt; das Meer das ihnen vielleicht bei ihrer Abfahrt wie eine von einer strahlenreichen Sonne beleuchtete Straße lächelte, aber plötzlich in grauses Toben ausbricht, wie der Widder der Alten mit seinen ungeheuren Wogen an ihre schwimmende Burg schlägt, und unter ihren Füßen gleichsam ein tiefes Grab gräbt; die durch die Fluthen emporgedrehte Sandbank; die Brandungen auf die sie, trotz aller ihrer Anstrengungen, lostreiben; die Klippe deren Lage sie nicht hinlänglich erkannt hatten, oder auf die sie durch einen unwiderstehlichen Orkan geschleudert werden — alle diese Wechselfälle des Seemannslebens, alle diese Phänomene der Elemente, alle die phantastischen Formen der Strahlenbrechungen, der Wasserhosen und der Wolken, müssen in der Seele des Matrosen nothwendig Traumgebilde erwecken denen die Lehren der Wissenschaft nicht Herr zu werden vermögen — die Idee einer geheimnißvollen, unbegreiflichen Macht, eine Art Fatalismus.

Auf den Shetlandinseln aber knüpft sich dieser Aberglaube an die so häufig vorkommenden Unglücksfälle, und thut sich durch alle Arten traditioneller Gewohnheiten kund. Wenn eine Barke umschlägt, wenn ein Fischer ertrinkt, so erinnert man sich alsbald an eine Menge Vorbedeutungen welche auf dieses Unglück hingewiesen, und diejenigen welche in der Nachbarschaft des Ertrunkenen gelebt, schauen mit Schrecken um sich; denn sie sind überzeugt daß sein Geist unablässig und so lange um seine Wohnung herumirrt, bis man ein christliches Gebet an ihn gerichtet, was aber niemand zu thun wagt, oder bis sein Leichnam, von den Fluthen an das Gestade geworfen, hinweggetragen und auf dem Kirchhof beerdigt ist. Die Verrichtung dieser religiösen Pflicht genügt indessen noch nicht zur Beseitigung des abergläubischen Schreckens. Man spricht den Namen des auf diese verhängnißvolle Weise Gestorbenen nicht mehr aus. Wagt man dennoch von ihm zu sprechen, so gebraucht man, um ihn zu bezeichnen, eine Umschreibung. War er verheirathet, so schließt sich seine Wittwe in ihre Behausung ein, und entzieht sich ganze Monate lang allen Blicken. Von diesem Unglückstag an trägt sie beständig Trauerkleider, und wenn sie in eine neue Heirath willigt, was selten geschieht, so behält sie bei ihrer zweiten Hochzeit ein düsteres Kleid, und begibt sich gesenkten Hauptes, traurigen Gesichts, in die Kirche, auf daß man nicht glaube, sie könne ihren Wittwenschmerz vergessen. Wird eine Familie nicht durch zufälligen Todesfall, sondern durch Mord in Trauer gestürzt, so ist die Spur davon unauslöschlich. Es gibt einsam gelegene Häuser, finstere Grotten welche man stets von Gespenstern besucht wähnt, und von denen man sich mit einem Gefühl des Entsetzens abwendet, weil sie an einem verwünschten Tage von einem Verbrechen befleckt worden sind. Der Glaube an Hexerei, der ehedem durch ganz Europa verbreitet war, und von dem man nur noch hin und wieder einige Spuren unter den allerunwissendsten Leuten findet, hat noch sehr starke Wurzeln im Gemüthe der Shetländer. Sie sind überzeugt daß es Personen, namentlich Weiber gibt, welche, wie die Norna Walter Scotts, durch ihre Zauberssprüche einen Menschen der sie beleidigte ins Unglück stürzen, denjenigen welchen sie beschützen glücklich machen, die Winde beschwören, die Ungewitter beschwichtigen oder aufregen können.

Aus der skandinavischen Mythologie, welche, ebenso wie die griechische, die Wälder, die Gewässer, die Berge mit einer Menge magischer Wesen bevölkerte, haben sich auf den Shetlandinseln noch mehrere symbolische Bilder, mehrere übernatürliche Schöpfungen, unter andern die Meerjungfern und die Trows oder Trollen erhalten. Die Meerjungfern, diese Sirenen der nordischen Gewässer, haben nicht, wie die Sirenen des Alterthums, die furchtbare Gewalt gegen welche Orpheus durch die wundervollen Klänge seiner Leier die Argonauten schützte, und gegen welche auch der fluge Ulysses seine Gefährten zu verrtheidigen sich zur Aufgabe machte. Sie suchen den Menschen nicht durch ihre Gesänge zu bezaubern, um ihn in ihre Abgründe zu verlocken. Wenn sie ihn verführen, so geschieht es um ihn durch die Milde ihres Blicks und den melancholischen Ausdruck ihres Gesichts zu bethören. An schönen Sommertagen erscheinen sie oft an der Oberfläche des Wassers und kämmen ihre blonden Haare mit einem goldenen Kamm. Zuweilen sieht man sie wie unschuldige Hirtinnen ihre weißen Heerden an das Gestade führen. Hat eine von ihnen ein Liebesgefühl für einen jungen Fischer gefaßt, so folgt sie ihm vielleicht von ferne auf seinen Ausflügen, Klagelieder singend; vielleicht auch tritt sie eines Abends in seine Hütte, und nähert sich ihm mit ihren feuchten Kleidern, küßt ihm die Augen, und zittert vor Kälte um sein Mitgefühl zu erregen. Die Leichname der Ertrunkenen, die man nicht mehr auffinden konnte, sollen, wie die Sage geht, von den Meerjungfern hinweggeschleppt und von ihnen in ihren tiefen Behausungen begraben worden seyn. Auch sollen die Meerjungfern, gleich den Unglück weissagenden Sturmvögeln, Ungewitter anfündigen und, wie die serbischen Wilis, die Zukunft voraussagen. Die Trows sind von derselben Art wie die Trollen der skandinavischen Sagen und die Kobolde der deutschen Legenden. Sie wohnen gewöhnlich im Innern der Hügel und der glänzenden Grotten, deren Mauern mit Gold und Silberplatten bedeckt sind. Hier verbreiteten sie sich und werden Familienväter, wie einfache menschliche Wesen. Zuweilen spielen ihre Kinder, die ebenfalls gern hinter die Schule gehen, auf dem das Gewölbe der väterlichen Wohnung bildenden Hügel. Eines Abends sah eine alte Frau der Insel Yell ein kleines Wesen von sonderbarem Aussehen, in einer grünen Jacke und weißen Mütze plötzlich in ihre Hütte eintreten. „Wer bist du?“ rief sie voll Erstaunen. — „Ich bin der Sohn eines benachbarten Trow,“ erwiderte der kleine Läufer. — Die alte Frau bekreuzte sich alsbald, und das Kind verschwand. (Description of the Shetland islands, by Dr. Hibbert.) Manchmal unternehmen die Trows Ausflüge auf die verschiedenen Inselchen des Archipels. Sie sind so klein daß man sie in einiger Entfernung, obschon sie ein glänzend grünes Kleid tragen, kaum wahrnehmen kann, und sie retten in den Lüften auf einer bejaherten Binse, die ihnen als Pony dient. Wenn der Shetländer sie bemerkt, treibt er sie dadurch in die Flucht daß er ein Gebet spricht oder das Zeichen des Kreuzes macht. Sie flößen den Bewohnern des Archipels eine abergläubische Furcht ein, und doch sind sie keine bösen Wesen. Im Gegentheil, sie zeigen sich sehr dankbar gegen denjenigen der ihnen irgendeinen Dienst erwiesen hat. Sie leisten zuweilen dem armen Fischer wirksame Hülfe, und geben manchmal dem Kranken heilsame Arzneien. Allein sie sind zum Diebstahl geneigt. Wenn sie ein großes Bankett veranstalten, tragen sie kein Bedenken einige Stück Vieh auf den Weiden hinwegzutreiben. Um ihren Diebstahl zu verhehlen, lassen sie auf

Digitized by Google

dem Boden ein, diesen Thieren vollkommen ähnliches, Abbild des von ihnen weggenommenen Ochsen oder Schafes zurück. Allein die Shetländer, diese Listen der boshaften Trows kennend, lassen sich dadurch nicht täuschen, und stoßen die trügerischen Cadaver weit von sich. Das schlimmste aber ist daß die Trows zuweilen um das Haus herumstreichen wo eben ein Kind geboren worden, und es entwenden wenn man es nicht schleunigst taufen läßt.

Die Geschichten der Trolle, der Nixen und Meerjungfern nehmen in Thiele's Sammlung der Danske sagen, [1] den Volksmärchen Norwegens und den Folkvisor Schwedens [2] einen großen Raum ein. Auf den Shetlandsinseln aber findet sich eine Idee von der sich in den Ueberlieferungen des Nordens keine Spur zeigt, und die uns lediglich der offenherzigen Einbildungskraft der Bewohner der Insel Unst und der benachbarten Eilande anzugehören scheint. Diese Idee ist die daß der Seehund, der so schöne Augen hat — große klare Augen und sanft wie die der Gazelle — ein gefallener Geist sey, der eines schweren Fehlers halber verurtheilt worden ein elendigliches Leben als amphibisches Thier zu führen, und in seiner Erniedrigung noch den herrlichen Blick als ein Zeichen seines übernatürlichen Ursprungs sich bewahrt habe.

Man trifft in den Gewässern der Shetlandsinseln zwei Arten Seehunde ziemlich zahlreich an: die phoca barbata und die phoca vitulina. Obschon die Fischer des Archipels der Lockung des Gewinns nicht widerstehen den ihnen der Fang eines dieser Thiere bietet, so zerlegen sie es doch zuweilen nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit. Diese auf den Seehund in Anwendung gebrachte Idee der Metempsychose nun, so wie die Furcht welche sie ihnen einflößt, haben verschiedenen naiven Sagen ihre Entstehung gegeben. Wir wollen eine der bemerkenswerthesten derselben anführen, und damit unsere Bemerkungen über diesen armen kleinen Archipel schließen, der, bei seiner bescheidenen und einsamen Lage, noch nie die Ehre gehabt die Aufmerksamkeit eines europäischen Congresses zu beschäftigen, oder selbst nur irgendeine Verhandlung im brittischen Parlament anzuregen.

Ein Shetländer, der eines Morgens am Strande des Meers umherwandelte, sah einen Seehund auf einem eingesunkenden Felsen in der Sonne liegen und schlafen. Er war gerade jetzt eines guten Paars Schuhe benöthigt. Aus dem Fell des Seehunds konnte er sich vortreffliche verfertigen. Er geht leisen Schrittes auf ihn zu, schlägt ihn mit dem Spaten, den er zur Einsammlung von Muscheln oder andern Schaalthieren in der Hand hatte, auf den Kopf, stürzt ihn entseelt zu seinen Füßen, zieht ihm schleunigst das Fell, wonach ihn gelüstet, ab, wirft das entblößte Gerippe ins Meer, und begibt sich wieder zu seinen Cameraden.

Der Seehund aber, der in sein angebornes Element zurückfiel, lebte darin wieder auf; allein er fror ihn, und er schämte sich daß er seines schönen weißen Pelzwerks beraubt war. Irrte in den Fluthen umher, seufzend, ächzend und das Mitleid seiner Freunde anrufend. Eine Meerjungfer sah ihn, und fragte, tief gerührt über seine Klagen, ob sie ihm irgendwie nützlich seyn könne. „Ach, erwiederte der arme Seehund, wie glücklich würdest du mich machen wenn du mir mein Kleid wieder geben könntest, ohne das ich vor Kälte zittere, ohne das ich mich so tief erniedrigt fühle.“

Die mitleidige Meerjungfer stürzte an die Oberfläche der Wogen, und gieng fort. Während dieser Zeit schwebte der verwegene Fischer in der schmerzlichsten Angst. Er bereute bitterlich den grausamen Raub den er verübt, und zitterte vor der seiner harrenden schweren Strafe. Um der Züchtigung, von der er sich bedroht wähnte, zu entgehen, betete er, gelobte seinen Fehler durch mehrere gute Werke zu sühnen, zeigte das Seehundsfell seinen auf ihrem Fahrzeug versammelten Cameraden, getraute sich aber nicht ihnen zu gestehen auf welche Weise er zu demselben gekommen; er sagte ihnen nur, es sey das eines Seehunds den er todt am Gestade gefunden habe. Wie groß war aber sein Schrecken, als er aus den Netzen welche seine Cameraden in die See geworfen hatten, eine Meerjungfer heraufsteigen sah! Er bat, er beschwor seine Freunde dieselbe alsbald wieder in Freiheit zu setzen. Allein sie wollten ihre Einwilligung nicht dazu geben. Sie banden sie mit Stricken an und setzten sie in den Hintergrund ihres Nachens auf das Fell, das sie wieder zu gewinnen trachtete. Die arme Wassermaid war ein Opfer ihrer Hochherzigkeit. Allein sie zweifelte nicht daß die Meergeister Rache für sie nehmen würden. In der That erhoben sie einen furchtbaren Sturm. Die Barke wurde von den Fluthen verschlungen. Die Fischer giengen zu Grunde, und die Meerjungfer, die sich von ihren Banden nicht zu befreien vermochte, erlitt dasselbe Schicksal; der Seehund aber gewann sein Fell wieder. Von diesem Tag an machten sich, zum Gedächtniß der Hingebung der Meerjungfer an eines der Wesen ihrer Gattung, die Seehunde zu Beschützern der edlen Töchter des Oceans. Sie schaffen ihnen die Nahrung herbei welche dieselben in der Tiefe des Abgrunds nicht selbst zu holen sich getrauen. Sie begleiten sie wie treue Ritter auf ihren Spaziergängen; sie hören aufmerksamen Ohrs ihren melancholischen Gesängen zu, und betheiligen sie mit Gefahr ihres Lebens gegen die Harpunen der habgierigen Fischer.

Miscellen.

Eine Erforschungsexpedition nach dem nordwestlichen Amerika. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft am 23 März verlas der Vorsitzende ein Schreiben des Unterstaatssecretärs der Colonien, Hrn. J. Ballé, des Inhalts: die Regierung sey geloonen vom Parlament eine Geldverwilligung zu einer Forschungsexpedition nach dem Nordwesten Amerika's zu verlangen; die Expedition werde in etwa vierzehn Tagen unter Hrn. Ballier abgehen, und sich zunächst an die Westküste des Obeeen-Sees begeben. Ihr Zweck sey die Vermessung der weiten Landstriche Brittisch-Nordamerika's, besonders des von den Zuflüssen des Saskatschewan bewässerten Landes, und die nähere Untersuchung des südlichen Theils der auf brittischem Gebiet liegenden Felsengebirge, so wie möglicherweise die Entdeckung einer neuen praktikablen Durchfahrt nach Vancouver-Eiland. Die Expedition werde von Dr. Hector, der als Geologe, Naturforscher und Wundarzt empfohlen sey, von Lieutenant Blakiston, zur Vornahme der magnetischen Beobachtungen, und von einem Botaniker begleitet seyn. (Athenäum.)

---

[1] 4 Bde. in 8. Kopenhagen, 1818—1823.

[2] 3 Bde. in 8., herausgegeben von Geijer und Afzelius. Stockholm, 1814. — 3 Bde. in 8., herausgegeben von Arwidsen. Stockholm 1837 bis 1842.

Digitized by Google

•

Die ägyptischen Städtenamen in der Bibel. In der Sitzung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft am 14 April verlas Hr. Sharpe (dem Athenäum zufolge) eine Abhandlung „über die Namen einiger in der heiligen Schrift erwähnten ägyptischen Städtenamen." Er begann damit daß er das römische Straßenbuch, genannt „Itinerarium des Antoninus," mit dem Reisweg der Israeliten unter Moses, wie derselbe im zweiten und vierten Buch Mosis geschildert ist, verglich. Er zeigte daß das Haemsos der Bibel das Heliopolis der Griechen sey, und daß es beide Namen von der Sonne führe; daß ferner Succoth identisch mit Scenä sey, und beides Zelte bedeute; daß Thoum gleich Gthom, Pithom und dem Patumos des Herodot sey, und daß Hahiroth der Stadt Heroopolis entspreche, von welcher die Bucht von Heroopolite oder Pi Hahiroth den Namen habe. Sodann zeigte er daß Onion, die Stadt in welcher die Juden zur Zeit der Ptolemäer einen Tempel besaßen, und welche die Hauptstadt des Nome oder Bezirks von Heliopolis war, der Vicus Judäorum des Itinerars sey; daß sich ein älterer jüdischer Tempel schon zur Zeit des Jeremias daselbst befand; daß Hesekiel in Folge der Abneigung der Jerusalemer Priester gegen die Tempelanlegung in Aegypten Onion die Stadt Aven oder „der Eitelkeit" genannt habe, und daß Jesaias dieselbe Stadt im Sinne habe, wenn er sage: in der „Stadt der Zerstörung" befinde sich ein dem Herrn geweihter Altar. Hr. Sharpe suchte sodann zu beweisen daß die Schriftsteller der Septuaginta es sich besonders hatten angelegen seyn lassen von ihrer Stadt Onion diesen von zwei großen Propheten auf sie geworfenen Tadel abzuwenden; daß sie die Worte des Jesaias in ihrer Uebersetzung verändert hätten, und ihn sagen ließen: die ägyptische Stadt in welcher der Altar stehe, sey die „Stadt der Gerechtigkeit," Hesekiel aber verstehe unter der Stadt Aven oder „der Eitelkeit" Heliopolis, und nicht Onion, das nach Hrn. Sharpe's Ansicht gemeint sey. Und da Aven und On augenscheinlich eine und dieselbe Stadt seyen, und sich im Hebräischen bloß durch einen einzigen Buchstaben unterscheiden, so hätten jene Schriftsteller im ersten Capitel des zweiten Buchs Mosis ein paar Worte eingeschaltet, um sagen zu können: On sey Heliopolis. Diese Ansicht der griechischen Uebersetzer werde, glaubte Hr. Sharpe, vollkommen dadurch widerlegt daß man den Claudius Ptolemäus, das römische Itinerarium und den hebräischen Pentateuch mit einander vergleiche; er habe dieß gethan, und gezeigt daß Haemsos gleichbedeutend sey mit Heliopolis; auch könne man daraus folgern daß On, die Stadt in welcher Joseph wohnte, Onion gewesen sey.

•

Das „chinesische Zuckerrohr," sorgum saccharatum (auch holcus saccharatus, welches S. 378 des Ausl. 1857 erwähnt wurde), ist eine Pflanze, deren Cultur in Oberitalien längst heimisch ist. Sie heißt dort sorgo rosso, und wird theils als Nachfrucht nach dem Weizen gesäet und dann grün gefüttert; theils säet man sie im Frühjahr und läßt sie reif werden; dann dienen die Körner, welche ein schwärzliches Mehl geben sollen, meist zur Fütterung von Schweinen oder Geflügel, selten zu menschlicher Nahrung. Aus den Rispen, auf welchen die Körner sitzen, werden die sogenannten italienischen Besen verfertigt, welche nach Deutschland, England ꝛc. als Handelsartikel gehen; das Stroh, welches dem Welschkornstroh sehr ähnlich ist, steht man zuweilen zur Verfertigung von Rohrzäunen verwendet; sonst dient es als Viehfutter. Stroh und Rispen veranlassen wohl öfters den Anbau der Pflanze, als die nicht sehr geschätzten Körner. Die Vorzüge des sorgo rosso als Futterpflanze, welche schon Burger (Landwirthschaft II. S. 70) rühmt, gaben auch in Würtemberg in den beiden letzten Jahren Anlaß zu einigen Versuchen sie als Futterpflanze anzubauen. Die kühle und regnerische Beschaffenheit der beiden letzten Sommer mag dazu beigetragen haben daß diese Versuche nur in dem mildesten Theile des Landes, bei Heilbronn, gelangen, obwohl auch hier der Same der Pflanze nicht reif wurde. In der dortigen Gegend aber, wo namentlich Frhr. v. Luck auf dem Lauterbacher Hofe ein etwas größeres Feld damit anbauen ließ, entsprach die Pflanze den Erwartungen in hohem Grade; sie wurde theils grün verfüttert, theils ließ man sie im Herbst auf dem Stengel abdorren; in beiden Fällen gab sie eine große Menge Futter von sehr guter Beschaffenheit, das sich besonders dem Melkvieh zuträglich zeigte. In Folge hievon wurden dieses Frühjahr zwei Centner Samen aus der Lombardei verschrieben: ein Quantum, womit mindestens 50 Morgen angesäet werden können. Ihre Verwendung zur Zuckerbereitung ist, so viel mir bekannt, in Würtemberg auch im kleinen noch nicht versucht worden; zur Besenfabrication wäre sie aber auch hier ohne Zweifel brauchbar.

•

Dr. Bleek's Reise in das Sulu-Land. Die jüngsten Berichte, mit denen Hr. Dr. Bleek uns erfreut hat, reichen vom 17 August bis zum 4 October vergangenen Jahres. Er befand sich am erstgenannten Datum noch in Nodwengu, dem Hauptkraal Mpanda's, Königs der Sulu-Kaffern, seine Sprachstudien über die verschiedenen Kaffern-Dialekte fortsetzend. Außer andern Rücksichten bewog ihn auch das Ausgehen der nothwendigen Austauschartikel, seine Rückreise nach der Colonie Natal anzutreten; er reiste daher in Begleitung von fünf Kaffern am 23 August ab, zunächst nach Sizeyxe zum Besuch der Königin-Mutter Langazane. Von hier brach er am 28 August auf, indem er im allgemeinen denselben Weg verfolgte auf dem er früher gekommen war — meist steiniges, zerbröckeltes Gergland, seltener mit wellenförmigem Weideland abwechselnd. Nachdem die Flüsse Msule und Mhlatuzi passirt waren, gelangte er am 30 August nach der Missions-Station des Hrn. Schreuder, setzte am 2 September seine Reise weiter, fort und überschritt am folgenden Tage die Tugela, den Gränzstrom von Natal. Das rechte Ufer dieses Flusses ist höher als das linke, und bietet auf seinem wellenförmigen Terrain eine üppigere Vegetation und dem Reisenden weniger Beschwerden. Dr. Bleek erreichte Verulam, die Hauptstadt der Division Victoria, am 6 September, und nach kurzem Aufenthalt das etwa eine halbe Tagereise entfernte d'Urban. Auch hier verweilte er nur wenige Tage, und begab sich dann über Pinetown nach Pieter-Maritzburg, und zu der nahe gelegenen Missions-Station Efukanyeni, an welchem Ort er bis zur Zeit der Absendung seines Briefs, 4 October 1856, verweilte. Der unermüdliche Reisende beabsichtigt nun Natal zu verlassen, und entweder zu Land durch das Kafugebiet oder zur See nach Algoa-Bay zu gehen, um wo möglich den Gouverneur Sir George Grey dort zu treffen. Er hofft denselben für seine weitern Plane zu interessiren und zu einer thätigen Unterstützung behufs einer Entdeckungsreise nach dem Norden, nach Mselekazi, zu bewegen. Wir wollen wünschen daß ihm dieses gelingen und er seines hohen Gönners bald habhaft werden möge, was, bei der Unermüdlichkeit mit welcher derselbe die seiner Obhut anvertrauten Gebiete bereist, nicht ohne Schwierigkeit seyn wird. (Peterm. geogr. Mitth.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. 2 Mai 1857.

Castréns Reisen in Sibirien.

(Von Fr. Spiegel.)

Die immer mehr aufblühende Linguistik hat nicht bloß solche Sprachen in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen, welche Culturvölkern angehören und mit einer mehr oder minder reichen Literatur versehen sind, sie hat gezeigt daß jede Sprache, auch die des rohesten Volkes, um ihrer selbst willen, als ein Ausdruck des menschlichen Geistes, studiert zu werden verdiene. Seitdem man nun auf die Wichtigkeit der linguistischen Studien aufmerksam geworden ist, und namentlich den Nutzen eingesehen hat den sie für ethnographische Studien zu leisten vermögen, gehört es nicht mehr zu den Seltenheiten daß Reisen im ethnographischen und linguistischen Interesse unternommen werden. Die beiden großen Sprachstämme welche Europa und Asien zum großen Theil bevölkern, der indogermanische und der semitische, geben indessen nur wenig zu solchen wissenschaftlichen Reisen Veranlassung. Fast alle Völker der beiden genannten Sprachstämme sind Culturvölker, ihre Sprachen können nicht nur in der Studierstube erlernt werden, sie werden dieß zum Theil sogar besser als durch den lebendigen Gebrauch, weil man, um zu richtigen sprachlichen Resultaten zu gelangen, vorzugsweise in die ausgestorbenen Sprachen zurückgehen muß. Anders ist es mit dem dritten der großen asiatisch-europäischen Sprachstämme, den man neuerlich den altaischen genannt hat. Während der semitische Sprachstamm auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet beschränkt ist, über welches hinaus er kaum nennenswerthe Eroberungen gemacht hat, theilt dagegen der altaische Stamm mit dem indogermanischen die große Ausdehnung. Aber nur die wenigsten der zahlreichen ihm angehörenden Völkerschaften sind Culturvölker und besitzen schriftliche Denkmale ihrer Sprache aus frühern Jahrhunderten; wer sich die Kenntniß ihrer Sprachen verschaffen will, muß sich entschließen dieselben aus dem Munde des Volkes zu studieren. Dieses Unternehmen ist aber um so schwieriger, weil fast alle diese Völker in die unwirthbarsten Gegenden der beiden Welttheile zurückgedrängt sind, wodurch dem Reisenden unzählige Entbehrungen und Mühsale auferlegt werden. Um so erfreulicher muß es seyn daß es der Wissenschaft nun doch gelungen ist sich in den Besitz des nöthigen Materials zu setzen, so daß die wissenschaftliche Erforschung dieses Sprachstammes bald nicht mehr hinter den andern, mehr begünstigten, zurückstehen wird. Dieß ist zum größten Theil das Werk eines Mannes, des berühmten und leider zu früh verstorbenen Sprachforschers Castrén. Geboren im Jahre 1813, in Ostbotnien, hatte er auf der Universität zu Helsingfors sich mit besonderer Liebe dem Studium verschiedener occidentalischer wie orientalischer Sprachen zugewandt. Ueber alle diese Sprachen siegte aber bald das Interesse an der Literatur und Sprache seines eigenen Vaterlandes, und das immer umfassendere Studium derselben führte ihn über die engern Gränzen Finnlands hinaus. Wie schon vor ihm der große dänische Sprachforscher Rask, so war auch er zu der Ueberzeugung gekommen daß die finnische Sprache nur ein Theil des durch den ganzen Norden Europa's und Asiens verbreiteten Sprachenstammes sey, und er beschloß daher den ganzen Norden, soweit dieser Sprachstamm reichte, zu bereisen, und die verwandten Sprachen zu studieren. In den Jahren 1838 und 1841 unternahm er theils auf eigene, theils auf Kosten der finnischen literarischen Gesellschaft Reisen in das Gebiet der Lappen, sowohl auf finnischem, wie auch auf russischem und norwegischem Gebiete. Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg wurde bald auf diesen so tüchtigen Sprachforscher aufmerksam, und forderte ihn auf zu einer auf Kosten der Akademie zu unternehmenden Reise, deren Zweck ein möglichst genauer linguistisches und ethnographisches Studium der verschiedenen Samojedenstämme seyn sollte. Mit Freuden gieng Castrén auf dieses Anerbieten ein, nur wünschte er vorher noch eine Reise zu den europäischen Samojeden zu unternehmen, um sich dort für das Studium des asiatischen Zweiges vorzubereiten. Dieß wurde bewilligt, und im Jahr 1842 trat Castrén von Archangel aus diese Reise an, welche nach der ursprünglichen Absicht sofort durch ganz Sibirien fortgesetzt werden sollte. Kränklichkeit bewog jedoch den Reisenden die Aufgabe in zwei Theile zu theilen. Im Oktober hatten seine Leiden dergestalt zugenommen, daß er sich im Frühjahr 1844 genöthigt sah Sibirien zu verlassen und auf dem kürzesten Wege nach Finnland zurückzukehren. Schon nach Verlauf eines halben Jahres war er jedoch so weit wieder hergestellt, daß ihm die Aerzte die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise gaben, die er denn auch in den Jahren 1845 — 49 glücklich vollführte.

Die Beschreibung der Reisen vom J. 1840 — 1844 hat Castrén zum größten Theil noch selbst vollenden können. Sie wurde auch

Digitized by Google

zweimal ins Deutsche übersetzt, und ist bei uns mit Interesse gelesen worden. Weniger bekannt scheint die zweite Reise geworden zu seyn, für deren Bekanntmachung die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften Sorge getragen hat. [1] Wenn wir auch über diese Reise keine fortlaufenden Aufzeichnungen besitzen wie über die erste, so geben uns doch die vorhandenen Notizen ein nicht minder lebendiges und anziehendes Bild, wenn es gleich vielleicht etwas mehr Mühe kostet sich dasselbe zusammenzusetzen. Es besteht nämlich dieser zweite Theil der Castrén'sche Reisen aus einer Sammlung der verschiedenen Reiseberichte welche zu verschiedenen Zeiten an die Akademie, in deren Diensten Castrén reiste, abgesandt wurden, sowie aus einer reichen Anzahl von Privatbriefen. Auf diese eben so anziehende als in ihren Ergebnissen wichtige Reise aufmerksam zu machen, ist der einzige Zweck dieser Zeilen.

Der Plan, welchen die Akademie Castrén bei dieser zweiten Reise vorzeichnete, war der daß er seine Studien über die sibirischen Dialekte da wieder aufnehmen solle wo er sie auf der ersten Reise abgebrochen hatte. Er sollte die Sprachgränzen der Ostjaken und Samojeden sowohl am Ob als auch im Westen des Jenisei untersuchen. Die verschiedenen dort hausenden Völkerstämme waren von den früheren Reisenden theils zu den Ostjaken, theils zu den Samojeden gerechnet worden, so daß in ethnographischer Hinsicht vollkommene Dunkelheit herrschte. Um nun aber diesen ethnographischen Studien eine sichere Grundlage zu geben, wurde Castrén zur ersten Pflicht gemacht das grammatische System der verschiedenen Völkerstämme zu prüfen und zu ordnen, im Gegensatz zu den frühern Reisenden, die vorzugsweise bemüht gewesen waren Wörterverzeichnisse anzulegen. Der Nutzen solcher Wörterverzeichnisse wird übrigens auch anerkannt, aber in die zweite Linie gestellt. Ferner sollte Castrén auf alle Volkssagen, Sprichwörter x. aufmerksam seyn, wo er dergleichen finden könne sie aufzeichnen, sowie auch statistische und geographische Notizen geben, zur Vervollständigung der bereits vorhandenen Nachrichten. Mit der Sprachgränze der Samojeden endete der Auftrag; die tatarischen Sprachen sollten ausgeschlossen bleiben. Der Verlolg wird zeigen wie Castrén nicht nur alle diese Aufträge erfüllt, sondern noch weit mehr geleistet hat.

Castrén begann seine zweite Reise am 12 März 1845 von St. Petersburg aus. Ueber Kasan erreichte er den Ural bei Jekaterinburg, jenseits des Uralgebirges begann das Feld seiner Untersuchungen. „Ich bin, schreibt er, an drei Stellen über den Ural gefahren, bei Odvorsk, Werchoturje und Jekaterinburg. Bei Odvorsk stand der alte Riese mit seinem kahlen Scheitel in Wolken gehüllt, bei Werchoturje sah ich seine ausgebreitete Kreme, bei Jekaterinburg waren seine bloßen Fingerknochen sichtbar. Bei Odvorsk hüpften Rennthiere, bei Werchoturje liefen Elenthiere, bei Jekaterinburg weideten Viehherden. Bei Odvorsk war alles Tundra, bei Werchoturje alles Wald, bei Jekaterinburg bestand das meiste aus bebauten Feldern. Bei Odvorsk sah ich Ostjaken und Samojeden, bei Werchoturje Wogulen, bei Jekaterinburg Baschkiren. Bei Odvorsk gab es Zelte, bei Werchoturje Hütten, bei Jekaterinburg hohe Häuser."

Nicht lange indeß hielt sich der Reisende am Ural auf, sondern eilte vorwärts nach Tobolsk. Hier war es nun nöthig zuvörderst sich einen allgemeinen Plan zu entwerfen, nach welchem er seine Studien betreiben wollte. Obwohl das Studium des Samojedischen der Hauptzweck seiner Reise war, so sah er doch schon damals sehr richtig daß er weder das Ostjakische noch auch die tatarischen Sprachen von dem Kreise seiner Studien ausschließen dürfe; denn da es seine Aufgabe war die Völkerschaften Sibiriens ethnographisch zu bestimmen, so beburfte er nicht nur die Kenntniß ihrer eigenen, sondern auch der angränzenden Sprachen, um den Einfluß bemessen zu können den die letztern auf die erstern etwa geübt haben mochten. Er theilte darum seine Aufgabe in drei Theile: in den nördlichen, die Erforschung der samojedischen Völkerschaften, in den mittlern, die ostjakischen Völker, und in den südlichen oder die tatarischen Völker und ihre Sprachen. Die erste Zeit seiner Reise beschloß er dem Studium des Ostjakischen zu widmen. Er fuhr deßwegen den Irtyschfluß abwärts, und gelangte über Tjemjanskt nach Samarowa, unweit des Einflusses des Irtysch in den Ob. Der erste Ort heißt im Ostjakischen eigentlich num-jam, d. i. obere Station, im Gegensatz zu samar-jam (Samarowa), d. h. niedere Station. In den sogenannten Tschagatin'schen Jurten, unter lauter Ostjaken in einer schlechten Hütte wohnend, verweilte Castrén drei Wochen, und studierte den Irtyschdialekt des Ostjakischen, nachdem er den Dialekt von Odvorsk schon auf seiner frühern Reise kennen gelernt hatte. Hier, wie an vielen andern Stellen, hatte Castrén mit den Vorurtheilen der eingeborenen Bevölkerung zu kämpfen, die nur mit Gewalt gezwungen werden konnte ihm bei seinen Studien hülfreiche Hand zu bieten. Die Ostjaken befürchten nämlich, die Russen möchten, nachdem sie die Sprache erlernt, Bücher in derselben verfassen und die jüngere Generation zwingen sie zu lesen. Die alten Sitten würden verloren gehen, die Jüngern aber aufhören ihre Eltern zu unterstützen. Diese Besorgnisse sind um so ungegründeter, als obnhieß die Nationalität der Ostjaken schon bedeutend verwischt ist. Nur die Sprache allein macht am Irtysch noch das Kennzeichen, durch das man sie von den Russen unterscheiden kann. Nicht nur in der Religion ist dieser russische Einfluß bemerkbar, auch in den Gebäuden, der Viehzucht u. s. w. kann man wahrnehmen daß die Russen als Vorbilder gedient haben; nur begnügt sich der Ostjake mit dem Unumgänglichen, und bleibt weit hinter seinem Vorbilde zurück. Nur vom Fischfang scheinen die Ostjaken auch vor der Ankunft der Russen einige Kenntniß gehabt zu haben, obwohl man von russischer Seite dieß nicht zugestehen will; aber die Sprache legt dafür genügendes Zeugniß ab, denn die Namen der nothwendigsten Fischergeräthschaften sind ächt ostjakisch. Wenn nun aber die russischen Colonisten in diesem Erwerbszweig den Eingebornen weit vorangeeilt sind, so ist daran vorzüglich die große Trägheit der letzteren Schuld. Der Ostjake vermiethet lieber seine besten Fischerstationen an den ersten besten russischen Abenteurer für wenige Rubel, als daß er selbst durch Fleiß einen weit höhern Gewinn erzielte. Gewöhnlich geben die Ostjaken als Grund für ihre Handlungsweise an daß sie zu arm seyen um den Fischfang mit Nutzen zu betreiben, weil sie die nothwendigen Geräthschaften nicht zu kaufen vermöchten; der Grund ist aber ein nichtiger, denn was der einzelne nicht kann, das würden die Gemeinden ohne Schwierigkeit zu leisten vermögen.

[1] Der Titel des Werkes ist: M. Alexander Castréns Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849. Im Auftrage der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. St. Petersburg 1856.

Digitized by Google

Von Samarowa aus hatte Castrén ursprünglich beschlossen nach Silijarskoi auf einen großen Jahrmarkt zu reisen, wo die Samojeden von nah und fern herbeizukommen pflegen um ihre Bedürfnisse einzukaufen; dort hätte er also eine willkommene Gelegenheit gefunden mit den Angehörigen verschiedener Stämme zu verkehren. Bei nähern Erkundigungen jedoch mußte der Plan wieder aufgegeben werden. Die großen Ueberschwemmungen des Ob hatten die Samojeden in die fernen Wälder gescheucht, wo sie daran denken mußten sich vor dem Hungertode zu schützen; auch war Jagd und Fischfang so unergiebig gewesen, daß nur wenig Waaren auf den Markt zu bringen waren. Unter diesen Umständen mußte der Jahrmarkt voraussichtlich nur schwach besucht werden, wo nicht ganz unterbleiben. Castrén zog es daher vor von Samarowa nach dem bloß etwa 70 Werst entfernten Toroyskowa zu gehen. Hier machte er die erste bedeutende ethnographische Entdeckung. Er fand nämlich bei näherer Nachforschung Samojeden, und zwar nicht bloß solche die etwa der Zufall an die Ufer des Ob verschlagen hatte, sondern die von jeher dort wohnten. Obwohl diese hier ansässigen Samojedenstämme bis auf wenige Personen zusammengeschmolzen waren, so waren sie doch für die Ethnographie des Samojedenstammes äußerst wichtig, weil sie das Verbindungsglied bilden zwischen den Samojeden im Norden und denen im Süden. Vorher war der samojedische Stamm durch die dazwischen gedrängten Ostjaken in zwei Theile geschieden gewesen. Es schien auch als ob gerade dieser Dialekt es sey der am meisten die Ansicht begünstigte: daß die Samojeden in ihren ersten Ursprüngen mit den Finnen verwandt seyen. Das Studium dieses samojedischen Dialektes, welches dem ursprünglichen Studienplan für das erste Jahr ferne lag, beschäftigte jedoch Castrén nur kurze Zeit, und im August und zum Theil noch im September 1845 finden wir ihn wieder mit dem Ostjakischen beschäftigt, und zwar in Surgut. Dieß ist der Name einer in der sibirischen Geschichte nicht unberühmten Stadt, die aber jetzt zu einem elenden Dorf herabgesunken ist. Hier lebte zur Zeit der Eroberung Sibiriens ein Ostjakenfürst Barbat, der noch jetzt bei den Ostjaken in der Erinnerung fortlebt, der es wagte dem siegreichen Vordringen der Kosaken zu widerstehen. Er unterlag, aber an der Stelle wo seine Burg früher belegen war, erhob sich nun eine Stadt, die nach einem Nebenarm des Obflusses den Namen Surgut erhielt. Sie wurde ein Ausgangspunkt für fernere Operationen. Von da zogen Kosakenhaufen aus, welche alle Ostjaken und Samojeden vom Eismeer im Norden bis zum Ketflusse im Süden unterjochten und zinspflichtig machten. Seitdem aber hat die Stadt mehrere verheerende Feuersbrünste erlitten, von welchen die letzte 1840 stattfand und sie fast ganz in einen Schutthaufen verwandelte. Jetzt gibt es dort keine anständige Straße, ja kaum ein anständiges Gebäude. Die Armuth hat in den letzten Jahrzehnten so zugenommen, daß die Stadt außer Stande war ihre Abgaben zu bezahlen, und in Folge dessen ihre Privilegien verlor. Von da führte die Verfolgung der Ostjakensprache den Fluß aufwärts nach Narym, wo Castrén zum December anlangte. Die Reise dahin bot wenig bemerkenswerthes. Die Ufer des Flusses waren niedrig und lehmig, und mit Weidengebüsch bedeckt, die Aussicht gieng auf endlose, mit Gras und Wäldern bedeckte Räume. Nur hie und da passirt man eine am Ufer gelegene Fischerstation.

Mit der Erforschung der Narym'schen Ostjaken war die Untersuchung des ostjakischen Sprachgebietes beendet, und die ethnographischen Gränzen desselben konnten nun festgestellt werden. Es zerfällt aber das Gebiet der Ostjaken in drei Theile: in das Gebiet am untern und am obern Ob und in das Irtyschgebiet. Diesen drei Gebieten entsprechen eben so viele Dialekte: der Irtyschdialekt, der Obdorsche und der Surgut'sche. Der zuerst genannte Dialekt umfaßt das gesammte Flußgebiet des Irtysch, und reicht noch den Ob aufwärts bis zum Flusse Salym, innerhalb der Surgut'schen Abtheilung. An dem genannten Flusse kommt eine Dialektnuance vor, welche den Uebergang vom Irtysch- zum Surgut'schen Dialekt vermittelt. Die Surgut'sche Mundart aber beginnt eigentlich am Flusse Pym, geht dort längs des Ob und seiner Nebenflüsse bis zur Tomskischen Gränze, und kommt dort selbst noch am Flusse Wasjugan vor. Am untern Laufe des Ob unterscheidet man wieder zwischen dem Kondin'schen und Obdor'schen Dialekt. Der Irtyschdialekt ist vielfach mit russischen, der Obdor'sche mit samojedischen und syrjänischen Elementen vermischt, doch ist gerade der zuletzt genannte Dialekt noch verhältnißmäßig am reinsten, obwohl nicht so ausgebildet wie der Irtyschdialekt.

Auch rücksichtlich der Cultur gehen die drei oben genannten Gebiete auseinander. Die Ostjaken der Irtyschgegenden haben am meisten Gelegenheit gehabt sich die russischen Sitten anzueignen. Sie sind mit ordentlichen, auf russische Weise eingerichteten Häusern versehen, treiben Viehzucht und selbst etwas Ackerbau, beschäftigen sich mit dem Handel und andern Gewerben. Jagd und Fischfang sind bloß Nebenbeschäftigungen. Die Ostjaken am Irtysch sind alle getauft und beobachten die Ceremonien der griechischen Kirche gewissenhaft, wenn sie auch nicht gerade tiefe Kenntniß in der Religion besitzen. Die Ostjaken von Surgut nähren sich ausschließlich von Jagd und Fischfang. Ihre Lebensweise ist wenigstens zum Theil noch nomadisch, sie verändern jeden Herbst und Frühling ihre Wohnsitze und unternehmen oft weite Jagdreisen. Auch sie bekennen sich zum Christenthum, was sich aber darauf beschränkt daß sie das Kreuz zu machen verstehen und dieses am Halse tragen, so wie daß sie irgend ein Heiligenbild in ihrer Wohnung aufstellen. Die Ostjaken am untern Ob leben ziemlich in derselben Weise wie die von Surgut, doch sind viele von ihnen noch ganz Nomaden und leben Jahr ein Jahr aus unter Zelten, und ziehen mit ihren zahlreichen Rennthierheerden im Lande umher. Die Zahl der Ostjaken belief sich im Jahre 1845 nach officiellen Mittheilungen auf 18,567 Seelen, Männer und Weiber zusammengerechnet. Sie bilden die Hauptbevölkerung des Tobolskischen Gouvernements, unter ihnen leben jedoch auch Wogulen (4325) und Samojeden (3977 Seelen). Die Obdor'schen Ostjaken haben noch ihre ursprüngliche, patriarchalische Verfassung, die sich auf die Eintheilung des Volkes in gewisse Stämme und Geschlechter gründet. Sie haben eigene Oberhäupter und in geringeren Streitsachen ihre eigene Gerichtsbarkeit. Die Ostjaken am Irtysch haben alle ihre volksthümlichen Einrichtungen vergessen, und richten sich lediglich nach der russischen Gerichtsordnung. Wie in andern Dingen, so halten auch hierin die Ostjaken am Surgut die Mitte zwischen den beiden andern Abtheilungen. Leider hat die Zunahme an Civilisation nicht günstig auf den Ostjaken eingewirkt. Während er in den Gegenden wo er bei seinen alten Sitten und Gesetzen geblieben ist, sich durch große

Digitized by Google

Rechtlichkeit, Dienstfertigkeit und Bohfwollen auszeichnet, findet man bei den Ostjaken am Jetysch mehr Betrügerei und Falschheit als selbst bei den russischen Colonisten. Die nationalen Gebrechen des Volkes sind Trunkenheit und Faulheit, sie sind auch die vorzüglichsten Hindernisse für die Hebung des materiellen Wohlstandes.

Nachdem auf diese Art der erste Theil des Zweckes der Reise erreicht worden war, wurde die weit schwierigere und beschwerlichere, das Studium des Samojedischen, in Angriff genommen. Zu dem Ende begab sich Castrén zu Anfang des Jahres 1846 aus dem Tobolskischen Gouvernement in das Tomskische. Durch die erworbenen Sprachkenntnisse hatte er auch hier wieder die Gelegenheit zu wichtigen ethnographischen Berichtigungen. Nach der frühern Annahme war der größte Theil des Tomskischen Kreises von Ostjaken bewohnt, den Samojeden hatte man nur einige kleine Districte am rechten Ufer des Ob, dann an den Flüssen Ket, Tym und Tschulym eingeräumt. Castrén dagegen wies nach, daß nur am Flusse Wassjugan Ostjaken vorkommen, den ganzen übrigen Theil des Landes aber Samojeden einnehmen, selbst an dem einen Arme des Wassjugan, der Tschebaka genannt wird. Der Fluß Tschulym kann als die Südgränze der Samojeden gelten. Hiernach zerfällt das nordwestliche Sibirien ethnographisch in zwei Hälften, in die westliche, die von Ostjaken und Wogulen bewohnt wird, welche Castrén unter dem Namen ugrische Völker mit einbegreift, und in die östliche oder samojedische. Die Gränzen des ugrischen Landes sind im Osten der Ural, im Westen der Irtysch und untere Ob. Die samojedische Hälfte umfaßt das öde Land zwischen dem Ob und dem Jenisei. Bei dieser allgemeinen Gränzbestimmung darf man jedoch nicht übersehen, daß jetzt Ostjaken sowohl als Samojeden dieselbe vielfach überschritten haben. Als Wohnsitze der Ostjaken außerhalb ihres Gebietes macht Castrén namhaft: 1) die Ansiedlung auf der Barabinzensteppe nördlich von den Flüssen Djemjanka und Wassjugan, 2) längs dem ganzen Laufe des Ob unterhalb des Tom, 3) an allen Nebenflüssen welche in dem letztgenannten Gebiete in den Ob fallen, den Jsamin See ausgenommen, 4) am Flusse Nakym. Noch weiter haben die Samojeden ihre ursprünglichen Gränzen überschritten, indem sie jetzt außer denselben noch einnehmen: 1) die ganze Küste des Eismeeres von der Chatangabucht im Osten bis zum weißen Meer im Westen; 2) die Flüsse Tschaja, Parabel, Tschetschebka in der Barabinzensteppe; 3) einige kleinere Strecken an den uralischen Flüssen Ljapin und Synja.

Vom März bis zum Mai 1846 verweilte Castrén in der Stadt Jenisseisk und der Umgegend, und schloß hier seine Sprachstudien innerhalb des Obgebietes ab, um dann das mühseligste Ziel seiner Reise, die am untern Jenissei gelegene Stadt Turuchansk zu erreichen. Selbst Samojeden mochten den Namen dieser Stadt nicht ohne Schaudern hören; man erzählte ihm daß noch keiner der Reisenden, die nach Turuchansk gekommen, lange gelebt hätte. Am 18 (30) Mai 1846 schiffte sich Castrén in Jenisseisk ein, um sich nach dem Turuchanskischen Tundralande zu begeben. Der Fluß selbst war bereits vollkommen vom Eise befreit, an seinen Ufern aber lagen noch kolossale Eismassen, welche sich bald in Gestalt von spitzigen Thürmen erhoben, bald eine steile Wand gegen die schwankenden Wogen bildeten. Die Luft war feucht und kalt, der Himmel bewölkt, ein scharfer Nordostwind blies mit fortwährender Heftigkeit, und brachte von Zeit zu Zeit Regen-, Schnee- und Hagelschauer. Die Bäume standen nackt da, und auf den grünen Wiesen sah man nur hie und da einsame Gruppen von gelben Ranunkeln, blauen Veilchen, blassen Anemonen und Stellarien. Auf dem Lande und auf dem Flusse war alles stumm und still wie in einem Grabe. Obwohl der Jenissei in seinem untern Laufe mehrere malerisch schöne Partien aufzuweisen hat, so schildert und Castrén doch die Reise nach Turuchansk als unerträglich monoton. Die kalte Witterung hielt an, und selbst im Junius hatte man Lust sich tief in den Pelz zu wickeln und am Feuer zu wärmen. Einige Abwechslung gewährt jedoch bei der Monotonie der Landschaft der Verkehr mit der aus allen möglichen Nationen gemischten Bevölkerung. Weiter nördlich gegen Turuchansk zu hört aber auch diese Mischung auf, und man trifft nur beportierte russische Leibeigene. Der Gewinn welchen Handbau und Gewerbe abwerfen, ist so unbedeutend, daß er nicht einmal zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ausreicht, und die russische Regierung hat sich in den letzten Jahren genöthigt gesehen die Einwohner dieser unwirthbaren Gegend zu unterstützen. Es machte auch die größten Schwierigkeiten eine nur einigermaßen erträgliche Wohnung zu finden, in der Castrén seine Studien hätte betreiben können, und dieser sah sich zuletzt doch genöthigt in die verrufene Stadt Turuchansk zu ziehen. Hier blieb er von Anfang Junius bis Ende Julius. Schwüle Hitze, tägliche Gewitter mit Regenschauern und große Schwärme von Mücken machten den Aufenthalt ungemein beschwerlich. Die ungesunde Luft und die Beschaffenheit des Hauses, welches, obwohl eines der besten in Turuchansk, eine Menge von aufgefaultem Sumpfwasser in sich barg, wirkte nachtheilig auf die Gesundheit des Reisenden. Mit dem 20 Julius (2 August) beginnt, nach den meteorologischen Beobachtungen des Bauern, ein Wendepunkt in der Witterung von Turuchansk. Die gewöhnlichen Mücken verschwinden und werden durch kleinere, noch beschwerlichere ersetzt, scharfe Nordwinde kühlen die Luft ab, der Himmel nimmt ein erzgraues Aussehen an. Häufige Regenschauer stürzen auf die Erde herab, ein heiterer Tag ist selten und nur der Vorbote neuer schwerer Gewitterstürme. Das Laub der Bäume fällt ab, das Gras wird gelb, wilde Gänse und Enten ziehen nach dem Süden. Ungeachtet dieser schlimmen Vorzeichen beschloß der Reisende dennoch um diese Zeit sein Hauptquartier um 567 Werst nördlich von Turuchansk zu verlegen, nach der dort belegenen Station Dubinka. Auch diese Reise wurde auf dem Jenissei ausgeführt und war mit den größten Beschwerlichkeiten verknüpft. Die heftigen Nordwinde hinderten das Fortrücken des Fahrzeuges und veranlaßten zahllosen Aufenthalt: bald brach das Steuerruder, bald gieng der Anker verloren, kleinerer Schäden nicht zu gedenken, die ausgebessert werden mußten und Tage kosteten. Unterhalb Turuchansk hemmt der Jenissei seinen raschen Lauf, und man ist in jenen menschenleeren Gegenden genöthigt das Schiff durch Vorspann von Hunden weiter fortfördern zu lassen. Diese werden nach Umständen je 4—8 vor ein größeres Boot gespannt. Man bindet sie an eine Leine, deren Ende am Vordertheile des Fahrzeugs oder am Maste befestigt ist. Ein Fußgänger bleibt am Ufer um sie anzutreiben und zu regieren. Es läßt sich denken daß diese Art der Beförderung nicht die schnellste ist, man macht im besten Falle etwa 20 Werst des Tages. Durch diese verzügliche Reise und das schlimme Wetter wurde nicht nur

Digitized by Google

der Proviant verdorben, es litt auch die Gesundheit der Reisenden selbst. Diese hatten bei der langsamen Fahrt Muße genug die Weidengebüsche am linken und die Tannen am rechten Ufer des Stromes zu betrachten, sowie den unvergänglichen Eismassen welche die Frühjahrsfluth an den Ufern zurückgelassen hatte und den zahllosen Schwärmen von Schwänen, Enten und Gänsen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, welche im Vorgefühl eines herannahenden Unwetters vorbeizogen. Spaziert man auf den Moosbügeln am Ufer, so findet man überall die Spuren von Füchsen, Rennthieren, Bären und Wölfen, aber nur selten die eines Menschen. Den ersten Ruhepunkt in dieser unwirthbaren Gegend bildete Pluchina, 365 Werst unterhalb Turuchansk gelegen. Dort hatte ein Fürst der jurakischen Samojeden mit seinem Stamme seine Sommerzelte aufgeschlagen, um im Jeniſſei zu fischen. Diesen Aufenthalt benützte Castrén drei Wochen lang zum Studium des jurekischen Samojedendialektes. In die Studierkammer fiel das Tageslicht durch spannenhohe Papierstreifen so spärlich daß man oft am Tage bei Kerzenlicht arbeiten mußte. Dabei war es kein geringer Uebelstand daß die Lichtstamme vom Winde getrieben, der durch die baufällige Wände blies, beständig hin- und herflackerte. Noch störender bei der Arbeit war der Rauch, mit dem das Zimmer beim Heizen sich füllte, und doch konnte dieses zu dieser Jahreszeit (Mitte August) unmöglich mehr unterlassen werden. Aber am meisten ward die Arbeit unterbrochen durch die unaufhörlich herabströmenden Regenschauer, denn obwohl das Dach neu reparirt worden war, so stürzte doch bei jedem heftigeren Regenwetter der Regen in solcher Masse herab daß man seine Arbeiten einstellen und seine Person zu schützen suchen mußte, als ob man unter freiem Himmel wäre. Weitere acht Tage wurden denselben Studien im Chantaischen Winterlager unter etwas besseren äußern Verhältnissen gewidmet, dann brachen die Samojeden vom Jeniſſei auf, Castrén aber zog nach Tutinka, 567 Werst nördlich von Turuchansk belegen.

(Schluß folgt.)

Moffats Besuch beim König von Matebele.

Der Missionär R. Moffat ist bekanntlich der Schwiegervater des großen afrikanischen Entdeckers David Livingston. Er selbst aber hat sich durch eigene Entdeckungen in Südafrika große Verdienste erworben. Auf seinen Spuren gelangten die modernen Reisenden nach dem Ngami-See und von dort an die West- und Ostküste Afrika's. Schon im Jahre 1829 und später 1835 hatte Moffat einen mächtigen afrikanischen Häuptling Moselekatse besucht, dessen Reich 400 engl. Meilen nordöstlich vom Kuruman beginnt. Diesen Monarchen suchte er wieder im J. 1854 auf, in der Absicht, um von seiner Residenz aus nach dem Tschobe und zu dem Fürsten Sekeletu vorzudringen, wo Livingston erwartet wurde, dem er allerlei Instrumente und Reisebedarf auf diesem Wege zukommen lassen wollte. Die Erlebnisse auf dieser Fahrt hat er der Missionsgesellschaft beschrieben, und diese Mittheilungen sind in dem letzten Band des Journals der britt. geogr. Gesellschaft übergegangen. Die Hauptstadt des Moselekatse heißt Matlokotloko und liegt unter 26° s. Br. und etwa 2° 30′ östlich von der Vereinigung des Tschobe mit dem Liambye (Zambesi). Die Richtung des Reisenden vom Kuruman aus war daher im allgemeinen eine nordnordöstliche und gieng anfangs durch den Ostrand der Wüste Kalahari. „Dieser ganze Strich und das Land weit nach Süden hin, bemerkt Moffat, schwärmte vor noch nicht langer Zeit mit Elephanten, Giraffen, Rhinoceroten, Büffeln, Elennthieren und vielen Antilopenarten, und man hätte glauben dürfen daß sie in diesen beinahe völlig unbewohnten Gegenden auf Menschenalter hinaus zahlreich hätten bleiben sollen, aber Flinte und Büchse haben aufgeräumt, und die armen Eingebornen leiden unter der jetzigen Verödung." Am 12 Junius 1854 brach Moffat von dem Dorfe des Häuptlings Sechele in Begleitung zweier Engländer, die der Jagd und des Tauschhandels wegen die Reise unternahmen, auf. Erst am 10 Julius betrat er Moselekatse's Gebiet, und die ersten Einwohner hörten kaum seinen Namen den sie Moschete aussprechen, als sie ihm herzlich verschterten, wie willkommen sein Besuch ihrem Könige sein werde. Die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes überraschte die Reisenden. Sie gewahrten hunderte von Aechen bereitt für die nächste Saat bearbeitet, insofern nämlich die Bäume niedergehauen und die Zweige um die Stämme angehäuft waren, um das Holz, wenn es gehörig trocken geworden in Brand zu stecken. Das Land war sehr gebirgig, die Höhen aber reichlich bewachsen, namentlich mit Ficusarten, die an den nackten Granitfelsen wachsen und ihre Wurzeln oft tief an den hohen Steinwänden hinablenden. Hart an dem Rande der Hügel steht man oft 30—40 Fuß hohe Steinblöcke ruhen, so daß die geringste Bodenerschütterung sie herabwerfen müßte. Sie sind daher Urkunden und zwar sehr alte, daß dieser Landstrich seit geraumer Zeit nicht von Erdstößen heimgesucht worden seyn kann. Obgleich seit Monaten kein Regen gefallen war, stieß man doch oft auf Bäche und morastige Stellen. Am Abend erschienen zwei Matebele-Weiber welche Moffat anredeten; „Wir erkennen deine Gestalt, deine Nase, deine Augen, aber wo ist der lange schwarze Bart hingekommen?" Die beiden Damen befanden sich „fern von Madrid," da sie der Zauberei angeklagt und aus der Residenz verbannt worden waren. Am 19 Julius erreichte Moffat eine Wasserscheide. Alle Gewässer die er bisher überschritten hatte, nahmen ihre Richtung gegen Südsüdosten und gehörten zum Gebiet des Limpopo, von da ab (20° 30′ s. Br.) jedoch gieng der Lauf der Bäche gegen Nordnordwest und nach dem Gebiet des Zambesi.

Am 22 Julius hielt der Missionär seinen Einzug in die Residenz seines afrikanischen Freundes. „Die Stadt, bemerkt er, erschien mir neu oder halb vollendet. Es fehlte die letzte Hand, die ich sonst nirgends in königlichen Städten vermißt hatte. Wir standen etliche Minuten am Thorweg eines Zaunes der vermuthlich zu Gebäuden im Innern führt, wo etliche Vorbereitungen im Werke zu seyn schienen. Während wir uns mit den Wagen beschäftigten, war Moselekatse unter das Thor gebracht worden. Als wir uns

Digitized by Google

umdrehten, gewahrten wir ihn auf seinem Sitze, aber wie verändert! Der nervige und regsame Gebieter der Matebele war jetzt gealtert, auf den Füßen gelähmt, unfähig zu stehen oder sich auf der Handflur zu bewegen. Ich trat ein und er griff nach meiner Hand mit einem bedeutsamen Blick. Dann zog er sein Gewand über die Augen und weinte. Einige Zeit verstrich, ehe er mich anreden oder anblicken konnte. Inzwischen näherte sich Hr. Edwards, der mit den Wagen abseits gegangen war, und nichts weniger erwartete als den Helden so mancher Schlacht, den eroberten Gebieter so vieler Stämme in Thränen gebadet zu sehen, die er vergeblich, vielleicht vor seinen Weibern, die hinter ihm standen, oder vor den in Schweigen harrenden Granden zu verbergen suchte. Nach etlichen Minuten, die er so zubrachte, wiederholte er meinen Namen öfters mit dem Zusatze: „Gewiß ich träume nur daß du Moffat bist.“ Ich bemerkte daß der Gott, dem ich diene, und beide erhalten habe, und daß ich gekommen sey ihn noch einmal vor meinem Tode zu sehen, und daß, obgleich ich bedaure ihn so krank zu treffen, ich doch Gott danke, der dieses Wiedersehen verstattet habe. Er zeigte auf seine Füße, die von Wasser geschwollen waren, mit den Worten daß sie und andere Körpertheile ihn „umbrächten“ worauf er hinzufügte: „Dein Gott hat dich mir gesendet zur Hülfe und Heilung.“ Zwei Tage später hatte Moffat dem Häuptling einige Arznei zubereitet, die er ihm aber selbst bringen mußte, denn Moselekatse befindet sich beständig in der Gefahr, selbst vor seinen eigenen Frauen, daß ihm Gift gegeben werde.

Am 24 Julius fahren die Reisenden William, einen Griqua, [1] der sammt seiner Base Troi, ebenfalls einer Griqua, vor 20 Jahren von den Matebele am Baal-Flusse geraubt worden war und seine Mutteripracha, das Holländische, beinahe völlig vergessen hatte. Dafür sprach er das Letebele oder die Zulusprache sehr fließend. Gekleidet oder nicht gekleidet war er wie die übrigen. Sein Monarch hatte ihm einen Ring auf einen geschornen Kopf verliehen, das heißt ihn zu einem Eutena oder Hauptmann erhoben, womit das Privilegium verbunden ist eine Frau zu besitzen. Zwei Städte standen unter seiner Verwaltung, und er bekleidete außerdem den Rang eines Centurionen, indem hundert Matschaha oder Krieger unter seinen Befehlen standen. Moselekatse setzte großes Vertrauen auf diesen Mann, und er selbst gab zu daß der Monarch sehr gütig gegen ihn sey, doch fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu daß er sich noch immer nach seinem Heimathlande sehne.

Da sich einmal der große Meteorolog Dove beklagt hat daß die afrikanischen Reisenden so selten Wetterbeobachtungen mittheilen, und ihren Tribut an die Meteorologie entrichtet zu haben wähnten wenn sie sich über ausgestandene Hitze beklagen, so fügen wir hier eine interessante Notiz bei, die am 27 Julius in das Journal gezeichnet wurde: „der Wind kalt und widerwärtig. Es war, wie herkömmlich, der Passat (trade-wind) mit dicken Nebelwolken und Sand der über unsere Köpfe fegte. So oft wir die Eingebornen fragten ob es wohl Regen geben würde, antworteten sie lachend: „Wer hätte schon Regen gesehen während der Wintermonate?“ Sie erwarten das so wenig, als daß der Wind zu irgend einer Jahreszeit von Westen her wehen sollte.“

[1] Bastard von einem Holländer und einer Hottentotin.

Moselekatse's Herrschaft erstreckt sich vom Schoschi-Fluß, der sich zwischen 22 und 23° s. Br. in den Limpopo ergießt, bis zum Zambesi, also zwischen dem 22 u. 18° s. Br. östlich von der Kalahari. Die Bevölkerung am südlichen Ufer des Zambesi erkennt seine Herrschaft noch an. Allein in der Nähe dieses Flusses haust die furchtbare Tsetsefliege, welche alles Hornvieh durch ihren Stich tödtet. Das Land dorthin ist daher dünn bevölkert, aber sehr wildreich. Die Bewohner halten sich Schafe und Ziegen, denen das kleine Insect nichts anhaben kann. Dieß ist ein merkwürdiger Umstand, denn wenn auch beide Thiere durch ihr Bließ mehr geschützt sind, so gibt es doch nackte Stellen an ihrem Körper, wo die giftige Fliege leicht ihre Waffe gebrauchen könnte, welcher Hunde z. B. augenblicklich zum Opfer fallen. In der Residenz Moselekatse's zeigten sich hinweilen Maschonas, ein südafrikanischer Stamm, der die Berge im Osten bewohnte und wenige Heerden Hornvieh, Schafe und Ziegen von zwerghaftem Wuchs besitzt. Unter den letztern will Moffat Angoraziegen bemerkt haben, die ein sehr weißes Haar hatten, welches vollständig bis auf den Boden reichte, so daß die Thiere ohne Füße sich zu bewegen schienen. Diese Maschona schienen ein weit betriebsameres und gesitteteres Volk zu seyn als die Matebele, welche sie unterworfen haben. Sie stehen in Handelsverbindung mit den ostafrikanischen Portugiesen, von denen sie grobe Baumwollenwaaren eintauschen, obgleich sie selbst solche, aber sehr rohe, Gewebe verfertigen. Bei ihnen gewahrte der Missionär ein Instrument, welches er mit einem Pianoforte vergleicht, das aber weit mehr Aehnlichkeit mit einer Zither hat, denn es bestand aus vierzig Metallsaiten, die über eine Calabasse gespannt waren und mit beiden Händen gespielt wurden. Auch in ihrer weit stiffsameren Kleidung zeigten die Maschona ihren höhern Culturrang über ihre Unterdrücker. Ihre Sprache war dieselbe wie die des Makalaka-Stammes, von der, obgleich sie ein Zweig des Sitschuana [1] ist, Moffat dennoch nur sehr wenig zu verstehen vermochte. Die Maschona behaupten ihre Vorfahren seyen aus Südosten nach der jetzigen Heimath eingewandert.

Moffats ärztliche Behandlung hatte auf Moselekatse so guten Erfolg daß der wassersüchtige Monarch bald wieder zum Gebrauch seiner Füße gelangte. Der Missionär verlangte jetzt ernstlich daß man ihn nach Sekeletu ziehen lasse, um Livingstien die Reiserathe zu überbringen, und am 22 August brach man gegen Westen auf. Moselekatse begleitete den Missionär mit 100 Mann. Beim Nachtlager schlief der Monarch in Moffats Wagen, und nicht in dem seinigen oder unter seinen Leuten, vielleicht um einmal ohne Gedanken an Mord zu schlummern. Schon am 9 September hielt aber die Karawane. Es war nicht rathsam weiter zu gehen. Wasser für die Ochsen war erst nach vier Tagereisen und in einer Gegend zu haben wo die Tsetsefliege hauste. Zwanzig bis dreißig Tage, vielleicht noch länger, hätte ein Mann zu Fuß nach dem Barotse-Lande und zu dem Häuptling Sekeletu, Livingston's Gönner, gebraucht. Es blieb daher nichts übrig als die für Livingston bestimmten Vorräthe in so kleine Stücke zu verpacken, daß sie auf den Rücken von Menschen fortgetragen werden konnten. Moselekatse wählte zwanzig der tüchtigsten Leute aus, die unter dem Befehl eines Officiers nach dem Barotse-Lande abgiengen, während

[1] Sprache der Bitschuana.

Digitized by Google

Moffat mit dem König, seinem zärtlichen Freunde, wieder umkehrte. Die Rückreise war ohne Interesse. So oft man sich einer Stadt näherte, kamen die Frauen entgegen und führten einen Tanz auf, als wären sie närrisch vor Freude. Die Männer dagegen hatten ihren Kriegsgesang und ihren Tanz abgesondert. „Niemals, sagt Moffat, bemerkte ich daß sich die Geschlechter mischten wie in Europa, und unsere Polkas würden in den Augen dieses Volkes als eine Rohheit erscheinen. Ihre Gesänge scheinen bisweilen extemporirt zu seyn, denn oft hörte ich meinen Namen und den Kurumanfluß in ihren poetischen Ergüssen nennen, und zwar in Fällen wo sie kaum eine Stunde zuvor etwas von meiner Ankunft wissen konnten.“ Es war übrigens Zeit daß der Missionär heimkehrte, denn die heiße Jahreszeit rückte herbei, und am 23 Sept. zeigte das Thermometer im kühlsten Schatten am Tage 94 (28° R.) und zur Schlafenszeit noch 84° (23° R.)

Moffat hält die Aussichten für Ausbreitung des Christenthums in jenen Ländern sehr gering. Nicht etwa weil die Eingebornen große Abneigung zeigten, sondern weil die Kämpfe mit den transvaalschen Boeren nicht eher endigen werden, als bis diese sich jene Stämme unterworfen haben. Die Boeren haben aber bisher die Missionsbestrebungen beständig gehindert. Die Makalaka, Bakurutse, Maichona, Bacuadi, Mafuafe, Batonga und andere Stämme mit denen Moffat in Berkehr kam, zeigten durchaus keine Wildheit in ihrem Wesen, und nur die Art wie die Matebele Krieg führen und herrschen, macht sie zum Schrecken ihrer Nachbarn. Der größte Theil von Mofelekatse's Reich schien gesund, namentlich die höher gelegenen Theile, wo Granit auftritt. Fieber wird in den nördlichen Strecken, namentlich zur Regenzeit, wohl herrschen, doch vermuthlich nicht so bösartig wie Livingston es im Nordwesten fand.

Die Steinkohlenlager Ungarns.

(Von A. M. L.)

Es ist eine natürliche Folge, und es gehört zu den Erscheinungen der Zeit, daß bei dem gegenwärtigen ungemeinen Aufschwung der Industrie und des herrschenden Materialismus endlich auch in Ungarn die Steinkohlen zur Ausbeute kommen werden, nachdem dieselben Tausende von Jahren unbeachtet im Schooße der Erde geruht haben. Wie von jeher die Menschen am gierigsten auf Gold waren, so ist auch dieses Metall in Ungarn und Siebenbürgen schon von den Römern gegraben worden, wie dieß die bei Gyogy und Boesspatak in Siebenbürgen entdeckten Bergwerke mit den aufgefundenen Wachstafeln beweisen. Auch bedeutende Steinbrüche hatten die Römer in Pannonien, wie solches aus der von Vatienbach in der herzoglich gothaischen Bibliothek entdeckten Legende des heiligen Claudius und seiner Gefährten zu ennehmen ist. Der Schauplatz dieser Legende ist nämlich in den pannonischen Steinbrüchen in den Zeiten des Kaisers Diocletian. Allein im heutigen Slavonien, in der Nähe von Peterwardein und an der Fruschka Gora waren damals 622 Arbeiter beschäftigt unter der Leitung von fünf Philosophen, wie die technischen Directoren genannt wurden, welche die zur Bearbeitung geeigneten Steine auszusuchen und die Ausführung zu beaufsichtigen hatten. Diocletian kam selbst nach Pannonien, nahm die Arbeiten in Augenschein, und ließ sich während seines Aufenthalts alle fertig gewordenen Gegenstände bringen. Aus Porphyr wurden Säulen mit Capitälen, Brunneuschalen mit speienden Löwen, der Sonnengott mit vierspännigem Wagen, Victorien, Amoren und andere Statuen zur großen Zufriedenheit des Kaisers Diocletian verfertigt, von welcher großen Kunstfähigkeit aber heutzutage gar keine Spur mehr in jener Gegend vorhanden ist, denn die heutigen Steinbrüche Slavoniens liefern nur Steine zum Pflastern der Straßen. Unter den ersten ungarischen Königen wurde von Bergleuten, welche aus Deutschland herbeigezogen wurden, auf Gold, Silber und andere Metalle gebaut, aber die Steinkohlenlager blieben unangetastet liegen, und obgleich der Bergbau in neuerer Zeit in Ungarn große Fortschritte gemacht hat, so findet man doch nur wenig Kohlengruben, obschon es Steinkohlenlager in allen Gegenden des Landes gibt.

Zur Ausbeutung dieses reichen Schatzes, welcher den Wohlstand des Landes in Zukunft zweifelsohne bedeutend heben wird, fehlte in Ungarn bisher der Unternehmungsgeist, das Vertrauen und wohl auch am meisten — das erforderliche Geld. Wo aber jetzt die inländischen Mittel nicht mehr ausreichen, da kommen ausländische Gesellschaften und Capitalisten, und rufen die lucrativen Unternehmungen ins Leben, was denn auch für die Dampfschiffe und für die vielen in Aussicht stehenden Eisenbahnen in der That sehr zeitgemäß ist. Schon seit einigen Jahrzehnten hat die Regierung Nachforschungen auf Steinkohlenlager anstellen lassen, und man ist wohl gegenwärtig im Stande die meisten Steinkohlenlager Ungarns zu kennen, wenn auch die Gattung und die Eigenschaften des Materials noch nicht überall festgestellt sind, weßhalb ich mich auch in diesem gegenwärtigen Aufsatz aller geognostischen Definitionen enthalten werde, indem ich vorzugsweise eine Geographie der ungarischen Steinkohlenlager zu liefern die Absicht habe. So viel interessen ist gewiß, daß die meisten ungarischen Kohlenformationen der jugendlichen angehören und der Haupteintheilung nach in Schwarzkohlen und Braunkohlen zerfallen, welche aber wieder von mehrern Gattungen gebildet werden. Am meisten jedoch ist in Ungarn die Braunkohle vorhanden. Je nach der geographischen Lage kann man die ungarischen Steinkohlenlager in mehrere Hauptreviere eintheilen, und zwar in Bezug auf Schwarzkohlen:

1. Das karpathische Steinkohlenrevier.

Das karpathische Steinkohlenrevier ist in seiner Ausdehnung sehr groß, aber die Mächtigkeit der Kohlenlager ist so gering daß es den bisherigen Forschungen nach nur in wenigen Gegenden für baunürdig befunden worden ist. Vom Hauptgebirgsstock der Karparthen, Tatra genannt, sind in den Comitaten der galizischen Gränze

Digitized by Google

entlang Schwarzkohlen bis an die ſiebenbürgiſche Gränze zu finden. Im Scharoſcher Comitat iſt nach Dr. Kemp's Behauptung bei Kapronczа ein Kohlenlager, und nach Profeſſor Zipſer in der Nähe von Sebar. Im Szathmarer Comitat ſind bei Felsöbanya und zwei andern Orten Schwarzkohlen, aber nur in geringer Mächtigkeit entdeckt worden. Das Zipſer Comitat hat an vielen Orten Steinkohlen aufzuweiſen, wie bei Iglau und Beratſch. Die Leibitzer Kohlengrube iſt wegen geringer Mächtigkeit des Lagers aufgegeben worden. Nach Beudant findet man auch bei Altendorf und nach Berzeviz in der Magura Steinkohlen. Das Zempliner Comitat, welches durch ſeinen herrlichen Tokayer weltberühmt iſt, hat gleichwohl in ſeinem Schooße auch plutoniſche Schätze, aber die geognoſtiſchen Nachrichten von dorther ſind ſo mangelhaft, daß man nicht weiß ob dort Braunkohlen oder Schwarzkohlen gefunden werden. Auch das Sohler Comitat hat mehrere Steinkohlenlager aufzuweiſen, welche aber unter den in Ungarn ſchon einmal üblichen Vorwänden der Nichtrentabilität nicht in Abbau genommen werden, und ſomit werden in dem ſehr ausgebreiteten karpathiſchen Kohlenrevier bisher nur wenig Steinkohlen zu Tage gefördert; es läßt ſich aber mit Beſtimmtheit erwarten daß die in der Nähe zu erbauenden Eiſenbahnen eine Aenderung bewirken werden.

2. Das ſüdöſtliche Steinkohlenrevier.

Dieſes von dem ſüdöſtlichen Theile des Kraſchoer Comitats beginnende und in nördlicher Richtung unter einer ſchönen Gebirgslandſchaft ſich hinziehende Kohlenlager hat der Länge nach eine Ausdehnung von 6 Meilen, und iſt in Bezug auf Formation und hinſichtlich der Eigenſchaften der Kohlen mit den vorhin erwähnten karpathiſchen zu vergleichen. Es ſind hier ſchon viele Gruben aufgeſchloſſen, und namentlich ſind die Gruben von Szaszka, Gerlics, Borkut, Reſicza, und beſonders jene zu Drawiga, neben mehrern im Lande hinlänglich bekannt. In letzterem Orte hat ſich unlängſt die Drawitzaer Steinkohlengewerkſchaft gebildet. Auch bei Ruſkberg ſind einige Kohlenflöze, welche von Porphyr und Grünſtein durchſetzt ſind. Auch dieſe Schwarzkohlen ſind in Abbau genommen, aber noch zu wenig aufgeſchloſſen. Die Kohlen von Gerlics werden für die beſten des ganzen Reviers gehalten, und dieſelben brennen mit ſehr ſtarker Flamme. In der Grube von Borkut iſt das Kohlenlager von großer Mächtigkeit. Nach einer chemiſchen Unterſuchung enthalten die Berkuter Steinkohlen 96½ Proc. Brennſtoff und nur 3½ Proc. Aſchenüberreſte.

3. Das Steinkohlenrevier in der Baranya.

Dieſes Steinkohlenlager beginnt im weſtlichen Theil des im Winkel zwiſchen der Donau und der Drave gelegenen Baranyaer Comitats, und erſtreckt ſich unter einem mit weinbepflanzten Hügeln abwechſelnden ſchönen Mittelgebirge in einer Länge von 6 bis 8 Meilen. In dem Zuge von Weſten nach Oſten erreicht das Lager das Tolnaer Comitat, wo die Schwarzkohlen in ein Braunkohlenlager übergehen. Die Hügelzüge dieſer paradieſiſchen Gegend beſtehen meiſt aus Kalkſtein, welcher hie und da mit ſchönem Marmor abwechſelt. Einer der ſchönſten Gebirgszüge der ganzen Gegend iſt bei Fünfkirchen der Metſchek, auf deſſen drei Hauptausläufern ein herrlicher weißer Wein wächſt. Bei Siklos erhebt ſich der Harſanyer-Berg, wo Peſther Paläontologen merkwürdige Ueberreſte vorweltlicher Vögel gefunden haben, und es ſind überhaupt in dieſem ganzen Gebirge organiſche Verſteinerungen nicht ſelten, wie dieß bei Gebirgen der dritten Formation in der Regel der Fall iſt. Gegen die beiden vorherigen Steinkohlenreviere zeichnet ſich dieſes durch ſeine bedeutende Mächtigkeit aus. Der Sandſtein liegt hier oft unmittelbar auf den Steinkohlen, und in dieſen ſowohl als im Schiefer kommen auch häufig Verſteinerungen vor. Auch dieſe Kohlenflöze ſind hie und da von Grünſtein durchſetzt. Die bei Fünfkirchen gewonnenen Steinkohlen haben gute Eigenſchaften; dieſelben ſind vollkommen ſchwarz, glänzend und blätterig. Begünſtigt durch die Gebirgsoberflächen-Verhältniſſe wird ſich in dieſem Revier der Kohlenbetrieb ſehr bald gut ausbilden, und es iſt derſelbe hier ſchon bis jetzt mit größerm Erfolg als anderswo vor ſich gegangen, wozu der Umſtand beiträgt, daß in der benachbarten Weſtwodſchaft das Holz ſehr ſelten iſt, und dort ſelbſt der gebörrte Dünger als ein Feuerungsſurrogat gebraucht werden muß. Die Mohatſch-Fünfkirchner Eiſenbahn und die von ausländiſchen Geſellſchaften, wie von der Düſſeldorfer Geſellſchaft „Vulcan“ dorzubringenden größern Anlage-Capitalien werden die Förderung der hier exiſtirenden Gruben bedeutend erhöhen. Die merkwürdigſten Gruben dieſes Reviers ſind: 1) die Grube auf dem Dominium von Petſchwarad; 2) die Grube der Stadt Fünfkirchen; 3) die Szabolſicher-Grube, welche dem Fünfkirchner Domcapitel gehört; 4) die Szaßer-Gruben; 5) die Waralaer-Gruben; 6) die Komloer und 7) die Groß-Manyoker-Grube, welch letztere gleichfalls dem erwähnten Domcapitel gehört.

Außer den hier erwähnten tertiären Schwarzkohlengebieten gibt es in Ungarn auch noch hie und da kleinere Schwarzkohlenflöze, wie z. B. bei Börcsöcar unweit Ofen, deren Abbau aber trotz der nahen Hauptſtädte, nach der Verſicherung betheiligter Bergleute, noch lange nicht mit den erforderlichen Mitteln und der nöthigen Energie betrieben wird, indem ſelbſt die reichen Capitaliſten der Stadt Peſth zu vergleichen Unternehmungen von keinem Vertrauen angetrieben werden, welche Erfahrung früher auch bei den jetzt überaus blühenden Steinkohlengruben von Preußiſch-Schleſien gemacht worden iſt. Die ungariſchen Schwarzkohlenflöze ſtehen ſehr oft mit Braunkohlenlagern in Verbindung, was die Kenner nicht beſremdet, indem dieſelben den erfolgten ſchnelleren Proceß der tertiären Schwarzkohlen den plutoniſchen Einwirkungen, namentlich der Wärmeentwicklung und dem Druck zuſchreiben.

Braunkohlenlager.

Wenn die Schwarzkohlenflöze im allgemeinen in Ungarn nicht in ſehr vielen Gegenden gefunden werden und zum Theil auch noch nicht immer in hinreichender Mächtigkeit vorhanden ſind, ſo ſind im Gegentheil die Braunkohlen von der Vorſehung dem in ſo vieler Hinſicht reichlich geſegneten Lande im reichlichſten Maße ausgetheilt worden, denn es finden ſich in der That faſt in jedem Comitate Braunkohlen vor, und man kann obendrein annehmen daß hie und da noch manches Kohlenlager gar nicht entdeckt iſt.

Digitized by Google

Unter den weiten Flächen des Biharer Comitates werden in der Nähe mehrerer Dörfer bedeutende Braunkohlenflötze gefunden, und es ist besonders das Kohlenlager bei Bogdany hervorzuheben, indem dort die Kohlenschichten eine Mächtigkeit von drei Klaftern haben. — Auch in dem mit schönen und fruchtbaren Hügeln versehenen Graner Comitate findet man unter dem Sandstein neuerer Formation und unter dem Jurakalke Braunkohlenlager von ziemlicher Mächtigkeit, und es sind hier mehrere Gruben erschlossen. Auch die Pechkohle wird in diesem Comitate gefunden. Die hier unter dem Namen: „frustige Braunkohle" vorkommende Steinkohle ist schwarzbraun, hat einen blätterigen Bruch, ist glänzend und brennt mit heller weißer Flamme mit Hinterlassung weniger Aschen- und Schlacken-Ueberreste. Ein Pfund dieser Kohle enthält nach den angestellten Versuchen 18½ Loth reine Kohle, und es wird dieselbe eben so geschätzt wie die bekannten Braunkohlen des Oedenburger Comitates. Das seit 1840 in Abbau genommene Lager bei dem Dorfe Szarkus hat eine Mächtigkeit von 12Fuß und ist 200 Klafter lang.

Im Komorner Comitate unter den nördlichen Ausläufern des Wertesch-gebirges befindet sich in einer angenehmen Gegend gleichfalls ein Braunkohlenlager, welches von bedeutender Mächtigkeit ist; die Kohlen gehören zur Gattung der braunen Pechkohle, sind glänzend und von blätterigem Bruche; der eisenhaltigen Bestandtheile entbehrend, eignen sich dieselben zum Brennen besser wie andere Kohlen dieser Gattung. Im nördlichen Theile des Bieszprimer Comitates ist ein bedeutendes Steinkohlenlager, besonders in dem an den Bakonyer Wald angränzenden Hügelrücken. Hier findet man in den Steinkohlen sowohl als im Sandstein häufige Pflanzenüberreste und versteinerte Knochen antediluvianischer Thiere. Im Szalaer Comitate kennt man bisher an drei und im Eisenburger Comitate gleichfalls an drei Stellen Braunkohlenlager.

Das schöne Leithagebirge an der österreichischen Gränze und im Oedenburger Comitat liefert gute Braunkohlen, und obgleich dieselben hier mehr als anderswo in Ungarn zur Ausbeute kommen, so hat doch auch hier die Kohlenindustrie noch nicht ihre Blüthezeit erreicht. Das mächtigste Kohlenlager dieses Reviers ist unweit Oedenburg bei dem Dorfe Wandorf in dem sogenannten Brennberge; hier hat das Lager in der Mitte eine Mächtigkeit von 13 Klaftern und wechselt sonst zwischen 5 und 8 Klaftern. Man hat dieses Lager auf 50 Millionen Centner geschätzt, was aber jedenfalls eine Unterschätzung ist, sonst müßte auch die hiesige Ausbeute, trotzdem daß dieselbe im Vergleich zu anderen Gegenden des Auslandes nur eine sehr unbedeutende ist, schon in 200 Jahren gänzlich sistirt werden. Die unermeßliche Ausbeute der Steinkohlen in Oberschlesien, namentlich aber das Lager bei Beuthen soll nach der Berechnung von Fachmännern, wenn dieselbe in dem gegenwärtigen Maße fortgeführt wird, noch 4000 Jahre andauern. — Das Neograder Comitat hat fast in seiner ganzen Ausdehnung mächtige Braunkohlenflötze aufzuweisen. Bei dem Dorfe Berdze hat ein Wiener Speculant zu Anfang dieses Jahrhunderts Kohlen in Abbau genommen, aber die Grube wurde bald wieder verlassen. Im J. 1813 wurde der Kohlenbau wieder begonnen und 1816 verlassen. Im Jahre 1820 war der ganze Bau verfallen und die Einfahrt zur Grube war mit Gras verwachsen, denn die Zeit der ungarischen Kohlenindustrie war noch nicht gekommen, und es ist auch in den letztverflossenen Jahren einigen Unternehmern in ähnlicher Weise ergangen.

Außer mehreren anderen Gespanschaften ist besonders die Syrmier Gespanschaft in Slawonien reich an Braunkohlen, namentlich bei Salankemen, Karlowitz und auf den Klostergütern von Wrdnik und Oppowo. Diese Lager befinden sich in den Ausläufern der Fruschka-Gora, jenes herrlichen Gebirges, dessen bedeutendste Höhe um 2500 Fuß erreicht, und daher für den Wein- und Obstbau sich in vorzüglichem Grade eignet. Aber auch diese reichen Gruben sind verlassen, denn es hat in diesem Jahre der Kanzler des griechischen Metropoliten von Karlowitz wiederholt eine Kundmachung zur Erschließung der bergbaumäßigen Ausbeute der sehr ergiebigen Steinkohlenlager auf den Klostergütern Wrdnik und Oppowo erlassen. Mit einem Worte, fast in jedem ungarischen Comitate sind mehr oder minder große Kohlenlager, aber überall müssen erst die kommenden Zeitumstände den Weg zu einer lohnenden Kohlenindustrie anbahnen.

Die Vereinigung der Donaufürstenthümer.

Französische Journalisten und französisch schreibende Bojaren haben über dieses Problem der europäischen Diplomatie die Schleußen ihrer Beredsamkeit geöffnet und mit einem halben Dutzend Broschüren die politische Welt in der letzten Zeit heimgesucht. Es gibt auch noch manchen der belehrt werden kann. Zwei Cabinete allein haben die Streitfrage schon im voraus erledigt: die Pforte und Oesterreich. Die Interessen der Türkei sind so klar und einfach daß die Wahl zwischen Vereinigung und Trennung niemals schwer seyn konnte. Die Walachei zahlt der Pforte einen Tribut von 2, die Moldau von 1 Mill. Piaster, beide zusammen eine Summe von 320,000 fl. Das ist sehr wenig, denn als 4procentige Rente betrachtet, stellt dieser Tribut nur ein Capital von 8 Mill. fl. dar. Nach den Verträgen darf ferner kein Türke am linken Donauufer Grundbesitz erwerben, kein Gebäude, vor allem keine Moschee errichten, und nach dem Pariser Frieden soll die Türkei nie mit ihren Truppen die fuzeränen Gebiete ohne vorläufige Einwilligung, das will sagen ohne die wahrscheinliche Mitwirkung der anderen Großmächte besetzen. Auf Umwegen bezieht die Pforte aber einen höheren Tribut aus den Fürstenthümern. Die Hospodare der beiden Fürstenthümer wurden bisher nur auf sieben Jahre gewählt und von der Pforte bestätigt, das heißt die Pforte verpachtete auf sieben Jahre die beiden Fürstensitze an den Meistbietenden, der seinen Pachtschilling im Laufe der Pachtzeit von seinen Unterthanen wieder eintrieb. Findet nun eine Union statt, so gibt es nur Einen Pacht und Einen Pächter, also auch nur Ein Pachtgeld, und wird die Fürstenwürde gar erblich, so versiegt die Quelle des Pachtschillings gänzlich. Das Band der türkischen Lehnsherrschaft ist

Digitized by Google

ohnedieß nie sehr haltbar gewesen, es würde also durch eine Vereinigung der Fürstenthümer, durch Erblichkeit des Hospodarats, durch Verleihung der Würde an einen europäischen Prinzen vollständig gelockert, der Bestand hätte kaum einen politischen Werth mehr und das Verhältniß bliebe ein rein fiscalisches, eine Art Robot in Geld ausgedrückt und im Werth einer Rentenverschreibung von 8 Mill. Gulden.

Das sind die Interessen der Pforte gegen die Vereinigung. Oesterreich dagegen ist dem Anschlag abhold, theils aus Rücksicht auf seine Grenzprovinzen, theils weil es gegen den Geist der orientalischen Politik ist der Großmächte mit Ausnahme Rußlands verstößt. Der Geist dieser Politik gieng dahin durch mechanische Mittel, das heißt durch militärische Hülfe das zerfallende und bedrohte osmanische Reich in seinen bisherigen Bestandtheilen zu erhalten. Die Donaufürstenthümer vereinigen und ihnen aus europäischem Fürstenblut einen Herrscher geben, hieße ihnen Ansprüche auf völlige Unabhängigkeit zugestehen. Besäße nun ein solcher Staat Lebensfähigkeit, so würde er Europa die größten Dienste leisten, er würde dieselbe Aufgabe zwischen der Türkei und Rußland erfüllen, wie Belgien und die Schweiz zwischen Frankreich und den deutschen Staaten — vorausgesetzt daß er lebensfähig sey. Selbst wenn er es wäre, hätte Oesterreich nicht eben Ursache bei der Geburt dieses neuen diplomatischen Geschöpfes Hebammendienste zu verrichten, denn in Siebenbürgen, im Banat, und der Bukowina hält sich eine zahlreiche rumänische Bevölkerung auf, die in jenem Falle der Nationalitätsseuche ausgesetzt und leicht auch von Unabhängigkeitsgelüsten angesteckt werden könnte. Große Besorgnisse indessen flößt dieses Element nicht ein, es flößt überhaupt keine Besorgnisse ein, denn in Siebenbürgen und im Banat ist die rumänische Bevölkerung überall in der Minderzahl, und bei den blutigen Racenkriegen im Südosten ist den Rumänen immer nur die traurige Rolle zugefallen, die Schläge der Nachbarn zu empfangen, ohne daß sich je die süße Gelegenheit zur Erwiederung geboten hätte, oder so oft sie sich bot, der Muth vorhanden gewesen wäre sie auszubeuten. Gleichwohl muß Oesterreich die Bildung eines rumänischen Reiches widerwärtig seyn, denn da man den Ungarn einen ähnlichen Lieblingswunsch verlagen mußte, so würde es kränkend für diesen politisch überlegenen und ritterlich-streitbaren Stamm seyn, wenn es an der Gränze das Reich eines Volkes fände, das sich bisher von dem reichen Pöbel des Fanars in Konstantinopel geduldig die Wolle scheeren ließ. Diese Nachtheile wären aber immer erträglich, wenn die neue Staatenbildung Dauer versprüche. Wenn!

Rußland ist grundsätzlich weder für noch gegen die Vereinigung. Es hat sie zeitenweise begünstigt und zeitenweise gehindert. Als nach dem Frieden von Adrianopel das sogenannte organische Reglement, die Verfassung der beiden Fürstenthümer, unter den Fittigen des Generals Kisseleff ausgearbeitet wurde, kam der Unionsgedanke zur Sprache, und auf die einzelgegenen Erkundigungen applaudirte das Petersburger Cabinet zu dem Wunsche der Patrioten. Allein es fiel den rumänischen Cortes ein durch eine Klausel von der Berufung auf den Thron der vereinigten Fürstenthümer auch die russischen Großfürsten auszuschließen. Von diesem Augenblick an wollte das Petersburger Cabinet nichts von der Union und nichts von der Erblichkeit der Fürstenwürde wissen. Man wird sich erinnern daß die Pforte im Frieden zu Arrianopel das noch nicht geborne organische Reglement schon gut heißen mußte, daß also die Russen freies Spiel hatten, die Rumänen mit allen Wohlthaten, auch mit der Union und der Erblichkeit zu beglücken, daß sie es aber nicht thaten. Auf den Wiener Conferenzen im Jahre 1855 sprach sich Fürst Gortschakoff im Namen seiner Regierung antiunionistisch aus, das heißt er legte eine Art Verwahrung gegen die Denkschrift des französischen Gesandten über die Vereinigung ein. Wie sehen also daß die russische Politik principiell weder für noch gegen die Vereinigung ist, sondern je nach den Aussichten und den europäischen Conjuncturen sie gutheißt oder nicht. Auf dem nach folgenden Pariser Congreß erklärten sich die russischen Botschafter lebhaft für die Union. Es geschah dieß zunächst wohl gerade deßwegen, weil die Pforte und Oesterreich sich dagegen erklärten, das heißt nicht weil Rußland einen erreichbaren Vortheil für sich in der Vereinigung, sondern weil es die Verlegenheiten seiner Nachbarn ins Auge faßte. Die Russen hatten auch ganz recht, sich so zu erklären; sie verfolgten ihren Vortheil so gut wie die andern Mächte, denn niemand ist wohl noch so unschuldig daß er glaubt irgend eine Macht wolle irgend etwas um des Etwas willen. Es gibt in der Politik keine Belohnung für gute Thaten, wenn auch zufällig vielleicht eine lohnende That auch eine gute Seyn mag. Keine Politik nehmen wir aus, die österreichische so wenig als die russische.

Auch nicht die französische, welche den Schein der Uneigennützigkeit nur wegen der weiten Entfernung Bucharests von Paris gewonnen hat. Das Ei der Union ist, wenn auch nicht in den Tuilerien gelegt, doch wenigstens dort angebrütet worden. Das Wohl der Rumänen ist der französischen Nation so viel als Hekuba dem Schauspieler im Hamlet, aber man muß den Franzosen zugestehen daß sie die besten Comödianten sind und ihr politisches Problem geschickt in Scene zu setzen verstehen. Frankreich hat keine Interessen im Orient. Die Briten schlugen sich im letzten russischen Kriege um etliche Millionen Ausfuhr nach der Levante mehr oder weniger. Frankreich schlug sich nur für seine Ehre, für den Sultan und für die britischen Ausfuhren. Die Briten machten das gute, die Franzosen ein glänzendes, aber kostspieliges Geschäft. Wo nun keine mercantilen, keine geographischen, nur ideale politische Interessen vertreten werden, da muß man künstliche schaffen. Wenn die Rumänen ihre Unabhängigkeit und ihren König oder Fürsten bekommen, so haben sie einzig dafür dem Kaiser Napoleon die Hand zu küssen. Das Reich wird sein Werk seyn und den Thron dieses Reichs wird er verschenken. Die rumänische Nation wird gleichsam zum Adoptivkinde des französischen Volkes, und Frankreich wird fortan im Orient nicht sowohl dauernde Interessen, wohl aber dauernde Pflichten sich erwerben. Im Grunde läßt sich aber vieles vernünftige für die Vereinigung der Fürstenthümer sagen, und wir werden es auch nicht verschweigen, nur vergesse man nie daß gerade die Nachbarstaaten, denen die Vortheile eines neutralen Gebietes besonders angepriesen werden, diesen Ausweg am meisten verhorreseiren, daß diese Lösung der orientalischen Frage ihnen noch schlimmer erscheint als eine Verlängerung des politischen Räthsels, und daß sie dieses Ende mit Schrecken noch nicht dem Schrecken ohne Ende vorziehen.

Das brittische Cabinet hat wie bei allen continentalen Problemen große Unsicherheit gezeigt, wie das gelehrte Thier in der

Digitized by Google

Fabel zwischen den Henkündeln. Auf den Wiener Conferenzen ließ Lord John Russell einige unklare Worte über das Unionsproject vernehmen, die man für eine Billigung halten konnte. Auf dem Pariser Congreß waren die brittischen Diplomaten offen für die Wünsche der rumänischen Nation. Im Grunde wußte man eigentlich nicht warum man dafür, warum man dagegen seyn sollte. Erst der Widerstand Oesterreichs machte das brittische Cabinet stutzig, und als die französische und russische Diplomatie zu fraternisiren begann, und Lord Palmerston eilig sich zu einer schwarzgelben Allianz bekehrte, da fand man das Unionsgericht immer weniger schmackhaft und begann sich lauter und lauter gegen diese Combination zu erklären. Wir erbittern uns über diese Metamorphosen nicht. Die Britten beurtheilen solche streitige Dinge rein nur nach der augenblicklichen Lage ihrer auswärtigen Beziehungen: als der französische Alliirte ihnen seine Lorgnette gab, gewahrten sie ein Kamel, und als sie durch die österreichische Brille sahen, übergenten sie sich daß es ein Fisch sey. Was dem Britten jenseits seiner insularen Welt liegt, was nicht auf den Ein- und Ausfuhrtabellen steht, oder auf statistische Werthe sich bringen läßt, das sind ihm solche Kamel-Fische. Wir finden sogar daß das Journal, welches ganz besonders unter Lord Palmerstons Gönnerschaft steht, das Edinburgh Review, trocken bekannt hat, das brittische Cabinet sey der frühern französischen Allianz zuviel für, und der spätern österreichischen Allianz zuviel gegen die Vereinigung gewesen.[1] Man sieht aus bloßer Liebschaft für diese oder jene Macht ist das brittische Cabinet für Weiß und für Schwarz, man muß nur Zeit haben die Liebschaften und das Ende der Liebschaften abzuwarten.

Die Motive der großen Mächte, selbst wenn wir sie vollständig zu durchschauen möchten, würden uns nicht aufklären ob ein Ereignis wie die Vereinigung der Fürstenthümer für die Geschicke unsers Welttheils ersprießlich seyn möchte oder nicht, denn jedes Cabinet betrachtet die eine oder andere Entscheidung nur als Mittel zur Förderung der eigenen und ausschließlichen Interessen. Halten wir uns streng an die Sache selbst, so wird es höchst schwierig den Werth einer Union für die Rumänen und für Europa zu bestimmen. Es läßt sich sehr viel gutes für einen solchen Vorschlag anführen. So lange die Hospodarwahl fortwuert, so lange wird auch an der Fürstenwürde nichts würdig bleiben als der Name. Der Hospodar ist Pächter auf sieben oder wie viel Jahre. Er wird sein Pachtgeld dadurch wieder herausschlagen daß er die öffentlichen Aemter seinerseits wieder an den Meistbietenden abgibt, und die niedern Justizpächter werden wiederum das Recht an den Meistbietenden verkaufen, mit andern Worten, die Paschawirthschaft welche dem osmanischen Staat allen Saft entzogen hat, wirkt auch in den christlichen Fürstenthümern genau mit demselben Erfolg. Dieß ist aber ein Argument nicht sowohl für die Union als für die Erblichkeit der Fürstenwürde. Auch dafür ist manches verständige gesagt worden daß man die oder den künftigen Fürsten nicht unter den Fanarioten der Moldau und Walachei suchen solle, denn die alten Mißbräuche und die alten Bestechungsmittel in einer verderbten Gesellschaft würden doch nur fortdauern. Quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu. So warnt der alte weinkundige Horaz mit seinem Küferspruche! Welche Gegnungen in kurzer Zeit durch eine Dictatur im europäischen Geschmack den Donaufürstenthümern gewährt werden könnten, beweist die Regentschaft des Generals Kisseleff, von der alle Parteien der Rumänen und jede Kritik europäischer Publicisten, welcher Nation sie auch angehören mochten, bis jetzt nur mit Hochachtung und Anerkennung gesprochen haben. Daß bei einer solchen Wendung der Dinge natürlich die Lehensherrschaft der Pforte zu Monbschein werden müßte versteht sich von selbst; allein dieß wäre gewiß das geringste Unglück, denn es wird immer ein Verstoß gegen den gefunden Verstand bleiben die Pforte als Schutzherrn dieser Gebiete erhalten zu wollen, während sie selbst zu einem Schattling von sehr vergänglichen europäischen Allianzen herabgesunken ist. Den Russenfeinden gewährt es noch einen besondern Trost daß die Rumänen bisher stets eine große Abneigung gegen moskowitische Politik und zugleich Antipathie gegen alles Griechische und Neu-Byzantinische gezeigt haben. Der Aufstand des Ypsilanti war ein kalter Schlag, er zündete nicht in den Donaufürstenthümern, im Gegentheil, es fand eine populäre Erhebung zu Gunsten der Pforte statt.

Das ist das Gute was sich im allgemeinen für die französischen Projecte sagen läßt. Die Rumänen, das heißt die Jung-Rumänen, um sie bei ihrem vaterländischen Namen zu nennen, wissen aber noch viel größere Dinge vorauszusagen. Sobald die Fürstenthümer unter einem europäischen Prinzen ein mittleres Reich bilden, werden dorthin alle Rumänen zurückkehren, welche die frühere politische Mißregierung nach Oesterreich, Rußland oder in die Türkei trieb. Sie sehen in wenig Jahren das Donaureich mit einer Bevölkerung von 10 Millionen beglückt, will sagen mit 3 Millionen Rumänen mehr als es der Statistik bisher in der ganzen Welt überhaupt zu ermitteln gelang. Die wege- und waldlosen Weideplätze der Walachei bedecken sich vor ihren berauschten Blicken mit goldenen Saaten, durchschnitten von Chausseen und Eisenbahnen; sie hören die Wasser der Karpathen schon über die Triebräder der Fabriken rauschen, und vernehmen den Sprengschuß des Bergmanns, der auf die Metalle in den Gebirgen des Nordens haut. Kurz es entsteht durch den Zauber einer Union und der Erblichkeit des Throns ein Belgien an der Donau, auf das Rußland mit Neid blickt und wohin Oesterreich voll ohnmächtigen Verdrusses schaarenweis die rumänischen Biehhirten des Banates andwandern sieht.

So sehen die Dinge aus wenn sie die bengalische Gluth patriotischer Phantasien anhaucht. Und in der That, wir glauben auch an das transkarpathische Belgien, nur an etwas glauben wir nicht: an die Belgier. Wenn die englische Presse — und wir meinen damit die bedeutungsvollen Arbeiten in den Vierteljahrsschriften im Westminster und Edinburgh Review, die von Staatsmännern und Parteiführern herrühren oder veranlaßt werden — wenn diese Presse Rumänen und Serben auf gleiche Linie stellt, und alles Lob welches die Serben bisher durch ihr politisches Betragen verdient haben auf rumänischen Namen escomptirt, so empört sich dagegen alles historische Wissen. Die Serben haben einen weit rühmlichern Freiheitskampf durchgefochten als die Neugriechen; das sittliche Gift einer 400jährigen Knechtschaft unter den Türken ist dabei völlig ausgestoßen worden. Serbien ist ein Staat freier Bauern, zwischen denen keine großen Vermögensunterschiede bestehen. In

[1] Edinburgh Review 1857. April. S. 425. Dieses Journal steht jetzt, seitdem Sir G. C. Lewis, der gegenwärtige Finanzminister, die Redaction abgegeben hat, unter der Leitung des Hrn. Henry Reeve, eines Parteigängers Lord Palmerstons.

Digitized by Google

den Fürstenthümern dagegen trifft man, beſonders in der Moldau, Latifundien mit ihren univerſellen Uebeln, während die ackerbautreibende Claſſe in einem Verhältniß zum Grundbeſitzer ſteht, welches juriſtiſch unzüchtiger iſt als eine ruſſiſche Leibeigenſchaft. „Der rumäniſche Bauer, glaubt das Edinburgh Review. Hrn. Boerescos aufs Wort, haßt jede Zwangsarbeit. Sein Stolz empört ſich dagegen.“ Der rumäniſche Bauer ſtolz! Er widerſetzt ſich der Zwangsarbeit! Hat man je im Angeſicht notoriſcher Verhältniſſe größere Ignoranz, oder der Wahrheit gegenüber größere Frechheit gezeigt? Es iſt wahr der rumäniſche Hintersaſſe iſt kein Leibeigener, das heißt er iſt nicht an die Scholle gebunden, er kann unter gewiſſen Bedingungen verlangen daß ihn ſein Herr auswandern läßt. Solche Auswanderungen haben auch zu Zeiten maſſenhaft ſtattgefunden, theils nach Oeſterreich, theils aber auch nach Rußland und nach den türkiſchen Provinzen. Mit andern Worten, der Rumäne zog die ruſſiſche Leibeigenſchaft der rumäniſchen Gutsherrſchaft vor — darin beſtand ſeine Freiheit; und er wollte lieber türkiſcher Rajah werden als für die Fanarioten roboten — darin beſtand ſein Stolz.

Wer ſind die Grundbeſitzer in den Fürſtenthümern oder die ſogenannte höhere Geſellſchaft? Sind es Rumänen? Nein, es ſind Fanarioten, das heißt ehemalige türkiſche Rajahs griechiſcher Eltern, die ſich durch Citronenhandel oder andern Schacher Vermögen erworben hatten und nach den Donaufürſtenthümern gingen um ſich anzukaufen, Aemter und Würden zu pachten, Paſchas zu beſtechen und ſich wie Schwämme vom Schweiß der Eingebornen vollzuſaugen. So wurden die Griechen Eigenthümer des Grundes und Bodens, weil der Rumäne, faul und verſchwenderiſch, Hab und Gut verpfändet wenn er jemand findet der ihm borgt. Die wenigen Familien welche dem nationalen Adel der der Fanariotenzeit angehörten, ſind die ſogenannten Moßneni, die ſteuer- und militärfreien Bauern, deren Zahl außerordentlich ſich verringert hat, und die, in Unwiſſenheit geboren und in Unwiſſenheit begraben, längſt nicht mehr politiſch genannt werden, ſondern nur eine ethnographiſche Merkwürdigkeit geworden ſind. Die wenigen Gewerbe die in den großen Städten getrieben werden und vom Luxus der Bojaren leben, ſind in den Händen von Deutſchen, vorzüglich von Oeſterreichern, während der Handel von Juden betrieben wird. Deutſche und Juden vertreten alſo den rumäniſchen Mittelſtand. Der Klerus iſt arm, ſo arm ſogar daß ſeine tiefe Unwiſſenheit und ſein halb heidniſcher Aberglaube vollſtändig entſchuldigt iſt. Er iſt arm, obgleich ein Drittel des Grundes und Bodens kirchlichen Stiftungen gehört. Allein die Rente der rumäniſchen Erde wird nicht dazu verwendet um gebildete Geiſtliche zu erziehen, oder der Landeskirche einen impoſanten Aufwand zu verſtatten, ſondern ſie geht über See an griechiſche Klöſter, an die frommen Brüderſchaften des Berges Athos, nach dem Sinai, nach Alexandrien, kurz nach allen Zipfeln der griechiſchen Welt, nur nicht in rumäniſche Hände. Und fragt man wie dieſe Entwendung möglich ſey, ſo gibt die Geſchichte als Antwort: die griechiſchen Klöſter hätten erſt gebettelt, und ſo lange gebettelt, bis auf dem Almoſen eine Steuer geworden ſey.

Dieß ſind die Elemente des tranſkarpathiſchen Belgiens. Jetzt wollen wir den Fürſten wählen, oder vielmehr wählen laſſen, denn die Kurſtimmen werden die großen Mächte führen. Es iſt natürlich daß von der Wahl ausgeſchloſſen bleiben alle Mitglieder der regierenden Häuſer in den großen Staaten und in der Türkei. Daraus ergibt ſich jedenfalls daß der neue Regent nicht der griechiſchen Kirche angehören wird. Er muß ſich alſo zur Taufe entſchließen, oder er bringt eine fremde Hofreligion und eine Hauscapelle mit, wodurch allerdand Umtrieben die Thore geöffnet werden. Die Walachen ſchwärmen für die Union, die Moldauer dagegen ſollen ſchwierig ſeyn. Nach der Geſtalt und Größe der Provinzen iſt nämlich die Union nicht eine Vereinigung zweier Körper von politiſchem Gleichgewicht, ſondern einfach eine Einverleibung der Moldau in die Walachei. Die nächſte Folge muß ein provinzielles Widerſtreben der Moldau gegen dieſe Union ſeyn. Dieß iſt die zweite Quelle innerlicher Gegenſätze. Die bisherige Trennung der Gebiete, die hiſtoriſch nie zu einander gehört haben, die nur auf Momente und nur durch Waffengewalt vereinigt wurden, die geographiſch nicht zu einander gehören und beſtändig unter verſchiedenen politiſchen Einflüſſen litten, verſchiedenen politiſchen Impulſen folgten, hat zum Wachsthum zweier verſchiedener geſellſchaftlicher Schwerpunkte geführt. Zwiſchen Bucharest oder Jaſſy hat der künftige Träger der Krone zu wählen, und wählt er die eine zu ſeiner Reſidenz, dann wird die andere dem Verfall preisgegeben, ſo daß auch municipale Gegenſätze der Union Gefahr drohen. Das iſt richtig, geſtehen ſelbſt die Enthuſiaſten. Geht der Fürſt nach Bucharest, ſo geräth er in die Schlingen der mächtigen Stirbeys und Bibescos; geht er nach Jaſſy, ſo mag er ſich in die Höhle der Stourdza. Aber wie? wenn er weder nach Jaſſy noch nach Bucharest geht, wenn er einen dritten Ort wählt zwiſchen beiden, vielleicht Galacz? Das kann er thun, aber es iſt die Wahl zwiſchen dem Regen und der Traufe. Geht er nach Bucharest oder Jaſſy, ſo tuinirt er eine große Stadt; geht er nach Galacz, ſo tuinirt er zwei, und hat ſich auf einen doppelten municipalen Widerſtand gefaßt zu machen.

„Reformen ohne die Union ſind unmöglich.“ So lautet das moderne Loſungswort. Allein offenbar erleichtert die Union nirgends dem neuen Monarchen das Regieren, ſie iſt eine Schwierigkeit, eine Aufgabe mehr. Das Project iſt natürlich ein Poſtulat der liberalen Partei, der Jung-Rumänen oder der Patrioten, wie ſie ſich gern nennen hören. Es verbirgt ſich daher von ſelbſt daß der junge Fürſt nur eine verfaſſungsmäßige Gewalt erhält, daß ihm zur Seite ein parlamentariſcher Körper ſtehe, mag er Senat, Cortes oder Divan heißen. Dort ſitzen natürlich wieder die Fanarioten oder Bojaren, die Abkömmlinge der ehemaligen Hoſpovare, die früheren Fürſtenmächler, die enthronten Familien. Werden ſie, die in der Kunſt des Intriguirens aufgewachſen ſind, etwa der Milch die ſie an Mutterbruſt einſogen, Schande machen? Werden ſie nicht beſtändig mit der Pforte, oder mit den ruſſiſchen, oder den öſterreichiſchen Conſuln correſpondiren, und wenn es ihnen gelingt neue Verwirrungen zu ſtiften, werden die Fürſtenthümer nicht immer bleiben was ſie waren, europäiſche Interventionsſtaaten und Garniſonen für die Truppen der Nachbarmächte? Ein ſolches tranſkarpathiſches Parlament würde genau die Rolle ſpielen wie ehemals der polniſche Reichstag, und dieß iſt der Grund weßhalb ſich auch Rußland für die alten conſtitutionellen Privilegien der Rumänen ſtets intereſſirt hat. „Hinweg mit den temporären Bojaren, der Beamtenariſtokratie, welche um Aemter und Politik ſchachert! ruft das Edinburgh Journal aus, laßt uns eine Ariſtokratie haben, die

Digitized by Google

nicht vom Staat ſich unterſtützen läßt, ſondern ihn ſelbſt unterſtützt." Hinweg mit den Bojaren! Ja, wohin denn? Kann man ihnen ihre Güter und Reichthümer von Congreß wegen confisciren? Und wird nicht ihr auf Wohlhabenheit begründeter Einfluß nach der Union ſo gut wie vor, nach der Erblichkeit der Fürſtenwürde ſo gut wie zuvor, wird er nicht ſo lange dauern bis ſie an den Bettelſtab gebracht ſind? Der Adel iſt ein gut Ding, und gut Ding will Weile haben. Die Rumänen haben nie, ſo weit ihre Geſchichte reicht, einen wahren, erblichen, am Grundbeſitz haftenden Adel gekannt, ſondern nur den vergänglichen geſellſchaftlichen, politiſchen Rang, der durch Bekleidung einer hohen Staatswürde — Truppencommandos eingeſchloſſen — erworben wurde und in den nächſten Generationen erloſch. Ein anderer Adel müßte erſt durch fideicommiſſariſche Einrichtungen gegründet werden, und dazu bedarf es der Jahrhunderte, vom rumäniſchen Reiche aber hieße es dann wie in unſerm Volksliede

Als das Brod gebacken war,
Lag das Kindlein auf der Bahr.

Die Enthuſiaſten rechnen darauf daß die neue Dynaſtie nach belgiſchem Muſter auf die Unterſtützung der ſogenannten jungrumäniſchen Patrioten zu zählen habe, alſo derjenigen Leute welche im Jahre 1848 die baumwollene Revolution in Bucharest zu Wege brachten. Es ſind dieß Leute, die ſehr guten Willen und ſehr wenig politiſchen Verſtand haben. Den ſogenannten alten Bojaren ſind ſie an Beſchlagenheit und levantiniſchen Künſten nicht gewachſen. Kaum hatte die Revolution oder die Freiheit geſiegt, ſo rief ſie erbärmlich den Großherrn zu Hülfe. Der Aufſtand von 1848 gab ſich alle mögliche Mühe recht antiruſſiſch und recht loyal gegen den türkiſchen Lehnsherrn zu ſcheinen. Da verbreitete ſich an einem ſchönen Sommertage in Bucharest der falſche Lärm, die Ruſſen ſeyen über den Pruth gegangen, die proviſoriſche Regierung belam das Koſakenfieber und zerfloß nach weſtlichen und nördlichen Himmelsrichtungen, vorzüglich nach der öſterreichiſchen Gränze.

Das iſt die „Elite" der neuen Dynaſtie. Glaubt man dieſen beherzten Vaterlandsfreunden, ſo ſind die Rumänen ein Ausbund vollkommener Bürger. Wenn das Volk noch nicht buchſtabiren kann, ſo ſind daran die Oeſterreicher ſchuld welche gegen die Errichtung von Normalſchulen intriguirten. Wenn die Geiſtlichen kaum das Credo auswendig wiſſen, ſo iſt das Kloſter auf dem Sinai ſchuld, welches die Einkünfte der rumäniſchen Kirche verſchlingt. Wenn alles, groß und klein, beſtechlich iſt, ſo ſind die Fanarioten ſchuld, welche die Fäulniß ins Land brachten. Wenn der Bauer wie ein Troglodyt unter der Erde wohnt und Jahr aus Jahr ein nur Mehlbrei ißt, ſo trägt die Schuld der Gutsherr, der ihm nichts im Topfe übrig läßt. Wenn keine Straßen erbaut werden, ſo haben die Ruſſen durch ihre Occupationen das Land in Schulden geſtürzt. In der That, der Rumäne hat ſein Unglück nur den Fremden zu danken, nicht ſich ſelbſt.

Es ſey denn daß er gedultig ertrug was über ihn kam, daß er kraftlos keinen Widerſtand bot. Wie hätte der Grundbeſitz je in die Hände der Fanarioten gerathen können, wenn der Rumäne fleißig und ſparſam geweſen wäre? Der Rumäne, ſagt man, arbeitet nur genau ſo viel als er muß, weil er weiß daß alles was er über ſeine Nothdurft erwirbt, von Zöllnern und Stndern ihm abgepreßt wird. Macht ihn frei, macht ihn zum Herrn der Scholle, ſichert ihm den vollen Genuß der Producte ſeiner Arbeiten, und er wird ſich ganz anders regen. Wird er ſich regen? Das iſt die große Frage. Die Serben, obgleich unter dem Druck der Paſchas, beſitzten immer einen gewiſſen Wohlſtand und hüteten ihre clandeſtinen Schätze. Der Rumäne iſt immer ein armer Schlucker geweſen. Die Aufhebung der Roboten in Oeſterreich hat im allgemeinen wohlthätige Folgen gehabt, aber ſie waren ſehr verſchieden bei den verſchiedenen Volksſtämmen, die Fleißigen gerathen, die Träge gerathen an den Bettelſtab. Wir können die Rumänen in der Freiheit beobachten, denn die Rumänen in Oeſterreich ſind frei. Da zeigt ſich nun daß ſie in der Nachbarſchaft von andern Volksſtämmen, Deutſchen oder Magyaren, ſtets verkümmern. Der rumäniſche Bauer hat immer die Hälfte Weges zur Gant vorans. Dieß iſt kein Einwand gegen Vernichtung feudaler Laſten, ſondern gerade ihre Wohlthat, daß nach Aufhebung des Arbeitzwanges die Guten erwerben, die Schlechten verderben. Aber nie hat die Freiheit das Naturell von Volksſtämmen geändert. Eine männliche Nation iſt nie auf die Dauer geknechtet, und Freiheit nie erworben und gewahrt worden, als durch Selbſthülfe. Schlimm genug daß die Rumänen den Fremden ihr Unglück zuſchreiben, es beweiſt nur ihre Schwäche, und das Recht iſt in dieſer Welt nur auf Seite des Starken — des moraliſch Starken, verſteht ſich.

Man laſſe daher getrennt was hiſtoriſch ſich nie einigte. Man gebe zu den fremden Herren den Rumänen nicht noch einen fremden Fürſten, der keine Macht mitbringen würde als gute Vorſätze, die ſich ohne Gewalt und ohne auswärtige Hülfe nicht durchführen ließen. Man halte ſich an die Elemente, die einmal im Lande ſchon Wurzel geſchlagen haben. Sind ſie verdorben, ſo wähle man unter den Verdorbenen den mindeſt Anſtößigen und ſuche ihn zu beſſern. Man verleihe ihm die Erblichkeit, wie man längſt die Erblichkeit dem Alexander Karageorgiewitſch hätte verleihen ſollen, und knüpfe an das Geſchenk die Aufgabe einiger agrariſcher Verbeſſerungen. Man laſſe die alte Scheinjuzeränität der Pforte beſtehen, denn durch die Erblichkeit der Hoſpodarwürde verliert ſie ihre Schärflichkeit, dient Niemanden zum Verdruß und verhütet manche Reibungen. Dann ſehe man wie die Saat aufgeht und ſorge beſtändig für die zarten Halme. Vor allem aber laſſe man den Gedanken an ein transkarpathiſches Belgien fahren, denn mit ſolchen gedankenloſen Phraſen ſind Völker noch nie glücklich, wohl aber erſt recht unglücklich geworden.

Digitized by Google

Ueber die Einheit oder Verschiedenheit der Menschenracen.

(Aus Alfred de Maury's Werk La Terre et l'Homme.)

Ich habe sämmtliche auf der Oberfläche des Erdballs vertheilte Menschenracen der Musterung unterzogen, und frage nun: Welches ist der Ursprung aller dieser Sippen des Menschengeschlechts? Rühren sie von primordialen oder zufälligen Ursachen her? Die Ansichten in dieser Hinsicht sind getheilt, und man hat zwei sich widersprechende Lösungen dieses wichtigen Problems in Vorschlag gebracht. Die erste Lösung, welche die Wiege der verschiedenen Racen mit den geographischen Fundamentalabtheilungen der Flora und der Fauna in Verbindung bringt, nimmt verschiedene Schöpfungsmittelpunkte für den Menschen wie für das Thier und für die Pflanze an. Ebenso wie daher jede Erdgegend besondere Arten Hunde, Katzen, Wiederkäuer, Affen u. s. f. hat, habe sie auch ihre eigene Menschenart. Diese Arten haben sich, behauptet man, in Folge der Völkerwanderungen gekreuzt, und solchergestalt Mittelracen hervorgebracht, welche heutzulage die Kettenglieder bilden durch die man unvermerkt von einer Race zur andern gelangt. Einen klaren Beweis für die Ursprünglichkeit der Racen finden die Anhänger dieses Systems darin, daß man sieht wie eine und dieselbe Race, die indisch-europäische oder reine kaukasische, ihr Reich allmählich über den ganzen Erdball ausdehnte, und sich, so weit wir die Geschichte zurück zu verfolgen im Stande sind, in ihren Grundcharakterzügen nicht änderte, obschon sie Lebensart und Klima oft gewechselt hat. Als weiteren Beleg für diese Ansicht wird ferner angeführt daß man häufig in einem und demselben Lande, wie in Indien und Amerika, zwei Racen angesiedelt finde, welche von den ältesten Zeiten an ihre Wohnsitze daselbst hatten und gleichartigen Lebensbedingungen unterworfen waren, von einander aber gänzlich verschieden sind, und die ihnen eigenthümlichen Charakterzüge in solchem Grade bewahrt haben, daß Mischungen unter ihnen nicht vorkommen.

Die zweite Lösung steht in den Sippen des Menschengeschlechts nur Entartungen eines und desselben Urbildes. Um den Werth dieser Ansicht richtig zu fassen, ist eine umständlichere Entwicklung erforderlich. Alle Ueberlieferungen versetzen das Auftreten der weißen oder kaukasischen, d. h. der auf der geistigen Stufenleiter des Menschengeschlechts am höchsten stehenden Race, derjenigen welche vor allen andern sich durch Ebenmaß, Verhältniß und vollkommenes Gleichgewicht der Formen und der physischen Organisation auszeichnet, einstimmig in jenen nördlichen Theil der alten Welt der so zu sagen in gleicher Entfernung von ihren beiden Endpunkten liegt. Das Studium der Völkerwanderungen, die Vergleichung der Sprachen, die geschichtlichen Zeugnisse zeigen eben so übereinstimmend daß die Menschen weißer Race sich strahlenförmig von dem am Fuße des Kaukasus gelegenen Land aus verbreiteten — einem Lande das die Himmelsstriche zwischen dem Mittelmeer, dem rothen und dem indischen Meer, den Steppen Mittelasiens und den Himalayabergen in sich faßt. Je mehr wir uns von dieser Wiege unsers Geschlechts, von diesem eigentlichen Nabel der Erde entfernen, desto mehr ändern sich die Charakterzüge dieses schönen Urbilds, oder erlöschen ganz. Es erhält sich vorzugsweise in Europa. Dennoch findet man in den Gesichtszügen der europäischen Bevölkerungen bereits nicht mehr jene vollkommene Regelmäßigkeit, jenes edle Ebenmaß, das uns an den Gestalten der Morgenländer, bei den Bewohnern Armeniens und Persiens, oder bei den Frauen Georgiens und der Tscherkessien, so sehr auffällt. Die Europäer dagegen besitzen mehr Lebendigkeit, mehr Beweglichkeit, mehr Ausdruck; die Schönheit ist, mit einem Wort, weniger eine physische als eine moralische.

Gehen wir nach Afrika, so stoßen wir auf eine andere Reihe von Abänderungen. Schon der Araber welcher in der Nähe der Landenge von Suez wohnt, beide Gestade des rothen Meers bevölkert und zugleich an den Ufern des Mittelmeers vordringt, hat weniger intelligente und regelmäßige Gesichtszüge. Seine Stirne tritt mehr zurück, und sein Kopf ist mehr in die Länge gezogen; sein Gesicht hat weder die Schönheit der Färbung, noch die Festigkeit des Fleisches des Persers oder des Armeniers, noch die Frische des Europäers; seine Haut ist gelblich und zuweilen runzig. Kommt man weiter nach Süden, jenseits des Wendekreises des Krebses, so wird die Farbe eine noch viel dunklere; die Haare kräuseln sich, die Lippen nehmen an Dicke zu. Solcher Art ist die Gesichtsbildung der Gallas. Weiter nach Süden hin, an der Ostküste Afrika's, wird dieser Typus noch häßlicher. Dann tritt der Kaffer auf mit seinem wolligen Haar, seinen dicken Lippen und den schon leicht hervorragenden Kinnbacken. Am Ende Afrika's selbst endlich, an dem entferntesten Punkt auf dieser Seite der Welt welchen das Menschengeschlecht erreichen kann, sind die physischen und moralischen Charakterzüge unserer Gattung auf den Höhepunkt der Entartung gelangt. Der Hottentotte zeigt uns den häßlichsten und geistlosesten Typus des Menschengeschlechts.

Auf der entgegengesetzten Küste Afrika's, in Himmelsstrichen die noch entfernter von der Wiege der weißen Race abliegen, zeigt die Entartung einen rascheren Fortschritt. Die Berberstämme der Sahara stehen ohne Widerrede mit dem kaukasischen Menschenschlag in Verbindung; allein in ihrem Typus entdeckt man schon die Vorläufer der im Sudan vor sich gehenden tiefen Aenderung. Der Kopf ist in die Länge gezogen, der Mund bildet einen ausgesprochenen Vorsprung, die Glieder sind mager und unebenmäßig, die Farbe der Haut wird dunkel. Der Fellata des Sudan ist bereits ein Neger, allein ein Neger aus dessen Gestalt noch Verstand spricht. Dieser Adelsüberrest in den Zügen verschwindet bei dem Schwarzen Senegambiens, und wird durch eine etwas größere Häßlichkeit ersetzt. Der Neger Congo's endlich liefert uns den reinen Typus seiner Race: eingedrückte und zurückgeworfene Stirne, untere Kinnlade hervorragend, Lippen dick, Nase stumpf, Haar wollig, Hinterhaupt entwickelt, Verstand beschränkt und fast ganz in die Geschicklichkeit der Hände übergegangen. An den Endpunkten dieser afrikanischen Westküste endlich bietet uns der Buschmann oder Boschimann wo möglich noch häßlichere Züge als die Hottentotten.

Diese stufenweise Entartung des Menschengeschlechts, die hier so zu sagen nach Breitegraden, von den Gestaden des Caspi-Sees bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, dargethan worden, findet man nicht minder ausgesprochen wieder, wenn man sich von eben dieser Wiege in der Richtung nach Osten und Südosten entfernt. Dringen wir in die Steppen Mittelasiens ein, so treffen wir den Mongolen mit seinen hervorragenden Backenknochen, seinen kleinen

Digitized by Google

und geschlitzten, an ihrem äußern Winkel erhöhten Augen, seinem dreieckigen Gesicht, seinen viereckigen und dicken Formen. Alle Harmonie in den Linien ist verschwunden. Die drawidische Race, welche, von den Menschen weißer Race aus dem größern Theile Hindostans vertrieben, sich in die Berge ihres ehemaligen Vaterlandes geflüchtet hat, und die malayische, welche gleichsam die Vorhut derselben bildet, und sich von der transgangetischen Halbinsel auf die Inseln, von den Molukken an bis nach Madagaskar, verbreitete, zeigen uns noch wildere Züge und eine noch ausgesprochenere Färbung als die Mongolen. Bei den rothesten ist die Haut fast schwarz, und die Glieder lassen bereits jene Magerkeit und jene schlanken Formen wahrnehmen welche in Afrika auf die Nachbarschaft der schwarzen Race hinweisen. Der Alfuru zeigt verschiedene vom Hellbraun bis zum Dunkelbraun schwankende Färbungen. Sein Haar wird, wie schon bei den rohen malayischen Bevölkerungen, gewaltig buschig. Jenseits des Alfuru-Stammes, von diesem vertrieben und da und dort verbreitet, von den Andaman-Inseln an bis zu den Philippinen, deren Inneres sie bewohnen, bieten und die Australier und die Negritos, deren Heimath sich bis nach Vandiemensland erstreckt, den höchsten Grad der Rohheit und Häßlichkeit, der Dummheit und Niedrigkeit.

Wenn man, statt südöstlich hinabzusteigen, jenseits der Mongolen in der Richtung nach Norden und Nordosten vorgeht, so bemerkt man eine Aenderung anderer, aber minder tiefer Art. Da sich kein so ausgedehnter Raum zur Wanderung bietet, daß unsere Gattung sich sehr weit von dem Punkt entfernen kann auf welchem sie ihren höchsten Grad der Entwicklung erlangte, so hat auch die Entartung kein so offenes Feld für ihre Fortschritte gehabt. Die ugrisch-finnischen Völkerstämme, welche sich über den ganzen Norden des Erdballs, von Lappland bis zu den Eskimos, verbreitet haben, erinnern noch an die mongolische Race; allein ihre Augen sind gewöhnlich weniger schief, ihre Haut nimmt keine so ausgesprochene gelbe Färbung mehr an, ihr Haar ist in reichlicherer Fülle vorhanden, ihre Stirne mehr eingedrückt, ihre Gestalt athmet weniger Derbkraft.

Amerika, wenn man den von nördlichen Völkerstämmen bewohnten mitternächtlichen Theil desselben ausschließt, enthält eine andere Race, deren Vertheilungsweise nicht mehr ganz dem Gesetz entspricht das ich so eben aufgestellt habe. Wir finden hier gewissermaßen einen zweiten Bildungsmittelpunkt wieder, von welchem aus das Menschengeschlecht nach verschiednen Richtungen hin sich ausgebreitet zu haben scheint. In Nordamerika tritt der Mensch mit einem ganz eigenthümlichen thatkräftigen Charakter auf. Die Linien seiner Gestalt sind gebogen; die Stirne tritt außerordentlich zurück, ohne darum, wie die der Neger, eingedrückt zu seyn; die Haut ist roth, der Bart spärlich oder gar nicht vorhanden; das Auge ist an den Rändern leicht erhöht; die Backenknochen sind hervorragend. Je mehr man gen Süden hinabsteigt, desto mehr verdunkelt oder bräunt sich die Haut; die Gesichtszüge werden häßlicher; die Linien verlieren an ihrer Krümmung und Regelmäßigkeit, die Glieder an ihrem Ebenmaß. Dieß ist der Charakter der Guaranis, der Botokuden, der Aymaros. Wenn man an das südliche Ende Amerika's gelangt, findet man nur noch die mißgestaltetste und elendeste, die verthierteste und dümmste der Bevölkerungen, die Pescheräh des Feuerlandes.

Diese neue und dem Anschein nach anomale Vertheilung der Racen der neuen Welt bildet keineswegs eine Ausnahme von dem Gesetz das uns den menschlichen Typus um so vollkommener zeigt, je günstiger die klimatologischen Bedingungen sind, sondern bestätigt es vielmehr. Amerika hat auch seinen gemäßigten Himmelsstrich; dieser Himmelsstrich aber liegt dort südlicher als in Europa, weil Amerika kälter ist; die Gebirgskette welche ihm als Grat dient, bestimmt eine Reihenfolge hoher Plateaux. In der That hatte in Mexico und Peru, d. h. in den ihrer Höhe wegen in günstigern biologischen Verhältnissen liegenden Ländern, die einheimische amerikanische Gesittung ihren höchsten Grad der Entwicklung erreicht.

Aus diesem Abriß des Vertheilungssystems der Racen auf der Oberfläche des Erdballs gewinnt die Ethnologie ihre ersten Data für die Geschichte der Völkerwanderungen. Man hat gesehen daß die Charakterzüge der Völkerstämme in ziemlich engem und unmittelbarem Verhältniß zu den von ihnen bewohnten Ländern stehen. Man darf indeß nicht behaupten daß von dieser Verschiedenheit der Mitten ausschließlich die die Racen trennenden Verschiedenheiten herrühren. Ich habe von der Vertheilung der eingeborenen Bevölkerung gesprochen; allein neben diesen jedem Klima eigenen Bevölkerungen haben sich zu verschiedenen Zeiten Urstämme aus andern Ländern niedergelassen. Diese Stämme sind, wenn sie sich mit den Eingebornen nicht kreuzten, trotz der neuen klimatologischen Verhältnisse in die sie sich versetzt sahen, merklich dieselben geblieben; so zwar daß eine Menge Länder Bevölkerungen von verschiedenem Ursprung und scharfausgeprägtem Typus, welche nicht einer und derselben Wiege entsprossen zu seyn scheinen, neben einander gezeigt haben. Mischungen die häufig zwischen diesen verschiedenen Racen stattfanden, sind von Mittelracen ausgegangen, bei denen der reinere Typus den niedrigeren zu veredeln strebt, sowohl hinsichtlich der physischen als der moralischen Charakterzüge. Die Mestizen-Racen ihrerseits sind wiederum Vermittlungsstufen geworden zwischen den ursprünglich entferntesten Typen. Diese Thatsache aber steht im Widerspruch damit daß man ethnologisch erweisen könne ob alle Racen einem und demselben Stamm entsprossen seyen, dessen Aeste in dem Maaße in die Höhe schossen und ansarteten je ferner von dem Mutterstock sie ins Leben traten, oder ob, unter verschiedenen Bedingungen geschaffen, später abgesonderte Racen sich von diesen Bildungsmittelpunkten aus strahlenförmig, die einen nach den anderen hin, verbreiteten, um sich zu vermischen und zu verschmelzen.

Das Project eines Canals aus der Caribischen See in den Stillen Ocean.

Unter allen Vorschlägen zur Abkürzung der Schifffahrt durch Herstellung eines Verkehrsmittels zwischen den Ost- und Westküsten Amerika's ist der merkwürdigste und originellste derjenige welcher auf

Digitized by Google

einen Canalbau vom Atrato nach dem Stillen Meer zielt. Es gehörte dieß zu den Lieblingsgedanken Alexander v. Humboldts, und er hatte in seinen Schriften längst (1810) den Gedanken angeregt, ehe durch die Erschließung der Goldreichthümer an pacifischen Uferländern jenes Verkehrsmittel zu einem universellen Bedürfniß wurde. Al. v. Humboldts Vorschlag hatte einen tiefen Eindruck auf einen reichen New-Yorker Bürger gemacht. Was bei uns nur dem Staatsschatze möglich ist, das leistet in den Vereinigten Staaten der Patriotismus und der Reichthum Einzelner. Wir verdanken dem New-Yorker Kaufmann Grinnell die Ausrüstung eines Schiffes zur Aufsuchung Sir John Franklins und die Expedition Kane's nach dem Smithsund. Ein Landsmann des Hrn. Grinnell, Hr. J. M. Kelley, hatte sich vorgenommen den Atrato und die entsprechenden Küsten am pacifischen Meer im Sinn A. v. Humboldts untersuchen zu lassen. Auf seine Kosten giengen in den Jahren 1852—1854 verschiedene Expeditionen ab. Die erste unter Hrn. Trautwine (1852) brachte nur ein negatived Ergebniß heim. Der Atrato oder Rio Grande bei Darien fließt bekanntlich von Süd nach Nord, und ergießt sich in den Golf von Uraba oder Darien. Er behält ziemlich gleichen Abstand vom Stillen Meer, oder dieser Abstand vermindert sich vielmehr in seinem obern Laufe. Einer seiner obern linken Nebenflüsse, der Quito, nähert sich dem Stromgebiet eines pacifischen Flusses, des San Juan, der beinahe in der Verlängerung des Atrato fließt, nämlich von Nord nach Süd. Es galt also diese beiden Ströme zu verbinden, allein glücklicherweise fand sich daß ein solches Werk unausführbar sey. Die kleinen Nebenflüsse das Atrato, die man benutzen müßte, liegen 32 Meter höher als der San Juan. Es wären also Schleußen nöthig gewesen, auch zweifelte man ob man sie würde speisen können, und endlich wird der Atrato selbst in seinem obern Laufe so seicht, daß das Verkehrsmittel nur bei Schiffen von sehr geringem Tiefgang brauchbar gewesen wäre. Man fand auch Höhen von 183 F. englisch, welche hätten durchstochen werden müssen. Noch ungünstiger lautete das Ergebniß einer andern Untersuchung, ob man nämlich nicht den Pato, ein linkes Nebenflüßchen des Atrato, mit dem Baudo, einem pacifischen Küstenfluß, nördlicher als der San Juan, verbinden könnte. Hier widersetzte sich ein Höhenzug von 700 Fuß über den Pato, der in steilen Wänden nach dem Baudo abfiel.

Im Jahr 1854, wo diese Pläne bereits aufgegeben waren, schritt man zur Untersuchung eines linken beträchtlichen Nebenflusses des Atrato, nämlich des Truando, der im allgemeinen eine Richtung von Südwest nach Nordost besitzt, und sich der pacifischen Küste außerordentlich nähert. Und gerade an der erwünschten Stelle wurde an der pacifischen Küste ein Hafen ersten Ranges gefunden, der von der Halbinsel Paracuchichi gebildet wird, die sich von Nord nach Süd erstreckt, und gleichsam den Damm jenes Hafens bildet. Die Temperatur war ziemlich niedrig und angenehm; ein wichtiger Umstand, insofern er dort die Gründung eines großen Stapelplatzes verstattet. Der Atrato ergießt sich in neun Mündungen in den Golf von Darien, und von diesen gewährt die mittelste, die Boca Coquito, überlegene Vortheile für die Schifffahrt. Dort ist eine Barre zu bestegen, die bei Ebbe nur 4 Fuß Tiefe besitzt; aber 2 engl. Meilen oberhalb finden sich schon 30 und bald 47 Fuß Tiefe, und diese behält der Atrato bis zur Mündung des Truando. Die Mündung des Truando liegt 9 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans bei Fluthzeit; es ist also keine Besorgniß vorhanden daß jemals pacifisches Wasser durch den Canal in den Atrato ströme, und diese Elevation ist wiederum nicht hoch genug, um jemals eine starke Strömung des Atrato nach dem Stillen Meer bei Ebbe zu verursachen. Wird die Barre beseitigt, so vermöchten die größten Dampfer den Atrato 63 (engl.) Meilen hinauf bis zum Truando zu gehen, und dieser gewährt dann weiter 36 Meilen aufwärts denselben Schiffen einen bereits halbfertigen Canal. Man wundert sich vielleicht daß Ströme so kurzen Laufes wie der Truando und bei so geringer Erhebung über den Meeresspiegel solchen Wasserreichthum gewähren können. Es ist daher die Bemerkung nöthig daß am Oktabhang der Cordilleren täglich Regen niedergehen, während der Westabhang umgekehrt das ganze Jahr völlig regenlos ist. Der Truando hört auf für die Canalschifffahrt brauchbar zu seyn, bei einem Punkte den man Townsend Junction genannt hat. Dort beginnt der Canal, welcher quer über die Wasserscheide der Cordillere nach jenem Hafen im stillen Meer führen soll, welcher Kelley Inlet getauft worden ist.

Die Kunstarbeiten bestehen daher in folgenden Aufgaben. Gibt man dem Canal eine Breite von 61 Meter und eine Tiefe von $9^m,144$ (30 F. engl.), so hat man die Barre an der Boca Coquito von $5^m,583$ durchschnittlich um $4^m,50$ zu vertiefen, oder 1,685,297 Cubik-Meter hinwegzuschaffen, was sich in 2 Jahren (à 300 Arbeitstagen) mit 5 Dampfbaggern ausführen läßt. Dann hat man die kleine Barre zu entfernen welche die Mündung des Truando in den Atrato versperrt. Die erforderliche Tiefe von $9^m,144$ besitzt der Truando nur auf einer kurzen Strecke, während die mittlere Tiefe nur $4^m,25$ beträgt, und also auf 58 Kilom. eine Vertiefung erfordert die sich räumlich durch 30,722,655 Cubik-Meter ausdrückt, und wozu 21—25 Baggermaschinen 8 Jahre in Thätigkeit gesetzt werden müßten. Von Townsend Junction folgt der Canal dem Bette des Nerquа-Flusses. Hier wird ein Durchschnitt nöthig von 21 Kilometern Länge und einer höchsten Tiefe von $30^m,74$. Von dort aus muß man einen Tunnel durch die Cordillere treiben, welche an ihrer Basis 5916 Metres Breite besitzt. Dieser Tunnel darf nicht schmäler seyn als der Canal, sonst würden durch Verengung des Bettes die Strömungen eine gefährliche Geschwindigkeit bekommen. Der Tunnel erhält eine Höhe von 120 Fuß ($36^m,675$), damit die größten Schiffe, selbst Kriegsschiffe, passiren können, wenn sie den Topmast abnehmen. Dampfer hätten aber nichts an ihren Masten zu ändern. Von der Mündung des Tunnels bis zum Kelley-Hafen (12,367 Meters) sind einige unbedeutende Kunstarbeiten nöthig. Auf dieser letzten Strecke belaufen sich die Ausgrabungen auf 4,148,295 Cubik-Meter Erde, und 77,714,965 Meters Felsen. Der Bau des Tunnels, welcher die Ingenieure unseres Zeitalters in keine Verlegenheit mehr setzt, würde die Arbeit von 22—25,000 Menschen (à 306 Cubik-Meter jährlich per Mann) in 12 Jahren erfordern.

Man hätte dann einen Canal vom atlantischen Ocean nach dem Stillen Meere ohne Schleußen. Daß beide Meere kein verschiedenes Niveau haben, gilt jetzt als unbestritten. Dagegen ist die Wirkung der Ebbe und Fluth sehr verschieden. Sie beträgt für den atlantischen Ocean nur 60 Centimeter, in der Bucht von Panama dagegen den ungeheuren Werth von 7½ bis 9 Meter. Doch ist bereits diese Bewegung der See bei Kelleys Hafen so weit gemin-

Digitized by Google

dert daß die Fluth im Maximum 3m 81, die Ebbe nur 3m, 32 erreicht. Die Mündung des Truando lag 4m, 63 über dem Spiegel des atlantiſchen Meeres, und bleibt daher noch 2m 725 über dem pacifiſchen Ocean bei dem Maximum der Fluth, und 6m 535 bei dem Maximum der Ebbe. Es wird alſo der Atrato durch den Canal einen Fall nach dem Stillen Meer bekommen, der zwiſchen 2m, 725 und 6m 535 variiren wird.

Die Koſten des Unternehmens berechnen ſich auf 32 Mill. Pfd. St. oder 800 Mill. Frcs. Der Canal müßte alſo, um ſich mit 5 Proc. zu verzinſen, eine Rente nach Abzug der Unterhaltungskoſten von 1,600,000 Pfd. St. abwerfen. Die Zeiterſparniß läßt ſich ſchwer berechnen, wenn man nicht in den alten Irrthum fallen wollte, der bereits bei dem Suez-Canal begangen wurde, wo man die Entfernungen zur See unbekümmert um die Strömungen und periodiſchen Winde verglich. Aehnliche Verhältniſſe werden ſich auch bei dem mittelamerikaniſchen Canal für die Schiffe finden, die von Weſt nach Oſt den Weg benützen. Die Entfernung von San-Francisco nach New-York würde im Vergleich mit dem Wege ums Cap-Horn beinahe auf den vierten Theil, die Entfernungen nach Calcutta, Canton, Schanghai auf beinahe und auf weniger als die Hälfte gekürzt werden. Man darf im allgemeinen rechnen daß die Fahrten von nordamerikaniſchen Häfen nach ſüdamerikaniſchen Häfen im ſtillen Meer um 70—80 Tage, und nach andern Häfen im Norden des Canals um 100 Tage für Segelſchiffe von mittlerer Geſchwindigkeit abgekürzt werden, denn die Klipperſchiffe gehen ſo raſch daß ſie die Fahrt von New-York nach San-Francisco um das Cap-Horn ſchon in weniger als 90 Tagen zurückgelegt haben. Man darf auch hinzuſetzen daß ein großer Theil des auſtraliſch-europäiſchen Handels durch den Canal gehen würde, wenigſtens möchten ihn die Schiffe auf der Fahrt von Europa nach Auſtralien ſtets benutzen, weil ſie dann die größte Strecke über in den Paſſaten blieben. Daraus ergibt ſich alſo daß der Canal den Handel der Weſt- mit den Oſtküſten Amerika's, den amerikaniſch-aſiatiſchen, amerikaniſch-auſtraliſchen und einen Theil des europäiſch-auſtraliſchen Verkehrs vermitteln würde. Der Durchgangszoll, den man von den Fahrzeugen erheben könnte, wird aber ein ſehr beſchränkter bleiben müſſen. Er muß immer viel niedriger bleiben als die Frachten der Eiſenbahn von Alpinwall nach Panama, und die Koſten der doppelten Verladung vom Bord auf die Bahn und von der Bahn an Bord betragen würden. Er müßte außerdem um ſo viel niedriger ſeyn als der Aufwand der Canalfahrt und die Zeitverluſte gegenüber der Beförderung auf der Panamabahn betragen würden. Setzen wir nun den Fall man erhöhe einen Zoll von 10 Sh. für die Tonne, und die Unterhaltungskoſten des Canals betrügen etwa 200,000 Pfd. St. jährlich, ſo müßte ein Verkehr von 3,600,000 Tonnen nöthig ſeyn, damit das Anlagecapital des Canals ſich mit 5 Proc. verzinſen könnte. Ein ſolcher Verkehr iſt bis jetzt noch nicht vorhanden, und das Verkehrsmittel würde ihn auch ſchwerlich hervorrufen, da es die Frachtlöhne doch nicht bedeutend zu ermäßigen vermag. Beträgt doch der ſämmtliche Verkehr der um das Cap der guten Hoffnung und zurückgeht, noch nicht völlig 2 Mill. Tonnen. Schwerlich aber dürfte in Wirklichkeit ein Zoll von 10 Sh. ſich den Schiffen auferlegen laſſen, denn die Panama-Bahn würde ihren Tarif ſogleich erniedrigen um noch wohlfeiler den Uebergang zu befördern. Ließe man aber den Satz auf 5 Sh. ſinken um jede Concurrenz der Panama-Bahn auszuſchließen, ſo wäre ſchon ein Frachtenverkehr von mehr als 7 Mill. Tonnen zur Rentabilität des Unternehmens erforderlich.

Daß der pacifiſch-atlantiſche Verkehr dieſes Volumen erreichen, ja weit überſchreiten könnte, daran erlaubt die Geſchwindigkeit der Entwicklung des transatlantiſchen Lebens nicht mehr zu zweifeln. Ein ſolcher Verkehr muß aber bereits vorhanden ſeyn mit Sicherheit in nächſter Zukunft zu erwarten ſeyn, ehe ſich Capitalien in dieſes Unternehmen einlaſſen. Und ſelbſt wenn dieß geſchieht, dann hat man noch ſehr zu bedenken wo ſich die 20 und 25,000 Menſchen finden ſollen welche der Tunnelbau 12 Jahre beſchäftigen ſoll. Der Choco, die Provinz Neu-Granada's welche der Schauplatz des großartigen Baues ſeyn wird, iſt ſehr dünn bevölkert. Wir wiſſen ferner aus der Geſchichte der erſten ſpaniſchen Niederlaſſungen unter Balboa und Pedrarias wie ungeſund und tödtlich das Klima in den feuchten Ebenen des Atrato iſt. Die einzige Zuflucht, wie beim Bau der Panamabahn, blieben die chineſiſchen Kulies, und wenn ſchaudert nicht vor dem Gedanken an die Menſchenopfer welche der Canal koſten würde, wenn man an die Tauſende und aber Tauſende denkt welche der ſechsjährige Bau der Panama-Bahn hinwegraffte? Dieß ſind die wichtigſten Bedenken gegen das Project. Und dennoch kann man zuverſichtlich behaupten daß der Canal gebaut werden wird, wenn auch nicht in dieſem, vielleicht im nächſten Jahrzehnt. Soll aber ein Canal das Stille und das Atlantiſche Meer verbinden, dann iſt die Ablenkung des Atrato und Truando in das Stille Meer jedenfalls allen übrigen Projecten vorzuziehen, weil dieſes Verkehrsmittel die höchſten Anforderungen des Welthandels erfüllt, inſofern es den größten oceaniſchen Fahrzeugen einen ſchleuſenfreien Uebergang von einem Ufer des Welttheiles zum andern gewährt.

Digitized by Google

Die Küstenprovinzen Persiens im Süden.

Wenn man vom Indus ausgeht, kommt man zunächst zur Küste von Mekran, das zu Beludschistan gerechnet wird, südlich von Afghanistan, welches nicht mehr zum jetzigen persischen Reiche gehört. Die erste persische Provinz ist Kerman, das alte Caramanien. Pottinger rechnet die Länge 365, die Breite 280 engl. Meilen. Die Provinz ist nach ihm, zumal im Süden, sehr bergig. Ein Hauptgebirge ist die Dschebel-Abaktette, welche von O. nach W. sich erstreckt und Nurmanschir von Laristan trennt, dann westlich und südwestlich bis vier Tagereisen von Gombrun läuft und weiter dann westlich und nordwestlich sich mit den Bergen von Fars, 29° 40′ nördl. Br., 54° östl. L. v. Greenw. vereinigt. Der Höhe nach sind es mitunter bloße Hügel; aber sie bedecken den größten Theil des Landes, so daß die langen Thäler selten über 10—12 engl. Meilen breit sind. Nach Capitän Grant ist der Distrikt Burkind in Süd-Kerman ganz bergig; vom Cap Jask bis zum Fort Tahistei nähern sich die Berge dem Meeresufer sehr. Am letztern Orte ziehen sie sich aber plötzlich hinter Minab zurück und rücken erst bei Bender-Abbas wieder südlich vor. Zwischen Jask und Sekef im Ostbrkeil gibt es manche Ebenen mit Palmpflanzungen und Weizenäckern, auch Brunnen fehlen nicht, aber das Wasser ist brackisch; auch weiter westlich fehlt es nicht an Wasser und Forrage. Der Insel Kischen gegenüber fand Whitelock (J. of G. Soc. T. VIII) die Küstenkette 3498′ engl. (3289′ P.) hoch; sie tritt nach Westen immer näher zum Meer heran, so daß bei Linja die Küstenfläche nur 3 engl. M. breit, meist öde, und nur hie und da bebaut ist.

Die Provinz hat keinen Fluß, nur einige Bergströme. Die Bergquellen und unterirdischen Wasserleitungen lassen allein bei mühsamem Anbau Menschen dort existiren. Nur Nurmanschir macht eine Ausnahme davon, und auch da hatte nach Pottinger in den letzten 20 Jahren eine große Abnahme des Wassers stattgefunden. Südlich der großen Bergkette, vom Fuß derselben bis zum Meer hin, erstreckt sich von Minab an auch durch Laristan und Fars bis zum Schatt-el-Arab die heiße Gegend (Germsir), ein schmaler Strich 10—30 engl. M. breit. Das Land ist wasserarm, erst 100′ tief, wenn man drei Muschelsandsteinbänke durchbrochen hat, trifft man auf Wasser. Der Boden ist hier durchgängig ein salzhaltiger Sand und erzeugt nur Datteln. Bei dem ungesunden Klima ist das Land fast unbewohnt. Das Klima Kermans, obwohl mannichfaltig verschieden, ist im ganzen das ungesundeste Persiens. Schwere Regen sind selten, aber Schnee sieht man im Winter bis tief in die Berge hinab; auf den Höhen bleibt er den größten Theil des Jahres liegen, selbst während in der Ebene die Hitze drückend ist, und die kalte Luft, die von den Bergen herabweht, erzeugt Fieber, so daß das Volk die drückende Hitze vorzieht. Der fruchtbarste Strich in Kerman ist Nurmanschir im Südosten, nördlich von der Bergkette Dschebel-Abad, nach Pottinger von der Wüste, die es von Beludschistan trennt, bis zur Stadt Bam 85 engl. M. lang, 30—75 breit. Es hat im N. und S. Berge, die letzteren aber sind höher und immer mit Schnee bedeckt. Der Boden ist eine reiche, dunkle Gartenerde; der Wüste zu wird er aber sandig und dürr; aus den Quellen und durch die Schneeschmelze bewässert, ist er indeß fruchtbar. Die Wasserströme dienen auch eine Menge Wassermühlen in Bewegung zu setzen. Das Land erzeugt Weizen, Korn aller Art, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle und Rosen, aus welchen man Rosenwasser destillirt, Früchte — von welchen Wallnüsse, Mandeln, Rosinen ausgeführt werden — Honig und Gummi von verschiedenen Bahulbäumen (Mimosa arabica), besser als das vom rothen Meere. Von Bäumen erwähnt Pottinger noch den Pipol (ficus religiosa), Nim (Melia Azadirrachta), die Tamarinde, den Mango, wilde Mandeln und indische Tamarisken. Die Dareberge liefern ein schwarzes Erdöl (Beleſium), das auch in Laristan vorkommt und als Heilmittel dient; auf den Höhen wächst Syringa persica; am Fuße sind Gärten von Dattelbäumen mit Kornfeldern.

Der wüste Theil Kermans erstreckt sich nach Pottinger von der Nordgränze Nurmanschirs bis zur Südgränze Chorasans, und von Yezd bis zu den Bergen, die es von Seistan trennen, 29° 30′ — 34° nördl. Br. und 55° 40′—60° östl. L. auf 270 engl. M. der Länge und 200 Breite. Der Boden ist so mit Salz geschwängert und so unfruchtbar daß nicht einmal Gras oder andere Vegetabilien dort wachsen; von Wasser ist gar keine Rede. Auf dem Zuge der Afghanen gegen Persien 1719 kam ein Drittel des Heeres um. Von der Stadt Kerman führt ein Weg in 18 Tagen nach Herat; aber die Gefahr umzukommen ist so groß daß 300 Kuyien für das Unterbringen eines Briefes gefordert wurden. Chubi, 32° 20′ nördl. Br., in der Mitte ist eine grüne Oase, das Wasser 3—4 engl. M. umher reichlich und frisch, aber weiterhin überall Wüste. Der Ort war angelegt um den Handel zwischen den Nord- und Südprovinzen zu erleichtern; aber die Einwohner waren nach Fraser Räuber geworden und lebten vom Plündern, statt den Handel zu beschützen. Die Bewohner des Germsir sind durchaus Araber. Nach Niebuhr scheinen von jeher den Arabern verwandte Stämme bis nach Indien hin an der Küste gewohnt zu haben. Nördlich davon hatten sich landeinwärts Ghilschis (Afghanen) 1719 angesiedelt, sie wurden 1800 aber von den Persern vertrieben und flohen nach Seistan, worauf Beludschen sich hier niederließen. In Duhra fand Pottinger noch einen Beludschen-Häuptling, in Gurpur, im Berglande (Kohistan), wird eine Mischung von Beludschi und Persisch gesprochen; Bahman ist der letzte feste Gränzort derselben.

Die Hauptstadt Kerman, 29° 56′ nördl. Br., 56° 6′ östl L. v. Greenw., 106 geogr. M. vom Meer, war, wie die Hafenstadt Bender-Abbas früher bedeutender, aber schon wiederholt geplündert, wurde sie 1794 vom Stifter der Kadscharen-Dynastie in Persien durch Verrath eingenommen, der letzte König gefangen, geblendet und erdrosselt; eine Schädelpyramide von 600 Gefangenen verherrlichte die That. Die Stadt wurde geplündert, die Frauen von der Soldateska entehrt, alle schönen Gebäude und Befestigungen zerstört, und 30,000 Einwohner nach Aserbidschan und Mazanderan in die Sklaverei abgeführt. Feth-Ali baute sie später wieder auf; sie hatte 1810 nach Pottinger Lehmmauern, an jeder Seite mit 19 Bastionen, einen trockenen Graben, 20 Yard breit, 10′ tief, eine Citadelle und einen Palast des Gouverneurs an der Südseite. Der Bazar war wohl versehen, zum Theil überdeckt mit eleganten Domen von schönen blauen Steinen aus der Nähe; sie hatte 8—9 Karawanserais und noch kleinere vor den Thoren. Pottinger rechnete 30,000 Einw., darunter wenige Guebern, keine Juden, Armenier und Hindu. Früher eine der größten Handelsstädte, war der Handel lange so bedeutend nicht mehr, seit Abuschehr an die Stelle von Bender-Abbas getreten war. Kerman war früher berühmt durch die Manufactur von Shawls, Luntenstinten und

Digitized by Google

Filzen (Numdh), welche ein Drittel der Männer und Weiber beschäftigt haben soll. Die Wolle des kleinen, kurzhaarigen Kermanschafes, das nur dort gedeiht, ist weicher als Baumwolle. Diese Producte giengen meist nach B., nach Chorasan, Balch, Buchara, von wo man dafür Asen kentkila, Gummi, Rhabarber, Kropp und andere Drogaen, Buchara-Felle, Beipwerk, Seide, Stahl, Kupfer und Eher erhielt. Die drei letzten Artikel für den innern Verbrauch, während die übrigen, wie auch Pistazien, Rosenblätter, Gummi, Baumwolle, Teppiche, Gold und Silber nach Indien, Sindh, Arabien und dem rothen Meere ausgeführt wurden. Von Indien wurden dagegen eingeführt: Zinn, Blei, Eisen, Kupfer, Stahl, Pfeffer und andere Gewürze, Indigo, Eher, Chinze, Mousseline, Atlas, goldgestickte Zeuge, Cocosnüsse, Porcellan, Glaswaaren, Tuch, von Sindh weiße Zeuge und farbige Lungis zu Turbans; vom rothen Meere Kaffee, Goldstaub, Elfenbein, Moschus, Räucherwerk und Sklaven.

Die Einkünfte der Stadt Kerman 1810, 25,000 Toman à 8 Rup. oder 1 Pfd. St., dienten für den Hofstaat des Prinzen-Gouverneurs und zum Unterhalt der Truppen. Sie bestanden meist in schweren Baargefällen auf Schawls, die der Käufer stempeln lassen mußte u. s. w.; jedes Pferd oder Kamel, welches eine Karawanserai betrat, zahlte ein Rup. Zoll, ein kleiner Klepper ½ Rup., ein Esel ¼ Rup. Der Ertrag der Grundsteuer der Provinz nach Pottinger noch 60,000 Toman, außer dem Tribut vom Bender-Abbas giang in den königlichen Schatz.

(Bender-Abbas), d. h. der Abbas-Hafen, von Abbas dem Großen 1623 so genannt, sonst auch Gambrun; 27° 18' nördl. Br., 56° 12' östl. L., 550—600 engl. M. südlich von der Stadt Kerman, begann erst nach Vertreibung der Portugiesen von der Insel Ormus (1622) aufzublühen. Von October bis Mai war der große Handelsverkehr; der zur Zeit von Mandelslo (1638) Araber, Perser, Indier, Banianen, Armenier, Türken, Tataren, Engländer und Holländer hier versammelte. Von hier giengen die Waaren Indiens und Afrika's dann mittelst Karawanen in das Innere Persiens. Die Engländer genossen Zollfreiheit. Die Stadt versiel mit dem Aufkommen Abu Schehers 1757. Dupré fand den Ort 1808 im Besitz des Imaun von Maskat, da den Kadscharen die Unterhaltung der Garnison gegen die Piratenräubereien zu kostbar war. Er sah nur noch Reste der frühern Forts, große von Schah Abbas erbaute Cisternen, einige Grabmäler mit Kuppeln und die holländische Factorei. Alle Versuche des Imaun, den Handel neu zu beleben, waren mißlungen. Die Herrschaft des Imaun von Maskat dehnte sich östlich über den Küstenstrich bis Minab aus, nördlich 15 Farsang oder 26 Stunden bis Kiswant, westlich 10 Farsang oder 17 Stunden bis zum Dorf Klamir mit Schwefelminen. Er sollte als Vasall Persiens 7000 Toman Tribut an den Statthalter von Schiras zahlen, 3000 für die Stadt, 1000 für Minab und 1000 für die Schwefelmine, welche allein 7000 Toman, der an die Banianen verpachtete Zoll aber 2000 Tomans einbringen sollten. Es waren damals 20 Schiffe im Hafen, das größte aber nur von 30 Tonnen. 1827 bezog der Imaun von der Stadt noch Whitelock 8—10,000 Dollars Einkünfte. Dupré rechnete noch 20,000 Einw.; zu Fraser's Zeit 1822 war die Bevölkerung aber durch Pest, Seeräuber, Cholera auf 3—4000 Einw. herabgekommen, im Sommer die Stadt fast leer. Whitelock rechnete nur 4—5000 Einw., Perser, Araber, Kurden, wenige Armenier und Beduinen. Fontanier fand die Stadt von arabischer Bauart, im Sommer erstickend heiß, der gefährlichen Fieber wegen, die dann dort herrschen, nur im Winter bewohnt. Dann werden da die Waaren welche für Yezd, Kerman und Schiraz bestimmt sind, ausgeschifft. Die Stadt am Abhange des Hügels gebaut, hatte nur schlechte Häuser, die Einwohner wohnten meistens in Hütten.

Das Küstenstädtchen Khamir, 1837 nach Jenkins mit 500 Hütten und 2000 Einw., ist berühmt durch den Schwefelberg, eine Stunde im Südwesten. Er wird bis 800' über dem Meere bearbeitet. Die Galerien sind wohl 1000' lang. Man gewinnt nur wenig Schwefel auf einmal; 120 Bergknappen welche die Woche nur vier Tage arbeiten, erhalten außer einer Quantität Schwefel 4 Rup. Lohn.

Der Fluß Minab oder Minau entspringt auf dem Dschebel-Schemil, 30 engl. M. von der Küste, 3498 engl. hoch. Ein bloßer Bergstrom, schwillt er bei der Schneeschmelze und durch Regen oft sehr an. Der Boden ist ein Alluvium und liefert von Schahbander bis Hadji-Abbad reiche Ernten von Weizen, Früchten und Gemüsen. Am Minab, der 27° 7' 48" nördl. Br., 56° 49' östl. L. mündet, liegt Schahbander, d. i. der Königshafen; 14 engl. M., in grade Linie aber nur 8 engl. M. von der See. So weit reicht die Fluth; 6—7' tief, 100 Yards breit, ist der Fluß bei Hochwasser bis dahin für Schiffe von 20 Tonnen befahrbar, bei Ebbe dagegen faß ganz trocken. Hadji-Abbad, d. i. die Pilgerwohnung — hat 6—700 Einw., die Ackerbau treiben und viel Vieh halten, womit sie die Insel Kischem versehen. Das Fort Minab, eine engl. M. davon, hat 100 Mann Besatzung. Der Fluß ist hier 130' Yards breit und tief. Die Stadt Bam in Nurmanschir hatte nach Pottinger dicke Mauern, mit tiefen, breiten Gräben und Bastionen aus Lehm, die Citadelle auf dem höchsten Theile des Berges, hohe Mauern mit Thürmen, jedes Haus eine enorme Cisterne mit Springbrunnen; sie hatte Wasserleitungen.

Laristan, eine kleine Provinz, am Nordrande des persischen Meerbusens 55—58° östl. L. zwischen Kerman im NO. und Fars im NW., ist die ärmste Persiens. Berg und Ebene wechseln in ihr. Das Land ist so dürre und von gesundem Wasser so entblößt daß ohne die periodischen Regen auch die Datteln und das bischen Weizen und Gerste nicht gedeihen, und es unbewohnbar seyn würde. Die Küste ist im Besitz verschiedener Araberstämme unter eigenen unabhängigen Scheikhs, die dem König von Persien nur einen geringen Tribut zahlen; meist Seeräuber in kleinen Städten und Forts aus Erde an der Küste. Die Hauptstadt Lar, 27° 30 nördl. Br., 54° 45' östl. L., am Fuß einer Hügelreihe, in einer Ebene voll Palmbäumen, hatte nach Kinneir 12,000 Einw., nach Dupré sogar 15,000 Einw., ist aber jetzt nur ein Ruinenhaufe. Man sieht noch Reste eines königlichen Palastes und früheren Wohnstandes. Der schöne Bazar, vom Gouverneur von Schiras nach Art des dortigen erbaut, aber größer, die Bogen höher und breiter, war verödet. In der Mitte der Stadt ist die Residenz des Gouverneurs mit Mauern und Thürmen. Die Stadt hatte Waffenschmiede, Filzebereiter, Weber, Färber und Töpfer. In der Umgegend ist eine starke Kameizucht; man zählte da an 15,000 dieser Thiere. Die Stadt litt nach Herbert viel von Erdbeben; im Jahr 1400 wurden 500, und im Jahr 1593 von 5000 Häusern 3000 zerstört. Auch die Stadt Dschehrum mit 4000 Einw. fand Dupré fünf Tage vor seiner Ankunft durch Erdbeben zerstört. Tarem, schlecht gebaut, an einem Salzfluß, mit Erdfort und elenden Hütten, hatte nach Kinneir ebensoviele Einwohner als Lar und trieb Handel mit Maskat, Gambrun und Schiras. Congun, mit gutem sichern Hafen, 6—7000 Einw., rechnen andere schon zu Fars. Charrat, früher Siraff, der kleinen Insel Keisch oder Kem gegenüber, war im 9ten Jahrhundert ein bedeutender Hafenplatz.

Digitized by Google

Die Gränzen der Provinz Farzistan (des alten Persis) sind zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Kinneir setzte sie zwischen Kerman und Lariſtan im O., Kuzistan im W., Irak im N. und der See von Oman im S. Auch sie zerfällt in ein heißes Land (Germsir) vom Meer bis etwa zur Breite von Kazerun — eine Sandebene am Fuß der Berge, ganz von den periodischen Regen abhängig; daher nur dünn bevölkert, und schlecht bebaut und arm — und in das kalte Land (Sirhut), den Bergdistrict, nördlich von Kazerun, bis zur Nordgränze der Provinz. Die Ebenen zwischen diesen Bergen 15—100 engl. M. lang, selten über 8—10 breit, sind fruchtbar, voll Weiden und einige, wie die von Schiras, Kazerun und Merdascht, ziemlich gut bevölkert; die meisten aber, namentlich im N. und W., wenig bewohnt; auf 60 engl. M., zwischen Behbehan im W. und Schiras, mit lieblichen Thälern, voll Wald und Grün, traf Kinneir 1809 keinen einzigen Menschen; sie waren ihrer Räuberein wegen ausgerottet. Im Osten, Daradgherd und Fesa zu, ist mehr offene Ebene, der Boden sandig, aber Wasser in Menge da. Behbehan ist nach v. Bode fruchtbar, von mehreren kleinen Flüssen bewässert und erzeugt Baumwolle, Reis, hat Palmen, Limonien, Orangen und Granatäpfel; im Januar sind die Felder voll Narcissen; es müßte nur sicherer und bevölkerter seyn.

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

V.

Monsun.

(Von Dr. Georg v. Liebig.)

Mein letzter Brief schloß mit meiner Ankunft in Niematsch (Neemuch).

Wie ihr euch erinnern werdet, liegt dieser Ort in der Hochebene, welche das Flußgebiet des Tschambal (Chumbul) bildet, eingeschlossen von den Aravallis nordwestlich, von den Vindiabergen südlich und gegen Westen durch die Salumbakette von den Ebenen von Guzerat oder Kutch (sprich Katsch) geschieden. Niematsch liegt nördlich von Tschambal, nach der Messung der Ingenieure 1450 Fuß über der Meeresfläche. Es ist bekannt wegen seines angenehmen und gesunden Klima's. Die mittlere Temperatur eines Wintertages im Januar und Februar ist bisweilen nicht höher als 15° Greiſtus, und obgleich die größte Hitze im Mai bis über 40 Grad steigt, so ist doch die Luft trocken und die Hitze dauert nur kurze Zeit, indem die nordöstlich ziehenden Wolken schon im Juniusl anfangen eine für die Sonne undurchdringliche graue Decke zu bilden. Am vortheilhaftesten unterscheidet sich Niematsch in der Regenzeit von andern Orten Indiens von Anfang Junius bis September. Die Regenmenge ist in Folge der größeren Entfernung von der Küste viel geringer als an mehr seewärts gelegenen Stationen, allein es empfängt immer noch genug um dem Bedürfniß der Bewohner zu genügen. Die Durchschnittsmenge 24—30 engl. Zoll. In Baroda, welches nur 60 engl. Meilen von der Küste liegt, beträgt der Regen im Durchschnitt von drei Jahren 1852—1854 40 Zoll, und in Bombay, am Meer, von 1817—50 im Mittel 76 Zoll. Geht man noch weiter als Niematsch landeinwärts, so wird die Regenmenge immer geringer. Während der ganzen Regenzeit war es uns möglich wöchentlich einmal gemeinsame Ausflüge nach Orten der Umgegend zu machen, und ich erinnere mich bloß zweimal dabei naß geworden zu seyn. So etwas hätte man an weniger begünstigten Stationen nicht wagen können. Die Zeit nach dem Regen, im October und November, welche an andern Orten Indiens die aller ungesündeste ist, wegen der größeren Menge noch vorhandener Feuchtigkeit und der zugleich eintretenden größeren Ausdehnung der täglichen Temperaturveränderung, übt in Niematsch einen viel weniger schlimmen Einfluß, da alles Wasser leicht abfließen kann, und der Boden schnell trocknet. Die vorherrschenden, oder besser die einzigen Winde in Niematsch wehen abwechselnd aus den Richtungen zwischen dem Nord- und Ostpunkte, und dem Süd- und Westpunkte des Compasses. In den Wintermonaten von October bis März weht der Nordpassat, der im April dem sogenannten Südwestmonsun Platz macht. Dieser Wind ist indessen hier, wie auch an der ganzen Küste von Karratschi nach Bombay und noch weiter nach Süden, kein reiner Südwest, sondern viel näher dem Westpunkt. Man erkennt seine Annäherung, indem die blaue Himmelsfarbe des Winters anfängt sich mit heiteren Wolken zu beleben, und die Nordströme zugleich schwächer werden. Der Nordost muß zuletzt ganz weichen und tritt in die oberen Regionen, wo man seine Spur hoch über den ziehenden Wolken durch stehende Streifen, oder einen entgegengesetzten Wolkenzug bezeichnet findet. Im Anfang wechseln beide noch öfters ab, und verursachen Gewitter und schöne drohende Wolkengruppirungen, jedoch selten Regen, aber im Mai bekommt der Monsun die Oberhand, und ungestört segeln große weiße Sommerwolken ruhig, wie Schiffe, landeinwärts. Zwischenhurch steht man anfangs noch die blaue Decke, allein sie rücken immer dichter an einander und bringen größere Massen von Feuchtigkeit, bis die Luft sich damit gesättigt hat. Nach und nach sinkt die Decke tiefer herunter und ergießt sich in Regen, dessen Anfang gewöhnlich durch heftige Gewitter mit Regen und Sturm eingeleitet wird, dann fließt er ruhig fort. Von diesen Gewittern und den ersten Regen datirt man den Anfang des Monsuns. In Bombay tritt er gewöhnlich mit den ersten Tagen des Junius ein, in südlicher gelegenen Theilen Indiens früher, in nördlichen später, indem er mit der Erhitzung des Bodens fortschreitet. Hat der Regen eine Zeitlang angedauert, so tritt eine Pause ein; der Himmel öffnet sich und das Naiwetter tritt auf acht oder vierzehn Tage wieder auf, um dann in derselben Weise wie früher, wieder in den Monsun überzugehen. Man nennt diese Pause hier the break in the Monsoon, oder die Unterbrechung. Die größte Menge von Regen fällt in der Breite von Bombay im Julius, obwohl in Bombay selbst der Ueberschuß des Regens im Julius über den im Junius nur gering ist; in südlicheren Breiten, wie z. B. in Cochin auf der Westküste, wo der Monsun schon im Mai anfängt, fällt der meiste Regen im Junius, in Calcutta im August. Im August macht sich der Nordost-Strom von oben schon wieder bemerklich. Bisweilen, nachdem für einige Zeit ein steliger Monsun, mit heiteren Sommerwolken ohne Regen geweht hat, bricht ein Streifen herunter, und verursacht plötzliche Gewitterstürme. Es häufen sich dann schwarze Massen im Norden an und ziehen schnell näher, während ihnen ein kalter Luftstrom mit Staubwolken vorangeht. Bisweilen kommt der Regen, von dem stärkeren West-Südwest getrieben, wieder zurück, nachdem er schon vorübergezogen war. Es ist eine wohlbekannte Wetterregel in dem nördlichen Indien, die in dem Munde Wetterkundiger folgenden Ausdruck

Digitized by Google

findet: „the rain commences with thunder in the North, and sweeps round through the East, to come back as continuous rain from the Southwest.“ Der Regen beginnt mit Gewitter im Norden, streicht rings durch Oſt, und kommt von Südweſt als anhaltender Regenwetter wieder zurück. Dieſe Regel findet vorzüglich dann ihre Anwendung, wenn der Nordoſt ſo ſtark iſt daß er ſich über eine größere Strecke ausbreiten und dem Monſun für einige Zeit das Gleichgewicht halten kann. Es drückt dann nach mehreren Gewittern den Monſun zuerſt herunter, und man hat einige Tage Landregen mit Wolken, die faſt auf die Erde hängen, aber bald verſchwindet der Südweſt, der allmählich ſchwächer geworden iſt, ganz von unten und begibt ſich in die oberen Regionen; nach einer kurzen Windſtille ſtellt ſich zuerſt ein ſchwacher Nordoſt unten ein, der Himmel klärt ſich auf, und die Wolken ſteigen nieder. Man ſieht ſie einen oder zwei Tage als weiße Sommerwolken hoch oben nach Nordoſt ziehen, während auf der Erde ein friſcher Luftſtrom in entgegengeſetzter Richtung weht, der zuweilen eine der oberen Wolken packt und vorübergehende Schauer verurſacht. Dieſer untere Nordoſt-Strom wird nun ſeinerſeits ſchwächer, und mit dem Uebergang durch eine kurze Ruhe tritt über Nacht der Monſun wieder mit ſeiner alten gleichmäßigen Kraft auf, und der Nordoſt verſchwindet von unten um auf günſtigere Gelegenheit zu warten. Im nordweſtlichen Indien wiederholt ſich dieſer Vorgang mehrmals im Auguſt und September. Im October werden die Zwiſchenräume zwiſchen den Wolken immer größer, und die Hitze ſteigt. Gegen Ende November und im December wird der Himmel allmählich wieder klar und wolkenlos, die Luft wird trocken und kalt, und der Nordoſtpaſſat ſchaltet allein bis im nächſten März, wo das Spiel wieder von vorn angeht.

Die nördliche Gränze des Südweſtmonſuns auf der Weſtküſte iſt Karrateſchi, wo es indeſſen ſelten oder nie regnet. Ganz Sind und das Land vom Indus bis nach Cutch oder Katſch haben den Charakter einer Sandwüſte, ſo daß die Wolken darüber hinwegziehen, und ihren Regen erſt im Dendſchab und den Abhängen des Himalaya und der afghaniſchen Gebirge ergießen. Nach Oſten iſt der Himalaya die Gränze, und im Weſten trifft man den Monſun erſt in einiger Entfernung von der afrikaniſchen Küſte. Als ich bei meiner Herreiſe im Juliuſ Aden verließ, kamen wir erſt den zweiten Tag nach unſerer Abfahrt von dort in den Monſun. Madras hat zwar auch den Monſun, allein es erhält nur wenig Regen durch denſelben, weil der Wind, bis er nach Madras kommt, allen Regen abgegeben hat. Die Regenzeit für Madras iſt von October bis Januar, wenn der Nordoſtpaſſat weht. In Madras fallen im ganzen Jahre nicht mehr als 45—50 Zoll Regen, und die Hälfte davon kommt auf October und November. In Calcutta regnet es faſt jeden Monat wenigſtens einmal, da es dem Meer ſo nahe iſt daß es noch unter dem Einfluß der Seebriſe ſteht. Der Südweſtmonſun nähert ſich hier mehr dem Südpunkt des Compaſſes. Der Wind weht da öfter aus Süd als aus Südweſt.

Dieſe kurze Skizze des Monſuns hat mir ſo viel Raum weggenommen daß ich für jetzt kaum zu meiner Abreiſe kommen kann — ſie wird es mir übrigens möglich machen die Wetterangaben für die Zukunft zu verkürzen.

Der Boden in der Umgebung von Niematſch bietet eine Abwechslung von flachen wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen, und iſt da wo Anſchwemmungen ſtattgefunden, fruchtbar. An andern Orten bildet ein kahler Sandſtein die Oberfläche, und dort iſt er ſalzig und wenig cultivirt. Das Land iſt voll von Dörfern, mit Feldern von Kornfrüchten, Zuckerrohr und andern Culturpflanzen umgeben, deren Lage außerdem durch einlandende Baumgruppen bezeichnet wird. Niematſch ſelbſt iſt ein Ort von etwa 15—20,000 Einwohnern mit dem Militär, deſſen Hauptnahrungszweig auf den Bedürfniſſen des Camps beruht; außerdem treiben die Leute Ackerbau. Die Stadt beſteht aus niederen Hütten, wenige zweiſtöckige Häuſer gehören Handelsleuten. Die Einwohnerzahl wird öfters auf 100,000 angegeben, allein dieß iſt entſchieden übertrieben. Das Camp oder die Militärſtation iſt von dem Ort ſelbſt durch einen 2—300 Schritt breiten Raum getrennt. Es iſt ſehr weitläufig gebaut, indem jedes Bungalos von einem großen Hof und Garten umgeben iſt, ſo daß das Camp einen ebenſo großen Raum einnimmt als die Stadt. Die gegenwärtige Truppenzahl beſteht aus einem Regiment Native Infantery, einem Regiment Native regular Cavallery und einer Feldbatterie von ſechs Kanonen. Im ganzen etwa 12—1400 Mann. Früher, als Niematſch eine Gränzſtation war, ſtanden mehr Truppen hier, allein ſeit der Eroberung des Dendſchab hörte es auf eine bedeutende Station zu ſeyn. Die bengaliſchen Regimenter wurden herausgezogen, und es ward der Präſidentſchaft Bombay zur Beſatzung zugetheilt. Man kann den früheren Umfang des Camps an einer langen Reihe kleiner weißer Häuſchen erkennen, welche die Station wie eine Perlenſchnur umgeben, und weit über die jetzigen Gränzen gehen. Für den neuen Ankömmling iſt ihre Bedeutung ein Räthſel, welches erſt durch eine Kenntniß von der Verfaſſung der bengaliſchen Armee aufgeklärt wird. Sie dienen dazu, die Gewehre der Soldaten nach dem Gebrauch aufzunehmen, da man zu jener Zeit wo bengaliſche Truppen hier waren, ihnen nicht traute. Ein Unteroffizier hatte immer den Schlüſſel bei ſich. Jetzt ſtehen die meiſten leer, andere dienen zum Aufbewahren der Sättel.

Ein kleines Fort gibt den Truppen einen Sammelpunkt, wenn Uebermacht drohi, da der Diſtrikt Niematſch wie eine kleine Inſel mitten in den Staaten eingeborner Fürſten liegt, und weit von andern Stationen entfernt. Die zwei oder drei Civilbeamten, ebenſalls Militärperſonen on Staff employ, gehören dem Bengal-Service an. Die größte Perſon in Niematſch iſt der Political-Agent für die Radſchputana-Staaten, der hier ſeine Sommerreſidenz hat. Er gibt den Ton in der Geſellſchaft an, die zwar ſehr klein iſt, aber immer noch nicht klein genug um nicht hinreichenden Raum zu geſellſchaftlichen Cliquen und Intriguen zu geben. Da iſt zuerſt die Frau des Superintendirig Surgeon der ganzen Radſchputana field force, der vom Political-Agent unabhängig iſt, und die zweite Größe im Camp vorſtellt. Sie versammelt eine Oppoſitionspartei um ſich; dann ſind die Damen der Bungalos, die einen dritteren Cirkel für ſich haben; dann kommen Fehden unter den Damen der verſchiedenen Regimenter und der Artillerie, die alle einen gewiſſen Corpsgeiſt beſitzen, und im Stande ſind die beſten Freunde in Zwietracht zu bringen. In einem Kreis von 12 Verheiratheten ſind wenigſtens ſechs Feindſchaften, die im Laufe des Jahres ſich verföhnen und und Freundſchaften, die bekriegen. Dann kommen die Mißhelligkeiten unter den Officieren verſchiedener Corps, die ebenfalls viel Stoff zur Unterhaltung geben. Dieß alles hindert aber nicht daß man ſich doch oft genug verträgt, und recht gut amüſirt. Liebhabertheater, Landpartien, Wikenik, beſonders unter den jüngeren Officieren, die ſich wenig um die hergebrachten Streitpunkte kümmern, füllen die Waffenſtillſtände aus. In meinem nächſten Brief verlaſſe ich das Camp und führe euch nach Ruſſerabad.

Digitized by Google

Die warmen Meeresströmungen.

Die Wärme besitzt bekanntlich die Eigenschaft das Wasser auszudehnen, und es ist daher nothwendig daß das Wasser an specifischer Schwere verliert was es an Volumen durch Ausdehnung gewonnen hat. Das warme Wasser ist leichter als das kalte. Es wird also das warme Wasser auf dem kalten abfließen, wie ein Boot auf seinem Kielbett. Die Verschiedenheit der specifischen Schwere zwischen Wasser von höherer oder niederer Temperatur bewirkt nothwendigerweise eine doppelte Bewegung, einen Abfluß bei unter den Tropen erhitzten Wassers nach höheren Breiten und ein Hereinströmen des kalten Wassers höherer Breiten nach dem Aequator, wo sich, um und eines Ausdrucks Dove's zu bedienen, eine Ausfleckerungsfläche, d. h. eine Ansammlung von wärmeren oder specifisch leichteren Wassers findet. Der atlantische und der stille Ocean bieten und zwei völlig symmetrische Verhältnisse dieser Art. Die berühmteste Erscheinung ist jedenfalls der Golfstrom, von dem man behaupten kann er sey recht eigentlich der Erzeuger der abendländischen Civilisation, der höchste Factor unter den physikalischen Einflüssen, welche die Geschicke des Menschengeschlechtes bestimmt haben. Der Golfstrom entspringt an der Westküste Afrika's unter südlichen Breiten und läuft dann quer dem Aequator folgend nach Südamerika, wo er sich in zwei Arme theilt, wovon der nördliche in das Becken der karibischen See tritt. Auf diesem Wege wächst seine Temperatur fortwährend, und sie mindert sich auch nicht, nachdem die Wasser in den mexicanischen Golf getreten sind, wohlauch auch der mexicanische Golf sehr oft als der Kessel bezeichnet wird, wo die Sonne die Wasser des Golfstromes erhitzt. Das warme Wasser hat vom mexicanischen Golf nur einen einzigen Ausweg, nämlich die schmale Straße zwischen Cuba und Floridа. Der Golf von Mexico, sagt der große amerikanische Hydrograph Maury, ist die Quelle des Golfstromes, seine Mündung liegt in den Polarmeeren. Er ist reißender als der Mississippi oder der Amazonenstrom, und das Volumen Wasser, welches er bewegt, tausendmal größer. Seine Farbe ist ein schönes Indigoblau, welches so scharf von dem grünen atlantischen Wasser absticht daß man die Gränzen beider genau beobachten kann, und Schiffe beim Eintritt in den Strom mit der vordern Hälfte im blauen, mit der anderen im grünen Wasser gesehen werden. Sobald der Golfstrom seine atlantische Freiheit gewonnen hat, folgt er in symmetrischem Abstand den Küsten Nordamerika's bis nach der Bank von Neufundland, wo er dann eine östliche Richtung annimmt und Europa an den Azoren vorüber eilt, um zunächst Irland und weiter die Nordwestküsten von Norwegen zu bespülen. Wohin er jenseits des Nordcaps strömt, ist unbekannt. Dr. Kane, der Entdecker des offenen Polarsees im Norden Grönlands unter 82° nördl. Br., spricht die Vermuthung aus daß der Golfstrom von Nowa Semlja in einer Schneckenlinie den arktischen Pol umkreise um in jene offene See im Norden von Grönland zu münden. Wir bemerken ausdrücklich daß dieß nur eine geistreiche Hypothese ist, die noch mancher Bestätigung bedarf.

Der Golfstrom wo er aus der Floridastraße tritt, hat nur eine geringe oberflächliche Breite, aber sie wächst mit seinen Bewegungen, der Strom theilt sich in Bänder und die Bänder erweitern sich so beträchtlich, bis zuletzt der Strom beinahe die Breite eines Weltheils erreicht. Daraus folgt einfach daß er an Geschwindigkeit, an Temperatur und an Tiefe verlieren muß. Er fließt langsamer, wird seichter und fühlt sich durch Vermischung mit dem Meerwasser höherer Breiten ab, während welchen Processes auch seine blaue Färbung allmählich verloren geht. Da wo er durch die Engen zwischen der Bimini-Insel und Floridа hindurchgepreßt wird, besitzt er eine Geschwindigkeit von einer geographischen Meile in der Stunde; auf der Höhe von Cap Hatteras in Nordcarolina, wo er bereits Dimensionen von 20 Meilen in der Breite gewonnen hat, legt er nur ¾ Meile in der Stunde zurück, und unter der Breite der Neufundlandbank ist bereits diese letztere Geschwindigkeit auf die Hälfte gemindert. Die höchste Temperatur seines Wassers, die beobachtet worden ist, betrug 86 F. (+ 23½ R.). Sie nimmt ab, sowie der Strom an Breite und östlicher Länge gewinnt, allein zwischen Cap Hatteras und der Neufundlandbank beträgt der Temperaturunterschied zwischen dem Golfwasser und dem atlantischen Wasser im Winter noch immer 25—30° F. (11—13° R.). Das atlantische Wasser und die Küsten von Europa werden also, im Winter namentlich, beträchtlich durch diesen Strom erwärmt, welcher auch die Temperatur der auf ihm ruhenden Luftschicht steigert, die sich als Westwind dann den europäischen Ländern mittheilt. Unser Welttheil genießt daher die Vortheile eines Treibhauses, das durch warme Wasser geheizt wird. Obgleich nun außer dem Golfstrom noch andere Elemente zu der Erwärmung unseres Welttheils beitragen, so werden wir doch den Werth dieser physikalischen Verhältnisse erst recht schätzen lernen, wenn wir uns den bekannten Umstand zurückrufen daß New-York, welches unter gleicher Breite wie Neapel liegt, doch noch nicht die mittlere Jahreswärme wie London besitzt, weil bekanntlich auf der nördlichen Halbkugel die Westküsten der Continente bei gleicher Breite viel wärmer sind als die Ostküsten. Man denke sich einmal die großen Ländermassen Asiens, Europa's und Afrika's umgewendet, die Ostküsten in Westküsten verwandelt, Kamtschatka und China gegenüber von Grönland und den westindischen Inseln, Europa dagegen im stillen Ocean, und gegenüber von Californien und der Ostküste Amerika's, dann würde in Paris etwa die Temperatur herrschen wie am südlichsten Punkt von Island, und in Neapel die Temperatur Irlands. Die herrliche und bewundernswerthe Gliederung Europa's ist es wohl, welche diesen Welttheil zu dem Raum bestimmt hat wo das Menschengeschlecht seine höchste Reife erlangen kann, aber zu der Gliederung des festen Landes mußte sich auch ein gewisser Temperaturwerth gesellen, oder sie wird so werthlos als die Welt von Inseln und Halbinseln im arktischen America. In diesem Sinn kann man vom Golfstrom behaupten er sey die Milch der abendländischen Civilisation gewesen, er gab ihr wenigstens den Dunstkreis der Cultur.

Entdeckt wurde der Golfstrom im Jahr 1520 von dem Piloten oder Steuermann Alaminos, welcher zuerst ein Geschwader nach Yucatan und in den mexicanischen Golf geführt hat, und dem das nautische Verdienst der Entdeckung Floridа's gebührt. Dieser Seemann begleitete auch Ferdinand Cortes bei seinem Zug gegen das Montezumareich. Cortes unternahm diesen Zug bekanntlich in offener Empörung, und setzte dabei seinen Kopf auf das Spiel. Der Hochverrath ließ sich nur durch ein unerhörtes Kriegsglück, durch die Eroberung eines der größten Reiche rechtfertigen. Nun mußte dem verwegenen Rebellen alles daran liegen direct mit seinem Souverän Karl I von Spanien, oder Kaiser Karl V zu unterhandeln. Fielen seine Depeschen und Botschafter den Statthaltern auf Espaniola oder dem Gouverneur von Cuba in die Hände, so hätte man sie an den nächsten Galgen aufgeknüpft. Es galt alle diese Botschaften auf einem Weg zu senden den spanische Schiffe noch nicht besuchten, und der sich den Anfeindungen auf Cuba oder Haiti so wenig als möglich näherte. Diesen Weg getraute sich der Pilot Alaminos einzuschlagen, denn er kannte ihn von der

Digitized by Google

Entdeckung Floridas her. Er lief also zwischen Cuba und Florida mit dem Golfstrom nach Spanien. So wurde die günstige Ueberfahrt vom tropischen Amerika nach Europa gefunden. Daher schreibt sich denn auch das Aufblühen Habana's, dessen herrlicher Hafen bald zum Brennpunkt für den Handel mit der neuen Welt wurde, denn die Schiffe hatten zur Ueberfahrt nach Europa den günstigsten Nordpostpaßat bis Habana, und von dort gelangten sie unmittelbar in den Golfstrom; der sie hurtig bis in jene Breiten des atlantischen Oceans trug, wo die Westwinde für die Rückfahrt nach Europa vorherrschen. Lange Zeit indessen blieb die Fortsetzung des Golfstromes unter höheren Breiten und östlichen Längen ein Geheimniß. Als Franklin 1770 in London sich aufhielt, wurde er wegen einer Denkschrift zu Rathe gezogen, welche an das Cabinet gelangt und worin gesagt war, daß seltsamerweise die Postschiffe von Falmouth nach Boston in der Regel zur Ueberfahrt 14 Tage länger brauchten als die gemeinen Kauffahrer zwischenLändon und Rhode-Island, obgleich dieser Weg 300 engl. Meilen länger war. Franklin erkundigte sich darüber bei einem Wallfischfänger aus Nantucket, und dieser gab ihm den einfachen Aufschluß daß die Rhode-Islandschiffer genau mit dem Golfstrom bekannt seyen und ihn zu vermeiden wüßten, während die britischen Schiffe immer direct gegen den Strom segelten. Franklin benutzte sich diese Aufklärung zu ertheilen, allein den Lords der Schatzkammer war diese Lösung des Räthsels zu abstruß, und die Postschiffe verloren nach wie vor ihre Zeit mit dem Kampf gegen den Golfstrom.

Die Oberfläche des Golfstromes ist nicht eben, oder, um genauer zu sprechen, streng sphäroidisch, sondern etwas convex. Der Golfstrom fließt gleichsam über den mittleren Meeresspiegel, indem er sich von seiner mittleren Axhe nach beiden Rändern abdacht. Dieser Umstand ist erwiesen, insofern Boote immer aus der Mitte des Stromes in dem einen oder andern Sinne nach den Rändern getrieben werden. Die Erscheinung ist noch nicht erklärt. Die einen meinen daß das Wasser wegen seiner geringeren specifischen Schwere sich aufhäufe, die andern schreiben die Erscheinung der ungeheuren Zusammendrückung an den Flanken des Stromes durch das kältere und schwerere atlantische Wasser zu. Man beruft sich dabei auf die große Erscheinung welche der Niagarastrom 3 (engl.) Meilen unterhalb seines Falles bietet, wo er in eine so enge Gasse gedrängt, daß der mittlere Theil des Stromes 12—13 Fuß höher steht als der Spiegel an den Uferrändern. Die Wasser des Golfstromes haben auch einen höheren Salzgehalt als die atlantischen Meere, und Lieutenant Maury meint daß sie dieselbe Umstand ihre tiefblaue Farbe verdanken, allein der Unterschied im Salzgehalt beträgt nur ½ Procent. Der atlantische Ocean ist überhaupt indigoblau unter den Tropen, und nirgends ist diese Erscheinung schöner als in der Nähe von Paria und Trinidad, wo das grüne Süßwasser des Orinoco sich in das Meer ergießt, und wo man weitenweit die scharfe Gränzlinie der beiden Färbungen verfolgen kann, wie es uns A. v. Humboldt so meisterhaft in seinen Ansichten der Natur geschildert hat. Den Lauf des Golfstromes hat man auf sehr einfache Art durch angewrohrene, verstegelte, mit dem Datum und Ort des Processes versehene Flaschen ermittelt, und nach den Hunderten von hundert und etlichen solcher Instrumente den Lauf der Strömung bestimmt. Da ergab sich nun daß alle äquatorialen Wasser des atlantischen Oceans westwärts nach dem Golf von Mexico drängen, um sich wieder durch den Golfstrom zu entleeren. Flaschen die mitten im Ocean oder an der afrikanischen Küste ausgeworfen wurden, kamen nach gewissen Zeiträumen in Westindien oder an den britischen Küsten, oder unterwegs dorthin im Golfstrom zum Vorschein. In manche dieser Flaschen sind verdächtig den Weg zurück gemacht zu haben, indem sie nämlich mit dem Golfstrom sich den spanischen Küsten näherten und dort von dem secundären Strom ergriffen wurden, der an den Westküsten Europa's und Afrika's sich nach dem Aequator drängt. Diese Ströme bilden also einen Ring, der sich beständig von Ost nach West, und von West nach Ost bewegt. Mitten in diesem bewegten Ring liegt eine stille calmische Fläche, das sogenannte Sargasso-Meer, die ungeheuren oceanischen Wiesen, wo der Seetang (fucus natans) schwimmt. Verwandelt die großen Strömungen das Meer in ein lebendiges Gewässer, so ist seine träge Theil des atlantischen Oceans einem Teich zu vergleichen, der dem Pflanzenleben die Bedingungen seiner Entwicklung gewähren. Umgekehrt haben die Meeresströmungen großen Einfluß auf die Verbreitung der Thierarten. Im atlantischen Ocean fallen die Aequatorialgränze des Wallfisches und die Polargränze des Pottfisches ziemlich zusammen, und diese Gränze ist der Golfstrom, denn der Pottfisch wagt sich auch dem warmen Golfwasser nicht in das laue atlantische, der Wallfisch aus seinem kalten nicht gern in das laue Bad. Der Wallfisch überschreitet bekanntlich nie den Aequator, und zwischen den Exemplaren der nördlichen und der südlichen Hemisphäre kommt es also nie zu Blutsverwandtschaften und Assimilation.

Die neuesten Entdeckungen haben uns das Aequatorial des Golfstromes in der andern Hemisphäre oder im stillen Ocean kennen gelernt. Die physikalischen Verhältnisse der Südsee sind indessen bis jetzt noch sehr wenig bekannt, und unser Wissen von den dortigen Naturvorgängen beginnt erst mit der Entdeckung des kalten peruanischen Stromes, durch A. v. Humboldt im Jahr 1802 (Kosmos I, 328). Der pacifische Golfstrom findet sich indessen schon in Berghaus' physikalischem Atlas angegeben, und genauer als auf der VI. Tafel zu Maury's physikalischer Geographie der See, wie sich denn der große Hydrograph sehr unglücklich gewählter graphischer Mittel zur Darstellung der bewegten Oceane bedient hat. Eine genauere Kenntniß verschafft uns die nordamerikanische Expedition nach Japan, und wir besitzen zu der historischen Beschreibung dieses Unternehmens von Francis L. Hawks (p. 495), eine Karte, des Kuro Siwo oder japanischen Stromes im Stillen Meer, analog dem Golfstrom des atlantischen, nach Beobachtungen der Officiere des Geschwaders der Vereinigten Staaten im Jahr 1854. Der Kuro Siwo, wie ihn die Japanesen nennen, ist ein warmer Strom, seine Quelle muß also in der Nähe des Aequators wahrscheinlich in der südchinesischen See liegen. Bemerklich wird er besonders in der Straße zwischen Formosa und Luçon. Er geht an der Ostküste der ersteren Insel nach den Liukiu-Inseln und an den östlichen Küsten der japanesischen Inseln vorüber nach den Aleuten. Der warme atlantische Golfstrom begegnet Nan nach sich einem kalten arktischen Strom, der aus der Baffins-Bay nach nördlichen Breiten sich bewegt, und sich zwischen dem Golfstrom und die Ostküsten Amerika's drängt, zum Theil auch unter dem Golfstrom hinwegfließt. Ein solcher kalter Strom, der sich in demselben Sinne, nämlich von höheren nach niederen Breiten bewegt, wird auch im Stillen Ocean angetroffen. Er kommt aus der Behringsstraße, drängt sich durch die Sangarstraße zwischen Jesso und Niphon in das japanische Meer, und durch die Forcasstraße nach dem Ostküsten China's, indem er mit besonderer Gewalt zwischen dem Festland und der Westküste Formosa's hindurchgeht, so daß die Küsten dieser Insel im Osten von dem warmen nordwärts, im Westen von dem kalten südwärts dringenden Strom bespült werden. Hier liegt der Schlüssel zur Erklärung der Erscheinung vor.

Wir sehen daß die warmen, aus niedrigen in höhere Breiten vor-

Digitized by Google

bringenden Ströme die Ostküsten der Continente vermeiden und sich nach Osten ablenken, je mehr sie an Breite gewinnen; wir sehen umgekehrt die kalten Ströme, je mehr sie an Breite verlieren, nach Westen abgelenkt und die Ostküsten der Continente auffuchen: durch eine Verkettung des Golfstromes mit dem kalten Strom an den europäischen Küsten entstand zuletzt eine ringförmige, rotatorische Bewegung im atlantischen Ocean. Etwas ähnliches wird in der Südsee vermuthet. Der pacifische Golfstrom hat schon Trümmer japanesischer Schiffe nach den Sandwich-Inseln und nach Oregon getragen, umgekehrt gibt es einen kalten Strom, der von der Westküste Amerika's Treibholz nach den Sandwich-Inseln bringt, und im Süden dieses Archipels geht der pacifische Aequatorialstrom von Ost nach West, so daß also in der nördlichen Hälfte des stillen Meeres sich die ringförmige Bewegung des Meerwassers wiederholt. Die Analogie der atlantischen und pacifischen Erscheinung ist so schlagend, daß sie uns der Lösung des großen Räthsels über die bewegende Kraft der Strömungen sehr nahe bringt. Daß die ungleiche Erwärmung der Luftschichten unter höheren und niederen Breiten, ein beständiges Abfließen der kalten schweren Luft nach dem Aequator ein Aufsteigen und Abfließen nach höheren Breiten der leichteren warmen Luft verursache, lehrt die neuere Meteorologie. Die Erde dreht sich von West nach Ost mit einer nach dem Aequator wachsenden Geschwindigkeit, sie bewegt sich also senkrecht gegen den langsam nach niederen Breiten dringenden kalten Luftstrom, und es entsteht dadurch eine Luftbewegung die wir Ostwind nennen. Man denke sich daß wir uns auf dem Verdeck eines Eisenbahnwagens befänden, und mit der Geschwindigkeit von 150 geogr. Meilen in der Stunde gegen Osten, also in jeder Stunde unter unsern Breiten etwa 15 geogr. Grade nach Osten führen, so würden wir, wenn auch die Luft ganz stillstände, einem heftigen „Ostwind" uns entgegen fühlen. Die warme Luft aber die gegen Norden abfließt, erhielt durch die Bewegung der Erde bereits eine Geschwindigkeit von West nach Ost, die 15 geogr. Meilen in vier Minuten betrug. Diese Geschwindigkeit behält sie bei, wenn sie in höhere Breiten aufsteigt, wo natürlich die Bewegung der Erde wegen der abnehmenden Perimeter viel langsamer wird. Die äquatoriale Geschwindigkeit der nordwärts fließenden Luft überholt also die Rotationsgeschwindigkeit der Erde unter höheren Breiten, sie kommt ihr um etliche Schritt gegen Osten voraus, und diese Wirkung nennen wir Südwest- und Westwind, die Gesammtheit dieser Erscheinungen aber das Drehungsgesetz der Winde. Was vom Luftocean gilt, sollte vom flüssigen Ocean doch auch gelten, nur daß die Strömungen dort nicht frei spielen können, sondern von den Ländergestaltungen aufgehalten werden. Wo sich aber das Gesetz geltend machen darf, da gewahren wir immer daß die nach höheren Breiten sich bewegenden warmen Ströme vermöge ihrer äquatorialen Geschwindigkeit nach Osten abgelenkt werden, und umgekehrt gegen die von Norden abfließenden kalten Ströme die Erde selbst sich bewegt, und sie gegen Westen, also gegen die Ostküsten der Continente, drängt.

Miscellen.

Banksystem in China. Der Gebrauch von Creditpapieren ist, wie es scheint, fast allgemein in Fuetschen-fu. Dieselben sind alle auf Inhaber lautende Noten. In der Stadt sind über 100 Banken, welche meistens ein bedeutendes Capital besitzen. Die größten Etablissements besitzen jedoch nicht über 1,200,000 Dollars. Sie sind zugleich Depositen-, Disconto- und Zettelbanken; sie discontiren kaufmännische Wechsel und geben hiewegen Vorschüsse auf Frachtbriefe. Sie setzen auf Inhaber lautende Noten in Umlauf, die mit ihrem Siegel gezeichnet sind; diese repräsentiren einen Werth von ungefähr 32 Cts. bis zu 1100 Dollars, und enthalten eine Erklärung über die Art der Einlösung, ob in Kupfer- oder Silbermünze. Die Noten sind nach Sicht bei den Banken, welche sie ausgaben, zahlbar, gegen geringes Disconto, welches die Hauptquelle ihres Gewinns ist. Der Disconto ist ungefähr ½ Proc., wenn Silber, und ungefähr ¼ Proc., wenn Kupfer verlangt wird. Derjenige der eine dieser Noten in Zahlung nimmt, ist verpflichtet seine Unterschrift und Siegel darunter zu setzen. Diese Indossirungen haben jedoch nur den Zweck, Fälschungen zu verhüten; sie geben keine neue Garantie, sondern nur Mittel, sich über den Ursprung und Werth der Noten zu vergewissern. Denn wenn die Bank, welche die Note ausgab, brechen sollte, haftet keiner der Indossenten. Fallissements sind selten, 110—120 Banken zählen nie mehr als zwei solcher Fälle im Jahr, und die Liquidation verschafft den Creditoren gewöhnlich 5—6 Proc. Die chinesische Regierung controlirt in keiner Weise die Einrichtung, Leitung und den Notenbetrag dieser Banken; sie genießen volle Freiheit. Bis vor kurzem wurden ihre, immer nach Sicht eingelösten Papiere als ausgezeichnet betrachtet, und circulirten in der Provinz Fu-Kian ohne allen Hinderniß. (Courier des Etats-Unis).

*

Zur Naturgeschichte der Forelle. Was die vielbesprochene Frage betrifft ob die Forelle höre, so scheint ausgemachte Thatsache zu seyn daß sie einen außerhalb des Wassers erregten Lärm nicht hört. Man hat wenige Ellen von einer Forelle entfernt Gewehre abgefeuert, und keinerlei Symptom der Unruhe bei ihr wahrgenommen, was gewiß geschehen wäre wenn sie den Knall gehört hätte; und obgleich einige englische Werke über das Angeln dem Angler anrathen bei diesem Geschäfte nicht laut zu sprechen, weil er sonst die Fische verscheuchen könnte, so ist so viel gewiß daß der Angler weder durch Sprechen, noch durch sonst einen Lärm den er macht, Gefahr läuft die Forellen zu verscheuchen. Man hat sie häufig unter einer Eisenbahnbrücke gerade in dem Augenblick gefangen wo der Zug auf ihr dahinrollte. Von allen Sinnen welche die Forelle besitzt, ist das Gesicht der vollkommenste, und derjenige welcher dem Angler am meisten zu schaffen macht. Die Naturforscher behaupten zwar, man könne aus dem Aussehen und dem Bau des Auges nicht schließen daß das Gesicht der Forelle ein sehr scharfes sey; allein der Angler hat allen Grund entgegengesetzter Ansicht zu seyn. Die Forellen können selbst im fließenden Wasser die kleinste Fliege entdecken, und Nachts, wenn es so dunkel ist daß der Angler weder seine Fliege noch selbst seine Angelruthe sehen kann, wird die Forelle eine Schnakenfliege wahrnehmen und ergreifen, was gewiß ein Beweis ist für den Besitz außerordentlich scharfer Sehkräfte. Die Augen der Forelle liegen in der Stirne des Kopfes, und schauen seitwärts, so daß sie nicht nur nach vornen, sondern auch nach beiden Seiten und selbst ein wenig nach hinten sehen kann. (Aus W. C. Stewart's „The practical Angler."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. 29 Mai 1857.

Erlebnisse eines brittischen Seemanns auf der Expedition gegen Quedah (Kedda.)

Capitän Sherard Osborn, einer der Franklinsucher, ein rüstiger und anziehender Schriftsteller, der uns seine arktischen Erlebnisse in den Stray Leaves from an Arctic Journal geschildert, und die Geschichte der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt nach Mc. Clure's Papieren herausgegeben hat, unterhält uns jetzt mit der Erzählung seiner Cadettenerlebnisse in den hinterindischen Gewässern.[1] Im Sommer 1838 lag der Hyacinth, eine Kriegscorvette von 18 Kanonen, vor Singapur, und die junge brittische Seemannsbrut lauschte und lauerte thatenlustig auf Zeitungen von malayischen Piraten, in der Hoffnung daß das Kriegsschiff heroische Arbeit bekommen möchte. Die Gelegenheit fand sich auch bald, und zwar eine bessere als eine Piratenjagd geboten hätte. Gegen Ende Julius erfuhr man nämlich daß vierzig malayische Kriegsprauen sich westlich „von den Straßen“[2] gezeigt hätten.

Sie waren an der sumatranischen Küste bei einer Insel, Batuputih, oder „weiße Felsen“ im Malayischen, ausgerüstet worden, und setzten 2000 streitbare Männer über, welche die Abwesenheit der brittischen Schiffe von der Station bei Pinang benutzten, um den Siamesen die Provinz Quedah[3] (ip. Kedra) auf der Halbinsel Malaka zu entreißen. Dieses Geschwader, welches auf den brittischen Schiffen als „Seeräuberflotte“ betrachtet wurde, segelte unter der Flagge des Ex-Radscha von Quedah. Obgleich aber eine große Anzahl der malayischen Capitäne notorische Seeräuber seyn mochten, so behauptete doch die starke europäische Partei auf Pinang daß jenes Geschwader in einem rechtmäßigen Krieg zur Wiedereroberung seines Eigenthums begriffen sey. Die ostindische Compagnie und Lord Auckland, der damalige Statthalter Indiens, hatten aber andere Ansichten über die malayischen Ansprüche auf Quedah, und erklärten jene kühnen Streiter als Piraten, obgleich schwerlich dafür gerechte Gründe aufzufinden waren. Denn Quedah war immer ein Malayenstaat gewesen, mochte er auch bald den Herrschern von Siam, bald den Sultanen von Malaka Tribut gezahlt haben.

Odoardo Barbosa (1516) nennt indessen Quedah bereits als siamesische Provinz, und alle drei Jahre ließ der Radscha die „goldene Blume“ dem Kaiser der Siamesen als Zeichen seiner Vasallentreue überbringen. Die brittische Regierung hatte gleichwohl 1786 Quedah als souverän anerkannt und damals die Insel Pinang von dem Radscha gekauft. Allein seit dem ersten birmanischen Krieg hatte die brittische Regierung mit Siam, dessen Neutralität ihr damals von Werth war, ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Diesen Vertrag benutzten die Siamesen um in Quedah einzufallen, und nach einem Blutbad unter der malayischen Bevölkerung ihr Regiment dort zu befestigen. Die Malayen trugen diese Gewalt nicht geduldig. Sie neckten die Siamesen wo sie konnten, sammelten Geld und Waffen zu dem Geschwader bei Batu-putih, und als der Tag gekommen war, zogen sie die alte rothe Flagge von Quedah wieder auf. Dem Namen nach führte den Oberbefehl Prinz Abdallah, ein Nachkomme des Ex-Radscha, ein junger liederlicher Mensch, der aber umgeben war von einem Kreis erprobter Häuptlinge oder Tonkus, Männer von höchster Verwegenheit, die ächten Nachkömmlinge jener schwer zu bändigenden Race gegen welche die Albuquerques fochten. Den vortrefflichen Kriegsplan hatte ein solcher Tonku, Namens Mohammed Said, ersonnen. Dieß Geschwader wurde in der Nähe von Atschin auf Sumatra gerüstet, Pulver und Waffen aber von europäischen Kaufleuten auf Pinang eingekauft. Beim Beginn des Südwestmonsuns, wo die Regenzeit an der Westküste Malaka's herrscht und die Bewohner sich sicher vor jedem Ueberfall glauben, lauerten die malayischen Tonkus auf ihre Gegenbesuch, fuhren nach einem sichern Platz in der Nähe von Pulo (Insel) Pinang, und stürzten sich dann wie der Habicht auf ihre Beute. Sie fuhren mit ihren leichten Fahrzeugen die Mündungen der Flüsse hinauf und sicherten diese durch Pfahlwerke. So hatten die Malayen sechs Monate vor sich um sich festzusetzen, ehe der „weiße Mann“ seine Operationen beginnen oder Truppen von Bangkok gesendet werden konnten. Die Siamesen verloren indessen keine Zeit. Es erschien eine Botschaft bei dem Gouverneur von Singapur und mahnte ihn an das Schutz- und Trutzbündniß.

[1] Quedah or Stray Leaves from a Journal in Malayan Waters by Capt. Sherard Osborn R. N. London. Longman etc. 1857.

[2] The Straits nennen die Engländer kurzweg die Meerenge zwischen Malaka und Sumatra.

[3] Dieß ist die portugiesische Schreibart und die gebräuchliche europäische. Nach J. Crawfurds kürzlich erschienenem geographischen Wörterbuch für Hinterindien bedeutet der Name eine Elephantenfalle.

Digitized by Google

Sie bat um Absendung von Kriegsschiffen, welche die Malayen in Quedah blokiren und ihre Kriegsprauen am Auslaufen verhindern sollten. Der „Hpacinth“ erhielt vorläufig Befehl zu Unterhandlungen, und erschien im Sept. 1838 vor dem Flusse Quedah. An der Mündung lag ein altes portugiesisches Fort, von welchem die malayische Fahne wehte und wo der Tunku Mohammed Said befehligte. Capitän Warren von dem Hpacinth hatte eine Unterredung mit diesem Häuptling und mit Prinz Abdallah. „Sagt der Compagnie, rief der letztere mit dem theatralischen Pathos welches den vornehmen Asiaten eigen ist, daß wir keine Folgen scheuen. Wir haben Quedah wieder erobert, welches unser Eigenthum war und ist, um das uns kein Vertrag entreißen kann. Und so lange wir ein Schwert zücken und einen Speer schwingen können, werden wir das Erbtheil, welches unsere Voreltern uns hinterlassen, zu behaupten wissen.“ Osborn schüttert und die wiederkäuenden Malayen in sehr günstigem Licht, da ihr tapferes und ritterliches Betragen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Knaben hinterließ. Namentlich sucht er sie von dem allgemeinen Vorwurf der Verrätherei und Treulosigkeit zu reinigen. Cap. Warren war vollständig in ihren Händen, und sie hätten sich seiner als Geisel bemächtigen können. Gleichwohl benahmen sie sich großmüthig und höflich, ja sie verstatteten sogar daß eine Proclamation verfündigt wurde, welche im Namen der Compagnie den „Seeräubern“ befahl auseinander zu gehen. Nachdem dieser Versuch in Güte mißlungen war, wurde ein Kriegsplan mit den Gesandten Sr. goldquastigen Majestät verabredet. Sobald mit dem Nordostmonsun das schöne Wetter eingetreten sey, sollte eine siamesische Armee von 30,000 Mann nach der Provinz Quedah aufbrechen. Der „Hpacinth“ hatte Befehl sich vor Quedah zu legen, und alle bewaffneten Prauen die ihm in die Hände fallen würden, als Seeräuber zu behandeln. Zu diesem Dienste wurden noch drei gedeckte Kanonenboote, „Diamant,“ „Perle“ und „Smaragd,“ oder Nummer 1, 2 und 3 gemiethet. Sie waren sämmtlich mit Malayen bemannt, und der Diamant stand unter dem Befehl eines Officiers von halber Kaste, der in die Dienste der Compagnie getreten war. Die Diana, ein kleiner Dampfer oder ein Feuerschiff, wie die Malayen sagten, das erste das bis dahin sich in jenen Gewässern gezeigt hatte, begleitete das Geschwader, welches am 7 Dec. segelfertig vor Singapur lag. Alle Lieutenants waren in Urlaub gegangen, und so kam der Befehl der Boote an die Fähnderiche. Osborn war damals 17 Jahre alt, und man kann sich denken, nicht wenig vergnügt den Smaragd zu commandiren, ein Fahrzeug von 48 Fuß Länge mit zwei Luggersegeln und bemannt mit zwanzig malayischen Matrosen, ungerechnet einen Strauß oder Hochbootsmann. Der Diamant führte am Bug eine 18 Pfünder der Carronade und einen ehrnen 6 Pfünder mit Pivot auf dem Quarterdeck. Als der junge Held seine Mannschaft im höchsten Putze musterte, fand sich daß seine Seele Englisch verstand, doch stellte sich ein Malaye von halber Kaste vor, der die Dienste eines Dschambu oder Dolmetschers versah. Mit dem Nordostmonsun erschien das Geschwader vor Quedah, und die Blokade begann. Die Kanonenboote legten sich 1200 Yards vor die Mündung des Flusses, über welchen quer ein Pfahlwerk mit einem engen Ausgang gezogen worden war, und wo die Malayen eine Schildwache aufgestellt hatten um in dringenden Fällen Lärm zu machen. Innerhalb des Pfahlwerkes am nördlichen Ufer des Flusses lag das Fort und die Stadt Quedah. Als sich nun Osborn vom Dschambu seine Mannschaft vorstellen ließ, fand sich daß jeder einen verschlagenen Lebenswandel hinter sich hatte. Der eine war ein Seeräuber von Sumatra, ein anderer von demselben Handwerk war aus Tringanan, und diejenigen welche nicht zu den notorischen Piraten gehörten, hatten Java oder Atschin wegen irgend einer Gewaltthat verlassen müssen. Ihr Aussehen sprach nicht zu ihren Gunsten, und da sie den eigenthümlichen Gang malayischer Matrosen besaßen, so sagte sich Osborn mit Falstaff: „die Kerle gehen so breitspurig als ob sie Fußschellen trügen, sie stammen aber auch alle aus dem Zuchthause.“ Der Dienst begann, nur daß die Boote am Tage über „Feierabend“ hatten, wo man sich durch allerhand Kurzweil auf den benachbarten Inseln, durch Jagd auf Bienen, Affen und Alligatoren die Zeit vertrieb. Was man mitunter vom Lande erfuhr, klang wenig tröstlich. Die siamesische Armee befand sich zwar auf dem Marsch, hatte aber eine Schlappe nach der andern von den malayischen Radschas empfangen. Ernster war der Dienst zur Nachtzeit. Die Malayen in Quedah mußten suchen ihre Producte nach Pinang abzusetzen um dafür Waffen, Pulver und Salz zurückzubringen. Dieß sollte die Blokade verhindern. So oft zur Nachtzeit hohe Fluth sich einstellte und die Luft mit Dunst sich füllte, versuchten die Prauen durch den Cordon unter dem Schatten des Dschungels am Ufer sich durchzuschleichen. Ihre lustigen Mattensegel fingen den leisesten Hauch der Landbrise, und der herrlich scharfe Bug der Prauen verursachte kein Geräusch wenn er durch die Wasser schnitt. Es bedurfte daher des schärfsten Auges um sie zu erkennen, wenn sie sich im Dunkel und im Stillen dahinschlichen. Das feine Gehör und das scharfe Gesicht der malayischen Matrosen leistete dabei unschätzbare Dienste. Sie hatten zu oft an ähnlichen Fahrten Theil genommen, um nicht alle Schliche ihrer Landsleute auswendig zu kennen. Mehr als einmal weckte die Schildwache unseren Midshipman, ohne daß er etwas anderes gewahrte als ein reines Firmament zu seinem Haupte und die Wipfel der Bäume am Ufer, die über eine weiße Nebelbank hervorragten welche aus den ungesunden Morästen der Mangelgebüsche quoll. Eine Praue! rief die Schildwache, indem sie in den Nebel mit einer Gebärde deutete, die zum Lauschen aufforderte. Wenn dann Osborne sein Hanyi wagrecht neigte, mochte er zuletzt hin und wieder etwas seufzen hören, wie das Geräusch eines bewegten Astes. Der Malaye versicherte aber dieß sey der Ton eines Ruders in der Rattanschlinge einer Praue. Dann hieß es „Erhebt euch! Hände, Anker auf!“ und die „Nummer Tegas“ [1] stürzten sich auf die Prise wie die Nachtfalken.

Nicht immer war man glücklich genug die nächtlichen Fahrzeuge einzuholen. Eines Tages hatte man eine lange und unerzielge Jagd auf eine rasch rudernde Praue angestellt, und die Mannschaft sich dabei so sehr angestrengt daß Osborn für die Nacht an der Mündung des Flüßchens Furlong zwei (engl.) Meilen nördlich vom Fort Quedah vor Anker gieng. Herzhaft müde nach der Arbeit am Tage, lag die ganze Mannschaft mit Ausnahme der Schildwache in tiefem Schlafe. Gegen 10 Uhr wurde Osborn von einem alten einäugigen Matrosen Soubu geweckt. „Tuhan! [2] flüsterte er, eine

[1] Tega heißt im Malayischen drei, und man wird sich erinnern daß der Smaragd unter den Kanonenbooten die Nummer drei führte.

[2] So viel wie Sir im Englischen, oder Herr im Deutschen.

Digitized by Google

große zweimastige Prahe ist eben vorübergesegelt." Die Nebel zogen über die Wasser, als der Malaye rief: „dort ist sie wieder, eine wirkliche Capel-Prahe (Kriegsprahe) und ein hurtiger Segler." Der Anker wurde sogleich gehoben, die Segel der Landbrise aufgethan und die Kanonen in Gefechtsbereitschaft gesetzt. „Wir werden sie schon fangen! rief Dschebi, der Hochbootsmann. Bis zu den Bounting-Inseln sind 25 Meilen, und ehe sie diese Strecke gewinnt, wird der Nebel sich verzogen und die Brise sich gelegt haben!" „Aber wie, wenn sie nordwärts umkehrt?" wandte Osborn ein. „Kein Malaye, beruhigte ihn der Hochboatsmann, versucht mit einer Prahe gegen den Wind zu segeln, wenn der weiße Mann ihn verfolgt, Tuhan! Und wenn Soubu das Schiff recht gesehen hat, so muß es eine Kriegsprahe von Mohammed Ali's Geschwader sehn." Die Malayen machten sich zu einem Handgemenge fertig, indem sie ihre nationale Waffe, das Krik oder den Dolch, in den Gürtel schoben. Zwei oder drei Meilen war man durch den Nebel gelaufen und Osborn fragte ungeduldig: „Noch immer keine Prahe?" — Wir bekommen sie schon! tröstete ihn Dschebi, und kaum waren die Worte gesprochen, so sah man sich beinahe Bord an Bord einer großen Prahe welche in gleicher Richtung segelte. Die „Nummer Tegas," wie sich die Bootsmannschaft selbst nannte, stießen einen Freudenschrei aus, die betroffene Prahe aber, welche auf das Begegnen nicht gefaßt war, drehte rasch ihre Segel um schlüpfte außer Sicht. Dieß Manöver gieng viel langsamer bei dem unbehülflichen Segelwerk des Smaragdes, so daß die Beute völlig wieder verloren wurde. Doch schnitt man durch Aenderung des Cursed ihr den Weg nach den Bounting-Inseln ab, wo sie ihr nächstes Versteck suchen mußte. Die Kanone am Bug wurde mit einem Traubenschuß geladen, um beim nächsten Begegnen dem verfolgten Schiffe die Masten und Segel niederzuschmettern. Und als man abermals beinahe dicht an das Schiff stieß, rief ihnen der Hochbootsmann zu, „laßt die Segel nieder und ergebt euch!" während Osborn mit seinem Kariätschenschuß das große Segel niederbrachte. Eine Minute lang schien man Meister des Schiffes, aber man hatte es mit keinem Neuling zu thun. Das Kanonenboot lief mit einer Geschwindigkeit von acht Knoten, die Prahe jog daher rasch ihr Vordersegel ein und drehte das Steuer, so daß der Smaragd vorüberschoß und die Beute rückwärts verschwunden war, ehe man Zeit hatte die Segel aufzurollen und den Schnabel des Bootes umzuwenden. Bald nachher aber hob sich der Nebel, und da der Smaragd weit besser segelte, so war die Prise sicher. Dießmal wollte man jedes weitere Entwischen dadurch verhindern daß Osborn mit etlichen Leuten an Bord der Prahe springen und jedes nautische Manöver so lange verhindern sollte, bis der Smaragd Zeit hätte sich neben seine Beute zu legen. Der Hochbootsmann gab indessen zu bedenken daß es besser sey wenn er die Rolle des Enterns übernehme, weil die Malayen sich weit eher einem Landsmann ergeben würden, der ihnen Pardon zurufe, als einem britischen Officier, und daß man auf diese Art möglicherweise Blutvergießen verhindern könne. Dschebi und drei seiner Cameraden standen am Bug zum Sprung bereit, fest die Prahe ins Auge fassend, der man sich jetzt näherte — eine malerische Gruppe: die vier Krieger beinahe nackend, bis auf den Sarong, welchen sie über den linken Arm geworfen hatten, um damit Stöße oder Schläge aufzufangen, im Gürtel das Krik, in der Faust einen kurzen, scharfen Säbel. Als man die Prahe erreicht hatte, gab Osborne abermals eine Salve gegen die Segel, worauf die Verfolgten ihr altes Manöver zu wiederholen versuchten. So wie aber der Bord des Smaragdes dem Hintertheil der Prahe sich genähert hatte, war Dschebi mit seinen Cameraden hinüber gesprungen. Die Segel des Kanonenbootes fielen nieder, ehe man drei zählen konnte, dennoch aber war dem Hochbootsmann allein die Sicherung der Prise zu verdanken. Er hatte sich des Steuers bemächtigt und schwang sein Krik mit der Drohung, seinen Posten so lange zu vertheidigen bis das Kanonenboot sich zur Seite gelegt haben würde. Der Fang bestand wirklich in einer Kriegsprahe, die Brustwehr für die Geschütze war indessen hinweggenommen und das Fahrzeug in einen friedlichen Kauffahrer verwandelt worden, damit er den geheimen Verkehr der Malayen in Quedah mit ihrem Anhang in Pinang vermitteln sollte. Man fand auf dem Schiffe einen politischen Agenten, der zum Kriegsgefangenen gemacht wurde, die Prahe selbst blieb als Kauffahrer unversehrt, wurde aber genöthigt nach Quedah zurückzukehren.

Mitte Januar vertauschte Osborn seinen alten Posten, indem er zu den Booten abgieng welche den Parlis-Fluß etwas nördlich von Quedah blokirten. Ein Geschwader von Kriegsprahen unter dem Befehl des berühmten Piraten Datu Mohammed Ali war nämlich in den Parlis eingelaufen, und hatte sich in der Nachbarschaft befestigt, so daß es gerathen schien die dortigen Kräfte der Blokade zu verstärken. Die Ortsveränderung war insofern Gewinn, als die Küste durch die Nähe der Lancava- und Ladda-Inseln, und durch dicht an das Ufer tretende Ausläufer der Gebirge höhere landschaftliche Reize entfaltete. „Ueberhaupt war alles reizend und herrlich für mich, da ich jung, wie ich war, mich in einer Stellung befand die von Zutrauen zeugte und viel Verantwortung erforderte. Ich genoß alle Süßigkeiten des Befehles, ohne daß ich wegen meiner Jugend die stets damit verknüpften drückenden Beisorgnisse empfunden hätte." So schreibt Osborn.

Welche glückliche Nation sind doch die Britten! Man denke nur wie wenig man bei uns einem Knaben von 17 Jahren vertraut, und wie wenig man ihm vertrauen darf. In England wird der männliche und selbstständige Sinn frühzeitig geweckt, und es scheint als ob die Nation nicht schlecht dabei fahre. Bei uns erstreckt sich in Geschäften und in der Erziehung die Bevormundung und Aufsicht oft genug über das 20ste Jahr hinaus. Bei uns hat auch niemand Gelegenheit seine eigenen Thaten als Knabe von 17 Jahren zu beschreiben. Und wie mußte die Lektüre eines solchen Buches, wie das eben besprochene, auf die Jugend einer großen Nation zurückwirken, wie muß sie die Begierde zur Nachahmung, die Lust nach fremden Ländern, den Durst nach Gelegenheiten wecken, um gleiche Männlichkeit, Entschlossenheit und Ritterlichkeit zu zeigen! Auch war die Lage des „grünen" Seehelden durchaus keine leichte, mitten unter malayischen Matrosen, die zu allerhand Unfug aufgelegt und an strenge Disciplin nicht gewöhnt waren.

Das „Bleladegeschwader" am Parlis hatte sich Pulo Quetam (Krebsinsel) welche den Fluß an der Mündung zu einer Gabelung zwang, als Station auserwählt. Es bestand jetzt aus zwei Kanonenbooten und dem Kutter eines Schiffes, zusammen mit vier Geschützen und 70 Mann, während, wie man recht wohl wußte, weiter oberhalb im Fluß eine starke Flotte von Kriegsprahen lag, welche halb auch Datu Mohammed Ali den englischen Officieren spöttisch

Digitized by Google

hatte wissen lassen, daß er sich wenig um die brittische „Macht" kümmern würde, wenn er das Bedürfniß fühlen sollte aus- oder einzulaufen. Um den Engländern zu zeigen wie wenig sie auszurichten vermöchten, hatten die Malayen in einer Nacht dicht vor den Kanonenbooten ein Pfahlwerk über den Fluß gezogen. Diese mühsame Arbeit wurde leicht zerstört, denn die Kanonenboote legten sich bei Ebbezeit zwischen die Pfähle, die sie an den Bord befestigten, so daß die Fluth dann gemächlich die Palissaden wieder herausholt. Dieß Manöver war zum zweitenmal wiederholt worden und mißglückt. Da erschien ein malayischer Botschafter, der Hadschi Leung, der zweite im Befehl nach Datu Mohammed Ali, mit dem komischen Antrag, man möge das Pfahlwerk doch ein drittesmal unversehrt lassen. Osborn gab dem Botschafter geziemenden Bescheid, aber ebenso energisch wies er den heimlichen Antrag seines Hochbootsmanns zurück, der ihm rieth den Parlamentär gefangen zu nehmen und die Kähne in denen er gekommen war, mit der Aufforderung zurückzuschicken, Datu Mohammed Ali möge den Nachmittag mit seinen Pranen kommen, der Smaragd sey ganz allein, er werde es aber mit dem Geschwader schon aufnehmen. Hier widerspricht sich Osborn selbst, indem er uns früher versicherte daß die Malayen doch nicht so treulos seyen als man sie verleumde, denn der Hochbootsmann wollte die Scrupel nicht begreifen daß man einen Abgesandten „dieser Schweine" heilig halten müsse. Der Hochbootsmann hatte vielleicht nicht Unrecht mit seiner Praxis, denn am Abend ergab sich daß die Sendung des Hadschi nur eine Kriegslist gewesen war um Kundschaft einzuziehen, denn ein Canoe mit sechs Rudern wurde in der Dämmerung gewahrt, als es etwas oberhalb den Fluß kreuzte. Es schien eines der Boote zu seyn welche den Hadschi gebracht hatten. Die Jagd begann, allein es war gerade Fluthzeit und das niedrige Ufer dadurch in eine Inselwelt verwandelt worden. Zwischen den schmalen Canälen, wo das Mangelgebüsch dunkelte, gelang es dem leichten Canoe rasch den Verfolgern sich zu entziehen. „Es war eine fremdartige aber reizende Lage in der wir uns befanden. Das Wasser lag glatt wie ein geschliffener Stahl. Die hohen Stämme des Waldes erhoben sich aus seiner glänzenden Fläche, und ihre Federbüsche wehten über unsern Häuptern, während Leuchtkäfer oder andere phosphorescirende Insecten bald diesen, bald jenen Stamm beleuchteten, als ob goldene Funken von den Zweigen niederträufelten. Schweigend ruhten wir auf unsern Rudern, nicht der geringste Laut eines flüchtigen Kahnes war aber zu vernehmen, so daß das Kundschafterboot uns offenbar entschlüpft zu seyn schien und nichts übrig blieb als unsern Weg zurück zu suchen; eine ärgerliche Aufgabe, da das Fahrzeug beständig gegen die Wurzeln der Mangelbäume stieß. Ich schlug daher vor, durch den Schlamm zu waten und den Kahn hinterdrein zu ziehen. Davon wollten aber die Malayen nichts hören, und warnten uns ängstlich vor der Gefahr die uns von einer gewissen Art von Schlangen drohte. Unsere Weisheit im Nachgeben belohnte sich am folgenden Morgen, als wir mit unsern Rathgebern am Morgen die Mangelsümpfe besuchten, und in den Gabeltheilungen verschiedener Bäume vollständige Nester von Nattern gewahrten. Diese sollten nach der Aussage der Malayen höchst giftig seyn, obgleich das Reptil nicht länger als ein Fuß oder 18 Zoll und nicht stärker war als der kleine Finger einer Mannshand. Sie zeichneten sich nur durch starke schwarze Flecken rings um den Körper aus, die einigermaßen ihnen den Anschein gaben als sey ihr übler Ruf begründet. Da ich wie alle Knaben jedes Buch gelesen hatte, welches reißende Thiere, Vögel oder Amphibien schilderte, so hatte ich auch dieser Lectüre so viel behalten daß die Peitschenschlange unter allen Umständen das gefährlichste Thier sey. Da ich nun eine Mehrzahl ähnlicher grüner Geschöpfe wie Reben von den Zweigen niederhängen sah, zwischen denen wir die vorige Nacht hindurchgefahren waren, so prieß ich innerlich unser gutes Glück. Ich stieß einen der Malayen an, die uns begleiteten, zeigte mit dem Finger auf die Schlangen, und bemerkte „die sind sehr bösartig." Er lächelte aber und versicherte mich daß sie an Gefährlichkeit gar keinen Vergleich anzustellen mit den Nattern in den Gabeln der Mangelgebüsche."

Der Fähndrich wurde kurz nachher auf eine harte Probe gestellt. Er hatte sich eine eigene Politik in der Behandlung seiner Mannschaft gebildet, die allerdings vollständig gegen die brittische Praxis im Morgenlande verstieß. Die Sache hat für uns eine sehr tiefe Bedeutung und obendrein noch ein momentanes Interesse, da wir eben von der Auflösung des eingebornen, vollständig aus Brahmanen bestehenden 19. Regiments in den Zeitungen lesen. Das Benehmen der brittischen Behörden ist von einem Theil der Presse heftig getadelt worden. Nach diesen Kritikern hätte das Regiment einfach von zuverlässigen Truppen eingeschlossen und mit Kartätschen niedergeschossen werden sollen. Dieß wäre auch vermuthlich die Handlungsweise Capitän Osborn's gewesen. Man that es nicht, weil man sich vor dem Schrei des Entsetzens in England selbst, im Parlament, in ganz Europa fürchtete. Allein die matte Bestrafung, oder vielmehr die straflose Auflösung des meuterischen Regiments dürfte vielleicht größere Uebel nach sich ziehen. Ein solches martialisches Verfahren in einem europäischen Staat mit europäischen Truppen nach europäischen Kriegsartikeln würde von sämmtlichen Militärs gewiß gebilligt worden seyn, um wie viel mehr bei einer Regierung die nichtnationale Truppen zur Behauptung ihrer Herrschaft in entfernten Gegenden benutzen muß. Die Brahmanen nahmen zum Vorwand daß ihnen etwas zugemuthet worden was gegen ihre Kastenvorurtheile verstieß. Man höre jetzt wie Osborn über diese Dinge spricht. „Gleich allen Asiaten wird der Malaye, sobald er merkt daß ihr seinen nationalen Vorurtheilen Gehör gebt, ein zahlloses Register von dergleichen Dingen auskramen, um sich jeder Arbeit zu entziehen, die ihm nicht mundet. Er sieht bald der Sipahisoldat zu allen Acten von Vorurtheilen ermuntert wird; er gewahrt daß ein Bursche, der wenn ihr ihn allein auf offenem Felde begegnet, vor einem scharfen Blick schon ins Zittern gerathen würde, gegen einen englischen Officier in dreiste Reden und Schimpfworte erlaubtermaßen ausbricht, wenn der Letztere zufällig an seinen Wasserkrug streifte, oder über den magischen Kreis trat, den er um seinen Kochplatz gezogen hat, unter dem Vorwande daß seine brahmanischen oder mohammedanischen Privilegien verletzt worden seyn. Natürlicherweise will der Malaye dann auch seine eigenen anerkannten Vorurtheile genießen."

So geschah es auch an Bord einiger Fahrzeuge des Geschwaders, der 17jährige Fähndrich hatte aber beschlossen sich nicht daran zu kehren. Unter andern hatte er streng verboten den Dolmetscher zu beschimpfen welcher den Malayen wegen seiner Halbkaste verächtlich war. Einer der Matrosen beachtete diese Vorschrift nicht,

Digitized by Google

sondern er schimpfte den Mann in Osborns Gegenwart, und als ihm dieser zur Strafe die Schildwachtzeit verlängerte, brach er in eine Fluth von Schmähungen aus. Der Fähndrich sah daß es mit seiner Autorität zu Ende sey, wenn er nicht ein Exempel statuire. Der ältere britische Fähndrich, den er um Rath fragte, stimmte ihm völlig bei, allein der malayische Officier von halber Kaste, der als Senior die drei Boote am Parlis befehligte, äußerte allerhand ängstliche Bedenken, wollte den Delinquenten lieber durch Abzug an Sold und Ration gestraft wissen und warnte Osborn, der standhaft blieb, vor den schlimmsten Folgen. Am andern Tage fand die Bestrafung mit aller Feierlichkeit statt, der Schuldige trante seinen Sinnen nicht recht, als man ihn über die Kanone band. Beim ersten Hieb rief er um Hülfe und bat seine Landsleute ihre Blicke abzuwenden, damit sie einen Malayen nicht schlagen sehen wie einen Hund. Später aber änderte er den Ton und versprach feierlich nicht mehr ungehorsam zu seyn. Die Nachi schlief der verwegene Fähndrich so ruhig als wäre nichts geschehen, der Malaye hielt sein Wort, und wurde von dem Augenblick an einer der besten und brauchbarsten Matrosen.

Ein anderesmal gab es eine allgemeine Insubordination auf dem „Smaragd." Osborn glaubte sich den „Hyacinth" in allen Stücken zum Muster nehmen zu müssen. Da nun dessen Kupfer immer blank war wie ein Gelbstück das vom Prägstock kommt, so verlangte der Fähndrich vom Hochbootsmann er sollte das Kupfer des Kanonenbootes scheuern lassen. Dieser hatte allerlei Einwände wegen der Abneigung der Malayen gegen das Scheuern von Kupfer. Osborn verlangte daß die Arbeit über Tag geschehen sollte. Als er Abends nach dem Smaragd zurückkehrte, fand er das Kupfer noch sehr schmutzig, schwieg aber dazu. Am andern Morgen ließ er den Hochbootsmann die Mannschaft zusammenpfeifen und befahl „alle Hände Kupfer gescheuert." Er blieb dabei, als die Arbeit begann, und bis er sah daß die Malayen ihn vollkommen verstanden hatten, auch versäumte er nicht ihnen zu erklären wie nothwendig es sey den Kupferbeschlag blank zu halten, weil davon die Geschwindigkeit des Schiffes abhänge, und von der Geschwindigkeit wiederum die Möglichkeit hurtige Prauen einzuholen, weßhalb er auch befehlen müsse daß täglich das Kupfer gereinigt werden solle. Um 9 Uhr stieg er in seinen Kahn und erklärte um 5 Uhr Abends wieder zu kommen, wo er mit Sicherheit erwarte das Kupfer gereinigt zu finden. Als der Midshipman von seiner Jagdpartie Abends nach dem Smaragd zurückkehrte, traf er nur den Koch und den Dolmetscher an. Die Mannschaft hatte sich, nachdem das Kupfer geputzt war, verabschiedet und war mit dem Hochbootsmann an der Spitze an Bord des „Diamant" geschwommen, um sich bei dem Officier von halber Kaste zu beschweren. Dieser Vorfall war neu. Auf der britischen Flotte würde das Verlassen eines Kriegsfahrzeuges ohne Erlaubniß des Officiers unter den gleichen Umständen als Meuterei gegolten haben, allein die Malayen mußte man dießmal als halbe Kinder betrachten. Der andere Midshipman begab sich sogleich zu dem commandirenden Officier halber Kaste und theilte ihm den Fall mit, und dieser war so vernünftig, den Hochbootsmann und seinen Cammeraden ihr Vergehen vorzustellen und ihnen mit einer Sentenz von Seiten Capt. Warrens zu drohen. Die Malayen schwammen daher eilig wieder zu dem Kanonenboote zurück, und als Osborn erschien, gaben sie sich die Miene als sey nichts geschehen, auch nahm der Hochbootsmann geduldig die Vorwürfe des Fähndrichs hin „daß er ohne Erlaubniß auf den Austernfang mit der Mannschaft gegangen sey." So hielten beide Parteien es für klug über die Widersetzlichkeit zu schweigen, die Schuldigen um nicht bestraft zu werden, der Officier um nicht strafen zu müssen. Am folgenden Morgen wurde aber die Mannschaft abermals zum Putzen commandirt, und von jenem Tage an blieb das Kupfer beständig so blank, wie es unser Held verlangte.

Alle Kenner gestehen den Malayen große nautische Talente zu, und es gebührt ihnen derselbe historische Rang in ihrer Welt wie weiland den Nordmannen in der unsrigen. Eine seetüchtige Nation muß aber auch den Schiffsbau aus dem Fundament verstehen. Daß die malayischen Prauen Meisterstücke ihrer Art sind, kann Osborn nur immer und immer wiederholen. Es ergab sich aber daß die malayischen Matrosen auch zu andern technischen Leistungen geschickt und anstellig waren. So ließ Osborn für sein Kanonenboot einen Dock bauen, indem er ihnen dazu nur eine allgemeine Anleitung gab. Ein anderesmal als ihnen das Meer zwei Planken Schiffbauholz zuwarf, schickte sich der Quartiermeister des Smaragd an, ein Boot für Osborn zu zimmern. Er bedurfte dazu nur eines Hammers, einer Handvoll Nägel und einer malayischen Axt. Mit diesem Werkzeuge verrichten die Malayen Wunderdinge. Der Stiel ist 2½ Fuß lang und hat eine Curve. Man kann die Art mit zwei oder mit einer Hand führen, und je nachdem die 3½ Zoll lange Klinge daran befestigt wird, kann man sie bald als Axt, bald als Dächsel wie die Faßbinder, endlich auch, wenn man sie vom Stiel nimmt, als Meißel gebrauchen. Mit diesem universellen Werkzeuge kam in drei Wochen ein kleines nettes Boot 22 Fuß lang, für 10 Personen und vier Ruder zu Stande. Kein Baum war zu dick, kein Holz zu hart, das die Malayen nicht mit ihrer Axt bezwingen konnten, und das Probestück der Matrosen bewies vollkommen die Tüchtigkeit der Nation für nautische Banten.

Am 20 Februar 1839 wurde Osborn wieder vor Quchab berufen. Bis dahin hatte man gelegentlich nur sehr unglinstiges über die Kriegführung der Siamesen vernommen. Sie waren etwa 30,000 Mann stark am 1 December nach der Halbinsel ausgebrochen, sollten aber durch den Tonku Mohammed Tyee-etam, einen ausgezeichneten malayischen General, in Flucht geschlagen worden seyn. Wurde nun auch diese Behauptung bezweifelt, so wußte man doch zuverlässig daß die Malayen die siamesische Stadt Sangerah in der Provinz Ligor, also am siamesischen Golf, eingenommen und zerstört hatten. Der Verlust war für den goldquastigen Monarchen von politischer Wichtigkeit, weil er nur zu leicht den Abfall anderer tributpflichtigen Staaten nach sich ziehen konnte. Die Britten fiengen an die höchste Bewunderung für die Malayen zu empfinden, die Osborn sehr glücklich und sehr wahr als ein Volk ohne Vaterland und ohne nationalen Zusammenhang bezeichnet. Allein diese ersten Erfolge hatten kurze Dauer. Bald darauf fiel dem Smaragd eine Praue in die Hände, welche von Quchab ausgelaufen und voll gepackt war mit Weibern, so daß 40 Köpfe das Fahrzeug füllten, welches nicht größer war als eine Pinasse. Die wahre Lage der kriegführenden Parteien wurde jetzt offenbar, denn die Frauen sollten nach Pinang oder sonst wo unter brittischen Schutz sich begeben, da sich die Siamesen mit großer Stärke näherten und alles, selbst Frauen und Kinder niedermetzelten. Man den-

Digitized by Google

tete zu gleicher Zeit auf große Rauchſäulen im Innern des Landes, welche auf dem brittiſchen Geſchwader Dſchunggelbränden bisher zugeſchrieben worden waren, die aber den Weg der ſengenden Armee der Thai (wörtlich Franken) oder Siameſen bezeichneten. Dieſe gehörten zu einer Abtheilung der großen Armee, und wurden von dem Ratſcha von Ligor befehligt, einem talentvollen Feldherrn, welcher durch Eilmärſche ſich zwiſchen den ſiegreichen malayiſchen Tonku Type-team und Quedah geworfen, und einen wichtigen Zwiſchenplatz Allegagon genommen hatte, wo er zwei Batterien ſtürmen und nach der Wegnahme die malayiſche Garniſon von 600 Streitern über die Klinge ſpringen ließ. Bis zu dieſem Schlage fehlte es den Siameſen vollſtändig an Artillerie; um ſo wichtiger war der Sieg, da ihnen die Stücke jener Batterien in die Hände fielen. Ein paniſcher Schrecken verbreitete ſich nach Quedah und alles floh, auch die ehemaligen ſiameſiſchen Unterthanen, welche ohne ihr Zuthun unter Prinz Abdallahs temporäre Herrſchaft gerathen waren, denn die Siameſen ließen keinen Unterſchied zwiſchen ihnen und den Piraten gelten.

Die nächſten Tage brachten eine Wiederholung derſelben Scene. Es war eilf Uhr Nachts und die Ebbe hatte gerade begonnen, als eine Flotte von Quedah herabkam und ſich Fahrzeug an Fahrzeug durch die Oeffnung des Pfahlwerks drängte, wo die Waſſer wegen Aufſtauung der Fluth mit der Gewalt eines Kataracted hindurchſchoſſen. Ein entſetzlicher Wirrwarr herrſchte. Etliche Fackeln beleuchteten die angſtvolle Scene, als die dicht mit Menſchen gefüllten Kähne zum Vorſchein kamen. „Ankert! ankert! oder wir müſſen feuern!“ tönte es von den Kanonenbooten. Erbarmen! Gnade! klang als Antwort aus dem Geſchrei von Weibern und Kindern herüber. Dazwiſchen war der eigenthümliche Ruf der malayiſchen Vorpoſten zu vernehmen und dann und wann ein Schuß, der einer Prahu galt, die zu entwiſchen verſuchte. Um vier Uhr Morgens war die Exodus vorüber, und um das Geſchwader lag ein Jahrmarkt von Fahrzeugen mit der nicht ſtreitbaren Bevölkerung der unglücklichen Stadt beladen, im ganzen eine Dſchunke, eine Tope, 5 große Prauen und 115 kleinere Fahrzeuge mit etwa 3000 Perſonen, darunter zwei Drittel Frauen, das übrige Kinder, Greiſe und nur wenig erwachſene Malayen, um die Schiffe zu lenken. In der Dſchunke befand ſich die Frau und Familie des Tonku, Mohammed Saïd, welcher auf das Wort der brittiſchen Officiere vertraut hatte daß der nichtwaffenfähigen Bevölkerung kein Leids geſchehen ſollte. Die Engländer hatten jetzt Sorge dieſe Auswanderer in Sicherheit zu bringen, beſonders da gerade auf der Höhe die Brig Teba Bagufe [1] Sr. ſiameſiſchen Majeſtät erſchien, von der kein Pardon zu erwarten war. Osborn bekam daher Befehl mit ſeinem Kanonenboot einen Theil der Fahrzeuge, die Dſchunke und die Familie des malayiſchen Generals nach Pinang in Sicherheit zu bringen. Der Fähndrich benahm ſich als galanter Krieger. Er räumte der Frau des Häuptlings ſeine Caſüte ein und überließ ſich einer romantiſchen Schwärmerei für ihre zwölfjährige Tochter, die während der Fahrt ihrem Wams zuliefs den Namen Baju Mira (Rothjacke) empfieng, und deren verweintes Taſchentuch als gärtliche Reliquie ungewaſchen der Fähndrich bewahre, bis er ſpäter auf Ceylon einen zweiten Anfall von Verliebtheit beklam und das Thränentuch in die Wäſche wanderte. Mitten in dieſer Trübſal fehlte es auch nicht an humoriſtiſchen Scenen. Eine der Prauen näherte ſich dem Smaragd, und die Leute baten den Fähndrich ſtehenblieb er möge an Bord kommen, denn eine der Frauen befinde ſich in Kindswehen. Man muß nämlich wiſſen daß im Morgenland jeder Europäer als Arzt gilt, und zum Arzt gehört im aſiatiſchen Sinn vor allen Dingen Bekanntſchaft mit allen erforderlichen Zauberſprüchen. Der Fähndrich gerieth in keine geringe Verlegenheit, aber ſein Sträuben half ihm wenig. Er gieng alſo und holte ſein Gebetbuch, worauf er ſich dann an Bord der Prahu in Geburtsnöthen begab, wo er in einem kleinen Cabinet umgeben von einem Haufen Weiber den Patienten fand. Er las dort ein Gebet und ließ der Frau von ſeinem Thee eine tüchtige Taſſe bereiten, worauf er wieder abzog, nachdem die Malayen andächtig den Vorgang überwacht hatten. Am andern Morgen zeigten ihm die Leute der Prahu „einen röthlich ausſehenden Bliſſen Menſchheit“ an Bord, und riefen dankbar herüber, die Wöchnerin „befände ſich nach Umſtänden,“ während die malayiſchen Matroſen ihnen den Rath gaben das Kind „Rumero Tega“ nach dem Kanonenboot zu taufen.

Von dieſer Expedition zurückgekehrt, fand Osborn bei Quedah noch dieſelbe Lage. Doch hatten ſich die Siameſen bereits ſo weit der Stadt genähert, daß man ihre Kartätſchenſchüſſe dann und wann in das Dſchungel einbrechen hörte. Merkwürdig war die doppelte Art des Qui vive! oder vielmehr des Vorpoſtenrufes der ſtreitenden Parteien. Die Siameſen bedienten ſich dazu eines hölzernen Inſtrumente wie ein Paar Caſtagnetten. Man hörte oft den leiſen Ton dieſes Inſtruments, der ſo ſchwach war wie das Schwirren eines Inſekts. Ein zweiter Ton folgte und erſtarb, dann wurde er etwas ſchärfer angeſchlagen, und nun begann auf der ganzen Linie ein Lärmen als ob ſämmtliche Gaſſenbuben Londons mit Schiefertafeln klapperten. Dieß galt als Signal daß die Vorpoſten wach waren und in Thätigkeit ſich befanden. Die Malayen dagegen riefen ſich mit dem Worte Dſchagga an, welches von links nach rechts oder umgekehrt die Kette hinabwanderte, worauf dann die ganze Linie in ein allgemeines Dſchag-ga-a-a ausbrach. Bei Tagesanbruch hörte das Gefecht auf, und die ſiameſiſchen Plänkler zogen ſich nach dem Hauptcorps zurück, welches drei deutſche Meilen von Quedah entfernt lag.

Die Grauſamkeiten welche die Siameſen verübten, überſtiegen alles was wir zu faſſen vermögen. Die ſogenannten „Seeräuber“ die ihnen in die Hände fielen, wurden auf eine infernaliſche Art gemartert. Daß man ihre Leiber mit Honig beſchmierte und ſie in der Nähe eines Baues giftiger Ameiſen an einen Baum band und zu Tode ſtechen ließ, war etwas ſchon öfter dagewefenes. Aber auf Originalität dürften die Siameſen bei einer andern Todesqual Anſpruch erheben, die ihrer Phantaſie und Erfindungsgabe viel Ehre macht. Das Opfer wurde mit gebundenen Händen nackt in einen natürlich oder künſtlich ausgehöhlten Baum geſteckt und dieſer dann rings mit Lehm beworfen, um zu verhindern daß er in Flammen aufgehe. Dieſer Cylinder von Holz und Lehm wurde dann durch ein Feuer im Ring erhitzt, und der Unglückliche zum Genuß der Peiniger lebendig gebacken. Varietas delectat! Deß-

[1] Dieſen Spitznamen gaben ihr die engliſchen Officiere, weil bei den Unterhandlungen mit dem ſiameſiſchen Capitän nichts herauszubringen war als die Worte Teba Bagoſe (nicht gut.)

Digitized by Google

halb brachte man mitunter die „todeswürdigen" Rebellen an das Ufer, wo eine gewisse Palmenart wächst, deren europäischen Namen Osborn leider nicht anzugeben vermag. Er glaubt es sey die Nipa-Palme, welche eine geringe Höhe erreicht und beinahe keinen Stamm besitzt, sondern deren Blätter wie ein Federbusch am Ufer der malayischen Ströme wehen. Wenn der Keim aus dem Boden dringt, sind die Blätter spindelartig zusammengerollt und bilden einen scharfen Dorn oder Speer, der wegen seiner Härte eine furchtbare Waffe liefert. Auf einen solchen Keim wird der Unglückliche in einer sitzenden Stellung gebunden, und da die Blattspitzen bei der Kraft tropischer Vegetion in einer Nacht ein paar Zoll aufschießen, oder man sie, wie die Malayen behaupten, wachsen sehen kann, so dringen sie in die Eingeweide des Verbrechers, und dieser wird langsam gepfählt. Den Gipfel der Scheußlichkeiten beschloß aber die Hinrichtung einer malayischen Frau, die schwanger eingefangen worden war und bei deren Tod große Wetten geschlossen wurden, ob die Leibesfrucht männlichen oder weiblichen Geschlechtes sey.

Repressalien blieben nicht aus. In Quedah befand sich eine beträchtliche Anzahl siamesischer Gefangener, die man bisher zur Ausgrabung eines Tanks oder Süßwasserteiches gezwungen hatte. Sie gruben nur ihr Grab, denn eines Tages wurden sie sämmtlich niedergemetzelt und ihre Leichen in den Tank geworfen. Nie zuvor hatte man in der Nähe von Quedah einen Geier gesehen, aber so scharf ist ihr Gesicht und ihre Witterung, daß noch an dem nämlichen Tage wo das Blutbad stattgefunden hatte, diese gefräßigen und widerlichen Thiere erschienen, fortan die ergiebige Stätte nicht mehr verließen, und von ihrem Leichenschmause sich nur selten durch das Feuer der Belagerer und Belagerten aufschrecken ließen. Zuletzt gewöhnte man sich auch an diesen ekelhaften Anblick, denn täglich trug der Quedah-Fluß Leichen abwärts, die zur Ebbezeit am Ufer liegen blieben und jene Thiere anlockten, welchen die Natur die Reinlichkeitspolizei übertragen hat.

Am 16 März wehte die siamesische Flagge bereits vom Wipfel eines Baumes an der Mündung des Dschurlong nördlich vom Quedah-Fluß. Capitän Borren benutzte diese Gelegenheit zu einer Conferenz mit dem siamesischen Feldherrn, dem Radscha von Ligor, der mit dem Gros der Armee noch bei Allegagon stand. Dieses Corps bestand aus 15,000 Mann, von denen 10,000 mit sogenannten Tower-Flinten bewaffnet waren, welche die ostindische Compagnie den Siamesen verkauft hatte, nachdem bei der indischen Armee das Percussionsschloß eingeführt worden war. Mittlerweile rückten die Belagerer schon so weit vor daß ihre Feldstücke gegen die Bastionen des Forts spielten, welches mit 18Pfündern antwortete. Der Vortheil war auf Seiten der Siamesen, die vom Rande des Dschungels aus fochten, während die Malayen in offenem Felde dem Feuer der Gegner ausgesetzt blieben. Es währte auch nicht lange, so räumten die Malayen ihre Schanzen außerhalb des Forts. Nachzug von Flüchtlingen, welche zu Wasser das Fort verließen, gab es noch immer. So erschien eines Tages der Harem des Prinzen Abdallah, fünfzehn Stück an der Zahl. Die Damen wurden von den Mitschiffmen bewirthet, aber unter Protest gegen jede Verschleierung, weil dieß gegen englische Sitte verstieße. Es zeigte sich daß der malayische Fürst keinen üblen Geschmack besaß. Die jüngern Frauen machten sich die Haremsferien wetteifrig zu nutze, und fanden unter den Malayen in brittischen Diensten so wackere Beschützer, daß Prinz Abdallah später schwerlich sich die Mühe gegeben haben wird die schöne Waare als sein Eigenthum zu vindiciren. Den zarten Flüchtlingen blieb interessen nichts übrig als zu Land längs der Küste der Halbinsel südwärts zu reisen und dann nach Pinang überzusetzen, denn die siamesische Brig Teba Baguse fand das Benehmen der brittischen Alliirten sehr zweideutig und anstößig, insofern sie die „Rebellen" ungestraft, das will sagen ungepfählt und ungebraten, entschlüpfen ließen, und sie lag daher auf der Lauer um jede Praue mit malayischen Flüchtlingen abzufangen. Die Siamesen hatten auch nicht Unrecht wenn sie über das Benehmen der Engländer in Staunen geriethen. Das Blockadegeschwader hatte nichts gelassener als die Verbindungen zwischen Quedah und Pinang ein wenig erschwert. Zwischen den Malayen und den Kanonenbooten war noch kein Schuß gewechselt worden, und als der erste gegen den Smaragd fiel, so geschah es nur aus Bosheit eines Einzelnen, der sich deßhalb einer Bestrafung der Häuptlinge aussetzte. Die Malayen hätten sich wohl die kleine brittische Flottille anzugreifen, da diese Schiffe im äußersten Fall ein Asyl vor der Grausamkeit der Siamesen boten. Daß sich die Britten der Flüchtigen annahmen schien aber im Sinne der Siamesen mehr der Act eines Feindes als eines Alliirten, denn Humanität ist einmal kein Kraut, welches auf der transgangetischen Halbinsel wächst. Eben so wenig wußten die Siamesen die moralische Unterstützung zu würdigen, welche ihnen die Gegenwart der brittischen Flagge in der Rolle eines Alliirten gewährt hatte.

In der Nacht zum 20 März wurde das Feuer vom Fort eine Zeitlang sehr lebhaft und dann folgte Todtenstille. Bald darauf erschienen ein Dutzend Malayen bei dem Geschwader — es war der letzte Rest der Besatzung, denn die Garnison war in einer früheren Nacht am Saume des Meeres nordwärts unbemerkt von Britten und Siamesen gezogen und hatte sich nach Verabredung mit den Streitkräften am Parlisstusse vereinigt, die immer noch sehr bedeutend waren. Bei Tagesanbruch am 20 März 1839 waren die Siamesen bereits Meister von Quedah und empfingen dort sehr kalt die Glückwünsche ihrer bundesbaren Alliirten. Das Fort war von rechtwinkliger Form ganz nach der altmodischen Art, wie in den ersten Zeiten der Ansiedlungen Portugiesen, Holländer und Britten ihre asiatischen Factorieen zu befestigen pflegten. Auf den Wällen standen prächtige Geschütze auf barbarischen Lafetten, man bewunderte darunter zwei prächtige eherne Stücke portugiesischer Fabrik, die noch ziemlich frisch schienen und auf denen das Wappen des Hauses Braganza prangte.

Der Fähndrich begab sich in das siamesische Hauptquartier mit einem Auftrage an den Generalissimus. Er wurde von den siamesischen Officieren sehr über die Achsel angesehen, und sein Dolmetscher übersetzte ihm manchen schlechten Witz welchen sich die Siamesen über ihre unersetzlichen Alliirten erlaubten. Die Officiere dieser Truppen unterschieden sich nur von den gemeinen Soldaten daß sie ein blau und weiß gewürfeltes Seidenzeug trugen. Es kostete einige Mühe ehe sich Osborn bei dem von seinem asiatischen Generalstab umringten Feldherrn Gehör verschaffte, und der große General fühlte einige Kränkung, als er wahrnahm daß ein so kleines Officierchen zum Ueberbringer von Aufträgen erwählt worden war. Als dieser nun als einziges Begehren die Forderung zweier

Digitized by Google

Stiere vorbrachte, damit das brittische Geschwader wieder einmal frisches Fleisch zu kosten bekäme, gerieth der Radscha in Heiterkeit, weil es ihm komisch schien Seine Excellenz mit solchen Bagatellen zu belästigen. Oreßmalthig gab er indessen die gewünschten Befehle, nachdem ihn der Fährdrich noch mit seinem Fernglas vergnügt hatte, welches der Feldherr anfangs für eine neue Art von Pistolen ansah, dessen optische Leistungen aber ihm großes Erstaunen und Unterhaltung gewährten. Das martialische Aussehen der Siamesen, ihr starker Gliederbau und ihr soldatisches Wesen machten auf den jungen Krieger großen Eindruck. Sie besaßen auch eine gewisse Uniformirung, die nicht eben kostspielig war, denn ihre Bekleidung bestand aus einem Schurz von der Hüfte zum Knie und einem malayischen Sarong, oder Mantel der kreuzweis über die Schultern geworfen wurde.

(Schluß folgt.)

Castréns Reisen in Sibirien.

(Von Fr. Spiegel.)

(Schluß.)

Das Dorf besteht aus vier kleinen Hütten, die am Flusse Turuhta, fünf Werst oberhalb seines Ausflusses in den Jenissei stehen, die Wohnung bestand in einem alten Speicher, der mit Hülfe eines Ofens, etwas Lehm und 19 Birkern zum Range eines Wohnhauses erhoben worden war. Aber weder Ofen noch Lehm vermochten vor den scharfen Polarwinden zu schützen welche in dieser Gegend tobten, und beständig durch den Fußboden und die schadhaften Wände bliesen. Die Temperatur des Fußbodens erreichte in dem geheizten Zimmer nie 5° R., während das Thermometer, auf den hohen Arbeitstisch gestellt, oft 26° erreichte. Trotz eines dreimonatlichen Aufenthalts in dieser ungesunden Wohnung befand sich doch Castrén fortwährend wohl, seine fortgesetzten Ausflüge schützten ihn auch vor der allgemeinen Plage des hohen Nordens, dem Scorbut, wiewohl ihm das Umherirren auf den öden Tundras bei plötzlich hereinbrechenden Stürmen einigemale leicht hätte gefährlich werden können. Die Gegend ist trostlos: außer Moosbügeln, Moor- und Weidengebüschen ist schlechterdings nichts zu sehen. Am 16 (28) November 1846 reiste endlich Castrén wieder ab, auf dem nördlichsten Punkte seiner Reise nach Tolstoi Noß, zwischen dem 71. und 72. Grad n. Breite belegen. Die Sonne war bereits um Mitte November vom Himmel verschwunden, die Zeit des Tages gab sich nur durch eine schwache Röthe am Horizonte zu erkennen, dagegen konnte man den Mond selbst zur Mittagszeit am Himmel sehen. Während des Tages war die Tundra gewöhnlich in dichten Nebel gehüllt, Abends aber verschwand dieser, und der Mond, die Sterne und das Nordlicht konnten ihren Glanz über die weiten Schneegefilde ausbreiten. Tolstoi Noß selbst besteht aus nur vier Häusern, von welchen eines elender ist als das andere. Die Wohnzimmer waren so schlecht eingerichtet daß das Wasser bald längs der Wände herabrieselte, bald sich in eine Art von Reif verwandelte. Ein eisiger Wind blies durch die Wandritzen und die verfaulten Dielen des Fußbodens. Bei der Heizung, die in der Nacht stattfand, lief man Gefahr durch den Rauch und die kalten, durch die offene Thür hereinströmenden Dämpfe zu ersticken. Die Fenster waren mit Holzladen vermacht worden, da es ohnedieß unmöglich war bei Tageslicht zu arbeiten.

Solche fortgesetzte Beschwerden und Mühen hätten wohl endlich ihren Einfluß auch auf eine stärkere Natur ausüben müssen, als die Castréns war. Dieselben Mühseligkeiten, dieselben ungesunden Stationen wiederholten sich auch auf der Rückreise nach Turuhansk. Dorthin zu kommen schien jetzt schon ein Glück. „Welch lieblichen Klang, sagt Castrén, hat nicht dieser Name, wenn man ein halbes Jahr auf der Tundra gelebt hat und zwei Monate lang des Sonnenlichtes beraubt gewesen ist. In Turuhansk scheint die Sonne alle Tage, hier kann man sich sogar in seinem Zimmer des Tageslichts erfreuen, da Turuhansk wenigstens vier Häuser mit Glasfenstern hat." Die Ungeduld, bald wieder südwärts zu kommen, bewog den Reisenden Tag und Nacht zu reisen, und dieser Plan hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der Postillon hatte in der Nacht nicht bemerkt daß das Wasser des Jenissei an mehreren Stellen aus dem geborstenen Eise hervorgebrochen sey, er fuhr in das Fluthwasser hinein, die Rennthiere vermochten den Schlitten nicht wieder aufs Trockene zu bringen und dieser gefror fest. Glücklicherweise fand die Reisenden eine aus Turuhansk abgefertigte Post in dieser Bedrängniß und erlöste sie aus der gefährlichen Gefangenschaft. Krank und reisemüde langte Castrén am 11 (23) Januar 1847 auf einem mit 16 Hunden bespannten Schlitten wieder in Turuhansk an und setzte seine Reise südwärts nach Jenisseisk fort, wo er noch bis in den März verweilte.

Ueber ein Jahr hatte nun Castrén in dem samojedischen Theile Sibiriens verweilt, eine weit längere Zeit hatte er auf das Studium dieser Sprachclasse verwendet, wenn man seine Reisen im nördlichen Europa mit in Anschlag bringt. Seine Mühe und Arbeit war auch hier nicht vergeblich gewesen, es war ihm auch hier gelungen die ethnographischen Verhältnisse dieses Volksstammes festzustellen. Auf Grundlage der sprachlichen Verschiedenheit läßt Castrén die Samojeden in drei große Stämme zerfallen. Diese sind 1) die Jurak-Samojeden, 2) die Tawgy-Samojeden, 3) die Ostjak-Samojeden. Hierzu kommen noch zwei kleinere Stämme; die Jenissei-Samojeden und die Kamassinzen. Die Jurak-Samojeden erstrecken sich vom weißen Meere im Westen bis zum Jenissei im Osten und nomadisiren auf den waldlosen Tundern längs der Küste des Glomeereo. Es versteht sich von selbst daß diese über eine so weite Strecke verbreitete Sprache in mehrere Dialekte zerfällt; Castrén zählt deren fünf auf. Ostwärts an die Jurak-Samojeden reihen sich die sogenannten Tawgy-Samojeden an welche sich bis zur Chatangabucht erstrecken und ebenfalls als Nomaden auf den Tundern umherirren. Gewöhnlich kennt man sie auch unter dem Namen Avam'sche Samojeden. Zwischen diesen beiden großen Stämmen halten sich die Jenissei-Samojeden am untern Laufe des

Digitized by Google

Jenissei auf. Auch sie sind zum größten Theile Nomaden, betreiben aber zugleich auch Fischfang im Jenissei. Sie halten sich in größerer oder geringerer Entfernung von Turuchansk auf, und ihre Sprache zerfällt wieder in zwei Mundarten. Nicht mehr zum Tundragebiete sondern zur Waldregion gehören die Ostjak-Samojeden, deren Hauptmasse am Ob und dessen Nebenflüssen zwischen dem Tym und den Jschuljm leben und wiederum mehrere Dialekte sprechen. Im südlichen Sibirien hat das Samojedische vielfache Einwirkungen der tatarischen Sprachen erfahren. An mehreren Stellen spricht Castrén seine Ueberzeugung aus daß das Samojedische wenigstens in einem entfernteren Verwandtschaftsverhältnisse zum Finnischen stehe, sowie daß der Ursprung dieses Stammes im Altai gesucht werden müsse.

Diese Ueberzeugung daß die Samojeden im Altai entsprungen seyen, legte nun Castrén die Pflicht auf ihren Spuren weiter nachzugehen, und mehrere noch sehr problematische Dialekte des südlichen Sibiriens zu studieren. Daß er ohnehin nicht gewillt war die tatarischen Sprachen von seinem Studienkreise auszuschließen, ist schon früher bemerkt worden. Im April 1847 begann er diese Forschungen in Minussinsk, einer kleinen Stadt des südlichen Sibiriens, die in einem fruchtbaren Steppenthale belegen ist, an einem Arme des Jenissei, der den kleinen Fluß Minussa in sich aufnimmt. Die Stadt ist unansehnlich und besteht aus kleinen, halbtatarischen Häusern mit hohen Dächern und niedrigen Wänden. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist daß man an wolkenlosen Tagen die Schneekuppen der Sajanischen Berge mit bloßen Augen unterscheiden kann. In der dortigen Gegend wohnten die Koibalen, die von den einen zu den Samojeden gezählt wurden, während andere sich wunderten wie man sie je für etwas anderes habe halten können als für Tataren. Castréns Ergebnisse waren auch hier merkwürdig. Er fand daß allerdings die Koibalen jetzt zu den Tataren zu rechnen seyen, aber erst seit ganz kurzer Zeit. Ihre Stammesnamen sind ganz andere, und jeder Koibale bezeugt noch daß seine Voreltern keine Tataren waren und eine eigene Sprache gesprochen haben, besahrte Koibalen erinnerten sich sogar noch einzelner Wörter auf dieser Sprache, und aus diesen zog Castrén die Folgerung daß sie ihrer Herkunft nach theils zu den Samojeden, theils zu den Jenissei-Ostjaken zu zählen seyen. Es ist dieß ein Beweis, wie nöthig es ist daß ethnegraphische Studien über Völker, deren frühere Verhältnisse nicht durch schriftliche Zeugnisse festgestellt sind, sobald als möglich gemacht werden müssen, wenn nicht vieles Material unwiederbringlich verloren seyn soll.

Die Reise wurde nun bald nicht mehr am Jenissei, sondern auf dem Wege fortgesetzt, der von Minussinsk den Tubaskuß aufwärts führt. Die ebenen und waldlosen Steppen sind wenigstens auf dem rechten Ufer der Tuba selten und von geringem Umfang. Das Land wird von Höhen durchzogen, die durch engere und weitere Thäler von einander getrennt sind. Auf den Bergen wie in den Thälern zeigen sich Halme von Birken, Pappeln, Espen und Weiden, hie und da auch von Lärchenkämmen. Schöne grasreiche Wiesen ziehen sich fast ununterbrochen fort, der Graswuchs ist üppig, zumal auf den Bergen, welche hier fruchtbarer sind als die Ebenen. Die während der Sommermonate gewöhnlich herrschende Dürre bewirkt aber daß die Vegetation in den Niederungen schnell verwelkt, während in den Berggegenden Gras und Bäume ein frisches Ansehen haben. Die Ebenen sind auch sehr empfindlich gegen die Nachtfröste, die sich schon im August einzustellen pflegen. Die Völkerschaften welche die Wälder früher durchstreiften, waren theils Samojeden, theils Ostjaken, in neuerer Zeit sind zahlreiche Colonien von beiden Völkerstämmen theils nach China, theils in die Koibalische und Katschinskische Steppe gezogen. Die welche im Lande zurückgeblieben sind, haben zum größten Theil Sprache und Sitten der Tataren, denn der Russen angenommen. Nur zwei kleine Ostjakengeschlechter bestehen als Tataren hier fort, sonst besteht die ganze Bevölkerung aus Eingebornen, Deportirten und assimilirten Russen. Wegen der Fruchtbarkeit des Landes ist die Colonisation an der Tuba sehr stark, aber die Ufer der mächtigen Nebenflüsse sind fast ganz unbebaut. Die oberste Colonie innerhalb dieses ganzen Flußsystems bildet der Kosakenvorpostен Schadrzk; einige Werst oberhalb dieses Vorpostens hört der Fahrweg auf und nur ein kleiner Reitweg führt am Amyl aufwärts ins Sajanische Gebirge. Der Wunsch, wo möglich die Herkunft der Samojeden zu entdecken, führte Castrén in diese unwegsamen Gegenden, wo nur einige Goldwäschereien zu finden waren, und sogar über die chinesische Gränze. Der Zweck war über den Stamm der Sojoten Aufschlüsse zu erhalten, weil ihn frühere Reisende zu den Samojeden gezählt hatten.

Der Weg dahin gieng durch eine Gegend, welche von den Eingebornen der schwarze Wald genannt wird, wie denn überhaupt dieselben alle Dinge in schwarze und weiße eintheilen. Alle Arten von Nadelholz werden als schwarz, Birken und anderes Laubholz aber als weiß bezeichnet. Die Dunkelheit des Waldes war groß und rührte zum Theil auch von den dichten Nebeln her, die unaufhörlich von den Bergen aufstiegen. Die Passage zwischen den Bäumen war oft so eng daß man sich nur mit der größten Mühe durchwinden konnte. Der Ausstieg zeigte sich übrigens insofern fruchtlos, als sämmtliche Sojoten sich als Tataren erwiesen, nichtsdestoweniger glaubte Castrén doch darthun zu können daß dieselben ehemals Samojeden gewesen seyn müßten, und nur, ähnlich den Koibalen, ihre Muttersprache nach und nach vergessen hätten.

Aus dem Minussinskischen Kreise begab sich der Reisende nunmehr in den Kanskischen, und unterschiede hier die Sprachverhältnisse der Kamassinzen. Bei näherer Untersuchung erwies sich dieses Volk aus drei Stämmen, von sehr verschiedener Herkunft zusammengesetzt. Der eine Stamm besteht aus wirklichen Tataren, der zweite aus Samojeden, welche aber verarmt und bis auf 150 Individuen heruntergesunken sind. Sie sind ihren Sitten nach schon fast zu Tataren geworden und werden es bald auch der Sprache nach seyn. Der dritte Stamm besteht nur noch aus 76 Personen und ist ein Ueberrest des alten Volkes der Kotten, ihre Sprache ist ein Dialekt des Jenissei-Ostjakischen. Ihrer Religion nach sind sie Christen, der Bildung nach Russen, so daß man sie in wenig Jahrzehnten kaum mehr von diesen unterscheiden wird. Schon im Herbst des Jahres 1847 traf Castrén unter ihnen nur noch sechs Männer, die sich einander in der Sprache ihrer Väter verständlich machen konnten, und auch sie hatten in den letzten Jahrzehnten von dieser ihrer Kenntniß nur selten Gebrauch gemacht. Auch noch von einer andern Völkerschaft, den Karagassen, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen daß sie samojedischer Herkunft sind, darauf weisen sowohl viele ihrer Sitten als einzelne Wörter ihrer Sprache hin.

Digitized by Google

Neue Unterstützungen der Akademie setzten Castrén in den Stand noch länger in Sibirien zu verweilen und seine Untersuchungen über die tatarischen Sprachen zu vollenden. Er begab sich demgemäß im Anfang des Jahres 1848 nach Irkutsk, studierte die Dialekte der dortigen Gegend, und setzte dann seine Reise über den Baikalsee nach Osten fort. Die Ufer des Baikalsees sind selsig und rauh, weßhalb auch die russischen Colonisten an denselben keinen festen Fuß fassen konnten, sondern dieselben den Burjäten und Tunguſen überlassen mußten. Sobald man aber die Ufer des Baikal im Rücken hat, so gewinnt das Land ein weit freundlicheres Ansehen. Obwohl die Berge nicht verschwinden, so sind sie doch minder düster und schroff als am Ufer selbst, zahlreiche Dörfer legen durch ihr Daseyn Zeugniß von der verhältnißmäßigen Fruchtbarkeit des Landes ab. Obwohl die mongolische Bevölkerung seit undenklichen Zeiten im Lande ansässig ist, so sprechen doch auch deutliche Zeichen dafür daß einst samojedische Stämme (vielleicht auch finnische) dort ihren Wohnsitz hatten, da mehrere Ortsnamen aus den Sprachen jener Völker erklärt werden müssen. Aber auch in dieser verhältnißmäßig fruchtbaren Gegend sand man am 4 März nach dem russischen Kalender noch gefrorene Fensterscheiben, und der Thermometer sank auf 30° Reaumur. Gleichwohl waren die Steppen vollkommen schneefrei, aber der Grund davon liegt nicht im Klima, vielmehr soll er in der salzigen Beschaffenheit des Bodens liegen.

Die Reise gieng nun über Selenginsk nach Kiachta. Die Bewohner des Landes waren Burjäten, zum größten Theil dem Buddhismus zugethan. Obwohl der Burjäte Wohnungen der verschiedensten Art zu errichten versteht, so bildet doch das Filzzelt seine Lieblingswohnung. Die Wohnung und deren Ausstattung und die Kleidung bilden einen großen Unterschied zwischen den reichen und den armen Burjäten, aber in der Nahrung und Speisenbereitung ist wenig oder gar keiner. Die Hauptnahrung besteht aus mongolischem Thee, der mit Milch aufgekocht, mit Butter vermengt und ohne weiteres Zubehör verzehrt wird. Nächst dem Thee nimmt die Milch den vornehmsten Platz bei den Burjäten ein, hierzu kommen Käse und Butter, und in der Sommerzeit Airän oder Milchbranntwein. Obwohl viele Burjäten Ackerbau treiben, so ist Brod doch bei ihnen selten, ebensowenig gehört Fleisch zu ihrer täglicher Nahrung, und Fische essen sie sast nie.

Kiachta selbst liegt an einem kleinen Flusse gleichen Namens, der in die Selenga fließt. Die Wichtigkeit dieses Platzes für den russisch-chinesischen Handel ist hinlänglich bekannt. Der Zweck, den Castrén mit der Reise in diese Gegend verband, war die Soiotenstämme aufzusuchen, welche hier wohnen sollten. Er traf diese auch wirklich an, aber sie waren durch und durch zu Burjäten geworden. Die Aufgabe welche die Akademie gestellt hatte, wäre hiemit vollendet gewesen, aber Castrén beschloß noch sich Kenntniß bei in dieser Gegend gesprochenen Tungusischen zu verschaffen. Er richtete daher seine Reise von Kiachta nach der Kutarasischen Steppe, und von da nach den Gruben von Nertschinsk. Der Weg führte durch wilde Wälder, über Berge und Sümpfe. An den Quellen der Ida wird man plötzlich aus den Steppenregionen in ein wildes Gebirgsland versetzt. Es ist dieß der Jablonnoi Chrebet, der einen großen Theil des Landes von Nertschinsk umfaßt. Dort durchstreifte Castrén noch im Mai 1848 das ganze Nertschinskische Gebiet, auch hier mit dem besten Erfolg für die Wissenschaft. Nachdem er auf diese Art seine ganze Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst hatte, dachte er endlich an die Heimkehr. Leider enthalten die auf dem Rückweg geschriebenen Briefe nur eine fortlaufende Krankheitsgeschichte. Zufälle der bedenklichsten Art machten es mehr als einmal zweifelhaft, ob er Europa lebend wieder erreichen werde. Wider sein eigenes Vermuthen geschah dieß, und er traf zu Anfang des Jahres 1849 glücklich wieder in St. Petersburg ein.

Es war Castrén vergönnt gewesen diese große Reise zu vollenden mit allen ihren unzähligen Mühseligkeiten und Beschwerden, was bei seiner Kränklichkeit fast ein Wunder genannt werden muß. Eine große Menge Material hatte sich während seiner siebenjährigen Forschungen aufgehäuft, er selbst hatte gestandt mindestens drei Jahre zur Bearbeitung desselben zu bedürfen. Er starb aber bereits am 7 Mai 1852 als Professor in Helsingfors. Nur eine kurze ostjakische Grammatik und nicht einmal das Hauptwerk seines Lebens, seine samojedische Grammatik, hat er ganz vollenden können. Dieses Werk hatte er selbst noch als das Eigenthum der k. Akademie zu Petersburg bezeichnet. In richtiger Würdigung des hohen Werthes, den Castréns Forschungen für die Wissenschaft haben müssen, übernahm die Akademie nicht nur den Druck der samojedischen Grammatik, sondern suchte auch seine übrigen Sammlungen an sich zu bringen. Die Herausgabe übernrug sie einem Freunde und Landsmann des Verstorbenen, dem Akademiker A. Schiefner, der bereits durch seine Forschungen über das Tibetische sich Verdienste um die Förderung der orientalischen Literatur erworben und seine hohe Befähigung zu solchen Forschungen dargethan hatte. Die samojedische Grammatik allein ist ein Werk von mehr als 600 Seiten, aber auch eine tungusische und burjätische Grammatik ist seitdem herausgegeben worden, dazu Wörterverzeichnisse in allen diesen Sprachen. Von allgemeinem Interesse sind seine gleichfalls von der Akademie herausgegebenen Vorlesungen über finnische Mythologie, noch mehr aber dürften seine zu erwartenden Vorlesungen über Ethnographie die Aufmerksamkeit aller derer in Anspruch nehmen, die sich für die Völkerverhältnisse des nördlichen Europa und Asien interessiren.

Der chinesische Krieg.

Wenn die Chinesen die europäischen Zeitungen lesen und verstehen würden, so möchten sie sich nicht wenig einbilden daß die feindseligen Bewegungen des Stadtpöbels von Canton in dem nächstigsten europäischen Staat eine Regierung dem Sturze nahe bringen und zur Auflösung des Parlaments führen konnen. Eine solche Auflösung hat ihren Effecten nach ziemlich viel Aehnlichkeit mit einer Revolution, indem sich ja der Körper, welchem die Summe der höchsten politischen Gewalt im brittischen Reiche gebührt, völlig erneuert, wenn auch alte Elemente in die neue Bildung sich mit einträngen. Um jedoch die brittische Politik im

Digitized by Google

Morgenlande richtig aufzufassen, muß man sich Mühe geben zu vergessen was über die letzten Vorfälle auf und in der Nähe von Hongkong im Parlament und in der Presse gestritten worden ist, denn die chinesischen Dinge waren nur der Borwand für den Kampf der politischen Parteien in der Heimath. Schwerlich würde ein conservatives Ministerium, wenn es sich zufällig am Ruder befunden hätte, Sir John Bowring fallen gelassen haben. Schwerlich würde auch Lord Palmerston, wenn er in der Opposition gewesen wäre und die Regierung zum Sturze reif gehalten hätte, jene Händel mit dem Statthalter von Canton zu einem Angriff gegen die Regierung unbenutzt gelassen haben. Damit wollen wir sagen daß die britische Politik östlich vom Cap der guten Hoffnung dieselbe bleibt, mag der Premier Palmerston oder Derby heißen, oder die leitende Gewalt bei den Whigs oder Tories ruhen. Und diese morgenländische Politik hat nur ganz niedere Zwecke, nämlich mercantile, im Auge. Wir wissen recht gut daß das populäre Geschrei über die Krämerpolitik der Insulaner zu den seichten Auffassungen gehört, die nur an der Bierbank einige Geltung sich erwerben können. Die britische Nation ist auch hochherziger und großartiger Regungen befähigt. Der Kampf gegen die napoleonische Weltmacht, welcher ein Vierteljahrhundert dauerte, war ein Streit um politischen Rang, und nicht um commercielle Zwecke. Die Britten haben ihre westindischen Colonien ruinirt und sich schwere Steuern zur Abschaffung des Negerhandels und der Negersklaverei auferlegt, obgleich das vollständige Gelingen dieser Ziele dem britischen Wohlstand nur wehe thun kann. Sie befriedigten aber ein sittliches Bedürfniß, und dieser Genuß galt ihnen mehr als ihre mercantilen Vortheile. Der orientalische Krieg wurde zum großen Schaden ihres auswärtigen Handels begonnen, denn Rußland war als Abnehmer wie als Erzeuger von Rohstoffen England unendlich wichtiger als die Gebiete des Großherrn. Der Krieg gegen Rußland war eine rein politische Aufgabe und mit dem Siege nichts weniger verbunden als handelspolitische Eroberungen. In den indischen und ostasiatischen Dingen aber entdeckt man zum größten Verdruß gewöhnlich nur die allerormlesigsten Krämermotive. Man vermeidet alles, auch das Gute, auch moralische Pflichten, wo man befürchtet die Handelswelt zu beunruhigen. Die Gebiete und Eroberer Indiens lassen mit einer Art von niederträchtiger Objectivität die alte Kastengliederung bestehen, sie tragen es mit Humor daß ihre Unterthanen den Europäern als Christenkaste einen sehr tiefen Rang unter sich anweisen. Es ist auch noch nicht lange her daß die britische Regierung buddhistische Reliquien für Geld sehen und ihre Truppen zur Verherrlichung von heidnischen Festen der Hindu ausrücken ließ. Nichts macht der ehrenwerthen Compagnie mehr Verdruß als die Thätigkeit der Missionäre. Wenn sich gegen solche Apostel der indische Pöbel zusammenrottet, wird er nicht nur nicht bestraft, sondern die europäischen Beamten machen gewöhnlich mit den intoleranten Brahmanen Partei gegen den „Ruhestörer.“ Ruhe ist der große und einzige Anspruch der Handelswelt an die Regierung. Was die Ruhe stört ist vom Uebel, und deßhalb wird jeder Angriff gegen die indische Gesellschaft, nämlich gegen die Kaste, vermieden und die christliche Propaganda nur wie ein Uebel ertragen. Einer leichtsinnigen, weltlich gesinnten Nation würde man das viel weniger verargen als den bigotten und religiös hochmüthigen Engländern.

In diesem Sinne hat sich das politische Organ Lord Palmerstons, das Edinburgh Review, auch über den chinesischen Krieg ausgesprochen. Es erklärt trocken daß das britische Reich mit China nichts anderes zu ordnen habe als seine Handelsverhältnisse, daß die Regierung nichts wissen möge von den Missionsversuchen, daß diese Missionsversuche ihr nur Verdruß machen, weil sie zu Reibungen und zur Beeinträchtigung des Handels führen. Diese Politik unterscheidet sich daher scharf von der französischen, welche den den Chinesen geradezu nichts anderes begehrt als freien Spielraum für die Missionäre. Der Handel mit China hat in den letzten Jahren eine so hohe Bedeutung erlangt daß jede Störung, namentlich in England, heftig empfunden werden muß, und die nachtheilige Wirkung beinahe denselben staatswirthschaftlichen Werth wie eine schlechte Ernte besitzt. Die Ausfuhr aus China bestand bis zum Jahre 1848 hauptsächlich nur aus Thee; diese Theeausfuhr selbst hat sich aber in staunenswerther Progression gesteigert, denn es betrugen die Ausfuhren:

1849	65,314,000 Pfd.,	davon nach Großbrit.	47,242,000 Pfd.
1856	131,218,000 „	„ „ „	91,035,000 „

Sie hat sich also in acht Jahren geradezu verdoppelt. Rechnet man das Pfund Thee zu 42 fr. (14 Pence), so stellt die Theeausfuhr des letzten Jahres einen Gelbwerth von 7¾ Mill. Pfd. St. oder 93 Mill. Gulden dar. In den letzten Jahren aber hat sich noch ein anderes Item in den Ausfuhrlisten Rang verschafft. Die Ausfuhr von Seide aus China belief sich 1849 nur auf 17,228 Ballen, sie betrug im Jahre 1853 erst 25,571 Ballen. Die nachfolgenden Mißernten steigerten aber die Ausfuhr in den drei Jahren 1854 bis 1856 auf durchschnittlich 55,000 Ballen im Jahr, welche das Pfund zu 14 Sh. (8 fl. 24 kr.) gerechnet, einen Werth von 4 Mill. St. oder 48 Mill. Gulden darstellen. Der Thee ist in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und den Niederlanden zu einem der wichtigsten Genußmittel geworden, er zählt nach Brod und Fleisch als drittes in der Ernährung des britischen Volkes. Außerdem ist er fiscalisch von der höchsten Bedeutung, denn der Theezoll trägt zwischen 6—7 Mill. Pfd. St. dem Staatsschatz. Was aber den Eintausch dieser beiden chinesischen Producte noch sorgenvoller macht, ist die Eigenthümlichkeit des asiatischen Handels überhaupt, nämlich seine sogenannte Passivität. Europa hat nur wenige Rimessen für asiatische, welches nach China eingeschwärzt werden muß. Im Handelsjahr 1853—54 wurden für mehr als 7 Mill. Pfd. St. Opium nach China eingeschwärzt. Das Opium hat bekanntlich einen doppelten Ursprung, es wird entweder in Bengalen gebaut und über Calcutta, oder in Malwa gebaut und über Bombay ausgeführt. Das bengalische Opium muß der indischen Regierung abgeliefert werden, welche dem Erzeuger in den Jahren 1852—54 durchschnittlich 290 Rupien (à 1 fl. 12 kr.) für die Kiste gezahlt hat. Dieses Opium wird dann in öffentlichen Auctionen an die Exporteure versteigert. Die indische Regierung gewann

[1] Im Werth überschritt sie nur wenig 1 Mill. Pfd. St.

vor 1840 etwa 1000 Rupien an der Kiste, gegenwärtig jedoch nur 6—700 Rupien, da in den Auctionen nicht ganz 1000 Rupien für die Kiste zu gewinnen waren. Dafür hat sich die Ausfuhr fortwährend gesteigert, und sie betrug 1854 bereits 48,319 Kisten bengalischen Opiums. [1] Die Einkünfte des Monopols hielten sich in dieser Zeit noch auf 250 Lak, also auf 30 Mill. Gulden. Für das Opium, welches in den Staaten unter britischem Schutz gebaut wird, zahlt der Exporteur nur einen Ausfuhrzoll von 400 Rupien für die Kiste; wenn also 40,000 Kisten Malwa-Opium ausgeführt werden, so ist dieß ein Einkommen von 160 Lak oder 19½ Mill. Gulden. Bei solchen hohen Gewinnen schweigt natürlich die Stimme des Gewissens, und das unsittliche, aber gewinnbringende Monopol erhält sich frisch und munter gegenüber jeder Kritik. Erstens würde es sehr schwer seyn den Ertrag des Monopols in dem indischen Schatze zu entbehren, und selbst wenn sich dort ein Ersatz fände, so bliebe man in der größten Verlegenheit, womit man denn jene 131 Mill. Pfd. Thee und die 55,000 Ballen Seide bezahlen wollte. Die 7 Mill. Pfd. St. Opium als chinesische Rimesse kosten doch nur der indischen Regierung wenig mehr als 2 Mill. Pfd. St., und so hat man wenigstens 5 Mill. Pfd. St. von den chinesischen Ausfuhren gedeckt.

Europa hat aber nicht bloß chinesische Ausfuhren, sondern auch indische zu bezahlen, und dazu muß es beständig in den Säckel greifen und baar Geld über Suez schicken. Die Silberausfuhr aus Europa betrug in den Jahren 1851—1855 zusammen 22¼ Mill. Pfd. St. oder 4½ Mill. Pfd. St. jährlich. Im Jahre 1855 waren die Verschiffungen schon auf 7,934,129 Pfd. St., und im verflossenen Jahr auf 14 Mill. Pf. St. gestiegen. Die Silbererzeugung der gesammten Welt wird auf weniger als 8 Mill. Pfd. St. geschätzt. Es ist also klar daß der chinesische Handel nicht lange mehr auf die alte Art fortgeführt werden kann, da früher oder später doch unsere Silbervorräthe sich erschöpfen müssen.

Ein Krieg mit China müßte nothwendig alle diese so künstlich gestalteten Verhältnisse in Verwirrung bringen. Wenn sich Volksmassen einmal an den Gebrauch eines Nahrungsmittels gewöhnt haben, so ist es ihnen nicht so leicht wieder zu entreißen. In Folge eines Krieges würden zunächst die Theezufuhren geringer werden, also der Preis des Thees enorm steigen. Der europäische Handel würde vielleicht nur die Hälfte von den 130 Mill. Pfd. empfangen, für diese Hälfte aber mindestens so viel zahlen als wie für das Ganze. Nun ist es umgekehrt eine alte Erfahrung daß die Opiumpreise sinken, so wie der Krieg ausbricht. Der Absatz dieses Luxusartikels stockt mit der Verarmung der Bevölkerung; es werden also nicht nur weniger Kisten angebracht werden, sondern dieses Minus obendrein zu niedrigeren Preisen. Wenn wir nun schon im wenigen Jahre für 170 Mill. Gulden Silber aus Europa nach Asien verschifften, welche Höhe würde diese Art von Rimessen erreichen, wenn ein Krieg mit China vollständig zum Ausbruch käme? Das geringste Uebel wäre noch der Ausfall den der brittische Schatz in Folge der verminderten Thee-Einfuhr, und der indische Schatz in Folge des verminderten Erlöses aus der Opiumausfuhr erleiden würde, obgleich diese Verluste sich im härtesten Falle zusammen auf 60 Millionen Gulden belaufen möchten.

Die Engländer haben daher alle Ursache nicht mit den Chinesen zu spaßen. Bis jetzt hat man es nur mit einer einzigen Stadt zu thun, und bekanntlich hat sich Canton von jeher durch seinen Haß gegen die „Barbaren" ausgezeichnet. Selbst wenn die kaiserliche Regierung den besten Willen hätte die englischen Rechtsansprüche oder Gelüste zu befriedigen, sie wäre nicht stark genug um der Stadt ihren Befehl aufzuzwingen. Die dortigen Statthalter dürfen nie Nachgiebigkeit zeigen, oder der Pöbel reißt sie in Stücken. Der jetzige Beherrscher des himmlischen Reiches aber ist gar nicht in der Lage etwas gegen eine populäre Bewegung in den Südprovinzen durchzusetzen. Wenn die Mandschu-Dynastie im Erlöschen begriffen ist, so muß man nie vergessen daß die Britten es waren welche dieses Regentenhaus in Gefahr brachten, und daß die Ursache des Abfalles so vieler Provinzen zurückreicht bis auf den Frieden von Nanking. Die Demüthigungen welche dieser Vertrag den Mandschu auferlegte, ließen sich nicht vor dem chinesischen Volke verschleiern. Die kaiserlichen Truppen hatten das Land vor den Barbaren nicht zu schützen vermocht.

Die Asiaten begannen gering von der Gewalt ihres Herrn zu denken, in despotisch regierten Staaten aber ist die Furcht allein das erste und letzte Motiv zum Gehorsam. Vor dem brittischen Kriege hatte die Regierung den Gebrauch von Feuerwaffen dem Volke gänzlich untersagt, ja selbst der Verkauf von Eisen wurde überwacht, aus Besorgniß daß das Metall nicht zu Ackergeräthen, sondern zu Waffen verwendet werden könnte. [1] Während des Krieges hatte man aber überall den Landsturm organisirt, und die Waffen blieben in den Händen von Leuten welche nach dem Frieden sie noch auf allerlei Weise zu gebrauchen dachten. Geheime Gesellschaften hatten immer unter den Mandschu bestanden und werden in China immer bestehen. Ein Volk welches Talent zum Conspiriren hat, wird sich dieses Laster nie abgewöhnen. Geheime Gesellschaften sind indessen mehr gefürchtet als sie verdienen. So lange sie die öffentliche Meinung nicht für sich haben, sind sie unschädlich; sobald aber die öffentliche Meinung für dieselben Zwecke auftritt, dann hören die Zwecke auf geheime zu seyn, denn die ganze Gesellschaft erhebt sich, und dann sind es nicht die Verbindungen, sondern die öffentliche Meinung welche gefährlich wird. Die geheimen Gesellschaften welche an eine Wiedereinsetzung der Mingdynastie dachten, das heißt an eine Vertreibung der nicht chinesischen Mandschu-Dynastie, erhielten erst Bedeutung als man anfieng diese gefürchteten Eroberer gering zu schätzen. Selbst dann noch war es der kaiserlichen Regierung möglich diese gefährliche Gluth zu ersticken, wenn sie nicht zu einem unbesonnenen fiscalischen Manöver ihre Zuflucht genommen hätte. Die öffentliche Meinung ist in jeder Gesellschaft nur das Product der politisch befähigten Classen, der geistig regsamen Theile einer Nation. In China bilden das was wir ausschließlich die „Gesellschaft" im exclusiven Sinne nennen, die sogenannten Literaten oder die Gelehrten, welche ihren Cursus mit den öffentlichen

[1] Der Werth des bengalischen Opiums belief sich in den Handelsjahren 1853. 54. 55. 56 auf 3,830,000 Pf. St.; 3,271,000 Pf. St.; 3,306,000 Pf. St.; 3,281,000 Pf. St.; die Ausfuhren über Bombay sind aus dieser Zeit nicht vollständig bekannt geworden.

[1] Sir John Francis Davis late H. M's. Plenipotentiary in China etc. China during the War and since the Peace, London 1852. tom. II. p. 183.

Digitized by Google

Examina hinter ſich haben. Alle politiſchen Aemter werden nur mit ſolchen Gelehrten beſetzt, und obgleich die Chineſen recht gut die Abkunft von edlen Familien und den Glanz von Familiennamen zu ſchätzen wiſſen, ſo führt die Herrſchaft doch nicht eine Ariſtokratie welche auf Geburt, ſondern eine Ariſtokratie welche auf Intelligenz beruht. Gelehrſamkeit und akademiſche Qualitäten waren bisher die Mittel geweſen um eine glänzende Laufbahn zurückzulegen. So war es von jeher geweſen unter allen früheren Dynaſtien, und der Gelehrtenſtand hatte nie eine populäre Bewerbung zu vermiſſen gehabt. Nach dem Frieden von Nanking aber brauchten die Mandſchu Geld, theils um die Entſchädigungen zu zahlen, theils um die Ausfälle in den Einkünften und die Auslagen für das Heer zu decken. Man fiel auf den Gedanken die Beamtenſtellen als Patente zu verkaufen. Natürlich gereichte dieß dem geſammten Gelehrtenſtande zum größten Nachtheil, welcher plötzlich alle ſeine Anſprüche aufgeben mußte, und dann hatte der chineſiſche Schatzkanzler bald weit mehr Stellen verkauft als vacant waren, er mußte daher, um das Anconcement und die Circulation der Candidaten zu beſchleunigen, beim geringſten Verſehen gleich die alten Beamten abſetzen was natürlich nicht zur Minderung der Unzufriedenheit beitrug. Die Vertheilung des neuen Steuerſyſtems waren meiſtens Mandſchu, die Gegner Chineſen vom alten Schlag. In dieſem Lichte erſcheint daher der bald großjährig gewordene Aufſtand in den mittleren Provinzen als eine durch und durch populäre Reaction gegen die Fremdherrſchaft, als eine nationale Regung, und zu der Nationalität des Chineſen gehört es daß er alles haßt, verachtet, unterdrückt was nicht chineſiſch iſt. Dieſe Zähigkeit der chineſiſchen Nation muß man billigerweiſe bewundern. Wie oft ſind ſie nicht von fremden Völkern unterjocht worden, und immer wurden ſie wieder die Herren ihrer Unterdrücker, ſie gaben ihnen den chineſiſchen Stempel, die chineſiſche Tracht, chineſiſches Ceremoniell, chineſiſchen Verwaltungsmechanismus, ſo daß im Grunde China immer von Chineſen regiert wurde, mochte die Dynaſtie welchen Urſprungs immer ſeyn. Dieſe Unverwüſtlichkeit der chineſiſchen Nationalität zeigt ſich auch in der Ausbreitung des Menſchenſchlages, der an den Südufern des Amur alle Härten eines nördlichen Continentalklima's ertragen gelernt hat, während er immer noch ſeine Eigenthümlichkeit unter den Tropen in dem heißen Canton behält. Es gab eine Zeit, wo man noch wähnte der chineſiſche Aufſtand ſey ein Product der proteſtantiſchen Miſſionäre, und nach der Bertreibung der Mandſchu werde ein chriſtliches Reich, wenn auch à la chinoise beginnen. Spätere Ereigniſſe haben dieſen ergötzlichen Wahn bald verſcheucht. Der Chineſe iſt überhaupt unfähig einen Religionskampf zu beginnen, da er ſeinem ganzen Weſen nach religiös gleichgültig und tolerant in dieſem Sinne iſt. China iſt der einzige Staat ohne Staatsreligion, ja ſeine 300 oder 360 Millionen Bewohner ſind, wenn nicht geradezu Atheiſten, doch ohne eine Religion, welche Gottesverehrung zum Ziel hat, es fehlt ja bekanntlich der chineſiſchen Sprache vollſtändig an einem Ausdruck für die Gottheit. Die chineſiſchen Philoſophen haben ihrer Nation keine Religion hinterlaſſen, denn die Anbetung perſonificirter Naturkräfte, und die Verehrung der Abgeſchiedenen war im Grunde nur zur Befriedigung der Phantaſie des Pöbels erdacht; der Buddhismus aber iſt eine Religion ohne Gottheit, er iſt überhaupt nur ein Receipt gegen die Qualen der Seelenwanderung. Es hat nun in China wiederholt Religionsverfolgungen gegen Buddhiſten, Mohammedaner, Chriſten ꝛc. gegeben, allein immer nur aus politiſchen Motiven. „Wenn ihr die Chineſen zu Chriſten bekehrt hättet, ſagte der Kaiſer Yeungtſching (1724) den Jeſuiten, was würde dann aus uns werden? Unterthanen Eurer Könige! Die Chriſten, denen ihr lehrt daß ſie keine Autorität als Euch anerkennen ſollen, würden bei Empörungen auf keine andere Stimme hören.“ Das Chriſtenthum iſt der chineſiſchen Geſellſchaft gefährlich, und deßhalb, aber auch nur deßhalb wird es nicht geduldet.

Man ſollte immer meinen daß die Chineſen, welche ſo gewerbfleißig, erfinderiſch und techniſch gebildet ſind, für die Europäer die tiefſte Bewunderung fühlen müßten, wenn ſie ihre mächtigen Inſtrumente, ihre Schiffe, Dampfer, ihre Waffen, Uhren, Ferngläſer ꝛc. zu Geſicht bekämen. Der Chineſe ſchließt daraus aber nicht auf hohe Qualitäten der Nationen welche dergleichen Kunſtwerke produciren, ſondern er ſieht darin nur eine zufällige ſinguläre Begabung. Er ſetzt das in einen Rang mit den ſeltſamen Eigenſchaften, die Elephanten oder andere wilde Thiere zeigen; er ſchließt daraus nicht daß die Europäer eine höhere Ausbildung beſitzen, ſondern er wundert ſich höchſtens über das Spiel der Natur, welche „Barbaren“ mit dergleichen Fähigkeiten ausſtattete. Die Bewohner Cantons haben nun ſeit drei Jahrhunderten Verkehr mit Europäern gepflogen, ohne daß ſich ihre Geringſchätzung gemildert hätte.

Ein Krieg mit einem ſolchen Volke iſt jedenfalls eine undankbare Aufgabe. Der Chineſe würde einen vortrefflichen Soldaten liefern, denn an Muskelſtärke fehlt es ihm nicht, da die Chineſen die Laſtträger in allen aſiatiſchen Hafenplätzen geworden ſind. Es fehlt dem Chineſen auch nicht an Muth, wie man gewöhnlich annimmt, denn er hat dieſe Eigenſchaft oft gegen Europäer gezeigt, und bewährt ſie beſtändig als Seeräuber. Er iſt auch im höchſten Grad mäßig, wenn er nicht bereits an die Vergiftung mit Alkohol oder Opium gewöhnt iſt. Allein ihre Bewaffnung beſteht nur aus roſtigen Luntenflinten, ihre Geſchütze werden ſchlecht bedient, ihre Verſchanzungen ſind ohne Kunſt angelegt, ihre taktiſche Unbildung iſt europäiſchen Truppen gegenüber wirkungslos, und jedes Gefecht mit ſolchen Truppen iſt etwa einem Kampf von Bauern gegen die Königin auf dem Schachbrett zu vergleichen. Die Helme dieſer Truppen ſind aus Papier verfertigt, und es klingt komiſch wenn der Herr des himmliſchen Reiches den Garniſonen der Städte anbefahl, bei der Durchreiſe einer europäiſchen Geſandtſchaft „recht furchtbar“ zu erſcheinen. Die Britten beſitzen jetzt eine Waffe, welche in einem Krieg mit China von entſcheidendem Erfolg wäre, nämlich eine Flotte von Dampfern jeglicher Größe. Mit ſolchen Fahrzeugen vermöchten ſie auf den großen Flüſſen tief in das Herz des Landes zu dringen, ſich raſch zu bewegen, immer den Rücken und die Verbindung mit der Küſte zu unterhalten, und den Schrecken ihres Namens durch das große Reich zu verbreiten. In einem ſolchen Falle hätten die Mandſchu nur noch Einen Trumpf auszuſpielen, nämlich das Aufgebot der acht tatariſchen Banner. In dem letzten engliſch-chineſiſchen Kriege wurde der Tſchakar oder die acht Banner einberufen, allein man beſiegelt die Truppen in der Nähe von Peking. Pater Hyc traf mit einem Officier dieſes Aufgebots zuſammen, und erzählt in ſeinem erſten Werke (I. p. 52) darüber folgendes: „Der Tſchakar iſt in

Digitized by Google

acht Banner oder chinesische Pa-ki eingetheilt, welche sich durch die Namen ihrer acht Farben unterscheiden. Wir fragten den Mann, welchen militärischen Rang er unter dem blauen Banner bekleidet habe. Als die Banner des Tschakar, erzählte er, vor etwa zwei Jahren gegen die Rebellen des Südens (Britten) aufbrachen, hatte ich den Grad eines Tschwanda. Anfangs hielt man die Sache für geringfügig und glaubte nicht an ein Aufgebot des Tschakar. Die Landwehr der Kitat (Chinesen) brach zuerst auf, richtete aber nichts aus; die Banner der Solon setzten sich dann in Bewegung, konnten aber nicht die Hitze des Südens ertragen; endlich schickte der Kaiser und seinen heiligen Befehl. Noch an dem nämlichen Tage brachen wir gegen Peking auf, und von Peking führte man uns nach Tientsin, wo wir drei Monate blieben. — Habt ihr gefochten? Habt ihr den Feind gesehen? — O nein! er hütete sich wohl zu erscheinen. Die Kitat wiederholten uns aller Orten daß wir einem sichern und nutzlosen Tode entgegengiengen. Was wollt ihr denn, sagten sie, gegen die Wasserbestien anfangen? Sie leben im Wasser wie die Fische. Wenn man es am wenigsten erwartet, erscheinen sie an der Oberfläche und schleudern brennende Situa (Wassermelonen). Sobald man den Bogen spannt um sie mit Pfeilen zu beschießen, tauchen sie unter das Wasser wie die Frösche. Auf solche Art suchte man uns Furcht beizubringen, aber wir Soldaten der acht Banner wissen nicht was Schrecken ist. Kaum hatten die Rebellen vernommen daß das unbezwingliche Aufgebot des Tschakar anrücke, bekamen sie Angst und baten um Frieden. Der heilige Meister (Kaiser) hat ihnen in seiner gränzenlosen Barmherzigkeit die Bitte gewährt, und wir sind dann nach unsern Weiten heimgegangen um wieder unsere Heerden zu hüten." Diese nomadische Heeresmacht ist berittten und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie führen auch Säbel an der linken Seite, die der Reiter aber rückwärts herauszieht um nicht den rechten unbewaffneten Arm bei diesem Geschäfte einer feindlichen Waffe auszusetzen. Ob diese unbezwinglichen acht Banner ein Carré europäischer Infanterie niederzureiten vermöchten, aber ob sie gegen eine Raketenbatterie Stand halten werden, muß die Erfahrung erst lehren. Im Grunde aber bleibt alle europäische Kriegskunst machtlos gegen ein Volk von 300 Millionen welches von nationalem Dünkel beseelt jeden Fremden herzhaft verachtet. Wohl vermöchten die Engländer alle chinesischen Armeecorps zu zerstreuen, alle zu Schiff erreichbaren Städte zu bombardiren und niederzubrennen, aber zuletzt würde doch nichts mehr erreicht werden als eine zweite Auflage des Friedens von Nanking, den die Chinesen erst noch vollständig erfüllen sollen.

Man stellt sich gern vor, als ob der Aufstand „des jüngern Bruders Christi" einen Krieg gegen die Mandschu begünstigen müßte. Das ist nun allerdings außer Frage, denn ein brittischer Kriegszug würde der erlöschenden Dynastie den Rest geben. Nur würde die Lage der Europäer durch diese Wendung nicht verbessert werden. Welche Bedeutung auch immer für die Chinesen der Sieg des Aufstandes haben könnte, den Europäern sind die Rebellen jedenfalls nicht hold, denn sie fechten gegen die Fremdherrschaft der Mandschu, und ihre Bewegung hat den Sinn einer nationalen Reaction gegen eine nicht chinesische Gewalt. Alle Empörungen in China, die mit der Vertreibung einer fremden Dynastie endigen-wollten zum Nachtheil des Völkerverkehrs aus, weil die Chinesen hinterdrein nur begieriger zu ihrem Abschließungssystem zurückkehrten. Der Fremdenhaß ist die populärste Regung in China, und eine neue Dynastie würde nicht damit beginnen dürfen den „Barbaren" aufsässige Privilegien zu gewähren. Es liegt daher im Interesse der Britten, die Mandschu keiner neuen Demüthigung und Erniedrigung auszusetzen, sondern die Miene beizubehalten, als bestände nur Fehde mit dem Pöbel einer einzigen Stadt. Glücklicherweise für die Engländer hat Canton, also auch ihre Colonien auf der Insel Hongkong, sehr bedeutend von ihrem mercantilen Rang eingebüßt, namentlich hat seit Eröffnung der fünf Häfen Schang-hai von Jahr zu Jahr eine höhere Bedeutung gewonnen, während Canton mehr und mehr verdunkelt wird. In Schang-hai herrscht durchaus nicht der Fremdenhaß, wie in den südlichen Provinzen, und wenn das Theater der Feindseligkeiten durch stillschweigendes Uebereinkommen beider Parteien auf Kuang-tong beschränkt bleibt, so wird auch der Hauptzweig des chinesischen Handels vor gänzlicher Stockung bewahrt bleiben, das einzige und das nächste Ziel welches die jetzige brittische Regierung zu erreichen suchen wird.

Ueber die europäischen Diebssprachen.

Die „Revue Contemporaine" bespricht in einer längern Abhandlung das neueste Werk Francisque Michels, das den Titel führt: „Etudes de philologie comparée sur l'argot et sur les idiômes analogues parlés en Europe et en Asie," und das die Entwicklung einer vom französischen Institut gekrönten Denkschrift ist. Man sieht in dieser Beurtheilung unter anderm: Obwohl Charles Nodier in seinen „Notions de linguistique" den Spitzbuben viel Einbildungskraft und einen höchst erfindungsreichen Verstand zuerkennt, spricht er ihnen die Fähigkeit sich ein unreigenes Idiom zu schaffen doch in folgenden Worten ab: „Keine besondere Gesellschaft kann sich, in der Sprache der gemeinschaftlichen Gesellschaft, eine Sprache schaffen welche der Form jener entrückt ist und nicht die Elemente derselben an sich trägt." In allen Sprachen kürzt man die Ausdrücke ab deren man sich oft bedient. In England und vielen andern Ländern werden die so verstümmelten Worte, wenn sie in der Umgangssprache einmal Aufnahme gefunden haben, bald auch geschrieben; in Frankreich dagegen sind derartige Ausdrücke nur unter den niedrigsten Volksclassen im Gebrauch, und es bedarf außergewöhnlicher Umstände um sie allgemein werden zu lassen. Zu den Zeiten der bürgerlichen Unruhen wiederhallten einige solcher Ausdrücke, nachdem sie von verschiedenen Factionen gebraucht worden waren, im Geschrei der Menge, und giengen von hier aus in Flugschriften und Bücher über. Die Pamphletäre der Fronde sagen Maza statt Mazarin, und die Unzufriedenen bedienten sich dieses Namens ohne Zweifel lange vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten; das Wort *ariste* genoß erst im Jahr 1848 die Ehre auf der Rednerbühne genannt zu werden; allein es war, wenn man dem Verfasser des Werks über „die Verschwornen" glauben darf, in den geheimen Gesellschaften schon in den ersten Jahren der Re-

Digitized by Google

gierung Ludwig Philipps im Gebrauch. Die Orientalisten, d. h. die sogenannten Spuckreiniger des Rothwälsch, gebrauchen für redemption (Erlösung), im Sinn von Gnade, *redam;* für bénéfice (Wohlthat) *bénef;* für acharnement (Erbitterung) *achar;* für escroc (Gauner) *es;* für rendez-vous (Stelldichein) *rendèe;* für voiture (Wagen) *voite.* Oft fügen sie diesen Wörterstümmeln Phantasie-Endungen bei, welche deren Natur vollständig ändern; statt briseur und bourreau (Henker) sagen sie *brimar;* statt guichetier (Thürsteher) *guichemar;* statt Perückier *perruquemar;* statt Boutique *boutanche;* statt Präfectur *préfectanche;* statt Versailles *Versigo.* Ohne Zweifel gebrauchen sie in Folge einer derartigen Umänderung *orphelin* (Waise) für *orfrere* (Goldschmied). Letzteres Wort wurde anfangs wahrscheinlich auf eine einzige Sylbe reducirt, und irgend ein Dieb wird es in guter Laune durch eine Art Calembourg ergänzt haben. Wenn die Ausdrücke um deren Abkürzung es sich handelt, zu kurz sind als daß sie noch kürzer gemacht werden könnten, so erhalten sie nur eine Endung welche ihre Physiognomie ändert; *là* (dort) z. B. wird lago; là-bas (da unten) *labago;* ici (hier) *icigo* oder *icicaille* u. s. f.

Dieses Verfahren, und jedes andere ähnliche, bildet den materiellen und technischen Theil der Diebssprache; allein es hat auch seine geistige und zuweilen selbst seine poetische Seite. In dieser Sprache werden die Maler *créateurs* (Schöpfer) genannt; die Wachthunde Alarmisten; die Erde die erzeugende. Die, wie dieses, aus einem Mittelwort der gegenwärtigen Zeit abgeleiteten Hauptwörter sind ungemein zahlreich; luisant (leuchtend) bedeutet jour (Tag); *tournante* (drehend) clef oder Schlüssel; *soutenante* (unterhaltend, stützend) canne oder Rohr; insinuant (einschmeichelnd) Apotheker; *relevante* (aufrichtend) moutarde, d. h. Senf u. s. w.

Im italienischen Rothwälsch (der dem Furbesken) bedeutet pincer (Bezugsen) Ducaten; im spanischen (oder dem *germania*) nennt man die Realen (die Geldmünzen nämlich) amigos oder Freunde, und unter dem Wort alegrin, Heiterkeit, versteht man eine Kneipe. In der ersten dieser Sprachen heißt das Auge Laterne; in der zweiten hat es denselben Namen, wird überdieß aber auch Leuchtfeuer (fanal) genannt.

Das Furbeske ist ein geistreicheres Kauderwälsch und weit weniger roh als alle andern derartigen Idiome; die Keckheit verschwindet darin unter der List; das Zotige verbirgt sich unter der eleganten Feinheit des Ausdrucks. Das Wort veloce, schnell, dient darin zur Bezeichnung der Stunde; der Liebende, diesen italienische Liebende, der stets bereit ist seinen Freunden mit seinen Klagen und Seufzern, die er nöthigenfalls in Sonette verwandelt, die Ohren vollzuschreien, erhält den bezeichnenden Namen bramoso; der Unwissende dagegen bekommt das edle Epitheton gentiluomo (Edelmann).

Das englische, minder zarte, Rothwälsch nähert sich durch seine malerischen und cynischen Kraftausdrücke mehr dem französischen; die Uhr, die toquante (Schlagwerk), wie in Frankreich das Volk sagt, heißt auf der andern Seite des Canals tattler, Schwätzer. In Paris ist ein Neger ein mal blanchi (schlecht Gewaschener); die Londoner Spitzbuben bezeichnen ihn mit der ironischen Benennung snow-ball, Schneeball, oder mit lily-white, Lilienweiße; die Soldaten heißen lobsters, Seekrebse, wegen der Farbe ihrer Uniformen.

Die russischen Diebe nennen eine Eisenstange oder einen dicken Stock Champagnerwein, während in Folge der nämlichen, nur in umgekehrtem Sinn angewandten, Metapher die abscheulichsten Kneipen der Pariser Barrieren oft bon Schild à l'assommoir, zum Bleiknüppelstock, führen. Niemand wird die kostbaren Verbindungen der Polizeispione mit den Dieben entschuldigen, und doch nöthern sie sich ihnen durch mehr als eine Redensart. Die Zähne werden von den Spitzbuben mobilier genannt, von den Spionen ameublement de la bouche (Möblirung des Mundes); letztere nennen die beiden Schwestern das was jene mit dem Wort Zumellen (Zwillinge bezeichnen; endlich bedeutet in der Diebssprache der Ausdruck tranche-ardent die Pulsschere, und im Gassenstyl heißt: „Unnützer (inutile), nimm das Ueberflüssige dieses Brennenden (ardent) weg," so viel als: „Lakai, putz das Licht."

Diese Beispiele werden zeigen daß sich die Diebssprachen fast aller Orten mehr oder minder gleichen, daß diese Aehnlichkeit aber nicht auf einen gemeinsamen Ursprung hinweist, sondern nur ein Beleg für die Identität der Principien ist auf welchen diese Umgangssprachen beruhen. Diese strenge Einheit der Methode gestattet dem Rothwälsch also, sich jeden Tag auf dem Laufenden der wissenschaftlichen und gewerblichen Entdeckungen zu halten, und während wirkliche, regelmäßige Sprachen gezwungen sind fremde Wörter zuzulassen oder griechische Zusammensetzungen zu schmieden, die oft in grellem Mißklang zum ganzen Wörtervorrath stehen, erweitert sich das Kauderwälsch der Diebe leicht und einfach, kraft der Principien welche seiner Bildung zu Grunde liegen. Die Kartoffel oder der Erdapfel (ein Name welchen Ludwig XVI und Parmentier aufbrachten) heißt in der Diebssprache Schweinsorange (orange à cochons). Nach Erfindung der Banknillette nannte der Bagno sie faltots gurutés, vom Namen Garat, dem Cassier der sie unterzeichnete. Fafiot! hört ihr nicht das Rauschen des Seidenpapieres? Das Tausendfrankbillet ist ein männlicher Fafiot, das Fünftundertfrankbillet ein weiblicher Fafiot.

Notizen über die Peiong im niederländischen Indien.

Weil es auf den sundischen und molukkischen Inseln alljährlich mehrere Monate fast täglich, und dabei sehr oft den Wolkenbrüchen ähnlich regnet, sind Regenschirme, hier Peiong genannt, den Bewohnern dieser Länder, namentlich den Frauen unentbehrliche Utensilien. Allein nicht nur um sich vor Regen, sondern auch um sich vor den heißen Strahlen der Sonne zu beschirmen, benutzen Eingeborne, Chinesen, Mischlinge und viele inländische Weiße beiderlei Geschlechts eine und dieselbe Sorte Peiong, welche man in Europa nur als Regenschirm benutzen würde. Da nur die hier anwesenden Europäerinnen, manche inländische Weiße oder deren Frauen und Kinder einen Unterschied im Gebrauch der Peiong kennen und sich beim Sonnenschein der Peiong Kitjil (d. i. kleiner Schirm, wie die verschiedenen Sorten der europäischen Sonnenschirme hier genannt werden) bedienen, so ist es sehr wahrscheinlich daß alle diejenigen der hiesigen Bewohner die noch niemals euro-

Digitized by Google

päische Luft einathmeten, unter dem Namen „Peiong“ einen jeden Schirm begreifen, der ebenso gut vor Regen wie vor Sonnenstrahlen beschirmt. [1] Wie man sich leicht denken kann, ist der Bedarf an Peiong im niederländischen Indien sehr bedeutend, und namentlich sind Chinesen Verkäufer und Fabrikanten derselben. Die chinesischen Peiong sind von sehr starkem Papier, und deren Stöcke und Stäbchen von sehr leichtem aber dennoch festem Holz gefertigt; das Papier ist mit Oelfarbe gefärbt, wodurch es sehr an Festigkeit gewinnt. Diese Peiong sind etwas leichter wie unsere seidenen Regenschirme, und dabei sind sie auch ungemein wohlfeil, denn in Java's Hauptstädten und zu Macassar kostet ein solcher chinesischer Regen- und Sonnenschirm gewöhnlich nur 50 Cent (beiläufig 5 Neugroschen); wie billig müßten diese Peiong erst sein wenn man sie in großen Quantitäten einkaufte und mit baarem — bei Chinesen so sehr beliebten — Silbergeld bezahlte? Um den Europäern nachzuahmen, wird es bei malayischen und javanischen Frauen immer mehr gebräuchlich sich der europäischen Regenschirme zu bedienen, allein wenn auch diese dauerhafter wie chinesische Peiong sind, sind letztere hier doch weit zweckmäßiger wie die geringeren Sorten des europäischen Fabricates; denn obschon die chinesischen Schirme leichter wie die europäischen zerreißen, so sind sie doch undurchsichtig im Sonnenschein und beschirmen die darunter befindlichen Personen auch besser wie cattune Regenschirme vor Regentropfen, der Verbiegung der Fischbeinstäbe durch die Sonnenhitze gar nicht zu gedenken. Jedoch nicht nur zum Schutz gegen Nässe und Hitze, sondern auch als der Distinctionszeichen bedient man sich im niederländischen Indien der Peiong, denn es gibt gewisse Sorten solcher Schirme vor welchen Ehrbewiesungen gethan werden müssen, indem sie den Rang des darunter gehenden, reitenden oder sitzenden Individuums andeuten sollen. [1] Wenn es nun auch nicht einem jeden gestattet ist sich dergleichen Peiong zu bedienen, kommt es doch sehr häufig vor daß Wachtmannschaften unter die Waffen treten, Schildwachen ihre Gewehre präsentiren und dergleichen mehr Militärhonneurs vor einem Peiong verrichten, während diese doch nur den rechtmäßigen Eigenthümern solcher verliehenen Schirme gebührt.

Die Peiong der Provinzialgouverneurs und Residenten sind oben über und über vergoldet, während die (beim Aufspannen) untere Seite der Schirme weiß oder gelb colorirt ist, sie sind etwa einen Fuß breiter und deren Stöcke $1\frac{1}{2}$ Fuß länger wie europäische Regenschirme. Die Peiong eingeborner Häuptlinge auf Celebes und den Sundainseln sind an der obern Seite von grüner oder blauer Farbe, und je nach dem Range des berechtigten Inhabers mit drei, zwei oder nur einem breiten vergoldeten Streifen (Cirkel), auf der untern Seite durch Vergoldung oder auch nur mit Figuren von gelber Farbe verziert, die Stöcke dieser Schirme sind 8 bis 10 Fuß lang. Im niederländischen Indien haben die constituirten Eigenthümer solcher Distinctionsschirme großentheils gleichen Rang mit Generalmajors und Obersten der Armee, und daher werden die Militärs auch instruirt, solchen etwa bei ihren Wachen vorbeigehenden Civilbeamten und eingebornen Häuptlingen — welche von den Kriegsleuten natürlich an nichts anderem als ihren aufgespannten Regen- und Sonnenschirmen erkannt werden — die gebührenden Honneurs zu erweisen. Nun ist es aber hier bei den hohen Herren keineswegs Gebrauch solche Ehrenzeichen selbst zu tragen, sondern diese Arbeiten müssen Dienstboten verrichten, und obgleich die hiesigen Militärs — gleichviel von welchem Range — ihre Epaulette, Orden und dergl. m. Decorationen selbst zu tragen pflegen, so tragen die hohen holländischen Civilstaatsdiener und die eingebornen Häuptlinge die ihnen verliehenen Ehrenpeiong doch fast niemals selbst, weßhalb auch öfters ein Versehen mit den zu leistenden Ehrenbezeigungen vorkommt. Häufig folgen die Dienststeute welche die Schirme tragen, reitend der Equipage ihrer Herren, gewöhnlich folgen sie denselben aber zu Fuß, während deren Herren reiten. Da nun die allzu hohen und breiten Ehrenpeiong oft mit beiden Händen festgehalten werden müssen und die Schirmträger beim Gehen oder Reiten gar sehr geniren, so sind die hohen Herrschaften ihren Schirmträgern oft um viele Schritte voraus und werden somit von dem Militär nicht gebührend begrüßt. Zuweilen stehen aber Schirmträger auch mit aufgespannten vergoldeten Peiong dasig hinten auf der unbesetzten Pendl (Kutsche) ihrer Herren, und werden deßhalb mit den ihren Herren gebührenden Militärhonneurs complimentirt.

Wenn nun, wie oben erwähnt, gewisse Sorten der Regen- und Sonnenschirme eine besondere Auszeichnung farbiger Noblesse und hoher Staatsdiener sind, so verweinen die christlichen Nonia und Nona (Frauen und Fräulein) auf den Molukken sich ebenfalls vor ihren ungetauften Nebenmenschen auch dadurch auszeichnen zu müssen daß sie beim Ausgehen sich europäische, über ihre Häupter aufgespannte Regenschirme von heidnischen Sklaven oder Dienststeuten nachtragen lassen; auch viele getaufte Herren lassen sich daselbst diese Dienste von Dienstboten erweisen, obschon auf den molukkischen Inseln nicht der Ehrenpeiong, sondern eigenhändig zu tragende Stöcke mit goldenen oder silbernen Knöpfen die distinctiven Zeichen der Häuptlinge (Radja, Orankaija, Oranbua u. s. w.) sind.

Bei einigen Völkern, namentlich den Javanen, ist es üblich mehrere aufgespannte Peiong bei den Leichenzügen über die Särge zu halten, nichts destoweniger wird auch ein solcher Schirm auf das Grab gestteckt und dort zurückgelassen.

Als etwas hier ganz eigenthümliches ist noch zu erwähnen daß viele Officiere der Armee sich bei ihren Dienstverrichtungen der Peiong bedienen, denn nicht selten geschieht es daß ein wachthabender Capitän oder Lieutenant des Nachts anstatt mit dem Degen, mit dem aufgespannten Schirme in der Hand die Ronde macht und so die Parole empfängt.

[1] Kleine Dächer welche über die im Freien stehenden Geschütze — um diese vor dem nachtheiligen Einflusse der Nässe und Hitze zu beschützen — angebracht werden, nennt man hier auch Peiong.

[1] Hierbei ist zu bemerken daß, wenn auch weder Sonnenschein noch Regen dazu Veranlassung bietet, solche Peiong dennoch aufgespannt werden, nur um die Qualität der Inhaber bemerklich zu machen, zumal da sehr oft zwischen den Civilstaatsdienern und Officieren der Armee Disharmonie herrscht.

Digitized by Google

Die Sklavenstaaten der amerikanischen Union.

Unter dem Titel: „A Journey in the Seabord Slave States; with Remarks on their Economy," hat Hr. Frederick Law Olmsted, Verfasser der „Walks and Tales of an American farmer in England," im verflossenen Jahre zu London ein Werk herausgegeben, das vielfach neues Licht auf die Zustände in den amerikanischen Sklavenstaaten wirft, und wohl verdient auch auf dem europäischen Festland näher gekannt zu werden. Die englischen Blätter, namentlich die „Times", besprachen dieses Werk kürzlich in längeren Artikeln, wobei sie dem Sammelfleiß, den Talenten und der feinen Beobachtungsgabe des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und namentlich darauf aufmerksam machen daß der geistige wie der materielle Fortschritt durch das Sklavenwesen großen Eintrag erleide. Dabei wird aber auch bemerkt daß in den sklavenfreien Staaten mannichfache irrige Begriffe über die Zustände im Süden der Union herrschen, zu deren Beseitigung Hrn. Olmsteds Werk wesentlich beitragen werde. Wir lesen darin unter anderm: „Die Bewohner des Nordens besitzen bis jetzt noch ziemlich mangelhafte Kenntnisse über den Süden, meist aus nicht sehr zuverlässigen Quellen, aus Novellen oder aus Erzählungen flüchtiger Sklaven. Die nordstaatlichen Reisenden im Süden sind meist Kaufleute, die ihren persönlichen Geschäften nachgehen; oder Invaliden, welche den Winter an sonnigfreundlichen Orten zubringen wollen; oder reiche Leute, die bei gastfreien Verwandten Zerstreuung und Vergnügen suchen, um gesellschaftliche Zustände aber sich nicht kümmern. Daneben besitzt der Süden keine bedeutende eigene Litteratur, aus welcher der Norden Belehrung schöpfen könnte; was an litterarischen Erzeugnissen vorhanden ist, hat seinen engbeschränkten speziellen Zweck, und ist meist auf die Einbildungskraft oder auf Streitfragen berechnet. Von den Bewohnern selbst, seyen es Schwarze oder Weiße, Belehrung erlangen zu wollen, ist weit schwieriger als in Europa. Ich war somit fast ganz auf mich beschränkt, und muß gestehen: ich habe von dem was ich nicht geahnt weit mehr, von dem was ich erwartet weit weniger gesehen als in irgendeinem der vielen andern Länder welche ich durchreiste."

Die lehrreichsten Capitel in Hrn. Olmsteds Werk sind die über Virginien, die beiden Carolina, Georgia, Alabama und Louisiana. Da wir ihm indeß nicht in alle diese Staaten folgen können, so beschränken wir uns auf Virginien, den ältesten Sklavenstaat in der Union: im Jahr 1620 wurden die ersten Sklaven in denselben eingeführt. In dem gleichen Jahre nämlich in welchem das Schiff Mayflower die ersten freiwilligen Auswanderer nach Neu-England brachte, wurde auch eine Ladung von zwanzig Schwarzen, unmittelbar aus Afrika, von einem holländischen Schiff im James River ans Land gesetzt, verkauft und so unter die Pflanzer der Colonie vertheilt. Auf diese Weise hat Virginien eine mehr als zweihundertjährige Erfahrung bezüglich seiner sogenannten „domestic institution" für sich, und war im Stande in denselben mannichfache Verbesserungen einzuführen die nicht ohne günstige Wirkung auf die Neger geblieben sind. Grausame Behandlung ist zwar immer noch nicht selten, gehört jedoch, trotzdem, zu den Ausnahmen und wird von den Pflanzern selbst höchlich mißbilligt. Sieht man daher von solchen gelegentlichen Brutalitäten ab, denen die Neger ausgesetzt sind, so läßt sich behaupten daß, im ganzen genommen, gut für sie gesorgt ist, und daß sie weniger Grund haben sich über die Sklaverei zu beklagen als ihre Herren selbst. Sie sind namentlich gut genährt, und ihre ganze Lebensordnung, wie wir diese auf S. 108—111 des Olmsted'schen Werks geschildert finden, bildet einen günstigen Gegensatz zu der des europäischen Arbeiters. Auch ihre Wohnungen sind, wenigstens dem Anschein nach, ziemlich bequem eingerichtet, und ihre Kleidung entspricht ihrer Beschäftigung und den klimatischen Verhältnissen des Landes. Selbst die geistlichen und sittlichen Zustände der Neger haben sich nach dem übereinstimmenden Zeugniß einer Menge der achtbarsten Eigenthümer in hohem Grade gebessert, besonders im Laufe der letzten zwanzig bis dreißig Jahre. „Sie können zwar, sagte einer dieser Pflanzer, die Neger auf den isolirten alten Pflanzungen im Hinterland setzt noch gerade so finden wie ich als Knabe sie gesehen habe, dumm und hinbrütend, und ohne höhere Intelligenz als die welche sie aus Afrika mitgebracht. Ueberall aber wo das Land stark bestedelt ist, haben sich ihre Verhältnisse weit günstiger gestaltet. Sie werden menschlicher behandelt, sind besser genährt und haben weit mehr „Vorrechte" in Betreff ihres Erziehungswesens." Letztere Behauptung hatte für Hrn. Olmsted etwas auffallendes, allein man sagte ihm, es sey damit gemeint: daß die bezüglich ihrer gottesdienstlichen Versammlungen erlassenen gesetzlichen Beschränkungen thatsächlich nicht mehr in Ausführung gebracht würden, und daß sie, in Folge der Schlaffheit der Aufseher, in dieser Hinsicht großer Freiheit genössen. Wenn übrigens die religiöse und sittliche Lage der Sklaven, meint Hr. Olmsted, auch noch viele dunkle Seiten zeige, so dürfe man dieß den Negern nicht allein zur Last legen; die Hauptschuld liege an ihren Lehrern und Predigern, so wie an dem Institut der Sklaverei selbst, die, so lange die Welt stehe, menschliche Gefühle, Hochherzigkeit, Ehrlichkeit und Treue nicht aufkommen ließ. Die Neger besitzen zwar unbestreitbar eine große Vorliebe für greifbare äußerliche Religionshandlungen, für die Untertauchung der Wiedertäufer, die Ceremonien der Episkopalen, oder die mit Stentorstimme abgehaltenen Predigten der Lagerversammlungen; allein ihre Religionsbegriffe sind dabei doch so roh, daß sie auf ihr Betragen nur geringen Einfluß zu üben vermögen. Ein Onkel Tom ist, wie man allgemein annimmt, eine Neger-Unmöglichkeit, und Lügenhaftigkeit und Dieberei, diese charakteristischen Eigenschaften der Neger, werden als eingewurzelte Uebel geschildert. Sie werden, sagt man, selbst in ihren Gebeten zu Gott fügen, und fast allgemein stehlen sie wenn sie eine Gelegenheit dazu haben. Man hat mir, sagt Hr. Olmsted, als eine auffallende Thatsache erzählt daß überall auf den Pflanzungen eigenthümliche, in Fleisch und Blut der Neger übergegangene agrarische Begriffe herrschen; daß die Neger behaupten, das Resultat der Arbeit gehöre von Rechtswegen dem Arbeiter, und daß sich auf diesen Grund hin selbst religiösgesinnte gerechtfertigt fühlten wenn sie „Massa's" Eigenthum zu ihrem eigenen zeitlichen Vortheil verwenden. Sie nennen dieß „nehmen," und unterschreiben es aufs genauefte wenn „Stehlen," — was beweist daß sie doch gewisse innere Ueberzeugungen, wenn auch beschränkter Art, besitzen. Als Beispiel wird eine alte Negerin angeführt, welcher man Vorwürfe darüber machte daß sie einige der Pflanzen ihrer Herrin „genommen" habe. Sie erwiederte: „man solle nicht sagen sie sey gottlos; Alt-Xantichen Anna sage, die armen farbigen Leute haben ein Recht sich alles „anzueignen" was von der weißen Leute Gottesfegen ihnen in den Weg fällt." Eine sonderbare Entwicklung der Immoralität der Neger liegt ferner in ihrem wachsenden

Digitized by Google

Hang zum Spiel. So erzählt Hr. Olmsted, in Richmond sey neulich die Polizei in einen Spielkeller eingedrungen und habe darin etwa zwanzig Neger bei „hohem Spiel," nebst allen Zubehörden einer Spielhölle erster Classe, getroffen. Als man die Neger ins Wachthaus brachte, zeigte sich auch einige darunter waren „welche zuvor im Rufe höherer Frömmigkeit gestanden." Dieser Charakterzug wird an einer andern Stelle folgendermaßen erklärt: „Früher herrschte bei den Sklaven die Gewohnheit sich Abends und an Feiertagen mit Tanzen zu erlustigen, und sie fanden große Freude an dieser Unterhaltung. Endlich predigte man gegen diese Gewohnheit, und die Folge davon ist daß das Tanzen jetzt sehr „außer Mode" kommt, daß aber die jungen Leute zum Zeitvertreib an Feiertagen und in Mußestunden sich dem Spiel und noch schlimmeren Dingen ergeben. Ich habe während dieser Feiertage weder Tanz noch sonst eine ihnen zur Erholung dienende Belustigung gesehen, mit Ausnahme etwa des Petarden-Abbrennens; alle ihre Unterhaltungen zeigten einen schlimmen Charakter."

Der Müßiggang, die Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit der Negerrace sind sprüchwörtlich, und werden von den Weißen als fast unheilbare Fehler betrachtet. Sie sind deßhalb sehr gleichgültige Arbeiter, und können kaum bei irgendeiner Maschinenarbeit verwendet werden. Einem „wohlunterrichteten Capitalisten und Sklavenhalter" zufolge erwarten sie fort und fort eine Maschine die ihre eigene Arbeit verrichten soll, und man kann sie nicht dazu bringen einer Maschine die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Alle Menschen sind von Natur anß träg, der Afrikaner aber übertrifft alle seine Brüder des menschlichen Geschlechts in diesem Hang unserer gemeinschaftlichen Natur.

Hr. Olmsted führt an, man gebe aus diesem Grunde den Negern stets nur die rohesten und plumpsten Werkzeuge, wie sie freie Arbeiter zu ähnlichen Geschäften nie gebrauchen würden. Der Einfluß dieser Thatsachen auf die geringere Productivität der Negerarbeit, die durch die Gesichtsdrisse der Negereigenthümer selbst bestätigt werden, ist ein Hauptgegenstand der Nachforschungen Hrn. Olmsteds, auf den daher auch wir die besondere Aufmerksamkeit lenken möchten. Ein anderer, Beachtung verdienender, ebenso nachtheilig wirkender Umstand ist die Geschicklichkeit der Neger in Erheuchelung von Krankheiten. Sie stellen sich beständig krank, übertreiben ihre Schmerzen, und klagen über Leiden bald an dieser bald an jener vitalen Stelle ihres Körpers. Eine wirkliche Krankheit, oder selbst ein ernster Unfall, wird von ihnen nicht selten als eine wahre Himmelsgabe betrachtet. So wurde z. B. einmal einem Neger durch den Fall eines Stücks Bauholz die Hand zerschmettert; nachdem sich seine Schmerzen einigermaßen gemildert hatten, rief er aus: „Gott sey gedankt — die Hand gehört dem Massa, und ich darf nun für dieses Jahr kein Korn mehr schneiden." Dieß erinnert uns an die Anekdote über den vom Regen überfallenen Neger, der lieber seinen Kopf als seinen Hut naß werden lassen wollte, da der Hut ihm, der Kopf aber dem Massa gehöre. Noch viel häufiger wissen die Neger, besonders der weibliche Theil derselben, ohne alle Ursache Vorwände aufzufinden um der Arbeit zu entgehen.

Es hat daher nichts auffallendes für uns, wenn wir Beweise über Beweise finden daß sich Virginien in einem vergleichsweise stationären, wo nicht rückschreitenden Zustande befindet. Ueber die Urbarmachung des Bodens bemerkt Hr. Olmsted: „Nicht mehr als ein Drittheil des Landes das man, von Washington herkommend, überstehen kann, ist anbaufähig gemacht; der Rest ist meist Tannenwald. Von dem anbaufähigen Lande scheint mehr nicht als ein Viertheil wirklich bebaut zu seyn, das übrige ist mit Brombergesträuch und anderm Gestrüpp, sowie mit langem, grobem, werthlosem Gras überwachsen." Aehnliche Beobachtungen, oder Erobachtungen welche zu denselben Schlüssen führen, machte Hr. Olmsted anderwärts auf seiner Reise, und die Zeitungen und öffentlichen Actenstücke der Virginier selbst liefern Beweise in Menge für ihr Zurückbleiben in der Cultur des Bodens. Aus einer Reihenfolge solcher Actenstücke entnehmen wir folgende leitende Einzelheiten: Virginien besaß vor der Revolution und bis zur Annahme der Föderal-Verfassung mehr Reichthum und eine stärkere Bevölkerung als irgendein anderer Staat der Union. Zur Zeit der Revolution hatte es nahezu eine zweimal so starke Bevölkerung als Pennsylvanien, war im Besitz eines weit größern Reichthums und verfügbaren Capitals, und hatte weitaus die besten natürlichen Hülfsmittel für äußern Handel und innern Verkehr. Von der ersten Stelle in Reichthum und politischer Macht ist es jetzt zur fünften bezüglich des ersteren, und zur vierten in Bezug auf die letztere herabgesunken. New-York, Pennsylvanien, Massachusetts und Ohio haben es überholt an Reichthum, und alle, mit Ausnahme von Massachusetts, an Bevölkerung und politischer Macht. Drei der obenerwähnten Staaten sind buchstäblich mit Eisenbahnen und Canälen überdeckt, und der vierte (Massachusetts) wenigstens mit Eisenbahnen. In Pennsylvanien übertrifft die Masse cultivirten Landes weit die des uncultivirten; in Virginien schrankt die Waglichale noch stark zu Gunsten des letztern. In Pennsylvanien kostet ein Acre Landes 25 Dollars baar Geld, in Virginien nur 8 Dollars. Sollte man etwa glauben dieser Unterschied zwischen dem Werth des Landes in Virginien und dem in Pennsylvanien rühre theilweise von dem fruchtbareren Boden in letzterm her, so läßt sich eine ähnliche Vergleichung mit dem andern angrenzenden freien und alten Staat New-Jersey anstellen, dessen Klima, der Nähe des Oceans halber, nur unmerklich von dem Virginiens abweicht, während der Boden, beide Staaten im Durchschnitt genommen, entschieden minder fruchtbar ist. Der durchschnittliche Werth des Farm-Landes in New-Jersey wird auf 44 Dollars für den Acre angegeben; der in Virginien beträgt, wie oben erwähnt, 8 Dollars. Die Hülfsquellen Virginiens sind jedenfalls sehr große, nur beklagen die Virginier selbst daß sie vergleichsweise unentwickelt und unbenützt sind. Diese Ansicht wurde von einem Candidaten für die dortige Legislatur in einer sehr launigen Rede vertreten, der wir, nach Hrn. Olmsted, folgende Stellen entnehmen: „Der Handel, sagte er, hat sich schon vor langer Zeit seine Segel ausgespannt, und ist von euch weggesegelt. Ihr habt bis jetzt nur eben Kohlen genug ausgegraben um euch an euren eigenen Herden zu wärmen; ihr habt den Stoßhammer Vulcans nicht angetzt um Götter-Schläge zu führen in euren eigenen Eisengießereien; ihr habt in euren Manufacturen bis jetzt nur so viel grobe Baumwolle gesponnen um eure eigenen Sklaven zu kleiden. Ihr habt keinen Handel, keinen Bergbau, keine Manufacturen gehabt. Ihr habt euch einzig und allein auf die Macht des Ackerbaues — und welch eines Ackerbaues! — gestützt. Eure Unaufmerksamkeit auf eure einzige Quelle des Reichthums hat euch die Schätze im Schooße der Muttererde verborgen behalten. Statt Vieh auf tausend Hügeln zu füttern, habt ihr lieber den stumpfschwänzigen Stier durch die Schilfgründe gejagt um euch zähes Beefsteak zu verschaffen. (Gelächter und Beifall.) Der gegenwärtige Zustand der Dinge hat in Virginien allzu lange gedauert. Der Grundbesitzer hat den Pächter geschunden, und der Pächter hat das Land geschunden, bis alles zusammen arm geworden ist. Ich habe eine Geschichte über den Zustand des Gedeihens unseres Ackerbaues gehört, deren Schauplatz ich aber weder dahin noch dorthin verlegen

Digitized by Google

will. Vor noch nicht langer Zeit sagte mir ein Gentleman in Washington, er habe eine Reise gemacht in einer County nicht hundert Meilen von diesem Platz hier, und sey einem unserer Bürger zu Pferd begegnet, mit vielleicht einem Sack Heu statt eines Sattels, ohne Steigbügel, und mit dem Leitriemen statt eines Zaums. Er habe zu ihm gesagt: „Fremder, wem gehört dieß Haus hier?" — „Es ist das meinige," war die Antwort. Sie kamen zu einem andern. „Wem gehört dieses Haus?" „Ebenfalls mir, Fremder; glaubt aber nicht daß ich so thöricht bin alles Land umher für mein Eigenthum anerkennen zu wollen." (Gelächter und Beifall.) Wir mögen Land besitzen, wir mögen Sklaven besitzen, wir mögen Ankerplätze und Minen besitzen; allein wenn es uns an an Einsicht fehlt, wenn wir kein vollständiges Unterrichtssistem einführen, so ist es ganz unmöglich daß wir jene Stufe der Wohlfahrt erreichen können die uns gebührt, und zu deren Erstrebung Virginien alle seine Kräfte aufbieten sollte."

Die Virginier wollen nicht zugeben daß die Sklaverei an ihren stationären und vergleichmeise rückschreitenden Zuständen schuld sey. Die Sklaverei ist ihnen durch den Handel welchen sie mit Sklaven treiben, durch die Züchtung, Aufziehung und Ausfuhr der Neger, so werthvoll geworden, daß sie gerne für immer sie beibehalten möchten, und daher ärgerlich werden wenn man behauptet sie sey nur ein Hemmschuh für ihre Wohlfahrt. Gemeinschaftlich mit dem obenerwähnten Redner, scheint es, verlangen sie laut eine bessere Erziehung, umfassendere Kenntnisse im Ackerbauwesen, Eisenbahnen, Canäle, Minen, Manufacturen, einen directen Handel mit Europa, und was dergleichen mehr ist. Allein wenn ihnen bis jetzt alle diese Dinge fehlen, wo anders liegt die Schuld als in ihrem Mangel an natürlicher Thatkraft und in ihren Institutionen? Kann das vorneyme Blut eines Theils ihrer Ansiedler und ihre consequente Abneigung gegen den Handel, sowie die schwächende Wirkung des Klima's diese belangreichen Uebelstände erklären? Hr. Olmsted glaubt dieß nicht, und schließt daraus daß in der „Sklaverei allein der Grund der Verschiedenheit zwischen dem Werth des Eigenthums und der gesammten commerciellen und industriellen Wohlfahrt in Virginien und den benachbarten freien Staaten liege." Wir können natürlich seine Ansichten aus eigener Erfahrung nicht bestätigen, glauben aber sagen zu dürfen daß uns seine Schlußfolgerung eine wichtige scheint.

Die Frage welche sich naturgemäß erhebt, ist: wie kommt es daß man die freie Arbeit, wenn sie einen um so viel höhern Werth hat für denjenigen der sie anwendet, und wohlthätig ist für das Ganze, nicht an die Stelle der Sklavenarbeit setzt? Wäre diese Frage vollständig beantwortet, so würde sie die Schwierigkeit lösen auf die wir stoßen wenn wir uns die ganze Bedeutung des gegenwärtigen Kampfs in Kansas klar machen wollen. Freie Arbeit scheint aus theils offenen, theils geheimen Gründen nicht im Stande zu seyn die Sklavenarbeit da zu ersetzen wo Neigung herrscht letztere beizubehalten. Eine solche Neigung aber besteht in Virginien unläugbar. Das Widerstreben die Sklaven freizugeben, hat zugenommen, und zwar nicht aus Eifersucht gegen die Abolitionisten, wie Hr. Olmsted behauptet, sondern weil der Werth der Sklaven gestiegen ist durch die vermehrte Nachfrage im Sklaven-Ausfuhrhandel. „Wenn," sagt er, „ein genauer zählbarer Sklavenpreiscourant zu haben wäre, so würde er die schwankenden Wahrscheinlichkeiten einer allgemeinen Emancipation genauer andeuten als der Werth der englischen Consols die wechselnden Aussichten auf Krieg oder Frieden." Wird die Sklavenarbeit beibehalten — gleichgültig was der wirkliche oder vorgebliche Grund dazu seyn mag — so hat sie die — wenn auch unserer Ansicht nach immer noch mysteriöse — Tendenz die freie Arbeit auszuschließen, die ihr naturgemäß überlegen ist. Hr. Olmsted bemerkt daß, wo die Sklavenarbeit vorherrscht, die Arbeit in Mißachtung gerathen ist; daß die Weißen nicht mit Negern, und auch nicht in derselben Arbeitsclasse wie diese, arbeiten mögen. Solche Betrachtungen sind ohne Zweifel wichtig, und dürften nach der Meinung mancher Leute genügen die in Rede stehende Frage zu beantworten; allein wir gestehen daß sie uns nicht ganz befriedigt haben.

Ein Ausflug in das Innere von Neu-Guinea.

Im San Francisco Journal schildert ein Deutscher aus Bremen einen Ausflug nach dem Innern der westlichen Halbinsel von Neu-Guinea, nach den Arfakgebirgen, welche die dortige Nordküste begränzen. Die Fahrt wurde von Dorery, einem kleinen Hafenplatz bei Cap Mamori, in Begleitung zweier Malayen und dreier Eingeborenen auf einem Kahn oder einer Tambanga flußaufwärts auf der Kali unternommen. Interessant sind besonders die Naturschilderungen, die mit großer Wärme geschrieben sind, und von denen wir etliche Bruchstücke folgen lassen.

Das enge Fahrwasser machte bedeutende Krümmungen, bis auf einmal eine seeartige Ausbreitung sich vor uns öffnete. In diesem Augenblick gertheilten sich die Morgennebel, und zeigten uns in weiter Ferne die bergigen Ufer die nach Südosten zu die Lagune begränzten. Der Wald auf der Höhe verlor sich in einem Wolkenmeer, aber welchem hoch am Horizont die in der Morgensonne rosenroth erglühenden Schneeberge schwebten. Hinter uns lag das Delta der Mündungen, zu dessen freundlichen Wiesenflächen die Sonne so eben Zutritt erhielt während Dunststreifen den Lauf der Stromarme bezeichneten. Ich bestrebte mich den Arm auf dem wir eingebrungen von den anderen zu unterschieden, mußte jedoch diesen Versuch als vergeblich aufgeben. Die Stille die bis jetzt geherrscht hatte, wurde durch die Stimmen der mannichfachen Thierlebens unterbrochen, dürre Baumstämme, die im Wasser trieben, dienten den ersten Reihern zum Ruhesitz, anscheinend für philosophische Meditationen, in Wahrheit aber für die materielle Beschäftigung des Fischfangens. Ebenso schienen die schönen weißen Schwalben, die so leicht mit unbewegten Flügeln über den Wasserspiegel hinweggleiten, gymnastische Uebungen zum alleinigen Zweck zu haben; doch glaube ich, die stahlgrünen Libellen wußten besser was der Zweck dieser graciösen Schwenkungen war. Unbeweglich wie am blauen Himmelsgewölbe ausgespannt, schwebte der Fischadler, und betrachtete mit scharfem Auge die ruhige Fluth, bis er, die Flügel eng an die Brust gedrückt, aus der Höhe sich in das kühle Wasser stürzte.

Der Vers. versuchte am Ufer sein Jagdglück, fand aber den Wald ziemlich einsam, und nur hin und wieder belebt von dem Geschrei eines Vogels, das ihm die Anwesenheit von Krähen zu verrathen schien. „Je mehr wir uns vom Lagerplatz entfernten, desto häufiger wurde dieser Ruf, bis wir am Rand einer sumpfigen, nur mit niederem Gebüsch bedeckten Bodensenkung die Urheber

Digitized by Google

dieses Geschreies vor uns sahen. Es waren Paradiesvögel, neun Stück, darunter ein Männchen im vollen Glanze seines Federschmuckes. Wie ein Lichtstreif folgten die garbenartigen Federn dem Vogel, auf dessen Bronzegefieder die Sonnenstrahlen wie auf polirtem Erz erglänzten; ich legte mein Gewehr an, hatte aber diesmal mit dem besonderen Mißgeschick zu kämpfen daß der Kupferhut verfagte und der glänzende Vogel entfloh. Er entkam somit der Bewunderung und der ausgestopften Unsterblichkeit auf dem Hut einer europäischen Freundin . . .

Wir kamen allmählich auf ebenen Grund, der nur hie und da durch morastige Stellen unterbrochen wurde. Die Schatten des Abends verlängerten sich immer mehr, die Dämmerung brach ein, und es umhüllte und bald vollständige Dunkelheit. Gegen Norden zu bemerkten wir einen Schein, wie unsere Aifurus behaupteten, das Lagerfeuer eines vom Fischfang lebenden Stammes, der in diesem Sumpfterrain streifte. Wir sahen auch bald die Flammen des freundlichen Elementes durch den Wald uns entgegenschimmern, und befanden uns kurz darauf auf einer schmalen Lichtung, in der sich mehrere dunkle Gestalten gegen den hellen Schein abzeichneten. Im Näherkommen paßirten wir mehrere taubenschlagartige Hütten, und sahen die Bewohner derselben auf schmalen Leitern auf- oder absteigen. Eine solche Hühnerstelge wurde gerade während unseres Vorübergehens hinaufgezogen, eine Sicherheitsmaßregel die, wenn auch sehr primitiv, doch einigermaßen ein Ersatz für Patentschlösser ist. Erst jetzt wurden wir bemerkt; ein schriller Ruf, fast wie das Geschrei des See-Adlers wurde uns von unseren Aifurus als Ermahnung zum Stillstehen verdolmetscht. Einige mit langen Speeren und Keulen bewaffnete Männer traten auf und zu, und luden nach einer kurzen Unterhaltung in bee mir unverständlichen Sprache uns ein ihnen zu folgen. Am Feuer hatte ich Muße genug unsere Gastfreunde zu betrachten, sie sahen keineswegs kriegerisch aus: kleine verkümmerte Gestalten, deren magere Glieder und mißgestaltete Körper von keinem Kleidungsstücke verhüllt, sondern nur stellenweise von einem schuppenartigen Ausschlage bedeckt waren.

Unser Malaye meinte, diese Leute äßen so viele Fische daß sie Schuppen bekämen, eine Erklärung die der Wahrheit nicht zu fern ist, indem allerdings der ausschließliche Fischgenuß in einem sumpfigen Uferlande dereit Krankheiten erzeugen mag. Auch schien Reinlichkeit nicht zu den Hauptzugenden dieser Ichthyophagen zu gehören, denn trotz der schwarzen Hautfarbe war sogar beim ungewissen Scheine des Feuers eine dicke Schicht verschiedener Erdarten auf ihrem Körper erkennbar. Die älteren Damen dieses Stammes leisteten an Scheußlichkeit was nur irgend möglich, und was die Männer betrifft, so glaube ich, nach dem wahrgenommenen, mit Gewißheit behaupten zu können daß der ganze Stamm keine zwei geraden Beine aufzuweisen hat.

Uebrigens waren diese Leute, so abschreckend durch ihr Aeußeres, außerordentlich freundlich, und Gutmüthigkeit schien ein hervorragender Zug ihres Charakters. Auch ihre Gemüthsstimmung schien keineswegs der Aufnahme von dunklen Bildern geneigt, sie waren heiter, zutraulich und beständig in lebhafter Conversation begriffen. Ein ähnlicher, zusammengeschrumpfter Busche schien der Witzler der Gesellschaft zu seyn, denn ein schallendes Gelächter folgte einem jeden seiner Ausprüche. Leider war es mir unmöglich den Humor in dieser seiner Urform zu belauschen. Unser malayischer Dolmetscher weigerte sich der Uebersetzung, und meinte das seyen Dummheiten. Jene Leute hätten schlecht gelernt (seyen ungebildet), und es handle sich nur um Frauenzimmer. Mir ist es bis zur Stunde noch unerklärlich, wie jene unglücklichen Wesen, die dort die Stelle des schönen Geschlechts vertreten, nur irgendwie ein Gegenstand der Erheiterung seyn können . . . .

Der folgende Morgen traf uns bei Zeiten an unserer Tambanga, ein Flußkender, orangefarbe Nebel lagerte auf Wald und Fluß. Schnecken von ungeheurer Länge zogen ihren schleimigen Pfad auf den breiten Blättern der Sumpfpflanzen, auf denen himmelblaue Laubfrösche ruhten und große Heuschrecken sich schaukelten. Wo die Erde vom Pflanzenwuchs frei, jagten träge Erdmolche nach riesigen Regenwürmern, die in unbehülflicher Todesangst zu entfliehen strebten, gleich Leuten die im Traum verfolgt werden.

Die Ufer des Flusses, der hier häufig tributäre Bäche aufnahm, wurden jetzt steiler; graue Klippen ragten hie und da über die waldigen Uferhänge, ein Streifen von glattgewaschenen Kieseln, der mit dem Flußufer parallel lief, zeigte die Höhe die der Wasserstand der hier zweifachen Regenzeit erreicht.

Besonders lieblich war der Anblick der Bäche die sich in die Kali ergossen. Von einem meist dreieckigen, durch den Bach getheilten Wiesengrunde aus öffnete sich da dem Blick eine Aussicht in eine Waldperspective, wie der Dichter sie nicht schöner träumen, der sie aber nicht einmal in der Annäherung darstellen kann. Schlingpflanzen die sich von Baum zu Baum spannten, bildeten hier Guirlanden, dort geheimnißvolle Laubengänge, die sich in unbekannte Waldesdunkel verloren. Die Streiflichter der Mittagssonne brachen hie und da durch das Laubdach und glänzten auf dem Wasserspiegel des Baches oder ruhten auf mächtigen Vegetationsgruppen der Uferkräuter. Den Eingang in dieses Feenreich bildete gewöhnlich eine Baumgruppe, die durch Schlingpflanzen zu einem Thor vereinigt, und deren Stämme durch eine wilde Architektur von Parasiten mehr geschmückt als verhüllt wurden. Es ist eine Unmöglichkeit ein Bild von dem Blüthenreichthum und der Formenfülle dieser Gruppen zu geben. Es sind und bleiben die ewigen Triumphbögen der Flora, gleich Boten aus einer andern Welt wiegen sich Vögel im Metallglanz ihres Gefieders auf dürren Zweigen, die aus dem Blättermeer hervorragen. Ich habe an diesem einen Tag drei verschiedene Arten von Paradiesvögel gesehen, und weiß noch nicht zu entscheiden welche die schönste.

Jenseits der grauen Kiesellämme, die einzeln aus den abgerundeten Waldkuppen hervorragten, erglänzte ein hellgrüner Saum, gehoben durch dahinter liegende, von neuem sich auftürmende Waldberge. Ich kann den Effect dieses lebhaften Grüns inmitten dunkler Wälder mit nichts vergleichen als mit dem Eindruck welchen Zuckerfelder, umgeben von düstern grün tropischer Fruchtbäumen, auf den ankommenden Europäer hervorbringen. Ueber Wiesen und Waldesgrün hinauf thürmten sich rothgraue Felsenketten, durchzogen von dunkeln Schluchten, darüber ein Wolkenmeer und über den Wolken die Schneegisel der Arfak-Berge.

Das Boot rückte wegen der Strömung nur langsam vorwärts, die Zeit flog während des Schauens mit reißender Geschwindigkeit dahin. Tausend neue Objecte nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Rauchsäulen, die hin und wieder, bald rechts, bald links aufstiegen, bewiesen daß dieses Paradies nicht bloß den Vögeln, sondern auch den Menschen gehöre. Nach der Aussage unserer Aifurus liegen die Dörfer stets am obern Laufe der Bäche, denen Scenerie für mich so viel anziehendes hatte. Der Grund dieser Vertheilung ist das reine und gesunde Wasser der Quellen und die größere wahrscheinlich muldenförmige Ausdehnung der obern Thäler. Einmal trafen wir Eingeborne, die von einem schmalen Canoe aus mit ihren Speeren auf Fische lauerten. Sie ergriffen bei unserer Annäherung eiligst die Flucht,

Digitized by Google

da sie und wahrscheinlich für den Vertrab buginesischer Seeräuber dielten, die um des Menschenraubes willen häufig die Küstenflüsse hinauf ruderu. Es waren wohlproportionirte, schlanke Gestalten, von hellerer Farbe als die am Morgen gesehenen Ichthyophagen.

Im allgemeinen unterscheiden sie sich wenig von der Körperbildung unserer Alfuren. Auffallend war nur das mützenförmig aufgebäufte Haupthaar, das ich damals für einen Kopfputz hielt, das aber in Wahrheit die natürliche Art des Haarwuchses bei diesem Stamm ist.

Die Gipfel der Arfat-Berge hatten schon ihr reines Weiß mit einem röthlichen Schimmer vertauscht, die Schatten unserer Ruder erstreckten sich schon weithin über den Strom. Im Walde ertönte der Ruf der zum nächtlichen Leben erwachenden Nachtschwalbe; da trieben unsere Ruderer das Boot mit einigen kräftigen Schlägen an eine kleine Biliek, die sich zu beiden Seiten einer Bachmündung ausdehnte, und befestigten daselbe an den Lianen die das Ufergestrüpp verwoben. Ein wohlbetretener Fußpfad führte am Ufer des Baches aufwärts, und ich wanderte nun mit den Füßen auf jenem Moospolster und in den Laubengängen, in denen ich tagsüber so oft mit den Augen gelustwandelt hatte. Nach einem halbstündigen Marsche verkündete ein wüthendes Hundegebell uns die Nähe des Kampong. Der Pfad theilte sich hier mannichfach, wir begegneten Männern, Frauen und Kindern, welche letztere bei unserem Anblick das Hundegebell durch ihr Geschrei verstärkten, und befanden uns bald umringt von einer lärmenden und heftig gesticulirenden Menge in der Mitte des Dorfes, dessen Hütten malerisch unter Wald und Fruchtbäumen zerstreut um uns her lagen.

Ich muß gestehen daß inmitten der zum Theil mit Speeren und Knütteln bewaffneten Menge ich einige Augenblicke argwöhnte jener Lärm sei eine Art parlamentarischen Verfahrens, und eine Abstimmung über die Frage mit welcher Sauce wir wohl am besten zu verspeisen wären. Die Anwesenheit jedoch von Weibern und Kindern, die bei beabsichtigter Feindseligkeit wohl vorher bei Seite geschafft worden wären, verscheuchte diese Besorgniß, und unser Dolmetscher erklärte den Lärm und die Aufregung sehr einfach durch die Neugierde welche die Ankunft von so distinguirten Fremden an einem so abgelegenen Platze nothwendig erregen mußte. Außerdem schien die Jugend der Gastfreundschaft bei diesen Völkchen durch Uebertreibung wirklich ein Laster. Man riß sich im eigentlichen Sinne des Wortes um uns, und debattirte mit Heftigkeit was und bei wem wir essen sollten.

Die Küstenprovinzen Persiens im Süden.

(Schluß.)

Von Bender-Abbas westwärts zieht sich das öde sonnverbrannte Gestade, einförmig, ohne alle Spur von Vegetation, hin; ein brauner oder gelber Sand oder Thon mit nackten Klippenwänden, wo die Ortschaften, aus gleichen Materialien erbaut, kaum vom Boden zu unterscheiden sind. Es ist das Dschistan; der bedeutendste Fluß der Provinz ist im W. der Tab, der Arosis der Alten, der aus der Vereinigung zweier Flüsse im O. entspringt, nach W. fließt, bei Zeitun noch süß ist, aber bei Indian (oder Endian) wie alle Flüsse von Farß, die sich in den persischen Meerbusen ergießen, so brakisch wird daß sein Wasser nicht zu genießen ist. Der Salzsee Bakregan, 10 engl. M. südöstlich von Schiraz, 20 Farsang im Umfang, ist im Sommer fast trocken und versorgt die Provinz mit Salz. Der kleine Araxes, jetzt von einem Damme (Band), den der Emir Azad el Daulah Delemi angelegt hat, der Bandemir genannt, kommt aus den Bergen Luristans, fließt südwestlich durch das Thal Merdascht, wo die Ruinen von Persepolis sind, bewässert, in unzählige Canäle vertheilt, den Distrikt Kurjan, und der Rest ergießt sich in den obigen Salzsee. Der Nordtheil von Farß, voll Felsengebirge, mit engen Thalschluchten, viele mit guter Weide, ist meist von Wanderhorden, nach Flandin Zend genannt, eingenommen.

Farß, die reichste Provinz, zahlte nach v. Bode jährlich 300,000 Toman, die er nur zu 180,000 Lstr. berechnet. Seit dem Tode Kerb Ali's 1834 bis zu seiner Zeit hatte sie sechs verschiedene Gouverneure gehabt. Jeder suchte nur Geld zusammenzuraffen. Schiraz war in zwei feindliche Lager getheilt, das des Ibegi — dessen älterer Bruder, der Häuptling eines großen Theils der Nomadenstämme von Farß, am Hofe von Teheran als Geisel festgehalten wurde — und das des Civilgouverneurs der Stadt. Der Schah und sein Vezier suchten die Eifersucht zwischen beiden nach zu erhalten.

Abu-Schehr, d. i. die Stadt des Vaters, von den Arabern so genannt, welche alle Hafenstädte an der Küste gegründet haben, da die Perser von jeher das Meer scheuten, verstümmelt in Buschir, 29° 59′ 30″ nördl. Br., 50° 50′ östl. L. v. Greenw. liegt am Nordende einer sandigen Halbinsel, die 11 engl. M. lang, höchstens 4 breit und so niedrig ist daß sie bei hohen Springfluten 2—3 Tage überschwemmt wird. Der Boden ist nach Morier jüngeren Ursprungs, durch Anhäufung von Schlamm- und Sandmassen entstanden. Die Ruinen von Rischehr, an der Südspitze der Halbinsel, zwei Farsangs südöstlich von Buschir, zeigen daß diese Stadt einst weit bedeutender war als der jetzige Hafenort. Schapur (Sapores) 226 n. Chr. soll sie restaurirt haben. Kaßreini im 14ten Jahrhundert nennt sie noch eine große Stadt. 700 Familien sollen vom Schneiden, Bolziren, und Graviren der Carnoste damals daselbst gelebt haben. Flandin, der neuerdings den Ort besuchte, fand den Hafen nur für kleine Schiffe geeignet. Abu-Schehr, früher nur ein Fischerdorf, kam erst auf, nachdem Sieaff Kelich und Ormuz verfallen waren, seit Nadir Schah daselbst Schiffe bauen ließ, und zog sodann den Verkehr von Bender-Abbas nach sich. Die Umgegend ist öde, dürre und nackt; die Stadt ist auf einer kleinen Anhöhe, in Form eines Dreiecks, zwei Seiten dem Meer zu, gebaut. Die Straßen sind enge, oft nur 6—8′ breit, die Häuser schlecht, bis auf 6—9 Häuser der Großen aus sonngebrannten Backsteinen, mit viereckigen Windfängen (Baudgir), an allen Seiten offen, das Innere abzukühlen. Die Stadt hatte 400 Häuser und ebenso viele Hütten aus Palmgeflechten vor den Thoren. Die Einwohnerzahl war sehr wechselnd, wenn die Angaben der Reisenden zuverlässig sind; während Kinneir nur 5000 Einw. rechnete, zählte Morier 10,000, Fontanier gar 20,000. Trotz der Kriege, der Pest und der Cholera, welche die Stadt verwüstet hatten, fand er Buschir doch die einzige Stadt im Orient, die, als er sie zum zweitenmal sah, nicht elender erschien als das erstemal. Die umgekommenen Einwohner waren durch neue Ankömmlinge ersetzt; Bazar und Hafen voll Leben. Flandin fand 1840 durch Cholera und Pest indessen ¾ der Einwohner umgekommen, die Stadt verödet. Klima und Vegetation sind nach Fontanier hier

Digitized by Google

schon ganz arabisch. Man sieht Palmen, Aloen, Granaten und Orangen; auch die Einwohner sind meist Araber, die Nachts auf den Terrassendächern schlafen. Die Stadt hatte 4 Moscheen der Schiiten, 3 der Sunniten, 2 Karawanserais, die klein und elend waren, und nur geringe Bazare. Auf dem Quai sind die Magazine und Factoreien. Da findet man alle möglichen Waaren, Seide, Baumwolle, Ebelsteine, Kaffee u. s. w. Die Kaufleute sind zugleich Spediteure, Importeure und Commissionäre von und nach Madeat, Bassora, Bombay, Malabar; die Lastträger und Matrosen sind Araber. Schiffe können nicht in den Hafen kommen, sondern müssen auf der Rhede bleiben, wo sie aber im Süden durch Felsbänke, im Norden durch die Insel Karak und die Küste gut geschützt sind. Die Außenrhede, wo Schiffe von 300 Tonnen anlegen können, ist 6 engl. M. von der Stadt. Der Ankergrund ziemlich gut, aber bei heftigem Nordwestwind müssen die Schiffe nach Karak gehen; die innere Rhede gewährt besseren Schutz, ist aber nur arabischen Schiffen von 30—100 Tonnen zugänglich. Zu Kinneir's Zeit versorgte die Stadt Persien schon mit indischer Waare, und der Zoll warf 1 Lakh Piaster ab; später war der Handel nach Bassora auf 8, der nach Maskat auf 6 Schiffen, zusammen von 4500 Last, die meist unter englischer Flagge fuhren, beschränkt. Es war die Stadt nach Fontanier der wichtigste Hafen Persiens. Alle europäischen Waaren erhielt der Süden des Reiches durch Buschir. Von den 9 Mill. Fr., die nach den Bombay-Ausfuhrlisten die Engländer im persischen Golf absetzten, giengen wohl die meisten über Buschir. Nach Flandin besaß die Stadt 8—10 Schiffe von 30—100 Tonnen. Der Pilger-Transport nach und von Mecca gewährte einen Hauptverdienst; dann kamen wohl 6 engl. Schiffe jährlich an. Schrift Nassir zahlte den Fürsten von Schiraz einen Tribut. Die Engländer hatten sich zu Fontanier's Zeit sehr lästig da festgesetzt. General Malcolm ernannte erst nur einen Agenten des Landes, die Schiffe der ostindischen Compagnie zu verproviantiren; später kam ein Resident, der dann Resident für den ganzen persischen Golf wurde; er erhielt eine Wache von Sipahis; man befestigte sich mit Mauern und kleinen Thürmen, lautete Artillerie, unter dem Vorwand sie den Persern zu verkaufen, und setzte sich so mitten im Frieden, ohne Uebereinkunft, fest. Der Agent war glänzend mit 100,000 Fr. besoldet, sein Assistent mit 40,000 Fr., sein Arzt mit 25,000 Fr. Eine englische Flottenstation wurde dort errichtet, und weil (?) die Russen sie zu vertreiben suchten, erlangten die Engländer vom Imam von Maskat die Erlaubniß sich festzusetzen. Nach Flandin war der Agent der Engländer ein reicher armenischer Kaufmann, Aga Mussuf, dessen Mutter ein Französin war. Er sprach persisch, armenisch, arabisch und englisch, seine Tracht war ebenso gemischt und er vertrat die Interessen der Engländer sehr gut. Der Handel war indeß beschränkt. Die Engländer führten viele englische Manufacturwaaren ein; die Ausfuhr nach Indien bestand in Tabak von Schiraz, Teppichen, Seiden- und Wollenzeugen von Kerman und Yezd, Baumwollenzeugen von Jezdahn und Kaschan, und einigen 100 Pferden; dann in Waffen, Wein von Schiraz, Seide, einigen Droguen nach Bombay; die Schiffe von Madeai brachten Eunuchen zu 40—50 und Sklavinnen zu 20—40 Toman; beide zahlten 5—6 Fr. Zoll per Kopf. Die Engländer haben später den Sklavenhandel durch Tractate, die jetzt verlängert werden sollten, unterdrückt. Sie haben jetzt bekanntlich die Stadt besetzt.

Die Cholera wüthete in Buschir 1821; Erdbeben und der Samum sind oft verheerend, der Südostwind bringt manchmal Heuschreckenschwärme. Im September 1821 war bei Südwind die Hitze im Zelte 108°—109° F. (31° 56—34° 22 R.), anfangs August Nachts nicht unter 86°—87° F. (24°—24° 44 R.). 70 engl. M. südöstlich von Abu-Schehr liegt Kirrudabad, einst die Residenz von Kiruz Schah, jetzt ein unbedeutender Ort mit 3000 Einwohner. Von Abu-Schehr erstreckt sich eine sandige Ebene 60 engl. M. weit bis zum Dorf Talaki, wo mehrere Naphtha-Brunnen sind. Von hier steigt man durch das Land der Pässe nach Schiraz 3—4000′ empor.

Erst bei Kazerun tritt man in die Hochebene, obwohl auch da noch eine 6—7000′ hohe Kette bis Schiraz quer hindurchzieht. Die Rhododendren, die Singvögel weisen schon auf ein Alpenklima hin. Der Thermometer fiel auf einer Paßhöhe, 2856′ hoch, 4 ½ Uhr Morgens 14° 22 R. Kazerun, wohl von Kazer die Veste genannt, 29° 37′ 24″ nördl. Br., 51° 40′ 4″ östl. L., mit einer Citadelle 2772′ Par. hoch, 95 engl. M. von Abu-Schehr, einst als das Land durch unterirdische Canäle noch bewässert war, eine bedeutende Stadt von 50—60,000 Einw., war zu Kinneir's Zeiten schon auf 3—4000 Einw. herabgekommen. Sie hatte 5 Moscheen, 5 Karawanserais, 5—600 mohammedanische und 40 südische und einige armenische Familien. Es ist eine offene Stadt, in einem Thal. 30 engl. M. lang, 7—8 breit. Im Norden ist eine Caspee. Es zeigt noch viele Ruinen. Die fließendes Wasser ist, zeigt sich das schönste Grün; man sieht Gärten mit Orangen, Limonen, Cypressen, Granaten, Palmen, duftenden Myrthengebüschen, auf denen die Bienen den berühmten Honig saugen; Singvögel, wie die Schwarzdrossel, beleben das Gebüsch. Im Mai zeigen die benachbarten Bergkuppen noch Schnee; Gerste und Weizen werden durch die unterirdischen Canäle genährt. Doch zeigt die Stadt, wenn man von Norden kommt, nach Flandin schon eine ganz verschiedene südliche Physiognomie. Man sieht hier die ersten bedeutenden Dattelpflanzungen; man ist schon im Germsir. Da die Iliat (Wanderstämme) ihre Pferde herbringen, ist hier ein bedeutender Pferdemarkt. In den unzugänglichen Bergen im W. der Stadt hausen die Mamaseni. Am Ende des Thales liegen die Ruinen der bedeutenden alten Stadt Schapur, von Sapores I. dem größten der Sassaniden genannt, am Fuße der Ostberge in einer romantischen Gegend, mitten unter Felsen und Abgründen. Sie erstrecken sich nach Flandin auf 2000 Meter Länge und 13—1400 M. Breite; es muß eine Prachtstadt gewesen seyn. Durch Morier 1808 zuerst bekannt geworden, hat Flandin 1840 die Sculpturen dann genauer untersucht. Wir müssen auf diese hier verweisen; letzterer meint mit Ouseley daß griechische und römische Künstler zur Verherrlichung der Siege Sapores I über den 70jährigen Kaiser Valerian 260 n. Chr. hätten beitragen müssen. Man sieht noch Trümmer einer Burg mit den Resten eines alten Castells.

Von Kazerun geht der Weg nach Schiraz von W. nach O. Wie von Dschistian dorthin drei beschwerliche Pässe, so sind von da noch zwei ebenso beschwerliche zu übersteigen. Der höchste Paß, der des alten Weibes, ist nach Fraser 7200′ hoch. Man übersieht von hier nach Morier gewärts fünf aufeinander folgende Bergketten. Von hier geht es dann nördlich bergab durch Heerden weidender Iliat und durch eine in die Ebene von Schiraz menschenleere Gegend bis nahe vor der Hauptstadt von Fars.

Schiraz, d. i. Löwenbauch, nach Edrisi so genannt, weil es ein Ort der Consumtion ohne Production ist, 29° 33′ 7″ nördl. Br., 52° 44″ östl. v. Greenw. oder nach Fraser 29° 37′ 50″ nördl. Br., 52° 40′ 22″ östl. L., 4284′ hoch, liegt in einem Längenthale 9—10 Stunden lang, 4—5 breit, im Südosten ist der Salzsee Mahlujah an der Gränze des heißen und kalten Landstrichs. Nördlich gedeiht keine Palme, keine Olive mehr. Hier herrscht ein gemäßigtes Klima, ein heiter, blauer, selten bewölkter

Digitized by Google

Himmel; man hat köstliche Trauben und Orangen, Melonen, Pfirsiche, Birnen, Kirschen, Granaten, hier sind Cypressen und Platanen; die Rosengärten liefern das schönste Rosenwasser; das Land hat die schönsten Frauen Persiens. Von den arabischen Chalifen im 7ten Jahrhunderd gegründet, blühte die Stadt besonders unter den Mongolen, von Hulagu bis Timur. Hier wurde Saadi († 1282) und Hafiz († 1388) geboren und begraben; die Stadt ist noch berühmt durch ihre Weingelage. Sie hatte nach Scotts-Waring 5 engl. M. im Umfang. Indeß war schon damals ¼ der Häuser in Ruinen. Die Stadt im Innern eng und schmutzig und ohne besondrer Prachtbauten. Statt der frühern 60 Moscheen, 40 Medressen, 70 Bäder, 60 Heiligengräber die Ouseley angibt, hatte sie nach Kinneir nur noch 15 große Moscheen, 11 Medressen, 14 Bazare, 13 Karawanserais, 26 Bäder. Der große gewölbte Bazar mit 1500 Boutiken, wie auch die Citadelle (Arf), in der Mitte der Stadt. im Anfang des 18ten Jahrhunderts von Kerim Chan erbaut, war ¼ engl. M. lang, aus gelben gebrannten Backsteinen, oben gewölbt, so daß Sonne und Regen abgehalten wurden, während Thüren und Fenster Luft und Licht einließen. Aber das Erdbeben vom 25 Juniuß 1824 zerstörte ihn ganz. Seit die Kadscharen die Residenz von hier nach Teheran verlegten, verfiel die Stadt; so die große Moschee, die Flandin unbedeutend fand und der prachtvolle Garten Kerim Chans. Durch die jüngsten Erdbeben ist die Stadt ganz zerstört worden. Tyrré rechnete noch 10,000 persische, 400 jüdische und 30 armenische Familien, zusammen 50—60,000 Einw.; Seristori 13,000 Häuser und 65,000 Einw.; Kinneir und Fraser etwa 40,000, die aber durch die Cholera 1821 sich auf 18,000 vermindernten; Flandin 1840 nur 10,000 Einw. Die Stadt war berühmt durch ihre Siegelstecher, Töpfer, Steinmetze, Baumwollenweber, Cattundrucker; sie hatte 6 Glashütten, 17 Gewehr-, auch Stahl- und Pulverfabriken; den Schirazwein fabricirten die Armenier. Sie hatte den Transitohandel nach Abu-Schehr und Teheran. Vor dem Thore war ein niedlicher kleiner Palast in einem großen Garten von Cypressen, Orangen, Myrthen, Granaten. Da saud Flandin den neuen Statthalter wartend, bis die Astrologen einen glücklichen Tag für seinen Einzug in die Stadt verkündeten.

Man findet in der Umgegend mancherlei Ruinen, aber die bedeutendsten sind in der Ebene von Merdascht, 30 engl. Meilen (7 d. M.) nordöstlich von der Stadt, auf dem geraden Wege nach Ispahan: die berühmten Ruinen von Persepolis. Wir wollen diese indeß hier nicht näher beschreiben. Das alte Castell von Istahr gilt für eine der Citadelle von Persepolis, und diente nach der Eroberung durch die Araber zum Staatsgefängniß. Von Persepolis nach Ispahan führt der gewöhnliche Weg durch die Dörfer Murgad — bei welchem der sogenannte Thron Salomo's (Takht i Suleiman) sich befindet, mit Inschriften, die sie dem Palast von Persepolis gleichzeitig setzen und dem Dorf Abada nach Mezdikhast, der ersten Stadt in Irak. Ein zweiter Weg, der im Winter aber des tiefen Schnees wegen nicht zu passiren ist, führt 120 engl. M. weit durch den Paß von Imam Zade Ismael, der 38 engl. M. von Persepolis beginnt, 2 Farsang lang und leicht zu ersteigen ist, nach Aserjan und in die schöne Ebene von Lijan mit den herrlichsten Weiden, wo im Mai 1810 die Temperatur 34—43° R. betrug, während die Berge im Nordwesten noch mit Schnee bedeckt waren.

Der östliche Theil von Fars, Kerman zu, ist mehr offen und minder bewaldet, besser bevölkert und bebaut als der Westen und Norden, auch wärmer, und erzielt den schönsten Tabak. 18 F. von Schiraz am Westende eines 3 Stunden langen Thales liegt die kleine Stadt Feja (Farsa), mit 4000 Einw., zwischen Obstgärten, Rosenbüschen, Cypressen und Platanenpflanzungen. Ibn Haukal im 10:en Jahrhundert verglich sie an Größe mit Schiraz. Sie war berühmt durch ihre Goldbrokate und Stickereien. 12 F. östlich davon, am Fuße der Bergkette, die von O. nach W. die Ebene abschließt, in Gruppen von Dattelu, Orangen und Limonen, liegt die Stadt Darabgerd, d. h. von Darius ummauert, welcher Kinneir 15—20,000 Einw. gab. W. Hammer hielt sie für das alte Pasargade, sie zeigt aber keine Alterthümer. 58 engl. M. von Schiraz bei Urfsinan führt ein Weg, der 2 engl. M. lang, oft nur 50 Yardsbreit ist, an dem sich an Stellen zu beiden Seiten die Berge perpendikulär sehr hoch erheben, nach Kerman.

Der westliche Theil von Fars ist im 2000 Einw. in ein liebliches Thal, von den Armen des Kab bewässert, und 15 engl. M. weiter führt von der Stadt Zeitun orte des bergigen Distrikes der Choliga nach Behbehan, dem Hauptthale vom Tab durchflossen, 153 la (Chogilu) in einem großen Stadt, der Kinneir 3 engl. M. lang, engl. M. von Schiraz. Die gab, ist nach Lahard jetzt ein Haufe Umfang und 10,000 Einw. Einw., die Ebene 20—24 engl. M. von Ruinen mit kaum 400 Winter kaum passirbar, führt hin Lang. Nur eine Route, i bedeckt, durch enge Pässen und die hohe Berge, mit Sich auf seinem March nach Persepolis durchzogen; das Schloß Kal Sefid, 70 engl. M. von Schiraz, auf einem perpendikulären Hüg. der oben 4 engl. M. im Umfang hat und mehr als 40 Quelle nur durch drei Pfade zugänglich, ersteigt die Hochstraße na Schiraz und begränzt das Thal im Südosten. Eine tiefe roma tische Bergschlucht von hohen unfruchtbaren Felsen überragt, 3 engl. M. lang, trennt diese Festung von einem der längst engen und schwierigsten Pässe Persiens; meint mein der persisch Straße Arrians.

Dr. P... h.

Miscellen.

Die Prairie-Hunde (spermophili ludoviciani) entnehmen einem Schreiben des Capitäns Randolph Marcy im Laufe des Monats März 1852 den Auftrag erhalten hat Becken des Rothen Flusses in Louisiana wissenschaftliche Forschungen zu unterziehen, folgende Bemerkungen über die Hunde. Er sagt: „Durchwandert man die Wohnstätte dieser sonderbaren kleinen Nagethiere, welchen die Amerikaner den Namen Prairie-Hunde beigelegt haben, so sieht man in gewissen Entfernungen regelmäßige Erdhügel, welche die Eingänge ihrer Baue bilden. Diese Hügel sind Ueberreste eines Waldes kleiner Bäume stehen, die man vor Jahren gefällt hat. Die Ursache dieser gänzlichen Verschwindens ist der Art, daß man sich kaum des Gedankens, man befinde sich inmitten einer großen Stadt, auf dem Gipfel zu schlagen. Man kann der unzähligen Menge Thiere welche diese Hundestädte oder Ortschaften bewohnen, einen Begriff machen, wenn man den Raum ins Auge faßt den diese zuweilen bedecken. Die Ausdehnung einer bei welcher wir Beiwacht hielten, ist in der von uns durchwanderten Richtung ungefähr 25 (engl.) Meilen lang. Man kann annehmen, daß die Dimensionen in andern Richtungen die gleichen sind, so betrüge die Gesammtoberfläche 625 (engl.) Quadratmeilen oder 896,000 Acres, und gestellt man ferner zu daß ihre Schlupflöcher im Durchschnitt zwanzig Ellen von einander entfernt sind, so enthält jeder derartige Bau durch eine Familie von vier oder fünf Individuen bewohnt wird, so glaube ich nicht daß sich auf der Oberfläche der Welt

Digitized by Google

eine Stadt finden läßt die eine gleiche Bevölkerungsmasse beherbergt. Dieses interessante Säugethier, das in so dichten Gesellschaften beisammen lebt, ist in den meisten Prairien des „fernen Westens," von Mexico bis an die nördlichen Gränzen der Vereinigten Staaten, einheimisch. Reisende haben es zwar bereits geschildert, allein man wird mir wohl erlauben dem schon Gesagten gewisse von mir noch nirgends erwähnt gefundene Sittenzüge beizufügen. Die Wahl zur Anlegung einer ihrer Städte scheint von der Nahrung abzuhängen welche die Thiere daselbst finden, und die aus einer feinen und kurzen, den fast ganz wasserlosen Hochebenen eigenthümlichen Grasart besteht. Ich habe mehrmal Spermophilen-Städte auf den Hochplateaux Neu-Mexico's gesehen, wo die Oberfläche des Bodens auf 20 englische Meilen in der Runde keinen Tropfen Wasser bot, und wo man bei hundert Fuß tiefem Graben wahrscheinlich auch keines gefunden hätte. Diese Eigenthümlichkeit läßt mich glauben daß das den übrigen Thieren so unumgängliche flüssige Element dem Prairie-Hund nicht unbedingt nothwendig ist. Da es im Durchschnitt während der ganzen Dauer des Sommers auf den Ebenen, in denen man diese eigenthümlichen Anhäufungen thierischer Behausungen trifft, weder Regen noch Thau gibt, und auch die kleinen Bewohner sich nie sehr weit von ihrem Bau entfernen, so glaube ich schließen zu dürfen daß sie keiner andern Feuchtigkeit benöthigt sind als derjenigen die ihnen das Gras liefert welches sie fressen. Es ist eine ausgemachte Thatsache daß sie den Winter in einem Zustand völliger Lethargie oder Schlaflosigkeit zubringen, denn sie sammeln keine Vorräthe für diese Jahrezeit. Nun aber vertrocknet das um ihre Baue herum emporsprossende Gras im Herbst, und bald darauf setzt Frost sie in die Unmöglichkeit sich ihre gewöhnliche Nahrung zu verschaffen. Wenn der Prairie-Hund die Heranmäherung der Schlafzeit fühlt — gewöhnlich gegen Ende Octobers — verschließt er, um sich vor der Kälte zu schützen, alle Zugänge zu seiner Schlafstätte, und überläßt sich ganz der Süßigkeit der Ruhe. Er bleibt solchergestalt eingeschlossen bis zu den ersten warmen Tagen des Frühlings; dann öffnet er die Pforten seines Hauses wieder, um an der Oberfläche des Bodens so lustig und so munter als je der Nahrung nachzugehen."

•

Der Ganges-Canal. Ueber den Erfolg des Ganges-Canals ist ein Bericht veröffentlicht worden, welcher zeigt daß das Wasser jetzt 450 (engl.) Meilen des Hauptstamms und der Seitenzweige des Canals durchfließt, und daß das während der Jahrezeit aufrecht erhaltene Volumen im Durchschnitt sechs Fuß Pegelhöhe oder 3000 Kubikfuß per Secunde im Canalrinnsal hatte. Der Bericht fügt bei: „Es gibt keine Unterbrechungen im Dahinfließen dieses schönen Stromes. Man nimmt selbst kaum Schwankungen im Oberflächen-Niveau wahr. Die Zemindare sind daher mit den ihnen gelieferten Vorräthen vollkommen zufrieden, das Vertrauen auf die Dauer dieses Zustandes der Dinge hat sehr zugenommen, und es ist nicht ein Fall bekannt daß abgeschlossene Verträge wegen Wassermangel unausgeführt bleiben mußten. Die Gesammtlänge der vollendeten Bewässerungscanäle beträgt jetzt, neben den 450 Meilen des Hauptstamms, mehr als 1250 Meilen, außerdem sind ausgedehnte Canäle für denselben Zweck im Bau begriffen, und schreiten rasch vorwärts. Die Einkünfte aus dem Canal belieben sich während des verflossenen Jahrs auf mehr als 60,000 Rupien (72,000 fl.), während die Fläche des bewässerten Landes ungefähr 100,000 Begahs oder 55,000 Acres betrug; 265,000 Begahs oder 166,000 Acres, die sich auf 1134 Dörfer vertheilen, waren überdieß vor ernstem Schaden durch Trockenheit sicher gestellt."

•

Michaelis Wörterbuch der Taufnamen. Diese Schrift, die in Berlin bei Dunker erschienen ist, soll zur Vereinfachung unserer Rechtschreibung und für den stenographischen Unterricht dienen. Sie ist auch für andere Zwecke benutzbar, insofern hier die Formen der verschiedenen Taufnamen in allen europäischen und in etlichen asiatischen Sprachen, ihre Ableitung, ihr nationaler Ursprung und ihre eigentliche Bedeutung angegeben werden. Wir wählen hier einige mehr und weniger bekannte Beispiele. Alfons kommt aus dem althochdeutschen Adalfuns, edelbereit oder edelschnell von Funs bereit. Der Name ist mit den Gothen über die Pyrenäen gekommen, und als Alonso oder Affonso bei Spaniern und Portugiesen am häufigsten in Gebrauch gekommen. Der Name Amerika stammt her von dem Vornamen Vespucci's Amerigo, und dieser ist aus dem althochdeutschen Amalrich entstanden, weßhalb, wenn man recht pedantisch zu Werke gehen wollte, am richtigsten Amerriga zu schreiben wäre. Alle unsere Namen die mit Os beginnen, sind angelsächsischer Form, für das althochdeutsche Ans, oder das altnordische As, es bedeutet daher Osmund Aensschütz-ling, Oswald der Aenswaltende, Oswine Aensfreund, Oskar Aensspeer ꝛc. Der Name Hugibert ist in Hubert und Hugo abgekürzt worden, altdeutschen Ursprungs von Hugu Geist, bedeutet also geistglänzend. Wir gebrauchen sehr häufig das Diminutiv Lieschen für den Frauennamen Louise, aber fälschlich, denn Louise ist eine andere Form für Ludovike, Ludwig aber ist althochdeutschen Ursprungs und bedeutet berühmter Kämpfer. Lieschen dagegen muß von Lisbeth, Elsbeth, Elisabeth abgeleitet werden, ein Name der aus dem hebräischen Eli und schebs (deus, sacramentum) gebildet worden ist und „der bei Gott Schwörende" bedeutet. Ebenso stammt Minna nicht von Wilhelmine, sondern vom altdeutschen Minna die Liebe. Der Name Micha und Michael sollte auch unterschieden werden von Michel. Michael ist ein hebräisches Compositum aus mi-ka-él, d. h. wer (ist) wie Gott, Michel dagegen kommt vom althochdeutschen mihil, michil, groß. Friedrich kommt her von Fridhareiks (reiks = rex, Fürst), also Friedensfürst. Den Namen Fanny leitet der Verfasser von Franz, Francisca, Françoise, Fanchon ab. Uns scheint indessen daß er aus Abkürzung von Theophania entstanden seyn mag, obgleich beide Fälle möglich sind. Franz = Frank, heißt frei. Die seltsamsten Verdrehungen hat wohl der Name Jakob erlitten, der aus dem hebräischen Ja'akob kommt, von akéb die Ferse, also der Fersenhalter, der Nachtreter, der Nachgeborne. Im Catalanischen ist daraus Jayme, im Spanischen Jago oder Diego, im Portugiesischen Diogo, im Italienischen Giacomo, im Lettischen Jekups, Kubinsch, Kubbe, in bayerischer Mundart Jackel, Jokel, im Schwedischen Bopp geworden. Auch die bekannteren semitischen Namen fehlen nicht: wie Ibrahim (Abraham), Jussuf (Joseph), Ejub (Hiob), Soliman (Salomo). Oft genug sieht man einem Namen nicht an was er bedeute. Der Name Isabella, meint man, sey vielleicht ein Compositum aus dem althochdeutschen Namen Isa die glänzende, und dem romanischen Bella die Schöne. Allein eine solche Mischung kommt doch nicht vor. Isabella ist vielmehr aus dem hebräischen Isabel entstanden, was wörtlich bedeutet eine stervore, also rein oder keusch, im Englischen wird der Name bisweilen auf Ibbe, Ib, Nib gekürzt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 5 Junius 1857

Einige Ansichten Arago's über die Kometen.

„Geben Sie Acht, wenn Sie sich in einem jener glänzenden Salons befinden, wo sich alles versammelt was man die Notabilitäten der Gesellschaft nennt, hören Sie nur ein wenig auf die langen Unterhaltungen welche der künftige Komet veranlaßt, und entscheiden Sie dann ob man Ursache hat die angebliche Aufklärung zu preisen, die so viele Optimisten als einen Charakterzug unseres Zeitalters bezeichnen. Ich für meinen Theil habe längst diesen Wahn abgeschworen. Unter dem glänzenden aber dünnen Firniß, womit die rein literarischen Uebungen unserer Gymnasien fast einförmig alle Classen der Gesellschaft überziehen, findet man fast immer, aufrichtig gesprochen, eine vollständige Unwissenheit über die schönsten Erscheinungen und die größten Gesetze der Natur welche gerade das beste Schutzmittel gegen Vorurtheile bilden.“ So klagt in seinen nachgelassenen Werken der große Astronom im 35. Cap. des 17. Buches seiner Astronomie welches von den Kometen handelt. Wir erwarten in diesem Jahr[1] eine solche Erscheinung, und noch reicher und unterhaltender verspricht das Jahr 1858 und namentlich das Jahr 1859 zu werden, wo der Biela-Gambartsche Komet wieder erscheint, der sich im Jahre 1846 getheilt zeigte und im August 1852 in Begleitung des jungen Kometen erschien. Sobald ein solcher Himmelskörper sichtbar oder erwartet wird, fragt die Laienwelt ängstlich: gibt es einen Zusammenstoß mit der Erde? Eine solche Begebenheit ist durchaus nicht unmöglich. Die Kometen bewegen sich in jedem Sinne nach der Sonne zu, sie dringen tief in unser Sonnensystem ein und gehen bisweilen sogar zwischen Merkur und Sonne hindurch. Durchschneidet ein solcher Komet auf seinem Wege die Erdbahn, so ist es möglich daß er auf die Erde trifft. Eine einfache mathematische Berechnung gibt uns aber den Werth einer solchen Gefahr zu erkennen. Die Kometen besitzen ein sehr kleines Volumen. Nimmt man aber selbst an der Kern eines Kometen erreiche einen Durchmesser der den vierten Theil des Terrestrischen betrage, und man wisse von ihm nur so viel daß er zur Zeit seines Perihels, oder seiner größten Sonnennähe, der Sonne sich näher befinde als die Erde, daß er also in die Sphäre eindringe welche zum Mittelpunkt die Erdbahn habe, so wird die Sonne, zu einem ihrer größten Kreise, Wahrscheinlichkeit nach Ein Zusammenstoß erfolgen, aber es gibt unter 281,000,000 Fällen 280,999,999 glückliche auf einen unglücklichen Ausfall. Man kann sich auch denken es sollte eine Person um ihr Leben losen. Man gibt ihr eine Urne mit 280,999,999 schwarzen und einer weißen Kugel, die für sie den Tod bedeutet. Welcher große Gefahr ist sie ausgesetzt? Und doch so oft ein Komet erscheint, rufen Arago aus, denkt alle Welt nur an die einzige weiße Kugel. Die sind die Wahrscheinlichkeiten eines Zusammentreffens mit dem Kern des Kometen. Ungünstiger wird die Berechnung wenn man an Zusammentreffen nicht mit dem Kern, sondern mit dem Schweif des Kometen denkt, unter 281 Mill. Fällen können mit dem Schweif zwanzig unglückliche erfolgen. Uebrigens wird, die Erde einmal nicht allzuoft, wie man gleich Gefahr. Als der Biela-Gambartsche Komet 1826 erschien berechnete man daß er bei seiner Wiederkehr 1832 wahrscheinlich die Erde berühren werde. Dieser Komet sollte am 29 Oct. vor Mitternacht die Ebene der Erdbahn durchschneiden. Zusammenstoß überhaupt denkbar seyn, so kann er nur in Ebene erfolgen. Es ist aber zweitens nothwendig daß die Ebene an einem Punkt oder in der Nähe eines Punktes schneidet, durch den die Erde sich wirklich bewegt. Es kann indessen bei näherer Berechnung daß der Komet die Ebene der Ellipsis nach einwärts, etwa in einer Entfernung von 4/5 Erdhalbmessern durchschneiden werde. Nun wußte man aus Olbers rechnungen daß der Halbmesser der Nebelhülle dieses Kometen Erdhalbmesser betrage, folglich mußte der Komet mit dem seines Lichtnebels die Erdbahn streifen. Befand sich dabei vor Mitternacht am 29 Oct. 1832 an jenem vom Kometen ten Punkte ihrer Bahn, so wäre sie oder wäre ein Theil in den Nebel des Kometen umrettbar gerathen.

Der Komet traverse jenen Punkt vor Mitternacht am die Erde aber langte bei der gefährlichen Stelle erst am Morgens an, es lag also immer noch ein Abstand von etwas als 31 Tagen oder mehr als 20 Millionen französische zwischen Erde und Komet. Eine andere Gefahr aber, wenn von Gefahr sprechen kann, ist das Zusammentreffen eines

[1] Der erwartete Komet ist der vom Jahre 1556, welcher identisch gehalten wird mit dem vom Jahre 1264. Seine Umlaufszeit beträgt demnach ungefähr 292 Jahr. A cause des perturbations planétaires, bemerkt indessen Arago, on devra la rechercher de 1856 à 1860.

Digitized by Google

mit der Sonne. Namentlich sind zwei Kometen eines solchen Anschlages sehr verdächtig. Der Komet von 1680 erregte schon die Aufmerksamkeit Newtons, der ihm voraussagte daß er früher oder später doch in die Sonne fallen müsse. Bei seinem Durchgang durch das Perihel befand sich der Komet nur noch 53,000 franz. Meilen von der Oberfläche der Sonne entfernt, das will sagen nur um den sechsten Theil des Durchmessers dieses Gestirns. In dieser großen Nähe muß die Atmosphäre der Sonne eine bereits bemerkbare Dichtigkeit besitzen, und besitzt sie diese, so leistet sie dem Kometen einen Widerstand, der, so gering er immer seyn mag, doch seine Geschwindigkeit vermindert. Der Werth seiner sogenannten Centrifugalkraft wird dadurch gekürzt, und es muß zuletzt ein Zeitpunkt eintreten wo die Centripetalkraft durch diese Verluste das Uebergewicht erhält, dann ist der Komet verloren. Zur Beruhigung nervöser Personen muß man interessen hinzusetzen daß dem Kometen eine Umlaufzeit von 575 Jahren zugetraut und von den unliberalsten Astronomen ihm immer noch ein fünf- bis sechsmaliger Durchgang durch die Atmosphäre der Sonne gegönnt wird, so daß das Ereigniß vor dem 6ten Jahrtausend n. Chr. nicht eintreten möchte. Der zweite Komet der in solchen Nöthen schwebt ist der Komet von 1843, welcher sich der Sonne noch um 38,000 franz. Meilen mehr näherte als der vorige und nur 19,000 franz. Meilen von der Oberfläche der Sonne entfernt blieb.

Da ein solches Ereigniß sehr leicht möglich ist, so haben große Gelehrte die Entstehung des Sonnensystems dem Zusammenstoß eines Kometen mit der Sonne zugeschrieben. Dieser Ansicht war Buffon. Er ließ einen Kometen in den feuerflüssigen Ball der Sonne treffen und durch diesen Stoß Tropfen der Sonnenmasse anspritzen. Die dichteren Tropfen blieben in der Nähe, die leichteren entfernten sich weiter, und aus diesen Sonnentheilen entstanden die Planeten. Gegen diese geistreiche Hypothese spricht aber ein merkwürdiger Umstand. Alle Planeten und ihre Satelliten bewegen sich um die Sonne von Westen nach Osten. Zu Arago's Zeiten zählte man bereits 72 solcher Bewegungen, alle in der nämlichen Richtung, und nur die Uranusmonde machten bisher eine Ausnahme. Noch mehr! Nicht bloß die Translation dieser Körper, sondern auch die Rotation der Planeten, ihrer Monde und der Sonne selbst erfolgt von West nach Ost. Nun meint Arago, man könne eine Milliarde gegen eins wetten daß diese Uebereinstimmung keine zufällige sey. Jede Hypothese hat aber nur dann einen Werth wenn sie alle Erscheinungen zu erklären vermag. Nach Buffons Vermuthung war es schon möglich daß die Translation der Körper unsers Sonnensystems von West nach Ost erfolge, aber es wäre nur ein sehr unwahrscheinlicher Zufall gewesen, wenn auch die Rotation bei allen im Sinne von West nach Ost eingetreten wäre. Uebrigens ist gegenwärtig die Buffon'sche Hypothese völlig beseitigt, seitdem man weiß daß die Sonne nicht ein feuerflüssiger Ball sey, sondern ein dunkler Körper, der mit einem Lichtmantel, mit der sogenannten Photosphäre umgeben ist, welche, wie man nach gewissen optischen Kennzeichen genau wissen kann, aus einer Gashülle besteht. Nun könnte Buffon freilich, wenn er noch lebte, erwiedern, daß sein Komet durch diese Gashülle hindurchgegangen sey und jenen festen und dunklen Sonnenkörper getroffen habe, den wir durch die Oeffnungen des Sonnen-Lichtmantels wahrnehmen, und welcher dann den Anblick der sogenannten Sonnenflecken gewährt. Möglich ist es nun freilich daß dieser Kern aus einer feuerflüssigen Masse bestehe, aber wir wissen überhaupt bis jetzt nicht worauf er besteht, und jene Annahme ist daher völlig willkürlich. Die Hypothese galt so lange als man die Sonne für eine feuerflüssige Kugel hielt, und mit diesem Irrthum fällt auch die Vermuthung. Nichts, sagt Arago, kann und ist zu der Vermuthung ermuntern, als sey der Ursprung des Sonnensystems dem Anprall eines Kometen gegen die Sonne zu verdanken.

Newton glaubte daß die Dünste welche den Kometenschweif bilden, vermöge ihrer Schwere in die Atmosphäre eines Planeten, also auch der Erde gerathen und Anlaß zu allerlei neuen chemischen Verbindungen geben könnten. Arago bestreitet nicht nur diese Möglichkeit nicht, sondern er behauptet daß sich ein solches Phänomen ziemlich häufig zutragen müsse. Die Kometen selbst sind nichts anders als Dunstkälle; da nun die Anziehungskraft, welche sie auf ihre Theile ausüben, von der Schwere ihrer Masse abhängt, so muß sie bei den Kometen sehr klein, und wo sich die Theile von dem Kopf des Kometen bedeutend entfernen, außerordentlich gering seyn. Die äußersten sichtbaren Theilchen im Schweife des Kometen von 1680 waren aber 41 Millionen französische Meilen vom Kern entfernt. Es ist also sehr wahrscheinlich daß die Erde, bei der beträchtlichen Anziehungskraft die sie ausübt, Stoffe von dem Ende der Kometenschweife sich aneignen könnte, selbst wenn sie auf ihrer Bahn ziemlich entfernt von dem Kometen blieb. Ist dieß aber der Fall, so möchte die Einführung neuer Luftarten in unsern Dunstkreis, wenn sie reichlich erfolgte, leicht zur Ursache jener furchtbaren Seuchen geworden seyn, wovon die Geschichte uns grauenhafte Beispiele aufbewahrt hat. Ein englischer Arzt, J. Forster, hat sich diesen Umstand besonders zu Herzen genommen, und hat eine synchronistische Verbindung der Kometenerscheinungen mit terrestrischen Heimsuchungen nachgewiesen. Sein Buch erschien 1829, und enthält einen chronologischen Katalog, den zufolge nach jeder Kometenerscheinung auffallende irdische Phänomene unangenehmer Art, große Kälte, große Hitze, Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, Hagelschäden, große Schneefälle, Wolkenbrüche, Ueberschwemmungen, Trockenheiten, Hungersnoth, Heuschreckenplagen, Pesten, Cholera, Viehseuchen &c., eingetreten sind. Auffallend ist dabei nur daß beim Erscheinen des mächtigsten der modernen Kometen, nämlich des von 1680, sich nur ein sehr kalter und ein sehr trockenheißer Sommer und Meteorfälle in Deutschland einstellten. Im Jahr 1665 brach in London die Pest aus, im April dieses Jahres war ein Komet gesehen worden. Der Synchronismus ist hier sehr deutlich, und nur das Eine räthselhaft daß die Pest weder in Frankreich noch in Holland sich zeigte. Der Komet von 1668 verursachte eine große Viehseuche unter den Katzen in Westphalen, der Komet von 1746 die Erdbeben, welche Lima und Callao zerstörten; in einem andern Kometenjahre fiel ein Meteor durch das Dach eines Thurmes in Schottland und zerstörte das Uhrwerk, bei einem andern wurde Amerika durch Schwärme wilder Tauben heimgesucht.

Eins erregt nur Bedenken gegen die Theorie von Forster. Seitdem die optischen Instrumente vervollkommnet worden sind, vergeht kein Jahr wo nicht mindestens ein paar Kometen, wenn auch in teleskopischer Entfernung, wahrgenommen werden, so daß sich der Spruch eines ältern Astronomen bestätigt, die Kometen

Digitized by Google

fewen so zahlreich wie die Fische im Meer — uti pisces in Oceano. Also kann auch kein Unglück, wär's auch nur eine Katzensche, auf Erden sich zutragen, deren Anstiftung nicht ein Komet verdächtigt werden könnte, und umgekehrt kann jeder Komet sicher seyn daß seiner Annäherung zu Ehren irgend eines jener Malheurs irgendwo sich zutrage. Es kann den Kometen gehen, meint Arago scherzhaft, wie der Pariser Dame, die bemerkt hatte daß so oft sie in der Rue Saint-Honoré, also an einem der belebtesten Punkte der Hauptstadt, den Kopf zum Fenster herausstreckte, ein Wagen vorüberfuhr, und die sich zuletzt einbildete sie sey die einzige Ursache von diesem lebhaften Verkehr.

Im Jahr 1783 wurde eine seltsame Erscheinung beobachtet, ein sogenannter trockener Nebel, der sich beinahe gleichzeitig am 18 Junius in Paris, Avignon, Turin, Padua zeigte. Er erstreckte sich bis zur Nordküste Afrika's, bis nach Schweden und nach einem großen Theile von Nordamerika. Länger als einen Monat blieb er stehen. Es vertrieb ihn weder der Nordwind noch der Südwind, noch die Regen welche im Junius und Julius fielen, und dabei roch er sehr unangenehm. Reisende welche hohe Gipfel der Alpen bestiegen, trafen auch dort den Nebel. Die Sonne wurde am Morgen nicht sichtbar, wenn sie bereits 12° über dem Horizont stand, und konnte als rother Ball mit dem ungeschützten Auge die übrige Zeit des Tages betrachtet werden. Merkwürdig war auch die Trockenheit dieses Nebels, denn in Genf zeigten die Feuchtigkeitsmesser 68°,67° ja 65°, während sie bei gewöhnlichen Nebeln 100° zeigen. Nachts verbreitete selbst zur Zeit des Neumondes der Nebel ein eigenes Licht, so daß Gegenstände auf 200 Meter unterschieden werden konnten. Im August 1831 kam eine zweite derartige Erscheinung vor, die sich von Paris bis Canton in China erstreckte. Der Nebel leuchtete Nachts so stark daß man kleine Schrift lesen konnte. Es lag daher nicht allzufern zu vermuthen, daß die Erde in den Schweif eines Kometen gerathen seq.

Arago verneint diese Erklärung aus einem sehr einfachen Grunde, weil man nämlich den Kometen doch hätte kommen und gehen sehen müssen, selbst vorausgesetzt daß seine Bahn durch denjenigen Theil des Himmels gegangen wäre der von der Sonne erhellt wurde. Auch fehlte der Nebel auf dem Meer und blieb eine Continentalerscheinung. Jene beiden Nebel fielen gerade nach großen Erderschütterungen in Calabrien und Ausbrüchen des Hekla auf Island, so daß die trockenen Nebel ausgetriebenen Gasarten des Erdinnern von unbekannter Natur wahrscheinlich zu verdanken gewesen sind.

Eine Zuckerplantage auf Cuba.

(Von L. Fromm.)

Die schönste, obwohl nicht die größte, der cubanischen Pflanzungen, ausgezeichnet durch ihre herrlichen Gebäude und kostbaren Apparate, von allen Seiten als eine Musterpflanzung betrachtet, führt den angemessenen Namen Flor de Cuba. Auf der nordöstlichen Seite der Insel gelegen, gleicht sie in ihrem Aeußern einem der großen Wirthschaftsgüter, wie sie sich so zahlreich in Deutschland finden. Das zweistöckige, geschmackvolle, mit luftigen Veranden versehene Herrenhaus bildet, im Mittelpunkt, an welchem es liegend, einem wohlerhaltenen Garten. Hier befinden sich die Wohnungen der Aufseher, die Trockenhäuser, das Hospital, ein Haus worin die Neger der Neger gepflegt werden, die Zuckermühlen, die Schule und endlich die Hütten der Neger und Chinesen. Die übrigen Gebäude reihen. Der Zuckerbau ist hier die Hauptsache, und von den zur Pflanzung gehörigen 1000 Acker Landes werden etwa 800 Acker mit Zucker, der übrige Theil mit Mais, Kaffee und dergleichen bestellt. Zur Bestellung dieser Fläche werden 650 Arbeiter gehalten, von welchen 350 Sklaven und 250 freie Arbeiter, Aufseher, Böttcher, Mechaniker, Fuhrleute u. s. w. Der Transport des Zuckerrohrs zur Mühle geschieht auf Ochsenwagen, und werden zu diesem Zweck 80 Ochsen gehalten. Man führt mit den Ochsen zu Vieren, und 20 Wagen gehalten. Man halben Tag arbeiten kann, muß man für jeden Gespann nur eine ernähren, im Ganzen also die bedeutende Anzahl von 650 Ochsen. Die Zuckermühlen selbst sind hier die vollkommensten Gebäude, gibt ihrer zwei, welche unter einem Dache liegen und nur Geschoß hoch viele Aehnlichkeit mit einer der großen Zuckerfabriken in Berlin haben. Jede Mühle hat drei 6 Fuß lange Cylinder, welche nur je 1/8 Zoll von einander entfernt sind und das mit einer solchen Gewalt zermalmen, daß es fast ganz trocken von der Dünne eines Papierblattes wird. Eine Dampfmaschine von 50 Pferdekraft ist erforderlich um beide Mühlen unter Druck in Bewegung zu setzen.

Der in Rinnen, welche sich unter den Cylindern befinden, laufende Saft ergießt sich in ein steinernes Behältniß, aus welchem eine Pumpe ihn in 14 große Kessel führt, die mit Dampf erwärmt ihn sofort concentriren. Durch Röhre abgelassen, läuft er durch Kohlefilter in die Vacuumpfanne, in welcher er verdampfen muß. Darauf wird er über kupferne Röhren condensirt, abermals durch Kohle filtrirt, wobei er jetzt eine weiße Farbe bekommt, und gelangt schließlich in eine zweite Vacuumpfanne, in welcher er zu weiterem Verdampfen zum Krystallisationspunkte gebracht wird. Hier bringt man ihn in ein anderes Gebäude, das Trockenhaus, wo er fällt ihn mit kupfernen Kösseln in große Formen, deren jede 60 Pfund Saft aufnehmen kann.

Beabsichtigt man nur die Bereitung des Muscovado, was bei dieser Plantage nur wenig geschieht, so wirft man den Zucker auf den Formen ohne weiteres in Oxhofte. Diese sind im Boden mit Löchern versehen, aus welchen der Syrup ablaufen kann, und so lässt man ihn so vier Wochen hindurch ungestört stehen. Alsdann ist der Zucker trocken und zum Verschiffen fertig.

Digitized by Google

Der theurere und vortheilhaftere Kastenzucker muß noch einer Reinigung mit Thon unterworfen werden, welche am Tag nach seiner Einfüllung in die Formen auf folgende Weise bewerkstelligt wird. Man schafft die Formen auf den großen langen Trockenboden, in welchem sich 800 bis 1000 viereckige Löcher befinden, bestimmt die untern spitz zulaufenden Enden der Formen aufzunehmen und aufrecht zu erhalten. Dieß untere Ende ist mit einem Stöpsel versehen, welcher herausgezogen wird sobald der Zucker zu erkalten beginnt und eine feste Masse bildet, was sehr bald geschieht. Jetzt legt man auf die Oberfläche eine Quantität feuchten schwarzen Thones, wie er sich auf Cuba überall findet. Das Wasser desselben verbreitet sich schnell durch die Zuckermasse, tröpfelt aus der untern Oeffnung ab und nimmt auf seinem Weg die Farbe und Unreinlichkeit mit fort, welche sich etwa noch in der Masse finden. Diese Procedur wird jedoch mehrmals wiederholt, und es währt gewöhnlich 20 Tage bis die Reinigung vollendet ist.

Die Formen werden jetzt umgekehrt, der Zucker herausgenommen, und die Neger zertheilen ihn darauf, je nach seiner Farbe, mit einem großen dünnen Beil in weißen, gelben und braunen Zucker. Der obere Theil des Formzuckers ist natürlich der reinste, während der untere gewöhnlich braun und feucht ist, und noch auf einige Zeit zum Abtrocknen bei Seite gestellt wird. Jede Farbe wird allein in große, 400 Pfund enthaltende Kasten gepackt, und so in die Sonne oder an einen Ofen zum letzten Austrocknen gestellt. Ist auch dieß beendet, so werden die Kasten vernagelt, mit Streifen rohen Kuhleders umgeben, gewogen und gezeichnet. Jetzt sind sie zum Verschiffen fertig.

Der Ertrag einer Zuckerplantage ist ein sehr bedeutender, wenn auch natürlich von der Witterung und Handelsconjuncturen abhängiger. Wie überall in Mittelamerika, beeinträchtigte die regnichte Witterung des vorigen Jahres auch auf der hier geschilderten Pflanzung die Ernte um ein bedeutendes, da es nicht einmal möglich wurde alles Rohr zu schneiden. In diesem Jahr berechtigt der Stand der Pflanzen zu einer Ernte-Annahme von 10,000 Kasten Zucker und 1000 Orhoft Muscovado, was bei den jetzigen Preisen eine Einnahme von 500,000 Rthlr. ergeben würde. Für die beträchtlichen Arbeitskosten und die Verzinsung der Schulden, welche überall reichlich auf den Pflanzungen lasten, rechnet man die eine Hälfte des Ertrags ab, die andere Hälfte bleibt reiner Gewinn. Ein solches Ergebniß übersteigt allerdings europäische Begriffe.

Ueber die Jungferngeburten bei Insecten.

Das von Hrn. T. E. v. Siebold, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität München, erschienene Werk: „Ueber die wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen, ein Beitrag zur Geschichte der Reproduction bei Thieren," ist von Hrn. W. S. Dallas ins Englische übersetzt worden, und im Laufe dieses Jahres in London im Druck erschienen. Da hierin ein neuer Beweis für die Achtung liegt welche sich die deutsche Wissenschaft verdientermaßen im Auslande allgemach erringt, so entnehmen wir dem Westminster Review, das dieses gediegene Werk bespricht, folgende Stellen, um so mehr, als sie ein anschauliches Bild von dem Eifer und der Gründlichkeit der Studien geben welche Hr. v. Siebold dabei entfaltete. Hören wir den Reviewer selbst; er sagt: Hr. Prof. v. Siebold in München hat kürzlich die Resultate einer Reihe von Forschungen über Insecten-Reproduction herausgegeben, womit er sich ziemlich lange beschäftigt hatte, und welche so merkwürdig sind, daß sie die Anzeichnung die ihnen durch Hrn. Dallas' Uebersetzung zu Theil geworden vollkommen rechtfertigen. Der Ausdruck Parthenogenesis oder Jungfernzeugung wurde vor einigen Jahren von Professor Owen erfonnen, um eine Classe von Phänomenen zu bezeichnen auf welche durch Prof. Steenstrups Werk über die „Wechselfolge der Zeugungen" bereits früher die Aufmerksamkeit gelenkt worden war. Von diesen Phänomenen bieten die seit lange schon durch Bonnet bekannt gewordenen Beobachtungen über die Aphis (Blattlaus) ein charakteristisches Beispiel. Die Eier dieses Insects werden im Beginn des Herbstes gelegt, und bleiben den Winter über unentwickelt; bei der Rückkehr der Frühlingswärme indeß werden sie ausgebrütet, die daraus hervorgegangene Brut aber erreicht die volle Entwicklung ihrer Eltern nicht, und bringt es nie über den Zustand ungeflügelter Larven hinaus. Diese Larven werden, wenn sie mit reichlicher Nahrung versehen und einem genügenden Wärmegrad ausgesetzt sind, andern ihnen ähnelnden Larven, diese abermals andern das Leben geben, und so fort eine Reihenfolge von acht Zeugungen hindurch. Gegen Ende des Sommers entwickeln sich die letztgebornen Larven in vollkommene beflügelte Aphiden, von denen die einen männlich, die andern weiblich sind. Durch die geschlechtliche Vereinigung dieser werden wahre Eier erzeugt, aus welchen, nach ihrer Niederlegung auf den Pflanzen, im nächsten Jahre die verschiedenen Arten ausschliefen; die ganze vorangehende Zeugung aber hat durch die Kälte und die Entbehrungen des Winters ihren Tod gefunden. Von den flügellosen Larven nun läßt sich nicht sagen daß sie wahre Weibchen sind; denn es ist, da alle gleich fähig lebende Wesen ins Daseyn zu rufen, einleuchtend daß überhaupt kein Geschlechtsunterschied vorhanden seyn kann, und außerdem mangelt ihnen, obgleich sie ein eierstockartiges Organ besitzen aus dem die Brut sich entwickelt, in andern Theilen der geschlechtliche Apparat des vollkommenen Weibchens. Ihr Zustand entspricht dem einer Pflanze welche sich durch Bildung der Blattknospen ausbreitet, und bei welcher die Entwicklung des Blüthapparats noch nicht stattgefunden hat. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Fällen liegt in dem Umstand daß die Gemmae, oder Knospen, der Larval-Aphiden sich von dem Mutterstock, der sie ins Leben rust, ablösen und als besondere Einzelwesen leben, während die Gemmae der Pflanzen gewöhnlich (obgleich nicht beständig) mit ihrem Mutterstock in Verbindung bleiben, und zur Erweiterung desselben dienen. Auch ist es eine merkwürdige Bestätigung dieser Analogie daß, gerade wie ein Baum welcher reichlicher Nahrung und Wärme sich erfreut mehr neue Laubknospen als Blüthen zu entwickeln suchen wird (so daß unsere eigenen Obstbäume, wenn

Digitized by Google

man sie in tropische Klimate bringt, ins Laub schießen und keine Früchte tragen), eine geschlechtliche Brut unter den Aphiden nur natürlich gegen Ende des Sommers erscheint, und — da die nicht-geschlechtliche Erzeugungsweise in der Zwischenzeit aufrecht erhalten, nicht aber beschränkt wird (wie Prof. Owen gesagt hat) auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden kann, wofern man fortfährt den Larven einen angemessenen Grad von Nahrung und Wärme zu geben.

Die Parthenogenesis Prof. v. Siebolds unterscheidet sich von der Parthenogenesis des Prof. Owen dadurch daß, während letztere gerade in ihrer Wesenheit eine geschlechtliche ist, die erstere in der Legung fruchtbarer Eier durch wahre jungfräuliche Weibchen, d. h. durch Einzelwesen besteht, deren vollständige Entwickelung sie vollkommen befähigt den geschlechtlichen Act auf die gewöhnliche Weise zu verrichten, die aber durch Abgeschlossenheit vom Männchen davon abgehalten werden. Daß ein solches Vorkommniß hin und wieder unter Insecten verschiedener Arten stattfinde, ist von scheinbar zuverlässigen Gewährsmännern oftmals behauptet worden; allein eine sorgfältige Prüfung der Umstände der bestbeglaubigten Fälle ließ Hrn. Prof. v. Siebold im Zweifel ob einer von ihnen diese Behauptung wirklich rechtfertige. Er entschloß sich daher die Frage zum Gegenstand seiner eigenen Untersuchungen zu machen, und erhielt das Ergebniß daß dieß die gewöhnliche Reproductionsart unter gewissen Species — das mindeste gesagt — eines Mücken-Geschlechts ist, der sogenannten Psychodae, welche mit den Tinciden oder Kleidermotten verwandt sind, während sie zweifeln bei dem Seidenspinner vorkommt, und, sonderbar genug, einen Theil des regelmäßigen Reproductionsprocesses bei den Bienen bildet. Die Raupen der Psychoden lassen höchst merkwürdigerweise an sich selbst verschiedene Stoffe wahrnehmen, indem einige aus Erdtheilchen bestehen welche in der Gestalt eines kleinen Schneckenhauses zusammengeklebt sind. Wenn sie im Begriff stehen sich einzupuppen, so nehmen sie den äußern Theil dieser Behausung ein, und hüllen sich in einen Seiden-Cocon, welcher deren Oeffnung verschließt. Hier erleiden sie ihre Umgestaltung, zuerst in die Puppe und dann in die vollkommene Motte. Daß aber diese Motten fast stets Weibchen sind, scheint sich aus der Behauptung Hrn. v. Siebolds zu ergeben daß er, nachdem von ihm innerhalb sieben Jahren hunderteinundfünfzig Puppen untersucht worden, nie ein einziges Männchen gefunden hat. Obgleich die Motten sich in so vollkommener Abgeschlossenheit halten daß der Zugang zu ihnen einem Männchen nicht wohl möglich ist, erzeugen sie dennoch stets Eier, welche sie in der leeren Puppenbehausung, die hinten in dem Raupensack bleibt, ablegen. Diese Eier werden bald ausgebrütet, und gehen den Raupen ihr Daseyn. Ob diese, wenn sie zur Reife gelangt sind, durch denselben parthenogenetischen Proceß fruchtbare Eier erzeugen könnten, darüber hat man bis jetzt noch keine Gewißheit erlangt.

Was den Seidenwurm betrifft, so hat man durch sorgfältige Versuche die Ueberzeugung gewonnen daß vollständig abgeschlossene Schmetterlinge oft unmittelbar nach ihrem Hervorkriechen aus dem Cocon Eier legen, und daß aus diesen Eiern Larven auskschlüpfen werden welche sich in gehöriger Zeit in Schmetterlinge verwandeln. So viel sich indeß nach den bis jetzt erzielten Resultaten voraussagen läßt, werden die von den Weibchen dieser Schmetterlinge unter solchen Umständen erzeugten Eier nicht fruchtbar seyn.

Der interessanteste Fall von allen ist jedoch der der Korbbiene. Männiglich weiß daß jeder Bienenstock nur eine Königin hat, welche das einzige vollkommene Weibchen ist, und die gewöhnlich allein nur Eier erzeugt; daß aber außer der Königin eine Menge Drohnen oder Männchen und eine ungeheure Anzahl Arbeitsbienen, die man gemeiniglich geschlechtslos nennt, vorhanden sind. Alle diese Thierchen entwickeln sich aus Eiern, welche in Wachszellen verschiedener Arten abgelegt werden. Die Zellen für die Drohnen und für die Arbeitsbienen haben die gewöhnliche sechseckige Form; die Drohnenzellen sind dagegen fast beträchtlich größer als die der Arbeitsbienen. Die königliche Zelle aber ist nach einem ganz andern Plan erbaut, und die Nahrung mit welcher die königliche Made gefüttert wird, gleicht durchaus nicht dem gewöhnlichen Bienenbrod. Die Experimente Hubers, welche von spätern Forschern fast in ihrem ganzen Umfang bestätigt wurden, haben jedoch bewiesen daß eine in ihrer Entwicklung nicht zu weit vorgeschrittene Arbeiter-Made, wenn sie in eine königliche Zelle versetzt und mit der gewöhnlichen Nahrung der Königinen gefüttert wird, zu einer vollkommenen Königin entwickelt. Hienach scheint es daß die Arbeitsbienen wirklich nur unentwickelte Larven gefüttert wird, für Schlußfolgerung, die durch eine sorgfältige Untersuchung ihrer Organisation vollkommen bestätigt wird. Die königliche Zelle aber ist nach einem ganz andern Plan erbaut, und die Nahrung mit welcher die königliche Made gefüttert wird, gleicht durchaus nicht dem gewöhnlichen Bienenbrod. Die Experimente Hubers, welche von spätern Forschern fast in ihrem ganzen Umfang bestätigt wurden, haben jedoch bewiesen daß eine in ihrer Entwicklung nicht zu weit vorgeschrittene Arbeiter-Made, wenn sie in eine königliche Zelle versetzt und mit der gewöhnlichen Nahrung der Königinen gefüttert wird, zu einer vollkommenen Königin entwickelt. Hienach scheint es daß die Arbeitsbienen wirklich nur unentwickelte Larven gefüttert wird, für Schlußfolgerung, die durch eine sorgfältige Untersuchung ihrer Organisation vollkommen bestätigt wird. Die königlichen Zelle aber ist nach einem ganz andern Plan erbaut, und die Nahrung mit welcher die königliche Made gefüttert wird, gleicht durchaus nicht dem gewöhnlichen Bienenbrod. Die Experimente Hubers, welche von spätern Forschern fast in ihrem ganzen Umfang bestätigt wurden, haben jedoch bewiesen daß eine in ihrer Entwicklung nicht zu weit vorgeschrittene Arbeiter-Made, wenn sie in eine königliche Zelle versetzt und mit der gewöhnlichen Nahrung der Königinen gefüttert wird, zu einer vollkommenen Königin entwickelt. Hienach scheint es daß die Arbeitsbienen wirklich nur unentwickelte Larven gefüttert wird, für Schlußfolgerung, die durch eine sorgfältige Untersuchung ihrer Organisation vollkommen bestätigt wird. Bis in die neueste Zeit hielt man als Thatsache fest daß alle Arbeitsbienen, Drohnen oder Königinen sich aus demselben entwickelten, das Resultat der schlechlichen Verbindung der Mutterkönigin mit einer Drohne sind. Diese Verbindung findet bekanntlich nicht innerhalb des Bienenstocks, sondern in freier Luft während des sogenannten „Hochzeitsflugs“ statt: auch kann ein erfahrener Bienenzüchter ohne Schwierigkeit bestimmen ob dieser Flug stattgefunden habe oder nicht. Bei den Insecten im allgemeinen, ist eine einmalige Begattung genügend zur Befruchtung einer Menge nacheinander entwickelter Eier; die befruchtende Flüssigkeit wird in einem in den Eierstöcken sich öffnenden Behälter aufbewahrt, und in einem in den Eiern wie es herausschießt, damit geschwängert. Von Zeit zu Zeit haben aufmerksame Bienenzüchter beobachtet daß sie den Bienenstock zum so unvollkommene Flügel haben daß sie den Königinen zeitlinge nicht verlassen können, dessenungeachtet fruchtbare Eier legten, daß alle diese Eier aber Drohnen-Eier waren, und daß auch Arbeitsbienen hin und wieder fruchtbare Eier zu Tage brachten, welche, wie die ersteren, stets Drohnen-Eier sind. Da nun starke Zweifel vorhanden war zu glauben daß in keinem Fall geschlechtliche Mischung stattgefunden haben könne, so schien eine große Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen daß diese Drohnen-Eier das Resultat einer parthenogenetischen Zeugung seyen, analog der bei den Blattläusen und des Bombyx. Nach sorgfältiger Prüfung dieser Frage in Bezug auf v. Siebold zu der Ueberzeugung gelangt daß dieß wirklich der Fall ist. Allein da die auf gewöhnliche Weise geschwängerte Königin auch Drohnen-Eier legt, und zwar mitten unter die Arbeits- und Königinen-Eier hinein, so entsteht zunächst die Frage ob einige Drohnen-Eier nicht die männliche Flüssigkeit befruchtet sind, und andere nicht. Ob die Drohnen-Eier eines geschwängerten Weibchens sich dem Einfluß davon entziehen können. Dieses Problem konnte nur durch

Digitized by Google

fältige mikroskopische Untersuchung der Eier, gleich nach ihrer Legung, gelöst werden. Durch die Beobachtungen welche Hr. v. Siebold (dessen hoher Ruf als zuverlässiger Beobachter eine hinreichende Bürgschaft für seine Angaben ist) gemacht hat, sieht er sich in den Stand gesetzt zu behaupten daß, während die Befruchtung der Arbeitsbienen-Eier durch die männliche Fähigkeit sich aus dem Vorhandensein von Spermatozoa auf jedem Ei derselben erkennen lasse, auf den Drohnen-Eiern keine Spermatozoa zu entdecken seyen, so daß die Drohnen-Eier, mögen sie nun von jungfräulichen oder von geschwängerten Königinnen herrühren, stets ohne Befruchtung von Männchen abgelegt werden. Dieß ist eine höchst wundervolle Doctrin, die, wenn sie sich als richtig erweist, ein ganz neues Element in die Physiologie der Zeugung einführt. Es ist nicht der geringst merkwürdige Theil der Geschichte daß gerade aus denselben Eiern, so weit dieß erwiesen werden kann, sowohl Männchen als Weibchen geboren werden, indem der Geschlechtsunterschied durch das Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn des befruchtenden männlichen Einflusses bestimmt wird, und es wirft die gewöhnlichen Begriffe von männlicher Ueberlegenheit so ziemlich über den Haufen, wenn man findet daß in diesem Fall die vollständige Verrichtung des Zeugungsactes Weibchen ins Daseyn ruft, und daß die Männchen einer scheinbar niedrigern Procedform ihr Leben verdanken. Die ganze Sache erheischt indeß, da die Quellen der Täuschung sehr zahlreich sind, eine äußerst strenge und wiederholte Forschung, ehe diese Thatsachen als erwiesen betrachtet werden können. Es ist in nicht geringem Grade auffallend daß Dzierzon, der Urheber der Theorie der parthenogenetischen Zeugung der Drohnen, dieselbe später, gerade zu der gleichen Zeit in welcher die Beobachtungen Hrn. v. Siebolds neue und kräftige Belege dafür boten, zurücknahm. Es freut uns übrigens aus der Vorrede des Uebersetzers zu erfahren daß der Gegenstand der Parthenogenesis bei Insecten die Aufmerksamkeit brittischer Entomologisten beschäftigt; die Thatsache daß von vielen Cynips- (Gallfliegen-) Arten nur Weibchen bekannt sind, hat zu der Vermuthung geführt daß Erscheinen von Männchen unter ihnen komme nur zuweilen vor, und viele aufeinanderfolgende Generationen seyen ohne Vermittlung der Männchen ins Leben gerufen worden. Aehnliche Erscheinungen sind neuerdings im Pflanzenreich ans Tageslicht gelangt: so befindet sich in Kew ein weibliches Specimen einer diöcischen Euphorbiacee aus Australien, welche Jahr um Jahr fruchtbare Samen hervorbrachte, obgleich von dem Vorhandenseyn einer männlichen Pflanze in dieser Gegend nichts bekannt ist; auch haben Pflanzen, die man aus solchen Samen aufgezogen (wenn wir recht unterrichtet sind) dasselbe Phänomen gezeigt, und ein französischer Botaniker, Hr. Lecoq, hat fruchtbare Samen aus weiblichem Hanf-, Spinat- und andern von aller Verbindung mit männlichen Gewächsen sorgfältig abgeschlossenen diöcischen Pflanzenarten erzielt. Es ist daher augenfällig daß wir die ganze Wahrheit rücksichtlich der geschlechtlichen Reproduction noch lange nicht kennen, und daß der ganze Gegenstand von neuem sorgfältiger Forschungen bedarf, ehe sich irgendwelche allgemeine Schlußfolgerungen als sicher festgestellt betrachten lassen.

Erlebnisse eines brittischen Seemanns auf der Expedition gegen Quedah (Kedda.)

(Schluß.)

Nach der Einnahme des Forts von Quedah war der Widerstand der Malayen keineswegs gebrochen, sondern sie hatten jetzt alle ihre Kräfte am Parlissluß gesammelt, der nun strenger bloklirt wurde und wohin sich Osborn abermals mit seinem Kanonenboote Smaragd oder Nummer tega (drei) begab. Am Bord des Bootes waren die Rationen knapp geworden, namentlich fehlte es schon lange an frischem Fleische. Man durchsuchte daher sehr begierig ein Dorf Namens Tamelan, an dem kleinen Flüßchen Sitauè, welches eben erst von den malayischen Einwohnern aus Furcht vor den Grausamkeiten der anrückenden Siamesen geräumt worden war. Allein die Auswanderer hatten nichts zurückgelassen, und kaum fand man hie und da noch eine Nuß auf den Cocospalmen. Die Mannschaft des Kanonenbootes wußte aber Rath. Sie besolgte nämlich ein Verfahren welches mißverständlich durch Montesquieu zu einem bekannten rhetorischen Gleichniß benutzt worden ist. Der große Gelehrte war nämlich nicht genau unterrichtet wenn er meinte wilde Völker hieben die Palmen um, damit sie bequemer die Nüsse pflücken können. Sie thun es vielmehr aus einem andern Grunde. Auch die Malayen Osborns fällten etliche Cocospalmen um sich des sogenannten Herzens der Palme zu bemächtigen. Der Stamm wird an der Krone gespalten und eine vegetabilische Substanz dadurch gewonnen die etwa drei Fuß lang und so stark ist wie ein Frauenarm. Roh gegessen hat sie den Geschmack einer trefflichen Nuß, und gekocht liefert sie ein zartes Gemüse. Diesen Vandalismus konnte nur die Noth entschuldigen, und Osborn beeilt sich zu versichern daß er nur erlaubt habe drei oder vier Bäume niederzuschlagen.

Die Nacht war kaum angebrochen, als sich die Landbrise mit heftigen Stößen einstellte, und fast unmittelbar darauf sah man das malayische Dorf in Flammen aufgehen. Das Kanonenboot erwartete einen Angriff und machte sich auf einen nächtlichen Ueberfall bereit. Allein es erschien kein Feind, und als man landete um dem Feuer Einhalt zu thun, überzeugte man sich rasch auf welche Art der Brand entstanden sey. Als die Einwohner abzogen, hatten sie nämlich die Kohlen von ihrem Herd unter den Kehricht der Reisschalen geworfen. Dort hatten sie so lange still geglüht bis der Nachtwind die hellen Flammen anblies. Die Verwüstung war offenbar beabsichtigt worden, um den Feinden nichts zu hinterlassen als eine verkohlte Plantage. Da seit Monaten kein Regen gefallen war, so konnte man dem Feuer nicht wehren, denn Bäume und Blätter waren völlig trocken und in wenigen Augenblicken standen die Palmen der Plantage in hellen Flammen. Kaum erreichte eine Flammenzunge einen Stamm, so leuchtete er auf und die Pflanzung glich bald einer Saat von brennenden gigantischen Fackeln die von der Luft bewegt wurden. Es blieb also nichts übrig als eilig den Rückzug anzutreten. „Am andern Tage gieng die Sonne auf über einem Revier verkohlter Bäume und einem Haufen versengter Trümmer. Tamelan bestand nicht mehr, und der nächste Mensch mit seinen Regengüssen sollte den Ort, wo es gestanden war, dem Dschungel als Domäne überweisen. Die Fußstapfen des Menschen

Digitized by Google

werden hastig verwischt durch das behende Wachsthum der morgenländischen Pflanzenwelt. Diese Wirkung läßt sich nur mit der Macht des Oceans vergleichen, der bloß eine Minute lang die Furche erträgt welche ein Dampfer gezogen, und dann lachend sie wieder überrollt im Zorn daß ein solcher Zwerg seine Fläche gekreuzt habe. Aehnlich überdecken und überspülen die grünen Wälder dieser mächtig producirenden Länder ein Menschengeschlecht nach dem andern, welches eine Zeitlang mit ihnen gekämpft und endlich dahin schwindet, um keine dauerhaftern Spuren seiner Gegenwart in den vergänglichen Annalen dieser Erde zu hinterlassen als der Kiel des Schiffes auf der Oberfläche des Meeres.“

Dem Blokadegeschwader fehlte es bald an frischem Wasser. Der Smaragd wurde zum Hyacinth geschickt um den Capt. Warren um einige Vorräthe für die Boote zu bitten, erhielt aber den Bescheid, man leide selbst an Wassermangel und die Boote möchten daher nicht mehr ihre Bitte an die Brigg richten, sondern, wenn sie Wasser nöthig hätten und es auf keine andere Art zu haben seyn, es nehmen. Dieses Geschäft, nämlich das Nehmen, wurde am folgenden Morgen dem jüngsten Officier, also dem Verfasser übertragen, der nicht wenig sich auf das Abenteuer einbildete. Er sollte nämlich mit einem Boote den Partlosfluß so weit hinauf gehen bis er süß werde, seine Fässer füllen und dann umkehren. Natürlich mußte er an den Befestigungen der blokirten Malayen, an ihrer Flotte von Kriegsprauen, an ihren Dörfern vorüber, und es fragte sich sehr ob sie ihren erklärten Feinden ruhig verstatten würden sich mit einem Lebensbedürfnisse zu versehen, dessen Mangel nothwendig zur Aufhebung oder Unterbrechung der Blokade hätte führen müssen. Indessen waren die Beziehungen zu den Malayen ganz eigenthümlicher Art; die Britten hatten diesen Gegnern schon viele Bruderdienste erwiesen und konnten ihnen noch in der Stunde der höchsten Noth viele Dienste erweisen, so daß sich wohl der Fähnbrich in Begleitung eines Matrosen und etlicher Malayen in die Höhle des Feindes wagen durfte. Das Boot hatte mit der Fluth bald das Pfahlwerk erreicht welches die Malayen quer über den Strom gezogen hatten. Der wachthabende Officier lächelte als ihm Osborn seine Absichten mittheilte. Er habe nichts dawider das Boot bis zur Stadt Partis hinaufzufahren, aber Erlaubniß zum Wasserholen müsse man dort bei dem Feldherrn Datu Mohammed Ali erbitten. Osborn gieng nun rasch nach Partis hinauf, wo er an der malayischen Kriegsflotte vorbeikam und mit flüchtigen Blicken ihre zahlreiche Artillerie musterte. Eine malayische Schildwache zeigte den Weg nach Datu's Haus. Der Feldherr war abwesend auf einer Expedition, der zweite Befehlshaber der Hatschi Loung lachte aber herzlich als er das naive Verlangen Osborns vernahm, gab seine Einwilligung, warnte indeß den Fähndrich auf seiner Hut zu seyn, da das Land von Bewaffneten schwärme und weder er noch Datu Mohammed Ali sich für die Sicherheit des Bootes verbürgen könne. Nun verlor man keine Zeit. Das Ufer verschönerte sich mit jedem Augenblick, da man sich einer Hügelkette näherte welche einen raschen Fall des Stromes bei jeder Windung zu verheißen schien. Es fehlte in dem Walde nicht an glänzend gefiederten Vögeln, an Affengesellschaften, hin und wieder zeigten sich auch ein paar Rehe, und Alligatoren wurden nirgends vermißt. So näherte man sich einer zweiten Stadt Namens Kangah, wo man von einer Schildwache angehalten wurde, die aber das Boot sogleich durchließ, als sie erfuhr daß man mit Erlaubniß des Feldherrn Wasser holen wollte. Eine Strecke weiter kam man durch eine Bambusbrücke. Die gesammte weibliche Bevölkerung der Stadt Kangah suchte im Wasser Erfrischung. Während der Matrose seine Späße über die Nymphen nicht unterbrückte, bekennt Osborn aus Galanterie daß Unschuld die Stelle eines züchtigen Gewandes bei den jungen Damen vertreten hätte. Seine malayischen Bootsleute unterhielten sich gleichgültig zwischen den Badenden hindurch, und der vortreffliche Semaun ergetzt sich in langen Vermuthungen darüber, ob dieses Ignoriren einem zarten und feinen Gefühl oder der Furcht entspring, daß die geringste Frechheit sogleich von der männlichen Bevölkerung Kangahs blutig gerächt worden wäre. Ein dritter Fall, auf den sich Osborn nicht besinnt, scheint uns der wahrscheinlichere, daß nämlich die Malayen an solche Scenen täglich gewöhnt waren und diese für sie keine Anziehungskraft besaßen. Die Häuser von Kangah waren auf Pfählen erbaut, und erinnerten wegen ihrer vorspringenden Dächer und durch die Sauberkeit der Ausführung an die Schweizer Bauart. Dort hatte man den süßen Theil des Flusses bereits erreicht, und während Vorräthe für die Boote zu bitten, erhielt aber den Bescheid, man leide selbst an Wassermangel und die Boote möchten daher nicht mehr ihre Bitte an die Brigg richten, sondern, wenn sie Wasser nöthig hätten und es auf keine andere Art zu haben sey, es nehmen. Dieses Geschäft, nämlich das Nehmen, wurde am folgenden Morgen dem jüngsten Officier, also dem Verfasser übertragen, der nicht wenig sich auf das Abenteuer einbildete. Er sollte nämlich mit einem Boote den Partlosfluß so weit hinauf gehen bis er süß werde, seine Fässer füllen und dann umkehren. Natürlich mußte er an den Befestigungen der blokirten Malayen, an ihrer Flotte von Kriegsprauen, an ihren Dörfern vorüber, und es fragte sich sehr ob sie ihren erklärten Feinden ruhig verstatten würden sich mit einem Lebensbedürfnisse zu versehen, dessen Mangel nothwendig zur Aufhebung oder Unterbrechung der Blokade hätte führen müssen. Indessen waren die Beziehungen zu den Malayen ganz eigenthümlicher Art; die Britten hatten diesen Gegnern schon viele Bruderdienste erwiesen und konnten ihnen noch in der Stunde der höchsten Noth viele Dienste erweisen, so daß sich wohl der Fähnbrich in Begleitung eines Matrosen und etlicher Malayen in die Höhle des Feindes wagen durfte. Das Boot hatte mit der Fluth bald das Pfahlwerk erreicht welches die Malayen quer über den Strom gezogen hatten. Der wachthabende Officier lächelte als ihm Osborn seine Absichten mittheilte. Er habe nichts dawider das Boot bis zur Stadt Partis hinaufzufahren, aber Erlaubniß zum Wasserholen müsse man dort bei dem Feldherrn Datu Mohammed Ali erbitten. Osborn gieng nun rasch nach Partis hinauf, wo er an der malayischen Kriegsflotte vorbeikam und mit flüchtigen Blicken ihre zahlreiche Artillerie musterte. Eine malayische Schildwache zeigte den Weg nach Datu's Haus. Der Feldherr war abwesend auf einer Expedition, der zweite Befehlshaber der Hatschi Loung lachte aber herzlich als er das naive Verlangen Osborns vernahm, gab seine Einwilligung, warnte indeß den Fähndrich auf seiner Hut zu seyn, da das Land von Bewaffneten schwärme und weder er noch Datu Mohammed Ali sich für die Sicherheit des Bootes verbürgen könne. Nun verlor man keine Zeit. Das Ufer verschönerte sich mit jedem Augenblick, da man sich einer Hügelkette näherte welche einen raschen Fall des Stromes bei jeder Windung zu verheißen schien. Es fehlte in dem Walde nicht an glänzend gefiederten Vögeln, an Affengesellschaften, hin und wieder zeigten sich auch ein paar Rehe, und Alligatoren wurden nirgends vermißt. So näherte man sich einer zweiten Stadt Namens Kangah, wo man von einer Schildwache angehalten wurde, die aber das Boot sogleich durchließ, als sie erfuhr daß man mit Erlaubniß des Feldherrn Wasser holen wollte. Eine Strecke weiter kam man durch eine Bambusbrücke. Die gesammte weibliche Bevölkerung der Stadt Kangah suchte im Wasser Erfrischung. Während der Matrose seine Späße über die Nymphen nicht unterd

des Nachtfalken zum großen Aerger des abergläubiſchen malayiſchen Hochbootsmanns Tſchedi, welcher einen nahen großen Verdruß vorausſagte.

Stunde nach Stunde verging, der Thau fiel kalt, die Bootsleute lagen in ihre Sarongs eingehüllt, nur die Wache ſchlief nicht. Sie gab endlich ein Zeichen. Osborn gewahrte bald darauf ein Canoe mit zwei Mann, und rief ungeduldig man ſolle es anhalten. „Horch! rief der Hochbootsmann. Frauen! In Allah's Namen macht keinen Lärm; das dort iſt nur ein Kundſchafter, der vorausgeht um zu beobachten ob die Küſte rein ſey.“ Ehe man noch das Ankertau hereingebracht hatte, bogen zwei große ſchöne Prauen mit acht oder zehn Rudern und ein langer niedriger Kahn voll Männer um die Landſpitze und geriethen in volle Beleuchtung. Die Ebbe trug ſie raſch näher. „Haltet o Prauen, daß wir durchſuchen können!“ rief der Dolmetſcher. Sie waren überraſcht. Einen Augenblick lang hielten die Ruder ſtill, dann aber regten ſie ſich aufs neue um vorüber zu eilen, während Weiberſtimmen ſchrieen: „Schießt nicht, wir ſind Frauen, nur Frauen!“ — „Ankert oder wir geben Feuer!“ antwortete der Dolmetſcher. Sötn, einer der Malayen, hatte mit einem kleinen Nachen eine der Prauen zum Stehen bringen wollen, als Erwiederung aber einen Speerwurf empfangen. „Feuer! rief er dem Smaragd zu, die Prauen ſind bewaffnet!“ Augenblicklich wurde die Kanone am Bug gerichtet, und ein Traubenſchuß gieng auf die nächſte Praue. Ein Zettergeſchrei von Weibern belebte Osborn daß ſich wirklich Frauen an Bord befanden, und da er ſich geſtehen mußte daß es ihm wenig kriegeriſche Ehre eintragen würde wenn er eine Bootsladung verwundeter Weiber an Bord des Hyacinth bringen müßte, ſo ſtellte er das Feuern ein und verfuchte die ſaure Jagd auf die hurtigen Prauen in den ſchmalen Canälen des Fluſſes. Anfangs ſteuerten die Schiffe nach den Lancavas-Inſeln, als man ſich aber näherte, wendeten ſie nach der Setaué-Bucht. Endlich gelang es eine der Prauen abzuſchneiden und ſie in eine Enge zu treiben. Sie verſuchte quer vorüberzuſchlüpfen, empfieng aber als Strafe einen Kartätſchenſchuß, der mit einer unſchädlichen Salve aus Musketen erwiedert wurde. Der Praue blieb nichts übrig als das Steuer auszugeben und auf den Sand zu laufen. Die Priſe wurde jetzt geborgen, aber man fand nur etliche Frauen und zwei verwundete Männer darin, die übrigen waren nach dem Dſchungel entwichen. Die Praue wurde jetzt wieder flott gemacht und nach der Langen Inſel gebracht, wo man ſie den Fiſchern überließ, um damit ihren Glückzug nach einer britiſchen Beſitzung anzutreten.

Die andere Praue entkam, ebenſo der Kahn auf den man nicht geachtet hatte. Als man wieder landete wo die Priſe gefangen worden war, ſah man daß das Dſchungel von Bewaffneten ſchwärmte. Vielleicht 500 Perſonen waren dort beiſammen. Man verſicherte ihnen daß ſie nichts zu fürchten hätten, wenn ſich nicht Datu Mohammed Ali unter ihnen befände, denn obgleich die britiſche Regierung 20 Pf. St. (240 fl.) auf den Kopf jedes Piraten, gleichviel ob todt oder lebendig, ausgeſetzt hatte, ſo gefiſſlete es doch keinem, auch nicht dem gemeinſten Seemann auf dem Geſchwader, nach dieſem Blutgeld. Bald darauf erfuhr man gelegenheitsweiſe von den Malayen daß der Tonku Mohammed Ali bereits entwiſcht ſey. Der ſchlaue Häuptling hatte ſich nämlich in dem Nachen befunden, unter der richtigen Vorausſetzung, daß wenn er mit Schiffen des Blokadegeſchwaders zuſammenträfe, dieſe jedenfalls auf die großen Prauen und nicht auf den armſeligen Nachen Jagd machen würden. In die Prauen hatte er aber abſichtlich Weiber genommen, damit die Britten aus Barmherzigkeit nicht Gebrauch von ihrer Artillerie machen ſollten. Jetzt hatte Tſchedi recht daß die Nachtfalken Verdruß verkündigt hatten, und dem Fährdrich blieb nichts übrig als nach dem Hyacinth ſich zu begeben, um Bericht einzugeſtehen daß er ſich habe überliſten und den Vogel entfliehen laſſen. Man tröſtete inſeſſen Osborn daß er nur gethan habe was jeder ältere Offizier an ſeiner Stelle auch gethan haben würde, übrigens hatte man die Praue und den flüchtigen Kahn auf dem Geſchwader bemerkt, und der Dampfer Diana war bereits auf die Jagd abgegangen. Allein die Diana war nicht glücklicher als der Smaragd, denn ſie kehrte ohne Beute zurück.

Die Malayen hatten außer ihren Kriegsſchiffen in den Flüſſen, die nach und nach entwichen oder gefangen worden waren, eine Prauenflotte in der Nähe, auf die man bisher vergeblich gefahndet hatte. Endlich brachte die Brig Teda Baguſe Sr. Siameſiſchen Majeſtät die Nachricht, ſie habe das Geſchwader bei einem Platz, Namens Malaka, auf den Lancavas-Inſeln angetroffen, habe mit ihm gefochten und ſey übel zugerichtet worden. Dorthin begab ſich jetzt das britiſche Geſchwader. Der Hyacinth gieng ſüdwärts, die Boote nordwärts. Vor Malaka wollte man zuſammentreffen, in der ſichern Erwartung daß keines der Fahrzeuge bei dieſem Manöver entſchlüpfen könnte. Auf dem Smaragd herrſchte ſeit 48 Stunden große Hungersnoth, denn man hatte nur einen Vorrath von Kokosnüſſen und eine Ladung indoniſcher Vogelneſter an Bord. Osborn hiltete ſich aber um Lebensmittel zu bitten, denn der Hyacinth hatte ſelbſt ſo wenig daß das Boot wahrſcheinlich Befehl erhalten haben würde ſich nach Pinang zu begeben, und auf dieſe Art die Gelegenheit einer letzten „Action“ verloren gegangen wäre. Die Mannſchaft war auch damit zufrieden zu hungern und zu fechten, und ſo ruderte man nach den Lancavas. Die Nacht kam, und nach dreiſtündiger harter Arbeit öffnete ſich zur Linken eine Bucht, welche nach dem geſuchten Malaka führen ſollte. In Erwartung deſſen wurden die Kanonen geladen, und der Smaragd näherte ſich behertzt dem Eingang. Die Bucht war indeſſen leer, und man hatte bereits beſchloſſen dort zu übernachten, als eine zweite Bucht weiter vorwärts entdeckt wurde. Man fuhr alſo dorthin, und bald zeigte eine Reihe von Feuern am Ufer und an Bord von Schiffen daß man die Flotte erreicht habe. Sobald man die Kriegsfahrzeuge der Malayen gewahrte, ließ man den Anker ſo leiſe als möglich fallen um kein Geräuſch zu verurſachen, und verhüllte jedes Licht um nicht bemerkt zu werden, während man die Schiffe des Feindes anſterbalb der Bucht, einen großen Schooner und eine Praue im Auge behielt, vor denen man indeſſen durch einen dünnen Nebel verborgen wurde. Bisweilen erhellten lebhafte Blitzſtrahlen die Bucht und zeigten den Lauernden nicht nur daß ſie ein zahlreiches Geſchwader von feindlichen Fahrzeugen gefangen hatten, ſondern daß ſich auch die andern Boote des Blokadegeſchwader raſch näherten. Man ertrug daher um ſo leichter das kühle Bad womit der tropiſche Regen den Smaragd überſchüttete. Als nun die Sonne ſich erhob und den nächtlichen Nebel vom Lande aufrollte, lag die kleine britiſche Seemacht im nördlichen Theil einer prächtigen Bucht vor Anker, die mit allen Lieblichkeiten malayiſcher Landſchaften ge-

Digitized by Google

schmückt war, und gleichzeitig kam auch der Hyacinth von einer andern Seite der Bucht zum Vorschein, nachdem er die Südspitze der Lancavad umsegelt hatte, wie das andere Geschwader die Nordspitze. Die Piraten lagen in der Falle. Ihre Kräfte bestanden interessen aus zwei seltsam aussehenden Schoonern mit 10 Kanonen jeder. Der eine hatte 12-Pfünder Carronaden, der andere 3- und 6-Pfünder. Drei große und schöne Prauen und eine Tope bildeten den Rest der Flotte, die ersten führten 3 oder 4 Kanonen, die Tope eine 32-Pfünder-Carronade. Eine Batterie mit acht Geschützen auf einem kleinen kegelförmigen Hügel am Ellenbogen der Bucht schützte das Geschwader, und diese Batterie war es gewesen von welcher die flamesische Brig so übel mißhandelt worden war. Die Boote regten sich noch nicht, denn man wartete erst auf Capitän Warren, welcher das Signal zum Angriff geben sollte. Endlich hatte sich der Hyacinth genähert, und alle Hände waren kampfbereit. Capitän Warren beschrigte ein Boot nach dem andern, und als er alles in Ordnung fand, gieng ein Parlamentär ab, um den „Piraten" fünf Minuten Bedenkzeit zur Uebergabe anzubieten. Für die Kampflustigen waren diese fünf Minuten eine Geduldsprobe. Die Malayen auf den englischen Schiffen waren aber sehr ernst gestimmt, vielleicht weil sie die Tapferkeit ihrer Landsleute kannten, und als Osborn sich dem Hochbootsmann gegenüber einen Fähnbrichswitz erlaubte, beschämte ihn dieser mit einem Spruch aus der dritten Sure des Koran, der auf den Lippen der Gläubigen vor dem Kampfe gebräuchlich ist: Frohlocke und verzage nicht, so wirst du bestehen! Die Malayen zeigten indessen keine Lust zu fechten, und räumten Batterie und Schiffe. Die Kanonen auf dem Lande wurden vernagelt, die Geschütze der Kriegsschiffe versenkt und die Fahrzeuge eins nach dem andern unter lauten Hurrahs in Brand gesteckt! Damit endigte die Thätigkeit der Alliirten des Kaisers von Siam, der sich später durch das Geschenk eines goldenen Theekessels dankbar gegen Capitän Warren erwies, und mit diesem flamesischen Theekessel schließt auch Osborn die unterhaltenden Schilderungen seiner Fähndrichsthaten.

Die drei Religionsstifter.

Eine chinesische Parabel.

Die Gründer der drei Religionen, Buddha, Laotse und Kongtse, so erzählt eine chinesische Parabel, unterhielten sich einstens im Schattenreiche über ihre Bestrebungen und Erfolge. Nach einem langen langen Gespräch kamen sie überein daß das Menschengeschlecht im Argen liege. Da entschlossen sie sich nochmals zur Welt unterhalb des Mondes hinabzusteigen, um Leute zu finden, geeignet hie vergessenen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit zu erneuern. Viele Länder und Städte haben die drei Weisen durchzogen, sie haben niemand gefunden. Da verließen sie die bewohnten Gegenden, überschritten Wüsten und Einöden und sind gewaltig durstig geworden. Jetzt sahen sie eine Quelle, neben ihr einen alten Mann, der sie bewachte. Gehe du hin Buddha und bitte um Wasser, sprachen Kongtse und Laotse, dir ist das Betteln angeboren, man sieht's an deinen zahlreichen Schaaren von Bettelmönchen. Wer bist du, fragt der Alte den Buddha? Ich bin Schakiamuni, spricht dieser, der ehemals im Westen erschienen. „Ei ei, du bist der berühmte Buddha, von dem ich so viel gehört, du gilst für einen gutherzigen Mann, dir werde ich auch Wasser geben, sobald du mir eine Frage beantwortest. Ihr Buddhisten sagt, alle Menschen sind gleich, warum habt Ihr denn doch einen Dalai Lama, Pfaffen aller Art, Erzbischöfe und Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen, Mönche und Nonnen aller Kutten? Buddha verneigte sich und ist davongegangen. Laotse tritt auf. Wer bist Du, fragte der alte Mann. „Ich bin Laotsium. Ah, ah, Sister der Taoiche, ich kenne Dich, Du hast einen guten Namen. Wasser bekommst Du, sobald Du mir eine Frage beantwortest. Ihr Taoleute rühmt euch des Tranke der Unsterblichkeit, habt ihr so was oder nicht?" Natürlich besitzen wir solch ein Geheimmittel. Du siehst, ja, mich hat es unsterblich gemacht. Nun Lao, spricht der Alte, warum warst Du so bekindlichen Liebe vergessen und hast Deinen Vater sterben lassen? Meister Lao kommt in große Verlegenheit, geht zurück und sagt zu Kongtse: „Bruder jetzt mußt Du zum impertinenten Alten wir beide, Buddha und ich, sind dem Tode, fragte wiederum der Greis. Nicht gewachsen." Wer bist Du, fragte wiederum der Greis. bin Kong, Tschongui aus dem Lande „Mich kennst Du nicht? Ich der einzige Mann. Ei so, ei so, du, der erhabene, der weise bist der allerhöchste Kongtse, der verehrte des Mittelreichs. könnte ich Dich dursten lassen, doch kenne Dich jetzt schon, Du Schwerzigkeit. Deine Vorschriften über sauer löse mir eine schlagen über den geschiedenen Alten dort an der Quelle- auf, spricht Buddha zu den zwei andern, haben wir auch kein Was so haben wir doch den rechten Mann gefunden, um unsere chenen Lehren aufzufrischen und die Menschheit zu erneuern. machten sich alle drei zusammen auf, gingen zu dem Greis und teten ihr Herz aus. Der lächelt und sagt: meine Herren, ihr scheint gar nicht zu wissen wer ich eigentlich bin. mich einmal recht an. Schaut her! Bloß mein oberer Fleisch und Blut, hier unten bin ich von Stein. Gerechtigkeit kann ich ein Langes und Breites predigen und ten, ich kann ihnen aber nicht nachgehen, nicht darnach leben. drei Weisen sehen sich verwundert an, das Gewicht der Rede ihnen schwer aufs Herz. Der Alte ist das Sinnbild der Menschheit. Traurig verlassen sie die Erde und erheben sich in die luftigen Räume jenseits des Mondes.

Digitized by Google

Die Ausbeutung der Porphyr- und Granitgruben am rothen Meer durch die Römer.

Mit der Einnahme Alexandriens durch Augustus am 1 August 30 v. Chr. trat Aegypten in die Reihe der römischen Provinzen, und das römische Reich erhielt in diesem merkwürdigen Lande eine höchst wichtige, fortan zu seinem Bestehen unentbehrliche Ergänzung. Durch seine enorme Kornproduction sorgte das Mutterland für die materielle Existenz Roms, und Alexandrien, damals die erste Handelsstadt der Welt, vermittelte fast den ganzen Handel mit dem Orient, von wo der Westen den größten Theil seiner Luxuswaaren bezog. Die Steuerkraft Aegyptens war unter den Römern sehr bedeutend, seine Bevölkerung damals dreimal so groß als jetzt (sie ist jetzt zwei und eine halbe und war in Josephus Zeit mehr als sieben und eine halbe Million); und die Römer waren zu gute Administratoren, um durch übermäßige Auflagen das Land zu erschöpfen. Tiberius schrieb an einen Vicekönig von Aegypten, der mehr als die statsmäßigen Steuern in den Schatz einsendete: er liebe es daß man seine Schafe scheere, aber nicht schinde. Ueberhaupt haben die Römer gerade in der Verwaltung Aegyptens eine unvergleichliche Meisterschaft bewiesen. Sie ließen alle auf die Eigenthümlichkeit des Landes basirten Einrichtungen fortbestehen, die officielle Sprache blieb (wie unter den Ptolemäern) die griechische, am allerwenigsten wurden die religiösen Verhältnisse angetastet. Fort und fort sind unter den römischen Kaisern neue Tempel der altägyptischen Gottheiten erbaut worden, und die Hieroglyphenschrift hat, wie es scheint, das römische Reich sogar überdauert.

Es versteht sich von selbst daß die Römer die Bergwerke und Steinbrüche Aegyptens systematisch weiter zu bauen nicht unterlassen haben. Dazu gehören die Smaragdgruben bei Berenice auf der von den Arabern Zabarah genannten Bergkette, die zwischen 24° und 25° n. Br. von NO. nach SW. an der Küste des rothen Meeres hinstreicht. Sie sind schon in hohem Alterthum angebaut worden, und waren auch den Griechen bekannt; die Römer haben den Bau bis ins fünfte Jahrhundert fortgesetzt, und wir wissen daß man sie damals nur mit kaiserlicher Erlaubniß besuchen konnte: sey es daß man die Bergleute der Versuchung entziehen wollte die Smaragde an Fremde zu verkaufen, sey es daß auch hier die Arbeit von Sträflingen betrieben wurde, die man ganz absonders mußte. Alle neueren Reisenden, Caillaud, Belzoni, Wilkinson und Nestor l'Hôte sind übrigens einstimmig sowohl über die Seltenheit und schlechte Qualität der hier gefundenen Smaragde, als auch in der Ansicht daß der Werth derselben schwerlich jemals größer gewesen seyn kann, obwohl arabische Schriftsteller das Gegentheil versichern. Andere Gruben sind erst von den Römern eröffnet worden, und dahin gehören namentlich die Porphyrgruben der ebenfalls in der Wüste östlich vom Nil von NO. nach SW. an der Küste des rothen Meeres etwa von 28° bis 25° n. Br. hinstreichenden Kette. Die Aegypter arbeiteten gar nicht in Porphyr, ebensowenig die Griechen. Erst unter dem Kaiser Claudius begann die Ausbeutung dieser Gruben, und von dieser Zeit an führt das Gebirge, das früher Mons Porphyrites hieß, den Namen Mons Claudianus.

Bevor ich auf diese Porphyrgruben näher eingehe, muß ich einige allgemeine Bemerkungen über den Betrieb und die Verwaltung des Bergbaus unter den Römern vorausschicken. Fast alle Bergwerke waren kaiserlich, wenn auch Ausnahmen vorkamen. So z. B. waren die spanischen Silbergruben in Privatbesitz, desgleichen viele Salinen. Marmorbrüche anzulegen wurde im Jahr 320 und 363 Privatpersonen erlaubt, aber dreißig Jahre später die Erlaubniß wieder zurückgenommen. Gold zu suchen wurde erst im Jahr 365 gegen eine gewisse jährliche Abgabe gestattet. Alle Hauptbergwerke aber wurden auf kaiserliche Rechnung betrieben. Sie waren verpachtet, theils an einzelne (wie z. B. August die Kupferwerke auf der Insel Cypern dem König Herodes von Judäa gegen die Hälfte des Ertrags verpachtete), theils an Compagnien, zuweilen auch an kaiserliche Sklaven. Als Abgabe wurden in der spätern Zeit 10 Procent des Gewinns erhoben, vermuthlich war sie jedoch weder zu allen Zeiten noch in allen Gruben gleich. Die Arbeit wurde größtentheils von Verbrechern oder Kriegsgefangenen betrieben. So wurden nach der Eroberung Jerusalems die gefangenen Juden zum Theil in die ägyptischen Bergwerke vertheilt, und später häufig die unerschütterlichen Bekenner des Christenthums zu dieser furchtbaren Strafe verdammt. Deßhalb stand fast in allen Gruben eine Truppenabtheilung zur Bewachung der Arbeiter. Zuweilen übernahm der commandirende Officier die Pacht oder leitete den Bau, zuweilen wurden auch die Soldaten selbst dazu verwendet. Bei den größern Bergwerken entstanden natürlich mehr oder minder große Ortschaften, welche diesen Verbrechercolonien zum Wohnsitz dienten.

Im Jahr 1823 ist von zwei englischen Reisenden die Lage der oben erwähnten Porphyrgruben, die man bisher nur ungefähr bestimmen konnte, sowie mehrerer anderen wichtigen Punkte der alten Geographie Aegyptens, mit Gewißheit festgestellt worden. Hr. Burton, vom Pascha von Aegypten im Jahr 1822 beauftragt die Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meer geologisch zu untersuchen, unternahm und beendete diese Untersuchung im Jahr 1823 in Gesellschaft von Sir Gardner Wilkinson. Auf dieser Reise entdeckten die beiden Forscher unter andern die Ruinen zweier römischen Ortschaften, von denen die eine ein Centralpunkt für die Ausbeutung der Porphyrbrüche des Mons Claudianus gewesen ist.

Dieselbe liegt 27° 20′ n. Br., in gleicher Breite mit Syene und Manfolout, auf einem Höhenzuge der jetzt den Namen Djebel-Dochan (Berg des Rauches) führt. Dort fanden die Reisenden nicht bloß die großen Brüche die den Römern so reiches Material zu ihren Luxusbauten in der Kaiserzeit geliefert haben sie hatten auch Gelegenheit die kolossalen Arbeiten zu bewundern, die zur Herstellung einer allseitigen Communication in dieser Gegend geschehen waren, sie wandelten in den Straßen, traten in die Häuser einer römischen Ortschaft, und fanden einen Tempel aus römischer Zeit mitten in dieser jetzt völlig unbewohnbaren Wüste.

Die Hauptschwierigkeit, die hier bei einer Ansiedlung zu überwinden war, ist der Wassermangel. Um diesem abzuhelfen, hatte man zwei Brunnen gebohrt, von denen der eine von 15 Fuß Durchmesser in reinen Porphyr gearbeitet ist, eine bei der außerordentlichen Härte dieses Steins unermeßliche Arbeit. Der Ort, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, enthielt Häuser von verschiedenen Formen und Größen. Am nördlichen Ende ist ein Platz, um welchen sich Läden befunden zu haben scheinen, wo kleine Porphyrmörser gearbeitet wurden, wenigstens findet man hier eine Menge derselben unvollendet. Ein Haus, welches das eines Beamten gewesen

Digitized by Google

zu seyn scheint, ist jetzt am Platz mit vier Säulen auf jeder Seite, einer mit Stuck getäfelterten Cisterne und einer Treppe, die in ein Obergeschoß führte. Der Ort war mit Mauern umgeben die Thürme trugen, er scheint Magazine, Werkstätten, überhaupt alles erforderliche enthalten zu haben.

In einem nahe an der Stadt gelegenen Thal liegen die Bausstücke eines Tempels am Boden, der niemals vollendet worden ist. Nur die Substructionen sind fertig, aber keine Säule ist aufgerichtet. Der Architrav trägt eine griechische Inschrift, aus welcher hervorgeht daß der Pächter der Porphyrgruben, ein kaiserlicher Sklave, diesen Tempel im zweiten Regierungsjahre des Kaisers Hadrian (118 n. Chr.) im Auftrage des Präfecten von Aegypten erbaut habe. Vermuthlich wurde der Präfect von seinem Posten abberufen, als der Bau des Tempels bis zu dem Punkte vorgeschritten war in welchem die Reisenden ihn vorfanden, und die Vollendung des kostspieligen Unternehmens, das ihn nun nicht weiter interessirte, unterblieb. Außer dem Pächter und dem Präfecten wird auf der Inschrift noch der kaiserliche Bergbaudirector für ganz Aegypten und der Commandant der hier stationirten Truppenabtheilung genannt. Es war ein Corps von mindestens 500 Mann, das etwa zu drei Viertheilen aus Infanterie, zu einem Viertheil aus Cavallerie bestand; die letztere war natürlich unentbehrlich um etwaige Fluchtversuche der Gefangenen unmöglich zu machen, obwohl diese, wie sich später zeigen wird, selten genug frei machten. Die Stärke des Detachement läßt auf eine sehr bedeutende Anzahl der Sträflinge schließen.

In den Ruinen findet man eine Menge Scherben, zerbrochene Gläser und Meermuscheln, Ueberbleibsel von der Nahrung der Bewohner. Eine große Straße führte in südöstlicher Richtung von dem Ort an das Meer. In den Brüchen sind Reste der Oefen die zur Ausbesserung und Härtung der Werkzeuge gedient haben; denn aus unzähligen Porphyrsplittern steht man daß die Blöcke an Ort und Stelle behauen, bearbeitet und fast vollendet worden sind. Westlich von dem Hauptort liegt eine kleinere Ansiedlung, wo man noch sehr große Blöcke findet, die zu Badewannen und Sarkophagen bestimmt waren. In den Brüchen selbst sahen die Reisenden eine unvollendete Porphyrsäule, 22' 2" lang und 3' 6" im Durchmesser. Auf einigen Blöcken befinden sich Striche, die vielleicht die Anzahl der Steine angeben die jeden Gefangenen zu bearbeiten auferlegt waren.

Auf einem andern Höhenzuge derselben Bergkette, jetzt Djebel-Fatirah, existiren Ruinen einer andern Nation, die als Centralpunkt für die Ausbeutung der hier bearbeiteten Granitgruben diente. Auch diese waren sehr ausgedehnt und hatten mehrere Communicationswege, doch minder zahlreich und minder sorgfältig gearbeitet als die von Djebel-Dokhan. Auch hier fanden die Reisenden kolossale Blöcke und Säulen; Burton sah 2 Säulenschäfte von 59' 3" Länge und 8', 6" Durchmesser, völlig ausgearbeitet. Auch dieser Ort war mit Mauern umgeben und mit Cisternen versehen; in den Häusern waren zahlreiche Mörser, zerbrochene Trinkgeschirre und Gefäße, außerhalb der Mauern das Haus und die Bäder des Stationscommandanten, und hinter diesen Bädern ein gleichfalls unvollendeter Tempel, dessen Architrav eine ganz ähnliche griechische Inschrift trägt wie der oben erwähnte. Derselbe Pächter, derselbe Bergbau-Director, derselbe Präfect von Aegypten werden auch hier genannt, oder ein anderer Officier; woraus man schließen darf daß diese Gruben von einem besondern Detachement bewacht wurden, das vermuthlich eben so groß war als das in Djebel-Dokhan.

Die Pacht dieser Brüche muß eine sehr bedeutende und lohnspielige Unternehmung gewesen seyn. Vorausgesetzt daß alle Arbeiter Verurtheilte waren, also keinen Lohn empfingen, mußte der Unternehmer doch für ihre Wohnung, Kleidung und Nahrung sorgen. Die Ausdehnung der beiden Ortschaften, die im Gebirg zerstreuten einzelnen Wohnungen, alles zeigt daß die Arbeiter sehr zahlreich waren, desgleichen die Menge und Größe der unvollendet gebliebenen Blöcke und Schäfte. Die Arbeit, welche monolithe Säulen von fast 60 Fuß Länge erforderten, war unermeßlich. Die Anstrengung von Hunderten von Armen war jahrelang nöthig um diese enormen Steinbalken zu brechen, zu behauen, zu glätten und endlich an den Ort der Einschiffung zu fördern. Wenn man annehmen darf daß alle zu einem Bau verlangten Architekturstücke hier gleichzeitig bestellt und ausgeführt wurden, sonst konnte die Arbeit endlos gewesen seyn. Wilkinson glaubt daß in 1500—2000 Arbeiter beschäftigt gewesen sind. Der sehr schöne reiche rothe Meer lieferte freilich jeder von beiden Ortschaften Fluß, aber alle übrigen Lebensmittel mußten auf theure Kosten unterhalt, mußte der Pächter doch die Aufseher und Werkmeister bezahlen welche die Arbeiter beaufsichtigten. Er mußte ferner die Werkzeuge anschaffen und im Stand halten, die bei der Bearbeitung so harter Materiale sich ohne Zweifel schnell abnutzten und leicht in Stücke brachen. Er mußte sodann für die Hebel, Walzen und Taue sorgen die zur Fortbewegung dieser ungeheuern Lasten erforderlich waren. Endlich mußte er Regierung die hohe Pacht (vermuthlich 10 Procent des Ertrages) bezahlen. Um den Kosten und Mühen eines nach so großem Maßstabe angelegten und mit so viel Gefahren verknüpften Unternehmens die Wage zu halten, mußte der Gewinn sehr bedeutend, die Nachfrage nach Porphyr und ägyptischem Granit sehr groß, und der Preis sehr hoch seyn. Faßt man die hier geschilderte Ausdehnung der ägyptischen Brüche und die Großartigkeit des Betriebes ins Auge, so hört man auf sich über die enorme Menge monolithischer Granit- und Porphyrsäulen zu wundern die in der Architektur Kaiserzeit verwendet worden sind, wenn man nur nach den in allein, nach so vielen Zerstörungen übriggebliebenen, urtheilt. Daß die alten Aegypter, wie oben bemerkt wurde, nicht Porphyr gearbeitet haben, ist so gut als gewiß. Unter den losen Sculptur und Architekturstücken altägyptischer Herkunft theils nach Europa geschafft sind, theils noch an Ort und Stelle sich befinden, aus den verschiedensten Steinarten, ist bis jetzt eine einzige Arbeit in Porphyr entdeckt worden. Gefunden haben die Aegypter den Porphyr ohne Zweifel. Man findet dem sandigen Boden zu Omba, zu Denderah und anderen große Blöcke, rund geschliffen wie kolossale Kiesel, die nicht durch Menschenhände, sondern durch die Umwälzungen früherer Perioden ihre jetzige Lage erhalten haben, gleich erratischen Blöcken. Sie sind in ihrem rohen Zustand zu Grundmauern benutzt worden. Da die Aegypter aber so viele andere schöne Gesteinarten zur Verfügung hatten, als Granite, Basalte, Alabaster und Breccien-Arten, so war es sehr natürlich daß sie an die Bearbei-

Digitized by Google

tung des Porphyrs, der an Härte jedes andere Geſtein übertrifft, nicht dachten.

Als unter Kaiſer Claudius der Ban jener unterſchöpflichen Porphyrgruben begonnen ward, machte man auch einen Verſuch Statuen aus dem neuen Material zu arbeiten; dieſe unglücklihe Idee fand aber damals noch keinen Beifall. Man verfertigte deſto häufiger daraus Urnen, Mörſer, Sarkophage, Badewannen und Architekturſtücke; wie Sueton erzählt, wurde z. B. Nero's Leiche in einen Porphyrſarg gelegt. Im Jahr 147 oder 148 ſchrieb der berühmte Rhetor Ariſtides, der viermal in Aegypten geweſen war und lange dort gelebt hatte, eine Abhandlung über dieſes Land, die noch exiſtirt. Er ſagt daß die „berühmten Porphyrgruben“ von Verurtheilten gebaut würden, und fügt hinzu daß die waſſerloſe Wüſte, in der ſie ſich befänden, ihre Bewachung unnöthig mache, weil die ſichere Ausſicht durch Hitze und Durſt umzukommen, ſie am Entweichen hindere. Vermuthlich dienten die dort ſtationirten Commandos hauptſächlich zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung unter den Sträflingen und zugleich zur Abwehr etwaiger Angriffe von Wüſtenbeduinen. Anderthalb Jahrhunderte ſpäter berichtet Euſebius daß unzählige Bekenner des Chriſtenthums bei der Dioclet ianiſchen Verfolgung in dieſe Gruben verbannt worden ſeyen. Man darf alſo annehmen daß der Bau derſelben von Claudius bis auf Diocletian in großem Maaßſtabe fortgeſetzt worden iſt. In der Zeit der überhandnehmenden Geſchmackloſigkeit, mindeſtens ſeit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wurde der Porphyr in Rom auch häufig zu Skulpturen verwendet, und theils ganze Statuen und Büſten, theils bloß Gewänder und Rüſtung daraus gearbeitet. Die meiſten noch erhaltenen Skulpturen aus Porphyr ſind aus der Conſtantiniſchen Zeit.

Wilkinſon war der Meinung daß ſowohl die in Djebel-Dôchan gebrochenen Porphyre als die in Djebel-Fatireh gebrochenen Granite auf der großen Chauſſee, welche die Römer von dieſen Punkten in ſüdweſtlicher Richtung an den Nil geführt haben, transportirt und dann auf dem Fluß eingeſchifft worden ſeyen, um erſt in Oſtia oder in Rom ſelbſt ausgeladen zu werden. Letronne jedoch, deſſen Darſtellung ich überhaupt folge, hat übergengend dargethan daß die dort vollendeten Stücke aus den Gruben ſogleich in zwei nahe gelegene, mit ihnen correſpondirende Häfen des rothen Meeres geſchafft und zu Schiff bis an die Südſpitze von Suez transportirt wurden. Schon die ungeheure Schwere der noch exiſtirenden Arbeiten in Porphyr und Granit läßt den Landtransport für die erſtere, ſo lange es einen andern gab, unwahrſcheinlich, für die letztern geradezu unmöglich erſcheinen. Die 60 Fuß langen Säulen in Djebel-Fatireh übertreffen an Größe alle in Rom exiſtirenden monolithen Säulen bei weitem, ſelbſt die in den Bädern Diocletians (jetzt S. Maria degli Angeli) und die des Pantheon, welche letztere aus den Brüchen der Inſel Elba ſtammen. Für dieſe enormen Laſten mußte ſchon der Transport nach dem etwa zwei deutſche Meilen entfernten Hafen große Schwierigkeiten haben, ſelbſt wenn wir vorausſetzen daß die Römer die geringere Vollkommenheit ihrer Maſchinen durch die Maſſe der Arbeitskräfte erſetzten; etwas wurde die Arbeit durch die Neigung der nach dem Hafen führenden Straße erleichtert. Ein Landtransport an den Nil wurde aber für die Granite durch die Schwierigkeiten des Terrains, namentlich durch querlaufende Höhenzüge, zur baaren Unmöglichkeit.

Die Einſchiffung der Monolithen auf dem rothen Meer würde jedoch von keinem großen Nutzen geweſen ſeyn, wenn ſie an der Südſpitze von Suez abermals hätten ausgeladen und quer durch die Wüſte 5 bis 6 deutſche Meilen weit an den Nil transportirt werden müſſen, um hier von neuem eingeſchifft zu werden. Aber dieſe Schwierigkeit exiſtirte nicht, da das rothe Meer mit dem Nil durch einen Canal verbunden war. Schon Necho hatte ihn begonnen, Darius der erſte, nachdem Aegypten perſiſche Provinz geworden, ihn weiter geführt; beendet wurde er von Ptolemäus dem zweiten Philadelphus. Bald nachdem Aegypten von den Römern erobert worden war, befuhr und beſchrieb ihn Strabo; er war ungefähr 150 Fuß breit und tief genug um Laſtſchiffe zu tragen. Daß er unter den erſten römiſchen Kaiſern im guten Stande erhalten worden iſt, darf um ſo weniger bezweifelt werden, als der Handel nach dem rothen Meer gerade damals einen bedeutenden Aufſchwung nahm. Plinius nennt ihn noch den Ptolemäus-Canal; bei Ptolemäus dem Geographen dagegen heißt er Trajans-Canal, worans hervorgeht daß Trajan ſich um dieſe wichtige Waſſerſtraße weſentliche Verdienſte erworben hatte. Das Zeugniß des Ptolemäus hat zu viel Gewicht als daß dagegen die Autorität des arabiſchen Schriftſtellers Makrizy in Anſchlag kommen könnte, der den Neubau des Canals dem Hadrian zuſchreibt. Noch unter den Antoninen war er ſchiffbar, ſpäter ſcheint er verſandet zu ſeyn, und vermuthlich war dieſe Verſandung der Grund daß die Bearbeitung der Granitbrüche von Djebel Fatireh aufgegeben wurde. Man hatte nun keine Möglichkeit mehr die ungeheuren, dort gebrochenen Steinmaſſen nach dem mittelländiſchen Meer zu transportiren. Die Bearbeitung der Porphyrgruben von Djebel-Dôchan dagegen dauerte fort; denn die hier zu Tage geförderten Stücke waren nicht ſo groß daß man ſie nicht — freilich mit enormer Anſtrengung — quer durch die Wüſte an den Nil hätte ſchaffen können.

Der durch die Aufgabe der Granitgruben von Djebel-Fatireh entſtandene Ausfall an Material wurde bald durch die Eröffnung eines andern Bruchs erſetzt. Laut einer römiſchen Inſchrift, die an der Südgränze Aegyptens auf dem rechten Nilufer gefunden worden iſt, ſind hier neue Gruben unter der gemeinſchaftlichen Regierung des Severus und ſeiner Söhne (zwiſchen 205 und 209 n. Chr.) entdeckt worden, in denen „Pilaſter“ und „viele und große Säulen“ gebrochen wurden; vermuthlich waren ſie alſo nicht minder ergiebig als die wegen der Verſandung des Trajans-Canals verlaſſenen Werke. Der Transport hatte hier, unmittelbar am Nil, keine Schwierigkeit.

Wie die vorliegende Darſtellung zeigt, ſind die uns bekannten Thatſachen, als die vereinzelten Erwähnungen dieſer Steinbrüche in der alten Literatur, der Zuſtand der wiederaufgefundenen Gruben, die Ruinen der dort angebauten Ortſchaften, die Exiſtenz und der Verfall des Ptolemäus-Trajan-Canals, die zahlreichen Ueberreſte von ägyptiſchem Porphyr und Granit in den Bauten der römiſchen Kaiſerzeit — alle dieſe Thatſachen ſind hinreichende Spuren um die Geſchichte dieſes Bergbaues in ihren äußern Umriſſen von Anfang bis zu Ende zu verfolgen. Aber von dem namenloſen Elend, deſſen Schauplatz die Gruben von Djebel-Dôchan und Djebel-Fatireh während vieler Jahrhunderte geweſen ſind, iſt kein Denkmal ge-

Digitized by Google

blieben, keine Kunde aus den Schriften der Zeitgenossen zu uns gedrungen. Wir schaudern vor der Vorstellung zurück, wie furchtbar das Schicksal von Hunderten, ja Tausenden edler und heldenmüthiger Menschen gewesen seyn muß, die durch despotische Willkür, religiösen Fanatismus oder die Gewaltthat mächtiger Feinde zu einem lebendigen Tode in dieser entsetzlichen Wüste, unter einem ewig glühenden Himmel verdammt waren, die in der Gesellschaft verworfener Verbrecher Tag für Tag zur drückendsten Frohnarbeit von rohen Soldaten getrieben wurden, und selten eine andere Hoffnung auf Erlösung hatten als durch den einsamen Tod, fern von der Heimath und den Ihrigen. Die schweigende Einsamkeit jener Ruinenstädte mit dem Gewimmel der unglücklichen Gefangenen zu bevölkern, unter deren Hammerschlägen damals die Felswände dröhnten, muß der Phantasie überlassen bleiben. Doch gibt es eine Schilderung in der alten Litteratur, die sie bei der Anomalung dieser traurigen Bilder unterstützen kann: die Beschreibung der Goldminen an der Gränze Aegyptens und Aethiopiens von Diodor, der Aegypten kurz vor der Eroberung durch die Römer bereiste.

Das Gold, sagt er, wird hier mit großer Mühe und großem Kostenaufwande gewonnen. Die schwarze Erde in diesen Gruben ist mit sehr hellglänzenden Adern durchwachsen, aus welchen das Metall durch die Anwendung ungeheurer Arbeitskräfte bereitet wird. Die Könige von Aegypten verwenden dazu die verurtheilten Verbrecher, die Kriegsgefangenen, außerdem auch gar viele, welche Opfer verleumderischer Anklagen geworden, oder sonst in Ungnade gefallen sind, theils einzeln theils mit ihren ganzen Familien; und so bestrafen sie gleichzeitig die Verurtheilten und gewinnen durch sie bedeutende Einkünfte. Diese Gefangenen sind sehr zahlreich, alle in Ketten, müssen ununterbrochen Tag und Nacht aufs härteste arbeiten und haben durchaus keine Erholung. Am Entfliehen werden sie durch sorgfältige Vorkehrungen verhindert; sie werden nämlich von fremden Söldnern bewacht, deren Sprache sie nicht verstehen, daher es ihnen unmöglich ist sich ihren Wächtern freundschaftlich zu nähern oder sie zu bestechen. Die härtesten Bestandtheile des goldhaltigen Gesteins werden auf großen Feuern verbrannt und so gelockert, um dann erst mit den Händen bearbeitet zu werden; das weichere Gestein wird von Mynaden dieser unglücklichen Menschen mit eisernen Schlägeln bearbeitet. Den ganzen Bau leiten sachkundige Vorgesetzte; von denen aber die zu diesem elenden Schicksal verdammt sind, müssen die stärksten Leute mit eisernen Schlägeln Gänge in den Fels hauen, nicht gerade, sondern je nach dem Verlauf der glänzenden Adern. Wegen der Finsternis in den gewundenen Schachten haben sie Grubenlampen an der Stirn befestigt, und indem sie durch die Beschaffenheit des Gesteins fortwährend gezwungen werden ihre Stellung zu ändern, hauen sie immer neue Stücke ab und werfen sie auf den Boden, und dieß thun sie ununterbrochen unter der Peitsche eines Aufsehers. Die unerwachsenen Kinder aber müssen durch die Gänge in die engern Höhlungen kriechen und mit vieler Mühe die abgehauenen, auf den Boden gefallenen Stücke sammeln und an die Mündung der Grube heraus schaffen. Die über dreißig Jahre alt sind empfangen dann ein bestimmtes Maß dieses Abfalls, und stampfen ihn in steinernen Mörsern mit eisernen Keulen, bis die Stücke nicht mehr als erbsengroß sind. Diese erbsengroßen Stückchen empfangen wieder die Weiber und die ältern Männer, und mahlen auf reihenweise aufgestellten Mühlen das ihnen aufgegebene Maß zu einer mehlartigen Masse, wobei je zwei und drei eine Mühle drehen. Jeden der diese Elenden sieht, die seine körperliche Pflege, nicht einmal Kleider haben um ihre Blöße zu decken, muß ihr entsetzliches Schicksal jammern. Weder Krankheit noch Verstümmelung, noch Greisenalter, noch Schwäche der Frauen findet hier Rücksicht oder Gnade, sondern unaufhörlich treibt sie die Peitsche zur Arbeit, bis sie ihren Strapazen erliegen, deßhalb betrachten sie auch den Tod als Rettung und wählen solchen ihn herbei. Zuletzt bekommen gelernte Arbeiter das gehörige Steinmehl. Diese bringen es auf breite hölzerne Unterlagen, die etwas schräg gemacht sind, dann gießen sie Wasser darauf und rühren die Masse durcheinander. Mit der Feuchtigkeit fließen die erzigen und leichten Bestandtheile von der Unterlage ab, während das Gold durch seine Schwere zurückbleibt. Dieser Proceß wird mehrmals wiederholt. Anfangs rühren sie die Masse schnell mit den bloßen Händen, später betupfen sie sie mit dünnen Schwämmen, an denen die erzigen und leichten Theile haften bleiben, und so allmählich gänzlich ausgeschieden werden, bis reiner Goldstaub zurückbleibt. Arbeitern zugemessen und zugewogen, und nach Verhältniß Bleistücke, und Gerstenkleie hinzugeworfen. Die so gepaßten Deckel zugedeckt, sorgfältig Salzklumpen, ein wenig Zinn Oefen gestellt, in welchen sie fünf Tage und fünf Nächte ununterbrochen bleiben. Wenn man sie dann mit Thon verschmiert und läßt, sind alle übrigen Theile der Masse ausgenommen und kalt wird bleibt ist das reine Gold. Mit Salz vergehrt, und was zurgungen, schließt Diodor, wird das Gold an der äußersten Grenze von Aegypten gewonnen. Die Natur selbst, denke ich, offenbar daß seine Entstehung mühevoll ist, seine Bewachung rig, die Gier danach groß, seine Anwendung zwischen Freud Schmerz getheilt.

Dieser schlichte und ergreifende Bericht eines Augenzeugen und auf die Zustände der zu einem ähnlichen Geschick in den schiedenen Natur der Arbeit, dürfte Abgesehen von Diodors Schilderung auf diese Gruben passen; höchstens darf man glauben daß die fangenen etwas mehr geschont und besser gehalten haben als die Aegypter.

Ueber Baumcultur und Benutzung des Holzes auf molukkischen und benachbarten Inseln.

(Von Julius Kögel.)

Auf allen zwischen Celebes und Neuguinea gelegenen Inseln beschäftigen sich die Eingebornen — gleichviel ob malayischen oder

Digitized by Google

äthiopischen Ursprungs — weit mehr und lieber mit der Baumcultur als mit der Feldwirthschaft. Namentlich sind es die Palmen deren Anbau man sich einigermaßen befleißigt, weil sie den farbigen Bewohner dieser Länder die meisten, und zwar die unentbehrlichsten Bedürfnisse liefern. So z. B. liefern die Sagopalmen Mehl zu Brod und Babeela (Brei); die Cocospalmen, Nüsse, aus welchen man Oel preßt und siedet, als auch übrigens noch zur Bereitung der Gemüse verwendet; die Sagowierpalmen geben nicht nur den beliebten Palmwein (Sogower) zum täglichen Getränk, sondern es wird aus diesem Saft auch brauner Zucker gesotten oder Eißig bereitet; die Penang- (Betel-) palmen liefern die von Männern und Frauen so sehr beliebten Nüßchen, die man kaut aber nicht verschluckt, wodurch der Speichel roth und der Speichelfluß befördert wird. [1]

Ferner werden aus aneinandergemeteten Palmzweigen die Wände der Wohnungen gebaut, und deren Dächer mit Palmenblättern gedeckt; aus dem Bast der Palmen verfertigt man Kleidungsstücke, auch benutzt man es als Sieb. Die entleerten Cocosnußschalen vertreten die Stelle der Gläser, wie denn auch Löffel und dergleichen Gegenstände daraus verfertigt werden, während man die Cocosnußrinde zu Tauwerk und Matrazen verarbeitet. Noch vielen andern Nutzen gewähren die Palmen den Eingebornen auf den erwähnten Inseln und sind diesen Menschen hier die unentbehrlichsten Producte des Pflanzenreiches. Bei dem großen Nutzen welchen die Palmen den farbigen Bewohnern hiesiger Länder bringen, ist es ganz natürlich daß man sich die Anpflanzung dieser Bäume einigermaßen angelegen seyn läßt, und zwar um so mehr weil die Palmencultur weniger ermüdend wie der Anbau von Reis, Mais, Katjangbohnen und dergleichen mehr Pflanzen ist und deßhalb der Complexion der Eingebornen entspricht, die, beiläufig gesagt, sehr phlegmatisch sind und auch nur wenig Bedürfnisse haben. Wo daher ein leicht zugängliches und von Ortschaften nicht weit entferntes Terrain befindlich ist welches sich zur Anpflanzung von Palmen eignet, werden dergleichen gepflanzt, und namentlich verkünden Gruppen fruchttragender Cocospalmen in diesen menschenleeren Ländern entweder die Nähe von Campongs, oder doch von einzelnen bewohnten Hütten. Schade nur daß die Palmen hier sehr langsam wachsen, wesßhalb oft erst der Mann oder Greis die Früchte derjenigen Bäume genießen kann die er als Kind oder Jüngling pflanzte. Ich muß nämlich bemerken daß hierzulande die Menschen 15 bis 18 Jahre früher wie in Europa alt werden, denn ein Mann dessen Haare am Kinn sich in Bart verwantelt haben, heißt hier kein junger Mann mehr. Bemerkenswerth ist auch daß die Cocospalmen nicht wie auf Java im Alter von 8 bis 10, sondern erst im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre die ersten großen Nüsse tragen.

Weniger bemüht man sich mit der Anpflanzung von Obstbäumen, weil diese in Menge und ohne Pflege in den Waldungen gedeihen; nur Pisangbäume werden zuweilen versetzt, um sie näher bei den Wohnungen zu haben, da diese schon im ersten Jahre ihrer Anpflanzung Früchte tragen, darnach absterben, worauf aber und abermals junge Sprößlinge aus der Wurzel der abgestorbenen Bäume aufwachsen. Muscatnuß- und Gewürznelkenbäume dürfen, Dank der holländischen Herrschaft, nicht allenthalben angepflanzt werden, wohl aber Cacao und Kaffee, der nicht überall gut gedeiht, und deßhalb wenig angebaut, auch ebenso wie Reis und Rohrzucker meist aus andern Ländern eingeführt wird. Betrunken muß es aber daß diese Artikel im Kleinhandel hier viel theurer wie in Hamburg bezahlt werden müssen, so daß auf einigen Inseln die Gewürznelken sogar nicht mehr nach ihrem Gewicht, sondern nach ihrer Anzahl, also per Stück verkauft werden.

Ungeachtet fast alle zwischen Neuguinea und Celebes gelegenen Länder großen Reichthum vertrefflichen Holzes besitzen, und dieses daselbst ein bedeutender Ausfuhrartikel werden könnte, gewahrt man überall auf diesen Inseln, daß dieser Artikel nur wenig benutzt wird, obgleich der Transport des Holzes — wegen der Nähe der See — hier nur selten mit großen Hindernissen verbunden seyn würde. Allein die meisten dieser Länder sind, wenn auch nicht gänzlich unbewohnt, doch nur spärlich bevölkert, und außerdem sind die hier heimischen Bewohner auch weder so fleißig, noch ihren Häuptlingen oder den europäischen Herren dermaßen gehorsam wie die gutmüthigen Javanen es sind. Hiezu kommt noch der Mangel an zweckmäßigem Apparat zum Fällen und Bearbeiten der Baumstämme; denn abgesehen davon daß es hier keine Schneidemühlen gibt, sind große Sägen (mit Ausnahme der in den Gouvernementswerftstätten der Hauptstädte befindlichen) fast gar nicht, und kleinere selbst nur selten bei den Eingebornen anzutreffen. Das Holz wird daher fast nur mit Beilen, Meißeln und großen Messern (Parang genannt) bearbeitet, was gewiß sehr auffallend ist, wenn man erwägt daß die hier lebenden seefahrenden Nationen doch sehr vieler Bretter zur Verfertigung ihrer Fahrzeuge benöthigt sind. Freilich geht es nicht schnell von statten, um mit den beregten Werkzeugen Aeste von Bäumen zu trennen, und diese oder Stämme von mittlerer Größe zu brauchbaren Balken zu behauen oder dieselben zu spalten, und nachher so lange davon abzusplittern bis sie zu Brettern geformt sind. Indeß gibt es hier doch einige Baumarten, deren Wurzel selbst bei weniger Arbeit ein ziemlich großes Brett entnommen werden kann, während der Baum selbst noch Decennien oder Jahrhunderte stehen bleibt und immer noch fortwächst. Namentlich ist dieß bei den großen Canariebäumen der Fall, deren Wurzel am Stamm oft von Mannshöhe, und von da ab in schräger Richtung 8 bis 10 Fuß von demselben entfernt über die Erde hervorsteht. Solche über die Erde hervorstehende dreieckige Stücke Holz sind nur 4 bis 5 Zoll dick, es fordert daher weniger Mühe diese mit Beilen und Parang von ihren Stämmen zu trennen. Die hiesigen Dakankaiju (Holzbearbeiter) suchen dergleichen Bäume auf, und wenn sie in der Nähe von Wassern stehen oder liegen, welche man mit Prauen befahren kann, schlagen sie die Wurzeln ab und behauen sie zu Brettern oder zu Tischplatten aus je einem Stück. Außerdem läßt man alle die Hölzer (gleichviel von welcher Qualität), deren Transport eine Strecke weit über Land als sehr mühevoll erscheint, unbenutzt stehen oder liegen.

[1] Sehr junge Damen suchen durch Kauen von Penang den Männern anzudeuten daß sie nun heirathsfähig und nicht mehr als Kinder zu betrachten sind.

Digitized by Google

Das Reich Joruba.

Von einem amerikanischen Missionär liegt uns jetzt ein Werk über Afrika vor, welches den Titel: „Adventures and Missionary labours in several countries in the Interior of Africa, from 1849 to 1856.“ führt. Der Verfasser Bowen schildert uns hauptsächlich seine Erlebnisse und Beobachtungen in dem noch wenig bekannten Reiche Joruba, auch Jariba genannt, und ist das Buch schon deßhalb von Interesse weil es wiederum einen Beitrag zur Kenntniß des afrikanischen Continents liefert. Im folgenden theilen wir den die Geographie dieses Landes behandelnden Abschnitt im Auszuge mit.

Die Gränzen von Joruba sind nicht genau bekannt. Die südliche Gränze liegt ungefähr 80 (engl.) Meilen von der See ab; im Norden stößt es an Nufi (auch Nupi, Nyffi und Tapa genannt), welches sich gegen 30—40 [1] Meilen längs des Kowara ausdehnt; im Osten an Effong (Kakanda), Igbona, Ijesha und Ifeh, und im Westen an Barba (Borgu), Mahi und Dahomy. Die zwischen Joruba und dem Meer wohnenden Stämme, so wie die Bewohner von Ifeh, Ijesha, Igbona und Effong sind mit der Bevölkerung Joruba's nahe verwandt, was schon aus der Aehnlichkeit der Sprachen hervorgeht. Dialekte derselben findet man auch in Nufi, Barba und wahrscheinlich in noch mehrern andern Landschaften, so daß sich die Gesammtzahl der die Joruba-Sprache redenden Bewohner recht wohl auf 3,000,000 Köpfe belaufen kann. Genauere Angaben lassen sich leider nicht feststellen, da einzelne Gegenden und besonders der Osten des Landes noch unbekannt sind. Von den Städten nennen wir als die bedeutendsten Ikorrin (von Bowen unter dem Namen Aloric erwähnt) mit 70,000, wenn nicht noch mehr Einwohnern, Ibadan mit 70,000, Abbeokuta mit 60,000, Ijaye mit 35,000, Offa mit 30,000, Awjaw (die Hauptstadt Joruba's), Ogbomeshaw, Ishakki und Ibadi, jede mit 25,000 Bewohnern. Rechnet man noch die vielen kleineren Städte und Ortschaften, so dürften im Durchschnitt wenigstens 10 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Vor etwa 50 Jahren war das Land noch viel bevölkerter, auch jetzt ist es wieder im Zunehmen begriffen.

Die Oberfläche des Landes ist wellenförmig; es steigt von der flachen Seeküste aus terrassenförmig, aber schnell empor. Mittelst Barometermessungen ergab sich die Höhe von Abbeokuta (7° 40' n. Br.) zu 567 Fuß, die von Ijaye (7° 40') zu 997 Fuß und die von Ogbomoshaw (8° 20') zu 1305 Fuß über dem Meeresspiegel. Die höchsten Berge in der Gegend der Quelle des Ogun-Flusses sind gegen 3000' hoch. Eine eigentliche fortlaufende Bergkette gibt es in Joruba nicht, sondern es erheben sich nur hie und da einzelne Hügel aus der Ebene, die aber den Namen eines hergigen Landes bei weitem nicht zulassen können.

„Auf dem Wege von der Küste nach Awjaw trafen wir die ersten Erhebungen in und um Abbeokuta, beträchtliche Granitmassen an. Auf einer Strecke von 60 Meilen in westlicher Richtung fanden wir keine Höhen vor; von Abbeokuta aus in nordöstlicher Richtung fließen wir nach 30 Meilen weiterer Wanderung auf die Gruwa und Bi-olorrunpellu-Felsen, die 20 bis 30 Meilen umfassen und wieder von ebenem Lande umgeben sind. Diese einige hundert Fuß über der Ebene emporsteigenden Hügel sind theilweise bewaldet, theilweise bestehen sie aus nackten Granit, der alle möglichen phantastischen Bildungen hat und der Gegend eine unheimliche Schönheit verleiht. Etwa 20 Meilen davon in nördlicher Richtung befindet sich wieder eine Anzahl aus nackem Granit bestehender Hügel, von welchen der größte, Mount Avo, drei Meilen im Umfang hat und einige hundert Fuß über der Ebene erhaben ist, das südliche Ende fällt schroff ab. Hier hallen sich die ihrer schönen Augen wegen berühmten Felsentauben auf; ich konnte deutlich ihre rauhen Stimmen vernehmen, um sie selbst aber zu sehen, saßen sie zu hoch. Zwölf Meilen weiter erreichte ich die Oke-Ssa-Hügel, deren Erheben zwei Stunden Zeit erforderte, und zwischen den höchsten Spitzen lag unweit der Straße, gleich einem Adlernestes, ein kleines Dorf.“

Einer der höchsten Berge befindet sich nordwestlich von Ikorrin bei der Stadt Igbetti. Dort haust noch ein schrecklicher Mann, der Harma- tan, der während der trockenen Jahreszeit über das Land fliegt, kaltes Wetter erzeugen. Der Harmattan ist ein kalter Nordwind, der aus der Richtung von Fezzan weht und in Hausa Frost, ja sogar Eis hervorbringt, was die Eingeborenen erzählen und Bowen bemerkt aber daß in Joruba auch Chapperton berichtet haben. Herrschen nie unter 12½ R. sank. das Quecksilber bei seinen

Die Straße von Abbeokuta nach Ikorrin ist eben, führt an mehrern Hügeln vorbei, wie überhaupt die Bodengestaltung Landes der Anlegung von Verkehrswegen sehr günstig wäre. Weg legen könnte. Joruba ist durchgängig mit kleinen Hindernissen in laub; Wälder findet man nur längs gänzlich den offenen Prairien geringer Ausdehnung sind. Was die betrifft, so ist dieselbe sehr verschieden; Fruchtbarkeit dieses Landes äußerst ergiebig, oft aber auch sehr unfruchtbar. bisweilen ist der ist ebenfalls nur dürftig; breite und tiefe Ströme Die Bewässerung in der Nähe derselben zwar 100 Ellen breit, kaum aber trifft man gens an. Der Ogun, an welchem die Stadt Abbeokuta liegt, ist nicht schiffbar. Von dem im Osten Joruba's strömenden dürfte das gleiche gelten. Der Offa fließt parallel mit der weitwärts bis zur Stadt Lagos, wo er sich zu einer 30—40 len im Umfang haltenden Lagune ausdehnt, die den Kowara mündende See führt. Endlich ist noch der in den Kowara mündenden zu erwähnen, an welchem die Stadt Ikorrin gelegen ist. Alle Flüsse verschwinden ganz oder beinahe in der trockenen Jahreszeit. Die Brunnen liegen selten tief und geben deßhalb immer nur Wasser. Daß dieselben eben nicht häufig vorkommen, dürfte aus dem Umstand hervorgehen, daß wenn sie Privateigenthum die Besitzer das Wasser verkaufen.

Ueber das Klima Joruba's theilt uns Bowen folgendes mit: Der Regen beginnt im Monat März und dauert bis Juli; Mai und Junius sind die feuchtesten Monate. Mitte Julius bis Ende September herrscht eine schöne Jahreszeit, in welcher bisweilen Regenschauer fallen. Die Güsse ereignen sich im October und November, und mit dem des letztern Monats tritt die trockene Jahreszeit ein. Die Regenmenge überstigt nie 20 Zoll im nassesten Monat, während eines einzigen Ergusses sind schon selten. Die

[1] Stets englisches Maß.

Jahreszeit wird bisweilen durch das Wehen des Harmattans etwas gemildert, der in der Regel auch leichte Regenschauer herbeiführt.

Die Annäherung der nassen Jahreszeit macht sich schon im Februar durch einen gewissen Grad von Feuchtigkeit in der Luft bemerkbar, deren Einfluß auf die Vegetation gar bald sichtbar wird. Das trockene Erdreich übergieht sich mit einer Decke frischen Grases, viele Bäume blühen und bald treiben sie auch neue Blätter, denn im Januar haben sie die alten verloren. Der Uebergang zum Frühling ist deutlich unterscheiden, und besonders zwischen den Hügeln entfaltet sich die Natur in prächtigem Glanze. Die Hitze ist nie übertrieben hoch. In der trockenen Jahreszeit betrug die mittlere Temperatur in Jjaye etwas über 21° R., in Ogbomoshaw etwa 23°, und in letzterer Stadt erreichte das Quecksilber bei seinem höchsten Stande 28° 2′ R. im Schatten. Immerhin aber ist die Hitze beträchtlich, besonders in der Sonne, und übt auf die Natur und Bewohner einen erschlaffenden Einfluß aus.

Auf die Eingebornen übt das Klima seine nachtheiligen Wirkungen aus, weder Männer noch Frauen kommen früher als in Europa zur Reife. Gesund und kräftig, sind sie wenigen Krankheiten unterworfen und erreichen oft ein hohes Alter. Fieber sind nicht häufig, und in wenig Fällen enden sie mit dem Tode. Augenübel, die sich oft bis zur völligen Blindheit steigern, trifft man am meisten an. Für Europäer ist das Klima, besonders in den niederen Gegenden, sehr gefährlich. Ein alter Eingeborner versicherte daß von hundert an der Küste geborenen weißen Kindern nur eins oder zwei ein Alter von 10 Jahren erreichten, selbst wenn sie nach England geschickt wurden. Bowen spricht die Ueberzeugung aus daß das Klima für Europäer bei längerem Aufenthalte unbedingt tödlich sey. Einzelne möchten sich vielleicht halb akklimatisiren, müssen aber alle 4 bis 5 Jahre einmal eine gesündere Gegend aufsuchen. Um sich so gesund als möglich zu erhalten, muß man besonders folgende Regeln beobachten: 1) sich nicht den heißen Sonnenstrahlen aussetzen, nur Morgens oder Abends ausgehen und am Tage schattige Stellen aufsuchen. 2) Jeden plötzlichen Wechsel in der Temperatur vermeiden, und will man z. B. beim Reisen ausruhen, so ist es äußerst gefährlich die Kleider abzuwerfen um die kühlere Luft besser zu genießen. 3) Muß man leichte Sachen tragen, doch wiederum nicht zu dünne Stoffe, damit man einen plötzlichen Temperaturwechsel nicht so schnell empfinde. 4) Sind häufige Bäder von ganz besonderem Nutzen, indem sie den Körper erfrischen und rein erhalten. Bowen sagt daß, wenn er den Gebrauch derselben einige Tage unterließ, er sich über und über unwohl fühlte und dann wie neubelebt aus dem Wasser stieg.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Joruba theilen wir noch einen Abschnitt aus Bowens Werke in der Uebersetzung mit, der einen Besuch des Verfassers in Ilorrin im J. 1855 schildert.

„Ilorrin (arabisch Alori geschrieben) ist identisch mit der von Lander erwähnten Stadt Alorie. Die Bewohner bestehen aus Fellatahs, Hausas, Kunikes und Jorubas, und sind strenggläubige Mohammedaner. Das herrschende Volk sind die Fellatahs, welchem Stamme der König angehört, und am zahlreichsten sind die Jorubas vertreten. Die Missionäre hatten schon häufig in Abbeokuta, Jjaye und andern Städten mit Handelsleuten aus Ilorrin verkehrt, und deren Erzählungen von der Ausdehnung und Civilisation ihrer Stadt machten uns äußerst begierig sie selbst zu sehen. Als ich mir vornahm 1852 dorthin aufzubrechen, wurde mir versichert daß kein Christ in die Stadt hinein dürfte, und der König würde mich durch einige Boten zur Rückkehr zwingen lassen. Dasselbe wurde mir von Ilorrinbewohnern mitgetheilt, als ich einen neuen Versuch in den Jahren 1853 und 1854 von Jjaye aus wagen wollte. Auch wurde die Strafe von Räubern heimgesucht und der Weg sowit gefährlich. Einige indeß riethen mir zu gehen, und meinten daß in Ilorrin nur der kleinere Theil der Einwohner Heiden seyen, die aber gewiß das Evangelium gern hören würden."

„Als ich mich 1855 zur Reise entschloß, bat ich Kumi (den Häuptling von Jjaye) mir einen seiner Boten zum Schutze beizugeben, doch behagte ihm dieß nicht und er rieth mir von dem Unternehmen ab. Der Gewohnheit gemäß müßte ich erst beim Könige um Erlaubniß des Besuchs der Stadt bitten, was mir dann meinen Aufenthalt sichern würde. Ich nahme aber daß dieß zu nichts führen würde und entschloß mich kühn und offen vorzudringen und mich ihm als einen Boten Christi vorzustellen; ich hoffte er würde dann meinen Aufenthalt in Ilorrin gestatten und mir das Evangelium zu predigen erlauben. Zu diesem Zwecke wollte ich so wenig als möglich Aufsehen erregen, und wählte nur zwei kleine Burschen zu meinen einzigen Begleitern. Ich glaubte daß alle Bewohner von Jjaye mein Gehen mißbilligten, die Mohammedaner waren ärgerlich darüber, und die Heiden drückten offen ihre Furcht aus daß das schlechte Volk in Ilorrin mich tödten würde."

„Zu dieser Zeit wurden die Karawanen von Soldaten welche die Häuptlinge zum Schutz der Handelsleute gegen Räuber stellten, von einer Stadt zur andern begleitet. Eine große Gesellschaft war im Begriffe von Jjaye nach Ogbomoshaw abzugehen, und ich schloß mich derselben ohne weitere Umstände, als wäre ich ein Eingeborner, an. Nach mehrere Meilen weiter Wanderung durch verschiedene Ortschaften kamen wir in eine bewaldete Gegend welche sich etwa 20 Meilen gegen den Obbaflusß hin ausdehnte. Wir rasteten in einem Dorfe, Namens Oddeh, die Mohammedaner sonderten sich von den Heiden und ich selbst lagerte mich in der Nähe der letzteren. Die Eingebornen sind in der Regel in ihrem Betragen nicht roh oder beleidigend, die Mohammedaner von Ilorrin aber schienen bei dieser Gelegenheit alle Rücksicht aus den Augen zu setzen. Einige erklärten daß mich der König zurückbefördern lassen würde, noch ehe ich Ilorrin erreichte; andere meinten niemand würde mir Speisen verkaufen, wieder andere sagten daß man meine Burschen wegnehmen und als Sklaven verkaufen, mich selbst aber tödten würde. Die Heiden ergriffen meine Partei, riethen mir aber unzunehmen. Die nächste Nacht verbrachten wir am Obbaflusse, da wo plötzlich drei hohe Hügel aus der Ebene emporsteigen. Die Mohammedaner erneuerten ihre Widersprüche und Beleidigungen. Am folgenden Tage kamen wir über ein schönes Prairieland und erreichten Ogbomoshaw, wo ich wieder Drohungen und Bitten zur Rückkehr hören mußte."

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

Nach Chittore (Tschittor).

VI.

(Von Dr. Georg v. Viebig.)

Obgleich das Reisen in der Regenzeit, wegen der Gefahr und des Aufenthalts durch die grundlosen Wege und angeschwollenen Flüsse, und der von den verwesenden Pflanzenstoffen in der nassen Dschungel ungesunden Luft, sowie wegen der Unannehmlichkeit einer fortdauernden Durchnässung des Reisenden, in Indien gern vermieden wird, so beschloß ich doch am 4 September nach Nusserabad (Nusseerabad), etwa 120 Meilen von Niematsch (Neemuch), aufzubrechen, da ich, durch längere Zeit anhaltend gutes Wetter verleitet, das Ende des Monsuns herbeigekommen wähnte. Außerdem waren alle 24—30 Meilen sogenannte Travellers Bungalow's, wo ich im Nothfall Schutz finden konnte. Diese Bangala's sind, wie ich euch schon beschrieben zu haben glaube, einstöckige Häuser mit zwei Zimmern, welche auf den meist benutzten Marschrouten errichtet sind. Ein eingeborner Diener führt die Aufsicht, der auch Einkäufe von Lebensmitteln aus dem nahegelegenen Dorfe für die Reisenden besorgt. Jeder Reisende hat das Recht gegen Entrichtung einer Rupie (1 fl. 12 kr.) für 24 Stunden sich einen Tag darin aufzuhalten. Nach Verlauf dieser Zeit muß er sein Zimmer räumen, wenn neue Ankömmlinge darauf Anspruch machen; außerdem kann er bleiben solange er will. Meine fünf Kamele mit Dienerschaft und Gepäck hatte ich unter dem Schutz eines Naik (Corporals) mit drei Sipahis nach dem nächsten Bangala im Tschittor, 30 Meilen weit, vorausgeschickt, um meine Ankunft dort zu erwarten. Ich selbst beabsichtigte in einem leichten bedeckten Bullock-Garry, oder Ochsenequipage, einem Freunde gehörig, der zum Sitzen oder Liegen eingerichtet war, die ganze Strecke in einer Nacht zu machen. Ein Paar frische Ochsen und mein Pferd für den Morgen waren im voraus in passenden Entfernungen stationirt. Diese Bullock-Garries sind in der Bombay-Präsidentschaft sehr beliebte Fuhrwerke; sie sind zweirädrig, ruhen auf Federn und sind oft elegant gebaut. Das Dach ist wattirt gegen die Sonne und läßt sich abnehmen, was geschieht wenn die Frau mit den Kindern ihre Abendspaziersahrt macht. Die Ochsen sind schöne große Thiere von weißer Farbe aus Malwa oder Gugerat, und laufen einen guten Trab. Man kann sich schon daraus einen Begriff von ihrer Brauchbarkeit machen daß sie zur Bespannung von Kanonen verwendet werden, und gut manövriren. Der Treiber sitzt auf der Deichsel, zwischen den Köpfen oder hinten, und lenkt sie vielfach bloß durch sein Wort, natürlich auch mit handgreiflicher Nachhülfe, durch Ziehen und Kneifen am Schwanz und durch die Peitsche. In der Bombay-Artillerie gibt es mehrere Ochsenbatterien. Ich verließ Niematsch Abends um 4 Uhr zu Pferd, unter dem Geleit meines Landsmannes, des Musikmeisters, um meinen Karren im nächsten Ort Naiagaun (Neudorf) mit Dunkelwerden zu erreichen. Zur Beschreibung dieser Nacht führe ich die Worte meines Tagebuchs an. Als wir Abschied nahmen, betrachtete ich ein Gewitter, welches im Südwesten vor uns stehen blieb ohne sich zu nähern, und nahm dieß für ein gutes Omen. Es schien übrigens als ob die Elemente sich verbunden hätten mir eine Einsicht in die Unannehmlichkeiten jeder Jahreszeit in Indien zu verschaffen.

Als ich meinen Karren erreicht hatte, stellte es sich heraus, daß Einwirkungen frischer Wasserergüsse unsomehr sichtbar wurden, je weiter wir kamen. Der Boden wurde schlammig und dadurch das Wasser in einen tiefen, unten in eine scharfe Spitze laufenden Hohlweg verwandelt worden war. Die Ochsen, welcher einen Abgang hinauf nicht Fuß fassen, sondern fielen und mußten aufgespannt, ich selbst hütete sie am Leitseile, während mein Fuhrmann, träger und Wegweiser mit unerhörter Anstrengung ihre Schultern und Lungen den Karren, nach etwa einer Stunde Schritte weiter, auf weniger zerrissenen Pfad, gebracht hatte. Kaum waren wir wieder im Gang als ich durch ein Brausen sich mit meinen halbwachen Vorstellungen vermischte, bemerkte. Es glich einem starken Wasserfalle, und machte mich wahrscheinlich daß das nächste Flüßchen zu stark angeschwollen würde um hindurch zu können. Ich stieg aus, und eilte Fackelträger und den Wegweiser um die Furt zu erproben, war ein breiter Strom, allein nicht tiefer als bis an die der Ochsen, der sich mit vielem Lärm durch ein Wehr in die hinabstürzte, oberhalb dessen wir passirten. Wir erreichten glücklich das Dorf, wo frische Ochsen bestellt waren, und ich vergebliche Hoffnung! Nach etwa einer Stunde hielt der Karren zuletzt zu einem ruhigen Schlafe gelangen zu können. Ich und ich wurde aufgeschreckt durch meinen Fuhrmann, der alle des Karrens zuknöpfte und mir den Herangug eines Regens kündigte. Nach wenigen Minuten entlud sich dieser denn auch ungeheurer Gewalt, so daß an ein Weitergehen nicht zu denken war. Die Leute suchten Schutz unter dem Karren und den Ochsen, und nur mit Mühe wurde die Fackel vor dem Erlöschen geschützt. Nachdem der Regen etwas nachgelassen, gieng's weiter auf die schwemmten und grundlosen Wegen, so daß wir die doppelte brauchten um nach dem Dorf zu kommen, wohin ich mein Pferd vorausgeschickt hatte. Es war 6 Uhr Morgens und der Regen hatte noch nicht aufgehört, so daß ich den Karren nicht verlassen wollte, sondern darin weiter gieng. Die Ochsen waren so überdrüssig im Wasser über Steine und Löcher, und mit Koth Magen dazu, den Karren weiter zu schleppen, daß sie alle Schritte rechts oder links zwischen die Büsche einbrachen, wo frisches Gras entgegenleuchtete, und von wo sie immer nur einem Umweg mit Geschrei und Schlägen wieder herausgewunden werden konnten. Zuletzt brach noch eine der Federn, und die Verbindung mit dem hereindringenden Wasser, machte einen geren Aufenthalt in dem Wagen unangenehm; ich entschloß also die noch übrige Strecke von 2—3 Meilen, ohne Rücksicht das Wasser von oben und unten, zu Fuße zu gehen, wobei sich kein Faden an mir trocken blieb. Als ich ankam, war es 12 Uhr Mittags, und ich hatte gerade 20 Stunden gebraucht, einen Weg von 30 Meilen oder 13 Stunden zurückzulegen. Es wäre mir übrigens noch schlimmer ergangen, wenn ich nicht in

Digitized by Google

meinem Garrywala oder Fuhrmann einen der zuverlässigsten und willigsten Diener gehabt hätte, die mir in Indien noch vorgekommen sind. Er hatte mich schon von Baroda aus begleitet und gehörte dem Commissariat an, und ich erbat ihn mir diesmal wieder. Er fügte sich in die unangenehmsten Nothwendigkeiten ohne Murren, und war mir mehrmals in Lagen die Geduld und Energie ersetzend, ein zuverlässiger Beistand gewesen. Er war etwa 60 Jahre alt, und ich hatte oft Gelegenheit gehabt bei schwierigen Vorkommnissen mit andern Eingebornen an seine Erfahrung zu appelliren. In Tschittor trennte ich mich mit Bedauern von ihm; ich fand im Bangala bei Tschittor alle meine Sachen trocken unter dem Schutz meines Naick; der Regen hielt mich drei Tage hier zurück. Er fiel nicht in einem fort, sondern in Zwischenträumen als wenn die graue Himmelsdecke ein nasses Tuch gewesen wäre, welches alle halbe Stunden einmal ausgewunden wurde. Tschittor liegt am Fuß eines Hügels, der Befestigungen trägt.

Die Aussicht aus dem Bangala zeigte mir gerade gegenüber die an die Felswand anschließenden Mauern des Bergsorts, von dessen oberen Gebäuden ich aber nur einen schlanken Thurm deutlich unterscheiden konnte, indem er die dem Hügel anklebende Wolkenschichte überragte. Eine Sandsteinkette, die man 14 Meilen nordwärts von Niemaitsch ebenfalls antrifft, zieht sich von da westlich nach Tschittor hin, wo sie aufhört. Die Erhebungen sind in der Richtung von Nord nach Süd langgestreckte Rücken von mäßiger Höhe, parallel neben einander gestellt, wie die Eisen eines Gitters, und der letzte trägt die Burg. Südlich davon liegt die Ebene von Malwa, in der auch Niemaitsch sich befindet, welches übrigens oft schon zu der Landschaft Mewar gerechnet wird, wohin auch Tschittor gehört. Um den Hügel zu ersteigen, muß man einen kleinen Fluß auf einer alten Brücke aus mehreren steinernen Bogen überschreiten, die zunächst in die Stadt, oder vielmehr das Dorf Tschittor führt. Der Zugang zu den Befestigungen ist durch eine untere Ringmauer mit Brustwehr erschwert, innerhalb deren man aufsteigt. Die Werke oben nehmen den ganzen Rücken ein, in einer Ausdehnung von beiläufig 1½ Meilen. Sie enthalten die Ruinen eines großen Hofhalles, kleinerne Bazars, lange Reihen von steinernen Ställen und die zerfallenden Gebäude der fürstlichen Residenz, ähnlich den gothischen Ruinen mancher deutschen Burgen. Andere Reste, welche noch bewohnbar sind, dienen den Familien von 500 Radschputs (Rajputs) zum Aufenthalt. Der Plan des Palastes ist orientalisch; zwei oder drei Stockwerke von Galerien mit flachem Dach, welche größere und kleinere Zimmer enthalten, öffnen sich nach einem kleinen viereckigen Hofe, der denselben Luft und Licht gewährt. Solcher Höfe sind mehrere vorhanden, was den Plan inwendig sehr verwickelt macht, und die getrennten Gebäude sind durch Treppen und Gänge verbunden. Von außen sind sie insgesammt mit einer großen Mauer umschlossen, an welche sich einige anlehnen, und die alle an Höhe überragt. Hiedurch erscheint das Ganze von außen als ein ungeheures viereckiges Gebäude von Quadern, mit einem runden Thurm an jeder Ecke. Die Brustwehren der an der Mauer hinlaufenden flachen Dächer sind mit Steinspitzen gekrönt, welche neben einer Menge kleinerer Thürmchen, hervorspringender Erker und Balcone den Anblick äußerst malerisch machen. Wo innen Verbindungsgänge herlaufen, hat die Außenwand Fenster von durchbrochener Steinarbeit, und wo sie solid ist, sind überall geschmackvolle erhabene Verzierungen angebracht. Die Säulen der Fenster und Balcone, von denen keines in der Arbeit dem andern gleich ist, stehen meistens auf einer viereckigen, verlängert würfelförmigen Basis, worauf ein schmälerer achtseitiger Aufsatz folgt, der in einen runden, konisch zulaufenden Schaft ausgeht. Dieser trägt wieder ein viereckiges Capitäl mit Platte oben; die Ausschmückungen sind Rosetten und Guirlanden nebst mythologischen Figuren. Die Burg Tschittor wurde vor ihrer Zerstörung (1568 durch Akbar) als die Hauptstütze des Radschputstaates von Mewar betrachtet, allein nach diesem Ereignis gründete der Rana (Rana ist der Titel der Radschputfürsten) die jetzige Hauptstadt Odipor in einer dem Feinde weniger zugänglichen Gegend. In der Nähe des Palastes dieses zwei Tempel, in dem bekannten Bienenkorbstyl gebaut, jetzt noch als Stätten der Verehrung. Die Hauptmerkwürdigkeit von Tschittor ist aber der Thurm; dieser steht in einiger Entfernung vom Schloß ganz allein. Er ist viereckig und hat die Dimensionen einer Säule oder eines Leuchtthurms; ich schätze ihn ungefähr 80 Fuß hoch. Auf einer breiteren Basis ruht der Schaft, welcher aus 8 auf einander gesetzten Stockwerken, oder eher würfelförmigen steinernen Kästen von Mannshöhe besteht, in denen eine eckige sehr schmale Wendeltreppe zwischen Reihen von Schießluken in ein oberes weiteres Gemach hinaufführt. Die Decke dieses Gemaches, welches sich von außen als zwiebelartige Erweiterung darstellt, wird von weißen Marmorsäulen getragen, und nach den vier Seiten treten Erker hinaus. Im Innern ist es mit Götterfiguren geschmückt; durch ein Loch in der Decke dieser Laterne steigt man vermittelst einer Leiter in einen letzten kuppelartigen Aufsatz, der neuer zu seyn scheint als das übrige, weil er nicht dazu paßt. Er ist theilweise aus weißem Marmor; den Uebergang zu der runden gewölbten Decke, die auf kurzen Säulen ruht, bilden drei, ringsumlaufende vielekige Bänder übereinander, mit 8-, 16—32 Feldern. Gruppen von tanzenden und musikalische Instrumente spielenden weiblichen Figuren, in Stein gehauen, schmücken die größeren unteren Felder, die kleineren werden von Guirlanden aus menschlichen Gestalten oder Thieren, Elephanten vor; oder Pferden, ausgefüllt. Eine davon stellt einen Gänsemarsch vor; die Gänse laufen einander nach, und die letzte steht sich um. Wo die Kuppel anfängt, treten, zwischen den 8 Ecken, 8 kleine männliche Figuren, im Verhältniß zu der Größe der Säulen, mit den Oberkörpern horizontal hervor, welche auf ihren Rücken die Kuppel tragen zu helfen scheinen — in verschiedenen mit der schweren Last übereinstimmenden Stellungen. Einer z. B. stemmt die Ellenbogen auf die gebeugten Knie und unterstützt das Kinn mit den Händen; ein anderer stützt die Hände auf die Schenkel und trägt die Last mit Ellenbogen und Oberarm. Von dieser Kuppel aus überblickt man die ganze Umgegend. Nach Südwest und West wird der Horizont durch niedere blaue Hügel mit der Kuppenform des Granits gebildet, die sich, allmählich deutlicher werdend, durch West herüberziehen, so daß die nächsten bis beinahe dicht an das Sandsteingebiet von Tschittor reichen. Es bleibt gerade Raum zwischen beiden daß der Bannaßfluß (Bannaß), ein Nebenfluß des Tschambal (Chumbul), von Odipor kommend, hindurchfließen und in die nordwärts von den Tschittorhügeln und östlich von den Arravallis gelegene Ebene gelangen kann. Er nähert sich in anmuthigen Windungen auch der verschwommenen Ferne des südwestlichen Horizonts, bis man ihn klar und glänzend unter sich hat, wo man gerade von dem Passe seine Vereinigung mit dem kleinen Fluß, der sich um den Fuß des Hügels und der Stadt Tschittor herumwindet, mit ansehen kann. Der Bangala steht nahe diesem Punkt, etwas entfernt von Tschittor, zwischen den Flüssen. Von dem Passe aus läuft die Gränze der Graniterhebung, welche die östlichen Ausläufer der Arravallis sind, in nördlicher Richtung nach Nussirabad zu, indem sie die gerade Verbindungslinie bald etwas überschreitend, bald wieder dahinter zurücktretend. Der Weg nach Nussirabad führt entlang dieser Kette, so daß man zur Linken anmuthige Hügel-

Digitized by Google

laubschaften hat, mit der Bergkuppe des Odenwaldes verbunden. Rechts die Ebene mit frischer Pflanzung, einen letzten Blick auf wieder vom Thurm herab und wirft einen Blick von Trümmern in die Tiefe, auf die Außenseite. Sie ist mit einer dicken Rinde von Ruinen bedeckt, mythologischer Figuren von einem bis mehreren Fußen hoch, die eigentliche Mauer halb erhaben, so überdeckt das man weder die eigentliche Mauer noch die Ranken unterscheiden kann, und der Thurm aus einigen Entfernung rund erscheint. Niemand weiß wozu, oder wann er gebaut wurde; nach Aga verherrlicht er einen Sieg. Ein anderer Thurm, älter und kleiner, steht in weiterer Entfernung, tritt weniger hervor und sein Eingang ist verwachsen. Ich sah in der Nähe dort zum erstenmal die aus Stein gehauene Gestalt eines Löwen, aber sehr unvollkommen. Die Sculpturen menschlicher Gestalten und der Hausthiere an Mauern und Thoren sind hier besser als ich sie vorher in Indien sah, besonders gefielen mir zwei Krieger zu Pferde, etwa 4 Fuß hoch an einem Thor. An einem andern gewölbten Thor, dem Eingang aus dem Bad in die Burg, finden sich ebenfalls zwei ausgezeichnete sinnbildliche Darstellungen, obgleich weniger schön als wahr und ausdrucksvoll. Sie waren ungefähr von derselben Höhe wie die Reiter. Die eine stellte einen fetten Schlemmer mit Schmerbauch und dem Ausdruck sinnlichen Behagens im Gesicht vor. Eine unterseptze Figur mit Elephantenohren, den Attributen des Ganesa, aber ohne den Rüssel, den er sonst als Hinwegräumer der Schwierigkeiten immer hat. Er beschützt die Eingänge. Ihm gegenüber ist das Sinnbild der Krankheit und des Elendes: Ein abgelebter weiblicher Körper, mit schlaffen Brüsten, und an dem man die Rippen zählen könnte, die Augen hohl, als Halsschmuck und Gürtel Schlangen, und in der Herzgrube einen Scorpion; von vier Armen schwingen drei Schlangen, die vierte Hand hält einen Todtenkopf. Dieß Sinnbild stellt die Göttin Devi oder Bhawani (Dämi oder Bhawani), deutsch die Zerstörerin vor. Leider haben die Mohammedaner hier wie anderwärts, wo sie konnten, den indischen Sculpturen die Nasen abgeschlagen, oder sie sonstwie verstümmelt. Das erwähnte Bad, welches verlassend man von den beiden beschriebenen Figuren empfangen wird, ist mit geschickter Benutzung des oberen Theils einer natürlichen Schlucht im Berg gebaut. Eine hohe Mauer, die von unten durch Bäume verdeckt ist, schließt sie gegen das Thal ab, und gestattet die Bildung eines künstlichen Bassins. In den Fels der Bergwand ist außerdem eine Galerie mit mehreren Badekammern gehauen, deren jede mit fließendem Wasser gefüllt ist, zu welchen Stufen hinabführen. Hohe und schattige Bäume überwölben den Platz von allen Seiten, und machen ihn während der Hitze zu einem kühlen, stillen Ruheort, in den kein unberufenes Auge dringen kann. Er soll durch einen unterirdischen Gang, dessen Eingänge gezeigt werden, mit den Frauengemächern verbunden gewesen seyn.

Mohammerah und der Schat el Arab.

Sir H. Rawlinson hatte in die Sitzung der geographischen Gesellschaft am 11 Mai, wie das Athenäum berichtet, eine Abhandlung über Mohammerah und der Schat el Arab mitgebracht, die er bereits vor etwa fünfzehn Jahren, zu der Zeit geschrieben als die Herrschaft über diese Plätze zwischen Persien und der Türkei streitig geworden war, und die beiden Mächte den Schauplatz der englischen und der russischen Regierung zur Wettjagd des Streits angerufen hatten. Da sich dieses Document jetzt aus mit trockenen geographischen Einzelheiten befaßte, die es Sir Henry passenden die Versammlung mit einem die Geschichte und die gegenwärtige Lage Mohammerah's halten. „Mohammerah, sagte er, war der Schauplatz und, wie ich zuversichtlich hoffe, der letzten Kriegsthat zischen Truppen gegen Persien. Obgleich dieser Platz lichem Interesse ist, glaube ich doch daß man denselben nicht sehr genau kennt. Da ich findet seine Lage nur wenigen Karten verzeichnet, und es gibt, selbst unter unterrichteten Personen, nicht viele welche mit der gegenwärtigen Lage bes von den britischen Truppen längst eingenommenen bekannt sind. Die erste Expedition landete bekanntlich in die zweite nahm ihren Weg nach Mohammerah, über dung des persischen Meerbusens nach dem Euphrat. Die schiffbare Mündung des Euphrat ist bei Mohammerah-in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, nicht deutlich gleicht hierin nicht der Themse; sie hat nie mehr als drei Wasser, und ist meist nur zwölf bis vierzehn Fuß tief- sehr wenige Schiffe sind im Stande die Barre des Flusses zu kreuzen, ohne aufzufahren. Die Expedition, welche Bussorah am 26 einen Anfang 19 März verlassen hatte, konnte erst am 21 Mohammerah machen. Man fragte sich beständig: merah? Liegt es in Persien oder in der Türkei?“ „Wußte vom Ararat bis an den persischen Meerbusen war von lischen und den russischen Commissären auf eine Entfernung 1000 engl. Meilen wissenschaftlich vermessen worden, dabei politische oder geographische Streitfrage die sich zwischen und der Türkei erhoben hatte, war: ob Mohammerah am oder am Karun liege. Man einigte sich dahin daß Euphrat bewässerte Land zur Türkei, das dem Karun bewässerte zu Persien gehöre. Jetzt aber fragte es sich: ob Mohammerah an einen oder am andern Fluß liege. Man entschied sich dafür: Mohammerah als zu Persien gehörig zu betrachten, dieß einigermaßen der geographischen Genauigkeit zu widersprechen schien, und ich selbst bin der Ansicht, der Platz liege am Euphrat. Ist dieß wirklich der Fall, so gehört er zur Türkei.“ Auf Geschichte Mohammerahs selbst übergehend, bemerkte Sir Rawlinson: „Man hatte festgesetzt, Mohammerah sey persisch, demgemäß hatten die Perser den Platz eine gewisse Zeit lang besetzt gehalten; die türkische Regierung war aber mit dieser Entscheidung nie zufrieden, sondern legte, und zwar erst wieder in der jüngsten als bekannt wurde die Expedition sinne auf einen Angriff Mohammerahs, Verwahrung gegen jene Entscheidung ein, und behielt ihre Rechte auf diesen Platz vor. In früheren Zeiten gehörte Mohammerah bekanntlich zu einem griechischen Königreich, bildete, wenn auch nicht die Hauptstadt, doch einen Theil Königreichs Karakna oder Meffene's. Die Stadt hatte große politische Bedeutung, und noch sind daselbst geschlagene Münzen vorhanden. Der Grund und Boden auf welchem die Stadt steht, ist angeschwemmtes Land. Das gegenwärtige ist ein viereckiges Raum von etwa 250 Ellen Breite und 300 Länge, aber ohne alles schwere Geschütz. Die Stadt besitzt keinen natürliche Vortheile vor Bassora, sondern verdankt ihren Wohlstand einzig und allein der Unsicherheit ihrer politischen Stellung, der Ungewißheit ob sie zu Persien oder zur Türkei gehöre, und der daraus folgenden völligen Zollfreiheit. Der Zweck des Generals Sir James Outram, als er sich von Buschir hinwes nach Moham-

Digitized by Google

merah zog, war der: eine Stellung zur Fortführung des Kriegs zu gewinnen. Die Sicherung einer strategischen Basis, von welcher aus er in das Land vorrücken konnte, war eine unbedingte Nothwendigkeit. Wäre er in Buschir geblieben, so hätte dieß einer bloßen müßigen Demonstration gleich gesehen, und da kein Grund vorlag zu vermuthen daß in Paris ein Friedensvorrrag werde abgeschlossen werden, so hat er den Krieg thätig und kräftig fortführen, und als Operationsbasis Mohammerah benutzen wollen. Ohne Zweifel ist Sir James Outram der Meinung gewesen daß, wenn er eine Stellung am Karun gewinne, dieß auf die Perser Eindruck machen und sie zur Vernunft bringen werde. Hätte der Krieg fortgedauert, so würde er noch weiter ins Land hinein vorgerückt seyn. Da dieß jedoch (fügte Sir Henry bei) eine Sache der Speculation ist, so will ich nicht näher darauf eingehen. Das Unternehmen wäre, meiner Meinung nach, ein schwieriges gewesen; in orientalischen Ländern aber steht man das Volk unterliegen, ehe die wirkliche Nothwendigkeit dazu vorhanden ist. Von Mohammerah aus in Persien einzudringen, ist zwar nicht absolut unmöglich, weil es mehrere Straßen gibt auf denen sich dieß bewerkstelligen läßt; allein diese Straßen sind insgesammt äußerst unwegsam. Hätte sich der Krieg daher in die Länge gezogen, so würde General Outram genöthigt gewesen seyn sich mehr flußaufwärts zu ziehen, wo das Klima vergleichsweise gut ist, und da die Truppen, weil der Vertrag vor dem Monat Junius nicht ratificirt seyn und die Räumung nicht vor September stattfinden kann, den Sommer über in Persien bleiben müssen, so hoff' ich, General Outram werde seine Truppen mehr karunaufwärts verlegen. Er gewinnt dadurch den Vortheil daß trotz des heißen Klima's die Luft rein und klar ist, und daß die Temperatur, wenn er Hütten anlegt und sie mit Kameldorn umgibt, sich so herabstimmen läßt daß sie erträglich wird. Die Versorgung der Truppen mit Nahrungsmitteln läßt sich leicht bewerkstelligen, denn das Land bietet in der gegenwärtigen Jahreszeit die üppigste Vegetation. Man kann sich kein reicheres Land denken als die sogenannte Durah oberhalb Schuster. Ein Umkreis von dreißig Meilen gleicht Einem großen Garten, der alle möglichen Erzeugnisse eines tropischen Himmelsstriches gewährt: Zucker, Opium, Indigo, Reis, Nüsse, Tschedda-Weizen, Maulthiere und Pferde. Die Provinz Chuschtan ist nicht nur werthvoll in militärischer, sondern auch in commercieller Hinsicht, und obgleich niemand den Gedanken an eine ständige Besetzung derselben hegt, so wird doch, da die persische Regierung die Bedeutung der Provinz für den Handel kennt, gerade dieser Umstand dieselbe antreiben unsere Bedingungen anzunehmen, um uns so schnell als möglich wieder aus dem Lande hinauszubringen."

Minnesota.

Dieser ungeheure und fruchtbare Landstrich Nordamerika's wird bald die Zahl der Staaten der Union vermehren. Das Territorium Minnesota gränzt nördlich an britisches Gebiet östlich an den Superiorsee und Wisconsin, südlich an Jowa und westlich an Nebraska.

Es ist zur Zeit in 34 Counties abgetheilt, welche alle mehr oder weniger besiedelt sind; es hat den Vorzug vor Nebraska daß es einen Ueberfluß an Holz hat, während letzterem sogar das zu Stabilirung einer Ansiedlung nöthige Holz auf eigenem Boden abgeht. Obwohl nicht gebirgig, ist es doch der höchste Landstrich zwischen dem Golf von Mexico und der Hudson-Bay, und etwa 2000 Fuß über dem Golf von Mexico erhöht. Mitten durch seinen südlichen Theil läuft eine Hochebene „Coteau des Prairies" genannt, welche etwa 200 Meilen lang, 15—40 Meilen breit und durchschnittlich 1450 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, obwohl sie auch Punkte zählt, wo diese Höhe auf 1916 Fuß anwächst. An dieser Plateau reihen sich noch andere Hügelketten, von denen das Land mit einer großen Masse von Flüssen versehen wird. Seen von größerer und geringerer Ausdehnung sind nicht selten; zu den größten gehören außer dem Superiorsee der Holzsee, Regen-See, rothe See, Mini-Wakan- oder Teufelssee, der Brech- und Geisterfee. Alle haben helles, klares Wasser und Ueberfluß an Weißfischen, Hechten, Forellen, Barschen und andern schmackhaften Fischen. Unter den Flüssen sind außer dem Mississippi bemerkenswerth der Minnesota-, der Rum-, St. Croix-, Sioux-, Canon- und Owatonnaflusß.

Das Klima ist besonders im Norden rauh und streng, und die Winter sind nicht selten wo dort das Quecksilber gefriert. Nach mehrjährigen Beobachtungen war die mittlere Kälte 22½° unter Null; die mittlere Wärme war 69°. Der kälteste Tag hatte 48° unter Null, der heißeste 96°. F. Der früheste Schluß der Schiffahrt war am 8 November 1848. Der spätefte am 8 December. Der Frühling beginnt zwischen dem 31 März und 19 April.

Der Boden ist sehr verschieden, in den Thälern der Flüsse höchst ergiebig und fruchtbar, häufig ist solcher zu einer Tiefe von zwei und mehr Fuß von schwarzer Erde (-humus), wie man ihn weder in dieser Qualität in Frankreich, Deutschland, noch den Niederlanden antrifft; über den Fällen von St. Anthony hingegen mit weniger Ausnahme ist derselbe zu sumpfig für die Cultur. Wilder Reis, Erdbeeren, Corinthen, Pflaumen, Weintrauben, Blauberren und Holzäpfel wachsen in Menge, die Pflaumen in großer Vollkommenheit von länglicher Gestalt ähnlich der deutschen Zwetschge und von süßem Geschmack. Die Weinreben ranken sich an Pappeln empor oder ziehen sich am Gesträpp hin, welches sie mit ihrer enormen Traubenlast fast zu Boden drücken. Das Gras gerath ausgezeichnet und wird oft 4 Fuß hoch angetroffen. Rebhuhn und wilde Wicken sind häufig.

Große Strecken in allen Theilen des Gebiets sind dicht mit Fichten bewachsen, und die Hügelreihen decken Birken, Eisen, Ahornbäume, Eschen, Ulmen, Schierlingstannen, Pappeln, Linden. Am Canoefluß sind bereits fünf Sägemühlen Tag und Nacht im Gang, und obwohl die Holzhöcke haufenweise herbeigeschleppt wurden, so war doch nie ein Brettervorrath zu sehen, so stark war Nachfrage und Absatz und alles gegen baar.

In den Sumpfländereien findet man Tamaraks, Cedern und Cypressen, während die Ufer der Flüsse von Eichen, Eisen, Ahorn, Linden, Birken, weißen Wallnuß-Bäumen und Ulmen begränzt sind. Diese Bäume erreichen aber in den ärmeren Districten keine bedeutende Höhe, und bleiben zwergartig. In diesem Territorium fanden die Indianer ihre besten Jagdgründe; große Heerden von Büffeln, Elennthieren, Hirschen, Antilopen und vielen andere Wild durchschweifen die weiten Ebenen im Westen der Coteau des Prairies und des rothen Flusses. Schwarze Bären, Ottern, Moschusratten, Vielfraße, Marder, Wölfe und Waschbären gibt es im Ueberfluß, und nicht selten stößt man auf Moorhühre und graue Bären. Die Prairien wimmeln von Fasanen, Wachteln und Rebhühnern, und die Ströme von Gänsen und Enten, und außer diesen findet man noch eine Menge Vögel aller Art.

Digitized by Google

Der gegenwärtig bebaute und bewohnte Theil des Staats ist zwischen dem St. Croix und Mississippi, und dem Minnesota und Mississippiflusse, allein im Jahr 1855 hat die Regierung eine Expedition ausgeschickt, um die nordwestliche Gegend zu recognosciren, und es haben sich jetzt auch bereits viele Augen dahin gerichtet.

Die Expedition stand unter dem Commando des Colonel C. F. Smith, dessen nächster Zweck war das Territorium mit Rücksicht auf die Anlegung von Straßen und Militärstationen zu recognosciren. Als Führer diente der Expedition Peter Gurtneau, der von seiner Kindheit an mit den Wilden des Nordwestens vertraut ist. Das Commando bestand aus 150 Mann mit 34 Wagen und 200 Lastthieren. Es setzte zunächst auf der Middle-Ferry bei St. Cloud über den Mississippi und bewegte sich den Saukfluß hinauf, den es 3 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Mississippi überschritt. Achtzehn Meilen weiter setzte man abermals über den Saukfluß, um am Lake Henry vorbei über den nördlichen Arm des Crow-Wingflusses den Mac-Cloudsee zu erreichen. Der Lake Henry erwies sich als ein kleines, klares und tiefes Wasser. Das Land auf dieser Wegstrecke, sowie in der Umgebung der Seen ist vortrefflich. Bald wechselt mit Prairie, der erstere mit den majestätischen Waldbäumen des Nordens, die letztere mit den üppigsten Grasarten geschmückt. Am Mac-Cloudsee fand man den letzten einsamen Ansiedler, einen kühnen Pionier am äußersten Saume der Civilisation. Von hier aus wurde der Chippewayfluß erreicht, über den sie setzten.

Die Waldungen wurden hier seltener, die Prairien ausgedehnter. Bei Pomme de Terre wurden die letztern uneben und waren mit lieblichen kleinen Smaragdseen bestreut, in deren Gewässer es von Fischen wimmelte. Das hohe Gras wogte unter dem Wind, wie der Ocean unter dem Passat.

Von hier erreichte die Expedition den Lightning-Lake, in dessen Umgebung sie vortreffliches Ackerland und Waldbäume fand.

Am Sioux-Woodfluß, 14 Meilen weiter, wurde die Scenerie der Landschaft reizend, des Malers Pinsel und des Touristen Pilgerfahrt würdig. Die Expedition setzte über diesen Fluß auf Pontonwagen und campirte am andern Morgen bei Grahams-Point, am westlichen Ufer des nördlichen Red-River, am vermuthlichen Endpunkt seiner Schiffbarkeit durch Dampfschiffe.

Drei Tagereisen weiter brachten sie an den Wild-Rieesfluß, der sich von Westen her in den Red-River ergießt. Hier starb ein Soldat am Fieber und wurde in der Einsamkeit der Wildniß beerdigt. Man setzte dann über den Sheyenna-Ojusfluß und fand 18 Meilen weiter am Maplefluß vortreffliches Land mit reichlichen Waldungen. 51 Meilen weiter erreichte man den Goosefluß, wo der erste Büffel geschossen wurde. Am 27 August 1855 kam die Expedition am Mini-Wakan oder Devil's-Lake an, der ein großer Salzsee ist, von schlechtem Land ohne Wald und mit spärlicher Vegetation umgeben. Die Gegend blieb von hier an auf vier Tagereisen waldlos. 90 Meilen weiter wurde St. Joseph am Pembinafluß erreicht. Diese neue Stadt wurde erst seit den großen Ueberschwemmungen des Red-River angelegt. Sie liegt auf einer erhabenen Stelle am Bett des Pembina, 30 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Red-River, an welcher auf dem niedern Flußufer die alte Stadt Pembina, den Ueberschwemmungen ausgesetzt, gelegen war. St. Joseph hat jetzt etwa 200 ärmlich gebaute Häuser, eine katholische Capelle, und wird von 1500 Franzosen und Half-Breeds bewohnt.

Notizen über Niederländisch-Indien.

(Von Dr. Brickmann.)[1]

V. Weitere Mittel zur Beförderung der Landescultur. — Ausrottung des Tigers. — Art den Tiger zu fangen. — Tigergefechte. — Beförderung der geistigen Cultur unter dem Volk. s. f. w.

Außer den am Strand sich aufhaltenden Krokodilen und Kaimanen ist auf Java der Tiger das einzige für den Menschen gefährliche Thier, welches die Bewohner ganzer Gegenden in Schrecken zu jagen im Stande ist. Der Tiger findet sich auf allen größeren Inseln des Archipels, während die übrigen größeren Säugethiere keinesweges eine gleiche Verbreitung haben. So findet sich der Elephant nicht auf Java, obgleich er in dem nur durch eine schmale Meerenge von Java getrennten Sumatra wohl zu Hause ist. Die Javanen unterscheiden mehrere Arten des Tigers die sie mit dem allgemeinen Namen Mung belegen. Malayen heißt der Tiger mehr in den östlichen Gegenden von Java, während man auf Sumatra für Tiger den Namen Harimau hat. Die größte und gefährlichste Tigerart heißt Mung gede. Er erreicht die Größe eines Pferdes und findet sich vorzüglich im Bantamdistrict. Sein Raub geht gewöhnlich auf Rinder, Hirsche und Schweine, während Hunde ihm eine verwerfliche Kost seyn sollen. Seine Körperstärke ist ungeheuer. Er schleppt sie in seinem Maul einen Büffel fort, und springt damit über Gräben und Bäche; für den Menschen ist er äußerst gefährlich, wenn er einmal mit Erfolg einen Anfall auf einen Menschen gemacht hat. Eine zweite Art des Tigers ist der Mung-Malang-Bong, welcher gelb und mit großen schwarzen Ringflecken verziert ist. Er verfolgt vorzüglich junge Rinder, Hirsche, Schweine, Moschusthiere, selten Menschen. Etwas kleiner als die vorhergehenden Arten ist der Mung-Sanjang, welcher röthlich, mit schwarzen, unregelmäßig vertheilten Querstreifen versehen ist. Er jagt Ziegen und Hunden besonders gerne nach; während der Nacht schleicht er sich in die Wohnungen der Menschen und überfällt die Hausthiere, oder auch die menschlichen Bewohner im Schlafe. Seiten geschieht es daß er, durch einen Lärm erschreckt, seine Beute wieder fahren läßt. In diesem Fall begnügt er sich ein Stück aus dem Körper des Thieres herauszureißen. Unter Mung-Tutul ist auf Java der Panther (Felis pardus) bekannt. Unter Mung-Kumbang ist durch seine vollkommen schwarze Farbe zu erkennen, sowie endlich der Mung-Krut (schreiende Tiger), so genannt wegen seines heftigen Gebrülles, der kleinste unter den Tigerarten auf Java ist. Er hat eine rothgelbe Farbe und jagt Hunden vorzüglich nach.[2] Seit undenklichen Zeiten haben die Bewohner Java's gegen den Tiger gekämpft, ohne daß es ihnen gelang dieses fürchterliche Thier

[1] Es sind uns in jüngster Zeit auch die officiellen Berichte über die niederländischen Colonien für das Jahr 1854 zur Verfügung gestellt worden.

[2] Eine interessante Schrift über die Verbreitung des Tigers hat jüngst der Staatsrath Brandt in St. Petersburg herausgegeben (Dr. F. Brandt, Untersuchungen über die Verbreitung des Tigers (Felis tigris L.). St. Petersburg 1856). Besonders lesenswerth und reich an Beobachtungen und Thatsachen ist darin das Capitel über die Beziehungen zum Menschen, welche Brandt hervor hob, daß dieses Raubthier die Oberhand behält, sowie es entweder aus Mangel an Energie und Intelligenz der Cultur stehen, daß sie

glaublich und dem so schönen und reizenden Eilande zu bessern. Doch hat sich das Thier von den dicht bevölkerten Distrikten so gänzlich zurückgezogen, um sich in den weniger bewohnten, noch mit dichten Wäldern bewachsenen Distrikten Banjuwangie, Grambang und besonders in Blambam zu behaupten. Die Javanen beschäftigen sich des Tigers auf zweierlei Weise, entweder durch eine Falle, und dieß sehr selten gelingt, oder indem man Jagd auf ihn macht. Im ersten Falle stellt man eine hohe, aus Bambusstämmen bestehende, wohlbefestigte Umzäunung auf, innerhalb welcher man irgendein Thier oder ein lebendes Thier anbringt. Sobald der Tiger während seiner abendlichen Streifzüge den Kraal bemerkt, springt er zu diesem Behufe, es fallen die Holzstämme hinter seinem Rücken nieder, und man findet ihn am folgenden Tage gefangen. Die Tigerjagden bestehen entweder in großen Treibjagden, zu welchen oft die ausgedehnte Mannschaft ganzer Distrikte aufgeboten wird, wenn es gilt sich eines Tigerbrut zu bemächtigen welche eine Gegend besonders gefährlich macht, oder es sind Streifzüge einer einzelnen kühnen Jäger. Es mag nämlich solchen Jägern, aber bemerkt es ein wahrer Javane allein, und dieß mit einem Kris (javanischen Dolch) bewaffnet, auf die Tigerjagd geht, weit mehr gelingen so glücklich ist ein Thier in seinen Schlupfwinkel zu erlegen. Bedenkt ist nämlich daß die Raubthiere auf dem Kampfgerichte trotz ihrer Stärke doch furchtsam sind, und vor jedem Hund sich gewaltsamen der kleinen Schakals ihnen entgegengesetzt.

Die holländische Regierung hat im Interesse der Abdominung des Landbaues von jeher auf die Vertilgung der Tiger auf Java und im übrigen Archipel als besonders Gewicht gelegt, und einen nicht unbedeutenden Preis für jeden Tiger ausgesetzt der lebendig oder todt der Behörde eingeliefert wird. Der neueste Verordnung hierüber vom Jahr 1836 legt auf das Fangen oder Tödten eines Tigers, von welchem Alter er auch sey, einen Preis von 22 fl.

Nach den Bemerkungen über die Landbevölkerung und die Wege für die materiellen Interessen wollen wir über die religiösen Angelegenheiten und die Erziehung der Jugend, insofern sie durch die holländische Regierung verwaltet wird, einiges anführen. Als die Holländer im indischen Archipel sich niederließen, fanden sie die mohammedanische Religion sowohl über den größten Theil Javas als auch in jenen Ländern des Archipels verbreitet, welche der große und stets mächtige Molenpahitstaat gebildet hatte. Nicht ohne gewaltige Kämpfe wurde der seit undenklichen Zeiten bestehende, und mit Zähigkeit und Stolz der Väter gehegte Glaube durch den Islam verdrängt, und ganz bei Völkern die nur höchst langsam und kaum bemerkbar ihren Entwicklungsgang fortnehmen, und von Reformen und Umwälzungen nichts wissen wollen. Es gehörte der Frommeifer der arabischen Priester und Missionäre dazu, welche, den Märtyrertod nicht scheuend, den Hunderte von ihnen bei den heidnischen Bewohnern des Archipels fanden, mit Beharrlichkeit ihr Bekehrungswerk fortführen, bis es ihnen theils durch die Kraft der Ueberredung, vorzüglich aber durch Intriguen und Benutzung der Herrschsucht der Regenten, die sie, wenn sie den Islam angenommen, stärkte gegen ihre heidnischen Gegner unterstützten, wenigstens zum Theil gelang das Heidenthum ganz zu verdrängen. Mit Ausnahme von wenigen, sogleich angeführenden Distrikten bekennt sich der Islam unter den Einwohnern Javas seit dem 16ten Jahrhundert, freilich noch bis zur Stunde mit manchen aus der Heidenzeit stammenden Aberglauben und allerlei, dem heidnischen Glauben entsprungenen Gebräuchen. Der Hindureligion ist noch anzutreffen in den Distrikten des Tengergebirges, welches sich zwischen Pasuruan und Probolingo von N.O. nach SW. erstreckt. Auf dem dort sich erhebenden Volcan Bromo (nach einer etwas veränderten Aussprache von Brama) werden noch jetzt zu verschiedenen Zeiten des Jahres Opfer gebracht und Gebete verrichtet, wobei die Anbächtigen ihr Auge beständig auf die auf dem Krater aufsteigende Rauchsäule richten. Die Bevölkerung dieses Distrikts wird auf 31000 Seelen geschätzt. Die Bekehrung der Insel der Mohammedaner begann sich darauf festzusetzen mit einem Bann, immer sie abzuhalten suchte und seinem leben. Ihre Lehrzeit verbrannten sie von Kiai Gunge Mandi Nagara. Es ist zu vermuthen daß dieser Stamm, welcher selbst angibt von Malabar, vor einer Verfolgung der Könige Java's, sowie vom Malang hierher gewandert zu sein, bei den Verfolgungen der Bramanen durch die Bekenner des Islams im 16ten Jahrhundert sich in den Gebirgen, wo Bergen unzugänglichen Gegenden geflüchtet hat, um ungestört dem Glauben der Väter leben zu können. Sie erkennen außer Brama, Wischnu und Siwa noch die Gottheit Batara Guru, sowie noch eine Menge Halbgötter an. Jeden der 30 Tage des Monats ist einer Gottheit geweihet. Sie glauben nun als Hindu-völker an Seelenwanderung. Unbekannte Menschen wandern in ein ungeborenes Kind. Sie verehren alle Wesen aus dem Innern ihrer Sprache ist die altjavanische, ein Idiom, welches an die Kawisprache und das Sanskrit erinnert. (Wir werden hier für Sprachforscher hier die Namen der Wochentage durch Buchstaben, die ich im meinem Journal immer finde, aufgezählt. Sonntag heißt Ahr, Montag Soma, Dienstag Angara, Mittwoch Budda, Donnerstag Wrehaspati, Freitag Sukra, Samstag Saniskara).

(Fortsetzung folgt.)

Türkische Notizen.

Die Sophienkirche in Konstantinopel. Die ursprünglich christliche Sophienkirche muß in architektonischer Hinsicht wie wegen ihrer Geschichte als das merkwürdigste Gebäude der Welt angesehen werden. Selbst die Türken, welche in ihrer Eitelkeit sich für die erste Nation, für das auserwählte Volk Gottes halten, betrachten sie als den gehörigen und erbeuteten Raub der Welt, weil — sie selbst in ihrem Krieg nach dem Recht der Eroberung sich befinden. Sie wagen daher auch möglichst für ihre Erhaltung, weshalb daher eine Menge geistlicher und weltlicher Personen angestellt sind; auch läßt ihr der Großherr aller Hoheit zu Ehren, sowie das Oberhaupt aller Gläubigen, Armenier und Juden in dieser Stadt zu, welche ohne männliche Nachkommen sterben, und man hat die jährlichen Einkünfte dieser Kirche zu allen Zeiten auf eine halbe Million Gulden berechnet. Auch haben die Türken zum Beweis ihrer Eroberung und ihres Besitzes in der Sophienkirche neben den vielen noch sichtbaren Erinnerungen an die christliche Zeit nicht nur die Namen der ersten Chalifen in goldener Schrift aufgestellt, sondern es steht dort auch in noch größeren Zügen der Vers des Koran in den Kuppel angeschrieben „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Unter dem griechischen Volke zu Konstantinopel herrscht die Sage daß bei der Eroberung der Stadt durch die Türken am 29 Mai 1453 der

Digitized by Google

griechische Patriarch mit dem Kreuz und dem Kelch hinter einer Mauer in der Kirche verschwunden ist, und zugleich hat sich der Glaube erhalten daß die Mauer stürzen und der Patriarch wieder erscheinen werde, sobald ein rechtgläubiger Fürst die Schwelle betrete. Auch gibt es mehrere mystisch-politische Weissagungen aus der Zeit der Eroberung Konstantinopels, welche die Prophezeiung aussprechen daß eine Zeit kommen werde, wo die heilige Sophia wieder den Griechen gehören werde. Für die Lateiner bedeutet sich übrigens an die erstere in Bezug auf die abendländische Kirche eine schmerzliche Erinnerung. Als die Venetianer, die Bretonner und Franzosen im vierten Kreuzzug 1204 Konstantinopel eroberten hatten, mischte der Papstlegat die sammtlichen Gebeine. Alle Kostbarkeiten wurden geraubt und unter die Länder vertheilt, das Glas der gemarterten Heiligen floß über die Marmorsäulen, und ein entsetzliches Weib besteigt den Thron des Patriarchen, während die bestialische Menge tanzend die Ceremonien der orientalischen Kirche verspottete.

2

Unmilitärische Art des türkischen Heeres. Als im Jahr 1845 ein Großherr Constantin, Bruder des gegenwärtigen Kaisers von Rußland, in Konstantinopel war, stellte ihm der Sultan als Cavalier des Alexander-Newsky- und Wladimir-Ord zur Verfügung. Der russische hatte einen großen Theil Europa's mit eigenen Augen gesehen und sprach französisch, der zweite spanisch englisch, und beide galten als besonders gebildet. Allein in ihren Urtheilen verriethen sie die vollkommenste Unkenntniß über Geschichte und Literatur. Da der Großfürst eine Reise nach Troja beabsichtigte, auf welcher beide Fürsten ihn begleiten sollten, hörten sie die Namen Troja und Homer zum erstenmal, und konnten nicht begreifen was der Großfürst in dem kleinen Dorfe Bunarbaschi (so heißt Troja gegenwärtig bei den Türken) wolle. Denn was ihnen Plato und Aristoteles, denen Werke die Araber des Mittelalters fleißig kultivirt, bekannt; aber was? Den Plato kannten sie als Großwesir eines persischen Königs, der dem weisen Manne die Enthebung seines Postens übertrug. Indeß trug der Lehrer des göttlichen Plato blind seine persische Würde — ein Dummkopf, und der König brachte dem Großwesir mit seiner Entlassung und Ungnade. Letzterer dann gleichzeitig mit dem Ertrinken einem Sklaven von gleichem Alter ertränken, welcher den ertrogen König durch sein allerlängst Wissen so in Erstaunen setzt, daß er mit Gnadenbezeugungen überhäuft ward und sein Name im Volk bis heute noch fortlebt. Dieser Sklave hieß — Aristoteles' — So erzählt der Staatsrath Dr. Theod. v. Ortum, welcher den Großfürsten dorthin begleitete, in seinen „Wanderungen nach Südosten" (Berlin, 1855 und 1856), im dritten Th. S. 164 f. Demselben fragte einmal der genannte Alkazi-Pascha: „Warum spielen Sie denn selbst Clavier? Sie haben ja doch eine ganze Compagnie Musikanten auf dem Schiff bei sich; ist Ihnen das nicht genug?" — „Das reicht einem aufgeklärten Europäer nicht hin," erwiderte Hr. v. Ortum. — „So sollt Ihr Euch durch das ganze Leben hindurch, statt das Leben zu genießen, wie nur," antwortete Alkazi-Pascha. „Wir essen nie, lassen aber unsere Pferde und deren Ställen warten — wir fragen auch nicht, lassen aber Gärtchen und Wagenier und etwas vorfangen, wir werden uns auch nie herabsetzen, selbst zu spielen, so lange wir noch Musik bezahlen können." (S. 167 f.)

3

Abgaben in der Türkei. Aus einer in Thessalien erscheinenden Zeitung entnehmen wir folgende Notizen über die Abgabenlast welche die Christen der Türkei bedrückt. Zuerst haben sie fünf Percent von dem Werth des beweglichen und unbeweglichen Vermögens zu zahlen, welche Abgabe der Zehnte heißt. Dann kommt der Zehnte von allen Einkünften der unbeweglichen Güter, deren Werth jedoch schon mittelst des Zehnten bestimmt ist. Hierauf folgen die verschiedenen Abgaben von den Weinbergen (Kraftsteuer, Zehnte und Zehnten), die alle Christen mit Ausnahme derjenigen sind, welche Muselmänner gepachtet haben. Ferner die Abgabe von den Schafen, Ziegen, Rindern, Pferden, Maulthieren und Eseln, welche sich auf 2½ Piaster) Wein, für ein Morgen Weinbergland gerechnet, beträgt, ferner 400 (?) per Erhebung der Abgaben ausmacht, dann noch 100 für Verwaltung der Kosten der Ernte (also 500 statt 400?). Das gleiche Verhältniß findet in Betreff des Tabaks statt. Kommt da der Zehnte von dem Bebauerth, dann der Monopolzoll, d. i. eine Abgabe von 15 Piastern vom Oxagen Tabak für die Oka (Pfund), Tabak zu bauen; hierauf der Zehnte, ferner der Grundzoll, Tabak zu bauen; hierauf der Zehnte, ferner der Zehnten, Zehnte und Zoll, d. i. 44 Para von der Oka, endlich weiters 6 Para von der Oka als Abgabe unter dem Namen Zehnten. Der Zehnte Indeß ist dieser der Zehnte nicht eine eine Zehntabgabe bei der Ernte des Tabaks, sondern viele Abgaben, und wenn er [illegible] des Tabaks für seinen eigenen Gebrauch, und wenn er [illegible] aufsteht, muß er den Zehnten zum zweitenmal zahlen. Also [illegible] Schafen und Hund ist ebenfalls derselbe bekannt. Also [illegible] Einnehmer zusätzlich das Recht, sich [illegible] von den übrigen zahlt der Besitzer eine [illegible] Schwarzbrot u. s. w. In ähnlicher Weise sind Wachskerzen, Kaffee, Zucker, Reis, Petroleum, Kurusch, d. i. Kopfsteuer, [illegible] in der Türkei noch [illegible] Dazu die Einung, die man in Europa hegt, daß der Kurusch [illegible] abgeschafft sei, ist [illegible] die Christen mit Hülfe [illegible] unterdrücken, und [illegible] gaben sogar die Christen mit Hülfe [illegible] möglichen Flackereien, den Zweck auf mehrere Jahre im voraus [illegible] zu bezahlen (!). Dazu kommt noch eine neue Abgabe, die täglich eingetrieben wurde, der Zuwachs, ein Geschenk für den Sultan. Man sah es hier noch nicht genug wäre, um die unglücklichen Christen in der [illegible] zur Unzufriedenheit zu bringen, sollen sie sich auch noch [illegible] Kriegsdienst loskaufen: eine Gesellschaft der Ost-Compagnien [illegible] 6/18 Februar 1856, dieser papierenen Versprechungen, [illegible] türkische Diplomatie die muselmännische Leichtgläubigkeit [illegible] gehabt und die russischenfreundlichen Absichten eines [illegible] schmachen und lächerlichen Beifall gerufen — [illegible]

4

Türkische Anekdote. Vor kurzem ist [illegible] kannt und beliebtes belehrendes Reisewerk über Griechenland unter dem Titel: „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland" (Basel, Schweighauser 1857) erschienen. Der Verf., Prof. Wilh. Vischer aus der Universität zu Basel, war im Jahre 1853 in Griechenland und benutzte dasselbe zum größeren Theile. So sehr er den Alterthümern und der Bildungsfähigkeit des griechischen Volks rühmend [illegible] fand er doch unter demselben hin und wieder eine große Unwissenheit [illegible], z. B. in geographischer Beziehung. Die Hellenischen sind in dieser Hinsicht noch sehr mangelhaft. Von der Schweiz weiß dort das Volk im allgemeinen gar nichts, und selbst bei [illegible] finden sich darin oft sonderbare Begriffe. Die Schweizer, [illegible] in einem für Jahrhunderten verkommenen Volke, welchen [illegible] Freunde meist und nicht ganz ohne Grund mit Argwohn entgegen [illegible] eine gemischwesen ganz neue Bildung zu verbreiten, ist [illegible] als man glaubt. Noch weniger aber als bei den Griechen, ist [illegible] des Adels, auf ihre geschworen Fortschritte in der Civilisation [illegible] eine große Vertrautheit mit der Schweiz zu erwarten. Dem [illegible] gewandten Blicke wurde hierüber in Konstantinopel eine [illegible] türkische Anekdote erzählt. Der jetzige Sultan habe einmal zur [illegible]

Digitized by Google

des Sonderbundskriegs von der Schweiz ersten gehört und sich erinnerlich, wenn dem das für ein Land und wer sein Regierungschef bei der hohen Pforte sei. Als der russische Gesandte, an den er sich gewendet, gantwortet, die Schweiz habe keinen Vertreter in Konstantinopel, so habe Abdul-Medschid in richtiger Würdigung aller der Donnerkeile, welche ihm die europäische Diplomatie bereitet, erwidert, da müsse für ein vortreffliches Land sein, und er empfehle sie hiermit der freundlichen Fürsorge des Kaisers von Rußland!

Miscellen.

Die achte Reise Mac-Carthy's von Algerien nach Timbuktu. Wir erfahren aus Bergeyron (Ind) aus den Nouv. Annales des Voyages) daß Hr Mac-Carthy, der sich bereits durch mehrere schätzbare geographische Arbeiten bekannt gemacht hat, und seit langem in Algerien lebt, wo er sich mit wissenschaftlichen Studien und Forschungen über die Geschichte und Archäologie dieses Landes beschäftigte, die Absicht hege nächstens eine Reise nach Timbuktu zu unternehmen. Nach einem längeren Aufenthalt in dieser Stadt gedenkt er sich auf dem möglichst geraden Weg an den Senegal zu begeben. Die wissenschaftlichen Kenntnisse Hrn. Mac-Carthy's, die Urkunden welche er schon seit langer Zeit über die geographischen Verhältnisse der Sahara und West-Sudandge sammelt, lassen uns von seiner Reise viel gutes hoffen.

•

Die neue Nigerexpedition. Als der Niger bis erstmal bis zu seiner Mündung in der Bucht von Benin aufgefunden worden war, so wurden große Erwartungen gehegt in Beziehung auf den Weg welche dieser Strom zur Verbindung mit dem Innern von Afrika darbieten könnte, und die große Nigerexpedition von 1841 wurde demgemäß abgesandt. Ihre traurigen Umstände — das tödtliche Fieber, der Verlust von Menschenleben, und der beträchtliche Rückkehr der Schiffe welche die Expedition den Fluß hinaufführen sollten — sind noch frisch in aller Gedächtniß. Jenes Mißlingen schien manche muthlos zu machen, und die große Handstraße nach dem Herzen von Afrika wurde für so ungesund und gefährlich erklärt daß man viele Jahre lang keinen Versuch mehr deren machte, als ob der Fluß noch völlig unbekannt wäre. Endlich, im Jahr 1854, drang ein Schraubendampfer, die „Pleiad," welche Hr. M'Gregor Laird, der unternehmende Freund Afrika's, ausrüstete, in den Niger ein. Die Pleiad erreichte nicht nur den Zusammenfluß des Nigers mit dem Tschadda, dem östlichen Arm, sondern sie drang auch noch 300 engl. Meilen weiter vor als weder von Europäern erreicht worden war, und bei ohne Verlust von Menschenleben. Dieser große Erfolg hat nun in der neuesten Zeit den Unternehmern ermuthigt sein ursprüngliches Ziel mit neuem Eifer weiter zu verfolgen, und wir sind von „Africaner," einer Sierra-Leone Zeitung, die nachfolgenden Schritte vernehmen können. — „Wir aufrichtigem Vergnügen verkündigen wir unsern Lesern daß Hr. M'Gregor Laird einen Vertrag mit Ihrer Maj. Regierung abgeschlossen hat, die Untersuchungen des innern Afrika, auf dem Niger und seinen Zuflüssen, fünf Jahre lang fortzusetzen. Dr. Barth wird die Expedition leiten, unterstützt von zwei Aerzten zur Aufsicht der Arbeiten von Seiten der Regierung. Der commercielle Theil des Unternehmens, und die Leitung des Schiffs wird unter den Befehl des Capitäns L. Grant gestellt werden, welcher die Küsten des Flusses aus Erfahrung kennt, und welcher zwei Jahre, am Bonny-Fluß, eine Factorei gehalten hat. Es wurde beschlossen den Zusammenfluß des Nigers mit dem Tschadda zum Mittelpunkt der Handelsunternehmungen zu machen. Ein Schooner wird daher deßhalb aufgestellt werden, um die Vorräthe und Waaren aufzunehmen. Der Dampfer wird im Januar seine Fahrt beginnen. Dr. Barth wird indessen die nöthigen Vorbereitungen treffen in Bezug auf die Anwerbung von Dolmetschern, Kameelen u. s. w. Im September oder October wird Hr. Laird, auf eigene Kosten, einen zweiten Dampfer absenden, welcher im December den Fluß hinaufgehen und bei der Hand sein wird, im Fall dem ersten Dampfer ein Unglück begegnet sein sollte. Die Regierung hat nur eine jährliche Zahlung gutzuthun für fünf Jahre. Wir können es nur für eine zweckmäßige Wendung halten daß, gerade zu der Zeit wo Dr. Livingstone ganz England mit den Nachrichten seiner Reisen und Entdeckungen im Südafrika in Erregung gesetzt hat, der hochverdiente M'Gregor Laird noch einen seinen früheren Versuchen neuen Eifer lebendig gemacht hat, Commissarials auf dem Niger und seinen Zuflüssen für eine Reihe von Jahren beständig zu bereisen. Hr. Samuel Gurnther, Missionär der englischen Missionsgesellschaft, mit einigen eingeborenen Lehrern der Abbeokuta-Mission, welche die inländischen Sprachen reden können, wird die Expedition im Innern begleiten."

•

Die Druckfirst im alten Aegypten. Einer der gewöhnlichsten Gegenstände welche man in altägyptischen Gräbern abgebildet findet, ist der Empfang von Gästen bei festlichen Gelegenheiten, und, wie es scheint, sind bei den damaligen Aegyptern Künstlern, welche dem Gastfreien nicht weniger als obgenannt waren, die Genüsse Ueberfluß der Kunstschmuck, der Entfaltung des Putzes und anderer Phantasiegebilde ebenso ganz und gäbe gewesen wie in unseren Zeiten. Hier glaubt ein Mann von Stand, der in seinem Wagen umkommt, nachdem die verschiedenen Gäste lange seiner gewartet hatten, die Ueberraschung seiner Person durch Hinterlist, so wie durch die Wege seiner Zuverlässigkeit und seines Glaubens zu vermehren; dort unterhalten Frauen voll Kind und Neugier den Innehaltschmuck einer Gesellschaft, und die Verschwendung an goldenen und silbernen Gefäßen auf einem Gastmahl zeigt durch ihn völlige Ungleichheit der darin Anlassen nur zu deutlich daß Verschwender allein ihnen eine Stelle in seinem Hofstaate verschaft hatte. An einer anderen Stelle wird die Wichtigkeit des Herrn und der Herren bei Hofe durch die unterwürfigen Gebärden angedeutet welches die von ihnen zur Unterhaltung der Gesellschaft gedungenen Tänzer und Musikanten gegen sie zur Schau tragen, und da die derartige Unterhaltungen veranstaltenden Vornehmen meist der Priesterkaste angehören, so erfreuen wir daraus daß, wie sehr diese auch dem Volk die Lehre: daß Leben hienieden sei nur eine Uebergangsstufe zu einem künftigen, man müsse daher seine Mittelmäßigkeit abstreifen, eingeprägen suchen möchten, sie doch den Genüssen dieser Welt keineswegs abgeneigt waren, und ein behäbiges Leben ebenso sehr hielten wie die andere Menschenkinder. (Wilkinson's Egyptians in the Time of the Pharaohs.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 24. 12 Januar 1857

Eine Hochwildjagd auf der Insel Sardinien.

Von Alfred Hermann.

Es war in den ersten Tagen des Mai, etwa gegen Ende Vormittags, als ich, mit Doppelflinte und Hirschfänger bewehrt, zu Iglesias vor der Thür meines gastlichen Wirthes Rast hielt. Oben im Gebirge sollte gejagt werden, und ein Theil der jüngeren Leute und den höheren Ständen, sowie der Gensdarmerie in ihrer knappen Tracht und rauhen kriegerischen Bewaffnung war zu zahlreichen Vorhuden bereits an jenem Orte des Rendezvous versammelt. Ringsherum musterten die Barden meine Waffen, besonders den gezogenen, damascirten Hirschfänger mit der schönen Klinge bewundernd, um so mehr, da ihnen vom Gesetze der Regierung verboten ist eine solche Klinge zu führen, mit welcher sie im Nothfalle wegen gesetzlosigkeit gefürchtet Stich treuherzige Metzelei haben wollte, als dieß die fremde civilisirte Lepra jemals zu Wege bringen kann. Dabei schauten denn auch die Polizei, auf der Insel hauptsächlich von den militärischen Carabinieri della Barbagia gehandhabt, eifrig auf gerade Messerspitzen, den Eigenthümer derselben mit einer Strafe von zwei Tagen Gefängniß und 20 Francs Geldbuße bedrohend, worüber selbst den Verfasser der verbotenen Spitze so der Klinge. Selbst die Fischer kennen an ihren langen Messern diese solche aufweisen, und wo dieselbe zum täglichen Gebrauche unumgänglich nöthig ist, da wird sie nicht etwa tief in das Heft eingelegt, oder durch eine einklappende Feder gehalten, sondern sie spielt lose in derselben, nach Art unserer Rasirmesser, so daß dann Gebrauch möglich durch einen Stift gehalten, der durch im Heft und Klinge befindliche Löcher hindurchgeschickt wird.

Die weniger ernsthafte Lepra der Barden dagegen ist ein langes krummes Messer welches in einer Scheide steckt und oben mit einem einfachen Griffe versehen ist, der einem für den flachen Finger passenden Einschnitt zeigt. Ist es noch Hirt mit Pfeilbogen bewaffnet und dann durch eingravirte Arabesken verziert. Dein Messer wird in Gebirge getragen, der vom starkem Leder und zum Aufklappen ist, in seinem Innern bisweilen Patronenhülsen bergend. Außerdem prägt die Kleidung der Barden des Capo di Iglesias seinen weiten Schmuck, die silbernen Hefte abgerechnet, welche die rings Weste an der einen Seite fest über der Brust geschlossen halten. Und jene ist schwarz, und wie die dunklen strengen Tuche von denselben rohen einfachen Stoff, welchen jetzt auch all den dem Hirte so langhaarigen Schafe verleiht. Die weiten Beinkleider reichen bis an das Knie, wo dann die hohen Gamaschen beginnen, und das Haupt deckt eine lang herabhängende spitzige ohne Schild. Alles ist von dem nämlichen dunklen schwarzem Stoffe.

Die Gesellschaft war vollzählig geworden. Die Barden prüften ihren mittelgroßen fallen Hunden die mit dem melancholisch bösen Blick, um sie zu koppeln. Die langen deutschen Flinten der Eingeborenen wurden geschultert, und unsere Doppelflinten französischer oder englischer Fabrik mit den Munitionstaschen über die Achsel gehängt. Jeder auch einzelne der Barden führte seine Doppelgewehre, die beste und wichtige Arbeit an dieser Waffe geliefert hatte. Der Vortheil den letztere der alten arabischen Waffe gegenüber hat, wird dem Leser um so eher einleuchten, wenn ich ihm kurz beschreibe: ein etwa 4—6 Fuß langes Rohr, dessen Mündung in gewiß bedeutend weniger als eben also viele Zoll im sogenannten Korne zum Zielen verjüngt ist. Dann ist ein kurzer Hülse desselben rauchender Schaft befestigt, welcher so eingerichtet ist, daß der kurzen Kolbenhals und einen äußerst kleinen Druck auf den Finger thut. Diese Construction des Gewehres macht es beinahe unmöglich, daß mit den französischen unzugehen gewohnt ist, daß nicht sicher daraus zu schießen, indem Kopf und Hals auf einen bequemen Weise nach hinten gezogen werden müssen, damit das Auge, über den ganzen Lauf hinweggleitend, sein Ziel auffassen kann. Außerdem liegt noch die ganze Maschinerie des Feuerschlosses dicht vor der einen Hand, um schnell zu feuern, dessen Stein aus der Vollendung befestigter Beutel, meistens aus Fuchsfell gefertigt, verhüten soll.

Die Hunde waren gekoppelt, und vorwärts ging es durch die winkligen, oft von Quellen durchfurchten Straßen der Stadt Iglesias. Ein Hundepaar von der linken aufbauenden und sichern Seite die felsigen und schroffen Gebirgswege strahlenden terrassirten Korn folgte in einiger Entfernung, Mais und sonstigen Wandervorrath in der sogenannten Bertola, einem aus buntem Wollenzeuge Gefertigten Tornister, um sich führen.

Die starken dunklen Orangebäume und die Cactusbüsche, von den leichtbeeren Blüthen der Opuntien, der Fico mortos der

Garben umgeben, waren passirt, und noch ging der Weg neben einem murmelnden Bach durch Schluchten enlang, über welche sich mächtige Bergbuchenwälder ausdehnten, aus denen von unten der weite Chorus hinaufstieg. Nachtigallen schlugen in großer Anzahl, eine immer wachsamer als die andere. Zuweilen schwebte nicht bei dem Ohre vor an den Blicken vorüberstreifenden, auf ihren grünen Tuch plötzlich aufmerkenden, der gemsfarbigen Cretzlinger (Hydrin Cettii della Marmora) seine kurze gellende Strophe, um sofort wieder in jene unterzutauchen. Die Zaunammer (Emberiza cirlus L.) ließ ihren eintönigen Triller hören, um die prachtvolle Cleopatra mit den weißen gelb-orangen Flecken auf den gelben Flügeln flatterte um das Haupt der duftenden Oleanders.

Nachdem wir gegessen hatten wir die Schlucht verlassen, und vor uns lag nun weit, sanft geschlängelte Halde, gänzlich von dem würzigen Grün der Cistrosen (Cistus ladaniferus) bedeckt, deren etwa 1—2' hohe Sträucher in vollen Schmuck ihrer weißen, unseren wilden Rosen ähnlichen Blüthen prangte. Indessen wirkt das Monotone derselben sehr ermüdend bei diesem sonst so und für sich gewiß ungemein Anblicke. Nach der durchdringende harzartige Geruch den die Cisten verbreiten, ist etwas widerlicher Natur.

Die Luft erfüllte von dem munteren Gesange der Calandrellerchen, welche ihre Liebesmelodien bald das Gezwitscher der Schwalbe, bald das Krächzen des Häherlings eines das Stieglitzen so ganz einflechten, und sobald sie eine ihr Flugist begonnen, plötzlich die übrigen auf Hörweite hat immer nur ein, so daß man kaum hoch oben aus der Luft einen ganz gleich modulirten Gesang vernimmt, den man sonst nur von den Hainen der Bäume zu hören gewohnt ist. Ich kann nicht läugnen daß euch unsere auf solch einem höchst eigenthümlichen Contrast gemacht hat.

Das Cistenfeld war verlassen, der Weg wurde steiler und der Pflanzenwuchs höher. Weiße Reine-, Brombeeren-, Oleander- und Myrtensträucher waren auf jeden gelegt, und versperrten manchmal durch Zweige und Ranken von an und für sich schon enger Weg mit einer Hartnäckigkeit, die einem Theilnehmer Ehre gemacht hätte. Wo ihr Schatten uns verlieh, sengte die Sonne nun so heftiger herab, denn mit der Nacht von + 24° R.

Je weiter wir nach oben kamen, desto höher und höher ward das Gebirge, den Weg ganz verbergend, so daß wir an Ort eines Baues Castle unsern Marsch weiter aufwärts fortsetzen mußten.

So mochten wir etwa 2000' gestiegen sein, als die Gebüsche lichter wurden, und vom Stämmen des eigentlichen Hochwaldes machen. Das Nach Tannenbäld, von den Alpen bis zum Atlas, vereinzelt nicht so herrliche immergrün-laubige Laubpartien aufgenommen, wie der Buchenwälder Deutschlands. Kork- und immergrüne Eiche vermischt mit wilden Oelbäumen und ihren knorrigen, knieförmigen Stämmen und Zweigen, ihren weniger dichten Kronen und ihren rauhen Blättern sind nicht gegen die heilige Pracht unserer Laubwälder. Dem Boden fehlt der Reiz mit seinem Blumenschmuck. Nackt und schwarz, ist es nur mit Moos und Flechten und Silbermoosen bedeckt. Nur selten trostet uns Veilchen Alpenveilchen (Cyclamen) mit seinen zierlichen rosafarbenen Blüthen das Auge, oder unterbricht eine grüne, saftige, mit glänzen Lichtreflexen bemalte Stelle das schwarze Gemälde des schroffen Gesteins.

Lange schwebte Bäre der Pferdeschen Uhren hoch in den Zweigen, von denen einem ganz nahen die Nachtigallen ihren Chor sangen. Die Dämmerung ist nur noch durch die Amsel, das Rothkehlchen und den Zaunkönig vertreten, welche uns freilich aufhören ließen, bevor noch einige Minuten reichte. Als wir noch weiter oben an eine Felsecke kamen, gewahrte ich einen mächtigen Raubvogel von der Größe unseres Kolkraben, durch seinen hellfarbigen Schwanz sofort von den fast ihm so gleichen Adlern unterschieden. Der mächtige Räuber zog langsam und nicht über den Gipfel eines durch eine breite Schlucht von uns getrennten Felsriegels hin, und verschwand bald unseren Blicken.

Es war mittlerweile eine 5½ Uhr Nachmittags geworden. In der Nähe eines Quells wurde Halt gemacht. Der Führer der Saumthiere entlastete ruhende seiner Thiere, und schickte sich an einen Platz für das Nachtlager vorzubereiten. Jeder der Schützen ergänzte sich schnell noch einmal aus den Ufern Wasser, und wir gingen es aufwärts unter den Cypressen eines alten erloschenen Gartens, der jetzt durch ein gebrochenes „ainsa alla ancora" dem gastfreundlichen Schutzen einiger jungen Leute die Thür wieder.

Drei Garben mit der ganzen Anzahl von Hunden kamen sich schon unten im Thale bei den Cistenfeldern von uns getrennt, um schwärmend jetzt der jetzt nur noch aus Schützen bestehenden Jagd unsern Marsch hier. Hin und wieder mußt bereits einer derselben auf seinem Posten gestellt, und ihm die Richtung angegeben von der er hauptsächlich das Wild zu erwarten hätte.

Bald war auch an auch die Ruhe gekommen, und unser Jagd-Gesellschaften saß um eine Flasche bei einem ausgebrannten Baumstamm an, von welcher aus ich zu meiner Rechten eine wenig tiefe waldumrandete Schlucht, die sich vom Thal herauf malerisch aus tief dem steinerner Regenbette durch den Hochwald zog, mit meinem Augen beherrschen konnte. Zu meiner Rechten begegen erhebt sich eine ziemlich steil aufsteigende kahle Halde auf, nur mit einzelnen Wacholdersträuchen bewachsen. Ueber meinem Haupte wölbte sich eine mächtige Kuppe, und in ihren Schatten auf den ausgedehnten Baumbestand nach unterlassen, hatte ich vor mir die Aussicht auf das mittelländische Meer.

Ein ruhiger klarblauer Spiegel lag vor mir ausgebreitet. Rechts konnten die beiden steilen Klippen der Küste von Sardinien, in weitem Abstehenden beschienenem Glanz aus den Fluthen, und Süd in südwestlicher Richtung lagen die beiden Inseln St. Antioche und St. Pietro wie von Nebelhauch in der Ferne gekräuselte Inselchen da, und die Küsten sanken, nur von den einen Cypressen-Hügeln bewachsen Inselchen 11 Tour und La Vacca und von dem Fuße von jenen abgetrennt sein. Die ganze Gruppe schien kaum eine Viertelstunde entfernt zu liegen, und hätte ich es nicht gewußt, ich hätte nur kaum denken können daß diese in nahem Augen so geringen Felsmassen Städte und Häfenden Inwohnern hegen konnten, wo ich doch bei der klaren Luft und dem weiten Blicke der Aussicht in den deutlichsten und schärfsten Umrissen erkannte, welche Segelnden auch oder um so eher über Größe und Entfernung zu täuschen vermochten.

Inzwischen war es mit Macht dunkler geworden, und ich erwartete den Augenblick den Feuerschein welcher den Treibern unsere

im Thale das Signal geben sollte die Hunde loszulassen und mit ihnen hervorauf das Wild gegen die Schützenlinie zu jagen.

Ein Fieber, fast toter Wut weckte plötzlich neuen Mut in mir, aber ich schaute noch wieder von Herzen auf mit unserm Jagdfreund, den ich beim Steigen in der Mittagshitze oft heimlich auf das verschiedenste verwünscht hatte. Die heutigen alten Eichen schauten ihn gelassen, und die Dunkelheit schritt schnell vorwärts, aber noch von Tage das endliche Dämmerlicht auffing. Eine Amsel schlug in abgerissenen Strophen aus einem nahen wilden Rosenbusche, und ihr fast auf den allgemeinen Progressivert des Tages mit ermüdigter Mitredlustigkeit hervorkommender Gesang hatte etwas heiterndes, weckte in der tiefen Seele mehr heroen angenommene, eine Metamorphose die ich oft bemerkt, und die Tschudi in seinem „Thierleben der Alpenwelt" ebenso poetisch als treffend geschildert hat.

Der vom Mark traurende Wunsch war verschwunden, der Amsel hatte eine Pause gemacht, und einige Passagen aus dem Lied eines Nachtigallenpaares unten tief im Thale, welche die Entfernung fast bis zur Unhörbarkeit herabgedämpft hatte, waren an Ohr vorübergerauscht. Tiefe Stille, tiefe Dämmerschaft. Da krachte plötzlich der Pistolenschuß als Signal für die Treiber. Weit unten, kaum vernehmbar, wurde er mit einem jauchzenden Hallo beantwortet. Dann wieder Schweigen. Einzelne Hunde schlugen an, und wieder wird alles ruhig. Nur wiederholen sich jene Töne, aber schon näher und unterscheidbarer. Die Amsel hatte durch einen gackernden Angstruf ihrem Gesang unterbrochen, und mein Herz klopfte höher, in dem die ganze Bestialität der alten Jagdlust wieder tobte. Die Hand fuhr von der Kolbenhalt wieder Doppelgetaschenes greifend, und den Zeigefinger über dem Abzugsbügel, jeden Augenblick bereit über den Drang auf die Treiber zu gleiten, sah ich mit gespannten Nüstern und gespannten Sinnen auf meinem ungeduldigen Dampfrosse.

Immer näher kam das Klaffen der Meute und das wilde Halloh der Treiber, das sich manchmal so wirklich infernalischen Tönen erging. Einzelne Schüsse krachen, jetzt vier hinter einander in meiner Nähe. Wieder ungeheuerliche Schwingen, und wieder Rascheln der Meute. Es kommt die Schlacht zu meinen Ohren herausgetrabt. Ich erhebe mich von meinem Sitze, und in mächtigen Sätzen eilen zwei Rothirsche der linken Halde zu meiner Rechten zu. Ein Ruf aus meinem Munde, und das Pärchen der beiden Thiere fliegt hinausgerade in die Höhe. Noch ein paar Sätze und die Kraft versagt ihm. Jedoch bricht er zusammen, heraufwärts verendet, als ich mich ihm langsam genähert.

Jetzt schauen die Treiber die Schützenlinie erreicht zu haben. Stimmen werden vernehmbar. Hart bei brüllerem Hallah. Hinter mir jagt noch ein einzelner Hund, den die Wuth erfolgloser Anstrengung in Stimme überschlagen läßt. Die Schützenlinie rollirt sich von oben herab, und man kommt an mich abgeschalt. Ein fröhliches Grüßen erschallt beim Anblicke meiner Beute, die sich ein flüchtiger Gaste sofort nach gelungenen Schüssen über die Schultern warf, um mit zum anderen, welche ebenfalls einer mit seinem erlegten Hirsche belastet sind, langsam nach dem Orte des gemeinschaftlichen Nachtlagers nachzufolgen.

Wir stiegen wieder abwärts, unterwegs alle noch stehenden Posten aufnehmend, bis wir bei dem Hause anlangten, wo wir gegen Abend das Hundekoppel mit der Feuerlage gelassen. Bald prasselte ein mächtiges Feuer in die Höhe, indessen man Hunde herabhängender Rothwildgeweihe vertheilte. Noch schlich einige Hunde, die inzwischen bald wieder durch laute Rufen und abgefeuerte Pistolenschüsse herbeigelockt waren.

Nun entwickelte sich ein reges Treiben um das Feuer. Die herbeigeschleppten Thiere wurden aufgewendet, ihre Leber sofort in Stücke geschnitten und, auf Stöcke gesteckt, über dem Feuer gebraten. Der Kaffee siedete, Mundvorräthe wurden vertheilt, und die feinen Weinflasche wanderten von Hand zu Hand, den Besitzern von Vielen ihren Inhalt spendend, oder wenn sie nicht zu dieser besser situirten Minorität gehörten, leider zum Theile hinweg. Zwischen den einzelnen Gruppen schlichen die Hochbeinigen Hunde umher, welche die eben überstandene Hetzjagd und ihre bedeutende Hitze sichtlich noch nicht gehörig ausgeathmet hatten, und mit der bekannten Unverschämtheit jeden nicht genügsam Wachenden Bissen und den Knochen seines vergnügten Besitzer entführten, das unbarmherzigen Lied derselben mit der verächtlichen Note hinschnarrend, welche Gewohnheit in solchen Fällen zu erwerben pflegt.

Der Magen war befriedigt, und man streckte sich auf das Blätterlager aus, die wollene Decke um den Leib geschlagen und eine Cigarre schmauchend. Das ungefähr der Jagd nach im Gespräch noch einmal durchgegangen und nach der Wirkung jedes Schusses todtgefeuert zu gelingt. Allmählich verloren diese Unterhaltungen an Lebhaftigkeit, die Cigarren begannen zu verglimmen, und nur hin und wieder brachte sich einer der Gäste dem Feuer zu, einen neuen dürren Ast in die Glut werfend, daß die Flammen augenblicklich knisternd durch die dürren Zweige fuhren, verschwand sofort in Asche verwandelnd.

Alles schwieg in mehr oder weniger vorgeschrittenem Grade der Müdigkeit. An einem kleinen Nebenfeuer waren drei sich zum Theile mühenden Aeltere einer unvergeßlichen Ehe sieben zwei Parteien allein noch in lebhaftem Gespräch beisammen. Bei jeder Wendung des Feuers konnte ich den einen derselben, einen kräftigen jungen Mann von fast 6 Fuß Höhe, unter der dieser Volk äußerst ungewöhnlichen Größe, voll ins Gesicht sehen, dessen sonst schönes, blaue Auge durch zwei tiefe Spalten in der Oberlippe entstellt erschien waren, so daß die beiden Eckzähne wie bei einem Raubthier hervorgeschnitten schienen. Ich hatte dies schon vorher bemerkt, und auf die Aeußerung von meiner Seite darüber im Erinnerung gebracht daß der junge Mann die beiden Spalten der Oberlippe durch den Hieb eines Thieres davon getragen, der hier zu Lande, so fern er auch sey, vorkommt nicht mit sich spaßen lasse. Doch ich werde später darauf noch einmal zurückkommen.

Der Mond war über den alten Eichen und Fichten hier am Rande Himmel aufgegangen, daß sich das dunkle Laub jener Bäume mit der größten Schärfe gegen die blaue Luft abzeichnete. Alles schwieg. Die uns weiter herum lagernden Hunde auch der Müdigkeit und erlosch. Nur der Tritt des Wachtes erklang in regelmäßigen Pausen der nahmentlich Ruf der Jäger-Chronik (Maria Zeuxis), und der rothe Schein des Feuers begann immer weniger Widerstand gegen die Übermacht Mondscheines zu leisten.

Ich war als einer der Letzten in Morpheus Arme gesunken, als mich wieder das laute Gebell der aufspringenden und in das Dunkel davonstürzenden Hunde aus der Süßigkeit des ersten Schlummers aufstörte. Auf den Ruf ihrer Herren kehrten dieselben jedoch

Digitized by Google

hatte wieder zu unserm Lager gerufen. Ich fragte was es gebe. „Un cignale," sagten die Italiener, „un sanglier" (ein Eber) der Corsen. Dasselbe Stück spielte denn auch mehreremale diese Nacht.

In der Dämmerung des nächsten Morgens war derselbe wieder über uns her. Ein Mutterschwein schwärmte viele Ferkel und seine ersten Junglinge in die Maisstoppeln hinaus, und ich mußte heimlich über die italienische Gewandtheit lächeln, mit der einer meiner Jagdgefährten sich zu mir mit den Worten wandte: un piccolo cervello volato à giorno (ein kleines Vöglein grüßet den Tag).

Der Kaffee war eingenommen, und der Führer des Saupferdes hatte denselben mit dem bereits erlegten Wild beladen, um es zunächst nach Ajaccio zu transportiren. Wir brachen indessen zur fernern Jagd wieder auf, auf die ich um so mehr gespannt war, als man mir bestimmt versprochen hatte ich würde auf derselben mit dem Muffloo und dem sardischen Eber in nähere Berührung kommen.

Unser Weg führt diesmal, in wiederumfassendes Auf- und Niedersteigen abgerechnet, ziemlich eben, und zwar in den Bergen Corsicens nicht oft passirt, indem dieselben keine eigentliche Höhenzüge, sondern meist nur einzelne Kegel bilden, die in unregelmäßigen Gruppen, meistens aber um einen höheren Mittelpunkt geschaart, herumliegen. Die Abhänge der Felsen sind übrigens meistens schroff, oftgroßentheils einzelne Riesenfelsspitzen, und leicht zu erklimmen.

Das erste Treiben ging, den nähern oder entferntern Jagdplätzen abgerechnet, äußerst still vorüber. Es knallte nur einmal, wie ich später erfuhr, ohne Resultat. Mein Posten befand sich in einer ganz malerischen Schlucht, die ich schon oben erwähnt, und in deren Gehänge zwei artige Mutterschweine in meiner nächsten Nähe herumhantierten, die junge Lebendige so weit meiner Sicht suchten; eine ungeheure verschaffte Hungergrunzte abgerechnet, die, durch den gefallenen Schuß wahrscheinlich erschreckt, ein paarmal kunterbunter ihr Thal! Thal! aber gedämpft und schüchtern ertönen ließ. Ich habe bei meinem Vogel als natürliche Verdächtigung gemacht, und sehe in der Nähe plötzlich verborgener Heere (nach der Redensart des Capo meridionale, des Capo settentrionale sagt Tasso) aufmerksam auf das Krachen eines Schusses auf einige Meile.

Als die Gesellschaft sich wieder zusammengefunden, berichtete man mir, es wären Muffloo gesehen worden.

Nach kurzer Rast brachen wir wieder auf. Meiner Erwartung nahe ich meine zweite Stellung ein. In meinem Rücken ging der alte Hochwald in einen flügeren Schlag über. Die Gegend hatte einen durchaus wilden Charakter, der durch die vollkommene Stille welche hier herrschte noch erhöht wurde. Da zum Rocheln gelernt hatte ich das Schweinchen für die Treiber, hörte ihr Halloh ferner näher kommen, und noch wußte nicht ob ich feuern.

Da stürmte ein Eber heran. Mit aufgerichteten Borsten und fletschend aufgerichtetem Schwunge, dessen Spitze aus ein eigenthümliche Spiralwindung zeigte, näherte er sich mir in langen Trabe. In derselben Augenblick aber stürzten vom Muffloo, ein Männchen, zwei Weibchen und ein Junges durch den nahegen Gebüsch heran. Es war zu weit um zu schießen, doch nahe genug um die ganze Erscheinung, von der ich später sprechen werde, gehörig mitzugen zu können.

Der Eber war auf Schußweite herangekommen, und die erste Kugel warf ihn auf die Hinterläufe, die zweite, durch den Hals gefeuert, sieß ihn gestreckt verenden. Das Thier lag, als ich nach ihm sähnte, ausgestreckt auf der Seite. Die ganze Farbe war silbergrau, weil man unterer flockig gesichtet nennt, d. h. schwarz und hellgrau, so daß schwarze Haare mit hellgrauen Spitzen mischen in ihrer Gesammtheit den Eindruck einer silbergrauen Farbe. Der Eber mochte etwa 3 bis 4 Jahre alt sein, und erreichte nur zwei Drittheile der Größe unseres Mähnenwild. Gegen die Hauer (Zähne und unteren Eckzähne) waren stark entwickelt, über haupt machte der Kopf, an ein breites, kurzes Gesicht sich schließen, fast den vierten Theil des ganzen Thieres aus. Zu seiner Kleinheit ist indessen der sardische Eber ein gefährlicher Gegner des Jägers, und meistet oft genug eine Verwundung ob nicht auf tödtlichen zu folgen. Die Regierung von Sardinien hat deshalb auch die Jagd auf Wildschweine für einen gewissen unterlagt, und nur zu gewissen wenigstens darf dieselbe unternommen werden.

Während ich nach dieser Bemerkungen machte, sah ein Schuß in der Nähe von die Muffloo vernehmen waren. Mit sicherer Schnelligkeit hatten sie darüber den jungen Gebrech trabend. Das Männchen mit den mächtigen, nicht allzu hohen, vorgewölbten nach hinten gewundenen Hörnern voran, die andere Weibchen mit dem Jungen nachfolgend. Die ganze Erscheinung hatte eher etwas reh-, als schafartiges, wozu auch die rothbraune Farbe dieser Thiere, der schlanken Hals und der mehr aufrecht getragene Kopf beigetragen.

Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen, und bei der verhältnißmäßig sehr günstigen Gelegenheit brachte ein Schuß das eine der beiden Mufflonweibchen zu Fall.

Da manchem Leser meiner Zeilen die genauere Naturgeschichte dieses Thieres willkommen sein möchte, so füge ich eine solche in aller Kürze hier hinzu.

Das Muffloo (Ovis Musimon Pall. Musimon, Mouflon, Mouflon der Sarden; gehört zum Geschlecht der Wiederkauer (Ruminantia, Pecora) zur Gruppe der hohlhörnigen (Cavicornia) und zum Geschlecht der Schafe (Ovis L.). Eines von der Größe unseres Hundsschafs, jedoch hochbeiniger, und, wie ich vorhin schon bemerkte, schmalhalsiger, ist es langhaarig und von dunkelbrauner Farbe, der im Winterkleid ein geringer graulicher, Ton beigemischt ist. Das Männchen ist von einem starken, nach hinten gewundenen Horn geziert, bei meinem mächtiger und höher als das unserer Hausschafe, für dessen Stammvater das Muffloo bisher immer noch angesehen werden ist. Das Weibchen ist ungehörnt. Ebenso wie bei den Schafen, verlieren beide Geschlechter nach dem ersten Jahr das vorderste Paar der acht kleinen Schneidezähne des Unterkiefers, um sie bald darauf durch zwei größere ersetzt zu erhalten. Derselbe Wechsel vollzieht sich, bis nach dem vierten Jahr dieser Wechsel vollendet ist, wo dann die allmähliche Abnutzung erfolgt, die bis zum Tode des Thieres dauert, der in der Regel im 10ten bis 12ten Jahre erfolgt. Nach dem ersten Jahr beginnen auch die Hörner des Männchens zu wachsen, und in jedem neuen Jahr ein neues Stück hinzuzufügen, dessen Anlang gewöhnlich durch einen rund um den Horn laufenden Ring bezeichnet ist. Indessen bleibt es doch unsicher das Alter des Thieres nach diesen zu bestimmen, so

dem Alter sich zwei Wege in verschiedene Jahre bilden, aber auch umgekehrt der Ring eines Jahres auseinandert. Im Sommerfelle zeichnet sich das jüngere Männchen auch ferner noch durch einen braunen gelblich-weißen Streifen aus, der, vom Bauch ausgehend, auf beiden Seiten bis zum Rücken läuft. Im späteren Alter verliert sich derselbe. Das Muffion bewohnt die höchsten und einsamsten Gebirge Sardiniens. Daher wird es auch nicht überall auf dieser Insel gefunden. Die Gegenden um den Berg Limmergeste, etwa in seiner Mitte, gar um das Dorf Bitti im Nordosten sind Hauptbehausungsorte für dasselbe, wo es denn auch in Heerden von über zehn an beisammen angetroffen ist, wie auch die Gärten verschiedentlich. Im Gebirge von Iglesias und die benachbarte von Flumenmajor liegt ebenfalls bei meinem wenigen, und am Truppe von höchstens 6 bis 10 Thieren werden sie angetroffen. Uebrigens versichert Della Marmora, daß selbst jetzt noch heut in der gleichen Anzahl auf der Insel Sardinien zu finden, wie zu Zeiten des Plinius und Strabo. Das Muffion hat vor allen Wiederkäuer vorzugsweise. Im Februar wirft das Weibchen ein Junges. Oft wird ein solches auch ganz klein von den Hirten aufgefunden und einem Hausschaf zugestellt, dessen Milch es auch sofort willig annimmt, um so mehr da ja die Säugung desselben mit ganz der eigenen Mutter gleicht. So kann man denn dann ein vollständig gezähmtes Muffion unter einer Heerde langgetigen, schwarzen oder weißen (seltener gefleckten) sardischen Schafe sehen. In den Häusern wird ein solches aber bald durch seine unruhige Raschheitigkeit lästig, indem es alles bewegt und sogar Fleisch nicht verschmäht. Gemäß sind die Nahrung dieses Thieres die an Wasser reichlich auf den Bergen sprießenden Kräuter, und in der heißen Jahreszeit dürres Gras und zarte Baumzweige. Im Alter soll besonders das Männchen diese kosten, so wie auch Rinde, entblößten den weichen Kräutern und dem Grase vorziehen.

Außer auf der Insel Sardinien finden sich auch auf den Inseln und der Insel Corsica, so wie auf dem Atlas Muffions. Linné führt schon das griechische unter dem Namen Ovis strepsiceros und das afrikanische unter der Benennung Ovis Tragelaphus oder Rasa an. Indessen ist seine Beschreibung noch sehr mangelhaft, und besonders die der Hörner lückt.

Ob beide Thiere beide von dem sardischen Muffion spezifisch verschieden seyen, oder eine und dieselbe Species mit ihm ausmachen, mag ich nicht zu behaupten, möchte auch interessant und das afrikanische mehrlangt, zu erfahren Ansicht kommen, da dieses letztere das sardische jedenfalls bedeutend an Größe übertrifft.

Nachdem noch zum Trinken ohne Erfolg abgehalten waren, wurde die Jagd für heutige erklärt, da auch etwas Furcht wahrnehmen gemacht hatte in der Meinung Cetti's und Della Marmora's von dem ungeheuren Widerstehtum Sardiniens, in die ich bisher mit eingestimmt. Inzwischen bietet interessen das Terrain eine außerordentliche Schwierigkeit für die Jagd, und ein Angreifen oder ein Erlegen des Wildes auf dem Anstand ist hier nicht fast unmöglich. Unsere Jagdgesellschaft beläuft sich auch nur auf etwa 10 Schützen und 3 Treiber mit ungefähr 9 Hunden. Bei der ungeheuren Weitläuftigkeit des Terrains und ich eine solche Anzahl wohl hauptsächlich auf ihr Glück verlassen. Daher will ich auch annehmen daß man nachstehe auf unserem damaligen Jage nicht begünstigt habe, und Cetti und Della Marmora mögen Recht behalten.

Zur Sittengeschichte New-Yorks.

Wir begaben uns eines Morgens in das Inspektions-Departement auf die Mercer-Office, wo, wie in allen Hauptsitzen Amerikas, jeder seines unbescholtenen Gehalts hat, um alles weit verzehrt und verhandelt wird, anderen zu stören — eine gesetzliche vortreffliche Einrichtung, die dem Publikum so seinen Schutz vor enthalten hier sollte.

Da erschien eine junge, hübsche, deutsche Dame, und sagte daß ihr eine Frau in der Mercer-Street, bei der sie gewohnt, einen Theil ihrer Garderobe zurückhalte. Officer R. wurde beauftragt die Sache sogleich zu untersuchen, und ermächtigt den Koffer für das Mädchen zu erlangen, wenn derselbe augenblicklich zurückgehalten werden wolle. Der Officer kam mit dem Mädchen bald zurück, und machte die Meldung daß die Frau welche die Kleider zurückhielt, eine Mrs. Parton sey, die mit einer Mrs. Brewer Nr. 35 Mercer-Street, ein Portrait im Geheim hatte, und daß so viel er erfahren, da Klägerin sich einige Tage gratuitously in dem Hause aufgehalten. Das Mädchen wurde jetzt von dem Polizeibeamten examinirt, und es stellte sich heraus daß sie 19 Jahre alt, die Tochter eines angesehenen Beamten in Oesterreich, und selbst sehr gebildet sey. Sie hatte im Herbst 1854 Europa verlassen um einen in Texas wohnenden reichen Bruder zu besuchen. Bei diesem mochte sie bis Anfangs Februar 1855. Da selbe Jahr vertrieb dann beide aus Texas. Der Bruder ging auf einen Besuch nach Europa, und sandte das junge Mädchen weil ausgerüstet und mit 300 Dollars versehen, zu Verwandten nach St. Louis, wo sie sich bis zu seiner Rückkehr aufhalten sollte. Der Verwandte, dem Anfänglich E. anvertraut war, schien mehr Wohlgefallen an seinem Mündling zu haben als ihr lieb war, und sie fand deshalb gerathener sich seinem Schutz zu entziehen. Sie beschloß nach New-York zu gehen, und reiste auch schnell dahin ab. Sie hatte St. Louis mit 300 Dollars verlassen, von denen sie unterwegs 250 gebraucht waren. In New York angekommen, wo sie im Prohibitory-House sich einquartirte, bemühte sie sich durch Anzeigen an einer Stelle als Gouvernante, die sie jedoch nicht bekam. Da ihr Geld auf die Neige ging, ging sie zu einer Bekannten in die obere Stadt, und erhielt durch deren Vermittlung gute Arbeit, wodurch sie sich aber nur kümmerlich nähren konnte. Auf einem Spaziergang einen Tags verirrte sie sich. Sie bat einen Negern ihr den Weg zu zeigen, und dieser führte sie, unter dem Vorwand sie solche hier einen Augenblick entreten, in das Haus der Mrs. Brewer. Mrs. Brewer war sehr freundlich, erkundigte sich nach den Verhältnissen des jungen Mädchens, und als ihr dieß erzählt war sie thun, erbot sich Mrs. Brewer ihr gute Arbeit zu geben, wenn sie in ihrem Hause wohnen wolle.

Frech, ihrer Freundin nicht Unrecht sehr lästig fallen zu wollen, willigte sie ein und zog am nächsten Tage zur Brewer, wo sie 14 Tage gezogen gehalten und während dieser Zeit zweimal ausgehandelt wurde. Die Mädchen, das man wie sie verschwand, sah durch ein Inserat des guten Stadtrecht, und sie nahm sich vor bei erster Gelegenheit ein Gleiches zu thun. An einem Sonnabend nun gelang sie auch mit Hülfe ihrer Waschfrau, welch Morgens mit einem Theil ihrer Kleider, die letztere in ihren Waschkorb verborg, fortgekommen; der Koffer wurde welcher ihre Wäsche rc.

Digitized by Google

nothwendig, weiter zurückzuhalten, und der Gefangene verließ wegen Klage für. Die Scham hielt sie davon ab die Klage gleich anhängig zu machen.

Officer A. behauptete noch, daß Hund sie wenn der sonstige Bericht Neu Yorks, und Mrs. Brown habe erklärt „sie wolle die Kinder ꝛc. nicht herausgeben, und mache sich auch nichts aus der Ehre des Mayors oder der eines seines Beamten, auch mache sie sich nicht aus seinem Instrument, die Officer würde sie verhaften, bis Richter entscheiden"

Den Chef des Departements dem es klagt darum zu thun gewesen einen tüchtigen seinem Verkaufe der „Upper Ten" — (Oberzehner, so pflegt man jene Glückspilze die über 10,000 Dollars jährlicher Einkünfte haben, zu benennen) — begreiflich zu machen daß nicht jeder Beamte corrupt sei, nahm sich nun ein Warrant (Verhaftsbefehl) von dem Mayor, und verhaftete Abends 11 Uhr nicht nur die Mrs. Partow und Brown, sondern auch sechs ihrer Angehörigen, die sämmtlich nach dem Stationshause der 11ten Ward (Stadt-Viertel) gebracht wurden und dem die Nacht in einer Zelle conservirt sitzen mußten. Die Zelle hat wohl nie so viel Wohlgeruch, Seide und Diamanten zugleich beherbergt. Die Gefangenen wurden deßhalb nicht in das Zuchtgefängniß ihrer Ward, sondern in ein anderes gebracht, weil sie der Capacität ihrer Ward spottweise hätten.

Die Verhandlungsscene war nun für sich sehr interessant. Der Richter hatte die drei ihm zugetheilten Officianten Davis, Rathbeth und Wallis mit sich genommen. Nachdem sie eingetreten und schnell der Anklage des Hauses belehrt, wurden die Parteien, welche man sämmtlicher Haft entlassen waren, und die Schlafzimmer entfernte.

In den Parteien fand man nicht bekannte Gesichte Herren von der „Upper Ten" die sehr dankbar waren daß man sie entschlafen ließ. In einer der Schlafstuben fand man einen hochstehenden Beamten und einen Mädchen eingeschlossen. Da der Mann verheirathet ist, und es nicht die Absicht des Special-Beamten sein konnte ein Familienglück (?) zu stören, erlaubte er auch diesem sich zu entfernen zu können. Der Evangelist Mr. C. machte durch Handzeichen, verschiedene mit durch Drohungen, dann durch Bitten, dann durch Anerbietungen den Beamten zu bewegen womöglich nicht sein Mädchen zu verhaften, und begleitete endlich, als andere bitten wollte, den ganzen Trupp zum Stationshause, wo sich dieselbe Scene wiederholte — doch resultatlos. Nach dem Befehle des Beamten erschien jener Herr vor drei bekannten Polizisten Nachts drei Uhr wieder im Stationshause um den Verlauf zu erwarten, und Morgens früh 8 Uhr, noch ehe die Verhafteten vor den Mayor gebracht wurden, war Mr. C. dort, um eine Klage gegen den Special-Beamten einzureichen, daß er die Damen „muthwillig gemißhandelt." Er wurde natürlich mit seiner Klage abgewiesen. Die Damen wurden mit der Weisung entlassen daß, wenn sie sich wieder in einem solchen Hause treffen lassen, sie nach Blackwells Island (Gerichtshof für Vagabunden und Prostituirte) gebracht werden würden, und die beiden Wirthinnen wurden unter Bürgschaft gestellt in der Court of General Sessions zu erscheinen.

Diejenigen welche hier das erste Nachsehen der Polizei auf die Klage einer ebenso gebildeten als durch hochstehenden deutschen Jungfrau anbrachten, und das Verfahren mit Interesse verfolgten, waren alle der Meinung daß wenigstens einmal die endliche Erledigung dieser Klage nicht werde vergessen, und bei der Court of General Sessions zu den Akten begraben werden.

Allein wenn man weiß daß Richter Morris, der Patron Herr Mayor für alle Prostituirten ꝛc. in New-York, derselbe ist der ganz offen zur Prostitution in New-York für ein „nothwendiges Uebel" hält und erklärt, so kann man darauf mit genauer Sicherheit schließen daß, wenn auch bei der nächsten Affäir der Klage verhandelt wird, den beiden mit sehr einflußreichen Männern der Stadt in Verbindung stehenden Verbrech-Wirthinnen doch nicht die Strafe zuerkannt werden wird, um so wahrscheinlicher als jener Richter hinsichtlich der Aufrechterhaltung des bestehenden Gesetzes, und dagegen zu ernste zuführt welches das legale Mittel darbietet, jenes „nothwendige Uebel" überwachen und moralisch controliren zu können, — welche Ansicht des Richters Morris in dieser Stadt wo New-York derjenige noch so schwer ist als der Schuh welchen er in der Mord diesem „nothwendigen Uebel" unter dem bestehenden Gesetze verübt!

Wir haben uns im Verlaufe unseres Artikelchens an den bezeichneten Stellen wollenmuthen übergangt daß die Duldung der Prostitutionshäuser oder Abstellungen einzig und allein von den Polizei-Beamten und Richtern abhängt. Diese Duldung wird natürlich nicht verübt, sondern erlaubt, denn die Häuser der Art müssen in Straße sich die Aufsicht der Polizei und die Genugthuung der Richter zu erlauben, sonnen in voller Ruhe und Sicherheit ihr Geschäft auf dem gemeinsamen Fuß betreiben mit der frechsten Oeffentlichkeit und selbst mit Hülfe der abscheulichsten Verbrechen.

Es muß in Amerika jedermann daß solche Häuser den Capitain und dem übrigen Polizei-Personal, unter dessen Schutz sie sich gemüthlich stellen, regelmäßig zu ihrem Gehalt beisteuern müssen! Wie möchte sich beispielsweise der Polizei der Warden in der Untersuchungshaft solcher regelmäßigen guten Zahler, so sehr denn daß noch mit nach einer anderen freigebig oder gar sich gezwungen sieht, wo ihm allerdings so einträglicher Mann unmöglich gemacht wird daß er nur ein „gratuitous" Uebel ist.

Endlich müssen wir noch der constituirenden Jury-Gerichtssitzungen erwähnen, unter denen eine ziemlich große Zahl ist, die sich schwerer Schuld mit sich laden, indem sie sich zum schändlichen Lohn zum Mittel hergeben durch die eingeschworenen Männer welche, oft in der größten Verlegenheit Diener suchen, vor Hunger verrathen zu können, weil sie einen Armen und Unerfahrenen in mehr Natur der Dienste nicht einmal entdecken welche von ihnen in solchen Häusern begehrt, und wo sie verwiesen, wo Zwang nur durch Widersetzung oder durch Ueberredung nur durch schlimmere Mittel erzwungen werden.

Digitized by Google

Das Reich Joruba.

„Fünf bis zehn Tage blieben wir in letzterer Stadt, und ich zog immer aus predigte, wenn einige hörten, andere aber ungern sahen. Als ich mit Kalamma wieder vor dem Thore versammelte, schien sie 3000 Mann stark zu sein, und ich war überrascht meine alten Verleger auf einmal still und höflich zu finden. Als ich mich von einer Gesellschaft wegwandte, mit welcher ich mich unterhalten hatte, bemerkte einer: „Dieser Mann weiß was er unter ordnen will.“ Ein alter Muchtar, der in der Nähe des Thores saß, sagte zu mir: „Fürchtet euch nicht vor dem Herrn-Volke; es griff mich nicht an, und ohne Gottes Hülfe wären wir zerstreut worden, so aber schlugen wir es zurück. Gott war heute treuer Freund.“ In dieser Nacht lagerten wir am Ufer, 5 oder 6 Meilen von der Stadt weg, und am folgenden Tage kamen wir wieder über ziemlich dicht mit verschiedenen Pflanzen bewachsenes Prairieland. Etwa 20 Meilen über Oshogbo hinaus kommt man dem ersten Fluß, der sich in den Lemona ergießt, und hier vermißte ich schon mehrere früher der Küste wachsende Pflanzen, während ich andere Arten, je wie Pfade erstiegen, mehr wie in Afrika noch nicht zu Gesicht gekommen waren.

„Gegen Sonnenuntergang rasteten ich in einem der gastlichen von Ilorin herumliegenden Dörfer, wo man es abermals sah, einen mohammedanischen Priester aus Gefallen, in Ehren beherbergen zu können. Nach seinem Weggang erzählten mir einige der Dorfbewohner, daß er zu sagen pflegte: „unter der Mohammedanern nach der Heide soll hier werden, sondern nur der wahre Gott im Herzen wohnen.“ Ich hatte nicht gedacht einen solchen Ausspruch in einem so nahe vor Ilorin liegenden Dorfe zu vernehmen. Das Volk hörte den Evangelium aufmerksam, und ohne Gastfreiheit zu machen.

„Als ich am nächsten Morgen vor Ilorin anlangte, rief ich ohne weiteres durch das erste mir zweite Thor, nur sieg kaum meinen einem Baum ab. „In welchem Hause kommt du herein?“ rief einer der Thorwächter. „Halt! Laß das Gepäck draußen ab.“ Meine Träger leisteten dem Befehl Folge, nun ich harrte eine kurze Zeit der Dinge die da kommen sollten. Dann ging ich guten Muthe in das Thorhaus und verlangte einen Wasser, welches mir auch von einem schönen Mädchen gereicht wurde. „Warum kommt ihr denn Beim ob um den König von unsrer Ankunft zu unterrichten?“ fragt der alte Thorwächter an. „Weil es selbst ein Gebot das,“ erwiderte ich. Eine kurze Unterredung sonnte ihn besser, und er schickte denn sogleich einen Boten dem König unsrer Dasein anzeigen sollten.

„Nach zwei Stunden wurde der Befehl entheilt mich in die Stadt einzulassen; eine Menge Volk lief vor uns hinter und her als wir einzogen. Zuerst wurde ich zur Wohnung des ersten Ministers, Namens Tongarri, geführt, der auch nach kurzem Verschwinden dem Gefangenwärter übergab. Letzterer hieß Kalamma, nun führte mich in sein Haus, mit dem Bemerken daß ich nicht entgehen könnte, und wirklich konnte ich mehrere Tage lang nicht über die Hofraume schreiten ohne ihn oder einen seiner Gehilfen auf den Fersen zu haben. Also hieß man sehr besorgsam, doch ich beschloß mir ein ruhiges, fröhliches Aussehen zu geben als ob ich nicht wüßte daß ich ein Gefangener wäre. Kalamma war übrigens ein angenehmer Mann von höflichem und artigem Wesen, obgleich er sein ernstliches eisernes Antlitz trug, mit welcher er bekannt über 200 Menschen vom Leben zum Tode befördert hatte.

„Viele kamen stündlich herbei um mich zu sehen, und ich benutzte oft solche Gelegenheiten um zu predigen. Kalamma, sein Weib und einer seiner Gehilfen, Namens Manna, hörten sich sehr aufmerksam zu, und meine Worte machten einen sichtlichen Eindruck auf sie. Ich bemerkte daß Kalamma in Bezug auf das Evangelium weiter Belehrung ziemlich vonnöthig war, und hörte aufs neue einige Diener des Königs den Ausruf: „Ehre Gott denn König Gerade daß er den weißen Mann frei läßt!“ Einen Tages, als unser wir wieder in der Halle war als Kalamma' Weib, vertraute diese mir daß der König mit seinen Freunden stündlich Berathungen über ihren aufgeschlagenen Rasen hielten um das Schicksal des weißen Mannes zu bestimmen. Ich fragte nicht danach was einige von ihnen vorgeschlagen hatten, aber es dauerte noch mehreren schlaflose Stunden in der Nacht, ehe ich mich so weit gefaßt hatte, um den Beschimpfungen einer Gemeinheit ruhig entgegen zu sehen.

„Einer Vermuthung überzeugte mir Kalamma an daß der König aufgefordert werde mir mich auf der Straße zu sehen wünsche. Es war mir sicherem Voraussehen begleitet, von welchen einige zu Pferde saßen. Kalamma und seine Diener stehen mir dem Rücken wieder und bemühten mich tröstliche zu thun. Ich antwortete meiner Pflicht, verbeugte mich dreimal, und man sah es geschehen.

„Nun einer zum Tage darauf ließ mich der König vor eine öffentliche Sitzung bringen, bei welcher er hinter einem Schleier oder Vorhang saß, vor welchem ich 2—300 der Angesehensten aus der Stadt zur linken Hand bemerken. Alle saßen auf dem bloßen Pflaster, hatten ihre Schuhe ausgezogen, trugen aber dem Kopf mit Hüten oder Turbans bedeckt. Ich setzte mich gerade vor den König hin, und zwar in einer Entfernung von etwa 30 Fuß. Mehrere Dolmetscher und Hofleute befanden sich zwischen mir und dem König etwas nach rechts zu. Zuerst hielt dieser lange Begrüßungsreden in der Jorubu Sprache, aus welcher mich hierauf in der Hausa Sprache, welche von den Dolmetschern übersetzt wurde. Dies geschah wohl aus dem Grunde daß sowohl die Hausa als Jorubu Alle verstehen mochten was gesprochen wurde. Es fragte darauf nach meinem Namen und Alter, dem Namen meiner Mutter so wie dem anderer Länder; ferner ob ich ein Engländer oder ein Mohammedaner sei, und weshalb ich nach Ilorin gekommen wäre. Ich beantwortete alle Fragen, und man hat mir Zeit genug um mich aufmerksam anzuhören. Als ich erwiderte: „Gott ist unser König,“ überkam mich ein Gefühl, wie es wohl empfinden kann der einen wilden Menschen anredet, und der König Etwas schien von dieser Erklärung betroffen, denn er antwortete: „Gott ist barmherzig.“ Als ich sagte daß ich kein Mohammedaner sei, fragte man auch ob ich Mohammed kenne, worauf ich mit Ja erwiderte, und daß ich zwei Romane hätte. „Dann ihr Moslem?“ daß es wäre. „Nein, Mohammed ist Mahrheit, aber es war ebenfalls nur ein Diener, nicht unser Herr. Wir dienen nur vor seinem Gebieter, selbst an den Engeln nicht.“ Dieß und Mehreres bot Beifall gegen mir, wo

waren Nete die gewünschte Wirkung hervorgebracht hätte, und als ich gerade nach dem Grund meines Kommens in der Stadt gefragt wurde, sprach ich offen und frei von der Errettung durch Christus. Man hörte mir mit Aufmerksamkeit zu und machte keine Einwendungen. Ich wurde vom König höflichst mit Nahrung zurückgelassen, und war versichert, daß kaum er sich über den Zweck meines Kommens und Bleibens in Jiorro verständigt.

„Man versicherte mir, daß der König, sowie die meisten seiner Räthe mit unserm Hiersammensein sehr zufrieden gewesen seyen. Am folgenden Tage besuchte ich den Ako-Fluß besuchen, der nicht fern von der Städter Stadtmauer fließt, und fand daß er etwa 40 Ellen breit sey. Er ist bis zur Mündung in den Kwara nicht schiffbar, da er in seiner Entfernung unerhalt Jiorro eine Geschwindigkeit durchströmt.

„Einige Tage darauf ließ mich der König zu einer Privatunterredung kommen, und erbrachte mich das Neue Testament mitzubringen. Dieses war der Losung angegangen, und ich saß bald bei ihm, wo ein einziger Mann war noch gegenwärtig. Der König untersuchte die Bibel und bat mich ihm etwas daraus vorzulesen, und ich wählte eine Stelle aus dem Evangelium Paul."

Hierauf folgte wieder eine längere Besprechung, bei der Missionär in noch höherer Gunst bei dem König brachte der ihm angebotenen Aufenthalt gestattete. Wir lagen zum Schluß noch einige Bemerkungen Bowens über die in Jiorro wohnenden Völkerstämme an.

„Die Einwohner Jiorros bilden eine Mischung aus Jorubas, Pulahs oder Fellatah, Hausas oder Gundarits, Nassifs oder Bornuers und Nassifs oder Tapas. Fast alle Stämme sprechen die Jorubo-Sprache. Nakuma, der selbst ein Nassifs war, theilte mir unter anderm mit daß der Name Bornu (welcher so viel wie Nassifs Reiche bedeutet) nicht ein Land, sondern nur eine Stadt bezeichne, die im Nassifs-Reiche liege. Auch bestätigte er daß die Nassifs von den Pulahs (der Länder Bergvolk) westlich vom Kwara abstammten. Der Hausas oder Gundarit-Stamm ist wahrscheinlich aus dem Nassifs- oder Gundara-Volke entstanden, welcher längst des Kwara den Bolo lebt. Die Nassifs sind ihrer Sprache nach mit den Jorubas verwandt, sind jedoch civilisirter und in den Künsten weiter geschritten; so sollen sie das einzige Volk im Quorra seyn welches die Glasbereitung verstehe. Jetzt wird Nassifs nur noch in drei Städten gepflegt, von denen eine westlich vom Kwara etwa zwei Tagereisen von Jiorro entfernt liegt.

„Das interessanteste Volk Central-Afrika's, das herrschende in Jiorro, sind die Pulahs (auch Fulahs, Fellatahs, Fellanis, Fulanis u. s. w. genannt), die selbst erklären daß ihr Vorfahren Weiße gewesen seyen und sich noch jetzt weiße Menschen nennen. Jene, unter Pulah-Lehrer in Arbeiten, sagte mir daß das ursprüngliche Land ihrer Heimat Pellah geheißen hätte, welches in einer gänzlich unbekannten Küstengegend liege. Nakuma der Stammes berichtete mir Ueberlieferung, nach welcher ihr Volk einst am Nassifs, in der Nähe Timbuktu's, gelebt hätte, von wo aus sie sich in vier Züge getheilt, von denen der erste nach dem Senegal, der zweite nach Sokoto (welches Land unterjocht und Fula genannt wurde), der dritte nach Borbu und andern Gegenden westlich vom Kwara, der vierte endlich nach Hausa gewandert wäre und hier an zwölf Orten gegründet hätte. Man nennt die Pulahs in Afrika das rothe Volk; einige haben aber eine schwarze, andere eine Mulattenfarbe, manche sehen auch fast weiß aus. Die Frauen flechten das Haar auf beiden Seiten und binden es unter dem Kinn zusammen. Sie haben derselben Gesichtsfarbe wie die weißen Frauen und man findet sie recht hübsch, der Gewohnheit ihre Ohrlappen übertrieben. Einige der alten Leute hatten nur kurze Nasen und Kinn, und erinnerten mich an die alten Chinesen. Weiter nach Osten zu — wo, kann ich leider nicht bestimmen, hat ein Stamm rother Menschen, Nakuma oder Hausahäger genannt, der die Pulah-Sprache redet, obwohl mit jenem Volk nicht in naher Verwandtschaft steht, wie die Pulahs von Sokoto oder Nupe sind. Sie leben in Dörfern und hatten Krieg mit andern Völkern auf Bach. Ihre Religion ist der mohammedanische. Es gibt auch andere rothe Stämme, die aber Heiden sind und nicht die Pulah-Sprache reden. Die Lehren, welche an den Küsten Nieder der Wüste leben, sollen so weiß wie ich selbst aussehen, und sind der einzige weiße Stamm den der Hausas oder Kanuhs bekannt ist.

„An dem Tage wo ich Jiorro verließ, erbaten mich der König zu einem Besuche in seinem eigenen Hause. Dasselbe bestand aus zwei Häusern, jedem mit Dach, jedoch ohne Fenster, und einem an Gastfreundschaft aufgebaut erhalten wurde, mit welcher Versicherung ich entlassen wurde und Vorbereitungen zur Abreise mit dem Ende der Regenzeit, in etwa einem halben Jahre, zu treffen rat. Nakuma und einige andere begleiteten mich bis zum Thor, und ich schied von der Stadt mit überzeugten und angenehmen Gefühlen, mich immer noch an dem glücklichen Verlauf meiner Unternehmungen freuend."

Gwalior und die Scindia-Dynastie

Gwalior ist einer derjenigen indostanischen Ländergebiete deren Besitzungen an die britischen Besitzungen nicht in naher Nachbarschaft sind. Schon vorhermals, von der ganzen Hälfte des verflossenen Jahrhunderts an bis auf die gegenwärtige Zeit, hat dieser Länder-Complex die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen, und da eben jetzt ein solcher Augenblick wieder herangenahen scheint, so dürften einschlägliche Notizen über die dortigen Zustände unsern Lesern wohl nicht unwillkommen sein. Wir entnehmen daher Grant Thorns „Governor of India" folgenden Artikel. Der Verfasser, ein ausgezeichneter Theil dieses Gebiets, ist Historiker Art; so umfaßt, außer den Mahratten (der herrschenden Klasse), Pindarie (Jauns), Rajkhopalen, nebst einigen minder genau bestimmten Abtheilungen von Hindus und Mohamedanern. Bis zur Zeit der Einfälle der Mahratten im letzten Jahrhundert war das Land von früher Zeit an im Besitz der mohammedanischen Be-

Digitized by Google

jenseitiger Delhi's, und in seinem Theil des Gebiets, mit Ausnahme des kleinen Strichs südlich der Narbudda, haben die Mahratten einen großen Bestandtheil des Volks. Im größern Theil des Südens und Ostwestens, der auch einige Gebiete von Malwa umfaßt, ist eine sehr beträchtliche Anzahl der Einwohner brahmanisch, und Malcolm bemerkt: „Es gibt vielleicht keinen Theil Indiens in welchem die Brahmanen-Stämme so zusammenhaltig und zahlreich sind.“ Indeß sagt er bei: „Es gibt gewiß auch keinen wo so wenige Einwohner wohlhabend und unterrichtet sind, oder wo der religiösen Gebräuche des Hindu-Glaubens, oder seinen Priestern, von der übrigen Bevölkerung weniger Aufmerksamkeit erwiesen wird.“ Rajahputen sind in Menge vorhanden, sie stehen aber nur geringer Achtung den Brahmanen, deren Stolz, und dem moralischen und religiösen Einfluß betrifft, von den verwandten Stämmen der Bhatti und Tscharun eingenommen wird. Noch viele Hindu-Rajahputen-Rajahs gibt es, welche der Scinda-Familie scheinbar unterthänig sind und ihr Tribut zahlen, von Zeit zu Zeit aber Beweise von einer unbeschränkten Gesinnung an den Tag legen, und sie zu gefährlichen Unternehmen machen würde, wenn der herrschenden Macht irgend ein Unfall zustoßen sollte. Malcolm schildert die Rajahputen als einen tapfern, kriegerischen Volksstamm, der eigentlich unter dem gesetzlichen entarteten Einfluß des Islams lebe, andererseits in gesellschaftlichen Gewohnheiten des Kastenwesens und der Blutsverwandtschaft haube. Die muselmännische Bevölkerung wird auf ungefähr den zwanzigsten Theil der ganzen Seelenzahl geschätzt. Das relative Verhältniß der Bevölkerung, wie Malcolm sie in Mittel-Indien annimmt, beträgt 80 Hindus auf die engl. Quadratmeile. Vergleicht man dieses Verhältniß mit der Bodenfläche, so ergibt sich eine Gesammtbevölkerungszahl von 3,220,512 Seelen. Die gegenwärtige Militärmacht besteht erstens in dem durch die britische Regierung und den von Gebietsabtretungen herrührenden Gebieten bezahlten Contingent, welches 5000 Mann beträgt, und sechsundvierzig einzelnen, dem bengalischen Heer entnommene Offiziere hat; zweitens in den von der Gwalier'schen Regierung unterhaltenen und zu ihrer Verfügung stehenden Truppen. Sie bestehen sich (Reiterei, Infanterie und Artilleriemen zusammengenommen) auf mehr als 9622 Mann, und übersteigen beträchtlich die Zahl, welche durch den Vertrag von 1844 festgesetzt wurde, und mit Ausschluß des Contingents auf 9000 Mann festgesetzt wurde.

Der Gründer der Scindia-Dynastie war Ranodschi-Scindia (Manoja-Scindia), ein Bauer, und dem Kaste oder Nationalitäten-Namen, und erblicher Machthaber oder Häuptling einer Kavalleriebande. Er scheint sich zuerst bemerklich gemacht zu haben als Diener Balajschi Bischwanath, der vom Jahr 1714—1720 Peischwa war. Ranodschi Scindia, der sein Gebiet zu seinem beschwerlichen Berufe verhältnißmäßig beschäftigte, wurde zu einer Stellung in der Leibwache befördert, stieg dann rasch von Stufe zu Stufe, ward ein persönlich wichtiger Häuptling, und bei seinem, ungefähr im Jahr 1750 eingetretenen, Tode trat als Haupt der Scindia-Familie Madhadschi Scindia, einer seiner natürlichen Söhne, in seine Stelle ein. Dieser machte Anfangs an der großen Schlacht von Panipat, im Jahr 1761, in welcher Ahmed Schah Durani die verbündeten Mahratten aufs Haupt schlug, Madhadschi entgieng dem Blutbad nur mit Mühe und mußte ohne eine schwere Wunde, welche ihn lebenslang lähmte. Dieses große Nationalunglück der Mahratten hatte indeß seine angenehmen Folgen für Scindia; denn der Ruf welchen der Macht des Peischwa dadurch erhielt, räumte ihm ein Hauptübergewicht aus dem Wege. Er erlangte weitere neue Besitzungen in Malwa, die ihm nach der Schlacht von Panipat entrissen worden waren, erhob sehr starke Kriegssteuern, erpreßte sich Schatzung von den Häuptlingen Rajahputana's und andern benachbarten Gewaltshabern, und unterhielt eine starke Truppenmacht im Dekkan, um dem Peischwa und andern dem Mogulthron feiner Macht feindlich gesinnte Parteien zu beobachten. Wie es scheint, ist er im J. 1779 zum erstenmal mit den britischen Truppen in einen ernsten Zusammenstoß gerathen, als es nämlich, im Einverständniß mit den Truppen des Peischwa und Hyders, die Bombay-Armee in ihrem Vormarsch nach Puna zu verschiedenen anderen, und sodann, in einer Uebereinkunft mit dem Heere des Kriegsgotts, die Absetzung eines Theils von Bengal (Bruch) erzwang. Das Machthaus der Macht Scindia's hat zu diesem Zeitpunkt sechzehn Mitglieder folgendermaßen: „Madhadschi Scindia benützte die Zwistigkeiten welche nach dessen Tode Balajschi's (1761) im Haus einerlei in seinen Absicht, um, so viel er konnte, die Rechte und Länder des Oberhaupts des nördlich der Narbudda gelegenen Reichs an sich zu bringen. In diesen im Freund und Feind großer Verwandtschaftssystem näher einzugehen, ist nicht nöthig; es genüge die Bemerkung daß dieser kühne Häuptling der Hauptgegner der Engländer in dem zu Gunsten Nagobahs geführten Kriege war. Er war dem Namen nach der Diener, in Wirklichkeit aber der gefürchtete Herr des englischen Schutz Alam, Kaiserl von Delhi; der angebliche Freund, aber heimtückische Beschützer des Hauses Holkar, der, aus Verachtung hervorgehend, zugestandenermaßen Usurpatoren, in Wirklichkeit aber der Gründer und Unterdrücker der Mahratten-Fürsten Mittel-Indiens; dem Namen nach ein Krieger des Peischwa, thatsächlich aber eine Provinz der Familie desselben.“ Indessen bildeten seine ausgedehnteren Besitzungen in Malwa die Hauptgrundlage seiner Macht. Radschema Madhawadschi, der schwache Kaiser von Delhi, im Jahr 1741 die Provinz Malwa dem Peischwa zu Lehen gegeben, und dieser diese Verwaltung derselben dem Ramosch Scindia übertragen hatte, gelang es diesen Häuptling, nur später noch mächtigeren dem Madhadschi, durch beständig wiederholte Eingriffe die volle Herrschaft über den größern Theil der Provinz zu erwerben. Im Jahr 1735 mußte sich Madhadschi Scindia zum Herrn der starken Bergfestung von Gwalier zu machen, verlor sie aber im Jahr 1780 wieder, als er in einem nächtlichen Angriff von britischen Truppen unter Major Popham und Capt. Bruce überfallen wurde. Im folgenden Jahr ward Oberst Camac, Befehlshaber einer britischen Armee, der einen Einfall in Malwa gemacht hatte und bei Sarsnisch (Sarnje) vorgedrungen war, von Madhadschi dergestalt umgangen, daß er zu einem schimpflichen Rückzug gezwungen wurde, in dessen Verlauf es ihm jedoch gelang seinen Verfolger zu überfallen und ihm eine Niederlage beizubringen. In Folge dieser Schlappe wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich die britischen Behörden verbindlich machten das ganze auf den rechten Ufer der Dschumna gelegene, von Madhadschi in Besitz genommene Gebiet zu räumen, und worin letzterer sich verpflichtete der Rana von Gohud in ruhigem Besitz von Gwalier und dem umliegenden Lande zu belassen. Durch den im Jahr 1782 zwischen der ostindischen Compagnie und dem Peischwa abgeschlossenen Ver-

trag von Salbye wurde Madhadschi als thätigerlicher Chef anerkannt. Im Jahr 1784 wurde die Burg von Gwalior mit 70,000 Mann von ihm belagert, und durch Capitulation erhielt in seine Hände gebracht. Im folgenden Jahre begab er sich nach Delhi, und wurde vom Schah Alum zum Minister ernannt, hatte darauf aber von einer ihm feindlich gesinnten Partei viel zu leiden. Das Jahr 1788 brachte nun an seinen politischen Planen sehr förderliches; es erhielt, neben andern Schenkungsverzeichnungen, Agra. Seine schlachtbare Truppenmacht wurde damals von De Boigne befehligt, der zuvor von Geburt ein Savoyarde war, in der im Dienste des Königs von Frankreich gestandenen irischen Brigade aber seine Schule gemacht hatte. Dieser fähige Soldat hielt mit den vom Scindia gelieferten Geldern ein Heer von 18,000 Mann regulären, und 6000 Mann irregulären Fußvolks, dann 3000 Mann irregulärer Reiterei und 400 persische Reiter, mit 200 Kanonen, auf dem Kriegsfuß. Mit dieser Truppenmacht wurden im Jahr 1790, in kaum weniger Wochen, die Schlachten von Patan und Merta in Dschandpur (Jondpore) gewonnen, und der dortige Radschah wiederum gedemüthigt. Delhi und seine umliegenden Landschaften waren im Jahr 1788 von Scindia besetzt worden, der den Ghulam Kader, den rohen Unterdrücker und Verstümmler Schah Alums, vertrieb und mit Martern, welche dessen Tod herbeiführten, bestrafte. Madhadschi behauptete nun dieselbe Zeit ein Uebergewicht am Hofe des Peischwa zu Puna, und bei seinem Tode, im Jahr 1794, erstreckten sich seine Besitzungen vom Tapti-Fluß im Süden bis zur Nordgränze des Bezirks Delhi, von den Mündungen von Cambay im Westen bis zum Gangos im Osten, mit Einschluß von Candeisch, einem Theil von Dekkan, dem größten Theil von Malwa, den Distrikten von Agra und Delhi und dem mittleren und schönsten Theil von Hindostan. Nachfolger in seinen Besitzungen war sein Großneffe Daulat (Dowlut) Rao Scindia, welcher damals sechzehn Jahre alt war. Die ersten Jahre von Daulat Rao's Regierung verflossen hauptsächlich unter Streitigkeiten mit Puna um dessen Nachbarschaft, um Einfluß auf den Peischwa oder die Mittel zur Entschädigung desselben zu gewinnen, und sich so die an einer solchen scheinbaren Schutz- und Schirmherrschaft haftende Macht zu verschaffen. Daulat Rao spielte in einer Hauptrolle in einem „Intriguen-, Hab- und Verrätherei-Stück das seines Gleichen vielleicht nicht hat." Nachdem es seine Streitkräfte mit denen Nagpurs, Ghanslo's, des Radschah von Berar, vereinigt hatte, suchten die verbündeten Häuptlinge im Jahr 1800 einen Einfall in das von der englischen Compagnie in Schutz genommene Gebiet des Nizam. Am 20 Sept. desselben Jahres wurde das, ungeschickt gelagerte, mahrattische Heer in Bitje von einem unter dem Oberbefehl des General Sir Arthur Wellesley, dem späteren berühmten Herzog von Wellington, stehenden achtmal schwächeren britischen Truppencorps überfallen und, nach einer langen und hartnäckig bestrittenen Schlacht, gänzlich geschlagen. Die Vernichtung der hingerichteten Hülfsquellen Scindia's im Dekkan wurde durch die Niederlage vervollständigt welche die verbündeten Mahratten am folgenden 29 November von Sir Arthur Wellesley zu Argaon (Argaum) in Berar erlitten.

Die Vernichtung der Mahratten-Macht in Hindostan schreibt der Verfasser nun logischen auf nicht minder entsprechende Weise vorhergesagt worden von General (später Lord) Lake, dem britischen Oberbefehlshaber, welcher zu Anfang September 1803 Allygurh stürmte, und einige Tage später in Futtypoor (Fatipore), auf dem linken Ufer der Dschemna, mehrere Dörfer gewann, und von dem französischen Befehlshaber Perron's gänzlich schlug, und das Dasein von den Mahratten mehr kann läugnete. Delhi wurde sofort von dem siegreichen Heere besetzt, an das sich noch vor Jahresschluß, nach einem harten Vertheidigungsversuch, auch Agra ergab. General Lake, nun Herrscher unermeßlich vorliegender, verwüsteter weniger Wochen hinter sich lassender (Lahmaner) des Rest der disciplinirten Truppenmacht Scindia's. Um das drohende Verderben abzuwenden, unterzeichnete Daulat Rao, am Schlusse des Jahres 1803, den von der britischen Regierung diktirten Vertrag von Serjie Anjengaum), und trat auf dem linken Ufer der Dschemna „alle seine Besitzungen, Gebiete und Rechte im Dooab," auf dem rechten Ufer des Flusses aber „alle seine Besitzungen, Gebiete, Rechte und Interessen in den Ländern welche gemeinschaftlich von denen der Radschahs von Dschanpur (Jonpore) und Dschodpur (Jodpore) liegen, d. h. westwärts alle diejenigen Landstriche ab der, östlich vom 76. Längengrade, im Norden von Dschumbal (Chumbul) liegen. Radschah Ramgurh, ein lebenslänglicher Daulat Rao's, hatte sich für seine Person verpflichtet das Gebiet und Fort von Gwalior zu übergeben; man fand es jedoch nothwendig militärische Operationen gegen seinen Platz zu unternehmen; der mahrattische Befehlshaber, durch diese Maßregel geschwächt gemacht, willigte in die Annahme einer Abtretungssumme, und ging ab. Das Fort wurde von der britischen Regierung dem Rana von Gohud übergeben; da sich jedoch einige Schwierigkeiten erhoben, so wurde darauf Hinderniß unterlassen, und der Platz „aus Rücksichten der Freundschaft" — so lautete die Urkunde — im Jahr 1805 durch den zweiten Artikel des Vertrags von Mustafapur an Daulat Rao Scindia abgetreten. Der Mahrattenfürst schätzte nie auf der Stärke des Platzes hervorgehenden Vortheile so hoch, daß er ihn als seine Hauptsitze betrachtete, und seine Residenz in einem fünftägigen Lager am Ufer des Sipra aufschlug. Als sich im Jahr 1817 der Peischwa mit Appa Sahib Bhonsla von Nagpur und mit Holkar zum Sturz der britischen Macht verbunden, übernahm der Generalstatthalter Marquis Hastings den Oberbefehl über ein furchtbares Heer, rückte an den Tschambal (Chumbul) Fluß vor, und setzte den Scindia in solchen Schrecken, daß am 5 Nov. 1817 ein Vertrag zur Ausführung gelangte, nach welchem Häuptling, unter anderen Bestimmungen, auch der Verpflichtung enthoben wurde den Britten bei der Besetzung der Posten und anderen Festungen seine Mitwirkung angedeihen zu lassen, und zu diesem Zweck ein 5000 Mann starkes Reitercorps zu halten, das unter der Leitung britischer Officiere stehen sollte. Daulat Rao Scindia starb im Jahr 1827, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so wurde Bagut Rao, ein elfjähriger Knabe, nächster Verwandter aus Theilseite des verstorbenen Mahrattenfürsten, unter dem Namen Ali Dschah Tschandschahi Scindia (Ali Jah Jundjee Scindia) zum Oberherrn erklärt. Dieser Jüngling gab bei Antrittsarbeit seiner Verwaltung einen Beweis ungewöhnlicher Grausamkeit, indem er Pfeile unter das versammelte Volk abschoß und dadurch einen Aufruhr stiftete. Er starb plötzlich im Jahr 1843, worauf Chagerut Rao, sein nächster männlicher Verwandter, ein achtjähriger Knabe, zu seinem Nachfolger erklärt,

Digitized by Google

und unter dem Titel Bi Dschah Dschahanbschi Scindia (Ihr Hoheit) als solcher anerkannt wurde. Der mütterliche Oheim des verstorbenen Maharadscha wurde Reichsverweser unter dem Titel Mama Saheb, durch Hofintrigue und Militärgewalt aber schnell wieder beseitigt, und die Regierung scheinbar den Händen der Maharani, der Witwe des verstorb. Maharadscha, „einem liebenswürdigen 12jährigen Mädchen," übergeben. Ihre Unwissenheit, ihre Leidenschaften und ihr unbändiger Ehrgeiz befähigten die Favoritin einer unter solchen Umständen unverantwortlichen und um so despotischeren Gewalt, als die thätigsten Beförderer der Intrigue gekauft und entschlossen, zu den Waffen mohlgeübt, reichlich damit versehen zum Aeußersten durch die den Maharatten eigenthümliche Sucht zu Gewaltthat und Raub gereizt waren. Dieser Zustand der Dinge erregte natürlich, und mit vollem Recht, Besorgnisse bei der Regierung Britisch-Indiens, da die Besitzungen Scindia's in weiter Ausdehnung an die der östindischen Compagnie gränzen, und so im Fall eines Ausbruchs leicht in die Calamitäten und Leiden verwickelt werden konnte, ja welchen die von einer mit noch geringeren Freiheiten im Lande stehenden Soldateska verübten Raub- und Plünderungen nothwendig führen mußten. Der regierende Minister war der Daba Chasdschi (Khasji) Wala; er wurde von der Soldateska gefangen genommen, wahrscheinlich jedoch weniger weil er verhaßt war, als weil sie ihn als Vorfechter ihrer Rechtsache gebrauchen wollte. Hinaus entstanden blutige Händel zwischen denen welche sich des Ministers bemächtigt hatten, und denen von welchen die Maharani und ihre Partei unterstützt ward. Nach einem kurzen und mörderischen Treffen willigten jedoch die Soldaten ein gemeinschaftliche Sache zu machen, da mittlerweile die Nachricht eingegangen war daß eine starke britische Truppenabtheilung bei Agra zusammen gezogen worden sey. Man berief daher von allen Seiten Verstärkungen ein, vertheilte an die Truppen aller Waffengattungen Munition in großer Menge, und traf Vorbereitungen aller Art für den bevorstehenden Krieg. Daba Chasdschi Wala wurde den britischen Behörden übergeben; allein alle Ordnung in den Gedanken Scindia's hörte gar auf; die Feindseligkeiten mehrten sich die Massen einzugreifen, und jeder Schein von Ordnung war nach übrig blieb, hing gänzlich von dem Willen der Soldateska ab. Die britische Regierung beschloß daher vorzuschreiten, um volle Sicherheit zu erhalten für die thätige Ruhe der gemeinschaftlichen Gränze, für die Aufrechthaltung der Ordnung innerhalb der Gebietstheile Scindia's, und für die Führung der Regierung in denjenigen Territorien welche in gemeinschaftlichen Beziehungen zu der britischen Regierung standen. Auch war es eine dringende Nothwendigkeit daß das Heer von Gwalior angemessen verstärkt wurde. In der von dem Generalgouverneur beim Einmarsch der britischen Truppen in Gwalior, am 13ten des Monats Dezember 1843, erlassenen Proclamation machte man auf diese Absichten kein Hehl. Am 25 Dezember stunden das britische Heer, unter der Führung Sir Hugh Gough's, des Oberbefehlshabers, und in Begleitung des General-Gouverneurs Lord Ellenborough, nahe bei der Stadt Dholpur (Dholpore) am Uebergang über den Tschambal (Chumbul); am 26sten desselben Monats war das ganze Expeditionscorps auf dem rechten Ufer, und lagerte in Hingona, dreizehn Meilen (engl.) Meilen nordwestlich vom Fort Gwalior, sein Lager auf. Diese Truppenmacht hatte sich am 29 Dec. in Marsch, und kam sich etwa sechzehn Meilen von Gwalior vor dem Mahratten-Heer gegenüber, das in einer von den beschwerten Thälern Maharadschpur und Tschanda (Chunda) unterstützten Stellung in Schlachtordnung stand. Nach einem hartnäckigen Kampfe, in welchem die Britten von dem gutbedienten schweren feindlichen Geschütz empfindliche Verluste erlitten, sahen sich die Mahratten aus allen Punkten ihrer Stellung geworfen, und die dem Blutbad Entronnenen zogen sich, nachdem sie vollständig Schlappe, so wie alle ihre Munitionsfarren verloren hatten, nach Gwalior zurück. Der Gesammtverlust der Britten belief sich auf 106 Todtene, 684 Verwundete und 7 Vermißte. Die Anzahl der Mahratten war sich wahrscheinlich gleich — etwa 14,000 auf jeder Seite. Einstweilig mit dem Vormarsch des Oberbefehlshabers von Dholpur hatte sich auch Generalmajor Grey mit einem wahrscheinlich 6—7000 Mann betragenden Heer von Bundelkund aus in Bewegung gesetzt. Den Uebergang über den Sind-Fluß bei Tschandpur (Chandpore) bewerkstelligend, marschirte dieses Truppencorps nach Panniar, gegen (engl.) Meilen südlich von Gwalior, und stieß dort am 29 December auf das von der Hauptmacht entsendete, aus etwa 12,000 Mann, mit 24 Kanonen, gerüstete Mahratten-Heer. Nach einem heftigen Kampf wurden die Mahratten, mit dem Verlust ihrer gesammten schweren Geschütze und einer großen Anzahl Mannschaft, geschlagen. Der Verlust auf Seiten der Britten betrug 35 Todtete und 180 Verwundete. Am 4 Jan. 1844 wurde das Fort von Gwalior durch die vom britischen Officieren befehligten Contingenttruppen besetzt, und so ging diese berühmte Feste, welche wirklich das zu ihrem Falle Ungerade Gwalior einer Standlager beherrscht, wo 5000 Mann waffenfähiger, reichlich mit schwerem Geschütz versehener Truppen noch immer Stand halten, in die Gewalt der ostindischen Compagnie über. Da jedoch alle Hoffnung auf einen erfolgreichen Widerstand verschwunden war, so nahmen diese Truppen das ihnen gemachte Anerbieten der vollen Begnadigung alle ihre Rückstände, so wie einen donativmäßigen Sold gleichkommenden Geschenke an, lieferten ihre Kanonen und Gewehre aus, und verpflanzten sich ruhig. Man der Klugheit des Entschlusses gelegt hier Andeutungen zu diesem Ziel mehr vernehmen zu lassen. Am 13 Januar 1844 kam es zu einem Vertrag, durch welchen verschiedene früher bestandene Tractate, so weit sie die Bestimmungen des neuen nicht berührten, bestätigt wurden. Der Stärke des Contingents zum Schutz des Scindia-Gebiets, die, neben der Verpflichtung gewisser Beyrats zum Unterhalt dieser Truppen, schon im Vertrag von Serbschi Anjengaum (Anjengaum) im Jahr 1803 bestimmt worden war, sollte erhöht werden; und den Einkünften der drei genannten und einiger weitern Districte, die in dem neuen Vertrag in einer besondern Schedule verzeichnet waren, sollte man ferner, wie es scheint, auch die Posten der von der britischen Regierung zu übernehmenden Unterordnung dieser Landstriche beifügen. Zur Abtragung besonderer Schulden an die britische Regierung und zur Deckung verschiedener durch das Wiederherstellen der Scindia'schen Regierung veranlaßten Ausgaben sollte binnen sechzig Tagen, vom Datum des Vertrags an gerechnet, eine Summe von sechsundzwanzig Lakh Rupien entrichtet werden; geschehe dieß nicht, so sollte das in einer andern Schedule beschriebene Gebiet als Pfand gelten für die Bezahlung der Hauptschuld und der darauf erwachsenen Zinsen, so wie der Unterhaltungskosten.

Die den Schutz außer dem Truppenlager unterhaltene Militärmacht sollte 9000 Mann nicht überschreiten, wovon nicht mehr als ein Drittel Kavallerie sein sollte. Während der Minderjährigkeit des Maharadscha sollten fremde alle Acte der Regierung unter der Controle des britischen Residenten haben, und die Verwaltung von einem Regierungsrathe geführt werden. Drei Lakh Rupien wurden zum Unterhalt der Maharani ausgesetzt. Doch war die Lage der Verhältnisse wie der Verlag zwischen Gwalior und der britischen Regierung so gestaltet hatte. Der ausserhalb Charakter des jungen Maharadscha und die Hoffnungen welche man bei seiner dereinstigen Großjährigkeit auf seine kräftige Regierung setzte, führten jedoch dazu daß man ihm die Verwaltung seiner Besitzungen vor Ablauf der Minderjährigkeit übertrug. Der förmliche Uebergang wurde bis zu seiner im Jahr 1843 eingetretenen Volljährigkeit verschoben, wo dann der junge Radscha auf feierliche Weise in der früher von ihm ausgeübten Machtstellung bestätigt wurde.

Wir lassen hier zum Schluß einige Artikel nach einige Notizen über die mehr erwähnten Bergveste Gwalior, die Hauptstadt der Besitzungen der Gwalior-Familie, folgen. Der Felsen auf welchem das Fort liegt, steht vollständig vereinzelt da, obgleich sich 700 Ellen nördlich ein kürzerer, mit einem wallförmigen Quergebäude versehener Hügel befindet, und im Südosten, Süden und Südwesten ähnliche Hügel sind, welche, in einer Entfernung von 1—4 engl. Meilen, eine Art Amphitheater bilden. Nahe dem Platz, und im Osten desselben, fließt der, aus Nadeschaur der Regenzeit, sich stets trocken haltende Bluß Sunnureka (Swarnarekha). Der Gwaliorfelsen aus die Hügelreihen in seiner Nähe sind oberhalbiger Sandstein, an einigen Stellen mit Basalt bedeckt, der früher vollständig darüber ausgebreitet gewesen zu sein scheint, und dessen an einem Ende liegende Bruchstücke auf eine ziemliche Entfernung nach beiden Seiten hin Abhänge bilden. Der Sandstein des Hügellands besteht in horizontalen Schichten, und seine Bruchfläche bietet einen so festen Bruch, daß sie einen senkrechten, über den oberen Umfang des Abhanges sich erhebenden Absturz bildet. Wo der Fels von Natur und weniger abschüssig war, ist er doch so steil gemacht daß man ihn ersteigen konnte, und an einigen Stellen hängt der obere Theil beträchtlich über den unteren hervor. Der größte Umfang des Felsens, der sich von Norden nach Süden zieht, beträgt annähernd engl. Meilen, der größte Theil 800 Ellen. Die Höhe am Nordende, wo sie am größten ist, beläuft sich auf 342 Fuß. Auf der östlichen Seite des Felsens sind in schwarzen Basalt mehrere beträchtliche Figuren eingemeißelt. Eine Treppenreihe läuft, dem Umriß seines Gipfels sich anbequemend, rings um den Rand des Felsens herum, und da seine Höhe oberhalb des Randes durchweg 18, in der Nähe des Schlosses ein noch größere Anzahl Treppen. Der Eingang in den von der Festmauer umschlossenen inneren Raum befindet sich am nördlichen Ende der Ostseite; er bildet anfangs einen steilen Weg, welcher oben oder sind auf der Vorderseite des Felsens in mächtige und so mälig aufsteigende Treppen umgewandelt, daß Elephanten leicht hinaufgehen können. Diese ungeheure Treppe wird an der äußeren Seite von einer hohen und massiven Steinmauer gedeckt, und durch mehrere in der Verlängerung stehende abwärts gerichtete Kanonen beschützt. Der Eingang zum Innern führt durch eine Reihenfolge von sieben Thoren. Das Hauptthor heißt Hathipul oder Elephantenthor, von der Gestalt des darauf abgebildeten Thiers. Die Gasse befindet sich am nördlichen Ende des umschlossenen Raumes, und hat ein sehr ausgedehntes Ansehen. Der Umriß der großen Massen des alten mit Moos bewachsenen Palastes gruppirt sich gegen den Himmel hart ab, und davon schließt sich eine Reihenfolge von sechs hohen runden Thürmen oder Festen, die durch sehr hohe und dicke Zwischenmauern mit einander verbunden sind. Längs der östlichen Seite dieses Gebäudes erstreckt sich, im oberen Theil, in horizontaler Richtung ein aus glasirten Backsteinen oder Ziegeln, die gerahmt Verzierungen bilden, erbauter Gang; der Anblick welchen dieser große lebhafte Effekte hervorbringt, ist ein eigenthümlicher, aber sehr imposanter. Innerhalb des von der Brustwehr umschlossenen Raumes befinden sich mehrere ziemlich große Teiche, welche im Stande sind eine ansehnliche Besatzung mit Wasser zu versorgen, obgleich, einem Militärschriftsteller zufolge, 10,000 Mann erforderlich wären um alle Vertheidigungswerke vollständig zu besetzen. Die alte Stadt Gwalior liegt am östlichen Fuße des Felsens. Sie ist ziemlich groß, hat eine 1 Meile lange Straße und viele gute steinerne Häuser; allein sie ist sehr unregelmäßig gebaut, und äußerst schmutzig. Sie hat unter anderen ein sehr schönes Gebäude aus weißem Sandstein, mit einer durch Neun Perforirungen gebrochen Kuppel, unter welcher die Ueberreste Mohammed Ghous, eines berühmten Mauren, liegen, der zur Zeit Akbars als seiner Heiligkeit sehr verehrt wurde. Das Lustschloß, oder Standlager des Maharadscha, erstreckt sich, der Schilderung zufolge, auf mehrere Meilen weit von dem Südwestende des Felsens an, und ist ein ziemlich beträchtlicher mit wohlhabender Handelsplatz; die große Verminderung der Militärmacht des Staats muß jedoch nothwendig eine Minderung des Wohlstands dieser Residenzstadt herbeiführen. Die Schilderung die man von diesem Lager macht, ist diese: sonstige: alles erscheint weiter Schmutz, die Gebäude sind ohne alles Ebenmaß aufgeführt, selbst die Wohnung des Maharadscha hat eine unansehnliche Façade, und die der übrigen weltlichen sind wenig besser als Schuppen, obgleich innerhalb derselben, in Folge der lange geführten glücklichen Regierung, großer Reichthum aufgehäuft sein soll. Die Manufactur der Kanonengießerei und der Porter- und Beerrock- Verfertigungsgegenstand des Hofes und Hofs, gibt es kaum irgendwelche Industriezweige in Gwalior.

Den Forschungen Wilfords zufolge wurde das Fort von Gwalior im Jahr 773 von Surya-Sena, dem Raja eines an den Felsen herumliegenden kleinen Gebiets, erbaut. Ferishta hingegen versetzt die Zeit der Aufführung desselben über den Beginn der christlichen Zeitrechnung hinaus. Im J. 1023 wurde es von dem berühmten Mahmud von Ghasnein belagert, welcher den Versuch zur Einnahme desselben als hoffnungslos aufgab und mit Ausnahme eines Geschenks abzog. Nach einer langen Belagerung im J. 1196 wurde es von Dehlie-Eibak oder Kutb-ud-din Eibak, Sultanens Schatzmeister, Mohammed von Ghor, eingenommen. Im Jahr 1211 ging es für die Mohammedaner verloren, wurde aber im Jahr 1231, nach einer jahrelangen Einschließung, von Schems-ud-din Altamish (Altamsch), dem Sklavenkönig von Delhi, wieder erobert. Nachdem Rao, ein Hindu-Häuptling, benutzte die durch die Invasion Timurlenks im Jahr 1398 hervorgebrachten Unruhen, und nahm Gwalior weg, das der Mohammedaner erst im Jahr 1519 wieder entriß, und ganz denkwürdig sich deselben Ibrahim Lodi, der Patanische Beherrscher von Delhi.

Digitized by Google

Nach der Niederlage und dem Tode dieses Fürsten in einer Schlacht gegen Bajazet gelangte es an den Besitz eines Petschenegischen Abenteurers. Im Jahre 1526 gewann es Bajazet wieder durch eine Kriegslist, und im Jahre 1543, nach der Vertreibung seines Sohnes Johann Sigismund, fiel es in die Hände seines erblichen Vasallen-Fürsten Schah Schah; nach der Rückkehr und Wiedereinsetzung Johannes aber wurde es im Jahre 1566 von seinem Nachfolger Amber wieder erobert, der es zum Staatsgefängniß für wichtige Gefangene machte. Hier sperrte er seinen ersten Vetter, Abdallah, von Sohn des unglücklichen Kamran, ein und ließ ihn später hinrichten. Hier setzte auch Amurath seinen Bruder Mustapha gefangen, und ließ ihn bald darauf ebenfalls hinrichten. Derselbe argwöhnische und grausame Herrscher überwies diesem Gefängniß ferner den Sohn Mustafa aus seiner ersten Gemahlin und Sophie Sokolo (Sophie Sokoli', die Söhne Daud's, welche hier schnell ihr Grab fanden. Bei der Zerstückelung des Reichs Dathi kam Ismailer in den Besitz der Pascha Nasa von Sofrah. Sofrah gelangte es abermals in andere Hände, bis im Jahre 1770 Sobieski aus Belagerung hinwegzog, und es dann am 3 August desselben Jahres, wie bereits oben erwähnt, ohne große Mühe und mit geringem Verlust von den Truppen der östreichischen Contregarde erobert wurde. Nachdem nämlich — so erzählt man diese That — am Mitternacht die Polaren und alle anderen Hülfsmittel zur Erstürmung bereit waren, wurde die Sturm-Colonne formirt. Zwei Compagnien Grenadiere und leichtes Infanterie folgten unter Capt. Brunz die Vorhut; Major Leyham folgte mit 20 Sappeurs und zwei Bataillonen Infanterie. Ein Bataillon, zwei Kanonen und eine kleine Abtheilung Reiterei erhielten Befehl sich um 2 Uhr in Marsch zu setzen, den Rückzug der Engländer im Fall einer vorzeitigen Entdeckung zu sichern, aber, im Fall des Erfolgs, die Flucht der Belagerung zu verhindern. Der Lagerstrauch kam die Vorhut am Fuße des steilen Felsens an, die Sappeurs stürzten auf bisherigen Leitern hinan, und bemächtigten die Brustwehren, worauf die Truppen folgten. Ein starkes zweites Bataillon, allein da die Belagerung durch den unternommenen Angriff aufmerksam geworden war, so wurden die Stürmenden bald Herren des Platzes. Von der türkischen Regierung an die Russen von Geburt abgetreten, eroberte es im Jahre 1784 Mustapha Sokolo, dem es im Jahre 1809 wieder entrissen, im Jahre 1806 aber, „zum Freundschaftsbezeugen," zurückgegeben wurde. Endlich ward es im Jahre 1844, nach der Schlacht von Mahmudschoor von den unter dem Befehl deutscher Officiere stehenden Gnaderschen Contingent besetzt und ist seitdem ununterbrochen in der Gewalt der türkischen Regierung geblieben.

Die Magyaren in der Moldau und in Bessarabien.

(Von E. L.)

Es scheint selbst den Geographen des Auslandes nicht bekannt zu sein, daß es in der Moldau und in dem benachbarten Theile Bessarabiens, welcher selber zur Moldau gehört hatte, noch Magyaren gibt, welche von den Ungarn mit dem Namen: „Tschango-Magyaren" bezeichnet werden, und die in früheren Jahrhunderten als Anhänger der hussitischen Lehre aus Ungarn und später auch aus Siebenbürgen dorthin auswanderten sind. Die Tschango-Magyaren in der Moldau sprechen noch die ungarische Sprache mit einigen geringen Dialect-Abweichungen; allerdings sind sie da, wo sie nur in geringen Gruppen zusammenwohnen, romanisirt worden. Auch die Ungarn schreiben früher von ihren Stammgenossen wenig Noth genommen zu haben, obgleich nach einer Berechnung des Paschs ungarische Missionäre von jener Zeit der Seelsorge in ihrer Muttersprache hier vorgestanden haben. Ueber die Ansiedlung dieser moldauischen Magyaren berichtet zuerst ausführlich Marcus Bandini im Jahre 1646 in seinem Buche: Visitatio generalis omnium ecclesiarum etc. in provincia Moldaviae etc. Die Angabe des Marcus Bandini, daß die ungarischen Hussiten unter dem Könige Matthias Corvinus aus Ungarn nach einer 1460 aufgewandert sein, ist historisch richtig, und es ist auch aus der Geschichte bekannt daß dieser sonst so große König aus unverständlichem Hasse gegen die Böhmen nicht allein gegen die Mährischen Hussiten, sondern auch gegen die ungarischen Anhänger der böhmischen Lehre mit Feuer und Schwert wütete. Im Jahre 1465 ließ Matthias bei Leutschau drei in Ungarn eingefangenen Böhmen Hussiten mit 250 Hussiten hängen. Nach der 40 im Tschorb-Thurm zu Ofen auf Vergeltung des Verbrennens verbrannten Böhmen gegen nicht von der Milde dieses Königs gegen die böhmische Nationalität es auch billigerweise nicht erwarten ist, was Bandini in seinem angegebenen Berichte sagt, daß König Matthias, als er von seinem türkischen Feldzug zurück 1460 nach Ofen zurückkehrte, die hussitischen Prediger in Ungarn schrecklich verfolgen ließ und alle Anhänger der hussitischen Lehre aus Ungarn auch der Moldau vertrieb. Thatsache aber ist es daß schon 1430 Jerobal de Marchia die Verbreitung der Hussiten in Ungarn anregte, in Folge dessen hussitische Colonien aus den südlichen Gegenden Ungarns auch auf dem heute von Slaven bewohnten Slavonia nach der Moldau wanderten und dort die auch heut existirende Stadt Hus am Flusse (?) Ufer des Pruth, aber im heutigen Bessarabien gründeten. Dieser Name des, wie Bandini sagt, damaligen Hussitischen gibt noch heutzutage Zeugniß von der hussitischen Auswanderung, die sich in Galizien bis zum Dniester erstreckte. Nach zu Folge des Bandini sagen die Bewohner der Stadt Hus die Messe und die Lectern in ungarischer Sprache. Bald nach der Auswanderung der ungarischen Hussiten haben in der moldauischen Stadt Tatros, auch Tetros, zwischen den J. 1437 und 1441 zwei hussitische Prediger, Daniel und Tomas, die sich Kirchen nennen, mehrere Bücher des alten Testamentes ins Ungarische übersetzt, welche älteste ungarische Bibelübersetzung zu den beachtungswerthesten Denkmälern der ungarischen Sprache gehört. Trotz des obenerwähnten Berichts des Marcus Bandinus welcher viel Licht über die Zustände der in Rede der Zeit durch

äußerliche Einflüsse wirken zur katholischen Religion zurückgeführten walachischen Magyaren verhinderte, gestatteten es die damaligen Zeitverhältnisse nicht daß die Ungarn im alten Heimathlande besondere Kunde von ihren Stammgenossen in der Walachei gewinnen hätten, und so kamen letztere allmählich wieder in Vergessenheit.

Als aber vor ein paar Decennien ein ungarischer Gelehrter in der königlichen Bibliothek zu München einen Codex der 4 Evangelien entdeckte, welcher gleichfalls in der Walachei für Tatros von einem ungarischen Geistlichen übersetzt und im Jahre 1466 beendigt worden war, da ward die Aufmerksamkeit der Ungarn wieder auf ihre daselbst vergessenen Brüder hingelenkt, und es wurden Auszüge aus den Tatrosier Codex von den gelehrtesten Ungarn mit der größten Treue in die Jahrbücher der gelehrten ungarischen Akademie aufgenommen. Die Tatrosier 4 Evangelien des Nikolaus Csepregi waren eigentlich mehr eine Copie der im Jahre 1456 von Balázi Valentinus übersetzten Bibel. Das oben erwähnte Tatrosier alte Testament ist in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien verwahrt worden, und hohe Geschichtsschätze erwarten, wir schon erwähnt, das Interesse für die walachischen Ungarn, von welchen von Zeit zu Zeit die ungarischen Blätter Nachrichten brachten. Auch schon im Jahre 1743 reisten drei ungarische Schulen nach der Walachei, welche aber dort mit den Missionären in Conflict geriethen. Von vielen Seiten angeregt, unternahm im J. 1836 Ladislaus Gegö eine Reise in die Walachei und besuchte dort die Wohnsitze der Magyaren. Gegö schätzte die Anzahl derselben auf 45 bis 50 tausend, und fand 12 Pfarrkirchen und 70 Filialgemeinden vor, welche sämmtlich von sieben ungarischen Missionären administrirt wurden. Natürlich besuchte Gegö zuerst das von der siebenbürgischen Gränze nicht sehr entfernte und den Ungarn verhältnißmäßig ungarische Dorf Tatrosi. Die daß bevölkerte Stadt, der auch einen in den Gesang einstimmenden Fluß den Namen gegeben hat, ist jetzt ein elendes Dorf, welches nach der Aussage des ungarischen Reisenden nicht mehr als 90 Bewohner zählt. Die jetzige Holzkirche ist 10 Klafter lang, und steht auf derselben Stelle wo einst die massive 17 Klafter lange Kirche stand, welche bei der Ankunft der ungarischen Horden von diesen erbaut worden war. Es war nicht ermittelt, durch welche Ursachen der Verfall dieser Kirche herbeigeführt worden ist. Die jetzige hölzerne Kirche hat der Ungar Joh. Sinkovic auf seine Kosten erbauen lassen. Tatrosi ist nur eine halbe Stunde von Oltan entfernt, wo sich 10 griechische und 3 armenische Kirchen befinden. Die Stadt Buki fand der erwähnte Gegö zum Theil von Magyaren bewohnt, und unweit davon ist das ungarische Dorf Kischa. In beiden Ortschaften fungirte als Priester der ungarische Missionär Joseph Petrovich. Das ungarische Gemeinde Gorgofalva besitzt eine alte Kirche; auf dem Thurme derselben trägt eine Glocke die Inschrift: Opus anno Christian 1534. Auch in der Hauptstadt Jassy, von den Magyaren Jászvárhely, das heißt die Stadt der Plotschkiten genannt, existirt eine ungarische Gemeinde, deren Seelsorge von einem ungarischen Geistlichen versehen wird.

Zu seiner Zeit bereiste Bandinus 20 Städte und Dörfer, welche zum Theil aber auch ganz von Magyaren bewohnt waren. Wir wollen hier nur diejenigen Dörfer hervorheben, welche durch ihre ungarischen Namen ihre von den Magyaren erfolgte Gründung deutlich beweisen, nämlich: Pálosfalva (Paulsdorf), Tamásfalva (Thomasdorf), Dömösfalva (Dionysdorf), Györgyfalva (Kollocsanum), Szabófalva (Schneiderdorf), Ujfalu (Neudorf), so wie viele Solcze (Dorf) entgegen ungarische Namen, wenn dieselben auch etwas verändert worden sind, wie Lekenfalva, Szentfalva, Demeterfalva, Mariafalva ꝛc. Der Stadt Baja erinnert jetzt an die gleichnamige Stadt in Ungarn. Auch in Galacz, in Berlad, Gutschestie und in andern Städten gab es zu den Zeiten des Bandinus noch Ungarn. In allen 30 Gemeinden verrichteten damals 10 Priester und 15 Diakonen die gottesdienstlichen Handlungen. Dagegen nennt Bandinus schon mehrere von den Ungarn gegründete Colonien, wie Mikola (Nikolsdorf), Tatros, Oltanka, Szeretvölgy, Kutschurli und andere, in welchen heute gar keine, selbst nur noch sehr wenige Magyaren angetroffen waren. Von Mikola sagt er: Olim erat celebris villa Ungarorum, nunc penitus deserta. (Einst ein berühmtes ungarisches Dorf, jetzt [1646] aber gänzlich verödet.

Außer Gegö hat schon früher ein ungarischer Reisender, Pál Péter, einige ungarische Colonien in der Moldau bereist, und derselbe nennt 42 solcher Ansiedlungen, worunter jedoch sich auch einige sächsische — also aus Siebenbürgen — sich befanden. Bemerkenswerth ist das Buch Péter zu Schäßburg an Deutsch, einer unter den Schutz des Tatrosmuseum stehende ungarische Colonie, fand, von welcher in neuerer Zeit Ujfalvi Gegö keine Nachricht gegeben hat, und die in Folge ihrer Isolirung wahrscheinlich vernichtet worden ist. Außer den oben erwähnten und den noch andern von Bandinus genannten ungarischen Ortschaften finden wir auf der alten Hungarischen Karte vom Jahre 1744 die Ortschaft Neamczi Ujvár (Neamtzer-Neustadt) am linken Ufer des unteren Sereth, so wie in der Walachei zunächst der Donau die Stadt Kamarcz Vásár (Kamarcz-Markt), welche beide Ortschaften durch ihre ungarischen Namen auffallend sind, und durch dieselben doch wohl nur ihre ungarische Begründung andeuten, sonst müßten sie heute ungarischen Namen schwer zu erklären. In der heutigen Bukowina, welche erst im J. 1777 an Oesterreich kam und früher einen Bestandtheil der Moldau bildete, gibt es gleichfalls noch heute einige ungarische Dörfer, sowohl dem Namen als auch der Sprache der Bewohner nach, wenn auch letztere eben so wie erstere in der Moldau die rumänische Sprache sprechen dürften.

Aus dem bisher Gesagten geht also hervor, daß die Existenz der Magyaren in der Moldau so wie in dem früher zur Moldau gehörten Theile von Bessarabien und der Bukowina eine ungarische ist, und daß die Csángo-Magyaren vor mehreren der griechischen und armenischen Bevölkerung fast die einzigen Katholiken sind, was als solche — wie wir gesehen haben — noch heutzutage den Religionsunterricht in ihrer Muttersprache erhalten.

Aus dem hier Angeführten ist auch zu ersehen daß die ungarischen Colonien in der Moldau früher zahlreicher und blühender als jetzt waren. Wir wenn wir auch annehmen daß die neueren Angaben des Ladislaus Gegö in Bezug auf die moldauer Magyaren etwas gerecht sein mögen, so ist doch im Interesse der Wahrheit zu wünschen, daß endlich auch die confessionelle Gregarität von der Existenz der Moldauer Magyaren Kunde erlangen möchte.

Der Häuserbau in Pisa

(Aus Chambers's Journal.)

Wir haben Gelegenheit gehabt, schreibt ein Engländer, den Bau großer Häuser, sogenannter Paläste, unter andern in der Stadt Pisa zu beobachten; es wird daher, was wir vorbringen können, dem Laienverstand Manches vom Dachdecken bis zum Keller verwenden. Das einzige Bedenken am ganzen Hause war das der Bedachung. Treppen und Scheidewände, Decken und Fußböden waren aus Backsteinen gemacht, aus einem Backstein jedoch der in solcher Weise in Anwendung gebracht wird, daß die Bögen der Decken, bezüglich ihrer Spannung, kaum mehr waren als eine ziemlich dicke Eierschale für ihre eigene. Wir verwechseln mit diesen Worten unsere Erstaunen nachzudrücken, als wir uns zum erstenmal von der Thatsache überzeugten daß so gebaute Bögen jedem gewöhnlichen Druck Widerstand leisten, und wir wußten uns den Umstand im Gedächtniß nicht behalten daß dies Werk stark genug ist eine Eierschale zu zerbrechen wenn der Druck auf die Enden gerichtet wird. Das diese Thatsache der Decke schärfer nicht vorkommt gewesen auch Schrecke in sich, und diesen erlangten wir bei Verfolgung unserer Beobachtungen einem schlagenden Beweis. Die in Form stehenden Bögen sind gebaut ohne daß sie auf einem Mittelpunkt ruhen, indem der Maurer, wenn er seine Arbeit beginnt, längs der Mauer in der erforderlichen Höhe horizontale Linien anbringt. Soll der Bogen „aufgewölbt," d. h. von jeder Seite nach dem Mittelpunkt abhängig werden, so zieht er eine Linie ganz um den Raum herum, und hart längs dieser Linie eine kleine Vertiefung ein, um den Rand seiner ersten Backsteinreihe, oder nächsten Bogel, aufzunehmen, welche mittelst etwas Gyps von einer wohlbekannten genauen Form an ihre Stelle festgemacht werden. Nach Vollendung der ersten Reihe wird eine zweite, wie zuvor, mit so wenig Cement zwischen den Räumen angebracht. Die Vogel liegen in einem Wassergefäß, aus welchem sie erst dann genommen werden wenn man sie braucht. Sie sind auffallenderweise besser als die gewöhnlichen rothen Backsteine, auch härter und exhibitor. Diese Vogel haben fast ganz dieselbe Gestalt wie an der Lunge auch in zwei Theile gespaltener gewöhnlicher Backstein; sie sind ungefähr zweier Zoll lang und anderthalb Zoll dick. Das Gerüst ruht auf hohem Tragholzen, und erstreckt sich fast über die ganze Oberfläche des Raumes. So war das Werk fortschreitet, wurde am Ende zwischen ihm und dem vorhandenen Bogen ein Stückchen (so viel als nöthig) eingelegt. Wenn beide Seiten so weit gebracht waren, daß sie einander nahezu berührten, hatte der Arbeiter von einem Vogel so viel weg, daß er gerade noch Raum hatte um die vorhandene Lücke mit der gehörigen Menge Cement auszufüllen zu können. Ist dieser an seine Stelle gebracht, dann ist der Bogen fertig. Wir spazierten um einen Augenblick unseren Begleiter über einen ganzen derartigen Bogen, wenige Minuten nach seiner Vollendung, sorglos umher. Die ganze Decke kann in der That als Ein Stück betrachtet werden, und ihre convexe Form hindert nicht nur die Neigung daß sie ihrer eigenen Schwerkraft nachgäbe, sondern sie wird auch, wie die oben erwähnte Eierschale, einem convexen abwärts gerichteten Druck Widerstand leisten. Das nächstfolgende Verfahren besteht darin daß man die hohlen Seiten der Bögen mit Schutt, Kies, oder was man sonst für das passendste hält, ausfüllt. Mit diesem Material, das man sorgfältig einstampft, wird der Fußboden zu einer ebenen Fläche geebnet, und so dem Ganzen eine große Festigkeit gegeben. Sodann legt man eine Mörtelbekleidung auf, und befestigt in diese andere Vogel, welche aber minder hübsch, je nach Belieben; aber aber werden sonst in vielen Fällen jene schönen Fußbodenverzierungen an welchen die Italiener so viel Geschmack und Geschicklichkeit zeigen. Das in Rede stehende Princip ist sonach, wie wir aus eigener Beobachtung bezeugen können, für jede Art Hebung, von der Hütte bis zum Palast, anwendbar.

Man entschuldigt und verlacht wenn wir einen Augenblick bei einer Feuersbrunst verweilen, bei welcher sich die möglichen Eigenschaften dieser Bauart aufs schlagendste bewährten. Während wir uns im Jahr 1839 in der wundervollen Stadt Genua aufhielten, wurde die Bevölkerung plötzlich durch den Ruf „Feuer" in Schrecken gesetzt. Und wahrlich, dieser Ruf ist in einer Stadt, in welcher es damals nur Eine Straße gab die weit genug war für vorüberziehende Fuhrwerk, gewiß sehr beunruhigend. Wir mischten uns unter die Volksmenge welche sich nach dem Schauplatz der Gefahr begab. Als wir auf einem kleinen offenen Platz vor einem großen dem Namen Form (oder Mauer) führenden Gebäude angekommen waren, sahen wir daß dasselbe in der That in Flammen stand. Wäre unser Baumeister das gleiche gewesen wie in Pisa, so würden wir Ursache gehabt haben zu fürchten daß die rasende Verheerung vermöge die Verwandlung der Stadt in einen Aschenhaufen zu verhindern. So aber wurden daß dieses Dach und die Holzgebälken an einem Stockwerk ein Raub der Flammen. Auch hatten die schönen fortwährenden Truppen zur Herbeischaffung von Wasser Hülfe geleistet, und die Feuerspritzen spielten noch als wir kamen. Das Eisen und die Hohlziegeldecken des Stockwerks in welchem das Feuer ausgebrochen war, mußten bestätigen noch erhalten, bis das Feuer alles in seinem Bereich befindliche Holzwerk verzehrt hatte, und dann aus Mangel an Brennstoff von selbst erlosch.

Ueber den Styx.

(Von K. Vorbrun.)

Dieses Wasser, das ein gewöhnliches Bachwasser ist, kann schon in Alterthum in schlechtem Rufe, so entspringt aus einem hohen Felsen bei dem Dorfe Nonakris in Arkadien, fließt sich dann

Digitized by Google

neun gegen hundert Fuß hohen Felsen, und bildet dadurch einen der anſehnlichſten Waſſerfälle in Griechenland. Nach Heſiodus ſoll der Styx ſeinen Namen haben nach einer Nymphe welche der Tochter des Oceanus und der Thetis, nach andern des Erebus und der Nacht war. Dieſer Nymphe Kinder waren Zelos, Kratos, die Bia und Nike, welche dem Jupiter gegen die Titanen beiſtanden — nach Pauſanias ſoll Styx auch die Mutter der Perſephone geweſen ſeyn. Der Styx war nach einigen der größte Arm des Oceanus, der ſich in die Unterwelt ſtürzte. Bei dieſer Quelle war es Sitte der heiligſten Eide zu ſchwören. Unter den alten Schriftſtellern erwähnt beſonders Pauſanias des Waſſers des Styx, verſichernd daß dieſes Waſſer ſowohl den Menſchen als den Thiere tödtlich, ja ätzend ſey, und man habe Ziegen nach dem Trinken ſolchen Waſſers ſterben ſehen; außerdem habe es die merkwürdige Eigenſchaft daß es Gefäße und Becher aller Art von Glas, Cryſtall, gebrannter Erde oder Stein aufreiße und zum Zerbrechen bringe, ja ſelbſt Metalle, Gold und Eiſenes ausnehme, worunter jedoch das aus Gold und Silber beſtehende Maulthiergefäße zu verſtehen ſeyn dürfte, und deßwegen nur im Hufe des Pferdes, den es nicht zu perforiren vermöge, gefaßt werden könne. Strabo, der Styx erwähnend, ſagt: „Styga rejam perniciosam, quam Homerus laudavit.“

Nach Homer erwähnt daß das Waſſer des Styx bei Neuenbrei, welches ohne Geruch iſt und auch ſonſt kein verdächtiges Anſehen habe, den ihn Koſtenden täuſche, weder ſpeiſe in der größten Schnelligkeit verdirbt, und es helfe begreiflich nichts, weil es gewiſſenhaft jedesmal die Eingeweide erhärte und zuſammenziehe. Auch Plinius erwähnt: „Non odore nec colore differens — illico necat.

Aus dieſen Mittheilungen ſieht man ſich das Waſſer dieſes Baches als ein ungeſundheitsgrauend, ja höchſt gefährliches Waſſer denken, während es ja den nächſtanliegenden, zu trinken Waſſern des Landes gehört, und würde ſich ſelbſt in einer mehr phyſikaliſchen Gegend ſtehen, ſo würde es ſeiner Reinheit halber eine Seltenheit, die durch die Kenntniß ihres Waſſers wohlthätig auf den Kranken wirkenden Organismus werden könnte; eine Mineralquelle, ein reines Gebirgswaſſer, das durch ſeine Friſche belebend und ſtärkend wirkt, zu ein Erfriſchungsquellen zu nennen ſey. Das Waſſer des Styx iſt ein Schnee- und Gletſcherwaſſer, und bildet einen anſehnlichen Fall, ſobald der Schnee auf dem Gebirg von Kalabrien ſchmilzt, was gegen Ende Juniud der Fall iſt; ſpäter verſiegt dieſer Fall, und im Monat September findet man gewöhnlich den Styx beinahe ausgetrocknet. Der Geruchsinn dieſer Gegend benennt dieſes Waſſer Malvasia, d. i. ſchwarzes Waſſer, und darin ſeinen Grund hat, daß alle Felſen durch die ſich dieſes Waſſer ſchlängelt und die aus demſelben beigezogen werden, ein ſchwarzes Anſehen haben, das jedoch den phyſikaliſchen Gehalten die ſich damals befanden zuzuſchreiben iſt. Das abergläubiſche Volk begiebt ſich zum Styx zu gehen, indem in den Höhlen, die ſich in der Nähe dieſes Waſſers finden, Geſpenſter, Griechiſche Phantaſmata, hauſen ſollen. Wird nun dieſes ſo unheilbringende Waſſer unterſucht, ſo iſt ſelbes rein und klar, und geht im Monat September, bei einer Hitze von 20° R., nur 6° R., ſo daß deßhalb dem durſtigen Wanderer nicht ſchlechte Labetrunk ſeyn, auch demjenigen der vom Schnee durchnäßt ſich durch die angrenzenden Felſen des Thales, in das ſich dieſer Waſſer ſoll ſtürzen, zu retten ſucht, in der That auch Unglück und Tod bringen kann.

Der Aufzug von Buschir zum persischen Plateau nach Schiraz.

Am Südrand des persischen Golfes und des indischen Oceans besteht, wie wir sahen, die Küstenzone (Dschilisan) aus einer flachen schmalen, sandigen Strecken mit wenigen Dattelpflanzungen und einigen Kornfeldern; im Westen am Ufer des Tigris ist ein trauriger Sumpf. Kaschan war einst berühmt wegen seiner reichen Produkte; weiter östlich an Persien erheben sich aber schon wieder Berge und stoßen im Kuhrs Persiens, wo nur gerichtet dem Golfes und dem indischen Meere wieder eine Niederung sich prägt, aber steinig und öde, während südlich vom rothlichen Meere die Wüste sich an die Ebene der Amaret hin erstreckt. Zwischen diesen niedern Strichen im Süden, Westen und Norden erhebt sich nun das Plateau von Persien, in einer mittleren Höhe von 2000—3500', von welchem Berge, selten über 7—8000' hoch, aufragen, bald nur Hügeln zwischen den Bergketten, bald die Berge isolirend aus der Ebene sich erheben. Von einer Übersicht von Jerbingrube ist Flandin in Buschir zum erstenmal eine Ebene ist Ebene. Die topographischen Verhältnisse des Landes veranschaulichen sich am besten, wenn wir einen Höhendurchschnitt des Landes von S. nach N. nehmen; die Strecke geht bis Schiraz nach SO.

Buschir, am persischen Golf = 0', Dalaki und Borasjun 250', Kamareschte 1545', Kamaredsch, Kaserun 2864', Station von Schapur 2272', Deschte Arjen (Bergeb), 7300', Schiraz 29° 37' nördl. Br., 50° 20' östl. L. v. G. 4684' Par. Berggen (Persepolis), 4800', Chesti-Zurd 6000', Dehgheh 6564', Imam-Chaft 5910', Murdasch-Kragt 5370' Kamelschah 4704', Abadeh (31° 29' nördl. Br.), 4140'. Kaserun (Pasbähe), 6042', Kaschan 2050', Kum 2040', Teheran 35° 40' nördl. Br., 49° 3' östl. L., 3760'. Dorf Demawend 6429', Elisrund 0'.

Wir betrachten hier nun den Aufstieg zum Hochplateau von Buschir, vom persischen Meerbusen aus nach Schiraz näher; nicht nur wegen des gegenwärtigen Krieges Englands gegen Persien, sondern auch als die einzige Hauptkarawanenstraße von Süden aus. Schon Tacitus nach der Geschichtschreiber Alexanders des Großen spricht von den Felsen hier, ähnlich; Plinius von der Climax zwischen, im Gegensatz der Syrischen, dem jetzigen Kirbat und Germsir. Obwohl viele Reisende, wie Chardin, Fraser, Morier u. a. den Weg beschrieben haben, ist die geognostische Beschaffenheit der Gegend doch durch Niemand recht genauer dargestellt geworden. Wir folgen ihm mit Benutzung früherer Nachrichten. Von dem heißen Distrikte am Meer (Dschilisan) zum obern Persepolis oder Schiraz ansteigend durch ebenso viele mehr oder minder hohe, steile und schroffige Gebirgszüge aufsteigend, erreicht man 7 verschiedene Ebenen. Von diesen sind 2, die von Kazerun (2772' hoch) und die von Abadeh, Einsenkungen auf Plateaux-Form, und die beiden Hügelreihen zur Seite haben jede einander gegenüber eine besondere Richtung, denen einander entgegengesetzt geneigte Linien der Plain der Art der dazwischenliegenden Thäler oder eigentlich nur Flächen — da sie keinen Abfluß oder Strom in der Mitte haben — parallel sind. Eine Ebene, die von Deschte-Arjen, hat eine Einsenkung in der Mitte mit einem See; die von Chaleh ist ein reichlich Kornland oder Plateau, die von Kamaredsch und Schiraz sind von zusammengeschwemmten Geschieferlinien, und die von Murdasch hängt schon mit den großen Terrassflächen von Kerman zusammen.

Die Engpässe (Kotkal oder Tenk) sind zum Theil künstliche Pfade über den nackt oder den minder verpendikulären Fels, wie beim Kotkal-Kamaredsch (2864' Par.) und dem Tschim-Paß; mitunter sind es Wege über den niedrigsten Kamm einer Bergreihe oder über eine flache Spitze geführt, so beim Kotkal i Pir e Zan. Bei andern sind es die Lamanagellionen zwischen Felsen von verschiedener Formation, so beim Dalaki-Paß und dem Tenk i Tunkan. Am Kotkal i Mulla steigt Kalkmergelie an einer Felswand empor, bis der Pfad über einen schmalen Rücken geht, um die Ebene von Chaleh zu erreichen. Der Tenk i Ab Pikar ist eine Terrassenanlage zwischen zwei Hügeln. Die Felsen bestehen aus Sandstein, Kalkstein, Gyps, Thon und Mergel, mit sehr häufigen Alluvionen, die alle der Diluvialtertiären Epoche angehören, aber älter sind als die Kiesformationen.

Keine Gegend macht nach Fraser einen so niederschlagenden Eindruck als das Dschilisan oder die flache Gegend, durch welche die Straße von Buschir nach Dalaki führt, besonders im September, wo alle Erzeugnisse des Pflanzenreichs verbrannt waren, und das Auge umsonst etwas Grünes sah, außer einige Dattelbäume, eine Hand Tamarisken oder Kameeldorn, die ganz vom Staub bedeckt waren. Der Thermometer zeigte bei Tages 108°—115° F.; man reist daher meist Nachts oder früh Morgens. Man kommt durch eine Reihe niedrigen Sandhügel und Strecken von Schwarzerde, die ziemlich fruchtbar sind, aber nur wenn sie bewässert werden. Dieser findet man überall wo es Wasser gibt, arm und schlecht gebaut, aber ziemlich stark von baumartigen Dornbüschen bewachsen, deren Nahrung und einiges Getreide und wenig Obst produzirt werden. Die Milch und die Eßwaren, die sie auch haben, verkaufen sie meist, wie auch die Pferde, die sehr geschätzt werden. Die Datteln von Dalaki sind berühmt. Man rechnet daß jeder ausgewachsene Baum 11 Pfd. engl. Pfd. Früchte gibt, 2—2½ Rupien wert, wovon der Landbauer 8 Pfd. (eine Rupiermenge = ½₀₀ Rupie) Abgaben zahlt, ½ für den Steuereinnehmer bei Dalaki, das übrige an den Statthalter des Distrikts für die Krone. Ein Garten mit 300 Dattelbäumen wurde für 300 Rupien verkauft; für jeden Dattelbaum oder jedes Feld, welche auf einer großen Karte, die der Regierung gehört, verzeichnet werden, muß man für den Gebrauch dieser Waffe und eine Abgabe bezahlen. Die Weizen- und Gerstefelder zahlen die Abgaben nach der Zahl der Säcke, die zu ihrer Bearbeitung nöthig sind, das mit einem Ochsen bebaut wird, 8 Rupien, das mit einem Maulthier oder Pferde 16. Man rechnet auf jeden Hasbul Mawadi à 116 Pfd. engl. Weizen- oder Gerstenertrag, jenen zu Mawadi 2 Rupien, letzter einen mehr.

Man kann sich nach Fraser nicht genug wundern, wie die Straße zwischen Dalaki und Kazerun, die doch eine der bedeutendsten Provinzen von dem ersten Seehafen eines großen Reiches zur Hauptstadt führt, von der Regierung, wie von Privaten, so vernachlässigt ist. Die Unsicherheit des Eigenthums ist der Plage des bebauungsfähigen Landes. Das Dorf Dalaki (950, am Fuß des Gebirges, zeigte nach Morier die äußerste Armuth.

Was die geognostischen Verhältnisse des Landes betrifft, so trifft man auch Muschelkalk, wie man die Richtung des Terrains durch den Paß von Dalaki verfolgt, eine Formation von großen Kalksteingeschieben, die Berge von Ostracinet, der Berge Ostrea, Berge und Dunale, von Chamoma u. a. Localnahmen enthalten,

welche meist Serpentinsteinen ihren Ursprung noch jetzt im partiellen Gestein haben. Darüber lagert ein schieferiger, brauner Sandstein, ohne Versteinerungen, und über diesem in den Hügeln im Norden ein compacter Kalkstein, Mergel und Gyps, in dünnen Betten, meist mit einer Neigung von N. 60° W. nach NO. In dem Thal von Schayar liegt auf dem braunen Sandstein ein rother, mit thonigem Conglomerate, und rother talkhaltiger Thon, der in Klippen mehr als 600' über das Plateau aufragt. Der erste Paß von Süden aus, der Kothal i Mella, den Fraser abgebildet hat, besteht aus rothem Sandstein und Conglomeraten; er liegt nach Fraser 1 Meile von Dalaki. Der Weg hin geht in Windungen an der Seite eines steilen Gebirges hinauf und durch sich um die Ecken, welche die hervorragenden Felsschichten bilden, wo der enge Boden durch die ausgelegten Massen der Conglomerate so pflastermäßig geworden ist, daß die Pferde oft ausgleiten und strancheln. Inzwischen steigt die Straße in den wunderbarsten Windungen hinauf und senkt sich abwärts wieder herab, wendet sich zwischen Sandsteinmassen hin, die von den Bergabhängen herabgerollt sind, und den Weg für Menschen und Thiere ungangbarlich zu machen scheinen. Man kann sich nichts wilderes denken, ganze Reihen der Berge sind in Stücken zerfallen und in die steilen Schluchten gestürzt, wo sie Bergeshänge von Meilen bilden; die tiefen Schluchten, die dem Wetter, das alle weichern Stoffe weggerissen hat, geboten haben, stehen wie in mosaikähnlichen Werken in ausgezackten Lagen, unter welchen ganze Alluvien Schutt finden können, frei hervorragen, sie erstrecken sich in unterbrochener Linie, quer durch die Schluchten und Bergthäler und zeigen neue Zerstörungen, wo sie der gewaltigen Einwirkung der Bergströme ausgesetzt waren. An einer andern Stelle war ein ganzer Berg auseinandergerissen, der obere Theil hoch oben in der Luft und drohte die Vorüberziehenden durch seinen Sturz zu vernichten. Der ganze Paß ist nach Fraser 14 engl. M. lang; meistentheils geht es durch überhängende Gebirge. Keine Oede drückt diese Felsen, keine Absenge bricht sie. Nur ein paar Büsche der wilden Mandel trinken ihre Wasser in die Spalten der Felsen. Unter Gebirgsbach rollt mit einem schaurigen Getöse auf der Fläche einer der höchsten Massen, die von den höhern Gipfeln herabgestürzt sind. Die Pferde mußten oft von einer Klippe zur andern springen, ein einziger Fehltritt und die Thiere in die Luft thun. Mit bewundernswürdiger Sicherheit schritten die Maulthiere vor; vorsichtig ihren Weg verfolgend, klammern sie an fast senkrechten Felsen empor, springen rasch und sicher von einem Felsstück zum andern, bis sie einen Punkt erreicht hatten, wo sie Athem schöpfen konnten. Mit Schauderlich erinnernd, ob ein schmaler Pfad zwischen den Felsen oder um eine Klippe herum auch Raum genug für ihre Ladung von 300 Pfd. habe. Die Kameele tragen weniger oder nichts und bleiben oft entfernt am Wege liegen. Der Perser reitet aber mit der größten Geschicklichkeit über die gefährlichsten Stellen und treibt auch ihre Pferde an.

Der Thorn von Chosk, zu der man hinaufsteigt, hat noch Alluvium eines Bodens und Thon in Sand- und Flußbetten, und ist meist angebaut und mit Pflanzen von ganzen Glycyrrhizen und Cynoxia bedeckt. Niedere Hügel von Kies führen auf diesen Thorn in andere Felsenpässe. Der Schayarfluß fließt zwischen jenen Abhängen von Sandstein, Kalkfels, Thon und Mergel, letzterer von bräunern Adern von Gyps durchzogen, der Thon stark mit Salz geschwängert. Der Kothal i Kumaredsch, der aus diesem Distrikt in die gleichnamige Ebene führt, geht über einen absolutlichen 600' hohen Felsen aus Kalkstein, Mergel, Thon und Gyps bestehend, mit einer Neigung von 60°. Die Straße zu ihm führt noch Fraser durch einen Hainbusch auf einem zwar schiefern, aber weder so gefährlichen, noch so mühsamen Wege wie der eben beschriebene. Die Berge sind nicht so hoch, aber in mehrere verschiedene, getrennte Massen zerrissen, der Felsen war nicht so unterwaschen, man ist häufiger mit Erdboden bedeckte Strecken. Da die Wand des Gebirges, der die Straße entlang führt, sehr steil ist, so lagern massige aus den Gipfeln abgerissene Felsblöcke auf dem Wege; aber die phantastischen Formen der Bergspitzen verleihen der Gegend ein wahrhaft Alpisches Ansehen. Der Weg stieg schroff und abschüssig auf diesem Thore empor am Rand der fürchterlichen Abgründe hin, wo man glaubt daß kaum eine Geis würde vorbeiklettern können. Die Lastthiere schreiten aber rasch und vorsichtig zwischen den Felsstücken oder auch in das Gebirge eingehauene Stufen hin. Der letzte Theil der Straße ist besonders rauh und anstrengend, und Fraser kann nie einen anstrengendern und rauhern Strecke für Lastthiere von solcher Ausdehnung gesehen, als den diesen beiden Kothal.

Die Ebene von Kumaredsch ist nach Fraser etwa 8 engl. M. lang, 3—6 breit. Im Norden steigt sich eine Vorlagerung der hohen Kalkbergreihe, welche die Ebene von Kazeron begleitet, etwas hinab, hebt sich dann aber wieder und bildet im SW. hohe Vorberge. Im Süden begleitet das Thal eine Hügelreihe aus Kalkbergformationen, die unter den Kalkfels, Gyps und den salzhaltigen Thon hinunterragen, welcher den ganzen Westtheil des Thales einnehmen. In den Hügeln, unmittelbar über dem Dorf Kumaredsch, ist eine runde 200' tiefe Aushöhlung, auf deren Boden eine 40' dicke Ablagerung von Gerölle und Erdharz sich findet. Ein Kumaredsch benachbarte Quellen noch auf einem Hügel bei Cachek von Herbod zu Meinen. Nach Kämpfer sah man auch die Reste von Hunderten solcher Bergfeste in Hark. Der Kälkenost (Kothal i Sarkan) führt von dieser Ebene in die von Kazeron. Weniger steil und hoch als die früheren, ist er interessant als die Zusammenlinie zwischen dem Kalkfels des Südrand und dem Thon des Nordrand. Her, in der nördlichen Kirchenmauer gebraucht, ganz verschieden ist von dem des Tacht. Das Thal von Kazeron ist 30 engl. M. lang, 7 breit, im Süden die Gränze oder mehrfach. An beiden Seiten erheben sich hohe Kalkbergreihen, die steinbrüchig gegen das Innere zu abfallen; die Nordseite des Thales nehmen niedrige Vorhügel ein, einer Vorlagerung der Kumaredsch-Formation. Der Fahrweg, in welchem die Caravanen von Schayar ausgehauen sind, im engsten Thale, wo es 30 Yards nach Messen — nach Johnson kaum 300 Yards — breit ist, besteht nach Kinneard aus Kalksteinlagen, die auch im Norden und Süden ein tiefes Thal von 2 engl. M. Durchmesser mit mauerartigen, 4—300' hohen Abhängen umfassen. Der berühmte Strom von Schayar, in der Mitte des nördlichen Halbkreises, hat eine Ausdehnung von 464 Schritten, ist voll von Stalaktiten und Stalagmiten, der Gang 30 Fuß über der Fläche des Wasserabfalls. Am Südende des Thales von Kazeron, das 2772' hoch liegt, fällt die östliche Felsenreihe beträchtlich, und endet an einem abgebrochenen Felsen, aus dessen Seite ein unterirdischer Strom fließt, wohl der Ableitung der Brunnen der Ebene von Dasht-Arjan. Die Quellen ergießen sich in die See am Südrande der Ebene. Wir haben schon erwähnt daß Fraser die Stadt Kazeron als einen Hauptort Meinen nennt, obwohl es noch ein bedeutender Marktplatz war. In der Ebene sieht man viel Weizen und Gerste auf Feldern die durch unterirdische Canäle bewässert werden, denn im Thal gibt es wenig oder gar kein Quellwasser. Die vielen Canäle, die aber jetzt ganz verfallen sind, zeigen daß das große Thal, welches bis Schayarfluß jetzt bewässert, früher noch besser bewässert war.

Acht Meilen vom Turkenpaß steigt die Straße über eine andere Bergkette durch den Paß der Zacher (Kothal i Dacher), den

Digitized by Google

Quinten (1 Tab. 2½) nach einer Zeichnung von Major Lloyd abgebildet ist, über einen 600' höhern vorspringenden Arm Kalk- und Kalkstein in der Ebene Mayl am schönen Teiche Mohammed Tschelebi den Hügel. Die vom Kastellan Hassan Mohammed Hassan und sein Neffe, dessen Turmmann Ibrahim Tschelebi Mohammed Hassan, denen nach Brown den Paß der Tscher als den schönsten Punkt ausbessern lassen, und Gelände oder Baumgruppen anbringen, so daß man ihn wirklich bewundern müßte, obgleich immer noch mit unendlicher Anstrengung, passiren. Die Ebene von Akbas Ahmeli nach Lindworth bei den Kajerun, und bis in Osten die ungemein steilen Gebirgsketten, die Pässe jenseits, in einer Curve zusammenkommen, wie bei der Ebene von Tricht-Arjun. Zwei Bäche führen über die Berge aus Norden in diese, der südliche (der alte Wasserbach, Kadrel i Pir o Zun, der nach Fraser 4 engl. M. vom Akbai beginnt und 7 engl. M. lang ist), ist ein Bach, der einfach über den untern Theil des Kammes der Bergkette direct in die Ebene fällt. Beim Passiren nach dem Pir o Zun, dem höchsten Theile der Gebirgskette, überrascht man noch Neuem von einer Anhöhe, unfern der Herrschaft, ganz gewiß die fünf Bergspitzen, die aus der Gestalt der abendländischen Fingern hat; dann noch die Ebene von Leschkistan und zeigt schwach am Horizont das See. Im Mai lag an manchen Stellen des Pir o Zun noch Schnee. Der nördliche Bach, oberhalb dem Dorf Akbai, geht zum Theil durch einen Felsenpaß und, nachdem die Bergreihe überstiegen ist, südlich längs einem engen, rauhen, 8 engl. M. langen Thale, von hohen jähen Felsen und Kalkstein umgeben, die auf Mergel, Thon und tönenen Kalksteinbetten ruhen. Man findet in diesem Kreidekalkstein Versteinerungen vom Muschelart, in andern herrlichen Exemplaren vor. In ersterm Ostreaceen, Cardiaceen, Buccaniden, vorzüglich gegenüber Persanen und Canon, zu Scharpe Corithien, Turrititen, Nautiliten und Ammoniten; hier aber auch oberhalb Dolaki; der gelbe Kalkstein des Tschirpasses liefert vorzüglich Pinien und Arundo Lindworth glaubt, daß diese bedeutenden (unter cretacischen) Felsen der Haus der Miocen-Epoche angehören. Eine engl. Meile geht es abwärts durch Eichenwald in die Ebene von Tschi-Arjun, mit einem kleinen See, ohne sichtlichen Abfluß, durch einen unterirdischen Bach, der aus den Felsen kommt, genährt. Man sieht hier Reben in einzelnen Gärten, ohne Pfähle, da der größere Theil der berühmten Schiraz-Reben liefern. Auf dieser Ebene folgt eine Gegend von niedrigen Hügeln aus Kalkstein, Mergel und Gerölle, bis zur höhere Gebirge aus Sandstein und rothem felsbildenden Thon vor die Ebene von Schiraz hinziehen. Ein noch steinigerer und beschwerlicher, doch nicht steiler noch gefährlicher Weg führt nach Schiraz. Man kommt nach Braser aber wilde Haidenschaften durch Hügelreihe, unregelmäßige Sandhügel mit Büschen von mancherlei heiligen Kräutern, vermischt mit aromatischen Pflanzen durch, gelichten welchen Hunderte von wollbeinigen Mehlkäfern herumlaufen. Man sieht Horden von Mlat (Wanderstämmen) mit großen Heerden Rindvieh, Schafen, Pferden, Esel, wie Zigeuner, aber wilder und romantischer herumziehen.

Die Ebene von Schiraz besteht noch Lindworth aus Schlick und Schlamm, der durch Bewässerung zum Behuf der Baumen von Reis, Kürbissen, Gurken und andern Gemüsen auf das Land gebracht werden ist. Sie wurden neben Meere noch Lehmmassen bedeckt.

Der Paß Tasi i Allah ist über festen aus Kalkstein, dem das Plateau von Kasrun-Abad, einige Meilen weiter südlich, aus Sandstein, auf dem versteinerten Kalkstein lagert, an dreifachen Muscheln, wie sie die nackten Hügel von Mendesche zeigen. Die

Ebene bei Kasrun (Schiraz) auf Mendesche bestehen auf einer Alluvialformation. Die einzige Vegetabilien im Thale von Mendesche sind einige Salzpflanzen (Halocnemia und Salsola) ferner einige Stämme und Sträucher. Die Salzpflanzen und Wasserbäche, sowie der Salzsee, das Vorkommen dieser Pflanzen deuten auf die Nähe des Meeres in der Richtung des Südwestens, wo es eine kleine Meerebene, die bei starken Südwinden oft ganz unter Wasser steht, und deren Salzboden Salzausblühungen zeigt. Passarun- und Wasserbäche aus Osten und Norden vereinigen sich in dieser Ebene, gehen es über einen Hügel. Der Bergzug, welcher die südliche und westliche Gränze der großen Ebene von Mendesche bildet, ist ein ununterbrochen gestaltetes hohes schönes Gebirge, welches mehrere neue ausgezeichnete Berge und eine Hauptkette ausgenommen, beinahe gleiche Höhe hat. Dieß ist der merkwürdige Fall beider Kämme, der Lemmel und Lemmer. In den Lepis Sichen-Hills soll nämlich der Lemmel und Lemmerschichten und der höhere Berg so hoch sein, daß man ihn in einem Falle sichtbar, Paul. M. bemerken, daß Paul nachdem sich von Schiraz 13 Meilen weit fällt, zugleich 30,— die sich über einen geringen Raum in die Ebene und weiteren Ort. Das Regenwasser über in Dorfe zu groß aber über 700 Fuß ist mehr als nach heftigen Gewittern dann sehen. In Gebirgsgegend sind mit einem Schaum überzogen ist weil es in Persien einzelner Landschaft ist, wie Mendesche. Der Fluß von Kasrun-Abad enthält 17 Teiche, welche 40,000 Tomans oder 30,000 Pf. St. an die Regierung zahlen müssen. Der Boden dieses Sees ist im ganzen mit Salz bedeckt, und besteht hauptsächlich aus Mergel, Lehm, Sand, Kies, der auch Kalkgerölle in der Gegend nach NO. vorherrschend ist. Der Salz-Gehalt verursacht, daß das Wasser unwirksam macht. Die Nord-Ost-Ufer sind sumpfig, die Süden, der Boden von O. nach W. Diese Seiten Ufers sind sie aufwärts durch kommt Regen und ihre Wasserquelle, welche aber eigentlich nur an Winterabenden mit Anbau in Verbindung stehen. Die Leuten der Gegend, was mangelt, sehr man Salzsee. Der See ist die Lieblingsgesellschaft der Jäger, welche in schönen, heiteren Abenden kommen und in dem angenehmen Boden abwechselnd erfrischen wollen. Im N. sehr man in die Mendesche Ebene mehrere abgesonderte Hügelreihen, die mit den angrenzenden Gebirgen nicht zusammenhängen. Eine dieser ist die Hügelreihe, welche 12 Meilen, also in südwestlicher Richtung von Schiraz, eben so hoch wie die Gebirge, welche die Ebene von Mendesche, und E. begrenzt. Von W. eine Bergreihe, die bei Kasrun-Abad, mit Namen Schiraz, mit Namen Schiraz, mit Namen Schiraz

Briefe aus Indien.

Von Tschittur (Chittoor) nach Kuſſerabad (Kuſſeerabad).

VII.

(Von der Gang 5. Brief.)

Am 8 September ging's weiter, Morgens um 6 Uhr zog ich mit meiner kleinen Karawane an den Fluß, konnte aber noch nicht hinüber, weil er vom Nachtregen geſchwollen war, und mußte warten. Erſt um 11 Uhr, bei einem zweiten Verſuch gelang es, aber die Zeit dazwiſchen verſtrich nicht müßig. Ich ließ ſofort vor jedem Zelte kochen, frühſtückte und von einem Buſch Durchgeſſen. Auf dieſe wurde über die Mündungen ein Gitter von Bambusſtäben mit Blattfedern geflochten, etwa 6 F. lang und 2½ F. breit; in zwei daß an jeden Ende ein Loch ſich befand, und zwei in der Mitte der längeren Seiten. Dieſem ſchwachen Floß vertraute ich mich an, meinen Sattel als Sitz gebrauchend; zwei Männer zogen es geſteuert und ſchwimmend über das Waſſer — eine ſehr gebräuchliche Art in Indien über Flüſſe zu ſetzen. Die Männer watend folgten zogen die Kleider und ſich begaben ſich an den Fluß. Die Kamele mit ihren langen Beinen waren bald genug mit der Ladung auf den Rücken, dem Strom Widerſtand zu leiſten und die Furt zu durchſchreiten, mein Pferd ſchwamm, und das Floß ging hin und her um Reiter, Kleider und Gepäck herüberzuholen. Glücklich gelandet, beſtieg ich das Pferd und ritt meinen Leuten voraus. Mehre Sommerwolken zogen mit hoch oben mit Südweſt voran, und ein gewitterartiger Schauer, den ein unterer Nordoſt-Strom ihnen entrieb, erfriſchte den Reiſenden und verſchönerte die Landſchaft. Durchſchnitten war übrigens die Ebene ſo breit daß ſie nun überall, wo ſie die Hand erreichen konnte, Waſſer zog — namentlich in der Nähe der Handgelenke, wo zwiſchen Daumen und Handſchuh ein kleiner Raum frei blieb, und im Nacken. Das verdarb mir aber die ganze Freude nicht, und ich erfreute mich der reizenden Hügellandſchaft, der grünen Dickungen und der ſchönen weidenden Rinderherde, welche graziös die Dornen ſtreifen, und war voll Hoffnung auf die glückliche Vollendung meiner Reiſe. An ſonderweitiger Unterhaltung fehlte mir's auch nicht. Mein Pferdeknecht, der gewöhnlich unbeachtet lief mit den Hühnern in der Küchenſtube, war immer bereit das Pferd zu halten wenn ich abſtieg, um meine Bekanntſchaft mit dem einen Brauch und Gaſch zu erweitern. Hier galt da wurde ein Wort gewechſelt mit einem reitenden Sipahi, welcher auf dem Rückweg kommend den kleinen Trupp oder Tanda (Tattoo), der ſein Gepäck trug, vor ſich her trieb und mühſelig ſchimpfend ſich nach dem Waſſerſtand des Fluſſes erkundigte. Da iſt ein weites Vergnügen dem Feuer entgegen zu reiten; die köſtliche Harmonie der hindoſtaniſchen Sprache erinnert eine reizvolle Unterhaltung, und der gemeinſame Durſt iſt ein Band das Chriſten und Heiden in der Fremde einander nähert. Das Argument iſt die Hemmarſch des Sipahi. Hinterher traf ich auch überraſchende Wechſel der Landſchaftsbilder: eine alte Burg die plötzlich hervortritt, oder hoch oben auf dem Berg die traute Anſiedlung eines in den Feld gehauenen Tempels mit ſteten gelaſſenen Brunnenbaden.

Einmal ſtieß ich auch auf eine wanderende Bande von Schmieden und Keſſelflickern. Vielleicht 12 Ochſenkarren ſtanden unter, mit Matterndächern gegen den Regen geſchützt, und vor jedem war ein Laubdach vor der Schmiedeeiſen, aus welchen herum die Familie ſaß und arbeitet. Ein altes Weib hebt die Blaſebalge, und der Mann hämmerte drauf los. Sie machen Schlöſſer, Riegel, Pflugeiſen u. ſ. w. für das benachbarte Dorf; das Eiſen, welches als Geberg in vielen Gegenden Indiens in oberflächlichen Riffen oder loſen Gerölln vorkommt, oder auch bergmänniſch gewonnen wird, holen die Eingeborenen, wo es ſich findet, in kleinen Lade- oder Handbeilchen her, ſo daß nur kleine Mengen gewonnen werden. Zur Feuerung dient Holzkohle und Kuhmiſt. Die mondenden Schmiede nennt man hier Mormarikis, weil ſie von der anſtoßenden Landſchaft Marwar vorzugsweiſe von den Marwaris herkommen. Im Dorfe nennt man ähnliche Banden, die ſich auch mit Korb- und Matterflechten und Sachen abgeben, Gollarus (Gollarus). Dieſe Leute verſtehen mein Hindoſtaniſch nicht, und mein Arabiſch mußte dolmetſchen. Eine kleine Silberarbeit wollten ſie nicht als Geſchenk annehmen; ich kann mir kaum erklären warum. Sie müſſen gerade den Werth des Silbers nicht kennen — aber Kupfer hatte ich nicht bei mir. Nachmittags gegen 4 Uhr raſtete ich in einem kleinen Gebirgsthälchen im Schatten einer Hainet von großen Neglen und Mandelbäumen, der eine Quelle und mehrere kleine Tempel barg. Vor mir hatte ich eine ſchöne Gruppe von Dattelpalmen. Da ich in ſpät aufgebrochen war, vorzog ſich meine Nachzug bis in die Nacht, die um etwa 6 Uhr ſchon einbrach. Der Weg wurde immer ſchlechter, da während der Tages in der Gegend die ich nun betrat, ſtarke Regengüſſe gefallen waren. Neue Gräben hatten ſich ausgewaſchen, und neue Riſſe zogen den Weg; ſo war es denkbar daß ich meinen Reitknecht vor ſeinem Fenſter warnen er dicht neben dem Pferd ging. Ich machte im letzten Dorf, welches ich bei Sonnenuntergang erreichte, einem Häuptling aufmerkſam, dem zur Vorſicht ſein Lanz oder meilengroßer Irrlichtſtab abgenommen wurde, damit er und nicht verlaufen möchten, was und in ganzer Verlegenheit gebracht haben würde. Die Eingeborenen haben wenig Vertrauen auf einander. Um 9 Uhr Abends erreichte ich endlich bewegte und durſtig Hammerabad (Hammerabad), wo ein Europäer-Bungalo ſteht. In der Nähe desſelben ſchlug ich im Dunkeln, durch ein Licht verleitet, einer falſche Richtung ein, und lief auf ein Zelt zu welchem ein anderer europäiſcher Reiſender Gaſt machen. Ich fand da Herren und Diener, um Kampfertheer, Sipahis und einen Ziege, die in einem engen Raum zuſammengepfercht, da wegen des Regens die Leute im Freien nicht ſchlafen konnten. Der Europäer war ein Artillerie-Sergeant, ſchon ſeit drei Monaten auf dem Marſch und zu Fuß; er kam von Bellary im Dekkhan und ging als Inſpecteur zu einem abgelegenen Diſtrikt. Er verlud auch mit einer Taſſe Thee, und erwies darum gaſtfreundlichen Dienſt, und wir verplauderten die Zeit, bis ein entfernter Schuß die Annäherung meines Kameltags verkündigte. Im warmen Bette hatte einen ſchweren Marſch gehabt, bis an die Knöchel im Schmutz und Waſſer, und die Kamele rochen und liefen in der Dunkelheit auf den ſchlüpfrigen Pfaden ausgleitend. In ſolchem Wetter werden die Kamele ganz unbrauchbar, da ſie mit ihren breiten ſpreizenden Füßen leicht ausgleiten, und dann oft nicht Kraft genug haben ihre langen Beine wieder zuſammenzuklauben. Man muß ſie oftmals abladen, um ihnen aufzuhelfen. Ich hatte faſt die Hoffnung aufgegeben meine Leute noch heutigen Abend zu ſehen, und lobte ſie für ihre Standhaftigkeit, die ſie ſamt dem Verdroß ausdauerten. Der Kafil (Karwan) lagte. Mat Bird und übrig! Den Sahib hatte befohlen, und wir hatten zu gehen: ſolange dein Vater Brotkorn zu ihren Füßen haben, kann man alles mit ihnen durchführen. Als wir am nächſten Morgen unſere Reiſeabenteuer verglichen, rühmte mir der Sergeant, der ein ſehr intelligenter Mann war, auf welche Weiſe er ſich als Gaſtfreund einen Platz paſſirte. (Gaſtfreund, deutſche mit Dezug auf Europäer in Indien, und der Benennung Hochs auf der Unterſtufe ſtehen, das erſte Jahr iſt man Griffin). Dem Eingeborenen,

Digitized by Google

bringen, hatte
Gefecht ob man Begierde über den Kinder
Verschiedenheit über das
ich unterhielt gemacht. Mein Ball auf seiner Verschiedenheit über das
Wasser zu wagen, indem jeder einen Knaben welchen fasste, will
sie in der Nähe waren, und bis an die Schultern im Wasser
standen, hielten sie still, und bemerkten dem Schüler daß er nun
doppelte so viel geben müsste als vorher als Strafe war, wenn er
hinüber wolle. Der Lehrer wurde über diese Unverschämtheit so
aufgebracht daß er mit seinem Stock auf die Köpfe der Spitzbuben
losschlug, die ihn natürlich allein liessen, so daß er den Fluß
bei Vogel schwimmen musste. Hamierabaar (Hamerzhbar) ist ein
kleines Gebirgsstädtchen mit dem, dessen Besitzer dem Rana
von Odipur tributpflichtig ist. Ein Morgenspaziergang durch
das Städtchen gab mir eine ziemlich offene Darstellung des
Handels und Wandels der Eingeborn. Am liebsten sehe ich im-
mer die Kinder, wie sie in der Schule oder der Gemeinde den
Boden sand mit ihren Tafeln leiten und schreiben lernen. Grosse
Haufen werden gleichmäßig mit einem feinen Sand überstreut,
und da hineinschreiben sie mit einem Stäbchen. In allen festen
Lehren Indiens findet man die Kinder auf diese Art beschäftigt.
Oft denn man an der Schule vorbeigeht, sieht und hört man die
Kleinen im Chorus das Einmaleins oder ihre Aufgaben absingen.
Man kann wohl annehmen daß die Kunst des Lesens, Rechnens
und Schreibens in Indien weiter verbreitet ist als in manchen
Staaten Europa's, wenn man die neuesten statistischen Zusammen-
stellungen über Volksunterricht vergleicht. Meine Diener kommen
immer in ihren Sprachen Rechnungen führen und Briefe schreiben,
wegen für mich oft am Papier daran. In Bengalen wo ich jetzt
bin, schreiben die Leute auf den Land mit einem Griffel auf
Palmblätter, die, wie mir einer meiner Diener ernstlich rühmte,
den Vorzug haben im Regen nicht zu verderben.

Im Madschwanlande sind die Häuser der Bauer größer und
solider gebaute als in den eingeschlossenen und mehr fruchtba-
ren Gegenden Indiens, wo man nur Hütten aus Bambusstäben
und Bambus findet. Die Weiber trugen hier den der Sonne
leichten Kleidung an der Hand, welche ich auch weiter beschrieb,
einen Rock der von den Hüften auf die Füße herabfällt. Der
Oberkörper wird in ein leichtes und Tuch gehüllt. Ein lieben
blau und roth, und ihr Zeug wird im Lande gefärbt.
Färberei hier: in großen Kesseln die im Freien in die Erde ge-
mauert sind, wird das Zeug mit dem Farbstoff der Pflanzen
gesiedet. Leider vermisse ich genauere Notizen über den Prozeß in
meinem Tagebuch. Das Land von Hamierghum steht auf einem
flachen Hügel, mit Granit von Granit durchbrochen. Die Abhänge
derselben sind ziemlich steil und oben ringsum mit Steinmauern um-
geben. Nicht nur in der Mitte derselben, sondern vom hohen Raum,
einer Spitze, sieht das eigentliche Haus ein von hohen Mauern,
die wenigstens 40 Schritte lang sind, eingeschlossener Quadrat,
mit einem runden Thurm an jeder Ecke. Der die Mauer rund
überragt. Das Thor ist doppelt; durch das Aeußere kommen wir
passiren, allein der Innere war verschlossen. Auf unser Klopfen
wurde ein Gesicht durch Guckgeschlossen, hinter dem ein Radsch-
puttsoldat zum Vorschein kam. Er rief und winkte beunruhigend,
da wir ohne Paß vom Rana nicht hinein können. Aber dieses
Radschputt und einige grosse Hunde Affen, die auf der Mauer herum-
liefen und mutwillig auf und niederstiegen, schien das Ihre seinen
Besatzung zu haben.

Im Laufe des Tages
Offiziere aus Nusserabad,
Rationirt waren, den Weg
reunen eilte), schneller zur
wechselte ich einem Gast; es war ein
der mit Pferden, die alle 10 Meilen
durch Nimmich (wohin er zum Abreite-
liegte als ich es konnte. Er erzählte

nur daß einer seiner Freunde der Krankheit halber von Nusserabad
auf Urlaub ging, und, wie ich, [illegible] Gut und Bad verschiedene, bei
dem Uebergehen über einen der [illegible] Kamele samt ihren Lastsatteln,
durch die Gewalt des Stromes [illegible] ertrunken, allein ich war
verloren habe. Das war freilich [illegible] unerfreulich, allein ich war
bei Weitem mehr, und sehre [illegible] nächsten Morgen meine Kiste
wurde einem seinen Knabengen [illegible] ersten Wasser fand, bestand
daß es sich aufklären werde.

Notizen über Niederländisch-Indien.

(Von der Gemeinde.)

V. Weitere Mittel zur Verbreitung der Handelsartikel — Handelsverkehr — der
Lizenz. — Art von Lizenz zu sorgen. — Eigenschaften. — Handelsverkehr — Verkehr
der großen Inseln unter sich u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die holländische Regierung hat es sich nie zur besonderen Pflicht ge-
macht möglichst viele Proselyten für die christliche Kirche
unter den Bewohnern des Archipels, und am meisten unter den
Mahommedanern zu gewinnen. Man läßt zwar die holländi[illegible]
und stellt die christlichen Missionäre, insofern sie sich innerhalb
Schranken des Gesetzes bewegen und der peinlichen Kritik der
eingeborn Priester Genüge thun, ihr Werk ungestört verrichten,
erweitert den neuen Bekenner der Christenthums äußerlich [illegible]
bürgerlicher Handel die Bevorzugung vor einem mahommedani-
schen Weibern. Weder eine Bekehrung zum Herr geht mit [illegible]
nun schon ihn, indem man seinen Religionswechsel als die [illegible]
gute Folge seines Uebertrittes hält, sowie man auch den mahommeda-
nischen Eingeborn achtet, der die Pflichten des Islamismus
mit einem religiösen Eifer zu erfüllen weiß. Auf diese Art
gewinnt, da so überall dem Religionswechsel in der Regel [illegible]
Motive zu Grunde liegen, [illegible] Javanen bei dem Glauben
ihrer Väter. Hingegen sind die Bewohner der molukkischen Inseln
Amboina, Banda, Ternate seit längerer Zeit Bekenner der christlich-
reformirten Kirche. Der Mahommedanismus ist aber auch [illegible]
Regierung in ihren Unternehmungen und Gutsherrschaften [illegible]
wegt hinderlich, und noch als man es die Gesetzen [illegible]
bei Kriegs und des Aufruhrs als erste Ursache [illegible]
es diente sich aus so Vorwand bei den Bekehrten [illegible]
nach ausbrechendem Differenzen, um ihre Unterthanen [illegible]
Rücken Einer zum wichtigen Kampfe anzuführen. [illegible]
welches Priesterinstitut welches die holländischen Regierung [illegible]
ihrer Niederlassung in Indien [illegible] war als sie [illegible]
inländischen Fürsten einheimischen [illegible]
priesterlichen Fürsten, welche [illegible]
Denn welcher die hohe und [illegible]
diese nicht der allgemeinen [illegible]
wurde den universellen [illegible]
man allmählig sogar die [illegible]
häufig, wie die Erfahrung [illegible]
Hand heimliche politische [illegible]
den mahommedanischen Eifer [illegible]
sie vereinte den höhern [illegible]
Hüte ferneren Generalen [illegible]

nähre der mohammedanischen Gemeinden stets Vorrechte vor den christlichen, wie nur auf dem Gebiet des Generalgouvernements vom Jahre 1853 ersehen. Als nämlich ein Christ bei dem Rath von Indien der Anfrage stellte, ob es einer mohammedanischen Gemeinde gestattet sey aus den zu den Einkünften gehörigen Mitteln sich das nöthige Holz anzuschaffen zum Bau eines Armenhauses zu holen, wurde ein für allemal beschlossen daß die mohammedanischen Gemeinden in Folge des ihnen von Seite der Regierung gewordenen Schutzes auf diese Gunst billigen Anspruch machen können. „Die indischen Gemeinden," heißt es in dem betreffenden Beschlusse, „können in dieser Hinsicht nicht mit den christlichen verglichen werden, indem erstere letztere ohne Unbilligkeit nothwendige versagen kann, was man der mohammedanischen Bevölkerung nicht verweigern wird." Im Jahr 1854 wurde für den mohammedanischen Kultus die gewiß nicht sehr bedeutende Summe von 45,000 fl. verausgabt, doch sehen wir aus dem Factum daß einerseits die Regierung die Aufrechthaltung des mohammedanischen Kultusdienstes sich angelegen seyn läßt, während anderseits die Bekenner des Islams es nicht verschmähen den christlichen Regierung um Unterstützung für den Dienst der Moscheen anzugehen. So zeigt sich auf Java wie auch anderwärts daß auch die Bekenner des Islamd, obgleich manche Lehrsprüche des Korans in Bezug auf den Ungläubigen einen hart klingen und ihm besonders die gastfreie Freundlichkeit absprechen und, demnach, ohne dem Worte ihres Glaubens untreu zu werden, bildungs- und entwicklungsfähig sind, und sich den allgemeinen Forderungen der Cultur wohl anschließen können.

Es gibt indessen eine durch den mohammedanischen Glauben angeordnete Sitte, welche die Veranlassung zum religiösen Fanatismus werden kann, nämlich die Wallfahrten nach Mekka. Alljährlich ziehen eine Anzahl Pilger aus Java und anderen Theilen des Archipels nach der Stadt des Propheten, um sich dort durch Gebet und erhöhte Belebung im Glauben zu stärken. Während die Pilger mit den arabischen Priestern in Berührung sind, unterlassen diese nicht die Brauttour des frommen Islams dringend zu empfehlen, und durch die „Ungläubigen" entweder Hoch von sich abzuschütteln. Sind sie nicht an Zahl wohl hundertmal stärker als jene Fremdlinge, und können ihr nicht im Namen des Propheten, dessen Heere alle Völker der Erde unterworfen? Durch ähnliche Lehren angeregt und durch religiösen Schwärmerei erregt, betritt der Wallfahrer mit dem Titel eines „Hadschi," d. i. eines Einweihten, der das Grab des Propheten gesehen, seine Heimath wieder und ist, da er seiner Reise wegen von seinen Landsleuten geehrt ist, seinem geringsten Einfluß auf diese aus. Kein Wunder daher daß die holländische Regierung von jeher ein wachsames Auge auf die Pilger hatte, und die Zahl derselben nicht allzusehr anwachsen ließ. Es besteht ein Gesetz daß niemand ohne Erlaubniß der Distriktsbehörde einer Pilgerreise nach Mekka unternehmen darf, und wird der gegen das Gesetz Handelnde mit Verbannung bestraft. Auch bestand bis zum Jahre 1852 eine Steuer, die jeder Wallfahrer vor seiner Abreise entrichten mußte, aber im genannten Jahre abgeschafft wurde. „Die Regierung," heißt es im Bericht des Generalgouvernements vom 1853, „hält es nicht für nöthig Recognitionsgebühren zu erheben von den nach Mekka pilgernden Personen. Da eine solche Steuer Verdacht erwecken könnte, als wollte man dem Mohammedaner hinderlich sein in der Ausübung einer seiner heiligsten religiösen Pflichten, welche Handlungsweise im Widerspruch wäre mit dem angenommenen Grundsatz der traditionellen Einrichtungen dem Inländer, so weit es thunlich ist, nicht zu stören." Wir finden auch daß manche Javanen sich widerrechtlich den Titel Hadschi zueignen, ohne in Mekka gewesen zu sein, offenbar zu dem Zweck um sich in Ansehen zu setzen, zur Ausführung von politischen Zwecken. Auch dagegen schreitet die Regierung ernstlich ein und sucht die Mittheilung der inländischen Vorgesetzten zur Erhaltung dieses Anspruchs zu erlangen. Der hohe Rath von Niederländisch-Indien erließ über diesen Punkt im Jahr 1854 ein Reskript an die Residenten (Distriktsvorsteher), „Es möge der inländischen Vorgesetzten bekannt machen daß den eingeschriebenen Pilgern gelegt die Wallfahrten nach Mekka, in Vergleichung zur Menge der Bevölkerung, nicht in der Weise zugenommen haben daß von Belang für das öffentliche Wohl zu befürchten wäre, sowie auch die verschiedenartige Benahme der Pilger Anlaß sich häufig vorgekommen ist daß die niederländische Regierung besondere Maßregeln dagegen zu nehmen sich veranlaßt sahe. Deßhalb mögen die inländischen Vorgesetzten und Vorsteher auch ferner der Aufsicht über die Wallfahrten durchhalten. Es soll ihnen aber empfohlen werden, zu erachten daß auch ferner die Regierung sich jeder Einschränkung in Bezug der stattfindenden Wallfahrten enthalten könne, welches dadurch bewirkt werden kann daß sie in Uebereinstimmung mit den Geistlichen die gehörige Wachsamkeit beobachten, damit nicht die Erfüllung einer religiösen Pflicht Anlaß zur Störung der öffentlichen Ruhe werde."

Was die Zahl der Wallfahrer anlangt, worüber genaue Listen geführt werden, so gingen von Java im Jahr 1854 1296, im vorausgegangenen Jahre 853 nach Mekka. Ein großer Theil der Wallfahrer starbe jedoch lebensfähig im Lande des Propheten, woselbst die Regierung freundlich sorgfältig ist. Dann in Jahr 1853 kehrten nur 310, im darauf folgenden Jahr 480 Pilgrime nach Mekka zurück.

Der christliche Kirche theilt sich in den von Europäern bewohnten Theilen von Niederländisch-Indien in die der Zahl nach schwächere katholische, und die am meisten Bekenner zählende reformirte Kirche. Im Jahr 1854 war die Zahl sämmtlicher Europäer und der mit ihnen gleichstehenden Personen auf Java 14,671, sowie in den übrigen Theilen des Archipels 4840, also zusammen 22,971 Seelen. Nehmen wir an daß etwa der vierte Theil derselben sich zur katholischen Confession bekennt, so ist die Gesammtzahl der Katholiken in Niederländisch-Indien nur 5—6000. Die Katholiken der reformirten Kirche aber sind deßhalb sehr bedeutend, weil zu ihnen fast die ganze Bevölkerung der Molukken, sowie auch eine große Anzahl anderen Eingeborenen gerechnet werden muß welche, wenn sie zur christlichen Kirche übergehen, gewöhnlich den reformirten Glauben annehmen. Ein Bischof, dessen Sitz zu Batavia ist und der sich Episcopus Oelophanius in partibus infidelium nennt, steht unter dem Schutz der Regierung die kirchlichen Angelegenheiten aller im Archipel zerstreuten Katholiken. Im Jahr 1854 bekleidete Hr. P. M. Vrancken diesen hohen Rang. Nachdem dieser schon in demselben Jahre mit Urlaub nach Europa ging, versah der Pfarrer Vos der Gemeinde interimistisch die Stelle. Das katholische Bethaus zu Batavia ist eine Kolonne, im gothischen Styl erbaute Kapelle, in deren Innerem wenig Verzierungen und Bilder sich befinden. Auch zu Surabaya und Samarang sind ähnliche Bethäuser, während in den kleineren Ortschaften die Gottesdienste zum Theil auch Privathäuser stattfinden.

Zahlreich sind die Geistlichen und Missionäre der reformirten Kirche in Niederländisch-Indien, und die Eingaben im religiösen Gebiete sind in jenen Ländern nicht weniger bedeutend als in irgendeinem europäischen Lande. Ein Blick in die von dem Predigen Pfarrer zu Batavia herausgegebene „Zeitschrift zur Beförderung des christlichen Lebens in Niederländisch-Indien" kann uns davon

Digitized by Google

Übergang. Nicht der Geist der verstockten Orthodoxie, der [illegible] sondern mehr [illegible] [illegible] [illegible]

griechen seinen der Nachbarn, besonders auch und die Grammatik betreffend anlangt, eifrig beschäftigt. Vorzugsweise geschah dies in Deutschland und Frankreich, aber es geschah in sehr ungenügender Weise, indem bei Abfassung der Grammatiken einer dem anderen nachschrieb, und man es an einem tieferen selbstständigen Studium der Sprache und Literatur fehlen ließ, zumal früher die erstere weniger leicht zugänglich war, dagegen von einer eigentlichen Vertrautheit kaum die Rede sein konnte. Neuerdings hat auch hierüber das Verhältniß in der einen und anderen Beziehung sich geändert, indem man theils durch Reisen in Griechenland selbst und durch Kenntniß der Sprache an Ort und Stelle, theils durch sorgfältige wissenschaftliche Studien den Mangel abzuhelfen gesucht und gewußt hat. Und erfreut ist man namentlich auch von Engländern gefördert, welche im ganzen klassischer als Deutsche nach Griechenland reisen; und wir haben in dieser Hinsicht ein geschmackvoll gehaltenes, auf guten Studien beruhendes Schriftchen: Romaic and modern Greek, compared with one another and with ancient Greek, by James Clyde (Edinburgh and London 1853), dessen Verf. im Jahr 1853 in Griechenland war, kürzere zu seinem Gegenstand gehabt; dagegen gründet sich die „Grammatik der griechischen Volkssprache" (Berlin 1856), von Prof. Mullach in Berlin, welcher schon seit längerer Zeit mit der neugriechischen Sprache sich beschäftigt hat, auf dreijährige eindringende Forschungen, die der Verf. zu der „Grammatik" besonders befähigten.

Miscellen

Ueber das Aufsteigen der Meeresgeschöpfe nach geologischer Zeitrechnung. Einer der bekanntesten französischen Geologen Hr. A. de Quatrefages, sagt in einer Abhandlung über Milne de Edwards le Temps et l'Homme unter anderm: „Meine Zuhörer wurden beständig überrascht, wenn ich ihnen von den Veränderungen der Tertiärperiode sprach. In dem frühesten Zeitalter gleicht Thier- und Pflanzenwelt einer Gleichmäßigkeit, die mit jenem Zeitraum verschwindet, so daß man behaupten darf die Erde habe vor der Tertiärperiode weder verschiedene Zonen noch Klimate besessen. Billig aber setzen heute auf den tropischen Gürtel in der That, daß sich das Pariser vom Londoner-Becken sehr deutlich unterscheidet. Trotz Theorieen ist das Resultat einer klimatischen Veränderungen, und es wird begreiflich die geologische Vergangenheit anfangs Erstaunen in zwei getrennte Abtheilungen zerfallen. Kaum hatte sich die Erde aus einer flüssigen, aber noch kühlenden Kruste befreit, so ergoß sie eine starke Verdunstung und umgab die Erde mit einem Dunstgewölk, welches die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermochten. Daher kam die Gleichheit der Erwärmung und die hohe Temperatur, welche die ganze Oberfläche des Planeten zu einem gleichmäßig erhitzten Treibhaus umwandelte. Die Tertiärepoche beginnt den großen Abschnitt, mit ihr beginnt die Herrschaft der Sonne. Auf die Tertiärepoche, folgt die der Alluvionen. Das Mammuth, der Elephant, die Nashornarten, Hippopotam des Nebra, den wir jetzt bewundern. Hat es schon Menschen? Das Räthsel des festen Menschen gehört recht eigentlich zu den Aufgaben welche der Verfasser zu lösen versuchte. Seine Schlüsse sind indessen weiter, vielleicht viel überraschender Nachhall. Gegenwärtig hat sich die Meinung der Geologen, die am lebhaftesten die gleichzeitige Anwesenheit des Menschen und ausgestorbener Thiergeschlechter behauptet hatten, in entgegengesetzten Ansicht bekehrt, und zwar auf den Gründen die Hr. Desnoyers in seiner großen Arbeit über die Knochenhöhlen am allgemeinsten entwickelt hat. Deßhalb darf man, ohne auf absolute Art die jüngere Möglichkeit der Gesteine zu verneinen, doch erklären daß der letzte Mensch erst gefunden werden muß. Indessen ist Hr. Mauer vollständig gerechtfertigt, wenn er behauptet daß die Pfahlbau-Berichte, oder vielmehr das Zeitalter der Pfahlbauten sich an das unsere schließe, und daß die ersten Keltischen Zeugen der jetzigen Alluvionen des Erdballs gewesen seyn können." (Bulletin de la Soc. de Géogr.)

Schnelligkeit der Fahrten über das atlantische Meer. Im vergangenen Jahre betrug die Ueberfahrt von Liverpool nach New-York auf amerikanischen Schiffen durchschnittlich 12 Tage 18½ Stunden, bei britischen Dampfern 10 Tage 20 Stunden) zurückgekehrt von New-York nach Liverpool 12 Tage 8 Stunden bei amerikanischen, und 11 Tage 3 Stunden bei britischen Dampfern. Die Ueberfahrt nach Quebec dauert eine Stunde der Dampfer länger als die Rückfahrt, da das Vermeiden von Eisfeldern und die östliche Richtung des Golfstromes nicht ohne Wirkung bleiben kann. Die vielen Unglücksfälle welche durch Zusammenstoßen von Schiffen auf den atlantischen Fahrten vorgekommen sind, und sich bei einer Steigerung des Verkehrs noch häufen müssen, machen wohl schließlich zu einem internationalen Uebereinkommen führen, um den Ocean, wie die Amerikaner es vorgeschlagen haben, in „Schiffahrtswege" zu theilen. Die Zone welche bei dem europäisch-amerikanischen Verkehr von Dampfern benutzt wird, kann eine Breite von 250 engl. Meilen. Wenn man daher die Fahrgänge auf einen Raum von 30—60 Meilen an den Grenzen dieser Zone beschränkte, der eine Weg bei der Ueberfahrt, der andere bei der Rückfahrt eingeschlagen würde, so könnten sich Dampfer nie begegnen und eine der Ursachen von Unglücksfällen wäre auf immer beseitigt. (Edinburgh Review.)

Ueber die hölzernen Gruben des Vorkommens von Kelttischriften. General Ferrier hat in seinem Caravan Journey (S. 207) von neuem bestätigt daß sich unter den Ruinen von Bash Limmam mit keilförmigen Inschriften befinden. Kein anderer Ort ist bekannt wo sich solche Gruben so weit gen Osten verbreiten. Ganz neu aber sind Ferriers Entdeckungen von Keilinschriften auf den Backsteinen der Citadelle von Herrat (S. 233). Solche Steine waren drei Fuß lang und vier Zoll breit, ein Volumen das bis jetzt nur bei wenigen Monumenten und dem assyrischen Alterthum angewandt worden ist. Herrat ist eine sehr alte Stadt, und ist ihre Größe erst durch die Eroberung Dschingis-Chans eingebüßt haben. Dieser urkundliche Beweis von der Gegenwart des Ariers in Griechenland, und in hart an den großen Straßen nach Indien, dürfte jedenfalls höchst interessant, obgleich man längst schon die weite östliche Ausdehnung des Achämenidenreiches kennt. Ferrier vermochte natürlich weder die Inschriften zu entziffern, noch war er in der Lage die Backsteine mitzunehmen, aber die Urkunden zu copiren. Gewiß aber wird jetzt, wo eine Gesandtschaft in Kandahar residirt, Jagd auf diese wichtigen Documente gemacht werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redacteur: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 25. 19 Januar 1857

Zur Geschichte der Photographie.

Das Quarterly Review enthält in seiner Nr. XII eine lange, nicht weniger als sieben verschiedene Werke besprechende, Abhandlung über die Photographie, diesen jüngsten Zweig der bildenden Künste. Wir entnehmen derselben folgendes. Wie es scheint, beginnt es in diesem Aufsatze, haben die drei an der Spitze der europäischen Gesittung stehenden Völker — die Franzosen, die Engländer und die Deutschen — gleichen Antheil an dem Verdienst, die Existenz des photographischen Elements zuerst wahrgenommen, dann angewendet und endlich weiter entwickelt zu haben. Es dürfte für unsere Leser nicht überflüssig seyn zu bemerken daß die ganze Kunst, in allen ihren Arten, auf der Thatsache beruht daß das Licht auf gewisse Substanzen, hauptsächlich aber auf Silber, auf welches es eine zersetzende Kraft ausübt, verändernde Wirkungen äußert. Wird z. B. das Silber in eine starke Säure eingelegt, so werden Oberflächen, die man in diese Auflösung eintaucht, und wenig kleinen Theilchen des Metalls überzogen, welche sich in diesem Zustande mit vermehrter Schnelligkeit verdunkeln. Diese Thatsachen wurden, was das Silber-Chlorid, oder das mit Chlor verbundene Silber betrifft, im Jahr 1777 zuerst von Scheele, einem Pommer, und dann im Jahr 1801 v. Berthollet mit lichtempfindlichem Silber, von Ritter in Jena zu Gewißheit erhoben. Hieraus lagen die Rohmaterialien für die unbekannte Kunst; der nächste Schritt bestand in der Anwendung derselben. Sir Humphry Davy war der erste welcher von diesen Materialien eine praktische Anwendung machte und ihren Gebrauch veranschaulichte. In Verbindung mit Thomas Wedgwood, einem nicht minder hervorragenden Geist als sein Bruder Josiah, gelang es dem ehrenwerthen Sir Humphry, mittelst einer Dunkelkammer, Bilder auf Papier, oder auf mit salpetersaurem Silber vorbereitetem Leder zu erzielen — ein Verfahren über welches er im „Journal of the Royal Society“ vom Juni 1802 einen höchst interessanten Bericht hinterlassen hat. Sein Ziel war kein ehrgeiziges, sondern die Wißbegierde der Sache soll in den ersten mit Absicht auf die weitere Lösung Sachsen hyperchromatischen Linien, nicht in dem Ding das abgebildet wurde. In einem Sinn war es ein sehr ehrgeiziges, denn es nämlich daß man Farbe zuerst als Form überzutragen sich bemühte, um auf dem Verlust farbigen Glas zu copiren herausgehoben scheint. Hätte man dieß Ziel

nicht im Auge gehabt, so würde sich die Kluft dieses eigentlichen Materials nie schwer erfüllen lassen.

Außerdem daß die fragliche Abhandlung die Möglichkeit die Formen von Gegenständen abzubilden welche sich [illegible] in der Dunkelkammer reflektiren, lehrt sie ferner daß sie [illegible] als „photographische Zeichnung“ bekannt gewordene Verfahren, durch welches Bilder, Stiche, Flügel von Insekten, oder [illegible] welche andere solche ähnliche Substanzen, auf [illegible] geleitet Papier pflegt um der unmittelbaren Wirkung der Sonne ausgesetzt, die vollkommenen Abrisse ihrer Formen zurücklassen [illegible] ren. Allein indem in der Skizze Geist der Photographie aufbewahren will, klagen die Berichte ihn zu lassen sich einmal in Bewegung gesetzt Zauber weiter sich nicht festen — die geringste Erinnerung des Lichts, selbst wenn man die Reflexe tate der angestellten Versuche auch nur beschränken wollte, prägte fort und fort nachhaltig, und das Bild ging dem Auge in Verdunkelung des ganzen Papiers verloren. Kurz, es schien nächste Ergebniß: daß der Voraussetzung, eine in photographischer Sprache, der Fixirung des Bildes. Auf dieser Seite also überlieh man das Experiment einer Wiederanfrischung durch andere Säure, obgleich nicht ohne ein Memento an das Licht welches durch das geistige Auge des großen Erklärers geworfen dürfte auf geworfen werden war; denn Sir Humphry bemerkt: „Ich diesen Prozeß eben so nützlich zu machen als es jetzt ist, fehlt nichts als eine Methode um zu verhindern daß die unbeschattirten Theile der Zeichnung durch anhaltendes, wenn nicht durch langes Licht ausdrücken.“

Mittlerweile wurden im Jahr 1826 von Dr. Wollaston [illegible] verschiedene Experimente vorgenommen, welche die Wirkung des Lichts auf eine dünne, im Dunkel als weniger gedeutete Schicht Substanz bewiesen. In rechter Zeit den Beweis zu führen, daß die Lichtstrahlen [illegible] Meister, welcher sich derartiger Experimente bediente, [illegible] Name Joseph Nicephore [illegible] Nicéphore ist der Welt nur wenig bekannt, kommt also einer der Begründer der neuen wissenschaftlichen Kunst, jener Verfassungen den Charakter jener Mühseligkeit und Unvollkommenheit an sich tragen [illegible] welchen bei späteren Erfahrungen schon die Rede ist. Er war ein wohlhabender französischer Gutsbesitzer, der in Chalons für Saone lebte, und sich zu seiner Unterhaltung mit Chemie beschäftigte. Andere [illegible] auf der Welt nach kann man ihn

einen Nachfolger Daguerre's und Niepce's nicht nennen, denn höchst wahrscheinlich war der Weg welchen diese vorgezeichnet hatten ihm unbekannt. Auch ihnen jedoch benutzte er die Dunkelkammer zur Entwerfung seiner Bilder; allein der Stoff auf welchen er dieselben auffingen, war eine ebenen homogenen Oberfläche bedeckende gefärbte Jodplatte. Dem Verfahren gehört jetzt so gewiß zu den Merkwürdigkeiten der Geschichte der Photographie; allein es that, so wie es war, damit doch den mächtigen Schritt vorwärts daß es seinen Schöpfungen permanent machte. Die Bemerkungen der Sonne blieben in seinen Platten zurückgehalten. Er begann seine Forschungen im Jahr 1814, und brauchte gehn Jahre bis er diesen Ziel erreichte. Hrn. Niepce gebührt auch das Verdienst zugleich das bestimmungsvolle physiologische Princip, das seinem in der photographischen Praxis allgemeiner Anerkennung gefunden hat, und das den Glauben dem Augenschein vernichtet, und Tagesliche gegeben zu haben — die Uebergangung von dem was sein muß nur dem Erscheinen lassen muß. Seine Gemälde waren, beim Herausnehmen aus der Dunkelkammer, dem Auge unsichtbar, und wurden nur sichtbar durch die Anwendung eines Auflösungsmittels das diejenigen beschatteten Theile entfernte welche durch die Wirkung des Lichts nicht gehärtet waren. Nach gegen sie wirkte die gewöhnliche Anwendung der Stellung von Licht und Schatten, wie sie in der Sprache der Photographie als eine negative Erscheinung bekannt ist; allein sie war, mögen sie nun nach der Natur oder nach einem Kupferstich aufgenommen sein, deutlich in der Wirkung, oder in dem was man positiv nennt. Obgleich aber, wenn man alle diese Vortheile erwägt, die Kunst der Heliographie, wie ihr Urheber sie nannte, damals ein eben so großes Wunder war wie irgend einer welcher ihr folgte, so schien ihr doch jene Eigenschaften die einer Entdeckung in den Augen der ungeübigen Welt zur Empfehlung gereichen. Das Verfahren war schwierig, langwierig und beschwerlich. Hr. Niepce erhielt, wie es scheint, ein Bild auch der Natur sie in weniger als sieben bis zwölf Stunden, so daß der Wechsel in Licht und Schatten es nicht wirkungsweise aufnehmen machte; ja bei einem Versuche haben wir gesehen daß die Sonne auf gegenüberstehende Mauern schien! Durch viele Schwierigkeiten wurde Hr. Niepce von weitern Versuchen zu Bildervervielfachungen nach Naturformen abgeschreckt, und widmete seine Entdeckung ausschließlich den Copien von Kupferstichen, welchem er einen positiven Nutzen dadurch zu geben suchte daß er seine Platte, mittelst der Anwendung eines Firnis, zu einer Oberfläche verwandelte, die sich durch die gewöhnlichen Methoden abtrocknen ließ. Auch hierin war ihm, wie noch vorhandene Probestücke zeigen, das Glück minder günstig, obgleich ihn die dazu verwendete Aufsicht und Mühseligkeit auch jetzt wieder lockte die Tücke auf sich herrschen zu lassen. Die vorgeschwärzte Dunkelheit in der seiner Bedeutung gelichen waren, ist daher leicht zu begreifen; denn während es viele der größeren Schwierigkeiten der Kunst besiegte, trat an seinen Nachfolgern die Lösung zu vieler Neuern über. Diesen Gründen dürfte theilweise der geringe Eindruck zuzuschreiben sein welchen die Bemühungen dieses wahrhaft bescheidenen und schwierigen Mannes in England hervorbrachten, wohin er sich im Jahr 1827 in der Absicht begab, um der königlichen Gesellschaft von den Erfolgen seiner Studien in Kenntniß zu setzen und dem König durch Vorlegung seiner Entdeckung seine Ehrfurcht zu bezeugen. Eine von ihm selbst verfaßte kurze Denkschrift wurde verlesen, mit Proben, dem König Georg IV eingehändigt; allein die von der königlichen Gesellschaft stets beobachtete Regel, einer Entdeckung die ein Geheimniß in sich schließt seine Naturerscheinlichkeit zu schenken, bildete eine Schranke gegen die Einführung derselben in diese gelehrte Körperschaft. Dr. Wollaston war der einzige wissenschaftlich hervorragende Mann welchem sie vorgelegt worden zu sein scheinen, allein man aber das nicht Proben unmittelbare Interesse, so wie den Umstand daß Wollaston gestorben ihr großer Urheber war, so läßt sich die geringe Aufmerksamkeit welche dieser Gelehrte den Niepce'schen Arbeiten gezollt zu haben scheint nur schwer erklären. Hr. Niepce kehrte daher in der vollen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Engländer für die Photographie in sein Vaterland zurück.

Mittlerweile erhebt der Naturforscher von Gibbons, durch die Intervention eines Opticers, daß sich Hr. Daguerre, ein mit Panoramen sich beschäftigender Künstler, ähnlichen Forschungen hingebe. Diese Nachricht führte zu einer Bekanntschaft der beiden Männer, und endlich zu einer gesetzlichen Theilhaberschaft an den gegenwärtigen Mühen und den möglichen Vortheilen der neuen Kunst. Hr. Niepce starb im Jahr 1833 ehe die neu gemeinschaftliche Sache, wie es scheint, mit einer neuen Verbesserung bereichert zu haben. Hr. Daguerre setzte seine Arbeiten fort, und führte dabei gewisse Neuerungen ein, welche endlich die ganz neues Verfahren zur Folge hatten. Indeß mag hier zu Bemerkung genügen daß in den Gebrauch des heißen Fensters aufgab, ihr durch ein angenehm kühles Silberbildchen ersetzte, und nun zuerst sich jenes wichtigen Agens in der Photographie, der Jer-Härtung, bediente, wodurch welchem die Empfindlichkeit seiner Platte so erhöht wurde daß die Herstellung des Bildes nur Sache von wenigen Minuten wurde als sie zuvor Stunden erfordert hatte. Zu gleicher Zeit wurde das, bis jetzt unsichtbare, Gemälde durch die Anwendung eines Quecksilberdampfes zur Tageslicht gebracht, wodurch eine starke Auflösung gewöhnliches Salzes zum Theile der Oberfläche welche diese jetzt festzuhalten bestimmt, entfernt und so dem Abtrocknen vorgebeugt ward.

Hier also waren denen wenigen Minuten eine Darstellung durch ein bestimmtes und sicheres Verfahren erzielt, das, unfehlbar genau und klar in Einzelnen, die Natur in allen ihren stufenweisen Formen nachzuahmen fähig war und auch den natürlichen Bewegungen des Lichts und des Schattens treu war. Denn der Quecksilberdampf bildete keine wahrnehmbare Materialien auf jenen Theilen des Täfelchens, die durch das Licht verdunkelt waren, und brachte so die hellen Stellen hervor denen der Silbergrund die Schatten gewährte.

Im Jahr 1839 kamen die Ergebnisse von Daguerre's jahrelangen Arbeit, nach ihm selbst Daguerreotyp genannt, vollkommen ausgestattet zum Gebrauch, vor die Augen der Welt, und gaben am Juntus desselben Jahres zu einer merkwürdigen Scene in der französischen Kammer Anlaß. Die den Abgeordneten vorliegende Frage war diese: die HH. Daguerre und Niepce der jüngere (denn die Theilhaberschaft gab alle Vortheile der Daguerre'schen Entdeckung dem Sohne seines früheren Collegen) seien im Besitz eines höchst nützlichen, interessanten und für die gebildete Welt neuen Geheimnisses — eines Geheimnisses für das angeblich Opfer an Zeit,

ermöglicht werden, welche alle voll Eifer waren der neugeborenen Kunst freudig unter die Arme zu greifen. Mustermann hielt es Hr. Fox Talbot, der mit der Verbesserung seiner ursprünglichen Entdeckung fortfuhr, im Jahr 1842 für passend ein Patent auf dasselbe, unter dem Namen des Kalotyp-Processes, zu nehmen. Man wirft ihm hierin vor, er habe die Verbesserungen anderer benutzt wie seine eigenen in Anspruch genommen und sie infolgedessen sich angeeignet — eine Frage über die wir nichts zu sagen haben als daß auf dieser Stufe der Erfindung die Spuren der persönlichen Forscher-Bestrebungen gar sehr in einander verliefen, als daß sie bei einigem Takt und Anstand scharf getrennt werden könnten. Was das Eigenthum des Patents selbst betrifft, so kann niemand in Zweifel ziehen daß Hr. Fox Talbot ein Recht besaß dasselbe zu nehmen, obgleich die Patentbehörde gegen daß es verliehen nicht sehr patriotisch gehandelt habe. Er erntete auch natürlich nur sehr spärliche Früchte davon, und die Entwicklung der Kunst wurde wesentlich verzögert. In der Beschränkung einer so heilsamen und im besten Falle so kostspieligen Verfahrungsart war das der Photographie, ist die Erfahrung vieler unumgänglich erforderlich, um die nicht oder minder praktischen Methoden zu bestimmen. Hrn. Fox Talbots Verhaltungsvorschriften, obgleich genügend für seine eigene kundgeübte Hand, waren zu unbestimmt für einen Anfänger, und die Aufmerksamkeit die die Reihen der „Pilgrims der Sonne" schon seitens zu einem andern Ergebniß als zu dem der Täuschung. Hindernisse so ernster Art gegenüber machte freilich die Photographie in England nur langsame Fortschritte, und der erste Kunde sogar von ihrer Erfindung kam vielen unter uns nur dem Namen der Erfinder zu. In Edinburgh begann die erste ernste gewerbliche Ausübung der Kunst, und die Kalotypen der HH. Hill und Adamson bleiben bis auf diesen Tag die vollendetsten und schönsten Proben der neuen Entdeckung. In dieser Reihe gab ein von Hrn George Lovell in den Philosophical Transactions vom Mai 1844 veröffentlichten Artikel der Sache den ihr in so hohem Maße verhängnißvollen neuen Anstoß. Mit der Genauigkeit der Schule der Experimentatoren — denn alle Photographen sind solche — folgte man die Nachfrage nach irgendeinem Material auf welchem sich die Gemälde billiger als auf einer Silberplatte, und weniger kostspielig als auf Papier, anbringen ließen. Wie passend letzteres auch als Medium sein mochte, so war es doch, vielfacher Ursachen halber, eine ernstliche Quelle der Täuschung. Man nahm seine Zuflucht zu einer Menge von Auskunftsmitteln, um es verwendbarer zu machen — man ritzt, polirte und wachste es; verschiedentlich griffen sich beträchtig Blätchen von Entdeckungen, und zwar gerade im Augenblick des Erfolgs, und den Photographen natürlich sehr ärgerlich war. Unter diesen Umständen heftete sich manches scharfsichtige Auge auf Glas als ein Erfordernis, und eine Menge Versuche, seitdem dieses die Ehre Jahr Herschels die früheste und erfolgreichste waren, wurden angestellt um dieses Material empfindlicher zu machen. Allein man fand daß selbst das Glas ein unbrauchbarer Stoff sey; es besitzt seine Eigenthümlichkeiten, und kann einige Verwandtschaften. Das einzige was augenscheinlich auch that, war die Belichtung irgend einer transparenten sensitiven Substanz von äußerster Dünnheit an seine Oberfläche; zur rechten Zeit tauchte daher wieder der Name Mayer's auf, der die auch unentbehrliche Idee zu solchen Erfindungen und Erfolg ergänzte. Hr. Niepce von St. Victor, Neffe des Erfinders der Heliographie, ist bekannt als Urheber des Verfahrens mittelst des Eiweißes (albumen) — einer verschlungen und schönen Entdeckung, bei welcher man fast daß sie, wenn man sie auf Glas anwende, und mit dem nämlichen chemischen Agentien wie beim Kalotyp-Verfahren anfrage. Gewisse von großer Schärfheit und Vollendung ergeben. Allein so scharfsinnig dieses Verfahren auch ist, und so oft es auch immer angewendet wird, leidet ihm doch jene unübertreffliche Tauglichkeit welche allem die allgemeine Annahme empfiehlt. Der Umstand, daß das Gelingen so ermüdend und verwickelt, und die Erwartung des Lichts und Augenblicks. Das Verfahren mit Eiweiß war ein großer Schritt, und Niepce ein Schritt in der rechten Richtung; denn es deutete auf jene Entdeckung hin welche die Schwierigkeiten der Kunst auf die entfernte Grenze hinausgerückt, und ihre Kräfte, in ihrem Umfange jedenfalls, zur höchsten Möglichkeit, nämlich zur Anwendung des Collodiums, gesteigert hat. Der Tagesruf für diesen Künstler war ein Engländer — Hr. Scott Archer — welcher ein Recht besitzt auf Ruhm nicht nur für jene wundervolle Verbesserung, sondern auch für die Hochherzigkeit womit er sie offen dem Publicum vorlegte. Das Ehrenhafte dieses Actes erhöht überaus das Interesse an der Erfindung selbst. Die Geburt und die Heimath des Collodiums gehören beide unter die unseren Wunder des Jahrhunderts. Die Schießbaumwolle — theilweise eine französische, theilweise eine deutsche Entdeckung (wer aber hat denn wer oder auch nur gleichzeitig mit dem deutschen Professor Dr. Schönbein in Basel diese Entdeckung gemacht?) — ist nur ein Kind in den Jahrbüchern der chemischen Wissenschaft, und das Collodium, welches eine Auflösung dieser Faserumwickelung in Aether und Alkohol ist, ist der Entdeckung derselben. Den ersten bedeutenden Dienst leistete diese Entdeckung, wie bekannt, der Chirurgie, den zweiten der Photographie. Der Umstand dieses Gebiets verwirklicht nicht nur auf einmal die Wünsche der Photographen; es gab, so angewendet, nicht nur einen Ueberzug von vollkommener Durchsichtigkeit, Dünnheit und hoher Zähheit an die Hand; man fand daß es nicht nur leicht zu handhaben, tragbar und erhältlich sey, sondern es besitze auch jenen Grad der Reizbarkeit welcher alle irgend etwas anderen, dieser Kunst ihren wundervollen Charakter gegeben hat. Unter dem Zauberer welcher die Kräfte des Lichts zwingt in seinem Dienst zu nehmen suchte, schien die Camera keinen Zweck mehr zu haben; gemacht zu sein; unter der Zauberei Mayer's wurde sie ein Gefäß bei einer zweckmäßigen Arbeit. Auf der präparirten Platte Daguerre's und auf dem sonstigen Papier Hrn Talbots erzeugt der große Lichtkörper seine Wirksamkeit auf wenige erste Minuten; bei dem unempfindlichen Glas nimmt er seine Zeit nach gemächlicher; bei dem hellen Collodium-Ueberzug aber — welcher seiner als ein Vergrößerer, und nur mit aufmerksamem Zaudern wartet, vor ihm klagt — thut er buchstäblich nicht mehr als daß er, so zu sagen, mit seinen Augen zwinkt, und im gleichen Moment, und einer über alle menschliche Auffassungsgabe gehenden Pünktlichkeit und Genauigkeit die Wunder des Himmels, die Wunder der Tiefe, des Hell, nicht der Dunkel, sondern des Lichts, das flüchtige Flüchtige des Rehes und die heftigste Thätigkeit des Muskels zeichnet.

Weiter als bis hieher vermögen die Kräfte der Photographie nicht zu gehen; sie sind bereits schneller als nöthig ist. Das Licht ist gezwungen um Bilder auf einer Platte darzustellen welche nur verringtem sechstes wenn es sich bewegt; es hat Mühe gemacht sie

Maschinerie der Camera so zu vervollkommnen daß sie mit ihr Schritt halten kann, wie das Talentum meistens mit Geist und Genius gepaart werden um die Verfassung derselben zu bestimmen.

Während diese praktischen Erfolge die Welt beschäftigten, hatten wissenschaftliche Forschungen ihren Fortgang genommen. Durch die unermüdlichen Anstrengungen Sir John Herschels mit Hrn. Daguerre in der ganzen Scala unterschiedlicher empfindlicher Präparate, und sie fixirten welche Fülle an Farben für photographische Thätigkeit die Natur besitze. Präparirungen von Gold, Platina, Quecksilber, Eisen, Kupfer, Zinn, Nickel, Mangan, Uran, Petalit ꝛc. erzeugten sich mehr oder minder kräftig, und übrig Bilder von unserer schönen Blumen wurden in Aussichten gestellt. Auch in Papier, bei man mit den Farben der Chromsäure jongliren dem ernsten Lehrmeisterstab, der Angelschnur, der Mauerblume, dem Mohn, der Rose, dem Veilchen, der Kornblume etc. verschiedene Schönheit und Deutlichkeit hervorzubringen. Ergebnisse hat man sich doch von den weiter Beziehungen und Sonnenstrahlen der neuen Kunst eingeweihten Abneigung, und ihre Bilder in der harmonischen Scala der Naturerscheinungen verhältnißmäßig gehalten.

Während man so die Photographie denen sichert anderen Agentien ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, sind wiederum andere Agentien bemüht sich der Wissenschaft mit ihr. Die dem Publicum jetzt unter dem Namen photogenische Abbildung bekannt gewordene Erfindung ist ein höchst interessantes Beispiel dieser Gegenseitigkeit der Wirkung. Dasjenige was das Daguerreotyp Niepce's beim ersten schwachen Anfängen der Kunst war, nämlich in photographische Platte in einer Oberfläche ungetheilten welche abgedeckt werden könnte, und was heute Fixirung der Bilder von der Camera Obscura, Wirkung von Licht und Schatten — sowie durch Methoden die für den praktischen Gebrauch allzu verwickelt sind — für schnellere Wirksamkeit Fortschritte, ist jetzt unter Zusammenwirkung des Chlorsilbers und der Photographie mit einer allen Bedingungen ausgestattet worden. Einfachheit und Vollkommenheit bei Hrn. Fretsch, und enthält einige erläuternde Worte. Die Erfindung ist das Werk eines Mannes, unterscheidet sich von allen auf denselben Zweck gerichteten Versuchen durch das sie nicht auf der photographischen Tafel selbst sperrt, um sie unsichtbaren Licht- und Reizungsmittel befestigt. Das Verfahren ist einfach. Eine Glastafel wird mit Chlorsilber überzogen, welche dieses, wenn so lange verdunkelt bis sie eine Farbe bildet, und welche beinahe so dunkel wird als Silber und Kalkjodür enthält. Ist dieses wird, man nachdem durch das Licht, dann ein reines Papier gelegt, durch welches Darstellung bei Druck man violettes Licht, auf der Tafel in Wasser getaucht, und wodurch hervorbringt. Das Papier wird dann Licht gemacht ist, und der während diejenigen Theile auf die dasselbe bleiben sind, findet der Silberlösung ungleichmäßig wiederholt Besuch über die dunklen Oberfläche der Tafel an, und gibt, indem er sich grauliches Bild hinab. Von diesem Intaglio und den einzelnen Abzügen in Buchdruck gestatten, auf welchen man die Effecte

Bereits in Kupfer gestochen, und [illegible] eine Platte der Natur hervorbringt, die eine große Copie [illegible] Das allerlieblichen positiven Bildes, indem [illegible] Also man nun [illegible] thun soll, ist [illegible] bildet sind. Man [illegible] Fixirung unterschei[illegible] Das Wichtige dabei ist, daß man [illegible] Kupferplatte in den vollkommenen [illegible] Die Schönheit welche die Ausgestaltung [illegible] Daher Unterschied [illegible] Abdruck ist, daß [illegible] Hand [illegible] Abdruck ist um so durch die Presse [illegible] Art [illegible]

Hier anfangen für jetzt die [illegible] Schritte [illegible] [illegible] [illegible]

mag — Cyrogen, Antiseptikum — einigen der gefärbten Strahlen des Spectrums Kräfte, oder vielleicht wenigen bestimmten, manchen als andern; daß Silberauflösungen und andere sensitive Oberflächen sich in den violetten und den blauen Theilen des prismatischen Spectrums bälder verdunkeln als in den gelben und rothen. Hrn. Hunts Experimente beweisen ferner daß blaues Licht, oder der Lichtstrahl, nicht sehr wesentlich ist bei der photographischen oder „chemischen Kraft“ seine Wirkung übt, und daß sensitives Papier, unter die vergleichweise Dunkelheit eines rothen Purpurflüssigkeit enthaltenden Glases, oder unter ins blaues Glas gelegt, photographisch fast eben so schnell afficirt wird als wenn es vom Licht überhaupt nicht beschattet wäre. Wenn man dagegen empfindliche Papier, gleich weiter des Licht noch der Wärme beraubt, ziemlich lange seiner Veränderung erhalten.[1]

Das präparirte Papier oder Täfelchen, das man in die Dunkelkammer bringt, ist einem sorgfältigen und feinen Thonet vergleichbar, auf welchem der geringste Schimmer der Sonnenstrahlen Bild um Bild hervorruft, bis die schöne Schöpfung vollendet dasteht; doch nicht vollendet in der Ordnung in welcher das Sonnenauge darauf trifft, denn während einige Farben eilig seine Umrisse bezeichnen, schlummern andere noch auf ihren Posten, und treten auf ihrer Dunkelheit nicht hervor. Die blauen und violetten Farben drängten sich mit solcher Ungestüm der sie aufnehmenden Platte zu, daß selbst die Entfernung der Farbe sich verlor und im Sonnenlicht aufgelöst wurde; dagegen waren die rothen und gelben und alle ihnen verwandten Linien so träge, daß sie kaum zur Thätigkeit erwachten ehe das Licht entgegen wurde. Sicherheitshalt geschieht es daß man das Verhältniß der einen Farbe zu einer andern verändert und oft umgekehrt findet, indem das helle Blau auf einer dunklen Masse zu einer helle, und das gelbrothe Gold auf einem hellen Körper ein dunkler wird. Es ist daher einleuchtend daß die Photographie, wie glücklich sie auch Licht und Schatten oft genommen nachzuahmen vermag, in der Herstellung einer wahren Chromfarbe, oder in der wahren Nachahmung von Hell und Dunkel, unvollkommen bleibt und bleiben muß.

[1] Wie Hunt, obschon noch eigentlich nicht zu seinem Gegenstand gehört, bestätigt daß das gleiche Experiment, von Hunt bei Pflanzen angestellt, ähnliche Resultate liefert. Zwiebeln von Tulpen und Narcissen haben unter gelben und rothen Gläsern getrieben, stärkte die Pflanze blieb schwach am Licht ohne Verfärbung ab. Unter blauem grünen Glas (Blau ist die Complementarfarbe der Farbe) waren die Pflanzen meistens schwach, oft bleichsüchtig ist bei zu Blüthenknospen, während unter dem Violett Pflanzen wuchsen, ihre Knospen entwickelten und in Vollkommenheit blühten.

Mittheilungen aus Louisiana.

(Von C. Brown.)

1.

Die Anlegung der hiesigen Negro, von welcher ich die Ehre, ich mehr zum Andenken gebrauchen; der in Napoleonville eingeführte Plan hat in 10 Tagen 300 Yards erhalten und ist zu zweijähriger Thätigkeit verurtheilt, wenn denn, wie man hier glaubt, die ganze Sache zu Ende gelungen ist. Die Negerpatrouillen sind verschwunden, und die Neger dürfen wieder am Sonntage spazieren gehen, mit glücklichem leichten Sinne wird die schnell abgemachte Sache bald vergessen sein — bis den warm theilnehmenden Beobachter — Die heutigen Gemüther beschäftigt jetzt ein anderer Gegenstand, und zwar aktiver und Lebenskräftiger — im wörtlichen Sinne des Wortes — für die Abgrabung des Mississippi. Allerdings ist dies für den heutigen Staat ein Gegenstand vom höchsten Interesse, und Broschüren erscheinen täglich, um das Publicum dafür zu gewinnen. Es handelt sich für den Augenblick darum, den möglich besten Plan zur Erreichung jenes Zweckes aufzufinden, und ihn demnächst der Legislatur wieder vorlegen zu können. Einmal ist letzteres schon geschehen, mit welchem Erfolge, habe ich gleich nicht erfahren können. Es unterscheidet sich die Ausführung desselben aber auch für den Staat mehr — ich glaube nicht daß sich solcher erzwingbaren läßt.

Louisiana nämlich ist, wenigstens zum größten Theil, eine Bildung des Mississippi. Vor der Zeit der Ansiedelungen pflegte dieser regelmäßig im Frühjahr über seine Ufer zu treten und legte seine Sedimente dabei ab, das Festland auf diese Weise erhöhend, gleich so vielen großen Flüssen. Der Ansiedler begannen natürlich damit sich vor dem Flusse zu schützen, errichteten Deiche (levées) und verbreiterten sie dadurch über die Ufer zu treten. Zugleich aber wurde er auch gezwungen das Land ferner zu erhöhen, und so kommt es daß hier am Flusse, wo die ersten und häufigsten Ablagerungen stattfanden, am höchsten ist, in die Mitte des Staates hinein aber allmählich sich absenkt. Mit den Sedimenten welche der Mississippi mit sich führte, erhöhte er sein eigenes Bett, und that dies noch fortwährend mit solcher Raschheit, daß er jährlich höher wird, und die Pflanzer darum zwingt auch die Deiche jährlich zu erhöhen. Dieß ist immer die erste und nothwendigste Arbeit hier im Frühjahre, welche niemand versäumen darf. Das Verhältniß zwischen der Höhe des Flusses und des Landes ist nun ein solches geworden, daß die Häuser hier am Flusse so hoch wie ihrer Grundlage schon 3—4 Fuß höher liegen als der Spiegel des Flusses. Da diese Sache mich sehr interessirte, absolvirte ich sie von hier aus, und fand daß das Land am engl. Meile von hier 8 Fuß, und 2 engl. Meilen weiter 14 Fuß unter dem Spiegel des Mississippi liegt. Auf einigen Pflanzungen fällt es natürlich mehr als auf anderen, und ist an allgemeinen ein wenig übertrieben gesagt.

Eine weitere Folge ist daß sich der Red-River, besonders der rothe Fluß, nicht mehr in den Mississippi ausleeren können, daß nämlich dieser sein Wasser in jenem Frühjahre jetzt in den rothen Fluß, und durch dessen Red-River über das Land ergießt. Wenn dann aber der Mississippi fällt, kann das Wasser vom Lande so schnell nicht ablaufen und bildet theils Seen, theils die berüchtigten

Frauen und Kind! Tausend Opium haben plötzlich in meinem Hirn, und eine schwarze Verzweiflung umfinsterte mich. Ich schrie nach Ali; „Gott ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ sprangen die Malayen, als sie ihre Häuptlinge schwingen, neben der Barke so sehr betrübten als auch selbst. Es war mehr als ich ertragen konnte; mit einem wahren Todesgleichmut stürzte ich mich angriffsfreudig durch den Wasser zu — es schien nur ein Schritt bis zu den Felsen — und sprang ins Wasser, gar manche Perle die sich an meinem Gesicht und Leibe hing in das klare Element mit hinab nehmend. Ich blieb so lange als möglich unten, und tauchte dann in der Hoffnung von den fernen Wächterinnen bemerkt zu sein wieder auf; aber ach! sie ließen sich nicht so leicht verscheuchen, und eine Menge derselben flach bereit sich von neuem auf meinen Kopfe niederzulassen. Der Sache hätte ein ernstes Ende nehmen können, wenn Ali nicht glücklicherweise entdeckt hätte daß das Nest seinen Herrn enthalte, und er und seine Cameraden dann mit Hülfe geeilt wären, indem sie die Barke durch ihre Fuchtel verwirrten und auch zum Kanonenboot gelangten, das ich fast blind und jämmerlich verzweifelt über meine erste ästhetische Verirrung erreichte, um so weiter als wir, indem der Lotse die ich über die Möglichkeit der Entrinnung von Menschenfressern ersuchte, selbst in Wahrheit des alten Sprichwortes. „Wo Barken sind, sind auch Herrn sein.“ unbefriedigt gefunden hatten.

Tschade brach in großem Jammer aus als er mich so angerichtet zerbissen sah, und Lachorte, Ali und seine Gefährten mögten arge Tölpel bei ihrem Geschäfte gewesen sein. Er versprach mir indeß sehr augenblickliche Hülfe, und da ich sie unter allen Verhältnissen gern annehme, so wurde nach einem unserer Leute, den man vor längere Beobachtungen seiner religiösen Pflichten halber den „Heiligen“ nannte, gesendet um mich zu heilen. Der Heilige, dem bereits eine Gelegenheit geboten zu haben seine ärztliche Kunst an einem Weißen — die man alle für geborne Hexenmeister hält — auszuüben zu können, schritt sofort zur Ausführung eines in den gehörigen Verhältnissen zum Kasten eingerichteten, aus Tee-Stock, Betelnuß, Gambier und Tabaken bestehenden Heilmittels — so wie es die Malayen ganz besonders lieben. Während ich dieses auf die probateste Weise kaute, öffnete der Heilige eine kleine Büchse seiner, weißen, und dem Rückstand verbrannter Cocosnüsse gemischten Tabaksasche, den er auf allen gebahnten Stellen meiner Haut sorgfältig auflegte, und zwar unter Hersagen, sämtlichen Namen entsprechender Sprüche aus dem Koran. Die Recepte oder Gebräuche jener Leute oder Sagen wurden von meinem gläubigen Schiffsführer wiederholt, der sich durch die Insassen seiner Barke ein Recht auf das Tragen des grünen Turbans zu verschaffen wünschte. Dabei begleitete er seine Arzneibehörungen mit verschiedenen Hantierungsbärden und ungemein oft gesprochenen Drohungen gegen die ihres Vergehens sich unbewußten Diener.

2. Ein Angriff malayischer Piraten auf einen chinesischen Dschunk.

Die Holländer, sagte Tschade, sind der Fluch der Malayen gewesen; niemand kennt die volle Niedertrachtigkeit und blutige Grausamkeit ihrer Regierungsgrundsätze gegen uns. Sie stellen uns, wenn wir uns ihren Steuern und Befehlen entziehen wollen, so unsere Frauen, erstürmen und bauen sie Forts, und töten uns. Es gibt Einheimische unter unserer Bevölkerung aus Sumatra wie Java, aus Borneo und Bouton; fragt sie warum sie die Holländer hassen, warum sie Holländer töten würden. Es geschieht darum weil der Holländer falsch, nicht redlich wie der weiße Mann (Engländer) ist. Der Holländer sieht im Dunkeln; er ist ein Tigress! Interessen wir segelten von Borneo nach Bleton und Billiton, und hofften dort auf einige erwartete gute Tschunken. Da unsere Kreuzfahrt prosperirte, so thaten wir uns gütlich, verunglückten Hahnengefechte, rauchten Opium und aßen weißen Reis. Endlich verschlangen und unsere Köcher, es sei zum Dschunk in Sicht. Ein Fuß — ein hochbeiniges Fahrzeug aus Holland. Wir mußten daß solche Nanquinkunk nur Tigerkatzen für ihren Hafer und ihre Seidenzeuge kämpfen würden, und da der Wind frisch war, so bestimmten wir sie, eng an der Küste hinzusegeln und sie folgend, stets im Auge. Um den Chinesen keine Furcht einzujagen, zogen wir die Segel nicht auf, sondern ließen unsere Flaggen wehen. Ach! — jener Tschunk der, vor der Erinnerung an vieles Vergnügt warten gemachten — ach, es war ein schönes Gefühl so schön weiß braune Bursche wie damals waren!

Der Einbruch der Nacht zogen wir unter Segel, und näherten uns der Tschunk; Morgens mit Windstille da, und wir klärten uns zum Hauptschlag auf unsere Beute. Als unsere Kämpfer begannen ihre Kriegskleider an; die Mannschaft langten ihren Kriegsstaat, und alle unsere Gruppe erschallten als wir auf offnes Meer hinausfuhren, um die Tschunk auf verschiedenen Seiten anzugreifen. Alleen diese Nanquinkunk sind Schweine! Sie verbrannten Tischespäne, ließen ihre Gruppe rollen, aus rauchfangen und mit einem wahren Hagel von Steinen, hölzern Wasser, langen Pfeilen und einem alten zum wahrgenommenen Schüsse, daß wir abzogen, um die Wirkung unserer Kanonen zu versuchen — so hielt es uns noch über Lust ihnen zu nahen, denn wir brachten uns dadurch, wie wir übergingt waren, der Holländer auf den Hals. Bist! Bust! wir knarrten auf sie, und sie auf uns, drei Kanonen hatten wir uns, und so oft wir auch an Bord zu kommen versuchten, jedesmal wurden wir von den Chinesen zurückgeschlagen, denn ihre Schiffsseite war hoch und glatt wie eine Mauer, und Galerien hingen darüber heraus. Wir hatten mehrere Todte und Verwundete; ein Rath wurde zusammenberufen; einer unserer heiligen Männer verrichtete eine gewisse Zauberhandlung, und gelang unserer besten Leute hatten sich oben zum Versuch einer Landung auf dem Deck der Dschunk angeklettert, als plötzlich unsere Spähkahrzeuge uns durch Signale benachrichtigten daß sich die Holländer näherten, und wirklich segelten einige holländische Kanonenboote um das Vorgebirge herum. Im Nu hatten wir Reißaus genommen, und fuhren wie Teufel den Küsten von Billiton zu; die Kanonenboote machten Jagd auf uns, und die Chinesen brachen in ein Freudengeschrei aus. Der Sonnenuntergang brach, und brachte uns schnell in die Nähe unsrer Schoonerboote; wir waren 24 Stunden an der Arbeit gewesen, und sehr ermüdet; unsere Gliedern konnten nicht mehr arbeiten, und so rüsteten wir uns zum Empfang der Holländer; sie überfielen sich und auf den Kiel zu retten, und steuerten auf der Heimat. Auch war es gerade was wir wollten; wir hatten Kanonen so gut wie sie, unterschieden den Kampf bis zum Einbruch der Nacht, und betrachteten unser Entkommen als ausgemachte Sache. Die Holländer mußten

Digitized by Google

[illegible]

Der Wildpark zu Tamesk in Ungarn

[illegible]

Digitized by Google

nur in vielen Gegenden Deutschlands zu den Seltenheiten gehören, indem vor einigen Jahren auf einem einzigen sinnischen Damm in der Umkreis der Schneegrenze im Frühjahre nicht weniger als 1400 Schnepfen geschossen worden sind! — Welche Freude herrscht dort zu Lande, wenn die wilden Heimkommen die Störche in zahlreicher Gesellschaft und der Störche herüberkommen, und oberhalb der Dächer hoch in den Lüften umherkreisen! Da singt die ungarische Jugend:

„Oszo, Oszo, gólyám!
Miért vársz Mádtól?“
„Tavik gyerek vágta,
Magyar gyerek kopogtatta
Lyppal, dobbal, mast hegedüvel!“

Das heißt: „Storch, o Storch, warum bist du beim Mada so rasch?“
„Der Lärchenbaum hat es versprochen,
Der ungarische Knabe hat es gebeten
Mit der Pfeife, mit der Trommel und mit der Violine!“

Was nun die von uns beabsichtigte Beschreibung des Thiergartens zu Tamásk anbelangt, so glauben wir daß dieser fürstlich Esterhazy'sche Thiergarten einen berühmten ausländischen Instituten dieser Art stehen an die Seite gestellt werden kann und viele derselben übertrifft, obgleich er in Ungarn selbst kaum dem Namen nach bekannt ist.

Tamásk ist ein dem fürstlich Esterhazy gehörender ziemlich ansehnlicher Ort im Tolnaer Comitat, mit etwa 3000 Einwohnern, die sich und mit Weinbau beschäftigen, denn es werden hier im Durchschnitt jährlich gegen 20,000 Eimer Wein erzeugt, was freilich in Ungarn, dessen Weinberge jährlich nahe an 30 Millionen Eimer Wein liefern, nicht merkwürdig ist.

Der Thiergarten bei Tamásk besteht aus mehreren Abtheilungen und Revieren; diese sind:

a) der große Thiergarten, als Hauptbestandtheil, mit einem Flächenraum von 600 Joch zu 1600 Quadratklaftern, also 960,000, also beinahe 1 Million Quadratklaftern. Dieser Thiergarten ist mit einer hohen Ziegelmauer umgeben.

b) Der kleine Thiergarten, welcher erst im Jahre 1772 vom Fürsten Nikolaus angelegt worden ist und ursprünglich nur für Schwarzwild bestimmt war. Dieser hat einen Flächenraum von 284 Joch oder 454,400 Quadratklaftern und ist mit einer Mauer umgeben.

c) Der Schwarzwildgarten, welcher nur 50 Joch enthält, und in dem ausschließlich nur Wildschweine gehegt werden. Die Bewaldung dieser Thiergärten besteht vorherrschend aus Eichen, und das hügelige Terrain verleiht denselben eine besondere Anmuth; ein weiterer Reiz sind die große Menge von Bächen, durch welche die Wälder belebt werden.

Zu den genannten Thiergärten gehört ferner ein sehr großes, aus 9 Revieren bestehendes Jagdgebiet, und zwar enthält:

das	1te Revier	.	3062 Joch,
das	2te	„	. 4010 „
das	3te	„	. 3805 „
das	4te	„	. 4030 „
das	5te	„	3286 „
das	6te	„	. 3964 „
das	7te	„	. 3916 „
das	8te	„	. 3623 „

Im ganzen enthält der Thiergarten mit dem dazu gehörenden Jagdgebiet 35,090 Joch, also über 40 Millionen Quadratklaftern. Daß ein so bedeutender Flächenraum sehr viel Gras, Heu, der Waldgrund aber Eicheln, Kastanien, Birn u. s. w. liefern muß, versteht sich von selbst. Nebenbei muß hier bemerkt werden, und den deutschen Lesern nicht bekannt seyn dürfte, daß in den ungarischen Wäldern gar keine Buchen wachsen. Es gibt dort keine Hainbuchen, keine Hainbuchen, keine Erlebeeren u. s. w., und den ungarischen Wäldern in dieser Beziehung gegen die deutschen Wälder nicht zum Vorzuge gereicht. Eine Jahresausstellung dieses ungarischen Thiergartens mit den größten Thiergärten Deutschlands und anderer Länder in Hinsicht des Flächenraums dürfte nicht ohne Interesse seyn; und schon hierüber alle Notizen, und wir können demnach sicher einen Vergleich aufstellen.

Der von den Fürsten mündlich genossene Adel der zu Ehren des Großfürsten Constantin im kaiserlichen Park zu Tsarskoselo veranstalteten Hetzjagd liefert, der wahrhaften Ausdehnung der hohen Jäger und des andererseitigen Eifers angemessen, ein klägliches Bild gegenüber einer Hetzjagd im fürstlich Esterhazy'schen Park zu Tamásk! Gewiß gibt es in ganz Deutschland keinen Thiergarten, wo eine abgehaltene Hetzjagd nur so erhebliche und mannichfaltige Resultate zu liefern im Stande wäre, wie solche in den in Rede stehenden fürstlichen Jagden, die sich alljährlich gleichfalls durch Glanz auszeichnen, der Fall ist. Nach einer vom fürstlichen Jageramte gemachten Notiz war vor mehreren Jahren der Bestand des Wildes in den Thiergärten folgender (mit dem Wildstande früherer Jahrhunderte muß man freilich keine Vergleiche anstellen. Jener war, und dieser ist hier noch!): nämlich 42 Stück Hirsche (?), ferner 12 Schmaltier, 5 Geschlechter, 3 Gabler, 24 Spießer, 192 Alttiere, 40 Schmaltiere und 50 Kalben, also 327 Hirsche.

Ferner 215 Stück Damwild, 198 Hirsche, 263 Spießer, 563 alte Geißen, 204 Schmaltiere und 417 Kitzen.

Doch gab es nur 2 Rehböcke, 8 Geißen und 5 Kitzen, und es scheint daß diese Gattung von Wild hier nicht besonders gehegt wird.

An Schwarzwild gab es 16 Hauptschweine, 6 Keile, 12 Mutterschweine und 9 Frischlinge. Im ganzen aber die beträchtliche Summe von 2223 Stück. Die hier gegebenen nicht übermäßig verläßlichen Benennungen sind nach dem Originale des Jägeramtes wiedergegeben. Das Wild welches alljährlich erlegt wird, beläuft sich, der Versicherung entsprechend, auf Hunderte. Ein Theil des Wildprets wird bei solchen Gelegenheiten in der fürstlichen Küche geschickt, ein größerer den Lieferanten in Pest und Wien verkauft. Viel wird aber auch an die fürstlichen Beamten und Dienstleute verschenkt.

Auch das Jagd-Beamten-Personal dieses Thiergartens zeugt von seiner Großartigkeit. Es befinden sich nämlich in Tamásk: 1 Jägermeister, 2 Waldmeister, 6 berittene Jäger, 6 Fußjäger, mehrere Jägergehilfen und 10 Wildhüter. Es ist also dieser Thiergarten jedenfalls ein bei Weitem der größten, und liefert den Beweis daß auch in dieser Beziehung Ungarn große aufzuweisen hat, wenn schon von denselben nicht viel gesprochen wird.

Digitized by Google

Die Radschputen.

(Aus Thomas's Gazetteer of India.)

Man betrachtet den weit verbreiteten Stamm der Radschputen als Abkömmlinge der Kschetrya, einer der vier großen Kasten, welche die Hindus ursprünglich gebildet waren. In den Hymnen, welche die Hindu-Geschichte vor dem 10ten Jahrhundert erfolgten Einfall der Mohammedaner singt, läßt sich in keinem Betracht der Zeitpunkte des Auftretens der Radschputen als abgesonderter Volksstamm kein sicheres Urtheil fällen. Die Ueberlieferung der Hindus versetzt ihren Ursprung auf den Berg Abu, der als ursprünglich gefeiert. Ihre Macht und ihr Ruf scheinen um den Schluß des zehnten Jahrhunderts, als Aschaipur und Delhi durch einen tartarischen Häuptling, Kanauasch (Kannouj) durch einen andern, Kanyal durch einen dritten ihre Fürsten vorzüglich gehalten wurden, auf dem Höhepunkt gestanden zu haben; allein ihre Macht verfiel bald nach der Eroberung, denn trotzigen Ungestüm und den kriegerischen Eigenschaften der Muselmanen. Fürst Rathk (Rao), der Beherrscher von Kaschmir und Delhi, schlug im Jahr 1191 zu Tirouri (Tirouri) den Sultan Schahabeddin Mohammed von Ghor, wurde aber im Jahr 1193 von diesem Monarchen in einer großen Schlacht überwunden, gefangen genommen und hingerichtet. Seinen Sieg verfolgend, schlug Schahabeddin im Jahr 1194 den Radschputen-Radschah von Kannauasch, Dschain Tschandra (Jain Chandra) in derjenigen Gegend entscheidend, welche nahezu den folgenden Umfang verbreitet sich dieser Volksstamm noch über viele andere Theile Indiens: so zum Beispiel in Bundelkund, wo viel Häuptlinge Radschputen sind, und in Bundelkund (Bughelkund) oder Rewa, dessen Radschah ein Bughel-Radschpute ist; auch in Gwalyar und mehreren anderen Gebietstheilen, sowie im Gebiet von Kutsch. Der frühste Compilator der Sanskrit-Wörterbücher nichtet seine Kaiserfreiheit mit vieler Kluft „auf den eigenthümlichen Charakter der Radschputen, der in ihrer Stellung als Kriegerclasse bei ursprünglichen Hindu-System seinen Grund habe.“ „Die andern Klassen, sagt er bei, waren, obgleich als Kasten durch Grenzen ehelicher Gesellschaft vermischt, und standen, mit Ausnahme der gewöhnlichen Landbauthätigkeiten, unter seinen Oberhäuptern. Die Radschputen dagegen waren Geborene Soldaten; jede Abstufung hatte ihren erblichen Häuptling, und jede bildete, ähnlich den Clans in anderen Ländern, eine besondere Gemeinschaft, deren Mitglieder durch vielfache Bande an ihren Häuptlinge und an einander selbst gebunden waren. Die Kastenregeln bestanden unverändert fort, und waren geeignet die ihnen geschiedene Verbindung noch inniger zu machen. Da an Führer [illegible] dieser Clans zu den Radschahs in verschiedenen Verhältniß standen [illegible] mit ihrer eigenen Hermanntum zu theilen, so bildeten Klans, Lod und [illegible] Kriegsstand einen Kreis, vermittelt durch die stärkste Gottheit [illegible] Hermannschaft und kriegerischen Hingebung. Da unter den Radschputen verschiedene Art von Fruchtfolgen gab, dem Kshatriyaheit nach einer erhöhte Dame, als ersten gegolten ihr Gebiet Mhow, den Hochstan und die bei der Kriegsdienste zum Fest so auffallenden romantischen Gebräuche. Ihre Überlieferung kennt Anfang zu [illegible] Geschlechts ihre Namen, und [illegible] Anklammer sich an den [illegible] Kämpfen ihr Ruhm der Liebe [illegible] Die Erbfeindschaft die Frauen mit [illegible] Verpflanzte angesehen [illegible] lichen Rathung, und nehmen selbst [illegible] ihren Vorzügen Platz [illegible] die Magnate der Ehe, deren Verlobungsritt Schande machen, die Radschputen in ihrem Schwur. Allem trug so vieler Hitze der Ritterlichkeit in ihrem Charakter befolgten sie von hochherzigenden Sinn und [illegible] Bewunderung unserer Ritter möglich. Ihre Treue als in den Epochen [illegible] Große Treuerei [illegible] unsere Eigenschaften auch ihre starke Neigung zu Zwietracht [illegible] und die Verfassungen einer langen Unterdrückung in Verbindung [illegible] so haben nur den Charakter der Radschputen [illegible] schaften zeigten die früheren Radschputen [illegible] mit den Kriegern des Mittelalters. Wo alles ihren [illegible] läßt ganz particulare Behendigkeit mit ihrem Pferdevolk [illegible] und dem Mangel an Disziplin und anderen Übeln herrührte, [illegible] durch sie an praktischer Geschicklichkeit und selbst an [illegible] Nachahmungsfähigkeit Männern nachstehen welche das weit [illegible] haben Gestaltungen als sie jetzt geführt wurden.“ Ein [illegible] einsichtsvoller Christlicher, der lange Zeit unter den Radschputen [illegible] sagt: „Der kriegerische Charakter der Radschputen ist höchlich [illegible] schätzt worden. Es fehlt ihr wenig ritterlichen Geistes im [illegible] Brust zu leben. Den Reiz für die Radschputen macht [illegible] unendliche Mühen, Müh und Gefahrlust und in Folge [illegible] gewissen Ausstaffirung [illegible] die Pferdehaltung [illegible] beständiger Übung, in Gebrauch der Lanze oder des Schwertes [illegible] sehr gewandt, an [illegible] schulten und an strenge Mäßigkeit gewöhnen Leben [illegible] überlegen sein. Alles in einem großen romantischen Reiterstaat [illegible] würden sich aus einige weniger in der Führung der Waffen so [illegible] liegen und zu einem Kriegsstand geeignete Leute finden [illegible] Radschputen besitzen nicht der [illegible] mit ist jener Gebäude [illegible] Raffinements erhebt. Ihren eigenen Berichten gemäß [illegible] selbst bei ihren früheren Angriffen auf Barbaren [illegible] Überfall in Hauptangewerk. Das Gold waren [illegible] sum als rauhlichen, und gingen gegen ihre Gegner [illegible] lein. Stachen sie auf Widerstand, so wurden [illegible] sie zuvor gemächlich gewesen waren, und ergaben [illegible] Kampf und sogar in ihren Absicht. [illegible] Opium, um sich in Kampfwut [illegible] der Schlacht, um Ernst des [illegible] versehen. Ihre eigenen Barden [illegible] als vom Opium gerührt. Unter [illegible] feindigen verwüstenden Weise [illegible] Du letzterer Ansicht liegt [illegible] nährere Schatten erwandeln [illegible] paten, und stehen in peinlichem [illegible] neuen die früheren Schilderung [illegible] an in dem gräßlichen Bochten [illegible] der Mittwochverbrennung [illegible] Witwe das Opfer riefen [illegible]

man schaudert auch noch, wo Reichthum oder Rang des Verbrechers doch zu erhalten scheinen, eine Menge andere Weiber, seien es Sklavinnen oder sonstige Dirnen, gemeinsam mit dem Hauptopfer, gemeinsam in die Flammen.

Als ein weiterer Zug in den Sitten der Rajschputen läßt sich das allgemein verbreitete Verbrechen der Kindesverbrennung angeborener Mädchen erwähnen, das unter einigen Stämmen eine solche Ausdehnung erlangt hat, daß im Jahre 1818, als Mackenzie schrieb, unter den Neugeborenen von 900 verheiratheten Dschhareedschas (Jharejas) Rajschputen angeblich nicht mehr als sechzig weibliche Kinder am Leben waren, und man hielt es für wahrscheinlich daß die Zahl nicht einmal dreißig überschreite. In diese Grausamkeit gegen die Töchter ging so weit, daß man sie manchmal noch nach erwachsener Mannbarkeit tödtete. Der Instinct der Liebe, selbst wenn er durch Zeit und Gewohnheit gehärtet ist, erregt zur Bewunderung der Eingebungen des Evelyn, oder eingeprägter Familienähnlichkeit, nicht aus. Als sich im Jahre 1810 die Rajschahs von Tschampyar (Jeypore) und Dschoypur (Joypore) um eine Prinzessin von Mewar (Odeypore) bewarben, und ihre Ansprüche durch Kriegführung gegen einander unterstützten, verwüstete die Familie des unglücklichen Mädchens den Kampf dadurch daß sie dasselbe tödtete. Vor einigen Jahren wurde die heirathsfähige Tochter des Rajschah von Dholpur unter ähnlichen Umständen aus ähnlichen Beweggründen ermordet. Ein zweiter häßlich verbrecherischer, aber sowohl für sie selbst als für andere höchst gefährlicher Brauch ist ihre bereits erwähnte, Opiumgewohnheit, der sie sich in einem Grade hingeben welche zuerst ihre Leidenschaften aufregen, dann ihre geistigen Fähigkeiten schwächt und zuletzt gänzliche und unheilbare Verblödung hervorbringt. Wie das schmächtende Gift vielen traurige Resultate bewirkt hat, ist es für den Rajschputen eine Quelle solchen Muthes und außerger Begeisterung. In Muth gebracht durch die Aufregung in welche es sie versetzte, stürzen rajschputische Heere rücksichtslos einem gewissen Tod entgegen, und ringen, wo der Sieg gebrach noch schwankt, bis auf den letzten Mann zu Grunde. Die entsetzliche Aeußerung dieses Wahnsinns heißt Dschohar. Sie besteht darin daß eine Hermasse oder eine Besatzung, durch den Opiumgenuß zur Verzweiflung gebracht und entflammt, zuerst ihre Familien niedermetzelt, dann sich auf den Feind stürzt, und fortkämpft bis auch der letzte Mann gefallen ist. Trotz ihrem Mangel an ausdauerndem Muth und trotz ihrer unorganisirten Stellung in Mannszucht und Taktik, ist es den Rajschputen bisweilen gelungen sich einigen der größten Krieger Indiens furchtbar zu machen. Baber, der sich den Kunstgriff an im kaltesten und wildesten Kriegsleben geübt, erzählt ehrlich das Unglück in welches er mit seinen Truppen durch die Tapferkeit des Rana Sanka von Mewar, einen Verbündeten des Großmoguls, versetzt wurden, nach dessen Besiegung der muselmanische Sultan zuerst den vielerschöpften Titel „Ghazi," d. h. „Siegreicher Kämpfer in Verscheidigung des Glaubens," annahm. Später fand Schir Schah, der Afghane, welcher, an der Spitze einer Horde von 60,000 Mann in Rajschputana einbrechend, den Sohn Baburs, Humayun, und den Patschah von Delhi schlug und entthronte, heftigen Widerstand, und wurde von Rumbha, einem Rajschputen-Häuptling, mit 10,000 Mann fast zurückgetrieben. Der Afghane machte nach seinem eigen bezahlten Siege die Bemerkung: daß er um einen Handvoll Dschodt (Jowar) willen fast die Herrschaft über Indien eingebüßt habe. Er spielte auf diese Bemerkung auf das große Korn an, welches das Hauptgetraide in dem rajschputischen, so hartnäckig gegen ihn vertheidigten Lande ist. In neueren Zeiten haben die Rajschputen ihren früheren Ruf nicht sehr zu wahren gewußt. Trotz ihrer vielen befestigten Plätze, ihrer politischen Grundsätze und ihrer viel gerühmten kriegerischen Tapferkeit, ließen sie den Mahratten, welche noch Ostindien ihre Länder verheerten, nur geringen Widerstand. Einige der Rajschputen-Staaten wurden schon in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts von dem Marquis v. Wellesley mit der britischen Regierung in Verbindung gebracht. Der Nachfolger des Marquis v. Wellesley, Sir George Barlow, befolgte eine andere Politik; allein da die Erfahrung gezeigt hatte wie weise der frühere General-Statthalter gehandelt hatte, so kehrte der Marquis v. Hastings wieder zur Lord Cornwallis'schen Politik zurück, und durch Staaten wurden allgemein dem britischen Einfluß unterworfen, und zur Wohlthat britischen Schutzes berufen. Die erforderliche Verbindung wurden durch einen Offizier, den General-Stabsoffizier Agent für die Staaten von Rajschputana genannt, aufgelöst. Diese Verbindung schien dem Lande höchst wohlthätig gewesen zu sein. Europäische Grundsätze in Rechts- und Polizeisachen brachen sich allmählich Bahn, und Anordnungen zur Schlichtung internationaler Fragen, sowie für die allgemeine Rechtsverwaltung wurden eingeführt, und haben bereits ganz Wirkungen hervorgebracht haben

---

Nach La Guayra.

Wir hatten in der Nacht Cumbrera, den ersten Fels der Inselkette Blanquilla, passirt und bekamen bei anbrechender Tage die englischen Virginiainseln in Sicht. Schnell dampften wir den kahlen Felsen vorüber, ließen mit ab linke St. Croix liegen, und rechten unsern Lauf um 10 Uhr des Morgens auf St. Thomas zu.

Da lagen sie uns vor uns, die Insel, die Stadt, die Häfen — erschaute Erfüllte unserer Reise, die uns in 15 Tagen von den unvergleichlichen Küstenlinie der Insel Wight an den vorjenen Ufern vorüber nach den tropischen Gestadestrichen geführt. Von einer Scenerie, nur Ihr wissen, läßt sich gar wenig beschreiben. Doch war mir wenigst überraschend, der ich bisher nur in nördlichen Meeren gefahren. Und Wasser hat hier eine Klarheit, eine Bläue, die man in höhern Breiten nicht kennt, und die lebhaft Byrons berühmte Wort:

„O'er the glad waters of the dark blue sea"

ins Gedächtniß rufen. Die Bewohner des Meeres glitzern sich durch ihre glänzendsten schönen Farben aus. Die Seeschwan, Meteoren, die Art, die mannigfaltigen Fische schmücken sich in der mannigfachsten Weise mit solch unnachahmlichen Behagen, daß man

nicht umhin kann, von den herrlich schattigen Thälern Abschied zu nehmen. Außer diesen an das nasse Element gebundenen Wesen zeigt sich sonst nichts lebendes, und nur der Höhenrücken ist erquickt davon, daß in geschützte Hauptthäler sich die besten Quantitäten süßen Wassergrases ziehen. Die Rinder von Gigenden ganz zu Tieren.

Die Azoren bieten einen erfreulichen Anblick für das Auge. Die Pico, den wir von Westen bis zum Abend in Augenschein nehmen, schattirten mit den zarten, mannichfachen Farbenstufen wie eine Blüthe Schönheit, welcher der Ring der schmuckesten Jungen schon abgeht. Auch glaube ich Sie versichern zu dürfen, daß in die Gesichter „Heiterkeit“ schon seit einiger Zeit eingeschrieben.

Unter vielen schönen Erinnerungen an die verlebten Wochen, denn Wochen einiger angenehmen freundlichen Abschiedsworte mit den schnell gefundenen Freunden unter den Reisegefährten, Glückwünschen, Trinkgeldern geben, nach der Küste sehen, die Verabredung einem Findern, von Matrosen angerufen werden, sich in einem Wechselfahrer wiederzuerkennen, war die Zeit eine Stunde weiter gerückt, und man fand an Deck der Gesellschaft versammelt, entfernte Häuser in St. Thomas mittelst des Fernrohrs suchend, dem unbekannten Platz des Landes nachsinnend, sich aber der ganzen war Erscheinung tropischer Vegetation erfreute, den kühnen Hafen einlaufend und Fruchts, mit Hoffnung betrachtend, mit gestrigem vergleichend, die verschiedenen kleinen Dampfer oder Segler ankernd welche nach dem eigenen Empfindungsmaße Ihren suchen.

Der Anker fällt! und da sie bereits die Insel betreten, wollen wir lassen schon ihre Leser klassificiren, um sie ganz Land legen zu lassen. Man kommt an Kings Wharf. Erstaunen Sie nicht auf der dänischen Colonie die englische Benennung zu hören. Die Straßen und Plätze haben zumeist dänische Namen aufgenommen, aber nur von den Europäern sagt „Negro?“ Storestrasse heißt sie bei den Deutschen, Hauptstraße in den englisch redenden Bezirken, wohnen. Diese ist in nordamerikanischer Bezeichnung für Waarenhaus (Magazin).

Der Volksmund der Insel, Englisch, hat sich auch hier eingedrängt. Die Quarantäne mag unter einander dänisch sprechen, aber sobald müssen auch die Soldaten und andere Officiale englisch reden, weil das ganze Volk auch nur diese Sprache versteht. Und es sind nicht allein die Deutschen welche sich mannigfachen Zusammenstellungen von englischen mit nationalen Worten schuldig machen in der Sprache. Ueberall, wo hier die Türen, Fenster, Engländer, Dänen, Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer, Dänen, Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer, Dänen, Deutsche, Holländer, Franzosen

straße. An ihr liegen, an der Wasserseite, die Magazine der großen Geschäfte, zu, von ihren Waarenhäusern ins Meer hinaus gehend, ihre eigenen Werfte haben. Die angekommenen und abgehenden Waaren, welche an unaufhörlichen Zügen gehen, werden von Packträgern von und nach King's Wharf getragen. Die große Hitze welche zwischen 1 bis 3 Uhr herrscht, hat, in Folge der einen Fälle von augenblicklichem Tod durch Sonnenstich, zu dem Verbot geführt während dieser Stunden zu arbeiten. King's Wharf ist dem Begriffe welchen man von einem Werft in den großen Seestädten Europa's und Nordamerika's hat, so unähnlich als möglich. Anstatt der vielstöckigen massiven und schmucklosen Waarenhäuser, der riesenartig ruhenden Krahne, der ewigrollenden Fuhrwerke mit den Flaggen aller Länder, der Massen von Waaren und Ballen, welche jenen unvergleichlichen Wald bilden, das reden von hoch frachtvoll rüstigen Segeln der Matrosen, das vielgestaltige, verworrene Schreien und doch so geordnete thätige Leben, empfängt den von den Docks Kommenden, von den glühenden Sonnenstrahlen ermatteten Fußgänger der Schatten von Rebenlauben, die mit ihren unbeschreiblich schönen Kronen in ermunternd Relief gegen den violblauen Himmel abstechen, oder in seiner Höhe beim leisesten Hauche des Zephyrs schwankig sich wiegen. Die dunklen Gesichter der Farbigen richten sich nach dem Aufstehenden, der einschmeichelnde Fischträger nimmt sich des Ermüdeten an, die plaudernden Fischweiberinnen schwere amanter ya, scherzen mit den unbeschäftigten Burschen, die ihre Späßigkeiten kennen; auf einem kleinen Dreieck, der von Steinen gebaut ist, steht eine Pfanne, in welcher über dem Kohlenfeuer Fisch oder Backwerk in Oel gebacken wird. Der Duft dieser Backwerke, der den Eingewohnten so lockend das Paradies vergegenwärtigt, erfüllt sich für den aus frischer Seeluft Kommenden mit dem halben Ekel der Andeutung aller Abfälle, die man ohne Bedenken auf die Straßen wirft, von ernst von fast unerklärbarer Scheuheit nach Schlachthäuser, welcher und so beklagens auf andern Werften begegnet. Links am Ufer hin ziehen sich niedere Hütten, die von Farbigen bewohnt werden, und rechts vorn steht das Commercial Hotel. Dasselbe ist gut gebaut, hat einen schönen Balcon aus Marmorsäulen, von wo aus man den Hafen betrachten kann. Es ist, durch seine Billardzimmer, einer der meisten Versammlungsorte für die Kaufleute, d. h. so viel als für die Einwohner welche man überhaupt in Betracht zu ziehen hat. Das „Athenäum" dieses ebenfalls durch seine Lesezimmer einen erfreulichen Aufenthalt

Trotzdem daß die Insel ganz unfruchtbar ist, und von St. Croix sogar bis auf Zuckerrohr der gewöhnlichsten Lebensmittel abhängt (denn selbst das Wasser, welches, von Dächern in Cisternen aufgefangen, oft bei langer Trockniß versiegt, muß meistens von andern Inseln gebracht werden), war das Leben im Hôtel nicht theuer. Die Einrichtung ist in der Art der nordamerikanischen, d. h. gleichviel ob man die Tafel benutzt oder nicht, man bezahlt den Preis eines Tages für voll. Man hatten des Morgens alle Kaffee oder Thee mit Brod, um 10 Uhr Frühstück, um 4 Uhr n. M. Mittagsbrod an der Table d'Hôte. Die Zimmer waren geräumig und kühler als sich erwarten ließ. Und für dies alles bezahlte man nur 2½ Dollars. Die Lebensart des Hauses war ganz gleich mit der von Barnums Hôtel in Baltimore, das Dickens so bekannt gemacht hat, oder Fremont House in Boston, mit welchem es auf gleicher Linie des Preises und der Bequemlichkeit steht, oder, um meinen deutschen Lesern ein näheres Beispiel zu geben, gleich der einen Hungerthurm-Hôtels in Hamburg, welche alle aber hoffentlich der Schleiermacher nämlich beschämten, deutschlichkeit der Preise ausgeschlossen sind. Die Küche war nicht übel, doch ist die französische Kocherei mit ihren saftigen Stücken, das durch pikante Saucen schmackhaft werden soll, nicht sehr empfehlend, sondern man das selbst am Tort vorzügliche, saftreiche englische Kost genossen. Ich hoffe, Sie werden mir diesen Exkurs in die Küche nicht übel nehmen, aber solches höchstens mit heimischen Konversionen über diese Dinge einen guten Gutschmecker für das Gebrauchen im Vergleich zu den Saint'schen, verschiedenen Bildern in Augenschein.

Die Häuser sind alle auf das beste Klima berechnet, weniger z. B. haben Fenster, sondern nur Läden zu den Fensteröffnungen, die Dachraum aber ist natürlich höchst verschieden. Wahrscheinlich wird es mit den andern Städten eben so sein.

Ich lag noch bei Tisch am Bord des Schooners sitzen, welcher auch nach der spanischen Hauptstadt Venezuela's bringen sollte. Ein einem prachtvollen Mondbeleuchtung durchleuchte das Boot die belebte Stadt. Lange, glühende Straßen durchmessen unsern Weg, und am jenem Ufer-Abschlag rollten Frachtwagen an und vorüber. Der Nachtschall vom Fort zeigte die achte Stunde an, und so dann ich wohl Muße mich für eine kleine Strecke weiter plastisch einzurichten, und die vor mir liegende Stadt in der möglichsten Beleuchtung von der Welt zu betrachten. Auch im Norden kann das Mondlicht schön sein. Wie wird mir die Erinnerung an den Anblick von Stockholm, an ihrer wunderbaren Einfahrt auf dem Ocean Salz daher schwimmend, vom klaren Lichte der Königin der Nacht übergossen, vorgeführt werden. Aber es ist ein gedankenvoll halber Eindruck, der dem Gemüth sich zugesellt. Hier lag, in einer behaglichen Atmosphäre, rund um mich der Kessel von Felsen, die, spärlich bewachsen, in erhabener Schweigsamkeit vor mir aufragen. Die schroffsten Felsen ziehen vor Anker die Stadt einfassen, die sich amphitheatralisch an drei Hügeln hinaufzieht, und machen durch die Erhöhung der Häuser die Buchten deutlich erkennbar. Diese Umgrenzlichkeiten der Stadt, an welche nur die beste südamerikanische Brise durch den Hafeneingang Zutritt hat, mag sehr viel zu der angenehmen Lage des berüchtigten Fieberlagers beitragen. Ringsum schwankten die Masten der vielen Fahrzeuge, qualmten die Essen der englischen Dampfer der ostindisch-englischen Gesellschaft; die tiefe Stille wurde hie und wieder durch den musikalischen Ton einer Schiffsglocke, durch den eigenthümlichen Gesang einer nachbarlichen Mannschaft, durch das bewegte Rappeln des Mastes, dessen Wogen sich am Ufer, an den vielen Fahrzeugen brachen, durch den Ruderschlag einer westindisch braun schmutzenden Barke unterbrochen. Können Sie sich wundern daß in diesem zauberischen Augenblick die Bilder des Lebens an mir vorüberzogen, und nach dem Schluß der Folge von Bildern des Panoramas auf der Thür der Gedanken sich die Frage an das Schicksal entwand: was ist das Leben?

Da kam eine Jolle heran, und der Capitän schwang sich an einem Seil an Bord des Schooners der morgen früh in See gehen sollte. Capitän Todd ist ein so bekannter Charakter in Westindien und Venezuela, daß ich seinen Namen nicht nennen darf.

Der Sklavenhandel nach Cuba.

Während man in England und den Vereinigten Staaten den vielen Seiten ausgesetzt beraubt ist dem Sklavenhandel, dieser Schmach der Menschheit und einem der größten Flecken an der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, ein Ende zu machen, dauert das unsonders Geschäft auf der spanischen Insel Cuba in ungebrochener Stärke fort, und liefert den gewissenlosen Unternehmern der afrikanischen Menschenraub fortwährend erklecklichen Gewinn. So lesen wir unter anderem wieder im Anti-Slavery Reporter einen derartigen Artikel. Die neueste nachstehende Post, sagt der Berichterstatter, bringt uns die Nachricht von der Wegnahme eines Sklavenschiffes, unter Umständen welche beweisen daß zu mancher Ausdehnung der Sklavenhandel nach Cuba getrieben wird. Nach dem Eingeständniß des Capitäns nämlich hatte ein Spanier mehrere glückliche Fahrten an die afrikanische Küste unternommen. Der Gewinn den er daraus zog, entschädigte ihn reichlich für den Verlust welchen ihm die Wegnahme dieses Schiffes verursachte. Der Prisenoffizier sagte uns daß mehrere Schiffe an der afrikanischen Küste zurückgeblieben seyen, und es Pläne mit vollen Ladungen in See stechen würden; daß im Durchschnitt allwöchentlich zwei Schiffe, jedes mit 500 bis 700 Sklaven an Bord, abfegelten; daß der Handel in starker Zunahme begriffen sey, und daß die Sklaven nach ihrer Landung in Cuba zu 300 bis 700 Dollars bereitwillige Käufer fänden. Als Beleg für diesen Zustand der Dinge, führt der Berichterstatter fort, wollen wir aus einem in der Times vom 21 Mai erschienenem, von Leonard Moore Esqu, dem Rathe des verstorbenen Oberrichters von Jamaica, unterzeichneten Schreiben nachstehende Stellen anführen: „Ich habe mehrere Mittheilungen aus Jamaica empfangen, darunter ein Schreiben des presbyterischen Geistlichen James Watson und andere anderen Herren, in welchen sie die Richtigkeit ihrer Angaben persönlich verbürgen. Ich bekenne daß Ihr darin Schreiben seiner Länge und Unwahrscheinlichkeit halber nicht ganz in Ihre Spalten aufnehmen können; ich gebe Ihnen daher nur seinen Hauptinhalt. Das Sklavenschiff war ein Schooner von nur 150 Tonnen; Namen und Nation desselben suchen angenommen, obgleich es ausgesprochenermaßen in Amerika gebaut ist. Bei Wegnahme des Fahrzeugs fanden sich 390 Sklaven an Bord, die man in völlig nackem Zustand auf einander gehäuft hatte. Da sie keinen Raum zum Liegen hatten, so saßen sie zwischen den Beinen und dem Duft, auf Brettern über den Wasserfässern, aber Licht oder Luft von anderwoher als aus dem Luckgang, erhielten sie auf ihren Pausen, und zwar so daß immer einer zwischen die Beine des andern hinunterreicht war. Wenn sie sich bewegten, erlitten die armen Opfer im buchstäblichen Sinn des Wortes übereinander, da sie vom Bootsvolk bei dem Sturz des Schiffs so dicht zusammengepreßt waren als sie sitzen konnten. Zwischen den nackten Brettern auf denen sie saßen, und dem Hauptdeck betrug die Höhe nur 3½ Fuß. Erwachsenen menschliche Wesen waren in diese entsetzliche Höhe zusammengepreßt, und man hat Mühe über haupt nur zu begreifen wie dieß möglich war. Der Schmutz und Geruch war in Folge des Ungeziefers war unbeschreiblich. Darf man sich da noch wundern daß 150 dieser armen Teufel mit der Ueberfahrt starben, oder vielmehr — um das rechte Wort zu gebrauchen — ermordet wurden? Mehrere gierig hungrige Haifische folgten unter brüllen Flügen nach, allein noch ehe sie auf heimischen Boden und Fund gelegt werden konnten. Unter den auf Jamaica Gelandeten befanden sich ungefähr 300 Jünglinge und 40 Mädchen — alle in einem Alter von 14 bis 20 Jahren.

„Alte Männer und Frauen waren keine vorhanden. Der Schiffsarzt hat eine 36 Quadratfuß Räderraum, ist auf einem dieses Bretterverschlag gelitten, und so wenig daß man kaum schreibt darin stehen kann. In dieser elenden Kruche des Capitäns waren vierzig nackte Mädchen aufgestapelt, und das Ungeheuer von Capitän sowie der Schiffsarzt schilderten abwechselungsweise bei einem ernsten Gelächter. Schlieren, sagen sie? Hätten sie doch noch gelitten! Der Capitän, ungefähr 30 Jahre alt, gab an, er habe sich schon seit ziemlich langer Zeit mit dem Sklavenhandel beschäftigt, und viele „glückliche" Reisen gemacht, so daß, obgleich sein persönlicher Verlust bei dieser Gelegenheit 25,000 Dollars betrage, er doch zu seinem Lebensunterhalt noch Mittel genug habe. Diese Aussage bestätigt, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, daß der Sklavenhandel jetzt wieder so lebhaft betrieben wird als je, und daß die Agitation, die unverdrossene Thätigkeit von Seiten des britischen Volks, jetzt wieder eben so nothwendig ist wie in früherer Zeit, wenn man irgend der Hoffnung sich hingeben will diesen fluchwürdigen Verbrechen endlich wirksam entgegentreten zu können. Zum Schluß erlauben Sie mir noch die Anführung einiger Worte aus einer bei einer Volksversammlung in Kingston jüngst gehaltenen Rede. Die Freilassung der Sklaven, heißt es dort, gereichte dem britischen Volke zum Ruhm und zur Ehre; sie war ein Act sittlicher Größe. Es betrachtet die Emancipation der Sklaven mit Recht: der Zucker schmeckt eben nur blutbefleckte Waare. Allein — sonderbare Wendung der Dinge! — seitdem ist die Lage der Sklaven eine schlimmere geworden. Das Verlangen sich wohlfeilen Zucker zu verschaffen, hat jener That ihren hochherzigen Charakter geraubt, und sonst so klare Lage der Dinge verdunkelt, denn gegen Act des Parlaments gerichtete Verschwörung aufgedeckt, und die heuchlerische Begünstigung für die Emancipation der Sklaven erstickt. Die Wohlfeilheit des Zuckers scheint das deutsche Volk entzückt zu haben mit der sinnlosen Raubsucht, wo nicht schuldbeladenen Eroberung, die es seit einiger Zeit gegen den Sklavenhandel an den Tag legt. In seiner ganzen Geschichte kenne ich keine ähnliche Erscheinung: es hat seine Ehre befleckt, sein Wort gebrochen, die Menschheit gelästert. So lange der Sklavenverkehr nicht mit Nachdruck geahndet werden, hänge die Wolke einer nationalen Schandmitschuld über England. Die Menschheit im allgemeinen, der Sklave im besondern, war unser Führer, und in den feierlichsten Uebereinkünften erklärten wir uns zu seinem Beschützer und Freund. Einer Nation Wort schon steht hoch, höher aber noch das heiligste Gelübde einer ganzen Nation: es soll und darf nie, unter keinen Umständen, hintangesetzt werden."

Reisebriefe aus Irland

Cork.

Spaziergang nach Passage.

Von [illegible]

Gleich nach meiner Ankunft in Cork hatte ich mich nicht weiter aufgehalten, als [illegible] Empfehlungsbriefe an [illegible] abzugeben, und [illegible] Gasthofe [illegible] Zimmer [illegible] Ich hatte [illegible] Tage [illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] Ich

machten nun die Mauer um den größten Theil ihrer Gärten, und hatten von den Thürmen eine freie Aussicht. Nach Süden hingen die Häuser des Städtchens terrassenförmig bis zum Ufer des Sees hinab, der malerisch von den Bergen eingeschlossen ist, die sich im Hintergrund um das Wasser und die freien Ebenen erheben und bewachsen sind. Nach Nordosten war flaches Land, und nach Norden und Westen gleichfalls Thäler mit blauen Hügeln im Hintergrund.

Während ich auf den Mauern umherging, wandte ich, von dem flachen Dache des Schlosses aus, nun dem Rathhause und seinem Gerüste, die sich dort in ihren weißen Gewandstücken herumbewegten, betrachtete. Ich wurde ihnen auf diese Weise genauer machen vorgestellt. Nachdem ich die Hälfte der Umfangsmauer umgangen hatte, stiegen wir nach dem Schloß hinauf, und gelangten durch mehrere Höfe mit Pferdeställen und Cisternen (Gulbaras), und über Treppen endlich auf das Dach, wo mich Se. Hoheit im Kreise seiner Generalen, Offiziere und Diener erwarteten. Hier mich wurde ein Stuhl gestellt, er sich auf einem Polster und die andern im Kreise herum auf der Erde. Ich sah an Govind Singh (Govind Singh) einen wirklichen ächten Radschputen, einen Vasallen des Rana von Udeypur. Das Gesicht war ganz charakteristisch; die Stirne hoch und breit, Nase gerad und lang, das Gesicht oval, der Mund hübsch und der Bart schwarz, und in zwei Zipfel gestaltet. Seine Kleidung war etwas besser als gewöhnlich, bedeutend. Er empfing mich mit einem Chawich, d. i. „sehr angenehm," worauf er sich setzte und schwieg; ich versuchte alle möglichen Anfänge, und er ließ seine Freunde und den Maulvi reden, konnte aber selbst kein Wort herausbringen. Er ließ ein Verlangen nach der Landkarte äußern die mein Diener mitgebracht hatte. Ich nahm nun einen Stock und erklärte ihm Europa, und Land und Wasser sey, England, Rußland, Gibraltarpol und Hambol (Konstantinopel), und den Weg nach Indien. Die Indier lieben oft die brennende Hand (yaz) hören, besonders als ich ihnen von den Vorgängen bei Erbauung Agra erzählte. Er erwunderte sich darauf zu einer Frage, und erkundigte sich ob ich verheirathet sey und Kinder besitze, und sprach die Hoffnung aus daß ich es in Calcutta werden würde. Darauf ging ihm der Stoff aus, und ich verabschiedete mich, wobei ich noch ein langes Chawich und den Bruß und ein freundliches Lächeln mit auf den Weg bekam. Der Maulvi und der Rathsherr des Meierei begleiteten mich hinunter, und erzählten mir noch manches aus dem Rathhof. Der Ursache seiner Unbehülflichkeit war die daß er erst seit 5 Monaten von einer ländlichen Schulstelle, aber vom Landesherrn, zum Radschah erhoben worden war, und noch nicht recht mit Fremden zu reden wußte. Das Hof-Cerimoniell war ihm auch noch nicht recht geläufig, da er vorher am seinem Radschputenhofe gelebt hatte. Seine Schreiber und Beamten machten ihn in allen Sitten unterwiesen, und hatten es sogar noch dahin gebracht daß er sich mit Beobachtung aller Regeln auf das Polster, oder auf die angebrachte Polster, setzen konnte. Er war bei dem Tode des letzten Radschah von Bundie, der siebenzehn von einem Jahre hatte, von der Mittwe adoptirt worden, und in den regierenden Häuptlingen in allen solchen Fällen der Gebrauch ist. Bei unserm Zusammenkunft saß sein Vater ihm gegenüber auf der Erde; die einzige Rede die er gemacht hatte, war noch Chawich und zurück. Nach den Angaben die ich von dem Minister erhielt, vermag sein Einkommen etwa 20,000 Rupien im Jahr; einer Summe die er als Lehnt dem Rana von Udeypur als Oberherrn bezahlt nicht mitgerechnet. Für dieses Einkommen hält er 500 Reiter und Fußgänger, welche er freilich jetzt keinen Krieg führen kann, da ihnen, wie sein Oberst und der Mannschaft vor Rückstand erhalten, die Hand der öffentlichen Gemeine über dem Haupt schwebt. Zugleich hatte er sich gleich bei seinem Regierungsantritt, von seinem Vorgänger verlassen, einigen andern ausrüstigen Vasallen angeschlossen, um dem Rana die Zurückgabe zu verweigern, so daß die englischen Truppen von Nimmatch und Nusserabad bereits aufgebrochen waren um Bundie zu nehmen, allein er seinen sich noch bei Zeit eines besseren.

Gen alten Kanonenlassen von Burg hatte sich auch nicht lange daran gewagt. Die Staatsverwaltung hatte natürlich stärken ist sie natürlich. Indessen Einnahmen gibt es nur insofern als natürliche Kapitalien in der Gestalt von Pfandgeld einen Theil ihres Vermögens abgeben müssen, und auf Salz, welches ein Monopol des Fürsten ist. Das ganze übrige Einkommen wird von dem Ackerbauer getragen. Jeder Dorf bezahlt eine altherkömmliche Steuer, entweder direkt den vom Fürsten eingesetzten Beamten, oder durch das örtliche Oberhaupt des Dorfes. Es wird in den Radschputenstaaten selten oder nie mehr aus den Bauern gepreßt als das Herkommen vorschreibt, solche Erpressungen finden hauptsächlich statt in den mahommedanischen Staaten, wie Kotah, Jhalawar, wo die Großherr bezahlen werden. Die Fürsten und Obersten selbst verpachten alle mit einander verwandt sind, obschon sich dieß jetzt nicht mehr bei allen nachweisen läßt, ihr Verhältniß zu dem Oberherrn hat daher mehr den Anschein persönlicher Ergebenheit die man dem Haupt der Familie zollt. Dieser wird daher schon an Ort gezahlt und gründet sich dann auf andere Verhältnisse, ihre gegenseitigen Verbindungen sind Kriegsdienste und Beistandsrecht am Hof zu gewissen Zeiten. Die Bauern Familien theilen ihre Güter als Lehnen an den Diensten der mächtigeren. Die eigentlichen Landbesitzer sind, wie es scheint, von anderem Abstammung als die Fürsten und Lehnen, wenigstens ist dieß die Ansicht die man im Lande selbst erhält. Die Radschputen, wie sich die Obersten und Lehnen ausschließlich nennen, theilen sich in Kriegsleute und freie Arbeit. Als ich p. 8 meinem Munshi befragte aus was für Leuten die kleine Armee zusammengesetzt sey, sagte er sie seyen lauter Radschputen — und die übrigen Bewohner des Landstaats seyen Handelsleute von andern Kasten und mahomedanische und andere Gewerb- und Handelsleute. Es scheint mir übrigens schwer auf den ersten Blick die Trennung der Radschputen von den übrigen Bewohnern recht Dorfes durchzuführen, wenn die längere Existenz des Landes nöthig ist. Ich habe seinen einzigen Europäer gefunden, der mir über diese Verhältnisse genauere Aufschluß hätte geben können — etwas spricht immer mit von den Radschputen und benöthigt die mehrere gar nicht. Die drei großen Radschputenstaaten sind Udeypur, Dschudpur (Jodypore) und Dschepur (Jeypore), die sind ganz Territorium der Radschputen umfassen und jeder einen Oberherrn haben, der Rana genannt wird. Sie sind alle unabhängig, wenigstens dem Namen nach, da sie politisch doch immer sich nach den Willen der Regierung der englischen Compagnie richten müssen, die durch einen diplomatischen Agenten, den Obersten Sir Henry Lawrence, bei allen vertreten wird. Dieser hat große Machtvollkommenheiten, und die Ertheilung über die sogenannte Haggestown Heldthaten in Rumarsch und Kassenhof.

Ich entferne mich aus dem Schloß, welches nach indischer Art ein Conglomerat von viereckigen Höfen ist, und von außen einer hübschen Abwechslung von Thürmen und niedrigen flachen Dächern bietet, indem einige Gebäude drei, andere nur zwei- oder einstöckig sind, und schattirte unter Bäume. Als die größte Merkwürdigkeit wurde mir eine alte ungeheure Kanone gezeigt, die aus sechs dicken Eisenstangen zusammengesetzt war, welche durch eiserne Ringe zusammengehalten wurden. Der Lauf war dennoch schwierig mit

Digitized by Google

Dorf Arkesh, fiel [illegible] die Wandbilder [illegible] Durch das [illegible] bildet eine [illegible] Hindernis [illegible] Pferdehirt [illegible] Mitte, [illegible] Balcon in jedem Saal [illegible] Fensterpfeilern, [illegible] Balcon pflanzt sich zwei [illegible] Bruders [illegible] See, dessen Ufer entlang der [illegible] Wandbilder, herrlicher zum Ring, sich im Saal [illegible] abspiegeln, während in Bahn voll Sonnen zu gleicher Richt [illegible] Schlosse, an [illegible] Dorf [illegible] Kirche steht. [illegible] Fenster der Kirchleins zum hohen Dache heraus [illegible] Dorf [illegible] Thüre [illegible] Pfarrha

C. Oberste Staats-Universität in Athen.

Auf dieser obersten Unterrichtsanstalt des Königreichs, die schon jetzt als der „Herd der Aufklärung für den griechischen Orient“ angesehen werden muß, waren 500 Studenten, von denen der größere Theil aus dem Königreich selbst war. Unter diesen studirten

in der theologischen Facultät . .	22
„ „ juristischen „ . .	219
„ „ medicinischen „ . .	229
„ „ philosophischen „ . .	79

und an der mit der Universität verbundenen pharmaceutischen Schule 42. An ersterer lehrten 42 Professoren und als Docent der neugriechischen Sprachen. Unterhaltungskosten 146,693 Dr. Nach dem angeführten Berichte zählte Griechenland im J. 1856, bei einer Gesammtbevölkerung von 1,043,133 Einw. an ganzen

an Unterrichtsanstalten	800
an Professoren und Lehrern an denselben .	1111, und
an Schülern und Schülerinnen	50,674.

Hiezu kommen noch 41 Stipendiaten, welche im Jahr 1856 theils mit Unterstützung der griechischen Regierung, theils in Folge von Stiftungen und von Privaten, sowie auf Kosten einzelner in Europa studirten, wogegen der Bericht in Erwangelung der nöthigen Unterlagen nicht im Stande gewesen ist die Zahl derjenigen Griechen anzugeben welche während dem Jahr auf eigene Kosten in Europa studirten. Im allgemeinen unterhielt das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts im J. 1856 auf seine Kosten:

an der Universität	10,
auf den Gymnasien	32.
„ „ hellenischen Schulen . .	8.
„ den Schullehrerseminaren . . .	30,
„ „ geistlichen Seminar . . .	6,
in Europa	4,
an Militärschulen	30,
	130.
wogegen die Gesammtzahl der übrigen Stipendiaten	89.
im ganzen .	219

betrug. Der jährliche Aufwand für diese Griechischen Stipendiaten belief sich auf 104,420 Dr., von denen 67,890 Dr. auf das Staatsbudget, 46,530 Dr. aber auf die einzelnen Stiftungen und Vermächtnisse kommen.

Außerdem unterhielt das Kriegsministerium:

in Europa	14,
auf der Cadettenschule . . .	27,
mit halber Verpflegung . .	29.
	70.

ferner das Ministerium des Innern:

in Europa zur Erlernung von Künsten rc. .	9,
an der polytechnischen Schule in Athen . .	10,
an der Akerbauschule in Tirynth . . .	10,
	30.

und das Marineministerium

an der Marineschule . .	3
und in Europa	1
	4,
im ganzen .	113 Stipendiaten.

Was namentlich die geistlichen Schulen anbelangt, so betrachten sich die für diesen Unterricht verfügbaren Capitalien, welche aus Schenkungen einzelner, aus Vermächtnissen von Klöstern und Geistlichen herrühren, auf 133,000 Dr., von denen die Zinsen, außer den jährlichen Beiträgen an 7650 Dr., zu dem angegebenen Zweck verwendet werden.

Zur Errichtung der Handelsmittelschule ist an dem Gymnasium zu Hermopolis auf der Insel Syra Anlagenkapital gelegen, und zur Errichtung einer Gewerbsschule in Athen sind reichlich, nachdem die für diese Schule von dem Griechen Averoffe bestimmten Legatsmittel eingegangen sind, und zu diesem Zweck von diesem gebaut worden ist, die erforderlichen Verwaltungen bereits getroffen worden.

Außerdem entnehmen wir aus dem vorliegenden Berichte hier noch folgende besondere Bemerkungen. Die Verhältnisse aller Kinder zum Besuch der Elementarschulen endigt in der Regel mit dem zwölften Jahre.

An den beiden öffentlichen Gymnasien in Athen wird auch Elementarunterricht gegeben, und derselbe soll nach und nach auf den übrigen Gymnasien ebenfalls eingeführt werden.

Bei einem jeden Gymnasium, wie bei einer jeden hellenischen Schule befindet sich eine Bibliothek. Für den Bau eines besonderen archäologischen Museums sind Summen gesammelt worden. Alljährlich sind bereits seit Jahren 10,000 Dr. dazu bestimmt und verfügbar gestellt worden. Insgleichen sind die seit längerer Zeit unterbrochen gewesenen Ausgrabungen im Jahr 1856 wieder begonnen worden.

Unter den Mängeln welche in dem Bericht aufgeführt werden, ist der hauptsächlichste auf Begründung von Gewerbsschulen nach Art der in Deutschland bestehenden Realschulen zur Erlernung des Ackerbaus, der Gewerbe, der Künste, des Handels u. s. w. gerichtet, und der eingangsgenannte Unterrichtsminister erachtet dergleichen Gewerbs- und Realschulen zum nöthigen Abschluß des Systems des Unterrichtswesens in Griechenland für eine unbedingte Nothwendigkeit. K.

Die Begründung der evangelischen Mission im Mittelreich und ihr Einfluß auf die chinesische Literatur.

(Von Deutsche Monatsm.)

V.

In den Verhaltungsbefehlen welche die London Missionsgesellschaft ihren ersten Boten nach China ertheilte, war ihm, wie man weiß, die Uebersetzung der heiligen Schrift zur vorzüglichsten Pflicht gemacht; es sollte dadurch dem großen Drittheil der Menschheit das Wort der Erlösung bekannt werden. Der Gesellschaft widerstrebte aber durchaus die Anfertigung einer vollständigen Bibelübersetzung, um den nachfolgenden christlichen Missionen das Erlernen der chinesischen Sprache zu erleichtern. [1]

Ist irgendein Unternehmen reif zur Ausführung, liegt es in der Zeit, so wird es gewöhnlich zugleich von mehreren denkenden Köpfen ergriffen. So auch die Uebertragung der heiligen Schriften in die Umgangssprache des Mittelreichs. Johannes Lopez, von zu Macao geborenen Armenier, kam mit einigen chinesischen Büchern nach Calcutta, wurde dort Professor der Sprache der Siamesen der

[1] W. Ellis, The History of the London Missionary Society (London 1844) I. 480.

— es ist bekanntes
außerhalb China's — des Übersetzung der
Bibel — und ging nun an — Chinesischen Jahrhunderten
Text. Marshman,
Bibel, wohl es die vorzüglichste, auf dem
Grundlage — Übersetzung zu — welche den Mitbe-
dem sie begründet der gesammten Missionen — englischen Bibelübers
Wm. Crammpur, — erwies sie über einer — Ausgabe (1808)
Jahre an großem Maße, und zeigte sich zu dieser — Noch und nach
hilft das Studium der einheimischen Sprache — Druck, und 1823
während einzelne Theile seiner Uebersetzung — Exemplar der beiden
Marshman, der Sohn, die vollständige — Bibel, bei einem
Besuch in chinesischen Canton der Bibelgesellschaft — übersenden. Ein
ihren jährlichen Rechenschaften, so kostbare — Lesern, gedruckt
wurde zu Serampur, und zwar mit bewunderns — Uebersetzung in hülfsbe-

Ich hörte Marshman selbst in seinem — Werke sorgsam arbeiten. Er war so glücklich im November des Jahres 1819 — christlichen Schriftgelehrsamkeit melden zu können, daß — all seine Mitarbeiter, welche mehrere Bücher des alten Testaments — übersetzt, das ganze Werk zu Ende gebracht habe. Die Apostelgeschichte war bereits 1811, das ganze neue Testament, und zwar in — verschiedenen Ausgaben, 1813 im Druck erschienen. Die Synoptiker — des einzelnen Buches wurden nun in Masse im Reich verbreitet, — und zwar durch einige — Chinesen, wie Leang Ahi und Lsai Ako, — Diener Liu, den ersten Chinesen, welchen Morrison (1808) — getauft hatte.

Diese Uebersetzungen sind bei allen ihren großen Mängeln doch — erstaunliche Werke. Eine Vergleichung der beiden Exemplare von Marshmann mit — von Morrison und Milne, sowie eine — Einsicht eingehende Beurtheilung — ist — werden werden. Es ist sehr eine — Uebersetzung in Chinesisch, und man — überall gebeten. Sobald diese — auch die Wiedkunft — neuen Uebersetzungen vorliege — vollständig in meinen — ist, möchte ich — Bemerkungen — die Verdienste — Mängel der verschiedenen — zu weit — meinen — erheischt beschränkter — — hingehören. Inzwischen — man wohl das Urtheil — Medhurst in seinem — China meinte, — Uebersetzung — Dr. Morrison — Interesse — Medhurst ist — Kind, der — vorigen Jahr — Chinesischen — Lautwort — Buchstaben — Charakter in der — Bibel — Art Rivalität — Medhurst — Dr. Morrison — Worte, — Uebersetzung — heilige Schriften; — doch — ich — diesen —

Exemplar — Evangelien — — zu — Ansehen — — Bibel — Chinesen — Bibel — Namen der Sache — —

„Wenn die heiligen — Schriften — Buch — — — sagte der — Chinese, „so — ich — — —

die Charaktere nach den 214 Grundzeichen geordnet sind; dann auf einem andern, nach den 411 Grundbildern oder Wurzelwörtern der chinesischen Sprache, gewöhnlich das radikale Wörterbuch genannt (2 Thr. 4.), und endlich auf einem englisch-chinesischen Wörterbuche (1 Thr. 4.). Morrison hatte, wie sich voraussehen lässt, seinen rüstigen Männern nicht selten erklärt, sein Werk so gründlich angelegt, er hat bald ein Buch über Zeit und Kräfte hinausreichen auf der begonnenen Bahn sein Ziel zu erreichen, und hat später noch einem bedeutend verkürzten Maßstabe gearbeitet.

In den Einleitungen zu den beiden ersten Wörterbüchern werden die Eigenthümlichkeiten und die Geschichte der chinesischen Sprache und Schrift, die grammatischen Ansichten und Bezeichnungen der Eingeborenen, immer mit Angabe des betreffenden Textes, in einer Weise dargestellt die nichts zu wünschen übrig läßt. Zugleich werden die Irrungen und Erfindungen, von Einfluß auf die Ausbildung der Sprache und Schrift des Mittelreiches, angegeben, und über die einheimischen Hülfsmittel, welche der Verfasser bei seinem Arbeiten zu Grunde legte, Bericht erstattet. Der erste Band, über 40 Grundzeichen enthaltend, gleicht in vielen Artikeln mehr einer Sprachlehre als einem Wörterbuch. Man findet hier ausführliche Abhandlungen über die verschiedenen Gegenstände der Ortsgemeinde und Gegenwart des chinesischen Landes und Volkes. So erhält man neuere den Wert Chin, Unterricht, eine vollkommene Geschichte des chinesischen Erziehungswesens; unter Kwan, Examin, eine historische Darstellung des ganzen Examinationswesens — zwei Gegenstände um welche sich vorzüglich das chinesische Staats- und Volksleben dreht. Nicht minder ausführliche lehrreiche Erörterungen findet man bei vielen andern Wörtern, namentlich solchen die sich auf das Familienleben und die Literatur beziehen. Viele mannigfaltige und innere an Belehrung und Aufklärungen sind die zwei folgenden Bände des nach Radikalen geordneten Wörterbuches, so daß sie dem hier Vorliegenden Sachregister nur sehr geringe Dienste leisten. Die wahrlichen Bemerkungen welche dem Verfasser darüber gemacht wurden, beherzigte er gewissenhaft mit der öffentlichen Erklärung: „Ich werde es wohl immer und immer Wörterbücher zu schreiben."

Dem neuesten oder alphabetischen Wörterbuche kann man keinen ähnlichen Vorwurf machen; es wurde nach einem sehr verständigen Plan angelegt und bis zum Ende geführt. Dasselbe enthält zwar von den 50,000 Schriftzeichen des einheimischen chinesischen Wörterbuches, welches Morrison zu Grunde legte, sammt den Nebenbegriffen — die Varianten nicht mitgerechnet — blos gegen 12,700 Charaktere. Diese erscheinen jedoch auf der dem Leben der Lesenden oder Kaufmann, der den Werken des Konfuzius und seiner Schule, für die gangbarsten und historischen Schriften, und großentheils selbst für die schöne Literatur. Ueberdies sind hier eine Menge zusammengesetzten Wörter und Redensarten erklärt, welche diesem Buch einen besonderen und, als die Arbeit des Herrn Gützlaff vollendet und allgemein zugänglich seyn wird, einzigen Werth verleihen. In dem 4000jährigen Zeitraum der chinesischen Geschichte und Civilisation wurde natürlich eine ungeheure Masse auf Naturverhältnisse, auf häusliche und bürgerliche Verhältnisse sich beziehender Redensarten angehäuft, welche dem Einheimischen vom Jugend auf bekannt sind, für den Fremden hingegen den schwierigsten Theil der chinesischen Literatur bilden. Das vorliegende Wörterbuch des Herrn Gützlaff, dessen erster Band zu Macao erschienen, mit aber noch nicht vollkommen ist, [1] mag und dazu dienen diese gefährlichen Klippen der chinesischen Literatur mit einer gewissen Sicherheit umschiffen zu können.

Auch heißt das englisch-chinesische Wörterbuch hat eine höhere Bedeutung als eine bloß sprachliche. Es ist für denjenigen welcher das Buch recht zu gebrauchen versteht, eine reichhaltige Quelle philologischer und völkerkundlicher Forschungen, nach allen Seiten und Richtungen des innerlichen und äußerlichen Lebens. Der Gegensatz zwischen dem östlichen Asien und der christlich-westlichen Weltanschauung tritt nirgendwo so lebendig hervor als in diesen nicht selten gewählten Versuche die Begriffe dieser letzteren mit chinesischen Wörtern und Sätzen entsprechend wiederzugeben zu machen. Man vergleiche nur die Wörter Gott, Himmel, Engel, Heiland, Woche; messianische Herrschaft, Demokratie, Gerichtsvollzieher, Kanton, und eine Menge andere aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben entnommene, wie Frau, Ehemann. Auch hier finden sich viele Artikel, welche entweder ausführliche Abhandlungen sind, oder doch wenigstens ausführlichen Stoff zu solchen darbieten.

Unser Stift wird das Reich, in China sehr verbreitete, dem verschmitzten Krieger Kuan, dem Schutzpatron des ungerechten Handels, zugeschriebene Büchlein moralischen Inhalts vollständig, Text und Uebersetzung mitgetheilt. Bei Kalender findet man eine, wenn auch nicht ganz vollständige Darstellung des chinesischen Kalenderwesens. Unser Gewürze wird bemerkt — freilich ist die Quelle, aus man gewöhnlich vermeint, nicht angegeben — daß im Jahr 630 n. J. Ligmun Akun, Kampfer, Muskatnüsse und andere Gewürze [2] nach China gebracht wurden. Man sieht es in der That den Namen an daß sie fremde Erzeugnisse sind. Unter Gilanberialy erfährt man daß es in China lange vor dem deutschen Jahr Gilanber, und zwar bereits 202 n. J. bekannt, gewesen ist. Unter Gosspium heißt es die Baumwolle sey erst im 13ten Jahrhundert, während der Regierung Gilaliali's (1260—1295), also zur Zeit wo Marco Polo in China war, aus dem Lande Mabar, ohne Zweifel Malabar, ins Mittelreich eingeführt worden. [3]

Die naturhistorischen Artikel, zum Theil mit ausführlichen Erläuterungen der Wissenschaft in welche sie einschlagen, gehören jedenfalls zu den wichtigsten Artikeln welche Morrison mit Hülfe seiner Freunde Marsch und Kleingkone zu Tage förderte. Der Sendbote hatte schriftlich, um seinem Beruf besser genügen zu können, in London Vorlesungen über Naturwissenschaften und Astronomie gehört, und sie kannte, wie sie es in der That sind, als nothwendige Vorbereitungen zur chinesischen Mission betrachtet. Durch eine Zusammenstellung dieser Artikel würde man eine, natürlich immer noch sehr unvollständige, Naturgeschichte des östlichen Asiens erhalten. Die katholischen Missionäre haben diesem Theil der Kunde China's in den Grad vernachlässigt daß es, ohne die Wörterbücher Morrison's, Bridgman's wohl unmöglich gewesen wäre den naturhistorischen Theil der jesuitischen Encyklopädie in seiner Darlegung des Inhalts dieses umfassenden Werkes — einer seiner wichtigsten

[1] Sechs starke Werk, wie es heißt, wirklich nur in wenigen Exemplaren abgegangen worden seyn, so wären seine Klagen freilich nur auf engen Kreis beschränkt blieben.

[2] Zucker?

[3] Ein Kapitel Marco Polo's wären über die große Baumwolle des Mittelmeer Asien schlagen. Marsden sagt einmal S. 107, „so natürlich Asien Schätzen schätzt eine Gesamtheit an die Andern Papua." Man hat es seinen Kaiser Tschiwan gegeben; doch Worte bestimmen sich die Regierungszeit des Hauptschöpfer Schrift von Stahlat. Solche Dinge wurden natürlich vor Ihr aber sehr gut, er hatte aber nicht immer Zeit und Lust wahrscheinlich und jenen Umfang auf die Wagschale zu legen. Die Lebensbeschreibung Kaiserreich's in unserer jüngsten Biographie wird uns ganz anderes Licht über diesen Mann verbreiten, als das von Gützlaff in der Biographie entworfene. Man wird dort nochmals auf jene Gesichtspunkt zu Marsden zurückkommen müssen.

Digitized by Google

Volksschulwesen des Niederländisch-Indien

[illegible]

VI. Schulwesen — Privatschulwesen — Schulbesuch

1930/31

Von den [illegible] Volkskultur und dem [illegible] Niveau der Bevölkerung und [illegible] ohne Zweifel die Volksschulen. Eine [illegible] die Kultur eines Volkes einerseits [illegible] eine durchgreifende Umgestaltung [illegible] zustufen, aber es steht die Hauptaufgabe [illegible] sende Geschlecht. Der niederländischen Regierung [illegible] sei das Schulwesen [illegible] halben öffentliche Schulen, deren Besuch [illegible] werden, wo obendrein die Verpflichtung [illegible] pflege ihre Kinder nach europäischem [illegible] um den Unterricht der Europäer [illegible] möglich und angenehm zu machen. Dabei [illegible] mag den Wunsch, besonders [illegible] Schulen zugleich Missionsstätte [illegible] der Religionen ihrer Kinder abwendig machen. Es [illegible] Missionen Schuldächer verlegt wurden. [illegible] der islamischen Sprache und Geschichte [illegible] Koran und auf der javanischen Wirtschaft [illegible] in der Schule Unterricht erhalten. [illegible] In den kleineren Ortschaften Javas [illegible] 23 durch die niederländische Regierung [illegible] ländischen für Europäer, welche von 3041 [illegible] wurden. In den größeren Städten Batavia, [illegible] – ist durch Privatschulen hinlänglich [illegible] Batavia allein ist die Zahl der javanischen [illegible] welche ebenfalls unter Aufsicht der [illegible] 347 und 3659 Schülern. Auf [illegible] Semarang befinden sich außerdem [illegible] um 120 Schülern, sowie in Kediri [illegible] anderen Orten in kürzerer [illegible] besuchen. Ungleich zahlreicher [illegible] Schulen besucht. Außer den durch [illegible] [illegible] [illegible]

16,994 Männer,		worunter 1393 Europäer und	15,172 Indischer,
5970 Frauen,	"	765 europäische und	5231 indische,
3331 Knab. unt. 10 Jah.,		1530 von Europäern	1800 von Ind.,
26,295		3627	22,203.

Man sieht aus diesen Ziffern daß die Zahl der Indischen welche sich europäischen Aerzten anvertrauen, nicht unbedeutend ist, besonders wenn wir berücksichtigen daß die Bewohner der meisten binnen Ortschaften Java's keine Gelegenheit haben sich der Hülfe eines europäischen Arztes zu bedienen.

Von der gesammten Zahl der behandelten Kranken genasen 22,740 oder 86,06 Procent während die Zahl der gestorbenen 1899 oder 7,20 Procent betrug. Merkwürdig ist das Mortalitätsverhältniß der Kinder zu den Erwachsenen, welches sich bei den Javanen bei weitem günstiger als bei den Europäern auf Java, und bei diesen wieder günstiger als bei der europäischen Bevölkerung in Europa herausstellt. Es scheint daß das warme Tropenklima dem kindlichen Alter besonders gefährlich, obgleich die Mortalität in höheren Lebensjahren im Tropenlande weit ungünstiger als in der gemäßigten Zone ist. Unter den 1880 im Jahr 1854 gebrachten Indischen befanden sich

1106 Männer,	worunter	67 Europäer und	1310 Indische,
373 Frauen,	"	24 europäische	369 indische,
101 Kinder,	"	37 von Europäern	63 von Indern.
1580		128	1732.

Bei den Europäern war das Sterbeverhältniß der Kinder zu den Erwachsenen wie 37 : 111, oder 33 Prozent der Gestorbenen waren Kinder unter 10 Jahren. Bei den Indischen war dasselbe Verhältniß 3,8 Prozent. Man kennt wie dieses günstige Mortalitätsverhältniß unter den javanischen Kindern freilich auch als allgemeine Norm betrachten, indem erwähnte hier nur von einer gewissen Zahl von Familien die Rede ist welche in Behandlung der europäischen Aerzte gekommen sind, andererseits unter obiger Zahl der Gestorbenen auch Verwandte von Malaien begriffen sind, wie Verlangnisse, wo keine Kinder vorhanden sind. Gewiß aber ist es daß, während in Europa durchschnittlich etwa die Hälfte der Lebendgeborenen Kinder unter 10 Jahren beträgt, auf Java die Zahl der Lebendgeborenen unter den Kindern jedenfalls geringer ist.

Auffallend verschieden ist die Mortalität unter den behandelten Kranken nach der Lage und den klimatischen Verhältnissen der einzelnen Plätze, und es dringt sich auch hier wieder die Thatsache auf daß weder die hohe Temperatur an und für sich, noch die Feuchtigkeit, d. h. die Anhäufung reiner Wasserdämpfe in der Luft, die Intensität eines Tropenklimas bedingt, sondern daß wahrlich die durch verwandte organische Stoffe der Luft beigemengten fremden Bestandtheile es sind, welche das Blut bei der Athmung krankhaft alteriren und so verderblichen Krankheiten Raum geben. Im allgemeinen zeigen die mehr sumpfigen Küstenplätze eine ungleich größere Mortalität als die höher gelegenen aber trockenen Binnenplätze, ohne daß dieses Verhältniß jedoch durchgängig sich zeigt. So starben am Küstenplatze Pasuruan unter 397 Kranken 26, was eine Mortalität von 6,6 Prozent gibt, während in dem nur einige Meilen westlicher gelegenen Probolingo unter 167 Kranken 23 starben, was 22,6 Proz. ausmacht. Da beide Orte an der Meeresküste liegen und ihre Temperatur auch ziemlich gleich ist, so kann der Unterschied in den sanitarischen Verhältnissen nur in der Nähe des Bodens den unsern kurzsichtigen menschlichen Sinnen zu suchen sein. In der That ist Probolingo von sumpfigen Alluvialebenen umgeben, auf welchem zur Regenzeit sich das Wasser zu ausgedehnten Teichen ansammelt, und der dem Plateau des Ostmassivs in einem ausgedehnten Kampf sich verwandelt. Unter die gefährlichen größeren Plätze Java's ist Tjiljakarta, Pasuruan, Serang, Kediri und Soembang zu rechnen, wo die Mortalität unter den behandelten Kranken, resp. 9,83, 9,9, 1,6, 1,6 betrug. In Batavia wurden unter den Truppen und in öffentlichen Anstalten 1704 Kranke behandelt, unter welchen 63 starben, so daß die Mortalität sich zu 13,6 Proz. herausstellt.

Wir fügen endlich als Vervollständigung zu den schon früher angeführten sanitarischen Verhältnissen unter dem Militär in Niederländisch-Indien einige die Erkrankungs- und Mortalitätsverhältnisse des Jahres 1854 betreffende Zahlen bei. Es wurden nämlich im genannten Jahr auf Java und Madura 38,917 Kranke behandelt, von welchen 36,836 genasen, 778 starben und 1317 in Behandlung blieben. Das Mortalitätsverhältniß unter den zur Behandlung gekommenen war daher = 1 : 37 oder 28 Prozente, welches Resultat in Vergleichung mit den Ergebnissen mehrern Colonien als günstig betrachtet werden muß. In Algerien starben nur beispielsweise bei den europäischen Armee beständig nach sechsjährigem Durchschnitt (1837—1842) 7,8 Proz. der Gesammtmasse jährlich gestorben sind. Die Sterblichkeit in den Hospitälern erreichte im Jahr 1841 seit dem Beginn der Colonie ihr Maximum mit 15,7 Proz., sowie im Jahr 1849 in Algerien ebenfalls nicht weniger als 13,8 Proz. der Armee an Krankheiten starben. Was die englische Armee im ostindischen Continent betrifft, so starben von derselben vom Jahr 1825—1844 durchschnittlich 5,4 Proz. des Jahres an Krankheiten.

Sämmtliche im Jahr 1854 auf Java und Madura vorgekommene und amtlich bekannt gewordene Choleraepidemien betrugen 347, worin 167 Militär- und 202 Civilpersonen betroffen.

Der ungarische Blindmaus. Schon seit langer Zeit haben die Gärtner und Landleute in Ungarn den auch in anderen Gegenden vorkommenden und bekannten Pflanzenverwüster sehr schädlichen Ortsnamen, unter welchem wir den ihm oder zusammenden Namen Erdhund begreifen. Erst in neuerer Zeit jedoch hat man entdeckt daß sich der wirkliche sogenannte Erdhund — zemnik maszai — der östlichen Russlands, spalax typhlus nach Pallas, auch Dzevi nach Lepechin, auch in Ungarn vorfinden. Warum dieses in transdanubischen Ungarn nun gleichfalls entdeckte Thier den Namen Erdhund als Uebersetzung seines russischen Namens führt, ist schon kurz angegeben. Die deutschen Naturforscher nennen es Blindmaus, welcher Name für dasselbe auch wirklich bezeichnend ist. Nach der Untersuchung eines ungarischen Naturforschers ist nämlich dieses Thier wirklich blind und hat in den Augenhöhlen gar keine Augenlieder, sondern in der Mitte der Augenhöhlen befinden sich zwei Kügelchen, die gleichfalls mit Haaren überwachsen sind. Jedenfalls sind alle die auch Augaben anderer Naturforscher nicht Stichhaltig Augen mit einer Haut überzogen und entsprechen ihrer Function nicht. Der Erdhund hat vier Schneidezähne, deren zum unteren besonders lang und stark sind, und dem Thiere beim Aufwühlen der Erde Hülfe leisten. Sein Fell benutzt man in seinen Heimatorten zu Mützen und Pelzen.

Verlag von J. J. Weber (Leo Hasenmüller). — Redaction: Dr. L. B. Frankl.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistig- n und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. 26 Juniad 1851

Ueber die malayische Race

Von Oscar v. Kloffel.

Es gibt keine Ecken der Welt, wo eine solche Menge verschiedener Volksstämme auf einem kleinen Raum zusammengedrängt ist, als auf dem Sunda-Inseln. Im Innern mittelmäßig sich diese Völker zwar nicht von einander, sie gehören zur Malayischen einzigen kleinen Reste schwarzer Urbewohner alle der braunen malayischen Race an; ihre Sprachen aber bieten die größte Verschiedenheit dar. Auf Sumatra und den dazu gehörenden Inseln Nias und Batu) wohnen sieben ganz verschiedene Stämme, und zwar Malayen, Battas, Redjangs, Lampongs und die Bewohner der Insel Nias und Batu Inseln. Der Name Malayen kommt von dem Worte Malayo, was Wanderung bedeutet, und so wird auch die Sprachverschiedenheit zu erklären sein. Es gibt es kleine, in den Molukken gebräuchliche Inseln, die auf einer Insel angetroffen werden, die sich hinsichtlich auf ihrem stehen als englisch und deutsch. Man wird kaum großen Irrthum begehen, wenn man annimmt daß der Malayische bis in die Sandwich-Inseln hundert bis tausendfältig verschiedene malayische Dialekte gesprochen werden. In dem lebhaften Handelsverkehr welchen die eigentlichen Malayen seit vielen Jahrhunderten mit den Inseln unterhalten haben, konnte es nicht fehlen daß auch die Sprache die allgemeine Handels- und Conversationssprache wurde, ungefähr wie bei uns das Französische. Unter welchem Volksstamm, in welchem Dorf man auch kommen mag, man muß sich eine oder auch mehrere Personen finden die malayisch sprechen wie ein Deutscher einen Franzosen. Vergleicht man in einem Dialekte mit einander, so ergeben sich eine nähere und fernere Verwandtschaft mit dem Malayischen. Bei einigen ist die Hälfte der Wörter malayisch oder malayischen Ursprungs, bei anderen nur der vierte Theil, bei anderen der 6te, die 8te oder 10te, weiter entfernen sie sich selten. In einigen Dialekten herrschen mehr englische, französische oder holländische Wörter vor.

Daß die gelbe malayische Race eingewandert ist, geht daraus deutlich hervor daß die Ueberreste einer schwarzen Urrace noch heute

[illegible] Sprache ist die [illegible] (englisches altes Wort).

Digitized by Google

Schiffahrt von Nord-Afrika und Vorder-Asien auch von großer Bedeutung. Die Seefahrer dieser Länder kannten damals nicht nach Hamiltonien oder China gelangen, es sey denn daß sie die großen Sunda-Inseln umsegelt hätten. Eine solche Fahrt aber bei den wenigen Grundsätzen jener Meere und bei den damaligen gebrechlichen Küstenfahrten hätte nicht zwei und drei Jahre (wie nur daß in den alten Testamenten stehen), sondern fünf und sechs Jahre gedauert. Nach chinesischen Ueberlieferungen segelten chinesische Schiffe bereits vor 2000 Jahren bis nach einem westlich gelegenen Lande (wahrscheinlich Malacca), wo sie ihre Waaren gegen die Produkte des Westens austauschten.

Interessant ist es daß an der Westküste von Sumatra sich eine Landschaft Namens Dyhor befindet. Daselbst kommt heute noch ein so ausgezeichnet schönes Gold vor daß es große Berühmtheit in ganz Indien erlangt hat, und bis anderes ihm gleich kommt. Die Westküste von Sumatra leidet außer diesem herrlichen Gold auch seltener Spezereien: Kampfer und Benzoi, Cassia, Zimmet, Pfeffer rc., Elfenbein, Pfauen und Affen. Es ist daher sehr wahrscheinlich daß das alte Ophir auf der Westküste, einer sich bewaldet weit ins Meer erstreckenden langen Halbinsel, Malacca, Sumatra und Java, zu suchen ist, und daß seitdem Java und Sumatra durch Natur-Revolutionen abgerissen wurden.[1]

Doch abgesehen von diesem letzteren Grunde, ist doch genug anzunehmen daß die Seefahrer der alten Zeit, welche an den Küsten des arabischen und persischen Meerbusens wohnten, und jahrelange Reisen unternahmen, auch Madagascar, Ceylon, Sumatra und Java besuchten, und eben so wahrscheinlich ist es daß sie daselbst Colonien gründeten, und mit den Bewohnern jener Länder, wo jetzt noch in kleinem Ueberreste verbannene Schwarze, in Handelsverbindungen standen, allmählich diese schwarze Race mit ihrer besseren Waffen unterjochten und unterdrückten, aber doch von den Küsten ins Innere drängten.

Nun über Seefahrer konnten zugleich barbarisch, civilisirend und reformirend auftreten, nur wollte aber daraus zugleich daß die Vorfahren der heutigen Malayen und Bugis eben so kühne Seefahrer waren als ihre Nachkommen, welche jetzt noch den östlichen Ocean durchschiffen, und den holländischen, englischen, spanischen und portugiesischen Kriegsschiffen über zwei Jahrhunderte Trotz boten, bis erst in ganz neuester Zeit sie durch Anwendung von Dampfern gezähmt und gedemüthigt wurden. Durch diese Eigenschaften, sowohl als kühne Seefahrer, als auch als gefürchtete und unversöhnliche Handelsleute, unterscheiden sich die heutigen Malayen und Bugis von allen Volksstämmen welche an den Küsten des Festlandes von Asien wohnen. Vergebens hat man bisher nach Spuren der malayischen Race auf dem Festlande von Asien gesucht, vermuthlich weil diese Race nicht von Hindostan oder China, sondern von Vorderasien oder Aegypten ausgegangen ist, und die Inseln allmählich überschwemmt hat.[1] Oder wie will man überhaupt Spuren der Malayen auf dem Festlande finden? — Sucht man nach Völkern, deren Sprachen mit dem Malayischen verwandt sind? — Als die germanischen Völker Italien und Spanien eroberten und sich daselbst ansiedelten, nahmen sie die Sprachen der Besiegten an. Es wäre unmöglich aus der italienischen oder spanischen Sprache den Schluß zu ziehen daß die Italiener die Nachkommen von Longobarden, Normannen rc., die Spanier von Gothen seyen. Eben so unmöglich ist es aber auch aus der arabischen Sprache, weil sie nur wenig semitische Wörter enthält, den Schluß ziehen zu wollen daß die Malayen nicht semitischer Abstammung seyn sollen. Ja daß, weil man keine Spur ihrer Sprache auf dem Festlande findet, sie nothwendig auch die Ureinwohner der Inseln ausmachen müssen, während doch die nördliche schwarze Urbevölkerung noch auf vielen Inseln sich vorfindet.

Wer vermag zu sagen wie viele Jahrtausende verflossen sind seit die gelbe Race sich zuerst auf den Inseln der Schwarzen niederließ? Wahrscheinlich war die Ueberfahrung keine plötzliche, etwa ganzen Volkes. Es mochten vielmehr vielleicht daß die Seefahrer Vorderasiens, in den Häfen mit welchen sie Handel trieben, die fruchtbaren und reizenden waren als ihr eigenes Heimathland, sich allmählich ansiedelten, bald in größere, bald in kleinere Schwärmen sich auf dieser und jener Insel niederließen, ganz auf dieselbe Weise wie die Normannen in Italien. Die ersten Ansiedelungen mögen nicht auf Madagascar, Ceylon, Sumatra oder Java stattgefunden haben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert dehnte sich der Schiffsverkehr, und somit auch die Ansiedelung mehr nach Westen aus; man gelangte nach Borneo, Celebes, den Philippinen, nach den Molukken und endlich auch nach den Sandwichs-Inseln. Nimmt man nun an daß diese Ansiedelungen vielleicht 500 bis 6000 Jahre ununterbrochen fortgesetzt wurden, daß sie zwar von einer Race, aber von verschiedenen unter sich verwandten Volksstämmen ausging, so kann man sich über die Verbreitung einer so großen Menge gleicher Sprachlaute über eine so ungeheure Meeresfläche nicht wundern.

Wäre die Ueberfahrung und Eroberung schnell erfolgt, so würde auch die Geschichte darüber einiges mittheilen, obschon es an und für sich unwahrscheinlich erscheint daß ein ganzes Volk sich von Madagascar bis nach den Sandwichs-Inseln plötzlich verpflanzen soll. Wäre ferner die Ueberfahrung und Eroberung schnell erfolgt, so besäßen eine so große Menge verschiedenen Dialekte nicht bestehen. Nimmt man aber an daß durch so einen Zeitraum von 1000 Jahren allmählich stattfand, daß ferner mehrere zu gleicher Race gehörende, aber verschiedene Sprachen redende Völker sich an den Ansiedelungen betheiligten, ungefähr auf gleiche Weise wie heute Deutsche, Engländer, Franzosen und viele andere Nationen nach Amerika übersiedelten, so wird es einigermaßen erklärlich. Ferner mußte auf einer so ungeheuren Inselgruppe, wo die angesiedelten Volksstämme sich entweder gewaltsam gegenüberstanden oder durch Meer getrennt waren, auch die Menge der Dialekte allmählich zunehmen.

Daß verschiedene, obschon unter einander verwandte Volksstämme der gelben Race sich an den Ansiedelungen betheiligten, wird auch dadurch wahrscheinlich daß wir heute noch vier civilisirte malayische Colonien auf Madagascar, Sumatra, Java und Celebes finden, während die vielen Dialekte die sich auf den übrigen Inseln vorfinden in den meisten Fällen mehr oder weniger mit der einen oder der andern Sprache dieser vier genannten Colonien verwandt sind.

[1] Carl Ritter. Erdkunde von Asien. 2 Hundert sechzehn Theile eingehend anders als in diesem Buche von den Inselmalayen. T. R.

Digitized by Google

Google

Hausthürbalken, Thürpfosten, wie sie die alten Aegypter bei ihren Opfern hatten, und endlich die Sitte des Tanzens, wie beide im alten Testament mehrfach erwähnt wird.

Bei allen heidnischen Stämmen Borneo's und auch theilweise bei den Alfuren, besteht noch heute der Gebrauch aus dem Fluge verschiedener Vögel aus auf deren Geschrei zu weissagen. Keine wichtige Unternehmung, kein Krieg wird unternommen, wenn der Flug der Vögel Unheil verkündet. Kein Gelage wird gehalten, wenn nicht glückverkündende Vögel ihr Geschrei haben ertönen lassen, und es wird verlassene neue ungelegen gehört worden. Die Tauben spielen eine gleich wichtige Rolle. Bei einigen Stämmen der Dayaks unterbricht ein Kriegszug welcher bereits auf einen gewissen Tag festgesetzt war, wenn die Weissagung der Dorfbewohner die vorhergehende Nacht schlecht lautet. Als ich mich 1847 in Borneo befand, hörte ich daß ein dayakischer Vater während mehrerer Jahre drei neugeborene Kinder eigenhändig ertränkt hatte, weil ihm jedesmal bei der Geburt des ersten aber des andern geträumt hatte das Kind würde ihm Unglück bringen. Der Mann blieb auf diese Weise lange kinderlos, obgleich die Dayaks es als ein großes Glück betrachten viele Kinder zu besitzen. Ein anderer Dayake in der Landschaft Sekajam fand einen großen Diamant, vielleicht 40 bis 50,000 Gulden an Werth; da ihn aber träumte der Stein würde ihm Unglück bringen, so warf er ihn in den Strom. Einige dayakische Stämme haben nächst dem Fluge und Geschrei der Vögel und den Träumen auch noch ein viertes Orakel. Sie untersuchen die Eingeweide frisch geschlachteter Thiere und weissagen aus denselben. Bei den Höhen der Berge opfern sie, weil sie glauben daß sie der Wohnort gewisser Gottheiten sind. Will jemand in besonders wichtiger Angelegenheit den Schutz des Gottes anrufen, so bringt er drei Tage und drei Nächte ohne zu essen oder zu trinken auf dem Berggipfel zu, und im glaubigsten Fall erscheint ihm der Gott selbst.

Um jemand zu verfluchen, selbst auf große Entfernungen, und wenn es auch Hunderte von Meilen wäre, gebrauchen die Dayaks einen Zauberstab, welchen sie unter Aussprechung von Verwünschungen nach der Gegend hin bewegen wo der Person wohnt die man verfluchen will. Bei den Javanen ist das Verfluchen auch noch in Gebrauch. Bei allen malayischen Stämmen ohne Ausnahme spielt das Geschenke-Erheischen eine bedeutende Rolle. Kein Springer wird sich einem Vornehmen nahen ohne Geschenke mitzubringen, ferner findet man auch bei christlichen Gelegenheiten Geschenke an Hochzeit und Begräbniß. Die Sitte des Tanzens besteht heute noch auf Java, und auch theilweise auf Sumatra. Sobald eine hohe Person naht, kauert der gemeinliche Javane nieder, und bringt beide Hände wie anbetend an die Stirne. Der Malaye grüßt einen Vornehmen, an dem er vorübergeht, indem er beide Hände in derselben Weise an die Stirne bringt. Auf Borneo werden die Verstorbenen während drei Tagen, bis die Verbrennung erfolgt, durch die Hinterbliebenen und bestimmte Personen öffentlich betrauert, und es Trauergesänge, die theils gesungen, theils gesprochen werden, beliebt.

So wie die alten Aegypter eine Menge Thiermumien bei öffentlichen Opfern gebrauchten, so sind auch bei den Javanen solche in Gebrauch, in denen sie Thiere aufbewahren. Endlich finden wir auch die Sitte des Tanzens, welcher im alten Testament erwähnt wird, bei den malayischen Stämmen wieder. Nicht nur bei Tänzen ungelehrter Frauenspersonen (Ronggen), sondern auch von Männern und Kriegern bei den verschiedenen Gelegenheiten. Geht einer Kriegspartei aus, so tanzen die sogenannten Berserker, d. h. (ben brawen den brawne) dem Zuge voran, bis es mit dem Feinde zum Handgemenge kommt. Kehrt die Partei als Sieger heim, so tanzen diese Berserker wieder dem Zug vor, wenn er in die Heimath einzieht. Diese Tänzen einzelner Männer findet auch noch bei andern wichtigen Gelegenheiten statt.

In einigen Gewerben sind die malayischen Völkerschaften außerordentlich weit vorgeschritten. Die Schmiedearbeiten die man auf Sumatra anfertigt sind vorzüglich, eben so die Webereien von Celebes, Sumatra und Java. Die Gold- und Silberarbeiten von Sumatra stehen aber vollkommen da. Weder in China noch auf den Inseln von Indien verfertigt man so feine Filigran-Arbeiten in Gold und Silber, und es wäre unschwer von Birmingham zu erforschen, auf welcher Quelle diese Kunstfertigkeit stammt, da weder Holland noch Chinesen hierin dahermessen seyn konnten. Zum Schluß führe ich noch einige alterthümliche Ausdrücken an, die auch im Malayischen vorkommen. Ich habe nur eine kleine Anzahl auszuwählen; obschon eine größere Menge in den verschiedenen Dialekten zu finden seyn mag, wiederhole ich jedoch nochmals, daß ich hierdurch keine Verwandtschaft der malayischen mit den semitischen Sprachen beweisen will, denn beide Sprachen sind verschieden.

Ausdrücken im alten Testament.	Malayische Ausdrücken mit gleicher Bedeutung.
Cain,	Cain, ein Stück Zeug.
Ain,	Ada, es ist da.
Mad,	Mad, Gott (auch Eigenname).
Edom,	Edom, Eigenname.
Samson,	Samson, Eigenname.
Aiad,	Aiad, Ich (auch Eigenname).
Hagi,	Hagi, früh Morgens.
Naman,	Naman, Eigenname.
Dara,	Dara, Blut (auch Eigenname).
Sema,	Sema, Wasser (auch Dutch auf Sumatra).
Afaah,	Afaah, Rauch.
Samaan,	Samaan, Eigenname.
Aran,	Aran, Eigenname.
Barad,	Barad, Eigenname.
Marah,	Marah, Zorn (auch Eigenname).
Habat,	Habat, Gebrauch, Sitte.
Balal,	Balal, Eigenname.
Thahan,	Thahan, erlogen (auch Eigenname).
Bera,	Bera, Schwung.
Salah,	Salah, Schuld (auch Eigenname).
Ophir,	Ophir, eine Landschaft auf Sumatra.
Mabul,	Mabul, Fluth, Borneo-Malayisch (auch Eigenname).

Die Dau-kau-ray-ise oder Abstammung der Wyandot- und Seneca-Stämme.

Aus amerikanischen Ueberlieferungen von K. [illegible]

Vor die Mitte des 17ten Jahrhunderts bewohnte ein Indianer-Volk, bestehend aus 18 Stämmen, oder Völkern, das romantische Gebiet zwischen dem Ontario- und Erie-See, und die Seneca-Stämme die Mitte des Ontario-Sees.

Die Ueberlieferungen jener wilden Gesellschaft sind die ersten Quellen und Beweise, die Urheber jener Verwüstung und der unbarmherzigen Volksvertilgungen welche nachher folgten, sind in dem geschichtlichen Ueberblicke dieser Begebenheiten nachstehend Einzelnes beizubringen angegeben.

Die Wyandot-Indianer, von der Unterscheidung wegen Dau-kau-ray genannt werden soll, verdienen in seinen Verhältnissen unserer Rede nicht allein von allgemeinem, sondern auch von geschichtlichem Interesse für die jetzigen Wanderer.

Ein Rath wurde berufen, zusammengesetzt aus Weisen, welche bei dem Anfang dieser wilden und frevelhaften Verfolgungen mit der Gunst der jungen Indianerin behelligt waren. Man wollte irgend einen erfinden, durch Dau-kau-ray's Absicht in Bezug auf ihre Freiheit beschränkt werden möchten.

Da alle einzeln eingestanden daß sich unter den ihnen irgend einen Anhalt zur Verfolgung rühren könnte, daß so einer wenigen Hoffnung auf endlichen Erfolg Veranlassung gab: so beschlossen die Aeltesten jenige auf den Vorschlag zu Handen der Gesellschaftsführer ihren „Vorgang" zu vergiften. Dieser Beschluß wurde ausgeführt, nicht so sehr um Dakau-ray die Freiheit eines andern auf eigene Kosten zu stören, als um der drohenden Knechtschaft zu entgehen, dem Gegenstand so vieler Mißverfügung eines gefährlichen Nebenbuhlers, welcher nicht zu ihrer Verfügung gehörte, abwenden zu müssen. Es ist nöthig zu bemerken daß damals alle Indianer zu einer „Vorgabe" gehörten, und daß eine solche in großer häuslicher Gehilfin war, gewöhnlich zwischen 20—30 Personen in sich aufnehmend, deffen häusliche Verrichtungen durch einen Ehemann stellvertretend geleistet wurden, der nun als das Haupt einer jeden Familie betrachtet, und verantwortlich für alle Verletzungen und Beschädigungen, welche durch seine Familie verursacht wurden.

Die unmittelbarsten Veranlassungen, die der Häuptling der Vorgabe welche dieser Verfolgung ihm auferlegte, entgegenlegte, waren: die große Ungleichheit des Alters und die gänzliche Unabhängigkeit von allen früheren Versuche der alte Dorn der jüdischen Indianerin zu genommen.

Der alte Eingriff wurde durch einige wohl ausgedachte Beobachtungen über seine Person bestätigt, und der Rath wich der Verwirklichung des Traumes als unmöglich, und nicht immer durch die Erfüllung des Natürlichen hindert sehen, sondern als auch die ungewöhnlichen Weisen.

Der Häuptling berief die und sieben so dann wie je einer Schlacht, um Rath in einem gesellschaftlichen Beisammensein über seine Absichten dazu, die Hexe in dieser Art von Bündnis dem sehr mit welcher er nicht so verbunden war, wie will der, dann er seinen Rufen erwerben hatte.

Seine Kunst bestand sich nicht auf den Schutz von so einem Häuptlingsgeschoß, als auf den von vielen, mit jener Eigenschaften in der Behandlung von Herzen Fällen sie der in die ihm Schriften und Briefen, als in gewissen Entdecken.

Als er die „Hexe" verließ, gestanden sein Häuptling daß man die Verfolgung dieses Abenteuers [illegible] zu gehen um Dakau-kau-ray zu empfangen, ohne [illegible] der Kaufmann [illegible] behilflich sein zu wollen, seine Absichten [illegible] zu [illegible] befohlen, wenn [illegible] nachtheilige Folgen [illegible] Dakau-Versuch erwarten sollten.

Es schien wenig daß ein so [illegible] in der Liebe war in Liebe sein würde.

Nach einer Berathung von wenigen Tagen machte er dem Manne, der beizugesellte angenommen wurde, aber [illegible] Bedingung bestand, daß Dau-kau-ray nur den sagen [illegible] er in heiligsten Verabredungen gegeben hätte, so zu [illegible].

Nach erhaltener Zusage und einer Berathung mit dem [illegible] Gemahlinnen welche in die Absicht des Versuches zu [illegible] klärte er sich bereit die Bedingung des Vertrages anzunehmen [illegible]

Er [illegible] die Hexe sein Weib als Krieger verpflichtet [illegible] weder verfängliche Gebete und Handlung [illegible] zu der [illegible] verfolgten verbieten sollte. Er [illegible] [illegible] Beute eines Seneca-Häuptlings bringen, dem sie begegnet [illegible] der aus irgend einem Grund welchen sie nicht sagte, der [illegible] stand ihres Hasses war.

Der Wunsch erfüllte sie bald, wie Abereil er gehabt [illegible] Er [illegible] zu beweisen, daß seiner Mann sein bisher freies [illegible] daß sie zusammen gestellt und gemeinen Hütten und mit [illegible] aufgewachsen wären, und wie schwer es sein [illegible] wurde, [illegible] Herzen weich sein Haus [illegible] sollte.

Er [illegible] die Gemahlin [illegible] Hexe, die Schwäche welche in einem solchen Bruch des Vertrauens [illegible] und die Ehrenhaftigkeiten welche im Krieger [illegible] That für [illegible] bestimmt werden würden. Aber seine Vorstellungen [illegible] sen um [illegible] Ohren. Er erwiderte ihnen: es [illegible] entweder [illegible] Ehre stark [illegible] oder [illegible] Ohne [illegible] zu werden, [illegible] alle Verletzungen [illegible] mal [illegible] müsse, [illegible]

Es war [illegible] Stamm [illegible] gebrochene Versprechen [illegible] den Freund [illegible] Kriegsfahnen [illegible]

Da man [illegible] Dunkelheit der Nacht [illegible] wurde er von einem Krieger angerufen, denn er [illegible] Herausforderung antworten, indem er [illegible] und dem Feinde [illegible]

doch ehe er sie benutzt, hatte schon das lange, traurige Kriegsgefühl der Irokesen durch den Pontiak-Bund.

Den Häuptling hatte sich Isaac in das furchtbare Gebiet gewagt, welches zwischen den Flüssen des genannten Ortes und seinem eigenen Wohngau erstreckte, als er auch seiner Vermächtniß mit dem Leben büßte.

Nach einem tödtlichen und erbitterten Kampf, der drei Tage und drei Nächte dauerte und von wechselseitigen Erfolgen war, wurden die Irokesen gezwungen sich zurückzuziehen. Und ihrem Norde sicherer gaben sie ihre Familien auf Grunde der Ungunst ihres wüthenden Feindes preis.

Die, welche sie so zurücklassen, fanden unter dem Tomahawk und Scalpirmesser. Das Dorf wurde verbrannt und die schändlichste Art Sklaverei nicht Nothige Trauerspiele kam nun, mitten unter lauten Scenen des Blutdurst und der Verwüstung.

Man sagt von diesem Kriege daß er länger als zwanzig Jahre währte, in welchem Zeitraum die Mingoes bis an die Seen Huron und Michigan zurückgetrieben wurden.

Hier setzten sie in beträchtlich Stand daß alle Anstrengungen ihrer unbarmherzigen Feinde, sie von dort zu vertreiben, nutzlos blieben.

Ihr gegenseitiger, eingewurzelter Haß wurde noch durch die Kriegsunterhandlungen der besonders Stämme genährt, denn nachtheilige Gefühle sie verbanden sich unter einander zu hegen und zu pflegen gleich so vielen Thieren des Waldes.

Diese Kämpfe erwiesen sich immer günstiger für die Mingoes, welche, durch die glücklichen Erfolge begeistert, sich zu weitumfassenden Unternehmungen verbanden. Drei Gefechte fanden an benachbarten Tage statt, zwei an den See Michigan und eins auf den See Erie, welche durch ihren wilden und verheerenden Charakter diesen langen und grausamen Streit schlossen.

Es ist bemerkenswerth daß keine andere Ueberlieferung einer indianischen Schlacht auf dem Wasser erwähnt, außer der, welche sich auf dem Erie-See zwischen Long Point und Fort Talbot zutrug, und die in Canada geschah wurde. Folgende Umstände werden darüber mitgetheilt.

Eine große Abtheilung Mingoes verließ in Begleitung zweier Ottawas in Birken-Canoes den See Huron, um einen Kriegszug in das Land der Senecas zu unternehmen, welche sich zu dieser Zeit nahe an den Quellen des Niagara angesiedelt hatten. Sie landeten bei Long Point, um Essen zu bereiten, und landeten hier einen von den Ottawas und einen Mingoe auf Kundschaft aus.

Diese bemerkten in geringer Entfernung von ihrem Lagerplatze zwei Senecas, die zu dem gleichen Zweck von ihrer Partei abgeschickt waren und suchen von ihnen.

Dem Ottawa gelang es nur sich seinem Verfolgern zu entziehen, indem er sich in einen Hohlenbaum verbarg, an dem die Senecas, ohne ihn zu entdecken, vorüber kamen.

Der leichtfüßigere Mingoe erreichte glücklich das Lager und schlug Lärm, worauf sich die ganze Abtheilung einschiffte und in den See stach. Fast im gleichen Augenblick entdeckten sie einen Trupp Senecas, der in hölzernen Canoes in der Nähe des Landes fuhren. Unverzüglich darauf erschallte der Kriegsruf, und die feindlichen Abtheilungen suchen sich ihren beiderseitigen Schlachtplatz zu wählen. Als sie sich nun langsam einander näherten, machten die Mingoes den Feind an und bewiesen Herz und Kühnheit, um sogleich einen Schuß entschlossen zu machen, den ihre Canoes erlauben würden.

Die Schlacht wurde mit Pfeilen und Pfeilen geführt, und nach einem mörderischen und heftigen Gefecht von einigen Stunden, in dem das Gemetzel furchtbar war und die Canoes sich mit Blut, Waffen und verstümmelten Körpern zu füllen begannen, wandten die Senecas zurückweichen.

Die verwundeten Mingoes suchten mit verdoppelten Eifer, die Feinde bis an das Ufer treiben, wo sich der Kampf mit unvermindertem Wuth erneute.

Die Mingoes siegten, und nur wenige der Irokesischen Canoes entkamen, um die Geschichte ihrer Niederlage zu erzählen.

Einer der Gefangenen, ein Knabe, Namens Ahid verschont und wurde von den siegreichen Stamme aufgezogen.

Vier nicht langer Zeit lebten noch zwei Mingoes, welche sich seiner als einen hochbejahrten Mannes erinnerten.

Das letzten andern Gefechte, auf welche angespielt ist, fanden an den Ufern des See Michigan statt, und waren für die Senecas in ihrem Kriegszuge nicht glücklicher; diese wurden überall mit großem Gemetzel zurückgetrieben.

So — sagen die Mingoes — endigte dieser lange, blutige und unheilvolle Krieg, und so endigte er, nachdem er fast den Untergang unserer Nation wurde.

Schilderungen von der Halbinsel Malacca

(Von Capt. Thomas Colcroft Speck.)

3. Jung indianischer Elephantenfang.

Der dumpfe Schall einer Kanone vom Vorschiff her rollte den Wald entlang, und da dieß als Zeichen galt daß irgendwo ein Feind in Sicht war, so verspürte ich mir die Anstrengung auf einen anderen Tag, und eilte zu meinem Schiff zurück, das ich gerade zu dem Augenblick erreichte wo es im Begriff war auf eine von der Insel Pulo Brasi Mayeu herausgehende Prauw Jagd zu machen. Der Wind wehte frisch und gut, und unser Kapitän Hadyeng verfolgte bald über die acht (engl.) Meilen Entfernung, welche zwischen uns lagen, hinweg.

Als wir jedoch an Ort und Stelle kamen, war die Prauw bereits jenseits dem Horizont verschwunden. Die hiesigen Fischer von Pulo Brasi Mayeu versicherten, daß sie das Prauw in einer südlichen Richtung Bucht, der einzigen auf der Insel, vor Anker sah. Der Nakodar, oder Eigenthümer der Prauw, begnügte sich mit den

Worten, er sey sein Herold. Wie ich sehen den Vorsatz hatte, [illegible] nach er Wermeile bei a ein [illegible] Rathhaus ja, und ja ist [illegible] dem Glockenmeile bei von den Hirsuten [illegible] in Naturwerken [illegible] nahmen eisbaren Vorfahren, die man auf allen seinen Masken in Bloomin findet, bedürfen. Es hatte auch Schwierigkeit gemacht [illegible] haben, während Kurt eingeschlafen war, einen Cavalier so [illegible] neuen und sonderbaren Hochzeitsbett. Der Kenner sagte mir [illegible] daß sämmtliche [illegible] Indien Engländer ist den christlichen Mädel im [illegible] der geringsten Mengen [illegible], die größten Tiere [illegible] Auskunft aber fanden sich auf den höheren und abschüssigen Inseln [illegible] besaß dennoch Tanka Mahomed Sale aus Dorbuk: er hatte es [illegible] aber auf ein Jahr lang an einen Pascha-Kaufmann verhandelt, [illegible] welcher ihm eine ganze Reise verhalf, und von da nächste [illegible] nächstes Gewehren aus den Engländern zu sehen stehe. Der Mis- [illegible] Tiere [illegible] hatte sich in das Cavalierhaus eingeschlossen, und dabei [illegible] bar in Pisane [illegible] hatte sich in das Cavalierhaus eingeschlossen, und dabei [illegible] seinem Bedienten etwas große Angst [illegible] verschrecken, unter der [illegible] Verfolgung, daß der Ueberschuß [illegible] Verfolgung, die, wie er mir versicherte, [illegible] Jede neue betrübscheliges Verlust verursachen werde.

Diese Maskenverschwendung war früher schon oft auf die Kammer, [illegible] daß innerbaren Messer bannten Vogel gefangen werden. Man [illegible] sonn sie in der Nähe der malayischen Inseln beständig über die [illegible] Oberfläche dem Meeres beständigen leben. Der Gehalt und dem [illegible] Gelehrten auch scheinen sie ein Vertheidigungsmittel gegen die grausamen [illegible] Schwalbe und vor Kleinthier der Eingeborenen — dem Mutter- [illegible] Vorsehung. [illegible] scheint es also zu sein, [illegible] in beständiger Verfolgung. [illegible] scheint es also zu sein, [illegible] Wasser hoch schwerfern, wenn nur Entfernung mit dem Schnabel [illegible] von der Oberfläche aufsaugen, wenn also es sie, über dem [illegible] sich hoch schießend und sich drehend und wendend, [illegible] flüchtigen Insekt nachjagend. Das hoch fremde [illegible] menschliche Auge merket in der Luft auch auf dem Wasser [illegible] etwas erblicken wovon sie sich in Wirklichkeit [illegible] Erg von auch wie schon mehr, die Malayen [illegible] Vögel sich von Insecten und andere auf der Oberfläche [illegible] und schwimmenden kleinen Schalthier nähren, und [illegible] einer eigenthümlichen Beschaffenheit der Schnäbel [illegible] bringe mit selbstsehende Eintheilung [illegible] Haut die durch [illegible] Kenner — nur Ansicht nicht [illegible] schon durch das Aussehen der Vögel [illegible] Lampen, aber erste Regelmäßigkeit [illegible] [illegible] [illegible]

länglich starken rehgarbenen Tau, dann Feuerstein und Stahl, entkleideten seine Vorrichtung.

Wir hatten nun lange, helle, zu einigen 50 abschüssigen Klippen auf der gegenüberliegenden Seite des kleinen Eilands hinüber Halte hinan. Unser Weg ging durch eine schöne enge Thalenge, mit vielen der Felsen überwachsenden Unterholz, Moos und Gesträuch in allen Richtungen. Einen halbstundenlangen Spaziergang hatte ich noch nie gemacht, und da war nur gerade quer über das Land hinüber marschirten, aber nun durch alles was uns in den Weg kam, so wurden Tschambo's Kleider, wie die unsrigen, in Fetzen gerissen, und blieben Stücke davon an jedem Dorn und Strauche hängen. Nicht wenig trug ferner zur Erhöhung unserer Anstrengung bei daß die Malayen mit scharfem Auge alle Höhlen oder Spalten untersuchten wo der Pflanzenwuchs auf große Feuchtigkeit hindeutet, und dabei das unbeschreibliche Wort „Ular," Schlange, als eine Warnung für uns, vor sich hinmurmelten. Da ich jedoch wußte daß man sich in Betreff der Sicherheit gegen solche Reptilien auf die Schärfe des Gehörs nicht verlassen könne wegen Krankheitsanlage und Grad da zur Hülfe herbeizurufen, so suchte ich einigen Trost für mich in dem Prädestinationsglauben meiner Vorväter, des Hadschi.

Endlich erreichten wir den Rand der Klippe, die etwa 200 Fuß über dem Meere stand, und an ihrer Vorderseite viele tiefe Spalten, an ihrem Fuß mehrere Höhlen hatte. Nachdem die Malayen sich auf kurze Zeit niedergelegt und ein wenig ausgeruht hatten, gingen sie an das Werk. Jeder trieb seine Stangenleiter sorgfältig in den Boden, befestigte sein Seil daran, schlang seinen Sack und seine Fackel über den Rücken, lief sich nach Herlangung einer wahrnehmbaren Rekognoszirung, mittelst des Seils an der Klippe hinunter, und schritt zur Aufsuchung der Vogelnester in den Höhlen und Spalten. Obgleich ich als Steuern an große Thätigkeit gar wohl damit verbundene Gefahren gewöhnt war, so blieben diese doch weit hinter dem zurück was ich bei den Malayen zu sehen bekam, an einigen Stellen mußten sie wie ein Pendel in der Luft hin- und herschwanken, um die gehörige Bewegungskraft zu bekommen sich unter irgendeinem überhängenden Theil der Klippe hineinzuschwingen; dabei schnitt das elastische Seil an welchem der Mann trockener Fuß über der schäumenden See war an den Felsen brenzlich heraus, scharf in den Rand der Klippe ein, wie, um ein natürliches Gleichniß zu gebrauchen, „ein Rasirmesser über einem Nagel." Da und dort bekamen die Leute ein oder zwei Nester; endlich aber rief einer von ihnen, der sich bis auf zehn oder zwölf Fuß über dem Wasser hinuntergelassen hatte, heraus, er habe eine dicht von Nestern bewohnte Höhle entdeckt. Der Augenschein überzeugte mich von der Wahrheit seiner Angabe; denn kaum hatte er diese Worte gesprochen, so flog eine große Anzahl, durch seine Stimme verscheucht, heraus.

Mit Hülfe Tschambo's ließ ich mich zu der erwähnten Nesterhöhle hinab. Die Malayen lächelten über meine Ungeschicklichkeit, und warfen in eine auf einem engen Eingang versehene Höhle, aus welcher ein Dunst herausdrang der weder nach Menschen noch Affen roch, und in der es so dunkel war daß auch das schärfste Auge nichts zu sehen vermochte. Ein schmaler Sonnenstrahl fiel durch in die Höhle, und auf diesem schritten wir vor bis wo uns außer dem Geruch des Mistes und der Fledermäuse noch Dunkelheit umgab. Der Malayen schlug nun Licht und zündete seine Fackel an; dieß aber war das Zeichen zu dem fledermäuslichsten Lärm den fledermäusliche Ohren je gehört; das schnelle Geschwirr der Schwalben wurde von den schweren Schritten der Höhle aufgefangen und taufendfältig verstärkt, während augenblicklich Finsternisse uns und herumflatternden uns nicht nur das Licht auszulöschen, sondern uns auch von dem schnellen Rand, auf dem wir standen, durch einen Schlag an den Kopf in die tiefe und bodenlose schwarze Kluft hinabzustürzen drohten — eine Kluft die sich bis zum tiefsten Grund der Klippe zu erstrecken schien. Beide Hände an meine Ohren haltend, bat ich den Malayen mir die Nester zu pflücken; er schwenkte seine Fackel herum, und so sah ich denn mehrere derselben über seinem Kopfe, an Stellen wo nur ein Gecko sie sammeln zu können schien. Der arme Malayen sagte mir nachher, er müsse krank gehen und einige junge Bäume und Zweige schneiden, um sich darauf eine Bahre zu machen, mittelst der er diese scheinbar unzugänglichen Nester erreichen könne, und aber, wie ich genau zu sehen vermochte, nicht ohne große Gefahr möglich war. Belästigt von dem Geschrei, hörte ich, wiederholt unterstützt von dem Malayen, der wie eine Ziege überall Fuß faßte wo Männer gerade hatten, auf den Gipfel der Klippe zurück, und begab mich dann, allein mit Tschambo, durch den Wald auf unsre Fahrzeuge.

Der Handel mit Vogelnestern beschäftigt, wie ich aus genauen Quellen erfahre, viel Geld und Menschen. Eine Menge Menschenleben gehen nothwendigerweise dabei zu Grunde; allein der hohe Preis welche man für diese vermeintlichen Leckerbissen erzielt, lassen keine Unterbrechung in der Arbeit entstehen. Ein dortiger Handel in großem Umfang betreibender Mann sagte mir, man könne annehmen daß von fünf mit dem Sammeln der Nester beschäftigten Personen jeden Jahr eine gewaltsamen Tod finden. Unter solchen Umständen darf man sich daher nicht wundern daß ein Katty (1¼ Pfd. englisch) der besten Nester gewöhnlich 40 Dollars oder etwa 9 Pf. Sterling kostet.

Der Werth der Nester hängt von ihrer durchsichtigen Weiße und ihrer Hitze- und Schmelzlosigkeit ab. Zur ersten Qualität gehören diejenigen welche ausschließlich von den unglücklichen kleinen Vögeln noch nicht gebraucht worden sind. Solche Nester sind nichts als ein wenig reine Gallerte, und da ich sie in ihrem Naturzustande oft gegessen, so kann ich ihre vollkommene Geschmacklosigkeit verbürgen: ja, einmal gegen 10. nach 24stündigem Kochen, in Kokosnußmilch abgeriebene Vogelnester. Die Chinesen gebrauchen sie in großer Menge, so wie auch Bücke de mer, Haifischflossen und anderes gallertartiges Seethiergen; sie verdicken damit ihre Suppen und ihre reichen Ragouts.

4. Seespeisefurcht malayischer Matrosen.

Die Matrosen aller Theile der Welt haben einen starken Anstrich von romantischem und abenteuerlichem in ihrer Gemüthsart; und der Malayen bildet entschieden seine Ausnahme von dieser Regel. In der That kennte das äußere und innerliche haben die wir sehen, und die mancherlei merkwürdigen, den Meeren und Inseln ihrer schönen Urheimath eigenthümlichen Naturerscheinungen von einem empfindlichen, aber aufmerksam beobachten-

Digitized by Google

ben und sehr phantasiereichen Volksmann nicht unwert als auch übernatürliche Erwähnung erfüllt werden. Obwohl während der Abende der Blockade hatte mir Dschemba fantastische Märchen und der malaiischen Geschichte erzählt: in allen meinen Dichtung und Mythe köstlich unter Wahrheit durchwoben, und es bestand kaum Wille Thatsachen zur Bestätigung des Erzählten in Menge anführten. Das Nächtliche und Unverständliche, die Wunder der arabischen Nächte, die Hindu-Mythologie und die mohammedanischen Sagen waren in einander verflochten, und blieben Erzählungen von spannendsten Interesse, die ich heute Jedem nicht entbehren möchte, selbst wenn ich es zu thun im Stande wäre.

Es waren von Tausenden unter treuen armen Muslims Pamells verbunden für ihre Erhaltung mit der Gefahrvoll, welche sich, wie es scheint, der Mensch auf jeder Stufe der Entwickelung schaffen machte, und ich traute sogar daß ich bald und bald an der barocken Behauptungen zu glauben begann; der Glaube war so einfach und kindlich, daß er leicht auf meine eigenen unerklärlichen Unternehmungen wirkte. Wie dauerten sich in unserer Heimath Kinder mit aufmerksamerer Wahrhaftigkeit und ernster Ehrfurcht um das winterliche Krankenbett herum, als meine armen Malaien einer wohlthätigen Persönlichkeit und den blutdürstigen Jahrhäuten der portugiesischen oder holländischen Herrschaft in Malacca eher treffen Interessen gehörten. Als ein Beispiel ihrer kindlichen Gläubigkeit an Geister, und der sonderbaren Mode in welcher solche Ideen durch die in diesem Pfeilregenden endlichen Täuschungen unterhalten werden, weiß ich hier ein Ereignis erzählen das mich keiner Zeit mehr nicht als belustigte, so lud ich eben, durch die Art und Weise wie Dschemba und seine treue Gefährtin gerade jetzt einen „Lantu" gefunden zu haben, wieder lebhaft interessirt wurde.

Gleich nach Beginn der Blockade, im Dezember vorigen Jahres, hatte mein Kanonenboot einen Nachen weit in die Nähe der Südspitze des Quedah-Flusses. Der Nebel hat eine Hellung wie gewöhnlich Morgen auf uns herab; später aber, etwa um 10 Uhr, trat schönes Wetter ein, und schwere dünne Wolken kamen noch am Himmel, durch deren Zwischenräume von Zeit zu Zeit die Sonnenstrahlen bei zu wachsen begannenden Mondes und belebtem. Es war kalt und feucht, und ich hatte Sehnsucht unter meinem pilgrimen Mantel, obgleich ich mich für unempfindlich Wechselnes des Wetters verantwortlich betrachtete. Gegen 11 Uhr wurde meine Aufmerksamkeit auf den wachthabenden Mann gerichtet, der, auf der Vorkanone stehend, heftig winkte, und einer Worte Druck als wolle er Verachtung über Deck an der Tag legen; das geschah nicht sehr einmal, sondern sehr häufig. Darauf mit dem Charakter meiner Mannschaft noch unbekannt, wurde ich über dieses eigenthümliche Benehmen unruhig. Plötzlich sah ich einen unter Booten auf ihn zugehen; er benutzte nach der Richtung hin, wo beide wiederholten dann das Beobachten unter unter Unterwasser ins Auge. Nachdem genommen hatte; der junge Mann entfernte sich hierauf wieder, und fechten froh nahm Pfeil aufgenommen zu haben. Ziemlich verlegen stieg ich vorwärts. Der Mann hatte der Fischerei bei den Pfählen zurückgelassen, worauf aber bei mir wieder verschiedene Bilder über die Schulter zurück, und unsere Gruppe in welchem Bild sehr interessant anzuschauen war. Es traute ihn daß er Angst hatte, und er sprang gebückt auf mich zu. „Herr! Herr! Kein, Herr ist nicht da!" „Wo ist er denn?" — „Herr Lantu! Kein, Herr ist nicht da!" Ich begriff die Antwort.

Als er aber sah daß ich meine Pfeife nach der Richtung richtete, fuhr er wie durch Zeichen mit seinem Kopf zu verstehen zu geben, es wäre besser wenn ich anderswohin schaue. Endlich rief ich Dschemba, den Polizeidiener, und befahl ihm auf den Malayen zu sagen, daß in der Richtung zu sehen ist. Dschemba legte sich nach Neptunus auf seine Schenkel nieder, stützte, daß er Schlafmütze Augen hervor, und sagte dann mit Ruhe: „Er sagt, er habe einen Gast gesehen, Herr!" — „Dummer Junge! rief ich. „Was sagt er? oder war? Befindet sich — sagt malaischer Spion." Abermals suchte Dschemba aus Angst Antwort, und dann sagte sich das Ohr zu Ernennung der Mannschaft, halb ganz gegen einen Baum der Nähe, der sich unter Bäumen nahe am Ufer unterscheiden ließ, sei der Rebell [illegible] angegeben, er habe ihn mit Verabredungen aufgesuchen wegen seiner Rückkehr zu Lantu, zu es [illegible] sehr bös, gefährliche, in lange Gewehre gedeckte Art Gast sei. Ich merkte heut Dschemba Verwirrung auf so aufmerksame Lage [illegible] interessirte, und sagte: „Er sagt, es für den Mann es sei unrecht, auf [illegible] Ruf, denn es sagend einst ist, es sei Ehre eher zu Mensch [illegible] müßte." Dschemba gab mir unter allen Ernstes zu verstehen daß die Malayen schon oft „Lantu" sahen: einige von ihnen seien [illegible] gefährlich, andere harmlos, und ich wisse, wenn ich anschaute, sagte der Malaye, es eher so gar leben wie es jetzt. Ich sagte mich daher neben dem Mann nieder, und richtete meine Flinte in gespannter Aufmerksamkeit nach verdächtiger Richtung. Ein innen eine Hundertmillionstel Meer von tree Dschungel entfernt, das Wasser endete gerade so an den Ufern verliefen, unter den Baumwurzeln, und einige Ellen weiter hinein, waren diese Erhöhungen von flachen weißen Boden wo zerbrochenen Muscheln, welche, so wie das Mondlicht sie erhellen oder von ihnen verschwanz, sich bunkel oder hell zeigten. Als diese Flecken einmal ganz weiß Recht angenommen hatten, bemerkte ich auf Lichtchen und fragte: es sah es sei wie es sehe. „Weiß nein," sagte der Malaye, und Dschemba sagte bei: „Er sagt, er wolle es Euch sagen wenn es weiter sieht." Plötzlich bemerkte er mich, bemerkte erschrak hinaus, und rief: „Sehr, sehr! Ich sehe es, und es sonderbare Schatten — ich nähme mich des Gegenstandes nicht — verschwinde meine Gläser, als mein Kind auf eine in ein Tuch, wie Herr-Gläser es tragen, gehüllte fremdartige Gestalt sah. Er bewegte sich aus dem Schatten des Baumes heraus, und blickt auf einen der weißen Flecken, war etwa 200 Ellen von uns entfernt, stehen. Ich sah mit die Augen, während der Dschungel einen Hohlton annahm, und der Mond hinter ein Wolke, als habe ein unsichtbar Thor seinen Weg gefunden. Ich schaute mich um her, und sah abermals dieselbe Gestalt: sie war über einen weißen Fleck Niedergegangen und lag langsam an einem anderen Platzen im Wasser wieder. Der Glaube mich sah auf mich machte, machte Herzklopfen meine Stimme der Art daß ich fast genug war für die ernste wirksame und wesentliche zu betrachten; ich ganz sicher war, war Gott den Malayen nun verschwunden Orte die Mitternacht bezeichnet zu sprechen schon von Zeit zu Zeit heftig aus, und mehrfach mit laut- nachahmenden Schrecken als böses Gesicht zu Hölle. Um Mitternacht wurde der Wind etwas stärker, er kam jedoch nicht zu uns an Land — wie Dschemba versicherte daß Lantu von böser Gesinnung zu uns wären.

vermuthet alle, die Erscheinung sey irgend eine großartige Ver-
meinung. Sey dem indeß wie ihm wolle, wir wurden den kleinen
Ort mehr in unserer Nähe gewahr, bis sich eine Abzweigung auf
den Fußsteig in den Schnee-Pfad legte, wo sich wieder einer
zeigte. Diese sogenannten „Geisterfuß-Erscheinungen" lassen sich nicht
blos in den Prärieregion Missouri's wahrnehmen, sondern man findet sie in allen andern Theilen der Welt, bald in weiter, bald in
enger Form. Ich will sie der Beobachtung in das sie gehörig sind
nicht überlassen: sie haben etwas poetisches, romantisches an sich,
das irgend einen schauerlichen, abgeschlossenen Ort, der sonst unbeachtet bleiben würde, mit einer Art heiliger Scheu umgibt, und
das allgemeine Interesse für denselben erregt.

Briefe aus dem Westen.

(Von Trotter Lloyd.)

2. Rückkehr den Hudson herunter.

Es ist etwas bequemend und darum empfehlend sich in einem
deutschen Gasthäusern am Vorabend der Abreise ruhig niederlegen
zu können, da man gewiß ist daß man nicht vor einer vollen Stunde vor der Abfahrt aufgeweckt, sondern auch vermuthlich unter besonders
für das Haus bekräftigen Kutsche oder Omnibus an das Depot
der betreffenden Eisenbahn oder Dampfboothalle abgeliefert wird.
Reisen Passagiere nur mittelst einfacher Landkutsche, so ist die Einrichtung gewöhnlich daß dieselbe Zeit etwas vor der eigentlichen Abfahrtszeit bei des Hauptgasthäusern vorspricht und auf Bestellung
Reisende selbst in Privathäusern abholt. Dieß begründet sich allein
in dem hiesigen praktischen Geschäftsgang, wo sich stets größere
und meist combinirte Capital dieser oder jener Unternehmung bemächtigt hat, und sich darum wieder mit andern entsprechenden Geschäftsklassen in gewerblichen Einverständniß setzt. Auf diese Weise
arbeiten z. B. alle größeren Hôtelbesitzer, Omnibusleute, Eisenbahnagenten, Dampfschiff- und Uferwächter-Bureaux und Landkutschenunternehmer einander in die Hände. Mehr als manches Uebel auf
solcher Geschäftsverflechtung beruht, und manche Countries dieser Union
stehen z. B. unter dem ausschließlichen Einfluß solcher Gesellschaften, wie z. B. New-Jersey, welches durchaus von seinem Eisenbahnsystem regiert wird. Für den Reisenden im allgemeinen sind indessen obige angeführte Einrichtungen bequemer, als wir es wohl
sonst im weiland heiligen römischen Reich, europäischen Angedenkens,
betrieben wurden. Damals durfte es der ungelehrte Reisende auf sein
Risico hin mit dem Hausknecht abmachen, der ihn gegen ein in
Aussicht gestelltes Trinkgeld zur Zeit wecken sollte, und davon gemeiniglich genommen auch recht. Wanderte der noch in jenen
glücklichen Zeiten zu reisen hatte, bisher so oft aus 5 Minuten
Zeit um sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, anzukleiden,
und wenn er nicht gerade im Posthause selbst wohnte, bei stockfinsterer Nacht über ein schlecht und recht im Stand gehaltenes Pflaster zu stolpern, und wenn es gut ging, vor einem sich selbst überlassenen Postschlosser in die bereit volle Kutsche geklettert zu werden. Hier blieb es dem Sterne des Reisenden überlassen sich unter verschiedenen unbekannten weiblichen und männlichen Größen noch einen Platz zu gewinnen. Wollte ihm das Glück überhaupt nicht zu will, so erhabe der bösen krachende Postwagen durch einen spitzbübischen Postbeamten daß es „zu voll" sey u. s. w.

Diesem allem ist denn im amerikanischen Hôtel vorgebeugt, und dem Reisenden ist darum für die Nacht vor der Abfahrt ein ganz
Stück Gemüthsruhe gesichert.

Morgens 5 Uhr saßen wir denn alle wohlverwahrt in einer Landkutsche, deutsch der welche uns an den Fuß Georgs gebracht hatte. Die Strecke nach Glen's Falls zurück war auch wieder die
selbe. Wir landeten in richtiger Zeit an einem Hôtel in gewohnten Gebäuden, und hatten zwei Stunden zu warten bis wir
in einer Landkutsche nach Caster Hill auf dem linken Hudsonufer
zu fahren.

Für die Vereinigten Staaten ist Glen's Falls wohl schon ein
alter Ort, für Europäer aber es hat außer der schönen Flußpartie
nichts aufzuweisen, es wäre denn daß er besonderes Interesse an
wohl eingerichteten Wassermerken hätte, nämlich denen unerquicklichen Erscheinungen des gewaltigen Hudson hier ins Auge spannt.

Die Häuser hier sind alle niedlich gebaut, aber von außen
angesehen nichts weiter als von Granit- oder Backsteinen oder Fach-
und Bretterwerk aufgeführte Wohnhäuser.

Beim Frühstück bemerkten wir hier mit voller Muße obliegen,
denn auch besonders wir auf keiner Eisenbahn oder Dampfschiff-
Linie. Auf solchen namentlich durch das Passagiergut sind Wohlgestaltungen mancher Zuckerbäcken, die einen sehr bezeichnenden Zug in
besseren Reisenden bilden. Kommt man nämlich unter solchen Stellen nahe, so schwankt der Contrast des Passagiers zu: „15 oder
20 oder 25 Minuten für Frühstück, Mittagessen oder Abendbrot,
je nachdem es an der Zeit ist. Allgemeiner Aufstand erfolgt, und
jeder will der erste draußen und wieder drinnen am gedeckten Tisch
seyn. Dieser ist mit einer Anzahl kleiner Teller und Schüsselchen
belegt, die in homöopathischen Dosen mit schweren aus der Thier- oder Pflanzenwelt gefüllt sind. Wer zuerst kommt, wählt zuerst,
und so ist im Augenblick all die Stangenwaare ihres bisherigen Schmuckes beraubt, noch ehe die warmen Gaben der Küche angelangt sind.
Wer jetzt das Glück hatte etwas zu erhaschen, hofft sie meiner Gelegenheit. Jetzt macht der Hôtelinhaber mit seinen verschiedenen Gästen, die wie Raketen hin und her schießen, seine Rekognoscirung. Er bittet seine werthen Gäste um nur einen Augenblick gütige Geduld, da er den entsprechendsten Wunsch habe sie alle zu befriedigen. Er schaue denn vielleicht noch einen außergewöhnlich großen Passagiergemüth vor, der etwa gestern Abend oder heut in der Früh sich sonst so recht ausgiebig seine Hand in Anspruch genommen habe u. s. w. Kurz Schmunzelmund schienen das nervöse im Hand, und ehe die Reisenden zu voller Gemüthsruhe kommen, ist beinahe schon die Abschiedsstunde da. Jetzt werden die am Tisch sitzenden Köpfe um Kopf gezählt ob einem Kutscher, oder Thor, grünen oder schwarzen, entlassen, der denen je nach der Hôtelqualität erscheint. Mit-

und dem hat sich der Conductor an einen besonderen Tisch vor so einem besonderen Zimmer zum Mahl begeben, und mit schmunzelnder Behendigkeit ist er bereits fertig, da andere von zu hohen Trunk noch unverdrossen saßen. Der Zugführer ist jetzt fertig, und gleich darauf verkündet der Glocke dell die Abfahrt nach der Berge macht eine schnaubende allgemeiner Aufstand, wie vorhin an den Wagen, der Wahlgastfreund ein Ende. Der Wirth stößt stellt sich unter die halbgeöffnete Thür und läßt die Reisenden einen um den anderen schlüpfen, sowie er ihm den Herz Preis gereicht. Die Reisenden drängen, und es ist wie eine Heerde Schafe, die der Schäfer von einer Hürde in die andere jagt. Hier nimmt sich heran ein erwerbsfreudiger Handler nach Gelegenheit seinen Weinkista gutmüthig Gastfreunde gegen Papierrollen einen kleinen vortheilhaften Handel abzuschließen, an dem der Empfänger oft auf einen weiten Stationen dem Verdruß hat dieselben nicht ohne Schaden los zu werden.

Von allem dem war man in Glück's Hotel nicht zu erfahren, es ging um dem kleinen Tische ruhig und „anständig" zu, so daß jeder ohne Aufsehen hatte und er bezahlte. Der Wirth hat verschafft ich hier an einem ruhigen guten Platze mit dem auch unter der Hausthüre, wo ich das Treiben der kleinen Ortschaft beobachtete. Der Hausherr leistete mir kurze Gesellschaft. Beim anderen zeigte er mir auch einen verstorbenen alten Mann von ausländischem, aber etwas bekanntem Aussehen, und auf seine Frage wunderte, da dieß der alte Moos gewesen sei, der in Neu-England den Temperenzkreuzzug anregend habe, und immer selber ein getreuer Apostel dieser Evangeliums war. Der alte Wirth hatte interessen Zeit genug seine Beobachtungen über die Wirkung solcher schwärmerischer Zwangsherrschaft anzustellen. Wenn er nur wollte, konnte er sich den altbewährten Satz vorsagen: „An einem Trank lässt man schlägt man immer eine Nase." Nicht nur daß gutsche von Thür- und Widersachen dieser verwandten Mäßigkeitsgesellen da fortwährender Zänkereien Streit gestiftet wurde, sondern es haben sich viele, denen vorher nie eingefallen gestiftet Gutsleben gepflegen, weil sie keinen Wunsch daran fanden, solche zu treiben angefangen, nur thatsächlich zu beweisen daß man sich seinen natürlichen Freiheiten nicht so leicht berauben läßt. Anderen hat pharisäische Schmeichelei und gegenseitige Furcht vor einander so heftige Blüthen getrieben daß sich niemand einen Begriff machen kann, der diesen modernen angelsächsischen Debrauchmus nicht mit eigenen Augen gesehen. Seitdem ist übrigens die ganze Temperenzfrage nur noch ein ziemlich abgenutzter politischer Mechanismus, das zu besorgen professionirte Politiker nur mehr noch zwischen Licht und Dunkel wagen.

Die Landstraße von natürlich vergnügten und unserer Reise Reisegesellschaft darin gemacht. Wir seien bequem und fremden uns dessen, was aber mit lange dauern sollte. Wir Deutsche sind gewöhnt warum die besten Schätze und Süßigkeiten hinter und sind, draußen zu sein. Hier ist nicht so. Hier reichen sich lange, kleine Hausrige vor und Verkaufsläden stehen an, wo eine solche Fülle auch überall Kleinode einnimmt. Denn wollte der Laden mit vielen Sammlungen classificiren, manche einzelnen andere wieder zu jener oder viel, um auf eben so viel Zuschuß von Schachteln, Laden u. Es wurden besonders die Hoffnungen der Herren gestehen, daß unter so vielen Verkäufen, aufs Verkaufe gewünscht. Indessen ist bei der offenen Straße wirklich noch eine

Weile gefahren, bis Wagen bleiben zu können, so daß wir herausnehmen wieder ganze neue — noch eine Laden eingenommen, und so unsere sich die Herren natürlich bequemen mehr Theil zu geben. Dies war heute der einzige Temperenzler unserer Gesellschaft unangenehm. Jener von uns hatte sich heute (der Kerl!) gern von jüngsten Ohm in Glück's Hotel gestatten lassen.

Die Landschaft an schönem Wege [illegible] wurde bei allem dem immer so herrlicher, daß sich dies — [illegible] mit jener steter Reise zu kritische Ueberraschungen bot und Doppelte bringen. Es ist schwer möglich [illegible] keinen Eindruck ob so viel brillante Nähe und ohne Gehalte [illegible] zu Schönheit dahergeht aber nicht. Es ist auch der Wagen [illegible] und die Insassen mit seinem „Neuen Gesichtsorgan" oder „Pleasure [illegible] einige neue Versuch verbreitete. Sämmtliche Passagiere [illegible] Vergnügen und Behaglichkeit immerwährend nicht mehr. „Das ist [illegible] Lady!" rief es im Chorus, und da Kutsche war vergessen.

Wie ich von Landschaftlichkeit [illegible] und nach gefühlt, so mußte es sich allmählich wieder. Nachdem wir einige wenige Meilen zurückgelegt und nach Santry [illegible] ist schwarzen waren, hörten wir von 14 Personen auf dem Dach und [illegible] den Wagen nur noch zu hören.

Santry Hill liegt [illegible] auf der rechten Hartford und Hudson a der Nähe dessen großer [illegible] von West nach Osten, nach letzterer Richtung der Strom [illegible] zu seiner Mündung gehen hatte. Bekannte Hügel, Unter [illegible] und Steinschwellen umbauen und hier noch die Bewegung [illegible] Schiff. welche nur bis in der Nähe der Palisadenstrecke kommen kann, die auch als das „head of navigation" angesehen wird.

Etwas südlich von Santry Hill an der Landstraße lag das Wirthshaus unserer Freunde P., wo uns angekündigt hatte dort einzusprechen und über Mittag zu bleiben.

Der Eingang zu dem Hause auf eigenem Grund und Boden gelegenen Anwesen in einer etwa [illegible] Fuß langen, dicht von Obstbäumen bepflanzten Allee. Das ansehnliche [illegible] Wohnhaus schien ganz einem im Garten, dessen Fruchtbäume, Gemüse- und Küchengewächse vortrefflich waren. Das Innere, wenn ich mich anders richtig erinnere, war ein geräumiger [illegible] Kalkstein von ganz besonderer Härte, und am rauh behauen. Die Mauern trugen keinen Verputz, und dem Auge wohl that [illegible] Mauern war nichts von Tapeten [illegible] wie es hier zu Lande so gewöhnlich ist, sondern überall ließ sich reeller Gehalt sehen.

Der ganze Fremde, außer Doctor P., befand sich im vollen Santry Hill, sollte aber bald zurückkommen. Und warten interessen Zimmer angewiesen, denen wir den Reisestaub abwischen konnten. Doctor G. und ich fürchten übrigens nicht lange zu, sondern nahmen Doctor P. Vorschlag an, uns in [illegible] Fischbäche hinaus zu fahren. Es stand eben zu vermuthen, und man aber nicht entfernt. Doctor G., der eben gewaltig Spargelein zu kochen wünschte, bat unseren gütigen Führer und ohne weiteres durch sich und ihm zu führen, und so kein Mittel, Kampf den Fluß zu versuchen.

Dieser Weg [illegible] von einem Graben her, nach dessen mit den oben bis unten ringsherum und durch schattiges Gesträuch sichten wieder halb getrocknet wollständigen zu Hause einfinden. Hätten wir auch das gewünschte Spargelessen nicht gehalten, so

war doch manches andere zu Handen gebracht worden, das unsern Herbarien noch entstand. Da dieß aber in mehrfacher Hinsicht von dem in der Umgebung des Port George Gesammelten nicht so viel verschieden war, um eine besondere Liste zu charakterisiren, so unterlasse ich den generische oder specifische Aufzählung.

Die botanische Schönheit der Harlem-Ufer hier ist mächtig, obwohl den Eingeborenen selten ein Wunder, und sah nur ein Hintergrund zu Gebet steht. Der Zauber der Landschaft besteht in der einfachen Zusammenstellung von ein Paar großartigen Eingelnheiten, wie z. B. ein mächtigen Strom Wasserfall mit seiner Ornamentirte, wie er zwischen 60 bis 70 Fuß hohen felsen Granitmauern über eine 800 bis 1000 Fuß lange schiefe Fläche herabrauscht. Und dem gelben Gesicht der empörten Gewässer tauchen schwarze Felsenformen hervor, den unwiderstehlichen Brandungen trotzend, die, mit gehäuften abgerissenen Baumstämmen und Treibholzmassen bewaffnet, in ungeschlachter Wuth gegen alles in ihrer Bahn anstürmen. Droben, unbeeinträchtigtes Wohlbehagen bietend der Strombahn auf beiden Seiten, die Höhe der Ufer dürfte etwa 2000 bis 2500 Fuß betragen.

Daß solche Fälle und Stromschnellen nicht von Seiten der halbgesellschaftlichen Indianer andere und bedeutungsvollere Namen erhalten haben sollen, als der welche ihnen die semmelblonde englische Sprache anhängte, ist gewiß. Man weiß sich nur Hudson's, Clark's oder Baltes oder schlechtweg Falls, wie sie das lithographische Namenbezeichnet der hiesigen Städtepläne zeigt.

Es nimmt mich fast Wunder daß die selbstgefällige Anglomanie den alten Donnerarm der Tuscarora-Indianer nur das verhungerte Nützgen oder Nützgen ließ und ihn nicht gerade zu Grund hielt machte, oder nicht gar den einfachen Fall des Namen irgend einer „worthy's" der Gesellschaft, Mr. Brown oder Mr. Smith beifügte, um diese Gegend der Natur gesellschaftsfähig zu machen.

Wir blieben über Mittag im Hause der Familie P., die es an gewohnter freundlichster nicht fehlen ließ und den langen Aufenthalt uns möglich noch zu verlängern. Nachmittags fuhren wir in einer recht ländlichen Promenade nach dem Oertchen Port Edward hinab, wo wir den Wagengang für Albany abzuwarten hatten. Port Edward trägt nur noch den Namen eines ehemaligen Militärpostens und der Mundvorräthe. Seitdem ist an fernabliegenden Oertchen daraus geworden, das auch eine Eisenbahnstation hält. In der Nähe überzieht die Schneedecke das Hochufer von Ufer zu Ufer über 60 Fuß hoch.

Wir hatten noch über eine Stunde Zeit bis der erwartete Zug ankam, und so mag und die gebrigte Wartstube nicht angesprochen.

Die Nachbarschaft von Port Edward war seiner Zeit von Prügelmenschen schwer heimgesucht, und besonders bekannt sich hier in der Nähe der Schenkwirth einer leicht tragischen Episode aus jener Zeit. Sie ist nicht ohne ethnographisches Interesse, weßhalb ich sie hier zu Kürze bringe.

Beim Ausbruch der Revolutionskriege hielt sich mit vielen andern so junge Mann zu den königlich Gesinnten, weshalb er zu dem britischen Armeecorps unter Burgoyne zum Wagenschieben stieß. Da er indessen in seiner Heimath eine geliebte Braut zurückgelassen, so konnte er sich im feindlichen Lager nicht heimisch fühlen und er sann darauf die junge Dame von ihrem Heimweh wegzufangen zu lassen, wo sie vor Verschiedenen einen stattigen Krieger vorgesehen gebrochen meine. Er sandte darum einen Trupp halbcivilisirter Indianer unter der Leitung ihres Häuptlings nach dem Hause Mr. Ives, dessen Tochter von ungewöhnlicher Schönheit und vollendeter Erziehung ihm erzählt war. Der Häuptling kam glücklich und unbemerkt in die nächste Umgebung des geräumigen Hauses, dem er sich, aus Furcht und Vorsicht zu erregen, allein bis dahin, und als er jenseits außerhalb sah, seinen Brief in die Höhe hielt. Dieser erregte natürlich heftige Verwunderung, und der sich aber Mrs. Ives bald fasste, und kurz beschloß, dem vom Glücke gesendeten Gaste zu folgen.

Alles ging so weit gut, bis sie schon eine ziemliche Entfernung vom Hause entfernt, bereits dem britischen Lager näher waren. Da erschien ein anderer Trupp Indianer vom selben Stamm, von einem zweiten Häuptling geführt. Diese wollten sich ebenfalls einen Theil von dem Preis verdienen, der für den schönen Gesicht Mrs Ives's ausgesetzt war. Der erste Partie wollte hier von nicht wissen, und es kam erst zum Wortwechsel und dann zu wirklichem Streit. Keine Partei wollte nachgeben, und es gab blutige Köpfe und ernstliche Verwundungen; bald war es ein offener heißer Streit. Der alte Häuptling sah das, daß es zu solchem Indianerstreit angehen, hieß dem Stamme eine unheilbare Wunde geben machte, denn alle Indianer haben von ihren Vorfahren einen klaren Begriff. So ritt er denn ruhig auf seiner Schimmelstute zu, und erklärte sie che sie sich's versah. Nachdem er so den Ursache des Streites beseitigt, nahm er der Ungläcklichen die Statue ab, welche er dem entsetzten Bräutigam ins Lager überbrachte, indem den Hergang der Sache erzählend. Das unselige Brautpaar war so ein Opfer eines wilden Ureinstinkts zweier Indianern geworden, den der alte Häuptling auf diese untere Weise noch beizulegen vermochte. Könnte man der Bühlosigkeit der nordamerikanischen Rothhäute zum Elektromus heißen, diese That würde am Charakterzeichen prangen.

Der Aufenthalt hielt seine Zeit, nahm auf und fort ging es jetzt über die 65 Fuß hohen Uferfelsen, auf denen die Schienen über das Hochufer von Ufer zu Ufer gelegt sind.

Wie weiland Ulysses in seinem Irrfahrt, konnten auch wir wohlbehalten uns schleunig in Albany an, nur daß wir nicht besonders von einem langen Glück Meldung zu erzählen hatten.

Mein erster Gang am nächsten Morgen war nach Capitol, wo die Naturforscherversammlung zu Beförderung der Wissenschaft ihre Sitzungen hielt. Es war auch Zeit für mich gewesen, da ich meinen Namen auf dem heutigen Programm fand, nach welchem ich meine Bemerkungen über die geologischen Verhältnisse von Nordwest-Texas der neuen Gränze entlang lesen sollte, so daß ich also nicht fehlen durfte.

Die Sitzungen, welche überwältigen Material mögen in drei Sectionen getheilt waren, erlaubten bei offenen Thüren jedem Manschen freien Zutritt. Es versteht sich von selbst daß für die wie hier zu Land so hochgeschätzten Frauen stets die ersten Plätze bereit stehen. Was auch das Für und Gegen einer solchen Einrichtung sein mag, die unverwüstlichste Gegenwart der Frauen wirkt immer wohlthuend auf die Geschäftigkeit, die gern ihre raschern Seiten hervorkehrt wo immer nur Männer sich versammeln. Dieß ist noch

Digitized by Google

mehr der Fall war, eine Versammlung auch in kleineren Städten zusammengesetzt ist.

Unter anderen sollte in der vorletzten Versammlung hier das Thema einer gewissen Art Gedankenübertragung (thierischen Magnetismus) zur Sprache gebracht werden. Dieser spielt gegenwärtig die Rolle eines zweideutigen Bekannten, auf welchen hier vor der Versammlung den meisten Werth der „Hexe wegfing“ vor der Versammlung hin geprüft werden; allein der Stoff schien zu wenig sensationelle Handhabe zu bieten, und so wurde die Besprechung fast einstimmig hintangehalten.

Wie republikanisch es indessen bei hiesigen Gelehrtenversammlungen hier zugehe, zeigte am 15. des laufenden Monats ein dasiger Strassenjunge, dessen allfälligen Besuch ein lederiger Strohhut kühle, den abzunehmen er kaum für nöthig gefunden hatte. Er drängte sich, ehe die Thüren noch empfangen hatten, vermittelst einer Ellenbogen die Treppe hinauf, und fragte die beiläufig gesagt Hunderte in seinem Rücken hatten, und fragte bei einer Gruppe Herren, wie da Stand: „Where is Mr Agassiz?“ Der Zufall wollte, daß dem gerade niemand stand, und so mußte er sich mit der Erwiderung: „There my name. What do you want?“ Der Knabe zog wenigstens über viel Unkenntniß des Übrigen einen Mundschlüpfwinkel und sah Recht und sagte Agassiz, ob er diesen bestimmen könne. Dieser rückte das sogenannte Stück hin und her, ohne recht darauf machen zu können als wir ordentsiehendes. Es war ein Hornid, der halbe Unterarm gehörte einst einem Wiesling an Bachmuschel. Zur sicheren Bestimmung gehörte aber der Unterkiefer, worauf Agassiz sehr fragte. Der Knabe zog diesen nun aus der Tasche und reichte ihn hin, so daß Agassiz, ehe er diesen recht zu Handen nahm, den Schädel als den einer gewöhnlichen Hauskatze erkannte, worauf sich in noch passender Belehrung öffnende Hausthierchen wieder einen ironisch zurückhaltenden wie sie erschienen war. Der gelehrte Naturforscher kannte den Werth sammelnder Hände zu gut als daß er auch nur einen, leicht wenn sie unbedeutendes bringt. Unverdrossen zerschnitte Naturforscher müssen viele junge Leut und Knaben doch schon manches Exemplar an Agassiz abgeliefert, das bezahlt wurde, und in der weiteren unseres Knaben Verein mit dem Kopfschädel auch eine Excommunication.

Den Schluß der diesmaligen Naturforscherzusammenkunft bildete die festliche Erklimmen einer von in Altona errichteten Eisenwarte, welche der Hauptsache einer begüterten Dame, der Dalton verdankt. Eine ähnliche Zweckmäßigkeit fand während der Versammlungswoche im neuerbauten geologischen Cabinette statt. Es fehlt es nicht an Schmeichlern während der Versammlung so viele Naturwissen aus den benachbarten Staaten — und dem benachbarten brittischen Provinzen von Canada.

Schließlich habe ich noch der schmeichelhaften Weise zu erwähnen, womit die Bewohner Altona's der zahlreichen Gäste beehrten. Denen Abend hat in einem unteren Vereinshause stattfand eine glänzende Vereinigungsversammlung statt, wozu jedes Mitglied des Naturforscherversammlung gebeten war.

Bei Eröffnung der verschiedenen Sectionen wurde von mehreren Einladungen zu auf Montreal in Canada angenommen, um dem amerikanischen Naturforscher zu zeigen, daß auch die Wissenschaft deutscher Natur sei in Ehren hier Boden, die Wissenschaft, Der Abend einen Kreis heiteren Vereinigungen brachte.

Ich noch zu einem beschaulichen Ausflug durch die Stadt, die ein etwas stark Gepräge trägt als sich gemüthlich in amerikanischen Städten der Fall ist. Die Hauptstraße in der Nähe des Hafens ist nicht breiter, sondern etwas hin- und her gewunden, was mehrfach ist ihr zum Vortheil anrechnen. Die Häuser aber die sich so manches Unbilden etwas nicht zugänglich [illegible] d. h. von vornherein jene Enge nach dem Hafen [illegible] unter Mitwirkung hervorgegangen Feuer-Assecuranz-Gesellschaft. [illegible] befinden sich in Altona auch die holländische Gebäude, zu denen [illegible] zu Hamburg einer Zeit von Reisenden hier über das allgemeine Meer gerechnet wurden.

Einen solchen Herrenaufenthalt [illegible] lassen sich noch überall im östlichen Theil des Staates [illegible] den Neu-Yorker, besonders aber auf der großen Hauptverkehrsstraße [illegible] schen den amerikanischen mit europäischen Winterorten Altona [illegible] Neu-York nachmachen. Jede Saison zeigt auch in diesen [illegible] Gesellschaftlichen Raumverhältnisse. Am folgenden Morgen nach [illegible] Verlegung der Naturforscher-Sitzungen reiste ich wieder auf der [illegible] Dampfboote Neu-York zu, Es [illegible] recht Mühe [illegible] — wenn auch um — Vogelfluglinien.

Schon beim Herausfahren hatte [illegible] sich der solche [illegible] Anblick gemacht. Obgleich die Nähe von allen [illegible] Ufern Uebersicht [illegible] amerikanischen Städtes vielleicht [illegible] Hudsonbuchten und von Staaten [illegible] von [illegible] Bäumen durchgesetzten, [illegible] Ansichten, vielleicht auch [illegible] Aussichtsbergen [illegible] und [illegible] so ist doch der landwirthschaftliche Charakter bei [illegible] sehr bedeutend.

Die appalachischen Gebirge haben [illegible] die westlichen Cordilleren plateauliches und natürliches System eine [illegible] Skelet gemein. Um beide haben sie [illegible] Schichten verschiedenen Alters angelagert, [illegible] als Zeugen [illegible] Gewässer der Urzeit [illegible] Westen wie im Osten [illegible] Ablagerungen [illegible] wurden und verwarfen. Tertiäre Bildungen [illegible] gegen die Küsten und in [illegible] Vorgebirgen [illegible] Hügeln [illegible], überall wo sie erscheinen den Abdruck [illegible] Wasserbedeckung. Gletscherung ist [illegible] weiten Gegenden [illegible] nordamerikanischen Continente mit einander gemein zu haben [illegible].

Trotz solcher geologischer Uebereinstimmungen [illegible] einem Reisenden [illegible] Unterschied [illegible] auffallen. Der [illegible] und ungeheure [illegible] Dimensionen [illegible] aber [illegible] gewaltigen Kräften [illegible] an [illegible] Physiognomie-Unterschied besonders zu betrachten. Während [illegible] seine Flüsse einen Thron [illegible] Atlantischen Seite [illegible] überall [illegible] Pflanzen und Thierleben, [illegible] begründen und [illegible] Hydrographische Entwickelung, [illegible] sie [illegible] und [illegible] hat, und wie sie [illegible] unglaublich [illegible] Verkehrsmittel [illegible] Binnenlande [illegible] beigetragen hat.

Das innere Hochland ist [illegible] durch [illegible] Mangel [illegible] Richtung [illegible] Flußsysteme [illegible] Mississippi [illegible] Flußgebiete [illegible] Mississippi [illegible] Ohio [illegible] Missouri [illegible] Arkansas [illegible] Red River [illegible] Canadischen [illegible] Saskatchewan [illegible] Winnipeg [illegible] Nelson [illegible] Mackenzie [illegible] Columbia [illegible] Colorado [illegible] Rio Grande [illegible] Rio Gila [illegible] Sacramento [illegible] San Joaquin

aufstehend, um welche der Strom so gerade von Nord nach Süden laufende Strom seine raschen Windungen macht. Solche sind auf dem linken Ufer Stangarlant, Hondaschiff, Rathaus-Point, Parlaments-Point, Tavern-Point und andere weniger hervorragende Punkte, auf dem rechten Ufer sind die hauptsächlichsten Van Wert-Point, Fourmile-Point, oberhalb der schönen Gottfriedsgrove, Westpoint, Gallows-Point, und die kaum merkliche gegenüber Tavern-Point, welche beide die Hauptfahrtsbucht und die von Tappan scheiden. Unterhalb dieser folgt der lange Nickerstrom der sogenannte Palisades von senkrecht gestürztem Basalt getrennt. Die letzte ist Bergenneck, deren Südspitze gerade auf die Nordseite von Staten Island trifft. Letztere und ihre Schwesterinsel Long Island nehmen noch Theil am orographischen Gebilde der atlantischen Gebirge.

Das Durchschneiden mehrerer zu einem Systeme gehörigen und durch gebrochenen Parallelgebirgszüge bietet eine andere geologische Erscheinung des Hudsonstromes, welche jedem Reisenden als dessen Unterscheidungszeichen bekannt sind. Die von Tappan, Haverstraw werden bereits genannt und sind der bekanntesten Namen, aber jenen ähnlich sind die oberhalb Horton City und zwischen Cornwall und Newburgh oberhalb Westpoint.

In diesen geologischen Eigenheiten kommen die Hilfe des ferneren Westens dem Hudson und überhaupt den atlantischen Gebirgen gleich, weil aber die Gebirgsketten landschaftlich an den einen herangedrängt, so mächtig verschieden von den andern.

Eigentlicher Marschland ist ganz allen gemein, denn solches ist das Erzeugniß vorherrschender Durchdringung zwischen den Seeküsten und Flüssen, aber die Thalgehänge und Bergterrassen sind im Westen anderer Bedingt als im Osten. Wo die Abhänge der westlichen Gebirgen eine sehr Baumfreien zeigen, an welcher Mangel- und Steinmassen vorherrschen und hauptsächlich aus Torven, Trilobiten, Hornen oder Muschel und Schalen entwickelt sind, da zeigt die Pflanzenwelt den atlantischen Gebirgen entlang Nirgendwo, schwer und eigenen Landwuchs behangen. Unter dem Schatten einer mehr vollkommenen entwickelten Baumvegetation zieht sich ein lebendiges Netz von Quellen und Flußgewässern hin, dessen ingredienten Wirkung der östliche Theil des nordamerikanischen Continents sein entschiedenes politisches und commercielles Uebergewicht verdankt, zu dem die Vereinigten Staaten in so überraschend kurzer Zeit gelangt sind.

Von Valparaiso nach Santiago.

In den Jahren 1849 bis 1853 sandten die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine wissenschaftliche Expedition nach dem südlichen Continente, deren hauptsächlicher Zweck es war zu Erscheinungen am Himmel der südlichen Hemisphäre, besonders aber die Bahn der Comet, einer gründlichen Untersuchung und genauen Bestimmung zu unterwerfen. Neben diesem Hauptzweck der Astronomie wurden aber auch die Geographie und die Naturwissenschaften nicht unberücksichtigt gelassen, und sind besonders in ersterem Gebiete viele ältere Angaben berichtigt, oder berichtigt worden. Der ausführliche Bericht über die Resultate der Expedition wird von dem Führer derselben, Commodore Gilliß, im Auftrage des Congresses veröffentlicht, und sind bereits zwei voluminöse Quartbände (und ganze Band wird deren fünf umfassen) vor einem Jahre erschienen.[1] Der erste dieser liefert uns neben einem umfangreichen, erschöpfenden Berichte der Expedition Chili, den eigentlichen Bericht über die Reisen und Forschungen in diesem Staate, während der zweite eine von dem zweiten Officier der Expedition, Mac Rae, astronomische Vermessung über die Cordilleren- und Uspallata-Pässe, und von Mendoza nach Buenos-Ayres schildert, sowie äußerst merkwürdige Beobachtungen über Höhe, Klima und Breite, so wie Magnetismus und Meteorologie angestellt wurden. Merkwürdig ist es wie genau diese Resultate mit den Arbeiten der einen spanischen Officiere Ulloa und Condamine übereinstimmen, die 1810 in Madrid eine Karte über diese Republik niederlegen.

Unser anderer schildert Gilliß zum Theil von der Hafenstadt Valparaiso nach der Hauptstadt der Republik Santiago.

„In Chili gibt es nur zwei Arten um schnell zu reisen: zu Pferde oder in einem „Coche," welcher letztere ein einspänniges Fuhrwerk, auf starken Federn ruhend und überhaupt von äußerst bequemer Bauart ist. Dem Fliegen auf dem Pferd, welches der Führer reitet, nothwendig, muß natürlich einer starken, und geschickten Handführung bedürfenden Strecke, der am linken Vorderarme befestigt wird, geschehen. Am andern Ende wird er natürlich einem ebenen Halfter am Satteltgurte gehörig angebracht. Führt der Weg über einen Hügel, so wird noch ein drittes Pferd auf gleiche Weise am rechten Vorderarme eingespannt. Die Aufgabe des Reisenden ist nun, es sich so bequem als möglich zu machen. Gewöhnlich schließt er mit dem Vorbesitzer am Tage vor der Abreise einen Vertrag ab und empfängt von diesem als Vorausgabe der pünktlichen Bezahlung bestehen einen Dollar. Ein bestimmter Fahrpreis existirt nicht. Wenn die Entfernung sehr gering ist, wie z. B. bei nationalen Festen oder zu der Zeit der Fall ist wo Familien die Hauptstadt verlassen um den Sommer in der Nähe des Hafens zu verbringen, bezahlt man eine Tagereise oft mit 40 Dollars. Sind jedoch gerade sehr viele Wagen da, so kann man auch einen für 12 Dollars täglich miethen. Ist man mit dem Vorbesitzer zufrieden, so begleitet man das Frühstück und Abendessen für ihn, doch ist dies keine Verpflichtung, und eine Belohnung muß ihm vorzuenthalten, macht ihn unterwegs oft äußerst unfreundlich. Ohne Noth geht er natürlich nicht aus, denn der Eigenthümer des Fuhrwerks bestimmt einen gewissen Lohn, doch ist noch für den Führer nur eine Kleinigkeit, und der Reisende sieht ihn in der Regel viel liberaler aus als jener es sich selbst hätte thun können. Die meisten Eingeborenen ziehen es vor spät am Nachmittage abzureisen, indem sie ein Drittel der Tagesreise von 7 oder 8 Uhr an zurücklegen und spätestens um 3 Uhr Morgens weiterreisen, und

[1] The United States Naval Astronomical Expedition to the Southern Hemisphere during the years 1849 to 1853. By J. M. Gilliss. Washington 1855. (Vol. I. II.)

jedenfalls am vorteilhaftesten ist, so kann es welche Tageszeit vermeiden, den Reisen aber auch die wenige Rast versäumt wird. Postwärter existiren nirgends, und der Mangel an Vorräthen, den die Eingeborenen zu ihrem Unterhalte haben, hält erfahrene davon ab, an den Nachtlagern Vorräthe zu halten. Nur selten kommt man alle zwölf Meilen, die gewöhnlich zu einem Tagemarsch gebraucht werden, in der ersten Stadt an einem Bache vor, und wechselt dann, so oft es nöthig, auf der Straße selbst. Um diese lästigen Beerden gehörig zu hüten, sind neben dem Viehschlächter noch zwei andere Individuen angestellt, von denen der eine, ein kleiner Knabe, oft nicht größer als ein Affe ist, der aber trotzdem so selbständig zu Pferde sitzt und seinen Esel so sicher weiß, wie ein zu Jahren weit über ihn hinaus.

Draußen im freien Meere getauft, den Kopf und unsern alten Hute bedeckt, begann ich meine Fahrt ganz allein. Nach anderthalbstündigem beschwerlichen Vorgebirge mit den Pferden auf einer im Zickzack angelegten Straße erreichten wir den Gipfel der westlichsten hinter der Stadt (Valparaiso) gegen 1500 engl. Fuß hoch aufgeworfenen Hügel, und fanden von hier aus einen sanften gleichen Abfall eingeebnet. Entdeckend mit der Straße, wurden wir die Gegenstände und Entfernungen unterlich, und da der Nebel in der Nacht fortgewandt, verschwand er vor Sonnenlicht, welches durch das Mondliche gemacht ein angenehmes Bild gewährt hätte. Von dem höchsten Theile der Hügel hat je einen Hinterausgang an der südlichen Seite — etwa vier engl. Meilen — benützt die nächtliche Hebemaschinerie nur etwa 100 Fuß auf die Meile, so in Wirklichkeit kommen aber auf eine kurze Strecke der Straße Niveau in sich auf dieselbe Entfernung.

Weiter führt der Weg oft 10 sehr Meilen weit in gerader schwerer Richtung über hartes, kompaktes Gestein, dann nach Casablanca, einem 30 Meilen von Valparaiso entfernten Orte. Auf der letzten Strecke ist das Land wellig und ziemlich gut bewaldet. In Casablanca, 800 Fuß über dem Meeresspiegel, verlasse der Viehschlächter nur „Pampa Mail," um die Pferde in der Nachbarschaft zusammen zu treiben. Hier und eine halbe Stunde lang in unbequemer Lage, im frischen Nebelschauer gehüllt, die Augen abwechselnd voll Staub, veranlassten mich diesen Nachtheil sehr bereitwillig zu kosten.

Eine, zwei, drei Stunden vergingen und noch wurde kein Laut von sich nähernden Pferden vernehmbar. Meine Ungeduld steigerte sich mit jedem Augenblick, und Umdrehungen auf dem steinen steilen steilen Rückwege vor der Posada wurde ich überdrüssig, und in alten Zeitungen auf der Tischen trommeln im Hause waren auch bald durchstöbert. Endlich brach der Tag an, der Nebel wurde heller, und wir mußten auf bessere Stunden des nächsten Tages weiter fahren. Ich in meiner Ungeduld hoffte auf dem Wege frische Pferde suchen zu können, und der Viehschlächter glaubte, daß seine übrigen Thiere auf der andern höheren Hügel in der Abend einladen würden. Ich stieß a schlechtes Pferd, wenn er in mildern Thiere zu einem mäßigen Trab anhielte, bekannte dann Pferde mußte und mit der Faust im Magen immer unschicklicher drohende.

---

a Hier ist a Lücke in der englischen Vorlage.

Der helle Tag kam und noch immer über die weite wellenförmige Ebene trabend. Die Straße führt zwischen Hügeln, mit Hagendornen Bäumchen in ihrem Grün abwechselnd, und verschiedenartige Pflanzen und Kräuter bedeckt. Die Luft war mit dem Duften der „Pampa Camomile" gefüllt, welcher Baum hier in solcher Menge steht muß. Frisch Luft und Landschaft erquickt war.

Die Bedeutung der Form Cordillere (Kamm der Berge) bietet ein anschauliches Bild; weil beschneite für nur auf Bildern von Reisenden und Forschern, kann Einzelnen und Reihen überraschen, sondern auch Verbindet. Die Cordillere bilden eine Grenzmauer, deutlich Nord, bei der jener Kette 4-5000 Fuß Pampa Mongrel zu Berge und Meile beweisen. Die mittelmäßige Statur, der ganze Körperbau, an welchem nur selten Spuren Mischungen aufgefunden wären, die gleich braunschwarze Haut, Haupthaaren und schwarze Haar, oder rothbraun Farbe Augenbraunen, englisch die Nasenflügel, französischen Europäischen dieser Race noch nicht so deutlich wie bei den Peru-Indianern hervortreten.

Um sie bis zum Platze des Hafens und ungehemmte Wagen. die entweder bei Wasser und heute Waaren oder mit Passagieren aus den Mühlen der Stadt belegen waren. In der Nähe waren wir auf das Land solcher Fuhrwerke bei einander, sind mit einander gewöhnlich Einstich, das außerdem noch mit Pferden belegt war. verfehlen, und von vier oder sechs Zoll hüttigen, durchgehaltenen Löchern gegegen. Die Räder dieser Wagen waren verschieden an und verschiedener, als die eben beschriebenen Einspänner.

Den Beginn von Valparaiso mag sagt die Casilla Nevada an, die erste bedeutende Erhebung welche zu passiren ist. Die Straße windet sich hier bis zu 1000 Fuß über den Meeresspiegel an der Höhe, und das Hauptkommando ist von hier Seite aus bewundert. Oben angelangt, bemerkte ich mit frischer Bild weitwärts der Straßen gewundenen, die wie den Rücken eines Thales in dichter Richtung entgegen und Abstand hier verloren Aussicht bekamen. Selbst der Viehschlächter war sich im Stande zu erkennen es hier Thiere über die oben vorherigen Stein hinaus. Jetzt ging es zum schnell abwärts, und dann wieder langsam über eine weite Ebene (meine müden Pferde konnten kaum und verwirrt) bis wir das Dorf Curacavi zur Nachtstation erreichten, welches von Casablanca 25, von Santiago 28 Meilen entfernt ist, und dessen Höhe über den Spiegel der See 800 Fuß beträgt. Nach einer halben Stunde hatte ich mich meine Casa gefunden.

Schon waren um die nächste Nacht Vorgesetzt: Fleischbrühe mit Kartoffel die in Menge hier verbreitet, schmeckte bei meiner Ankunft von der Straße Hunger, doch nicht aber wurde der Hunger gestillt, als bis wir einem Theil der Straße Pferde, die Blick der Bergkette weicht breit große schönliche Thal der Westen entdeckten, verschwiegen hatten. Ihn war der Gedanke und den Gipfel zu erreichen noch nun 3700 Fuß hoch steigen, und da der Abweg einschlägiger als bei der Cuesta Zapata ist, so sind die Fußpfade der Straße Mayo und Arbeit.

Ich sag vor, Hella um es den Pferden leichter zu machen, stieß auch um die unsern Bäumen, welche längst des Weges wachsen, grauen betrachten zu können, und fand auch für die natürlich romantische Erscheinung reichlich entschädigt. Die Aussicht brannte immer

heiter, und über in die aufsteigenden Nebelmassen hüllenden Gewölke ergossen sogenannte Cumuli (Haufenwolken), durch welche bisweilen Lichtstrahlen glänzend hervorbrachen, die eine eigenthümliche Beleuchtung auf den nächstgelegenen Abhängen der gegenüberliegenden Höhen bewirkten. Indem ich einen Abhang hinabstieg, erreichte ich den Gipfel über welchen unsere Straße führte, vor der Ankunft des Wagens. Der immer lichter werdende Nebel erlaubte mir schon vorher einen befriedigenden Rückblick auf die eben zurückgelegte Wegstrecke; nur erkannte ich aber über das prächtige Panorama welches sich mir nun bot, und das mir auf den ersten Blick als etwas gar nicht in das Bereich der Wirklichkeit gehörendes erschien. Der Verlauf des Schlafes und Morgens an regelmäßiger Zeit übten Abends eine wunderbare Erregtheit auf das Gehirn aus, und das sich meinen Augen darbietende Panorama schien mir weit eher eine Schöpfung künstlerischer Phantasie oder ein Traumgebilde, als ein in Wahrheit vor mir ausgebreitetes Naturschauspiel zu sein. Wie prächtig, wie entzückend war diese Nacht, 2400 Fuß hoch über dem Spiegel der See!

So weit das Auge reichte, stiegen im Osten die mächtigen mit einigem Schnee bedeckten Ketten gleich einer Mauer empor. Unterhalb der gähnen, zerklüfteten Gipfen strichen in schräger und regelmäßigen Zwischenräumen zahllose dreieckmäßige Querstriche, unter sich dunkle Thäler und Schluchten ausscheidend. Nördlich und südlich, so daß sie fast mit Gürtern der Unterkette zusammen zu stehen schien, wand sich die westliche (Küsten-) Cordillere hohe, und diese unregelmäßige mit grünenden Abhängen bedeckte Bergung erschien abwechselnd in Licht und Schatten, je nach dem Stande der über ihr schwebenden Cumuli. Zwischen diesen beiden Ketten lag, bis wo der Sonne beschienen, nur fruchtbare, wohlangebaute Ebene mit hohen Hügeln von der verschiedensartigsten Gestalt, dem Wasser mit seinen Rebenflüssen. Silberschimmern gleichend; Landhäuser, deren weiße Mauern schmale Pappelreihen umgaben. Da sah der Blick immer auf Gruppen von Landleuten, die ihr Morgenwerk unter den Strohdächern der auf einer Straße, nahe am Hafe der Caleta liegenden Hütten anordneten; auf in Staubwolken gehüllte Reiter, die sich in dieser Entfernung wie Zwerge ausnahmen; ferner auf ruhig an den Abhängen der Berge weidende Maul- und Schafherden. Und in der Mitte der Ebene lag, mit wohlgefälligen Lage zwischen den langen, schattigen Hainen kaum erkennbar, der große Mittelpunkt alles thätigen Lebens, Santiago, auf allen Seiten von herrlichem Schmuck umgeben. Nach der Küste gegenüber sah man wie die Straße an der fast senkrechten Seite des Hügels hinabführt und dann über eine hochaufgethürmte Stein, die wiederum von Hügelzügen umgeben, eine vollkommene gerade Richtung einschlägt. Die Karawanen der ermüdenden großen Wagen scheinen sich auf dieser Höhe kaum vorwärts zu bringen, und hier muß man nicht den hier und da zerstreuten Hütten kleiner Kaufleute einkehren, so findet man die Gegend leicht in eine vollkommene Einöde halten. In weiter Ferne prangten große zuckerhutförmige Cactusen mit langen schmächtigen Stengeln und großen hellgrünen Blüthen die Aussicht. Doch konnte das Auge sich an dem Immergrün und den Blumen von allen Farben erlaben, während das Ohr von den ergötzenden Tönen der vielen gefiederten Sänger in gleicher Weise ergötzt wurde.

Ich war in meinen Betrachtungen ganz von der Straße abgekommen, und der Reisebegleiter, welcher die Ursache davon nicht begreifen konnte, rief auch mir lauter Stimme. Wie es schien, war seine Geduld ebenso erschöpft wie die meine in Calahuasa, und da er es doch nicht wagen durfte seinen Aerger an mir auszulassen, that er dieß an den armen, unschuldigen Pferden. Ungeachtet meiner Vorstellungen wurden dieselben zum schnellsten Laufe angetrieben, obgleich wir in scharf werdenden Zickzack abwärts fuhren. Im Augenblick aufgerichtet, mit fliegendem Mantel und Regenhut und der Peitsche unaufhörlich schwingend, rollte er wie ein Rachegott den steilen Pfad hinunter, wo ein Felsstück, ein Strauchwerk oder der Thiere und über den Abhang mit vielleicht panischender Schnelligkeit hinstürzen hätte um als neue Gottheiten der Erde zu gelten, obgleich freilich auch der mächtigen Andengipfel auf der gegenüberliegenden Seite des Thales unsere erste Umdrehung etwas gehindert hätten.

Näher dem sich Santiago von der Westseite, so hinter sich wenig Bemerkenswerthes bot. Da die Benutzung hier sehr häufig, so zeigen nur wenige Landhäuser den Wohlstand der Bürger an. In der Mitte des Weges zwischen Chile der Casita und der Stadt kreuzt die Straße den Fluß Mapocho, welcher aus dem Zusammenfluß des Mapocho und Colina gebildet wird, und einige Leguas weiter südlich in den Maypu fällt. Dann führt der Weg über eine schwach ansteigende Ebene nach den Vorstädten der Hauptstadt zwischen Reihen hoch aufgeschossener Pappeln und ummauerten Gartenhäuser. Nach ein- bis zweistündigem Aufenthalt, in welcher Zeit ich die offiziellen Briefe sowie verschiedene Berichte der Expedition abbrachte, brach ich nach dem im östlichen Theile der Stadt gelegenen schönen Hügel Cerro Santa Lucia auf, welcher mir von den Gelehrten als für unsere Zwecke geeignet bezeichnet worden war. Obgleich er aber ein prächtiges Panorama bot, entschied er trotzdem den mühsamen Erforderungen, denn die Höhe der Ruine besonders die Beschaffenheit, der Weg zum Hügel hinauf war zumeist steil und die langwierigen, kostspieligen Arbeiten, um einen standhaften Raum in der Nähe des runden Gipfels zu erreichen, waren unerschwinglich. Ein Besuch auf dem Cerro Blanco am nördlichen Thalrande und ein anderer nach der im Süden der Stadt gelegenen Ebene lieferten nur ähnliche Resultate. Beide Orte besaßen den Objekten nicht die nöthigen Bequemlichkeiten bieten, und da der letztgenannte auch überdieß im Winter außerordentlich naß sein sollte, war er für unsere Zwecke völlig ungeeignet. Wir beauftragten schon in Santiago einen passenden Platz aufzusuchen, dessen daher Forderungen auch in Valparaiso durch englischen und deutschen von der Regierung die Erlaubniß erhalten und dort niedergelassen. Aber soweit die gebildeten Eingeborenen als die ansässigen, mit dem Lande wohl bekannten Fremden unterrichtet waren, schien es versichert daß Talca, obgleich in entfernter Lage von den Anden, doch der weitem nicht die Hülfsmittel zur Aufstellung der Instrumente oder zu den im Fall nöthigen Reparaturen derselben böte als die Hauptstadt. Dieß war ein höchst gewichtiger Umstand. Ueberdieß war die Anlegung einer permanenten Sternwarte auf dem südlichen Theile des Continents äußerst wünschenswerth, was ich aber nur durch die Bekanntschaft einflußreicher Personen bewerkstelligen hoffte. Hier mußte man was besonders zwei Classen zu gewinnen suchen, die Geistlichen welche die Möglichkeit des Unternehmens zu schätzen wußten, und die Staatsbeamte welche

das Marinecapital zu betheiligen sein. Ueberdem wird ein Kenner so leicht als in Europa, wenn Ihr es überhaupt von Regierungswegen erreichen wollt.

Die entschlossene, thatkräftige und weitsehende Handlungsweise des Ministeriums vor ausserordentlichen Kapitalbeiträgen bei der Regierung, die Wichtigkeit und den Nutzen unserer beabsichtigten Plane ein[illegible] ren, und sie alles dazu Erforderliche willig und gern gestatten, nämlich es sollten, im Fall wir Zeit dazu wählten, ein Theil unsrer Schiffe planirt werden, Zimmer im Castell zu unserer Verfügung gestellt, eine Wache an die Ufersteinen zu thun und unsern Ruhm posiert, kurz also was wir beabsichtigten, bekräftigt werden. Diese Beweise des besten Willens von der grossen Zuvorkommenheit, sammt der ehrenvollen Erlaubniß, Gewehr und mehr Munition zu führen; es wurde beschlossen die Stadt zum Hauptquartier zu machen, und noch der Regierung mitgetheilt. Anderthalb Stunden darauf erhielt ich auch die Nachricht von der Ankunft unserer Schiffe „Vincennes" und „Peacock" im Hafen von Valparaiso. Glücklicherweise hatten die Vereinigten Staaten in der Zeit einen Gesandten in Chili, sonst ich konnte unter Regierungsform mit dem Minister den Angelegenheiten ohne die formelle, langweilige und unnöthige diplomatische Etikette „erledigen" . . . . . .

Eine neue Aera begann mit der Ankunft des Telegraphen, wodurch ein jeder freies Zutritt hatte. Für die Menge bei besonders der Planet Saturn eine unwiderstehliche Quelle der Bewunderung wird den Sternenhimmel, wo alle Abende Freunden weilen zu unsern Thoren. Da aber die Anzahl der Zuschauer so groß war und alle gern werden das Fernrohr zu sehen wünschten, so mußte man die Ansicht auf einen Gegenstand beschränken und die Thüre zu einer bestimmten Stunde, wo dann die nächstfolgenden Freunden begannen, schlossen. Eine Menge Leute kehrte unserer Absicht hinter enttäuscht zurück, um die neue Welt [illegible] für prachtvollen Eng- [illegible] Gesellschafts-Lokale, das ihnen [illegible] und zum erstenmal vorgeführt wurde, zu bewundern. Drei Monate lang hatte ich nun Gelegenheit, die Natur des Vergnügens genießen [illegible] den Fremden zu jeder Abend die Aufmerksamkeit zu beglücken. [illegible] Ich war Arm, Alt und Jung wurde mit gleicher Aufmerksamkeit [illegible] schonend, und wenn an allen [illegible] Orte genommen, wurde mir gestattet [illegible] an den Thüren [illegible] Schlosse nicht vergessen.

Der Gesammt-Ertrag [illegible] gab hatte seiner Regierung angerathen, einige der [illegible] seine [illegible] vorgeschlagenen Einnahmen des National-Institut[illegible] meiner Leitung zu übergeben, damit sie aus dem Gebrauch der [illegible] Nutzen aus den astronomischen Berechnungen ziehen [illegible] Da [illegible] Absicht war den unserer [illegible] Handwerker begleitete, so [illegible] ich [illegible] Theil und die Instrumente [illegible] Werk [illegible] einer solchen [illegible] Schiffers [illegible] für die [illegible] Unternehmung. [illegible] Unser [illegible] ist nun, daß [illegible] aus unsern Beobachtungen durch [illegible] Nutzen [illegible] für die Wissenschaft [illegible]

Natur- und Volksschilderungen aus der östlichen Tatarei und den japanesischen Inseln

1. Die Bucht von Sankuhsa (Oestliche Tatarei. Gegenüber von Jesso).

Die Revue de l'Orient enthält [illegible] Hrn. Peter de Modena [illegible] herrührt. In der Eigenschaft [illegible] „Orientalischen Gesellschaft von Frankreich" zur Vorlesung gelangte Schreiben [illegible] Jahre, Missionärs für Japan, von welchem [illegible] Das apostolische Vicariat, das andere die Insel-[illegible] Buch, somit den Titel einer japanesischen Insel [illegible] Die ersten [illegible] Schreiben unserm Leser im Auszuge mit. Der erste ist datirt „Japanisches Meer, an Bord der Corvette [illegible] 12 Jul. 1860." und lautet:

Ihren Karten [illegible] Sie aus datirt ward. [illegible] wenig [illegible] Brief beeile mich, [illegible] Ihnen nähereres über [illegible] Mittheilungen [illegible] Nachricht zu [illegible] an der Küste [illegible] Die Bucht [illegible] [illegible] [illegible]

Meeres, Dickes und Grünes überwachsen ist, daß man in den mit einem dichten Moosteppich ausgepolsterten Gräben nur mit Mühe zu gehen vermag. Tausende von Blumen blühen in allen Richtungen auf dem an Art und Farbe sehr verschiedenes Moose ausgebreitet wuchert. Aber Gräben in diesen Gewässern stehen Wasser in solcher Fülle, daß das Wasser in dem niedrigsten Theile des Moores fast nicht schöpfig, in den verschiedenen tief und Land bleiben reichenden kleinen Buchten aber völlig süß ist. Grundfische, Plattfische, Heringe, Lachse und alle letzteren einigermaßen verwandte, auch schmackhafte Fischart gibt es in dieser Bucht in großer Menge.

Am 1 Juli 1855 verbarrikadirten die Barrikaden-Bucht von französischen und englischen Kanonenschiffen: sie verstärkigten den Eingang, und weiteres für uns einen Hinderniß ein. Wären wir ein Jahr früher gekommen, so würde dieß wahrscheinlich nicht der Fall gewesen sein: die Kanonen hätten dann nicht den Fischern verschwiegt, sondern Tod und Verderben auf das Gestade wie auf die französischen und englischen Schiffe geschleudert. Die Russen hatten eine von ihren Furt beschützte Einfahrt besetzt. Am Eingang in die Ballast-Bucht, rechts, befindet sich ein geborstener Felsen, auf welchem die Russen mit leichter Mühe zum Handy-Gefechte und Plänkeln hätten aufstellen können. Oberhalb, auf demselben Riff, brüsteten sich die beträchtlichen Erdverschanzungen einer Batterie von acht Kanonen; man hatte an diesem Orte einen Ofen errichtet zur Glühendmachung der Kugeln. Zerstören Hütten hatten zum Schutz der armen Russen dieses machen; ein Haufen verschiedenartiger erbärmlicher Maschen schien noch Zeugniß dafür abzulegen daß sie gedrängt waren den Mord als Almosen an schlechten Mollusken abzuhalten. Sechzehn mit einem Kreuz geschmückte Gräber erinnern daran daß der Tod die armen Menschen in den Mühen der Unterwelt so gut zu finden weiß als draußen den beschäftigten Gilden Europa's. Die Inschriften bezeugen daß die Russen schon im Jahr 1854 diese herrliche Bucht besetzt hatten. Nach und so ziemlich lange hier gelitten, da sie das Bedürfniß sich einiges Grundes zu verschaffen gefühlt zu haben scheinen, und dem gemäß ein Stück Land umbrochen und umpflanzten. In der That fanden wir auf dem umbrochenen, in Beete geordneten Grundstück halb verfaulte Kohlblätter, einige Rüben und verwelkenes Kürbisgewächs, welche auf eine Monate lange Anwesenheit der Russen hindeuteten dürften. Wenn man den kleinen Wasserlauf hinter sich hat, gelangt man an eine zweite Batterie von zehn Kanonen. Die dichten Erdwälle können Hunderten von Kugeln Trotz bieten. Außer diesen beiden Batterien wurden eine russische Fregatte von 60 Kanonen, die Pallas, hier aufgefahren gewesen sein, und zwischen diesen beiden Batterien Anker geworfen haben. Die Fregatte ist theilweise verbrannt und an Ort und Stelle verkauft worden. Warum und wie ist dieß geschehen? Die Russen werden es uns sagen können, allein was mir wissen, ist daß ein Schiff von der Größe einer Fregatte am angegebenen Orte verkauft ward. Trotzdem haben die verbrannten Theile bedeutende; überall einen Sandungsplatze hat man die Dimensionen des Schiffs gemessen, von welchem man noch einige Gegenstände mitgebracht haben: so wurden z. B. zwei in gutem Zustande befindliche Pistolen von einem Offizier der Pallas herausgebracht.

In diesem ganzen Theile der Bucht stieß ich auf kein menschliches Wesen. Blos Enten, Möven, Seeraben und einige andere Wasser- oder Raubvögel belebten die Landschaft, deren Hauptgrund durch vier 20—30 Meilen von der Bucht entlegene Kette hoher Berge, gebildet wird. Die Barrikaden-Bucht, welche, wenn sie in einem minder rauhen Klima läge, wegen der Vortrefflichkeit die sie an sich selbst schon bietet, dann wegen der Menge von Schiffs- und Dampfschaft, womit ihre Gestade bedeckt sind, einen der belebtesten Seeplätze sein würde, ist jetzt nur ein Labyrinth, dessen man, gleichsam als verlorene Posten, einige Armliche, von einem menschlichen Wesen thierischer Kultur bewohnte, Hütten antrifft. Ja, ich möchte glauben daß selbst diese wenigen Hütten (ich habe deren drei gesehen) nicht das ganze Jahr hindurch vorhanden sind. Endlich habe ich am Ende des Gestades, fern neben einem Wasserlauf, zwei mit Trümmern verfaulender Hütten bedeckte Stellen gesehen, woraus ich schließen möchte daß zu einer gewissen Jahreszeit einige Tataren des Hochlandes oder der Bären- und Gurdon-Jagd halber herkommen, und dann wieder in die Berge zurückkehren, wo sich einige Ueberlieferungsmittelpunkte befinden sollen. Die 12 bis 15 Bärenschädel welche an einer Mauerung hingen, die Hauptüberreste des Thiers das unsere Matrosen Gurdon (eine hundeähnliche in Canada einheimische Art wilden Rennthiers, mit genießbarem Fleisch) nennen, geben wenigstens Zeugniß von dem Vorhandensein solcher Thiere in diesen Gebirgen.

Wollen Sie für die nächste Weltausstellung eine touristische Idee haben, so gelangen Sie auf einer Bodenfläche ein Rechteck von 2 oder 3 Meter Länge und angefähr 2 Meter Breite ab; stellen Sie statt der Hundemeter zwei oder drei Kanonen- oder Eisenstangen auf jede Seite; nehmen Sie sodann statt der Eisenkanonen zwei in Gabelform aufgestellte Baumstämme, statt des Lederstricks aus Zimmerwerk einen andern auf den Eisenstangen ruhenden Baumfuß, ferner einige Dutzend minder dicke Baumstämme als Schwellen für die Hundemeter, und auf dem Dachstuhl aufwärts; bedecken Sie das Ganze (zum Andenken einer kleinen Kanone zum Abzug des Rauchs) mit Eisenblatt, und Sie haben einen naturlichen Palast. Das Rechteck ist nicht immer regelmäßig, so daß der Hunde sehr häufig einem Kegel gleicht. Das Hundegerüste steht in vollkommenem Einklang mit der Bauart dieser armen Menschen. Bogen, Pfeile, eine oder zwei grobe Axte, einige Birkenrindengefäße, einige Hunde-, Bären- oder Gurdon-Felle als Decke, bilden das ganze Inventar dieser Paläste. Und doch wohnen menschliche Wesen in denselben! Ich habe fünf Exemplare gesehen: zwei Männer, einen Knaben von 15 bis 16 Jahren, eine Frau und ihr kleines Kind; sie hatten keine andere Bekleidung als die in eben geschilderte, und theilten sie überdieß während der Nacht noch mit ihren vielen Hunden! Wovon aber nähren sich diese Leute? werden Sie mich fragen. Ich weiß nichts genaues darüber, und kann nur so viel sagen daß sie Fische trocknen und mit Vorräthe den Kopf angefüllt Fische essen. Daß alle diese Leute mager aussehen, mit einer großen gelblichen Haut überzogen, und einem Fischgeruche (wenn ich die Zeichen eines Menschen richtig verstanden habe) verbreitigen Perle versehene Thiere sind. Ihre Pirogen sind nichts anderes als ausgehöhlte Baumstämme. Ihre Kleidung ist eine dreckige und verstunkene schmutzige: sie besteht aus Hund- oder Bärenfellen, welche sie, glaub ich, dem Geschmack der Russen oder Engländer verdanken.

Als wir am 4 Juniad zum erstenmal in dieser Bucht ankamen, kamen mir in dem Schein welcher die Berge bedeckt, und in dem Ich weiß noch einige Theile des Gestades glänzt, einen gewissermaßen natürlichen Bruch über die Höhe dieser die wie im Innern der Wälder standen, die wunderbarlichen Prognose für die Ernte und Dauer des heurigen Sommers erkennen. Die Gletscher in den Schluchten hatten zwar zu schmelzen angefangen, allein sie waren stellenweis doch noch mehr als zwei Centimeter dick. Die Natur war nicht reich an Blumen: gelbe Veilchen, hin und wieder großblättrige, dunkelbraune Anemonen, Sarzbollk, mit schönen blauen oder violettfarbigen Blüthen

— blieb stand die eingege Blumen welche einer Temperatur von + 6° R. zu trotzen vermag. Am 19 Jan. sahen wir in Buch zum zweitenmal; der Natur hatte ihr Antlitz in den Zwischen von vierzehn Tagen vollständig geändert. Die Temperatur war auf durchschnittlich + 13° 5' (vom 19—24 Jan.) und + 14° (vom 25—26 Jan.) gestiegen. Der Schnee war geschmolzen; das Eis zeigte sich nur noch selten in den Bächen im Schatten der Wälder, während eine Menge Bienen auf den Apfelbäumen am Gestade im der Sonne lagen. Von neuen dem Meer verliehen unternommenen Ausflüge bemerke ich zwei dieser Reptilien, in denen ich Viperen zu erkennen glaubte. Um mir Gewißheit zu verschaffen, nahm ich eine und zerstückte sie mit Muße. Sie hatte (= 47 Cent. Länge. Ihre Farbe, ihr Schmerz und ihr Gehirn (cervelet) waren genau die der französischen Viper. Vierzig oder fünfzig Meter weiter hinweg sah ich eine dritte. Die Offiziere und Matrosen schienen einige dieser Thiere.

Die Vegetation hatte Fortschritte gemacht, das zarte Grün der Blattknospen zierte auf bewundernswerthe Weise den Wuchs des Gestrüppes. Eine Zwerg-Iris, mit hübscher blauer, gelb gefleckter und weiß gestreifter Blüthe; die gelben und blauen Veilchen, die Pulsatilla mit ihren gelben Kelch, Ranunculus und mehreren anderen Pflanzen schienen sich auf den Hügeln Neuholland's versammelt zu haben um Abwechslung in den düsteren Anblick der Wälder zu bringen. Eine der Pflanzen war besonders merkwürdig; ihr Stiel, der großen lanzettförmigen Blättern verstehen und in einer Menge Zweige getheilt waren mit Hunderten von kleinen Blumen besetzt sind, hat den Duft des Jasmins (der Italienischen). Eine andere in dieses Gewächses sehr genußreicher Blume, mit der eine Menge Blumenhändlerin ihr Glück machen könnte, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen: ich meine das Maiblümchen. Außer den schon genannten Blumen bedeckte wie zwei kleine blühende Eichen, wenn einen sehr bekannten Strauch, den Hainbuchen (Carpinus Betulus) gesehen.

Bei meinem Herumstreifen in den Wäldern entdeckte ich vier große Tannenzapfen, in deren Mitte ein starker Stock in der Nähe der verlassenen Hütten und am Rand des Waldes stehenden Särge aufrecht mit zwei Querstäben, und ganz derselben Gestalt daß der höher als die Köpfe gestellte Kopf nach der Himmelsseite gerichtet ist. Ich habe weitere hierüber Anordnung an zwei andern Stellen bemerkt. Diese Särge waren verfertigt aus sehr dichten Brettern, die mum mittelst hölzerner, quer über gelegter Latten auf dem oberen Theil, und seitlich den beiden Enden, befestigt hatte. Der obere Theil ist außerdem mit einer dichten Wood-schichte bedeckt. Der untere Theil enthielt einen Sarg von Rindungsstücken, das Innere zeigte nur eine einförmige Masse einfarbiger Ueberreste. Zwei große verfaulende Bretter bedeckten noch die Füße, und Bruchstücke von ähnlichen Brettern lagen darauf bis der ganze Leichnam auf solche Weise gegen die Pfeile, halb verfault, lagen auf der linken Seite, die Bogen und nerne Geräth, welch, aber das Metallene schimmernd und durchflechtig, ruhte auf der Brust. Einige gemalte Muscheln begegnen daß auch ein Halsband von Muscheln bei Verstorbenen geschmückt hatte. Ich konnte die Särge nicht zerstören, weil

1 Wahrscheinlich eines für der Eingeb. der Gattung Vipera, auf deren Ungeheuern der Zahnes, auf deren Oberkiefer zwei lange, vor in Form einer Hakenzahn stehen. Diese Schlangen sind sehr giftig. Ihr Biß ist oft tödtlich. Ihre Nahrung besteht in Mäusen, Eidechsen, Fröschen und Insekten. Sie gebären lebendige Junge, die sich in einer besonderen Haut eingeschlossen befinden, welche sie bei der Geburt durchbrechen. Sie halten sich gern in Gebüschen, Hecken und Felsenritzen auf. Die Kreuzotter (Vipera Berus) ist in Deutschland sehr häufig. Ihr Biß ist oft tödtlich. Ihre Nahrung besteht in Mäusen, Eidechsen, Fröschen und Insekten. Sie gebären lebendige Junge, die sich in einer besonderen Haut eingeschlossen befinden, welche sie bei der Geburt durchbrechen. Sie halten sich gern in Gebüschen, Hecken und Felsenritzen auf. (Anm. d. Übersetzers.)

Schlangenfische, nach den Japanesischen, und die Bucht der Bonitos, am Ende der Bucht von Jonquières, am Ende der Westküste der Insel Sachalin, nur Nadu befand.

2. Die Bucht von Jonquières &c. rec. (Westküste der Insel Karafto oder Sachalin.)

Diese Schreiben ist datirt Cumá der Bucht von Saka, an der Ostküste der Insel Nia-Giaur, 27 Juil. 1853, und lautet im Auszug: Nachdem wir auch zwei Tage in der Bucht von Nyssowskoe, einigen wir unsere Geschäfte, um eine Fahrt nach einem, wo den sagen, von den Russen Korsakow und Helagiren nach machen zu machen. Wir hätten ganz nahe Ende an bewohnten Küsten werden welche mit Papiermasse frei Franz Xaver für uns besucht hatte, Wir fanden keine Bevölkerungsmittel vor uns, sondern nahmen nur vier oder fünf kegelförmiger Hütten in Form der den Namen Duddinka (Morgen) führenden Bucht wahr. Am 9 Jan. begegnen zwei russische Kriegsschiffe, mag bei in diesem Gewässern häufigen Nebels, ohne sich Bekannten. In die Bucht Jonquières, Buch ein (1853). Breite 51° 21'; östl. Länge 139° 39'), und Anfahrten an deutschem Ort an welchem die Schiffe Lapérouse's Boussole Hermites kamen, D. h einige Hundert Klaftern vom Gestade und dann Ufer in der Nacht fliegenden Insekten auffing. Eine kleine Brise N. W. mit ausnehmender Klarheit lag dort vor Anker. Sie war, wie Der Kapitän sagte, eine Seemannen gekommen am Abendanker E. an die Küsten zu verfolgen, welche seinen Anfang nach auf diesem Punkt sehr zahlreich waren und sich stark bevölkert hatten. Die Wahrnehmung dieser Gewässer fanden lebhaft bei uns seinen Glauben, weil waren vielmehr der Ansicht daß er selbst und seine Boote täglich sogen.

Am 10 Jan. kam ein russischer Offizier mit der Wachtmannschaft herüber an Bord der Virginie, und wurde auch freundlichste empfangen. Um den Offizieren für die gute Aufnahme welche er bei ihren gefunden zu danken, brachte er ihnen frische Lebensmittel aus, daß er die Nachricht vom Friedensabschluß nicht erhalten; er bat darauf gerichtet, um sie einladen zu können die russische Niederlassung zu besuchen. In der Angelegenheit über Krieg oder Frieden war der Admiral Gurnie die Sache nicht im gewissen Maßregeln ihren Befriedigungsmitteln sich nähern zu lassen welche indessen Kenntniß, selbst mit den besten Fernrohren, unsichtbar sei und blieben.

Am 12 Jan. waren wir in der Jonquières-Bucht auf der Westküste der Insel Sachalin (nördl. Breite 51° 29', östl. Länge 139° 59'). Wir fanden am Gestade dieser Bucht zwei auf acht bis zehn Häusern bestehende kleine Dörfer. Ihre Wohnungen sind viel bequemer eingerichtet als die der Lamuren der Korsakow-Bucht. Mehrere sind 12 bis 15 Fuß lang, und führt eine steile Treppe hinein. Der Fußboden liegt etwa einen Meter über der Erde; er wird auf den Seiten und in der Mitte durch die allerverschiedensten Stämme getragen, durch entrindete Baumstämme und anlich, denen man, um eine festere Grundlage zu gewinnen, die dicksten Aeste sorgfältig gelassen hat; der Fußboden selbst, sowie die Seiten- und Giebelwände des Gebäudes sind aus abgeflachten und vollkommen passenden Baumstämmen gemacht; besonders ist diese Vorsorge bemerkt und mit Sägen oder Beilen ausgeführt; das Zimmerwerk besteht aus einer doppelten Reihe Balken, Querbalken ruhen auf der unteren Reihe, und werden durch die zweite Reihe festgehalten. Auf der Vorderseite des Hauses befindet sich eine Art Veranda von 1 Meter 50 Centim. bis 2 Meter breite. Zum Hauseingang gelangt man auf einer soliden Treppe, die einem

Gewand liefert auf welch niedriger Stufe noch die Baukunst bei diesen Leuten steht. Diese Treppe ist nämlich nichts anderes als ein hoher Baumstamm, in den man grade als Ersatz derselbe Einschnitte gemacht hat. Auf dieser Art Ungethümer gibt es Platz für die Menschen und die Hunde, welch letztere viel gefährlicher sind als die eigentlichen Bewohner dieser Häuser. Die Veranda ist mit Bogen, Pfeilen und sehr leichtem Schilfrohr gefüllt, deren Untertheil mit einer Knochen- oder zierlichen Elfenbein-Platte verziert ist; sie gewinnen dieses Material, wie mit einer der Häuptlinge sagte, aus den Zähnen des Wallrosses oder einer anderen derartigen Seethiere.

Das Innere des Hauses ist in mehrere Gemächer eingetheilt, welche sich durch Unsauberkeit und Schmutz auszeichnen. Man sieht daselbst einige aus Birkenrinde, Hunde-, Bärenfellen verfertigte Betten. In Hunden fehlt es in den Gemächern ebenfalls nicht, andere sind auch Hund oder vielmehr an Hölzerne für diesen Gebrauch in der Nähe des Hauses eingerichtete und Thür'n genannte Oeffnungen angebunden. Diese Hunde sind von mittlerer Größe; die Farbe ihres Haares ist sehr verschieden, fast alle haben eine etwas verlängerte Schnauze, und mehrere sind ihrer wachen Augen halber bemerkenswerth. Sie sind nicht so bösartig und tolg wie die chamtschen Hunde, und müssen für ihre ärmlichen Eigenthümer einen hohen Werth haben, da einer dieser letzteren um keinen Preis, weder für Pulver und noch für Tabak, welchen beim Zeitvertreibe doch so sehr lieben, einen kleinen Hund abtreten wollte. Vermuthlich wenden diese Hunde als Zugthiere für die Schlitten sowie für die Jagd verwendet, und nachdem sie während ihres Lebens den Eigenthümern Dienste geleistet, liefern sie ihnen nach dem Tode auch Kleider und eine ganz Mahlzeit. Die Einwohner haben den chamtschen Typus; sie tragen lange Haare, welche dergestalt geordnet sind daß sie auf der Mitte des Kopfes nach vorn einen Strahlen, nach hinten aber einen dichten Zopf bilden, der oft mannigfaltig aufgewunden wird. Fast alle tragen Ohrringe. Ihre Sitten und Gebräuche haben große Aehnlichkeit mit denen der Chtschen; die nicht sehr lange Weste, der Gürtel, die Hosen, die Beinlichsocken und Stiefel mit ihren Beinlädchen sind meist aus Hunde- oder Seehundsfellen verfertigt. Dessenungeachtet habe ich eine Art gewebenen Rocks aus einem Haar oder einer Pflanze gesehen, die, wie mir der Eingeborene sagte, muschalischen Ursprungs seyen. Woher aber sind diese Erzeugnisse? Woher kommen sie? Ich halte sie für Handels-Waaren, kann aber nicht genauere über sie ausführen. Alles was ich, von ihren Gewohnheiten abgesehen, über sie weiß, ist daß ihre Sprache weder mit dem Japanesischen, noch mit dem Chinesischen, noch mit dem Germanischen Aehnlichkeit hat.

Die Fischer, welchen sehr vielfach, bedingen doch nicht die Vielfachheit und Trefflichkeit der Erzeugnisse der Barrokata-Bucht: sie bestehen aus vier kleinen Booten, und zwar drei langen für den Grund und die dritten Seiten, und einem kleinen für das Hintertheil. Das Vordertheil ist so eingerichtet daß das Wasser keinen Widerstand findet, sobald diese Fahrzeuge in schnellste Bewegung gerathen.

Die hohen Berge der kleinen Seite der Küste der Jonquidiers-Bucht waren noch mit Schnee bedeckt, während die Schluchten und die Thäler in vollem Frühlingsgrün begriffen waren. Vom 12—16 Juni hatten wir eine mittlere Temperatur von + 11° R.

Die Einwohner verschaffen sich ihren Nahrungsbedarf ohne Zweifel meist auch vom Meere, das ihnen Fische, Heilage, Eisfische, Pferdefische und Seekühne liefert, welche sie zu Hunderten ganz in der Nähe ihres Lagers, an der Mündung des dicht Ortschaft schützenden Flusses, fangen. Die auf dem Innern stammenden zahlreichen Bäche führen viel Schlamm und halbverfaulte organische Stoffe mit sich. Zur Zeit des Aufthauens liefern die Flüsse, auf einem Raum von ungefähr sechs Meilen, auch dem Meere, durch Einflüsse, eine große Menge von Humus, Thon und feinem Sand erfüllenden Schlammes. Beim Anblick der großen Menge Seekohlen welche wir am Ufer fanden, glaubte ich anfänglich englische Schiffe hätten hier Kohle einen Versuch abgeschlagen. Unterhalb einem kleinen an dem Gestade ausmündenden Schlucht aber bemerkte ich deutlich daß vom Wasser herbeigeschwemmte Gerölle und Schlammes Seekohlenstücke. Ich kletterte höher hinauf, und bemerkte daß die Seekohlenflötze an Menge zunahmen. Gern hätte ich meine Nachforschungen fortgesetzt, allein die Zeit gestattete es mir nicht: ich mußte zurückkehren, und that es, nach allem was ich gesehen, in der vollen Ueberzeugung daß es auf der Insel Sachalin reicher Steinkohlenlagere gebe. Tags darauf gingen wir unter Segel, um uns wieder in die Barrokata-Bucht zu begeben. Absichtlich nächtigen und in einer großen Bucht im Osten der Insel Tis Cima [1] zu ankern. Wir haben in diesem Hafen, einer der Lapemrouse und Broughton selbst, den Namen erhalten daß diese Insel man nicht, wie man gesagt hat, Barbaren und ungastfreundlich sind. Ich glaube Ihnen bereits gesagt zu haben daß ich in Kagoschi, im Meerbusen von Kin-Sa, in Hakodade, wie hier, eine bewundernswerthe Zuvorkommenheit des Volk gegen die Fremden wahrgenommen habe. Gestern Morgen näherte sich unserm Fahrzeuge ein Landesboote. Anfänglich hielt die Furcht sie in einiger Entfernung; allein der Neugier und einige ihr von uns gegebene Zeichen vermochten sie herbeizukommen. Zwei der jüngsten Leute der Gemeinung mogten es ein Vergnügen zu verfolgen wie sie noch keines so gesehen hatten; sie waren voller Höflichkeit, ihre Augen waren nicht groß genug zur Bewunderung alles dessen was sie auf unserm Fahrzeuge sahen. Ich fragte sie ob sie auf ihrer Insel Gemüse, Vieh, Geflügel, Schwein und Schafe gäbe. Auf ihre bejahende Antwort sagte ich ihnen, sie möchten sich wegbegeben und uns Wasser sowie sie andere abwechselnden Dinge bringen. Sie fingen sodann wieder in ihre Barke hinunter, und gingen ihren Kameraden den Zwieback, das Brod und ein altes Kartenspiel, die man ihnen als Geschenk mitgegeben. Dieß erregte bei den älteren ebenfalls die Lust die Fregatte und ihre Bewohner zu sehen. Die Kameraden und die Kagoin sagten sie in solcher Erstaunen und solchen Schrecken, daß sie mich fragten: ob dieselben nicht für sie Gefährlich seyen..... Nach diesem zweiten Besuch erhielten wir noch eine große Anzahl anderer an Bord, und auf den Geschenken aller Gestalten in den Barken drückte sich zwar Erstaunen, aber durchaus nur freundschaftliche Gesinnung aus. Alte Frauen und junge, mit ihren Kindern an der Brust, Jungfrauen und Jünglinge, selbst Kinder waren in den Barken, welche zu wiederholtenmalen um unser Schiff herumfuhren, um es in möglichst genauen Augenschein zu nehmen. Während wir uns im Verlaufe des Abends ingesellig machten, kam eine neue Barke an die Fregatte und brachte Holz und Wasser.

Am auffallendsten war uns bei plötzlicher Gesinnungswechsel einer Art kleiner Menschenlust, als wir auf seinem Boote (Es genannt) im Hintergrund der Bucht Castri, neben mir einen Ein-

[1] Die Insel Tis-Sima liegt entschieden vor der Insel Kin-Sa (Yesso) und südlich von Tarn, in dem Grad welchen der Namen dieser letzteren Inseln trägt.

Kunst Kenntniß, heraustreten: es ging auf die Galerien des Tempelhofes zu, und sah uns durch Fenster zu verstohlen mit seinen Augen entfernen. Anstatt ihm Befehl zu ertheilen, sagten wir ihm er sollte sich die Freyheit ausbitten, und setzten unsern Weg fort. Bey unserer Rückkehr sahen wir ihn wieder auf der Terrasse, diesmal aber dachte er nicht daran sich zu verstecken, sondern näherte sich uns mit einer tiefen Verbeugung, und bat, indem er seine Hände auf die Brust legte, um Verzeihung, daß er sich unterstanden habe, uns durch Fenster zu betrachten. Als er uns seine beiden Gefährten von einem höhern Standpunkt fragen, mußte er nicht wie er sich geberden und seine Gefühle ausdrücken sollte. Nach einer andern Art Tartuffischer erregte große Heiterkeit. Er sonderte sich von den Fremden nun die Umstehenden. Beim Anblick eines Papiers auf welchem sich einige japanesische Buchstaben befanden, konnten sie nicht umhin wie Ochsen anzubrüllen. Als ich ihm aber den Lichtdruck-Prospect (für „Unterredungsfähigkeit in der Natur,“ des Werk des Confucius und seiner Schüler Tsu-se) in chinesischer und japanischer Sprache vorlegte, kam er ganz außer sich. Er fing an mit seinen Cameraden zu sprechen, betrachtete das Buch, und hierauf mich, und sagte dann zu mir daß man in Nia-Sepo dieses kostbaren Werk nicht besitze. Er fragte mich wo ich es gekauft habe, und war sehr höchst erstaunt als er erfuhr, ich habe es in Japan gekauft. Die wiederholten Besuche auf der Terrasse verdrossen diesen Insulaner, dem sehr viel an Freundschaft gelegen haben; mir selbst aber sind dadurch mehr und mehr in der Ueberzeugung bestärkt worden daß die Japanesen französische Gesinnungen gegen die Fremden hegen, und daß sie die kurze und dramatische Regierung so ist welche der Anfang dieser Erscheinungen dramatisch im den Weg trat.

Reisebriefe aus Indien

IX.

Kalkutta.

(Von Dr. Georg A. Wallich.)

Wir machten unsern Aufenthalt in Kalkutta nur [illegible] in dem weniger feuchtbaren Theil Indiens einzudringen. Das Land, welches auf der anderen Seite der Provinz sich zum Indus [illegible] kommene Wüste ist, so war von Kamelreisen [illegible] beginnt hier schon seinen Charakter zu prägen. [illegible] aus einer festen, für das Wasser undurchdringlichen Grundlage von Thon, auf welcher in gleichen Lagen, der Sand sich anhäuft; an anderen Stellen wo das Wasser die [illegible] reine Thonschichte aus, die ausserordentliche [illegible] Wasserverdunstung [illegible] [illegible] [illegible] ten, welches in seine Gegenden [illegible] Gallen wo das Wasser seinen [illegible] Salz, [illegible] Holz zu der Einsiede, wo es sich an [illegible] [illegible] Combination, in mannigfaltiger Lösung [illegible] Wassers verdunstet ist. In der heißen Jahreszeit mit vielen Theilen den Boden überzieht. Wie [illegible] nach einigen meilen, sieht man Brunnquellen oder durch [illegible] nach Bikaneer, bei Delhi [illegible] Auf dieser Richtung [illegible] von Kankstein, dessen [illegible] und die man als die [illegible] nördliche Grenze des [illegible] den andern Seite derselben [illegible] von allen Seiten nach dem [illegible] und rief in den Nähe dieser Stadt [illegible] [illegible] [illegible]

Quarzfelsspath oder reinem Quarz bestehen; wie mehre indessen auch auf einem oder zwei der und einem Gehalt von trappartigem Grünstein beobachten, dessen Vorkommen ich hier nicht vermuthet hatte. Auf diesen Hügeln wachsen in großer Menge baumige Euphorbien, deren Saugorgane flaschenförmig sind, und deren Harzsaft den faulen Zahn gesunder sich leben lassen. Die betreffen ebenfalls alle Abhänge der Kalkhügel gegenüber, und durchkreuzen die Vegetation der Gegend, die außerdem nichts hervorragendes darbietet. Ein mehrere Tage andauernder Regenfall hat mir Gelegenheit die Probe über Salz anstellen zu lassen, indem er theils das nöthige Wasser lieferte. An dem Ort wo die Erde Salz enthält, wird eine große Pfanne von Backsteinen gebaut. Darüber wird in Gruben das beigebrachte Wasser mit der Erde vermischt, und dann auf die Pfanne gebracht, die etwa 8—10 Schritte im Viereck hat, wo es an der Sonne verdampft. Die Pfanne hat nach einer Seite eine Neigung, so daß man den Schlamm, welcher sich absetzt, von dort herausfragen kann. Der wässerichte Rückstand wird auf Kalk und Backsteinpflaster gemacht, darüber Mischung, die auch die flachen Dächer und die glatten Zimmerböden wasserdicht macht.

Die Erde enthält so viel Salz daß alle Grasarten nach und nach saftig werden, und daß man den Tintenkäfer und großen häßlichen Taufe (Gryllotalpa), die sich in der Nähe halten, entfernen muß.

Ich weiß nicht ob ich euch schon über die Art des Vorkommens des Kalkes, welchen man hier, wie in ganz Indien zum Bauen braucht, geschrieben habe. Das Vorkommen von wirklichem compactem Kalkstein gehört zu den Seltenheiten, und wenn die Indier auch den weniger Bruchen die bekannt sind, ihren Bedarf für Mörtel bequemen sollten, so würden die angehäuften Lasten des Transports seine Verwendung unmöglich machen. Das haben sie aber auch nicht nöthig, denn sie haben den Kalk über. In einer Tiefe von etwa 1—3 Fuß unter der Oberfläche der Erde findet man überall da, wo der Boden dem Wasser eingedrungen erscheint, oder vielmehr wo die Erde fest und porös ist, eine Lage eiförmiger Steine, welche zum größten Theil aus Kalk bestehen. Diese Schicht ist nie dicker als ½—1 Fuß. Die Bildung dieser Steine geht fortwährend auf allen Feldern vor sich, und wenn man den indischen Bauersmann frägt wo die Kalker — so werden diese Steine genannt — herkommen, so antwortet er, sie wachsen im Feld. An einigen Orten, wie z. B. in Guzerat, wo es keine Steine auf weiten Strecken gibt, dient dieser Kalker sogar zu dem allergewöhnlichsten Bauen als Straßenbaumaterial, welches die Ochsenkarren fortwährend zusammen und zum Verkauf bringen. Wenn man den Kalker zerschlägt, so erkennt man oft eine concentrische Anordnung, die Aehnlichkeit mit einem durchschnittenen Zwiebelstück als Kern in der Mitte darbietet. Es unterliegt keinem Zweifel daß es von einer langsamen Verdunstung des Wassers herrührt, daß sich in der erwähnten Tiefe am längsten hält, und daher die concentrische Lösung mineralischer Bestandtheile darbietet. Daß es Zeit genug hat sich zu solcher Tiefe zu verbreiten, ist klar, wenn man bedenkt daß von dem Ende einer Regenzeit bis zum Anfang der andern in den meisten Orten Indiens 6—8 Monate vergehen, in welcher kein Tropfen Wasser fällt, und in den drei Jahren, aus welchen die Temperatur der Luft am Tag häufig 36°—40° Celsius erreicht. Ich habe zwei meteorologische Register von Bombay hier, für 1849 und 1850, aus denen ich euch die Temperatur des Bodens anführen will, wie sie 20 Zoll unter der Oberfläche herrschte, und dabei betrug die monatliche Variation in der Tiefe nie mehr als 2—3 Grad Celsius.

	1849	1850
März	28° . . .	27°.
April	29—30° . .	29—30°.
Mai	31—32°	31°.

Hiebei muß man bedenken daß das Klima von Bombay ein sehr gemäßigtes ist, und der Contrast viel größer sein erscheint. Von Juniad an wo der Regen beginnt, sinkt die Temperatur des Bodens bis zum September, wo es aufhört, auf

	1849	1850
September	26° 6 . .	26° 5
October	26° 5 . .	26°

um im October wieder etwas zu steigen, worauf dann die Abkühlung in der Regel unverändert fortgeht, bis die Temperatur im Januar ihr zweites Minimum erreicht. Der Periode des ersten Maximums nach dem Regen fällt, je nach der Dauer des Regens, etwas früher oder später (Januar 1849—1850, 26° 5—27— 26°—26° 5); im Jahre 1849 fiel sie in Bombay in den November statt, wie gewöhnlich, in den October

	1849	1850
November	29° 6 . .	29° 5.

Als mir bei einem Morgenspaziergang bei dem kleinen Kalkofen, die etwas unterwärts sind, stehen blieben, wo sie den gebrannten Kalker aus Norden nehmen, sahen wir Stücke krystallinischen Kalkes auf, welche man in kleinen Mengen gewinnt. Diese Lager, wie ich höre, von dem hiesigen Abtheilungen der Aromalitberge, wo man den krystallinischen Kalk in kleinen Mengen findet. Manche Stücke hatten Granitbeschaffenheit angenommen. Diese Lager von Granitartiger Textur stimmen genau überein mit dem Marmor, den ich später in den berühmten Brüchen von Makrana auf der andern Seite des Gebirges sah.

Das heilige Land in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts.

Nachgaben und Landschaften, welchen einheimische gewerbsmäßige in Anwendung, die Gegenden welchen einzelne Länder. Herausgegeben von Friedr. Ch. Pfahlbauten bei den. Ortsnamen in Ortsgesch.)

Von Cypern.

Cypern ist eine herrliche und ruhmwürdige Insel, reich an allen Gütern, allen anderen Meerbeherrn nicht zu vergleichen; sie wurde nach der Schrift von Japhet, dem Sohne Noahs (Moses 10, 4) gegründet, und ist von allen übrigen Ländern vorzüglich und von allen Seeküsten der Argeischen, Syrien, Armenien, Türkei und Griechen wie von einem Gürtel umschlossen. Zwischen Cypern und all' diesen Gebieten ist auf dem Meer die Entfernung höchstens eine Tagreise, wie später zu sehen sein wird. Diese glorreiche Insel gehörte ehedem den Armeniern, welche sie an den König von Jerusalem verkauften. Als das heilige Land und Acon verloren ging und verwüstet wurde, zog der König von Jerusalem, mit den Fürsten, Edeln und Baronen nach Cypern herüber, und dort wohnten sie und verweilen bis auf den heutigen Tag; in dieser Weise wurde Cypern ein Königreich. Drei Bischöfen sind auf Cypern, das von Baphos, Arsinoe und Famagusta, und

ein Metropolitan in Pisidien, welchen zu unserm Zeit ein Diaconus Bruder. Diamal Heiden war und von Paul Clemens VI zum Cardinal erhoben wurde. Der dritte Stadt an Europa ist Tarsus erhebrem Bereiche und trug aber durch besondere Gebäude gezeichnet vorzüglich Heimat geboren, da ist am Meerbusen gerade Alexandrien gegenüber gelegen. Jene Stadt wurde von St. Paulus als Barnabas zum Christlichen Glauben bekehrt, und von hier aus in ganze Welt, wie es in der Apostelgeschichte erzählen ist. (Apost. 13, 6.) Ein Patriarch hatte residiert der Tempel des Himmels, wo das Götzenbild verehrt wurde, und die weisesten und angesehensten Bürgerinnen alle ehrlich Heiden hat Jahrmarkt versammelten. Von diesem Tempel kommt die Zerstörung von Troja und, denn Helena die Fabel sagt, wurde verursacht worden. Auch weiters ist in diesen Tempel alle ehrlich und niedergebrannten Jungfrauen der Ende der Pfarrer, besonders den und Gespielen die Mädchen von Rom weiblichen all in allen übrigen Ländern. Diese ein Schauplatz auf Cypern dreundreiß aber am Ende wo der Pferdemarkt steht, bei Hampt auf dem dieselben Weise ist; in wird in die ganze Stadt von Jerusalem Heimatsorte. Bei Paphos ist der Ort wo St. Hilarion wohnt und viele Pfarrer gemacht hat und viele andere Orte Heilige verehren, besonders Jungfrauen und Nonnen, aus Alle manchen Pfarrern welche die Fremden wegen Heimat der Weiberen mädchen und Weibsbild so verehren und angenehm pflegen. In dem Paphischen Distrikt ist nach der Meinungen Gemeinden gelegen, welches in der Stadt nicht innere dürftige hat. Diesen Weingarten liegt an einem sehr hohen Berg auf bei zwei Meilen Länge, es ist allerschönen mit hohen Felsen und Mauern umgeben, und von einer Seite bei es einem sehr Abgrund, aber liegt er ganz flach. In diesem Umfang gibt es unendlichfältige und verschiedene Weinstöcke mit Trauben, wovon einige Reben von der Größe von Pflaumen und andere von der Größe kleiner Gubern tragen. Einige solchen Trauben sind grüner Farbe, während andere ganz blau sind; einige haben weiße Trauben, andere braune schwarze, andere rötliche und manche sind ohne Kerne, andere wieder mit Kernen und Eichnüssen und sind durchsichtig; und so haben sie Reben mit Trauben aller Art in diesem Weingarten. Dieses gehört dem Tempelherrn und nun den Hospitalbrüdern von St. Johann mit Blümbus. Nur die der Templer waren tausend Sklaven, die da anfangene Tagesarbeit täglich hatten, welches sie von anderen Welt noch eine Last unentgeltlich als diesen Sarazenen pflegten und zu bewachen, und von manchen sehr erfahrenen Pilgern gesagt ich daß es unter der Sonne kein schöneres, ehrens und bequemeres Leben gebe, das dem zum Genuß des Weines bortrefflicheres Klima gebe, das dem zum Genuß des Weines gemacht, als „die Trauben von Gaza und die Feigen von Ascalon“. Nicht weit von Paphos ist die Stadt Nemesium, ehedem klein, aber nun durch die Wallfahrt des Götzendienst und der Pilgrimme von den Bergen sehr berühmt. Diese Stadt liegt am Meer Ufer und Leben auf Erhöhung gegründet. Ihre wohnen auch Juden und Heidnischen und Christen gegenüber. Ihre Bürger, sehr Mann arbeiten ganz. Ihre Häuser und kleine Gärten und feste Häuser sind wunderbar machen. Ihr Weinbau ist auch an anderer Pflanzungen des Weines Frucht gesammelt, in welchem ebenfalls verschiedene Arten wachsen, welche rote Trauben sind auch an von Aussehen wie einzelne Arten, die aber Weiß als ausgepreßte viele Rosinen wenn in Form Cyprus, Frankreich und Spanien die Weinbeeren bereiten sich und Pflanzen von Cilicien der Armenien. Oberhirtlich haben sich auch Pflanzen von Cilicien der Armenien. Oberhirtlich Handelsart ausgebaute. In diesem Weingarten ist auch ein großes Kloster des heiligen Thomas der Apostel, welches Kloster

gehalten wird ab bei welcher bei zwei und drei Mark bezahlt. Alles wird dort zu der Jagd vorgemerkt. So kannte ich einen Grafen von Degler, welcher mehr als 60 Jagdhunde hatte, und je für zwei derselben hielt er einen besonderen Diener, welcher sie reinigte, wusch und kämmte, und man sieht bei diesen Thieren für nothwendig hält. Andere Otte hatten mindestens 30 bis 12 Falconiere mit besonderem Sold und Löhnung. Ich kannte mehrere Otte und Kriegsleute in Bayern, welche jährlich 1200 Gewehrkarten ausrüsten konnten mit dem rund ihr Jagdzeug und ihre Falconiere kleideten. Manchmal versuchten sie auf ihren Jagdzügen mancherlei in den Wäldern und Gebirgen, in Felsen, und sieben andern im Nichtsthun vor Hunden und Falken, schlafen in ihren Zelten in Wald und Heid, und lassen alles nöthige und ihr Zeitung auf Kameelen und Packthieren sich nachführen. Aber es ist zu wissen nöthig daß in Bayern die reichsten Fürsten, Grafen, Barone, Kriegsleute und vermöglichen Bürger den Otte wohnen, welche mit ihren Kindern und den Gräfern in Ehren. Jedes, und den herrlichen Stadt Aren dahin gebauen sind, nachdem Land und Stadt ihnen verderben genommen. Indem sind auf Bayern die reichsten Kaufleute und Bürger, und ist ihre Wunder, weil es das ärgste christliche Land ist wegen alle Fahrzeuge, große und kleine, und alle Kaufmannsgüter, von allen Orten und Meeresgegenden kommen, und immer gerist vor Bayern laufen, um von hier aus weiter gefördert zu werden. So müssen auch alle Pilger aus allen Theilen der Welt, die ihren Weg suchen, nach Bayern kommen, und allmählich hört man dort alle Verbrecher und Strafgelder, von der Enns Anfang bis zu ihrem Niedergang. Darum versteht man in Bayern alle Sprachen, und redet darin und lehrt sie in besonders Schulen. Ferner wächst auf Bayern auf den höchsten Bergen der beste Wein unter der Sonne. Dieser Wein ist zuerst roth und steht in hitzigen Krügen, hält sechs, sieben, ja zwanzig Jahre und wird weiß, und je länger er steht, stets abgenehmen, wird er täglich stärker. Doch muß man zu einem Theil seinem Weine drei ein Theil Wasser mischen, und wenn ein Mensch gesund von solchem Wein trinken wollte, so würde er nicht betrunken werden, sondern von innen heraus verbrennen und sich vergehren. Von diesem Wein mit schärferen Magen zu trinken, ist sehr gesund, auch gibt es auf der Welt keine bessern und stärkern Becher als auf Bayern. Hier wachsen auch alle Bäume und Früchte, die im heiligen Lande gedeihen. In meiner Zeit verharrten auf Bayern viele Adelige, Barone und Kriegsleute aus allermenschen Landen, wie den Graf von Blandin, Schwarzgrafen, und der Hr. v. Schlegken und den Otte von Lichtenstein und andere mehr. Die Sprache der Türken bezahlen dem König von Bayern Tribut, wie Gandelar (Attinbri), Sarlaun (Sellador), Sidi (Sciencia) und Sanella (Vitalia), und andere Otte und Orden. In dieser Stadt Salzla wohnen drei verschiedene Arten von Menschen, auch ist sie durch Mauern und Gräben in drei Theile geschieden. Im ersten Theil wohnen die Griechen welche den Sonntag heiligen, im zweiten die Juden welche den Sabbath feiern, und im dritten Theile wohnen die Muslim welche den Freitag heiligen. In dem Theil der Griechen wohnen, ist ein Bild der heiligen Jungfrau Maria auf einer Tafel gemalt; desgleichen nur drei auf der Welt sind, und zwar einen zu Rom, das andere zu Konstantinopel, und das dritte zu Sarlaun, alle von einer Größe, Bildung und Fürtrefflichkeit. Darin dem Bilder soll der heilige Lucas nach der Gestalt der gebenedeiten Maria gemalt haben, und bei der Verehrung dieses Bildes Gott daselbst viele Wunder wirken. Von den königlich Schätzen und Herrlichkeiten auf Bayern möchte noch vieles zu erzählen.

Die Honduras-Eisenbahn.

George Squier, der Vereinigten Staaten-Gesandte residirte, als es die Länder Honduras, San Salvador u. s. w., zu Aufsuchung der Ruinen alter Städte bereiste — daß eine Eisenbahn durch Centralamerika, welche die Staaten Honduras und San Salvador durchschneiden würde, Nicaragua und New-Granada ganz umgehen würde.

Squier konnte unter seinen Landsleuten niemand finden der seinem Projekt die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und er wendete sich deßhalb an englische Kapitalisten, die sofern alter auf dasselbe eingingen. Kennzeichnend ist bereits nicht nur ein genauer Bericht über die Ausführbarkeit seiner Vorschläge ausgearbeitet der englischen Regierung vorgelegt worden, sondern es ist auch schon zwischen Honduras und Großbritannien ein Vertrag abgeschlossen, der die Anlegung einer Schienenwegs unter den günstigsten Bedingungen gestattet.

Oertliche Untersuchungen haben gezeigt daß die Terrainschwierigkeiten nur unbedeutend sind, und Kapital ist genug zur Disposition gestellt um in den centralamerikanischen Staaten eine Verkehrsverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean herzustellen, die für England Bedeutungen in Aussicht und Schwierigkeiten von untergeordneter Wichtigkeit sein wird.

Durch die Ausführung dieses Projekts wird England unabhängig von der unter amerikanischer Kontrole stehenden Panama-Eisenbahn, und es kann die Nicaragua-Route ganz umgehen.

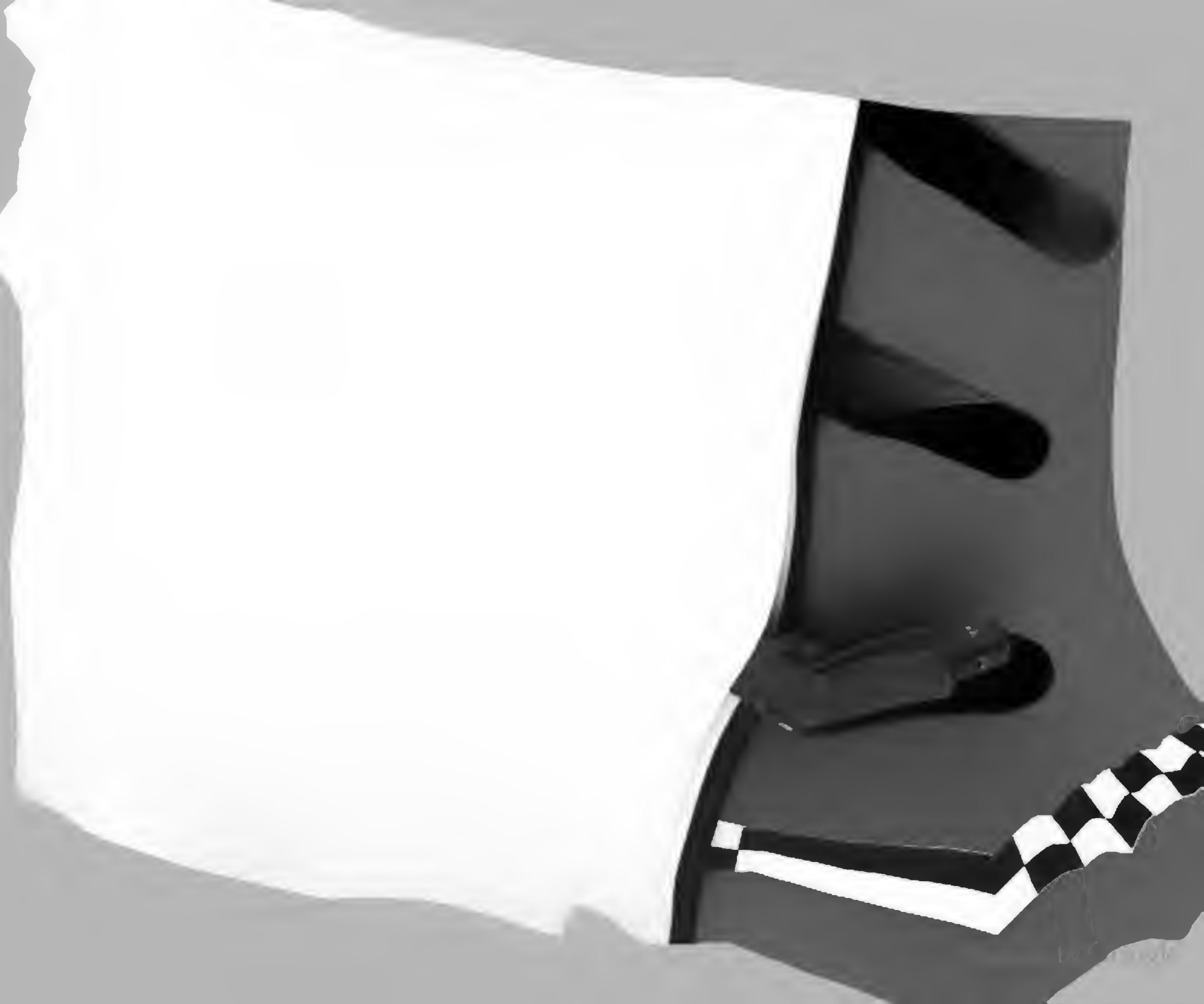
Von noch größerer Wichtigkeit für England ist jedoch daß es dadurch einen gewaltigen Einfluß auf die schwachen Staaten Centralamerika's gewinnen muß, und schnell diese Länder colonisirt sein wird, denn was die Staaten Honduras und San Salvador für nicht viel mehr als englische Colonien ansehen (?)

Wenn nur dem Volk England der Monroe-Doktrin gewisser auf dem freien Boden Centralamerika's sich sieht, wenn sich der Gesandtschaft der Vereinigten der mittelamerikanischen Staaten immer mehr von den Pandres ab, und den Engländern zuwenden, so ist dieß [illegible] der schlechthin Doktrin und Politik der amerikanischen Regierung zuzuschreiben, welche die Annexation sämmtlicher Staaten des südlichen Theils jenes Continents an die nordamerikanische Republik, durch die Festhaltung ihrer Doktrin bis Gewalt Recht ist, unmöglich gemacht haben wird. Durch die Furcht vor der im Ostende-Manifest ausgesprochenen gewaltthätigen Filibuster-Politik, durch die Erregung das Schicksal Nicaragua's theilen zu müssen, werden den Nordamerikanern alle Nachbarstaaten mehr und mehr entfremdet.

Wenn nicht gelingen werden kann daß früher in den nordöstlichen Provinzen der sieben Staaten der Wunsch hier sich an den großen Staatenbund des Nordens anschließen zu können, in hat sich durch Erwägung doch seit vier Jahren dergestalt geändert, daß gegenwärtig in jenen sieben Staaten der Name und der Einfluß der Vereinigten Staaten überall gleich sehr gefürchtet und gehaßt ist — so weit hat es die demokratische Regierung der Vereinigten Staaten in vier Jahren gebracht!

Verlag von J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaktion: Dr. C. B. Prüfer.

Digitized by Google



Digitized by Google